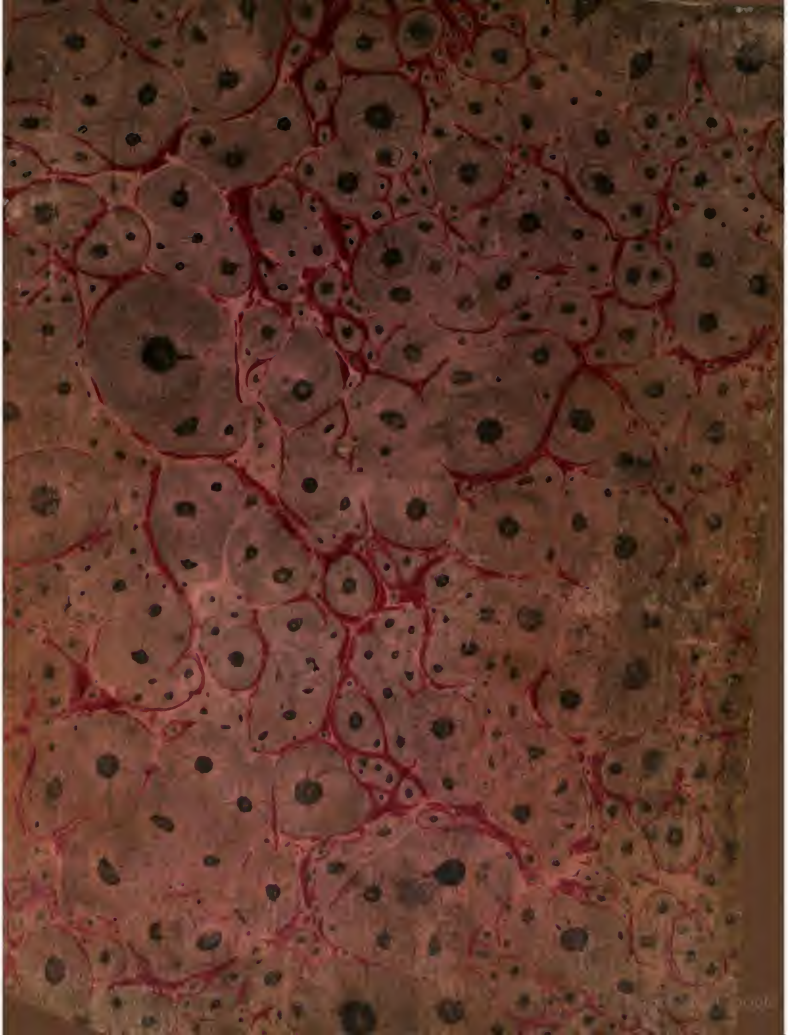


B. 8 11
Mus.

4 Per. 5 1/2 (20,1

Bestimmungen
für die Abgabe von Büchern und Karten aus dem Hauptconservatorium der Armee.

1) Bücher und Karten können nur gegen wirkliche Einhändigung der entsprechenden und wo nöthig gegengezeichneten Empfangscheine abgegeben werden.
2) Um den mündlichen und wechselnden Benutzung der Bibliothek zu erhalten, dürfen zum Privatgebrauche nur zwei Werke zugleich einem Individuum überlassen werden.
3) Karten und Werke mit Kupfertafeln können in der Regel ausserhalb des Locals des Hauptconservatoriums nicht abgegeben werden. Für besondere Fälle ist die Entscheidung zur Abgabe, Ansicht oder Benützung, von dem General-Quartiermeister nachzusuchen.
4) Wird ein mangelhaftes Werk, Buch oder Karte, nach zwei Monaten nicht zurückgegeben, oder eine Verlängerung nachgesucht, so ist der Empfänger schriftlich zur Rückgabe innerhalb der nächsten acht Tage aufzufordern. Sollte dieser Mahnung nicht Folge geleistet werden, so hat sogleich Meldung an den General-Quartiermeisterstab zu geschehen.
5) Um die Werke und Karten für den allgemeinen militärischen Gebrauch zugänglich zu erhalten, darf der Verlängerung sich nicht über einen Monat ausdehnen; wird das Werk aber mittlerweile von andern begehrt, so findet keine Verlängerung statt.
6) Bei Werken von mehreren Bänden hat, wenn es von mehreren gewünscht wird, der Bibliothekar innerhalb des erlaubten Termins die Zeit zu regeln, wann die ersten Bände den andern Begehrern zukommen sollen.
7) Bei Werken, die zu dienstlichen Arbeiten der Referenten im k. Kriegsministerium und andern Militärstellen oder zu wissenschaftlichen Vorträgen im Generalquartiermeisterstabe und topographischen Bureau nöthig sind, findet hinsichtlich des Termins eine Ausnahme statt; doch muss die Verlängerung von zwei zu zwei Monaten nachgesucht werden. Sollen die Empfänger dieses versäumen oder die erfolgte Mahnung unserer Achtlassen, so ist nach den Bestimmungen sub 4 zu verfahren.
8) Die Zeit des Abgabe für den Privatgebrauch ist auf die Stunden von 11 bis 1 Uhr täglich beschränkt.
9) Beschmutzte, zerrissene oder defecte Bücher und Karten sind von dem Empfangen zu ersetzen, denenzufolge bei der Abgabe genau durchzusehen.
10) Der Eintritt in den Bibliothekssaal ist untersagt. Besuchenden dürfen nur durch den Conservator, den Bibliothekar und die dort kommandirten Officiere in solchen eingeführt werden.
11) Da diese Anordnungen nur den Zweck haben, die Sammlungen vor Schaden zu bewahren, so verpflichtet sich jeder beim Empfange im Interesse des allerhöchsten Eigenthums stillschweigend zu deren genauen Befolgung.
12) Diese Bestimmungen sind gedruckt innerhalb des Einbandes oder den Umschlages neben dem Titelblatte in jedem Bande jedes Werkes einzukleben.

von der Mark, *Gl.-Quart.*

Digitized by Google

<36635308400019 S

<36635308400019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Zwanzigster Jahrgang.

1847.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1847.

Gd/65/1343

Digitized by Google

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Altbestand 33630

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1847.

A.

Abaca, der – oder Manillahanf: 647.
Abdankung, die – gekrönter Häupter: 732.
Abenteuer, ein romanhaftes –: 908.
Aerzte, Sterblichkeit der – in Rußland: 960.
Afrika, Abessinien und seine Nebenländer. Die Karawanen in –: 11. Der Sklaven- und Waarenhandel in Soba: 85, 89, 94. Einfluß des Klima's auf die Thiere: 339. Ueber die Zuflüsse des Nils und die Erforschung des östlichen Afrika: 813.
— Aegypten. Scenen aus dem ägyptischen Leben: Erster Abschnitt. 1) Vergangenheit und Zukunft: 107. 2) Das häusliche Leben zur Zeit des Ramsin: 111. 3) Die erste arabische Lection: 115. 4) Die Insel Rodah: 116. 119. 5) Die französische Lehrstunde: 123. 6) Die Afrite: 127. Zweiter Abschnitt. 1) Die Vorbereitungen zur Wasserfahrt; die Nilbarke: 203. 2) Das Familienfest: 204. 3) Der Mutasil: 207. 4) Der Strabeh: 211. 5) Der verbrannte Wald: 212. 6) Ein Frühstück in der Quarantäne: 216, 220. Der Kanal von Suez: 444. Das St. Antonikloster in Oberägypten: 485. Belauf der Munizentücher: 531. Der Nilbamm: 751. Statistik von Cairo: 840.
— Barbareskenstaaten: Abdel Kader und der Kaiser von Marokko: 677, 697. Die Lage der Oase von Wargela: 695. Ein merkwürdiges altes Schloß in der Sahara bei Wargela: 875. Marocconische Schafe: 1180.
— Algier, Handelsreise nach Bugiut: 236. Ueber einige Alterthümer Al's. 1. Dschebel Scherman: 237. 2. Teiseleb. 3. Sberschell: 245. 4. Philippeville: 253. 5. Constantine: 261. Der Weg von Biskra nach Tuggurt: 279. Alterthümliche Forschungen in Nordafrika: 497. Gegenwärtiger Zustand der Metidscha: 641. Die Metallminen von Kabylien: 755. Die Verbindung der algierischen Sahara mit dem Senegal: 883. Das Tamfest in Orleansville: 1031. Die Nedmu's Ibn Aschirs: 1120. Das sogenannte Christengrab: 1213.
— Mittelafrika. Ausbeutung der Minen in Guinea: 160. Das Ringgeld: 429. Der Sklavenhandel im Westen: 464. Die Hanstruppen des Königs von Dahomey: 768. Meteorologisches aus Sierra Leone: 861. Die schwarze und braune Race in Afrika: 899, 904, 907. Die Weiberleibaten des Königs von Dahomey: 961. Ethnologische Skizzen aus Lamole. 1.: 1049, 1054, 1057, 1062, 1065, 1070. II.: 1093, 1098, 1102, 1105, 1110.
— Cap. Cannibalismus einiger Betschuanastämme: 1012. Der Kaffernkrieg: 1137.
Aiguillonnier, der –: 225.
Aladscha, die Kirche von – im Taurus: 581.
Albanien, ein Ausflug in –: 773, 777.
Albinneger, ein – in Cairo: 596.
Alhambra, Maasregeln zur Erhaltung der –: 816.
Alterthümer, römische und etruskische –: 189, 195.
Alwaverkäufer, die – in Südungarn: 1021.
Amerika, nördliches –: Die Zukunft Amerika's: 119. Die künstlichen Hügel: 125. Das Klima von Neubraunschweig: 341. Ueber Archäologie und Ethnographie der amerikanischen Ureinwohner: 837, 842. Die Zerstörung und Wiederverjüngung der Wälder im brittischen –: 1. Die Zerstörung: 1077. 2. Die Wiederverjüngung: 1105. Die öden Fichtengründe: 1153. Scenerie an der Columbia-Quelle: 1231.
— Mexico. Bilder aus dem mexicanischen Leben: 1) Die Hacienda de la Noria; der Pferdebändiger: 3, 7, 11, 15, 19, 23, 27. 2) Bermudez el Matachete: 68, 71, 75, 79, 84, 87, 91, 95, 99. 3) Die Gambusinos: 135, 139, 143, 147, 151, 156, 159, 164, 167. 4) Der Salteador: 351, 355, 359, 363, 367, 371, 375, 379, 383. 5) Perico el Zaragate: 623, 627, 631, 635, 639, 643, 647. 6) Fray Serapio: 1123, 1127, 1131, 1135, 1139, 1143. Real del Monte und die Silberminen: 101. Erwerbszweige der Provinz Colima. 1) Der Matchan: 425. 2) Die Pfauenwilder: 433. 3) Der Gicle: 34. 4) Die Salzgewinnung: 441. 5) Der Baumwollenbau: 446. 6) Die Oelpalme: 450. 7) Die Perlenfischerei: 453. 8) Der Indigobau: 460. Merico und die Vereinigten Staaten: 681, 1069, 1073, 1078, 1082, 1085. Die freien Plätze in Merico: 691. Skizzen von der Südwestküste Merico's: 789, 795, 798, 802.
— Mittelamerika. Der See und die Stadt Dyabel: 241. Aufenthalt in Guatemala. 1) Ankunft in Guatemala Nueva; mehrere gleichnamige Städte in diesem Theil Amerika's; Physiognomie der Stadt und ihrer Umgebung: 327. 2) Schilderung der innern Kämpfe; Morazan und Carrera; Stanz Morazan's; Carrera, der gegenwärtige Präsident der Republik: 331, 335. 3) Präsident Carrera; Interessen, welche er unter den mittelamerikanischen Völkern vertritt; seine Verwandtung; seine Sitten; Unterredung mit ihm: 339. Die Bevölkerung des Landes: 1157.
— Westindien. Sagen und Geschichte von Cuba. 1. Havana: 187. 2. Goldminen: 196. 3. Einfluges: 191, 196. 4. Die heilige Jungfrau von Cobre: 199. Etwas über Point-a-Pitre auf Guadeloupe: 239. Literarische Bewegung in Cuba: 643. Aufsuchung neuer Arbeiter für die westindischen Inseln: 844.
— Südamerika. Französische Unternehmung nach dem Maranon: 21. Die Minen von Peru: 109, 114, 118. Die Goldwaschereien in Neugranada: 129. Die Minen von Chili: 141. Cochenille in Surinam: 192. 24 Jahre in der argentinischen Republik. I.: 265, 270, 274. II.: 285, 290, 295, 298, 301, 305. Ueber die geologische Beschaffenheit von Südamerika. I.: 457, 461. II.: 545, 551. III.: 597, 603. IV.: 637, 661. V.: 817, 822. VI.: 825. Die Bewohner des Feuerlandes: 529. Schiffahrt auf dem Orinoko u.

Digitized by Google

Apure: 752. Balparaiso und die chilenische Gesellschaft: 871, 876, 880, 884, 887, 891, 895.
— Vereinigte Staaten: die Botschaft des Präsidenten: 41, 46. Die Bodenbenutzung: 141. Ein Locomotiv zum Postdienst: 227. Plan zu einer Brücke über den Niagara: 316. Sprachenmenge: 784. Zahl der öffentlichen Bibliotheken: 788. Aufnahme der Küsten: 1086. Krieg mit Mexico I. d. Zum ges Dampfboot: 1172. Expedition zur Untersuchung des todten Meeres: 1208.
— Brasilien, die Goldminen in —: 121. Schiffahrungen aus —: 1. Rio Janeiro: 469, 474, 478. 2. Wanderung in den Orgelbergen: 533, 558, 562, 566. 3. Bahia und Pernambuco: 905, 910, 914, 918. 4. Alagoas und der Rio San Francisco: 921, 926, 930, 933. Die Vegetation in der Provinz Goyaz: 749.
Angora, etwas über —: 1027.
Arles, die Politei von —: 484.
Arsamun, die Statue des Gottes — in Scherschell: 361.
Asien. Japan. Capitän Coopres Besuch in —: 197. Eine Correspondenz zwischen dem Kaiser von — und dem König der Niederlande: 219. Mißtrauen der Regierung: 420. Absichten der Engländer: 527.
— China. Montgomery Martins Buch über —: 32. Die Macht der Gelehrten: 127. Opiumrauscher in Kanakong und Tschufan: 128. Die Nahrung und der Feldbau bei den Chinesen: 221. Eine chinesische Unternehmung nach Europa: 264. Die Mandarinen in —: 397. Ein Zusammentreffen mit chinesischen Seeräubern: 408, 412. Beobachtungen Häuserzustrie: 412. Innere Kriege: 418. Die Verbitterung der Fremden: 507. Einige Nachrichten über —: 509. Der Neujahrstag: 591. Religionsgebräuche der Chinesen: 637. Chinesische Tempel: 703. Ein Aufenthalt in Ningpo: 753. Opiumeinfuhr: 920. Die Verhältnisse zu England: 831. Die Missionen in Corea: 885. Schanghai: 945, 949. Die Blumengärten in Schanghai: 978.
— Tibet. Bericht über das ehemalige Bekanntwerden des Landes und die tibetanischen Studien: 673, 677, 682, 685.
— Hinterindien. Kampf der Franzosen gegen die Cochinchinesen: 637. Die Insel Malacca: 1073. Die Zinnminen von Malacca: 1079.
— Indien. Das Kaschmirthal: 164. Literarische Nachrichten aus —: 369. Buddhistische Ueberreste: 400. Allgemeine Bemerkungen über den Stand der Angelegenheiten: 569, 574, 577, 582, 585. Beförderung des Baumwollenbaus: 836. Jahrbuch Wallaces: 949. Hindui, Hindi und Hindustani: 965. Eine Freidenkergesellschaft: 868. Ersparungen der englandischen Regierung: 876. Wirkungen der Landtaxe: 891. Diebstahlsbrief Verlauf der großen Procession von Dschaggernath: 1052. Die Zschaintempel zu Candagarei in Cattak: 1063.
— Nordöstliche Inseln. Aus meinem Aufenthalt auf den — (Von Ring). I.: 153. II.: 373, 378, 382, 386, 389. Colonisationsproject: 1252.
— Ceylon, Kaffeebau auf —: 68. Steigende Wohlstand der Insel: 396.
— Der indische Archipel. Die Insel Bali: 15. Elephantenjagd auf Sumatra: 53. Briefe aus dem niederländischen Indien. VI.: 29, 63. VII.: 295, 299, 304. Macassar: 77. Ueber die Gestaltung und Vegetation einer Theils von Sumatra: 137, 142, 146. Forschungen über Bali: 161. Die holländische Regierung und das Christenthum auf Java: 167. Unruhen auf Borneo: 172. Handelsverhältnisse: 177, 182. Bevölkerung und Handel von Bali und Lombok: 263. Verfahren gegen die Seeräuber auf Borneo: 1063.
— Persische Länder. Die Völker im Westen Indiens: die Belutschen: 113. Ethnographische Bemerkungen über Afghanistan: 1061, 1067.
— Arabische Länder. Die Ruinen von Dein el Kalaab: 97. Ausflug von Bethlehem nach dem Laboratorio von Ebareitum: 713, 718, 722. Der Schrift von Petra: 724. Die Maroniten. 1. Der Kief: 912. 2. Die Hauptstadt: 915. 3. Der Libanon: 918. 4. Die Palmyrene: 919. 4. Die Bazars, der Hafen: 923. 5. Das Grabmal des Santon: 924. 6. Das Gebirg: 927. 7. Ein gemischtes Dorf: 931. 8. Das Feudalschloß: 932. 9. Kesruan: 935. 10. Der Kampf: 936.
— Transkaukasien. Reise von Kolchis nach den Ruinen von Pitunda und der Küste des Lands bis Tschighrim. 1. Redaktale: Anacleia; Itschamtschuri; Pambor; Suchum Kale: 9, 14. 2. Pitunda: 18. 3. Gesellschaften in den Festungen; eine Jeanne d'Arc des 19ten Jahrhunderts; Gagra; der Peometheusfelsen: 21. Einiges über Derbend: 33, 37. Das Klima: 1121. Allgemeine Schilderung. 1) Lage und Boden: 1163. 2) Bevölkerung; geschichtliche Uebersicht: 1177, 1183. 3) Allgemeiner Zustand der Bevölkerung: 1193. 4) Einzelne Völkerschaften a) Esalia: 1205, 1212. b) Georgier: 1221, 1225. c) die moselmannischen Provinzen: 1231, 1233. d) Armenier: 1237.
— Sibirien. Tomsk im J. 1845: 165. Das Schamanentum bei den ostjakischen Völkerschaften: 184, 188. Die ostjakischen Völkerschaften: 212. Irkutsk: 217, 221. Mittelung in Irkutsk: 419. Nachtsaiden: 440. Die Völker tatarischer Zunge: 1205, 1212. b) Georgier: 1221, 1225. c) die moselmannischen Provinzen: 1231, 1233. d) Armenier: 1237.
Asiorien, das asiatische Museum im Louvre: 1117, 1122, 1126, 1130, 1134.
Astrachan, Schilderung der Stadt und der Umgegend: 841, 846, 849, 853, 858.
Athos, über die Malereien in dem Laura-Kloster auf dem Berge —: 561. Ein Besuch des Berges —: 573, 579.
Auckland, die — Inseln: 744.
Undankbarkeit, unermessliche —: 344. Eine — in der Nähe von Catania: 488.
Auswanderer, Verfahren gegen die — von Seite der Schiffsführer: 624.
Auvergne, die alten Vulcane der —: 535.

B.

Barometer, ein — ohne Fluidum: 1212.
Batate, Anbau der —: 95.
Baumwolle, die cultivirende — in Indien: 664. Monopolisirung derselben in Frankreich durch die Regierung: 1104.
Beirut, eine alte Wasserleitung bei —: 61.
Belgien, die Bevölkerung von Gent und Brügge: 60. Die Noth und Sterblichkeit in Flandern: 208. Belgien und die Belgier: 413, 417, 422, 426, 429, 434, 437.
Bienheim, der Boden eines Besuchs in dem Palast von —: 728.
Bourbon, die weise und die Arbeiterbevölkerung auf der Insel —: 513. Weinbau auf —: 956.
Britannia-Brücke, die: 851.
Brodunruhen, die neuesten —: 269.
Brooke, Sir James — als Licentiat der Gottesgelehrtheit: 1145. — und das Christenthum: 1220.
Brunnen, der artesische — in Neapel: 766.

C.

Cadyflanze, die —: 611.
Canis megalotis, der — lebend nach England gebracht: 256.
Carter, der Thierhändler —: 800; sein Schatten: 933.
Cauchunt, Nachricht über die Gewinnung des —: 867.
Cenis, die Durchstechung des Mont —: 504.
Chizerots, die — und die Turins in Frankreich: 551.
Chronik der Reisen. Reisen in Aegypten und Nubien. Von Ampere. 3. Die Pyramiden: 35, 39, 44, 47, 51, 55. 4. Das alte und neue Cairo: 423, 427, 431, 436, 439, 444. 5. Mehemed Ali; Heliopolis: 539, 563, 568, 571, 575. 6. Der Nil: 823, 827, 831. Sturt's Reise in dem Innern von Australien: 255, 260, 264. Castrens Reise in Sibirien: 267, 272, 275, 279, 283, 287, 291. Festsetzung: 615, 620. Sechstes Tage von Triest über Aegypten nach Jaffa in Palästina: 519, 523, 527, 531. Reise in der Mandschurei und Corea: 539, 543, 547, 552. Reise nach Neugeenade. 1. Reise von Havre nach Santa Marta in Neugenada u. Aufenthalt daselbst: 731, 736, 739. 2. Die Fahrt den Magdalenenstrom aufwärts: 765, 767, 771, 775, 779, 783, 787. Castelnau's Reise in Südamerika: 807, 811, 815. Sein Bericht über die Fahrt auf dem Amazonenstrom: 1043. Mittheilungen in der Regentschaft Tunis. I.: 855, 860, 864. II.: 1187. III.: 1219, 1224. Die antarktischer Kreuzfahrt der nordamerikanischen Entdeckungsexpedition unter Lieutenant Wilkes. Erster Abschnitt: 935, 959, 963, 967, 971. Zweiter Abschnitt: 999, 1003, 1007, 1011, 1015. Reise in Tibet und der mongolischen Tatarei von den Missionären Gabet u. Huc. Einleitung: 1048. Erster Abschnitt: 1051, 1055, 1059, 1063, 1067. Zweiter Abschnitt: 1087, 1091, 1095, 1099, 1103. Die dreijährige Reise der Neuseeländischen Vereins im Orient: 1107, 1112, 1115, 1120. Die arktische Expedition der Hudsonsbai-Compagnie: 1147, 1151. Erforschung des Bodens von Babylonien. 1. Umara in der Beludtenwüste; der Palast: 1243. 2) der Hafen; die Ruinen auf der arabischen Seite des Euphrat: 1251.
Chur, Aufenthalt in — in Majorca: 565.
Cleermaechlo, Nachricht über —: 711.
Cider, Verbesserung des — in der Normandie und in England: 988.
Cochenille, ihre spärliche —: 300. Cochenillepflanzungen in Guatemala: 1245.
Columbacs, neue Beobachtungen über das Weben der Fliegen von —: 654.
Constantinopel, Bibliotheken und Buchhandel in —: 385.
Crowther, der Botaniker J. —: 116.
Cyffard-Linie, die —: 879.
Cypern, die christliche Kirche auf —: 389.
Cyrenaica, französische antiquarische Unternehmung nach —: 1225.

D.

Dampfschiffahrt, Verbindung von Segelund —: 1180.
Delphine, Erscheinung einer merkwürdigen Art von — an der norwegischen Küste: 445.
Diamanten, neue Art —: 372. Die Auffindung von — in Nordamerika: 924.
Dodo, der Vogel —: 733.

Digitized by Google

Donville, Tod des Reisenden –: 335.
Druck, rascher –: 728.

E.

Ehe, eine merkwürdige –: 652.
Eichbaum, der – in Indien und dem Archipel: 556.
Eisjagt, die – in der Schweiz: 409.
Eisenbahn, außerordentliche Schnelligkeit eines Zugs: 200. Eine – auf geneigten Flächen: 256. Senkung des Bodens bei – en: 268. Dammewagen auf der Eisenbahn: 436. Die atmosphärische – in Frankreich: 600. Die – von Turin nach Chambery: 732. Eine unterseeische – von England nach Frankreich: 767. Die – en in England und Frankreich: 797.
England. Die Fischerei-Gesellschaft: 19. Thätigkeit der Gesellschaft zur Unterdrückung des Lasters: 40. Allgemeine Transportgesellschaft in London: 56. Die Eröffnung des Parlaments: 69, 74. Heirathen: 100. Maulbeerbäume und Seidenwürmer: 183. Die Einbindungen ins britische Institut: 204. Der Herzog von Northumberland: 223. England und Irland: 229. Einfuhr von Menschenzähnen: 232. Die Zahl der Cattunfabriken in Manchester: 268. Theeverbrauch: 272. Viehseuchen: 288. Das Einkommen Revenuen der Wissenschaftsstaat der Preußischen: 301. Die Lage der englischen Schiffahrtsgesetze: 329. Ausfuhr nach den Colonien: 356. Die Einwanderung armer Irren: 372. Lebensmittelreinheit in Liverpool: 392. Zahl der Matrosen und Schiffsjungen auf der Flotte: 428. Das Herüberströmen von irischen Armen: 483. Die Getdreide und die Eisenbahnen: 517, 521, 524, 533. Die Ueberden Stand der Literatur: 525. Baumwollenwaarenausfuhr: 540. Vermehrung der Briefe: 656. Die 17te Versammlung der britischen Association für Beförderung der Wissenschaften: 689, 694, 702, 721, 726, 737, 743, 769. Guanoeinfuhr: 704. Das aufgelöste Parlament: 745, 749, 754, 758, 761. Mögliche Verbindung der Cabenstein aus Indien: 792. Telegraphie: 804, 847. Eine neue Chartistenbewegung: 836. Strenge gegen den Nachdruck: 900. Handelsaussichten: 909. Der Getreidehandel. Bauernfeuche: 929. Unglücksfälle auf den Eisenbahnen: 956. Einfuhr von Holzschuhen aus Holland: 964. Pockenkrankheit unter den Schafen: 972. Das Fieber in Edinburgh: 980. Die Antigoldgesetzfrage: 981. Klagen über die Baumwollenmanufactur: 1005. Das neue Parlament: 1101. Vollendung der elektrischen Telegraphen von London nach Liverpool und Manchester: 1188.
Erfindungen. Kreide als Feuermaterial: 56. Eisen von heißem und kaltem Gebläse: 88. Neuerlei Gypsen von 1692. Metallene Boote: 120. Alcoholometer: 176. Die Schmelzung des Kupfers durch Elektricität: 472. Galvanismus gegen Insecten: 656. Neue Verfuche in der Fabrication von: 764. Fabrication festbarer Steine: 868. Aeropyrobre: 992. Künstliche Steine: 1016. Maschine zum Ausscheiden der zu leichten Münzen: 1044. Neuer Dampfmesser: 1099. Neue Anwendung der Elektricität auf die Locomotive: 1188. Neue holzersparende Triebkraft: 1200. Verbesserung in der Fabrication der Bankbillete: 1252.
Esche, die – und die Eiche: 544.
Estland, die Bevölkerung von –: 175.

F.

Fahrten, die – im antarktischen Meere. Sir J. Roß und seine Vorgänger: 338, 941, 948.
Flandern, die Novellisten in –: 1053.
Franklin, die Expedition Sir J –s: 1181.
Frankreich, die gelehrten und literarischen Gesellschaften in den Provinzen. 1. Allgemeine Bemerkungen. 13. 2. Die verschiedenartigen Bestrebungen: 29. 3. Geschichte: 37. 4. Naturwissenschaften, Industrie, Ackerbau, der Congreß: 45. 50. Der Reisbau: 103. Maler-Museum: 128. Die Geburth: 133. Der Ackerbau: 201, 205, 209, 214, 218, 222. Bevölkerung: 228. Der freie Handel: 233. Das Eisen: 257. Ein Blick auf die Finanzen: 277, 281. Die Wahlbarkeit: 280. Arbeiterbeschäftigung bei den Eisenbahnen: 388. Die transatlantischen Dampfboote: 424. Auffindung von Marmor: 452. Die Freiheit des Kornhandels: 465. Die Eisenbahn von Rouen nach Havre: 473. Das Einsiedlerwesen: 493, 499, 502. Fabrication des endlosen Papiers: 530. Das Frankreichgebiet: 565. Der Dandini von St. Tropez: 605. Die finanziellen Zustände und die Eisenbahnen: 605, 610, 614, 617. Sendung von Reisen nach dem Orient: 736. Der Reisbau in Camargue: 775. Allgemeine Zustände: 937, 943, 946, 951. Münzfälschung: 1020. Luft an Stiergefechten im Süden: 1056. Eine Gesellschaft für die Geschichte der alten Provinz Dauphiné: 1084. Verordnung über die Schießbaumwolle: 1104. Gesellschaft zum Minensprengen vermittelst der galvanischen Säule: ibid. Der Tunnel von Livron: 1132, 1175. Verluste der französischen Flotte: ibid. Umfang des Kunstreitbetriebs: 1196. Das Hotel von Clump: 1216. Eine merkwürdige heiße Quelle: 1232. Zunahme der Reisecultur: 1236.
Finnen, etwas über das Epos der –: 925.

G.

Gambusinos, die – in Mexico, f. Amerika.
Gardenfest, das – in Maine: 941.
Gesellschaft, eine eingeborne afiatische – in Pekrat: 336. Palästonstraphische –: 404. Jahresbericht der afiatischen – in Paris: 781, 786, 790, 795. Die archäologische – zu Delhi: 1160.
Grab, Entdeckung eines neuen römischen –s von dem Cav. Campana: 343, 347. Die mapsaischen Gräber in Serbien: 901.
Griechenland, der griechisch-türkische Streit: 297. Die Marine –s: 567.
Gutta Percha, über die –: 1201.

H.

Hacktuptgesellschaft, f. England.
Hanf, unaeheurer – auf der Barons-Insel bei Neuschinsk: 443.
Harem, das Leben in den – s der mosaimitischen Großen. I.: 505, 509, 513. II.: 537, 541.
Hirsch, der bengalische – in Belgien: 676.
Höhenunterschied, der – zwischen dem mittelländischen und rothen Meere: 887.
Holland, die Colonialinteressen – s: 1013.
Hund, der wilde – in Patagonien: 1068.

J.

Ibis, ein blauer – in Frankreich erlegt: 1240.
Jerusalem, Spaziergang von – nach dem Jordan und dem todten Meere: 225, 230. 234. 238, 241, 246.
Irkutsk, f. Asien.
Irland. Mangel an Buchhändlern in –: 48. Der Volksglaube: 57. Die Irländer als Seeräuber: 544. Unterstützung durch England: 672. Die Schweinezucht: 856. Etwas über das nationale Unterrichtssystem: 873. Der Tod unter den ausgewanderten Irländern: 984.
Island, Zuwachs der Zeitschriften: 88. Die Weide der Pferde in Nom: 147. Die Insel Stromboli: 149. Die nächtlichen Schulen in Rom: 345. Ein Ausflug von Neapel nach Amalfi: 993. Erdbeben auf einer Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata.
1) Das Schlachtfeld von Canna; Lavello; Venosa: 1041, 1046. 2) Barile; Melfi; das Kulturgebiet; das Jagdrevier Friedrichs II, und das Schloß Pesole; die sonnenumgebenden Inseln auf dem Lago di Pesole: 1109, 1113, 1118.
Juden, die Secten der – in Rußland. 1. Die Karaiten: 171, 175, 179, 183. 2. Die Rabbinisten oder Talmudisten: 223, 227. 3. Die Kabbalisten: 231, 235, 239, 243, 248, 251. Der heutige Centralpunkt der – in Russisch-Polen: 269. Etwas über die – in Rom: 805.

K.

Kärnthen, Ausflug von Görz nach Raibl in –: 465, 467, 469.
Kartoffelkrankheit, neue Ursache der –: 852. Die – in Neufundland: 1140.
Kaufenspeculation, eine –: 952.
Kaukasische Reisen und Forschungen deutschen Naturforschers aus den kaukasischen Ländern: die letzten Tage meines Aufenthalts in Tanagoria; Scene in Taman; zur Charakteristik der Kosaken; Ueberfahrt nach Anapa; Reise am Kuban; Naturcharakter; Steppenländer; das Aeußere der tschernomorischen Kosaken im Vergleich mit den Tscherkessen; erster Anblick des Kaukasus; Ankunft in Jekaterinodar; das äußere Bild der Stadt; Sawadowski; Gesahr des Reisens am Kuban; die Cathedrale von Jekaterinodar; Besitzung; Ursachen der tscherkessischen Zagdfertigkeit bei den tscherkessischen Stämmen am linken Ufer: 49, 54, 58, 62, 66; die Tscherkessen in Jekaterinodar und in der Türkei; Sabschbeit des Abadsechischen; Abera Pa; freundliches Verkehr zwischen den Kosaken und ihren Nachbarn am linken Kubanufer; Verhältnisse der neutralen Stämme; ein Abend unter Kosaken; Sitteschau und Gesetzordnung eines benachbarten Arztes im Kaukasus; Arti Mollah, der dankbare Tscherkesse, eine Anekdote aus dem kaukasischen Krieg: 147, 121, 126, 130; politische Verhältnisse der nördlichkaukasischen Steppenvölker; der Markt von Georgiewsk; Anblick des Kaukasus; Falanenjagd; General Bureé; gefährliches Reisen am Terek; Wladikaukas: 325, 330; Aufenthalt in Wladikaukas; geringe Fortschritte der Russen an der Nordseite des Gebirgs; Nestorok; Baldinin; ein effektischer Arzt; die russischen; eine Militärreise; ein polnischer Jude als Gesangerner bei Schamyl; Fahrt durch den

Digitized by Google

Kaufakus; Naturcharakter; der Kreuzberg; Aussenthalt in Ananur; Ankunft in Tiflis; die Familie Kobedue; General von Reibhardt; Gespräch über die Tschetschesen: 393, 396, 601. Bilder vom Kaukasus: 249, 254, 258, 262. Religionszustand der Ossten, Inguschen u. ihrer Stammgenossen: 421. Das Volk der Dido oder die Leghierstämme: 973. Die Suanen: 984, 985, 990.

Keremet, wotjakische Opfergabe: 81.

Keying, die chinesische Dschunke —: 816.

Kirchen, die sieben — Asiens: 43.

Kleiderrevolution, drollige — in Bayonne: 580.

Kolonien, Erzeugnisse der holländischen —: 456.

Konstulate, die — in Jerusalem: 897.

Korngefehe, die — in Frankreich, Belgien und Holland: 321.

Krähe, die geschwätzige —: 596.

Krajona, die Hauptstadt der kleinen Walachei. I.: 1. 6. II.: 73, 78, 82.

Krim, die heraclische Halbinsel in der —: 477.

Kunstofen, moderne —: 596.

Kupfer, weißes — aus China: 840.

L.

Laden, ein prachtvoller — in Newyork: 455.

Lamdsta, das alte —: 1149.

Langenmeffung, durch den magnetischen Telegraphen: 948.

Lavard, Nachricht über —: 364.

Liffabon, etwas über —: 357.

Livius, angeblicher Fund des —: 63.

Loire, Bemerkungen über die Verwilderung der —: 669.

London, die Kosten der Polizei in —: 228. Ein prächtiger Aufzug: 347. Die zerlumpten Schulen: 349, 353. Das Literarium: 400. Hang für die nächtliche Unterkunft der Arbeiter: 712.

Lotus, der — der Alten: 1044.

Louverture, der Schah Toussaint —: 292.

Luftspiegelung, merkwürdige — bei Macon: 576.

Lycier, das alte Volk der —: 449, 454, 458. Lycische Städte. I. Makri oder Telmessus: 625. 2. Pinara: 633. 3. Xanthus: 645. 4. Sidyma, Tlos, Pinara, Cadyanda: 653, 658. Reise von Xanthus nach Antipbellus: 663, 669. Eine alte christliche Kirche in der Nähe von Myra: 949.

M.

Mammuth, vollständiges Skelett eines — 6 an der Moskwa aufgefunden: 337. Ueber die geologische Verbreitung und wahrscheinliche Nahrung des —: 835, 840.

Mangofrucht, die —: 719.

Marseille, der Canal von — und die Wasserleitung von Roquefavour: 311, 316, 319. Marktag: 726.

Martuanlin über Jodien: 1024.

Maulbeerbäume, chinesische — in Frankreich: 296.

Meerungeheuer, ein rebendes —: 780.

Metallspiegel, die chinesischen —: 705.

Mine, die tiefste —: 752.

Mindoro, ein unbekanntes Thier in Brasilien: 827.

Miß, giftiger —: 1148.

Moos, ein eßbares — in Algier aufgefunden: 732.

Moskwa, eine alte — in Frankreich: 587.

Mossai, Brief aus —: 724, 728.

Murillo, ein verkaufter —: 208.

N.

Narrendall, ein —: 228.

Naturforscher, Bemerkungen eines Reisenden. I. Ein feiner Staubregen auf den kanarischen Inseln; 2) ein weißer Muschelkalkstreif im Polarstellen: 173; 3) Der Felsen von St. Paul: 185; 4) Pflanarien auf trockenem Boden: 263.

Neufundland-Fischerei, die —: 912.

Niederlande, die Flotte der —: 160.

Nimrud, das Wallahrtsstift zu —: verzögerte Absahrt von Mosulstie; Handelsverhältnisse; mangelnde Gewerbsthätigkeit; die Schwabsty; Gesinnungen gegen sie; der Weg nach Nimrud; der Konak; die Moschee; der Vorabend; die Feldwache; der Kraal der Städtreinnen; die Küche; die beiden Mittagsmahle; Nogaia leha; Abfahrt: 729, 733, 738, 741.

Nimrud, die Alterthümer aus — in London: 701, 705, 710.

Nordlicht, ein prächtiges —: 1008. Das — am 28 October: 1113.

Norfen, antediluvianische —: Etwas über die Buhrum-Marmore in England: 16. Cambrische Gesellschaft zur Untersuchung wallisischer Alterthümer: 32. Die alte Stadt Halosaffus: 80. Noch etwas über die Mosaicität von Bethsura: 80. Tatarische Mauern in Rußland: 99. Alter und Verschiedenheit der himjaritischen Inschriften: 124. Nachricht von Ninive und der Keilschriftlitteratur: ibid. Die assirischen Felder: ibid. Das alte Syrakus: 139. Das alte Antemnä: 152. Alterthümer aus Nimive auf dem Wege nach England: 180. Unterirdische Wohnungen im französischen Flandern: 196. Buddhistische Ueberreste in Indien: 252. Die Ruinen von El Balad in Südarabien: 273. Die Lage von Rhechoth: 281. Phönicische Inschrift auf dem Beine des zerbrochenen Kolosses in Ibsambul: 315. Die ghasnavidischen Münzen: 324. Ein assyrisches Monument in der Nähe der Dronte: ibid. Ueber einige alte Vasen und Bruchstücke von Töpferzeichnungen: 328. Wahrscheinlicher Cultus-Wechsel im alten Aegypten: ibid. Die Ruinen von Atulei: 352. Assyrische Alterthümer auf Cypern: 352. Alterthümer in Neugrenada: 552. Kahnemmüller: 596. Inschriften zu Lella Maghrnia: 629. Die Keilschrift zu Nimrud: 667. Antiquarischer Fund bei Kampsaval: 679. Demitische Ueberreste: 684. Eine merkwürdige Antiquität im Mississippi-Thal: 700. Die assyrische Keilschrift: 747. Spuren der Römerherrschaft in Gadames: 815. Antiquarische Entdeckung auf Malta: 868, 1007. Sächsische Steingräber in Schottland: 872. Reste eines riesenhaften Thieres: 960. Alterthümer von St. Albans in England: 1003. Neuer Alterthümerfund in Neudamerika: 1011. Gallische sogenannte Rudmünzen: 1020. Thumimarmelon und über Phönicien: 1023. Karten des alten Rußlands aus dem Arbokstitser: 1057. Ausgrabungen in Pompeji: 1111. Das Hotel von Cluny: 1216. Jüdd gallische Münzen: 1220. Die Keilinschriften von Van angeblich entziffert: 1233.

— ethnographische —: Verschiedenheit zwischen den See- und Landmalayen: 267. Die Sprachen und Verwandtschaft der südafrikanischen Stämme: 353. Die Sprachen von Abyssinien: 363. Wert über die Berbersprache: 412. Ethnographische Forschungen in Nordafrika: 485. Die Wichtigkeit der ethnographischen Fragen: 521. Die Sprache der Syrjänen an der Jsbma: 725. Die Heimath der Gallavölker: 735. Ueber die Sprache der Australier: 831. Die Urvölker Rußlands 957. Verwandtschaft der afrikanischen Sprachen: 1209.

— geologische — Kochende Brunnen in Neuseeland: 7. Badefchinitzer untertreischer Vulcan im südlichen Archipel: 48. Vorweltliche Thierübertreste in Schweden: 75. Bildung eines Sees im obern Lotregebiet: 87 Entdeckung von fossilen Elephanten in Frankreich: 104. Fossile Strausseneischen in Indien: 254. Die Erdbebung bei Jodend bei Plymouth: 272. Aschenregen auf den Farören: 304. Steigen des Bodens in Aegypten: 368. Steigen der Ehemie: 312. Erderschütterung in der Riesengebirgsregion: 383. Ueber neuere Landsenkungen: 467. Ueber den Humusstrich in Rußland: 536. Funk unterdiluvianischer Fossilien in Rußland: 572. Fossiler Holz in großer Tiefe: 608. Palästinischer Fund: 828. Entdeckung von Eisen des Mosaregeid: 967. Platina in Frankreich: 972. Vulcanische Erscheinung auf der Insel Timor: 1000. Das alte vulcanische Land der Dordogne: 1064. Steigen von Neuseeland: 1136. Angebilcher vereinzelter Mensch: 1200.

— literarische. Fortdauernde Sammlung finnischer Volksüberlungen: 4. Alte literarische Funde in Norwegen: 8. Montgomery Martin über China: 32. Forschritte der finnischen Literatur: 76. Der Literaturgesellschaft 79. Herausgabe vatikanischer Manuscripte von Abbate Matranga: 143. Die brevierbuch des Bischofs Ja Rigveda: 196. Die Chronik von Jean le Bel: ibid. Ein georgischer Literat: 284. Die berühmte Magazinbibel: 320. Beiträge zur alt-bulgarischen Literatur: 543. Zur Frage: Bibeln für französische Geschichte: 644. Werk über die Musik der Alten: 892. Etwas über koptische Literatur: 893. Ein Werk über das bodenbare Reich: 903. Nachgelassene Papiere von Dr. Chalmers: 948. Bearbeitung der Reise Sir W. Raleighs nach Guiana: 1184. Ein indopersisches Gedicht: 1232.

— naturwissenschaftliche. — Der Borkenkäfer im Winter: 12. Die Maikenepidemie auf den Farören: 27. Rother Regen: 28. Merkwürdiges Meteor: ibid. Ein Meteor: ibid. Ueber die Anziehungskraft des Schlammes in den nordamerikanischen Seen: 71. Ueber die Vegetation der Galapagos-Inseln: 128. Xanthium spinosum: 372. Seltsame Missgeburt: 380. Zwei vermahlte Fichten: 404. Neuseeländische Vögel: 416. Rothes Wasser im See bei Trofi: 468. Merkwürdige Pflanzung: 524. Krankheit des Kakaobaums: 564. Ein früheres Mädchen in Serbien: 619. Naturgeschichtlicher Fund auf den kanarischen Inseln: 620. Ein merkwürdiger Fisch: 677. Ungeheure Vermehrung der Seehenille: 632. Einführung neuer Insekten in Irland durch die Einfuhr neuer Getreidearten: 740. Thierkrankheiten im Norden: 776. Die Aloe gegen Zahnweh: 796. Merkwürdige Eidechse in Mittelamerika: 808. Blühende Vanille in Europa: 812. Blühende Aloe: 824, 928. Sternschnuppen: 868. Erscheinungen von Haifischen an der englischen Küste: 896. Auffallende Mietung des magnetischen Telegraphen: ibid. Gewalt des Sturmes: 912. Eine ungewöhnliche magnetische Störung: 1000, 1116. Ein verderblicher Wurm in Rußland: 1072, 1144. Die Macht der weißen Ameisen: 1088. Werk über den Dodovogel: 1220. Der Odysstaum in Assam: 1236.

Digitized by Google

O.

Oceanien. Statistik von Neusüdwales: 47. Kupfer auch in Westaustralien aufgefunden: 132. Entdeckungsnachrichten aus Australien: 460. Mount Schanz und Mt. Gambier: 501. Skizzen aus dem Leben in Tasmanien und Australien: 503, 507, 511, 515. Religionsverhältnisse auf Hawai: 520. Begräbniszeremonien auf den Marquesasinseln: 856. Bleiglanzminen in Südaustralien: 640. Der Kindermord in Australien: 715. Ein Irländer als König auf Neuguinea: 792. Der Reichthum der australischen Minen: 792. Ein unbekanntes Thier in Australien: 793. Missionärische Anstedlungen in Neuseeland: 848. Etwas über die Diffikile von Neuguinea: 853. Die Arbeiterfrage in Australien: 896. Angebliche Besetzung von Neuguinea durch die Engländer: 952. Die südaustralischen Kupferminen: 1048, 1055. Etwas über die Flora von Neucaledonien: 1161.

Oelpflanze, eine neue –: 156.

Omer, die Vorstädte Haut Pont und Loqet in St. –: 547.

Omroe, der Wanderer in Poinesien: 395.

Operationen, Versuche mit schmerzlosen chirurgischen –: 108.

Opium, das Rauchen des –: 213.

Osteerexpeditionen, Skizzen aus den – 1) die baltische Jagd: 105. 110. 2. Russische Contraste im Menschen- und Naturleben; baltische Jahreszeiten; nordischer Mai; die Frühlingsvermählungen; die baltischen Strassen und der Adelsequipagen; Race und Menschen; Menschenracre u. Menschenfülle; Feldarbeiten und Stabilität des lamerasistischen Stadiums; die Judenfrieseht unter den Letten; Pauperismus und Proletariat; die Letten, Esthen und Russen als Manufacturisten; die Halbdeutschen; das russische Phlasma und die politische Gleichgiltigkeit; die kurischen Juden; Gränzjuden und Gränzrussen; Mai- und Winterpolitik; abprechendes Urtheil und die Petersburger Presse; Russificirung und Moskowiterpartei; das Finanzministerium Cancrin u. Graf Cancrin; die geheime Polizei; Graf Benkendorf und die russische Partei; Fürst Paskewitsch und die russische Aristokratie: 621, 625, 629, 634, 637, 641, 646, 649. 3) Die Ostseeprovinzianer im Ausland; früher und jetzt; russische Pabgefree; der Ukas vom 15 März 1845; die ritterschaftlichen Landesdeputirten; die politische Verfassung der Städte: 889, 894, 898, 902, 906. Boden und Klima in den –: 843, 848, 851.

P.

Papruspflanze, die –: 607.

Paraemelle, Nachricht über den Abbé –: 256.

Paris, eine Sittengeschichte in –: 319. Milchversorgung: 332. Ein seltsames Begräbnis: 408. Vorschlag zu einer Eisenbahn um Paris herum: 496. Zahl der Armen: 510. Statistik: 668. Vorgeschlagene Besteurung der Kamine: 716. Unterstützung der Armen: 764. Ein seltsames Hunde- und Katzenmenagerie: 804. Der Pflanzengarten: 877. Die Deutschen in Paris: 989, 994, 997. Die Eisenbahn um Paris herum. I.: 1129. II.: 1141.

Perlenfischerei, die – im stillen Meer: 36.

Pestongees, wahrscheinlicher –: 652.

Petra, Nachrichten über –: 809.

Phönicien, über die Geschichte der phönicischen Studien: 65.

Pol, Mittel um den Pol zu erreichen: 439.

Polen, Etwas über –: 549, 555. Gränzverhältnisse zwischen – und dem östlichen Deutschland: 765, 770.

Portugal, Besuch der Klöster Batalha und Alcobaca: 609. Ueber die neuen Ereignisse in –: 1017, 1022, 1026, 1030, 1034, 1037.

Pouce, Tom –: 228.

R.

Ramlinsons neuere Forschungen: 1156.

Rechtsfeage, curiose –: 132.

Reichthum, über die moderne Richtung des –: 293.

Reisart, merkwürdige –: 840.

Reisenotizen. Neue Reise Rochet de Hericourts: 136. Leichardt's neuer Reiseplan: 168. Dessen Mißlingen: 1192. Dampfschiffahrt den Tigris hinauf: 344. Expedition nach dem Golf von Benin: 348. Russische Expedition nach dem Aral-See: 432. Baltige Rückkehr des Grafen von Castelnau: 508. Sir John Franklins Expedition: 671. Unternehmungen um ihn aufzusuchen: 1124, 1140. Bericht über den Niger aufgenommen: 727. Unternehmung nach der Bay von Benin: 772. Endeckungsreise im Himalaya: 996. Eine neue Unternehmung nach Innerafrika: 1119. Missionsunternehmung nach Tibet: 1151. Der Reisende J. Verreux: 1164.

Reiseskizzen von der Ostsee, von der preußischen, russischen, finnischen und schwedischen Küste. 1. Danzig und seine Umgebungen: 309, 314, 318, 322. 2. Auf der Ostsee; Gotsland; Kronstadt: 357, 361, 365, 369. 3. Dies und jenes aus der esthländischen Hauptstadt Reval: Gesellschaftliche Steerei nach Finnland: 401, 406, 409.

Ringgeld, das – in Afrika, s. Afrika.

Rettungsboot, ein neues –: 1120.

Robinson, der – der neuen –: 969. Andere Robinsonaden: 1025.

Rückblicke. Einleitung: 1145, 1149; Die Krise in England und die Bankfrage: 1153; England und Irland; Handel: 1158; die Schiffahrtsacte, der Acterbau und die Baumwollenindustrie: 1161; Irland: 1166; Frankreich: 1169; Rußland und Nordamerika: 1174; die Freiheit des Verkehrs und ihre Folgen: 1178, 1181; Nordamerika und Mexico: 1185; Cuba: 1190; Brasilien: 1193; Asien: die Holländer und die Engländer: 1197, 1200, 1205; Indien und China: 1209, 1213; die Landenge von Suez und das Mittelmeer: 1217, 1222, 1225; Italien: 1229, 1233, 1238; der Osten Europa's: 1241; Polen: Schluß: 1249.

Runkelrüben, Untersuchung über die –: 868.

Rußland, Jeremanstalt bei St. Petersburg: 207. Der Getreidehandel im G. Bialka: 384. Ueber die Seide am Fuß vom Dniepr: 391, 395. Baltas Hügel: 431. Die Sphenen im Gouvernement Wladimir: 433. Die Finanzmaßregeln im westlichen Europa: 461. Eine russische Handelsmarine und ihre Bemannung: 556. Livländische Briefe. I.: 693. II.: 698. Fundorte arabischer Münzen: 699. Die Bevölkerung des Gouvernements Witepsk: 757. Das Gr. Esthland. 1. Das Land: 777. 2. Die Bewohner: 785. Etwas über das russische Militär und die Militärcolonien: 829. Jagd auf Eichhörnchen und Haselhühner im Kreise Pinega: 839. Das Gouvernement Woronesh: 861, 867. Zweck der Uralexpedition: 907. Die Wolgaschiffahrt: 917. Die mohammedanische Numismatik in Bezug auf die russische Geschichte: 1081, 1086, 1089, 1094. Der Kohlwurm: 1168.

S.

Salawat, Julai's Sohn, der Baschkire: 303.

Samojeden, allgemeine Schilderung der – in Sibirien: 651, 655, 659, 663, 667, 671.

Sarai, archäologische Forschungen in den Trümmern von –: 965, 970, 974.

Schiffahrtsgesetze, Canada- und Westindien in Bezug auf die –: 717.

Schwarzdarts Insel, die – im Mississipi: 1173.

See, der blaue – am Schungut im Gouv. Orenburg: 963.

Seeraben, die abgerichteten der Chinesen: 869.

Segelschiffahrt, schnelle –: 340.

Seine, die Reise auf der – von Paris nach dem Meere. 1. Von Paris nach Argenteuil: 137, 162, 166. 2. Reise von Argenteuil nach Poissy: 169, 174, 178. 3. Reise von Poissy nach Laroche-Guyon: 181, 186, 190. 4. Von Laroche-Guyon bis nach Rouen: 333, 338, 342, 345, 350. 5. Von Rouen bis ans Meer: 385, 389, 402.

Sicilien, Skizzen aus –. 1. Ueber die Ursachen des Verfalls der Insel: 481, 485, 490. 2. Eigenthümlichkeiten Palermo's: 953, 958, 962. Der Aetna: 966, 969, 973.

Sirmien, eine Feriemreise nach –: 1001, 1006, 1010, 1014.

Skandinavien, die Abschaffung der deutschen Buchstaben in Dänemark: 5. Zahl der bejmungslos Betrunkenen in Kopenhagen: 92. Die dänische Flotte: 272. Die gemeinsame Sprache in Skandinavien: 289. Die christliche Halbinsel und ihre ältesten Bewohner: 307. Statistik der deutschen und dänischen Sprache in Schleswig: 377. Archiv für nordische Alterthümer in Kopenhagen: 384. Die Naturforscherversammlung daselbst: 480. Der Skandinavismus in den gelehrten Gesellschaften Skandinaviens: 489. Der Branntweinverkehr zu Laurvig in Norwegen: 779. Die alten Landwehrhügel bei Upsala: 784. Der Reichstag in Schweden: 1097. Bestätigung einer alten Nordlandsage: 1108.

Skavenschiffe, von den Engländern weggenommene –: 940.

Slawenländer, etwas über die bulgarische Literatur: 17. Kurze Uebersicht der böhmischen literatur in den letzten zwei Jahren: 93, 98, 103. Ein Ausflug nach der Eremitei Tumany in Serbien: 145. 150, 154. Bespreg über den Ulrichsmus: 313. Zur Charakteristik der Slawen in Oberschlesien und den Karpathen: 977, 982. Das Weihnachtsfest bei den Illyriern: 1029.

Solanto, die alte Stadt –: 1133.

Spanien, Characterzüge des Aristocratiegeistes in –: 216. Bigote, der spanische Schnurrbart: 247. Das moderne Madrid: 405. Madrid als Hauptstadt: 417. Die Wagneros der Alpuja in Asturien: 537. Der Bürgerkrieg in Catalonien. 1. Das Hochgebirge; Topographie des Kriegs; Berge; Spaltung der politischen Meinungen; Geschichte des catalanischen Royalismus; die Urelemente der Banden; ihre Organisation: 583, 587, 591. 2. Verzeichniß der Cabecillas; Don Benito Tristany; seine Lebensbeschreibung, sein Charakter; El Rod de Eroles: 599, 604, 607, 612, 3. El Santnario del Hort; Urdiztondo; die Junta von Catalonien; der Graf von España; seine Streitigkeiten mit

Digitized by Google

der Junte: sein Tod: 675, 679, 683, 687, 691, 695, 699, 703. Das Pamphlet: 709.
Steinöl, Gewinnung von –: 904.
Strömungen im atlantischen Meer: 1164.

T.

Taman, die Halbinsel –: 365.
Tao-fu, der – oder Käse aus Hülsenfrüchten: 663.
Taubstumme, ein Instrument für –: 1075.
Theresie, das alte –: 913, 919.
Tifinag, die Schrift bei den Tuareks: 741.
Toplez, die Ruinen von – zwischen Mehadia und Altorsowa: 1045, 1050.
Tuniele, s. Afrika.
Turgeneff über Rußland: 801, 805, 809, 815, 819, 821.
Türkei. Reiseberichte eines russischen Arztes (Moslawitsch) aus der –: I.: 415, 419. II.: 447, 451, 455. III.: 475, 479, 483, 487, 491, 495, 500. IV.: 743, 747, 751, 755, 759. V.: 795, 799. VI.: 975, 979, 983, 987, 991, 996. VII.: 1071, 1076, 1080, 1083. Eine türkische wissenschaftliche Expedition: 920. Ebedrew Pascha: 1009. Ein antiquitätenfreundlicher Pascha: 1164.

U.

Ungarn, Ausflug aus dem nördlichen Deutschland in die Karpathen und nach Pesth: 857, 862, 865, 870, 874, 878, 882. Die Juraten: 1125. Beitrag zur Lösung der Aufgabe der Kisfaludygesellschaft: 1189, 1196. Das Volksschulwesen: 1199, 1204.

V.

Venedig, Skizzen aus – 3. Das Arsenal; die Hochzeit des Dogen mit dem adriatischen Meere: 25, 30, 34.

W.

Wallachen, Brauch der –: 205.
Warrington, Nachricht über den verstorbenen Oberst –: 1015.
Wasserhosen, die – im Mittelmeere: 317.
Weinstrauch, der – auf Cuba: 661. Weitere Angabe: 868.
Witterung, die – im Norden: 536. Die – auf den Farören: 548.
Wotjäken, Sitte der – den Satan anzutreiben: 100. Die Gottheiten der –: 500.

Z.

Zuckererzeugung, die –: 72.
Zuckerhandel, etwas über den –: 881.
Zwergmais, der –: 1000.
Zwillinge, über die siamesischen –: 1120.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 1. 1. Januar 1847.

Krajova,

die Hauptstadt der kleinen Walachei.

(Aus einer größern Reisebeschreibung von Arthur Schott.)

Motto:

„Hinein nur in die fremde Stadt,
Sey's auch um ein Paar Stunden,
Wie überall, gewiß es hat
Sich bald was drin gefunden."

Scene beim Thor. — Die fünf charakteristischen Züge der Stadt. — Verschönerungsplan und Arbeiten. — Chan Esseger. — Die Tscharschia. — Etymologie der Stadt. — Eine Braga. — Die Deutschen. — Das Schulwesen.

Die Haupt- oder Residenzstadt eines jeden Landes bildet für sich einen privilegirten Körper, welcher sich selbstisch von dem Lande, dem er angehört, ausschließt. Sie gleicht so einer aristokratischen Person, welche bevorrechtet wie sie ist, sich fast feindselig vom Mutterlande trennt, über das sie sich stolz erhebt. Kein Wunder ist es darum, wenn Reisende, die schon Tagreisen weit mit guten Pässen versehen ungehindert ein Land durchzogen, an den Thoren seiner Hauptstadt wieder fast feindselig angehalten werden, um ihre Pässe vorzuzeigen und gegen Quittung abzugeben, gegen welche sie binnen 24 oder zweimal 24 Stunden auf der ehrenwerthen Polizei der guten Stadt abgeholt werden können. Wir staunten darum nicht darüber, als wir uns unter der Barriere von Krajova diesem Statut fügen mußten, vielmehr sahen wir mit Vergnügen, wie bequem die gestrenge Polizei sich diesen sauren Dienst zu machen suchte, denn unter dem Dachvorsprung des Wachthäuschens befand sich eine wohl mit Decken belegte Ruhestätte, darauf sich die betreffende Thorpolizei ausgestreckt hatte, wozu ihr noch irgend eine Civilperson aus der Stadt Gesellschaft leistete. Zwei Ausländer mit Sack und Pack zu Pferde erregten natürlich ihre besondere Aufmerksamkeit, und wir wurden darum von beiden mit Fragen überschüttet, welche, wenn sie so barsch und grob gestellt worden wären, wie dieß gewöhnlich im germanischen Westen geschieht, uns nur zu derben Erwiderungen genöthigt hätten. Es ist wahr, wir erschienen diese Fragen alle wie unverschämte lästige Mücken, welche kaum abzuwehren waren, ja ich sah mich zuletzt genöthigt, als ich den Empfangschein für meinen Paß in Händen hatte, geschwind die ergebene Bitte um einige Paras zu gewähren, dann aber schnell mein Pferd zu wenden und in die Gasse, welche mir bezeichnet worden war, einzulenken. Jetzt erst, nachdem wir durch die Zigeunervorwerke und an einigen alten größern und kleinern Kirchen und Klöstern vorüber waren, konnte ich mich wieder ungestörter Beschaulichkeit hingeben, welche die malerischen und interessanten Einzelnheiten der Stadt schon vor ihren Linien in mir geweckt hatten. Die äußern Stadttheile sind Zigeunervorwerke, Wohnstätten der Leibeigenen, des Adels und der heiligen Kirche. Sie umgeben die Stadt wie in einem großen Lager, wo auch ungeregelte Truppen und Vorposten die äußern Linien besetzt halten, während die Kerntruppen den Mittelpunkt behaupten.

Das deutsche Gasthaus, welches wir aufsuchten, lag ziemlich in der Mitte der Stadt. Wir hatten darum manche Straße zu passiren, bis wir es erreichten, und somit Gelegenheit genug, die Maske der Stadt gut zu betrachten. Diese läßt sich mit fünf Hauptzügen treffend genug skizziren. Den ersten Zug machen die Kirchen und Klöster mit ihrer in der That eigenthümlichen Bauart, die aber jetzt veraltet, von einem neuern geistlosen Geschmack angefeindet, verdrängt wird. Der zweite Zug besteht in den adeligen Häusern, deren ältere Bauart so originell wie der ältere Kirchenstyl ist, aber ebenfalls von der herrschsüchtigen Mode stark unterjocht wird. Der dritte Zug ist ein Gemisch von hölzernen Kaufläden und Handelsbuden, welche deutlich den ganz orientalischen Typus der Stadt tragen. Den vierten nicht minder charakteristischen Zug der Stadt bilden die schlecht gepflasterten völlig regellosen Gassen, welche die einzelnen Stadtpartien eng und weit, lang und breit, grad und krumm labyrinthisch in allen Richtungen durchwinden. Zuletzt ist es ein fünfter Hauptzug, der die vier frühern alle durchzieht. Er wird durch zahllose Ruinen aller Gattungen von Gebäuden gebildet und zeigt Spuren von vorgangener Größe, von ephemerem Aufleben und Hinschwinden.

Diese fünf Züge sind es, welche das Aeußere der Hauptstadt der kleinen Walachei heute noch, aber auch nur kurze Zeit charakterisiren, denn schon legte die verschönerungssüchtige Mode ernstlich Hand an, die Stadt zu reguliren und gerade zu machen, Ruinen vollends abzubrechen, die Reihen von Barraken ganz zu rasiren um schönern, steinernen Gebäuden Platz zu machen, statt der alten Bojarenhäuser mit ihren unzähligen Fenstern und Vorsprüngen Lusthäuser und Paläste hinzustellen, die alten, nach russischer Art gebauten Kirchen eingehen zu lassen und neue in mehr modischem Geschmack aufzuführen. So fanden wir die alte Matrone Krajova, die Königsstadt, beschäftigt ihr altes Gewand abzulegen, um sich neu anzuthun und frisch zu schmücken.

Der langsam mäckelnden Zeit hierin vorzukommen, that

Digitized by Google

der Gouverneur der kleinen Walachei, jüngerer Bruder des regierenden Fürsten, Coconje Janku Bibesco (Junker Johann Bibesko) einen Machtspruch, und der scharfe Kalkstaub flog aus dem alten, abgerissenen Mauerwerk umher, während Schutt und Trümmer auf Augenblicke hin und wieder die Straßen sperrten, indessen sie auf andern Seiten geräumt wurden. Hie und da konnten wir aber schon deßhalb tiefere Blicke ins Innere der Häuser thun und sehen, was sonst von Mauern umschlossen das Burgrecht den Augen des Vorübergehenden verbürte. Nun aber stand so manches Haus nur auf etwas Balkenwerk gestützt, wand- und riegellos, um seine neuen Wände in die ausgesteckten Linien zu bequemen, sich zurückzuziehen oder vorzutreten. Die Art und Weise indessen, wie diese Umgestaltung der Stadt ins Leben gerufen wurde, überraschte mich, denn es war dabei weder von einem Expropriationsgesetz noch sonst von einem Uebereinkommen mit den Hauseigenthümern die Rede. Es ward höhern Orts beschlossen, und um der Gewalt auszuweichen, mußte Folge geleistet werden.

Mit allerlei Gedanken hierüber beschäftigt, kamen wir über eine lange, neue, feinerne Brücke, welche eben der jetzige Gouverneur des Landes über einen breiten Sumpf bauen ließ, welcher auf seine Veranlassung vorher trocken gelegt worden war, bei einem alten zerfallenen Kloster und eben einem solchen Rädtischen Spital vorüber. Der Zahn der Zeit hatte dieses eben in seiner letzten Arbeit, wie die Syphilis dessen Bewohner, von denen einige betrübte Beispiele auf einer morschen Galerie zu sehen waren. Das Ganze stand zum Abbruch bereit. Leider aber wird sein furchtbares Uebel auch mit in das neu zu erbauernde Spital wandern, wenn schon das alte und die Gebeine seiner Bewohner längst vergessen seyn werden.

Endlich hatten wir durch mehrere Kreuz- und Quergassen den Chan Esseger erreicht, was uns nicht so leicht geworden wäre, wenn wir nicht einen deutschen Handwerksmann angesprochen hätten, und zurechtzuweisen. Als derselbe von uns Fremden deutsch angesprochen ward, zeigte er sich außerordentlich bereitwillig und freundlich, denn in der Walachei sind alle Deutsche Brüder und Landsleute. Unser Führer stand plötzlich vor einem Palissadenzaun still, und versuchte eine Thüre zu öffnen, die aber verriegelt war. Da opferte seine Faust ein Paar Planken, die er von den Nägeln riß, schlüpfte in das Innere und öffnete die Hinterthüre des Hofes, der zum Chan Esseger gehörte. Dieß alles war das Werk eines Augenblicks und geschah um uns einen kleinen Umweg zu ersparen. Der Chan Esseger war indessen kein eigentliches Einkehrwirthshaus, sondern nur eine Schenke, die den Namen Esseger führte, weil ihr zeitweiliger Inhaber, ein Deutscher aus Esseg, in Ungarn so geheißen wurde. Es ist überhaupt hier zu Lande üblich, die Wirthshäuser, welche keine Schilde führen, nach ihren Inhabern zu benennen.

Haus und Hof dieses Chans gehören einem Walachen, die Wirthschaft selbst aber führt Esseger für seine Rechnung: die Hausfrau ist eine geborene siebenbürger Sächsin, welche mit ihm in einer von der Kirche nicht geweihten Ehe lebt. Sie ist ein hochgewachsenes junges Frauenzimmer, ein hübsches Vögelein, im Zweifel dem üppigen Gewahrsam strenger sächsischer Zucht und Sitte entschlüpft, um Lust und Leben in freier Fremde zu genießen. Sie hatte ein Kind und stand übrigens ihrer kleinen Wirthschaft mit allem Fleiß und Eifer vor, insofern diese überhaupt in einer walachischen Schenkwirthschaft gefordert werden. Deutsche hatten uns dieher empfohlen in der Voraussetzung, daß Deutsche nur wieder Deutsches suchen müßten, und so kam es, daß wir eben um die Mittagszeit in dem Wirthshofe standen, der weder Stall noch Schuppen oder sonst ein Unterkommen für Pferde hatte. In Etwas half zwar der Herr der Wirthschaft diesem Uebelstande sogleich ab, indem er mein Pferd in einem Schuppen des Nachbarn unterbrachte, wo auch Heu und Gerste zu bekommen war. Das Miethpferd von B. aber, welches einem biesigen Zigeuner gehörte, brachte der gefällige Wirth sogleich selbst zu seinem Besitzer, indem er es an Ort und Stelle ritt, während wir unsere Säcke und Päcke in die Stube brachten, die uns für ein Paar Tage eingeräumt worden war. Diesen Anforderungen konnte diese Wirthschaft nicht entsprechen, doch hatte sie zu allem Ueberfluß Betten, die ich gerne mit den rohrgedeckten Pritschen der walachischen Chane an den Straßen vertauscht hätte, denn ein Bett muß, um darin heimisch seyn zu können, außerordentlich einladend seyn. Diese hier bestanden nur aus einem Haufen Stroh und Federkissen, die eine Bretterlage bedeckten, welche auf zwei Holzböcken ruhten. Wenn auch indessen nicht alles nach Wunsch war, so ersetzte doch der gute Wille der Wirthsleute viel, und ich tröstete mich mit den Worten weiland Rolands des Schildträgers, den Uhland sagen läßt:

„Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen."

indem ich mir dabei dachte:

„Die Wirthschaft reg, die Umsicht weit,
Die Hausleut arm, doch dienstbereit,
Muß eins dem andern helfen."

Die beiden Wirthsleute thaten wirklich was sie konnten, um uns möglichst nach Wunsch zu bedienen, und dieß war dankenswerth. Hier zu Lande überhaupt seine Wünsche hoch spannen wollen, wäre so ungereckt als närrisch.

Die größte Entbehrung in geringen Wirthshäusern ist für mich immer entweder der völlige Mangel an Waschbecken oder deren winzige Form und das sparsame Reichen von nöthigem Waschwasser, welches um so mehr zu tadeln ist, als dieß überall leicht gegeben werden kann. Nach morgenländischem Brauch wäre ein Bad stets das erste Erforderniß für Reisende, da dieß aber leider nur in sehr seltenen Fällen mit der Einrichtung gewöhnlicher Gasthäuser vereinbar ist, so mußten wir uns auch hier mit einem Büchsen frischen Wassers begnügen, um uns von der Ermattung einer Reise zu erholen, die mit körperlichen Strapatzen und Anstrengungen verbunden war. So war es nur eine armselige Nothlauge, welche wir im Augenblick der Ankunft vornehmen konnten. Nachdem wir unsere Civilhaut gewechselt und uns umgekleidet hatten, widmeten wir einige Augenblicke einem einfachen Mittagsmahle, Hausmannskost so zubereitet, wie gewöhnlich in Wirthshäusern zweiten und dritten Rangs in Ungarn, Oesterreich und deren Nebenländern. Da indessen der Appetit mit uns bei Tische saß, so wurde nicht viel beschaut und besprochen; der in den hiesigen Ländern fast regelmäßige Nachtisch, die Siesta, wurde auch nicht ausgeschlagen. Ehe wir unsern ersten Gang durch die Stadt machten, um diese zu besehen und verschiedene Briefe an ihre Adressen zu bringen, träumten wir eins während eines kurzen Nachmittagsschlafes.

Was die Siesta anlangt, so muß ich gestehen, daß ich in diesem Stücke immer ein Stümper bleiben werde, denn ich kann diesen Genuß nur in sehr seltenen Fällen über eine Vier-

Digitized by Google

teilstunde bringen, gewöhnlich dauert er mir nur etwa 10 Minuten, und da muß ich mich wenigstens einmal wenden, um nicht einseitig gerubt zu haben. Der Schlaf scheint, indem er einen während der heißen Jahreszeit dämlich macht, nur eigensinnig ein Opfer zu verlangen, das er, so wie man es zu geben bereit ist, höhnisch zurückstößt. Auch heute that er mir so, und es war keine Viertelstunde, und so saß ich frisch auf dem Lager und nahm Tagbuch und Schreibzeug aus dem Zwerchsack, um das Geschehene einzutragen. Die Fliegen ließen indessen B. auch so gar keine Ruhe, daß er ohne alles weitere aufstehen mußte. Dieß war die Mahnung zu weiterer Arbeit, und wir machten und auf durch die Stadt zu schlendern.

Unser erster Gang war auf die Ischarschia, den Corso der morgenländischen Städte. Sie bildet das Herz derselben und um deren Wesen kennen zu lernen, muß man diese besuchen. Sie besteht gewöhnlich nur in einer Gasse von größeren und kleinern Gebäuden gebildet. Man trifft hier alle Formen von Bretterbuden, Werkstätten, Gewölben, Kaffeehäusern, Conditoreien und dgl. Nach der Ischarschia beurtheilt der Morgenländer eine Stadt. Der Bazar bildet den edleren Theil oder die Creme der Ischarschia. Er besteht aus einem eigenen Defilé, besonders reich ausgestatteter Auslagen, und ist in größeren Städten rein gehalten und selbst mit Bäumen geziert. Hier findet man beim Kaffee die Dandys, Lions, Fashionables, Majos, Stutzer oder wie man sie immer heißen mag. — Ein wenig Umschschauen auf der Ischarschia gibt gleich einen Begriff von der Gewerbthätigkeit der Stadt und des Landes in denen man sich befindet. Der Handel von werthvolleren ausländischen (Nürnberger und Leipziger) Waaren ist hier in den Händen von Slaven verschiedener Länder oder von Griechen, Zingaren und Juden, während fleißige ruhige Bulgaren die Werkstätten inne haben, aus denen die Bedürfnisse des Volks hervorgehen, als da sind Schuhe, Pantoffel, Stiefel, Kleider, Tschibuke, Blechwaaren, Messerschmiedwaaren, Pelze u. dgl.

Auffallend und mich so wie in der ungarischen Hauptstadt Pesth unangenehm berührend, war mir das Begegnen so vieler trotz des Werktags geputzter junger Herren, die weder heute noch morgen von irgend einem Geschäft in Anspruch genommen zu seyn scheinen. Ihr ultramodischer, ich möchte sagen, fragenhaft gewählter Anzug gibt nur zu deutlich zu erkennen, daß sie nicht eben der höheren, seineren Welt angehören, mit welcher sie außer der Geschäftsöffentlichkeit, zu der sie sich hinneigen, nichts weiter gemein haben. Es läßt sich eher annehmen, daß diese Menschenclasse einzig der Sorge lebt, wie sie sich vom Verdienste anderer etwas verschaffen könne. Sind dieß in Pesth und andern ungarischen Städten fene fahrenden Advocaten, umherlungernde Juristler, unfertige Juraten, nachgezüchtet von einem Troß besser gekleideter Beutelschneider, gewerbsmäßiger Spieler und dgl., so sind dieß hier Glücksritter von allen Farben, sowohl In- als Ausländer, deren Dichten und Trachten unter den bestehenden günstigen Verhältnissen eine Art von Aster-Adelsstaat ausbildete, dessen Bekenner ihre Netze und Angeln nach oben und unten gleich unerschämt auswerfen.

Uebrigens wäre Krajova auch ohne diese, die eine Seite bezeichnende Staffage noch immerhin großstädtisch, denn obgleich es nur die Hauptstadt ungefähr des Viertheils des ganzen Fürstenthums ist, so läßt sie doch auf den ersten Blick eine alte Residenz oder vielleicht, wie ihr Name sagt, eine einstige Königstadt erkennen. Schon als orientalische Stadt hat Krajova nichts Kleinstädtisches, wozu überhaupt ein Ort immer nur durch inwohnendes Philisterthum gestempelt wird. Das Morgenland kennt jenes ängstliche knausende Sorgen für jene nach und nach in die Nothwendigkeit eingetroffenen tausenderlei kleinen Bequemlichkeiten nicht, mit denen sich z. B. die abendländischen Völker ihr innerst häusliches Leben erschweren, jene Comforts die sich besonders beim Philisterthum einheimisch machen. Jede kleine Stadt im Süden oder Osten, wo lateinische oder afiatische Völker wohnen, ist darum weniger kleinstädtisch, als es selbst größere im germanischen Abendland sind.

(Schluß folgt.)

Die Hacienda de la Noria.

1. Der Pferdebändiger.

(Bilder aus den amerikanischen Wäldern.)

Barnache war nicht das einzige Ziel meiner Wanderungen in die nördlichen Gründen von Merico gewesen; ich wollte die an die Gränzen der Wüste verdrungen, d. h. bis zum Presidio von Tubac. Mein Führer Anastasie, den ich über diese weitere Reise befragte, redete mir sehr zu, umzukehren. Der eheliche und getreue Bursche hatte seinem Herrn versprochen, mich gesund und wohlbehalten zurückzuführen, und wollte nun seinem Versprechen genügen. Endlich gelang es mir, seine Bedenklichkeiten zu überwinden. Hundert und zwanzig Leguas ungefähr trennen Barnache von Tubac. Obgleich Anastasie keinen Tag zu verlieren hatte, um zu Reisye Anjeige von der Gesinnung zu machen, welche sein Bruder entdeckt hatte, wollte er mich dennoch einen Theil des Weges begleiten, und mich an einen Ort führen, der nahe genug bei dem Presidio lag, um es ohne Gefahr erreichen zu können. Meinerseits versprach ich ihm, gewissenhaft seinen Angaben des Weges zu folgen und mich nicht von den betretenen Pfaden zu entfernen, oder wenigstens von den Wegspuren welche in Merico diesen Namen tragen. Deßhalb verzichtete ich auf meinen Besuch in der Hacienda de la Noria, der mich zu einem langen und gefährlichen Umwege genöthigt hätte. Als alles dieß festgesetzt war, verabredeten wir uns vor Tagesanbruch aufzubrechen, um den dritten Tag zu guter Zeit bei dem Orte anzulangen, wo Anastasie mich verlassen und den Weg nach Reisye einschlagen konnte. Die tiefste Finsterniß herrschte noch, als wir das Dorf der Gambusinos verließen. Wir ritten schweigend durch das Flußbett des Barnache, und ich wandte mich nun noch um, dem „Plateau" ein letztes Lebewohl zu sagen. Der Schein des Feuers drang zwischen den Bambushütten hervor. Der Gipfel der Sierra durch den Waldkranz seiner Baumkrone herauf, zeichnete seine steile Spitze an dem sternenlosen Himmel ab. Wir spornten unsere Pferde an, und hatten bald den Placer aus dem Gesichte verloren. Bei der ersten Morgendämmerung erblickten wir vor und hinter uns einen neuen Gesichtskreis. Kahle, wasserlose Ebenen, so zeigte sich uns die Gegend, die wir durchziehen sollten. Außer dem Vorrath von Pinole in Anastasie's Felleisen, hatte sich jeder mit einem vollen Schlauche versehen. Dieß waren, wie ich meinte, alle unsere Vorräthe. Als der Tag kam, gewahrte ich mit Staunen einen frischen Hammelskopf, der an Anastasie's Sattel hing, und fragte ihn, was er damit thun wolle.

Er ist zu unserm Frühstück auf Morgen bestimmt, antwortete mir der Führer. Es wird unser letztes gemeinschaftliches Mahl seyn, und Ihr sollt sagen, welch köstlichen Bissen ich Euch damit zurichte, wenn er auf heißen Steinen mit Pfeffer gekocht und mit Braunwein begossen wird. Ich führe alles was ich dazu brauche, in meinen Satteltaschen (Mochilas) mit.

Je weiter wir vordrangen, desto veränderter gestaltete sich die Landschaft. Bis dieher hatten in diesen Gnaden kaum sichtbare Wegspuren uns geleitet. Nun betraten wir ungeheure Savannen, Wiesen ohne Bäume, ohne Sträucher, deren hoher Grashwuchs sich aber bei dem leisesten Windhauche bewegte, und zwischen den blauen Hügeln, die sie umgürteten, einem wogenden Meere glichen. Hier und da erhoben sich gleich Dünen, einige sandige Erhöhungen. Hin und wieder ragten dürre Baumstämme über diesen grünen Wogen, wie die abgetakelten Masten

Digitized by Google

einen Schiffes auf hohlgehendem Meere. Vergebens trieben wir unsere Pferde an; die Müdigkeiten die wir überschritten, schienen sich ins Unendliche zu verlieren. Bald warf die niedergehende Sonne ihre letzten Strahlen auf das hohe Gras. Die Savanne, vom Dämmerlichte erhellt, bot immer noch einen mannichfaltigen Anblick dar. Ein verspäteter Büffel, welcher nach seiner fernen Quercncis zurückkehrte, zeigte gleich einem Wallfische seinen braunen Rücken über dem Grase; ein Dambirsch sprang von Düne zu Düne und verlor sich in der Ferne, wie der Delphin der sich über das Wasser hebt und dann in den Abgrund zurückkirrt. Als endlich der Mond am reinen Himmel glänzte, zitterten seine Strahlen über den beweglichen Fluthen, die bald in Schatten gehüllt, bald von silbernem Lichte übergossen waren, während Schwärme von Fenerfliegen nach allen Seiten hin gleich den Phosphorfunken der Wellen ihre leuchtenden Streifen zogen.

Das Auge auf den Polarstern gerichtet, der uns als Compaß diente, drangen wir immer vorwärts; bald wurde der Pflanzenwuchs minder dicht, und glich nur noch einzelnen Stellen stehenden Wassers; wir erreichten endlich die Sandebenen. Bäume zeigten sich wieder und wir hielten mitten in einem kleinen Gehölze, das sich rechts und links ausdehnte.

Als unser spärliches Abendmahl beendigt war, dachte Anastasio an das Frühstück für den kommenden Tag; seine Vorbereitungen dazu verdienen ebenfalls zu werden. Er zog sein Messer aus der Scheide, grub in den leichten Boden ein Loch von einem Fuß Tiefe und eben solcher Breite, und füllte es mit dürrem Gras an, das er anzündete und von Zeit zu Zeit eine Handvoll Zweige nachlegte. Auf die Glnth schichtete er grobereo Holz, und deckte endlich diesen Scheiterhaufen mit einer Lage Steine zu. Als das Holz verbrannt war, sanken die glühenden Kiesel auf den Boden der Höhlung, deren Wände nun hinlänglich erhitzt waren. Anastasio warf in diesen Bratofen den Hammelskopf, der mit dem Felle bedeckt war und verschloß ihn mit grünen Baumzweigen, auf welche er Rasenstücke legte. Dieß gethan, kündigte er mir an, daß wir nun bis künftigen Morgen ruhig schlafen könnten.

Sobald die Sonne aufstieg, tattete und zäumte Anastasio unsere beiden Pferde zum letztenmale. Als er sie neben uns angebunden hatte, zog er aus dem Gebrüpp unsere erfrischten, aber leider halbleeren Schläuche hervor, und setzte seine Branntweinflasche dazu. Nun grub er aufs neue die Höhlung auf, worin der Hammelskopf schmorte. Kaum hatte das Messer ein wenig Erde entfernt, als ein aromatischer Duft auffliegt, wie aus einer entkorkten Flasche. Die Tatarnada schien mir anfänglich nur wenig lockend; sie glich einer unförmlichen verkohlten Masse; aber Anastasio schälte sorgfältig die verbrannten Theile ab und legte das purpurne Fleisch bloß, das unter der schwärzlichen Schale verborgen lag, und ich muß gestehen daß unser Abschiedsmahl köstlich war. Der Augenblick kam endlich, wo wir uns trennen mußten. Immer respectvoll hielt Anastasio mir den Steigbügel. Ich schüttelte seine Hand, wie die eines Freundes, und dann mit trübem Herzen und dumpfem Munde, um unsere leicht entschuldbare Schwäche nicht zu verrathen, nahmen wir noch Gebärden Abschied. Ich wandte mich gegen Norden; Anastasio nach Süden, und der Galopp seines Pferdes hatte ihn bald meinen Blicken entrückt. Seine vielfachen Belehrungen ließen mich unbesorgt über den Weg, den ich einschlagen sollte, und ich machte mich daher entschlossen auf. Mein Pferd kennte, ohne zu sanken, dank der Mäßigkeit dieser mexicanischen Thiere, noch einige Tagreise zurückliegen, die uns von einem kleinen Flusse trennte. Es war kaum acht Uhr Morgens, und ich hatte noch zehn Stunden Sonnenschein; aber diese Sonne welche mir leuchtete, durchglühte auch die Wüste. Je höher sie stieg, desto brennender wurde der Wiederschein des Bodens, Feuerstrahlen drugten mir das Haupt, und schnürten mir die aufgeschwollen Füße fest in das Leder meiner Stiefeln ein. Der Südwind dorrte mir die Lippen aus; es war Gluth und nicht Luft was meine Lungen einathmeten. An meiner Seite krachte das dürre Holz, wie beim Hauche einer Feuersbe. Ich legte so zwei Stunden zurück, als ein seltsames Unbehagen mich überfiel; ein Schauder bebte durch meine Glieder, und ich zitterte vor Kälte mitten in diesem Feuerelemente. Wie ich mich auch in meinen Mantel wickelte, es half alles nichts. Ich erkannte die Rückkehr eines dieser Wechselfieberanfälle, die ich zu San Blas geholt hatte, wo sie so viele Verwüstungen anrichten. Nachdem ich einige Augenblicke gegen die plötzliche Erschlaffung meiner Glieder angekämpft hatte, stieg ich ab und legte mich auf den Boden nieder. Ich war mitten auf einem Pfade in einem dichten Gehölze und preßte mich auf dem glühenden Sande zu erwärmen. In der That selgte verzehrende Hitze auf das Schütteln des Frostes, und in der Fieberglnth, ohne an die Zukunft zu denken, erschöpfte ich meinen ganzen Wasservorrath. Indeß stieg die Sonne immer noch höher; der Durst quälte mich aufs neue unter dem lähmenden Hauche des Windes, der traurig in den Blättern säuselte; aber ich war in einem Zustande, worin körperliches Uebelbefinden die Bernunft einschläfert; ich horchte auf das Flüstern des Laubes, das dem Murmeln des Wassers glich, und diese Täuschung löschte für den Augenblick meinen Durst. Auch die Heftigkeit des Fiebers schien nachzulassen, und ich empfand nur noch eine große Schwäche. Ich wollte aufstehen mein Pferd wieder besteigen, aber die Ermattung war mich entmuthigt in den Sand des Weges zurück. Der Durst kehrte heftiger wieder als je; die zum letzten Tropfen ausgeleert, lag mein Schlauch neben mir, und wurde schon durch die Dürre hart. Neue Versuche mich aufzumachen zeigten mir nur deutlicher mein Unvermögen. Ich fiel endlich in eine betäubte Schläfrigkeit die sich in eine Ohnmacht verwandelte, als ich fernen Lant vernahm, ähnlich dem Klirren einer Säbelscheide die an eiserne Sporen schlägt. Bald hielt ein wohlbewaffneter Reiter auf einem starken Pferde vor mir; ich schlug die Augen auf.

Heda Freund! fragte er mich mit rauher Stimme, was macht Ihr denn da?

Mein langer Bart, meine abgenützten und staubbedeckten Kleider konnten wohl bis auf einen gewissen Grad diese beschäftigte und verdrießliche Anrede entschuldigen. Ich wurde dreßenngeachtet davon überrascht, und antwortete dem Frager anwillig genug: — Ihr seht es, ich bin damit beschäftigt . . . . . der Durst umzubringen.

Der Fremde lächelte. Ein voller Schlauch hing an seinem Sattelknopf. Dieser Anblick, der meinen Durst vermehrte, verminderte meinen Stolz. Ich nahm die Rede wieder auf, den Umbekannten demüthig zu bitten, daß er mir den kostbaren Schlauch reichen wolle.

Da sey Gott vor, daß ich ihn Euch verweig'ee! sagte er dann in sanfterem Tone. Ich streckte gierig die Hand aus; aber der Reitersmann, der mich bereit sah die ganze Lederflasche zu leeren, füllte eine Calebasse, die er mir reichte, und boren Inhalt ich mit einem Zuge leerte. Als ich ein wenig erquickt war, fragte mich mein Retter, welchen Weg ich verfolge und wohin ich gehen wolle.

Nach dem Pueblo von Tubac! sagte ich.

Nach dem Pueblo von Tubac! erwiederte er erstaunt; aber, so wahr Gott lebt, das hab' Ihr ja schon im Rücken. In der Aufregung des Fiebers hatte ich die Lehren des armen Anastasio vergessen, und mich in der Richtung geirrt; der Weg, dem ich folgte, ging nach Westen, wie ich jetzt an der Stellung der Sonne bemerkte.

Hört, sagte der Unbekannte, indem er mir aufs neue zu trinken gab, Ihr könnt bis zum Sonnenuntergang nach der Hacienda de la Noria kommen. Folgt meinem Rathe, gehet hin, Ihr werdet gut aufgenommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Vermehrung der Sammlungen von Volkspoesien in Finnland. Das Abendblatt vom 24 November enthebt aus einer andern Zeitung, wahrscheinlich einer Helsingforser, die Nachricht, daß ein Student Namens Ahlquist den Sommer über unter den Finnen herumwandrete und Volkslieder sammelte, die er zur Verfügung der finnischen Literaturegesellschaft stellt. Die Sammlung besteht aus ältern Liedern, Runoja, 29 Begen. Sagen. Satuja ja tarinoita, 17W. Klaglieder, Itkuja, einige Bogen. Die Literaturgesellschaft beschloß für den Winter wieder jemand auszuschicken, um die Sammlung fortzusetzen, da der Vorrath noch in keiner Weise erschöpft sein wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 2. 2. Januar 1847.

Die deutsche Schrift in Dänemark.

Eine Partei in Dänemark, deren nähere Bezeichnung ganz überflüssig ist, bevorwortet seit einiger Zeit auf jede mögliche Weise die Abschaffung der deutschen, noch immer in Dänemark gebräuchlichen Schrift, und die Annahme der lateinischen. Ein Hr. N. F. S. Grundtvig theilt darüber in der Berlingske Tidende vom 17 December unter der Aufschrift: „Was wird die Abschaffung der dänischen (deutschen) Buchstaben uns kosten?“ einige Bemerkungen mit, die wohl verdienen hier wieder gegeben zu werden.

„Man sagt, die dänischen oder gothischen Buchstaben seyen sehr häßlich, und das lasse ich dahin gestellt seyn, da der Geschmack verschieden ist, und ich sage über die dänischen Buchstaben bloß, wie die dänische Mutter über ihre Kleinen: es ist möglich, daß sie andern sehr häßlich vorkommen, gewiß ist aber, daß ich sie dessen ungeachtet liebe, denn sie sind mir schön genug. Aber man sagt jetzt noch, die dänischen Buchstaben müssen abgeschafft werden, mit Stumpf und Stiel ausgerottet aus der Leserwelt, und die hitzigen Kämpfer um Groß und Klein in der Rechtschreibung sind nun zu meiner großen Verwunderung über diese Abschaffung einig als einen gemeinsamen Wunsch, oder doch als eine so billige Forderung, daß sie selbst von Gegnern eingeräumt werden müsse. Das wäre grausam, dachte ich sogleich, und da die Dänen seit langer Zeit kein grausames Volk mehr sind, so hat es wohl noch keine Noth, daß sie eine solche Grausamkeit gegen alte, treue Diener beschließen; da indeß die Dänen gewohnt sind, sich grausam genug schulmeistern zu lassen, so muß man sie doch aufmerksam darauf machen, daß die Abschaffung der Buchstaben, womit beinahe alle ihre Bücher von Christen Pedersen an bis auf Ingemanns Holger Danske (Holger der Däne) u. s. w. gedruckt sind, keineswegs eine billige, sondern eine unverschämte Forderung ist, wenn man daran denkt, was sie kosten wird.

„Damit will ich keineswegs sagen, daß die Ehrenmänner, welche die Ausrottung der dänischen Buchstaben vorschlagen, in ihren Forderungen unverschämt sind, sondern nur daß sie, wie die meisten Anfänger, bloß daran dachten, wie schön und bequem der neue Bau, den sie im Auge haben, seyn würde, und da die dänischen Buchstaben ihnen im Wege liegen, so müssen sie nothwendig fort. Die aber, welche den Beutel ziehen müssen, werden inzwischen, wenn sie sich mit ihrer Bauerei nicht um Haus und Hof bringen wollen, nothwendig an die Kosten denken, und das sind nicht bloß alle dänischen Verfasser, welche gelesen werden, sondern die ganze dänische Leserwelt, denn es ist sonnenklar, daß wenn man die dänischen Buchstaben abschafft, und sie aus allen unsern Schulen und Lesebüchern ausrottet, so daß man sie nur als altes Gerumpel in Büchern von den Jahren 1524 bis 1846 oder etwas länger noch duldet, damit entweder drei Jahrhunderte der dänischen Literatur für die dänische Leserwelt verloren wären oder man müßte sogleich alles, was davon brauchbar ist, mit lateinischen Buchstaben umdrucken, und das würde nicht bloß viel Zeit und Fleiß, sondern auch ein gut Stück Geld kosten, das man besser anwendete, die Literatur fortzusetzen, wäre es auch mit dänischen Buchstaben.

„Doch damit ist es noch nicht genug, denn wenn man die dänischen (deutschen) Buchstaben aus allen unsern Schulen und Lesebüchern ausrottete, so würde man auch das Deutsche zugleich mit ausrotten, und die folgenden Geschlechter von der ganzen deutschen dreihundertjährigen Literatur abscheiden, wenn man nicht allenfalls auch diese in lateinischer Schrift umdruckte, eine Sache, an die man nur denken darf, um alle Vorschläge zur Abschaffung der dänischen Buchstaben von vorn herein zu verwerfen. Ich selbst, der ich doch wünsche, daß man etwas weniger deutsch, als bisher, in Dänemark lesen möchte, kann ohne Schrecken nicht daran denken, daß die folgenden Geschlechter keine andern deutschen Bücher lesen sollten, als die, welche geschrieben werden, nachdem die Deutschen, wie man hofft, selbst ihre eigenen Buchstaben, und damit ihre ganze Literatur von Luther bis Goethe aufgegeben haben.

„Was nun unsere schwedischen Nachbarn angeht, mit denen ich gleichfalls wünsche, daß wir alles Gute gemeinsam haben möchten, so weiß ich recht wohl, daß ihre meisten Bücher jetzt mit lateinischen Buchstaben gedruckt werden, da sie aber das Lesen des Dänischen und Deutschen keineswegs aufgegeben haben, so vermuthe ich, daß im Grunde bei ihnen zu gleicher Zeit beide Alphabete in ihren Schul- und Lesebüchern im Gebrauch sind, und daß das gothische zum Mindesten bei den Bauern überwiegt, denn sonst könnten sie die meisten schwedischen Bibeln und Psalmbücher nicht lesen. Was endlich die Engländer angeht, welche allerdings im Laufe des 17ten Jahrhunderts ihre alten Buchstaben ablegten, so konnten die folgenden Geschlechter, mit sehr einzeln stehenden Ausnahmen, kaum mehr ein anderes Buch als mit lateinischem Druck lesen, und es entstand dadurch selbst in dem reichsten Volk ein geistiges Armenwesen, das ein armes Volk sich ungerne zu Schulden kommen lassen würde, denn dadurch geschah es, daß im Anfang des 19ten Jahrhunderts selbst die vornehmsten englischen Leser gewöhnlich nicht nur mit der ganzen deutschen und nordischen Literatur unbekannt waren, sondern meist auch kaum besser bekannt mit ihrer eige-

Digitized by Google

nen Literatur aus dem Jahrhundert der Königin Elisabeth, das doch alle ihre Sprachforscher das classische nannten, und obwohl man im Laufe dieses Jahrhunderts mit einem nur in England möglichen Aufwand veraltete Bücher wieder abdruckte, so hat doch die englische Literatur, und die eigenthümliche Entwicklung des Volks durch das Aufgaben der alten Buchstaben einen unberechenbaren Schaden erlitten, den dieses spät oder nie verwinden wird.

„Darum habe ich wirklich die gegründete Hoffnung, daß, wenn man wirklich nur einen Augenblick ernstlich daran denkt, was die Abschaffung der dänischen Buchstaben kosten würde, jeder, dessen Stimme das mindeste Gewicht hat, den grausamen Vorschlag zurücknehmen wird, dessen Ausführung drei Jahrhunderte der dänischen und deutschen Literatur für unsere Nachkommen so gut als vernichten würde, denn käme noch einmal, was Gott verhüte, ein römischer Tyrann im Norden, der alle alten Denkmäler so viel wie möglich vernichten und den Gedankengang des Volks ausrotten wollte, so könnte er unmöglich ein gräulicheres und gefährlicheres Mittel erdenken, als alle dänischen Buchstaben zu verbieten, so daß keiner mehr in einem Schul- oder Lesebuch geduldet würde."

Krajova,

die Hauptstadt der kleinen Walachei.

Scene beim Thor. — Die fünf charakteristischen Züge der Stadt. — Verschönerungsplan und Arbeiten. — Chan Esseger. — Die Tscharschia. — Etymologie der Stadt. — Eine Braga. — Die Deutschen. — Das Schulwesen.

(Schluß)

Mehrere hörte ich den Namen Krajova von dem slavischen Kralje Jova (König Johann) ableiten und daran die besondere Bemerkung knüpfen, daß dieser Name einem bulgarischen König angehöre, dem die Erbauung der Stadt zugeschrieben wird. Diese Erklärung ist nicht ohne Sinn, hat auch vielleicht geschichtlichen Anschein, denn die Geschichte von Bulgarien und der Walachei war besonders in früheren Zeiten eng verknüpft, wovon noch eine Menge slavischer Wörter und Benennungen von Landstrichen und Bezirken Zeuge sind, als da Gorschiul, Dolschiul, Vlaschia, Siam Rimnik u. a. m.

Dennoch muß ich bei der Leichtigkeit Namensableitungen zu schaffen und bei dem verführerischen Wesen, es zu thun, einige Zweifel bekennen. Sie sind leichter gemacht, als geglaubt. Ich beschränke mich daher einfach darauf, was A. Trebon. Laureani, Professor am Nationalcollegium St. Sawa in Bukarest in einer Broschüre über archäologisch-geschichtliche Gegenstände seines Landes darüber sagt. Das Werkchen in walachischer Sprache ist betitelt: Magasinu istoriku pentru Dacia subt redactia lui A. Treb. Laureani si Valescheskn. Darin heißt es Tomul 2 pag. 101: Krajova: dem Namen und seiner Etymologie nach königliche Stadt, gleichbedeutend mit dem classischen Regianum des Ptolomäus auf dem rechten Donauufer; es ist aus dem Mittelalter als Sitz der Bane Bassaraba bekannt, welche zuerst in Severin, dann zu Strehaia und zuletzt in Krajova residirten. Uebrigens scheint es viel älter zu seyn, jedoch unter anderem Namen und anderer Gestalt ꝛc. Soweit Laureani über diesen Gegenstand. Daß Krajova eine alte, sehr alte Stadt seyn müsse, ist leicht zu erkennen, jedoch liegt ihre Geschichte noch in einer tiefen Dämmerung, aus welcher nur in wenigen Umrissen einzelne Sagen auftauchen. Es wäre eine dankbare Aufgabe für griechische, walachische, slavische und magyarische Gelehrte darin zu forschen und Licht über eine Geschichte zu verbreiten, die eng genug mit der von Byzanz, Rußland, Oesterreich, Ungarn, Siebenbürgen, Serbien und der Bulgarei verwebt ist. Doch wozu hier diese Betrachtungen, die einen fremden Reisenden, dem nur ein Paar Tage Aufenthalt hier vergönnt sind, zu nichts Weiterem führen können.

Der Körmen in den Gassen der Tscharschia war auch wohl geeignet, einen beschaulichen Fremden schnell wieder zur Besinnung zu bringen und auf das aufmerksam zu machen, was zunächst unter seinen Augen vorging. Eben stand ein Schreibals neben uns, der bot in einem hölzernen Gefäße ein kühles milchartiges Getränk aus, das zu kosten wir uns einschenken ließen. Es schmeckte säuerlich und roh, etwa wie eine dünne Branntweinmaische aus Fruchtschrot. Es war etwas ähnliches, denn diese vaterländische Limonade ist nichts anderes als eine dünn mit Wasser angerührte Kiele in saurem Gährungszustand, wodurch sie ihrem Zwecke, zu kühlen, vollkommen entspricht. Wenn ich den Verkäufer, dessen singender Ausruf mich in das Straßenleben italienischer Städte versetzte, recht verstand, so hieß er seine Waare Braga oder Praga. Um den etwas mißligen Nachgeschmack dieser walachischen Leckerei aus dem Munde zu bringen, traten wir in eine Kaffeteria und nahmen eine Dulcschaza, eingesottene Früchte, mit frischem Wasser und eine Tasse schwarzen Kaffee zu uns. Die Einrichtung dieser Anstalt kann ich nicht eben loben, indem alle Gefäße sammt Zubehör, Löffel und Tassen nichts weniger als rein waren.

Von hier aus gingen wir in einige deutsche Häuser Briefe abzugeben, und wurden mit äußerster Freundlichkeit aufgenommen. In Ungarn sind bereits zu viel Deutsche, die sich überdieß schon ihre vollständige Heimath gebildet haben. Deßhalb sind sie nicht mehr genöthigt, eine Art Mauer gegen außen zu bilden, unter deren Schutz sie sich in ihrer Minderzahl gegen anstrebende fremde Nationalitäten wehren können, wie dieß in der Walachei der Fall ist. Dieß ist aber auch die Ursache, warum Deutsche bei ihren Landsleuten in letzterem Lande viel herzlicher und freudiger aufgenommen werden, als dieß wenigstens großentheils in Ungarn der Fall ist. Dieses warme Annehmen um die Stammverwandten ließ ich mir aber auch zum Beweise dienen, daß die in der Walachei ansässigen Deutschen viel verlassener und mehr vereinzelt dasteben, als in Ungarn und Siebenbürgen, wo ihnen die Verhältnisse viel günstiger sind.

So kurz mein Aufenthalt in Krajova war, so dankе ich doch demselben dort ein paar liebgewordene Freunde, welche sich alle Mühe gaben, mir daselbst alles Sehenswerthe zu zeigen, und mich auf die verschiedenen Merkwürdigkeiten der Stadt aufmerksam zu machen. Dieselben sind es auch, die mir über das Verhältniß der deutschen Professionisten, deren es hier eine ziemliche Anzahl gibt, manchen Aufschluß gaben. Leider konnten sie denselben trotz ihrer Brauchbarkeit im Geschäfte nicht jenes volle Lob ertheilen, welches den Deutschen sonst in anderen Ländern gespendet wird, wo sie sich nicht allein durch Fleiß sondern auch durch Wirthschaftlichkeit und häuslichen Sinn auszeichnen. Nicht so hier, da sie freilich nur auf ihre kunstfertige Faust leben, mit welcher sie sich leicht genug Geld und Gold erwerben, es aber eben deßhalb wieder leicht hinausgeben, wozu sie besonders der angenehme, sehr trinkbare, leichte, walachische Wein am meisten verführt. Das Trinken geistiger Flüssigkeiten, diese germanische Erbsünde, ist es auch hier, die der

Digitized by Google

sittlichen Zucht der Deutschen in der Walachei die erste Bresche schießt. Durch diese bringen dann zerstörungslustig andere Fehler und Laster ein, so daß ten einmal ehrlichen Deutschen nichts mehr aufzeichnet, als seine einstige Herkunft, die er aber auch mehr und mehr im Strudel seiner jetzigen Umgebung vergißt, und sammt dem damit verknüpften Selbstgefühl untergehen läßt. Die Deutschen in der Walachei sind mit wieder ein Beweis, daß Sitte und Zucht, so wie Wirthschaftlichkeit und häuslicher Sinn, und dadurch Erdenglück allein nur auf Grund und Boden, nie aber auf einem Proletariat gedeihen können, auf welches jene bis jetzt hier zu Land allein angewiesen sind. Eine Auswanderung von Professionisten bleibt immer nichts anderes, als ein vom Stamm gerissener Zweig, der wohl vielleicht noch ein paar Blüthen zu treiben, aber kaum mehr Früchte zu tragen im Stande ist.

Mancherlei Uebelstände durch den rechts- und planlosen Zustand der deutschen Professionisten in den Städten der Walachei herbeigeführt, scheint das hiesige Gouvernement darauf bedacht gemacht zu haben, einige Ordnung darein zu bringen, zum Wohl für die Handwerksleute selbst als auch für ihre Kunden. Bis jetzt stehen sie einfach als Gäste unter den betreffenden Agenzien und Consulaten. Jeder Handwerksmann schätzt und taxirt seine Arbeit wie er will, nachdem er sich nach Gutdünken Zeit dazu gelassen; er dictirt gleichsam seinen Kunden, was allerdings sein Gutes haben mag, indem er sehr gut weiß, daß er oft lange genug, ja manchmal gar vergebens auf Bezahlung warten muß. Er lebt darin ganz nach dem weltweisen Grundsatze: „Arete damit du nicht getreten wirst.“ Freilich gibt dieses Verhältniß vielen Anlaß zu beiderseitigen Excessen, die nun, wie gesagt, eben zur Zeit meines Aufenthalts in Krajova das walachische Gouvernement bestimmt haben mochten, sämmtliche deutsche Professionisten auf die Stadtpolizei zu rufen und ihnen aufzutragen, sich irgend darüber zu vereinigen, daß sie in Zukunft eine Art von rechtsständigem Körper bilden sollten, etwa wie die Zünfte.

Am selben Tage fand bei vollen Gläsern in Eßegers Wirthsstube eine lebhafte Verhandlung darüber statt. Ich fragte einen der ältesten unter den aufgerezten Ständen, einen alten ehrlichen Kupferschmiedmeister um den Gegenstand der Debatte, worüber mich derselbe freudig aufs genauste und gewissenhafteste instruirte. Nachdem er fertig war, mir das kurze Thema langs und breits auseinander zu setzen, wollte er auch meine Meinung hören. Eine Corporation zu bilden war beinahe die ganze Versammlung nicht abgeneigt, nur fürchteten die meisten, es möchten ihnen dann in Zukunft zu den eingeräumten Rechten auch Lasten aufgehalst werden. Allerdings und natürlich stände dieß in nächster Aussicht. Dieß wäre aber auch nicht unbillig, so lange sie nicht übermäßig aufgerechnet würden, und ich meinte deßhalb, sie sollen sich zwar vornherein vor allem Zunftwesen und seinem hemmenden Schlepp wohl verwahren, sich aber keck als ein Körper statuiren, denn nur als solcher könne ihr Thun und Lassen von Bedeutung seyn. Welchen Entschluß indessen die kleine lockere Gemeinde faßte, erfuhr ich nicht mehr, da ich Tags darauf abreiste.

Unter anderem kannte ich hier schon vom Banat aus einen Herrn D. geborenen Walachen aus Oravitza, welcher hier als Privatdocent und Professor der deutschen Sprache lebt. Durch ihn machte ich die ehrenwerthe Bekanntschaft des hiesigen Schuldirectors M., wenn ich nicht irre ein geborner Siebenbürger Walache, der eben seiner Kenntnisse und Verdienste wegen von der gegenwärtigen Regierung auf den Platz gerufen wurde, auf welchem er jetzt steht. Dieser Herr machte mir mancherlei interessante Mittheilungen über das walachische Schulwesen, worunter mich namentlich überraschte, daß sich in jedem Dorfe eine ordentliche Schule befinde, in welcher die Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen. Hier in der Stadt selbst steht ein großes schön gebautes Schulhaus, die erste Zierde eines öffentlichen Platzes, der zur Promenade eingerichtet mit Bäumen regelmäßig angesetzt ist. Leider machte ich in diesem Tempel walachischer Pädagogik die Bemerkung, daß entweder seine ökonomische Verwaltung mit anderwärtigen Schwierigkeiten zu kämpfen haben oder selbst nachlässig geführt werden müsse, was ich daraus schloß, weil die schönen großen Fenster daran größtentheils zertrümmert waren, als ob irgend ein boshafter Angriff darauf geschehen wäre. Dieß war indessen nicht der Fall, indem vor etwa einem Jahr ein Hagelschlag den Schaden angerichtet hatte. Seit dieser Zeit sand man noch keine Mittel die Lichtleiter des hübschen Gebäudes wieder herzustellen.

Kochende Teiche in Neuseeland.

(Aus Angas's Life and Scenes in Australia and Neuseeland.)

Am Strande einer großen sumpfigen Fläche traf ich eine Anzahl kochender Teiche zum Theil von sehr großer Ausdehnung. Wir setzen über einen Fluß, der rasch nach dem See fließt, welcher von dem in den Thälern von Tangariroe schwelzenden Schnee genährt wird. An vielen Orten im Bette dieses Flusses sieht das Wasser durch die unterirdischen heißen Quellen plötzlich auf und ändert oft in Einem Augenblick die Temperatur des Wassers zu nicht geringer Gefahr dessen, der im Augenblick über den Fluß setzt. Ganze Stricke lang hörte ich das Wasser heftig unter der Kruste kochen, auf welche ich trat. Es ist ein gefährliches Reisen, denn wenn die Kruste einbricht, so ist Tod durch Verbrühen die nothwendige Folge. Man erzählte mir, daß die Eingebornen von Neturua, welche gern ihre Häuser über den heißen Quellen in diesem Dunkstrich bauen, weil der Boden in der Nacht fortwährend warm bleibt, häufig solchen Unfällen ausgesetzt sind. Es ist vorgekommen, daß, wenn eine Gesellschaft auf solchem Boden tanzte, die Kruste einbrach, und die ganze lustige Gesellschaft plötzlich in den siedenden Kessel unten hinabstürzte. Einige Teiche haben 90 Fuß im Umfreis, und sind mit durchsichtigem blaßblauem kochendem Wasser gefüllt, welches Dampfwolken ausstößt. Bäche von siedendem Wasser durchsichen den Boden in allen Richtungen, und die Oberfläche dieser kalkartigen Fläche um den Rand der kochenden Teiche ist mit schönen Incrustationen von Kalk und Alaun bedeckt, welche um einige Stellen die Form flacher Schüsseln annehmen. Maisblolben, Moos und Baumzweige wurden in gleicher Weise incrustirt. Auch bemerkte ich hie und da zwischen Gras und Binsen kleine tiefe Löcher von zwei Zoll bis zwei Fuß im Durchmesser, die mit kochendem Schlamm gefüllt sind, der in großen Blasen sich erhebt; diese Schlammgruben stoßen einen starken Schwefelgeruch aus. Obgleich die Teiche heftig aufkochten, bemerkte ich doch kleine Fliegen, die rasch über die Oberfläche hinliefen.

Die Hacienda de la Noria.

1. Der Pferdebändiger.

(Fortsetzung.)

Ich führte meine große Schwäche an. Der Unbekannte bedachte sich, dann fuhr er fort: Ich kann nicht bei Euch bleiben, um Euch dahin zu begleiten; triftige Gründe nöthigen mich, die auf den Abend weit von hier zu seyn. Nicht minder wichtige Ursachen verbieten mir vielleicht den Eintritt in die Hacienda, aber da mein Weg ganz nah vorüberführt, so werd ich dort einsprechen, um Euch ein frisches Pferd und Wasser zu senden, dem erschöpft, wie Ihr nun und Eurer Thier zu seyn scheint, würdet Ihr heute nicht ankommen, und in diesen

Digitized by Google

Einöden ohne Wasser, und bei einer Sonnenhitze wie gegenwärtig kömmt man, wenn es heute nicht geschieht, auch Morgen nicht an. Sucht deßhalb Eure Kräfte zu sammeln, und vorwärts zu kommen; indem Ihr der Spur meines Leder, das ich im Sande nachschleppen werde, Schritt vor Schritt folgt, könnt Ihr Euch nicht aufs neue verirren.

Ich danke ihm lebhaft für seine gute Absicht. — Eine letzte Empfehlung, fügte er hinzu: Vergeßt nicht zu sagen daß der Zufall allein Euch nach der Hacienda geführt hat.

Bei diesen Worten rollte der Reiter den Knäul auf, welchen seine geflechtene Lederschlinge bildete, und entfernte sich im scharfen Trabe, indem er eine leichte Furche im Sande zurückließ. Die Hoffnung daß an einem bewohnten Ort zu gelangen, das Wasser, das mich ein wenig erfrischt hatte, gaben mir bald neue Kräfte. Zum erstenmale erschien mir meine Lage in ihrem wahren Lichte, und ich stieg wieder auf mein Pferd, das ich am Zaume angebunden hatte; aber das arme Thier hatte nicht wie ich Wasser gefunden, um mindestens für den Augenblick seinen Durst zu stillen, und nun schleppte es sich eher, als es vorwärtsging, mit gesträubtem Haifz, hängenden Ohren und erloschenem Auge, ungeachtet der wiederholten Ermahnungen der Sporen. Umsonst quälten die eisernen Bügel seine dürftenden Seiten, es schritt deßhalb nicht schneller aus. Den Zeit zu Zeit hielt ich an, um die kaum sichtbaren Spuren des Lazo im Sande zu entdecken, indem ich hoffte zugleich die Stimmen derer zu vernehmen, die mir entgegenkommen sollten; aber alles war still. Warme Windstöße, der glühende Hauch der Wüste, setzten allein seufzend über den Boden hin. Ich setzte dann meinen mühseligen Weg wieder fort, indem ich maschinenmäßig die Worte wiederholte: „Wenn man heute nicht ankömmt, geschieht es auch Morgen nicht.“ Schon verlängerten sich die Schatten des Eisenholzbaumes auf dem Sande, der von der Sonne erhitzt, heißen Dampf ausströmte; Wolken von Mücken, die Vorläufer der Dämmerung, summten in der Ferne; alle Vorzeichen der Nacht zeigten sich allmählich und Niemand kam. Physischer Schmerz geselite sich zu der Seelenangst; ich fühlte meine Zunge anschwellen, meine Kehle sich entzünden. Plötzlich wieherte mein Pferd, und gleich als wäre ihm irgend eine geheime Botschaft auf den Flügeln des Windes zugekommen, nahm es einen raschern Schritt an. Ich selbst glaubte in dem Augenblick, als die Sonnenscheibe am Rand des Gehölzes sich versteckte, fernes Herdengebrüll zu vernehmen. Ohne Zweifel mußte ich in der Nähe eines Rancho seyn. Eine halbe Stunde reichte hin, um die Bäume zu erreichen, hinter welchen die Sonne sich barg. Eine ungeheure Ebene öffnete sich vor mir, und ich hatte das herrlichste Schauspiel vor Augen, ein Schauspiel dessen Schönheit und Erhabenheit ich zu beschreiben im Stande seyn möchte; von dem aber nur die sich einen Begriff machen können, welche die Qualen des Durstes mitten in brennenden Wüsten empfunden haben, deren Ausdehnung sie nicht kannten.

Ein weiter Rasenteppich grün und glänzend, von den Tritten der Menschen und Thiere in Schlangenpfaden durchkreuzt, bedeckte die Oberfläche dieser Ebene. Zahlreiche Gummibäume dicht zusammengedrängt, ersetzten durch das Verschlingen ihrer Wipfel die Aermlichkeit ihres Laubes, und schützten den Rasen mit ihrem Schatten. Die feuchte frische Luft, welche meine Wangen umspielte, als ich aus dem schwülen Gehölze kam, verkündete mir, daß allenthalben Wasser unter der dünnen Erdschichte rinne und diese köstliche Oase befruchten müßte. Und wirklich füllte mitten im Grün und unter dem Schatten schöner Eschen eine reichliche Quelle eine weite Cisterne. Ein großes Rad von vier Maulthieren in Bewegung gesetzt füllte abwechselnd hundert Ledereimer, die in seinem Umkreis angebracht waren, und in riesenhafte ausgehöhlte Baumstämme ein reines klares Wasser ausgossen, das herrlich in den letzten Sonnenstrahlen glänzte. Tausende von Hornvieh aller Art löschten ihren Durst in den hölzernen Trögen, ohne die reichliche Quelle verstopfen zu machen, die sie füllte. Weiterhin, mitten in goldnen Staubwolken die unter ihren Hufen aufstiegen, tummelte sich eine ungeheure Heerde von Pferden umher, mit offenen Nüstern, fliegenden Mähnen in dem ganzen wilden Ungestüm ihres Laufes. Es war ein tolles Rennen, wüthende Hufschläge, ein wilder Auslauf, ein Schwindel erregendes Kreisen. Das Getöse der Hufschläge tönte wie ferner Donner, das heisere Wiehern der Hengste, das Brüllen der Stiere beherrschte von Zeit zu Zeit diesen furchtbaren und fröhlichen Aufruhr. Bisweilen schied sich eine große Schaar von der Pferdegruppe aus, und stürzte sich mit flammendem Auge nach der gemeinsamen Tränke. Die Schafe wichen springend aus, während die Stiere mit erhobenem Kopfe sich anschicken die Eindringlinge mit ihren Hörnern zurückzustoßen. Schakals und andere nächtliche Späher, durch den Durst getrieben und vergessend daß die Sonne noch leuchtete, und die Menschen nahe waren, zeigten von ferne ihre spitzen Schnauzen, ihre glänzenden Augen, ohne die Rückkehr der Finsternis abzuwarten, um ihren Antheil an der Beute zu holen [1], welche gleich der Vorstellung dieser Wüste, allen ohne Unterschied, den Reichthum ihres Wassers bot. Es mußten die Cisternen der biblischen Zeiten gewesen seyn, neben welchen die Patriarchen ihre Zelte aufschlugen und die wandernden Engel beherbergten.

Im Augenblick machten wir uns, Pferd und Reiter, daran zu trinken, als wollten wir die Noria anschlürfen. Es mußte indeß ime gehalten werden um Athem zu schöpfen, und es glaubte ich nahe bei mir sprechen zu hören. Ich horchte hin und vernahm folgendes Gespräch, denn eine Eschengruppe verbarg mich den Sprechenden.

„Nun Juan, ich denke, daß es Zeit sey, uns auf den Weg zu machen, denn es sind nun bald vier Stunden, seit ich der Rewanche gebe; der Reisende, den ich anfinchen soll, hat indeß Zeit gehabt mehreremal vor Durst umzukommen.“

„Du bist sehr eilig, weil du gewinnst, Jose! und vielleicht nur so mitleidig, weil du Charlemagne machen willst. Zu dieser Stunde hat dein Reisender schon aufgehört zu leben, und du kannst ihn immer noch wiederfinden.“

„Du bist auch nicht klüger, Juan. Ich halte einen Augenblick an, um den Schlauch zu füllen, den ich einem armen Teufel bringen soll, den man halbtodt auf dem Weg gefunden; du willst mir eine unsichere Martingale zeigen, und deßhalb verliert du nun seit vier Stunden; das muß nun enden. Es wäre weit mit mir gekommen, wenn ich statt deinen Dolman zu gewinnen, einen Menschen hätte verschmachten lassen. Fast in demselben Augenblick sah ich die beiden Spieler aus dem Gedüsche treten, wohin sie sich zurückgezogen hatten. Ich erkannte den Verlierenden an den Dolman, den er in der Hand trug, gleichsam um die Begierde seines Gegners zu reizen, und ihn zu einer letzten Revanche zu bestimmen. Der andere Spieler zog ein Pferd am Zaume; er sagte mich, ob ich nicht einen Reisenden getroffen habe, der dessmungeles am Wege liege.

(Fortsetzung folgt.)

Alterliterarische Funde in Norwegen. Das Aftenblad vom 28 November enthebt uns der Pestsorb Juriste-Tidning eine Nachricht aus Christiania, die nicht ohne allgemeineres Interesse ist. Bei der Durchsuchung der alten Rechenschaftsbücher vom J. 1600 — 1650 fand der Reichsarchivar Lange einige Pergamentfragmente, die aus den alten Pergamentcodices ausgeschnitten waren. Natürlich sind mehrere dieser Fragmente sehr klein, doch andere sind größer, indem sich mehrere Blätter zusammensetzen lassen und ein zusammenhängendes Ganze geben. Außer mehreren alten Gesetzsammlungen, unter denen die Eidsvathingslov mit dem bereits daraus bekannten „Ehrisstenrecht“ besonders zu bemerken ist, fand man ein Itinerarium von einem Mönch Mauritius lateinisch abgefaßt. Aus mehreren Umständen geht hervor, daß dieß die Gesandtschaftsreise ist, vermittelst deren König Hakan Hakansens Tochter Christina nach Spanien geschickt wurde, um mit einem dortigen Fürsten vermählt zu werden. Man scheint noch manche andere Funde zu erwarten.

[1] So nennt man den hydraulischen Rosenkranz welcher dazu dient, das Wasser aus einem Brunnen oder einer Cisterne zu schöpfen, welcher Name sich nun auch auf diese oder den Brunnen ausdehnt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 3. 4. Januar 1847.

Von Kolchis nach den Ruinen von Pitzunda und der Küste des Landes der Dschighethen.

(Fragment aus Friedrich Bodenstedt's Tagebuche.)

1. Redut-Kale. — Anaklea. — Utschamtschuri. — Bambor. — Tschum-Kale.

Redut-Kale, seit 1820 von den Russen gegründet, ist der elendeste aller Hafenplätze die ich im Leben gesehen. Die Stadt — wenn anders der armselige Ort diese Benennung verdient — besteht aus drei Häuserreihen, welche durch die Chopi,[1] und eine lange, beinahe fußtief mit kleinen Kieselsteinen überworfene Straße von einander getrennt werden. Die Häuser sind alle von Holz gebaut und größtentheils in schlechtem Zustande, unansehnlich von außen und innen.

Die Einwohner, ungefähr 1500 an der Zahl, bilden ein Gemisch von Griechen, Türken, wenigen Russen und Armeniern.

Die Schönheit der hiesigen Griechinnen wurde mir in Tiflis sehr gerühmt; ich habe wenig Ausgezeichnetes der Art gefunden.

Bis zur Aufhebung der früher hier herrschenden Handelsfreiheit (1832) war Redut-Kale der belebteste aller Häfen an der Ostküste des Pontus; jetzt aber sieht hier alles wie abgestorben aus, und es herrscht ringsum eine Stille und Oede, daß Auge und Herz unangenehm davon berührt werden. Zwischen den Wundern der Tiefe des schwarzen Meeres und den immergrünen Wäldern von Kolchis liegt die einförmige, aschgraue Häusermasse mit ihrer kahlen Umgebung, wie der Gegensatz zu einer Oasis in der Wüste. Nach den örtlichen Verhältnissen zu urtheilen muß dem Beobachter nichts natürlicher erscheinen als der gegenwärtige, traurige Zustand der Stadt. Die Lage ist unfreundlich, die Gegend ungesund, und der Hafen im höchsten Grade gefährlich und unbequem. Und doch war Redut-Kale lange Jahre hindurch der Mittelpunkt der Handelsoperationen zwischen Persien und Europa!

Die Einwohner — nicht allein von Redut-Kale sondern von ganz Transkaukasien — bauen mit Recht freudige Hoffnungen auf das Versprechen des Fürsten Woronzow, all seinen Einfluß beim Kaiser anzuwenden, um die alte Handelsfreiheit wieder herzustellen. Daß die Wohlfahrt und das Gedeihen des Landes unendlich dadurch befördert werden würden, darin stimmen die Ansichten aller Reisenden und Sachverständigen überein. . . Kaum hatte ich acht Tage in Redut-Kale zugebracht, als das ungesunde Klima schon anfing verderblich auf meinen Körper zu wirken, so daß ich mit freudigem Eifer eine sich mir darbietende Gelegenheit ergriff der ungastlichen Stadt, der ich auch nicht eine angenehme Erinnerung zu verdanken habe, den Rücken zuzukehren, und auf den weißen Wellen des schwarzen Meeres — statt auf einem langwierigen Krankenlager — Erholung von meinem Unwohlsein zu suchen.

Der Commandant von Redut-Kale hatte nämlich einen Barkaß,[2] bemannt mit 14 Asow'schen Kosaken unter Anführung eines Chorunschi,[3] nach der Festung Ardiler, an der Küste des Landes der Dschighethen, auszurüsten, und ertheilte mir und meinen beiden Leidensgefährten, bestehend aus einem jungen russischen Gardecapitän und dem tapfern Tatarenhauptmann Gjül-Bassar, gern die Erlaubniß, die im Monat April etwas gefährliche Fahrt mitzumachen. Die Zwecke, welche das Reisefleeblatt verfolgte, waren eben so verschieden wie die Persönlichkeiten, aus welchen es zusammengesetzt war. Der Gardecapitän — ein parfümirter Salonheld — hatte dem die Militärtinie an der Ostküste des schwarzen Meeres commandirenden General v. Budberg Depeschen vom Oberbefehlshaber zu überbringen.

Gjül-Bassar, — jedenfalls die interessanteste Personage von uns dreien — ein auf dem Wege der russischen Civilisation begriffener Tatar, hatte sich, gelockt durch Titel und Orden, dem in Warschau stehenden, muselmännischen Reiterregimente zucommandiren lassen, um im fremden Lande, im Glanze friedlicher Straßenparaden Auszeichnungen zu finden, deren Erringung ihm im Schooße der kriegsdrohten Heimath zu schwer geschienen.

Gjül-Bassar (zu deutsch: Rosenhaupt) stand mit seinem blumigen Namen in auffallend wunderbarem Einklange. Sein mit ebenso starken wie zahlreichen Pockennarben übersätes Antlitz sah aus wie eine Sammlung verwelkter Rosenknospen, und seine etwas lang gerathene, schwammige Nase glänzte darüber hin wie ein durchsichtiger Behälter, dem alles Blut der abgestorbenen Rosenknospen zugeflossen. Als einzige Waffe trug der Rosenköpfige einen dagheßtanischen Dolch im Gürtel, die übrigen Mordwerkzeuge: ein Gewehr mit doppeltem Lauf, ein paar gewichtige persische Pistolen und einen langen Tscherkessensäbel hatte er seinem kleinen Diener Jussuff aufgebürdet, dessen winziger, schmaler Körper die Waffenlast mit Mühe zu tragen

[1] Die Chopi ergießt sich bei Redut-Kale ins schwarze Meer,

[2] Barkaß — ein mit einer Kanone versehenes Kriegsboot.

[3] Chorunschi — ein Kosakenofficier, dessen Rang etwa dem eines Unterlieutenants entspricht.

Digitized by Google

schien. Das Ergötzlichste an Gjül-Bassar war seine fixe Idee: Warschau liege irgendwo am schwarzen Meere; wir ließen ihn ruhig gewähren, nachdem wir vergeblich auf alle Weise versucht hatten ihn von seinem Irrthume abzubringen, zu welchem ein ihm befreundeter Mullah aus dem Karabag Veranlassung gegeben hatte.

Es war 8 Uhr Morgens am 19 April, als wir bei immer noch unwölktem Himmel Redut-Kale verließen. Der Barkaß war flott gemacht, unsere Sachen waren bereits aufgepackt, und die Kosaken standen am Ufer und warteten ihres Führers, sich nach ihrer Gewohnheit die Zeit mit Singen heimathlicher Lieder vertreibend.

Zwölf Kosaken hatten einen Kreis gebildet, der dreizehnte stand in der Mitte und sang mit lauter, gewandter Stimme ein lustiges Lied, dessen letzte Verse jeder Strophe die Umstehenden immer halb schreiend, halb singend wiederholten.

Lied der Kosaken vom schwarzen Meere:

„Was hängt Du das Köpfchen so traurig und schwer?“
— „Was sieht, mein Kosak, fort zum schwarzen Meer?“ —
Es sprach ich zum Mädel, so sprach sie zu mir —
Muß war ich beim Mädel, und jetzt bin ich hier'
Chor: So sprach ich zum Mädel ꝛc.

Und weine nicht, Mädchen, hell' auf Deinen Blick!
Wohl muß ich davon, doch bald kehr' ich zurück —
Der Kosak liebt das Meer und er liebt die Gefahr,
Doch er liebt auch mein Küssen beim Mädel ihm war!
Chor: Der Kosak liebt das Meer ꝛc.

Der Priester der spricht: „Das ist Sünde, mein Sohn! . .
Doch beichtet ich die Sünd', da verzeiht er sie schon —
Ein Griff in die Tasch', ein geschmeidiger Mund,
Das macht und beim Priester von Sünden gesund!
Chor: Ein Griff in die Tasch' ꝛc.

Kann ich dafür daß mich mein Mädel so liebt?
Ihr meine Schuld daß sie mir Küsse gibt?
Und ruht sich's beim Mädel im sichern Haus
Nicht süß nach den Stürmen des Meeres aus?
Und ruht sich's beim Mädel ꝛc.

Es donnert zum Kampfe — da zagen wir nicht;
Ob zu Meer, ob zu Lande, das fragen wir nicht;
Ob nah oder ferne, das messen wir nicht;
Und das Liebchen, das treue, vergessen wir nicht!
Chor: Ob nah oder ferne ꝛc.

Drum frisch, ihr Kosaken, das Segel gespannt!
Die Schaschka [1] zur Seite, den Kinschal [2] zur Hand!
Und weine nicht, Mädchen, hell' auf deinen Blick!
Der Kosak muß davon, doch bald kehrt er zurück!
Chor: Und weine nicht, Mädchen ꝛc.

Wer hat das hübsche Lied gedichtet? fragte ich, auf die Sänger zugehend. Die Kosaken blieben mir die Antwort schuldig, denn in diesem Augenblicke kam ihr Führer eiligen Schrittes herbeigegangen, und im Nu saßen alle bei ihren Rudern im Fahrzeuge. Eine halbe Stunde später hatten wir schon die heftige Strömung passirt, welche die Chopi bei ihrer Mündung im schwarzen Meere bildet. Wir saßen mit dem Officier und einem alten Urjädnik (Unterofficier), welcher als Steuermann fungirte, im Hintertheile des Barkaß, der gerade groß genug war, die Mannschaft, welche, uns und unsere Leute mitgerechnet, aus 22 Personen bestand, zu fassen. Wo habt Ihr Türkisch gelernt? — fragte ich einen Kosaken, welcher sich eifrig in dieser Sprache mit Gjül-Bassar's Diener unterhielt. „Was sollten wir nicht Türkisch sprechen können?“ entgegnete der Gefragte, „wir sind ja in der Türkei groß geworden.“ Durch weiteres Fragen gelangte ich zu der Gewißheit, daß unsere Kosaken zu den Resten der tapfern Saporoschzen [1] gehörten welche, vermehrt durch eine Menge Ueberläufer und Vagabunden, unter der Regierung Peters I zu den Türken übergingen, und seit der Zeit bartnäckige Feinde der Russen wurden. Nach der Einnahme von Varna (1828) unterwarf sich ein Theil dieser Krieger, welche im fremden Lande ihre Sprache, Religion und Sitten treu bewahrt hatten, aufs neue dem russischen Scepter, unter der Anführung ihres Ataman Gladkoi.

Die Kosaken, von welchen die meisten mit bei Varna gewesen waren, erzählten mir in Bezug auf die oben angedeutete Begebenheit eine Menge Geschichten zur Verherrlichung ihres neuen Herrschers, unter anderm, wie er sich, nur von seinem Adjutanten Orlow begleitet, auf einem Kriegsboote den ihm bis dahin feindlichen Kriegern anvertraute, ohne, trotz aller Warnungen seiner Umgebung, die mindeste Besorgniß noch Furcht zu äußern; 26 Saporoschzen saßen am Ruder, und der Ataman selbst fungirte als Steuermann.

„Das hätte der Sultan nicht gethan!“ bemerkte ein mit drei Orden geschmückter, alter Kosak, „aber der Kaiser kennt seine Leute; der hat ein scharfes Auge . . .“

„Wie kannst Du den Kaiser auch nur mit dem Sultan vergleichen, Bruder!“ nahm ein anderer das Wort. „Welch eine Freude hatten wir, als wir den Kaiser zum Erstenmal sahen! Seht, Kinder, sagte unser Ataman Gladkoi, was ist das für ein Mann! Welch ein Wuchs und welch ein Auge! Was ist der Sultan dagegen?“

Mit solchen und ähnlichen Gesprächen vertrieben wir uns die Zeit ganz angenehm, ergötzten unsere Blicke an den das Fahrzeug oft schaarenweise umspielenden Delphinen, und langten gegen 2 Uhr Nachmittags glücklich in der alten Festung Anakleа an.

Dieser, jetzt nur von wenigen Türken, Juden und Kosaken bewohnte Ort (muthmaßlich das alte Heraklea der Griechen) am linken Ufer des Ingur, welcher sich hier ins schwarze Meer ergießt, gelegen, bezeichnet an der Küste den Gränzpunkt zwischen Mingrelien und dem Gebiete von Samurschan. [2]

Wir waren gezwungen hier einige Stunden Rast zu halten, damit die ermüdeten Kosaken, welche bei den ungünstigen, unser Segel unnütz machenden Winden den ganzen Tag hatten das Ruder schwingen müssen, neue Kräfte sammeln konnten.

Um 6 Uhr begaben wir uns wieder auf unser Fahrzeug, und ließen bei einbrechender Nacht, die hier immer ohne die süße Zwischenzeit der Dämmerung dem Tage folgt, in eine kleine Bucht an der Küste von Samurschan ein.

Ein paar kleine, hinter Bäumen hervorlugende Bretterhäuschen hatten uns zu der Meinung verleitet, es befinde sich hier ein Dorf, wo wir Obdach für die Nacht finden könnten; allein wir sahen uns bei näherm Recognosciren nicht nur in unserer Erwartung getäuscht, sondern hatten noch obendrein

[1] Schaschka — Tscherkessensäbel.

[2] Kinschal — großer Dolch.

[1] Bekanntes in der Türkei unter dem Namen Nekrasowzen. A. d. R.

[2] Samurschan erhielt seinen jetzigen Namen von einem aus der Königsfamilie von Abchasien stammenden Herrscher, Mursa-Bey.

Digitized by Google

ein kleines Zusammentreffen mit türkischen Contrebandisten, welche sich mit ihren in oben erwähnten Häuschen versteckten Waaren im Dunkel der Nacht wieder auf den Weg machten, wahrscheinlich um einem andern Schlupfwinkel an der Küste von Abchasien oder Dschigheti̇stan zuzusteuern. Wir brachten die Nacht unter freiem Himmel zu, zündeten Wachtfeuer an, stellten Wachen aus und ließen uns von nahem Wellengemurmel und fernem Schakalgeheul in Schlaf singen.

Trotz unsers wohlverwahrten Lagers schliefen wir vortrefflich, ausgenommen Gjül-Bassar, welcher, die Pistole in der Hand, mit gekreuzten Beinen auf seinem Teppiche kauernd, die ganze Nacht vor Unruhe und Besorgniß kein Auge schließen konnte. Diese sich bei der kleinsten Gefahr äußernde Besorgniß hatte keineswegs in angeborner Feigherzigkeit ihren Grund. Ein gläubiger Muselmann, wie unser Tatar, fürchtet den Tod nicht, auch bin ich überzeugt, daß sich Gjül-Bassar zu jeder andern Zeit ohne zu zittern jeglicher Gefahr ausgesetzt haben würde; für den Augenblick jedoch war ihm sein Leben lieb, denn er hatte gehört, der Kaiser werde am 15 Mai in Warschau eine Musterung der muselmännischen Regimenter halten, bei welcher Gelegenheit jeder anwesende Officier einen Orden zu erwarten hätte. Dieser zu erwartende Orden nun war der Anfang und das Ende aller Wünsche Gjül-Bassars. Seit unserer Abreise von Redut-Kale hatte er von nichts weiter gesprochen; das Meer mit seinen tausend Wundern, die stets wechselnden, großartigen Naturschönheiten, welche und umgaben, alles ließ ihn ungerührt: er dachte nur an seinen Orden.

Von einem mehrstündigen Regen durchnäßt, verließen wir bei Tagesanbruch unser romantisches Lager, und langten nach etwa siebenstündiger Fahrt im Hafen von Utschamischuri an.

Ich unterlasse es, mich in nichtssagenden Schilderungen der herrlichen Naturschauspiele zu ergehen, welche die Küste vom Meere aus gesehen in üppiger Fülle darbietet. Die schäumende Brandung, das steinige Ufer, die sich in endlose Ferne verlierenden, undurchdringlichen Wälder, die baumgekrönten, bunten Hügelreihen und dahinter die große Gebirgskette mit ihrem nimmer beständigen Farbenspiel. Hier ist alles in steetem Wechsel begriffen, wenn nicht ein vollkommen heiterer Tag, wie der April ihrer nur wenige bietet, einen sichern, klaren Anblick gewährt. Oft zieht sich eine alles verhüllende, dichte Nebelmauer vor den spähenden Blicken hin, und vergebens sucht dann das Auge einen erquickenden Anhaltspunkt, bis plötzlich ein Sonnenblick den aschgrauen Schleier zerreißt, und ein leuchtender Strahl, wie ein goldener Zauberstab, Wald, Hügel und Gletscher in neuem Glanze erschimmern läßt.

(Schluß folgt.)

Die Karawanen in Abyssinien.

(Revue de l'Orient. Nov. 1846.)

Zwei große Straßen öffnen sich den Ein- und Ausfuhrkarawanen; sie gehen von dem Centralpunkt Gondar nach Cairo über Sennaar und nach Massowa am rothen Meer. Massowa ist in starker Verbindung mit Dschidda, Mesa, Suakim und Bombay. Dschidda schickt ihm Glasperlen, Waffen und alle aus Aegypten kommenden Waaren, Mesa Lebensmittel und Tetbeij zum Bauen, Suakim Durrah und Salz, Bombay Reis, Tabak, Pfeffer, Gewürznelken, Zucker, rothe und blaue Guinearaynge, einige Zitz, Musseline, etwas weißes Seide und rothe Scharlachtücher aus England. Die meisten dieser Waaren werden von den Karawanen in Massowa im Tausch gegen ihre Ausfuhrartikel genommen, welche aus Gold, Kaffee, Moschus, Wachs, Elfenbein, Rhinoceros-, Antilopen- und Büffelhörnern, Flußpferdzähnen, Schildkröteschalen, Perlen, Gummi, Straußenfedern und Medicinalsubstanzen bestehen. Diese Karawanen bilden sich zu allen Zeiten des Jahrs, am zahlreichsten aber im Januar nach der Regenzeit, und im Junius vor dem Steigen der Gewässer. Wenn die Karawane zu Massowa alle ihre Waaren abgesetzt, und andere dagegen eingetauscht hat, vereinigt sie sich wieder zu Diran auf der äthiopischen Hochfläche, aber sie kehrt nicht ganz nach Gondar zurück; ein Theil geht nach der Ostgränze, welche Egame, Enterta, Jedschu, Warrekalle und Efat umfaßt. Die Kaufleute, welche nach Gondar zurückziehen, schicken sogleich einen Theil ihrer angekauften Waaren nach Begumedere und Gobschum, wo die Karawanen sich sammeln, die sie in die Gallaländer bringen. Diesen Handel treiben die Bewohner von Derita, einer ganz moslemitischen Stadt; diese kaufen namentlich die Glaswaaren, die bei den Gallas rauschen, bei den Christen aber nur sehr wenig Absatz finden. Da die Bewohner von Gondar, Atwa und Antel fast allein nach Massowa ziehen, so kommen dahin auch die kleinen Kaufleute, um ihre gesammelten Waaren abzusetzen und sich mit den fremden zu versorgen. Die Karawane von Massowa ist die, welche am meisten Producte nach dem Meer bringt; die welche nach dem Sennaar geht, recrutirt sich auf dem Wege aus Bohemy, Metemma, Bas el Fil, Kordofan und Sennaar, und trifft manchmal zu Siut mit der aus Darfur zusammen, so daß sie in sehr bedeutender Zahl zu Caire ankommt. Eine dritte Karawane, welche gleichfalls eine ziemlich bedeutende Ausfuhr nach dem Meere vermittelt, ist die welche von Rio-Kumba in der Provinz Efat direct nach Dschchura und manchmal nach Harrer geht, von wo die Waaren nach Berberra geschickt werden.

Die Hacienda de la Noria.

1. Der Pferdebändiger.

(Fortsetzung.)

Wenn Ihr von mir sprechet, begann ich, so könnt Ihr den Dolman dieses Burschen noch gewinnen, denn ich habe Euch, Gott sey Dank, nicht abgewartet.

Darüber bin ich bei Gott! sehr froh! rief der unglückliche Spieler. Benito, Freund, du kannst mir nun meinen Einsatz nicht verweigern.

Ein Ausdruck von übler Laune malte sich auf Benito's Gesichte; er war augenscheinlich verdrießlich, daß ich nicht vor Durst gestorben war, und daß mein Wiedererscheinen ihm den Vorwand raubte, seinen Gewinn nicht abermals aufs Spiel zu setzen. Dagegen war Juan strahlend vor Freude. Ich fühlte instinctmäßig, daß ich einen Freund in dem Manne besitze, der mich in Hoffnung einer Revanche hatte opfern wollen, und einen Feind in jenem, der so eben noch meine Sache mit so viel Menschlichkeit vertheidigte. Ich ließ die beiden Spieler ihre Partie fortsetzen, und ging von meinem Pferde gelegt nach der Hacienda. Ich war noch in einiger Entfernung vor dem Pachthofe, und schon hüllte die Dämmerung die Gegend ein, als ich weite Umzäunungen von Pfählen (Toriles) gewahr wurde, welche sich rechts und links am Wege erhoben. Der eine war leer; in der andern wirbelte dichter Staub auf. Dumpfes Brüllen ließ sich vernehmen. Als ich mich der Umzäunung näherte, unterschied ich zwischen den Pfählen durch einen Stier, der sich sträubte, und auf demselben einen Mann, der mit einem Messer bewaffnet war, während ein anderer die Füße des Thieres mit Stricken umwand, und es so bändigte. Der Mann mit dem Messer schien die Hörner des Thieres zu schärfen, das umsonst ihn abzuschütteln versuchte. Der Stier blieb endlich unbeweglich, der Reiter tauchte vorsichtig einen groben Schwamm in eine Calebasse, womit er die Hörner des Thieres bestrich. Als dieses Geschäft beendigt war, wurde der Stier seiner Bande entledigt, und in dem Augenblick, als er wüthend aufsprang, hatten die beiden einen Ausgang des Toriles erreicht und mit starken Querbalken versperrt, der dem Orte gegenüber lag, wo ich mich befand, und entfernten sich schon in großer Eile. Ich hatte in dem Manne, der auf dem Stiere saß, jenen wieder erkannt, dessen Wasserschlauch und Belehrungen einige Stunden früher mir so

Digitized by Google

nützlich gewesen waren. Welcher Beweggrund konnte diesen Menschen in der Hacienda zurückhalten, der sich zu fürchten schien, bevor zu erscheinen? Eine neue Bezeugung, noch unvermuthete also diese, gab meinen Gedanken bald einen andern Lauf. Die Gestalt und Haltung eines Reiters, der vorüber kam, erinnerten mich an den Mann, dessen Anblicken sich an ein schreckliches Ereigniß knüpfte, das ein Zwischenraum von sechs Monden mich nicht hatte vergessen lassen; ich sprache von Cayetano, dem Schmuggler. Nicht ohne Anstrengung bemeisterte ich den schmerzlichen Eindruck, den mir diese Erscheinung verursachte, indem ich mich zu bereden suchte, es sey irgend eine täuschende Aehnlichkeit gewesen. Ich gelange so in diesem Nachsinnen vor die Thüre der Hacienda, und trat in den Hof, den ich zu meinem großen Staunen leer fand.

Bevor ich die Auftritte erzähle, deren Zeuge ich in der Hacienda gewesen, muß ich sagen, wie die Meiereien beschaffen sind, welche in Mexico diesen Namen tragen. In den Gegenden im Mittelpunkte des Freistaats, sind die Hacienda's eigentlich Festungen, obgleich sie weder Zugbrücken, Thürme, noch Gräben haben. Aus behauenen Steinen oder Backsteinen erbaut können sie mit ihren zinnenartigen Terrassen, ihren festen Thüren, Eisenstangen vor den Fenstern, leicht vertheidigt werden. Die Geschichte der Bürgerkriege in Mexico ist seit einigen Jahren sehr fruchtbar an Beispielen von regelmäßigen Belagerungen, welche durch diese Art von Ritterburgen ausgehalten wurden. Dieser Ausdruck ist richtig, wenn gleich auf eine Republik angewendet; die Arbeiter in diesen Hacienda's sind im wahren Sinne des Wortes nur Basallen oder eigentlich Leibeigene. Mitten in weiten Einöden erbaut, sieht man rings um diese Höfe her eine große Zahl wandernder Familien sich ansiedeln, die sich glücklich schätzen in gefährlichen Zeiten Schutz unter ihren Mauern, Arbeit auf ihren Ländereien und kirchlichen Trost in ihren Kapellen zu finden. Die Lage dieser Taglöhner ist sicher schlimmer, als die der Neger in andern Colonien, denn sie können nicht gleich jenen durch ihre Arbeit ihre Freiheit erkaufen. Die Eigenthümer bezahlen sie zwar in Geld, aber nach einigen Tagen sehen sie sich gezwungen alle Lebensbedürfnisse ihrem Herrn um den fünffachen Werth abzukaufen, und so wird der freie Arbeiter in Mexico bald auf eine Weise zum Schuldner, daß, ein ganzes Leben voll Arbeit und Mühsal seine Verpflichtungen nicht abzulösen vermag, sie tief steht sein Lohn unter der Ausgabe, wenn das Menopel ihn zwingt!

Was sich von den Gegenden im Innern der Republik sagen läßt, ist auch auf diese fernen Bezirke anwendbar, worin die Hacienda de la Noria liegt. Nur haben diese Höfe, welche nicht von den Spaniern erbaut wurden, nicht das großartige Ansehen, welches alle Werke der Eroberer von Mexico bezeichnet. Die Hacienda de la Noria war von Lehm erbaut und mit Kalk übertüncht. Dieses Gebäude bildete ein weites Parallelogramm, in welchem die Wohnungen des Herren und der zahlreichen Gäste enthalten waren, die er aufnehmen konnte. Weiterhin waren die Behausungen der Dienenden aller Art. Es ist zu bemerken, daß man weder Stallungen für Rindvieh noch für Pferde fand, so wenig als in andern Pachthöfen dieser Art. Außer den weiten Pflanzumäunungen, worin Ziegen und Schafe in der Nacht eingesperrt sind, bleiben Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe ganz im wilden Zustande. Man findet hierselbe Nachlässigkeit im Feldbau; der Mensch kömmt der Natur nur sehr wenig zu Hülfe, um die Weidplätze tauglicher zu machen, worauf diese zahllosen Heerden ihre Nahrung finden sollen. Alljährlich vor der Wiederkehr der Regenzeit, wenn achtmonatlicher Sonnenschein das Gras der Ebenen und Hügel verdorrt hat, werden die dürren Halme angezündet, um dem frischen Grase Raum zu lassen. Oft sieht alsdann der Reisende die flammenden Hügel den Horizont röthen, und glühenden Schein mitten in die Einöden werfen, die er durchwandert. Dieß sind mit geringen Ausnahmen, die einzigen Spuren des Ackerbaues, die man in diesen Gegenden gewahr wird.

Jedes Jahr findet eine Regerei oder Hetzjagd in der ganzen Ausdehnung der Hacienda statt; Tausende von Pferden, Maulesein und Stieren werden mitten in die Torilos getrieben. Die Füllen und das junge Rindvieh wenig sich der Reichthum der Eigenthümer vermehrt hat, werden durch die Vaqueros d. h. berittene Kuhhirten, mit Hülfe ihres Lazo eingefangen, und ihnen das Zeichen der Hacienda eingebrannt. Die fünfjährigen Füllen werden gebändigt, das heißt zwei oder dreimal geritten (quebrantados); dann suchen die Novilles (Kälber und Füllen) mitten auf ihren Weidplätzen (querencias) die Schmach zu vergessen, welche der Sattel oder das Zeichen der Dienstbarkeit, das mit glühendem Eisen ihrem noch rauchenden Fleische aufgedrückt worden, ihnen zugefügt hat. Sie warten so die Zeit ab, wo endlich der Verkauf sie ihren Wüsten entführt und mitten in die Städte des Innern versetzt. Unter der Zucht der wilden mexicanischen Reiter, unter den Streichen der eisernen Sporen, deren sie sich bedienen, ungewöhnlich große Sporen, deren Räder manchmal sechs Zoll im Durchmesser haben, geht diese zweite Erziehung fast eben so rasch von statten, als die erste. Die Benennung Quebrantados (gebrochen), die man den so gezähmten Pferden beilegt, ist von unnatürlicher Richtigkeit. Oftmals nach drei Jahren vollkommener Unabhängigkeit, während welcher Zeit die Gegenwart des Menschen ihnen niemals die Schmach zurückrief, die sie erduldet, haben diese Thiere noch nicht die schrecklichen Vaqueros vergessen, die ihre Kraft gebändigt und ihren Stolz gebrochen haben.

Von Jugend auf ist der Vaquero zum Reiten angeleitet worden; kann vermag er ein Pferd zu besteigen, so bindet ihn sein Vater mit einem Tuche an den Sattel fest, und läßt ihn mit sich über Berg und Thal hingalopiren. Mitten in der Einsamkeit, worin er sein Leben hindringt, ohne gebahnte Wege, ohne die Orte zu kennen, wohin eine hartnäckige Verfolgung ihn führen kann, ist der Vaquero niemals über den Weg verlegen, den er nehmen soll; das Moos an den Bäumen, der Lauf der Flüsse oder Bäche, die Stellung der Sonne, die Richtung des Grases, das Rechen des Windes, sind eben so viele Stimmen und Zeichen, welche die Wüste unter seinen Füßen zu stammen scheint, um ihm seinen Pfad anzugeben. Dieser sonderbaren Freiheit der Beobachtung gesellt der Vaquero eine seltene Genügsamkeit bei: einige Brocken von Maisteichen (tortillas) ein Stück getrocknetes Fleisch, eine Granate, jamaicascher Pfeffer, eine Strohcigarre, erhalten ihn einen ganzen Tag; Pfützen gelblichen Wassers, oft in den Fußstapfen eines Büffels oder Pferdes, tränken ihn; die Kühle der Nacht, die Hitze des Tages, findet ihn gleich unempfindlich. Im Verfolgen legend eines Thieres, hält ihn nichts in seinem Laufe auf, weder Abgründe, noch Ströme, noch Wälder. Vom Kopf bis zu den Füßen in Leder gekleidet, galoppirt er kühn durch das Dickicht, wie über die Ebenen hin. Bald rechts, bald links an seinem Pferde hängend wie ein Körper ohne Knochen, bald den Leib über den Sattel geneigt, oder den Kopf rücklings über die Grenze legend, um dem Anstoß der Aeste auszuweichen, die ihm den Schädel zerschmettern würden, bildet er niemals die Schnelligkeit seines Laufes auf. Wenn sein unausweichlicher Lazo das Thier umschlingt, welches er verfolgt und zähmen will, so kömmt die Kühnheit seiner Behendigkeit und Stärke zu Hülfe; dann wird die Ausgabe des Vaquero gefährlich. Indes nach zwei oder mehr Stunden des Kampfes, in welchem es seine Untergebenheit gefühlt hat, kehrt das Pferd zurück mit Schaum bedeckt, mit mattem Auge und lenksam und gebändigt, bisweilen auch schleppt es den leblosen Reiter zurück, den es an einem festen zerschmettert hat; aber er ist gestorben, wie er sterben sollte, ohne aus dem Bügel zu kommen. Ich hatte oft bei meinen Wanderungen durch Mexico solche einzelne Vaqueros getroffen und Vergnügen an ihrer Unterhaltung, an der naiven Erzählung ihrer wilden Heldenthaten gefunden, aber niemals hatte ich sie so recht am Werke gesehen. Ich kam unter den günstigsten Umständen nach der Hacienda de la Noria, um einen Schauspiels zu genießen, das ich schon lange gewünscht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Borkenkäfer im Winter. Das Aktenblad vom 24 November meldet aus Gegleeb den bisher unerhörten Fall, daß der Borkenkäfer (Bijörflaken) wiederum in den Birkenwäldern Verwüstungen anrichte, wie im Sommer.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 4. 5. Januar 1847.

Die gelehrten und literarischen Gesellschaften in den französischen Provinzen.

(Revue des deux mondes 1 December.)

Allgemeine Bemerkungen.

Die Provinzen und die Hauptstadt sind in wissenschaftlichen und literarischen Gegenständen sehr scharf von einander getrennt, ja fast einander feindlich. In den Augen der Schriftsteller und Gelehrten, die durch einen langen Aufenthalt das Pariser Bürgerrecht erhalten haben, erscheint alles, was außerhalb Paris geschieht, gleichsam als nicht geschehen. Welcher Buchhändler würde es wagen, ein zu Carpentras, zu Mühlhausen, selbst zu Straßburg und Bordeaux geschriebenes Buch auf seine Kosten herauszugeben! Wie viel Schritte müßte ein Schriftsteller nicht machen, wie mannichfach müßte er nicht sollicitiren, wenn er in den großen Journalen der Hauptstadt einige lobende Linien oder auch nur eine strenge Kritik erlangen wollte! Ist darum die Provinz ganz entblößt? Keineswegs, und wenn wir auch annehmen, daß sie noch geraume Zeit hindurch der Hauptstadt gegenüber zu einer merklichen geistigen Inferiorität verurtheilt seyn wird, so muß man doch den mannichfachen Bestrebungen, dem guten Willen und namentlich den gewissermaßen materiellen Schwierigkeiten, die ihren Aufschwung hindern, Rechnung tragen. Die meisten Menschen, welche fern von Paris sich geistigen Arbeiten widmen, können den Studien nur diejenigen Augenblicke opfern, die sie den amtlichen Geschäften oder ihrer industriellen Thätigkeit abzusparen vermögen. Die Bücher, die Sammlungen fehlen, und noch mehr die Berührung mit Menschen, die sich speciellen Zweigen des Wissens gewidmet haben, eine unermeßliche Hülfsquelle, die von vielen in Paris lebenden Männern mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit benützt wurde. Zur Ehre der Provinz muß man noch bemerken, daß die Literatur hier kein Handwerk, sondern eine ernste Zerstreuung ist; die Schriftsteller sind, wenn auch nicht bescheidener, doch uneigennütziger; man beschäftigt sich mehr mit wahrhaft nützlichen Dingen, und ist besser auf der Hut gegen jegliche Art von Uebertreibung, die in Paris so manche glückliche Natur vom rechten Wege abbringt.

In allen Beziehungen ist der Fortschritt seit 15 Jahren merklich, und der Geist wissenschaftlicher und literarischer Verbindungen hat sich in drei Provinzen wie in der Hauptstadt entwickelt. Die Zahl der Akademien, der Gesellschaften jeder Art steigt mit jedem Tage bedeutend: man zählt in den 86 Departements 189 gelehrte Gesellschaften, ferner 12 archäologische Commissionen und etwa 50 Agriculturgesellschaften, und neben den Akademien sind auch noch Provincial- und allgemeine Congresse in den letzten Jahren aufgekommen. Unter den Gesellschaften sind die einen völlig speciell, und beschäftigen sich ausschließlich mit Medicin, Archäologie, Industrie oder Naturwissenschaften, andere aber, und dieß ist die Mehrzahl, sind wie das Institut in verschiedene Sectionen getheilt, und umfassen somit das ganze Gebiet des menschlichen Wissens. Die Mehrzahl gibt Berichte über ihre öffentlichen Sitzungen und Arbeiten heraus, Bulletins, die bald monatlich, bald vierteljährig, bald jährlich sind, je nach den Mitteln, die der Gesellschaft zu Gebot stehen; manchmal lassen sie auch, wie zu Troyes, Evreux, Rochefort, Werke ihrer Mitglieder auf eigene Kosten drucken, und einige, wie die Akademie der Blumenspiele (jeux floraux), die Akademien von Dijon, Lyon oder Marseille haben einige hinreichende Bedeutung erlangt, um ihre eigene Geschichte zu schreiben. Die von den Akademien herausgegebenen Bücher bilden jedes Jahr eine sehr bedeutende Sammlung [1], namentlich wenn man den „Memoires“ und „Bulletins“ auch die Berichte der Agriculturgesellschaften hinzufügt, denn hier ist es hauptsächlich, wo man das Maximum der geistigen Kraft jeder Stadt suchen muß. In Paris bleiben die meisten gelehrten Gesellschaften hinter der Bewegung zurück, denn ihre Mitglieder nehmen an den Arbeiten nur einen sehr schwachen Antheil. In der Provinz stehen die Gesellschaften an der Spitze des Fortschritts, sie beherrschen und leiten ihn, sie ergänzen sich durch die ausgezeichnetsten, einflußreichsten Leute jedes Orts, und diese Leute arbeiten wirklich und sind productiv. Wir wollen deßhalb untersuchen, was sie gethan haben, auf welches Ziel ihre Bestrebungen lossteuern, und was an den verschiedenen Punkten des Landes ihre Hauptbeschäftigungen sind; wir wollen, indem wir in die Einzelnheiten ihrer Arbeiten eingehen, diejenigen Mitglieder nennen, welche am meisten dazu beitragen, den Geschmack an ernsten Studien fortzupflanzen, und wir werden bald erkennen müssen, daß die Provinz nicht Unrecht hat, wenn sie Paris beschuldigt, die Gleichgültigkeit und selbst die Ungerechtigkeit gegen die Provinz gar zu weit zu treiben.

[1] Es wäre höchst schwierig, eine genaue Liste der Memoires, Bulletins und Berichte der gelehrten Gesellschaften in der Provinz zu entwerfen. Trotz der Aufforderungen des Ministers des öffentlichen Unterrichts an die verschiedenen Akademien ist die Liste des Herausgekommenen in dem Annuaire höchst unvollkommen, da die Nachrichten nicht pünktlich genug eingeliefert werden. Die von den verschiedenen Provinzialakademien seit Ende des vorigen Jahrhunderts herausgegebenen Bände belaufen sich, ohne die Sammlungen der Agriculturcomitien zu rechnen, auf etwa 1500 Bände, wozu noch wenigstens 2000 Broschüren, einzelne Berichte und Bulletins kommen.

Digitized by Google

Von Kolchis nach den Ruinen von Pitzunda und der Küste des Landes der Dschigaethen.

1. Redut-Kale. — Anaklea ꝛc.

(Schluß.)

Utschamtschuri ist ein aus einer Straße und mehrern dahinter erstreckt liegenden Häusern bestehender abchasischer Hafenplatz mit etwa 500 Einwohnern, deren Hauptnahrungsquelle der Handel mit eingeschmuggelten Waaren ist.

Ich fand auf dem den größten Theil des Ortes einnehmenden Bazar eine mannichfaltige, obschon weder reiche noch gesuchte Auswahl von Stoffen und Fabricaten aus dem Abend- und Morgenlande. Viele, hier wohl selten oder nie gekaufte Waaren liegen da aufgespeichert, denen man es gleichsam ansehen kann, daß sie nicht Speculationsgeist, sondern bloßer Zufall an Abchasiens ungastliche Küste geschleudert. Diese Muthmaßung wird zur Gewißheit, wenn man sich bei den Kaufleuten nach dem Preise der betreffenden Waaren erkundigt, welcher selten oder nie im Verhältniß mit ihrem Werthe steht, So wurde mir z. B. ein Stück feines englisches Scharlachtuch zu einem Preise angeboten, für welchen ich dasselbe in England nicht hätte kaufen können.

Die Kaufleute sind ein Gemisch von Türken aus Trapezunt, Griechen, Armeniern und Abchasen; der Handel der letztern erstreckt sich lediglich auf Waffen und einheimische Producte, worunter besonders das treffliche, dem Leghischen an Stärke fast gleichkommende Tuch und das äußerst zierlich und fein gearbeitete Schuhwerk bemerkenswerth ist.

Der Bazar von Utschamtschuri trägt ein ganz eigenthümliches, kriegerisches Gepräge. In jeder Bude, welche sich alle offen vor den Augen des Zuschauers ausdehnen, steht ein geladenes Gewehr; häufig findet man auch noch sonstige Waffen, wie Dolche, Pistolen ꝛc. Die Käufer, welche theils zu Fuß, theils zu Pferde den Bazar durchziehen (größtentheils Abchasen aus den umliegenden Dörfern), sind alle vollständig bewaffnet, die Flinte auf dem Rücken, Dolch und Pistolen im Gürtel. Unter den Männern erregten viele durch ihre schlanke und regelmäßige Körperform und ihr ausdrucksvolles Gesicht unsere Bewunderung. Was uns vom schönen Geschlechte zu Augen kam, war alles alt und häßlich.

Um keine von den Merkwürdigkeiten Utschamtschuri's ungesehen zu lassen, besuchten wir, nachdem wir auf dem Bazar verschiedene Einkäufe gemacht, das hier befindliche kleine Kaffeehaus, ein luftiges, zeltartig aufgeschlagenes Gebäude, dessen einziger Schmuck aus einer Art Kochofen zur Bereitung des Kaffee's und und einigen zur Bequemlichkeit der Gäste auf dem Boden ausgebreiteten Matten besteht.

Wir ergötzten uns eine Weile an der herrlichen Aussicht, welche man vom Balcon des Kaffeehauses nach dem Hafen zu hat, sahen dem Treiben der Gäste zu, wovon die einen Schach spielten und die andern Kef[1] machten, und kehrten darauf nach unserm Barkaß zurück, in der Hoffnung noch vor der Nacht die nächste russische Festung zu erreichen. Dem sollte jedoch nicht so seyn. Nachdem wir ein paar Stunden lang auf die unbarmherzigste Weise in unserm zerbrechlichen Fahrzeug von den tobenden Winden umhergeschleudert waren, mußten wir uns bei der heftigen Brandung noch glücklich schätzen vor Anbruch der Dunkelheit einen einigermaßen günstigen Landungsplatz zu erreichen.

Wir schlugen unser Lager am Eingange eines dichten, die Küste begränzenden Waldes auf, dasselbe Verfahren, wie das erstemal dabei beobachtend.

Wir hatten unsere Sachen ans Land geschleppt und uns an einer vor den Winden geschützten Stelle wohlig auf unsere Teppiche hingestreckt, im Begriffe Thee zu trinken, als einer von den Kosaken herbeigelaufen kam und und meldete, es zeige sich in der Ferne ein Trupp bewaffneter Tscherkessen zu Pferde. Wir hörten die Nachricht ohne große Besorgniß an, da wir uns in einem den Russen nominell unterworfenen oder wenigstens befreundeten Lande befanden, dessen Herrscher, Michael Schirwaschidse, sogar die russischen Generalsepaulettes trägt, und schon zu verschiedenenmalen im Interesse der Russen Streifzüge gegen die benachbarten Bergvölker unternommen hat, wie z. B. im Jahre 1844 den in den Annalen des Kaukasus so berühmten Zug gegen den lange unbezwingbaren, mächtigen Stamm Ubchu.

Obgleich nun trotz der hier angedeuteten freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Russen und Abchasen Räubereien im Lande der letztern eben nicht zu den Seltenheiten gehören, so glaubten wir doch mit einer Escorte von 14 determinirten Kosaken nichts zu befürchten zu haben. Nur Gjäl-Bassar hatte wieder beunruhigende Gedanken wegen seines Ordens, und fluchte darüber, ein paar Tage zu spät vom Schicksale nach Redut-Kale geführt worden zu seyn, also die Absahrt des Dampfschiffs verpassend. Inzwischen war der Reiterzug näher gekommen und machte etwa zehn Schritte von unserm Lager Halt, uns mit neugierigen Augen betrachtend. Ich redete durch Vermittlung meines der Landessprache kundigen Dieners den jungen, sehr unbedeutend aussehenden Führer an, und erfuhr, es sey Lewan, ein jüngerer Bruder des herrschenden Fürsten von Abchasien, Michael Schirwaschidse, und im Begriffe, seinem Bruder in Sofuk-Su, seiner Residenz, einen Besuch abzustatten.

Wir luden den jungen Fürsten ein, ein paar Minuten anzuhalten, um Thee mit uns zu trinken; er nahm ohne langes Zaudern die Einladung an, sprang vom Pferde und setzte sich zwischen uns, gefolgt von einigen seiner Begleiter, unter welchen sich besonders ein starkbeleibtes Individuum[2] durch bessere Kleidung, prahlerische Miene und Wichtigkeit im Benehmen hervorthat. Ich glaubte, unser junger Gast könne uns, als ein so naher Verwandter des Herrschers von Abchasien einige zuverlässige Notizen über dieses noch so wenig bekannte Land mittheilen; ich leitete daher auf die einfachste Weise[3] eine dahin abzweckende Unterhaltung ein, indem ich ihm die Frage vorlegte, ob das Land seines Bruders groß sey?

Ja, sehr groß, antwortete er.

Wie viele Dörfer es wohl ungefähr enthalte?

Fürst Lewan sah mich zweifelnd an, ob der ihm komisch scheinenden Frage, und erwiederte, die Dörfer im Lande hätte er niemals gezählt.

---

[1] Der Ausdruck Kef machen (heef eliimäk) ist bei den Türken und Tataren dem italienischen dolce far niente gleichbedeutend.

[2] Stark beleibte Männer sind bei den Bergvölkern so selten, daß mir weder vor- noch nachher ein ähnliches Subject zu Augen gekommen.

[3] Höchst einfach müssen immer die Fragen seyn, die man solchen Leuten vorlegt, wenn man nicht die komischsten, oft widersinnigsten Antworten hören will. So hatte z. B. Dr. Asser bei Erlernung der mingrelischen Sprache mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Unter anderm fragt er, um den Locativ zu erfahren, einst seinen Lehrer: „Wie heißt im Mingrelischen: das Bett steht im Zimmer?“ Der Mingrelier antwortete mit der größten Ernsthaftigkeit: „Im Sommer schlafen wir immer draußen, weil's im Zimmer zu heiß ist!“

Digitized by Google

Als ihm darauf mein Reisegefährte, dem das Ding anfing Bergnügen zu machen, noch die Frage vorlegte: Wie viele Einwohner das Land zähle? schien uns der junge Fürst sämmtlich für verrückt zu halten, sah erst seinen dicken Begleiter, dann mich an und brach in ein lautes Gelächter aus.

Ich übergehe mit Stillschweigen all die kleinen Erlebnisse und Abenteuer, welche uns noch bis zu unsrer Ankunft in Suchum-Kale, wo wir zum erstenmal wieder unter Dach und Fach kamen, betrafen, und welche gewöhnlich nur für den der sie erlebte, interessant sind.

Ueber die üppige Vegetation der Küste von Abchasien habe ich schon oben andeutend gesprochen; man findet hier wildes Stein- und Kernobst aller Art, Zwerglorbeer, Buchsbaum, Nußbäume, Weinstöcke sieht man in großer Menge, besonders letztere von bedeutender Dicke und Höhe. Anmuthig schlingt sich der Weinstock um die hohen Bäume, deren Gipfel seine hochaufstrebenden Ranken nicht erreichen. Welch ein Nutzen, welche Schätze könnten bei gehöriger Cultur diesem gesegneten Boden entlockt werden! Aber die Natur arbeitet hier für sich allein, ohne daß der Mensch fördernd dabei mitwirkte. Kein Auge ergötzt sich an den Blumen die hier wachsen, keine Hand pflückt die Früchte die hier reifen, und kein Ohr hört hier freudig dem Gemurmel der Quellen, dem Rauschen des Gießbachs und dem waldburchjubelnden Gesange der Vögel zu.

Das von den Türken erbaute Suchum-Kale [1], am Ausflusse der Gumista gelegen, gehört zu den bedeutendern Festungen der Russen an der Ostküste des schwarzes Meeres. Die Garnison besteht aus einer kleinen Abtheilung asowscher Kosaken und einem Bataillon Infanterie unter den Befehlen eines russischen Obersten.

Der Hafen von Suchum-Kale ist seiner günstigen Lage und seines großen Umfangs wegen ausgezeichnet. Gerade dem Landungsplatze gegenüber liegt das Haus des die Aufsicht über den Hafen führenden Capitäns; daneben breiten sich die Häuser der verbeurtheten Soldaten aus, welche eine ziemlich bedeutende Militärcolonie bilden. Bei jedem Hause befindet sich ein kleiner Garten, wodurch das Ganze einen recht hübschen Anblick gewährt. Hat man die Colonie passirt, so gelangt man auf den ziemlich großen, aber wenig belebten Bazar, hinter welchem sich die Mauern der Festung ausdehnen, wo der Commandant seine Wohnung hat.

Interessant war es uns, auf dem Bazar unter den größtentheils in Fischerkleidern und graue Soldatenkittel gehüllten Käufern auch einige elegant gekleidete, schleiergeschmückte Damen, Frauen der hiesigen Officiere, zu sehen.

Wir schlugen das Anerbieten des Commandanten, in der Festung zu wohnen, aus, und suchten ein Obdach in der Militärcolonie, um das Leben und Treiben der Soldaten, ihre häusliche Einrichtung ꝛc. besser beobachten zu können. Die Häuser der Soldaten sind, Dank der Sorgfalt der bandfesten Weiber, reinlich von außen und innen, etwas schwer zu vertilgendes Ungeziefer abgerechnet, welches den Reisenden in Rußland überall plagend verfolgt, ob er an den Ufern der Newa, der Moskwa oder der Wolga weile.

Der russische Soldat trägt, möge er auch noch so weit dem Schooße seiner Heimath entrissen und in fremde Weltheile geschleudert werden, gleichsam immer sein Vaterland mit sich, bewahrt treu seinen Glauben, seine Lebensweise, seine Sitten, und überall wo er sich ansiedelt, glaubt man ein Stück von Altrußland zu sehen.

[1] Nach neuern, glaubwürdigen Nachrichten, welche mir aus dem Kaukasus zugekommen, soll Suchum-Kale, seines trefflichen Hafens wegen, zu einer Stadt erweitert und zwischen hier und Dosse eine directe Dampfschifffahrt unterhalten werden.

Die Insel Bali,

gegen welche im vorigen Jahr von den Holländern ein Kriegszug unternommen wurde, liegt zwischen dem 8° und 9° N. B. und zwischen 114° und 116° O. L. von Gr., und ist von der Insel Java nur durch einen schmalen Meeresarm, genannt die Meerenge von Bali, geschieden. Die Insel theilt sich in neun Provinzen unter verschiedenen Fürsten; die Hauptprovinz ist die von Bleling, welche die ganze Nordküste der Insel einnimmt. Das Fürstenthum Karang-Asam bildet die Ostküste, und die andern Provinzen Bangli, Klonkong, Gianjar, Mengui, Tabang, Pajanpon, Tabanan und Djembrana nehmen die Süd- und Westküste, so wie das Innere der Insel ein. Die auf 700,000 Seelen geschätzte Bevölkerung ist sehr kriegerisch, und die Schiffe, die das Unglück hatten, an der Küste von Bali zu scheitern, wurden geplündert und die Mannschaft mißhandelt, wenn die holländische Regierung nicht sogleich benachrichtigt wurde, und den Unglücklichen Hülfe sandte. Diese Verhältnisse waren es, welche den Kriegszug der Holländer endlich herbeiführten; der Feind war nicht zu verachten: 30,000 mit Artillerie und Gewehren wohl versehene Balinesen standen unter den Waffen zu Bleling, und dies Volk ist kriegerischer als irgend ein anderes in Niederländisch-Ostindien. (Revue de l'Orient. November.)

Die Hacienda de la Uoria.

1. Der Pferdebändiger.

(Fortsetzung.)

Ich hatte den öden Hof durchritten und nahte einer Berhalle, am Haupteingange des Gebäudes, als ich eine Stimme mit eintönigem lauten Gebete beten hörte, der andere Stimmen im Chore antworteten. Es war Sonntabend und die Bewohner der Hacienda sagten zum Schlusse der Woche nach altem spanischen Gebrauche ihren gemeinsamen Rosenkranz her. Ich band mein Pferd an einen Pfeiler und trat in den Saal. Eine große Anzahl von Leuten, sowohl Herrn als Knechte, lagen andächtig auf ihren Knieen. Die Stimme, welche ich gehört hatte, war die des Capellans der Hacienda. Ein Mann in den Fünfzigen, welcher der Besitzer zu sein schien, verneigte sich ernsthaft bei meinem Eintritt, der die fromme Andacht der Anwesenden nicht störte; er gab mir ein Zeichen herbeizukommen, und ich kniete nieder gleich den andern, während ich verstohlen einen neugierigen Blick auf meine Umgebung warf.

Die Ort des Gebets war ein großer viereckiger Saal mit geweißten Wänden und mit Rohrdach verziert, worin man die ausschweifende Einbildungskraft und die ungeübte Hand irgend eines wandernden Künstlers erkannte. Die Gebeln, welche die Decke bildeten, waren aus Palmstämmen gezimmert und so sorgfältig behauen, als es ihr harter Gefüge erlaubte. Der schwache Schein einer einzigen Kerze ließ in einer Art von Halbdunkel die scharf ausgeprägten braunen Gesichter dieser kühnen Ansiedler, welche sich ohne Furcht an den indianischen Gränzen niedergelassen hatten, erkennen; aber was besonders meine Aufmerksamkeit anzog, war eine Gruppe von zwei knieenden Frauen. Unglücklicherweise hüllten Mantillen (rebozos) von blau und weißer Seide sie vom Kopfe bis zum Gürtel ein, und ließen nur ihre Augen sehen. Diese Augen, wie die aller Mexicanerinnen, waren groß und schwarz. Eine Stimme, die besonders harmonisch und süß klang, selbst in einem Lande, wo die Frauen im allgemeinen verführerische Stimmen haben, zeigte mir an, daß wenigstens eine der beiden Unbekannten jung sein mußte. Im Augenblick, als ich sie aufmerksam betrachtete, traten zwei Männer auf ihren Jebensitzen in den Saal, und ich erkannte die beiden Spieler, welche ich bei Beendigung ihrer Partie verlassen hatte. Die Karten waren unzweifelhaft Juan günstig gewesen, denn er trug noch seinen

Digitized by Google

Dolman mit Schellenknöpfen besetzt. Er grüßte mich freundlich beim Hereinkommen, während sein Gefährte Benito, der mir nach allem Anschein noch gezürnt, mich keines Blickes würdigte; freilich hatten sich seine Augen sogleich nach der Frau gewendet, welche die jüngere schien, ohne mehr von ihr abzulassen. Nach diesen Beobachtungen wünschte ich sehr das Ende dieses unerklärlichen Rosenkranzes herbei, und hörte wohlgefällig das letzte ora pro nobis, wobei die Anwesenden sich erhoben.

Die Diener zündeten Wachslichter an, und bei ihrem Schein konnte ich die anmuthige Gestalt einer der beiden Frauen erkennen, die nun auch aufstanden; ich sah eine weiße zarte Hand die Falten des seidenen Schleiers zusammenfassen, aber das war alles, denn die Frauen, wohl Mutter und Tochter, verschwanden sogleich. Ich war alsdann genöthigt mich in der seltsamen Gesellschaft umzusehen, in welcher der Zufall mich geschleudert hatte. Alle Gegenstände, die seit meinem Eintritt in die Hacienda mir in die Augen gefallen waren, hatten, nächst einem gewissen Gepräge von ländlicher Ritterlichkeit und patriarchalischer Einfalt, einen geheimnißvollen Anflug, der sehr nach meinem Geschmack war. Das Abendessen, zu welchem ich eingeladen wurde, entsprach diesem ersten Anschein. Eine lange und so schmale Tafel daß jeder Gast von dem Teller der Gegenübersitzenden speisen konnte, war mit allen Gerichten beladen, womit die mexicanische Kochkunst einen europäischen Tischgenossen belästigen kann. Das obere Ende des Tisches wurde von dem Herrn, der Den Namen hieß, dem Capellan und mir eingenommen. Die beiden Frauen, die dem Rosenkranze beigewohnt erschienen nicht bei der Mahlzeit. Die Masse der Dienenden beiderlei Geschlechts, welche nach mexicanischer Sitte an dem Mahle des Gebieters theil nahmen, saßen am untern Ende. Ein schönes Stück Wildbraten ausgenommen, konnten die zahlreichen Schüsseln nur Staunen oder Widermillen erregen. Man sah zu Hühner, bald in Stücken geschnitten und in einem See von Brühe mit rothem Pfeffer schwimmen, den ein Neuling für Liebesäpfel halten konnte, dort unter einem Berg von Reis begraben, dem ein entsetzlicher Safrangeruch ausströmte, und aus dem lange grüne Pfefferschoten herausstachen; dann einen Hahn in einer schrecklichen Mischung von ranzigen Oliven, Zibeben und Zwiebeln, womit er fareirt war. Eine Schüssel grüner Getreidekörner mit weißer Brühe stand einer andern mit gebratenen Maiskolben entgegen. Endlich sah man neben ungeheuren Rindfleischstücken gezuckerte Kürbisse, Gaebanje's und Gemüse ohne Namen und ohne Farbe. Die Eßlust der Tischgenossen des Den Namen erlahte sich demungeachtet an dem Anblick so vieler Herrlichkeiten. Die Abwesenheit alles Getränkes war merkwürdig bei diesem Ueberfluß von Speisen. Man trinkt in Mexico erst nach dem Mahle.

Ich beantwortete die Fragen meines Wirthes über Reispe mit einigen Nachweisungen, welche seine Unwissenheit, die unausweichliche Folge seines einsamen Lebens, ihm lastbar machte. Da ich auf diese Weise seine Neugier befriedigt hatte, glaubte ich ihn auch meinerseits auffragen zu können. Es lag mir daran zu erfahren, ob es wirklich Caretane sey, den ich am Thore der Hacienda getroffen hatte, aber der Name des Schmugglers schien meinem Wirthe und seiner Tischgesellschaft unbekannt. Als die zahlreichen Gäste ihre Eßlust befriedigt hatten, erhob sich einer der Diener und brachte zwei ungeheure Humpen, die mehrere Litres fassen konnten, wie die in alter Zeit; jeder trank der Reihe nach aus diesen Trinkgefäßen und dann stand man auf und bereitete sich auf die Reihe des folgenden Tages, denn Den Namen hatte mir einen der großen jährlichen Herrabercs[1] angekündigt. Zu Ehren dieses Festes hatte das große Abendessen stattgefunden, welches sonst nur in einer Tasse Chocolade besteht; dieß erklärte mir die Abwesenheit der Frauen vom Hause. Als ich beim Nachtessen Caretane's Namen aussprach, gewahrte ich in Benito's Augen einen Ausdruck finstern Mißtrauens; ich wollte meine Fragen nicht wiederholen, indem ich hoffte bald Gelegenheit zu finden, um meine Zweifel aufzuklären.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Im Augenblick, als ich aus dem Speisesaal ging, nahte sich mir an der Thüre mein neuer Freund Juan und fragte mich, ob ich der Freund Caretane's sey.

Nein, ich bin nicht der Freund dieses Mannes.

Beste dessen! dann seyd Ihr vielleicht sein Feind?

Eben se wenig.

Auch gut, erwiederte Juan.

Es scheint alse, versetzte ich ungeduldig über diese Fragen, daß ich dem Zufall danken muß, weder Caretane's Freund noch sein Feind zu seyn.

Wer weiß? erwiederte Martingale geheimnißvoll. Gewisse Leute, wenn sie einen Menschen hassen, sehen sowohl seine Freunde, als seine Feinde mit üblem Auge an; der Haß, gleich der Liebe, weckt die Eifersucht. Uebrigens sage ich Euch das zu Eurem eigenen Vortheil; Ihr seyd fremd hier und allein, und es wäre mir leid, wenn Euch ein Unglück widerführe. Jetzt lebt wohl, ich will mein Spiel feetsepen. Benito ist wüthend über Euch, denn ich habe schon wieder einen Rermel meines Dolman gewonnen. O! ich danke dem Himmel, daß Ihr bis nach der Neria gelommen seyd! Bei diesen Herren entwichte der Bursche so schnell, daß ich ihn nicht weiter über den ehemaligen Schildträtenschlächter aufzragen konnte. Des Abends in der Kamme, die man mir angewiesen, und deren Wände vollkommen kahl waren, dachte ich den Ereignissen des Tages nach, während das sagte Geräusch verhallte, und die Knechte sich in ihre Schlafstätten zurückzogen. Bald herrschte Schweigen in der ganzen Ausdehnung des weiten Gebäudes, das nur das ferne Brüllen der Heerden unterbrach, die sich von den Teigen der Neria entfernten, welche alsdann den Bewohnern des Waldes überlassen bleibt. Ich schickte mich nun auch meinerseits zum Schlafen an, als sich plötzlich ein Schall von Tritten durch die Gitterstäbe meines Fensters vernehmen ließ. Da mein Gemach im Erdgeschosse lag, sah ich deutlich aus meinem Bette zwei Männer in geringer Entfernung vorübergehen, die sich leise zuflüsterten, so daß ich nur das Wort endemoniado (vom Teufel besessen) hören konnte, welches öfters wiederholt wurde. Dann entfernten sich die beiden mit einem Lachen, das mir keinen Zweifel über den ließ, der es ausgestoßen; es war Caretane, es war das Hohnlachen, das mich in einer andern Nacht überrascht hatte. Die Anwesenheit dieses Mannes in der Hacienda schien mir von über Bedeutung. Es war kaum Tag, als ich folgenden Morgen aufstand, ohne im geringsten die Müdigkeit des Besabends zu empfinden, und ich eilte, mich in den Saal (assistancia) zu begeben, wo man den Messenianz gebetet hatte. Den Namen, seine Tochter Maria Antonia und der Capellan waren schon dort versammelt. Ich kannte nun die Schönheit der jungen Pächtertochter bewundern, die ich Tags zuvor nur zu errathen vermochte. Der Redepe, welcher ihr Gesicht während dem Gebete verhüllte, fiel nun nachlässig auf ihre Schultern. Ihre Kleidung bestand in einem gestickten Hemde mit kurzen Aermeln, und bedeckte unter dem mit feinen Spitzen besetzten Redepe Hals und Busen nur halb. Ein feidener Rock mit einem Gürtel von schattirtestem Korpy um den Leib befestigt, zeichnete ihre üppige Gestalt, sie bis auf die Knöchel und zeigte die kleinen hübschen Füßchen, die nur bestimmt schienen auf Teppiche zu treten und sich mit Atlas zu bekleiden. Obgleich Maria-Antonia eigentlich nur die Tochter eines reichen Bauern war, so hatte sich doch in ihr die andalusische Abstammung in ihrer ganzen Reinheit erhalten, und die stolzeste Frau von edelster Abkunft hätte weder ihre anmuthige Gesichtsbildung, noch ihre weißen Hände verschmähen. Als ich eintrat, spielte sie mit den goldenen Quasten eines Männerhutes, den sie in der Hand hielt, was andeutete, daß man weiter wollte.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Tag, an welchem das Rindvieh gezählt und gezeichnet wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 5. 6. Januar 1847.

Etwas über bulgariſche Literatur.

(Nach Sreznewsky's Mittheilung im Journal des Miniſteriums der Volksaufklärung. September.)

Noch vor nicht langer Zeit wußte man von den Bulgaren, ihrer Lebensweiſe und Gewohnheiten, ihren Sitten und ihrem Bildungsgrade faſt gar nichts. Die flüchtigen Bemerkungen Browns [1] und Borkowich's [2] gaben keinen klaren Begriff, und doch blieben ſie faſt die einzige Quelle zur Beurtheilung dieſes merkwürdigen Volkes. Die Nachrichten ſpäterer Reiſenden fügten wenig Neues hinzu. Wuk Stevh. Karadzig wandte zuerſt den Bulgaren eine genauere Aufmerkſamkeit zu, aber gedruckt theilte er von ſeinen Nachrichten nirgends etwas mit, bis der franzöſiſche Reiſende Aimé Bouè ihrer zur Schilderung der in der europäiſchen Türkei lebenden Völker bedurfte, zu welchem Ende dieſer verſtändige Reiſende ſie auch mit großer Gewandtheit verwollſtändigte. Cyprien Robert, jetzt Profeſſor der ſlawiſchen Literaturen am College de France, bemühte ſich gleichfalls das bulgariſche Volk zu ſchildern, und theilte ſeine Beobachtungen in ſeinem bekannten Werke „Les Slaves de la Turquie“ mit. Unglücklicherweiſe verſchwolz er ſeine Beobachtungen über die Bulgaren mit ſeinen politiſchen Betrachtungen ſo ſehr, daß eins mit dem andern in einen unburchdringlichen Nebel zuſammenfloß. Endlich aber beſchäftigten ſich auch die Bulgaren mit ſich ſelbſt: Aprilloff legte einen guten Grund in ſeiner 1841 zu Odeſſa erſchienenen Schrift: „die Morgenröthe der neuen bulgariſchen Bildung;“ andere, größtentheils junge, in Rußland wohlgebildete Leute rüſten ſich zu einer eben ſo umfaſſenden und mannichfaltigen als gründlichen Arbeit.

So hat ſich auch erſt ſeit kurzer Zeit eine Anſicht von der bulgariſchen Mundart gebildet; lange beurtheilte man dieſelbe nur nach den paar Phraſen, welche in einer ſehr unrichtigen Abſchrift in Daniels Vierſprachigem Lexikon (Λεξικὸν τετράγλωσσον, erſchien zum erſtenmal in Moskopolie 1762, das zweitemal in Venedig 1802) aufgenommen und in Leake's Reiſen (Researches in Greece) wieder abgedruckt wurden. Viele meinten, das Bulgariſche ſey eine eigene, von allen ſlawiſchen Mundarten verſchiedene Sprache, während dagegen Dobrowsky, ſchon in der ſerbiſchen Mundart nicht ſehr feſt, es ganz mit dieſem zuſammenwirft, und ihm gar keinen Platz in der Reihe der ſlawiſchen Dialekte anweis. Karadzig und Kopitar rügten zuerſt mit Sachkenntniß dieſen Irrthum, der erſte in einer Kritik über Dobrowsky's altſlawiſche Grammatik, der zweite in einem beſondern Werke, wo er eine Sammlung bulgariſcher Worte und Lieder, ſo wie einige grammatikaliſche Bemerkungen über die bulgariſche Mundart mittheilte [1]. Von dieſer Zeit an war es entſchieden, daß die Bulgaren eine eigenthümliche Mundart ſprechen, und die Bemühungen der Gelehrten gingen nun dahin, die Eigenthümlichkeiten derſelben genauer und wiſſenſchaftlicher feſtzuſtellen. Dieß iſt indeß weder Wenelin, welcher allein unter den ſlawiſchen Reiſenden [2] nähere Verbindungen mit den Bulgaren anzuknüpfen verſtand, noch Schaffarik, welcher bis vor kurzem ſich allein auf Vergleichung der Dialekte verſtand, gelungen, Wenelin gelang es nicht, weil er die Nationalität der Sprache zu wenig beachtete, und Schaffarik nicht, weil er zu wenig Materialien unter den Händen hatte. Dabei waren ſie beide von der Idee einer nahen Verwandtſchaft der bulgariſchen Mundart mit dem Altſlawiſchen eingenommen, eine Idee, welche ſie die Aehnlichkeit oft da ſuchen ließ, wo ſie nicht iſt. Jetzt kann man die Irrthümer, in welche man früher verfallen konnte, leichter vermeiden; denn die Bulgaren haben bereits Anfänge einer eigenen Literatur und ſo viele Bücher, daß derjenige, welcher ſie mit Aufmerkſamkeit durchlieſt, im Stande iſt, die bulgariſche Mundart vollkommen zu beurtheilen, wenn er nur ſein Urtheil nicht auf vorgefaßte Anſichten gründet.

Die Anfänge der bulgariſchen Literatur ſind nicht bloß in philologiſcher Hinſicht der Aufmerkſamkeit würdig, ſie zeugen auch für das Streben des Volks, den Pfad der Bildung zu betreten, für ein Gefühl, daß es ſeinem geiſtigen Verfall nur durch eigene Anſtrengungen entgegenwirken könne, und daß es, um ſeine Stelle in der Reihe der ſlawiſchen Völker einzunehmen, ſelbſt Hand anlegen müſſe. Man kann auch in der That den Anſtrengungen des bulgariſchen Volkes, ſich aus dem Nebel der Unwiſſenheit zu befreien, nicht ohne Mitgefühl folgen. Dieſe Bemühungen ſind um ſo beachtenswerther, als ſie nicht, wie bei den andern Slawen, durch gegenſeitigen Nacheifer aufgemuntert wurden, und vorzugsweiſe von einem Stande ausgingen, der weniger als andere an der Aufklärung des Volks Theil nehmen zu müſſen ſcheint, nämlich von Kaufleuten, die allenthalben, nicht bloß im ſüdöſtlichen Europa, gegen die Literatur ziemlich gleichgültig ſind. Mancher wird freilich mit Bedauern ſagen, daß die Früchte dieſer Bemühungen noch ſehr

[1] Bow. Browe's Reiſen. Nürnberg 1714.

[2] Borrovich, Journal d'un voyage de Constantinople en Pologne, fait en 1762. Lausanne 1772.

[1] Er zog dabei zwei Bulgaren aus Rostog zu Rathe. S. Wiener Jahrbücher der Literatur Bd. XVII.

[2] Sreznewski iſt ſelbſt einer dieſer ſlawiſchen Reiſenden, worunter ſie ſolche Leute verſtehen, welche die Erkenntniß und Erforſchung ſlawiſcher Völker und Sprachen zum Hauptgegenſtand ihrer Unterſuchungen machen. A. d. U.

Digitized by Google

schwach sind, daß sie nichts enthalten, dessen man vor den gebildeten Völkern Europa's sich rühmen kann, aber die Bulgaren brauchen sich noch nicht um den Glanz zu kümmern, ihnen ist noch vor allem das tägliche Brod nothwendig, selbst dieß tägliche Brod können sie sich noch nicht nach den Regeln der Wissenschaft erwerben, und man darf darum die Leistungen der Bulgaren nicht belächeln. Zudem schreibt sich die Wiedergeburt der Bulgaren erst aus sehr kurzer Zeit her, und nichts hatte noch Zeit, recht festen Fuß zu fassen. Uebrigens darf man nur die Schriften von Wenelin (über die Keime der neuen bulgarischen Literatur) und Aprilsoff lesen, um zu erfahren, mit welchem Erfolg die Bulgaren Volksschulen in ihrem Lande gründeten, Lehrer bildeten u. s. w. Eben so wird auch ihre Literatur von Jahr zu Jahr thätiger, so schwach auch der Anfang war; Bücher in bulgarischer Mundart zu schreiben und zu drucken, scheint fast eine Sache des Zufalls gewesen zu seyn, denn die, welche damit begannen, hatten keine besondern Absichten und Wünsche. Einige handschriftliche Büchelchen cursiren schon im vorigen Jahrhundert, und bestanden größtentheils in Uebersetzungen aus den Schriften der heiligen Väter. So entstand endlich, von niemand beachtet, das erste von einem Bulgaren und für Bulgaren geschriebene und nach kirchenslawischer Rechtschreibung gedruckte Buch in einer Form, wie sie bei den Bulgaren schon seit langer Zeit im Gebrauch war — eine Sammlung von Morgen- und Abendgebeten, im J. 1806. Nach dieser Zeit verfloß wieder ein Jahrzehent, und erst im J. 1817 kamen die „Wunder der heiligen Mutter Gottes" von den zwei Kaufleuten Dem. Philippowitsch und Dem. Sofur heraus, im J. 1819 das dritte von dem Mönch Joachim Chadschi, und im J. 1824 das vierte. Von jetzt an folgten sie sich ziemlich schnell, doch hielt sich, so viel man weiß, alles im Gebiet des Kirchlichen und der Abcbücher, erst im J. 1832 kam eine Arithmetik heraus, im J. 1834 ein Kalender, im J. 1835 ein griechisch-bulgarisches Gesprächbuch, gewiß, wenn man bedenkt, daß nur das Allerdringendste gedruckt wurde, ein auffallendes Zeichen des Bedürfnisses. Jetzt aber mischten sich bereits allerlei Bestrebungen ein, eine slawo-bulgarische Kinderschrift wurde auf Antrieb des Serbenfürsten Milosch herausgegeben. Der Neophyt Archimandrit Chelendarez schrieb 1) ein Abcbuch, 2) Verschiedene Sittenlehren, 3) eine Grammatik, ganz mit russischer Terminologie, 4) eine Arithmetik, 5) eine Geographie und 6) einen Briefsteller. Jetzt war die Bahn gebrochen, und nun verfloß kein Jahr mehr ohne daß einige Schriften erschienen, selbst aus dem Französischen und Altgriechischen. Im Jahr 1840 erschien das neue Testament unter Mitwirkung der amerikanischen Bibelgesellschaft übersetzt von Neophyt Rilez in Smyrna, indeß mehr im altslavischen Kirchenstyl als in bulgarischem Volksdialekt, denn mehr und mehr griff unter den bulgarischen Schriftstellern die Ansicht Wenelins um sich, die Bulgaren hätten zu Cyrills und Methodius Zeiten altslavisch gesprochen. [1] Im J. 1845 begann zu Smyrna eine Monatsschrift, die auch im Jahr 1844 fortgesetzt wurde. Auf diesem Wege kann auch vielleicht der vielfach ausgesprochene Wunsch erreicht werden, daß die bulgarischen Schriftsteller der Ethnographie, Geschichte und Geographie Bulgariens ihre Aufmerksamkeit widmen und auch ihre Sprache besser anbauen möchten, die noch immer je nach den Ansichten der Schriftsteller ungemein schwankend ist.

[1] Das Bulgarische ist sicherlich ein durch die Einflüsse der walachischen Sprache modificirter slavischer Dialekt. A. d. U.

Von Kolchis nach den Ruinen von Pitzunda und der Küste des Landes der Dschighethen.

2. Der Tempel von Pitzunda.

Dort wohnte einst ein mächtiges Geschlecht,
Und hohe Götter in den Marmortempeln.
Verlassen steh'n sie jetzt, es wuchert Gras
Auf den Pfaden, blühend Moos bedeckt
Die Runen in der Vorwelt Weisheit künden:
Und schlanke Cipressstämme grünen dort.
Wo Sibiens üppigem Pflanzenwuchs umwoben.

Kritthiofs-Sage.

In großen Städten, auf den Tummelplätzen des Lebens, wo Tempel und Paläste zu Hunderten stehen, wo sich Straßen auf Straßen, Häuser auf Häuser, und Menschen auf Menschen drängen, als ob eines dem andern keinen Platz gönne, gehen wir oft mit übersättigtem Blicke an den großartigsten Gebäuden, an den herrlichsten Denkmälern der Kunst gleichgültig vorüber, ohne von der Idee des Künstlers, welche den todten Massen Leben einhauchte und ihnen Form gab, begeistert zu werden, denn wo sich die Eindrücke so schnell auf einander folgen, verwischt oder vermindert einer den andern, und es ist unmöglich, alle klar in uns aufzunehmen und ordnend festzuhalten.

Begegnen wir aber einem solchen Palaste, einem solchen Tempel oder Denkmale in der Wildniß, oder in einer Umgebung, welche nicht verkleinernd noch störend darauf einwirkt, vielmehr das Große noch größer, das Schöne noch schöner erscheinen läßt, so ist die Freude, welche wir fühlen, unbeschreiblich, und der Genuß ein doppelt hoher. Wir lassen alsdann dem Kunstwerke nicht nur gerechte Anerkennung widerfahren, sondern sind in der günstigen Stimmung des Augenblicks noch geneigt, den Gegenstand unserer Betrachtung zu überschätzen. Nichts von dem Prosaischen des Lebens, das ähnliche Genüsse in den Hauptstädten Europa's oft verleidet, stört uns hier in unserm Anschauen. Kein Wagengerassel und Zurufen der Kutscher zwingt und hier auf die Seite zu springen, um nicht überfahren zu werden; kein Schwarm vorüberteilender Fußgänger erinnert uns durch unsanftes Stoßen oder Drängen, daß wir nicht allein sind; kein zudringlicher Führer langweilt und durch seine Tausende von Malen abgeleierten Geschichten — wir können uns ruhig und ungestört dem Genusse hingeben, der uns erwarten, und während das Auge sich weidet an dem Anblick der Hallen und Säulen, die sich vor uns auftürmen, steigt der forschende Geist zurück in das Dunkel vergangener Jahrhunderte und findet Stoff zu großen und lehrreichen Betrachtungen, und wo die Blätter der Geschichte unausgefüllt geblieben, ergänzt die Phantasie das Fehlende, erfüllt das Leere und ruft das Todte ins Leben zurück, daß wir die Menschen, die einst hier gebaust, wieder von Geschlecht zu Geschlecht den Blicken vorüberwandeln sehen. Alle unsere Aufmerksamkeit, all unsere Gedanken werden so dem einen Gegenstande zugewandt; daher kommt es denn wohl, daß solche vereinzelte Bilder meist lebendiger im Gedächtniß bleiben und angenehmere Erinnerungen zurücklassen, als wenn sie sich in Masse und in gemischter Umgebung dem Auge darbieten. Mir wenigstens ist es immer so ergangen, aber unter allen Denkmalen der Vergangenheit, die ich auf meinen Wanderungen besucht, hat mir keines einen so dauernden und großartigen Eindruck zurückgelassen, als die alte Kirche von Pitzunda.

Digitized by Google

Nachdem wir unter unsäglichen Anstrengungen unsere Landung bewerkstelligt und den in den letzterertoffenen Jahren sehr lieb gewordenen Hain durchschritten hatten, welcher sich zwischen dem Meeresgestade und Pitzunda hinzieht (frühere Reisende sprechen von einem dichten Walde, wovon seitdem wohl ein großer Theil der Art des Zimmermanns hat weichen müssen) und wo riesige Fichten, herrliche Nußbäume, wahrhaft kolossale Ulmen und Buchen mit einander abwechseln, gelangten wir zu den Baracken der Militärcolonie, welche der früher beschriebenen in jeder Beziehung gleicht. Nach Beseitigung der Pflichtbesuche und kleinen Plackereien, welche die jedesmalige Ankunft und Abfahrt von einer Festung bedingt, machten wir uns unverzüglich auf den Weg zur Kirche, deren etwas beschädigte Kuppel wir schon von Ferne durch das dunkle Laubwerk herragen sahen.

Die Kirche liegt nur ein paar hundert Schritte von den Häusern der Militärcolonie, und der Weg dahin führt über einen großen, üppig bewachsenen, von alten, ehrwürdigen Bäumen überschatteten Rasenplatz, welcher einem Garten gleich von reingehaltenen Fußpfaden durchschnitten und an der einen Seite mit Bänken und Lauben geschmückt ist. An der andern Seite befinden sich Schaukeln und Anstalten anderer Art zur Belustigung und Leibesübung der Soldaten der Garnison. Hinter diesem Platze dehnen sich die halbzerfallenen Mauern aus, in deren Mitte die herrliche Kirche liegt, ein Edelstein in kolossalem Ringe. Ebenfalls im Bereiche der Mauern und gerade der Kirche gegenüber ziehen sich die unansehnlichen, hölzernen Gebäude der Casernen hin.

Lange stand ich in stummer Bewunderung verloren, als ich die am Eingange stehenden Wachen passirt, das Thor durchschritten hatte, und plötzlich den herrlichen, in einfachem aber edlem Style erbauten Tempel, diese Perle im Schlamme der Wildniß, vor mir aufstehen sah. Die Sonne war bereits ihrem Untergange nahe, als ich des ersten Anblicks dieses Prachtgebäudes theilhaftig wurde, und ich mußte daher meine Zeichnungen und nähern Untersuchungen des Innern bis auf den folgenden Tag verschieben, aber auch der erste Anblick schon war ein wahrhaft erhebender. Ferner, durch einige lichte Stellen des durch die in Menge umherstehenden Feigenbäume, Ulmen, Granatbäume und Hainbuchen gebildeten Laubwerks, erschimmerte im goldenen Glanze der untergehenden Sonne die große Kette des Kaukasus, und der ehrwürdige Tempel selbst, mit seinem alle Mauern und Dächer umrankenden und übersteigenden Laubwerke und Blüthenschmucke, kam mir vor wie ein riesiges Grabmal, auf welches liebevolle Hände in andächtiger Erinnerung Blumen und Epheu gepflanzt.

Auf der großen, etwas beschädigten Kuppel und dem zerrissenen Dache der Façade haben sich mit der Zeit förmlich hängende Gärten gebildet, deren dunkles Grün mit den alten aus grauen Kalksteinen und rothen Backsteinen seltsam gemischten Mauern wunderlieblich contrastirt. Sogar unser sonst nicht leicht zu rührender Gsül-Bassar war von den großartigen Formen der schönen Ruine ergriffen, und meinte, das müsse eine herrliche Moschee abgeben. Bei dem immer noch streitigen und unsichern Besitze dieses Küstenstriches ist es schwer die Zukunft des herrlichen Gebäudes, das dreizehn Jahrhunderte [1] den Verwüstungen der Zeit und der Menschen getrotzt hat, zu entscheiden. Schon seit vielen Jahren gehen die Russen mit dem Plane um, die Kirche neu herzustellen und Gottesdienst darin halten zu lassen, was nach meinem Dafürhalten sehr leicht thunlich wäre. Bis jetzt sind noch keine ernsten Anstalten getroffen, der General von Wrangel sagte mir jedoch, daß der Kaiser, welcher sich aus guten Gründen immer großartig bei dergleichen Unternehmungen zeigt, bereits 200,000 Rubel zur Restauration des Gebäudes bewilligt habe.

Zu interessanten Betrachtungen über die Stabilität der griechischen Kirche gibt der Gedanke Anlaß, daß, bei Wiederherstellung des Tempels von Pitzunda durch die Russen, der Gottesdienst hier heute genau auf dieselbe Weise, unter denselben Formen gehalten werden würde, wie vor 1300 Jahren geschehen; ja, ich glaube die Priester, welche heute die Messe hier lesen, würden mit ihren weiten, patriarchalischen Gewändern, mit ihrem langen ehrwürdigen nie von einer Scheere berührten Barte und Haupthaar, den Priestern welche zur Zeit der Einweihung des Tempels die Messe an diesen Altären lasen, zum Verwechseln ähnlich sehen; und seit jener Zeit sind vielleicht 2000 Geschlechter Angesichts dieser Mauern ins Grab gesunken.

Im Innern der Kirche findet man, außer dem zertrümmerten marmorüberkleideten Altare und vielen sehr mittelmäßigen, aber meist guterhaltenen Freskomalereien, keinen andern Schmuck als die Schönheit und das Großartige der Verhältnisse des Baues. Die majestätische, von buntverzierten Fenstern mit runden Scheiben durchleuchtete Kuppel wird von vier riesigen, über 60 Fuß hohen Säulen getragen. Hiermit stehen die vier Haupttheile des Gebäudes in Verbindung, solchergestalt, daß der von kolossalen Fenstern erleuchtete Chor gegen Morgen, und das große Schiff gegen Abend liegt. Mit vieler Mühe erstieg ich die von den engen Seitenwänden getragene Galerie, von wo ich mich nach allen Seiten hin einer herrlichen Aussicht erfreute. In der Mitte der Kirche fanden wir eine Menge Rüstungen, Metallstücke, Flintenläufe, Panzerhemden und Waffen aller Art sorgfältig aufgeschichtet; es sind dieses — wie der uns begleitende Officier mich belehrte — sich aus den frühern Zeiten herschreibende Weihgeschenke, welche die kriegerischen Abchasen, wenn sie von ihren Streifzügen glücklich heimkehrten und reiche Beute mitbrachten, der Gottheit opferten. Hart an die Vorhalle stößt eine mit merkwürdigen griechischen Inschriften gezierte, kleine Capelle, deren Bau unzweifelhaft einer spätern Zeit angehört.

Der talentvolle Fürst Gagarin hat eine getreue Zeichnung der Kirche geliefert: man findet dieselbe sehr hübsch in Stahl gestochen in den Petersburger Almanachs der letzterertoffenen Jahre.

[1] Die Kirche wurde unter Justinian, folglich im 6ten Jahrhunderte erbaut.

Die Hakluyt-Gesellschaft.

Wir haben am Ende vorigen Jahres (f. N. 365) die Errichtung einer Columbus-Gesellschaft in England anzeigt, seitdem hat aber ihren Namen in den obigen Hakluyt-Gesellschaft umgeändert. Hakluyt lebte unter Königin Elisabeth, und hat seinen Namen einer Sammlung von Reisen gegeben, welche durch seine Bemühungen herausgegeben wurden; da nun die Gesellschaft ein ähnliches Ziel verfolgt und alle Reisen, namentlich die von der frühesten Zeit bis auf Dampier, herausgeben will, so hat sie in ihrer constituirenden Versammlung den obigen Namen angenommen. Sie wird, wie schon bemerkt, ihre Arbeiten vorerst auf die Zeit vor Dampier beschränken, und bis ihre Mittel angewachsen sind, hauptsächlich ältere englische Reisen herausgeben, und nur spärlich Reisen von Fremden, die entweder ganz unbekannt, oder unvollständig und abgekürzt gedruckt sind. (Athen. 19 December.)

Digitized by Google

Die Hacienda de la Vorla.

1. Der Pferdebändiger.

(Fortsetzung.)

Wirklich erwarteten uns die Pferde im Hofe. Man bot Chocolade herum, und wir machten uns auf, der Regerida entgegen. Als wir den Hof verließen bemerkte Don Ramon mit dem scharfen Auge eines Gebieters, dem nichts entgeht, im Torril den Stier, den ich vorigen Abend zurichten gesehen, und fragte, warum er da sey.

Es ist der Stier des Haushofmeisters, antwortete Martingale, den sein Dienst hinter uns hielt. Wir ritten um die Ringmauer und gelangten an ein dichtes Gehölz, das sich in einiger Entfernung ausdehnte. Von da sollte die Regerida beginnen. Wir hielten am Saume des Waldes. Ein dichter Dunstschleier zog sich über die Wipfel der Bäume hin, der Wald lag im Schatten und im tiefsten Schweigen. Bald wurde dieses durch schnierendes Gebrüll unterbrochen, abwohl in weiter Ferne; ein dumpfes Getöse ließ sich vernehmen; der Boden zitterte, dann nahte das Geräusch und wurde stärker; Baqueros brachen ungestüm aus allen Eingängen des Gehölzes in die Ebene hervor; wir hatten nun Zeit, uns auf die Seite zu machen. Eine dichte Herde stürzte sich ihnen nach mit dem Rollen des Donners, brüllend, wehrend und angstvoll hiehend vor einigen zwanzig andern Reitern, welche über Lagos in der Luft schwangen. Diese Reiter fegen mitten in diesen Strom, warfen die zögernden nieder, und kreisten wüthend um die widerstrebenden. Unsere Pferde bäumten sich auf ihre äußerste gereizt durch diesen Auftritt. Der Capellan warf seine Kapuze über die Schultern zurück, und gab uns der Erste das Beispiel dem Strom zu folgen. Auch Maria Antonia, als würdige Tochter eines Hacienderos, und künftige Gattin eines dieser Centauren, ließ auch ihrem Pferde die Zügel, und flog dem Capellan nach, während ihre langen Flechten über ihre Schultern fielen. Don Ramon trieb auch seinerseits sein ungebuldiges Pferd an, und so war ich genöthigt, den Reitern zu folgen. In einigen Minuten erreichten wir die Schranken der Torilen, welche sich hinter der eingefangenen Heerde zuschlossen. Es war einige Augenblicke eine unaussprechliche Verwirrung, das gesammte Gewühl, das man sich denken kann. Schrecklicher Stöße erschütterten die Planken; ein wahnsinnes Getöse von Wiehern und wüthendem Gebrüll tönte im Wiederhall aus dem Walde zurück. Endlich legte sich der Tumult, der unmächtige Zorn verstummte, und man schritt zum Herradero. Man hatte Stöße dürren Holzes am Eingang der Torilen angezündet; bald waren die Eisen glühend und die Baqueros, die einen Augenblick ausgeruht, bereiteten sich ihr hartes und gefährliches Geschäft zu beginnen.

Ich weiß nicht, ob der Zufall allein Maria-Antonia einem Baqueros gewährt hatte, der unter allen durch seine Thätigkeit ausgezeichnet, einen Augenblick Ruhem schöpfte. Dieser war kein anderer als Benito. Die üble Laune, welche am vergangenen Abend seine Züge verunstaltete, war einem Ausdrucke edler Kühnheit gewichen, wovon ich übertascht wurde. Der Stolz des spanischen Blutes eine sich in ihm mit dem wilden Muthe der Indianer, den edlen Herren dieser Wüsten. Eine bräunliche Gesichtsfarbe, hochgelber Bart, leichtgelocktes Haar um seine Stirne, ein hoher schlanker Wuchs liegsam wie ein Bambusrohr, zeigten in ihm einen Typus, der durch Kreuzung verebelt werden. Benito wurde bald das junge Mädchen gewahr, das unter seinem Feuerblick erbebte. Zugleich färbte sich Antonia's Gesicht mit hoher Röthe; sie hüllte sittsam ihre Flechten und die nackten Schultern in den Rebozo ein, entfernte sich aber nicht. Ich nahm nun lebhaften Antheil an diesem Hirtengedicht, an diesem stummen leidenschaftlichen Zwiegespräch eines Halbwilden, unbeugsam und hart wie Eisenholz, und einer kühnen Amazone, welche von der Frau nur die Sittsamkeit und Schönheit an sich trug.

Zwei Sumachbäume mit ihren Blüthenranken verbreiteten dichten Schatten auf einige Fuß von den beiden Gehägen; eine plumpe Estade erhob sich unter ihrem Laubdache. Don Ramon fragte, wem man diese Galanterie aus dem Stegreife zu verdanken habe.

Dem Benito Gaya, antwortete Juan die Hand an den Hut führend. Don Ramon empfehlt die Baqueros, als ob er diese Huldigung mißbilligte, die nicht allein an ihn gerichtet war, setzte sich aber nichts desto weniger auf das Gerüste neben seine Tochter und den Capellan; ich dankte für meinen Platz, um mich desto freier bewegen zu können.

Die Baqueros schwenkten sich aufs Neue bald der Torilen zunder. Wenn ihre gelühten Augen ein Pferd, einen Stier oder ein Kalb gewahr wurden, das nicht mit dem Zeichen der Hacienda versehen war, so wirbelte ihr Lazo eine Secunde in der Luft, und verfehlte niemals, mitten aus diesem Wahrn von Gehörnen und Köpfen das bemerkte Thier zu treffen. Dann eilten sich der Strom vor dem Thiere, das aus der Umzäunung gezogen wurde. Ein zweiter Baquero nahte sich, warf nachlässig seinen Riemen auf den Boden, hob ihn rasch auf, trieb sein Pferd an, und bevor es einen Widerstand entgegensetzen konnte, fiel das Thier, heftig nach zwei verschiedenen Seiten gezogen, schwer in den Sand nieder. Im Moment zischte das glühende Eisen auf dem Fleisch; eine kleine Rauchwolke kräuselte sich über der Hüfte des Thieres, das vor Schmerz erbebte, sich aus den gleichfarbigen Banden loswand, und nun mit dem Zeichen des Eigenthümers dem Walde oder der Ebene zulief. Bald war um uns her ein dichter Dampf, in welchem man nur die fahlen Körper bebend im Sande, braune Gesichter und den Schein des glühenden Eisens unterscheiden konnte. Von Zeit zu Zeit ward ein ungehemmter Sprung allen in Verwirrung; es war ein Baquero den ein ungebändigtes Fällen fortriß, das sich vergebens unter dem Schmerz seiner Brandwunde und unter dem Drucke seines Reiters sträubte. Ich erwähnte schon, daß die eigentliche Gefahr für den Baquero im Augenblid des Pferdebändigens anfing. Dabei wird auf folgende Weise verfahren: Wenn das Fällen niedergeworfen und gezeichnet ist, hält man es nach Maßgabe seiner Widerstandskraft am Boden, oder läßt es sich aufrichten. Eine Lederbinde wird über seine Augen gewogen. Das geblendete Thier läßt sich nun ruhig aufsäumen und satteln. Eine Schnur von Pferdehaaren wird über seinen Rüstern befestigt, die zugleich als Kappzaum (bozal) und Zügel dient, um das Pferd zu lenken. Nachdem der Baquero sich versichert hat, daß der Sattel fest sitzt, schnallt er seine langen Sporen um und läßt sich nach der Stellung des Pferdes von ihm fortreißen, ohne schwingt sich rasch in den Sattel und nimmt die Lederbinde ab. Das Pferd zaudert einen Augenblick, aber daß entreißt ihm der Anblick der Savannen, die es frei zu durchkreisen gewohnt ist, der Geruch der heimathlichen Wälder, die Luft, welche es zum erstenmal beschwert, ein wüthendes Gewieher; sein Zaudern ist nun zu Ende. Es versucht zuerst den Sattel abzuschütteln, aber der Gurt umschließt seinen Leib eng und fest. Es will den Reiter in die Beine beißen, aber der Bozal, der seine Rüstern zupreßt, wird heftig angezogen. Es sucht zu stehen in ungeheuren Schwenkungen, indem es vorzweifelt mit den Hufen ausschlägt; es steht fest senkrecht auf den Hinterbeinen um seinen Reiter durch einen Sprung nach vorne abzuschütteln. Vergebliche Anstrengung! bis jetzt unbewegich im Sattel, blieb der Mann unthätig; er greift nun auch seinerseits an. Zwei Sporenstriche entreißen dem Pferde einen heftern Schrei des Schmerzes und Schreckens, brausicht von unmächtigem Zorne, verlegrim Stoße, faßt sich das wüthende Thier auf seinen nervigen Gelenken zusammen, die sich anspannen wie eine doppelte Stahlfeder; es überspringt in einem Satze einen ungeheuren Zwischenraum, und hält plötzlich an; aber der Baquero hat instinctmäßig seinen Körper zurückgeworfen und sein Oberleid hält sich in wunderbarem Gleichgewicht. Seine Sporen bearbeiten aufs neue die Seiten des Pferdes, das nun wieder anlegt ohne anzuhalten, weil die Sporenräder ihm zusetzen, und die Cuarta seinen Rücken wund rieb. Nach diesem neuen Laufe endlich lassen die Rüstern des Thieres nur noch einen pfeifenden Athem durch, seine Seiten tauchen und dunen. Nachdem es ergebens versucht hat in dem Ueberwasse von Angst und Wuth sich selbst oder seinen Reiter gegen einen Baumstamm zu zerschmettern, erkennt sich das Pferd als besiegt an, gehorcht den Bewegungen des Körpers, den Sporen, der Stimme; in einem Worte, es ist gebändigt.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 6. 7. Januar 1847.

Französische Unternehmung nach dem Marañon.

(Journal du Commerce 9 Dec.)

Der Amazonenstrom und seine Zuflüsse sind schon mehrfach von Gelehrten besucht worden, welche über die Vegetation seiner Ufer die interessantesten Nachrichten mittheilten. Zu denen, welche in botanischer Beziehung die größte Strecke des Stromlaufs gesehen haben, gehören Martius und Pöppig; namentlich der erstere hat über die Vegetation des Stroms von der Mündung bis zu seinem Mittellauf die umfassendsten Berichte gegeben, während Humboldt und Pöppig und mit einigen der obern Zuflüsse bekannt machten. Man kann dennoch sagen, der Strom sey in botanischer Beziehung kaum besucht worden, denn die zahlreichen Reisenden, die den Strom auf Flößen oder schwachen Fahrzeugen herabfuhren, haben wenig geleistet, weil man auf diese Weise nur selten die Ufer besuchen und Sammlungen anlegen konnte. Man erkennt hieraus das große Interesse, welches eine vollständigere Erforschung der Ufer namentlich mit ausgedehnteren und geschickteren Transportmitteln darbieten könnte; deßhalb hat die französische Regierung jetzt die Ausrüstung einer Expedition angeordnet, welche unter Hr. Montravels Leitung stehen soll. [1] Das Studium der Vegetation eines von einem so ungeheuren Strome bewässerten Landes hat indeß nicht bloß ein botanisches Interesse, sondern würde sich auch mit Nutzen auf eine große Menge Pflanzen und Bäume ausdehnen, deren Erzeugnisse für den Handel und die Industrie wichtig und mit Vortheil in den französischen Colonien, namentlich in Guiana, eingeführt werden könnten.

Einige Beispiele werden hinreichen, um dieß darzuthun: seit mehreren Jahren bringt der Handel von den afrikanischen Küsten und verschiedenen andern in der Nähe der Linie gelegenen Ländern mancherlei Arten von Körnern in die französischen Häfen, welche den Seifensiedereien das Oel liefern, das die einheimische Cultur nicht in hinreichendem Umfang erzeugt. Diese Einfuhren belaufen sich jährlich auf mehrere Millionen Kilogramme; da es nun bekannt ist, daß an den Ufern des Amazonenstromes sehr verschiedenartige Bäume wachsen, welche Oelkörner liefern, so wäre es wohl der Mühe werth, die verschiedenen Arten von Bäumen, welche die Körner in gehöriger Menge liefern, kennen zu lernen, und Proben zu sammeln, um genauere Versuche damit vorzunehmen. Viele andere Bäume dieser Gegenden liefern Kautschuk, das jetzt die Gewerbe so mannichfach zu benützen wissen, die Bäume aber, die es liefern, gehören sehr verschiedenen Arten an und verdienen, daß ein Botaniker sich speciell damit beschäftige. Andere Bäume in großer Zahl liefern Harz und Balsamarten, die den Indianern und Brasiliern wohl bekannt sind, deren nähere Untersuchung aber, ob sie für europäische Zwecke taugen, von großem Interesse wäre. Die Bäume, welche Farbholz und Holz zu feinen Tischlerarbeiten liefern, sind gleichfalls in den ungeheuren Wäldern am Ufer der großen Ströme sehr zahlreich, und ihre Untersuchung in botanischer und industrieller Hinsicht wäre gleichfalls von Wichtigkeit. Wenn man endlich den Fuß der Cordilleren erreicht, und selbst noch früher, in den weit minder hohen Bergen am Rio Napura findet man, wie Martius nachgewiesen hat, verschiedene Arten Chinin, und man müßte Rinde in hinreichend großer Menge sammeln, um ihre Eigenschaften erproben, die Arten bestimmen, und sie in andern Gegenden wieder erkennen zu können. Diese Chinine am Rio Napura wachsen auf Bergen, die nicht mehr als 3 bis 400 Metres über dem Meere liegen, und vielleicht könnte man sie in Guiana oder auf den Antillen einführen.

Diese Proben, welche aus den von Broquiart entworfenen Instructionen für die Reisenden entnommen sind, können einen ungefähren Begriff geben, welche Vortheile für die Wissenschaft, den Handel und die Industrie das Studium des Pflanzenreichs dieser Gegenden gewähren könnte.

[1] Dieser Name ist früher schon mehrfach bei Unterhandlungen über einen Handelsvertrag mit Bolivien genannt worden. A. d. R.

Von Kolchis nach den Ruinen von Pitzunda und der Küste des Landes der Dschigethen.

3. Das Leben in den Festungen. — Eine Jeanne d'Arc des neunzehnten Jahrhunderts. — Gagra. — Der Prometheusfelsen.

Wenn man an einem schönen Frühlingsmorgen die blühenden Umgebungen von Pitzunda (oder Bitschwinda, wie es die Eingebornen nennen) durchwandelt, und das Auge an den mannichfaltigen Naturschönheiten weidet, die und hier in üppigster Fülle entgegenlachen, so fällt es schwer zu glauben, daß diese scheinbar so gesegnete Küste ein Aufenthalt des Elends und des Jammers seyn soll. Aber leider ist dem so; die krankhafte Gesichtsfarbe der Soldaten, ihre fahlen, eingesunkenen Wangen tragen schreckliches Zeugniß davon. Die Kugeln der Feinde sind hier weniger zu fürchten als die Wechsel- und Gallenfieber, Leber- und sonstigen Krankheiten, welche in Pitzunda wie fast an der ganzen Ostküste des Pontus ihre Wohnung aufgeschlagen haben, und Verheerungen anstiften, denen wenige der hier

Digitized by Google

Wohnenden entgehen. Wohl ist das Loos derer zu bemitleiden, welche ein feindseliges Verhängniß auf längere Zeit in diese Wildniß geschleudert.

Man darf im Allgemeinen annehmen, daß von den bisher geschickten Soldaten keiner den Boden seiner Heimath wieder sieht. Wenn ich alle Nachrichten vergleiche, welche mir aus verschiedenen Quellen über diesen Gegenstand zugegangen sind, so stellt sich als Resultat heraus, daß die Besatzung der Festungen dieser Küste durchschnittlich alle drei Jahre erneut werden muß. Zu den hier dienenden untergeordneten Officieren nimmt man gewöhnlich solche, welche sich irgend eines Vergehens schuldig oder verdächtig gemacht haben; unruhige Köpfe, die das Herz auf der Zunge tragen, liberal gesinnte Leute, welche nicht gelernt haben leise zu denken, und mit der bestehenden Ordnung — oder besser gesagt: Unordnung — der Dinge in Rußland nicht zufrieden sind; junge und alte Polen der verschiedensten Stände und Anschauungen finden hier ein zweites Vaterland. Es leuchtet ein, daß man unter diesen Verbannten oft die interessantesten Persönlichkeiten findet, und keineswegs das Herz der armen Leute nach ihrem unglücklichen Schicksale beurtheilen darf. Hier hat schon mancher hoffnungsvolle Jüngling, der in den Palästen der Hauptstadt aufgewachsen, einsam seinen fruchtbeweinten Tod gefunden; wohl mancher Jammerlaut hoffnungstodter Herzen mischte sich im Grauen der Nacht mit dem Gebrüll der unaufhörlich die Küste peitschenden Winde, und schon mancher lebensmüde Verbannte suchte und fand seinen Tod in den weißen Wellen des schwarzen Meeres. Hinsichtlich der höhern, gewalthabenden Officiere muß, da so viel von ihnen abhängt, die Regierung äußerst vorsichtig zu Werke gehen; auch habe ich unter diesen Herren sehr humane und tüchtige Leute gefunden, besonders hat der in Bambor restdirende General von Wrangel einen überaus günstigen Eindruck auf mich gemacht.

Bei dem würdigen und gastfreien Commandanten von Pizunda, einem Imeretier von Geburt, fanden wir eine äußerst freundliche Aufnahme, und verstehlen nicht unsern in letzter Zeit sehr vernachlässigten Magen an seiner Tafel zu restauriren. Wir besuchten in Gesellschaft des Commandanten die in Berücksichtigung der ungünstigen Verhältnisse trefflich eingerichtete Caserne, so wie mehrere Häuser der schon oben erwähnten Militärcolonie, welche hier eben so wie in Suchum-Kale nach Möglichkeit sauber gehalten sind.

Eine interessante Bekanntschaft machten wir in der Person der Madame Pepin, oder Frau Hauptmännin Pepin, wie man in dem titelgesegneten Deutschland sagen würde. Diese Dame verdiente ihren militärischen Titel eher als die meisten ihrer Schwestern; sie ist nämlich eine moderne russische Jeanne d'Arc, deren Name an der ganzen Ostküste des schwarzen Meeres mit Respect genannt wird. Schon zu verschiedenen Malen hat sie sich durch ihre Geistesgegenwart und Unerschrockenheit in Augenblicken großer Gefahr so rühmlich hervorgethan, daß der Ruhm ihrer Thaten bis zu den Ohren des Kaisers gedrungen ist, welcher auch nicht unterlassen hat, ihr durch Uebersendung eines ehrenvollen Schreibens und kostbarer Geschenke seine Zufriedenheit und Anerkennung auszudrücken. Madame Pepin war früher an den Commandanten der Festung Sotscha verheurathet, welcher bei einem nächtlichen Ueberfalle der Tscherkessen das Leben verlor; eben bei Gelegenheit dieses Ueberfalls soll genannte Dame die unläugbarsten Beweise ihres Heldenmuthes gegeben haben, und die Retterin der Festung gewesen seyn, indem sie durch Wort und That die schon wankenden Soldaten zur Ausdauer anfeuerte, ihren erkalteten Muth wieder belebte, den Einen beschämend drohend, dem Andern freundlich zuredend, und sich selbst inmitten des Donners der Geschütze unerschrocken den Kugeln der Feinde aussetzend. Eine derselben war ungalant genug der Heldenfrau eine Wunde im Arme beizubringen; Madame ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken, sondern beharrte ausdauernd im Kampfe, bis der Sieg für die Belagerten entschieden war. Ich muß hier noch ergänzend bemerken, daß ich obige Details nicht der Madame Pepin selbst, sondern verschiedenen Officieren zu verdanken habe, welche bei der Belagerung zugegen gewesen sind. Obgleich ich das Vergnügen hatte mich längere Zeit mit Madame Pepin zu unterhalten, so konnte ich doch nur wenig von ihr in Bezug auf obenerwähnte Begebenheit erfahren. Sie sprach davon als ob es etwas ganz gewöhnliches wäre, und lenkte sofort das Gespräch auf andere Gegenstände. Ich hatte geglaubt, eine Kämmige, handveste Frau zu sehen, ein Mannweib, wie man sie häufig in Rußland, besonders unter den Steppenbewohnern findet, und war daher nicht wenig erstaunt, eine geschmackvoll gekleidete, sehr prosentable Person vor mir zu sehen, schlank von Wuchs, mit sehr feiner Taille, augenscheinlich von etwas delicater Gesundheit, den Ausdruck ächter Weiblichkeit in dem blassen Gesichte, gefällig von Manieren und mit ein paar durchaus aristokratischen Händchen.

•

Wir benützen einen frischen Südostwind, um dem blühenden und doch so gefährlichen Pizunda — einem herrlichen Baumeubete mit verborgenen Giftschlangen vergleichbar — Lebewohl zu sagen, und liefen nach vierstündiger, glücklicher Fahrt in die große, schöne Bucht von Gagra ein. Unsere Reise war um so angenehmer, da uns ein zweiter Barkaß, bestimmt einige in besondern Aufträgen abgesandte Officiere nach der Festung Ardiller zu führen, begleitete. Unter diesen Officieren befand sich auch Capitän Pepin, der Gemahl der oben erwähnten Dame. Um uns leichter unterhalten zu können, vertheilten wir unsere Mannschaft dergestalt, daß wir mit den Officieren in einen Barkaß zu sitzen kamen. Die gewöhnlich mit asow'schen Kosaken bemannten Barkasse sind nicht allein bestimmt die Communication zwischen den russischen Festungen zu unterhalten, sondern müssen auch Jagd auf die sich häufig zeigenden türkischen und griechischen Schiffe machen, welche den Sklaven- und sonstigen Handel zwischen Circassien und der Türkei unterhalten.[1]

Auf den Karten des russischen Generalstabs ist Pizunda als der Gränzpunkt zwischen Abchasien und dem Lande der Dschigethen angegeben, obgleich eigentlich Gagra die von der Natur bezeichnete Gränze der beiden Länder bildet, da hier das bis dahin ziemlich flache Gestade plötzlich von mächtigen Bergmauern gebildet durch Ausläufer der großen Kette, unterbrochen wird.

Die Sage setzt den Duldern Prometheus Leidensstätte an Gagras meerbeherrschendes Felsengestade. Uebrigens streiten

[1] Seit dem im Herbst 1847 abgeschlossenen Tractat zwischen Tscherkessen und Russen wird bekanntlich der Sklavenhandel eifriger als je getrieben, und von den Russen nicht allein geduldet, sondern auch begünstigt — weil es ihr Vortheil erheischt. Die Menschenliebe des Kaisers übt ihren Einfluß nur zu Gunsten der schwarzen Sklaven, weil diese dem russischen Interesse zu fern liegen.

Digitized by Google

ſich, die Oſtküſte des Pontus entlang, vier Felſen um die Ehre an ihrer Bruſt die Qualen des Lichtbringers geſäugt zu haben. Kaiſer Nikolaus, praktiſch wie er iſt, hat ſich die claſſiſchen Studien, welche jetzt ſo eifrig in ſeinem Lande getrieben werden, zu Nutze gemacht, und auf den Baum der Dichtung das Reis der Wirklichkeit gepfropft: die Felſengeſtade dieſer Küſte dienen heute noch als Verbannungsſtätte aller Lichtbringer und Menſchenbeglücker des Jahrhunderts.

Gagra iſt durch ſeine Lage und großartige Umgebung einer der ſchönſten Orte der Küſte. Schade nur, daß alles oben zum Nachtheil von Pitzunda Geſagte hier in doppeltem Maße ſeine Anwendung findet. In den Thälern wächſt der Weinſtock, die rieſige Silberpappel, der Myrtenſtrauch, die Brombeerſtande, gedeihen Feigen- und Buchsbäume; aber durch das dichte Gebüſch der hoch drohen verderbenbringende Feuerſchlünde — maleriſche Felſen, hohe, von der üppigſten Vegetation überwucherte Berge drängen ſich dicht bis ans Meer, aber Keiner darf es wagen, auf den Bergen Hütten zu bauen, denn die Bäume die ſie tragen und die Höhlen die ſie bergen, dienen lauernden Feinden zum Verſteck, und was die Kugeln der Dſchigethen verſchonen, rafft der Sommer mit ſeiner die Thäler verpeſtenden Gluth, mit ſeinen Fiebern und bösartigen Krankheiten dahin. Mit der von Seite der Tſcherkeſſen drohenden Gefahr ſteht es freilich heutzutage ſo ſchlimm nicht mehr auf wie früher, wo die Offiziere, trotz der ſie ſchützen ſollenden Feſtung, in ihren eigenen Wohnungen nicht ſicher waren, und ſich oft gefallen laſſen mußten, bei Tiſche die vor ihnen ſtehenden Speiſen von Tſcherkeſſenkugeln geſpickt zu ſehen. Wie zweifelhaft übrigens auch jetzt noch die Sicherheit ſelbſt in der nächſten Umgebung der Feſtung ſeyn muß, geht aus dem Umſtande hervor, daß der ſonſt ſo freundliche und zuvorkommende Commandant mir anfangs durchaus nicht erlauben wollte, einen ſteilen, die große Schlucht von Gagra nordweſtlich begränzenden Berg zu erklimmen, welcher, wie die Sage geht, große, einſt von der berühmten Heiligen Hypata Gagrenikaja bewohnte Gemächer und Reliquien koſtbarer Art in ſich ſchließt.

Da der Commandant ſah, daß ich von meinem Vorhaben nicht gern abſtehen wollte, ſo ließ er alle möglichen Sicherheitsmaßregeln treffen, und hatte die Güte mich ſelbſt mit noch mehrern andern Offizieren bis zu dem am Fuße des Berges ſtehenden, die Schlucht vertheidigenden Glockhauſe, welches etwa zwölf Kanonen in ſich ſchließt, zu begleiten.

Schon von unten kann man die oben ziemlich regelmäßig in den Fels gehauenen Eingänge zu den heiligen Gemächern ſehen. Der Tag war bereits zu weit vorgerückt, als ich meine mühſame Wanderung antrat, ſo daß ich kaum die Hälfte der ſteilen Bergwand erklommen hatte, als mich die plötzlich einbrechende Nacht zwang wieder umzukehren. Der Rückzug ging ſchneller von ſtatten als ich wünſchte, ein mir unter den Füßen wegrollender Stein brachte mich ins Fallen, und ich kam, eine lebendige Lawine, unten an, ſo zerriſſen an Kleidern und Körper, daß mir alle Luſt verging, am folgenden Tage meine Wanderung von neuem zu beginnen.

Wenn es wahr iſt, daß ſich der Charakter des Menſchen immer in ſeiner Umgebung ausprägt, ſo müſſen der Commandant und die übrigen Offiziere von Gagra ſehr gemüthliche, treffliche Menſchen ſeyn, da ſie trotz der ſchwierigen Verhältniſſe, unter welchen ſie leben, alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel zur Verſchönerung ihres Aufenthalts auf eine Weiſe benützt haben, die ihrem Geſchmacke alle Ehre macht. Nicht allein fand ich die Wohnungen dieſer Herren ſehr ſauber und nett eingerichtet, und mit allen kleinen Bequemlichkeiten des Lebens verſehen — ſogar zierliche Sickereien fehlten nicht — ſondern es erregte beſonders ein im Gebiete der Feſtung liegender Garten meine Freude und Bewunderung. Das Nützliche iſt hier auf die anmuthigſte Weiſe mit dem Schönen gepaart; ſchwellende Rasenplätze, von laubdichten Fruchtbäumen überſchattet, duftende Blumenbeete und große, von Küchengewächſen ſtrotzende Felder wechſeln mit einander ab. In der Mitte des Gartens ſteht ein allerliebſt gebauter Pavillon, deſſen hölzernes Fachwerk dicht von dunkeln Reben- und Epheuranken umſchlungen iſt, in deren Schatten die Offiziere ihre Siesta zu halten pflegen, ſo lange die im Sommer hier unausſtehliche Hitze ihnen erlaubt ihre Wohnungen zur Mittagszeit zu verlaſſen.

Es wird in dieſem Augenblicke thätig an der Verſtärkung der Feſtungswerke und Verbeſſerung der Wohnungen gearbeitet; das hier befindliche Hoſpital iſt, die Umſtände in Betracht gezogen, trefflich eingerichtet.

Es muß wohl, ſeit Dubois de Montpereux dieſe Gegenden bereiſte, hier eine bedeutende Umwandlung ſtattgefunden haben, da ſeine, damals gewiß richtige Beſchreibung von Gagra dieſem Orte heutzutage wenig mehr entſpricht.

Die ehemals dichten Waldungen ſind bedeutend gelichtet, der Boden beſtmöglichſt angebaut, die engen, dumpfen Hütten, deren böſe Luft früher Krankheiten aller Art erzeugte, ſind niedergeriſſen, und über ihren Trümmern luftige, geräumige Wohnungen emporgewachſen, wohlhäl ſich auch die Sterblichkeit der Soldaten in den letzten Jahren bedeutend vermindert hat. Es leuchtet ein, daß trotz meines gerechten Lobes der heutigen Zuſtände in Gagra der Aufenthalt an dieſem Orte keineswegs beneidenswerth iſt, wie ich denn überhaupt, wenn mir keine Wahl übrig bliebe, vorziehen würde, nach Sibirien zu wandern, als in eine Feſtung an der Oſtküſte des Pontus verbannt zu werden. In Sibirien wiſſen die Verbannten wenigſtens wie ſie daran ſind, und können ohne große Mühe ihr Stück Brod verdienen, ohne einen andern als den natürlichen Tod fürchten zu müſſen; hier am Geſtade des Pontus lacht den Verbannten Sonne und Ruhm zu, aber die heiße Sonne haucht hier Tod und Verderben, und der Ruhm, wenn er am Leben läßt, macht gewöhnlich um einen Arm oder ein Bein kürzer.

Die Hacienda de la Aoria.

1. Der Pferdebeändiger.

(Fortſetzung.)

Habt Ihr viele ſolche Männer in Eurem Lande? fragte mich Don Ramon, indem er mir ein Halbdutzend dieſer Vaqueros zeigte, die ſich in der Zwiſchenzeit des Kampfes ihre rieſelnden Stirnen abtrocknten. Ich wich der Antwort auf dieſe Frage aus; die Vergleichung der Stallbedienten unſerer Kunſtreiter mit dieſen kecken Pferdebändigern war zu demüthigend für meine europäiſche Eigenliebe. Ich fragte Don Ramon, ob man nicht hin und wieder ein Unglück zu beklagen habe bei dieſen Wettkämpfen.

Ja, ja, das geſchieht wohl, erwiederte er mit faſt vergnügt; ſehr, da gibt es einen Todtenmarſch, vor dem meine Burſchen ſich wohl gehütet haben, ihn nach dem Herrabere zu bringen.

Die Vaqueros ſchrien alle laut auf, und einer davon entſchuldigte ſich, indem er beſtheuerte, daß ihn niemand erblickt habe.

Was iſt der Todtenmarſch? fragte ich Don Ramon. Ich erinnerte mich Cervantes vergangene Nacht dieſen Namen ausſprechen gehört zu haben?

Es iſt ein Pferd, das nur zweimal beſtiegen wurde, und das meine Vaqueros nicht zum drittenmale reiten wollen.

Digitized by Google

Warum das?

Der eine, der es bestieg, wurde im Stücken zerrissen, der andere zerschmetterte seinen Kopf an dem dürren Baume, den Ihr da unten seht.

Und Ihr hießt dieses gefährliche Thier nicht tödten?

O, da es meine Paqueres und meine Pferde sind, finden diese Begebenheiten in der Familie statt; Pferde und Paqueres können sich ganz nach Belieben unbeingen, ohne daß ich etwas dabei thun kann.“

Ein rohes beifälliges Lachen begrüßte diese seltsame Aeußerung von Unparteilichkeit, welche diese Menschen, die ihr Leben so wohlfeil hingeben, sehr hochhalten sondern; aber diese Heiterkeit war von kurzer Dauer. Beim Anblick einer Mannes, der unversehens hervorkam, ein Pferd unter tausend Anstrengungen nachschleppend, verschwichte tiefes Staunen das Lächeln auf diesen rauhen Gesichtern, das die Erklärung des Herrn hervorgerufen. Der Mann war Cavetano, das Pferd der Endemeniabo. Ein Ausdruck wilder Freude machte das hagere Gesicht des ehemaligen Schmugglers noch häßlicher, der wie ein drohendes Gespenst mitten unter jenen erschien, deren Anbeiten er seit kurzem unter einem angenommenen Namen theilte. Ich ging auf die Seite, um nicht von ihm erkannt zu werden, ohne ihn jedoch aus dem Gesichte zu verlieren. Eine Schlinge, welche er um die Oberlippe des Pferdes zu legen vermocht hatte, zwang den Endemeniabo durch ihren Druck zum Gehorsam. Diese geschwollene Lippe zeugte von dem Widerstande des Thieres, der vollkommen seinen Namen rechtfertigte. Es war ein Beanthsuch mit weißen Füßen, ein unrrüglliches Zeichen eines schlimmen Charakters. Sein Haar, bald von einem Haarbüschel verdeckt, der ihm über die Stirne fiel, glänzte von finsterer Glutb. Seine gesteigten Ohren neigten sich verwärts; seine lange Mähne wogte unordentlich, und seine harten steigen Hufen gaben einen Metallklang gegen die Kiesel, so oft es sich auf Cavetane stürzte, der mit einem schallenden Streiche seiner bleibeschwerten Reitpeitsche ihn zurücktrieb. Mit einem Worte, der Anblick des Pferdes war noch schreckticher, als des seines furchtbaren Führers.

Eure Paqueres werden es mir zu danken wissen, daß ich ihnen dieses schöne Thier zuführe, nicht wahr? sagte Cavetano, sich an Den Namen wendend, während ein rohes Lachen seine Züge verzerrte, und um so mehr, da es nicht ohne Mühe geschieht, und ich es seit zwei Tagen verfolge.

In der That, sagte Den Namen, ich war erstaunt dich nicht hier zu sehen. Wohlan, meine Kinder, wer von Euch wird den Endemeniabo besteigen? Zur Ehre der Hacienda soll dieses Pferd sich nicht bei seinen Gameraden beruhmen, Euch allen Muecht eingefagt zu haben.

Niemand antwortete dieser Herausforderung, denn niemand wagte das Unmögliche zu versuchen. Während der Haeredere umherliefen um sich blicke, schien Cavetano jemandem mit den Augen zu suchen, den er nicht sah; plötzlich, beim Anblick Benito's, der zur Estrade zurückgekehrt in stummer Bewunderung dastand, rief er: Signer Den Namen, hier ist Einer der sich nicht weigeren wird, den Endemeniabo, in Gegenwart von Euer Herrlichkeit zu besiegen. Und er warf dem jungen Manne einen wilten Blick zu, den dieser sogleich erwiderte.

Wenn Ihr denkt, sagte Benito, gegen Namen vortretend, daß ich mich tödten lassen soll, um die Ehre die Hacienda aufrecht zu erhalten, so bin ich bereit, Signer Den Namen, auszuführen, was Ihr mir befehlen werdet. Wie der Fechter, zum Tode bereit, Cäsars begrüßte, so verbeugte sich Benito anmuthig vor dem Haendbere. Dieser schien zu zaudern, indem er dem Stehenden Blicke seiner Techter begegnete.

Ich habe nicht das Recht, rief er aus, die zu gebieten, daß du dich für mich tödten lassest, aber wenn du das Abenteuer versuchen willst, so gebe ich dir volle Erlaubniß dazu.

Es sey denn, fuhr Benito fort, ich werde den Endemeniabo besiegen.

Wenn Ihr indeß Angst habt, sagte Cavetano verächtlich grinsend, so werde ich ihn statt Euer besiegen.

Jedem das Seinige, erwiderte Benito. Ihr sollt, wie es gestern ausgemacht worden, dem Stiere, den uns Den Namen leibt, den ersten Stich mit der Garocha [1] geben.

Und auch den letzten Degenstoß, wenn man es verlangt, antwortet Cavetano mit lautem Lachen.

O nicht doch! rief der Eigenthümer; ich lethe Euch einen Stier, um Euch zu belustigen, aber nicht ihn zu tödten.

Man war beschäftigt den Endemeniabo zu satteln, eine Aufgabe, die nicht leicht war, denn man mußte ihn deshalb auf die Weide bringen, und als es in die Absicht der Paqueres errathen hatte, theilte er fürchterliche Schlag-Schläge aus. Ein Laze wurde unter dem linken Bein durchgeschlungen und an den Beuchriemen des Pferdes befestigt, so daß der Schenkel fest an den Bauche anlag. Der rechte Vorderfuß wurde auf ähnliche Weise zusammengebogen, und so der Endemeniabo zum Fechtakten gezwungen. Benito faßte seinen schweren Sattel am Knopfe und warf ihn auf den Rücken des Pferdes, das zitterte und bebte, als seine Seiten die Last fühlten, und die breiten hölzernen Bügel ihm um die Hüften schlugen. Der Haendbere wurde dann heftig angeschnallt, und der Paquere setzte sich in den Sand um die Riemen seiner Spoeen an die Füße zu knüpfen. Als Benito seine Sporen befestigt hatte, wurden die Bande, welche die Füße des Pferdes umwanden, losgemacht, und die Lebendinde ihm über die Augen gezogen. Indeß, wenn gleich festgehalten durch den Strick der seine Lippen drückte, gestatteten dennoch die wüthenden Sprünge des Endemeniabo nicht ihn zu besteigen. Man mußte ihn auf die Knie niedre werfen, und zwei Paqueres die ihn an den Ohren zerrten, hielten ihn einen Augenblick fest. Benito schwang sich auf den Rücken des Pferdes.

Laßt ihn los, rief er mit fester Stimme. Die beiden Paqueres warfen sich lebhaft zurück, während der Endemeniabo sich erhob, wie das Aufreringen einer verborgenen Feder. Dank der Lederbinde, die ihn blendete, blieb er vorerst zitternd auf seinen Füßen, mit offenen Nüstern und bebenden Gliedern. Benito benützte diesen kurzen Aufschub um sich im Sattel festzusetzen, bevor sich verwärte, und ehedi die Binde, welche die Augen des Endemeniabos verdeckte. Dann begann zwischen Mann und Pferd ein entwandenswerther Kampf. Erschrecht plötzlich das Tageslicht zu sehen, das seine blutenden Augen blendete, seine wirre Mähne schüttelnd, die vor Wuth sich sträubte, ließ das rasende Thier ein schreckliches Gewieher hören, dann sprang, sich drehend, gegen alle vier Weltzugenden, als ob es nach dem Winde spüren wollte. Benito, ohne von diesen ungestümen Bewegungen erschüttert zu scheinen, hielt sich noch vertheidigend, und ließ heftig mit dem Fuße die scharfen Zähne zurück, welche seine Beine zu zerfleischen drohten. In seiner Erwartung getäuscht, daß sich der Endemeniabo rasch auf seine Hinterfüße. Vergebens entriß ihm die Sporen, die seine Weichen schlugen, ein Gebrüll; das Pferd, statt auf seine Füße zurückzufallen, stürzte heftig auf den Rücken nieder. Alle Zuschauer ließen einen Schrei aus; aber nur der hohe Sattelknopf hatte den Boden in dumpfem Falle berührt, indem er den Widerstand des Thieres verwundete. Benito, den Sturz vorausschend, war rasch auf die Erde gesprungen; bald, mitten in einer Staubwolke, sahen die verwundeten Zuschauer den Pferdebändiger sich rasch wieder in den Sattel schwingen, gezen alle Regeln der Reitkunst, von der Seite, wo es nicht erlaubt ist aufzusitzen, im Augenblick, als das überraschte Pferd sich mit neuem Gewiehee aufrichtete. Nun schien feinerseits der Paquere tremlen vor Wuth; zum erstenmal in seinem Leben war er aus den Bügeln gekommen. Ungeduldig seinen Schimpf zu rächen, hörten seine Beine nun auf die Seiten des Pferdes zu pressen, nun die unter seinen Leib die blutenden Risse einer Sporen zu ziehen; grine Reme ließen nicht ab von dem harenen Kopfzaum, als nun dicht wie Hagel die Streiche seiner bleischwerten Reitpeitsche auf die wunde Haut des Endemeniabo fallen zu lassen. Indeß war der Vortheil weder auf der einen noch der andern Seite, und nach einigen Minuten dieses hartnäckigen Kampfes blieben die beiden Gegner einen Augenblick unbeweglich. Beifallenf erschell von allen Seiten, und Fichte mußte man, um die Bewunderung dieser Centauren zu verdienen, mehr leisten, als sonst ein Mann zu vollbringen vermag. Sey es, daß der Paquere einer von denen war, die der Beifall brauscht, oder daß er sich fähig glaubte noch mehr zu thun, er benützte diese Frist um ein scharfes Messer aus seinem Stiefel zu ziehen.

(Schluß folgt.)

[1] Eine Lanze mit kurzem Eisen, das an seinem Ende mit einem Ringe versehen ist, welcher hindert, den Stier tödtlich zu verwunden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 7. 8. Januar 1847.

Skizzen aus Venedig.

3. Das Arsenal. — Die Hochzeit des Dogen mit dem Meere.

Wenn man das Ende des großen Quais, der Riva degli Schiavoni erreicht, hie dahin durch das unaufhörliche Gewühl des einheimischen und fremden Wasservolks, der Frucht- und Getränkeverkäufer, der Trödler und ambulanten Garküchen, der Volkserzähler und Taschenspieler, der Pulcinell- und Menageriebuden, der unzähligen Müßigen und Spaziergänger sich glücklich durchgedrängt hat, so gewährt man über eine der kleinen Bogenbrücken zur linken sich wendend ein imposantes, flaturenbesetztes Thor von einem Bronzegitter geschlossen, von hohen Mauern und Thürmen flankirt, von Marmorlöwen und österreichischen Seesoldaten bewacht vor sich. Es ist das einzige Landthor des Arsenals, dieses größten und glorreichsten Monuments von Venedig, erinnernd an die Zeiten, in welchen die seggenbesomen Flotten der Republik mehr als ein Mal Italien und vielleicht den ganzen Süden Europa's vor dem Joche der Türken bewahrten. Jetzt liegen freilich nicht mehr 24 Linienschiffe und 200 Galeeren jede Minute zum Auslaufen bereit in den Bassins und Schoppen des Arsenals, jetzt arbeiten dort nicht mehr 16,000 Menschen jeden Tag, wie in den glänzendsten Zeiten der Republik gegen Ende des 15ten Jahrhunderts, als ihre Kriegsflotte 300 große Schiffe außer Galeeren und Transportfahrzeugen, und 40,000 Matrosen zählte. Damals konnte Philipp de Commines, als er das Arsenal gesehen, mit Recht es „einen Schatz, das größte Wunderwerk der Welt" in seinen Memoiren nennen, welches Heinrich III von Frankreich im Jahre 1574 dadurch so sehr in Erstaunen setzte, daß während er dort mit dem Dogen und Senate speiste, eine Galeere so vollständig zusammengesetzt und vor seinen Augen vom Stapel gelassen wurde, daß er auf solcher im Bassin umherfahren konnte. Gewiß mochte Dante's poetische Vergleichung der Flammengluth und nie rastenden Bewegung im Arsenale mit dem Höllenpfuhl in jenen Zeiten zutreffend seyn, indem er sagt:

„Wie in Venedigs Arsenal beim Kehren
Des Winters kocht des Peches zähe Quelle,
Die leckgewordnen Schiffe neu zu ehren,
Die fahrunfähig'en, und auf selber Stelle
Ein neues Schiff der Baut, der eins verkleidet,
Das schon befahren hat gar manche Welle,
Der sich am Steuer, der am Kiel beeilet,
Der Ruder macht, der Taue dreht sich mühend,
Und der die Masten, der die Segel heilet:
So kocht ein Tee mit Pech dort unten," —

Hölle, G. XXI

Aber jetzt! das Arsenal sieht freilich unverändert noch eben so da wie in jenen Zeiten, aber seit eine kraftlose, feige Regierung es dem Sieger übergeben hat, fehlt ihm alles thatkräftige Leben, es ist nur ein Denkmal gefallener Größe, welches, wie ganz Venedig, sein Daseyn kümmerlich dinfristet. Jetzt hört man zwar dort auch noch Art, Hammer und Säge erklingen, aber kaum 1300 Arbeiter sind daselbst beschäftigt, um eine Corvette auszuzimmern oder ein neues Kanonenboot zu erbauen: jetzt steht man keine einzige der hohen Essen der Geschützgießerei und Waffenschmieden rauchen, und 3000 Matrosen und Seesoldaten genügen zur Bemannung der kaiserlichen Flotte, welche etwa 25 Schiffe zählt, worunter vier Fregatten die bedeutendsten sind.

Venedigs große Macht beruhte, abgesehen von seiner geschickten Politik, vorzugsweise auf seiner Flotte und seinem Handel mit Asien, deßhalb mußte mit dem Sinken jener Basis das Gebäude fallen.

Schon im 13ten Jahrhundert besurte der Handel Venedigs mehr als 3000 Schiffe, welche in vier verschiedene Flotten sich theilten. Die erste, aus drei Geschwadern bestehende Flotte kreuzte nördlich, berührte die Küsten und Inseln des Peloponnes, um Wein und Korinthen einzunehmen, verkaufte in Konstantinopel griechische und venetianische Erzeugnisse, kaufte am schwarzen Meere, besonders in Trapezunt, asiatische Producte, namentlich rohe Seide, Baumwolle, Wolle, Leder, Gewürze und Wachs ein, drang bis in die Mündung des Don vor, kaufte dort Hanf und gedörrte Fische, auch die Waaren des Orients, welche über das kaspische Meer oder durch Karawanen gebracht waren, und verkauf auf der Rückreise Konstantinopel, die Häfen und Inseln Griechenlands, so wie endlich die Vaterstadt mit Lebensmitteln, als Korn und Fischen, und mit orientalischen Producten. Die zweite Flotte ging nach Syrien, namentlich nach Aleppo, geschützt durch einen Handelsvertrag der Republik mit dem Khalifen, nach Beirut, Cypern und nach Candia, um dort Zucker einzunehmen, endlich nach Morea, überall die Waaren des Westens gegen die des Ostens umtauschend.

Die über das rothe Meer gekommenen Waaren holte eine dritte Flotte aus Aegypten, und lieferte dagegen Producte vom schwarzen Meere, insbesondere auch Sklaven, namentlich schöne georgische und circassische Mädchen.

Endlich fuhr die vierte Flotte, die von Flandern genannt, zuerst in das mittelländische Meer, berührte die Häfen an der Küste von Neapel und Nordafrika, von Portugal, Spanien, Frankreich und ging bis nach London und Antwerpen, die eigenen und die Erzeugnisse des Orients gegen die Producte jener Länder und des Nordens tauschend oder verkaufend. Die Com-

Digitized by Google

toire der Hansestädte in London und Antwerpen versaben den ganzen Norden von Europa mit den in Venedig verfertigten, hochgeschätzten Stoffen von Wolle, Seide und Gold, mit Spiegeln, Glaswaaren, Schmuck, Gewürzen, Zucker und Theriak, und lieferten dagegen den Venetianern Pelzwerk, Jagdfalken, Wolle, Hanf, Leinen, Eisen, Zinn, Talg, Wachs und andere Producte der nördlichen Länder. Rechnet man hinzu, daß Venedig zu Lande Oberitalien und über Augsburg, Nürnberg, Frankfurt das mittlere und südliche Deutschland mit seinen Erzeugnissen und orientalischen Waaren versah, so sieht man, daß dessen Handel die damals bekannte Welt umfaßte, und Venedig der größte Stapelplatz war, ein Handel, welcher vom 13ten bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts so bedeutend war, daß die Regierung oft ihre eigenen Schiffe, bis zu 30 Galeeren jede von 1500 bis 2000 Tonnen, ihren Kaufleuten lieh und jedes dieser Fahrzeuge sehr häufig eine Ladung von 2 bis 300,000 Thaler nach unserm jetzigen Geldwerthe gerechnet heimbrachte. Die Regierung trieb zwar niemals Handel auf eigene Rechnung, aber sie vermiethete ihre unbeschäftigten Fahrzeuge gegen eine billige Vergütung an Speculanten, welche keine Schiffe besaßen, und hatte zugleich den wichtigen Vortheil, ihre Seeleute beständig in Uebung zu erhalten.

Nachdem aber Amerika und dann der Weg nach Ostindien um das Cap der guten Hoffnung entdeckt war, begann Venedig, die bis dahin anerkannte erste Handels- und Seemacht der Welt, immer mehr zu sinken, denn der Handel mit dem Orient nahm eine andere Richtung; Amerika lieferte viele kostbare Producte Asiens, Spanien, Portugal, Holland, England und Frankreich entrissen mit dem Welthandel Venedig die bis dahin stillschweigend eingeräumte Suprematie auf dem Meere und wurden nach einander die herrschenden Seemächte. Als die Franzosen 1797 Venedig eroberten, bestand dessen ganze Flotte aus 13 Linienschiffen und 7 Fregatten, welche, wohl zu bemerken, sämmtlich seit 40 Jahren und länger unvollendet geblieben, ja zum Theil bereits auf den Werften verfault waren, obwohl die Zahl der Arsenalarbeiter noch auf 2000 angegeben wurde. Die Handelsmarine betrug damals noch fast 300 Schiffe mit 8000 Matrosen, sie verringerte sich indeß in den folgenden Zeiten, besonders durch die Continentalsperre immer mehr, fast bis zur gänzlichen Unbedeutendheit, und hat sich erst mit dem durch den Freihafen wieder zunehmenden Handel etwas gehoben.

Venedig besaß (im J. 558) schon bald nach seiner Entstehung Seeschiffe und Schiffswerfte in der Stadt, seine Flotte eroberte schon im 9ten Jahrhundert Ancona und vertrieb im 9ten Jahrhundert die Saracenen und Ungarn mit Fahrzeugen, welche an Größe und zweckmäßiger Bauart die besten damals bekannten Schiffe, die der Griechen, übertrafen. Bis zum 14ten Jahrhundert bestanden die Kriegsschiffe der Venetianer nur aus Galeeren und andern hauptsächlich durch Ruder bewegten Fahrzeugen, und erst in jener Zeit fügten sie ihrer Flotte eigentliche Segelschiffe hinzu. Es ist bekannt, daß nur Patricier eines ihrer Kriegsschiffe befehligen konnten, während der Chef der gesammten Landmacht Venedigs oft ein Ausländer war: allein dieß zeigt, welche Wichtigkeit man der Flotte beilegte. Als im 12ten Jahrhundert die Venetianer eine beträchtliche Anzahl ihrer Galeeren zum Transport der Kreuzfahrer nach Palästina lieferten, wurde durch den Dogen Ordelaffo Falier der Anfang mit Erbauung des jetzigen Arsenals gemacht, und dieses dann im Laufe der folgenden Jahrhunderte nach dem immer wachsenden Bedürfniß vergrößert und eingerichtet. Im J. 1569 wurde es mit den hohen Mauern, Thürmen und Bastionen umgeben, die man jetzt noch wohl erhalten findet, und in jenen Zeiten mit Recht als das größte und schönste Arsenal der Welt gepriesen. Es war nun eine Stadt in der Stadt, ein abgeschlossener und befestigter Stadttheil von Dreiviertelstunden Umfang mit mehr als 10,000 Einwohnern, welcher in Nothfällen als eine Art Citadelle dienen konnte, eine Stadt, die viele Werfte, 100 Bassins und Docks, nebst 100 offenen Schoppen zum Schutz der Schiffe (später in allen europäischen Kriegshäfen als sehr zweckmäßig nachgeahmt), Stückgießereien, Waffen- und Ankerschmieden, so wie Werkstätten für alle zum Schiffsbau nöthigen Handwerker, Magazine von Lebensmitteln, Vorräthen und Waffen für die See- und Landmacht, Casernen für die Arsenalwachen und Seetruppen, endlich Gefängnisse für die Galeerensklaven in sich schloß.

Doch wir sind noch vor dem Thore des Arsenals, welches gegen Ende des 15ten Jahrhunderts in gutem Styl erbaut und später von Sansovino's Schülern mit mittelmäßigen allegorischen Sculpturen verziert wurde. Auf der Spitze des Thors steht die Statue der heiligen Justina zum Andenken des für Venedig so ruhmreichen Sieges von Lepanto, welcher (1571) am Namenstage dieser Heiligen erfochten wurde. Zu beiden Seiten des Einganges stehen vier Löwen von weißem Marmor, unbezweifelt altgriechische Arbeit, welche Franz Morosini mit dem Ehrennamen „der Peloponnesier" als Denkmäler seiner Siege im J. 1687 aus Morea mitnahm und seiner Vaterstadt zum Geschenk machte. Davon sind die beiden kolossalen Löwen die interessantesten, sowohl wegen ihres Alterthums, als wegen der Arbeit, während die beiden kleineren nur das Verdienst des Alters haben. Der etwa 10 Fuß hohe, stehende Löwe zeigt in seinen Mähnenhaaren Inschriften in sonderbaren Charakteren, welche von einigen für pelasgische gehalten und erklärt werden: „Löwe Athen gewidmet." Dieser Löwe, am Pyräus bei Athen gefunden, wird von der Mehrzahl der Archäologen für denselben gehalten, welcher nach dem Siege von Marathon auf dem Schlachtfelde gesetzt wurde, also vor 2350 Jahren, jedenfalls ist er von altgriechischer, dabei guter Sculptur aus den Zeiten vor Perikles. Der andere, liegende Löwe, welcher den Weg von Athen zum Pyräus bewachte, ist dem ersteren in Größe, Physiognomie und Arbeit ähnlich wie ein Zwillingsbruder, und stammt aus derselben Zeitperiode.

Um in das Arsenal einzutreten, bedarf der Fremde einer schriftlichen Erlaubniß der Marinebehörde, welche gegen Vorzeigung seiner Paßzeichnung bereitwillig ertheilt wird. Wir bedurften indeß dieser am Thore abzugebenden Erlaubniß nicht, da ein uns bekannter gefälliger und sehr unterrichteter Officier der österreichischen Marine unser Begleiter und trefflicher Cicerone im Arsenale war. Innerhalb des Thors übersieht man einen großen Raum, in dessen Mitte Bassins und Docke, groß genug für die mächtigsten Kriegsschiffe, sich zeigen, umgeben von Reihen hoher offner Schoppen und Gebäude. Zur Linken sich wendend gelangt man auf breiter Treppe in einen von Pfeilern getragenen Saal im obern Stock eines dieser Gebäude, welcher außer einem Vorrath neuer Waffen für angeblich 60,000 Mann Land- und Seetruppen, manche historische Merkwürdigkeiten, besonders an Waffen vergangener Zeiten enthält. Leider ist auch nicht ein Stück der früher so berühmten Sammlung merkwürdiger Geschütze von deren Entstehung an bis zum Fall der Republik mehr vorhanden, denn alle wurden 1797 von der Habgier der Franzosen und ihrer Genossen als altes Metall ver-

Digitized by Google

schleudert. Nur ein Paar der ungeheuren alten Marmorkugeln,— mit welchen Victor Pisani aus den von ihm erfundenen, aber so unbeholfenen Bombarden, daß sie jeden Tag nur ein einziges Mal abgefeuert werden konnten, die Genuesen im Jahre 1380 beschoß und ihren Anführer Peter Doria tödtete, — sind alle gänzlich werthlos übrig geblieben. Von den alten Waffen oder Rüstungen welche an den Wänden hängen oder in Glasschränken aufbewahrt werden, wird dem Fremden gewiß zuerst ein in den Ruinen von Aquileja gefundener eiserner Helm als der des Attila gezeigt. Diese Hypothese stützt sich indeß lediglich darauf, daß Attila jene Stadt eroberte, auch scheint der, übrigens sehr gut erhaltene Helm, seiner Form nach zu urtheilen, einer viel spätern Zeit anzugehören.

(Fortsetzung folgt.)

Die Masern auf den Farören.

Das dänische Blatt Fädrelandet vom 22 December enthält einen vorläufigen Bericht zweier Aerzte, welche von der Regierung nach den Farören geschickt wurden, um dort bei der grassirenden Masernepidemie hülfreiche Hand zu leisten. Es geht aus dem Bericht hervor, daß von 7782 Einwohner etwa 6000 von den Masern befallen wurden. Da 200 ältere Leute die Krankheit schon früher gehabt hatten, und 1500 Einwohner der von Thorshafen entfernteßen Orte, welche auf eigene Hand eine strenge Quarantäne hielten, verschont blieben, so kann man geradezu sagen, daß, wo nicht besondere Umstände einwirkten, die gesammte Einwohnerschaft ergriffen wurde. Die Sterblichkeit war indeß nicht sehr groß, denn es starben nur etwa drei bis viermal mehr Menschen als in sonstigen gesunden Jahren, und auch dann trug wohl der Umstand, daß das Jahr zuvor die Influenza geherrscht hatte, das Seinige bei. Der Bericht gibt ferner an, daß dieselbe Epidemie, wenn auch nicht in so heftigem Grade, im J. 1781 geherrscht habe. Wenn wir uns recht erinnern, so war das Jahr 1781 durch einen starken Ausbruch des Hekla bezeichnet, und im Laufe des Jahres 1846 wüthete, den dänischen Blättern zufolge, die Masernepidemie auch auf Island, wonach Vulcanausbruch und Masernepidemie in einem gewissen Causalverhältniß zu stehen scheinen. Indeß war Frühjahr und Sommer auf Island und den Farören sehr feucht und kalt, und dieß mag in Verbindung mit der gewöhnlichen Kost, gedörrtes Fleisch und Fische, die durch die Feuchtigkeit gleichfalls litten, an der allgemeinen Verbreitung der Krankheit nicht wenig Antheil gehabt haben, was auch der Bericht der beiden Aerzte Panum und Manicus heraushebt.

Die Hacienda de la Uoria.

1. Der Pferdebändiger.

(Schluß.)

Heda, rief Den Namen, als minder gleichgültiger Zuschauer bei einem Kampfe, wo es allem Anscheine nach um das Leben eines Pferdes ging: will der Buesche den Eudemeniado schlachten?

Ein Blitz des Unwillens zuckte aus den schwarzen Augapfeln der Maria Antonia bei der Vermuthung daß ein Mann, den sie auszezeichnet hatte, ein Feiger seyn könnte; dann leuchtete ein Lächeln des Stolzes aus ihren Zügen, als Benito, an einem Anfall toller Kühnheit, heraussah von der Gegenwart des geliebten Gegenstandes, den Kopfzaum des Pferdes entzweischnitt und sich so ohne Zügel, ohne Stützpunkt dem unbändigen Thiere überließ. Frei von dem Druck des Gebiß, der seine feine Nüstern drückte, athmete der Eudemeniado schwindend den Hauch des Waldes ein, ließ den Kopf schütteln die Wellen seiner seidenen Mähne flattern, und bot fest in der Richtung des düren Baumes. So groß war das Ungestüm seines Anlaufes, daß man nicht zweifeln konnte, er selbst werde sich an dem Hindernis zerschellen, das in seinem Wege stand. Nichts schien daher den Reiter dem Schicksal entreißen zu können, das ihn bedrohte. Der Eudemeniado war nur auf einige Schritte noch vor dem verhängnißvollen Stamme, als Benito durch eine eben so rasche als unerwartete Bewegung seinen breitrandigen Hut abnahm, und im Augenblick als ein letzter Anlauf den Kampf beenden sollte, diesen rasch zwischen den Baum und das Pferd geschoben hatte. Das letztere einen Sprung des Schreckens nach der andern Seite machte. Mit hatten alsdann das seltsame Schauspiel eines Reiters ohne Zaum, der nach seinem Gefallen sein wildes Thier lenkte, das von einer Seite zur andern sprang, je nachdem die Schnalle vom rechten zum linken Auge flog. So kam der Eudemeniado vor Wuth bebend wieder vor der Estrade vorüber, wo Maria Antonia dem Taquero mit einem einzigen Blicke den Preis seiner glücklichen Kühnheit bezahlte. Der Stolz des Sieges, der die kräftige männliche Schönheit des Reiters erhöhte mit seine Stirne leuchten machte, nun welche der Wind seine wogenden Locken kräuselte, rechtfertigte wunderbar die Wahl des jungen Mädchens. Rufe neue das keuchende Pferd antreibend, das durch diesen unerwarteten Widerstand vertwirrt war, ließ Benito es in der Richtung des Waldes hinfliegen. Wir folgten ihm noch einige Augenblicke, wie ein Rehr schwankend bei den ungehemmten Sprüngen des Thieres, das durch die Luft schoß, und hatten ihn bald aus dem Gesichte verloren. Einige Reiter eilten ihm nach, aber sein Lauf war so schnell, daß sie bald zurückkehrten und der vergeblichen Verfolgung entsagten. Ich erwähne nicht all der Commentare, welche Benito's Verschwinden begleiteten. Die einen sahen ihn für verloren an, ungeachtet dieses ersten Sieges, denn einen der Opfer des Eudemeniado war auch dem unheilbringenden Baume entgangen, und erst weit von der Hacienda entfernt hatte man seine Leiche gefunden, mit Wunden bedeckt und zermalmt; andere hofften mehr von der Geschicklichkeit des jungen Taquero. Martingals Ankunft, der ein Bündel Lanzen in der Hand trug, machte bald den Verwuthmaßen ein Ende, indem er erinnerte, daß der Mayordomo (es war Cavetano, dem diese Würde zukam) das Stiergefecht beginnen sollte.

Die Toriles waren leer; nur ein Stier war darin geblieben; es war jener, den ich Abends zuvor hatte niederwerfen sehen. Cavetano, noch das Gesicht von Eifersucht bewegt, nahm eine der Garochas, und ging allein in die Arena. Der Stier wurde losgebunden von den Pfählen und warf sich dem Torcador entgegen. Cavetano machte einige Gänge als geübter Kämpfer, um seinem ersten Angriff auszuweichen, und wartete den günstigen Augenblick ab um das Thier zu treffen. Die Gelegenheit zeigte sich bald. Als der Stier den Kopf beugte, um seine Kräfte zu sammeln und sich von neuem auf seinen Feind zu stürzen, drang die Spitze der Garocha in die Schulterhöhle, und Cavetano's kräftiger Arm hielt ihn fest; aber in dem Augenblick als er einen Siegesblick umherwarf, brach die Garocha in seiner Hand, und er kennte in dem ersten Augenblick der Ueberraschung dem Stoße des Stieres nicht ausweichen. Cavetano fuhr rasch mit der Hand an seine Seite, und einige Tropfen Blutes rötheten seine Calzeneras von weißer Leinwand. Ein Fluch, der durch die Demüthigung als den Schmerz hervorgerufen, entfuhr seinem Munde, dann begehrte er eine neue Garocha, während er nach der entgegengesetzten Seite des Kampfplatzes ging.

Einige Minuten verflossen, ehe ihm Folge geleistet wurde; endlich stellte er sich aufs neue dem Stiere gegenüber. Indeß vereitelt sich ein seltsames Zögern in seiner Haltung; ich kannte Cavetano als zu muthvoll, um seine Bewegung der Angst zuzuschreiben; ich hatte ihn ruhig und kalt gesehen in gefährlicheren Augenblicken. Bald folgte diesem Zaudern ein Ausdruck von Niedergeschlagenheit, der noch unerklärlicher war, denn sein Blut floß nicht. Endlich, als er maschinenmäßig ein zweitesmal die Garocha in die Brusthöhle des Stieres hob, strauchelte sein schenes Pferd, wich zurück, und Cavetano ließ sich ohne Widerstand zu allgemeinem Staunen aus der Arena schleppen. Geschrei, Pfeifen, Hohngelächter verfolgten die Flucht des Torcadors, der unempfindlich gegen diese Beleidigungen sich entfernte, traurig in seinem Sattel wie ein Besiegter, das Gesicht mit tödtlicher Blässe überzogen.

Der Capellan! der Capellan! riefen einige Stimmen mit heftigem Tone, es ist ein Christ in Todesgefahr. Und neues Pfeifen folgte dem Mayordomo, dem Gegenstand einmüthigen Hasses. Der Capellan, der einen lebhaften Antheil an dem Schauspiel genommen hatte, schien indeß wenig geneigt seinen Platz auf der Estrade zu verlassen. Er zauderte diesen Aufruf an sein Amt ernstlich zu nehmen, aber auf ein

Digitized by Google

Zeichen des Den Namen stieg er fluchend zu Pferde und folgte dem Flüchtigen. Den Aufruhr und den offenen Eingang benützend stieß der Stier in der Richtung des Waldes ohne daß man ihn daran zu hindern versuchte. Dieses Ende war nichts nach dem Geschmacke der Bauernes, die auf das Stiergefecht die Hoffnung einer längern Belustigung gesetzt hatten. In Ermanzjung desselben gaben sie sich tausend Reiterkünsten hin, die nicht lebhaft angefeuerten hätten, wären nicht meine Gedanken unwillkürlich dem Helden dieses Tages gefolgt. In diesem Augenblick blühte Benito vielleicht einen flüchtigen Sieg durch einen grausamen Tod, fern von aller menschlichen Hülfe. Eine noch tiefere Angst lag auf dem Gesichte der Tochter des Hacenderos. Umsonst forderte sie ihr Vater auf, die Estrade zu verlassen, weil alles verüber war; ihre Blicke blieben fest auf die Ferne gerichtet, während ihre Hand krampfhaft die Sumachblüthen zerpflückte. Die Sonne stieg langsam empor und begann die Gegend zu durchglühen, ohne daß irgend ein Anzeichen Benito's Rückkehr verkündete, und doch war bald eine Stunde verflossen. Endlich glitt ein langer Seufzer über die Lippen des jungen Mädchens, die sich wieder roth färbten; eine unsägliche Freude strahlte aus ihren Zügen, denn eine leichte Staubwolke stieg am Horizont auf, und ihr Herz sagte ihr, daß sie den Geliebten berge. Der Pferdehändiger kam in der That herbei, rasch wie eine Bleffe die der Wind treibt. Die Bauernes unterbrachen ihre Spiele, und hatten nur Zeit sich in zwei Reihen zu stellen um ihren siegreichen Genossen zu begrüßen. Ein Augenblick genügte, um uns zu sagen, daß der unbändige Endemoniado endlich gebändigt sey. An seinen keuchenden Seiten, seinen erloschenen Augen, und seiner staubbedeckten Growne war es leicht zu sehen, daß das furchtbare Thier nur noch der lebhaften Angst folge, die ihm sein Reiter einflößte. Dieser mit glühendem Gesichte, und hier und da mit blutenden Streifen gefurcht, das Haar verwirrt, die Kleider in Fetzen, trug alle Zeichen eines schwererkämpften Sieges an sich. Im Augenblick als der letzte Anlauf, den seine Sporen dem Endemoniado abnöthigten, ihn vor die Estrade brachten, legte sich Benito zurück und ließ einen Schrei aus; das Pferd hielt plötzlich an; die Stumme seines Besitzers reichte ihn, es zu lenken. Es war alsdann ein allgemeines Freudengeschrei unter den Bauneres. Mit ritterlicher Anmuth, welche der vollkommenste Edelmann nicht gerabelt hätte, wiegte sich Benito in seinem Sattel, gleichsam um zu Maria Antonia's Füßen die Huldigung seines Sieges niederzulegen. Neue Stimmen erhoben sich, und während eine Mischung von Bescheidenheit, Stolz und Freude das schöne Gesicht der Jungfrau röthete, fiel eine Sumachblüthe in Benito's Hände. Der Jüngling kannte seine Bewegung nicht mehr verbergen; er erblaßte, stammelte, und als ob er unter der Blume von einer Frauenhand ihm zugeworfen, erlage, schien der unerschütterliche Reiter zum erstenmale im Sattel zu schwanken. Ich nahte mich ihm, um ihn zu beglückwünschen. In diesem Augenblick hatte mein Leben in seinen Augen einen unschätzbaren Werth; nur ich nicht Zeuge des glorreichen, des süßesten aller seiner Siege? Auch drückte er mich im Taumel seiner Freude, vielleicht auch um seine Verwirrung zu verbergen, heftig in seine sehnigen Arme. Benito Gava hatte mir vergeben.

Einige Stunden später, im Moment, als ich allein in die Hacienda zurückkehrte, begegnete ich einem der untergeordneten Helden des Tages Juan, dem glücklichen Besitzer des Delman, den er am vorigen Abend wieder gewonnen hatte. Ungeachtet seines Gewinnstes schien er mir sehr traurig. Als ich zögerte, ihn zu befragen, richtete er zuerst das Wort an mich: Gestehet, Herr Cavalier, sagte er, daß Benito Gava ein glücklicher Sterblicher ist, denn, wenn ich mich nicht täusche, werden wir in kurzem in seiner Person einen neuen Herrn in der Hacienda haben.

Es wäre nur gerecht, schrieu mir, sagte ich zu Martingale, denn er ist eben so gut als tapfer; aber macht diese Gedanke Euch traurig?

O nein; es ist der arme Mayordome!

Cayetana?

Ach ja! erwiederte Juan mit neuen melancholischen Grimassen; er ist todt!

Aber er war ja kaum verwundet! Juan nahm eine geheimnißvolle Miene an.

Es scheint, sagte er, daß man die Hörner des Stieres mit dem Safte des palo mulato (Gifisumach) bestrichen hatte, und daß der Tod des armen Hausofmeisters eben so grausenvoll als plötzlich war. Ihr habt den Mann nicht vergessen, der Euch verkuriert anrief, und Benito benachrichtigte Euch Wasser zu bringen? Wohlan, es ist Felician, der Bruder eines alten Feindes des Cayetane. Dieser Feind, der Hüter eines Geheimnisses, das der Mayordome ihm mit dem Leben entreißen wollte, hatte seinem Bruder mit den unbeilvollen Geheimnisse die Besorgnisse anvertraut, welche ihm Cayetanes wohldenkender Charakter einflößte. Diese Besorgnisse waren nur allzusehr gegründet. Felicianes Bruder hatte sich eines Tages mit dem Mayordome eingeschifft, und seitdem hat man ihn nicht wieder gesehen. Felician hat eingesehen, daß sein Bruder umgebracht worden, und sich deßhalb aufgemacht den Mörder zu suchen. Als er vernommen, daß Cayetane unter uns lebe, begab er sich nach der Hacienda, wo er gerade zu rechter Zeit anlangte, um ihn sterben zu sehen. Dann sprach er ihm von Begebenheiten, die vor langer Zeit geschehen; diese Mittheilungen haben bei dem Sterbenden eine schreckliche Krise herbeigeführt. Er schwur und fluchte wie ein Heide, bis zu dem Augenblick, wo fürchterliche Krämpfe seinem Leiden ein Ende machten. Sicherlich ist der Mayordome mit einer Todsünde gestorben, da er nicht beichten wollte.

Ja, ja, sagte der Cavellan, der sich uns genähert hatte, und das Evangelium treffender, als gelehrt aufführend, fügte er hinzu: der Herr hat gesagt: „Derjenige der den Degen ergreift, wird durch den Stier umkommen."

Amen! sagte Martingale sich mit naiver Demuth von der Beisheit seines Seelenhirten verneigend; aber wer Teufel kennte die Hörner des Stieres vergiften?

Wenn man sich an die seltsame Zubereitung erinnert, der ich am vorigen Abend beigewohnt hatte, ohne gesehen zu werden, und an den Antheil, den Felician daran genommen, so wird man diese Frage leicht beantworten können, unter welchen Juan füglich eine gefährliche Mitwissenschaft verdang.

Miscellen.

Rother Regen. Zur Zeit der unglücklichen Leiterüberschwemmung fiel zu Valence und auf einem bedeutenden Umkreis ein rother Regen, den man im Mittellater sicherlich zum Blutregen gestempelt hätte. Hr. Quinsen-Bennet, der eine Flasche von diesem mit erdigen Theilen gefüllten Wasser an das Institut sandte, hat auf einer Flasche von 40 Quadratmètres gegen 30 Gramme dieses rothen Stoffes gesammelt. Nimmt man an, daß dieser Regen an allen Orten, wo er zu gleicher Zeit fiel, dieselbe Dauer hatte und gleichmäßig mit Erde gefärbigt war, so ergibt sich, daß am 17 October die Wolken das umgebene Gewicht von 7200 Centnern in der Luft forttührten und über das Drôme-Departement verbreiteten. Dieß wäre eine Ladung von 180 mit vier Pferden bespannten und mit 40 metrischen Centnern beladenen Wagen. (Journ. du Commerce. 9 December.)

Merkwürdiges Meteor in Norwegen. Christiansands Stifts-Avis vom 22 November enthält folgendes: Vor einigen Tagen sah man hier in der Stadt und im Land umher zwischen 6 und 7 Uhr Abends ein ungewöhnliches Meteor. Die durch den mit dichten Regenwolken angefüllten Himmel herrschende Finsterniß wurde plötzlich von einem Licht erhellt beinahe so stark, wie das Tageslicht. Die Augenzeugen beschreiben es als einen Feuerstrom, der über den Himmel hinzog, oder als einen Regen von Sternschnuppen, der von einem gewissen Punkt am Firmament ausströmte. Vielleicht war es eine (zersprengte) Feuerkugel. Das Ganze dauerte etwa 15 oder 20 Secunden. (Afton-blad. 2 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 8. 9. Januar 1847.

Die gelehrten und literarischen Gesellschaften in den französischen Provinzen.

2. Verschiedenartige Bestrebungen.

Was bei der Vergleichung des Nordens und Südens von Frankreich zuerst auffällt, ist das literarische Uebergewicht des Südens, die Lebendigkeit des poetischen Instincts der Menschen, welche die „Sprache von Oc" reden, die zähe Ausdauer der Patois in den localliteraturen. Die Provence, das Roussillon, Languedoc, Gascogne haben ihre Dichter, die in vers gascons oder in Provençaux-Versen singen, wie zur Zeit der Liebeshöfe. Die südliche Eitelkeit setzt sie stolz den glücklichen Erzeugnissen der Muse der Hauptstadt entgegen, indeß gelangen sie nicht an das Volk, das mit Ausnahme weniger neuen Lieder nur seine alten Verse kennt. Auch die Bretagne zählt einige einheimische Barden, und vom poetischen Standpunkt aus betrachtet könnte man die Provinz in die Marseiller, Toulouser und bretagnische Schule theilen. Der Osten und Norden sind gegen Rhythmus und Vers viel gleichgültiger, und namentlich zu Straßburg macht der Einfluß Deutschlands sich geltend, die alten Traditionen ausdauernder Forschung bestehen noch in ihrer ganzen Strenge, und die Arbeiten in Medicin und Naturgeschichte empfehlen sich durch große Genauigkeit und Beobachtungsgabe. Geschichte, Ackerbau und die Anwendung der Wissenschaft auf die Industrie ziehen namentlich die Aufmerksamkeit der nördlichen Departements an, die Normandie bildet so zu sagen den Mittelpunkt der akademischen Bewegung, und diese schöne Provinz hat in der Einführung der Congresse und der Verbindungen unter den verschiedenen Gelehrten Frankreichs die Initiative ergriffen.

Geben wir von den Provinzen auf die Städte über, so müssen wir Toulouse, Straßburg, Caen und Lyon die ersten Plätze einräumen. Zu Toulouse finden wir neben wichtigen akademischen Arbeiten vier große Journale, besondere Zeitschriften für Medicin und Jurisprudenz, und eine periodische Zeitschrift der Literatur. Die Sammlungen jeder Art, die Bibliotheken, Museen wachsen mit jedem Tag, die alte Stadt der Clementine Isaurus ist stolz, vielleicht zu stolz auf diesen Flor, und ermangelt in ihren akademischen Versammlungen und Prunkreden selten sich die geistige Hauptstadt des Südens zu nennen. Zu Caen ist der Ehrgeiz minder hochstrebend, aber nicht minder thätig: diese Stadt zählt gegenwärtig eine Gesellschaft des Ackerbaues und Handels, eine medicinische, linneische, normannische und eine Veterinärgesellschaft, und sie ist endlich auch der Hauptort der „französischen Gesellschaft für Beschreibung und Erhaltung der historischen Denkmäler." Lyon zeigt in seinen Arbeiten dieselbe encyklopädische Tendenz: man findet außer der königlichen Akademie, deren Geschichte kürzlich Hr. Dumas schrieb, eine akademische Gesellschaft der Baukunst, welche jährliche Berichte herausgibt, eine Erziehungs-, zwei medicinische und eine linneische Gesellschaft. Straßburg zeichnet sich durch das Studium der Naturwissenschaften aus, und beschäftigt sich auch, was in der Provinz eine völlige Ausnahme ist, mit Philosophie, mit Metaphysik und selbst mit biblischer Exegese. Marseille, Nimes, Montpellier, Bordeaux, Dijon, Rouen, Macon, Blois, Evreux, Besançon, Nantes, Lille, Metz, Mühlhausen, Moulins, Rheims, St. Omer, Amiens, so wie eine Menge minder bedeutender Städte haben sich gleichfalls sehr eifrig gezeigt, und wenn auch die Ergebnisse bei den einen minder merklich sind, als bei den andern, so waren doch die Bemühungen selbst nicht minder lobenswerth, und der Fortschritt ist allenthalben erschlich: man vergleiche nur die akademischen Reden, wie sie vor 30 Jahren waren, mit den jetzigen, und man wird über den Umschwung in den Ideen erstaunen. Die rein literarischen Arbeiten nehmen in den akademischen Sammlungen einen sehr geringen Raum ein, ja man protestirt sogar häufig gegen diejenigen Vereine, welche nur Zerstreuung zum Zweck haben, und das Nützliche dem Angenehmen zum Opfer bringen. Auch die Kritik figurirt zuweilen in den gesammelten Schriften der literarischen Gesellschaften, und wenn diese gleich oft nur eine Apotheose der „großen Männer" dieser oder jener Stadt ist, so muß man doch den Aristarchen der Provinz zugestehen, daß wenn sie sich auch im Punkte des Geschmacks und der Kunst verirren, sie doch niemals den moralischen Gesichtspunkt aus den Augen lassen. Sie sind ehrlich, was in unsrer Zeit schon eine gewisse Originalität bezeichnet, alle Verirrungen der Literatur, alle verderblichen Lehren, alle unbesonnenen Neuerungen werden kräftig getadelt. Die Verirrungen des Theaters und des Feuilletons haben allenthalben strenge Richter gefunden, die Erfolge und Lobreden der Pariser Presse selbst hemmen die Freiheit des Urtheils keineswegs, und in dieser Beziehung sind die einsichtsvollen Leute der Provinz weit weniger, als man es glauben sollte, geneigt, den Eingebungen der Hauptstadt zu folgen. Man würde selbst sich zu compromittiren fürchten, wenn man gewisse Werke loben wollte, die nur zu Paris Unterstützung finden.

Die Akademien von Caen, Dijon, Toulouse, Bordeaux und Marseille sind diejenigen, welche sich noch am meisten mit Lite-

Digitized by Google

ratur beſchäftigen, beſchränken ſolche jedoch auf Literärgeſichichte und Kritik. Die Poeſie, die im 18ten Jahrhundert den erſten Rang in den Bänden der gelehrten Geſellſchaften einnahm, verſchwindet vor der Wiſſenſchaft und den Abhandlungen über den Ackerbau, wie die Kornblumen auf beſſer angebauten Feldern den Kornähren Platz machen. Richtig aufgefaßt iſt das ein Fortſchritt, denn ſeit der definitiven Feſtſtellung der Sprache hat die Provinz niemals eigenthümliche poetiſche Richtungen gehabt. Die Poeten ſelber fangen an einzuſehen, daß man ſeine Schuld gegen das Land nicht mit häufig hinkenden Madrigalen bezahlt, und die Verſe ſind deßhalb in den akademiſchen Denkwürdigkeiten häufig ſo dünne geſäet, wie die Oaſen in der Wüſte: drei bis vier Stücke per Band iſt der Durchſchnitt, und ſelbſt von dieſen iſt die Mehrzahl durch gänzliche Nullität bezeichnet. Wunderlichkeiten, Fabeln, Erzählungen, Epiſteln, die anakreontiſche Ode, die überſentimentale Elegie, mit einem Wort, alle die geſchmackloſen ſpießbürgerlichen Dinge, gegen welche die Neuerer längſt die Verjährung in Anſpruch genommen haben, herrſchen noch unbeſchränkt, und man bemerkt bald, daß die Staatsſtreiche des Romantismus in den poetiſchen Sitten der Departements nichts geändert haben. Namentlich im äußerſten Norden zeigt ſich Pegaſus widerſpänſtig und Phöbus taub: die Zahl der Dichter iſt kaum ſo groß, wie die der Muſen, und die induſtrielle Sinnesneide greift ſelbſt in das Gebiet der Einbildungskraft hinüber. Man richtet an die Epiciers Epiſteln über den Zucker, worin man im Namen der Dunkelrübe dem Zuckerrohr, das man für die Sklaverei der Neger verantwortlich macht, einen unverſöhnlichen Krieg erklärt. In der Normandie bilden die hiſtoriſchen Erörterungen, die localiſiren und Legenden den gewöhnlichen Gegenſtand der Gedichte; vielleicht findet man in den Memoiren der Akademie von Caen die meiſten Verſe, und unter allen Dichtern Neuſtriens gebührt Hrn. Leſtaguais der Preis, wenn auch nicht in der Qualität, doch in der Quantität. In der Bretagne iſt die Poeſie vorzugsweiſe träumeriſch, religiös, beſchreibend, und leider ſpricht ſie auch noch manchmal bretagniſch. Sieht man die armorikaniſchen Porten in der Nacht auf ihren öden Ufern umherirren, ſo glaubt man den Schatten des Sängers der Elvira im Mondlicht zu erblicken. Die HH. Turquety und Morvonnais ſtellt jeder ächte Bretagner mit Stolz den größten Dichtern der Hauptſtadt gegenüber.

Im Süden zeigen ſich zwei verſchiedene Schulen, und eine derſelben, die welche den Landesdialekt redet, hat wenigſtens die Originalität der Sprache für ſich. Dieſe Schule zählt zahlreiche Schüler, darunter die HH. Bonnet, Drehermeiſter zu Beaucaire, Verfaſſer der Leis dous rivaous de la Tartagou und der Leis Olympiens Dennasqua; Coumbettes, genannt Coquel, Drehermeiſter und Liederdichter zu Caſtelnaudary; Daſtros, ein Arzt, der in den Memoiren der akademiſchen Geſellſchaft von Aix artige Fabeln herausgegeben hat; Deſſanat, der jüngere, dem man ſatyriſche und bachiſche Lieder, Paſtoralen, politiſche Epiſteln und einen Kriegsgeſang Vengenço nationalo vo la destruetioun d'Abdel-Kader verdankt; Darcau, Haarkünſtler und lyriſcher Dichter zu Carcaſſonne; Louis Belabon, komiſcher Dichter; Jasmin, dem ſein Ruf im Süden ſogar eine Art Triumph in Paris zu Wege brachte; Dupuy von Carpentras, Verfaſſer des Lou Parpayoun, Cocote und der Beuti doon bon Diéou, welches Nodier den zierlichſten Idyllen gleichſetzt. Hr. Dupuy hat auch mit viel Anmuth und Kraft mehrere Fabeln Lafontaine's und „La Mor de Priam“ nach der berühmten Epiſode der Aeneide in provenzaliſche Verſe übergetragen. Das Journal Le Tambourinaire in Marſeille dient den meiſten provenzaliſchen Dichtern als Zufluchtsſtätte.

Die Muſen haben, wie man ſieht, den occitaniſchen Parnaß noch keineswegs verlaſſen, und zeigen ſich noch oft den Traditionen der „gaie science“ getreu, ja es iſt merkwürdig, zu beobachten, wie ſich die poetiſchen Neigungen des Mittelalters durch die neuere Zeit hindurch fort erhalten haben, und wie der Geiſt der Troubadours noch jetzt in der Provence und Languedoc lebt. Dabei iſt zu bemerken, daß die ſüdlichen Dialekte als literariſches Werkzeug eine hinreichende Bedeutung haben, daß man vor einigen Jahren daran dachte, ihre Grammatik und Rechtſchreibung einer allgemeinen, gleichförmigen Regel zu unterwerfen. Einige Gelehrte verſuchten zu dem Ende im J. 1837 eine „Revue neolatine“ zu gründen, welche für die ſüdfranzöſiſchen Dialekte das leiſten ſollte, was die Akademie della Cruſca für Italien that. Indeß iſt doch auch die franzöſiſche Schule im Lande der „Sprache von Oc“ keineswegs ohne Anhänger; ſie zeichnet ſich aus durch einen Sinn für Harmonie, den man im Norden und Oſten vergebens ſucht, und eben ſo wenig in der Bretagne findet, wo die Dichter, an das Sauſen des Windes und an das Rollen der Wogen gewöhnt, manchmal ſingen, wie Demoſthenes, wenn er am Ufer peroirte, mit Kieſeln im Munde. In den akademiſchen Sammlungen des Südens ſammen dagegen die melodiſchen Verſe, wie Bienenſchwärme, und die Akademie der Blumenſpiele hat das Monopol der harmoniſchen Stanzen. Für jeden, der ſich in Languedoc oder in der Provence mit Literatur beſchäftigt, iſt der Concurs in Toulouſe eine wahre Pilgerfahrt nach Mecca; hier bält jeder beginnende Dichter ſeine Waffenprache, und es fehlt, um ihm den Ritterſchlag zu geben, keineswegs an Leuten, die in dieſen Turnieren ihre Sporen verdient haben. Namentlich aus den akademiſchen Preiſen kann man erſehen, wie lebhaft der poetiſche Sinn in den Provinzen der Sprache von Oc noch iſt: 30 Oden, 19 lange Gedichte, 23 Epiſteln, 50 Elegien, 12 Idyllen und 17 Balladen ſtritten ſich im J. 1840 um die Preiſe bei der Akademie der Blumenſpiele, und die ſpätern Jahre waren nicht minder reich.

Skizzen aus Venedig.

3. Das Arſenal. — Die Hochzeit des Dogen mit dem Meere.

(Fortſetzung.)

Intereſſant und ſehr ſchön gearbeitet ſind Helm, Küraß, Panzerhemd und Schild, welche der Doge Sebaſtian Ziani 1177 im Kampfe gegen Kaiſer Friedrich I trug, ebenſo Helme, Sturmhauben und andere Waffen vornehmer Venetianer bei der Eroberung von Konſtantinopel im J. 1203. Ein zierlich gearbeitetes Falkonett von damaszirtem Eiſen mit geſchmackvollen Reliefs von vergoldetem Kupfer bedeckt zieht unſere Aufmerkſamkeit auf ſich; dieſe ſchöne Waffe wurde im 16ten Jahrhundert von einem klugen Dilettanten im Geſchützweſen, dem Sohne des durch den Bau der Rialtobrücke berühmten Dogen Pascal Cicogna, verfertigt, und von ihm dem türkiſchen Geſandten in Venedig zum Kauf angeboten. Die eiferſüchtige Politik des Dogen entriß das Geſchütz aber dem eignen Sohne, welcher noch obendrein ſich glück-

Digitized by Google

lich schätzen mußte, daß er nicht die Gefängnisse der Staatsinquisition für seine Prachtarbeit kennen lernte und stellte es in einen Winkel der vier Waffensäle des Raths der Zehn im Dogenpallaste, wo es von den Franzosen übersehen und erst vor nicht langer Zeit in das Arsenal gebracht wurde. Dieses Falkonett ist aber keine bloße Prunkwaffe, denn Napoleon, der es in seiner Gegenwart am Lido probiren ließ, fand, daß dessen Schußweite etwa eine halbe Stunde beträgt. Weniger interessant sind eine f. g. Höllenmaschine von 20 Gewehrläufen, welche zuerst auf dem kleinen Quartierdeck der Galeeren mit der Mündung auf das Schiff gerichtet aufgestellt wurde, um die Rudersklaven in Respect zu halten und verschiedene türkische Trophäen von Siege von Lepanto und auf Morea. Dann sieht man zwei geschlossene Helme von ungewöhnlicher Form, welche statt des Visiers nur einige kleine Luftlöcher haben, es sind Folterinstrumente des schrecklichen Raths der Zehn. Im Innern des Helms sind stumpfe Eisennägel angebracht, welche den Kopf des Unglücklichen auf das Entsetzlichste marterten, und durch die Löcher konnten die Richter das durch die Qual erpreßte Geständniß hören. Sehr merkwürdig ist ein Schrank mit Waffen, Marterinstrumenten und anderem interessantem Geräth gefüllt, welche einst Francesco Novello da Carrara, dem berüchtigten Tyrannen von Padua, angehörten. Dieses Ungeheuer war der erbittertste Feind, welchen Venedig jemals gehabt, und wüthete unaufhörlich ingeheim mit Gift oder Dolch gegen die Häupter der Republik, da er im offenen Felde ihr nicht gewachsen war. Er hatte zogar im Einverständniß mit mehreren unzufriedenen Bürgern Venedigs den großartigen Plan gefaßt, die öffentlichen Brunnen und Cisternen dieser Stadt zu vergiften, um sich seiner Feinde in allen Ständen auf ein Mal zu entledigen. Nur durch Zufall erfuhr der Senat diese der Hölle würdige Absicht, verhaftete Carrara's Genossen auf der That, und ließ sie am 10 Mai 1372 vierthellen. Der Tyrann flüchtete zum Könige von Ungarn, um der gerechten Rache der Republik zu entgehen, verband sich später mit den Genuesen beim Angriff auf Venedig, wurde endlich gefangen, mußte knieend den Dogen um Verzeihung bitten, auch sein Gebiet der Republik abtreten und wurde dann im Gefängnisse erdrosselt. Daß Carrara ein Teufel in Menschengestalt war, sieht man auch ohne seine Geschichte zu kennen, an einem seiner im Arsenale aufbewahrten Reliquien. Es ist ein großer eiserner Schlüssel den er häufig in der Hand zu tragen pflegte. Aus diesem werden durch eine Feder kleine Spitzen hervorgedrückt, welche kaum bemerkbare, aber stets tödliche Verletzungen verursachten, denn die Spitzen waren vergiftet. Nach wenigen Stunden starben die, welche er wie zufällig mit seinem Schlüssel berührt hatte und Niemand konnte die Ursache ihres plötzlichen Todes ahnen. Auf diese Weise mordete er nebst vielen andern den venetianischen Feldherrn Thadeo im Genuesenkriege, auch den lombardischen Feldherrn Rusconi, und diesen lediglich deßhalb, weil er Carrara's Gattin einige Aufmerksamkeit widmete, denn der Unmensch war so gränzenlos eifersüchtig, daß er seiner Frau einen mit Schloß verwahrten Gürtel eigener Art jedesmal umlegte, wenn er sich von Haus entfernte. Dieses merkwürdige Instrument, die Italiener nennen es Osacolo, steht man gleichfalls in dem gedachten Schraufe hängen. Doch weg mit solchen scheußlichen Ausgeburten des italienischen Mittelalters! Betrachten wir lieber die einfach damascirte Rüstung an der Wand, welche von einem guten und großen Könige getragen wurde. Heinrich IV von Frankreich schenkte sie nebst dem Degen, welchen er in der Schlacht bei Ivry geführt, der Republik, und bat um die Ehre, in das „Goldene Buch" als Patricier eingeschrieben zu werden, eine Ehre, die ihm mit Freuden zugestanden wurde, denn Venedig suchte Heinrichs Bündniß gegen Oesterreichs und Spaniens Macht. Rüstung und Degen wurden von dem Dogen Marino Grimani an einem Ehrenplatze im Palaste aufgehängt, allein der Degen ist seit 1797 spurlos verschwunden, wahrscheinlich von einem enthusiastischen Verunderer Heinrichs unter den französischen Republicanern entführt, und das Goldene Buch, diese interessante Urkunde, wurde von ihnen öffentlich verbrannt. Der Rüstung gegenüber steht das Marmordenkmal des letzten Großadmirals Angelo Emo, man möchte sagen, des letzten Venetianers. Emo leistete der Republik die ausgezeichnetsten Dienste, besonders in den Kriegen gegen die Barbaresken, er bombardirte Tunis, Biserta und Suza, und als er einst fast seine ganze Flotte in einem heftigen Sturme verloren hatte, endigte er seinen mündlichen Bericht darüber vor dem versammelten Großen Rathe mit den seinen Väter würdigen Worten: „Ich biete mein gesammtes Vermögen der Republik an, um diesen Verlust zu decken." Emo hatte das Glück, das schmachvolle Ende der Republik nicht mehr zu erleben, denn er starb 1792, und der Senat decretirte ihm ein Denkmal, mit dessen Ausführung der damals noch sehr junge Canova beauftragt wurde. Obwohl der patriotische Künstler jede Belohnung abgelehnt hatte, so gab ihm der Senat doch für sein Werk eine lebenslängliche Rente von 100 Ducaten, und ließ eine Medaille in Gold von demselben Werthe, welche das Monument darstellt, schlagen, und ein Exemplar davon Canova überreichen. Mit dem Fall der Republik entbehrte der Künstler jene Rente, aber später gab Napoleon sie ihm wieder, und dann auch der Kaiser Franz unter der Bedingung, junge, österreichische Bildhauer in Rom zu unterrichten. Das Monument ist übrigens nur von mittelmäßiger Arbeit, und mit den frätern Meisterwerken Canova's nicht zu vergleichen.

Die Sammlung des Arsenals enthält außer den genannten noch sehr viele merkwürdige Waffen und andere Gegenstände, die wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen wollen. Neugierige Leser finden davon in allen Handbüchern für Reisende Verzeichnisse, wenn gleich keineswegs vollständige. Indem wir über Quais, Brücken und Werfte einen Theil des Arsenals durchschreiten, bemerken wir über der Thür eines der vielen großen Gebäude die Marmorbüste des Fegreichen Generals der Republik, des Grafen von Königsmark, und steigen dann auf breiten Stufen zum Modellsaal hinauf, welcher mehr als 200 Fuß lang und 80 Fuß breit, geräumig genug ist, um auf den Fußboden den Riß einer zu erbauenden Fregatte zu zeichnen, wie auch jetzt noch geschieht. Obgleich die dort befindliche Sammlung von Schiffsmodellen mit ähnlichen, z. B. der Sammlung im Museum der Marine zu Paris durchaus nicht verglichen werden kann, so enthält doch das Arsenal etliche sehr interessante Modelle, namentlich ein genaues Modell der Galeere, einer Sorte von Schiffen, die jetzt gänzlich ausgestorben sind, wie unter dem Hundegeschlechte die Möpse. Die venetianische Galeere, mehr Transportort als Kriegsschiff, und bei Windstille zum Bugsiren großer Fahrzeuge dienend, war ein gewöhnlich 200 Fuß langer, breitbauchiger, plumper Schiffskasten mit zwei oder drei Masten, wovon jeder ein schwerfälliges Lateinersegel trug, von 40 bis 100 Mann, sowohl Sklaven als Frelen, gerudert, und mit acht schweren Kanonen versehen. Das kleine Quarterdeck am Spiegel war durch eine starke, hölzerne Brustwehr geschützt, aus welcher zwei leichte Geschütze das Schiff be-

Digitized by Google

streichen konnten, wenn etwa die Ruderer sich empören sollten. Dort wohnten die Officiere und Wachen, während die unglücklichen Ruderer nur die Bank, an welche sie gekettet waren, zum Lager und keinen andern Schutz gegen Kälte und Nässe, als eine grobe, braune Kapote hatten. Die Galeere, worvon manche bis zu 300 Mann Equipage hatten, scheint eine einfachere Nachbildung der sehr schwerfälligen Schiffe der Griechen und Römer zu seyn, welche mit höchst unvollkommenen Segelwerk versehen, sich baurstäblich auf Ruder verlassen mußten, und nur dann in das hohe Meer sich wagten, wenn es durchaus nicht zu vermeiden war. Victor Fauko, ein venetianischer Patricier, reproducirte im J. 1529 die römische Quinquereme, um damit die schwerfällige Galeere zu ersetzen. Damals sprach ganz Europa von dieser schönen Erfindung, allein sie muß unpraktisch gewesen seyn, denn sie kam nirgens in Gebrauch. Leider ist das früher im Arsenale aufbewahrte Modell jenes Schiffs von den Franzosen muthwillig zerstört worden, wie so viele Merkwürdigkeiten Venedigs. Glücklicherweise ist das interessanteste aller dortigen Modelle von ihnen verschont und sehr gut erhalten, der Bucentoro, das Staatsschiff des Dogen, welches die Ehre hatte, ihn zur jährlichen Hochzeit mit dem Meere zu fahren. Der Bucentoro war eine etwa 120 Fuß lange, bedeckte Prunkgaleere, jedoch nur mit einem kleinen Mast versehen, welcher kein Segel, sondern eine Purpurflagge mit dem gestügelten Löwen in Goldstickerei trug, und wurde durch die Kraft von 52 im Zwischendeck befindlichen Rudern bewegt. Das ganze mit Schnitzwerk überladene Fahrzeug war sammt Mast und Rudern reich vergoldet und bunt bemalt, und das große Verdeck war mit Purpursammet überspannt, mit vergoldeten Sesseln und Bänken versehen, so daß es einen großen Saal bildete. Hinter diesem Saale, am Spiegel des Schiffs, befand sich eine kleine glänzend geschmückte Cajüte mit zwei erhöhten Sesseln für den Dogen und den Patriarchen von Venedig. Wenn die Himmelfahrtstage herannahetten und der Hafenadmiral, der Capitän des Golfs genannt, auf seinen Eid günstiges Wetter für das Hochzeitsfest prophezeiet hatte, weil jeder heftige Windstoß den schwerfälligen Bucentoro in Gefahr brachte umzuschlagen, so erhielt er Befehl das Schiff aus dem Arsenale an die Piazetta zu bringen. Früh an jenem Festtage bestieg der Doge mit sämmtlichen höchsten Beamten der Republik in Staatskleidung, nebst dem Patriarchen, dem päpstlichen Nuncius und den fremden Gesandten unter Glockengeläut, Trompetenschall und dem Jubelruf einer unzählbaren Volksmenge den Bucentoro, welcher von dem Capitän des Golfs geführt, von den Arsenalotten gerudert und von zwanzig grossen Barken begleitet, langsam und majestätisch etwa eine halbe Stunde weit bis an den Hafen des offnen Meers vor dem Lazen San Nicolo auf der Insel Lido sich bewegte. Mehrere der größten Galeeren bielten in der Nähe des Staatsschiffs, um diesem in etwaigen Nothfällen beistehen zu können, Tausende von Fahrzeugen aller Art, von der glänzenden Prunkbarke (bissona) bis zur einfachen schwarzen Gondel, gefüllt mit Patriciern und Damen, Bürgern und Fremden, kurz mit Leuten aller Classen, bedeckten das Wasser umher, während Kanonendonner, Glockenton und rauschende Musik die Lüfte erfüllte. Denkt man sich nun die unzählbare Masse von bunten Fahrzeugen der verschiedensten Form auf den blauen Wellen der Lagunen dahin gleitend, beleuchtet von der strahlenden Sonne Italiens, die Jubelrufe von Tausenden vermischt mit den Tönen rauschender Musik, das wahnsinnige Geschrei der glücklichen Volksmenge, welche wie berauscht von dem Gedanken an die ruhmvolle Ceremonie war, und wer wäre an diesem Tage nicht von Stolz erfüllt gewesen ein Venetianer zu seyn! Doch nun ruht der Bucentoro an der herkömmlichen Stelle den Schnabel Venedig zuwendend, jeder entblößt sein Haupt, denn der Patriarch hat sich von seinem Purpursitze erhoben und spricht den Segen über einen schweren Goldring, in dessen großem, aus Onyx, Lapislazuli und Malachit zusammengesetzten Schilde das offene Evangelienbuch des heiligen Marcus graviert ist, und überreicht dann den Ring dem Dogen. Hierauf gießt der Patriarch aus großer Goldvase Weihwasser in das Meer, an derjenigen Stelle, wohin der Ring zu fallen bestimmt ist, und Sua Serenita (d. h. nicht etwa: Seine Heiterkeit, sondern: Seine Durchlaucht), der Doge gerubt nun im Angesichte seines Volks und der fremden Gesandten den Trauring seiner unterthänigen Wellenbraut zuzuwerfen, wie der Sultan sein Tuch der Odalisse, indem er die lateinischen Worte ausruft: Desponsamus te, mare, in signum veri perpetuique dominii! (Meer, wir heuraten dich zum Zeichen unserer wahren und beständigen Herrschaft!)

Jetzt war die symbolische Ehe welche Venedig mit dem adriatischen Meere aufs Neue verband, geschlossen, und der Bucentoro, begleitet von der Flotte der Galeeren und kleinen Fahrzeuge, kehrte längs der Küste zur Stadt zurück, während alle Zuschauer ein mit dem Ursprung der Ceremonie einstandenes Hochzeitslied sangen, dessen Worte im altvenetianischen Dialekte kaum einem Venetianer der Jetztzeit verständlich sind, und dessen Melodie jetzt so gut wie gänzlich unbekannt ist. Man landete wieder an der Piazzetta vor dem Dogenpalaste, und dorthin begaben sich in feierlicher Procession der Doge mit den Patricern und den Gesandten, welche durch ihre Gegenwart bei der Hochzeit Venedigs Alleinherrschaft auf dem adriatischen Meere anerkannt hatten, und setzten sich zu einem im Saale des Grossen Raths bereiteten, glänzenden Banket. Auch die Arsenalotten, welche das Hochzeitsschiff gerudert hatten, bekamen ihren Theil vom Feste, denn sie speisten unter dem Vorsitze des Gastalds der Nicolotti an einer besondern Tafel im Palaste und jeder von ihnen erhielt nach altem Brauche ein Geschenk des Dogen, bestehend aus vier Flaschen griechischen Muskatweins, einer Schachtel mit des Dogen Wappen voll Confect, einer kleinen Summe Geldes, und, was etwas sonderbar erscheinen kann, eine Schachtel voll Salben und Pflaster zur Heilung von Wunden und Verletzungen, welche bei ihren Arbeiten leicht vorfallen konnten. Außerdem hatten die Arsenalotten das merkwürdige Privilegium, alles mitnehmen zu dürfen, was bei ihrem Festmahle auf dem Tische sich befand, Tischlaken und Schüsseln, Teller und Becher, Messer, Gabel und Löffel, kurz alles was die Tafel bedeckte, und sie sorgten denn auch gewissenhaft dafür, daß dieses angenehme Privilegium durch Nichtgebrauch nicht verloren ging.

(Schluß folgt.)

Montgomery Martin über China. Der erste Band dieses auf vier Bände berechneten Werkes ist erschienen. Der Verfasser besand sich längere Zeit als englischer Beamter in China und benützte seinen dortigen Aufenthalt um die Materialien zu sammeln. In diesem ersten Band ist die Topographie, Bevölkerung, Erzeugnisse, Regierungsart, Einkünfte und Banksystem von China abgehandelt, lauter Gegenstände die dem erfahrenen Statistiker unnachlich lagen. Er hatte dieß Material von China aus an die Regierung zur Kenntnißnahme eingeschickt, und hat nach seiner Rückkehr um Erlaubniß die Sache in umgearbeiteter Form erscheinen lassen zu dürfen. Der geheime Rath in Handelssachen hatte nichts dawider einzuwenden, und so ist nun der erste Band der Oeffentlichkeit übergeben worden. (Shipp. Gaz. 25 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 9. 11. Januar 1847.

Einiges über Derbent.

Die Nordische Biene vom 7 und 9 Dec. enthält unter dem Titel „Umrisse aus Derbent," einige Nachrichten über die Fortschritte, welche das Land macht, und Klagen über den Mangel näherer Kenntniß, der sich in Rußland noch so häufig zeigt. Da dieß in unserem Westen natürlicher Weise noch mehr der Fall ist, so entlehnen wir diese in mannichfacher Beziehung interessante Mittheilung aus dem genannten Blatte.

„Wird dieß in mancher Beziehung höchst interessante, wunderbare, wahrhaft poetische Transkaukasien für uns noch lange eine terra incognita bleiben! Wann wird man aufhören, die drei ungeheuren Abtheilungen desselben, die kaukasische Provinz, das grusinisch-imeretische Gouvernement und die kaspische Provinz, von denen jede ihren eigenen Gouverneur hat, mit dem einzigen Gesammtnamen „Kaukasien" zu bezeichnen! die entferntere jenseits der Linie der Kriegsoperationen mit dem Namen Georgien (Grusien) oder noch unverzeihlicher mit dem Namen „Persien," oder gar die sämmtlichen, so scharf von einander unterschiedenen Bewohner aller dieser Länderstriche mit dem Namen „Tscherkessen!" Wir Bewohner des westlichen Ufers des kaspischen Meeres, die wir von den Gränzen Persiens ungefähr 400 Werste entfernt sind, wissen davon gerade so viel, als wir in den Petersburger Journalen lesen, oder aus den oft höchst unwahrscheinlichen, unsinnigen, wahrhaft orientalischen Erzählung der Derbent'schen Moslems vernehmen, die von der Wallfahrt nach Mekka über Persien zurückkehren. Zu diesem Eingang und überhaupt zu der ganzen Mittheilung veranlaßte uns der Wunsch, den Freunden der vaterländischen Industrie eine sichere, auf Ansichten die an Ort und Stelle gesammelt wurden, gegründete Darstellung eines wichtigen Handelszweigs zu geben, der in dem mittleren Theil des westlichen Ufers des kaspischen Meeres zur Blüthe gekommen ist. Wenn wir den Bewohnern des innern Rußlands, den zärtlichen Frauen, die an ihre Männer in Transkaukasien schreiben, es verzeihen können, wenn sie auf ihre Adressen setzen „zu Derbent in Persien," so ist dieß doch unverzeihlich von dem Verfasser eines Artikels über den Krapybau, der in der astrachanischen Gouvernementszeitung erschien, in Astrachan, wo man mit dem benachbarten Transkaukasien doch etwas genauer bekannt seyn sollte; dort heißt es: „bisher bezog man diese Pflanze aus Persien, weil man nicht wußte, daß sie sich auch in den russischen Steppen findet." Wir können gleich damit beginnen, daß gegenwärtig auch nicht die geringste Menge Krapp aus Persien über Astrachan nach Rußland geht, daß vielmehr Persien diese Farbwurzel jetzt aus dem Kreise von Derbent, zum Theil aus dem von Kuba, und einiges, jedoch von geringer Güte, aus dem von Baku erhält; die beste gewinnt man aber im Kreise von Derbent, von wo sie aus dem Hafen von Baku nach Astrachan und Persien verschifft wird. Noch vor 30 Jahren konnten sich die Derbenter gar nicht vorstellen, daß sie je im Stande seyn würden, ohne sonderliche Anstrengung und mit geringen Geldmitteln ein so bedeutendes jährliches Einkommen, das sich im J. 1845 auf 403,780 R. S. belief, aus einer einzigen ihnen bisher unbekannten Pflanze zu ziehen, und den armen Leghiern fiel es nicht im Traume ein, daß sie bloß mit Hülfe einer Schaufel, die nicht einmal ihnen, sondern dem Grundeigenthümer gehört, aus dem ihnen benachbarten Derbenter Kreis über 120,000 R. S. in ihre Berge fortschleppen könnten, wenn sie dritthalb Monate lang auf den Feldern von Derbent arbeiteten. Auch die Bakuer Schiffer betrachten den Krapp aus Derbent nicht als den geringsten Theil ihres Jahreseinkommens, denn sie gewinnen 20 bis 25 Kopeken S. für das Pud an Fracht, was wenigstens 20,000 R. S. ausmacht.

„Einen so großen Vortheil aus einer dem Anschein nach so unbedeutenden Wurzel hatte niemand vorausgesehen, niemand konnte sich denken, daß der günstige oder ungünstige Ausfall der Ernte auf die Lebensverhältnisse von mehrern Tausenden einen so großen Einfluß äußern würde. In dieser Beziehung müssen die Derbenter und die ihnen benachbarten Bergbewohner mit dieser Dankbarkeit die Namen zweier ihrer Landsleute, Keibalai Hussein und Ibrahim, Bek von Kartschag, aussprechen, von denen der erstere diesen gewinnreichen Anbau zuerst einführte, der zweite ihn in großem Umfang selbst bis in Berge hinein verbreitete. Wie angenehm ist der Gelderwerb ohne große Mühe für den Südländer, der unwillkürlich zum Farmente geneigt ist! Der in kurzer Zeit errungene, ungeheure Gewinn hat bei den Derbentern das Sprüchwort erzeugt, „Krapp säen, Gold säen." Ein Kapan [1] Krappsamen, das 15 R. S. kostet, und dessen Anbau noch 87½ R. S. Auslagen erfordert, bringt in drei Jahren wenigstens einen reinen Gewinn von 337½ R. S. Und diese Goldgrube findet sich innerhalb der Gränzen des russischen Reichs im Kreise von Derbent und nicht in Persien, dessen barbarische Herrschaft die transkaukasischen Moslems längst vergessen haben.

„Zwölf Werste, ehe man man nach Derbent kommt, sieht man auf beiden Seiten der Poststraße Beete, die im Sommer mit einem nicht sehr dichten und wenig hohen Kraute bedeckt sind,

[1] Kapan ist ein Maaß, das etwa 3 Pud Krappsamen enthält.

Digitized by Google

im Januar und Februar aber bieten diese Striche ein ziemlich belebtes Bild dar; einige Tausend Lebahier, mit eisernen Spaten in den Händen, graben in diesen Streifen, die mit Krapp bepflanzt sind. Man kann die Zahl dieser nach Derbent kommenden Bergbewohner, welche hier auf den Krappfeldern arbeiten, nicht genau ausmachen, aber wohl sie annähernd schätzen, indem während des Frühjahrs 1845 40,000 Tschetwert Weizenmehl zu ihrer zweimonatlichen Verköstigung angekauft wurden, was bei ihrer bekannten Mäßigkeit im Essen ziemlich viel sagen will. Indeß trotz dieser Menge Hände, trotz des Bodens, der zum Anbau des Krapp wie geschaffen ist, trotz der leichten, keine große Anstrengung erfordernden Bearbeitung, trotz der Nähe des Meeres hat dieser Industriezweig noch bei weitem nicht die regelmäßige Form eines Handelszweigs gewonnen. Mit dem größten Bedauern sehen wir den herrlichen Derbenter Weinstock, den Humboldt in seinem Kosmos mit Recht gerühmt hat, wie er in den 860 Gärten um Derbent durch unpassende Behandlung halb zu Grunde geht. Nicht bloß die Bewohner des Rheins, selbst die der Krim und Georgiens, welche an ihre Weine gewohnt sind, würden gräuliche Grimassen schneiden, wenn sie den Derbenter Wein trinken sollten, in solcher Kindheit ist hier noch die Weinbereitung, mit der sich übrigens nur die Armenier beschäftigen, während die Moslems ihre sämmtlichen Trauben zu ihrem Narbef, d. h. zu einer Art Syrop verderben. Die Krapperzeugung ist dagegen ganz in den Händen der Moslems, die sich ungeschickt genug dabei benehmen; bei Einführung eines regelmäßigen Bearbeitungssystems, einigem freien Capital und dem freien Verkauf und Versendung des Krapps zu allen Zeiten, da die Schifffahrt zwischen Astrachan und Derbent stets sicher ist, würde diese Industrie ungemeine Fortschritte machen. Man kann keck behaupten, daß der derbentische Kreis allein nicht bloß 80,000 Pud Krapp wie im J. 1845, sondern das Zehnfache nach Rußland versenden könnte: bei seiner vortrefflichen Qualität würde er nicht nur das Bedürfniß der russischen Fabriken befriedigen, sondern auch auf den fremden Märkten mit dem französischen wetteifern, wo nicht ihn verdrängen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Venedig.

3. Das Arsenal. — Die Hochzeit des Dogen mit dem Meere.

(Schluß.)

Die Arsenalotten, mit dem Fall der Republik gänzlich erloschen, waren der Kern der Arsenalarbeiter, etwa 3000 Mann, welche zugleich militärisch organisirt eine Art Leibgarde des Dogen bildeten, und den Schatz in der Markuskirche, die Bank und die Münze (Zecca) bewachten, auch bei Versammlungen des Großen Raths den Dogenpalast besetzten. Außerdem dienten sie bei Feuersbrünsten zur Leitung der Spritzen und zum Niederreißen von Gebäuden. Die Arsenalotten waren zu allen Zeiten die treuesten Anhänger der Regierung, und wurden von dieser auf jede Weise begünstigt und bevorzugt. Dafür nannten sie denn auch die Republik nie anders als „Unsere gute Mutter," und begannen stets ihre Arbeiten mit dem lauten Rufe: „Es lebe Sanct Marcus!"

Aber nicht bloß die Arsenalarbeiter, nein, das gesammte Volk erbeten seinen Antheil an der Hochzeitsfeierlichkeit, denn 14 Tage lang dauerten die Feste auf dem Marcusplatze, Spiele, Feuerwerke, Regatten wurden zur allgemeinen Belustigung aufgeführt, und jedem war gestattet, während dieser Zeit maskirt zu erscheinen.

Es ist bekannt, daß die Venetianer seit uralten Zeiten die Alleinherrschaft auf dem adriatischen Meere sich anmaßten, als wenn es ihr Eigenthum durch Eroberung geworden sey. Sie begannen damit die kleinern Seemächte diese Suprematie selbst mit Gewalt fühlen zu lassen, und wußten dann durch dieselben Mittel die größern Mächte zu nöthigen, ihre Meeresherrschaft, wenn auch nur stillschweigend, anzuerkennen. Dieß wurde Venedig nicht schwer, so lange seine Flotten die stärksten der Welt waren. Die Geschichte enthält eine Menge Beispiele, daß die Republik von fremden Mächten ersucht wurde, Waaren und Lebensmittel auf den Gewässern frei passiren zu lassen, deren Herrschaft sie sich angemaßt hatte. Um diese Herrschaft fest und unbestreitbar zu erhalten, diente insbesonders die arrogante Ceremonie der Hochzeit der Republik mit dem Meere, welche jährlich durch die dabei anwesenden Gesandten der fremden Seemächte moralisch und politisch von diesen anerkannt wurde. Vor allem aber strebte Venedig dahin, fremde Kriegsschiffe aus seinen Gewässern fern zu halten, und hatte die Türken sogar durch einen schriftlichen Tractat gezwungen darin zu gehorchen. Als König Ferdinand von Neapel einige Galeeren an die Küste von Apulien geschickt hatte, ließ die Republik ihn auffordern, solche sofort zu entfernen, und dem Papst Pius II wurde die Erlaubniß verweigert, zwei Galeeren nach Ancona zu senden, um dort zwei Cardinäle an Bord zu nehmen. Der Senat verlangte sogar, daß alle Handelsschiffe im adriatischen Meere auf der Douane in Venedig visitirt werden sollten, und man ließ, daß die Königin Beatrix von Ungarn die Republik binet, ihre aus Italien kommenden Kostbarkeiten und Kunstwerke frei passiren zu lassen. Noch im Jahre 1630, als Venedigs Meerherrschaft schon sehr wankend und von den größern Seemächten vielfach bestritten und ungestraft verhöhnt war, zeigte der spanische Gesandte dem Senate an, daß die Infantin Marie als Braut des Königs von Ungarn, des Kaisersohns, auf der neapolitanischen Flotte von Neapel nach Triest segeln werde. Der Senat hierin einen Eingriff in seine Suprematie sehend, bot sofort der Infantin seine Flotte zur Ueberfahrt an, indeß beharrte der Madrider Hof bei seinem Ansinnen, weil auf der venetianischen Flotte Pestfälle sich ereignet hätten, und das war nicht ganz aus der Luft gegriffen. Die Republik wollte diese Behauptung nicht zugeben, und schickte ihre diplomatischen Schiffe — denn die Hauptflotte war im Türtenkriege beschäftigt — an den Eingang des Golfs um den Spaniern die Passage zu wehren. Nun mußte die Infantin um Ueberfahrt auf venetianischen Schiffen bitten, und der Senat, welcher seinen Zweck erreicht hatte, verfehlte jetzt nicht die Prinzessin mit Ehrenbezeugungen aller Art zu überhäufen. Dieser Fall erschien als der letzte, daß Venedig offenkundig seine Meerherrschaft gegen eine große Seemacht durchsetzte, denn bald kamen die Zeiten, wo die Ceremonie des Bucentoro nicht mehr bloß arrogant, sondern geradezu bedeutungslos und lächerlich genannt werden konnte. Freilich waren die Witzbolde Venedigs von jeher geschäftig genug gewesen, ihrer spitzen Zunge freien Lauf zu lassen über die fabelhafte Hochzeit, sie nannten die Braut launisch, weiterwendig, falsch, treulos jedem andern sich hingebend u. s. w., und der gestreiche Abenteurer Casanova meint, es sey sehr schade, daß ein Doge während der Ceremonie nicht einmal ins Meer gefallen sey, damit man doch hätte sagen können, das sey das erste Mal daß er seine

Digitized by Google

Frau umarme. Was den Bucentoro selbst betrifft, so wissen wir aus der Geschichte, daß es überhaupt nur drei solcher Prunkschiffe gab, das erste 1520, das zweite 1600 und das letzte 1725 erbaut, an welchem die Vergoldung allein 18,000 Ducaten gekostet hat, und wovon nichts mehr als ein kleines Stück seines gemalten und vergoldeten Mastes übrig geblieben und als heilige Reliquie im Arsenale verwahrt ist. Uebrigens wurde die Ceremonie der abenteuerlichen Hochzeit schon seit Jahrhunderten vor der Erbauung des ersten Bucentoro gefeiert, dessen Name nach einer sehr schwachen Hypothese aus dem Worte Ducentorum (d. h. Zweihundertruder-Schiff) entnommen seyn soll.

Doch wir haben uns weit vom Arsenale entfernt, wir wollen noch auf kurze Zeit dahin zurückkehren. Eine der früher dort am meisten gesehenswerthen Anstalten ist die Seilerwerkstätte (Tana), ein Saal 970 Fuß lang, 70 F. breit, 72 F. hoch, welche an Größe jetzt nur von der in Toulon übertroffen wird; in diesem Raume werden auch die Staatsbarken aufbewahrt, worunter die prachtvolle Barke, deren sich Napoleon in Venedig bedient hat, dadurch interessant ist, daß man nach seinem Fall dem Adler daran die Blitze wegnahm und einen zweiten Kopf aufsetzte, um ihn gut österreichisch zu machen.

Die übrigen unzähligen Räume und Einrichtungen des Arsenals zu schildern, das würde nur ein kenntnißreicher Steemann im Stande seyn, welcher aber, wie wir fürchten müssen, mit Beschreibung der trockenen und nassen Docks, Construction der Fregatten und Corvetten, mit Fock- und Besanmast, dreihundertpfündigen Ankern und fußdicken Tauen u. s. w. den Leser nicht wenig langweilen könnte. Dazu ist auch Gottlob heute keine Zeit mehr, denn es wird gleich 4 Uhr schlagen, die Stunde, wo die Arbeiten des Arsenals im Winter beendigt sind und Besucher sich entfernen müssen. Auf unserm Wege zum Thore begegnen wir einem Haufen von Strafgefangenen nach dem andern, die meisten in Ketten, welche von der Arbeit in ihre Gefängnisse zurückkehren, wo deren gegen 300, sowohl vom Civil- als Militärstande, Italiener, Ungarn, Deutsche ꝛc. eingesperrt sind. Welche Physiognomien sieht man hier! Auffallen muß es, daß die Sträflinge des Arsenals sämmtlich bleich, elend und kränklich aussehen, während ihresgleichen in den jetzt so philanthropischen Strafanstalten, selbst den päpstlichen in Civita-vecchia und Rom, so kräftig, gesund und munter erscheinen, stets lachend und scherzend, ja oft sogar mit der dort koksbaren Cigarre im Munde sich zeigen. Ob in Venedig die Schwere der Arbeit, die Ungesundheit der Wohnung, schlechte Nahrung oder Behandlung das elende Aussehen der Strafgefangenen veranlaßt, wissen wir nicht. Am Thore gab es ein anderes, nicht so betrübendes Schauspiel zu sehen. Ein Paar Hundert Knaben, welche im Arsenale gearbeitet hatten, standen dort reihenweise aufmarschirt und wurden von den Wächtern sorgfältig visitirt, damit sie nicht etwas von den Vorräthen mitgehen hießen. Die Visitation ging sehr laut und lustig, wenn gleich nicht eben sehr zart vor sich; aber wehe dem Unglücklichen, bei welchem ein Stückchen Tau oder eine Handvoll Werg sich findet, denn es wird sofort summarische Stockjustiz ausgeübt. Zum Schluß ein Wort für Gourmands über die berühmten Arsenalaustern. Diese vortrefflichen Schaalthiere, welche zum Emolument des Arsenal-Commandanten gehören, hängen an dem Pfahlwerke, womit die Inseln, worauf das Arsenal erbaut ist, gegen das Wasser geschützt sind. Wir wollen deßhalb den Feinschmeckern anheimgeben, sich die Gunst jenes Herrn zu erwerben, jedoch wohlmeinend sie warnen, sich nicht zu gütlich in den köstlichen Austern zu thun, denn sie sind leider sehr unverdaulich.

C. F.

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

(Von J. J. Ampere.)

Dritter Brief.[1]

Ein kleines Fahrzeug führt die Reisenden von Alexandrien bis Atfeh, wo der Canal in den Nil einmündet; hier empfängt sie ein größeres Fahrzeug, und führt sie Kreuzauf- und -ab nach Cairo. Dem Canal dankt Alexandrien, wie ich schon früher bemerkte, sein Wiederaufleben: er bringt ihm das Nilwasser und verknüpft es mit Aegypten. Zur Zeit der Franzosen war er nur einen Monat des Jahres schiffbar. Bonaparte beschloß ihn herzustellen, die Plane wurden entworfen, aber Zeit und Glück fehlten; nach verschiedenen Versuchen, unter denen man den von Gote im J. 1820 erwähnen muß, beschloß der Pascha, das Werk der Ptolemäer und Chalifen wieder aufzunehmen und den Plan der Franzosen auszuführen. Unglücklicherweise vollzog er diesen großen Beschluß auf seine Weise, d. h. mit Verschwendung von Menschenleben, die man im Orient nicht sehr in Anschlag bringt. Man stellte ein Treibjagen in Unterägypten an, und trieb Bauern, Weiber, Kinder, Greise, man sagt gegen 100,000 Personen, zusammen. Hier ohne Schutzdach, oft ohne Nahrung, gruben diese Unglücklichen mit den Nägeln einen pestilenzialischen Boden um, unter dem Stocke ihrer Treiber und vollendeten den Canal in wenigen Monaten. Der Canal ist da, ist dem Handel sehr nützlich, sehr bequem für die Reisenden, und hat wenig Geld gekostet. Die HH. Lancret und Chabrol, welche den Lauf nach Aegypten mitmachten, schätzten die Kosten auf 150,000 Fr. Mehemed Ali hat nur 30,000 Menschen aufgeworfen.

Ich weiß nicht, ob diese schauderhafte Erinnerung für mich diese Landschaft verdüsterte, aber ich fand die Ufer des Canals sehr traurig. Ich glaube auch wirklich, daß sie sehr verschieden von dem sind, was sie zur Zeit Abulfedas waren, wenn dieser die Annehmlichkeiten der auf beiden Seiten mit Wiesen und Gärten besetzten Ufer rühmte. Um mich zu zerstreuen plauderte ich mit einem ertodoxen Armenier, der viel Jorn gegen die katholischen Armenier war, „sie haben, sagte er, indem sie römisch wurden, aufgehört Armenier zu seyn.“ Ich würde diesen eifersüchtigen Patriotismus begreifen, wenn es eine wahrhaft unabhängige armenische Kirche gäbe, aber die Armenier, die keinen Papst in Rom haben wollen, laufen Gefahr, einen solchen in Petersburg zu haben.

In den ärmlichen Hütten, die sich am Ufer erheben, bemerkte ich im Verübrbesahren den natürlichen Geschmack für das Zierliche, der sich hier selbst mit dem größten Elend verknüpft: die Thüre einer aus Nilschlamm erbauten Hütte hat mit einem sehr gut gezeichneten Spitzbogen. Bald näherten wir uns Atfeh, wo der Canal in den Nil einmündet. Plötzlich zeigen sich in der bisher monotonen nackten Landschaft zwei Reihen Sykomoren, die dem Umtergang nahe Sonne wirft gelbene Flecken über den schwarzen Schatten, der sich an ihrem Fuße ausbreitet, wir gleiten dahin zwischen zwei Mauern von dunklem Grün, und am Ende dieser Schattenallee springt das mit Purpur übergossene Minaret von Atfeh hervor. Hier geschieht die Ueberstellung aus dem kleinen Boot ins große, das den Nil bis Cairo hinaufführt. Wir sind alle auf dem Nil und verlassen ihn nicht mehr, denn er führt uns durch alle Denkmäler Aegyptens, die sich sämmtlich an seinen Ufern erheben, hinauf; den Alten nannten ihn Aegyptos, und er ist auch in der That ganz Aegypten.

Wir haben Griechenland zu Alexandrien verlassen, und finden es wieder an der Stelle, wo Ptolemäus Lamb. die erste griechische Stadt, welche Aegypten sah, Naucratis, berühmt durch alle Eleganz und alle Verderbnis des hellenischen Lebens, durch seine Becher, seine Vasen und seine Freudenmädchen. Von all diesem glänzenden Reichthum ist keine Spur mehr vorhanden. Sais, die Residenz der letzten nationalen Dynastie vor der Perserverheerung, hat mehr Ueberreste zurückgelassen: man sieht

[1] S. Erster Brief 1996 N. 257 ff. Zweiter Brief. N. 265 ff.

Digitized by Google

noch eine ungeborne Backsteinmauer und einige Ruinen, die jedoch schon mehrfach besucht nur geringes Interesse einflößen. Man hat faß keine Hieroglyphen-Inschriften gefunden, und ohne Hieroglyphen verlieren die aufgedeckten Trümmer seine Beachtung. In Rom zeigte mir der achtungswerthe Pater Lingarelli eine gewiß aus Sais stammende Amire, die weit merkwürdiger ist, als alles, was sich jetzt dort findet. Diese Amire allein könnte zeigen, welches Licht mit der Zeit die Lesung der Hieroglyphen auf die Geschichte Aegyptens werfen kann. Sie bestätigt eine schon von Lettronne ausgesprochene und durch andere Beweise gestützte Vermuthung, daß die von den Persern und ihrem König Cambyses angerichteten Verheerungen sehr übertrieben wurden. Es ist eine kleine Statue eines Priesters der Göttin Neith, der Schutzheiligen von Sais, mit einer Hieroglypheninschrift, welche bezeugt, daß Cambyses, weit entfernt die Nationalreligion gewaltsam zu kränken, ihr vielmehr eine ausgezeichnete Huldigung erwies. Man kann in der Inschrift mit Bestimmtheit lesen, daß Cambyses die gebräuchlichen Ceremonien zu Ehren der Göttin Neith in derselben Art, wie die alten Könige, verrichtete.

Die griechischen Schriftsteller sprechen oft von Sais, der ersten großen Stadt des alten Aegyptens, auf die man beim Hinauffahren des kanopischen Nilarms stieß, der lange Zeit den Fremden allein offen stand. Uebrigens war Sais nicht weit von Naucratis, dessen Bevölkerung griechisch war, wie der Name. Plato versetzt die Unterhaltung Solons mit den Priestern über die Atlantis auch nach der Stadt Sais. An diese Stadt knüpfen sich zwei große Fragen, die man beim Anschauen der Ruinen nicht so geradezu lösen kann, an die man aber durch diese Ruinen erinnert wird: die Frage über die ägyptischen Colonien in Griechenland und über die Mysterien in Aegypten. Kam Cecrops, dessen Name eine ziemlich ägyptische Physiognomie hat, aus Sais? War Sais die Mutter Athens, und Athene selbst nichts anders als die Göttin Neith? Das Alterthum glaubte es, und es ist auch nicht unmöglich, obgleich keineswegs erwiesen. Welcher Ansicht man auch über die ägyptischen Colonien seyn mag, so muß man jedenfalls anerkennen, daß die Zeugnisse der Alten hierüber, die alle viel später als das Ereigniß selbst sind, mit großer Vorsicht aufgenommen werden müssen. Man hat auf ägyptischen Denkmälern Spuren von Einwanderung wahrgenommen, man hat Hieroglyphen abgebildet gesehen, die wie der Stamm Abrahams von Außen hereinkamen, aber man konnte bis jetzt nichts entdecken, was einer Auswanderung gleicht. Die Aegyptier scheinen sehr an den Boden gefesselt gewesen zu seyn, ihr Land war für sie die Welt, und die Eigenthümlichkeit dieses außerordentlichen Landes scheint sie noch mehr daran geknüpft zu haben. Im allgemeinen ist derjenige, welcher in einem Lande geboren ist, welches sich durch seine physische Gestaltung oder durch seine Staatseinrichtungen sehr von andern unterscheidet, nicht sehr geneigt, sich in einem andern Lande niederzulassen; für einen Aegyptier mußte im Auslande die Natur so fremdartig seyn, wie die Gesellschaft. Man muß also zum Voraus bei den Aegyptiern eine große Neigung dahein zu bleiben, annehmen. Dieß kann zwar nicht die Frage über ägyptische Colonien in Griechenland entscheiden, doch aber die Sache einigermaßen ins rechte Licht stellen.

An die Frage über ägyptische Colonien in Griechenland knüpft sich die Frage über den Ursprung der Mysterien, welche diese Colonien mit sich gebracht haben sollen. Auch dieß ist ein kitzlicher Punkt, den man gleichfalls nicht so im Vorbeigehen abmachen kann. Auch hier finden sich augenfällige Uebertreibungen und willkürliche Annahmen. Der angeblich ägyptische Ursprung der griechischen Mysterien, den man bis jetzt mehr in gutem Glauben angenommen, als wirklich bewiesen hat, hängt vielleicht mit der Ansicht von der tiefen Weisheit der Aegyptier zusammen. Jetzt, wo man weiß, daß sie nicht viel wußten, wird man vielleicht einsehen, daß sie nicht sonderlich viel zu verbergen hatten, und die Geheimnisse ihrer Religion werden faß vollständig verschwinden, wie der tiefe Symbolismus ihrer Schrift verschwunden ist, seitdem man sie zu lesen versteht. Herodot spricht von den Mysterien von Sais, aber dieß Wort muß man hier vielleicht mehr im Sinne des Mittelalters nehmen, als in dem des Alterthums. Zu Sais stellte man nach Herodot wahre hierarische Dramen dar, z. B. wie er ausdrücklich sagt, bei Nacht auf dem See von Sais die Leiden des Osiris. Diese Darstellung konnte allerdings Symbole in sich schließen, deren Sinn die Eingeweihten verstanden, aber selbst angenommen, es habe zu Herodots Zeiten wahre Mysterien bei den Aegyptiern gegeben, so fragte sich erst noch, ob diese Mysterien ursprünglich im Schooß der ägyptischen Religion bestanden, oder ob sie durch griechischen Einfluß hineinkamen. Wir dürfen nicht vergessen, daß Sais, wo sie noch am wahrscheinlichsten bestanden, in der Nähe von Naucratis lag, und daß Naucratis eine griechische Stadt war.

Am nächsten Morgen (16 December) erwachte ich auf dem Nil, und sah zum erstenmal die Sonne über seinen Ufern sich erheben. Eine bedeutende Person, einer der aufgeklärtesten Männer der ägyptischen Verwaltung, Ehrn Boz, Minister des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten ist an Bord gekommen; ich habe von meinem Freund Jomard einen Brief an ihn, und bin erfreut, unsere Bekanntschaft auf dem Dampfbrete zu machen, wo man ganz bequem sich unterreden kann. Ehrn Boz ist in Frankreich und England gewesen, die St. Simonistischen und Feurieristischen Ideen sind ihm bekannt, und man merkt, daß er einige Vorliebe dafür hat. Ich höre ihm mit großer Neugierde zu, denn es ist merkwürdig genug einen Türken, einen Minister des schrecklichen Mamelukenvertilgers, diesen Mann mit grüner Breite, sehr gut französisch sprechen, und die Vortheile, welche die Verbindung der kleinen Capitalien darbietet, mit einer Gutmüthigkeit, die ich für aufrichtig halte, entwickeln zu hören. Der Orient, wo der Begriff des persönlichen Eigenthums nie sehr tiefe Wurzeln geschlagen hat, ist das Land, wo die socialistischen Theorien noch am leichtesten sich festsetzen könnten. Man ist sehr gewöhnt daran, Fabriken und Landbau von der Regierung betrieben zu sehen; man brauchte dieß also nur in eine regelmäßigere Form zu bringen, und wo möglich von dem Despotismus zu säubern. Die Ideen St. Simons haben einen Keim in Aegypten zurückgelassen, und die Feurieristinden in Konstantinopel Eingang. Der Orient, welcher weder das Christenthum, noch die Freiheit kannte, wäre ein günstiger Boden für Theorien, die mit keinem von beiden recht zusammenpassen wollen.

Die Deltaspitze heißt der Kubbaud; dieser Name, der einer Stelle gegeben wird, wo der fruchtbarste Theil Aegyptens anfängt, mahnt beinahe an die göttliche Kuh, Isis, das Symbol der Fruchtbarkeit und die Personification Aegyptens. Während wir am Delta hinfuhren, sprach man uns von dem großen Werke, das der Pascha ernstlich zu unternehmen gedenkt, nämlich der Dämmung des Nils, ein Gedanke Napoleons und einer der vermünftigsten Träume der St. Simonianer, denn dadurch würde das anbaufähige Land der Delta verdoppelt. Es wäre gewiß etwas Großes, aber die Zeit dazu ist wohl noch nicht gekommen, denn es fehlt Aegypten nicht an Land, sondern an Menschen. Während ich noch in Gedanken mit der Nilstämmung und Mehemed Ali beschäftigt war, bemerkte ich am Horizont etwas wie eine kleine graulichte Wolke. Das war eine der Pyramiden; ich hatte nicht gedacht, daß sie sich mir auf eine solche Weise darstellen würde; in dieser optischen Täuschung lag eine ernste Lehre. Nach und nach erscheinen aber die drei großen Pyramiden von Dschizeh deutlich am Horizont. Die Mündungen des Nils, der sich bald ihnen nähert, bald davon entfernt, gruppiren sie in verschiedener Weise. Endlich erscheint auch die Stadt Cairo in ihrer Pracht, überragt von der an den Berg Mokattam gelehnten Citadelle ihre weißen Minarets zeichnen sich ab an den rothen Hügeln und an dem Blau des Himmels.

(Fortsetzung folgt.)

Die Perlenfischerei im Rillen Ocean hat seit einigen Jahren eine bedeutende Entwicklung erhalten, namentlich in den Inseln, welche den gesäßtichen Archipel bilden. Die Amerikaner haben zum Schutz ihrer Perlenfischer auf einer der Inseln dieses Archipels, welche die französischen Seefahrer Pring Jeinville's Insel nannten, ein Fort angelegt. (Voleur. 25 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 10. 12. Januar 1847.

Die gelehrten und literarischen Gesellschaften in den französischen Provinzen.

3. Geschichte.

Wenn die Provincialakademien oft genug die Alexandriner, Stanzen und Strophen vernachlässigt und mißhandelt haben, so ist es nicht der gleiche Fall mit der Geschichte und der Archäologie. Allerdings sind auch hier manche Lächerlichkeiten vorgekommen, und der Localgeist hat Kleinigkeiten zu großen Denkmalen der Vergangenheit aufzustutzen gesucht, doch sind dieß Ausnahmen, und die meisten gelehrten Gesellschaften der Provinz haben ihre Aufgabe gefaßt, wie Jouffroy in einer denkwürdigen Rede, die er an die Akademie von Besançon, seiner Vaterstadt, hielt. „Was die Departementalgesellschaften," sagt er, „nicht für die Geschichte der Provinzen thun, wird nie ausgeführt werden; Paris beschäftigt sich mit dem Ganzen und hat Recht, es taugt zu nichts anderm, das ist seine große und schöne Aufgabe, lassen wir sie ihm und machen wir uns an die unsrige." In dieser Beziehung zeigt sich in den letzten Jahren ein bedeutender Fortschritt. Alle die literarischen und gelehrten Gesellschaften haben eine historische Section, und an vielen Orten haben sich besondere historische Gesellschaften gebildet, unter denen die „französische Gesellschaft für Erhaltung und Beschreibung geschichtlicher Denkmäler" zu Caen im Jahre 1830 von Hrn. Caumont gegründet, obenan steht; ferner die Gesellschaft der Alterthumsforscher der Normandie, welche auf ihre Kosten die Steuerrollen dieser Provinz; die Akademie von Besançon, welche drei Bände ungedruckter Urkunden über die Geschichte der Franche Comté und die Sammlung der Staatsschriften des Cardinals Granvella herausgab. Die Akademie von Rheims beschäftigt sich gegenwärtig mit einer vollständigen Ausgabe der Werke von Gerbert, einer Uebersetzung der Geschichte Flodoards, die durch ein noch ungedrucktes Bruchstück von Richer, einem Chronisten des zehnten Jahrhunderts, vervollständigt werden wird, und außerdem hat sie die Geschichte von Rheims von Dom Marlot herausgegeben. Zu Rhodez arbeitet man an einer Biographie des Departements, zu Evreux an einer allgemeinen Statistik des Eurdepartements, zu Narbonne sammelt die archäologische Commission seit mehreren Jahren ein unermeßliches Material für eine narbonnensische Chronik; die historische Commission der Gironde läßt Plane aufnehmen und Zeichnungen entwerfen für eine Statistik der alten Denkmäler; zu Montpellier gibt man die wichtigsten Municipalregister heraus, zu Amiens das Gewohnheitsrecht der Bailliage. Alle diese Schriften haben nicht nur einen unbestreitbaren Werth, sondern zeichnen sich auch durch eine schöne typographische Ausstattung aus. Zudem ermuntern die archäologischen und historischen Gesellschaften die gelehrten Arbeiten auf allen Punkten des Königreichs durch ausgesetzte Preise, sie gründen Museen, lassen die Deparmentalarchive in Ordnung bringen, haben eine Menge kostbarer Denkmäler des Alterthums von der Zerstörung gerettet, und so das Band zwischen Zukunft und Vergangenheit fester geknüpft.

Die Liste der Gelehrten, welche auf allen Punkten des Königreichs diese historische Bewegung förderten und befruchteten, wäre sehr lang, wir müssen indeß doch einige der bedeutendsten erwähnen. Die Municipalgeschichte, wie sie Augustin Thierry erschaffen hat, wurde von Tailliar für die Gemeinden von Flandern und Artois, von Delaplane für die Stadt Sisteron, von Cherruel für die Gemeinde von Rouen bearbeitet. Hr. Leglay, der Vater, hat in seinen „Analectes historiques" eine Menge in den reichen Archiven von Lille zerstreuter und vergessener Urkunden gesammelt, und sein Sohn, Eduard Leglay, hat eine gute Geschichte der Grafen von Flandern geschrieben. Die HH. Hermant und de Givenchy zu St. Omer, Quenson zu Douay haben das alte Gebiet der Morinier, eine stets unentschiedene Gränze, in allen Beziehungen, in der römischen Epoche wie im Mittelalter, von Cäsar bis auf Ludwig XIV studirt. Was Abbé de la Rue in seinen Bardes et Trouvères normands et anglo-normands für die Normandie that, hat Arthur Dinaux mit Erfolg für die Trouvères von Cambresis, Flandern und Artois versucht. Unter den Werken über die allgemeine Geschichte der alten Provinzen zeichnen sich aus die Documens inédits sur l'Albigeois von Clément Compayré; die Geschichte der Saintonge von Massiou, die neue Ausgabe der Geschichte des Languedoc von Don Vaissette, fortgesetzt und mit Anmerkungen begleitet von Domège in Toulouse; die Archäologie und historische Statistik des Nieder-Languedoc von Renouvier u. s. w.

Die Fortschritte der Gelehrsamkeit werden in der Provinz mit jedem Tage sichtbarer, und die Entwicklung, welche mit jedem Jahr die Preisfragen über nationale Alterthümer nehmen, ist einer der deutlichsten Beweise. Man kann sogar sagen, daß unter den Werken derjenigen, welche den Preis nicht erhielten, mehrere sind, die den Vorrang über die Werke ihrer Richter bei weitem verdienen.

Einiges über Derbent.

(Schluß.)

„Die Moslems selbst werden auf dem langen Wege der Erfahrung ohne das Licht der Wissenschaft langsam gehen, und

Digitized by Google

darum sind erfahrene Leiter, gute Techniker, hier unerläßlich. Der Krappbau geschieht hier mit gelichenem Geld unter ziemlich lästigen Bedingungen, und die Besitzer des Bodens, welche gern schnell mit ihren Gläubigern abmachen möchten, sind genöthigt, das Ausgraben der Wurzeln zu beschleunigen; somit erhalten sie weniger Krapp dem Gewicht nach, und darum auch eine geringere Menge Farbtheile. Die Verschiffung des Krapps von Derbent nach Astrachan ist wohlfeil, aber auch hier sind allerlei Nachtheile: man wendet gewöhnlich Segelschiffe an, die statt drei oder vier Tagen oft über einen Monat mit widrigen Winden zu kämpfen haben, oder durch die Ungeschicklichkeit der tatarischen Steuermänner manchmal gar zu Grunde gehen. Die Schiffe und die Krappaufkäufer treffen fast zu gleicher Zeit in Derbent ein, nämlich im Anfang des Frühjahrs, weßhalb die Verkäufer, um die frühe Schifffahrt benützen zu können und die Versendung des Krapps von Astrachan auf den Markt in Nishnei-Novgorod nicht zu verspäten, mit der Schlußarbeit, dem Trocknen, zu sehr eilen. Daher kommt es, daß der nicht völlig getrocknete Krapp in den Säcken fault und zum Färben ganz unbrauchbar wird, während andere, um die Käufer nicht abzuhetzen zu lassen, ihre Waare zu wohlfeil hergeben. Wäre zwischen Astrachan und Derbent eine Dampfbootverbindung, so daß die Schiffe an bestimmten Tagen des Monats ankämen und abführen, so würde Verarbeitung, Verkauf und Versendung so wie überhaupt der Seehandel Derbents eine ganz andere Gestalt gewinnen. Nicht nur würde die Masse des ausgeführten Krapps steigen, sondern auch andere Erzeugnisse abgesetzt werden können; darum beneiden die Derbenzer nicht wenig die andern Hafenorte des kaspischen Meeres, welche schon in diesem Jahr (1846) eines solchen Verkehrsmittels sich erfreuten. An Ladung würde es nicht fehlen, denn schon der Krapp und die Wallnüsse würden wenigstens 19,000 R. S. abwerfen, das Pud nur zu 20 Kopeken S. gerechnet.

„Gegen diesen Vorschlag werden vielleicht die Seemänner einwenden, daß Derbent eine offene, allen Winden zugängliche Rhede mit steinigem Grund habe, so daß die Schiffe von den Ankern gerissen werden würden. Aber nach vierjährigen Beobachtungen traten von der Mitte April's bis November nie heftige Winde ein; diese fallen nur in den Winter, wo die Schifffahrt ohnehin aufhört, und der Grund der Rhede ist nicht allenthalben steinig. Der jetzige Mangel an Schiffahrt ist ohnehin für Derbent sehr empfindlich, denn es muß alle Lebensbedürfnisse viel theurer bezahlen als Baku. Doch ich kehre zu dem eigentlichen Gegenstand meiner Abhandlung zurück, und will die Bearbeitung des Krapps näher beschreiben. Ein zum Besäen mit Krapp bestimmtes Feld wird im October oder November mit Schaufeln eine halbe Arschine tief umgegraben und die Schollen möglichst klein geschlagen; dann werden anderthalb Arschinen breite und gegen 20 Klafter lange Beete gemacht, und zwischen denselben Vertiefungen von etwa zwei Fuß Breite gelassen. In die Beete wird der Krapp gesäet und leicht mit Erde bedeckt. Nach dem Frühjahr werden die Beete gereinigt, und zwar geschieht dieß, wenn hinreichend Wasser vorhanden und die Witterung heiß ist, dreimal im Laufe des Sommers. Im Herbst, d. h. ein Jahr nach der Aussaat, wird die Pflanzung 6 Zoll tief mit Erde bedeckt, die man aus den Zwischenräumen zwischen den Beeten aushebt. Im Frühling des zweiten Jahrs wird das aufgeschossene Kraut wieder bewässert, und im Herbst nachmals sechs Zoll hoch mit Erde bedeckt. In diesem Jahr trägt der Krapp schon Samen, wenn die Witterung nur irgend günstig ist. Im dritten Jahr werden dieselben Arbeiten, wie im zweiten, vorgenommen und wiederum Samen gesammelt. Im vierten Jahr endlich gräbt man die Wurzeln aus, einige aber lassen sie auch noch dieß Jahr in dem Boden und graben sie erst im fünften aus, wodurch die Wurzel noch dicker und gewinnbringender wird. Von einem Kapan (3 Pud) Samen erhält man 60 bis 90 Pud Wurzeln. Es war eine Zeit, wo man das Pud solcher Wurzeln zu 12 R. S. verkaufte, jetzt zu 3—6; nimmt man auch nur fünf an, und als Durchschnittszahl des Ertrags 70 Pud, so gibt dieß einen Erlös von 350 R. Für einen Kapan Samen, dessen Ankauf und Bearbeitung 102½ R. S. kostet; hiebei sind noch 6 und manchmal 8 Pud Samen zu einem Preis von 18 R. S. das Pud nicht gerechnet, so daß man für 102½ R. Auslage nach drei Jahren 355½ R. reinen Gewinn hat; wer 50 Kapan aussäet, kann demnach auf einen Gewinn von 22,900 R. S. rechnen. Ein Kapan Samen bedeckt einen Raum von 2000 Quadratklaftern (Saßhenen, also nicht ganz eine Dessjätine, welche 2400 Quadratsaßhenen hat). Bei der sich entwickelnden Dampfschifffahrt auf dem kaspischen Meer und dem Wolfahrwerk zwischen Petersburg und Nishneinowgorod könnte das Erzeugniß leicht dahin geschafft werden. Doch ich wende mich nun auch zu andern Dingen.

Wenn ihr nach Derbent kommt, so seht ihr hier die Spuren der beispiellosen Thätigkeit des unsterblichen Peters. An den Ufern des Meers zwischen den Mauern sieht man die Ueberreste einer Bedoute, die bei der Einnahme der Stadt von ihm erbaut wurde und jetzt sorgsam unterhalten wird. Betritt man das Haus, in welchem der Commandant wohnt, so sieht man dem Eingang eines Saals gegenüber an der nördlichen Wand ein Fenster von besonderer Bauart, mit einem künstlichen Rahmen, oben mit einem goldenen Adler unter prachtvoller Drapirung geschmückt, und erfährt von dem gastfreien freundlichen Hausbesitzer, Hr. Butschkeij, daß die Verzierung hier angebracht wurde, um das Andenken an den Aufenthalt des großen Reformators in Derbent desto besser zu bewahren; dieß Fenster wurde damals in dem Hause des Chans auf Befehl Peters durchgebrochen. Bei einem Blick auf die uralten Festungsmauern erinnert man sich unwillkürlich an die Namen berühmter russischer Heerführer, an Graf Suwow, Fürst Zizianeff, Fürst Wittgenstein u. s. w. Der Orientalist findet hier eine gute Gelegenheit zur weitern praktischen Erlernung der tatarischen, persischen, arabischen, armenischen, georgischen und lesghischen Sprache, eine zahllose Menge von Gebirgsdialekten ungerechnet. Kommt einer krank hieher, mit schlecht geheilten Beinbrüchen, mit Hautausschlägen, mit innern Gebrechen, wir heilen ihn unentgeldlich mit den vortrefflichen Mineralwassern von Karakeitsch. Besteigt der Reisende den Rücken des Gebirgs, so sieht er, wie auf der unabsehbaren Fläche des unvergleichlichen Kaspisee's die Schiffe unter ihren weißen Segeln dahin fahren; rechts, jenseits des Samurflusses ist der Schabdag (Königsberg) mit seinem ewig weißen Schneehaupt; links gegen Norden, wo die Abhänge des Gebirgs und das Meer mit dem Himmel zusammenfließen, liegt jenseits der Gebirge Moskau mit den goldenen Kuppeln und das prächtige Petersburg. Die südlichen Monkuppeln unter dem blauen, wolkenlosen Himmel sind in der That zauberhaft. Auf derselben Bergshöhe liegt die Citadelle mit ihren Batterien und den aus den Schießscharten hervorschauenden Kanonenmündungen, und an dieselbe stößt unmittelbar in länglichem Parallelogramm auf einer Länge von drei Wer-

Digitized by Google

sten die Stadt mit 10,657 Einwohnern und 1937 Häusern, umgeben von Mauern mit acht Thoren und einigen wohlbesetzten Batterien. Geht man tiefer in die Berge, westlich von der Stadt, so stößt man auf einen Thurm, schief wie der von Pisa, der seit undenklicher Zeit in dieser Lage sich erhält, und einst eine Bastion der in die Berge hinein sich verlängernden Stadtmauern bildete, die aus ungebrannten Steinen aufgeführt war, und über 12 Werfte weit in die Berge hineinführte.

Wir beschränken uns auf diese schwachen Skizzen Derbents und sagen zum Schluß nur noch einiges über die Männer, denen der Kreis von Derbent seinen Reichthum verdankt, Kelbalai Hussein und Ibrahim Bek. Stellt sie euch ja nicht nach der gewöhnlichen Ansicht von den Bewohnern Transkaukasiens vor, wie Tscherkessen in langen haarigen Mützen mit der Büchse auf der Schulter, und mit geschorenen Köpfen, oder kleidet sie nicht wie die Perser in spitzigzulaufenden Papachen (Mützen), und langschößigen Halbröcken mit breitem weißem Gürtel. Kelbalai-Hussein glich allerdings in seinem Costüm den Persern; er sah zuerst auf einer Handelsreise nach Buchara die Krappwurzel, und brachte sie nach Derbent; seine Versuche brachten ihm in den ersten Jahren nur Schekkar, d. h. Spott von seinen Landsleuten, denn es gelang ihm nicht die Früchte seiner Arbeit zu ernten. Der Armenier Gatschaloff entdeckte endlich auf dem langen Wege der Erfahrung, daß die Wurzel ihre gehörige Dicke und werthvolle Eigenschaft als Farbmaterial nur dann erhält, wenn man sie drei oder mehr Jahre in der Erde läßt, und sie immer höher und höher mit Erdschichten bedeckt. Ibrahim Bek ist ein ziemlich hochgewachsener, kümmiger Mann, mit Stabsoffiziersepaulettten, mit Kreuzen auf der Brust und am Halse geziert, mit einem gutmüthigen, freundlichen Ausdruck im Gesichte, kurz er gleicht einem gastfreien, russischen Gutsbesitzer. Man staunt an seinem Tische die gewandte, flinke, ganz aus Moslems bestehende Dienerschaft zu sehen; tritt man vollends in sein Cabinet, so vergißt man ganz, daß man sich bei einem moslemitischen Berghäuptling befindet, denn hier finden sich Bücher, Journale, einige elegante Siebensachen, nebst einem reichen Schreibzeug und kostbaren Meubeln, die an den Comfort europäischer Reichen erinnern. Bei seiner Gewandtheit in der russischen Sprache, seiner Beleseneheit und Annehmlichkeit im Umgang wird er für den Fremden durch seine interessanten Gespräche über das Land zu einer sehr angenehmen Erscheinung; er trägt durch sein Beispiel viel dazu bei, seine Glaubensgenossen den Russen näher zu bringen und die Vorurtheile gegen unsere Sitten auszurotten, und dieser Einfluß ist sowohl in der Stadt als auf seinen Besitzungen im südlichen Tabassaran sehr merklich. Einen deutlichen Beweis, wie sehr er die Nothwendigkeit dieser Annäherung fühlt, hat er dadurch gegeben, daß er seinen Enkel deutsch und französisch lernen läßt. Auf seinen Gütern ist jetzt für eine halbe Million Rubel Krapp im Boden versteckt, er allein besitzt das Land, welches sich zum Anbau dieser Pflanze in hohem Grade eignet, und vertheilt es fast unentgeltlich, nur um seine Landsleute auf die Bahn friedlicher Arbeiten zu leiten."

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Man landet zu Bulak, denn der Nil, der ehemals die Mauern der Stadt berührte, ist jetzt eine Viertelmeile davon entfernt. Die Straße von Bulak nach Caire ist reizend, nichts als Gärten und angebaute Felder. Bald betritt man die schönen Sycomorenalleen, die von Caire nach Schubrah führen. Ich kann nicht sagen, mit welcher Freude ich im Schatten dieser prächtigen Bäume, an Turbanen, Schleiern und Kamelen verbei neben einigen Engländerinnen hinritt, die mir von Indien sprachen, wo sie binnen drei Wochen sein werden.

Man betritt Caire über den Platz Esbekieh, der sonst bei der Ueberschwemmung ganz unter Wasser gesetzt wurde und mit der Zeit einen prächtigen europäischen Platz bilden wird. In der Nähe desselben zeigt man den Garten, wo Kleber unter dem Dolch des Fanatikers fiel, welcher seit und schwiegsam blieb, als man ihm die Hand verbrannte, als aber eine Kehle den Ellenbogen berührte, einen heftigen Schrei ausstieß. Als man darüber großes Erstaunen anstrückte, erwiderte er, das sehe nicht im Strafurtheil. Auf dem Esbekieh feiert man alle Jahre das Fest der Ueberschwemmung, eine moslemitische Feierlichkeit, die wahrscheinlich die ins ägyptische Alterthum hinaufsteigt. Man wirft noch jetzt eine rohe Figur von einer Frau, die man die Braut nennt, in den Strom. Nach der arabischen Sage opferten die Aegyptier noch zur Zeit der Eroberung dem Nil ein junges Mädchen; sollte die „Braut" ein Andenken dieses Opfers sein? Ich kann es nicht glauben, denn man hat bei den alten Aegyptiern keine Spur von Menschenopfern entdeckt. Wäre die moslemitische Tradition wahr, so müßte man glauben, diese barbarische Ceremonie sey erst in den letzten Zeiten des Heidenthums eingeführt worden, wie man auch in den spätern Zeiten der Römer mehrere blutige Gebräuche, z. B. die Taurobolien, auftreten sieht; wahrscheinlich ist es aber nur eine Verkleidung der Sieger. Will man durchaus dem bis auf unsere Tage erhaltenen Gebrauch einen alten Ursprung anweisen, so möchte ich eher ist der Spur einer sehr unschuldigen Agyptischen Sitte darin finden, der zufolge man ein Bild der Göttin Nil in den Strom geworfen hätte; ich sage der Göttin, denn auch den Denkmalen ersehen wir, daß der obere und der untere Nil durch zwei weibliche Gottheiten dargestellt waren.

Die Straßen von Caire bieten einen sehr belebten Anblick, denn man denke sich nur 30,000 Personen, die in den engen gewundenen Straßen auf Eseln daher traben oder galoppiren. Man wird bald vom Wirbel mit fortgerissen. Der Fremde, der sich zum erstenmal in den Straßen Caire's befindet, ist in einer ewigen Unruhe; er ist bemüht von dem Gesichter der Eselreiber und Verdürgersehenden, nimmt sich in Acht die Kinder und Weiber, die mitten in diesem Tumult ruhig auf den Boden sitzen, nicht zu übereriten, die Fremden, die ihre herumwandeln nicht zu stoßen, und seinen Theil seiner Kleidung oder seines Körpers an der Masse, die ihn jeden Augenblick stößt und drängt, zurücklassen. Indeß gewöhnt man sich an alles, und bald findet man diesen allgemeinen Galopp, dieses unaufhörliche Hurrah, das alle Promenaden einer Gaalleriechartage oder einem Kirchthurmrennen ähnlich macht, sehr unterhaltend. Das bildet einen schneidenden Contrast gegen die Ruhe in Konstantinopel: von einem Ende der unermeßlichen Stadt zum andern reitet man dort im Schritt durch eine schweigende Menge; die einen sind Türken, die andern Araber, der Contrast zwischen Neun und Neapel ist nicht größer.

Dieser erste Anblick von Caire bezauberte mich; welches Vergnügen wird mir jeden Tag diese malerische Umrahmung gewähren, der Besuch der Moscheen, die ausgezeichneten Fremden, die man hier findet, aber vor allem muß ich die Pyramiden von Dschizeh sehen, denn die erde, im Norden gelegene ist von allen menschlichen Denkmälern das älteste, größte und einfachste.

Wenn man über den Nil gesetzt hat, durchzieht man eine angebaute Ebene, die sich weit hinterher bis zur Wüste; sie war vor kurzem noch überschwemmt, und bietet jetzt eine weite grüne Fläche dar. Die drei Pyramiden von Dschizeh erheben sich am Ende der fruchtbaren Zone wie unermeßliche Grabsteine, um anzuzeigen, wo das Leben aufhört. Vom Ufer des Nil bis zum Fuße der Pyramiden wechselt das Aussehen dieser Denkmale wiederholt, bald scheinen sie über, bald unter der Erwartung. Der Name der Pyramiden ist so alt wie sie selbst, und erklärt sich wohl aus denen aus dem Koptischen, wo Piramu die Höhe heißt. Wenn man sich ihnen nähert, steht man eine Anzahl

Digitized by Google

weißer Burnus hin und her laufen, als sollte man von einer arabischen Nazla angegriffen werden, aber diese Kinder der Wüste mit den schreckhaften Gesichtern sind demüthige Cicerones, die einander bei den Reisenden den Rang abzulaufen suchen. Drei Araber gesellen sich zu jedem Reisenden, und mit ihrer Hülfe kann man rasch, ohne Gefahr und ohne Schwierigkeit, doch nicht ohne Ermüdung die Pyramiden erklettern. Die Ersteigung der großen Pyramide gleicht einer Bergerstiegung: man klettert an einer der Ecken mit Hülfe von Händen und Knieen von Steinlage zu Steinlage fort. Die Ersteigung hätte mich nimmer ermüdet, wäre sie nicht so rasch gegangen; die Engländer, welche ihr Bergnügen in ihrem Stolze finden, sind höchst erfreut, sagen zu können, daß sie in der möglichst kurzen Zeit die Pyramiden erstiegen haben, und die Araber, in der Ansicht, daß alle Welt den tollen Ehrgeiz habe, stoßen und drücken jeden verwärts und bringen ihn halb zerschlagen auf den Gipfel, wo er einige Minuten später in aller Bequemlichkeit angelangt wäre. Ich weiß nicht, ob dieser Umstand mich gegen die geräumte Aussicht von der Höhe der Pyramide herab weniger empfänglich machte; der Contrast der Wüste und des angebauten Landes ist allerdinge sehr auffallend, aber um diesen Anblick zu haben, braucht man nicht so hoch zu steigen. Das wird nicht jedermann zugestehen, denn wenn man sich so außer Athem gelleltert hat, will man doch seine Mühr nicht umsonst gehabt haben.

Zur Zeit des Plinius hatten die Bauern eines benachbarten Dorfs die besondere Industrie, zum Vergnügen der Neugierigen die Pyramiden zu ersteigen. Eben so war es zur Zeit Abdullatifs im 12ten Jahrhundert. Jetzt erfreigen die Reisenden die große Pyramide selbst, aber die zweite ist weit schwerer zu ersteigen, weil die Bekleidung zum Theil noch vorhanden ist. Ein Araber übernimmt inzwischen die Reisenden. Für fünf Piaster (etwa 36 kr.) steigt dieser Mensch die große Pyramide, wohin er die Reisenden begleitet hat, hinab, erkletert die zweite, etwa wie eine Fliege an einem Glase hinaufsteigt, kommt wieder herunter, und ersteigt dann nochmals die große Pyramide, um sein Geld zu holen, erfreut über seine gewinnreiche Expedition und ohne mehr ermüdet zu scheinen als eine Katze, die einen Spaziergang auf den Dächern gemacht hat.

Erst in unserer Zeit hat man die Pyramiden genau gemessen. Herodot sagt, die größte sey eben so hoch, als die Grundlage breit sey, was ein Irrthum ist, Strabo sagt, sie sey noch höher was ein noch größerer Irrthum ist; weder Herodot noch Strabo waren auf den Gipfel dieser Pyramide gestiegen, die damals noch mit einer glatten Bekleidung bedeckt war, und wenn die Priester die wahre Höhe kannten, so hatten sie selbe absichtlich übertrieben. Die große Pyramide hatte nach den Messungen der Gelehrten, welche die ägyptische Expedition begleiteten, in ihrem unversehrten Zustande 451 Fuß Höhe, etwas das Doppelte der Höhe von Notre Dame. Vergleicht man diese Höhe mit denen, die in der Stufenleiter menschlicher Bauten unmittelbar nachher kommen, so stehen wir auf den Kirchthurm von Straßburg, der nur 11 Fuß weniger hat; [1] hätte man im Jahr 1439 in Europa die wahre Höhe der großen Pyramide gekannt, so hatte Johann Hulz, der in diesem Jahr das Meisterwerk Erwins von Steinbach vollendete, der Höhe des Thurms 12 Fuß zugegeben, kamit die lustige Spitze der gothischen Kirche den colossalen Bau des Orients, der Tempel des Christengeists das Grab des Pharaonen überrage. Die Zeit hat die Gesammthöhe der Pyramide um etwa 24 Fuß vermindert, und sie ist in ihrem Zustand minder hoch als der Straßburger Dom, aber zwischen beiden Denkmalen ist ein mächtiger Unterschied, die ungleiche Wahrscheinlichkeit der Dauer. Die Form der Pyramiden ist an sich schon eine Bedingung unerschütterlicher Dauer. In einem pyramidalen Körper, wo die Grundlage sehr breit und der Schwerpunkt nicht hoch ist, kommt der Widerstand, den ein Körper seinem Sturz entgegensetzt, beinahe seinem Gewicht gleich. Nach dem Straßburger Dom kommt der Stephansthurm in Wien, dann die Kuppel der Peterskirche in Rom; wäre die große Pyramide ein hohler Körper aus Blech, so könnte man sie völlig über die St. Peterskirche stürzen, die darunter verschwände. Wäre der Kölner Dom vollendet worden, so hätte er die große Pyramide an Höhe übertragt.

Außer einer kleinen Anzahl Kammern, zwei Gängen und zwei schmalen Luftlöchern ist die Pyramide ganz voll. Die Steine, aus denen sie besteht, bilden eine unabsehbar erscheinende Masse, nämlich 75 Millionen Kubikfuß, woraus man eine 1000 Lieues lange und sechs Fuß hohe Mauer bauen könnte, die um ganz Frankreich herumreichte. Wenn man diese Masse eine Zeitlang betrachtet hat, so ist die ganz natürliche Frage, woher kam sie? Durch welches Mittel konnte man mit so viel Regelmäßigkeit die Hunderte von Lagen zu 200 Kubikfuß und 30,000 Pfd. Gewicht hinaufbringen? Woher hat man das Material genommen? Gewöhnlich nimmt man an, aus den Steinbrüchen von Turah auf der andern Seite des Nil, indeß die Masse der großen Pyramide ist nach Hrn. Bunse mit denselben Steinen gebaut worden, die ihr als Grundlage dienen; nur die Bekleidung sowohl im Innern als Aeußern kam von der andern Seite des Nil. Belzoni glaubte gleichfalls, das Material der Pyramiden sey wenigstens großentheils dem Felsen entlehnt worden der sie trägt, und diese Meinung scheint mir die natürlichste. Auch hat man in den Steinbrüchen von Turah Hieroglyphen-Inschriften gefunden, und die älteste spricht von der Eröffnung derselben unter einem Amanmehe, der nicht höher als in die sechzehnte Dynastie hinaufreichen kann. Man hat somit keinen Beweis, daß die Steinbrüche von Turah unter der vierten Dynastie benützt worden seyen.

Das Verfahren, wie die ungeheure Arbeit vollendet wurde, ist noch eine bestrittene Frage. Dieser sagt ausdrücklich, die Aegyptier hätten keine Maschinen gehabt, und es ist gewiß, daß auf den Denkmalen namentlich auf den Gräbern, wo alle Beschäftigungen und alle Industriezweige der Aegyptier abgebildet sind, bisher keine Spur von einer Maschine entdeckt wurde. Man hat in den Gruben Zugwinden gefunden, aber man muß erst sicher sein über das Alter dieser Gräber, ehe man sagen kann, ob sie ägyptisch oder ob sie nicht griechisch oder römisch sind. Man kennte auch keine sichere Spur von ägyptischer Mechanik entdecken, und bis auf Weiteres muß man, wenn auch mit einigen Beschränkungen, den Bericht Herodots annehmen. Man sieht noch die Löcher, in denen die von ihm beschriebenen Gerüste befestigt wurden, und die Spuren der geneigten Flächen, vermittelst deren man die Steine bis auf den Gipfel der Pyramiden hinaufgehen konnte. Herodot spricht von einer Inschrift, die auf der großen Pyramide stand; Inschriften in alten, unbekannten Charakteren fanden sich noch im Mittelalter nach der Ausfage arabischer Schriftsteller, jetzt aber sieht man nichts mehr. Dieser Widerspruch erklärt sich leicht, denn es ist jetzt hergestellt, daß die große Pyramide ursprünglich mit einer Bekleidung von polirtem Stein bedeckt war. Hr. Letronne hat die Geschichte der Zerstörung dieser Bekleidung von Jahrhundert zu Jahrhundert verfolgt, und die Trümmer derselben finden sich noch am Fuße der Pyramide. Auf der Bekleidung der großen Pyramide, worein ein Theil durch Saladin gebrochen wurde, und ein anderer im Anfang des 15ten Jahrhunderts noch vorhanden war, stand ohne Zweifel die von Herodot erwähnte Inschrift. Wahrscheinlich enthielt diese noch etwas anderes als die Berechnung der von den Arbeitern während des Baues verzehrten Hülsenfrüchte, man müßte den Namen des Königs Cheops darin finden, wie auf der breiten den Namen des Königs Mycerinus. Leider hat Herodot in diesem, wie in so manchen andern Fällen, nur die kindische Seite der Erzählung aufgefaßt.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] Nach Parthey hat der Giebelthurm von Antwerpen nur 2 Fuß weniger, nämlich 447 Fuß.

Die Gesellschaft zur Unterdrückung schlechter Bücher in London hat im Laufe der zehn ersten Monate des vorigen Jahres nicht weniger als 38,577 obscene Bilder, 1927 Bücher mit gesdrichten Darstellungen und 29 Bände gotteslästerlicher Schriften weggenommen lassen, eben so 562 Kupferplatten, 12 lithographirte Steine, 30 Tabaksdosen u. s. w. (Voleur. 31 December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 11. 13. Januar 1837.

Die Botschaft des Präsidenten Polk

erschien am 8 December vorigen Jahrs, und ist ein Actenstück von unmäßiger Länge, wie es scheint aber ziemlich klein, wenn man es mit den Staatsschriften vergleicht, welche zwischen Guizot und Palmerston über die spanische Heirath gewechselt wurden, Europa braucht also in dieser Beziehung Amerika keineswegs zu beneiden. Die Frage über den Krieg mit Mexico nimmt, wie zu erwarten, den größten Theil, mehr als zwei Drittel der Botschaft ein; man wird indeß gerade diesen Theil sehr unbefriedigt aus der Hand legen, denn es ist eine ziemlich advocatenmäßige Rechtfertigung des Verfahrens der amerikanischen Regierung, wobei die Verhältnisse Nordamerika's zu Europa, namentlich zu England, mit einem studirten Stillschweigen übergangen sind, obgleich hierin die eigentliche und wahre Rechtfertigung der Vereinigten Staaten liegt. Darauf ist durch einen, wie zufällig angeführten Umstand hingedeutet, nämlich in der Ausführung, daß der Landstrich zwischen dem Nueces und dem Rio Grande del Norte gleichfalls von jeher zu Texas gerechnet worden sey, ein Punkt, dessen Feststellung nothwendig war, weil viele behauptet hatten, die Nordamerikaner hätten mit Ueberschreitung des Nueces schon selbst den Angriff auf Mexico eröffnet, dessen Gränze er gebildet habe. Im J. 1818 ward Texas noch zu Louisiana gerechnet, und erst im J. 1819 durch den Floridavertrag ward das Land zwischen Rio Grande del Norte und dem Sabine als zu Spanien gehörig davon ausgeschieden. Ehe dieser Vertrag abgeschlossen wurde, im Monat Junius 1818, erschien „eine Bande fremder Abenteurer," wie die Botschaft sich ausdrückt, zu Galveston, um dort eine Niederlassung zu gründen, die Regierung der Vereinigten Staaten aber erklärte denselben, daß sie auf diesem ganzen Gebiete keine dauernde Ansiedlung „außer unter ihrer eigenen Autorität" gestatten würde. So zeigte sich also schon damals das Bestreben, keine fremde Macht hier festen Fuß fassen zu lassen, ja dieses Bestreben läßt sich sogar in eine noch frühere Zeit verfolgen, als Mexico durch den Einmarsch der Franzosen in Madrid aufgeregt, zuerst den Ruf der Unabhängigkeit erhob. Mit Mexico und Spanien hoffte man leicht fertig zu werden, aber eine andere europäische Macht sollte sich hier nicht festsetzen. Dieß ist der Grundgedanke, welcher sich durch das ganze Getriebe wie ein rother Faden hindurch zieht. Man war sehr nachsichtig gegen Spanien, noch nachsichtiger gegen die „Schwester-Republik" Mexico, deren Unmacht und innere Haltlosigkeit man recht wohl erkannte, aber man war unbeugsam fest gegen alles, was wie Festsetzung eines europäischen Einflusses aussah: das zeigte sich in jenem verunglückten Ansiedlungsversuche, wie in der Einverleibung von Texas, dessen Unabhängigkeit von England anerkannt wurde, in der Hoffnung einen Stützpunkt daraus gegen die Vereinigten Staaten zu machen. Volk und die frühern Präsidenten mochten mit Recht die nordamerikanische Langmuth gegen Mexico rühmen; England und Frankreich haben in Amerika an verschiedenen Orten um weit geringfügigere Dinge Gewalt gebraucht, als um derentwillen die Vereinigten Staaten noch immer unterhandelten; aber die Vereinigten Staaten waren gegen das immer tiefer zerrüttete Mexico ihrer Beute sicher, sie konnten ohne allen Schaden, bloß zu ihrem moralischen Vortheil nachsichtig seyn, und diese Nachsicht wird auch in der ganzen ersten Hälfte der Botschaft mit nicht geringer Emphase herausgehoben. Mexico ist, wenn man nur die Unterhandlungen betrachtet, durchaus im Unrecht, es war und ist der wesentlich schwächere Theil, und wußte den ihm von Nordosten drohenden Sturm weder durch kräftige Maßregeln im Innern abzuwehren, noch durch Gerechtigkeit und Heiligthaltung der Verträge hinauszuschieben. Im J. 1836 erkämpfte sich Texas seine Unabhängigkeit, es war von da an im factischen Besitz derselben, und blieb es ungestört acht Jahre hindurch, bis England mehr und mehr Anstalt machte, aus Texas ein Schmuggeldepot und einen Stützpunkt gegen die Vereinigten Staaten zu machen. Da führten diese den Anschluß herbei, um diesen gegen ihre innere Sicherheit geschmiedeten Anschlägen ein Ende zu machen. Da wäre es für England Zeit gewesen, den Krieg gegen Nordamerika zu beginnen, und ihn in Verbindung mit Mexico zu führen, niemand hätte diesen Entschluß vom gewöhnlichen politischen Standpunkt aus tadeln können: England hätte mit diesem Schritt ganz einfach dem um sich greifenden Geist der Nordamerikaner den Krieg erklärt, und hätte sich dazu bequat halten können. Aber England that den Wurf nicht, und Mexico trat allein auf den Schauplatz, eine augenfällige Thorheit, da Texas, dessen rechtliche Unabhängigkeit in Abrede gestellt, und dessen Einverleibung als Friedensbruch angestritten wurde, bereits in seinen Einwohnern nicht mehr spanisch-mexicanisch, sondern angelsächsisch war, somit kein Glied des mexicanischen Staatenbundes mehr seyn konnte und nur durch rohe Gewalt hätte beherrscht werden können. Das Klügste wäre also bei der sittlichen Schwäche Mexico's gewesen, die Einverleibung geschehen zu lassen, die angebotene Entschädigung einzustecken und zum bösen Spiel gute Miene zu machen.

War europäischer Einfluß bei dem entgegengesetzten Entschlusse der Mexicaner thätig? Wenn dieß der Fall war, so zeigte sich hier nur wiederum, daß die Nordamerikaner die europäischen Verhältnisse besser zu würdigen verstanden, und von europäi-

Digitized by Google

scher, namentlich englischer Seite kann man nur daraus schließen, daß England daran lag Nordamerika in einen weit aussehenden, kostspieligen Krieg zu verwickeln, der ihm die Lust vertreiben konnte, bei einem allenfallsigen europäischen Krieg mithandelnd aufzutreten. Dieser Zweck ist erreicht worden, aber Mexico wird jedenfalls die Kosten zahlen müssen, wenn auch Nordamerika die Vorschüsse macht. Herrera, welcher am Ende des Jahres 1845 von Paredes gestürzt wurde, „scheint einer gütlichen Ausgleichung der bestehenden Schwierigkeiten günstig gestimmt gewesen zu seyn," sagt die Botschaft — ein Beweis, daß es an Leuten nicht fehlte, welche sich nicht zur Katzenpfote für europäische Pläne hergeben wollten, aber Paredes „hatte die Absicht die Republik Mexico in eine Monarchie umzuwandeln und einen fremden europäischen Prinzen auf den Thron zu rufen." Eine kräftige Monarchie wäre allerdings allein noch im Stande Mexico zu retten, wäre es auch nur dadurch, daß sie den ewigen kopf- und herzlosen Kämpfen um die oberste Gewalt ein Ende machte, aber man scheint für einen solchen Plan mannichfach intriguirt und nichts gethan zu haben, wahrscheinlich aus Scheu vor der Macht und dem Unwillen der Nordamerikaner, denn Polk sagt ganz ohne Umschweif: „eine neue Revolution, welche die ehrgeizigen Pläne des Generals Paredes stürzte, konnte nur die Sache des Friedens fördern, und jede versuchte europäische Einmischung in die Angelegenheiten des nordamerikanischen Continents, — zwei Punkte von tiefem Interesse für die Vereinigten Staaten — verhindern. Einer jeden solchen Einmischung müßten, wenn sie versucht werden sollte, die Vereinigten Staaten sich widersetzen." Diese Erklärung ist sehr unzweideutig, und wird wohl an ihre Adressen nach Paris und Madrid gelangt und dort hinreichend beachtet worden seyn. Einige Millionen Geld und einige hundert tüchtige spanische Officiere hätten ohne allen formellen Bruch der Neutralität nach Mexico gelangen und bedeutend wirken können; jedenfalls wären sie besser angewendet gewesen als die 16 Millionen Realen, welche Königin Christine auf die fabelhaft thörichte Expedition des General Flores verwandt haben soll.

Indeß ist der Krieg noch keineswegs zu Ende, und Polk drückt sich über die in Mexico möglichen Wechselfälle mit einer merkwürdigen und gewiß klug berechneten Offenheit aus, klug berechnet, weil er nicht glaubt, Thatsachen die in ganz Amerika notorisch sind, in ein diplomatisches Dunkel hüllen zu können. Er gibt ganz ohne Umstände zu, daß er in Folge der Art, wie sich Santa Ana über die Angelegenheiten von Mexico geäußert [1]), Befehl gegeben habe, wenn Santa Ana an der mexikanischen Küste erscheine, ihn ohne Umstände passiren zu lassen. „Es ist jetzt abzuwarten, fährt die Botschaft fort, ob die Rückkehr Santa Ana's nicht einer friedlichen Beilegung der bestehenden Streitigkeiten günstig seyn wird, da es augenscheinlich sein Interesse ist, einen Krieg nicht fortzusetzen, der von Paredes zu dem abgeschmackten Zweck übernommen wurde, Texas bis an den Sabine wieder zu erobern." Diese Stelle ist nicht ohne Bedeutung, denn sie zeigt, daß die Regierung der Vereinigten Staaten Santa Ana nicht mehr zu schonen hat, da sie sonst ihre Unterhandlungen mit ihm, so lange er noch in Havana sich aufhielt, nicht so offen zugestanden hätte. Jetzt muß Santa Ana entweder offen erklären, daß er durch die Unterhandlungen nur die Nordamerikaner habe täuschen wollen, um sicher nach Mexico zu gelangen, oder er muß, wenn er kann, wirklich den Frieden abschließen. Diese Abnöthigung einer bestimmten Erklärung ist die Folge der von Santa Ana gegebenen Antwort, daß er die Friedensanerbietungen der Vereinigten Staaten im December dem versammelten Congreß vorlegen werde und dieser Entscheidung vernehmen müsse.

Man wird also bald hinsichtlich der Verhältnisse in Mexico, und somit hinsichtlich der Friedensaussichten klar sehen, und dieß ist auch für die Stellung Polks im Innern den Gegnern seiner Politik gegenüber sehr nöthig, denn die Whigs haben in mehrern bedeutenden Wahlen das Uebergewicht erlangt, und scheinen sich zu einen Hauptangriff auf den Präsidenten und seine Politik zu rüsten, ja es ist in den ersten Verhandlungen im Congreße schon von „in Anklagestand versetzen" die Rede gewesen. So schlimm stehen indeß die Sachen keineswegs. Von mancher, namentlich von englischer Seite will man gern glauben machen, Polk sey mit einemmal aufgetreten, um eine von der frühern ganz verschiedene gewaltsame Bahn einzuschlagen, von der man eben so leicht wieder abgehen könne; dem ist aber keineswegs so: was Polk gethan hat, ist die natürliche Folge dessen, was die Vereinigten Staaten seit 25 Jahren erstrebten, er hätte vielleicht etwas minder energisch auftreten, etwas weniger ausgedehnt die Sache betreiben können, würde aber damit nur den Westen und Süden sehr beleidigt haben, ohne die ziemlich kleine Partei im Nordosten zu gewinnen. Wir nennen die Partei des von den englischen Blättern so sehr herausgestrichenen Websters eine kleine, weil im Grunde die Ausdehnung der Macht der Vereinigten Staaten über den ganzen nordamerikanischen Continent der herrschende Gedanke des ganzen Volks ist, und man sich wohl über Zeit und Mittel zum Zweck, nicht aber über die Sache streiten kann. Das jetzige Verfahren, demzufolge bei einem Friedensschluß mit Mexico das Land östlich vom Rio Grande del Norte und nördlich von dem Rio Gila behalten würde, nöthigt die Vereinigten Staaten zu einem Aufwand, der manche Gegner finden wird, welche darum auch die Veranlassung, Polk auf diesem sehr empfindlichen Gebiete anzutasten, ergreifen werden; indeß sind nach den Aeußerungen der Botschaft zu schließen, die Ausgaben keineswegs so unmäßig, wie man sie geschildert hat, die bisherigen Ausgaben können kaum über 20 Mill. Dollars betragen haben, und der Präsident schätzt 20 weitere Millionen für genügend, wenn der Krieg bis zur Mitte 1848 fortdauern sollte. Die Sicherheit, mit der er seine Vorschläge macht, die Zuversicht, mit welcher er die Zustimmung des Congresses erwartet, die Entschiedenheit, mit welcher er selbst das System der Demokraten in Bezug auf die Zölle vertheidigt — gelegentlich bemerkt, die einzige Seite, welche die Engländer an der Botschaft lobenswerth finden — alles dieß beweist, daß der Präsident nicht im mindesten Miene macht, von seinem bisherigen System abzugehen.

Nicht mit Unrecht bringt der Präsident die Veränderung in dem englischen Zollsystem, die Abschaffung der Kornge[illegible]setze, mit dem amerikanischen Tarif in Verbindung. Wenn noch ein Zweifel hätte bestehen können, daß der amerikanische Tarif theils eine Folge der Beilegung des Oregonstreits, theils ein Uebereinkommen ist, das in Folge der Abschaffung der Kornge[illegible]setze in England alsbald mit dem englischen Minister in Washington abgeschlossen wurde, so würde diese Botschaft ihn zerstreuen; beide werden hingestellt, wie Ursache und Wirkung: „zugleich mit der Ermäßigung des Schutzsystems der Vereinigten Staaten,"

[1]) „Er hatte, sagt die Botschaft, sich öffentlich und in den stärksten Ausdrücken gegen die Errichtung einer Monarchie und gegen europäische Einmischung in die Angelegenheiten seines Landes ausgesprochen."

Digitized by Google

heißt es in der Botschaft, „hat auch Großbritannien, nach dessen Beispiel wir das System annahmen, das seinige lockerer gemacht.“ Es werden nun die großen Vortheile, welche auf dem Absatze von Lebensmitteln nach Großbritannien hervorgehen, gehörig herausgestrichen, und nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß das veränderte Handelssystem Englands auf die andern Länder Europa's einen merklichen Einfluß haben werde, indem diese „durch den Pauperismus und die Leiden ihrer dicht gedrängten Bevölkerung“ zu andern Maßregeln gezwungen werden könnten. Der Hr. Präsident ist sehr freigeblig mit seiner Freihandelspolitik, und wenn wir das Verhältniß zwischen England und Amerika betrachten, wo die amerikanischen Landleute Millionen Quarters Weizen nach England absetzen können, und die Manufacturisten trotz des liberalen Tarifs, wie der Präsident selbst sagt, noch bis zu einem Drittheil, ja bis zur Hälfte des Werths der eingeführten Waaren geschützt sind, so können wir diese Lobrede recht wohl begreifen.

Indeß müssen wir aus Gegensatz doch auch eine andere amerikanische Stimme anführen, und zwar namentlich darum, weil sie eng gedruckt und nur aus 6 Bogen bestehend, bloß 25 Cents kostet, und somit auf eine große Verbreitung und allgemeinen Eindruck berechnet ist. Die Schrift führt den Titel „die Rechte der Arbeit“ und ist eine Apologie des Schutzsystems; sie kann zeigen, daß man diesseits und jenseits des Oceans in monarchischen und republicanischen Staaten die Frage über die Arbeit aus gleichem Gesichtspunkt betrachtet und betrachten muß. Der Verfasser, ein Hr. Calvin Colton, führt zuerst an, wie unter dem Schutzsystem Amerika's der Preis der Erzeugnisse immer tiefer gefallen sey zum augenscheinlichen Vortheil der Consumenten, die man gewöhnlich als durch das Schutzsystem benachtheiligt ansieht. Baumwollenwaaren sind nicht nur seit 1816 auf den vierten oder sechsten Theil des damaligen Preises gefallen, sondern die englische Regierung sah sich auch genöthigt, in ihren ostindischen Besitzungen auf fremde Baumwollenwaaren zuerst 3%, dann 8½, dann 10½, endlich 15¾ Zoll zu legen, nur um die amerikanischen Baumwollenwaaren auszuschließen; Amerika konnte also in Folge seines gewiß sehr mäßigen Schutzsystems im Laufe von 20 Jahren nicht bloß, was gröbere Zeuge betrifft, seinen eigenen Bedarf zu einem sehr bedeutend ermäßigten Preise befriedigen, sondern die Engländer aus vielen Märkten verdrängen, obgleich die letztern in derselben Zeit ihren Zoll auf rohe Baumwolle (der von 1809 bis 1814 noch 5½ Cents vom Pfunde betrug) immer mehr reducirten und endlich wie bekannt ganz aufhoben. In gleicher Art führt der Verfasser fort und beweist aus den dem Congreß vorgelegten Papieren, daß unter dem Einfluß des jetzt abgeschafften Tarifs von 1842 die Preise von verschiedenen Sorten verarbeiteten Eisens um 10 bis 46 Proc. also durchschnittlich um 23 Proc. sanken; daß in einer Liste von 22 zum Schiffbau nöthigen Gegenständen, welche großentheils von außen hereingeführt wurden, die Preise in den Jahren 1842 bis 1844 von 2 bis 35 Proc. im Durchschnitt um 17 Proc. sanken; eben so viel Hartwaaren und eine Menge anderer durch den Tarif stark geschützter Artikel. „Der in diesem Bericht des Congresses gelieferte Beweis, sagt der Verfasser, daß die Tendenz und die Wirkung der Schutzzölle dahin geht, die Preise der Manufacte zu erniedrigen, ist allgemein, entschiedener und unwiderleglich. Niemand hat bis jetzt ein einziges, in ausgedehnterm Maaße begehrtes und durch Zölle geschütztes Manufact anführen können, dessen Preis nicht ermäßigt wurde.“

(Schluß folgt.)

Jetziger Zustand der sieben Kirchen Asiens.

Capitän T. J. Newbold besuchte kürzlich die sieben Kirchen Asiens, die im Buch der Offenbarung erwähnt sind, und schickte seine Bemerkungen darüber an die asiatische Gesellschaft in London ein, wo sie am 5 December mitgetheilt wurden. Die Kirche von Ephesus ist die erste, welche Johannes erwähnt, und die einzige, welche noch ihren kirchlichen Oberrang behauptet, denn sie gibt einem griechischen Erzbischof den Titel; indeß ist sie in statistischer Hinsicht sehr unbedeutend. Der Hafen von Ephesus ist jetzt angefüllt durch einen pestilenzialischen Morast, und einsame Ruinen, nur von Schafals besucht, nehmen die Stelle der einst volkreichen Stadt ein. Das Dorf Ajasolug steht eine kleine halbe Stunde von den Ruinen und enthält etwa 40 zerstreute Hütten, von denen nur eine von einem Christen bewohnt ist. Die Moschee des Dorfs enthält vier Granitsäulen, die zu dem großen Diamentempel gehört haben sollen, dessen Ruinen man noch in der Nähe des Hafens erblickt. Die Moschee verfällt wie die alte christliche Kirche, und alles scheint im letzten Stadium der Auflösung. Capitän Newbold bemerkte, daß der Granit, welcher einen Theil des alten Tempels bildete, sich an einigen Stellen ausgeblättert hatte, augenscheinlich in Folge heftiger Hitze, und er glaubt, dieß habe sich ereignet, als der Tempel durch Feuer zerstört worden sey. — Smyrna, die blühendste unter allen diesen Städten, ist immer noch im Wachsthum. Ihre Bevölkerung, die vor etwa 20 Jahren noch 77,000 betrug, beträgt jetzt über 130,000 und ist immer noch im Wachsen. Es sind hier fünf griechische, drei lateinische und zwei protestantische Kirchen. Die Griechen haben zahlreiche Schulen und die Lateiner ein großes Collegium, aber die protestantischen Schulen haben fortgeschlagen. Die griechische Kirche zu Smyrna ist in blühender Lage. — Nach Smyrna ist Pergamus die blühendste Kirche. Die Bevölkerung beträgt 16,000 Seelen, worunter 14,000 Türken, fast alle übrigen sind Christen. Das christliche Quartier enthält zwei griechische und eine armenische Kirche. Nahe bei der alten Kirche fand Capitän Newbold eine griechische Schule, wo die Zöglinge auf den Marmorgradsteinen saßen, die das Pflaster der Schule bildeten. Capitän Newbold theilte drei, bisher unbekannte, griechische Inschriften mit. — Thyatira ist noch eine blühende Stadt. Es war seit dem Fall vor Konstantinopel für die christliche Welt verloren unter dem türkischen Namen Akhyssar, bis es im 17ten Jahrhundert wieder entdeckt wurde. Die Bevölkerung besteht aus 10,000 Seelen, worunter 2000 Griechen und 120 Armenier. Beide haben, jeder Theil, Eine Kirche; die der Griechen soll auf der Stelle der alten apokalyptischen Kirche erbaut seyn; auch hier copirte Capitän Newbold mehrere Inschriften. — Sardis, die alte Hauptstadt des Crösus, ist jetzt noch öder als selbst Ephesus; kaum ein Haus steht noch aufrecht. Der traurige gyajische See, die sumpfige Ebene des Hermus und die tausend Hügel der Todtenstadt der lydischen Könige, unter denen der berühmte Hügel des Alyattes besonders hervorragt, bilden eine Landschaft von düsterer Großartigkeit. Noch stehen massive Ruinen von Gebäuden, deren Mauern aus sculpturbedeckten Stücken korinthischer und jonischer Säulen bestehen, die einst Theile der alten heidnischen Tempel bildeten. Der durch seinen goldenen Sand berühmte Pactolus enthält kein Gold, aber die glänzenden Glimmerkörner, an denen der Sand reich ist, haben vermuthlich zu dem Beinamen Veranlassung gegeben. Capitän Newbold bemerkt, daß die felsigen Hügel von Sardis wohl verdienten geöffnet zu werden, und empfiehlt den Gegenstand der Aufmerksamkeit der asiatischen Gesellschaft. — Philadelphia hat eine Bevölkerung von 10,000 Türken und 3000 Griechen; es enthält 25 Kirchen, alle klein und elend, aber mit Ueberresten alter Sculpturen. Eine massive Ruine wird als die apokalyptische Kirche bezeichnet. — Laodicea, dessen Schicksal Jahrhunderte lang vergessen war, wurde gleichfalls im 17ten Jahrhundert wieder ans Licht gezogen; es war und ist eine traurige Masse öder Ruinen. Die Hügel, auf denen es stand, gelten für vulcanisch, dieß ist aber falsch, denn sie bestehen ganz aus neptunischen Lagern, hauptsächlich Kalkstein.

Digitized by Google

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Der Besuch im Innern der Pyramiden wird durch das Geschrei und die heftigen Gesticulationen der Araber, die den Reisenden auf den Abhängen der dunkeln Gänge fortziehen, ziemlich unangenehm. Sie ergreifen den Augenblick, wo sie mit dem Reisenden im Innern des Steinbergs allein sind, um mit vollkommener, fast drohender Stimme, ein großes Geschenk (Bakschisch Kebir) zu verlangen. Man hat allerdings nichts von ihnen zu fürchten, aber es ist unangenehm von den lärmenden Forderungen dieser Bettler mit Räubergesichtern verfolgt und belästigt zu werden. Man hat Stille nöthig mitten in dem Schlummer so vieler Jahrhunderte. Uebrigens sind in dem Innern der Pyramiden wenig Beobachtungen zu machen: Man betritt die große Pyramide von der Nordseite durch einen Corridor, welcher anfangs sich senkt, dann aufsteigt, und in einen Saal führt, den man die Königskammer nennt, und der einen Sarkophag von Granit enthält. Die Maurerarbeit ist wunderbar, und das Flackerlicht der Fackeln wird von einer aufs schönste polirten Mauer zurückgestrahlt. Von diesem Saale gehen zwei schmale Gänge nach Aufen, die augenscheinlich nichts waren, als die nöthigen Luftlöcher für die Arbeiter die im Innern der Pyramide arbeiteten. Fünf niedrigere Kammern sind unterhalb der Königskammer, und hatten keinen andern Zweck, als durch ihre Leere das Gewicht der ungeheuren Masse von Mauerwerk zu erleichtern. Wenn man die Königskammer verlassen hat, steigt man wieder hinauf in den Corridor, und gelangt durch eine Abweichung desselben in eine zweite Kammer fast unmittelbar unter der ersten und in der Centralaxe der Pyramide: man hat diese Kammer die Kammer der Königin genannt. Viel weiter unten ist eine dritte, in den Felsen gehauene Kammer, zu der man durch einen Schacht oder durch einen geneigten Gang gelangt, der wieder zum Eingang der Pyramide zurückführt.

Dieß ist die Einrichtung der großen Pyramide; die der beiden andern ist ähnlicher Art, nur hat das Mauerwerk keinen leeren Raum und die Kammern sind in den Felsen ausgehöhlt. Vor diesen einfachen Thatsachen fallen eine Menge willkürlicher Annahmen über die Bestimmung der Pyramiden hinweg. Man muß darauf verzichten, hierher die Scene der mysteriösen Einweihungen Aegyptens zu verlegen, wie der Verfasser des „Sethos“ oder der des „Epicuräers“ that. Was vielleicht noch im Anfang des 18ten Jahrhunderts erlaubt war, ist es im 19ten nicht mehr, und es ist eine sonderbare Keckheit von Thomas Moore, so viele Abenteuer und wunderbare Dinge ins Innere und in die Umgebung der Pyramiden zu verlegen. Nach den Forschungen unserer Gelehrten darf man hier keine undekannten Räume mehr suchen, denn es ist jetzt so ziemlich gewiß, daß nichts der Art zu entdecken ist. Seit den methodischen Untersuchungen der HH. Wyse und Perring ist in den Pyramiden kein Winkel mehr für Mysterien.

Die große Pyramide, die außen seine Hieroglyphe zeigt, hat im Innern nur eine sehr kleine Zahl, aber sie sind höchst wichtig, weil sie das Jenzeit der Alten bestätigen, welche diese Pyramide einem König Cheops oder Surhis zuschreiben. Der Name eines Königs Schufu ist sehr deutlich in Hieroglyphen im Innern der großen Pyramide zu suchen. Es ist gar kein Zweifel, daß Cheops und Surhis nur zwei verschiedene Abänderungen des Namens Schufu sind. Dieser Name findet sich zwar nicht in dem Sarkophagensaal, aber in den kleinen Kammern oberhalb desselben. Die Hieroglyphen sind von rother Farbe und mit Zeichen gemischt, ähnlich denen, wie man sie in den alten Steinbrüchen Aegyptens sieht. Uebrigens sieht man sie auf keinem Stein, der aus der Stelle, wo die Pyramiden stehen, selbst ausgehoben wurde, sondern nur auf denen, die man aus den Steinbrüchen von Turah über den Fluß schaffte. Alles läßt also glauben, daß der Name des Königs Cheops und die Hieroglyphen von denen er begleitet ist, in den Steinbrüchen eingezeichnet wurden. Diese Hieroglyphen sind darum nicht minder sonderbar, und führen die Aufmerksamkeit des Pyramidenmaterials nicht minder auf diesen alten König zurück.

Die zweite Pyramide ist nur um weniges minder hoch, als die erste, und der Unterschied ist noch weniger merklich durch die größere Höhe des Felsens auf dem sie ruht; aber ihr innerer Bau kommt an Schönheit dem der großen Pyramide bei weitem nicht gleich. Die Grabkammer ist, wie schon bemerkt, aus dem Felsen gehauen und nicht im Mauerwerk angebracht. Der Eingang wurde von Belzoni entdeckt, der auch hier, wie immer, einen unvergleichlichen Scharfsinn und richtigen Blick zeigte. Als ächter Spürhund der Alterthümer ahnte er leeren Daseyn durch die von der Zeit angefährdeten Trümmer hindurch, wie zu Theben in den Tiefen des Sarges. Nach Herodot wurde diese Pyramide von dem König Schepfen gebaut, man war aber nicht so glücklich in dieser Pyramide seinen Namen zu entdecken, wie den des Cheops oder Surhis in der großen, oder in einem der benachbarten Gräber las man Schafra, und dieser königliche Name ist von einem hieroglyphischen Titel begleitet, in welchem eine Pyramide figurirt, man hat somit allen Grund zu glauben, daß dieser Schafra der Schefren Herodots und Diodors ist.

Die kleinste der drei Pyramiden, nur ein Drittheil so hoch, als die größte, ist darum nicht die am wenigsten merkwürdige. Fürs erste war sie am meisten geschmückt, ihre Verkleidung war, wie Herodot versichert, und wir man es noch sieht, von Granit, was aber diese Pyramide ein ungemein großes Interesse gibt, ist der Umstand, daß man den hölzernen Sarg des Königs Mycerinus, der nach Herodot ihr erbaute, und den Namen dieses Königs auf den Brettern des Sarges verzeichnet fand. Man kann sich keine schönere Anwendung der Erklärung der Hieroglyphen und seinen schlagendsten Beweis für die Richtigkeit des Lesesystems Champollions denken. Jedermann kann im Museum von London diese Bretter sehen, welche die älteste, von Menschen abgefaßte Inschrift tragen. Die Aerzte, die man am Eingang der Kammer fand, in welcher der Sarg stand, sind wahrscheinlich die des ägyptischen Königs. Das Steingrab ist, nachdem es so viele Jahrhunderte überdauert, auf der Ueberfahrt zu Grunde gegangen.

Nimmt man die historische Reihe von Manetho an, dessen Zeugniß bis jetzt durch das Studium der Denkmäler und die Lesung der Hieroglyphen bestätigt wurde, so muß man mit Lenormant dem Sarg des Königs Mycerinus ein Alterthum von wenigstens 4000 Jahren v. Chr. einräumen. Nun sind die Hieroglyphen, aus denen der Inschrift des Sarges besteht, und die religiösen Formeln dieser letztern vollkommen dem ähnlich, was man auf den Gräbern aus der Zeit der letzten Pharaonen liest; in diesem ungeheuren Zeitraum haben sich alle Schrift und Religion der Aegypter nicht wesentlich geändert, und die Hieroglyphenschriften, so wie die Gemälde, die man in den mit den Pyramiden gleichzeitigen Gräbern findet, bestätigen diese Jahrtausende der Thatsache. Herodot und Manetho weichen hier in einem wichtigen Punkt von einander ab: der letztere schreibt den Bau der dritten Pyramide nicht dem König Mycerinus, sondern der Königin Nitocris zu. Bunsen sucht diese Geschichtsschreiber zu vereinigen durch die Annahme, die Königin habe das Werk des Monarchen vergrößert und ausgeschmückt, und da im Innern der Pyramide zwei Kammern sind, so kann man annehmen, Nitocris habe hier ihr Grab gewählt, ohne ihren Vorgänger zu verdrängen. Gewiß ist, daß das Bildniß des Königs Mycerinus noch bis zur Zeit Diodors, der es selbst sah, über dem äußern Eingang stand. Die Lesung der Hieroglyphen hat das Zeugniß Herodots vollkommen bestätigt, und man hat also die Namen der drei Könige Cheops, Schefren und Mycerinus aufgefunden, denen er in Uebereinstimmung mit Diodor die Errichtung der drei großen Pyramiden nach Ursprung, Zeit und Ordnung zuschreibt. Herodot, welcher über diesen Punkt so genau ist, hat nur darin Unrecht, daß er die drei Könige in der chronologischen Stufenleiter viel zu tief herunter setzt, nach den großen thebanischen Dynastien, welche in Vergleich mit den alten Dynastien von Memphis neu sind. Er hat sichtlich die erhaltenen Nachrichten mißverstanden, oder im Gedächtniß durch einander geworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 12. 14. Januar 1847.

Die gelehrten und literarischen Gesellschaften in den französischen Provinzen.

1. Naturwissenschaften, Industrie, Ackerbau, Congresse.

Der Geschmack für Naturwissenschaften hat sich fast eben so schnell, wie der für gelehrte Bildung verbreitet, aber unglücklicherweise der für gelehrte Bildung verbreitet, aber unglücklicherweise betrachtet man dieselben häufig nur als eine Sache des Vergnügens und der Unterhaltung. Indeß haben die linnéischen Gesellschaften von Bordeaux, Lyon, der Normandie, der Akademie der Wissenschaften zu Toulouse, die Gesellschaften für Naturgeschichte zu Metz und Straßburg Abhandlungen über Mineralogie, Zoologie und Botanik mitgetheilt, welche die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen haben. Der erste Rang gebührt Straßburg und Toulouse, und namentlich findet man in den zu Straßburg erschienenen Schriften Zeichnungen beigegeben, die dem Schönsten, was Paris geliefert hat, nichts nachgeben. Die Provinz zählt auch einige Geologen, welche sich denen der Hauptstadt würdig anschließen, und die Chemie ist gleichfalls im Fortschreiten; in den großen industriellen Mittelpunkten, zu Lille, Rouen u. s. w. sucht man ihr eine ganz praktische Richtung zu geben, und namentlich der Entwicklung der Localindustrien dienstbar zu machen; die Zahl der Physiker ist beschränkter und sie stehen auch weit minder hoch als die Chemiker. Einige Sammlungen enthalten auch rein mathematische Abhandlungen, die Akademie von Toulouse hat zwei mathematische Sectionen, und diese Wissenschaft, ausschließlich wie die, welche sie treiben, hat die Memoiren der Gesellschaft von Metz fast ganz in Beschlag genommen.

Wenn man so der wissenschaftlichen Bewegung durch die verschiedenen Provinzen folgt, so könnte man erwarten, die Mitglieder des Lehrcorps im Vor- und Nachtrab der intellectuellen Streitkräfte zu finden, leider ist dem nicht so, und einige Facultätsprofessoren abgerechnet, ist die Universität von einer staunenswerthen Unfruchtbarkeit. Wenn einige ausgezeichnete Männer sich zufällig in die Departements verlieren, so betrachten sie ihren Aufenthalt als ein wahres Exil, und betreiben vor allem nur ihre Rückberufung nach der Hauptstadt. Der Universitätsunterricht in seiner jetzigen Verfassung [1] entspricht nicht allen Bedürfnissen, denn an ziemlich vielen Orten haben die gelehrten Gesellschaften öffentliche, unentgeltliche Vorlesungen angeordnet, welche stark besucht sind, und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Leute, die meistentheils vielfach beschäftigt sind, sich diese Arbeit aufgeladen hätten, wenn sie nicht überzeugt gewesen wären, daß im System des öffentlichen Unterrichts bedeutende Lücken sich finden. Der Staat denkt von allem an die Kinder, die gelehrten Gesellschaft an die Erwachsenen.

Indem die gelehrten Gesellschaften sich mit Literaturgeschichte und wissenschaftlichen Theorien beschäftigten, blieben sie ihren Ueberlieferungen treu; sie wandten sich an die gebildeten Classen und recrutirten sich in ihren Reihen, aber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues haben ein neues Feld vor ihnen geöffnet. Unter den Gesellschaften der Provinz überschreiten selbst diejenigen, welche sich als ausschließlich literarisch ankündigten, unaufhörlich die Gränzen ihres Programms, um ins Gebiet der Nationalökonomie hinüber zu greifen und die meisten haben Ausschüsse für Industrie oder Ackerbau. Wenn man seit einem Jahrhundert die gesellschaftliche Bewegung verfolgt, so staunt man über die Schnelligkeit, mit der das, was man die Frage des Fortschritts nennen könnte, seinen Standpunkt veränderte. Im 18ten Jahrhundert war der höchste Zweck die Befreiung des Gedankens, das Streben, den Menschen durch die Philosophie zum Glück zu führen. Die Revolution setzte die politische Freiheit und Gleichheit an die Stelle; das Kaiserreich ließ über Ruhm und Eroberungen alles vergessen, das Glück des Menschengeschlechts schien von der Erniedrigung Englands abzuhängen. Unter der Restauration wurde die Frage wieder politisch, denn die Grundsätze der Revolution stellten sich bloß darum, weil sie bestritten waren, mit neuer Gewalt als einzige Garantie der öffentlichen Wohlfahrt dar. Die Julusrevolution, welche deren Sieg zu sichern schien, lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf neue Gegenstände: man sieht den Fortschritt jetzt in den materiellen Dingen, und indem man die Massen durch Unterricht heben will, sucht man auch ihr physisches Wohlseyn zu verbessern. Aber dieß physische Wohlseyn findet sich nur in der Arbeit; darum forderte die Philanthropie in Uebereinstimmung mit den Interessen den industriellen Aufschwung, bald aber fragte man sich, ob diese industrielle Entwicklung nicht neues Elend, und namentlich moralisches, in ihrem Gefolg mit sich führe. Dadurch ward die Aufgabe der Männer, welche sich um das Wohl ihrer Nebenmenschen kümmern, eine gedoppelte: nämlich die Hebung der Industrie zur Verbreitung des Wohlstandes, und auf der andern Seite die Verbreitung des Unterrichts und einer geläuterten Moral, um die schlimmen Richtungen, die sich so leicht in den großen Mittelpunkten der Bevölkerung fortpflanzen, zu hemmen und gegen zerstörende

[1] Hier ist natürlich nicht die wissenschaftliche Anstalt in Paris, sondern die sich über ganz Frankreich erstreckende Einrichtung des Unterrichtswesens gemeint. A. d. U.

Digitized by Google

Theorien ein Gegengewicht zu bilden. Zu Paris, wie in der Provinz, wurden große Anstrengungen gemacht; Paris beschäftigte sich mit der Theorie, die Provinz mit der praktischen Anwendung.

Zu St. Etienne, zu Mülhausen, Metz, Angers, Nantes und St. Quentin hat man Specialakademien gegründet, ächte Handelskammern, die unter dem Titel „industrielle Gesellschaften" sich unter den Fabrikherrn, Kaufleuten und Grundeigenthümern recruiten. Der Zweck dieser nützlichen Gesellschaften ist die Verbindungen der Arbeiter unter einander zu regulisen, die moralische Erziehung des Proletariats zugleich mit der industriellen zu fördern, die arbeitenden Classen in Zeiten der Krise zu unterstützen, in ruhigen Tagen sie über das wahre Verhältniß zwischen Capital und Arbeit aufzuklären, sie Vorsorge für die Zukunft zu lehren, kurz die Arbeiter zu der einzigen Aristokratie, welche Leute von gesundem Verstand gelten lassen können, zur Aristokratie des Talents und der Sittlichkeit, zu erheben. Der erste Rang unter diesen Gesellschaften gebührt denen von Nantes und Mülhausen. Die Gesellschaft von Nantes, im Jahr 1830 durch Camille Mellinet gegründet, zählt gegenwärtig über 600 Theilnehmer. Diese Gesellschaft vertheilt Preise, welche von den Arbeitern selbst zuerkannt werden, und nimmt diejenigen, welche sich durch ihre regelmäßige Aufführung und ihre Talente auszeichnen, als Ehrenmitglieder auf. Die Gesellschaft von Mülhausen hat ein industrielles Museum, eine technologische Bibliothek, welche 3000 Bände enthält, eine unentgeltliche Schule für Linearzeichnen und Mechanik, und einen unentgeltlichen Unterricht in der Malerei gegründet, woran jährlich über 200 Schüler Antheil nehmen, sie gibt nützliche Werke heraus und vertheilt sie, und setzt Preise aus, um die sich jeder, aus welchem Lande er auch sey, bewerben kann. Die Zahl dieser Preise betrug im J. 1842 allein nicht weniger als 60, davon einer von 1500 Fr. für das beste Werk über den Zollverein. Zu Metz gaben die Mitglieder der industriellen Gesellschaft noch vor kurzer Zeit unentgeltliche Vorlesungen, und wenn man so die verschiedenen Theile des Königreichs einzeln durchgeht, so erkennt man bald, daß diese nützlichen Gesellschaften allenthalben, so weit es ihre Hülfsmittel erlauben, ganz bescheiden und ohne Lärm mehr wahrhaft Gutes gethan haben, als alle die Heilande des Socialismus, die nur Utopien aufbauen oder Phrasen machen. An manchen Orten haben sie die Aufsicht über die Lehrlinge, die Einrichtung von Spar- und Unterstützungscassen, die Gründung von Kleinkinderschulen, die Einrichtung von Industrieausund Kunstausstellungen übernommen. Auch fördern diese Gesellschaften die Sache des Fortschritts durch die Abhandlungen, auf welche sie Preise aussetzen; sie haben in den letzten Jahren alle die Hauptfragen der politischen und gesellschaftlichen Oekonomie besprochen, wie die Gefängnißordnung, die Aufsicht über die freigelassenen Sträflinge, die Verwaltung der Almosenvertheilung, die Findelkinder, das Einstehenwesen im Militär, die Entvölkerung einiger Ackerbaustriche zu Gunsten der Städte, die Ensittlichung der Arbeiter in den Manufacturen, die ungenügende Bezahlung der Frauen, die Auswanderungen nach Amerika, das Gesellenwesen u. s. w. Wir wollen nicht behaupten, daß diese verwickelten Fragen immer richtig gelöst wurden, aber es sind immerhin durch die bloße Behandlung derselben Ideen geweckt worden, deren praktische Anwendung früh oder spät nicht ausbleiben wird. Die Municipalverwaltungen, die Generalräthe, die Ausschüsse über den Elementarunterricht rekrutiren sich aus dem thätigen Theil dieser Akademien, und um sich zu überzeugen, daß diese Bestrebungen nicht unfruchtbar sind, darf man nur die Preisschriften mit den Forderungen der Generalräthe in denselben Departements vergleichen, die Uebereinstimmung ist auffallend und fast allenthalben gebührt die Initiative den gelehrten Gesellschaften.

Auf die Verbesserung und die Fortschritte des Ackerbaues haben die Departementalgesellschaften in den letzten Jahren am meisten Sorge, Aufmerksamkeit und Geld verwendet. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts hatte Frankreich noch keine Ackerbaugesellschaft, und die erste ward im J. 1751 gegründet, nach dem Bankerot Laws, als man wiederum die Wahrheit erkannte, daß der Ackerbau der wahre Reichthum des Staats ist. Leider stellte damals der Zustand des Grundbesitzes den Verbesserungen die größten Hindernisse entgegen. Was konnte man thun bei den Zehnten, Frohnen und andern Privilegien des Grundeigenthums, die alle Lasten auf den Arbeiter warfen, bei der Concentration der großen Domänen in den Händen der Geistlichkeit, die, über alles Bedürfniß hinaus reich, ihre Einkünfte bezog, ohne sich darum zu bekümmern sie zu vermehren, und einen Theil in Almosen austheilte, welche um die religiösen Anstalten der eine Bettler-Bevölkerung erschufen. Die Revolution änderte dieß, sie vertheilte nicht bloß den Boden unter die Masse der Nation, sondern die Kriege zeigten auch den Soldaten, von denen natürlich viele den Ackerbau aus Erfahrung kannten, den Vortheil anderer Methoden des Ackerbaues. Endlich beschleunigte unter der Restauration Hr. Matthieu de Dombasle durch mannichfache Arbeiten, namentlich durch Einrichtung seiner Musterwirthschaft zu Roville im J. 1823 den Fortschritt, und man kann sagen, daß Hrn. Dombasle das Verdienst gebührt, den Ackerbau auf ganz neue Bahnen geleitet zu haben.

(Schluß folgt.)

Die Botschaft des Präsidenten Polk.

(Schluß.)

Wir führen dieß hier nur an, um zu zeigen, daß in Nordamerika eine Partei, welche die Tariffrage von einem ganz andern Gesichtspunkte ansieht, als die regierende, ungemein thätig ist, und sich Eingang nicht bloß bei den Manufacturisten, sondern bei den Consumenten selbst zu verschaffen sucht, und sogar bei den Pflanzern im Süden bereits mannichfach gefunden hat. Die Zuversichtlichkeit, mit welcher der Präsident von Aufrechthaltung des Tarifs spricht, die im vorigen Jahre bekanntlich nur durch das Entscheidungsvotum des Senatspräsidenten durchging, ist deßhalb nicht so ganz ächt, als er sich den Anschein geben will. Indeß ist allerdings richtig, daß der neue Tarif, der nun eben erst in Vollzug trat, noch nicht seine Probe abgelegt hat, und daß es unklug wäre, den jetzigen günstigen Stand des Handels irgend zu stören, aus bloßer Vorliebe für den alten Tarif; eine wesentliche Umgestaltung dieses letztern ist also vorerst doch nicht zu erwarten, wenn sich gleich auf Pennsylvanien manche Stimmen dafür hören lassen werden.

Die Zuversicht, mit welcher der Präsident, wie in dieser, so auch in der mexicanischen Frage auftritt, hat sehr guten Grund. Jetzt noch ist der Congreß wesentlich demokratisch. Der nächste vielleicht dürfte eine kleine Whigmajorität ergeben, es kommt deßhalb alles darauf an, die Sache jetzt zu einem gedeihlichen Ende zu leiten. Der Präsident bezeichnet in seiner Botschaft die Opposition auf eine sehr strenge Weise, und stellt ihr Benehmen als den öffentlichen Interessen nachtheilig vor: „ein wirksameres Mittel, den Feind aufzumuntern und den

Digitized by Google

Krieg zu verlängern, hätte man nicht ersinnen können, als die Sache desselben zu vertheidigen und so ihm Unterstützung zu verleihen." Diese Sprache kann der Präsident jetzt noch führen, und sie kann auch glücken, wenn seine Kriegsunternehmungen glücklich ablaufen. Im Anfang Decembers ist General Scott, der beste Degen in den Vereinigten Staaten, mit seinem Gefolge abgereist, um sich nach dem kürzlich eingenommenen, oder vielmehr von dem Feinde verlassenen Tampico zu begeben; dort soll eine starke Truppenmacht zusammengezogen und nach Veracruz entsendet werden, um diese Stadt zu Lande anzugreifen, während es zu gleicher Zeit auch von der See angegriffen wird, der Fall von Veracruz, dem Hauptausfuhrhafen Mexico's, könnte die mexicanischen Machthaber mürbe machen. Von England haben die Vereinigten Staaten jetzt keine Einsprache zu fürchten, und diese können jetzt die Erwartungen Englands, daß sich aus diesem Kriege unabsehbare Verlegenheiten für die Vereinigten Staaten entspinnen würden, nicht besser zunichte machen, als wenn sie den Krieg aufs nachdrücklichste betreiben. Zu dem Ende wird auch gleich in der Botschaft ein Anleihen von 23 Millionen verkündigt, und es ist kaum ein Zweifel, daß es der Congreß mit bedeutender Mehrheit verwilligen wird. Eine andere Frage ist, ob dieses Anlehn zusammengebracht werden kann. Wir haben früher (s. Rückblicke des vorigen Jahrs S. 1363) darauf hingewiesen, daß die günstige Bilanz des Handels für die Vereinigten Staaten eine bedeutende Geldmasse aus England nach Amerika führen werde, die am besten und schnellsten eine Verwendung in Anlehen fände. Ganz dieselbe Ansicht berichtet jetzt der bekannte „Genevese Traveller" in den Times (1 Januar) wenn er sagt: „Die Finanzmänner der Regierung hegen große Erwartungen über den Betrag von baarem Gelde, welches die Handelsbilanz aus England nach Amerika führen wird. Von einigen wird sie auf Millionen Pfund Sterling berechnet. Auf diesem Weg hoffen sie die Mittel zur Fortführung des mexicanischen Kriegs zu erhalten."

Darauf ist also sichtlich die Aussicht der Regierung gestellt, man sucht den Krieg durch Anwendung der kräftigsten Mittel schnell zu Ende zu führen, um dann mit der vollendeten Thatsache, die in Amerika so gut wie in Europa ihre Geltung hat, dem nächsten vielleicht minder günstigen Congreß entgegenzutreten. Man behauptet mit ziemlicher Zuversicht, am 1 Mai müsse Veracruz gefallen, vielleicht gar der Friede geschlossen seyn.

Wir haben bis jetzt drei Punkte berührt, die der Präsident in seiner Botschaft erwähnt, und müssen nun noch diejenigen nennen, die er unberührt läßt. Der erste und wichtigste ist die Sklavenfrage, auf welche in der ganzen Botschaft auch nicht eine Anspielung vorkommt; dennoch ist es ziemlich gewiß, daß der Gegenstand im Congreß zur Sprache kommen wird, und zwar hauptsächlich darum, weil es für den Norden von Wichtigkeit ist, daß die neuen Staaten, welche durch den jetzigen Krieg nach und nach in die Union kommen, nicht Sklavenstaaten werden; man behauptet sogar, es sey ein Plan zu einer allgemeinen Abschaffung der Sklaverei im Werke, so weit ist es aber noch auf keinen Fall, indeß nähert sich die Frage sichtlich mehr einer Entscheidung, so sehr sie auch die Sklavenstaaten zu verzögern suchen werden; Virginien hat neuerdings erst wieder die Farbigen d. h. die freien Mischlinge aus seinem Gebiet verbannt. Wahrscheinlich ist es, daß man einen Schritt thun wird, um dem Land-Sklavenhandel, der namentlich aus Virginien nach Louisiana betrieben wird, entgegen zu arbeiten. Der zweite nicht berührte Punkt ist die Antirenter-Frage. Der Präsident betrachtet solche sichtlich als eine nur die einzelnen Staaten angehende Frage, da sie in den östlichen Staaten in Bälde entschieden werden muß, und, wie wir früher schon angegeben haben, zu Gunsten der Antirenters entschieden werden wird; aber in den westlichen Staaten ist die Frage noch nicht reif, weil die einzelnen Ansiedler zu sehr die Unterstützung mächtiger Capitalisten nöthig haben. Eine in dieser Beziehung wichtige Maßregel hat der Präsident in seiner vorjährigen Botschaft besprochen und kommt auch dießmal darauf zurück; dieß ist der Verkauf der geringern Staatsländereien zu einem niedrigern Preis als sonst für Staatsländereien festgesetzt ist. Polk wird ohne Zweifel darauf bestehen, und betrachtet die Sache als einen Act der Gerechtigkeit gegen die ältern Staaten, indem große minder günstige Striche unangebaut liegen, weil sie den allgemeinen Preis der Staatsländereien nicht zahlen können. Es ist dieß eine Frage der allgemeinen innern Entwicklung, und darin wird Polk auch die Stimmen der meisten seiner Gegner für sich haben. Ist er nur in seinem Krieg gegen Mexico glücklich, so wird trotz aller zeit drohenden Angriffe gegen seine Verwaltung diese nach Verlauf weniger Jahre als eine glänzende in der Geschichte der Vereinigten Staaten da stehen.

Statistik von Neusüdwales.

Im Jahr 1845 wuchs die Bevölkerung durch Einwanderung um 5968 Personen, durch Geburten um 8522; dagegen wanderten aus 4183 Personen und es starben 2128, so daß die allgemeine Vermehrung nur 8179 betrug. Die Gesammtbevölkerung betrug nach den officiellen Berichten am 31 December 1845 187,556 Seelen, darunter 74,951 erwachsene Männer, 36,223 Weiber (woraus man noch die Folgen der Verbrecherdeportation erkennt), und 70,382 Kinder. Da die männlichen und weiblichen Geburten so ziemlich das gewöhnliche Verhältniß einhalten, nämlich so daß etwas mehr Knaben als Mädchen geboren werden, so wird im Laufe von etwa 10 bis 15 Jahren die bisherige noch immer sehr große, doch schon wesentlich ermäßigte Ungleichheit der Geschlechter aufhören. — Die Gesammtzahl des angebauten Landes betrug im J. 1844 144,095 Acres, im J. 1845 163,331. — Die Maße des in der Colonie vorhandenen Viehs mit folgendermaßen angegeben: 82,303 Pferde, 1,348,022 St. Hornvieh, 60,005 Schweine und 6,202,031 Schafe. — Der Landverkauf geht (wegen des noch immer seit gehaltenen hohen Preises, nämlich 1 Pf. St. für den Acre) fortwährend langsam vor sich, im J. 1843 wurden verkauft für 11,297 Pfd., im J. 1844 für 7403 Pfd., im J. 1845 für 18,451 Pfd. (Shipping Gazette. 31 December.)

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Die Pyramiden sind nicht, wie Bryant behauptete, das Werk der Hirten, d. h. der nomadischen Völker, welche gegen 2300 v. Chr. das alte ägyptische Reich eroberten. Diese Barbaren haben kein Denkmal errichtet, und das größte, was Aegypten besitzt, kann ihnen nicht angehören; man muß der vierten Dynastie die Ehre lassen, diese unvermüstlichen Massen aufgeführt zu haben. Man kann, wie schon bemerkt, sie nicht wohl niedriger als zu 4000 Jahr v. Chr. ansetzen, und es zeugt von keiner noch in der Kindheit befindlichen Civilisation, diese mächtigen Steinlagen auf eine solche Höhe mit einer staunenswerthen Regelmäßigkeit aufzuthürmen. Das in den Inschriften angewandte Schriftsystem ist völlig dem ähnlich, wie man es auf den Denkmalen der spätern Zeit trifft. Das alphabetische Element, welches mit der Zeit über das bildliche das Uebergewicht gewinnen mußte, zeigt sich darin bereits in einem bedeutenden Verhältniß. Alles dieß führt die ägyp-

Digitized by Google

tische Einbildungskraft zwar nicht in ein unmäßiges Alterthum, wie Dupuis wollte, aber doch um einige Jahrhunderte über die Sündfluth hinauf, wie man diese gewöhnlich berechnet.

Um den Zugang zu den Grabkammern zu verschließen, hatte man die Gänge, die ins Innere der Pyramiden führen, mit ungeheuren Steinblöcken ausgefüllt. Einen dieser Blöcke fand man in seiner Lage, wie ein Fallgatter seit 6000 Jahren fest mit dem Fall hoabend. Diese Gräber, in denen die alten Könige sich gegen jeden Angriff versbauten, blieben nicht lange unverletzlich. Man sieht, daß die Pyramiden schon frühzeitig eröffnet wurden. Vielleicht wurden die nach dem Bericht der Alten ihren Völkern verhaßten Erbauer die beiden ersten aus ihrem Grabe gerissen, wenigstens ist so viel gewiß, daß man sie nicht darin fand.[1] Alle drei Pyramiden wurden von den Arabern eröffnet, denn die Hoffnung Schätze in den Gräbern zu finden, lockte frühzeitig zu diesem Versuch. Um hinein zu gelangen, durchbrach man die Masse der Pyramide, und stieß dann auf den alten Corridor, dessen Oeffnung zugeschüttet war; dann wurde selbst die künstliche Eingang sorgfältig versteckt, so daß Belzoni und Wyse ihn erst von Neuem entdecken mußten.

Wenn die wahre Geschichte der Pyramiden sehr kurz ist, so ist dagegen ihre Irrendengeschichte desto länger. Man kann sich leicht denken, daß diese ungeheuren geschlossenen Massen, deren Ursprung man nicht kannte, und in deren Innerem man so viele Wunder denken konnte, in allen Zeiten zur Einbildungskraft des Menschen gesprochen haben, von den griechischen Reisenden bis auf den Italiener Caviglia, der durch fortwährendes Herumstöbern in den Pyramiden seine Arbeiten, die indeß sehr positive Resultate hervorbrachten, mit einem wahren Aberglauben betrieb, und von den Druiden, welche in ihrem Katechismus die Pyramiden durch ihren Messias bauen lassen, bis auf die Alchymisten, welche behaupteten, daß die Tafeln des Hermes darin eingeschlossen seyen. Juden und Christen erfanden gleichfalls Fabeln über die Pyramiden, indem man die Gebäude derselben mit der Knechtschaft der Juden in Aegypten verknüpfte. Die Juden hatten also die Pyramiden erbaut, und die größte enthielt, was freilich ziemlich unbegreiflich klingt, das Grab des Pharao, der bei ihrer Verfolgung im rothen Meer ertrank; oder man gab den Pyramiden ein ihnen würdigeres Alter und machte die Gräber von Seth und Henoch daraus; am häufigsten aber brachten Juden und Christen ihr Wunder der Pyramiden mit Joseph in Zusammenhang. Ihnen zufolge hatte Joseph Memphis gegründet, Obelisken und Pyramiden aufgerichtet. Man nannte letztere die Kornspeicher Josephs. Ihre Form gleicht auch wirklich denen der alten ägyptischen Kornspeicher, wie man sie in den Malereien der Gräber abgebildet sieht, und wie sie sich noch jetzt am Ufer des Nil finden. Man hielt die Pyramiden für hohl, und in diesem Fall hätten sie allerdings eine ungeheure Menge Getreide aufnehmen können.

Die Araber, große Freunde von Erzählungen und Fabeln jeder Art, haben ihrer Einbildungskraft hinsichtlich der Pyramiden freien Lauf gelassen, und ließen sie vor der Geburt Adams dauen. Seltsam genug, einige Spuren historischer Wahrheit scheinen sich in allen diesen fabelhaften Sagen erhalten zu haben. Man behielt eine richtige Ansicht von der Bestimmung der Pyramiden, in denen die meisten Sagen, weit richtiger als viele neuere Theorien, übereinstimmend Gräber erkennen. Das Andenken der auf den Wänden der Pyramiden eingegrabenen Hieroglyphen erhielt sich gleichfalls in den arabischen Legenden, als die Wissenschaft noch nicht das Verschwinden der Charaktere durch das Abfallen der Beelleidung, auf der sie eingegeaben waren, erklärt hatte. Der alte Fluch der Völker gegen die Könige, welche die Pyramiden bauten, besteht gleichfalls noch in der arabischen Legende, wo Pharao gleichbedeutend mit Dyaun ist. Es ist eine ewige Gerechtigkeit, daß der riesenhafte Egoismus der Fürsten, welche die größten Denkmäler der Welt aufführten, auf ihren Namen den Fluch der Jahrhunderte geladen hat.

[1] Das von Belzoni in der zweiten Pyramide entdeckte Grab enthielt einige Knochen, es scheinen aber Ochsenknochen gewesen zu seyn.

Was die Berichte der arabischen Erzähler, die nur allzu oft auch von den Geschichtschreibern dieses Volks aufgenommen wurden, am meisten anregte, war der Gedanke an die Festigkeit der Pyramiden und an die Reichthümer, die sie in sich schließen. Dahee die oft wiederholte Geschichte des Sultans, der, wie es in unsern Tagen Mehemed Ali versuchte, eine Pyramide zerstören wollte, aber bald erkannte, daß alle Reichthümer seines Gebiets nicht hinreichten, um die Zerstörung in Ausführung zu bringen. Dahee auch nachstehender Bericht, den Masudi als eine egyptische Tradition angibt. Hundert Jahe vor der Sündfluth hatte König Surid einen schrecklichen Traum: die Erde ward umgekürzt und der Himmel verfinsterte sich. Es sah die Sterne in Gestalt weißer Vögel auf die Erde herabsteigen, und die beklürzten Sterblichen fortragen. Die Astrologen verkündigten die Sündfluth, worauf König Sueid die Pyramiden zu errichten befahl; er legte in denselben seine Schätze, die Leichen seiner Ahnherren und die Bücher nieder, in denen alle Wissenschaften enthalten waren. Die Sündfluth zog über die Pyramiden hin, die unzerstört blieben. Die Sitte, die sich bei manchen alten Völkern findet, die Schätze in den Gräbern aufzubewahren und der Gebrauch kostbare Gegenstände mit den Leichen zu begraben, erweckten zu allen Zeiten den Gedanken, daß die Pyramiden, die Gräber der mächtigen Pharaonen, unermeßliche Schätze enthalten müßten. Daraus entsprangen Erzählungen wüthig der Tausend und eine Nacht. Eine darunter ist sehr merkwürdig: der Chalife Al Mamun, der bis zu einem gewissen Punkt ins Innere der großen Pyramide eingedrungen war, fand hier ein Gefäß voll Goldstücke mit der Inschrift: „Ein König, Sohn eines Königs, wird in dem und dem Jahr diese Pyramide öffnen, und bei diesem Unternehmen eine gewisse Summe ausgeben. Wir wollen ihn für diese Ausgabe entschädigen; wenn er aber seine Nachforschungen fortsetzt, wird er ungeheure Kosten zu tragen haben, und nichts mehr erhalten." Der Chalife war sehr erstaunt, ließ eine genaue Berechnung fertigen anstellen, was die Ausgeadung gekostet hatte, und zu seinem großen Erstaunen glich die gefundene Summe genau derjenigen die er aufgewendet hatte. Willkürlich glaubt, der Chalife habe diese Summe hinstellen lassen, um auf eine gute Art sein Unternehmen wieder aufgeben zu können, und den Tadeln den Mund zu schließen durch den Beweis, daß dasselbe nichts gekostet habe.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Wahrschinlicher unterseeischer Vulcan in dem indischen Archipel. Das Schiff Helena stieß auf seiner letzten Fahrt von Batavia nach Canton unter 16° N. B. und 121° O. L. von Gr. auf unermeßliche Striche schwimmenden Bimssteins, der treß seit kurzer Zeit aufgeworfen seyn konnte, da die Proben, die man davon aufsieb, durchaus weder mit Schlamm, noch mit Gras überzogen waren, was gewiß der Fall gewesen wäre, wenn die Bimssteine seit längerer Zeit im Meere umhergetrieben hätten; das nächste Land windwärts waren die Marianen oder Ladronen etwa 1000 Seemeilen weit; die Steine konnten unmöglich von daeither kommen, und noch weniger von Lucon, das gerade windwärts lag. (Athen. 26 December.)

Mangel an Buchhändlern in Irland. Als ein merkwürdiges Beispiel, wie physisches Elend die geistige Entwicklung niederhält, führen wir aus dem Athenäum vom 26 December einige Mittheilungen an, die aus der Leinster Expreß entnommen sind: „Un 74 Städten Irlands, jede mit einem Minimum von 2500 Einwohnern ist nicht Ein Buchhändler. — Schottland mit einem Drittheil der Bevölkerung Irlands hat dreimal so viele Buchhändler, ein Verhältniß von 9:1. Unter den 74 Städten ohne Buchhändler befinden sich z. B. Dungarvan mit 12,382 Einwohner. Carrikon Suit mit 11,049. Freier haben sechs Grafschaften nicht Einen Buchhändler, nicht Ein circulirendes Leseinstitut. Außerhalb Dublin und in einigen andern großen Städten kann sich kein Buchhändler halten, wenn er nicht Nebengeschäfte, wie Papier-, Parfümerichandel u. s. w. treibt. Vor einigen Jahren verfaßte ein achtungswerther Buchhändler in Connaught zugleich auch Uhren, Strümpfe und Kartoffeln."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 13. 15. Januar 1847.

Erinnerungen eines deutschen Naturforschers aus den Kosakenländern.

Der letzte Tag meines Aufenthalts in Fanagoria. — Scene in Taman zur Charakteristik der Kosaken des schwarzen Meers. — Das Reisen am Kuban. — Naturcharakter. — Steppenländer. — Das Aeußere der tschernomorischen Kosaken im Vergleich mit den Tscherkessen. — Erster Anblick des Kaukasus. — Ankunft in Jekaterinodar. — Das äußere Bild der Stadt. — Die Festung. — Sawadofski. — Gefahr des Reisens am Kuban. — Die Kathedrale von Jekaterinodar. — Besatzung. — Ursachen der scheinbaren Zaghaftigkeit bei den tscherkessischen Stämmen am linken Ufer.

Das niedliche Apothekerhäuschen in Fanagoria schien in der Nacht des 9 Märzes bis auf den Grund niederkrachen zu wollen, so ungestüm ward es vom wilden Steppenorkan durchsaust und erschüttert. Sogar die Monatrosen und die duftigen Geraniumstengel in der Gaststube schwankten hin und her, trotz des Schutzes solider Fenster, und das Gebälk des Dachstuhles knarrte wie die Segelstangen eines auf Sturmesrollen treibenden Schiffes. Damit hatte aber auch der seythische Boreas sein Wüthen erschöpft. Nach Mitternacht ward es ruhig, die Brandung zischte leiser gegen die taurische Meerenge und ein heiterer, kalter Morgen zeigte, daß das Wetter sich geändert und der wilde Pontus sich beruhigt habe. Die Gaststubenthüre öffnete sich frühe, und das freudestrahlende Gesicht des guten deutschpolnischen Apothekers grüßte mit willkommener Botschaft. Ein Schiff sey von Kertsch herübergekommen und ein Reisewagen darauf, der seiner seltsamen Form nach keinem Russen gehören könne, und wohl der meinige seyn müsse. Zwei Minuten später guckte auch schon das treuherzige Gesicht meines wackern Ungarn, Stephan Nogell, den ich in Kertsch zurückgelassen hatte, gräßend durchs Fenster herein. Der kräftige, junge Magyar, der all die edlen Eigenschaften wie die meisten bekannten Fehler seiner Landsleute hatte, war mir auf all meinen Wanderungen durch Südrußland mit anhänglichster Treue zur Seite gestanden, und ich betrachtete ihn mehr als Freund denn als Diener. Zu einer gefahrvollen Kaukasusreise konnte ich mir keinen bessern Begleiter wünschen. Mit ihm war ein junger Niederländer, Hr. V—f von Kertsch gekommen, der als Freiwilliger in der Kaukasusarmee diente, zu seinem Regiment zurückkehrte und um ein Plätzchen in meinem Wagen mich ersuchte, was ich natürlich mit Freuden bewilligte. Hr. V—f, der bereits mehrere Jahre im Kaukasus zugebracht und den bedeutendsten Kriegszügen beigewohnt, kannte Land und Leute im Gebirge wie in der Steppe, wußte wie man mit Kosaken und Eingebornen umzugehen habe, war der russischen und tatarischen Sprache vollkommen mächtig, und seine Begleitung gewährte daher eben so viel Nutzen als Unterhaltung.

Mit dem Abschied von meinem gastfreundlichen Apotheker ward es nun Ernst. Hr. R—r hatte gegen das Ende meines Aufenthalts in Fanagoria sich der Sprache seines Vaterl wieder einigermaßen erinnert. Das Russische ward allmählich in unserer Conversation beseitigt, deutsche Töne wurden dem flawischen Ohr wieder verständlicher, und ich glaube, sie wärmten zuletzt auch sein deutsches Gemüth. Außer Russen hatte er seit so vielen Jahren niemanden in seinem Häuschen bewirthet. Unser Beisammenseyn, das abendliche Plaudern am Theetisch von Deutschland, von Polen, von Reiseabenteuern und den Vorgängen in der großen Welt schien ihm lieb geworden, und als ich abzog, schien die alte Wanderlust sich bei dem stillen Mann wieder mächtig zu regen. „Ich wollte, ich wäre Ihr Ungar und könnte Ihnen folgen über den Kaukasus nach Grusien, nach Persien" sagte Hr. R—r mit der sanftesten, bald wehmüthigen Miene, die mich wieder ganz an James Pinch erinnerte, den liebenswürdigsten Charakter, den der englische Romanschreiber Dickens erfunden. Seine warme Hand preßte die meinige lange beim Abschied, und in seinen Augen glaubte ich etwas zu bemerken, das wie Thränen aussah — jedenfalls die einzigen, die ich im Kosakenlande wahr genommen.

In Taman aber, wo die Kosakenpferde für den Wagen uns erwarteten, gab es gleich darauf die unangenehmste Scene. Die Postleute behaupteten, daß sie nur die Pferde, nicht aber die Stricke zur Anspannung zu liefern hätten. Der russische Unteroficier, der mich begleitete, versicherte das Gegentheil und mahnte mich dringend, keinen Schritt nachzugeben, die Aschernomorzen seyen das unverschämteste Volk der Welt, und wenn man sich schwach gegen sie zeige, würde ihr Benehmen nur immer frecher werden. Dabei schnauzte er den kosakischen Postschreiber mit derben Flüchen an, schlug mit geballter Faust auf den Tisch und drohte ihm mit den schlimmsten Folgen, wenn er einen von der kaiserlichen Behörde empfohlenen Ausländer nicht mit mehr Respect behandle. „Aber was haben Respect und Wagenstricke mit einander zu schaffen!" rief der erschrockene Postschreiber sehr höflich, aber jammernd, denn er hatte wahrscheinlich keinen halbaren Strick mehr in seinem Hause. Wie gerne hätte ich nachgegeben und selbst Stricke gekauft, wenn der Unteroffizier mir nicht betheuert hätte, daß solches Nachgeben die

Digitized by Google

übelste Wirkung habe, und daß nur mit rauhem Ton bei den Kosaken etwas auszurichten sey. Zu meinem Unstern war der Don'sche Major und der Stawropol'sche Stabsofficier, deren Gegenwart den Tschernomorzen so imponirt hatte, bereits abgereist. Ich schickte daher den Unterofficier zum Commandanten des Städtchens, und ließ ihm das Circularschreiben des Ministers Perowski vorlegen, das den Befehl an alle kaukasischen Behörden enthielt, mir möglichsten Vorschub zu leisten. In der Krim hatte dieses Document stets eine magische Wirkung gehabt, und was ich nur immer wünschte und begehrte, ward mir dort von den Localbehörden bewilligt. Hier merkte ich gleich, daß ich mit Leuten zu thun hatte, die nicht gewohnt waren, Befehle von Civilbehörden zu empfangen, und die nur der Anblick von Orden und dicken Epauletten unterwürfig machte. Der Kosakencommandant las das ministerielle Schreiben ziemlich nachlässig, kam selbst zur Post, musterte aufmerksam meinen einfachen Reiseanzug, und da er gleich merkte, daß er keinen Mann von Tschin vor sich habe, so lautete auch seine Entscheidung einfach: der Posthalter habe Recht, und jeder Passagier müsse für die Bespannungsstricke selber sorgen. Der Unterofficier flüsterte mir aber zu, das seyen Lügen, der Commandant sey bei dem Postunternehmen mitbetheiligt, ich solle und müsse fest beharren, jede Nachgiebigkeit setze mein ganzes Ansehen aufs Spiel, und werde die Kosaken noch unverschämter machen. Drohungen und derbe Worte nützten indessen nicht viel, die Kosaken blieben höflich, brachten aber keine Stricke. Am Ende erklärte der Commandant, der Streit drehe sich ja nur um eine Kleinigkeit, Stricke seyen in Tamon nicht theuer, und wenn mir die Ausgabe zu groß, wolle er deren selbst kaufen. Diese Bemerkung machte mich kleinlaut und beschämt, und ich schickte meinen Diener nach dem Bazar, um Stricke zu kaufen. Ich erwähne dieser Scene nur, weil sie mir gleich bei meinem Eintritt im Kosakenlande eine Wahrheit offenbarte, die mir später durch eine lange Reihe von Erfahrungen vollkommen bestätigt wurde. Die sklavische Demuth, der bebende Respect, der starre Schrecken, den in anderen Theilen Rußlands nicht bloß Bauern und Soldaten, sondern auch Beamte des untersten Grades, überhaupt alle Leute niedern Standes gegen höher stehende Personen, besonders aber gegen Männer zeigen, die in irgend einem nähern Verband zur Centralgewalt in St. Petersburg stehen, gegen alle „Hochwohlgeborene" und „Excellenzen," und ganz vorzüglich gegen Ankömmlinge aus der Czarenstadt, die in Auftrag oder mit Vollmachten des Kaisers reisen — diese zerknirschte, lautlose Unterwürfigkeit des gemeinen Haufens in Groß-Rußland findet man bei den Kosaken lange nicht in gleichem Grad. „Die Kosaken sind jetzt gut disciplinirt, an Subordination gewöhnt" sagte mir der Stabsofficier von Stawropol. Das ist im allgemeinen wohl wahr. Der freie Sinn, der männliche Trotz, der diese Steppensöhne vor Zeiten beseelte, ist gebrochen, aber von der im Kosakenland herrschenden Disciplin bis zu dem sklavischen Gehorsam des Groß-Russen ist noch immer ein weiter Abstand.

(Fortsetzung folgt.)

Die gelehrten und literarischen Gesellschaften in den französischen Provinzen.

4. Naturwissenschaften, Industrie, Ackerbau, Congresse.

(Schluß.)

Seit 1830 zeigt sich eine lebhaftere Bewegung: vor 40 Jahren gab es 15 Ackerbaugesellschaften, jetzt steigt ihre Zahl, die Comitien mit inbegriffen, auf 825, und die Gesammtzahl der Mitglieder auf 100,000. Eine große Anzahl Akademien der Wissenschaften und schönen Künste in der Provinz haben eine Section des Ackerbaues. Einige Gesellschaften sind ganz speciell, und die meisten geben Berichte und Memoiren heraus. Eben so ist es mit den Comitien, die sich jedoch von den eigentlichen Agriculturgesellschaften wesentlich unterscheiden. Die letztern bestehen aus einer bestimmten Anzahl an Ort und Stelle wohnender Mitglieder und fremder Correspondenten, und man verlangt von denselben eine gewisse theoretische Bildung; sie behandeln die Fragen aus einem wissenschaftlichen Standpunkt, und einige arbeiten, zur Mittheilung an die Generalräthe, Reformplane aus, die dann von den Generalräthen mit ihrer officiellen Sanction versehen an die Regierung eingesendet werden. In diesem Punkt haben sie in fast allen neuerlich angenommenen oder vorgeschlagenen gesetzgebenden Maßregeln, z. B. über die Bewässerung, die Jagdpolizei, die Viehabgabe bei der Einfuhr in die Städte, die Herabsetzung der Salzsteuer u. dgl. die Initiative ergriffen. Sie beschäftigen sich zu gleicher Zeit mit der moralischen Besserung, mit dem Unterricht und dem Wohlstand der ackerbauenden Classen. Die Comitien, welche erst im Jahre 1835 gegründet wurden, sind vor allem praktisch, und bestehen aus einer unbeschränkten Anzahl Mitglieder, die ohne Unterschied aus wissenschaftlichen Männern, aus großen Grundeigenthümern und kleinen Bauern bestehen. Man braucht bloß einen jährlichen Beitrag, der gewöhnlich nicht über 5 Franken beträgt, zu bezahlen, und es ist eine merkwürdige Thatsache, daß diese Einrichtungen sich in weniger als 12 Jahren über ganz Frankreich verbreiteten, ohne daß ein Gesetz oder eine Ordonnanz sie hervorgerufen hätte.

Im J. 1833 führte Hr. von Cunmont nach dem Vorbild Deutschlands und Englands den wissenschaftlichen Congreß ein, wo über alle menschlichen Kenntnisse, über Naturwissenschaften, Physik und Mathematik, Agricultur und Industrie, Geschichte und Archäologie, Literatur und schöne Künste gesprochen wird, und die Resultate in einem Bericht niedergelegt werden. Der Congreß spricht für den Ackerbau und die socialen Verhältnisse Wünsche aus, die sich oft durch große praktische Richtigkeit auszeichnen. Literatur und Poesie nehmen hier einen sehr untergeordneten Raum ein, dagegen sind Archäologie und Geschichte besser bedacht, verfallen aber nicht selten ins Kleinliche. Außer dem allgemeinen Congreß haben sich auch, gleichfalls nach dem Vorbild Deutschlands, specielle gebildet, z. B. der archäologische Congreß Frankreichs, im J. 1834 durch die Gesellschaft für Erhaltung alter Denkmäler errichtet, die Congresse der Wein- und Wollerzeuger. Die Ackerbauer mehrerer Provinzen haben sich gleichfalls zu Provincialcongressen vereinigt, die stark besucht, und worin nicht nur wissenschaftliche Fragen erörtert, sondern auch positive Interessen geltend gemacht werden, die in den gesetzgebenden Kammern Berücksichtigung fanden. Nachdem der Anstoß einmal gegeben war, behauptete die Centralsitation ihre Rechte. Die Provinz begriff selbst, daß sie ihre Wünsche, um ihnen einen Rechtsanspruch zu geben, der Controlle der Wissenschaft in Paris unterwerfen müsse, und der Centralcongreß von 1846 vereinigte aus allen Punkten des Königreichs die thätigsten Mitglieder der Gesellschaften und der Comitien in der Hauptstadt. Ausgezeichnete Männer in der Administration und Legislatur haben Theil an deren Arbeiten genommen, leider aber ist die Gewohnheit großer Versammlungen noch nicht in die französischen Sitten übergegangen, und die Discussion

Digitized by Google

ward ohne Ordnung und Methode geführt. Der Ackerbau diente als Vorwand für Aerzte, Philanthropen und Gefängnißreformatoren, um eine mehr oder minder problematische Gelehrsamkeit glänzen zu lassen; man sprach oft, ohne einen Schluß zu ziehen, de omni re scibili et quibusdam aliis, und einige Redner scheiterten wirklich unter dem Wellenstrom ihrer Phrasen. Folgt man indeß den Arbeiten der General- und Provincialcongresse seit ihrer ersten Zusammenrufung, die noch von sehr neuem Datum ist, so erkannt man darüber, wie der Horizont sich fortwährend erweitert, und bei jeder neuen Zusammenkunft neue und interessante Fragen auftauchen: man dringt mehr und mehr in die Wirklichkeit ein, die Discussionen werden besser durchgeführt, die Reformwünsche bestimmter, die vorgeschlagenen Reformen anwendbarer. Wenn Leute, mit speciellen Kenntnissen ausgerüstet, die genaue und vollständige Untersuchung aller von den Ackerbau-, den gelehrten-, den Provincialgesellschaften, den Congressen herausgegebenen Schriften vornehmen wollten, so würden daraus unerwartete Resultate hervorgehen, welche den von den Fremden so oft gemachten Vorwurf, daß Frankreich sich selbst nicht kenne, genügend rechtfertigen würden. Besonderes Erstaunen wecken die Schwierigkeiten, auf die man stößt, so wie es sich darum handelt, gewisse Verbesserungen aus der Theorie in die Praxis überzuführen. Jedermann wünscht diese Verbesserungen, die Regierung ist mit den Regierten darüber einverstanden, und wenn der Augenblick der Ausführung kommt, so bricht sich alles an einem unsichtbaren Widerstand, oder vielmehr an einer Trägheitskraft, die sich nirgends anfassen läßt. Zur Stütze dieser Bemerkung machen wir nur auf eine einzige Thatsache aufmerksam, die aber völlig genügt, nämlich in Bezug auf den Unterricht im Ackerbau auf dem Lande. Die Wünsche, welche die Provincialversammlungen im J. 1788, und die welche die jetzigen Congresse aussprechen, sind fast von Wort zu Wort dieselben, die alte Monarchie war so günstig gestimmt, wie die Regierung der Juliusrevolution, und doch ist nach 58 Jahren die Frage über die praktische Anwendung noch immer auf demselben Punkt stehen geblieben. Man darf indeß nicht verzweifeln. Der Ackerbau braucht bloß seine Kräfte zu zählen, um fast nothwendig auf eine höhere Stufe der Entwicklung zu gelangen. In Frankreich sind diese Kräfte unermeßlich: der Ackerbau allein beschäftigt 25 Millionen Menschen, er erstreckt sich über 434,000 Quadrat-Kilometres mit 53 Millionen Hektaren, die jetzt auf 50 Milliarden Werth gerechnet werden, ohne ein Ausbeutungscapital von 12 Milliarden zu rechnen, das sehr wohl verdoppelt werden könnte. Seine jährlichen Erzeugnisse werden auf sieben Milliarden geschätzt, und er bezahlt 400 Mill. Franken Steuer. Diese Zahlen sprechen lauter als alle Redensarten: hier sind unerschöpfliche Hülfsquellen, für die Arbeiter eine stets ergiebige Mine, für die Grundeigenthümer eine Sparkasse, deren Capital stets wächst, für den Armen Brod und Wohlstand.

Man ersieht aus allem, daß die Thätigkeit, welche sich seit 15 Jahren gezeigt hat, keine unfruchtbare gewesen ist. Die ehrenwerthen Männer, welche fern von Paris leben, begreifen endlich, daß ihre Aufgabe nicht ist, gegen Paris zu kämpfen, sondern sich mit dessen Bestrebungen zu vereinigen, um eine Menge socialer und wissenschaftlicher Fragen aufzuklären. Jouffroy hat allerdings Recht, wenn er sagt, daß die Mehrzahl der Provincialakademien trotz aller guten Absichten nichts hervorgebracht habe, daß ihr Daseyn häufig nur ein langer, ein oder zweimal im Jahr durch öffentliche Sitzungen unterbrochener Schlummer sey; aber er gibt als Grund dafür an, daß sie nicht verstehen, sich auf ihre wahre Rolle zu beschränken; sie thun zu viel in dem, was sie nicht ausführen können, und zu wenig in dem, was sie können. Nichtsdestoweniger ist der Fortschritt sehr merklich. Wenn man die Memoiren durchblättert, die meistens selbst den Gelehrten unbekannt sind, die sich speciell mit dem einen oder andern Gegenstand befassen, so wird man für alte, für feudale und Verwaltungsgeographie genaue und umständliche Nachweisungen finden, die man anderswo vergebens suchen würde, für das Municipal- und Feudalrecht Urkunden von unbestreitbarem Werth, für die Ereignisse, welche die allgemeine Geschichte berühren, Berichtigungen, die man nur an dem Orte der Ereignisse gewinnen kann. Auch für die Naturgeschichte und den Ackerbau, für Nationalökonomie und den sittlichen Zustand der Gesellschaft möchte die Ausbeute bedeutend ausfallen.

Der Eifer der Provincialgesellschaften ist um so verdienstlicher, als sie bis jetzt nur sehr schwache Aufmunterungen erhalten haben, Postfreiheit für den Austausch ihrer Denkschriften und Zustellung einiger Bücher. Indeß ist jetzt die Aufmerksamkeit geweckt, selbst die Pariser Presse, bisher sehr hochmüthig, fängt an, sich mit den Provincialakademien und Congressen zu beschäftigen, und der Minister läßt eine analytische Ueberschau aller von den Provincialakademien herausgegebenen Sammlungen entwerfen. Eine zahlreiche Gesellschaft hat sich kürzlich gebildet unter dem Titel „Institut der Provinzen," um die Provincialakademien gegen die ungerechte Mißachtung, welche sie erfahren haben, zu schützen. Hier handelt es sich um etwas mehr als ein literarisches Interesse, und eine solche Organisation hat selbst aus dem politischen Gesichtspunkt eine unmittelbare Wichtigkeit, denn sie berührt jetzt gegenwärtig lebhaft besprochene Gegenstände, die Associations- und die Lehrfreiheit.

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Nach den Träumereien der Einbildungskraft kommen die der Wissenschaft. Ich habe bereits von den Einweihungen gesprochen, die man ins Innere der Pyramiden verlegt. Da die Pyramiden eine compacte Masse bilden, die unbedeutenden leeren Räume abgerechnet, so mahnt dieß ein wenig an jenen Engländer, der gern das Innere der Obelisken gesehen hätte. Man wollte in den Pyramiden eben so wohl Observatorien, als heilige Orte sehen, aber auch hier stimmen die Thatsachen nicht senkerlich mit den Hypothesen überein. Die glatte Verkleidung, welche die Pyramiden bedeckte, und die Ersteigung fast unthunlich machte, schließt den Gedanken, daß selbst ihre Plattform je zu Beobachtungen habe dienen können, völlig aus; die Richtung der Luftlöcher, die bis in die Grablammer dringen, und die Neigung des Corridors haben die Vermuthung erweckt, daß die Luftlöcher und Corridore zu einem astronomischen Zweck nach gewissen Theilen des Himmels gerichtet gewesen seyen, namentlich gegen den Polarstern, aber zur Zeit, wo die Pyramiden erbaut wurden, hatte der Polarstern nicht seine jetzige Stellung am Himmel. Se hat Herschel auch dieß Zusammentreffen, das Gavigliu so eigenthümlich gefunden hatte, für zufällig erklärt. Ein Umstand jedoch ist wirklich und bemerkenswerth, daß nämlich die Pyramiden mit großer Genauigkeit orientirt sind. Die leichte Abweichung, die man bemerkt hat, beträgt nach Biot kaum so viel, als Picard in der Mittagslinie Tycho Brahe's zu entdecken glaubte, und Biot beweiset deßhalb ziemlich triftig, daß die Pyramiden als Gnomonen dienen konnten, um die Sestitien und Tag und Nachtgleichen, somit die Dauer des Sonnenjahres zu bestimmen. Nimmt man aber auch an, daß bei Orientirung

Digitized by Google

der Pyramiden eine astronomische Absicht vorherrschte, so ist dagegen auch zu erwägen, daß ihr Character als Grabdenkmäler an dieser Orientirung welche sie mit den großen benachbarten Gräbern gemein haben, auch ihren Antheil hat, denn bei dem Studium des alten Aegyptens darf man nie den wissenschaftlichen Gedanken von dem religiösen trennen; der ägyptische Gelehrte war Priester, und stets mehr Priester als Gelehrter. [1]

Eine Wahrheit bleibt unbestreitbar, daß die Pyramiden Gräber waren. Wie kann man noch daran zweifeln, da man jetzt den Sarg, den Namen und wahrscheinlich auch die Knochen des einen der Könige, welche sie erbauen ließen, gefunden hat, da man in der großen Pyramide, und in einer Menge anderer den steinernen Sarkophag, der den Sarg enthalten sollte, fand? [2] Fast alle alten Schriftsteller haben die wahre Bestimmung der Pyramiden erkannt und Gräber darin gesehen. Nichts stimmt auch mit den Begriffen aller Völker besser zusammen, als das, über der Leiche eines berühmten Todten einen künstlichen Berg zu errichten. Bald ist es ein Erdhaufen, ein wahrer Hügel, bald habet sich ein rohes Mauerwerk dabei, bald führt man die Form eines Hügels in Stein auf. Man kennt durch unmerkliche Uebergänge von den kenischen Steinhaufen in den schottischen Bergen, in den skandinavischen Thälern, in der Ebene von Troja oder an den Ufern des Ohio zu den Gräbern der indischen Könige, zu den Tepen Indiens und zu den Pyramiden Aegyptens. Man würde gar nicht enden, wollte man alle die Grabdenkmäler aufzählen, die in verschiedenen Ländern einige Aehnlichkeit mit den Pyramiden darbieten. In den etruskischen Gräbern wandte man die pyramidale Form an, [3] und man findet sie im Grabe des Cyrus. Die mexicanischen Pyramiden, deren Aehnlichkeit mit den ägyptischen so groß ist, haben nach der Sage der Eingebornen den alten Stammhäuptlingen als Grab gedient. Einige dieser Denkmale erforderten unerhörte Anstrengungen, so daß man sie auch in dieser Beziehung mit den Pyramiden wohl vergleichen kann, z. B. das riesenhafte Grab des chinesischen Kaisers Tsin-huang-ti; dieß Grab kostete Tausenden von Menschen das Leben, weckte, wie die Pyramiden, den Zorn der Völker und schürte dennoch den Sarg nicht, den es enthielt, und der von einem Hirten gerettet worden sein soll.

Doch wir kehren zu den Pyramiden selbst zurück, und betrachten den bewundernswerthen Sphinx am Fuße derselben. Der Körper dieses Kolosses hat etwa 90 Fuß Länge und 74 Fuß Höhe, der Kopf hat 26 Fuß vom Kinn bis zum Scheitel. Dieser Sphinx hat mich vielleicht mehr als die Pyramiden in Erstaunen gesetzt. Diese große verstümmelte, bald in den Sand vergrabene Figur macht eine außerordentliche Wirkung; sie ist aus dem Felsen gehauen, auf dem sie ruht. Die Schichten des Felsens theilen das Gesicht in horizontale Zonen, die einen seltsamen Eindruck machen. Man hat für den Mund einer der Scheidungslinien des Gesteins benützt. Trotz der Verstümmelung entdeckt man eine außerordentliche Weichheit, eine große Heiterkeit und selbst eine gewisse Milde in den Zügen. [4] Mit Unrecht hat man ein Negerprofil darin erkennen wollen. Dieser Irrthum, den Volney verbreitete, und den Jomard und Letronne bekämpft haben, ist eine Folge der Verstümmelung eines Theils der Nase; [5] das Gesicht in Vollständigkeit hat nie Negerzüge dargeboten. Uebrigens war es nicht schwarz, sondern roth gemalt, wovon man noch jetzt die deutlichen Spuren sieht. Abdallatif, der den Sphinx im 12ten Jahrhundert sah, sagt auch, das Gesicht sey roth.

Nachdem wir den Sphinx betrachtet und bewundert haben, muß man auch fragen, was war der ägyptische Sphinx überhaupt und dieser colossale Sphinx an den Pyramiden insbesondere? Der ägyptische Sphinx ist vielleicht der Typus des griechischen, aber zwischen beiden befand immer ein großer Unterschied. Fast stets ist der griechische Sphinx oder vielmehr die Sphinx, wie die griechischen Dichter immer sagen, ein weiblicher Wesen, bei den Aegyptiern dagegen ist der Sphinx mit sehr geringen Ausnahmen männlich. Man kennt jetzt den hieroglyphischen Sinn dieser Figur: der Sphinx ist der Herr, der König. Darum sind auch die Sphinxe meist Abbildungen von Fürsten oder Fürstenföhnen; der den man zu Paris im kleinen Hof des Museums sieht, ist das Bild eines Sohns des Sesostris. Die Idee des Räthsels, des Geheimnisses, wie bei den Griechen, scheint den Aegyptiern völlig fremd zu seyn. Der Sphinx war für sie das Zeichen, vermittelst dessen man hieroglyphisch das Wort Herr schrieb, sonst nichts. Die Begriffe von schrecklichem Geheimniß, von verborgener Wissenschaft wurde wahrscheinlich nur darum mit dem griechischen Sphinx verbunden, weil er einen ägyptischen Ursprung hatte, und weil man in allem, was aus Aegypten kam, ein Geheimniß sehen wollte; in Aegypten aber sah man in dem Sphinx nie etwas anders, als eine Bezeichnung des Königthums. Der Sphinx der Pyramiden ist nichts anders als das colossale Bildniß des Königs Thautmesis IV.

Eine große mit Hieroglyphen bedeckte Steintafel, deren erste Linien allein sich über den Sand erheben, bietet ein merkwürdiges Beispiel einer Darstellung, welche sich mehrfach auf ägyptischen Monumenten wiederholt: man sieht hier einen König, der sich selbst anbetet. Der menschliche Pharao bringt sich vor dem göttlichen Urbild, diesen irdischen Symbol er ist. Ich werde gelegentlich auf diese seltsame Apotheose, in welcher das Königthum sich mit der angenommenen Gottheit identificirt, zurückkommen. Auf der besprochenen Tafel ist derselbe Name, der von Thautmosis IV, hinter dem anbetenden König und hinter dem Sphinx, d. h. hinter dem angebeteten König geschrieben. Die Inschrift wurde noch nicht gelesen, man hat nur den Namen Scheffren darauf bemerkt, welcher nach Herodot und Diodor die zweite Pyramide baute.

Hr. Caviglia hat den um den Sphinx her aufgehäuften Sand durchlöchert, und zwischen seinen colossalen Pfoten einen kleinen Tempel entdeckt, zu dem man auf Stufen gelangte. Außer der großen mit Hieroglyphen bedeckten Tafel, welche den König Thautmosis IV darstellt, wie er sich selbst anbetet, befand sich noch eine kleinere zu den Füßen der Sphinx. Sie ist minder alt, denn auf ihr kommt Ofortis, wie auf der andern sein Urgroßvater Thautmesis; auch er betet an vor dem Sphinx, welcher Horus heißt und dadurch mit der Sonne, der höchsten Gottheit, deren Abbild auf Erden der König ist, identificirt wird. Auf einer der Zehen des Sphinx fand man eine Inschrift in wohlgebrochenen griechischen Versen. Der Verfasser, Arrian, ist vielleicht der Geschichtschreiber dieses Namens. Er unterscheidet sorgfältig die Sphinxe der Pyramiden, welche er die sehr reine Dienerin der Latona nennt, von der menschenfressenden Sphinx in Theben. Dieser Griechе machte aus Gewohnheit und trotz der Sphinx eine weibliche Person; man hat jedoch zu den Füßen desselben die Ueberreste eines colossalen Bartes gefunden.

(Schluß folgt.)

Die Cambrische archäologische Gesellschaft ist jetzt vollständig constituirt. Ihr Zweck ist, alle alten Denkmäler und Ueberreste der Geschichte, der Sitten und Künste von Wales und seiner nächsten Umgebung zu untersuchen, für deren Erhaltung zu sorgen und sie zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Berichte über ihre Forschritte sollen regelmäßig in der Archäologia Cambrensis erscheinen. (Athen. 26 Dec.)

---

[1] Die Orientirung der Pyramiden hat über vollkommene Richtigkeit; aber die zum Theil darauf gebaute Idee Persigny, daß sie hier erbaut seyen, um den vorbeiregnenden Sand aufzuhalten, ist völlig unhaltbar, und durch die Thatsachen widerlegt.

[2] Walsh fand einen Sarkophag in der Pyramide des Labyrinthes im Fayum, Wyse in den meisten kleinen Pyramiden von Dschizeh.

[3] Ohne von dem zweifelhaften Grabe Porsenna's zu reden, führe ich nur das etruskische Grab in der Nähe von Vitruna an, das man unter dem Namen des Grabes der Horatier und Curiatier kennt.

[4] Alle Reisenden, z. B. Norden, Sait, Denon, wollen nichts von der Schönheit des Sphinx wissen, und doch haben sie ihn nur verstümmelt gesehen. Das Zeugniß von Prosper Alpinus, welcher die Vollkommenheit der Sculptur der Kaiserzeit bewundert, beweist, daß am Ende des vierten Jahrhunderts die Verstümmelung noch nicht gethehen war. Abdallatif, welcher den Sphinx unbeschädigt sah, bemerkt: „Diese Figur ist sehr schön, und ihr Mund trägt den Stempel der Anmuth und Schönheit. Man möchte sagen, er lächle freundlich.“

[5] Diese Verstümmerung geschah absichtlich. Die Moslems glauben ein fromm es Werk zu thun, wenn sie Bilder, die sie für teufflisch halten, verstümmeln: sie glauben sich dadurch gegen den Einfluß des bösen Auges zu schützen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 14. 16. Januar 1847.

Elephantenjagd auf Sumatra.

(Sonntagsblatt des Amsterdamer Handelsblade Nr. 1.)

Im März des Jahres 1846 wurde ich mit vier andern Herren zu einer Jagdpartie eingeladen. Wir jagten auf Hirsche und Rehe, und hatten bereits uns seit acht Tagen damit belustigt, auch einiges Wild geschossen, als wir uns nach einem See begaben, an dessen Ufern ich mich in früherer Zeit viel herumgetrieben. Wir stiegen in ein Boot und fuhren nach einer Landzunge, wo wir Wild zu finden hofften, fanden auch am Ufer Spuren von Hirschen, zugleich aber auch frische Spuren von Elephanten. Die Landzunge war an dem Orte, wo wir uns aufstellten, nur einige Hundert Schritte breit, so daß wir alles, was nach dem Binnenland zurückkehren wollte, leicht übersehen konnten, und zudem war der Landstrich bloß mit 3 bis 4 Fuß hohem Gras bewachsen und in der Mitte lief ein Strich Morast hin. Da meiner Ansicht nach auf dem Fleck, wo ich mich aufgestellt hatte, zu viele Menschen zusammen kamen — der eingeborne Regent von Palembang hatte sich z. B. mit einem Gefolge von wenigstens 40 Personen hieher begeben — so verließ ich die Linie der Scharfschützen, und postirte mich ein gutes Stück Weges weiter vor. Bald ließen die Hunde sich hören, und schnell war der ganze Wald in Bewegung; die Treiber riefen und schrien auf eine ungewöhnliche Weise, und darauf hörte ich ein Brausen, wie von einem Wasserfall: plötzlich kam ein Trupp Elephanten aus dem Gesträuch zum Vorschein, und rakte über das Grasfeld gerade auf die Schützen an. Ich wußte nicht was ich thun sollte, und sah mich nach meinen Jagdgenossen um, diese begaben sich alle auf die Flucht, und nur zwei Herren nebst zehn eingebornen Jägern und Oberhäuptern hielten Stand: der Regent und sein Gefolge retteten sich auf die Boote. Ich beschloß stehen zu bleiben, und gab meine Büchse einem inländischen Häuptling, mein Bediener war mit einer Lanze versehen. Wir bogen uns etwas nieder ins hohe Gras und so stob der Haufen an uns vorbei. Ich schoß nicht, um die großen Thiere nicht wüthend zu machen, als sie aber an meinen Freunden vorüber wollten, eröffneten diese auf einen Abstand von 25 bis 30 Schritten ein starkes Feuer; die vier ersten Elephanten verfolgten ihren Weg, die übrigen machten Rechtsumkehrt, und kamen nun auf mich zu. Als sie mir ziemlich nahe gekommen, schoß ich aus meiner Doppelbüchse einen etwa 10 Fuß hohen, männlichen Elephanten in die Ohren, das Thier sank in die Knie, sprang aber wieder auf und wankte nach dem Seeufer; drei oder vier seiner Gefährten eilten zu ihm hin, drängten sich hingu, um ihn auf den Beinen zu halten, und führten ihn auf diese Weise nach dem Buschwerk zurück.

Inzwischen war ein zweiter Trupp, wie der erste 25 bis 30 Stück an der Zahl, auf dem Grasfeld erschienen, und kam gerade auf mich zu, unter Anführung eines furchtbar großen Weibchens, das wenigstens 12 Fuß Höhe haben mußte. Als sie auf 50 Schritte sich genähert hatten, bekamen sie mich zu Gesicht, blieben stehen, hoben ihre Rüssel in die Höhe und zeigten mir ihre abscheulichen Mäuler; zugleich klappten sie so artig mit ihren ungeheuren Ohren, daß ich gelacht hätte, wäre ich nicht in solcher Gefahr gewesen: rechts, links und vor mir standen Elephanten und hinter mir lag der Morast, dessen Tiefe ich nicht kannte. Da meine Jagdgenossen unthätig blieben, sah ich mich genöthigt, nur meiner eigenen Kraft zu vertrauen, und schickte aus meinem linken Büchsenlauf die großen Dame zwei Kugeln in den Kopf zu. Das Unthier erschrack gewaltig, schüttelte den Kopf wie ein Hund, der den Wurm in den Ohren hat, machte Rechtsumkehrt, und alle Elephanten verschwanden wiederum in dem Gebüsch, aus dem sie zum Vorschein gekommen waren. Kein einziges Thier war gefallen, obgleich die Kugeln alle sitzen blieben. Schnell lud ich mein Gewehr von neuem mit beinahe doppelter Ladung und eilte zu meinen Freunden, wo wir uns mit ausgelassener Freude über unser Abenteuer unterhielten. Auf einmal ließen wieder große, braune Körper sich über dem Gras der Landzunge sehen: es waren sechs Mütter mit ihren Jungen. Sie kamen in scharfem Trab auf und heran, und in einer Entfernung von 20 Schritten begrüßten wir sie mit einem Duzend scharfer Schüsse, die alle auf Kopf und Brust gerichtet waren. Blut floß stark, aber keines sank nieder; erschreckt kehrten sie nach Empfang der Schüsse um, und wateten durch den Morast. An der andern Seite empfing sie ein unsichtbliches Feuer unsrer Flüchtlinge, denn von den abgeschossenen Kugeln flogen mindestens zwei über unsere Köpfe hin. Man rief heftig nach Gewehren, und sobald wir geladen hatten, eilten wir den Elephanten nach in den Morast, wo wir bis an den Hals einsanken. Auf der andern Seite hatte ein junges Männchen einen unsrer Jäger angefallen, der, ein unerschrockener Mann, das Thier bis vor sein 6 Fuß langes Gewehr herankommen ließ, und es dann niederschoß. Aber die Mutter war zurück geblieben, wollte ihr Junges nicht verlassen, und zog es mit dem Rüssel fort, aber es rührte sich nicht. Jetzt traten wir aus dem Morast heraus auf feste Land; ich war der erste, schoß auf 15 Schritte meine Büchse ab, und das kolossale Thier stürzte zu Boden. Ich erhob ein Triumphgeschrei, und schwang meinen Hut, aber das bloß einen Augen-

Digitized by Google

blick betäubte Thier sprang plötzlich wieder auf, und entwich langsam nach dem Gebüsch. Unaufhörlich flogen nun die Kugeln nach der treuen Mutter, die fortwankte und leise brüllend nach ihrem Jungen sich umwandte; aber unsere Kugeln trieben sie wieder zurück, Blutlachen bezeichneten ihren Weg, die ganze Jagdgesellschaft folgte jetzt dem Thier, und so wie einer geladen hatte, sprang er vorwärts, um abzufeuern. So kam ich auch wieder in den Fall auf den Elephanten anzuschlagen; eben bog er den Kopf nach uns nm, als mein Gewehr losging und die Kugel ihn hinter dem linken Ohr traf; der Koloß stürzte zusammen. Alsbald hatten wir mit unsern Hirschfängern ihm dem Rüssel abgehauen, und feierten nun mit klopfendem Herzen unsern Triumph. Wir hatten beinahe alle unsere Kugeln verschossen, denn auf eine solche Jagd hatten wir nicht gerechnet, und somit wenig Munition mitgenommen; daher hielten wir, als ein furchtbares Gebrüll uns die Annäherung neuer Elephanten verkündigte, es für gerathen, den Rückzug anzutreten, und uns nach unsern Booten zu begeben. Gegen Abend bemerkten zwei unsrer Gefährten wieder Elephanten, die in dem See ein Bad nahmen, sie schätzten die Stärke des Trupps auf 200, und trieben den ganzen Haufen mit einigen Kugeln ins Gebüsch zurück. Wir waren alle sehr erfreut das Abenteuer bestanden zu haben, und noch erfreuter, daß es so gut abgelaufen war, nahmen uns aber vor, niemals wieder muthwilligerweise Elephanten auf fast offenem Boden abzuwarten, denn wir hatten gesehen, welche geringe Wirkung Gewehrkugeln bei diesen Thieren hervorbringen.

Erinnerungen eines deutschen Naturforschers aus den Kosakenländern.

Der letzte Tag meines Aufenthalts in Fanagoria. — Scene in Taman zur Charakteristik der Kosaken des schwarzen Meeres ꝛc.

(Fortsetzung.)

Jeder Reiseude wird am Don und noch mehr am Kuban und Terek bald inne werden, daß er hier unter Völkern ist, unter denen Leibeigenschaft und Conscription nie bestanden haben, und bei welchen selbst den gemeinen Mann das Bewußtseyn noch nicht ganz verlassen, daß seine Ahnen freie Männer waren und in ihrer Steppenwildniß dem moskowitischen Czar und dem Polenkönig so kräftig trotzten, wie dem Padischah der Osmanli und dem Chan der goldenen Horde. Auch der besondern Privilegien, welche diese Reiterstämme unter russischem Scepter so viele Jahre unbeschnitten genossen haben, und die man erst seit einem Dutzend Jahren allmählich zu verkümmern angefangen, sind die Kosaken noch wohl eingedenk, und wollen nicht wie die russischen Conscribirten sich behandelt sehen. Auf einer andern kaukasischen Poststation gerieth einmal ein mit mir reisender russischer Beamter mit einem Kosaken in Streit wegen der Bezahlung eines Pferdes. Der Kosak bestand höflich, aber fest auf seiner Forderung. „Was unterstehst Du Dich, Soldat!“ polterte der Beamte, den die unerschrockene Haltung des Kosaken beleidigte. „Ja nä Soldat, ja kasak“ (ich bin nicht Soldat, bin Kosak) entgegnete der Lanzenreiter mit fester Ruhe. Bei aller Strenge des militärischen Joches, das der gewaltige Arm im Norden den einst unbändigen Steppenvölkern aufgeladen, ist man am Don und Ural mit rücksichtsloser Despotenlaune doch noch lange nicht in der Weise aufgetreten, wie am baltischen Meer, an der Moskwa und an der Weichsel, ja gegen die tschernomorischen Kosaken ist man sogar noch glimpflicher gewesen, wie gegen die donischen Stämme. Der Grund ist einfach, weil diesen Reitern der südlichen Steppen der Weg zum Fliehen noch nicht so völlig abgeschnitten ist, wie den Bewohnern des Innern. Der Tschernomorze kann im Nothfall sein Boot besteigen und den Strömungen des schwarzen Meeres sich anvertrauen, die ihn nach Anatolien führen. Der Stanitzen-Bewohner am Terek und Kuban kann bei zu hartem Druck seines Vorgesetzten zu den Kabarden oder Nogaiern jenseits des Kubans fliehen, und im äußersten Fall bleibt ihm noch die Rettung in die Berge zu seinen Todfeinden, den Tschetschensen. Ausgeliefert wird er von diesen keinenfalls, und wie hart auch dort sein Loos, so ist es doch dem grausigen Schicksal eines zum lebenslänglichen Musketendienst verdammten conscribirten Graurocks und dem unermüdlichen Prügelschwung des russischen Prososen am Ende noch vorzuziehen.

„Welch garstiges Land,“ klagte mein ungarischer Begleiter, als wir schon drei Poststationen zurückgelegt hatten und die Gegend immer kahler und einförmiger wurde. Die dunkelblaue, mit weißem Wogenschaum aufsprühende Fläche des asowschen Meeres, die wir einige Stunden Weges zur Linken hatten, war verschwunden: das schmutzige Wasser des temrjukischen Limans kam zum Vorschein. Eine endlose Fläche breitete sich vor uns im Osten aus. Die Mobillen wurden immer seltener, alle natürlichen und künstlichen Erhöhungen verschwanden allmählich, die zwei Spannen hohen Hügel, welche der Steppenziesel [1] aufgehäuft, waren zuletzt die erhabensten Punkte, die das Auge entdecken konnte; die kaukasische Kette ist hier noch nicht sichtbar. Menschen und Viehheerden erblickt man nur selten in diesen dünn bevölkerten Ebenen der Tschernomorzen; Reisenden begegnete ich am ersten Tag gar nicht, überhaupt werden die Kubangegenden selbst von russischen Reisenden nur sehr selten besucht. Wer nicht gerade nach Jekaterinodar Geschäfte halber gehen muß, zieht den bequemen und weniger gefährlichen Weg über Nowo-Tscherkask und Stawropol nach den Kaukasländern vor, fast alle armenischen Kaufleute, die von Odessa kommen, schlagen diesen Weg ein oder bestiegen in Kertsch das Dampfboot, welches von dort regelmäßig nach Redut-Kaleh fährt. Für die Militärs und alle Reisenden, die von St. Petersburg und Moskau nach Tiflis gehen, ist die Straße über Stawropol ohnehin die nächste. Wer im Winter den schwierigen Uebergang über das beschneite Hochgebirge vermeiden will, nimmt den Weg über Taganrog nach Kertsch, von wo ihn die Kriegsdampfschiffe kostenfrei nach Mingrelien bringen; dort ist freilich die Schwierigkeit des Weiterschaffens der Bagage sehr kläglich, denn zwischen Redut-Kaleh und Kutais existirt noch immer keine fahrbare Poststraße, auf Maulesel oder Pferderücken muß das Gepäck nach der imeretischen Hauptstadt weiter geschafft werden, und diese Art zu reisen ist mit gar vielen Unannehmlichkeiten und Kosten verknüpft. Dennoch zieht die große Mehrzahl der Reisenden diese Route dem gefahrvollen Weg längs des Kubans, wo tscherkessische Banden im Uferschilfe lauern, und der schrecklichen Passage über die Schneemassen des Kreuzberges, wo Lawinen den Wanderer begraben, gewöhnlich vor.

Die erste Nacht brachten wir im Poststause von Temrjuk

[1] Der Ziesel, Spermophilus citillus, steht zwischen dem Eichhorn und dem Murmeltbier, die Russen nennen ihn Suslik. Dieses artige Thierchen bewohnt in ungeheurer Zahl die südrussischen Steppen, ist auch bei Orssa und in der Krim häufig, und wird von den Nogaiern gegessen. Beim Anblick eines Menschen läuft der Ziesel sehr schen und schnell über die Steppe hin und pfeift, sobald er am Eingang seiner Höhle in Sicherheit ist.

Digitized by Google

zu, die zweite in der Stanitza von Kopilskaja, am dritten Tag ging es im sausenden Galopp nach Jekaterinodar weiter. Bei Nacht reitet in diesen Gegenden niemand wegen der tscherkessischen Banden, die man immer im Rohrdickicht des Flußufers vermuthet. Erst gegen neun Uhr Morgens, wenn die Kosaken von Kropot zu Kropot das Dickicht durchsucht und die Späherposten kein Lärmsignal gegeben haben, läßt man die vier wohlgefütterten Tschernomorzenpferde vorspannen, und der Kosakenkutscher jagt mit Windeseile über die Steppe hin, als dräue der Tod hinter ihm her. Jeder sucht vor einbrechender Dunkelheit die Station zu erreichen und findet im kosakischen Posthäuschen kostenfreies Nachtquartier, eine Stube ohne Bett, aber mit Kanapee, Tisch und Stühlen von Fichtenholz versehen, in die sich sämmtliche Ankömmlinge theilen müssen. Doch gibt es am Kuban selten Concurrenz, da die Straße aus bemerkten Gründen von Comfort- und sicherheitliebenden Reisenden gemieden wird. Trifft man aber die Poststube zufällig bereits von einem russischen Passagier besetzt, so hat man selten Ursache sich darüber zu ärgern. Die Russen von höherm Stande — und andern begegnet man nicht häufig als Postpassagiere — sind höflich gegen Fremde, verbindlich, gesellig und gastfrei. Man richtet sich schnell so gut wie möglich im engen Raume ein, ohne sich gegenseitig zu genieren, der Samowar wird gemeinschaftliches Eigenthum und spendet den ersehnten chinesischen Trank, der in diesen Gegenden das unerläßliche Labsal selbst des gemeinsten Mannes ist, geistsprudelnd und die Nervengeister lieblich anregend sämmtlichen Inwohnern der Fremdenstube. Dazu führen die meisten höheren russischen Offiziere noch schmackhafte Extraküche mit sich, Caviar, Fleischpasteten oder kalte Fasanen mit einer Flasche Punschessenz oder Gebranntem der feinsten Sorte; davon wird nun auch dem Ausländer gar artig und gastfreundlich mitpräsentirt, so daß man am Ende bei guter Unterhaltung noch froh ist, einen Mitbewohner der Kosakenpost gefunden zu haben. Ist man aber allein und mit kalter Küche nicht versehen, so sieht es im Tschernomorzenlande gar übel aus. Die Kosaken hatten gerade ihre Fasten und fast nichts war bei ihnen zu haben, nicht einmal Milch, nur schlechte getrocknete Fische aus dem Kuban, so zähe wie Haifische. Sonst gibt es hier viele Fasanen, die im Schilf der Kubanufer hausen. Aber die Fastenzeit und vielleicht auch der niedrige Wasserstand, der die tscherkessischen Banden allenthalben zum Uebergang lockte, hatte die Jagd unterbrochen. Kein Kosakenjäger bot uns von dem feinen Braten, den mir andere Reisende so gelobt hatten. So mußte der Reis fast ausschließlich den Hunger stillen, und wir sehnten uns alle die Hauptstadt der Tschernomorzen bald zu erreichen, wo wir Schmackhafteres zu finden hofften, und mit besserm Vorrath uns versehen wollten.

Die „Kosaken des schwarzen Meeres“ sollte man richtiger Kuban-Kosaken nennen, denn ihre Wohnsitze laufen diesem Strom entlang in west-östlicher Richtung und nehmen am Pontus Euxinus nur eine schmale Strecke ein, die noch dünner bevölkert ist als die Kubanufer wegen der böartigen Sumpffieber. Raum hat der Tschernomorze genug in seinem Land. Es kommen durchschnittlich kaum zwanzig Familien auf die Quadratmeile. Aber diese weite Landschaft, diese Steppennatur ist eine der traurigsten, die ich in drei Welttheilen gesehen habe. Berge, Felsen liegen diesem Reitervolk nirgends im Wege. Urwälder gibt es nicht auszurotten, Panther und Klapperschlangen bedrohen nicht den Ackersmann, wie in den üppigen Wildnissen von Guiana und Brasilien. Wenn es aber unter diesen Nachkommen der Saporoger Leute gibt, die meinen Naturgeschmack theilen, so sind sie der Kaiserin Katharine wenig dankbar für das Geschenk solcher Wohnsitze. Tschernomorien ist ein aufgeschwemmtes Flachland, fruchtbar und sumpfig, aber von verzweifelter Einförmigkeit. Die vom Kaukasus herunterströmenden Gewässer haben in der Steppe einen trägen Lauf, führen langsam ihre schmutzigen Fluthen dem Meere zu und wälzen keine mächtigen Rollsteine in das Flachland, wie bei ihrem Ursprung, wo sie als wildtosende Quellen von steilen Abhängen donnern, malerische Wasserstürze bilden und oft rebellisch ihr Bett überfluthen. In der Steppe ändert sich ihr Charakter schnell, das Gefälle ist gering, das Bett breit und tief, Katarakten kommen nicht vor. Sie schlagen nur Schlamm, nur fruchtbaren Humus nieder, selbst groben Sand nur sparsam; sie wälzen leichte Vegetabilien aus der kaukasischen Waldregion, aber die von den Felsen abgerissenen Kalk-, Trachyt- und Porphyrblöcke setzen sie in den kaukasischen Engspalten und Thälern oder am nördlichen Fuß der großen Kette ab. Ihr schleichender Lauf in der Steppe hat nicht Gewalt genug, die Steine über das Flachland zu verbreiten, gerade so wie es auf den jenseitigen Abhängen des Kaukasussystems in der mingrelischen Ebene der Fall ist. Daher erblickt man auch keinen Stein in diesen unabsehbaren Ebenen. Bäume fehlen eben so und wachsen nur in den Niederungen des Kuban. Das ganze Land vom rechten Ufer dieses Flusses bis zum Don bildet eine ungeheure Fläche ohne Wald und Fels, im Sommer ein üppiger Weidegrund, im Winter ein starres Schneegefilde. Bei dem überaus sparsamen Schneefall im Jahre 1843 fand ich das Kosakenland in der Mitte des Märzmonats bereits im ersten Frühlingsschmuck prangend. Gelbe Crocus und Schneeglöckchen waren in Menge dem Boden entsprossen, in den Grabhalmen regte sich ziemlich kräftiger Trieb, schlanke Binsen von vier Fuß Höhe und andere Gramineen der Sümpfe bilden die Riesen der tschernomorischen Pflanzenwelt. Im Gangen ist das Gemälde dieser Landschaft trostlos monoton, und wir konnten bei dem ermüdenden Blick auf diese unermeßlichen Wildnisse der Steppen mit dem alten Wanderer im Scythenlande rufen: nulla est sylva, nullus mons, nullus lapis!“

(Fortsetzung folgt.)

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Dritter Brief.

(Schluß.)

Wir wollten gern die Pyramiden aus jedem Gesichtspunkt und zu jeder Tageszeit betrachten, und zu dem Ende kann man nichts besseres thun, als seinen Aufenthalt in einem Grab zu nehmen. Beim Anblick der Gräber des Orients, welche wahre Wohnungen sind, begreift man erst manche Erzählungen des Alterthums. In Europa verbindet sich mit dem Namen des Grabes der Begriff einer engen Höhle, aber in Aegypten und überhaupt im Orient ist ein Grab eine Wohnung oder wenigstens ein Zimmer. Ich war immer etwas erbaunt über den von der Dame zu Cypressus im Grabe ihres Mannes angehenommen Roman, bis ich in der Umgegend von Cypressus etliche aus dem Felsen gehauene Gräber sah, die eine ganz bequeme Kammer bildeten. Das Grab, wo die letzte pathetische Scenen von Cleopatra's Leben vorgeht, wo sie mit Hülfe ihrer Frauen den sterbenden Antonius mühsam hinaufzieht — dies Grab, das dem Anschein nach ein Fenster hatte, muß ein bedeutender Bau gewesen seyn. Wir hatten nicht, wie Cleopatra, die Gräber der Ptolemäer zu unserer Verfügung. Das, in welchem wir die Nacht zubrachten, war älter, aber beschiedener, und diente einem ägyptischen Bauern zur Wohnung. Diese unglücklichen Fellahs finden einen Vortheil in dieser Art von Wohnung, denn sie entgehen dadurch der Steuer, welche die Dorfbewohner trifft.

Digitized by Google

Unserer Uebereinkunft gemäß ließen wir die andern Reisenden, welche zu Cairo speisen wollten, ihres Weges ziehen. Befreit von dem Geschrei und der Aufdringlichkeit der Araber und allein dem Denkmal gegenüber dessen Gipfel wir erstiegen und dessen Tiefe wir ergründet hatten, suchten wir durch eine Umwanderung uns einen vollen Begriff von seiner Masse zu machen; namentlich wenn man sich an eine Ecke stellt und die ganze Länge der Seite übersieht, fühlt man sich von der ungeheuren Ausdehnung der Grundlinie betroffen. Der Stein der ihrer Verfeinerung beraubten Pyramiden hat ein ziemlich trauriges Grau, wenn aber gegen Abend diese Oeleste sich mit dem zarteften Rosenroth und Violett färben, bieten sie eine Mischung von Anmuth und Größe, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Die Färbung des Horizonts, wenn die Sonne in der Wüste sich niedersenkt, hat eine unbeschreibliche Frische, die wahrscheinlich mit der Trockenheit und Reinheit der Luft zusammenhängt. Nach völlig eingedrochener Nacht umfreisten wir mehrmals die Pyramiden: ihre bald schwarzen bald von dem Mondlicht beleuchteten Massen waren außerordentlich großartig. Der Sphinx war noch phantastischer und fenterbarer als am Morgen; die Stirn mit Licht übergossen und den Leib in Dunkelheit gehüllt, war er wirklich der Vater des Schreckens, wie ihn die Araber nennen.

Den nächsten Tag verwandten wir um die Umgebungen der Pyramiden zu durchwandern. Mit Hülfe Hrn. Durands zeichnete ich oder machte Abdrücke von einem großen Theil der Grabinschriften auf verschiedenen Steinfärgen, die man aus einem Mumienschacht gezogen hatte, und die auf dem Sand herumlagen. Nördlich von der zweiten Pyramide sieht man auf einem Felsen einige sehr deutlich gezeichnete Inschriften. Sie führen uns in eine vergleichungsweise viel neuere Epoche, denn von 4000 Jahren kommen wir auf 15 oder 1600 herunter. Zwei kurze Inschriften erwähnen eines gewissen Mai, Vorsteher der Bauten von Ramsed II, und zeigen daß in der vergleichungsweise neuere Epoche des Sesostris hier Bauten fanden. Die Zeit hat die ältern Pyramiden verschont, die neuern Bauten vernichtet, und diese Inschriften sind die einzige davon noch übrige Spur.

Um die Pyramiden, die Gräber der Könige der vierten Dynastie, liegen die Gräber ihrer Unterthanen umher. Zu den bestethalten gehört das Grab Eimai's und das, welches die Engländer das Grab der Zahlen nennen. Ich brachte den Abend im ersten und einen Theil des Morgens im zweiten zu. Champollion ließ die Hauptgemälde im Grab des Eimai zeichnen; sie stellen Scenen aus Land oder Stadt dar: man sieht Hirten, die ihre Heerden führen, Ackebauer auf dem Felde beschäftigt, Tischler, die den Meisel und Hobel handhaben, Tänzer, Musiker, welche die Harfe oder Flöte spielen, gymnastische Uebungen und Schifferleben. Alle diese Scenen sind mit viel Natürlichkeit und Lebhaftigkeit dargestellt. Ich bat Hrn. Durand, eine Frucht zu zeichnen, die mir wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Banane auffiel. Der Herr des Grabmals ist, wie gewöhnlich, sitzend dargestellt, neben ihm seine Frau, gleichfalls sitzend, und hinter ihr seine Söhne, Töchter und Schwestern stehend. Das Bild des Todten ist von der Bezeichnung seines Namens und seiner Eigenschaft in Hieroglyphen begleitet; sie belehren uns, daß Eimai königlicher Priester und Aufseher der Palastbauten des Königs Cheops war. Durch einen seltsamen Irrthum haben Rosellini und Nester L'Hôte den ersten Titel für den des Königs Cheops genommen und aus diesem einen Priesterkreis gemacht. Diese Uebersetzung ist dem Geist der ägyptischen Sprache geradezu entgegen [1] und war auch gar nicht der Wahrscheinlichkeit gemäß, wenn es hieße den König Cheops mit seinem Priester verwechseln; hätten Rosellini und L'Hôte den andern Titel, welcher Eimai's Namen begleitet, gelesen, „Aufseher der Banten des Palastes," hätten sie wohl nicht den König mit seinem Baumeister verwechselt.

In dem Grab, welches die Engländer das Grab der Zahlen nennen, findet man mehrmals den Namen wiederholt, in welchem Lenormant den des Königs Scheferen erkannt hat. Dieß Grab war dasjenige eines vornehmen Beamten von Scheferen, wie das Grab Eimai's das des Aufsehers der königl. Bauten von Cheops. Auch dieser Beamte war ein Priester; in dieser alten Zeit war das Priesterthum, wie es scheint, im Besitz aller Civilämter, nur einige Denkmäler lassen mich vermuthen, daß dieß nicht immer der Fall war.

Der Felsen, auf dem die Pyramiden erbaut sind, und die Ebene, die sich zu ihren Füßen ausbreitet, sind allenthalben von Gräbern durchhöhlt; es ist eine wahre Todtenstadt und zwar aus der ältesten Zeit, vielleicht die Nekropole von Memphis. Die innern Wände aller dieser Gräber sind mit gemalten Basreliefs bedeckt, welche verschiedene Scenen des häuslichen Lebens darstellen — die Jagd, den Fischfang, die Ernte, den Schmitt des Flachses. Eine der merkwürdigsten dieser Zeichnungen, welche den Champollion herausgegeben wurde, stellt einen Menschen dar, welcher beschäftigt ist, eine Mumie in ihre Bänder einzuwickeln, und einen andern, welcher die Maske malt, die das Gesicht des Todten bedecken sollte. Wir besitzen keine Mumien aus so alter Zeit; aber diese Malerei beweist, daß die Art der Beerdigung in die ältesten Zeiten hinaufreicht. Lepsius, der mehrere Monate lang am Fuß der Pyramiden lagerte, hat, wie man sagt, gegen hundert neue Gräber entdeckt. Man beschuldigt ihn, er habe sie, nachdem er die interessantesten Abtheilungen in denselben gezeichnet, wieder mit Sand gefüllt. Wenn man aber gesehen hat, wie die einfältige und barbarische Neugierde unwissender Touristen alles, was zugänglich ist, verwüstet, wenn man die Leichtigkeit kennt, mit der man den Sand wieder aus den Gräbern wegschaffen kann, so muß man Hrn. Lepsius entschuldigen.

Das Hauptinteresse, welches diese Gräber in der Ebene der Pyramiden darbieten, ist ihr hohes Alterthum. Ich kann in Aegypten nichts älteres mehr sehen, als ich bei meinem ersten Eintritt gefunden habe, dem Theben selbst mit seinem großen Sesostris ist neu ein Vergleich mit den alten Königen von Memphis, welche die Pyramiden errichteten; unglücklicherweise zeigen die Pyramiden weder Gemälde noch Basreliefs und sehr wenig Hieroglyphen. Sie haben der neuen Wissenschaft nur die Namen ihrer Gründer genannt und sind dann in ihr Schweigen zurückgetreten; aber diese Königsnamen finden sich auf minder berühmten und lehrreicheren Denkmälern wieder. Um die colossalen Gräber von Cheops und Scheferen her hat man die Gräber ihrer Diener erkannt, und diese mit den Pyramiden gleichzeitigen Gräber haben die Aufschlüsse gegeben, welche die Pyramiden selbst verweigerten. Die innern Mauern der Pyramiden waren kahl, die der Gräber sind bedeckt mit gemalten Basreliefs und mit Inschriften, welche die Basreliefs erklären. Diese Gemälde, diese Hieroglyphen enthschädigen für die Nacktheit der Pyramiden. Wenn alles, was sie mittheilen können, gesammelt sein wird, so wird man eine getreue und umständliche Darstellung des ägyptischen Lebens haben, wie es vor 6000 Jahren war.

[1] Wie die semitische Sprache stellte das Altägyptische und jetzt auch noch das neue Koptische das Eigenschaftswort hinter das Hauptwort, man konnte also nicht übersetzen „der Priesterkönig Cheops", denn in diesem Fall hätte es heißen müssen „König Cheops Priester," man muß nothwendig übersetzen „der Priester des Königs Cheops."

Miscellen.

Allgemeine Transportgesellschaft in London. Unter dem Namen General Conveyance Society ist eine neue Gesellschaft (wahrscheinlich bloß für den Gebrauch von London und seiner nächsten Umgebung) nahezu gebildet, welche die Absicht hat, Passagiere durch 500 Omnibusse von einer neuen und bequemen Construction und täglich von 4000 Pferden gezogen, zu dem mäßigen Preis von weniger als einem Penny per Meile zu befördern. Mit diesem Personentransport soll eine Beförderung von Paketen verbunden werden, so daß ein kleines Paket nur einen halben Penny kosten soll. Und doch muß nach einer sehr mäßigen Berechnung das Unternehmen einen bedeutenden Gewinn abwerfen, während das Publicum ungemein gewinnen muß. (Lit. Gaz. 2 Januar.)

Kreide als Feuermaterial. Das Athenäum vom 2 Januar berichtet nach einem in Salisbury erscheinenden Blatte, daß man Kreidegebirge unter Kohle gemischt mit Vortheil als Brennmaterial verwendet habe; es gebe, wenn von Kohlen eingeschlossen, eine starke Hitze und ein helles Feuer.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 15. 18. Januar 1847.

Der Volksglaube in Irland.

(Athenäum 2 Januar.)

Kilkenny, 10 Dec.

In der irischen Volksmythologie theilt der Böse mit Fion M'Combal und seinen Riesenbrüdern die Ehre mancher wundersamen That. Z. B. der höchste Gipfel in der Bergkette oberhalb Templemore in der Grafschaft Tipperary ist unter dem Volk als der „Teufelsbiß" bekannt. Betrachtet man ihn von Osten her, so sieht er aus als sey ein riesenhafter Mundvoll aus der Höhe herausgebissen worden, und die Sage geht, Seine Satanische Majestät habe in einer ihrer Luftwanderungen Geschmack an dem uneinladenden Bissen gefunden, ihn aber zu hart gefunden und deßhalb bei Cashel wieder fallen lassen; dort liegt er nun und ist der prächtige, ruinengekrönte Fels, der auf die alte Hauptstadt von Munster herunterschaut.

Die Elfenmythologie Irlands ist eine reiche Ader, und die Elfen gelten hier, wie in den meisten andern Ländern, für ein sehr neckisches Geschlecht, obgleich sie gelegentlich auch gute Dienste thun. Ueber das Landvolk im südlichen Irland üben sie, wie ich aus Erfahrung bezeugen kann, noch eine ungebrochene Gewalt aus. Man nennt sie allgemein „die guten Leute," denn es gilt für unglücklich sie mit einem andern Namen zu bezeichnen. Durch „Elfenmänner" und „weise Frauen," die große Summen von dem betrogenen Volk erpressen, glaubt man mit diesen unsichtbaren Wesen verkehren zu können. Wenn eine Familie von wiederholten Unfällen heimgesucht wird, so glaubt man die „guten Leute" hätten einen Weg durch das Haus, und eine Wohnungsveränderung wird häufig angewendet, um der Fortdauer von Unglück entgegenzuwirken. Ein Uebel ist häufig die Folge eines solchen Durchgangs, nämlich das Verwechseln der Kinder. Ich kenne selbst ein Beispiel dieser Art. Der Sohn eines armen Landtaglöhners, der von Kindheit an mißgestaltet war, wurde von der übrigen Familie so entschieden als ein Wechselbalg[1] betrachtet, daß sie sich scheuten, ihm in irgend etwas zu widersprechen. Sie gaben ihm alles Geld, was sie sich durch ihre Arbeit erwarben, und er zeigte sich als so launenhafter Tyrann, daß er ihnen manchmal das Geld zur nothwendigsten Nahrung verweigerte. Endlich starb er, und auf dem Wege zum Gottesacker wurde der Sarg in der That niedergesetzt und geöffnet, um zu sehen, ob die „guten Leute" nicht die Leiche weggenommen hätten.

Eine alte Frau erzählte mir, sie habe einmal einige der „guten Leute" in einem Rath gesehen; so nennt man nämlich die runden Erdaufwürfe, vermittelst deren die alten Iren ihre Wohnungen vertheidigten. Sie sagte, sie seyen sehr klein gewesen, hätten grüne Röcke und rothe Mützen getragen. Diese grasreichen Raths werden wegen der vermeintlichen Vorliebe, welche die „guten Leute" für sie haben, so heilig gehalten, daß der Pflug oder Spaten selten sie angreift. Der Alterthumsforscher mag sich deßhalb bei dem Volksaberglauben für die Erhaltung dieser interessanten Ueberreste der ursprünglichen Bewohner des Landes bedanken, welche zahlreich im Lande verbreitet sind und fast jede Höhe krönen. Schade, daß nicht dasselbe Gefühl auch die alten Kirchen, Abteien und Schlösser schützt, deren fortgehende Zerstörung und Verstümmelung dem irischen Volk zur Schande gereicht. Doch ich kehre zu den Feen zurück. Wenn ein Bauer von einer Krankheit ergriffen wird, deren Ursache er nicht kennt, so erklärt man alsbald, er sey von den Elfen getroffen, und eine „weise Frau" oder ein „Elfendoctor" wird geholt. Die kleinen Wirbelwinde, welche an ruhigen Sommertagen längs der Straßen oder Heufelder hinziehen und Staub und Stroh mit sich fortreißen, sind von dem Zug einer Elfencavalcade veranlaßt, und wehe dem Unglücklichen, der in dem magischen Cirkel gefangen wird, ein Strohhalm bildet einen in Elfenband mächtigen Speer, der das Leben oder doch wenigstens ein Glied nehmen kann.

Der Phoocáh nimmt eine bedeutende Stelle in dem irischen Aberglauben ein. Er gilt für außerordentlich bösartig, und namentlich wird er in der Nacht von Allerheiligen gefürchtet, wo er eine besondere Gewalt haben soll. Er nimmt gern die Form eines Pferdes an, und wenn ein unglücklicher Wicht sich versuchen läßt, das teuflische Thier zu besteigen, so wird er über Stock und Stein fortgerissen und endlich halbtodt in irgend einen Sumpf geworfen. Viele Orte sind nach diesem Elfen benannt worden, z. B. Poul-a-Phoocah (das Phoocah-Loch), bei Bleffington in der Grafschaft Wicklow, wo der Liffey seinen Weg durch steile überhängende Felsen bricht, und endlich über mehrere Steinlager herab in einen dunkeln Schlund fällt. Auch die Begriffe des Landvolks von dem Zustand der abgeschiedenen Seelen sind sehr sonderbar. Nach dem Glauben der Kirche, zu welcher die Mehrzahl der Iren gehört, sind die abgeschiedenen Seelen entweder in der Hölle, oder im Himmel oder im Fegefeuer. Der Volksglaube weist ihnen aber die Luft als einen dritten Leidensort an, wo unruhige Seelen umher wandern, bis die Zeit ihrer Buße um ist. In einer kalten aber nassen und stürmischen Nacht ruft ein Bauer mit wahrem Mitleiden aus: „Gott helfe den armen Seelen, die jetzt in den Gräben oder am Abhang sich lagern!" und die gute „Ehanather"

[1] Der Verfasser gebraucht das vermuthlich selbst fabricirte Wort „changeling."

Digitized by Google

oder Familienmutter, reinigt den Herd, daß „die armen Seelen sich wärmen können," wenn die Familie zur Ruhe gegangen. Der Glaube daß die Geister der Abgeschiedenen mit dem Sturme dahinfliegen oder in dem rieselnden Regen schauern, hat etwas ganz sonderbares, denn die Seele ist somit gewissermaßen materiell, demselben Schmerz und demselben Wohlgefühl unterworfen, wie der Körper.

Erinnerungen eines deutschen Naturforschers aus den Kosakenländern.

Der letzte Tag meines Aufenthalts in Fanagoria. — Scene in Taman zur Charakteristik der Kosaken des schwarzen Meeres rc.

(Fortsetzung.)

Um leere Stellen für gutes Ackerland und Weide zu gewinnen, legen die Kosaken Feuer an das allzu üppig wachsende Rohrschilf, das ihnen sonst zum Hüttenbau wie zum Kochen dient. Zwischen Kopilökaja und Jekaterinodar sah ich einen solchen Schilfbrand, der eine ungeheure Ausdehnung hatte und ein furchtbar prächtiges Schauspiel gewährte. Januar und Februar waren ausnahmsweise sehr trocken gewesen, die Binsenstengel waren dürre wie im August, und das Feuer verzehrte sie leicht bis an die Wurzel. Von einem scharf wehenden Nordost gejagt hatte der Brand beide Seiten der Laydstraße gewonnen, ohne uns eben zu belästigen, denn in der Nähe war alle Vegetation schon bis auf den morschen Grund versengt. Ueberaus majestätisch war der Anblick des leuchtenden Gefildes zur Rechten des Weges. Der Brand hatte hier eine Ausdehnung von mehr als einer halben Meile gewonnen, und breitete in Form eines langen Viereckes seine feurige Röthe über die Ebene aus. Inmitten dieses lodernden Raumes stand stellenweise der Binsenwald noch unversehrt, aber von vielen Seiten rückten die Flammen bald wie Riesenschlangen über den Boden sich windend und kreiselnd, bald zur dreißig Fuß hohen Feuersäule emporschlagend gegen die unversehrten, dunkeln Inseln des Gluthmeeres an. Am eigenthümlichsten war das Schauspiel, wenn der Nordost plötzlich seine Richtung zu verändern schien, einen Wirbel bildend die Flammen in kreisförmige Bewegung trieb, und oft der entgegengesetzten Seite zujagte. Viele einzelne Flämmchen schienen da über noch unversehrte Räume wegzuhüpfen und das verheerende Element mitten in jenem dunkeln Gilande der Brandstätte zu verbreiten. Diese Erscheinung hatte etwas gar Merkwürdiges und fesselte lange meine Aufmerksamkeit. Kaum eine halbe Werst zur Rechten der Straße stand der Schilfwald noch dicht und unberührt; zwischen den gelben Stengeln und grünen Blättern wirbelte weder Rauch noch knisterte die Flamme. Aber eine hohe prächtige Flammenreihe, vom sibirischen Winde gepeitscht, rückte mit unglaublicher Schnelle von Nordost gegen die grüne Oase an. Plötzlich standen die Flammenkolosse still und schienen zu verschwinden, nur dicke Dampfwolken stiegen empor. Der Brand war im Weiterschreiten durch eine sehr feuchte Stelle gehemmt, deren saftigere Vegetation dem Feuer widerstand. Bald raste der Wind in ungestümen Wirbeln wieder mit doppelter Stärke. Gleich feurigen Drachen flogen von ihm getragen die Flämmchen über die feuchte Schranke hinweg, und nach wenigen Minuten prasselte der Brand aus dem Centrum der Oase heraus, wo an trockeneren Stengeln die hineingeblasenen glühenden Projectile wahrscheinlich sogleich Nahrung gefunden. Da bildeten sich schnell viele einzelne kleine Feuerherde im Schilfdickicht. Der Wind aber, der um die Brandstätte in oft wiederholten Wirbeln brauste, stellte bald eine Verbindung solcher isolirten Flammenkrater her. An andern Stellen breitete sich der Brand von einem Centrum strahlenförmig, oft mit schlangenden Gassen, bald wie ein glühendes Medusenhaupt, bald wie die zuckenden Beine einer feurigen Riesenspinne über die Steppe aus. Diese Phänomene waren aber immer nur von kurzer Dauer. Formen und Umrisse des gewaltigen Steppenbrandes wechselten unaufhörlich. Noch während unsers Verweilens bei der Staniza Iwanowski war von der dichten Schilfoase, die ich im Vorüberfahren noch unversehrt gesehen, bereits jede Spur verschwunden. Die Flammen hatten alles weggemäht und nur Dampfwolken stiegen aus dem Boden empor. Das furchtbar fressende Element verfolgte an sehr trocknen Stellen seine Beute bis an die Eingeweide der Erde und verschonte selbst die Wurzeln der dürren Gramineen nicht. Ich stieg bei der erwähnten Staniza an der Leiter des Wachtpostens empor, um das unbeschreibliche Bild in seiner ganzen Ausdehnung zu überschauen. Am südlichsten Ende hatten die Flammen bereits die Kubanufer erreicht, wo sie am nassen Bett ihre unübersteigliche Gränze fanden. Alles was ich von Steppenbränden in Afrika gesehen, kann sich an Großartigkeit mit diesen Schilfbränden in den Kubangegenden nicht messen. Bei Dona hatte ich im Jahr 1837 einem großen Brande der nahen Ebene beigewohnt, der selbst die Pulvermagazine der Stadt in Gefahr brachte. Aber der Kohlenstoff war dort sparsamer vorhanden, das entzündete dürre Gras bringt in den Atlasgegenden nie so hohe helleuchtende Flammenreihen hervor, wie in den Steppen der Kosaken. Der Zweck der Araber und Kabylen in Algerien ist aber bei solcher Brandstiftung ganz der gleiche, wie in Ciskaukasien bei den Kosaken und Kabarden. Man glaubt die Fruchtbarkeit des Bodens damit zu mehren. Die Kosaken versichern, daß der Asche solcher Brandstätten ein trefflicher Weidegrund entspriesse. So oft ein scharfer Nordost bläst, legen Kosaken, Nogaier und Kabarden Feuer an die verdorrte Pflanzendecke, wie beim Südwind die Araber in der Berberei. Der Nordost weht in Kaukasien den Brand nach dem Kuban oder gegen das Gebirge und bringt den Staniken keine Gefahr, so wie in Algier der Südwind das niedere Grasfeuer nach dem Seegestade bläst. Immer benützen die Eingebornen zu solcher Brandlegung nur gewisse Winde, welche das gefährliche Element außer dem Bereich ihrer Wohnungen treiben. Der Spätsommer ist in Tschernomorien die gewöhnliche Zeit der Steppenbrände. Nur die ausnehmende Trockenheit des vergangenen Winters erlaubte den Kosaken, die hohe Morastvegetation auch im ersten Frühling zu lichten, und Weide und Ackerfeld durch die Schilfasche zu befruchten.

Schöne Männer sind die tschernomorischen Kosaken im vollen Sinn des Wortes. Nicht nur Stärke des Knochenbaues und wohlproportionirte Körperformen zeichnen dieses Volk aus, sondern auch vortheilhafter Schnitt und Ausdruck des wohlgenährten Gesichtes. Es ist der schönste slawische Stamm, den ich je gesehen habe. Auch ohne Bart sind ihre Gesichter schöner als die der Linienkosaken, unter welchen kein so bestimmter regelmäßiger Typus wahrnehmbar, und deren stattliche Männer bald an Tscherkessen bald an Türken oder Tataren erinnern. Statt des Bartes, den ihnen auch die militärische Vorschrift nicht zu tragen erlaubt, cultiviren die Tschernomorzen ihre Schnurrbärte mit auffallender Liebe. Sie ziehen sie in die Länge, so daß die Spitzen oft weit über die vollen Backen hin-

Digitized by Google

ausreichen, und kämmen und wichsen sie mit größter Sorgfalt. Prächtigerer Schnurrbärte kann sich schwerlich irgend ein Volk der Welt rühmen, selbst die Ungarn müssen hier zurückstehen. Sonst haben die Tschernomorzen mit den Ungarn offenbare Aehnlichkeit. Mein junger magyarischer Begleiter war ganz betroffen davon, und ohne die slawischen Töne und die rothen Lanzen hätte er sie wohl in magyarischer Sprache als Landsleute begrüßt. Dagegen erinnerten ihre Physiognomien durchaus nicht an ihre tscherkessischen Nachbarn jenseits des Kubans. Die Schapsuchen, welche am linken Ufer wohnen, sind schlank und fein geformt und aus ihren magern Adlergesichtern spricht jene gewaltige Energie, die den Tscherkessentypus charakterisirt. Der Körperbau der Tschernomorzen dagegen ist mehr robust und athletisch als fein, und in ihren regelmäßig schönen Gesichtern herrscht ein Zug von Ruhe und Phlegma, welcher den schroffsten Contrast gegen jenes kriegerische Feuer bildet, das aus dem Auge des tscherkessischen Uadem blitzt. Die Wintertracht unserer Kosaken ist nicht vortheilhaft; sie hüllen sich bis zur heißen Jahreszeit in Schafpelzröcke, die ihnen ein ziemlich plumpes Ansehen geben. Auch wenn sie unter den Waffen stehen und Reisende oder Convois eskortiren, behalten sie diese schwerfällige Tracht, die nur gegen die blaue Uniform vertauscht wird, wenn etwa ein inspicirender General am Kuban erscheint.

Neunzig Werste von Taman zwischen Temrjuk und Kopilskaja wird die Kette des Kaukasus am südlichen Hintergrunde der Kubansteppe sichtbar. Bei so bedeutender Entfernung ist der erste Anblick dieses Gebirgs nicht so imposant, wie man sich denken möchte; seine vornehmsten Riesen, der Elbrus, Kasbek, Baß-mta sind noch nicht sichtbar; auch tritt der den Kaukasus so bezeichnende Charakter wilder Zerklüftung und selbstständiger, ausgezackter Gipfelformen noch nicht hervor. Selbst weiter östlich zwischen Kopilskaja und Jekaterinodar spielen die fernen, in Höhennebel gehüllten Bergkolosse noch keine malerische Rolle. Sie schienen fast sämmtlich von ziemlich gleicher Höhe, nur ein einzelner Kegel, an Form dem krimschen Aschadir-dagh auffallend ähnlich, überragte die andern beträchtlich. Je tiefer wir in das Kosakenland eindrangen, desto mehr schien der Kaukasus zu fliehen; jenseits von Uplabinskaja verschwanden seine Schneehäupter gänzlich. Eine trübe Atmosphäre verhüllte und den südlichen Hintergrund bis zu unsrer Ankunft in Jekaterinodar am Kuban, wo endlich an einem reinen Tag die Aussicht auf die kaukasischen Kolosse eine Wirkung von unbeschreiblicher Art machte.

Jekaterinodar, die Hauptstadt der tschernomorischen Kosaken, erreichten wir am 12 März bei guter Tagesstunde. Der Jämtschik der letzten Station hatte bei seiner Angst vor den Tschercken, die er im Dickicht zur Rechten des Weges wähnte, seine wohlgenährten Renner zur wüthenden Eile angetrieben, und pfeilschnell rollte der Wagen. Ich segnete schon diese Steppennatur, die keinen Stein hervorgebracht — auf steinigem Boden wäre bei solchem Jagen eine bessere Chaise als die meinige in Trümmer gegangen — als plötzlich ein feindseliges Element sichtbar ward, das meine gute Laune beträchtlich modificirte. Der Wagen blieb gleich bei der Einfahrt im Steppenkoth stecken, keine Anstrengung, kein Fluchen, kein Peitschen der Pferde half, bis an den Bauch stacken die armen Thiere in jenem „fünften Element," das einst dem gewaltigen Napoleon in den westrussischen Ebenen so viel zu schaffen gemacht. Der Ehrgeiz unsers Kosakenjämtschiks sträubte sich lange gegen unser Aussteigen; er habe sich schon durch ganz andere Dreckmassen durchgearbeitet, versicherte der kräftige Schnurrbart und schwang die Peitsche mit Furore; am Ende hieß es aber: lasciate ogni speranza — und wir mußten Wagen und Gepäcke im Stiche lassen und zu Fuße in Jekaterinodar einziehen. Gestampfte Fußwege führten durch ungeheure Kothmassen, doch war das Umgehen derselben manchmal schwierig und selbst nicht ohne Gefahr. Das Gepäck ward auf Menschenrücken nach der Stadt getragen. Mit unparteiischer Anerkennung aller Vorzüge der tschernomorischen Hauptstadt kann ich gewissenhaftes Zeugniß geben, daß unter so manchem Städtehundert, woselbst mein Wanderstab kurze oder lange Zeit gerastet, keine mir beifällt, die Jekaterinodar den Ehrentitel des ersten Kothnestes dieser Erde streitig machen könnte. „Aber trösten Sie sich doch," sagte mein Begleiter, der handfeste Niederländer, als er mich über das unappetitliche Schauspiel ein bischen verstimmt sah, „an dergleichen gewöhnt man sich bald bei längerem Leben in den Steppenländern; was Sie hier sehen, ist auch noch gar nicht so arg. So sieht in Jekaterinodar nur beim schönsten, trockensten Wetter aus; in einem nassen Winter müßten Sie einmal hieher kommen, um zu erfahren was eine Pfützenstadt heißt, und welche Bollwerke Jekaterinodar gegen tscherkessische Ueberfälle wurden. Wir können von Glück sagen, daß nur der Wagen stecken geblieben; gar manchmal ist es schon vorgekommen, daß Roß und Reiter in diesem Schlammgrunde Tage und Nächte lang verweilten, ohne wieder flott werden zu können. Mit solchen Trostgründen gestärkt, hielten wir unsern Einzug in der Kosakenstadt.

Ich habe in Rußland viele und fleißig gezeichnete Bilder der Städte am Kuban und Terek gesehen, aber sie geben keinen richtigen Begriff. Man muß in diesen Kosakenwohnsitzen selbst gewesen seyn, muß alle Gegenstände leibhaftig gesehen und gerochen haben, um ein recht getreues Bild davon sich lebendiang im Gedächtniß zu bewahren. Steppenstädte und Steppenleben haben etwas gar zu Eigenthümliches, und im westlichen Europa gibt es nichts, was man damit vergleichen könnte. Wer von einem Luftballon herab die tschernomorische Hauptstadt überschauen könnte — Anhöhen gibt es nicht in ihrer Umgebung — würde keinen unangenehmen Eindruck gewinnen: die Häuser sind zwar fast ohne Ausnahme klein, die meisten auch nur von Lehm und Erde, die geringere Zahl von Holz, und nur das Hetmanhaus mit stattlichem, grünem Dach versehen, alle übrigen gar ärmlich mit Stroh gedeckt, aber die Gassen sind dafür breit, regelmäßig und lustig; die Häuser stehen völlig gerablinig, wie ein Regiment von Grauröcken in Reih und Glied. Gärten, geräumige Höfe, von Hecken oder hölzernen Zäunen umgeben, stehen dazwischen; Akazien und Obstbäume, die mit Sorgfalt behandelt, ziemlich gut gedeihen, erquicken das Auge wahrhaft nach so langer Fahrt durch ein baumleeres Land. So stellt sich die Kosakenstadt dar in etwas lustiger Entfernung, die Einzelnheiten in der Nähe, mit Auge und Nase gemustert, machen einen Eindruck minder erfreulicher Natur. Das „polnische Element" dominirt in Hof und Garten in nicht viel geringerem Grad als in Gassen und Wegen; überall sieht man schwärzliches Rüsselvieh in dem weichen Grunde wühlen und mit Behagen sich tummeln. Das fühlt sich wohl in Jekaterinodar, man merkt es ihm an, daher auch grunzender Jubel von einem Stadtende zum andern ohne Aufhören. Schweinezucht wird von der Bevölkerung in besondern Ehren gehalten, und bessere Osterschinken als hier soll man weit und breit nicht zu kosten bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Sechster Brief.

Padang Sidim Puang, den 15. August 1844.

Da ich höre daß zu Padang ein Dampfboot angekommen ist, welches in der Mitte dieses Monats wieder nach Batavia zurückkehren wird, so kann ich diese schnelle Gelegenheit zur schnellen Beförderung eines Briefes, ob ich gleich diesmal wenig Stoff zu schreiben habe, um so weniger vorbeigehen lassen, als es, bei der in gegenwärtiger Jahreszeit beinahe stillstehenden Communication mit Batavia, leicht October werden könnte, bis ein Brief auf gewöhnlichem Wege dorthin kommt; und ich hoffe, daß ihr diesen Brief im October [1] in Händen haben sollt, da die Ueberfahrtszeit durch die englische Ueberlandpost von Batavia bis Amsterdam mehr nicht als 42—50 Tage beträgt. Euren Brief vom 5 März habe ich den 6 Junius erhalten, während vom 7 December 1845 auf dem gewöhnlichen Wege über Amsterdam abgeschickte [2] noch immer nicht angekommen. Ihr seht hieran den ungeheuren Unterschied des neuen Postweges von dem alten.

Daß die Zeichnung meines Hauses und seine Bauart Euren Beifall erhalten hat, freut mich sehr; zur Beseitigung einiger Bedenken von Euch muß ich noch beifügen, daß die Parterrelage der Wohnung dieselbe keineswegs feucht macht, denn es hat einen soliden Unterboden von Bambus, der noch mit dicken geflochtenen Matten bedeckt ist, so daß keine Feuchtigkeit durchdringen kann; die Fenster sind, außer den Glasrahmen noch mit guten Läden versehen, die bei Nacht geschlossen werden, so daß es Diebern schwer werden würde, durchzubrechen. Schade daß mein Garten, wie er jetzt ist, nicht auch in die Zeichnung aufgenommen worden konnte; er gibt dem Hause ein sehr hübsches Ansehen. Die Bäume, die damals kaum gepflanzt waren, sind jetzt groß und tragen bereits Früchte. Die zwei Wege, die von der Straße zum Hause führen, sind mit einer doppelten Allee von Papaias bepflanzt, die einen herrlichen Schatten geben. Es ist dieß einer der schönsten und zierlichsten Bäume, die man unter den Tropen findet; die männlichen Bäume sind immer voll wohlriechender Blumen, während die weiblichen die delicatesten Früchte tragen.

Was meinen Pferdestand betrifft, für welchen sich N. so interessirt, so füge ich für ihn einige hippologische Notizen bei. Mein Pferdebestand wechselt sehr, er besteht sich meistens auf zwei, bisweilen auf drei, einige Zeit selbst auf vier Pferde, die durch Verkauf wieder in andere Hände übergingen. Es bietet sich oft Gelegenheit von den Eingebornen wohlfeile und hübsche Pferde zu kaufen, die dann immer wieder von selbst Liebhaber finden, und ich bin bisher in meinen Speculationen nicht unglücklich gewesen, so weit ich auch entfernt bin, aus dem Pferdehandel ein Geschäft zu machen. Im Augenblick habe ich zwar nur ein Pferd, aber ein Thier von Werth, einen sechsjährigen Battahengst. Die in niederländisch Indien geschätzten Racen sind nämlich die Macassarischen und die Battasche. Die Battapferde, die auf Sumatra wegen ihrer Schnelligkeit und Ausdauer die gesuchtesten sind und auch auf Java sehr theuer bezahlt werden, sind nicht ferne von meiner Station an der Gränze von Atschim zu Hause, wo sie in halbwildem Zustande leben, und von den Eingebornen als Schlachtvieh gehalten werden. Sie sind nicht groß, aber von sehr feinem und proportionirtem Bau und gleichen überhaupt sehr den arabischen Pferden, von denen sie wahrscheinlich Abkömmlinge sind. Man reitet hier nur auf Hengsten; eine Stute zu reiten gilt für Schande, das einzige Pferdefutter ist frisches Gras, das alle Tage geschnitten werden muß; trockenes Futter treffen die Pferde nicht. Auf Reisen gibt man auch Maischkorn oder ungeschrotten Reis. Die in Europa häufigen Pferdekrankheiten z. B. Spathen, Arth, Gelenks-, Brust- u. s. w. Krankheit kommen bei den hiesigen Pferden höchst selten vor. Verschlagen werden die Pferde nicht. Ob N. unser Gebirgsthal auf einer Sumatra'schen Karte finden wird, bezweifle ich sehr. Alle die jetzt vorhandenen Karten vom sumatra'schen Binnenlande, besonders vom nördlichen Theile, sind höchst mangelhaft. Ein Fluß Pinang Suru ist nicht bekannt, wohl aber Inseln in der Nähe von Tappanuli, die Pulu Pinang heißen. Dagegen lauft der Gabdang Jaare, ein ziemlich großer Fluß, der sich nicht weit von Tappanuli in die See ergießt, durch unsern District, und das Gebiet dieses Flusses, die unter den hiesigen Begriff gebirge landschaft Sipirok begreift 3 — 4 Stunden nördlich von hier. Unser Thal gehört in das Flußgebiet des Gabdang Rukeh, der sich nach einem sehr unregelmäßigen und gekrümmten Laufe südlich von Tappanuli in die See ergießt. Der Binnensee Laut Aver Jawar, den N. auf den neuesten Karten noch in der Nähe unseres Districts gefunden hat, und den selbst die Bergbaus'sche Karte angeben soll, gehört in das Reich der Fabel, er darf ihn ohne Bedenken aus der Karte streichen. Wir haben zwar in näherer und weiterer Ferne Seen genug, aber keinen einzigen so großen, daß er auf einer Karte von ganz Sumatra oder gar vom indischen Archipel angegeben seyn könnte.

Noch einen andern Irrthum sehe ich mich veranlaßt zu berichtigen. Nach den gewöhnlichen Reisebeschreibungen sollte man nämlich meinen, unsre Gegend, allerdings minder belaubt als andre Tropenländer, wimmle von zoologischen, botanischen ꝛc. Naturseltenheiten, und man dürfe nur die Augen aufthun oder die Hand ausstrecken, um davon genug zu bekommen; dem ist aber nicht so. Ihr dürft ja nicht denken, daß auf jedem Baume ein seltner Vogel oder hinter jedem Busche ein wildes Thier lige, oder daß man bei jedem Schritte einer seltnen Pflanze begegne. An Vögeln ist das Land hier im allgemeinen ärmer, als Deutschland; auf den großen Allangfeldern kann man sich nach Blumen müde suchen, und auf den gewöhnlichen Wegen kann man Stunden zurücklegen, ehe man eine Schlange oder irgend ein wildes Thier sieht. Ein naturhistorischer Sammler muß hier, um etwas zu finden, in die dicken Wälder dringen und Berge erklimmen, doch auch hier findet man nicht den Ueberfluß von lebenden Wesen, den man in den Büchern liest. Ich selbst bin schon Stundenlang in dichten Wäldern herumgeklettert, ohne etwas anders zu sehen, als höchstens einige Affen. Die meisten Bewohner des Waldes ziehen sich bei Tage in unburchdringliches Dickicht zurück und kommen nur bei Nacht zum Vorschein. Ich habe mich daher darauf beschränkt, bei vorkommenden, sich von selbst darbietenden Gelegenheiten naturhistorische Merkwürdigkeiten zu sammeln und zu bewahren, und werde die von mir insofern gesammelten geographischen, naturhistorischen und ethnographischen Merkwürdigkeiten für die in einem Briefe durch die Ueberlandpost frei Raum wäre, wenn ich noch weiter beisammen habe, seiner Zeit dem R. durch Seepost zuschicken. Ich bin gegenwärtig im Besitze eines geschriebenen Battaschen Hahabs (Heldenmenschengesetz) das ich ins Deutsche übersetze und wovon ich einen Auszug zu machen und Euch zuzuschicken gedenke. Ich glaube nicht, daß von diesem interessanten ethnographischen Stücke bis jetzt etwas in Europa bekannt ist; auch habe ich mir vorgenommen, aus dem niederländisch-indischen Magazin interessante Aufsätze über sumatra'sche Sachen zu sammeln und zur weitern Publication zu übersetzen. Die Aufträge des Professores N. besse ich vollzieh en, und ihm Rhinoceros- und Orangutangs-Schädel zusenden zu können. Kurz nach dem Empfange Eures Briefs hörte ich, daß ein Postbalter auf einer Station zwischen hier und Tappanuly ein Rhinoceros geschossen habe, und ich schrieb ihm sogleich um den Schädel, wiewohl man mich versicherte, daß wenigstens vier Wochen daran zu tragen haben würden, erhielt aber zur Antwort: daß die Battas das Thier bereits aufgefressen und seinen Knochen mehr ganz gelassen haben. Doch wird sich vielleicht ein andermal Gelegenheit finden. Auch Orangutangs sind in den Wäldern hier nicht selten.

(Schluß folgt.)

Die Bevölkerung von Gent und Brügge. Welchen Einfluß der Verfall der alten Linneninduſtrie auf Weißſtandern übt, kann man daraus ersehen, daß Gent mit 102,000 Einwohnern nur 14,280 Arme zu unterſtützen hat, Brügge mit 46,000 Einwohnre aber 21,733. (Journ. du Commerce d'Anvers. 9 Januar.)

---

[1] Der Brief kam erst Anfang December an, aber nicht durch Schuld der Ueberlandpost, da er das Postsiegelchen „Singapore den 5 October" trägt.

[2] Nach einem nachträglichen Beisatz zum Briefe kam er den 8 August an, also nach 8 Monaten!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 16. 19. Januar 1837.

Eine alte Wasserleitung bei Beirut.

(Nach Revue archéologique Mai und November 1846.)

Herr Letronne in Paris erhielt von einem Engländer Namens Woolsey die Copie einer griechischen Inschrift, die Hr. Elie Smith, der Reisegefährte des Hrn. Robinson, der das bekannte wichtige Werk über Palästina schrieb, copirt hatte. Das Bruchstück stand auf der Mauer des Klosters Deir el Kalaah nahe bei Beirut. Hr. Smith glaubte die Inschrift zuerst abgeschrieben zu haben, Hr. Letronne fand aber bald, daß schon Seetzen im J. 1805 sie abgeschrieben habe, und daß sie in Deutschland schon zweimal, namentlich in dem Corpus Inscript. Nr. 4535 mitgetheilt sey. Die Inschrift enthält neun Linien, denen wahrscheinlich eine zehnte voranging, denn die erste Linie enthält dreitheilb Füße eines Hexameters, dann folgt ein Hexameter, hierauf ein Pentameter und noch 4½ Füße eines Hexameters, so daß wieder etwas fehlt. Die Unregelmäßigkeit, daß erst auf zwei Hexameter ein Pentameter folgt, ist in den metrischen Inschriften der spätern Zeit, der auch diese Inschrift angehören muß, keine Seltenheit. Die Herausgeber des Corpus Inscript. und Hr. Letronne haben die Inschrift auf dieselbe Weise gelesen und erklärt bis auf ein einziges Wort: das Corpus Inscript. hat ἐφοδόμων ὕδωρ, was keinen rechten Sinn gibt, während Letronne nach der ihm mitgetheilten Copie sich veranlaßt sah ἀφοδόμων ὕδωρ, Wasser das durch die Luft führt ist, zu lesen. Diese ganze Inschrift lautet, so weit man sie übersetzen kann folgendermaßen: „N. N. hat dieß aus seinem Land, der Insel Rhodus, gebrachte (Denkmal) geweihet, ein gewünschter Kunstgegenstand, ein Bild Ammons mit den Hörnern, das den Sterblichen ein durch die Luft hergekommenes Wasser gießt.“ Das Bild des gehörnten Ammon sollte, wie nicht zu zweifeln, als Mittel dienen das Wasser auszuspeien, wozu die Alten häufig Satyrn und dgl. anwandten. Daß diese Figur aus Rhodus kam, beweist, daß sie ein wahres Kunstwerk war, denn auf Rhodus blühte bekanntlich eine Bildhauerschule.

Die Lesung der Inschrift brachte Hr. Letronne auf den Gedanken, daß hier in der Nähe eine Wasserleitung gestanden haben müsse, auf welche sich das Wort ἐφοδόμων beziehe; er suchte in den gedruckten Reisen nach, fand aber nichts, und zog nun den Oberst Callier, der Syrien auf eigener Anschauung genau kannte, zu Rath. Dieser anwortete ihm folgendes: „Ihre Inschrift hat Sie nicht getäuscht, es gibt allerdings dort eine solche Wasserleitung, die ich von keinem Reisenden erwähnt fand; man sprach mir davon in Beirut selbst und ich ließ mich hinführen. Sie findet sich in einer sehr abgelegenen Gegend, und ist wahrscheinlich darum den Reisenden entgangen. Die Araber nennen sie Kanater Sebeide (die Brücke der Sebeide) und schreiben die Erbauung einer Fürstin des Libanon zu. Diese Wasserleitung ist 2⅝ Stunden von Beirut und 2 Stunden von Deir el Kalaah, sie führt über zwei Hügel und den Nahr Beirut, hinweg, wie die Garb-Brücke über den Gardon. Ihre Länge ist etwa 200 Metres; sie hatte ehemals 3 Reihen Arcaden, aber die Zeit hat die oberste zernichtet, das schöne antike Werk ist in der Mitte gebrochen.“ Diese Nachricht läßt keinen Zweifel übrig über die Lesart ἐφοδόμων, so wie über den Sinn derselben.

Auch J. de Bertou, bekannt durch seine Wanderungen in Syrien und durch seine schönen Beobachtungen über das Niveau des todten und rothen Meeres, gab Hrn. Letronne ähnliche Nachrichten: „Zwei Stunden etwa von Beirut in dem Thale, in welchem der Nahr Beirut, oder eigentlich der Nahr el Sayds fließt, trift man eine sehr schöne Wasserleitung, die mich sogleich an die berühmte Brücke über den Gard mahnte. Die syrische Wasserleitung, bekannt unter dem Namen Kanoter Sbaiby oder Kanater Gbhaidie, wurde aus schönen und großen Steinen erbaut und hatte drei Reihen Arcaden über einander. Seine größte Höhe vor dem völligen Einsturz der dritten Reihe mußte etwa 50 Metres betragen und seine größte Länge 100 bis 150 Metres. Das Wasser durchfließt nicht mehr das Thal auf seinem hohen Canal, sondern fällt in reicher Fülle auf das Rad einer Mühle, und erhält Leben und Bewegung in einem Orte, der sonst ganz verödet wäre. Die schönen Cascaden, welche das Wasser in seinem Fall von Stein zu Stein bildet, die Moose und andere Pflanzen, welche allenthalben an seinem Wege wachsen, alles dieß gibt der Gegend etwas lachendes, malerisches, was mit dem großartigen, ernsten Anblick der mächtigen Ruine seltsam contrastirt und Stoff zu einem Gemälde gäbe, das des Pinsels eines Salvator Rosa würdig wäre.“ Dieser Beschreibung war nicht bloß eine Skizze, sondern eine prächtige Zeichnung beigefügt, welche ein geschickter Künstler, Hr. Montfort, der Reisegefährte Hrn. Bertou's, an Ort und Stelle entworfen hatte (eine Abbildung davon ist der Revue Archeologique vom Nov. vor. J. beigegeben). Die Aehnlichkeit dieses Baues mit dem Pont du Gard ist auffallend. Er verbindet zwei hohe Hügel, und setzt über das Bett des Nahr Beirut, wie jener über den Gardon; er hat ebenfalls drei Reihen Arcaden und ist aus großen Steinen aufgeführt, die ohne Kalk und Mörtel über einander gelegt sind. Bertou hat übrigens noch einen Plan der alten Ruinen mitgebracht, welche sich zu Deir el Kalaah finden, sie sollen gleichfalls nebst den interessanten Inschriften der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Digitized by Google

Erinnerungen eines deutschen Naturforschers aus den Kosakenländern.

Der letzte Tag meines Aufenthalts in Fanagoria. — Scene in Taman zur Charakteristik der Kosaken des schwarzen Meeres.

(Fortsetzung.)

Weder Mauer noch Wall und Graben schützen die Stadt Jekaterinodar, die wie der Niederländer mir richtig bemerkte, durch ihre Pflützenumgebung vielleicht noch besser vertheidigt wird. Aber inmitten der Stadt liegt doch eine Kreyost — so heißt man am Kuban die verschanzten Lager oder sogenannten Festungen; bei ernster Gefahr können die Bewohner mit ihrer Habe sich dorthin flüchten. Diese Kreyost ist freilich selbst eine ärmliche Befestigung, und man bekommt bei ihrem Anblick von der übertriebenen gerühmten Kühnheit und Streitlust der Tscherkessen keine hohe Meinung, da sie selbst bei ihren zahlreichen Einfällen in Tschernomorien noch keinen ernsten Versuch gemacht, Jekaterinodar und seine elende Kreyost zu stürmen. Mauern umfassen diese Festung nicht, dafür ein Wall, der so niedrig, ein Graben, der wenig tief und so schmal ist, daß über beide ein kühner Reiter mit einem einzigen Sprung wegsegen könnte. Auch das grobe Geschütz ist nur sparsam vorhanden, die Wachen in geringer Zahl und nachlässig ausgestellt; alle diese Anstalten deuten auf eine äußerste Geringschätzung des Feindes, und ein Abendländer, dem der übertriebene Ruf des unternehmenden Sinnes und der kriegerischen Furchtbarkeit der Kaukasusstämme die Begriffe verwirrt, bemerkt das mit Erstaunen. Wie alle Bergbewohner, sind die Tscherkessen nur auf ihrem heimischen Boden furchtbar und fernen, kriegerischen Zügen abgeneigt. Achte Gebirgsvölker sind niemals Welteroberer gewesen; die Horden Attila's, Timurs und Dschengiskhans waren Bewohner von Steppen und Hochebenen, die arabischen Eroberungsheere strömten aus den Wüsten; die Streitkräfte, mit welchen Nadir Schah Hindostan überschwemmte, waren größtentheils aus den persischen Flachländern gezogen. Unter Kurden, Kabylen und Tscherkessen ist bei allem kriegerischen Feuer und Fanatismus doch nie ein Eroberer aufgetaucht. Die großen Verluste der Russen im Kaukasus waren immer nur Folgen ihrer Versuche, ins Innere des Gebirges einzudringen. Im Vertheidigungskrieg und besonders hinter Fels und Wald steht die Furchtbarkeit des kaukasischen Kriegers nicht unter ihrem Ruf; bei Angriffen zeigte der Tscherkesse sich öfters tollkühn, aber auch schnell verzagt und nie beharrlich entschlossen. Selbst die Erstürmung der vier Kreyosten im J. 1841, wo die Tscherkessen wahren Heldenmuth zeigten, gelang doch nur unter ganz außerordentlichen Umständen, worvon wir später sprechen wollen.

Hriman der tschernomorischen Kosaken ist General-Lieutenant Sawadowski, gleichfalls vom Stamm der Saporoger. Er gilt für einen tüchtigen Reitergeneral, der sich auf den Steppenkrieg trefflich versteht, in Gebirgskämpfe sich ungern einläßt, und die kecken Razzjazüge des deutschen Generals Saß, der noch zwei Jahre zuvor am Kuban den Oberbefehl führte, mit Widerwillen unterstützte. Das gegenwärtige Defensivsystem der Russen am Kuban soll ganz nach Sawadowski's Plan organisirt seyn. In rascher Bewegung, in zweckmäßiger Aufstellung der Spähерposten und Reitergeschwader, in Gewandtheit der Recognoscirung des feindlichen Gebietes und flinker Verfolgung flüchtiger Tscherkessenbanden soll es ihm nicht leicht ein anderer General zuvorthun. Aber den unternehmenden Geist und die berühmte, persönliche Tapferkeit des Liviländers Saß besitzt er nicht; seit der Entfernung des letztern haben die Russen keinen namhaften Sieg am rechten Flügel erfochten.

Sawadowski's Haus steht innerhalb der Kreyost, und ist das einzige hübsche und zierliche Gebäude von Jekaterinodar, zwar nur von Holz, aber groß, geräumig und hübsch bemalt mit grünem Dach und korinthischen Säulen am Eingang nach dem bekannten architektonischen Geschmack von St. Petersburg. Ich meldete mich beim Hetman, hörte aber, daß derselbe noch immer abwesend sey, und erst in einigen Wochen zurückerwartet werde. Nach Beendigung der Tschernitschoff'schen Inspectionsfahrt hatte der Kaiser, mit einer gänzlichen Umgestaltung des kaukasischen Kriegsführungssystems beschäftigt, die Generale Golowin und Grabbe von ihren Posten entfernt und die übrigen namhaften Generale der Linie zu sich berufen, um über die künftige Taktik gegen die Bergvölker ihre Ansichten auszusprechen. An Sawadowski's Stelle commandirte ein Interims-Hetman, General **fi, ein Mann von frostigem Wesen und nicht sehr brillantem Geist. An ihn wies mich Frau von Sawadowski, die zu meinem Leidwesen kein Wort französisch verstehen und nur russisch converstren wollte. Der Interims-Hetman befand sich im gleichen Fall, war übrigens höflich und gefällig, und bewilligte gerne die erbetene Reiseescorte bis Stawropol. „Sie haben viel gewagt," äußerte er unter anderm, „ohne Bedeckung bis hieher zu reisen. Gerade zwischen hier und Temrjuk ist die Gefahr am größten, und noch sind es keine acht Tage her, daß 3000 Tscherkessen über den Kuban geschwommen. Brechen Sie niemal bei allzu früher Tagesstunde von Ihrem Nachtlager auf und suchen Sie immer Ihr Nachtquartier vor Sonnenuntergang zu erreichen, die Tscherkessen sind Freunde der Nacht und des Hinterhalts. Ich habe seit ihrem letzten Uebergang geschärfte Befehle an alle Posten geschickt, daß man das Schilfdickicht bei Tagesanbruch durchsuche; schwer aber hält es, kleine Banden zu bemerken, denn die Feinde haben eine unglaubliche Geschicklichkeit, das kleinste Pflanzendickicht, die geringste Unebenheit des Bodens zum Verbergen zu benützen; ganz ohne Gefahr ist daher das Reisen am Tage nicht, und selbst Kosakenescorten vermögen nicht immer zu schützen. Wer jede Unsicherheit vermeiden will, thut nicht klug, diese Route zu wählen."

Solche Aeußerungen aus dem Munde des Kosakengenerals, der doch ein Interesse hatte, dem Fremden den Landeszustand günstiger zu schildern als er wirklich ist, klangen nicht sehr beruhigend und bestärkten mich in dem Entschluß, einige Tage in Jekaterinodar zu verweilen, um weitere Erkundigung über den Stand der Dinge und die beste Art des Weiterreisens einzuziehen. Die Märzluft war so kalt und der Gedanke bei so winterlicher Temperatur nackt in die Berge geschleift zu werden und als Tscherkessen-Sklave zu erfrieren, so wenig behaglich, daß keiner von meinen Reisegefährten mit der Weiterfahrt sehr preßte. Hr. V—f hatte Kriegscameraden aufgesucht und gefunden. Ich ließ ihn bei Fasanenbraten und Gebranntem in gastfreundlicher Kosakenhütte zurück, und besichtigte die Festung sammt der seltsam gestalteten Kirche in ihrem Centrum. Sechs hohe, plumpe Holzthürme von der rohesten Form bilden zusammen die kokakische Kathedrale. Zwei ungeheure Glocken waren von außen sichtbar, und läuteten eben mit kurzen Schlägen in dumpfer, unheimlicher Weise, wie ich es nie gehört, zur Abendandacht. Geschmacklosere Bauart und Ornamentirung im Innern und Aeußern habe ich in keinem Gotteshaus gefunden, auch nirgends so viele rohe Pracht auf so kleinem Raum; Haupt-

Digitized by Google

und Seitenaltäre strotzen von Gold und Silber, von Heiligenbildern und bunten Fahnen. Dicht neben diesem überreichen Schmuck schauen aber die braunen Holzwände der Kirche, die man zu übertünchen vergessen, nackt und von Fäulniß angenagt, heraus. Gewänder und Glieder der kolossalen Heiligenbilder sind von massivem Silber in halberhabener Arbeit. Die grotesken Gesichter aber, die man über den reichen Metallkörpern gemalt hat, nehmen sich komisch genug aus. Mit den schönen Künsten steht es überhaupt bei den Tschernomorzen traurig aus, und selbst die schreußlichen moslemischen Freskomalereien im Bezyalast zu Constantine waren noch erträglicher, als die verzerrten Fratzenbilder, welche die heiligsten Namen des Christenthums darstellend, der Kosakenpinsel mit grellsten Farben auf gewesene Fahnen klecksle.

Der bekannte englische Reisende und Schriftsteller Longworth, mein geehrter Freund, fragte mich einmal in Konstantinopel nach meiner Rückkehr vom Kaukasus, wie es in Jekaterinodar mit den russischen Kirchenschätzen bestellt sey. Er hatte wie andere Reisende von den Kostbarkeiten der Don'schen Kathedrale in Nowo-Tscherkask viel Fabelhaftes gehört, und während seines Aufenthaltes unter den Tscherkessen mit seinem Freunde Bell auch ihnen davon erzählt. Die gold- und silberlüsternen Söhne des Kaukasus hatten bei solcher Kunde beide Ohren weit aufgemacht und sich eifrigst erkundigt, wie weit Nowo-Tscherkask mit seinen gemünzten und ungemünzten Schätzen vom Kuban entfernt sey. Aber alles lachende Gold der Don'schen Hauptstadt schien dem kühnsten Tscherkessenhäuptling nicht lockend genug, einen Reiterzug so viele Meilen weit in das Innere des ihnen fremden und unbehaglichen nordischen Hochlandes zu unternehmen. In der Hauptstadt Tschernomoriens stand einem solchen Unternehmen nicht die weite Entfernung im Wege. Als Hr. Longworth am linken Stromufer unter seinen schaulustigen Freunden verweilte, schaute er mit dem Fernrohr in die kothigen Gassen von Jekaterinodar, das ihm von seinem jenseitigen Standpunkt gewiß hübscher, sauberer und lockender vorkam, als mir in unmittelbarster Nähe. Den eigenthümlichsten Charakter der Stadt konnten seine Geruchsorgane vom schaulustigsten Ufer aus nicht erkennen. Phantasie und Interesse arbeiteten bei ihm wie bei der kriegsfinnaubenden Partei unter den tscherkessischen Uoden, zu denen damals noch der alte Löwe Guz-Beg, Mansur und Schemis-Beg gehörten, gleichmäßig stark, Jekaterinodar und besonders seine plumpe sechsthürmige Kathedrale, deren nähere Besichtigung die Russen selbst den befreundeten Kaukasiern nicht gestatten, als mit unermeßlichen Schätzen angefüllt sich vorzustellen. Mancher Europäer, der die don'schen Länder bereist hat oder Klaproths Buch gelesen und also weiß, daß dort an Goldschmuck, Perlen und Münzen größerer Werth vorhanden als in irgend einer andern Provinz des russischen Reiches von gleicher Ausdehnung, theilt vielleicht denselben Irrthum. Von den Tschernomorzen haben wenige die lucrativen Feldzüge der don'schen Kosaken mitgemacht: unter 50 Veteranen, die man fragt, findet man kaum einen, der in Deutschland und Frankreich gewesen. Die Schätze des Chans der goldenen Horde, die Plünderung von Batschcharai, die Beute in Polen und Italien unter Suwarow, die deutschen Ducaten, welche seit dem siebenjährigen Krieg die Kosakenmädchen am linken Donufer als Halsketten tragen, sind nur den nordischen Kosakenstämmen zu gute gekommen. Als Gränzhüter des russischen Reiches gegen Süden hat man die Kuban- und Terek-Kosaken nie in großer Zahl von ihren Wohnsitzen wegzuziehen gewagt; nur in den Kämpfen und Verheerungszügen gegen die kaukasischen Völker wurden Tschernomorzen und terekische Linienkosaken stets in erster Reihe vorgeschoben. Dort wurde schon seit den großen Peters Zeit immer mehr Blut als Gold geschneizt, mehr Beulen als Ducaten gefunden. Die Silberpracht der tschernomorischen Kathedrale, die mit dem Reichthum der Kirche von Neu-Tscherkask in keinem Vergleich steht, zeugt weniger von dem großen Wohlstand dieser Kosaken, als von ihrem andächtigen Sinn, der sie wie fast alle Kleinrussen zu eifriger Kirchenspende treibt.

(Schluß folgt.)

Der angebliche Livinsfund.

Das Athenäum vom 9 Januar enthält einiges nähere über diesen, wenn er sich bewähren sollte, allerdings wichtigen Fund, der im Roon-Thale gemacht worden seyn soll, wagt indeß selbst nicht daran zu glauben, und läßt deßhalb dem schettischen Blatte, aus dem es die Nachricht entlehnt, die Verantwortlichkeit für die Richtigkeit der Sache, und führt die betreffende Stelle wörtlich an. Diese heißt: „Bei weitem die interessanteste Entdeckung war die eines kleinen ausgehöhlten Steinblockes, der verkehrt auf einem flachen Stein auflag, und bei der Untersuchung eine runde Bronebüchse von zwei Fuß Länge und sechs Zoll im Durchmesser enthielt. Innerhalb dieser Büchse war ein kostbares Manuscript, das zur Zeit, wo es so sorgfältig verborgen wurde, einen hohen Werth in den Augen seines Besitzers gehabt haben muß. Das Manuscript oder vielmehr Buch war auf Pergament in Rollen geschrieben, wie es römische Sitte war, und jeder Rolle war durch einen Streifen von demselben Stoff mit der andern verbunden. Es ist zusammen etwa 30 Fuß lang und zwei breit. Die Schrift ist schön ausgeführt in lateinischer Sprache und oben sind die Worte „Historia Romä“ ganz deutlich in großen Buchstaben. Eine sächtige Untersuchung hat einige zu dem Glauben veranlaßt, dieß sey die Abschrift eines Theils von Livius berühmter Geschichte, und da man hofft, das ganze Manuscript entziffern zu können, so können vielleicht einige der verlornen Bücher des römischen Geschichtschreibers der literarischen Welt wieder gegeben werden. Ein kleines Manuscript, gleichfalls auf Pergament, fand sich außerdem noch; es ist ungefähr einen Quadratfuß groß, aber die Schrift ist sehr unleserlich. Auf der Rückseite sind die Worte: Ad Agricolam. Diese interessanten Ueberreste, welche wahrscheinlich ihre Erhaltung der sichern Art, wie die Büchse verstegelt war, verdanken, wurden mit großer Sorgfalt nach Moffat Manse gebracht, und die Gesellschaft der Alterthumsforscher von der Entdeckung benachrichtigt.“

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Sechster Brief.

(Schluß.)

Zwei nördliche Hanethierer habe ich gegenwärtig, nämlich einen Mino oder Beo (gracula religiosa), ein sehr schöner und possierlicher Vogel, der, wie die Malaien sagen, mehr Verstand hat, als mancher Mensch; sein Gefieder ist schwarz und dunkelblau glänzend, er hat einen hochgarben, ins rothe laufenden Schnabel, einen großen, fleischigen gelben Kragen von den Ohren bis zum Hinterkopf, gelbe Ringe um die Augen, gelbe Füße und weiße Querstreifen auf den Flügeln. Er kann alles mögliche sprechen, er husset, pfeift, lacht, fräßt, macht alles nach, was er hört und sein Schnabel steht den ganzen Tag nicht stille. Ferner habe ich einen jungen, ungefähr drei Monat alten Bären, der im Hause herumwarschirt, mit Hunden und Katzen spielt und mit seinen komischen Manieren viel Spaß macht.

Nun nur noch einige kleine Vorfälle aus der Zeit seit meinem letzten Briefe. Nach einigen in vollkommner innerer und äußerer Ruhe zugebrachten Monaten, wurde in der Mitte Julius unser Landsitz durch eine Visite wieder in großen Alarm gesetzt. Die Gäste waren aber diesmal weder Menschenfresser, noch wilde Thiere, sondern zwei Generale von zahmer Natur, nämlich General Michiels, Civil- und Mili-

Digitized by Google

tärgeneverneur von Sumatra's Westküste und General von Gagern. Dieser wurde in Begleitung von einigen Stabsoffizieren vor einem Jahre von dem König nach Indien gesandt, mit dem Auftrage, das holländisch-indische Militärwesen in seinem ganzen Umfange in Augenschein zu nehmen, etwaige Mißbräuche abzuschaffen und zweckdienliche Reformen vorzunehmen. Er ist ein geborner Hessen-Darmstädter und Sohn des berühmten Diplomaten und Schriftstellers. Nachdem er zuerst ganz Java durchreist hatte, kam er in der Mitte Junius in Padang an, um seine Inspection hier fortzusetzen, wobei ihn General Michiels begleitete. Den 10 Julius hielten sie hier mit einem Gefolge von vier Adjutanten und drei Civilbeamten mit zahlreichen Bedienten und Lastträgern ihren Einzug. Ich glaube nicht, daß der Kaiser von Rußland mit einem so großen Geschleppe von Menschen aufzieht, als solche reisende indische Potentaten. Zum Transporte des hohen Gepäckes waren über 200 Menschen nöthig, und allein um für die mitzubringenden Pferde Futter zu schneiden, waren 100 Gingeborne aufgeboten worden. (General von Gagern bekam monatlich 2500 fl. und täglich 50 fl. Reisegeldern.) Von allen Seiten kamen die hohen und niedern Battaschen Häuptlingen hier an, um dem Gouverneur den Hof zu machen, so daß auf einmal ein unerhörter Menschenzumult hier herrschte. Die zwei Generale logirten sich miteingeladen in das vom hiesigen Civilbeamten bewohnte, neue, ganz von Holz erbaute Gouvernementsgebäude ein, indem sie es dem Bewohner deßselben überließen, irgendwo anders ein Unterkommen zu suchen. Die andern Herrn wurden bei uns vertheilt. Bei mir waren mein alter Freund Nedenburg vom Fort Cleut, und Stabslieutenant Leclercque, Adjutant des Generals von Gagern; der eine logirte in meiner Schlafkammer, der andre im Fremdenzimmer; ich hatte mich in das Studirzimmer zurückgezogen. Ueber Eure Ihre, daß ich meine Gäste werde auf Stroh legen müssen, mußte ich herzlich lachen; da Ihr nicht daran dachtet, daß es hier kein Stroh giebt und ich dieser erst aus Europa hätte verschreiben müssen. Meistens kann man zu nichts gebrauchen, es ist so hart, wie Holz. Matratzen und Kissen sind hier so theuer nicht, man füllt sie mit roher Baumwolle, worauf sich sehr angenehm liegt. Da es bei solchen Visiten sehr darauf ankommt, vor allem die schöne Seite herauszukehren, so war nicht allein das Campement, sondern auch jedes Haus inwendig und auswendig beträchtlich herausgeputzt, und um die Ehre des Hauses aufrecht zu halten, war vor Ankunft der Gäste Keller und Speisekammer nicht ohne Kosten gut versprovianirt worden. Es schien den Herrn auch besonders gut hier zu gefallen, denn sie blieben volle acht Tage hier, während sie auf den meisten andern Plätzen höchsten 3 — 4 Tage sich aufgehalten hatten. General von Gagern nahm alles in Augenschein, auch Hospital, Apotheke, meine Registratur ꝛc. und prägte sich über unser ganzes Etablissement besonders zufrieden. Wie überall, wo er war, so nahm er auch hier durch seine einfache, natürliche Manieren und sein freundliches Betragen jedermann ein; er gilt nicht nur für einen der achtungswerthesten Ehrenmänner, sondern auch für einen der intelligentesten und gebildetsten Officiere der holländischen Armee. Ihr könnt Euch vorstellen, welches Derangement diese hohe Visite in unsre stille Lebensweise brachte. Ans Stubiren war natürlich nicht zu denken, und auch nach der Abreise der Herrn dauerte es noch einige Zeit bis alles wieder im alten Geleise war. Man mußte sich immer schön und ordonnanzmäßig kleiden, und meine große Uniform, die seit beinahe drei Jahren in der Kiste gerubt hatte, mußte wieder herausgeholt werden. Alle Abende speiste die ganze hier anwesende europäische Noblesse bei den Generalen; es wurde auf Silber serwirt, und die herrlichsten Weine und delicatesten Gerichte ließen den abgemessenen, officiellen Ton vergessen, der an der Tafel herrschte. (Von General von Gagern habe ich auch ein für mich werthvolles Geschenk erhalten, nämlich den Mental December der Augsburger Allgemeinen, dieser in der ganzen Welt gelesenen und geschätzten Zeitung; ein doppelter Genuß für einen, dessen ganze politische Lectüre der Journal Courant bildet.) Vor 14 Tagen haben uns unsre Gäste mit Gefolge wieder verlassen, und das Leben zu Padang Sidim Puang ist wieder in seine alte Ruhe zurückgesunken, die nach einer solchen ungewohnten Aufregung doppelt angenehm ist. General von Gagern begab sich von hier nach Tapanuli, von da länge der Strandpesten wieder nach Padang, von wo aus er über Ben Kulen und über Land nach Palembang reisen und von da nach Batavia zurückkehren wird. Am Ende dieses Jahres wird er seine Rückreise nach Europa antreten und zwar über Calcutta, Lahore, Bombay, Alexandria, Syrien, Konstantinopel, Wien. Es wäre nicht unmöglich, daß er auch über Stuttgart käme.

Von niederländisch-indischen Neuigkeiten werdet ihr die Bereitigung des Krieges mit Bali bereits aus den Zeitungen wissen, vielleicht aber nicht, daß in den zwei Hauptforts nebst 60 Metallkanonen auch eine beträchtliche Quantität Geld erbeutet ward. Bali wird nun eine feste Besatzung erhalten und nach javanischem Fuße etablirt und administrirt werden, ein schöner Zuwachs für die niederländischen Revenüen.

Den den patangschen Bovenlanden kam vor einigen Tagen das Gerücht hieher, daß daselbst ein Complot unter den Häuptlingen entdeckt worden ist, daß die Ermordung der beiden Generale bei ihrer Durchreise zum Zweck gehabt haben soll. Die Schuldigen sitzen gefangen und man ist auf den Ausgang der Sache sehr gespannt. Die vielen Lectionen, welche die sumatra'schen Malaien bei ihren Aufständen schon bekommen haben, scheinen sie nicht einzusichtschicken und weiser zu machen, und es können noch Jahre vergehen, bis man auf den friedlichen Besitz von ganz Sumatra rechnen darf, dann aber wird es die aufgewendeten Kosten reichlich lohnen und an Ertragsis Java vielleicht übertreffen. Die Regierung hat auch die Klugheit die Administrativbeamten, welche mit der Cultur und die Revenüen haben müssen, honett zu belohnen. Es gibt auf Java Residenten, welche mit den ihnen von Kaffee und Zucker zufallenden Procenten ein jährliches Einkommen von 60,000 fl. haben, während ein Oberster, der denselben Rang hat, nur 12,000 fl. jährlich bekommt. Ein Residentsassistent mit Capitänsrang hat bis auf 600 fl. monatlich, ein Capitän selbst nur 300 fl.

Gegenwärtig haben wir hier Sommer oder trockene Jahreszeit, die aber hier nicht so anhaltende Trockenheit bringt, wie auf Java, da es immer von Zeit zu Zeit regnet, nur nicht so anhaltend, wie vom November bis Februar. Gewitterregen kommen auch in der trockenen Jahreszeit so heftig, wie in der nassen; dagegen ist es in der trockenen heißer, als in der Regenzeit. Unser mittlerer Thermometerstand im verflossenen, heuer besonders heißen Monat Julius war Morgens 6 Uhr 18—18, Mittags 24 — 26, Abends 20 — 22 Réaumur. Gewitter und Stürme sind weder häufiger, noch heftiger bei uns, als in Europa.

Nun noch etwas über den Orangutang. Ende vorigen Jahres wurde etwa drei Stunden vor Pontianak, der niederländischen Hauptstation auf Borneo, ein Orangutang von einer seltenen Größe gefangen. Er war männlichen Geschlechts und wog 160 amsterdamsche Pfunde. Mit ausgestreckten Armen maß er acht rheinländische Fuß. Der Umfang seines Bauches betrug eine niederländische Elle und 5 Palmen. Stehend maß er mehr als 5½ Fuß rheinländisch. Der Umfang des Oberarms betrug 3½ Palmen, der des Vorderarms beim Ellenbogen drei Palmen, der des Handgelenkes zwei Palmen. Die offene Hand mit den Fingern war drei Palmen lang; der Mittelfinger eine Palme und vier Zoll lang und von einem Umfang von einer Palme; seine geschlossene Faust hatte einen Umfang von einer Palme und 5 Zoll. Seine Beine waren bis an die Fußsohlen 1½ Palme lang. Das Thier hatte vier gut angebrachte Gewehrfugeln bekommen; erst auf die vierte, die ihm den Arm zerschmetterte, fiel es von dem Baum aus einer Höhe von ungefähr 60 Fuß herab. Desungeachtet setzte es sich noch heftig zur Wehre und nur mit Mühe gelang es zwei Chinesen ihm mit Zangen und Klewangs (seine Art Säbel) vollends abzumachen. Seine Muskelkraft, nach der Dicke seiner Arme und Hände zu schließen, muß erstaunend gewesen sein. Seine Haut war mit zwei Palmen langen, rothen, zauben Haaren bedeckt, die ihm ein schrecklichos Ansehen gaben. (Eine niederländische Elle ist drei rheinländische Fuß und zwei Zoll, sie hat zehn Palmen und eine Palme zehn Zoll.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 17. 20. Januar 1847.

Ueber die Geschichte der phönicischen Studien.

(Nach Saulcy: Revue des deux mondes. 15 December.)

In der Geschichte der paläographischen Forschungen findet man kaum ein merkwürdigeres Capitel als das über die geschriebenen Denkmäler der phönicischen und karthagischen Sprache. Seit zwei Jahrhunderten sind so viel Anstrengungen gemacht worden, um diese Denkmäler zu erklären, daß es nicht überflüssig ist, einfach den Gang, welchen das Studium genommen hat, und worin es sich nicht immer von Lächerlichkeiten frei hielt, zu schildern. Die Phönicier waren von allen alten Völkern vielleicht das bedeutendste, denn seine Wiege war die Wiege aller Wissenschaften und Künste, die es durch seine Colonien allenthalben verbreitete. Ein solches Volk hatte gewiß eine Literatur und historische Denkmäler, aber diese sind uns gänzlich verloren gegangen, und nichts ist übrig geblieben, als die hie und da von fremden Schriftstellern gesammelten Fetzen. Einige armselige Steine, einige Münzen sind alles, was sich aus dem ungeheuren Schiffbruch dieser alten Civilisation retten, und es fanden sich Leute, die ohne ein anderes Mittel des Erfolgs, als eine glühende Neugierde, diese Münzen und diese Steine zu entziffern suchten, in der Hoffnung durch diese mühselige Arbeit endlich die Natur dieser Sprache kennen zu lernen, die so lange auf allen Uiersteichen der alten Welt geherrscht hatte.

Ein alter Schriftsteller, selbst ein geborener Punier, der heilige Augustin, hat einige Worte hinterlassen, welche genügenden Aufschluß über den Charakter der punischen Sprache geben, indem er erklärte, daß Hebräisch und Punisch wenig von einander verschieden seyen. Einige von den Ausprüchen des Priscianus und Hieronymus sind gleichen Inhalts; man hatte also die Hoffnung, mit Hülfe des Hebräischen die phönicischen und punischen Texte zu entziffern. Was die Zeit betrifft, wo die punische Sprache in Afrika herrschte, so lauten die Zeugnisse gleichfalls deutlich genug. Augustin, der heilige Bischof von Hippo, sagt, daß in seiner Diöcese der größte Theil der Landbewohner keine andere Sprache kenne als die punische, und Prokop bestätigt, daß zu seiner Zeit, im sechsten Jahrhundert, die Mauren, welche Libyen bis zu den Säulen des Herkules bewohnten, nur die phönicische Sprache gesprochen hätten. Die Malteser nehmen gleichfalls die Ehre in Anspruch, daß ihr arabischer Jargon phönicisch sey, zum mindesten mit mehr Recht als die Irländer, von denen einige verbrannte Köpfe erklärten, daß das Irische nur ein verdorbenes Phönicisch sey. In Malta finden sich indeß deutliche Spuren, daß die Phönicier dort geherrscht, wenn gleich der maltesische Dialekt sichtlich und unverkennbar neuarabisch ist.

Von allen alten Schriften, welche die phönicische und punische Literatur verherrlichten, ist auch nicht eine einzige auf uns gekommen, und wir werden dieselben wahrscheinlich nie anders als durch die Mittheilungen vergleichungsweise neuer Schriftsteller kennen lernen; so Sanchniathon, der 1200 Jahre v. Chr. lebte und der ausgezeichnetste aller phönicischen Geschichtschreiber war, und aber nur durch Porphyr, Eusebius und Theodoret bekannt ist, welche uns belehren, daß seine Bücher über phönicische Geschichte durch Philo von Byblos ins Griechische übersetzt worden seyen. Die andern Schriftsteller über die phönicische Geschichte Theodot, Hyptikrates und Mochus sind gleichfalls von griechischen Schriftstellern citirt worden, wir kennen aber von ihnen nicht mehr als die Namen. Was die punische Literatur betrifft, so ist es bekannt, daß die Häupter des karthagischen Volks, Mago, Hamilcar, Hanno, Himilco, Hannibal und Hiempsal, König von Numidien, ausgezeichnete Schriftsteller waren, deren Schriften einen gewissen Ruf genossen, aber von allen diesen Werken kennen wir nur die griechische Uebersetzung des Periplus von Hanno, alle Originalitexte sind für immer verloren. Bei diesem kläglichen Mangel authentischer Documente mußten die Philologen sich auf den kleinsten Fetzen von punischer Sprache werfen, der ihnen zufiel.

Dieß haben sie denn auch gethan. Plautus hat in seiner Komödie: Pönulus (erste Scene des fünften Acts) in den Mund einer seiner redenden Personen zehn punische Verse gelegt, aber in lateinischer Schrift, sechs andere Verse geben denselben Text in einer etwas verschiedenen Sprache, welche Bochart und Gesenius als libysch-phönicisch betrachten. Was diese sechzehn Verse geschrieben wurde, würde ganze Bibliotheken füllen, eine leicht begreifliche Sache, wenn man die Schwierigkeit bedenkt, die lateinisch geschriebenen, von keinem Copisten verstandenen, folglich in den Abschriften schrecklich mißhandelten Verse in hebräische Buchstaben umzusetzen. Bochart hat sich wahrscheinlich dem wahren Sinn am meisten genähert, Gesenius ist schon weiter vorgeschritten, aber das letzte Wort scheint noch nicht über die Sache gesprochen; Dr. Judas hat kürzlich in der Erklärung von Gesenius einige Verbesserungen vorgenommen, und der Orientalist Münck bereitet ein neues Werk darüber vor.

Seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts strömten in die öffentlichen Sammlungen Europa's alte Münzen mit unbekannten Inschriften; sie kamen aus Spanien und Sicilien, wo die phönicischen Colonien lange Zeit geblüht hatten, und man mußte bald in diesen Inschriften phönicische Sprache erkennen.

Digitized by Google

Lange Zeit bemühte man sich ein Alphabet aus denselben zusammenzustellen. Scaliger und Bochart verglichen die räthselhaften Münzumschriften mit den alten samaritanischen Manuscripten der Bibel und den Umschriften der Makkabäermünzen, aber es wollte immer noch nicht gelingen, die phönicischen Münzen zu lesen: erst im Jahre 1706 erklärte Jakob Abensorh mit großer Wahrscheinlichkeit die Umschrift der spanisch-phönicischen Münzen von Sexti, und Bernard von Montfaucon die der Münzen von Sidon. Bis zum J. 1735 konnten die Philologen ihren Scharfsinn nur an Münzen üben, in diesem Jahre aber entdeckte man zu Malta zwei Votivcandelaber mit einer Umschrift, deren eine Hälfte griechisch war, und deren andere Hälfte bald als phönicisch erkannt wurde. Ein zweisprachiger Text ist ein außerordentlicher Glücksfund. Der Engländer Swinton und der Franzose Barthélemy machten sich alsbald an die Erklärung, und nach Gesenius gelang es dem letztern besser, aber auch noch sehr unvollkommen, die Inschrift zu erklären; ihm folgten Dutens und Perez Bayer, von denen der erste mehrere vortreffliche Abhandlungen über die phönicische Münzkunde, der andere ein Werk „über das Alphabet und die Sprache der Phönicier und ihrer Colonien“ erscheinen ließ, worin er auch die Inschrift der Candelabern von Malta mit außerordentlicher Sorgfalt und fast vollständigem Erfolg wieder vornahm. Von diesem Augenblick an wurde dieß Feld nicht mehr verlassen, und die Zahl derjenigen, die sich damit befaßten, stieg fortwährend. Tychsen und Ackerblad thaten bedeutende Schritte, und Gesenius präsidirte schon auf die große Sammlung, welche er einige Jahre später über die phönicische und punische Sprache herausgeben sollte.

Im J. 1819 erschien zu Mannheim eine Schrift von U. F. Kopp, welcher sehr verständige Regeln über die Paläographie festsetzt — eine Schrift, die um so gelegener kam, als jetzt Afrika zum erstenmal mit Eifer ersorscht wurde durch Leute wie Babia, C. Borgia, Humbert, Falbe, Scheele und Temple. Die Sammlungen von Epigraphen mehrten sich in Europa, die aus dem Boden von Karthago selbst, von Bebich und El Keff ausgegrabenen punischen Inschriften kamen nach London, Leyden, Kopenhagen und Neapel. Im J. 1821 gab Humbert im Haag eine Notiz über vier Grabhalbsäulen heraus, die er während eines 14jährigen Aufenthalts in der Regentschaft Tunis gesammelt hatte; zwei Jahre später trat auch Hamaker auf, doch mit wenig Glück, und es ist auffallend, daß ein solcher Gelehrter sich auf so unglückliche Träumereien einließ; Abbate Arri gab zu Turin die Uebersetzung einer in Sardinien entdeckten Inschrift heraus, in welcher er unglücklicherweise den Anfang einer punisch-sardinischen Geschichte sehen wollte. Andere Arbeiter blieben aber der Kritik getreuer, so namentlich Quatremère in Paris, Lindberg in Kopenhagen und Gesenius, welche auch stärkste gegen die Ansicht auftraten, in den Inschriften auf den meist höchst unbedeutenden Denkmälern einen wunderbaren Sinn finden zu wollen, während man doch annehmen könne, daß die Armuth der Ideen mit der Aermlichkeit der Ausführung im Verhältniß stehe.

Im Jahr 1837 erschien endlich die Sammlung von Gesenius: „Sämmtliche Denkmale der phönicischen Schrift und Sprache,“ und man konnte erwarten, daß in diesem Werke über phönicische und punische Sprache ein letztes entscheidendes Wort gesprochen werden würde. Der Verfasser hatte bis jetzt trotz seiner ausgezeichneten philologischen Gelehrsamkeit eine große Mäßigung und viel gesunden Sinn gezeigt, konnte aber seinerseits sich nicht von dem Hang befreien, manchmal in den augenscheinlich sehr gewöhnlichen Texten außerordentliche Gedanken zu finden, und verfiel in denselben Fehler, den er seinen Vorgängern vorgeworfen. Dagegen bewies Quatremère durch mehrere Aufsätze im Journal des Savans, daß alle frühern und künftigen Versuche, aus den unbedeutenden Denkmalen historische Thatsachen über phönicische und punische Dynastien herauszufinden, wahrscheinlich immer unfruchtbar bleiben würden, und daß man sich begnügen müsse, beschriebene Grabschriften oder einfache Anrufungen der Gottheit von Seite unbedeutender Menschen zu finden, kurz daß man vorweg allen Erklärungen mißtrauen müsse, wo man merkwürdige, nur allzu oft aus Lächerliche streifende Texte finden wolle.

In den letzten vier Jahren hat Lindberg eine gute Notiz über die Münzen von Lirius, Dr. Judas einige interessante Abhandlungen über phönicische und punische Epigraphik herausgegeben, und er arbeitet jetzt an einer neuen Sammlung, worin die Irrthümer, in welche Gesenius verfiel, vermieden werden sollen. [1] Lindberg und Falbe bearbeiten jetzt gemeinsam eine Beschreibung und Erklärung aller phönicischen und punischen Münzen, und der Herzog von Luynes läßt gegenwärtig eine prächtige Arbeit drucken über die mit phönicischen Inschriften versehenen Münzen der Satrapen, und auf diese Arbeit sollen nicht minder wichtige Forschungen über die schöne und seltene Münzenreihe folgen, welche man bisher unter dem Namen „Ungewisse Münzen Ciliciens“ durcheinander geworfen hatte. Uebrigens häufen sich jetzt in den französischen Museen die punischen Inschriften an, seit mehreren Jahren sammelt man sie auf dem Boden von Algerien, und namentlich hat der Artillerie-Capitän Delamare dem Museum des Louvre eine ungeheure Sammlung von Inschriften eingesandt, unter denen sich natürlich eine zahlreiche Reihe von Votivsteinen und Grabschriften findet.

Unstreitig die wichtigste unter allen neuen Entdeckungen ist die einer Inschrift in Marseille, welche ein unerwartetes Licht auf die karthagische Religion, die mindest bekannte von allen Religionen des classischen Alterthums, wirft. Im Sommer 1845 fand man in den Fundamenten eines alten Hauses zu Marseille Bruchstücke einer Steinplatte, die mit unbekannter Schrift bedeckt war; ein Maurer brachte sie dem Director des Museums, der sie mit 10 Fr. bezahlte. Es waren zwei Bruchstücke, die aber genau zusammenpaßten. Als Lexier, der bekannte Erforscher Kleinasiens, nach Marseille kam, erkannte er sogleich die Inschrift als phönicisch, nahm einen doppelten Abdruck davon, sandte den einen an den Minister des öffentlichen Unterrichts, und behielt den andern bei sich; zu Aigier traf er den Dolmetscher des Gerichtshofes, Hrn. Nicoly Limpery, theilte ihm den Abdruck mit, und dieser übernahm die Untersuchung. Leider sah er gleich von vornherein ein historisches Denkmal darin, und zwar einen Bundesvertrag zwischen Marseille und Karthago, was ihn zu einer seltsamen Uebersetzung veranlaßte. Sauley selbst fand darin ein Bruchstück eines punischen Rituals, und zog daraus den Schluß, daß noch im fünften Jahrhundert vor Chr. eine phönicische oder karthagische Handelscolonie in Marseille sich befand, deren Vorstände gemeinsam den religiösen Cultus ordneten.

[1] Auch Duviviers Arbeit wird von Hrn. Sauley erwähnt, aber wahrscheinlich nur, weil dieser Mann ein französischer General ist, denn die äußerst schwache Arbeit, womit derselbe alle bisherigen Erklärungen von phönicischen und punischen Inschriften für Unsinn erklärt, verdient im Grunde gar keine Erwähnung. A. d. U.

Digitized by Google

Bei der großen Verwandtschaft der phönicischen Sprache mit der hebräischen kann man sehr leicht und sicher einem gegebenen phönicischen Text Wort für Wort und Buchstaben für Buchstaben in hebräische Schrift umsetzen; der größte Theil des Textes ist sodann mit Hülfe der Wörterbücher der verwandten Sprache zu übersetzen, bei dieser Arbeit müssen aber natürlich mehrere Punkte übrig bleiben, die nicht wohl ins Klare kommen, und bei denen man sich wohl hüten muß einen Sinn herauszupressen, da man sonst sehr leicht gegen die Grundsätze einer gesunden Kritik verstößt. Die Verwandtschaft des Phönicischen und Hebräischen war zum voraus bekannt, und zudem durch unverwerfliche Zeugnisse des h. Augustin und anderer erwiesen; aber es sind auch fremdartige Elemente eingedrungen, und die punischen Inschriften theilen sich deutlich in zweierlei Classen, von denen die erste mit dem rein-phönicischen Alphabet geschrieben ist, die andere aber mit einer in der Form etwas veränderten Schrift, die jedoch auch entschieden von der phönicischen abgeleitet ist. Dieß zweite Alphabet bestand sicherlich schon vor Juba, König von Mauritanien, und seine Entzifferung bot mancherlei Schwierigkeiten dar.

Bis jetzt haben die gewonnenen Resultate dieser Studien den ungeduldigen Erwartungen nicht entsprochen, sie sind jedoch nicht unbedeutend. Zweierlei von einander verschiedene, aber sehr verwandte Alphabete sind hergestellt; man hat die Zusammensetzung einer Menge Eigennamen und daraus die Namen der Hauptgottheiten der phönicischen Nation herausgefunden, man hat die Votiv- und Grabformeln kennen gelernt, und erkannt, daß die äußern Formen des Cultus in mancher Hinsicht denen des hebräischen ähnlich waren. Endlich hat die Auffindung zahlreicher Inschriften an verschiedenen Orten Aufschlüsse über die Ausbreitung der Civilisation der handelsthätigsten Nation der alten Welt gegeben. Bis jetzt sind eigentliche historische Denkmäler im engern Sinne des Worts nicht aufgefunden worden, aber es ist alle Hoffnung vorhanden, daß die Erde früh oder spät einige der epigraphischen Schätze, die sie in ihrem Schooße birgt, wieder aus Licht geben und dadurch manche Seite der Geschichte, die man für immer verloren glaubte, wieder herstellen wird.

Erinnerungen eines deutschen Naturforschers aus den Kosakenländern.

Der letzte Tag meines Aufenthalts in Fanagoria. — Scene in Taman zur Charakteristik der Kosaken des schwarzen Meeres ꝛc.

(Schluß.)

Jekaterinodars Bevölkerung erreicht kaum 5000 Seelen mit Inbegriff der Besatzung. Diese besteht aus 500 streitfertigen Kosaken, die, obwohl fast sämmtlich verheirathete Männer, jeden Augenblick bereit seyn müssen auf den Sattel sich zu schwingen, und 150 Infanteristen der Linie, welche häufig gewechselt werden. Wenn der Uebergang tscherkessischer Banden durch die Wachposten am Kuban signalisirt worden, rückt häufig die ganze berittene Mannschaft in die Steppe hinaus, den Feind zu suchen, und entfernt sich oft viele Werste von der Hauptstadt. Die kleine Infanteriebesatzung der Festung hat dann allein für die Vertheidigung zu sorgen. Daß selbst gegen eine so schwache Zahl die Scharfschützen des linken Ufers niemals einen energischen Angriff gewagt, der bei ihrer numerischen Uebermacht auf Erfolg ziemlich sicher rechnen könnte, zeugt nicht von großem Muth und Entschlossenheit der tscherkessischen Kuban-Stämme. Hr. Longworth, der die Scharfschützen durch längern Aufenthalt kennen gelernt und einen ihrer Züge über den Kuban selbst begleitet hat, meint mit Recht, daß man die kriegerischen Eigenschaften dieses Volkes nicht nach europäischem Maaßstab bemessen dürfe. An den kleinen Krieg, an die Taktik der Ueberfälle und Hinterhalte von jeher gewöhnt, sind die Kaukasier zu großen, wohl berechneten Unternehmungen wenig fähig. Der Disciplin ahnold vermögen sie nicht durch Ordnung und gegenseitiges Zusammenwirken ihrer Reiter und Fußgänger, durch taktische Bewegungen nach europäischem Sinn, durch rasches Concentriren ihrer Massen auf dem schwächsten Punkt des Gegners die lediglich durch persönliche Tapferkeit errungenen Erfolge zu erhöhen. Zwar hat es an Versuchen und Bemühungen in diesem Sinn, an guten Rathschlägen der bei ihnen weilenden polnischen Ueberläufer, der britischen und türkischen Abenteurer, welche den Kriegsmuth und Russenhaß der Tscherkessen noch mehr zu entflammen suchten, nicht gefehlt, aber an der Abneigung gegen jede militärische Subordination, an der tief eingewurzelten Liebe zur persönlichen Unabhängigkeit scheiterten alle Versuche, dem Krieg am Kuban eine andere Gestalt zu geben und großartigere Erfolge zu erringen. Seit der Erstürmung der vier Krepostten im Jahr 1840, wo der Sieg so theuer erkauft worden, haben sich die Tscherkessen mehr noch als früher gewöhnt, vor dem Beginn eines Kriegszuges den wahrscheinlichen Gewinn um Verlust gegen einander abzuwägen. Wenn die Russen mit ihrer bekannten Standhaftigkeit die Festung von Jekaterinodar vertheidigt'n, müßten die Stürmer selbst im günstigsten Fall auf einen Verlust von mindestens 500 Mann rechnen. Die Stadt und Festung gegen die Kanonen der Russen nach der Einnahme zu behaupten, würde selbst einem Tschimbulat und Guz-Beg nicht in den Sinn kommen, und die Plünderung der Stadt sammt dem Silberschmuck der Kathedrale schreint ihnen nicht Ersatz genug für das Blut von fünfhundert ihrer muthvollsten Krieger. Den Krieg in Aussicht guter Beute mit möglichst geringem Verlust zu führen ist im Kriegsrathe am tscherkessischen Ufer vorherrschende Ansicht. Oft habe ich dieses Capitel mit Herrn Longworth in Vera beim Tschibuktschmauchen besprochen, und die Meinung, die wir beide nach ziemlich langem Aufenthalt aus dem Kaukasus mitgebracht, war einmüthig: daß sich bedeutende Resultate von einem Offensivkrieg der Bergvölker gegen die Russen wenigstens im westlichen Kaukasien nicht erwarten lassen, und daß die Tscherkessen wohl am Ende in ihrem besten Interesse handeln, wenn sie ihre Kräfte mehr auf den Vertheidigungskrieg sparen. Auf ihrem eigenen Boden werden sie hinter Fels und Urwald noch lange Zeit eine furchtbare Macht bilden, gegen die auch die größten Anstrengungen der Russen ein rasches Resultat nicht zu erzwingen vermögen. Nach den Erfolgen, welche die Russen innerhalb eines halben Jahrhunderts am Kaukasus gewonnen, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß bis zu einer völligen Beugung der Bergvölker unter die starre Herrschaft der Ukase noch ein paar Jahrhunderte vergehen werden. Der scharfsichtigste Beobachter der Zeitgeschichte wird uns nicht mit gleicher Gewißheit sagen können, ob bis dahin der russische Beherrscher auch hinreichende Macht und Willen bewahren wird, das begonnene verhängnißvolle Unternehmen bis zum Ende zu führen.

Digitized by Google

Die Hacienda de la Noria.

2. Bermudez-el-Matasiete.

(Scenen aus dem Wahlleben in Amerika.)

Einen Flintenschuß von der Hacienda waren etwa dreißig Hütten aufgeschlagen, wie gerade Laune oder Zufall es gewollt; sie dienten den Peons oder Lehnarbeitern als Wohnungen. Das Aeußere dieser Hütten wies nicht auf Elend hin; denn die Natur hatte gewissermaßen die unter den breiten Blättern und den emporrankenden Stengeln der goldbeladigen Flaschenkürbisse verschwindenden Bambus- und Reisstrohwände mit dem Schleier reines üppigen Pflanzenwuchses überzogen. Jede Hütte stand inmitten einer von lebendiger Cactusbecke gebildeten Umzäunung, und Schlingpflanzen mit ihren bunten Blumengloͤckchen bedeckten sie wie mit einem Netze — allein welch ganz andrer Anblick bot sich dem Auge, wenn man von dieser freundlichen Außenseite das Innere der Hütten betrat. Alles verrieth die schrecklichste Armuthsfülle — das stete Loos des armen Peon. Auf dem Lande, das man ihm überlassen, darf ein solcher Arbeiter nur dasjenige Stück mit spanischem Pfeffer und Tabak zu eigenem Nutzen bebauen, das ihm der Pachtherr bewilligt hat, und die Zeit welche die Bebauung dieses Fleckchens Erde fordert, muß den Rubrikanten entrissen werden. Ein mittelmäßiges Menoryol zwingt ihn Getreide, Mais und alle zu seinem Gebrauche unumgänglichen Manufacturwaaren, deren Preis seinen mäßigen Lohn weit übersteigt, in der Hacienda zu kaufen. Der freie Arbeiter nimmt daher fast alles auf Borg, und der Eigenthümer bleibt ewig sein Gläubiger. So ist auch der Zahltag (dia de raya) auf diesen Pachthöfen ein Trauer-, sein Freudentag, wie sonst aller andern Orten; denn mit jeder Woche wird die schon so schwer auf dem Peon lastende Bürde drückender.

Die Lage dieser Lehnarbeiter ist — man kann es dreist behaupten — schlimmer als die der Neger in unsern Colonien, und doch läßt die geraͤhmte Philanthropie ihrem traurigen Loose nicht von jenem Mitgefühl zu Theil werden, das sie so oft am weniger wirklichen Elend verschwendet. Der Negersklave hat seine Hütte, in der er nach den Arbeitsstunden, deren Zahl das Gesetz bestimmt, ausruht. Eine reichliche Portion gesalzener Fische — sein Lieblingsgericht — erfrischt seine Kräfte, und wenn er krank wird, fehlt ihm niemals die Pflege eines Arztes. Dagegen gibt die Gleichgültigkeit des Herrn den Peon hilflos allen Qualen der Krankheit und des Hungers preis. Der schwarze Sklave kann den Augenblick voraussehen, wo er eine Freiheit erkaufen wird, deren vermöthigen Gebrauch er nicht kennt, die ihm aber als freundlicher Stern in der Ferne winkt; der freie Arbeiter hat nichts vor sich als eine grämenlose Sklaverei, denn sein Lohn schwindet immer mehr zusammen, jemehr die Schulden, die er gezwungenerweise machen muß, sich häufen. Der Einfluß der ehemaligen spanischen Herrschaft lastet auf einem Theil der mexicanischen Bevölkerung noch fast eben so schwer wie zur Zeit der Eroberung; die Republik hat ohne Gewissensbisse das Werk des Absolutismus fertgestgt.

Meine Spaziergänge führten mich oft zu den von den Peons bewohnten Hütten. Die Bude, welche die Lebensmittel und Manufacturgegenstände enthielt, erhob sich mitten im Dorfe. Eines Morgens hieß ich vor dieser Bude stehen, um die verschiedenen Geschäfte zu beobachten deren Schauplatz sie war. Jeder Peon zog aus seiner Tasche ein hölzernes sechs Zoll langes Schilfrohr, in welches zwei Papierstreifchen eingeeelli waren, das eine für das Soll, das andre für das Haben. Sie sind höchst einfach eingerichtet. Ein von einem Ende des Papiers zum andern gezogener wagrechter Strich bildet die Grundlage der laufenden Rechnung. Auf dieser Längenlinie diesen andre senkrechte, mehr oder minder lange Striche (raya — daher der Name dia de raya, Zahltag), Nullen und Halbnullen zur Bezeichnung der Piaster und Halbpiaster, Realen und Halbrealen. Unter den Käufern, die sich erst nach langem Markten um die Preise zurückzogen, bemerkte ich bald einen Mann, blassern und abgetretenen Aussehens als die übrigen, der zaudernd einherschritt, die lüsternsten Blicke auf die Bude heftend. Bei der Behaarlichkeit, womit er eine Cigarre nach der andern rauchte, ließ sich leicht erkennen, daß der arme Peon die Schmerzen eines ausgehungerten Magens zu stillen suchte. Endlich schien er einen muthigen Entschluß fassen zu wollen, ging auf die Bude zu und verlangte ein Guartillo Mais. Zeigt Eure Rechnung, sagte der Budenbesitzer. Der Peon nahm sein Schilfrohr aus der Tasche und zog sein „großes Buch“ hervor; allein die wagrechte Linie des „Haben“ war eben so spärlich mit Linien besäet, als die des „Soll“ mit Zeichen aller Art überdürdet war. Er ward bart abgewiesen, bis auf neuen Befehl, und erhielt seine Rechnung wieder. Allem Anschein nach hatte der Peon diese Antwort vorausgesehen, und man hätte daher erwarten sollen daß er sich ohne weiteres in sein Schicksal gefügt; allein das Gefühl einer schmerzlich getäuschten Hoffnung ließ sich nicht unterdrücken; mit zitternder Hand suchte er das Papier, das er krampfhaft zusammenrollte, wieder in das Schilfrohr zu stecken. Ich fühlte Mitleid mit dem armen Menschen, und zahlte das beschriebene Anleben, um das er vergeblich gebeten hatte. Er drückte mir auf der Stelle seinen Dank dafür aus, forderte noch einen zweiten Real (60 Centimes), und bat mich ihn in seine Hütte zu begleiten und sein schon so lange krankes Weib zu heilen. Ich erfuhr auf dem kurzen Wege, den wir zusammen machten, daß diese Krankheit es war welche ihn dermaßen in Rückstand gebracht, daß man ihm jetzt allen Credit versagte, während er dessen doch mehr als je bedurfte.

Zu der Hütte sah ich eine Umbäßung wie ich sie bis jetzt nicht gesehen hatte. Einige irdene Gefäße, zwei oder drei ausgerenckte Ochsenhörne, als Stühle dienend, bilden den ganzen Hausrath. Zwei nackte Kinder, mit aufgedunsenem Bauche, abgemagerten Beinen, hängenden Haaren, liefen um ein Weib herum deren blasse abgezehrte Gestalt auf das letzte Stadium der Schwindsucht hinwies. Mehr liegend als sitzend unter einem Hangar, der auf dem innern Hof errichtet war, schaukelte sie mit schwacher Hand, mittelst einer Aloenschnur, einen an den Pfählen des Hangars hängenden kleinen Hamac, in welchem sie ein schlafendes Kindlein stemle — ein trauriges Gemälde. Ich suchte den Vater zu beruhigen und rieth ihm den spanischen Pfeffer und die Cactusfrüchte, mit denen er die ganze Familie ernähre, durch ein anderes, für die schwache Gesundheit seines Weibes passenderes Nahrungsmittel zu ersetzen; allein ich verhehlte mir nicht, daß mein Recept für diese Unglücklichen ein unpraktisches war. Zuerst schenkte mir der Vater Gehör; er rieb sich die Hände und gab alle Zeichen einer Zufriedenheit die ich nicht als die Wirkung meiner Ermahnungen zu betrachten wagte. Auf meine Fragen über die Ursache dieser so plötzlichen und auffallenden Freude antwortete er mir, die heilige Jungfrau habe ihm einen Gedanken eingegeben, und bald werde Ueberfluß in seiner Wohnung herrschen. Bei diesen Worten warf er einen freudestrahlenden Blick auf einen alten verrosteten Carabiner in einer Ecke der Hütte. Vergeblich fragte ich ihn nach dem Gebrauch, den er davon machen wolle. Er gab keine Erklärung, sondern begnügte sich mit der Wiederholung es sey ein sogenannt, ruhmvoller Gedanke. Ich verließ ihn daher ohne ihm sein Geheimniß entlocken zu können, bewahrte bei dem Gedanken daß dieser rostzerfressene Carabiner eine sehr unschuldige Waffe sey, nur nicht für denjenigen der sich seiner bedienen möchte.

Zwei Tage darauf ging ich Morgens zu dem Eigenthümer der Hacienda; ich traf ihn in Feuer und Flammen, wie er eben einen armen Teufel ausschalt, der, einen Carabiner unter dem Arm, gesenkten Kopfs, linkisch seinen Hut in den Händen umdrehte. Ich erkannte den Peon. Ah! Sträer Don Ramon, fragte ich den Hacendero, was habt Ihr unangenehmes erfahren? Was ich erfahren habe! schrie Don Ramon, ist daß meine beste (Gott verzeih mir!) sich mit den Jaguars zum Schaden meiner Heerden verbänden. Abermals hab' ich ein Fällen verloren durch die Ungeschicklichkeit dieses Menschen da.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaffeebau auf Ceylon hat so zugenommen, daß im Jahr 1816 168,890 Centner ausgeführt wurden, gegen wenig mehr als 100,000 im J. 1845. (Col. Gaz. 2 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 18. 21. Januar 1847.

England bei Eröffnung des Parlaments.

Am vorgestrigen Tage, den 19 Januar, wird das Parlament zusammengetreten seyn, zum erstenmal, seit der Sieg der Antikornge[illegible] die Art an die Wurzel des starken Baums gelegt. Schon mancher Sturm hatte Blätter und Aeste an dem alten Baum abgerissen, im Innern hatte sich allerdings Fäulniß angesetzt, aber noch schien der knorrige Stamm mehrere Jahre und manchem Sturm trotzen zu müssen. Da ward Peel in der Hand des Schicksals das Werkzeug, um den Streich zu führen, der dem Baum eine offenkundige und so tiefe Wunde schlug, daß kein Vernünftiger mehr über den baldigen Fall im Zweifel seyn kann. Man täusche sich nicht: der conservative Geist ist in England mächtig, aber ein Neuerungsschwindel hat die Köpfe ergriffen, man hat zu lange dem conservativen Geist Molochsopfer dargebracht, daß jetzt Gefahr vorhanden ist, der Gang der öffentlichen Dinge möchte auf die andere Seite überschlagen. Diese Behauptung wird man nicht übertrieben finden, wenn ganz besonnene Leute, die keineswegs vom Schwindel ergriffen sind, alles Ernstes befürchten, es werde ein sehr ernster Angriff auf die Navigationsakte gemacht werden, wozu selbst Handelskammern bereits den Ton angegeben haben. Das ist in keiner Beziehung ein Scherz, sondern ein herber Ernst, bei dem die Seemacht Englands auf dem Spiele steht.

Wir haben dieß Beispiel nur angeführt, um den herrschenden Geist zu bezeichnen, nicht um näher darauf einzugehen; dringendere Fragen werden das Parlament vorerst wesentlich beschäftigen, nämlich Irland und die Finanzen. Was das erstere betrifft, so meinen wir nicht einmal die augenblickliche, vielleicht sogar aufs nächste Jahr sich erstreckende Unterstützung des hungernden Volks, das ist am Ende mit ein Paar Dutzend Millionen Pfund Sterling abgemacht, die das reiche England leicht finden kann, nein es handelt sich um die Aenderung der ganzen Gesellschaftsverfassung. Was wir in den Rückblicken des vorigen Jahrs (s. Nr. 340) ausgesprochen, das ist seitdem von mehr als Einem englischen Blatt bestätigt worden: Bauer und Gutsbesitzer können in dem jetzigen Verhältniß nicht mehr neben einander leben. Das ist eine baare, physische Unmöglichkeit geworden. Der Grundbesitzer kann nicht mehr einigen hungrigen, meist capitallosen Pächtern sein Land überlassen, und diese nicht ihre Arbeiter mit einem Stück Kartoffelland bezahlen, das seine Kartoffeln mehr trägt. Die Kartoffelkrankheit ist an vielen Orten gewesen, in gleicher Heftigkeit hat sie nirgends gewüthet, und wahrscheinlich liegt der Grund davon hauptsächlich darin, daß die Mehrzahl der Felder zu lange und zu ausschließlich mit Kartoffeln bebaut waren, und somit einem geschwächten Körper glichen, den eine herrschende Epidemie, eben wegen seiner Schwäche, viel heftiger angriff. Auf eine neue Kartoffelernte ist deßhalb auch im Herbst dieses Jahrs nicht zu rechnen, und der nächste Winter droht, wenn nicht schleunig Hülfe geleistet wird, noch schlimmer zu werden als der jetzige. Hiezu kommt noch der furchtbare Umstand, daß das Landvolk zum Theil, sey es nun Verzweiflung oder böser Wille oder beides zugleich, den Boden nicht anbauen will. Die Lage ist, das muß man gestehen, für die Regierung fast verzweiflungsvoll.

Der halben Bevölkerung Irlands fehlt in Folge der Kartoffelkrankheit die gewohnte Nahrung; diese muß also jetzt, statt daß man sie sonst aus dem eigenen Boden zog, gekauft werden, man muß Mais, Roggen, Hafer, lauter theurere und durch die jetzigen Umstände noch mehr vertheuerte Nahrungsmittel zu Hülfe nehmen, und diese bezahlen; zu dieser Bezahlung hat aber der Ire nichts als seine Arme, für die er keine Beschäftigung findet, denn die irischen Pächter haben Noth sich selbst zu nähren, und der Gutsherr, dem seine Renten nicht eingehen, kann nicht auch noch für Arbeiten zahlen, welche in dieser Jahreszeit keinen Zweck haben. Alles fällt also nothgedrungen auf die Regierung, welche drei oder vier Millionen Hungers sterben lassen oder ernähren muß. Ob sie nun die Lebensmittel direct oder indirect austheilt, ob sie den Bedürftigen Schenkungen macht, oder ob sie den Arbeitsfähigen Arbeit gibt, die Sache bleibt immer dieselbe: England nährt Irland auf seine Kosten.

Manche sind gleich bei der Hand, um diesem Uebelstand abzuhelfen, und sagen: England sorgt für seine Armen, mag Irland für die seinigen sorgen, und das Parlament darf nur einen Machtspruch thun, und das Armengesetz, das in England gilt, auch auf Irland ausdehnen. Aber das ganze Grundeinkommen würde dieser Last nicht genügen, und den Grundeigenthümern bliebe nichts übrig, als ihrem Besitzthum den Rücken zu wenden, denn wo sollte das nöthige Geld in einem Lande herkommen, wo der Pächter seine Arbeiter mit einem Stück Land und seinen Gutsherrn mit Korn bezahlt, dessen Verkauf in England gewöhnlich seine Rente bildet. Kurz diese Erhaltung der irischen Armen durch die Grundbesitzer ist durchaus unmöglich, und wenn sie auch noch möglich wäre, so wäre sie eine Ungerechtigkeit, denn man kann die jetzigen Gutsherrn nicht für das aufgehäufte Unrecht von Jahrhunderten verantwortlich machen.

Es bleibt dem englischen Parlament durchaus nichts übrig, es muß den jetzigen Besitzstand, oder vielmehr die jetzigen Eigenthumsrechte angreifen; es muß die Grundeigenthümer zwingen die unbebauten Ländereien selbst zu bebauen, oder der Regierung

Digitized by Google

zu überlassen, welche dann erst das Landvolk mit Geld unterstützen muß, um den Anbau der Moräste und Haiden möglich zu machen. Mit einem Wort, der jetzige feudale Besitz (law of entail) muß aufhören, und die Grundbesitzer oder die Regierung an ihrer Stelle müssen über die Güter verfügen können, die jetzt wie in todter Hand liegen; d. h. mit andern Worten, das aristokratische englische Parlament muß den Strich selbst führen, der nothwendig mit der Zeit auf England zurückfällt. Das ist die Frage, um welche es sich handelt, und die Umstände sind auch so dringend, daß man dem Parlament nicht einmal so viel Zeit lassen kann, als es im vorigen Jahre an die Debatte über die Kornsetze wandte verschwendet hat.

Wenn die aristokratische Classe Englands auf dieser Seite einer grundsätzlichen Veränderung ihrer Stellung entgegengeht, und der veränderte Grundsatz mit unfehlbarer Sicherheit nach und nach seine praktischen Folgen äußern muß, so droht ihr von der finanziellen Seite eine noch unmittelbarere Gefahr. Die ursprüngliche Klage über die Kornsetze, daß sie der Masse des Volks das Brod vertheuern, ist im Laufe des Streits in den Hintergrund getreten vor der zweiten, daß die Kornsetze in ihrem bisherigen Bestande den Handel und die Bewegung auf allertei Weise beeinträchtigen: man hat aber die ursprüngliche Klage darum keineswegs auf dem Gefecht verloren, und diese findet nunmehr ihre Anwendung auf ganz andere Gegenstände. So kündigte Hr. Ewart in der letzten Parlamentssitzung an, daß er in der folgenden auf Niedersetzung einer Comittee antragen werde, welche untersuchen soll, „ob nicht die Einführung eines direetern Steuersystems an der Stelle des jetzt üblichen indirecten für den Handel, die Arbeitsthätigkeit und die allgemeinen Interessen des Landes wohlthätig seyn würde.“ Wir können ähnliche Ankündigungen von Villiers, Hume und Bowring übergehen, da sie sprecieller sind, im wesentlichen auf dasselbe hinauslaufen, und es uns hier nur um die Feststellung der allgemeinen Ansicht zu thun ist. Viel genauer drückt sich diese Ansicht in den Journalen aus. Das Journal of Commerce (25 Sept. vorigen Jahrs) stellt folgende Betrachtungen an: „Man hat berechnet, daß das Capital Englands sich jährlich um 50 Mill. Pf. St. vermehrt; ohne uns hier auf die Genauigkeit der Berechnung einzulassen, ist doch so viel gewiß, daß der Reichthum des Landes in raschem Steigen ist. Dieß Steigen verdanken wir den Fortschritten und der Thätigkeit unserer einheimischen Industrie, unsern Ackerbauern, Minenarbeitern und Manufacturisten, welche sämmtlich durch das Nationalcapital in Bewegung erhalten werden. Die arbeitende Bevölkerung ist es, welche diesen Reichthum hervorbringt mit Hülfe und unter Aufsicht der Capitalisten; während aber diese letztern jährlich reicher werden, finden wir, daß die erstern in ihrem alten Zustand bleiben, und bis ans Ende ihrer Tage nichts als ein mehr oder minder precäres Auskommen erwerben. Es muß seltsam erscheinen, daß in einem so reichen und stets an Reichthum zunehmenden Lande die arbeitenden Classen so gänzlich von ihrem Taglohn abhängen sollen; daß dieser Taglohn von ihren Arbeitgebern so genau berechnet ist, daß über die laufenden Ausgaben nichts übrig bleibt, und daß der arbeitende Mann, er mag arbeiten so viel er will, am Ende des Jahrs um nichts besser daran ist, als im Anfang desselben, während sein Arbeitgeber vielleicht Tausende gewonnen hat. Ist es ein Naturgesetz, welches diese Classe zu täglicher Arbeit verdammt, ohne andern Lohn als den täglichen Unterhalt? Wir zweifeln sehr, und wenn dieß kein Naturgesetz ist, so müssen wir den Grund in unsern gesellschaftlichen Einrichtungen suchen. Man wird vielleicht sagen, die arbeitenden Classen könnten nicht in so schlimmer Lage sich befinden, da in den Sparcassen so bedeutende Summen eingelegt werden; wir glauben aber, daß sehr wenige aus den eigentlichen Arbeiterclassen Geld in den Sparbanken niedergelegt haben, und wir suchen den Beweis dafür in der wohlbekannten Noth, die bei jeder Stockung des Handels in allen Theilen der Industrie sich fühlbar macht. Die arbeitenden Classen haben somit keinen Nothpfennig, von dem sie leben können, und ein Monat ohne Beschäftigung bringt sie an den Rand des Verderbens. Sollte dieß so seyn in einem Lande, dessen Reichthum durch ihre Arbeit so mächtig anwächst? Wäre es so, wenn eine gleichere Austheilung des Gewinns zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer stattfände? Die Arbeit, dieß behaupten wir, ist in diesem Lande auf eine unzureichende Weise bezahlt, während durch die indirecte Besteuerung der Arbeiter unverhältnißmäßig für die Ausgaben des Staats belastet ist.“

Das heißt, um einen englischen Ausdruck zu brauchen, den Sattel auf den rechten Gaul legen. Man setzt, die nebelhaften Circulationstheoren, denen sich die Arbeiter vor 10 bis 15 Jahren hingaben, wo sie in ihren Volksschriften die Verhältnisse von Capital und Arbeit besprachen, haben einer andern Besprechung Raum gemacht; die großen Journale, die sonst hochmüthig und nichtachtend auf diese Erzeugnisse herunersahen, haben die Nothwendigkeit begriffen, den Zustand der großen Volksmasse in nähere Erwägung zu ziehen: sie haben erkannt, daß nur auf dem Reichthum und Wohlstand der großen Volksmasse ein geschlechterer Wohlstand des Ganzen hervorgehen können. Zu dem Ende aber muß die ganze jetzige Finanzverwaltung umgestaltet und auf völlig neuer Grundlage aufgeführt werden. Das Einkommen Englands in runder Summe beträgt 50 Mill. Pf. St., wovon 40 durch indirecte Auflagen und nur 10 durch directe, und auch von diesen die Hälfte, nämlich die Einkommensteuer, erst seit sehr kurzer Zeit aufgebracht wird. Davon nehmen die Zölle etwa 22 Mill., die Accise ungefähr 12 ein. Seit einem Jahr bemerkt man ein wahres Sturmlaufen gegen diese Einnahmen, und die Forderung, daß directe Abgaben an die Stelle derselben gesetzt werden sollten, wird mit jedem Tage lauter. Allerdings sind die Zollabgaben unmäßig, Zucker zahlt 100 Proc., fremder sogar fast das Doppelte, Thee zahlt 100 bis 500 Proc., Tabak noch viel mehr, aber der Zucker erträgt 3½, Thee 4½, Tabak 4—5 Mill., diese drei Artikel also allein machen schon fast den vierten Theil des ganzen Einkommens aus, wobei freilich noch zu bemerken, daß die Zölle mit Einschluß der Kosten nicht bloß 22, sondern wahrscheinlich nahe an 30 Millionen betragen, da man die Kosten der Erhebung auf ungefähr den dritten Theil anschlägt.

Die früher schon erwähnte Nummer des Journal of Commerce bemerkt hierüber: „die ernste Frage, welche die Legislatur zu erwägen hat, ist die, ob nicht directe Auflagen an die Stelle der indirecten treten sollen, welche so schwer auf den eigentlich industriellen Classen lasten? Der Grund, den wir für die arbeitenden Classen anführen, ist, daß sie im Verhältniß zu ihrem Einkommen bedeutend mehr zahlen als die andern Classen, selbst wenn wir die Einkommensteuer (7 D. im Pfd. oder nicht ganz 3 Proc.) mit in Anschlag bringen. Einer der großen Zwecke Sir Robert Peels bei seinen neuerlichen Maßregeln war, wie er selbst sagte, die Industrie des Landes durch Aufhebung aller Abgaben von Rohstoffen zu erleichtern. Das war sehr verständig, aber wem kam die Erleichterung zu Gute? Den Capitali-

Digitized by Google

sten nicht denen, welche das Capital erzeugen. Die Arbeitgeber wurden erleichtert, die Arbeiter blieben, wie sie waren. Allerdings wurden auch Zölle auf Verkaufsgegenstände abgeschafft, aber die Arbeiter hatten dabei kein ausschließliches Vorrecht; der Reiche wurde so gut erleichtert, wie der Arme." Der Charakter der Aenderungen welche Peel vornahm, ist hier sehr richtig gezeichnet; im wesentlichen sind es nur Mittel gewesen, die Industrie des Landes zu heben: daher die Aufhebung des Zolls von Wolle, Baumwolle u. dgl. Er ging also von dem Grundsatz aus, daß man nur die Hemmnisse der Industrie hinwegräumen müsse, um dem Volk genugsame und einträgliche Beschäftigung zu verschaffen. Viel also blieb hinsichtlich seines Zwecks im alten System, nur die Mittel änderte er: die Industrie sollte gehoben werden, um den Zustand des Landes zu verbessern. Aber dieß reichte bei der Lage, in welche das Volk durch die schwere Besteuerung bereits gekommen war, nicht mehr aus, und zudem hatte der Kampf selbst neue Grundsätze entwickelt, welche nun praktische Anwendung forderten.

Peel ist der Mann der Uebergänge. Er betrat auch diese Bahn: er schlug die Einkommensteuer vor, und hob die Kornsetze auf. Die Einkommensteuer war eine Kriegsstaat gewesen und hatte 10 Proc. betragen; Peel legte nicht ganz drei auf, und diese brachten schon ein Einkommen von mehr als 5 Millionen ein. Nach dem Krieg wurde die aristokratische Partei über die Einkommensteuer so lärmend, daß die Regierung sie früher als sie gewünscht hatte, aufgeben mußte; sie hätte sie gern noch einige Jahre behalten, um die Finanzen in gehörige Ordnung zu bringen, und einen wahren Sinking Fond anzulegen. Sie war nicht stark genug dazu, denn die Aristokratie war noch allmächtig, jetzt sind die Verhältnisse geändert; die indirecten Abgaben hatten ein Defizit gelassen, und Peel fing an dieß Defizit mit einer directen Steuer auszufüllen; jetzt will man weiter gehen, und schlägt vor, nicht alles Einkommen unter 150 Pf. sondern nur das unter 50 soll frei seyn, von 50 bis 100 Pf. sollen 6 Deniers im Pf. ($2^1/_2$ Proc.), von 100 bis 200 Pf. 9 D. ($3^3/_4$ Proc.), von 200 bis 300 Pf. 1 Sch. (5 Proc.) und so aufwärts gezahlt werden bis 500 Pf. welche das Maximum zahlen. Dieß Maximum setzt man auf etwa 3 Sch. im Pf. oder 15 Proc. an. Nach dieser Berechnung würde ein Mann der 100,000 Pf. Einkommen hat, und jetzt mit Einschluß der Einkommensteuer höchstens zwischen 6 und 7000 Pf. St. zahlt, etwa 17,000 Pfd. zahlen. Wir führen diesen äußersten Fall an, weil er am besten den veränderten Stand zeigt, auf den man hinstrebt; der Arme soll künftig nicht mehr zu Gunsten der Reichen besteuert werden. Ein Mann der jetzt 300 Pf. Einkommen hat, würde als Steuer 75 Pf. St. bezahlen, allerdings eine starke Summe, dagegen aber würden ihm alle steuerbaren Artikel, als Zucker, Thee, Tabak u. s. w. viel billiger als bisher zukommen, — denn die welche dieß vorschlagen, sprechen von nichts geringerm als einer gänzlichen Aufhebung des Zolldepartements, — und er würde also wahrscheinlich nicht viel mehr als jetzt zahlen, dagegen würden die Leute mit noch höherem Einkommen allerdings viel stärker wie jetzt belastet werden.

(Schluß folgt.)

Anziehungskraft des Schlammes in den nordamerikanischen Seen.

(Athenäum. 2 Januar.)

Die kleinen Seen Amerika's, deren wilde, einsame Ufer den Touristen anziehen, bieten einige seltsame Eigenthümlichkeiten dar. Einer der frühern Erforscher dieser nördlichen Gegenden, Sir A. Mackenzie, bemerkte zuerst die Anziehungskraft des Schlammes auf dem Grunde, und diese ist manchmal so groß, daß die Boote nur mit Mühe fortkommen. Dieser außerordentliche Umstand wird in folgender Weise erzählt: An dem Tragplatz von Martrees am Rosenfee ist das Wasser nur drei oder vier Fuß tief und der Grund schlammig. Ich habe oft eine zwölf Fuß lange Stange so leicht hineingestoßen, als wäre es ein bloßes Wasser. Nichtsdestoweniger hat dieser Schlamm eine magische Wirkung auf die Boote, so daß man sie kaum mit Rudern vorwärts bringen kann. Dieß bemerkt man an der Südseite des Sees nicht, wo das Wasser tief ist, es wird aber immer merklicher, je mehr man sich dem entgegengesetzten Ufer nähert. Ich habe mich überzeugt, daß beladene Boote oft in Gefahr waren zu sinken, so daß sie durch leichtere Boote fortgezogen werden mußten. Ich selbst war nie in Gefahr zu scheitern hatte aber doch mehrmals große Schwierigkeit, über diese Stelle wegzukommen vermittelst sechs Starker Ruderer, deren äußerste Anstrengung kaum die Anziehungskraft des Schlammes überwinden konnte. Eine ähnlich Erscheinung zeigt sich am Saginagafee, wo ein beladenes Boot nur mit Mühe vorwärts kommen kann; glücklicherweise ist die Stelle nur 400 Yards lang. Capitain Back und andere haben während ihrer artischen Landerexplionen die gleiche Erfahrung gemacht. Ein Theil des Hurronsees, gleichfalls in demselben District, scheint der Mittelpunkt einer bedeutenden elektrischen Anziehung zu seyn. Ueber einer Bay in diesem See ist die Luft stets mit Elektricität stark geladen, und man hat behauptet, niemand sey je darüber gefahren ohne Donnerschläge zu hören.

Die Hacienda de la Noria.

2. Bermudez-el-Matadiete.

(Fortsetzung.)

Den Namen kuhr mit erhöhter Heftigkeit fort: Sie wissen daß diese verdammten Jaguars seit einigen Wochen allabendlich neue Verwüstungen unter meinen Heerden anrichten. Gestern Morgen nun kommt dieser Bursche zu mir, um mir einen Gedanken mitzutheilen den ihm, wie er sagte, die heilige Jungfrau in meinem Interesse eingegeben. — Ich glaubte es, unterbrach demüthig der Angeschuldigte. — Er handelte sich, fuhr Don Ramon fort, davon an einem Ort, den er mir bezeichnete, auf den Jaguar zu lauern, und ihn mittelst eines als Lockspeise dienenden Füllens zu tödten. Er schien seiner Sache so sicher, schien die als Preis dafür ausgesetzten 10 Piaster (50 Fr) so gewiß zu gewinnen, daß ich die Dummheit beging ihm ein junges sechs Monate altes Füllen anzuvertrauen. Sprich, Bursche, was hast du mit dem armen Thier angefangen? Wie ist's zugegangen? Nun — gnädiger Herr, sagte schüchtern der Peon, seht, ich war zwei Stunden lang hinter einem Dickicht versteckt; das Füllen war zwei Schritte vor mir angebunden, schlug aus, schrie nach seiner Mutter, als ich plötzlich in der Dunkelheit zwei Augen erblickte welche wie angezündete Cigarren leuchteten. Ich schlug nach dieser Richtung hin an, befahl meine Seele Gott, und feuerte mit abgewandtem Kopfe ab . . . — Und statt des Tigers, tödtetest du das Füllen: rief der Eigenthümer erbittert. — O gnädiger Herr, unterbrach ihn der in seiner Eigenliebe verletzte Schütze mit kräftiger Stimme; ich hab's nur gelähmt. — Getödtet oder gelähmt, ist das nicht eins und dasselbe? brüllte der Haendere. Geh zum Teufel, oder vielmehr laß dich acht Stunden in den Cepe stecken. — Es war demnech ein glücklicher Gedanke, sagte traurig der arme Peon, der den Ueberfluß von welchem er für seine anzehnugerte Familie getraumt, zu Wasser werden sah; dann ging er gesenkten Hauptes und gegeben hinaus, obschon zwei Thränen über seine abgemagerten Wangen herabtraufelten. Mit leeren Händen alse stellte er in seine Hütte zurückkehren, und eine achtstündige Straße hatte er gewonnen, dadurch daß er sein Leben aufs Spiel gesetzt, das ihm nur ein wunderbarer Zufall rettete. Ich kannte das tiefe Elend dieses Unglücklichen; ich hatte seine Hoffnung getheilt, obwohl er mir aus seinen Planen ein Geheimniß gemacht hatte. Eine so traurige Enttäuschung rührte mich tief. — Ach! wenn Bermudez hier wäre, rief Don Ramon, ich brauchte über so viele wiederholte Verluste

Digitized by Google

nicht zu seufzen. Gebe Gott und der heilige Joseph daß er bald zurückkehre.

Dieser Vermuthes, zudenannt el Matafeste, war eben jener Jäger den ich in Gesellschaft eines canadischen „Waldläufers“ auf meinem Ausfluge zum „Placiren“ Bacuacho's getroffen, und der mir, wie man sich vielleicht erinnern wird, in Sa Noria ein Stelldichein gegeben.[1] Die brünftigen Gebeie des Eigenthümers mußten zum Himmel geflogen sein, denn in demselben Augenblick als er sie aussprach, trat ein Mann herein, und in diesem Mann, den die Versehung auf den Maierhof zurückzuführen schien, erkannte ich den Vermuthes el Matafeste. Ein gewürfeltes ganz mit großen Blutflecken überdecktes Sackzuch war seine einzige Kopfbedeckung. Die metallenen Knöpfe und silbernen Tressen, welche ehmehl getragen, noch einigermaßen seine Weste und seine ledernen Beinkleider herausputzten, waren bis auf den letzten verschwunden. Hemdfetzen hingen aus den Rissen der ausgefadelten Weste heraus und aus seinen durch Marschiren abgenützten Schuhen streckte er die Fußzehen hervor. Seine Gestalt aber trug noch den Anstrend ritterlicher Unerschrockenheit, der mir an ihm aufgefallen war. Die Sonne hatte seine gebräunten Wangen noch dunkler gefärbt. — Bist du's, Matafeste? rief Don Ramon, indem er auf ihn losstürzte, als wollt' er sich überzeugen ob seine Sinne nicht geblendet würden. — „Matafeste! Ihr könnt wohl sagen Mataquinze (tödtet fünfzehn), rief der Jäger mit theatralischer Miene; ja, ich bins, obschon ihr mich vielleicht nicht mehr zu sehen geglaubt habt. — Ich gestehe, sagte ich ihm, daß ich bestürchtete, Ihr kämet nicht mehr.

Als ich vierzehn Tage zuvor den mexicanischen Jäger und seinen canadischen Waffengenossen in den Wäldern getroffen, hatte die männliche Physiognomie und der entschlossene Gang dieser beiden Abenteurer einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht. Unser Zusammentreffen war, wie ich glaubte, für sie nur ein gewöhnlicher Zufall, eine schon lange vergessene unbedeutende Thatsache gewesen. Ich erinnerte den Vermuthes daher an den Abend, den er in meiner Behausch, in den Wäldern von Frontieras, zugebracht, nachdem er die Spur einer Abtheilung Indianer aufgefunden, welche den Bewohnern dieses Dorfes Schrecken eingejagt hatte. Ich erinnerte ihn daran, wie diese Räuber ihm die Frucht seines gefahrvollen Streifzugs entrissen, ihn seines Pferdes beraubt, ihm nur den Sattel desselben gelassen, und wie er gegen mich den Entschluß ausgedrückt sie bis tief in ihre Wüsten zu verfolgen, auf seinem Kopfe den Sattel seines Pferdes so lange zu tragen, bis er ihn einem der ihrigen aufgelegt, sie anzugreifen und zu tödten überall wo er sie träfe, ihre Kinder als Sklaven zu verkaufen, das Erträgniß des Verkaufs den Seelen im Fegfeuer zu weihen. Vermuthes hatte, wie man sieht, mit diesen Seelen eine ziemlich heikle Rechnung in Ordnung zu bringen. Seine Antwort zeigte mir indeß, daß er diese Ehrensache als dereinigt betrachte; sie bewies mir auch, daß er sich genau unsers Zusammentreffens erinnerte, denn diese Waldläufer vergessen keinen Menschen, wenn sie ihn auch nur nebenbei gesehen: sie würden in dieser Hinsicht die gründlichen Physiognomisten übertreffen. Dennoch mußte ich für den Augenblick auf die Anhörung des Berichtes Matafeste's über seinen abenteuerlichen Streifzug verzichten. Ich hatte nämlich wahrgenommen daß er sich mit Don Ramon desselben zu besprechen wünschte, und vertagte daher jede weitere Frage auf eine günstigere Gelegenheit.

Nachdem ich Matafesten verlassen, ging ich instinctartig auf den Ort zu, wo ich die Cepos und übrigen auf der Hacienda gebräuchlichen Strafwerkzeuge gesehen. Es war eben die Stunde, in welcher der Peon die durch seine Ungeschicklichkeit verwirkte Strafe erdulden sollte. Bekanntlich ist der Cepo aus zwei über einander liegenden Querhölzern gebildet. Ein Halbmond, oder ein halbkreisförmiger Ausschnitt, dient zur Einzwängung der Beine oder des Halses des Strafsälligen. Diese Querhölzer sind so hoch angebracht daß die Beine höher zu liegen kommen als der Kopf, der sich in einer anfangs nicht sehr beläftigenden, nach Verlauf einiger Stunden aber unerträglichen Stellung auf das Genick fügt. Solcher Cepos befanden sich in einem kleinen Hofe ein Halbdutzend, beherrscht von einem Pranger, der nur bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht wird.

Das Mißgeschick des Peon hatte mich lebhaft gerührt, und ich hatte mir's gelobt ihm einige Erleichterung zu verschaffen; allein die Verfehung, welche sich der gewöhnlichen Mittel bedient um den Menschen demüthigen zu bringen, war mir bereits zuvorgekommen, und hatte meinem Schützling reichlich entschädigt als ich selbst es vermocht hätte. Auf einem dieser Cepos lag, unter den verzehrenden Strahlen ein Mann ausgestreckt, der sich bald auf den Ellbogen aufrichtete, bald mit den Händen Schutz suchte gegen die blendende Helle. Meine Ueberraschung stieg aufs höchste, als ich, anstatt des Peon, meinen Freund Martingale erkannte. — Durch welch sonderbares Geschick, sagt' ich ihn, befindet Ihr euch in dieser kritischen Lage? — Ach, gnädiger Herr! in Folge meiner Gutherzigkeit und meines Unsterns, dann wegen der Protection meines Freundes Benito, des neuen Hausmaiers; da aber der Zufall Euch zum Zeugen meines Unglücks macht, so erheischt meine Ehre daß ich Euch die Ursache davon nicht verenthalte. — Ich hörte die Rechtfertigung Martingale's. — Die Ursache ist eine der ehrenvollsten, versetzte er. Als ich erfuhr daß einer meiner Genatter (edenmtlich im Mexico wie im ganzen spanischen Amerika, eine sehr enge verpflichtungsreiche Verbindung) acht Stunden im Cepo zubringen sollte, dachte ich, es würde ihm vielleicht nicht leid sein, wenn er sich der Strafe entzöge; ich kam daher mit einigen Piastern und einem Kartenspiel hieher. Mein Genatter hatte unglücklicherweise als verfügbaren Capital nur seine acht Stunden Cepo; ich kannte ihn als gewesmlich sehr zahlungsfähig, und schlug ihm ein Spiel vor, anfänglich um zwei Realen auf sein Wort. Er nahm's an. Ich spielte aber mit so wenig Glück, daß ich die beiden Realen, und dann nach und nach all mein Geld verlor. Nun machte mein Genatter, um mit mir quitt zu werden, den Vorschlag um seine acht Stunden Cepo zu spielen. Es geschah. Die Folge aber war daß ich nicht nur all mein Geld verlor, sondern überdies die sieben Stunden gewann, welche er noch auszuhalten hatte; unsere Partie hatte nämlich eine gute Stunde gedauert. Indeß kannt die Genehmigung des fraglichen Tausches bei dem Hausmaier, der, wie Ihr wißt, einer meiner guten Freunde ist; meine Ehre machte mir's zur Pflicht ihn um diese Gunst zu bitten, um so mehr . . . . — Um so mehr, welch' Ihr sagen, weil Ihr spieltet, er werde sie Euch verlagen. — Er, sie mir verlagen! wandte der beleidigte Martingale ein. Benito bewilligte sie mir im Gegentheil mit einer Höflichkeit, einer Willfertigkeit für die ich ihm zu großem Dank verpflichtet bin . . . . aber er soll mir's büßen. — Ich besänftigte Martingale's Zorn, und gab ihm den Piaster den ich dem Peon bestimmt hatte. Im Augenblick, wo mir der rezige Spieler das feierliche Versprechen gab, diesen Piaster für besondere Gelegenheiten aufzubewahren, trat Vermuthes heran. — Ihr werdet mir verzeihen, sagte er zu mir, wenn ich auf Eure Fragen soll nur ausweichend geantwortet hatte, allein ich hatte mich mit Senor Don Ramon über die Verwerthung gewisser für mich selbst kostbarer Waaren zu beschäftigen, denn um mich in deren Besitz zu setzen, hab' ich mein Leben daran gewagt. — Das ist das Einzige was ich noch auf mein Karte gesetzt, unterbrach Martingale; es mußte eine schöne Partie sein. — Weil Ihr wahrscheinlich nie darum spielet, erwiederte Vermudes. Was die Einselheiten dieser Partie betrifft, fuhr er zu mir sich wendend fort, so bin ich bereit sie Euch, gnädiger Herr, heute Abend zur Beigett mitzutheilen. Ich werde im Ojo de Agua sein, wohin mich Geschäfte rufen.

(Fortsetzung folgt.)

Zuckererzeugung. Der Economist vom 2 Januar enthält eine allgemeine Berechnung über die Zuckererzeugung der letzten und die wahrscheinliche Zuckererzeugung in diesem Jahre; es geht daraus eine stetige Zunahme hervor. Der Verbrauch in Europa wird nach Vergleichung der Zufuhr und der am Ende des Jahres 1846 vorhandenen Zuckermasse in dem verlaufenen Jahre auf 917,000 Tonnen (18,340,000 Centner) angegeben, und da das Jahr 1847 1,145,000 Tonnen liefern soll, so würde sich ein bedeutender Ueberschuß ergeben.

[1] Wir werden den Abschnitt aus diesen Skizzen, auf den sich hier bezogen wird nachtiefern. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 19. 22. Januar 1847.

Krajova,

die Hauptſtadt der kleinen Walachei.

(Aus einer größern Reiſebeſchreibung von Arthur Schott.)

Zweiter Abſchnitt.

Eine Mädchenſchule. — Der Gouverneur. — Bibesco-Garten. — Kirchen. — Der teutſche Chan. — Alter Erdwall. — Sklavenmarkt. — Abreiſe.

Ich bin in meinem letzten Berichte vor dem ſchönen, großen Schulhaus und ſeinen zertrümmerten Fenſtern ſtehen geblieben, über die ich mich nicht wenig ärgerte. Es iſt dieß auch in der That um ſo mehr zu bedauern, als ſich gerade vor dieſem Gebäude die früher genannte hübſche Baumanlage befindet, welche den Zweck eines öffentlichen Spazierganges hat. Von einer andern Seite her begränzt dieſe Anlage ein zweites ebenfalls ſtädtiſches Gebäude, eine Mädchenſchule, welche gegenwärtig von etwa 160 Schülerinnen beſucht wurde. Der Unterricht beſteht in Leſen, Schreiben, Rechnen und allen möglichen weiblichen Arbeiten, eben recht, um das feine Bianſtrumpfgift nicht gefliſſentlich nachzuziehen. Die Frau des früher genannten Hrn. D., eine geborene Banaterin aus Weißkirchen, führte, wenn ich nicht irre, die Oberleitung in der Anſtalt, die ſchon an und für ſich ein recht erfreuliches Zeichen von einem ins Leben getretenen längſt gefühlten Bedürfniß des Landes iſt. Sie ſteht deßhalb auch im beſondern Schutz des Landesfürſten.

Ein Hr. S., Staroſt der öſterreichiſchen Regierung in Krajova, dem wir in ſeiner in einer Vorſtadt befindlichen Wohnung unſern Beſuch abſtatteten, war ſo freundlich auf unſere Bitte und bei dem Gouverneur der kleinen Walachei, dem jüngern Bruder des regierenden Fürſten, Johann Bibesco, oder wie ihn das Volk ſchlechtweg nennt, Coconje Janku (Junker Hans) vorzuſtellen. Dieſer Herr nahm uns mit aller ſeiner Würde und ſeinem Stand angemeſſenen Freundlichkeit auf, und hatte auch die Güte, unſerem Anſuchen wegen Zurückſtellung der Waffen, die wir an der Gränze hatten abgeben müſſen, auf der Stelle zu willfahren, indem er einem ſeiner Secretäre den Auftrag gab, ſchleunigſt an das Gubernium des Mehedinzer Bezirks nach Severinturn zu ſchreiben und die Einſendung derſelben nach Krajova zu verlangen. Zugleich hieß er ihn auch eine beſondere Inſtruction ausfertigen, nach welcher er die Anwendung der Verordnung wegen Wegnahme von Waffen ſo verſtanden wiſſen wolle, daß zwiſchen Reiſenden und Reiſenden ein Unterſchied zu machen ſey, und daß insbeſondere Leute von unverdächtigem Anſehen nicht damit beläſtigt werden ſollen. Für dieſe überaus artige Bereitwilligkeit bedankten wir uns bei Sr. Excellenz aufs verbindlichſte. Er hatte gegen uns bewieſen, daß die öffentliche Meinung der Krajovaer Bevölkerung, die ihn einen „Freund der Fremden“ nennt, Recht hatte. An hochgeſtellten Herrn iſt dieß gewiß eine Tugend. Der liebenswürdige Hausherr ſtand indeſſen auf und ſetzte mit den übrigen Anweſenden ein mehr allgemeines Geſpräch fort, worau er übrigens auch uns betheiligte. Beſonders richtete er an mich, da ich mich aufs Walachiſchſprechen verſtehe, wieder einige Fragen über mein Vaterland, denn er hatte Württemberg bei ſeinen mehrmaligen Reiſen nach Paris auch kennen gelernt. Es hatte ihm dort wohl gefallen, und er erinnerte ſich beſonders, daß die Zugochſen dort mit Kopfjochen arbeiten, was er, wie die übrige Landescultur daſelbſt, gut befand. Unter anderem richtete er auch die Gewiſſensfrage an mich, ob ich vielleicht Luſt hätte, irgend eine Bedienſtung in der Walachei anzunehmen; ich beantwortete dieß natürlich ſo artig als möglich mit Nein, und zwar mit einem aufrichtig entſchiedenen Nein, denn ſo trefflich dieſes Land von der Natur ausgeſtattet iſt, ſo bin ich doch der Ueberzeugung, daß es ſich noch immer in einer Art Gährungsproceß befindet, der, wenn auch für den Augenblick nicht ſtürmiſch, doch immer noch mancherlei Veränderungen unterworfen iſt. Jedenfalls aber müßte ich, um mich hier niederzulaſſen, einen bevorzugten Stande anzugehören ſuchen, was mir übrigens nie zuſagte, da mir ein freies, unabhängiges Proletarierleben immer beſſer gefällt, als eines, das in der Erniedrigung der Mitmenſchen ſeine Wurzeln ausbreiten muß. Während der lebhaft geſprächige Gouverneur ſich wieder zu den Uebrigen wandte, nahm ich mir Muße, die Einrichtung ſeiner Zimmer zu betrachten. Ich hatte dieſelbe gleich bei meinem Eintritt ſo elegant und modiſch gefunden, daß ich mich eben ſo gut in irgend einer großen Stadt des europäiſchen Weſtens hätte denken können. Nur das Händelatiſchen des Hausherrn, mit dem er einen ſeiner Diener rief, mahnte mich, daß wir uns im Oſten befanden. Nachdem wir noch einige Augenblicke verweilt hatten, empfahlen wir uns, eben ſo freundlich entlaſſen als wir empfangen worden waren. Als wir in den Wagen ſtiegen, den uns Hr. S. zur Verfügung geſtellt hatte, ſtolzirten ein Paar ſchöne, zahme Kraniche vor den Pferden umher; auch zwei Wandergeſellen wie wir nahmen wir ihre Aufwartung als gutes Zeichen für unſere fernere Reiſe an und fuhren luſtig davon.

Nachmittags, als ſich die größte Hitze etwas beſänftigt hatte, gingen wir in Geſellſchaft unſerer bisherigen Freunde vor die Stadt auf der Schulſeite hin, um dort den Bibescogarten

Digitized by Google

zu besuchen. Derselbe ist Privateigenthum des hiesigen Gouverneurs und ein wohlgepflegtes Schooßkind dieses Herrn; auf dem Wege dahin kommt man zu einem neu aufgeführten Brunnen, der einen großen steinernen Obelisken darstellt. Es ist die Arbeit eines französischen Architekten. Sie würde übrigens bessere Wirkung machen, wenn das aus ihrem Fußgestell sprudelnde, treffliche Wasser in ein entsprechendes Becken spränge. Dieses so wie die umgebenden Geländer sind von Holz, und bezeugen fast, daß das ganze Werk mehr auf Ruhmredneri berechnet ist. Schön und weit sichtbar entkehrt er ganz der ächt morgenländischen, eigentlichen Weihe, denn der Dürstende muß sich gänzlich zur Erde beugen, um von der gütigen Natur die labende Labung zu erlangen. Das Werk zeugt von Sinn für das Schöne, ist aber nichts weniger als im Volksgeist gedacht; so wie er ist, zeigt es nur ein treffendes Bild der Gegenwart des Landes.

(Fortsetzung folgt.)

England bei Eröffnung des Parlaments.

(Schluß.)

Dieß mag völlig genügen, um die Tendenz zu bezeichnen, man will die mittlern und untern Classen erleichtern, und die Reichen verhältnißmäßig besteuern, denn, sagt das Journal of Commerce, „uns scheint das Aufbringen des Staatseinkommens durch indirecte Steuern, welche schwer auf den arbeitenden und mittlern Classen liegen, während sie in den höhern Ständen im Verhältniß zu ihren Mitteln kaum gefühlt werden, eine ungerechte Befreiung der letztern zum Nachtheil der erstern zu seyn. Die schwerere Besteuerung der reichern Classen würde sich bald bemerklich machen in der verbesserten Lage der industriellen Classen; die Industrie würde angespornt, und wir könnten hoffen, daß in Kurzem Elend und Armuth nur noch in den verwerflichen, lasterhaften Classen sich finden würden. Unsere Eisenhüttenbesitzer und Manufacturisten würden nicht mehr so schnell unmäßige Reichthümer sammeln wie bisher, dagegen aber würden die, welche sie beschäftigen, nicht mehr von Zeit zu Zeit zum Bettel herabgesunken und genöthigt seyn, Hülfe gegen Mangel in einem Arbeitshause zu suchen."

So sind die Ansichten und Bestrebungen, es versteht sich aber ganz von selbst, daß die Praxis diesen Theorien nur hinkend nachfolgen wird. Zucker, Thee, Tabak, Malz, diese vier Gegenstände, auf welche es die neuen Finanzmänner besonders abgesehen haben, ertragen mit einander allein 18 Mill., also den dritten Theil des ganzen englischen Staatseinkommens, und so viel auch schon namentlich zur Herabsetzung des Zolls auf Thee und Tabak gesagt worden ist, so wird der Finanzminister doch ziemlich taub seyn, denn er wird den Anforderungen die kurze Frage entgegen stellen, was soll ich, da ohnehin ein Deficit bevorsteht, an die Stelle der fallenden Einnahme setzen? Der Thee erträgt 4½ Mill., man beklagt sich lebhaft über diese Abgabe aus mehrfachen Gründen: fürs erste wird der geringe Thee der Armen gleich mit dem theuren Thee der Reichen besteuert, allerdings eine Ungerechtigkeit, aber eine Ungerechtigkeit, die sich schwer wird heben lassen. Es haben sich in England Stimmen erhoben, daß die Einführung von Unterscheidungszöllen zwischen theurem und wohlfeilem Thee keine unausführbare Sache sey; wir möchten dieß aber sehr bezweifeln, denn niemand kann dafür stehen, daß nicht die Betrügerei gegen das englische Zollamt schon in China durch Chinesen unter Anrathung von Engländern eingeleitet würde; man kann doch nicht jede Theekiste öffnen lassen. Von den Ausfunftsmitteln, die jetzige Einnahme von Thee durch höhere Bezahlung des feinern Thees beizubehalten, wird man wohl umgang nehmen müssen; muß dieß aber geschehen, und will die Regierung dem zeit geäußerten Verlangen entsprechen und den Zoll auf 1 Sch. per Pfd. herunterseßen, so nimmt sie nur 2 Mill. Pf. beim jetzigen Verbrauch ein, und wenn man annimmt, daß statt 40 Mill. 50 Mill. Pfd. verbraucht werden, so ist die Einnahme erst 2½ Mill. oder 2 Mill. weniger wie jetzt. Noch schlimmer steht es in dieser Beziehung mit dem Tabak aus. Die Einfuhr beträgt 35 bis 36 Mill. Pf., und man hat behauptet, es werde vielleicht mindestens halb so viel geschmuggelt, was kein Wunder wäre, denn die Abgabe beträgt 3 Sch. vom Pf., welches durchschnittlich höchstens 4 Pence oder den neunten Theil werth ist; das ist eine Schmuggelprämie ohne Gleichen, und es ist zu fürchten, selbst wenn die Regierung ihren Zoll auf 1 Sch. ermäßigen wollte, so würde höchstens um ein Drittheil mehr eingehen, und dann die Regierung statt 5 Mill. Pfd. wie jetzt, noch nicht 2½ einnehmen. Beim Zucker ist der Schmuggel kaum zu fürchten, und man bittet deßhalb ganz einfach um Gnade, d. h. um Herabsetzung, ohne diese durch mehr oder minder scheinbare Gründe von unbeträchtlichem Anfall zu unterstützen.

Nun kommen aber gar die Gutsbesitzer und verlangen die Aufhebung der Malzsteuer, auch ein Einkommen von fünf Mill. Mehrere in kaufmännischem Interesse geschriebene Blätter verwundern sich sehr, daß die Gutsherren eine solche Forderung machen, da sie doch bei dem Preis des Bieres nicht betheiligt seyen, und sie stets ihre Gerste zu gutem Preis verkauft, ja selbst in den Jahren, wo der hohe Kornzoll fremde Gerste fast ausschloß, nicht einmal genug gebaut hätten. Die Kaufleute scheinen jedoch die Gutsherren hier nicht recht zu verstehen, da sie über ihre Zärtlichkeit für die Bierträufer spotten, aber die Forderung der Aufhebung der Malzsteuer hat einen tiefern Grund, der wahrscheinlich erst in einigen Jahren recht hervortritt. Die Grundbesitzer Englands haben den Anbau von Weizen übertrieben, und selbst ihre Pächter contractmäßig gezwungen, eine verhältnißmäßig sehr große Ausdehnung Landes mit Weizen zu bebauen; mit der gänzlichen Abschaffung der Korngesetze aber wird nur der Weizen, welcher auf dem besten Boden gebaut wird, die Concurrenz mit dem fremden Weizen aushalten, die Gutsherren müssen also darauf denken, sich einen Anbau zu sichern, der einer bedeutenden Ausdehnung fähig ist. Hier steht ihnen die Malzsteuer im Weg: können sie diese hinwegräumen, so haben sie die Aussicht, daß der Biererzeugung theilö im eigenen Lande, theils in fremden Ländern noch bedeutend zunehmen wird. Daß diese An- und Aussicht nicht aus der Luft gegriffen ist, zeigt auch der Umstand, daß man sich auf eine mächtige Ausdehnung der Bereitung von Kornbranntwein rüstet, und den Holländern mit ihrem Genever den Rang abzulaufen hofft, da die Aufhebung der Kornzeisige Massen von Getreide nach England führen wird.

Hiebei geben sich nun bei den Finanzmännern der neuen Schule zwei Richtungen kund, deren Auffassung nicht ohne Bedeutung ist; die eine Seite, die, welche hauptsächlich den äußern Handel des Landes vor Augen hat, trägt sich mit dem Gedanken einer allgemeinen Aufhebung der Zölle, und deren Ersetzung durch Erhöhung der Einkommensteuer; die andere strebt nach einer Aufhebung der Accise, und diese letztere würde durch die Aufhebung der Malzsteuer ihrem Ziele ungleich näher rücken,

Digitized by Google

als die andere noch in Jahren zu thun hoffen kann, denn da die Accise nur ungefähr 12 Mill. macht, und der Malzaufschlag allein 5 Mill., so wäre, wenn man für die Malzsteuer einen Ersatz weiß, nur noch für 7 Millionen zu sorgen, und von diesen würde durch die gänzliche Aufhebung der Maschinerie des Acisesamts eine bedeutende Summe erspart werden. Aufhebung der Accise oder Aufhebung der Zölle? Die erstere ist offenbar ohne allen Vergleich leichter, und da der Ausfall hauptsächlich durch Erhöhung der Einkommensteuer gedeckt werden muß, so würde die Aufhebung der Zölle, welche den Reichen eine noch viel härtere Last auferlegen müßte, dadurch so gut wie unmöglich gemacht, da es gar nicht denkbar ist, daß man Zölle und Accise, eine Summe von 34 Mill. Pfd. auf einmal dem Besitzthum aufhalse, um die Confumption zu erleichtern.

Es geben sich also hier zwei Bestrebungen kund, deren Verfolgung nicht ohne Interesse ist. Vorerst wird der Finanzminister gegen alle Forderungen, gegen die Feinde der Accise, wie des Zolls sich taub stellen, und seinen leeren Beutel vorzeigen, aber endlich wird sich doch wohl eine Richtung aussprechen. Das erste, was man in diesem Jahre erwartet, ist eine Aufhebung der Fenstersteuer und deren Ersatz durch eine Erhöhung der Einkommensteuer. Weiteres dürfte in dieser Session kaum geschehen, man wird den Kampf auf gelegenere Zeit verschieben. Wie man in den letzten vier Jahren mit gespannter Erwartung den Schritten Peels folgte, und zu errathen suchte, welche neue Maßregeln auf der Bahn des freien Handels er jetzt vorschlagen werde, so wird man in den nächsten Jahren ängstlich warten, was Russell, oder wer an seine Stelle tritt, im Punkte der Steuerveränderung vorschlägt. An vorschauender Klugheit hat es der englischen Aristokratie nie gefehlt, wenn sie auch nicht immer ihrer Erkenntniß gemäß handelte, jetzt aber wo die Nothwendigkeit da ist, wird sie gewiß nicht säumen, denjenigen Weg einzuschlagen, der ihr am mindesten Nachtheil bringt. Nous verrons!

Vorweltliche Thierüberreste in Schweden

Professor Nilsson in Lund berichtet in einem Schreiben an Professor Sundwall über einige von ihm gemachte Funde, welche, wenn die in der Mittheilung gemachten Schlüsse richtig sind, bewiesen würden, daß mit den jetzt als vorweltlich betrachteten Thieren zugleich Menschen gelebt haben.[1] „Schon vor mehrern Jahren erhielt ich theils auf meinen Reisen, theils durch Zusendungen Bärenzähne aus den Torfmooren des südlichen Schonen. Auch von andern Knochen, vermuthlich ganzen Skeletten hatte ich gehört, konnte aber trotz aller Bemühungen kein solches Skelet erhalten. Auf einer Reise, die ich kürzlich längs der Küste zwischen Ystad und Falsterbe machte, hörte ich, daß man im vergangenen Jahr beim Torfstich unter dem Jär, d. h. dem hohen Grees- und Steinwall, der in diesem ganzen Strich längs dem Strande hinläuft, in dem untern Torflager einen Haufen Knochen gefunden und daraus ein Paar Zähne entnommen habe, die einem Schulmeister in der Umgegend übergeben worden. Da ich aus der Beschreibung ersah, daß der Fund merkwürdig sey, reiste ich zu dem Schulmeister, der aber seinerseits die Zähne einem Herrn übergeben hatte, der sich mit dem Sammeln von Alterthümern abgab. Von diesem erhielt ich die Zähne, die ich sogleich als Gehähne aus dem Unterkiefer eines Baren erkannte. Auch erhielt ich den innersten Backenzahn derselben Thierart, der in einem andern Torfmoor gefunden worden war. Nach Lund zurückgekehrt, vergliech ich nun die aus den Torfmooren von Lund erhaltenen Bärenknochen mit denen der jetzigen Bären, die sich in bedeutender Anzahl im Museum finden, und bemerkte sogleich, daß alle fossilen Zähne viel größer als die gegenwärtig lebenden Thiere seyen. Dann vergliech ich sie mit einigen Zähnen des Höhlenbärs, die ich im J. 1828 von Berlin erhalten hatte, und welche in einem Stück Kalkstein aus einer Knochenhöhle sitzen; diesen glichen sie so sehr, daß ich nicht zweifelm kann, daß sie derselben Art angehören. — Seit dieser Entdeckung begann ich alle unsere fossilen, aus Torfmooren erhaltenen Knochen genauer mit denen zu vergleichen, welche in den Knochenhöhlen von Deutschland u. s. w. gefunden werden, und ich sah bald, daß wie in unsern Torfmooren bereits einen großen Theil der Thiere gefunden hatten, welche in den deutschen Knochenhöhlen gefunden werden, und in Torfmooren gefunden werden können, d. h. also mit Ausnahme der größern und kleinern Raubthiere, den Bären abgerechnet. So haben wir bereits das fossile Pferd, gleichfalls unter dem Jär, das fossile Rennthier, den Hirsch, das Elennthier, alle größer, als die jetzt lebenden und ihnen zunächst stehenden Arten, selbst den Bos primigenitus, Bos Bison priscus und Emys lutaria. Doch am meisten Aufmerksamkeit verdient der Umstand, daß alles was wir unter dem Jär finden, hier seit Jahrtausenden lang und gleichzeitig lebte; der Jär oder große Rieswall wurde auf Einmal über sie hingeschüttet. Er ist wie ein Siegel, welches an ein Archiv angelegt und das seit in den letzten Jahren geöffnet wurde. Unter diesem Siegel, in demselben Archiv, wo die Knochen der großen Thiere liegen, liegen auch Zagdwaffen und andere Geräthschaften der ältesten Einwohner des Landes. Ich habe bereits eine ganze kleine Sammlung davon, bestehend aus Pfeilen von Feuerstein und Knochen, Zagdlanzen u. s. w. Es kann nun mehr kein Zweifel darüber seyn, daß auch hie Menschen, von welchen man Knochen in den deutschen Knochenhöhlen unter den Knochen der sogenannten antediluvianischen Thiere fand, zugleich mit diesen Thieren lebten. (Aftenblad. 24 December.)

[1] Aber seine vielerdachte Menschen, wie einige auswärtige Zeitungen aus den schwedischen Blättern herauslesen wollten. A. d. U.

Die Hacienda de la Uoria.

2. Bermudez-el-Matafiere.

(Fortsetzung.)

Bei Einbruch des Abends begab ich mich nach dem Ort den man Ojo de Agua nannte — einer kleinen Quelle eine Viertelstunde von der Hacienda, in einer höchst malerischen Lage. Am Fuße einer ziemlich niedrigen Böschung, welche ein Amphitheater kleiner Hügel begränzte, füllte die Quelle ein kreisförmiges Becken, auf dessen Oberfläche Wasserpflanzen ihre breiten glänzenden Blätter ausbreiteten. Eine Eiche stand auf der Böschung, und von ihren untern Zweigen senkten sich die Schmarotzerzweofe, womit sie bedeckt waren, bis in das Wasser hinein. Rosen- und Sumachbäume breiteten sich in geschlossenen Gruppen oberhalb der Ufer aus. Auf der entgegengesetzten Seite bildete eine etwa dreißig Schritt im Durchmesser haltende Lichtung, die sich bis zu den dichten Eichen- und Myrtelträger-Gebüschen erstreckte, gleichsam einen von dunkeln Vegetangänen durchschnittenen Kreuzweg. Dieß war der Ort wo mich der mexicanische Jäger erwartete. Ich fand ihn nachlässig auf dem Moos ausgestreckt, im erfrischenden Schatten am Eingang eines der dunkeln Baumgänge, welche sich nach der Lichtung zu öffneten. Sein blauer Kanonenacabiner lag ihm zur Seite. Ich begrüßte ihn ob der glücklichen Wahl einer Plages für unsere Zusammenkunft, dessen wilde Schönheit dem Bericht seiner Abenteuer gewissermaßen einen neuen Reiz verleihen müsse. — Es freut mich, sagte er mit einem Lächeln, dessen ganze Ironie ich anfänglich nicht gleich begriff, daß der Ort nach Eurem Geschmack ist, allein Ihr werdet bald erkennen, daß er noch besser gewählt ist als Ihr glaubt. — Ich hatte den canadischen Jäger nicht vergessen, und fragte was aus ihm geworden. — Ihr werdet's sogleich sehen, sagte Bermudez; er ist mit einigen auf unsere Zusammenkunft am heutigen Abend bezüglichen Veranstaltungen beschäftigt. — Die untergehende Sonne beleuchtete eben den Hintergrund des Forstes, als der „Waldläufer" bei uns eintraf Der canadische Reisende hielt in der einen Hand seinen Carabiner, mit der andern schleppte er an einem Seil ein kleines Füllen hinter sich her, das jämmerlich hinkte und mit Leidesklagen ausschrug. — Nun, Dupont

Digitized by Google

(nicht ohne Mühe erkannte ich diesen durch die mexicanische Aussprache sonderbar entstellten französischen Namen), hat man die Feuer um La Noria geordnet? fragte Bermudez.

Der Canadier antwortete bejahend, neben uns aufs Moos hin. Was mich betrifft, so war mir nachgerade der Zweck dieses Füllens und der wider den Gebrauch am Tage angezündeten Feuer unbegreiflich. Ich wollte wissen auf was diese Zurüstungen eigentlich abzielten; Mataseire gab mir zur Antwort, es geschehe um die wilden Thiere zu verscheuchen. Ich bestand auf einer bestimmteren Antwort; der Jäger aber fing an zu lachen. — Wie! Ihr habt's nicht errathen? — Nein! — Nun! Ihr seyd mit uns auf dem Anstand gegen den Tiger, der dem gebrien Seõor Don Ramon so schweres Abdrücken verursacht. — Auf dem Anstand gegen einen Tiger! rief ich; weiß ihr mich zum Besten haben? — Nein, gewiß nicht; ich werde Euch beweisen daß all das sehr ernst ist. — Bei diesen Worten erhob sich Mataseire, forderte mich auf ihm zu begleiten und führte mich an den Rand des Quellenbeckens. Im Zwielicht der Dämmerung sah ich dann auf dem feuchten Boden furchtbare Fußspuren. Diese Spuren sind von vorgestern, sagte der Jäger; ich weiß es gewiß. Es sind seitdem 24 Stunden seit der Jaguar nicht mehr getrunken hat. Da es nun aber auf 20 Stunden im Umkreis nur in La Noria und an dieser Quelle Wasser gibt, so wird der Tiger, durch die Feuer von La Noria in Schrecken gesetzt, durch seinen Durst und die Witterung des Füllens aber angelockt, unfehlbar diesen Abend hieher kommen. Diese Folgerung schien mir unwiderleglich. Und so war ich denn, ohne irgend eine Art Waffe, plötzlich in einen Tigerjäger umgewandelt. Ich setzte mich wieder auf das Moos hin. Einen Augenblick fragte ich mich, ob nicht irgend eine gebieterische Nothwendigkeit meine sofortige Anwesenheit auf der Hacienda fordere; allein die Eigenliebe gewann den Sieg und ich blieb, obwohl es mir ziemlich sonderbar vorkam, auf solche Weise, ohne alle Waffen und mit gefesselten Armen, einer Tigerjagd beizuwohnen zu sollen. Meine beiden Genossen machten sichs bequem unter den Resten eines Wurzelträgers (palotvier), gleich als verließen sie sich wegen der Sorge um ihre Sicherheit einzig und allein auf meine Wachsamkeit. Der Canadier streckte weichlich seine starken Glieder auf dem Grase aus, und ich mußte dieses letzte Ueberbleibsel eines erlöschenden Stammes von Abenteurern, wie er in seiner Sorglosigkeit dalag, unwillkürlich mit Bewunderung betrachten.

Setzt Euch zu mir, sagte Bermudez, und ich will Euch erzählen was uns seit dem Abend begegnet ist, wo Ihr uns in Eurer Bewacht Gastfreundschaft erwiesen. Wir haben noch Zeit genug, denn die wilden Thiere erwachen erst wenn der Mensch schläft; die Finsternis verdoppelt ihre Kraft und ihre Wuth. Es ist kaum sieben Uhr, und ich glaube nicht daß wir vor 11 Uhr den Besuch des Jaguars erhalten werden, auf den wir hier lauren. Ich hatte sonach vier Stunden in einer Erwartung zuzubringen, welche der Drang der Neugier den der mexicanische Jäger uns sein Abenteurergenosse in mir erregt hatten, nicht ganz zu vertilgen vermochte. Bermudez Bericht sollte mir eine anziehende Episode bieten von dem Kampfe der Grenzbewohner mit den indianischen Horden — einem unaufhörlichen Kampfe, zu welchem, bald angreifend bald angegriffen, sie sich rüsten ohne an den künftigen Triumph der Gesinnung zu denken. Es wäre bald um diese an den Grenzen der Wüste entstehenden Bevölkerungen geschehen, wenn die Vorsehung nicht von Zeit zu Zeit mitten unter ihnen jene furchtbaren „Brüder des Caraibmers und Messers" erweckte, welche die in die Hütte des Wilden den Schrecken vor dem Namen der Weißen tragen. Zwei Abenteurer dieser Art waren es welche der Zufall mit zweimal entgegengeführt hatte. War Mataseire's Gelübde erfüllt werden? Durch welches Wunder der List und Kühnheit hatte es in Erfüllung gehen können? Bermudez Bericht beschäftigte mich darüber, und zwar unter sonderbarem Umständen: durch einen in seinen Augen ganz natürlichen Scherz hatte der schlaue Jäger, gleichsam als malerischen Rahmen, die Wirklichkeit einer gegenwärtigen Gefahr mit der Erinnerung an seine vergangenen Gefahren verknüpft. Ich war nur da um zu hören, jeder Augenblick aber konnte die Worte zur That machen.

Nachdem wir uns von Euch verabschiedet, erzählte der Jäger, brachten wir zwei Tage mit Auskundschaftung der Spuren der Apatschen zu, denen zu folgen und trotz tausend Krümmungen sehr leicht war; ich fand sogar unter den vielen Spuren welche unsere Nachforschung erleichterten, die Tritte meines eigenen Pferdes. Eine aufmerksamere Beschäftigung dieser Spuren belehrte mich daß das arme Thier unter einer wahrscheinlich über seine Kräfte gehenden Last beinahe erlage. Dieser Gedanke vermehrte meine Wuth. Bald mischten sich eine Menge Pferd- und Maulthierspuren mit denen meines eigenen Thieres, woraus wir schließen daß neue Plünderungen verübt worden seyen; an das Ufer eines der Arme des Rio San Pedro gelangt, verloren wir hierauf plötzlich jede Spur der Flüchtlinge. Dieß war der dritte Marschtag seit unserer Begegnung. Umsonst gingen wir zu wiederholtenmalen über den Fluß und wieder zurück, all unser Suchen war vergeblich; die Geschiede, welche auf weite Entfernung hin die Ufer bedecken, hatten keine Spur von den Indianern zurückgelassen. Wir fanden uns zum zweitenmal gedrängt. Der Abend überraschte uns bereits weit von dem Flusse und tedmüde. Es war am Canadier Wache zu stehen, und ich schlief tief, als mein Camerad mich weckte. Was gibts? fragte ich ihn. Habt Ihr endlich den rechten Weg gefunden? — Nein, sagte er zu mir, treu seiner Gewohnheit in den Wäldern so wenig als möglich zu sprechen. Ich rieb mir die Augen, und bemerkte hinter uns einen den Horizont röthenden Schein. — Es ist ein Hügel, dessen Gras man verbrennt, erwiederte ich ihm. — Ihr schlaft noch, versetzte mein Gefährte. — Ich rieb mir von neuem die Augen; dann sah ich, daß der ferne Schein nicht durch einen unmittelbrechenen Flammenausbruch erzeugt sein konnte, sondern vielmehr durch ziemlich nah bei einander befindliche Feuer. Der Rauch war nicht schwarz wie der des grünen Grases, das man mit trockenem Gras verbrennt; er stieg in dünnen Säulen gen Himmel. Endlich waren diese Feuerherde an ihrer Basis in einen Gürtel von Dünsten eingehüllt, die sich weithin in die Ebene verzogen. Dieser Rebel zeigte die Krümmungen im Laufe des Flusses, und die Indianer mußten ihr Lager auf einer der Inseln aufgeschlagen haben die er bildet: mein Camerad hatte Recht — Vorwärts, sagte ich zu ihm. — Vorwärts, erwiederte der Canadier, und wir kehrten um. Hierauf rückten wir mit größerer Behutsamkeit vor als wir bis jetzt beobachtet hatten; denn das Feld war offen, und wir hatten zu fürchten die Indianer möchten einige von ihnen als Wachen ausgestellt haben, obwohl sie im Vertrauen auf ihre Anzahl nicht gern Vorsichtsmaßregeln zu nehmen scheinen, um ihre Spur zu verbergen. Wir hatten mehr als zwanzig verschiedene Fußeindrücke bemerkt, stets in einer Linie hinter einander. Jeder Indianer bemalt sich, wie Ihr wißen, so zu sagen in den Schriften seinen Zu marschiren der ihm vorangeht, und die Anzahl unserer Feinde konnte auf ungefähr dreißig geschätzt werden. Glücklicherweise vermochten wir, ohne entdeckt zu werden, das Ufer des Flusses zu erreichen. Wir hatten uns in unsern Muthmaßungen nicht getäuscht. Auf einem von Bäumen umgebenen Inselchen waren da und dort Feuer angezündet, und wir konnten bei der Helle des Feuers zwischen den Bäumen hindurch die rothen Körper dieser ausgehungerten Hunde unterscheiden. So viel ich sehen konnte, trugen alle am linken Handgelenk das lederne Armband, durch welches sich der indianische Krieger von jenen feigen Kräben unterscheidet, die man manchmal in den Wüsten trifft. Ich hatte daher Hoffnung auf meiner würdige Feinde.

(Fortsetzung folgt.)

Fortschritte der finnischen Literatur.

Nach dem Abschluß des Jahres 16 December sollten mit Anfang dieses Jahrs vier neue Zeitungen in Finnland erscheinen, deren eine ganz in finnischer Sprache, eine zweite, literarische, solle Aufsätze in schwedischer, wie in finnischer Sprache aufnehmen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 20. 23. Januar 1847.

Macassar.

(Sonntagsblatt des Amsterdamer Handelsblads Nr. 47. 1846.)

Der kürzlich bekannt gewordene Beschluß vom 9 September, wodurch Macassar zu einem Freihafen erklärt wird, hat aufs neue die Aufmerksamkeit auf die Insel Celebes gezogen, auf dessen südwestlicher Landzunge die genannte Stadt gelegen ist. Wir glauben unsern Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir hier eine kurze Beschreibung dieser großen Insel mittheilen; diese liegt 1° N. B. bis fast 6° S. B. von 118° 4' 8 bis 125° O. L. und gehört zu den sogenannten großen Sunda-Inseln. Gegen Norden hat sie die See von Celebes, gegen Osten die See und die Straße der Molukken, die Sulu-See und die Straße Buton, gegen Süden die See von Java, und gegen Westen wird sie durch die Macassar-Straße von Borneo getrennt. Drei große Bayen oder Meerbusen an der Ostseite geben der ganzen Insel eine sehr unregelmäßige Gestalt und theilen sie in vier Halbinseln, wovon die nördlichste und die südwestliche am bekanntesten und wichtigsten sind; die erste, auf der sich die niederländische Residenz Menado befindet, steht seit dem Jahre 1824 unter dem Gouverneur der Molukken, die zweite, welche das Gouvernement Macassar umfaßt, soll uns hier vorzugsweise beschäftigen, denn die beiden mittelsten Halbinseln sind, einige an der Küste gelegene Inseln abgerechnet, bis jetzt noch sehr wenig bekannt. Diese geringe Bekanntschaft mit dem größten Theil dieser umfangreichen Insel macht denn auch, daß man deren Oberfläche nur annähernd schätzen kann; man schätzt sie auf 5000 Quadratmeilen an, und sicher ist sie wenigstens nicht kleiner als die von Java. Nicht mindere Ungewißheit herrscht, wie natürlich, auch über die Zahl der Einwohner. Einige schätzen sie höher als die von Java, andere schlagen sie nur auf 5 oder 3 Millionen an; etwa die Hälfte der Bewohner erkennt die Herrschaft der Niederlande.

Celebes gilt als die gesündeste der Sunda-Inseln; die Hitze, welche namentlich im Norden sehr groß ist, wird durch die Land- und Seewinde gemildert, welche von den zahlreichen Bergketten und Hochflächen herabwehen; auch ist der Boden höher und minder morastig als auf den andern Sunda-Inseln; minder gesund sind die niedrigen Küstenstriche, namentlich in den drei großen Bayen an der Ostküste, dagegen aber außerordentlich fruchtbar. Der trockene Monsun, der in der Mitte März beginnt, dauert acht Monate. Bemerkenswerth ist, daß das Gebirge, welches von Norden nach Süden läuft, auch das Klima scheidet, so daß wenn an der Ostseite der trockene Monsun herrscht, an der Westküste der nasse sich fühlbar macht. Die ganze Insel ist von verschieden hohen Bergketten durchzogen, indeß sind diese Gebirge doch nie über 1600 niederländische Ellen hoch; sie bestehen größtentheils aus Granit, Grünstein und Feldspath, und auf der nordöstlichen Halbinsel finden sich einige Vulcane, welche indeß seit langer Zeit keine Verwüstungen von Bedeutung angerichtet haben. Von den Bergen kommen Flüsse und Bäche in verschiedenen Richtungen herunter, da aber die Breite des Landes nirgends sehr groß ist, so sind sie nirgends sehr bedeutend, und meist unschiffbar.

Der Boden ist an vielen Orten außerordentlich fruchtbar, und die tropischen Producte gedeihen hier ausgezeichnet. Besonders günstig ist das Land für den Reisbau, obwohl die angebauten Felder noch nicht einmal für die Einwohner zureichen; selbst die trockenen Reisfelder liefern eine gute Ernte, und den Süden ausgenommen gibt man sich selten die Mühe nasse Reisfelder anzulegen. Auch der Zuckerbau nimmt hier stark zu. Besonders aber verdient die Baumwolle genannt zu werden, da sie den zahlreichen Webereien der Buginesen und Macassaren den Rohstoff liefert; in vielen Häusern ist das Weben von Zeugen gewöhnlich, die frühere einen sehr starken Absatz nach Java hatten und auch jetzt noch nach dem Westen von Indien gehen. An einigen Orten findet man Gold, Salpeter, Eisen und Schwefel. Hornvieh findet sich namentlich im Norden, die Pferdezucht wird stark im Süden getrieben, und die macassarischen Pferde finden in Java, Bengalen und China guten Absatz. Reißende Thiere finden sich hier weniger als auf andern Inseln.

Im allgemeinen besteht ein großer Unterschied unter den Volksstämmen, welche Celebes bewohnen, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß sie durch große Entfernungen von einander getrennt sind, daß Meerbusen und Bergketten sie von einander fern halten. Als die Eroberungen der Niederländer auf diese Insel im 17ten Jahrhundert anfingen, waren die Macassaren im Süden das herrschende Volk, aber diese Uebermacht ward durch die Niederländer gebrochen, und dagegen Boni beschirmt und bevorzugt; dieß hatte die Folge, daß im vorigen Jahrhundert das Reich Boni sich ausbreitete, und die Anmaßungen des Fürsten endlich so hoch stiegen, daß er an der Spitze der Aufstände gegen die Holländer seit 1821 stand. Dieß hatte die rühmlichen Feldzüge des Generals van Geen in den Jahren 1824 bis 1826 zur Folge, immerhin blieb aber Boni ein gefährlicher Nachbar bis zum Jahre 1838, wo dasselbe zur Unterwerfung gebracht und eine dauernde Ruhe hergestellt wurde.

Außer den Macassaren und Buginesen unterscheidet man die Bergbewohner, im Norden Alfuren genannt, die rubig und arbeitsam sind. In den beiden mittelsten Halbinseln machen diese

Digitized by Google

Bergbewohner einen großen Theil der Bevölkerung aus. Zahlreich sind auch die Orang Lauts oder Wasserbewohner, die an den Küsten oder auf den benachbarten Inseln, zum Theil auch auf dem Wasser in ihren Fahrzeugen wohnen und vom Fischfang leben. Von den verschiedenen Volksstämmen, welche alle noch wenig civilisirt sind, werden namentlich die Macassaren als klug und verständig, aber auch als listig und rachgierig betrachtet. Die Bewohner der Westküste und der südlichen Halbinsel nennen sich Mubammedaner, die der Binnenlande sind meist Heiden, welche jedoch, namentlich in der nördlichen Halbinsel, dem Christenthum gar nicht abgeneigt scheinen. Ein höherer Grad von Cultur scheint früher im Süden, namentlich längs der Straße von Macassar geherrscht zu haben, und im allgemeinen zeichnen sich die Celebesen durch Kunstfertigkeit vor vielen andern Völkern des ostindischen Archipels aus. — Der Handel ist fast ausschließlich in den Händen der Chinesen, deren Anzahl auf 1300 geschätzt wird, die der Europäer und ihrer Nachkommen auf etwa 700.

Das Gouvernement Macassar umfaßt den südlichen Theil der südwestlichen Landzunge, und zählt etwa 150,000 Einwohner. Hauptort und Sitz der Regierung ist Macassar, früher unter dem Namen Vlaardingen bekannt, eine regelmäßig gebaute Stadt an dem Fluß Goa, mit drei Vorstädten, der malayischen, buginesischen und der neuen Vorstadt. An der Land- oder Ostseite liegt das Fort Vredenburg, an der Westseite das Castell Rotterdam aus Quadern erbaut und von breiten Gräben umgeben; hier ist auch das Gouvernementshaus, die Caserne, eine Kirche und das Militärspital. Die Stadt hat eine gute und sichere Rhede, die auch tiefgehende Schiffe aufnehmen kann, und durch mehrere Inseln gedeckt ist. Diese Inselchen, welche zu der Stadt gerechnet werden, haben eine zahlreiche und betriebsame Bevölkerung.

Krajova,

die Hauptstadt der kleinen Walachei.

Eine Mädchenschule. — Der Gouverneur. — Bibesco's Garten. — Kirchen. — Der deutsche Chan. — Alter Erdwall. — Sklavenmarkt. — Abreise.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Bald hatten wir das Ziel unseres Spaziergangs erreicht, und betraten die jungen Anlagen des Bibescogartens. Sie bilden ein Mittelding zwischen englischem und französischem Geschmack, sind nicht sehr groß und mit breiten, theils gewundenen theils geraden Wegen durchschnitten. Behandlung und Wartung schienen ziemlich fleißig gehandhabt, obwohl keine Blumenschätze oder sonst botanische Seltenheiten darin anzutreffen waren. Der Eigenthümer dieser Oase in der flachen Krajovaer Sandebene ist so freundlich dem Publicum den Eintritt zu öffnen, und den Schönheitssinn der Bewohner der kleinen Hauptstadt am seiner Schöpfung Theil nehmen zu lassen, wodurch er dieselbe in der That adelt. An dem mittäglichen Ende derselben befindet sich ein kleiner Teich, welchen Schwäne und anderes seltenes Wassergeflügel beleben, auch ist dessen jenseitiges Rohrufer den Staaren und Rohrhühnern der Umgebung ein willkommenes sans souci. Es befindet sich ferner hier auch ein Glashaus, welches aber, wie natürlich, in diesem Augenblick seine Winterbewohner alle um einen prachtvollen Gartensalon oder wenn man will, fashionablen abendländischen Kiosk zur Sommeraufwartung ausgesendet hatte. Dort standen die Kinder fremder Zonen in Gruppen, mit denen sie etliche Marmorstatuen und Büsten umgeben hatten. Der Kunstwerth der meisten dieser Sculpturen, die ebenfalls vom Ausland hierher gebracht worden waren, ist gering und gerne kehrt der Beschauer zu einer liegenden Venus, welche seinwärts auf einem Postament in einem Durchgang zu einer zweiten Gartenabtheilung aufgestellt ist. So viel ich erfuhr, ist diese zwischen 3 — 4 Fuß lange Figur ein Alterthum. Eben dort in der Nähe lag auch mitten im Wege der obere Theil eines römischen Denksteins oder auch eines Thürgestells, schon merkwürdig der Idee des Werkes selbst wegen. Auf zwei von einander abgewendet ruhenden Löwen stand nämlich das kleine Herkulesbild. Die Arbeit selbst aus Marmor hatte in der Erde viel Noth gelitten, übrigens ist am Ganzen die vollendete Ausführung einer einfachen Gruppenanordnung als Ornament zu bewundern. Dieses Werk war noch nicht lange hergebracht worden, weßhalb unsere gefälligen Begleiter uns seinen Fundort nicht angeben konnten. Noch bemerkenswerther durch die daran verwendete Kunst sind vier kleine Basreliefs, ebenfalls in weißem Marmor aber gefirnißt und in Goldrahmen gefaßt. Sie sind hier in einem stockhohen Spielsaale aufgehängt. Schade, daß eben alle Fenster und Läden verschlossen waren, so daß wir zu ihrer Besichtigung nur etwas Helle durch die offenstehende Thüre hatten. Da jede Minute der Gouverneur selbst im Garten erwartet wurde, so erlaubte und die Hast nicht diese Kunstwerke näher zu betrachten. Uebrigens spricht der mehrgenannte walachische Archäologe Professor Laureani in einer ebenfalls oben bezeichneten Broschüre davon, bezeichnet aber die darauf dargestellten Scenen auch nicht näher. So viel ich erfuhr, wurden dieselben in Karakal aufgefunden. Ich war sehr erfreut, so unverhofft auf derlei archäologische Schätze gekommen zu seyn, an denen freilich dieses Land, dessen Südgränze vom classischen Alter bespült ist, überaus reich seyn muß. Uebrigens wird jetzt erst in neuester Zeit etwas gethan, um sie zu sammeln und aufzustellen. Es ist ein recht glücklicher Gedanke des Herrn Johann Bibesco, zu solcher Sammlung einen Anfang gemacht zu haben. — Möchte das Glück ihn begünstigen, so daß der Salon im Polygon seiner jugendlichen Gartenanlage bald zu einem Museum solcher Kunstgegenstände vergangener Zeiten werde. Unter günstigen Umständen dürfte hier schnell ein Cabinet geschaffen seyn, in dem sich Alterthumsforscher, Künstler und Gelehrte Rathe erholen können.

Das bedeutendste Gebäude im Bibescogarten selbst ist eine Villa in französischem Geschmack; die innere Einrichtung ist prachtvoll und elegant genug, einer Gesellschaft zum Aufenthalt zu dienen, die mit allen Feinheiten und Genüssen einer fast überbildeten Civilisation vertraut ist. Bei Betrachtung der Baulichkeiten an diesem Ort überhaupt kann ich jedoch eine Bemerkung nicht verschweigen, die ich fast durchgängig an der technischen Ausführung derselben machte; letztere steht nämlich weit hinter Plan und Zeichnung zurück, und beweist nur eine oberflächliche Augendienerei, in welcher abendländische speculative Geldsucht mit diesem orientalischen Grundzug zusammenlief. Rechtes Spiegelbild von Herrenthum und Sklaverei in einem Lande, wo selbst Handwerksleute nur Glücksritter sind; dieses Verhältniß auszubessern, ist, wie ich oben schon erzählte, dadurch begonnen, daß die deutschen Gewerbsleute hier nunmehr eine Art Gilde bilden sollen, damit ernstliche Ansprüche an sie gemacht werden können, und wodurch auch sie daselbe Recht hätten. Beiläufig gesagt, sind es aber nicht die deutschen Handwerker allein, die

Digitized by Google

sich hier ihr Hudelvordienst so leicht als möglich zu machen suchen, ja ich kann im Gegentheil und mit gutem Gewissen sagen, daß ich größere und werthvollere Leistungen noch viel nichtswürdiger von Franzosen ausgeführt sah, welche die Vorliebe für diese Nation damit betraut hatte. Ein solches lebendiges Beispiel gibt das eben genannte Polygon im Bibeskogarten, an welchem die Dachrinnen in den Ecken der Außenmauer herabgeführt waren; natürlich war dadurch die nöthige Bindung derselben so bedenklich gelöst, daß sie später herausgenommen und außerhalb angebracht werden mußten. Ein Anfänger in der allerniedrigsten Baukunst, ein Maurerhalier hätte gewiß einen solchen Fehler nicht begangen, an dem der französische Baumeister keinen Anstand nahm, um sein Werk so augenfällig wie möglich hinzustellen.

In die Stadt zurückgekehrt, bestiegen wir das höchste Gebäude der Stadt, den Feuerthurm (turn de foc), um einen Gesammteindruck von ihr und ihrer Umgebung zu haben. Obgleich diese fast ganz flach und unmittelbar von reinem Flugsand umgeben ist, bietet sie gegen Westen doch den freundlichen Anblick des waldigen, mit Aubölzern bekränzten Schulthales, wo auch von einer dichten Baumgruppe umschattet, das Kloster Schntzan liegt, welches noch heutigen Tages zum Berg Athos gehört. Diese und andere Klöster überhaupt sind es, die einen Hauptbestandtheil des walachischen Staatskörpers ausmachen und für das ganze Land von größter, obwohl in staatswirthschaftlicher Hinsicht von wenig erfreulicher Bedeutung sind.

Als einen Hauptzug im Aeußern von Krajova führte ich schon oben die Kirchen an, und jetzt da ich deren mehrere zumal übersah, nehme ich mir Gelegenheit, ihren Baustyl näher zu beschreiben. Wenn auch die meisten schwach und unhaltbar aufgeführt sind, hat doch ihr Styl etwas Eigenthümliches, nichts Unedles. Bei den mehr bedeutenden Kirchen bildet der Grundriß gewöhnlich ein stumpfes, oft doppeltes Kreuz. Die Vorderseite, dem Chor gegenüber, behauptet ein offener Säulengang. Aus dem flachen, weit vorspringenden Dach heben sich entweder runde oder vieleckige Thürme mit schmalen, rundbogigen Fenstern, die oft nur noch lange Lucken bilden; die Dachform der Thürme ist gewöhnlich glocken-, oder wenn man will zwiebelförmig, auf ihrer Spitze steht meist ein starkes, verziertes griechisches Kreuz. Die Wände alle sind fast durchgängig außerhalb mit auf kanelirten Stäben ruhenden Blendbogen geschmückt, die innere Füllung derselben ist beinahe regelmäßig mit Bildern, Heiligen oder religiös allegorischen Darstellungen bemalt, die ich übrigens bei keiner Kirche von auch nur einigem Kunstwerth fand. Vorkommende Säulen sind rund, massiv und von sehr gedrückter Form: die Wölbung ist rund, spitzbogig, bald eingedrückt nach Eselsrückenform, bald kleeblattähnlich dreitheilig ausgeschnitten. Die einzige und gewöhnliche Verzierung von Querstäben oder Bogendurchläufen ist durch einfach schief gelegte, mit einer Eckkante halb vorgestoßene Mauerziegel gebildet. Diese Zierrath scheint eine russisch-türkische Eigenheit und sehr alterthümlich zu seyn. Nach diesem Styl sind in Krajova am reinsten gebaut die Kirche zum heiligen Demetrius, hinter dem deutschen Chan. Sie ist alt, baufällig und geschlossen, und scheint dem Untergang geweiht zu seyn, denn, obwohl mit drei Thürmen gekrönt, bietet sie den Anblick einer traurigen Ruine, die es eben noch der Mühe lohnt, in einer Skizze in den Reisenotizen aufzunehmen. Eine zweite, die sich durch Reinheit ihres Styls auszeichnet, ist die kleinere Bibeskokirche. Sie ist einfach und zierlich gehalten, und wurde so viel ich erfuhr, durch eine Vorfahrin der jetzigen Fürstenfamilie erbaut; sie enthält auch den Begräbnißort derselben. Eine dritte Kirche nächst dem Thore gegen Izinzeren zu, ist ihrem Styl nach besonders eigenthümlich; sie ist auch von außen durchaus bemalt; ihre Säulenbogen sind in der Kleeblattform ausgeschnitten. Sonst ist sie klein, massenhaft und von gedrückter Form; wenn ich nicht irre, ist der heilige Nikolaus ihr Patron. Schade, daß die herrschsüchtige Mode jetzt den alten Kirchenstyl verdrängt, der einem neuen höchst charakterlosen armenisch-byzantinischen Platz machen muß. So ist eine neue Kirche eben jetzt vollendet worden; durch ihre ächt morgenländische Aufhäufung von Goldzierrathen und unzähligen Bildern, ist sie der Stolz der hiesigen Bevölkerung. Der Geschmack darin ist durchaus unedel und bäurisch.

(Schluß folgt.)

Die Kelpie-Gesellschaft

in England, welche zur Beförderung der Herausgabe der alten Ueberreste der angelsächsischen Literatur, hauptsächlich auf Betrieb des auch auf dem Continent wohlbekannten Thorpe gestiftet wurde, scheint, wie es manche andere durch innere Streitigkeiten zu leiden, so daß die Auflösung derselben vielleicht bevorsteht. Indessen sind bereits auf Betrieb derselben einige Werke erschienen, die, wenn gleich in Deutschland nicht unbekannt, doch in einem weitern Umfang nicht zugänglich waren. Thorpe selbst gab die „Homilien der angelsächsischen Kirche“ in zwei Bänden heraus, ein Hr. Kemble den poetischen Theil des Codex Vercellensis, leider aber bis jetzt nur die Hälfte. Die „Angelsächsischen Dialoge von Salomo und Saturn,“ gleichfalls von Kemble bearbeitet, sind eben so wenig vollständig, denn eigentlich ist von letzterm Werk nur die sehr weitschweifige Einleitung erschienen, statt daß der Herausgeber mit dem Text des Werkes selbst hätte beginnen sollen. Die Uebel, an denen solche englische Gesellschaften leiden, zeigen sich auch hier in vollem Maße; irgend ein wirklich thätiger Mann, hier Hr. Thorpe, trommelt eine Gesellschaft zusammen, die meist nur aus Dilettanten besteht und die Leitung dem Secretär überläßt; leidet dieser nicht was er sollte, so werden die Geschäfte schlecht geleitet, und die Gesellschaft fängt an sich zu beklagen. So haben hier die Mitglieder für den jährlichen Beitrag von 1 Pfd. St. sehr dünne Bändchen erhalten, und jetzt verlangt man, daß sie auf einmal 6 Pfd. bezahlen sollen. Diese Gesellschaften, die so vieles leisten könnten, thun im allgemeinen wenig, da die meisten Mitglieder nur schwache Theilnahme und Kenntniß zeigen.

Die Hacienda de la Uoria.

2. Bermudez-el-Matafiete.

(Fortsetzung.)

Hier machte Bermudez eine Pause, und wir konnten das Schnarchen des Canadiers hören, welchem die Erzählung der Thaten des mexicanischen Jägers in tiefen Schlaf geläutet hatte. Die apathische Natur des Nordländers bildete hier einen schlagenden Gegensatz zu der des kräftigen, für äußere Eindrücke empfänglichen, aufgeräumten Südländers, der, wenn auch etwas ruhmredig, einen jeder Probe gewachsenen Muth besitzt. — Zwanzigmal, fuhr der Abenteurer fort, legte ich meinen Carabiner an die Schulter, nahe daran der unwiderstehlichen Versuchung nachzugeben einen dieser rothen Teufelsjäger erlegen, und zwanzigmal drückt mit mein Gefährte den Lauf meiner Waffe wieder herunter. Endlich gab ich den Rathschlägen der Klugheit Gehör, und unterdrückte meinen ungeduldigen Ungestüm, aber mit schwerem Herzen. Wenn Ihr bedenkt, daß wir ihre Spur seit 17 Tagen verfolgten, so werdet ihr wohl glauben, daß nicht davon die Rede seyn konnte, jetzt, wo wir sie getroffen, zu weichen. Es handelte sich bloß darum, den Augenblick des Angriffs zu erpassen, die Klugheit erforderte, daß wir erst die Oertlichkeit kennen lernten, ehe wir zu Feindseligkeiten schritten. Wir studirten daher das Terrain. Rings um uns waren die Ufer, mit Ausnahme einer ununterbrochenen Reihe von Flußweiden und Baumwollstauden, theils bebaut, theils flaches Land oder Lichtungen. Weiterhin, stets dem Laufe des

Digitized by Google

Flusses folgend, und bald im Morgennebel verschwand, erhob sich, in doppelter Flintenschußweite von derjenigen, auf welcher unsere Diebe ihr Lager aufgeschlagen, eine andre kleine Insel. Die Schurken hatten da einen kem Ueberfall unmöglich machenden Posten ausgestellt. Der Mond beleuchtete mit vollem Lichte den Wasserspiegel, der über Insel umgab, so daß man einige kleine Schaumwirbel, welche der Strom um einzelne große an dem Strande liegende Steine bildete, sehr gut sehen konnte, ja man unterschied sogar die Blätter der Wasserpflanzen, auf welche der Mond sein fahles Licht warf. Diese Umstände bewiesen uns, daß hier das Wasser durchwadbar seyn müsse. Sachte entfernten wir uns daher von dieser Furth, welche die Indianer wahrscheinlich benützt hatten und die sie bei Tagesanbruch abermals benützen mußten, wenn sie die Insel verlassen wollten; dann nahmen wir unsere Stellung unter den Flußweiden in einiger Entfernung.

Wir breathschlagten leise. Da wir die Gewohnheiten der Indianer zur Genüge kannten, so durften wir voraussetzen daß sie diesen Posten absichtlich ausersehen hatten, um ihre einen Tag mit der Jagd zu vertreiben, und daß sie sich demgemäß in kleinen Abtheilungen zerstreuen würden. Diesem Umstand verdankten wir die Hoffnung unser Ziel endlich zu erreichen. Ich hatte einige Augenblicke geschlafen, und forderte daher den Canadier auf ein Gleiches zu thun und legte mich neben ihn. Bald schnarchte er wie er's eben jetzt that, während ich zwischen dem Gesträuch hindurch das mich verbarg, den Feind bewachte. Der Fluß murmelte sanft, und ich hätte, glaub ich, der Lust zu schlafen nachgegeben, wäre nicht die Stille der Nacht von Zeit zu Zeit durch das Geheul der Indianer unterbrochen worden. Ja, ja, sagte ich zu mir, heulet nur vor Freuden, ihr Schurken, bis unsere Flinten euch vor Schmerzen heulen lassen. Endlich schienen auch sie zu schlafen, denn ich sah wie sie sich um ihre Feuer herum niederlegten, und ich hörte nur noch das Gemurmel des Wassers und das Geräusch der vom Winde bewegten Blätter. Die Stunden verflossen alle langsam. Bei Tagesanbruch sollte sich unser Loos entscheiden. In solchen Augenblicken, gnädiger Herr, fühlt man sich glücklich keine Nachkommen zu haben. Wider Willen konnte ich mich einiger traurigen Ahnungen nicht erschlagen, wenn ich das dumpfe Krachen der Bäume und das Geheul der Nachtwale in den Wäldern hörte, die sich hinter uns dahinzogen. Ich sing eben an zu frösteln in dem Nebel, der mich einhüllte, als ich beim graulichen Schein des anbrechenden Tages einige Bewegung auf der Insel wahrzunehmen glaubte. Ich weckte nun meinen Cameraden, nachdem ich Gott, die heilige Jungfrau und die heiligen Seelen im Fegfeuer um gnädigen Beistand angefleht.

Schon krächzten einige Raben dem erwachenden Tage ihren Morgengruß entgegen. Bald sahen wir das Gebrauu des aufgeregten Wassers und bemerkten in dem Zwielicht der Dämmerung in einem Nachen anfänglich einen, dann zwei, dann drei Indianer, welche vorsichtig über den Fluß herüberederten und ihre Richtung nach dem Ufer nahmen auf dem wir und befanden. " Der Canadier drückte mir heftig den Arm; wir setzten, nachdem wir das Zündkraut unserer Carabiner erneuert, ein Knie zur Erde, bereit Feuer zu geben, sobald der Zufall sie in unsere Nähe führete, und harrten in schrecklicher Angst der Dinge die da kommen sollten.

In diesem Augenblick ward Bermudes abermals unterbrochen, das Fallen bäumte sich wüthend, und die Gebüsche krachten mit einem so dumpfen Geräusch, daß ich unmöglich zusammenfuhr. — Hast Ihr kein Gehrul gehört? sagte ich zu Bermudes. — Der Jäger schüttelte lachend den Kopf. — Wenn Ihr einmal, ein einzigesmal das Gebrüll des Tigers gehört habt, dann werdet Ihr gewiß nicht mehr Gefahr laufen, es mit dem Saufen der Mücken zu verwechseln. In einigen Stunden werdet Ihr in dieser Hinsicht so klug seyn als ich. Es war ein falscher Lärm. Der Jäger fuhr fort: Ihr seht wohl ein daß wenn wir entdeckt wurden, so war es nun uns geschehen, denn wir hatten alle diese Teufel zugleich auf dem Halse. Es war daher für uns ein angstvoller Augenblick als sie den Fuß ans Land setzten. Während der paar Minuten die sie breathschlagten, sprachen sie der Athem; glücklicherweise wollte Gott, daß sie ihrem Weg nach einer unserm Versteck entgegengesetzten Richtung einschlugen. Die drei Nachen zogen aufwärts, dem Laufe des Flusses entlang. Ich habe immer noch jenen verwünschten Cattel bei mir, den ich gelobt einem dieser Räuber, sey er lebendig oder todt, aufzuhängen. Ich versteckte ihn unter den Aesten, dann bemühten wir den Saum von Gebüschen, welcher den Fluß umgab, und schlichen still und unvermerkt den Indianern in den Rücken. Der Canadier kroch, trotz seiner Körpergröße, mit der Gewandtheit einer Schlange, und ich folgte ihm so gut ich konnte. Wir hatten auf diese Weise kaum hundert Bacas hinter uns, als wir einen prachtvollen Hirsch aufscheuchten, und ihn unsern Feinden entgegenjagten. Das scharfe Pfeifen von der Sehne eines Bogens gab uns zu erkennen, daß man ihn gesehen; das Thier stürzte etwa 20 Schritte vor uns, ihm auf der Ferse kam der Indianer der es verwundet hatte und ihm den Garaus machen wollte. Der Hirsch, sich vertheidigend, wandte sich wider seinen Gegner; ich selbst aber war noch ganz benäubt von diesem unverhergesehenen Lärm, als der Canadier, den ich in meiner Nähe glaubte, mir schon weit verausgeeilt war, mit der einen Hand mittelst eines Messerstiches den Indianer an den Boden genagelt, mit der andern ein Todesgeheul in dessen Kehle erstickt hatte, das nur wir allein hörten. Die fernen Stimmen der ihrem Cameraden eilenden Indianer wiederhallten im Walde. Der Canadier anwortete damit, daß er den Ruf des auf der Verfolgung eines Hirsches begriffenen Jägers nachzuahmen suchte. Ein zweiter noch entfernterer Ruf lehrte uns, daß die beiden Indianer ihrem Gefährten gut Glück wünschten, und wir hörten nichts mehr. Dieß hatte sich in kürzerer Zeit zugetragen als ich brauche es Euch zu erzählen. Die Morgendämmerung dauerte noch immer. Diesem Halbdunkel verdankten wir die Hoffnung, auch die beiden andern Nyatschen überfallen zu können — wir mußten aber eilen. Da wir uns von der Insel wo die Indianer lagerten entfernten, und wir nur zwei gegen zwei waren, brauchten wir weniger Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, und marschirten schneller nach der Richtung hin, in der wir die Stimmen vernommen. Wir kamen so an einen kleinen Bach der in den Fluß mündete, und gingen schweigend einige Minuten lang aufwärts desselben. Mein Jägerinstinct sagte mir, die Hirsche müßten Morgens um ihren Durst zu löschen, an die Quelle kommen, und derselbe Instinct leitete auch ihresselbe unsere Indianer, die wahrscheinlich auf der Jagd waren. Wie Ihr seht, hatte wir uns nicht getäuscht. Was wir wahrnahmen, ist der Mühe werth Euch zu sagen: Ihr wißt wir schlau diese Schurken sind. Der Bach, an dem wir hinaufgingen, bildete an seiner Quelle einen kleinen Teich inmitten einer von rng an einander stehenden Gebüschen und Bäumen umgebenen Lichtung. Wir hatten diesen durch Lianen- und Baumstämme geschützten Ort so sachte erreicht, das Geräusch unsere Marsches ähnelte se sehr dem Zittern der vom Morgenwinde bewegten Blätter, daß zwei hochgewachsene Hirsche, die nahe daselbst ihre Lustsprünge machten, keinen Schutz suchten und mitten in dem hohen Grase, das über ihre Köpfe und Geweihe hinausging, unausgesetzt herumsprangen; bald sahen wir zwei andere Hirsche, die sich in einiger Entfernung von den ersteren hielten und sie mit Neugier und doch mit sichtbarem Mißtrauen betrachteten, denn bald gingen sie einen Schritt vor, bald zwei zurück. Obwohl das matte Tageslicht nur erst undeutlich die Gegenstände beleuchtete, ward uns doch ein sonderbarer Gegensatz bei beiden Hirschpaaren bemerklich. Fiel bei den ersteren die Festigkeit der Augsyfel, das Ungestüme, Heftige in ihren Bewegungen auf, so waren dieß eben so viele verdächtige Zeichen für die andern, welche ihren Schrecken und ihr Erstaunen vollkommen begründeten.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Stadt Halonassus. Die Officiere und Mannschaft des mit der Aufnahme des griechischen Archipelagus beauftragten englischen Schiffs Beneta haben die Ehre, während welcher sie durch schlechtes Wetter an Fortsetzung ihrer Arbeiten in den Gewässern von Scathe und Scopulo gehindert waren, dazu benützt in den Ruinen des alten Halonafius Nachgrabungen zu machen. Aus einem der Gräber sollen sie einen schönen Sarg hervorgezogen haben, in welchem sich unter andern Dingen auch zwei Eier befanden. (Lit. Gaz. 9 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 21. 25. Januar 1847.

Keremet.

(Nordische Biene 20 Dec.)

Unter den Stämmen, welche das Gouvernement Kasan bewohnen, sind die Tscheremissen und Tschuwaschen die bedeutendsten. Vieles ist schon über dieselben mitgetheilt worden, namentlich von A. A. Fuchs, und wir theilen hier nur noch die Beschreibung eines Keremets oder Gebetsorts nach eigener Anschauung mit. Tschuwaschen und Tscheremissen siedeln sich wie alle noch in halbwildem Zustande befindlichen Stämme gewöhnlich fern von den großen Straßen, namentlich in der Tiefe der Wälder, in einsamen Gegenden an; wenn man die hauptsächlich von ihnen bewohnten Kreise Tschebokßar und Kosmodemjan durchwandert, so erblickt man von der großen Straße aus nicht ein einziges Dorf, alle sind vier Werste und darüber davon entfernt, liegen in irgend einer Schlucht und stets von Wäldchen umgeben. Darum ist das Reisen in diesen Gegenden so langweilig und einförmig, und der Anblick der Tschuwaschendörfer traurig. Rauchige, finstere, da und dort zerstreute Hütten bieten ein unangenehmes Schauspiel dar. Alles ist so still, aber diese Stille erinnert nicht an Ruhe, sondern an Armuth, obgleich man nicht sagen kann, daß alle Tschuwaschen und Tscheremissen arm sind; es gibt auch Wohlhabende unter ihnen, sie unterscheiden sich aber in ihrer äußern Lebensweise nicht von den Armen. Selbst ihre Vergnügungen tragen einen trübseligen Charakter, und ihre Lieder klingen wie Klaggesang. Wir können in die Ursachen hievon nicht eingehen, da dieß uns hier zu weit führen würde. Die Tschuwaschen sind noch Heiden, aber ihr Glaube ist bis jetzt noch nicht näher untersucht worden, so sehr er es auch verdient. Vielleicht wird bei den jetzigen Bemühungen einiger Gelehrten, die finnischen Stämme näher zu erforschen, auch diese Frage bald einer sorgsamen Behandlung unterworfen werden, bis jetzt besitzen wir aber, einige kurze Bemerkungen abgerechnet, noch nichts Näheres über ihren Glauben. Nach den Mittheilungen zu schließen, welche von Müller, Fuchs, Leontiew und Protopopow gesammelt wurden, können wir schließen, daß die religiösen Ansichten der Tschuwaschen und Tscheremissen ein eigenes, durch Folgerichtigkeit sich auszeichnendes System haben, und darum ist es äußerst wünschenswerth, über diesen in der Religionsgeschichte nicht unbedeutenden Gegenstand bald ins Klare zu kommen.

Der Gottesdienst der Tschuwaschen ist noch minder erforscht, als selbst ihre Mythologie. Wir wissen bloß, daß sie ihre Gebete bei bestimmten Vorfällen und zu bestimmten Zeiten verrichten; besondere Gotteshäuser haben sie nicht, sondern sie opfern und beten im Walde, an bestimmten Orten, die sie gewöhnlich Keremet nennen. Manchmal, jedoch sehr selten, findet dieß in einem Hause statt. Eigentlich ist das Keremet nur ein bestimmter Bezirk, der durch die Vollziehung der religiösen Ceremonien geweiht ist. Wenn man die Umgegend der Tschuwaschendörfer durchwandert, und hier im Wald eine Eiche bemerkt, die von Schemeln umgeben, mit verschiedenen Fetzen von Leinwand, farbigen Zeugen u. s. w. behängt ist, und wo auf dem Boden Knochen, Wolle, Federn u. s. w. herumliegen, so weiß man, dieß ist ein Keremet. Gewöhnlich wählen sie die höchste, ästereichste und vorzugsweise eine ausgehöhlte Eiche. Der Raum um diese Eiche her, so wie auch um die zunächst stehenden Bäume wird gereinigt, und als unverletzlich betrachtet. Um diese Eichen unter ihrem Schatten werden einige kleine Schemel aufgestellt, die wie große Pilze aussehen, denn sie bestehen nur aus einem Brettchen, in dessen Mitte ein spitziger Pflock steckt, der in die Erde gestoßen wird. Nicht selten lassen die Tschuwaschen hier auch Kübel, Schalen, Löffel und anderes Geräthe, das sie bei den Opfern brauchen. Die Vollziehung der religiösen Gebräuche wird bei ihnen, wie bei andern Völkern, stets ein Fest, bei welchem Speisen und Getränke im Ueberfluß vorhanden sind. Zu dem Ende wird der beste junge Hengst oder Kalb, die fetteste Henne geschlachtet, das in feierlicher Weise gekochte Fleisch verzehrt, und dabei Kubischta getrunken, ein Getränke, das dem russischen Braga[1] ähnlich ist. Nicht immer ist indeß das Opfer blutig; dem unsichtbaren Jumado oder, wie die Tschuwaschen sagen, Juman, der in der heiligen Eiche wohnt, werden oft Gegenstände aus dem Hausrath als Kleider, Geräthe, auch Kupfergeld und kleines Silber geopfert; letzteres geschieht indeß jetzt sehr selten, sey es aus Mangel an Eifer oder aus Mangel an Geld. Alle diese Erooto bleiben unantastbar. Die Tschuwaschen glauben, daß der Raub dieser Opfergaben stets durch Krankheit oder anderes Unglück bestraft werde und dem Räuber den Zorn des bösen Geistes zuziehe, der nicht mehr zu versöhnen sey. Deßhalb gilt, — obgleich wir es in Wahrheit nicht verstehern möchten, — das Keremet für den besten und sichersten Ort zur Aufbewahrung jedweden Dinges. Nach G. F. Müller, der am Ende des vorigen Jahrhunderts seine „Beschreibung aller im russischen Reich wohnenden Völker" schrieb, hieß Keremet ein von einem Zaun oder Flechtwerk eingeschlossener Raum, in welchem mit Brettern gedeckte Säulen standen. Jetzt sieht man dieß nie oder sehr selten. Ein sehr bedeutender Theil der Tschuwaschen hat sich zum Christen-

[1] Ein berauschender Aufguß von Wasser auf Gerste und Hirse. A. d. U.

Digitized by Google

thum bekehrt, aber trotz aller Bemühungen der Geistlichkeit und der Regierung haben sie dem Heidenthum noch nicht ganz entsagt, und zu bestimmten Zeiten des Jahres bringen sie noch ihren alten Göttern Opfer dar, und ehren noch die alten Orte, an denen diese Gebräuche vollzogen worden. Es ist indeß kein Zweifel, daß dieß bald ein Ende nehmen wird.

Krajova,

die Hauptstadt der kleinen Walachei.

Eine Mädchenschule. — Der Gouverneur. — Bibesco-Garten. — Kirchen. — Der deutsche Chan. — Alter Erdwall. — Sklavenmarkt. — Abreise.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Außer den verschiedenen Thürmen, Kirchen und sonstigen größern Privatgebäuden sieht man aus der Vogelperspective des Feuerthurms noch die dunkle Ruinenmasse des sogenannten deutschen Chans aus der Häuserfläche der Stadt auftauchen. Er ist nicht sehr alt, denn er stammt nur aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als durch das Glück der Waffen die kleine Walachei unter österreichischen Scepter gekommen war; indessen mahnt er doch an eine Zeit, da Hunderttausende von Menschen und sonst materiellen Mitteln verwendet und zum Theil geopfert wurden, um deutsche Civilisation und Gesittung gegen Osten zu verbreiten und zu befestigen. Ein Zweck, welcher aber trotz seiner leichten Ausführbarkeit von einer unbegreiflichen Politik gänzlich aufgegeben wurde, so daß jetzt diese ehemalige deutsche Citadelle nichts mehr ist, als der letzte bald vergessene Rest einer Warte gegen Osten, die der Strom der Zeit bis an ihre Grundvesten zerstörte. Ein Paar lange, lateinische, unleserliche Lapidarinschriften über den Thoren geben noch einige Zeit Zeugniß davon, bis auch sie vollends herauswittern. Daran gelehnte Baracken und Hütten von allen Gestalten umgeben jetzt diesen Chan von innen und außen, und so erinnerten mich seine dunkeln, vermoosten Backsteinmauern an die öden Wälle von Szigeth.

Ein älteres geschichtliches Denkmal hat Krajova an einem Erdwall, der unweit dem großen Winkel, welchen die Donau unterhalb Severinturm macht, beginnend und östlich ziehend seine Markung durchschneidet, über den Olt setzt, bei Galacz in das östliche Dacien tritt und bis Bender am Dniester hinzieht. Laureani fand zwischen ihm und einer alten Straße, die er im südlichen Theile des Bezirks von Teleorman unfern von Nikopolis bei Flaminda auffand, viele Aehnlichkeit; nach ihm haben sie beide die Breite von 8 Schritten, die Seitengräben auf der Nord- und Südseite sind noch gut sichtbar, besonders aber lassen sich an ersterem noch deutlich Winkellinien erkennen. Als Laureani mehrere hiesige Landbewohner über den Ursprung dieses Menschenwerkes fragte, erhielt er natürlich an und für sich wenig sagende Antworten, da sie aber einen Begriff von der Anschauungsweise dieser Leute geben, so theile ich sie hier mit: die einen meinten nämlich, als Kaiser Lerun (auch Leru) den Westen ließ und gegen Morgen zog, riß er mit dem Pflug diese Furchen auf und bildete diesen Wall, die andern aber meinten, derselbe große Kaiser habe dieß mit dem Wurfspieß gethan; der Wall selber ziehe aber bis Jerusalem. Nach dem Unterschied der zu dem Werk gebrauchten Instrumente könnte es also ein friedliches oder kriegerisches gewesen seyn; der Name des Kaisers kann vielleicht als eine slavisirende Verstümmelung des Namens Aurelian angesehen werden, die mir durch einen seltsamen walachischen Volksgebrauch im Banat nicht mehr fremd wäre. Es ist nämlich dort Sitte, daß die Kinder am 24 Dec. ihres Kalenders von Haus zu Haus gehen und ein kleines Geschenk fordernd singen:

buna diva		buna diva
iu asunsch bun		io as, unsch
Chè e mai buna		ntro un csias bun
a tu cresuna	oder in Wedabia.	dem kolak
cu mei		si carnatu
au poresei		de ma duc la altu.
Guten Tag		Guten Tag!
Ich komme an gut		Ich komme an
Was ist mehr gut		In einer Stunde guten!
Zu Weihnachten		Gib Kuchen
(Kis) mit Lämmern		Und Würste
Oder mit Spanferkeln		Daß ich gehe zu andern.

In Groß- und Klein-Torack und Eschka in der Torontaler Gespanschaft aber singen die Kinder statt obiger Worte, folgende:

Aulerum domne!	In Ueber- und	Aurelian Herr!
Olte run domne!	Versetzung	Oi reiun Herr!
le roi domne!	etwa gleich.	reloi Herr!
Lerun domne!		reiun Herr!

Diesen Weihnachtsgesang erinnahm ich einem walachischen Kalender, der ihn als einen klagenden Nachruf an den gefeierten Römerkaiser bezeichnet, als er vor den Gothen das trajanische Dacien verlassen mußte und südlich im jetzigen Bulgarien und Macedonien das aurelianische gründete. Weniger wahrscheinlich klingt die Ableitung von dem Worte „Niraliuš", das einen Titel der walachischen Fürsten im Mittelalter bildete, so wie Augustus bei den römischen Kaisern, wie illustris, perillustris, serenus, illustrissimus, serenissimus und dgl. im einstigen heiligen römischen Reiche. Laureani meint auch der Name könnte durch bulgarisch-slavischen Einfluß mit dem Namen Radu verwandt seyn, wobei sich das L in ein D verwandelt hätte, um bei einer einfachen Versetzung den Namen Radu vorzubringen, oder auch umgekehrt, um aus radu ilaru zu schaffen. Der Wahrheit als lateinischer Abkömmling kann das h vorne in einem Worte nicht aussprechen. Folgt man nun slavischer Neigung und wirft vorn den Selbstlaut i heraus, so bleibt laru und dann allerdings wäre es bis zu leru oder lerun nicht mehr weit. Bei der gränzenlosen Freiheit, mit welcher besonders slavische Völker Buchstaben versetzen und ganz auslassen, haben indessen dergleichen Wortableitungsversuche nicht mehr Werth, als die zufällig fallenden Farbenfiguren in einem Kaleidoskop; sie beschäftigen oberflächlich ohne auf einen Grund kommen zu lassen. Um wie vieles leichter ließe sich z. B. aus dem Namen des verdienstvollen walachischen Archäologen Laureani der Name Aurelian bilden; es dürfte dabei kein Buchstabe ausgelassen werden. — Daß eben genannter Wall ein mittelalterliches Werk sey, muß ich stark bezweifeln, es ist viel eher anzunehmen, daß er so wie die im Banat befindlichen afatisch-kriegerischen Ursprungs ist, und vielleicht auch den Avaren zugeschrieben werden darf. Daß ihn die Volkssage an den beliebten Namen Aurelians knüpft, ist nur eine Wiederholung von ähnlichem Gedankengang bei den Namen Alexanders, Karls des Großen, Barbarossa's u. s. w.

Die Gedanken über das ebenbesprochene Menschenwerk führten mich wieder zurück auf zwei andere Riesenwälle von gewaltigern Händen aufgethürmt, nämlich auf die Gebirge des Bul-

Digitized by Google

can und Balkan, die man sich in südöstlicher Richtung vom Krajovaer Feuerthurm auf gegenüber liegen steht, den duftverlornen Saum des walachischen Flachlandes begrenzend. Dieß sind die mächtigen Thorpfeiler, durch welche der Osten seine rohen Massen in die Werkstätte westeuropäischer Gesittung auf der Naturstraße der Donau hereinführte, um getheilt und zerträumert zu werden, daß die seinorganisirte Gewalt des Geistes der Civilisation die Urmassen um so vollkommener durchdringe.

Es war Abend geworden, und ermüdet von des Tagesläuth und seinen Mühen stiegen wir vom Feuerthurm herab, um uns in einer der belebtesten Gassen der Stadt mit einem trefflichen Gefrornen zu erfrischen, während wir den Strom geschäft- und spaziersüstigen Volkes an uns vorüber gehen ließen.

Der folgende Tag ging mit einigen Besuchen und Vorkehrungen zur Abreise am heutigen Nachmittag hin. Es war mir leid den heutigen Städtischen Wochenmarkt, der alle Donnerstag hier abgehalten wird, nicht besuchen zu können; er hätte mich des Sklavenverkaufs wegen, von dem ich erst hier das erste Wort hörte, ganz besonders interessirt. Ein Sklavenmarkt in christlichen Ländern, wo alle acht Tage Menschen als willenlose Waare feilgeboten und verhandelt werden! während die Regierungen westeuropäischer Staaten dagegen Verträge und Uebereinkünfte zu schließen suchen, während sich die Spalten öffentlicher Blätter mit Stoff darüber füllen und ihre Leser damit bis zum Ueberdruß füttern, werden hier die Zigeuner alt und jung, männlich und weiblich zu 32 — 36 Stück Ducaten per Paar öffentlich verkauft. Also auch in der Walachei sind es wieder die Schwarzen, die da als Sklaven in Handel kommen müssen. Muß doch am Ende ein eigener instinctmäßiger Abscheu gegen die schwarze Farbe von denen seyn, die ihren Teufel schwarz malen, daß sie diesel die Segefärbien zu Sklaven zu machen suchen. Vielleicht ist dieß auch die Ursache, warum eben die heilige christliche Kirche mit den unzähligen Klöstern im Lande die meisten Sklaven besitzt, für sie scheint die schwarze Farbe der Zigeuner dieselben nur als teufelsabkünftig zu bezeichnen. Kein Wunder, wenn oft die Schwarzen in andern Zonen die ihrer Farbe von den Weißen angethane Schmach so gründlich rächen. Sind doch die Türken ganz andere viel umfassender denkende Leute. Die Sklaverei für gut findend, üben sie dieselbe auf eine ganz andere Weise und an allen Farben; über die walachischen Zigeunersklaven haben zwar ihre Herrn gesetzlich gerade kein Recht über Leben und Tod, allein, wenn einer oder der andere ohne großes Aufsehen zu machen, einen todt prügeln läßt, so glaube ich läßt sich die Polizei darüber keine grauen Haare wachsen. Hunger und hündische Behandlung einerseits, Zügellosigkeit und Müssiggang andererseits formen das Leben des leibeigenen Zigeuners. So sehr übrigens die Bevorzugten und Herrn des Landes darum anzuklagen sind, so lastet die Schuld der Sklaverei doch nicht ganz auf ihnen allein, sie lastet zum Theil auch auf den Unterdrückten selbst. An ihren entmenschten Zustand gewöhnt, könnten wohl die meisten ein freies Leben so wenig mehr vertragen, als im Stall aufgezogene Rinder, die man der Freiheit der Steppen überlassen wollte. Eben vor einiger Zeit trug sich hier ein Fall zu, der diese Wahrheit am besten bekräftigt. Ein deutscher Gewerbsmann kaufte nämlich auf einem hiesigen Wochenmarkte ein Paar Zigeuner von einem Bojaren, bei welchem dasselbe eine in der ganzen Stadt berüchtigt schlechte Behandlung genossen hatte. Hunger und Schläge zu ertragen schien dort ihr einziges Geschäft und für der Herrschaft „Launen Uebermuth" stets bereit zu seyn, ihre Unterhaltung. Wer den Handel sah, wünschte dem Zigeunerpaare Glück, weil der Deutsche ein fleißiger Mann war und ein wohlgeordnetes Haus hatte. Was war es aber? Als die schwarzen Hausgenossen zur Arbeit wie zum Essen Zeit und Stunde halten sollten, ward ihnen ihr neuer Aufenthalt zuwider, und sie gingen durch. Freilich zwang die Polizei sie wieder zurückzugehen, allein die Ordnung der Dinge im Haus des Deutschen blieb ihnen zuwider, sie wiederholten ihre Flucht zwei-, dreimal, und zuletzt so glücklich, daß sie nicht mehr aufgefunden werden konnten. So büßte der gute Deutsche das gesetzliche Anrecht, Sklaven gehalten zu haben, mit dem Verlust ihres Kaufpreises von 34 St. Dukaten; freilich hatte er den erbaulichen Trost, daß den Entflohenen bei ihrer etwaigen Habhaftwerdung die Ohren abgeschnitten werden konnten. Ein würdiges Seitenstück hiezu bietet die Nothwehr eines Zigeunerpaares, das vor nicht langer Zeit in Krajova den Herrn ermordete. Dieser hatte nämlich Vater, Mutter und Kind gekauft und wollte sie trennen, indem er den Mann auf eines seiner Güter senden, Weib und Kind aber bei sich im Hause behalten wollte, oder umgekehrt. Genug, das mehr als gewöhnlich zärtliche Paar wollte dieß nicht ertragen, eins oder das andere mache sich immer flüchtig, um zusammen zu kommen. Dieser mehrmalige Versuch verdroß den Herrn, weßhalb er sie zuletzt auf eine große Entfernung trennte. Schon hatte man in der Stadt den Vorfall vergessen, als eines Morgens der Herr des Zigeunerpaares erstochen im Bett gefunden wurde. Die Thäter aber beurkundete bald die Flucht des Sklavenpaares, das seinen Herrn die Unnatur einer schlimmen Sache büßen ließ.

Die Zeit für unsern Aufenthalt in Krajova war verstrichen, und wir mußten nunmehr auf die Abreise bedacht seyn. Freund B. hatte kein Miethpferd bekommen können, weßhalb wir die Reise von hier bis Bukurest im Wagen zu machen gedachten; ich meinerseits nur, um mich reisefamerabschaftlicherweise nicht von B. zu trennen, denn ich hasse in der That alles Fahren, wenn es nicht auf eine gute und bequeme Weise geschehen kann. Die Strafe des Krummschließens beim ehrenwerthen Soldatenstand ist mir ungefähr gleichbedeutend mit einer Reise in einem schlechten Wagen, wo die Sitze nur nach Bedarf von Heu oder Gepäck gemacht werden. Obwohl wir die uns bevorstehende Reisegelegenheit noch nicht kannten, hatten wir doch Takt genug, nicht die roßigsten Hoffnungen darauf zu bauen. Unser bereitwilliger Wirth hatte auf unser Verlangen sogleich zum Dschausch (hier Unterhändler) der Brschare geschickt, mit dem wir alsbald übereinkamen. Es sind von hier bis Bukurest 12 Posten, wofür wir, jeder für seine Person, 10 Silberzwanziger zu bezahlen hatten.

Die Einrichtung der Brschare ist öffentlich und steht unter polizeilicher Aufsicht; es sind drei- bis vier-, auch mehrspännige Leiterwagen mit Lederwerk oder Thierfällen gedeckt, und innen mit Tuch oder Linnenzeug ausgeschlagen. Seiten sind sie mit Sitzen versehen, diese werden gewöhnlich erst durch das Gepäck der Reisenden gebildet. Die Brschare bilden in der Hauptstadt des Landes eine Art Stellwagenpost, die von dort aus immer an bestimmten Tagen abfahren müssen; sie haben meistens tüchtige Pferde und fahren wenigstens im Sommer, wenn die Wege praktikabel sind, gut. Als Eilfuhren tragen sie den Namen Brschare, wenn anders das Wort richtig von dem slawischen brs, schnell, abgeleitet werden darf. Dem Worte nach scheint diese Einrichtung russischen Ursprungs zu seyn. So viel

Digitized by Google

möglich hegten wir gute Hoffnung auf ein glückliches Weiterkommen nach Bukurest, und unter Einpacken verging uns die letzte Stunde in Krajova; um so langsamer aber die zwei ganz letzten, welche und der würdige Brschar nach der gegebenen dritten Nachmittagsstunde warten ließ und und zur Erkenntniß brachte, daß Euch Kutschergeschlecht in der ganzen Welt gleich zu sein scheint, seyen es jetzt einfache Hauderer, Fiaker, Vetturini oder Brschare.

Die Hacienda de la Noria.

2. Bermudez-el-Matastete.

(Fortsetzung.)

Dennoch schien die Neugier Herr zu werden über die Furcht. Wagen diese schüchtern einen Schritt nach dem Mittelpunkt der Lichtung, so wichen jene einige Schritte zurück. Durch diese Bewegung lamen sie uns so nahe daß wir sie mit den Händen erreichen konnten. Wie bieden umherweglich, das Messer zwischen den Zähnen. Plötzlich krachten die uns umgebenden Gebüsche gewaltig, die mächtige Hand des Banadieres hatte einen der beiden Hirsche gepackt; das Thier, aber vielmehr der vermummte Indianer, [1] beulte vom letzternmal in den Augenblick wo ich von hinten auf den andern losstürzte und ihm entgegenschrie: „Ah! Hund! in Ermanglung eines Sattels will ich auf dieser Haut reiten.“ Dann ihn zwischen meine Beine drückend, zückte ich das Messer auf ihn; allein mit verzweifelter Anstrengung wich er den Stoß aus, warf seinen erbergten Kopf von sich, und arbeitete sich unter mir hervor. Vergeblich faßte ich ihn am Bein; seine letzte Anstrengung stürzte mich mit solchem Ungestüm in das Gras, daß ich beim Aufstehen nachsah, ob sein Bein nicht in meiner Hand geblieben, so viel Mühe kostete es mich zu glauben daß er meiner kräftigen Faust mit so geringer Mühe entwischt sey. Mit einem Sprung war er außer meinem Bereich. Ich verfolgte ihn lebhaft, den Carabiner in der Hand; aber der Teufelskerl lief wie ein angeschossenes Wild, und ich sah wohl daß ich ihn nicht erreichen konnte. Dann, in einem Anfall von Wuth, zielte ich, und der Indianer rührte sich nicht mehr; der Knall meines Carabiners bewirkte ein weites, wiederhelles Echo inmitten der allgemeinen Stille. — Was hast Ihr gethan? rief der Canadier, Ihr habt das Lager gewarnt! — Was wollt Ihr! versetzte ich; er hätte seinen Gameraden Kunde gebracht von dem Vorgefallenen; es ist besser, daß ihm mein Carabiner zuvorgekommen. Alle Beschuldigungen waren umsonst; der Canadier anwwortete nicht; er ging auf den von mir niedergeschossenen Indianer zu, um sich zu überzeugen ob er wirklich todt sey; dieß kostete ihm seine Mühe. — Denken wir jetzt auf Mittel die Folgen dieses Fehlers abzuwenden, sagte er. Da liegen ihrer drei, die uns kein Leid mehr zufügen werden. Ihr kennt das Sprüchwort: wenn das Thier todt ..... — bleibt es liegen. Seit langem hatte er nicht so viel gesprochen, allein es war sein Sitzgesang. Wir pflegen zum zweitenmal Rath, und beschlossen einstich une wo möglich bis auf den Abend verbergen zu halten und erst in der Nacht wieder vorzugehen. Die Wahl des Orts stand uns frei. Der Wald bot uns eine fast unaufindbare Freistätte; allein wenn die Wrutschen uns hier entdeckten, konnten sie uns von allen Seiten umzingeln, oder aber — was sie vielleicht vorzogen hätten — den Wald anzünden und uns darin verderben. Während wir noch berietben, ertönte plötzlich von allen Seiten ein schauerliches, durchdringendes Geheul, gegen welches das Gebrüll, das Ihr heute Abend hören werdet, nur Mückengesumm ist. Durch den Lärm meines Carabiners wurden die Indianer aufgeschreckt, und die Leitbunde hatten unsere Spur, die wir nicht verwischt, entdeckt. Se unerschrecken ich bin, machte doch diese hölliche Musik das Blut in meinen Adern stecken. Wir hatten keine Zeit zu verlieren. Aus den verworrenen Stimmen unserer Feinde erkannten wir daß sie zu weit vom Flusse entfernt waren, um unter dem Schutze der Bäume, ohne gesehen zu werden, die Ufer erreichen zu können. Wir sagen mehr als wir liefen, in der Hoffnung den Nachen der von uns gestohlenen Indianer noch da zu finden, wo sie ihn angelegt hatten. Einige Augenblicke später verdoppelte sich das Geschrei; die Indianer hatten wahrscheinlich den Sattel aufgefunden den ich im Gebüsche versteckt hatte; dann hörte der Lärm plötzlich auf, und eine Stille folgte die noch schauerlicher war als der vorangegangene wilde Lärm. Nur Trauergehenl unterbrach zu verschiedenenmalen diese Stille, dreimal hatten die Indianer einen todten Krieger gefunden: wir hatten nichts Besseres thun können.

Unsere Hoffnung ward nicht getäuscht. Die Piroque lag noch an demselben Platze neben einer andern viel größern, die der zweiten Abtheilung Indianer zur Ueberfahrt gedient hatte; letztere war zu schwerfällig, als daß wir zu zwei angemessenen Rudern daraus glehen konnten. Schon waren wir in die zweite hineingesprungen und suchten die größere mitzuschleppen um unsern Feinden die Verfolgung unmöglich zu machen, als neues Geheul uns belehrte, wir seyen gesehen werden. Ein Hagel von Pfeilen fiel neben uns nieder; ohne längeres Zaudern trieben wir unsere Piroque ins Fahrwasser und ruderten aus Leibeskräften, um die erwähnte zweite Insel zu erreichen, die allein uns Schutz verschaffen konnte. Wir hatten einen beträchtlichen Vorsprung vor unsern Feinden, und der Flußarm war zu breit als daß sie uns mit einem zweiten Pfeilhagel überschütten konnten. Unsere Piroque flog unter dem kräftigen Stoß des Canadiers blitzschnell dahin. Ach, sagte er mit bedauernder Miene, könnten ihr doch das Ruder handhaben wie ich, ich würde diesen Schurken eine Promenade auf dem Wasser geben, die ihnen einen ihrer Krieger nach dem andern fosten sollte, mit Euch aber würden wir gemeinert werden. Wir besanden uns nur noch in geringer Entfernung von der Insel, als unsere Feinde sich in ihre Barke stürzten und uns verfolgten. Der Canadier stellte das Rudern einen Augenblick ein, und sagte zu mir: Bebauptet euch hier wo möglich einige Augenblicke, denn ich kann dem Wunsch nicht widerstehen diesen ausgehungerten Hunden eine Kugel zuzusenden. Ich nahm das Ruder, der Canadier zielte auf die Grupre, gab Feuer und einer der wilden Ruderer hätte die Piroque, als er über Bord fiel, beinahe umgekrürt. Ich will die Wuth unserer Feinde nicht schildern: Sie hörten auf zu rudern und schickten uns von neuem ihre unmächtigen Pfeile entgegen. Noch einige Ruderschläge, und wir waren am Ufer, landeten und nahmen unser Gamet auf die Schultern. Wir versteckten die Piroque in dichtes Gebüsch und suchten, nachdem dieß geschehen, einen Ort, an welchem wir uns, ohne umzingelt zu werden, vertheidigen konnten. Nahe dem Ufer wo wir gelandet, erhob sich ein mit großen Bäumen gekrönter, nach dem Wasser hin senkrecht abfallender, auf der Landseite dagegen sanft abschüssiger Hügel. Hier faßten wir Posten.

Indessen hatte es den Anschein genommen, als wollten die Ruderer uns nicht näher kommen; ich muthmaßte eine List und stellte mich vorsichtig hinter einen großen Aracjeubaum, der eine etwas gegen den Fluß geneigte Richtung hatte, und da sah ich denn daß die Piroque, statt an dem Orte wo wir ausgestiegen waren, anzulegen, der Insel entlang fuhr um sie zu umfegeln. Es war sonach augenfällig, daß sich die Schurken außerhalb des Bereichs unserer Carabiner stellen wollten, daß sie in einer Entfernung, welche uns außer Stand setzte ihrer Anschiffung Widerstand zu leisten, Fuß zu fassen gedachten und im Schutze der Bäume und Gebüsche gegen uns vorzurücken suchten. Glücklicherweise sicherte uns die Stellung auf der Anhöhe gegen einen Handstreich von hinten, und ließ nur von vornen den Zugang offen. Nach der Ausschiffung der Indianer herrschte einige Augenblicke vollständige Stille. Es übrigte uns fast nichts als unsere Seele Gott zu befehlen und unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Unsere Pulverhörner waren voll, unsere Säcke mit Kugeln gefüllt; wir hatten Pistole und Gewehr genug bei uns, um eine 24stündige Belagerung auszuhalten, und überdieß stützte ich meinem Gefährten ein unerschütterliches Vertrauen ein, so wir auch ich — ich gestehe es — billigerweise auf ihn rechnete.

(Fortsetzung folgt.)

[1] In dieser Vermummung geben die Indianer auf die Hirschjagd, so daß sie sich hierdurch stets der scheuen Thiere bemächtigen können.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 22. 26. Januar 1847.

Der Sklaven- und Waarenhandel in Schoa.[1]

Geht man auf die entfernteste Zeit zurück, seit der die Sklaverei unter dem Menschengeschlecht bestanden hat, so sieht man gleich, wie der Krieg die vornehmste Entstehungsursache des unnatürlichen Verbrechens, seine Mitmenschen wie Vieh auf dem Markte zu verkaufen, bildete. Hatte ein Volk einem andern eine größere Anzahl Gefangener abgenommen, als auf gleiche Bedingungen sich auswechseln ließ, so begreift sich leicht, wie die Sieger, die Unterhaltung ihrer Gefangenen kostspielig und unzuträglich findend, sie erst zwangen für ihr tägliches Brod zu arbeiten und nachherhand für den Unterhalt anderer. Aus den beschränkten Bedürfnissen des wilden Lebens herausgetreten, sah der Mensch dann Kunsterzeugnisse, nach denen ihn heftig gelüstete, und jener Gewöhnungen eines fleißigen Arbeitsfleißes ermangelnd, durch die er sie sich selbst zu erwerben vermochte, zwang er alle, die er sich durch überlegene Stärke oder sonstige Vortheile unterwürfig zu machen im Stande war, ihm durch ihre Arbeit Luxusdinge zu verschaffen.

In Afrika zumal, wo seit undenklichen Zeiten die menschlichen Leidenschaften keinen Zügel gekannt haben und der Mensch es an wilder Grausamkeit den Raubthieren nachthut, hat sich der Krieg zu allen Zeiten als die vorherrschende Quelle der Sklaverei erwiesen. Die großen Volkskämpfe zwischen Staat und Staat, die tagtäglich in seinem Schooße wüthen, geben eine nievorsiegende Quelle des Elends und der Knechtschaft für seine unglücklichen Kinder ab. Das Ende dieser Kämpfe, denen ähnliche Ursachen, wie sie unter den gesitteten Völkern des Erdballs zu Kriegen führen, zu Grunde liegen, ist allemal, daß alle, die nicht auf dem Schlachtfeld erschlagen oder bei der Plünderung der Städte und Dörfer niedergemacht werden, ihr Lebenslang die Leibeigenen der Sieger werden, indem der schwächere und unterliegende Krieger, der unter dem geschwungenen Speer seines Gegners um Gnade bittet, sein Anrecht auf Freiheit zugleich aufgibt und mit der Sklavenkette sein Leben erkauft. Krieg also, die Lieblingsbeschäftigung von Afrika's wilden Söhnen, ist ohne Frage die allgemeinste sowohl als die ergiebigste Quelle seines Sklaventhums, und nicht selten erzeugt die dem Krieg nachziehende Verheerung Hungersnoth, während deren Walten der Freie nur zu oft freiwillig Sklave wird, um dem größern Unglück des Verhungerns zu entgehen. Ein philosophischer und überlegender Geist würde zweifelsohne den Tod für das leichtere von den zwei Uebeln ansehen, allein der dem Naturtrieb folgende Wilde denkt, vor Hunger vergehend, wie einst Esau: „Siehe, ich muß doch sterben, was soll mir denn die Erstgeburt?“

Verbrechen, aus schwerer Bedrängniß entstehende Nothwendigkeit, Zahlungsunfähigkeit, die Unmenschlichkeit eines harten Gläubigers, Gelüst nach Wiedervergeltung bei kleinen Streitigkeiten und schmutzige Sucht nach Gewinn, von der getrieben Eltern wohl selbst die eigenen Kinder verkaufen, helfen, jedes für sich, das Begehr nach Sklaven nähren, wobei das Gesetz jedes afrikanischen Staats das Uebel entweder duldet oder geradezu gutheißt; und wo immer der Mohammedanismus vorherrscht, geschehen häufige Raubeinfälle, die mit der scheußlichsten Gewaltthätigkeit gestempelt sind, in die Lande aller benachbarten Ungläubigen, welche in jenem Bekehrungseifer, der so grimmig heiß in jedes Moslemsbrust brennt, glaubenspflichtmäßig gejagt und abgefangen werden.

Auf diese Art kommen in Afrika drei Sklaven auf einen Freien; obschon aber die Anzahl der durch das Wirken der obigen Ursachen in Sklaverei gebrachten Leute und die Zerstörung an Leben und Habe unermeßlich sind, so wiegt doch alles zusammen nur wie ein Körnchen Staub in der Wagschale, wenn verglichen mit der Knechtung, Entblößung und Verwüstung, die tagtäglich durch die unaufhörlichen blutigen Ringkämpfe zwischen Staat und Staat sich forterben. Dörfer und Städte werden da buchstäblich vom Angesicht der Erde vernichtet, und Tausende und aber Tausende ihrer Bewohner jeden Alters und Geschlechts in hoffnungslose Gefangenschaft weggeschleppt.

In einem Lande, das in zehntausend Reichlein und Herrschäftchen zerrissen ist, deren Mehrzahl von einander unabhängig und auf einander eifersüchtig ist; wo jeder Freie — mit der ersten Stunde, da er die Waffen zu führen im Stande ist — nach einer Gelegenheit seine Tapferkeit im Felde zu zeigen lechzt und sein Leben in einer Reihe Kriegsthaten zubringt; wo die Thorheit und wahnsinnige Ehrsucht der Herrscher, gespornt vom heißen Eifer irgend einen wirklichen oder vermeintlichen Unglimpf zu rächen; die warmgepflegte Erinnerung an Erbfehden, die schwergekränkten Gefühle häuslicher und elterlicher Anhänglichkeit; die jeder Wilkendrust eingeborne Raub- und Beuteluft, und der blindgläubige Eifer religiöser Schwärmer — dieß alles zusammen sich verschwört, allstündlich Vorwände zum Krieg zu gewähren, da läßt man das Schwert trostloser Verheerung nimmer in der Scheide rosten; ja, es braucht nichts weiter, als daß ein Volk stärker oder mächtiger als ein anderes sey. Wie aber einerseits oft aus den nichtigsten Anreizungen entstandene Feindseligkeiten mit der erpichte-

[1] Aus Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa. 2ter Bd. J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1846.

Digitized by Google

sten und blutgierigsten Wuth verfolgt werden, so ist andererseits das, einen der Hauptzüge der afrikanischen Sinnesart bildende Raubwesen im großen und volksthümlichen Maaßstabe fast alltäglich im Schwange. Hier wird das Räuberhandwerk von keinem versteckten oder geächteten Strauchdieb, von keinem Ausgestoßenen aus der menschlichen Gesellschaft, der vom Blick der Menschen oder dem hellen Tageslichte scheu sich zurückzieht, getrieben, noch beschränkt es sich auf jene ärmern Horden, denen an ihren Gränzen nach fernen Landen hinziehende reiche Karawanen die Versuchung nahe legen. Jeder bedürftige Kriegsknecht sucht mit dem Säbel Fortunens ungleiche Gütervertheilung zu verbessern. Könige, Prinzen und die ausgezeichnetsten Kriegshäuptlinge sehen es als etwas Rühmliches an, sich an die Spitze eines lediglich zu Plünderzwecken unternommenen Auszugs zu stellen; und an dem Verbrechen des Menschenraubs zum Verkaufe der Geraubten nach ausländischen Märkten, das mit allem was von Grausamkeit und Gräuelhaftigkeit daran hängt so weithin durch die umnachtete afrikanische Landveste in Uebung ist, nehmen die größten ihrer Herrscher ohne Bedenken Theil.

Die nachstehende Erzählung aus dem Munde eines Eingebornen des Dorfes Suppa in Gnarea, welche die Geschichte seiner Wegfangung und darauf folgenden Schicksale enthält, gibt wohl ein anschauliches Bild von den Umständen, unter denen das gestohlene „Menschending“ aus der Hand eines unbarmherzigen Händlers in die andere auf seiner Wanderung nach Abyssinien durch die den Brennpunkt der Sklaverei im Nordosten bildenden, innern Landschaften überzugehen pflegt.

„Als ich, zwanzig Jahre alt, die Schafheerden meines Vaters Betta hütete, kam plötzlich eine bewaffnete Schaar Uma-Galla, mit denen mein Stamm lange in Feindschaft gewesen war, über und her, nahm mich sammt sechs andern Jünglingen gefangen und tödtete vier andere, die sich zur Wehre setzen wollten. Nachdem ich fünf Tage an Händen und Füßen gebunden gehalten worden war, wurde ich an die Tumi-Galla, einen der reichsten Stämme, um dreißig Amolen [1] verkauft. Der Handel wurde auf dem Tumier-Markte, Sendaffo mit Namen, geschlossen, allwo man wegen der Theure des Salzes zwei männliche Sklaven gemeiniglich um einen Thaler kauft; und als es dunkel wurde, kam der mohammedanische Sklavenhändler, der mich gekauft hatte, und holte mich fort. Nachdem ich in seinem Hause wieder eine Woche gebunden gehalten worden war, wurde ich zwei Tagereisen mit einer großen Sklavenkarawane fortgenommen und in einem besondern Handel an die Nono-Galla um ein paar Ellen blauen Zitz verkauft. Meine Gefangenschaftsgefährten wurden nach ihrem Alter und ihrer Größe zusammengeordnet und marschirten zu zwei und zwei, wobei nur den Stämmigen und Starken, worunter auch ich gehörte, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden wurden. In Migira, dem Markte der Nono, wurde ich in öffentlicher Versteigerung an die Ajemisch-Galla um vierzig Salzstücke [2] verkauft. Von da wurde ich auf den Markt, der jenseits Sequala, auf der Hawasch-Ebene, ist, gebracht und da um siebenzig Stück Salz an die Sodo-Galla verkauft, gleich danach aber nach Roaue, dem großen Sklavenmarkt im Gaue Jerrur, wo ich um einhundert Amolen [3] verhandelt wurde. Von Roaue wurde ich nach Alio Amba, in Schoa, getrieben, wo ein mohammedanischer Unterthan Sahela Selassi's mich auf dem Markte Abd el Resul um zwölf Thaler erkaufte; allein nach drei Monaten fiel mein Herr in Ungnade, all' seine Habe wurde eingezogen, und ich ein Sklave des Negus, was ich noch bin, obwohl ich bei Frau und Kindern wohnen darf und nur zu pflügen, zu ernten und Holz zu tragen berufen werde. Ausschließlich der Rasten hat die Reise von meinem Geburtsorte aus fünfzehn Tage betragen. Ich wurde leidlich genährt und nicht mißhandelt. Alle Händler, durch deren Hände ich ging, waren Mohammedaner; bis auf wenige Rastabsätze vor Alio Amba aber wurde ich jedesmal Nachts gebunden und fand daher keine Gelegenheit zum Entwischen. Ehe ich selbst zum Sklaven gemacht wurde, hatte ich viele Menschen rauben helfen, und so unter andern an drei großen Sklavenjagden ins Land der Doko-Neger jenseits Kaffa theilgenommen, in deren Verlaufe viertausend derselben beiderlei Geschlechts eingefangen wurden.“

Von Gnarea und Guragne aus — den zwei von den durch die abyssinischen Staaten handelnden Menschenfleisch-Kaufleuten am meisten besuchten Sklavenmärkten — wird der Handel über das Sennaar, Azoobba, Aussa und Hurrur betrieben, wobei Einfuhren in Schoa auf zwei großen Heerstraßen vom Innern her durch das Königreich gehen: der erste geht über Ankober nach dem Markte Abd el Reiul, wo von den Karawanenhändlern von Hurrur, Zeila und Tadjura lebhaft Ankäufe gemacht werden; die andere über Debra Libanos nach dem Markte Angolia (Autiochia) nächst Asselleli, der Gränzstadt nordwärts, von wo sie durch Oberabyssinien nach Massaua und Rahelta gehen und auch die Aussa-Karawanen versehen, welche nach Dowwe (Daué) an der Borrkafalu-Gränze kommen.

Neben einer Abgabe von je Einem aus Zehn hat Sahela Selassi auch das Vorkaufsrecht an sämmtlichen durch sein Herrschgebiet gehenden Sklaven, indem seine Statthalter diejenigen, die ihnen der Beachtung werth dünken, auswählen und dem königlichen Beifall unterstellen, wo dann ein vom Eigner für den Kopf geforderter Preis von dem Negus nach Gutdünken geringer bestimmt wird. Ferner wird eine Durchfuhrgebühr von vier Salzstücken von jedem männlichen oder weiblichen Sklaven jeden Alters, der zu Kauf oder Tausch ausgestellt wird, erhoben; und da die jährlich auf den obengenannten Straßen ausgeführte Zahl auf Fünfzehn- bis Zwanzigtausend geschätzt wird, so lassen sich die Einkünfte, die der christliche Monarch von diesem schmählichen Handel mit seinen Mitmenschen zieht, auf durchschnittlich achthundert Pfund [4] anschlagen.

Man hat nach guten gegebenen Grundlagen berechnet, daß die männlichen und weiblichen Hofhaltungssklaven des Negus achtausend übersteigen. Von den Sklavinnen sind Dreihundert [2] Kebsweiber des königlichen Frauenzwingers und von den Sklaven Fünfzig Verschnittene: alle andern werden in mancherlei Knechts- und Mägdedienſten beschäftigt und bekommen auf den Kopf täglich eine Portion Gerste, auf der sich gerade zwei kleine Laibe backen lassen; daräberhinaus müssen sie selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen, wobei jedoch vieren, die das Brennholz aus den königlichen Waldungen zu holen haben, erlaubt ist, was sie von Holz über die ihnen obliegende Last tragen können, zu verkäufen, während alle, nach gehöriger Verrichtung der ihnen zugetheilten Frohnen, je nach ihren verschiedenen Beschäftigungsarten sich an Privatpersonen verdingen dürfen.

Die Sklaverei ist erblich, nicht bloß von der Mutter, son-

[1] Salzstücke, im Gesammtwerth von etwa 3 fl. 45 kr. rhein. D. Ueb.
[2] 5 fl. rhein. D. Ueb.
[3] 12 fl. rhein. D. Ueb.

[4] 9600 fl. rhein. D. Ueb.
[2] An einer frühern Stelle hatte der Verfasser von Fünfhundert gesprochen D. Ueb.

Digitized by Google

dern auch von der Vaters Seite, und wenn eine Freie einen Sklaven ehelicht, so wird ihre Nachkommenschaft das Eigenthum des Eigenthümers ihres Mannes. Die Leibeigenen des Königs jedoch machen, wie man gesehen hat, eine Ausnahme von dieser Regel, indem ihre Kinder frei sind, wenn sie von einer Freien geboren wurden — ein Vorrecht, dessen Grund wohl darin zu suchen ist, daß die königlichen Sklaven eine bestimmte Obliegenheit zu verrichten haben, wofür eine gewisse tägliche Speisverabreichung ausgesetzt ist, wogegen die ganze Zeit und Arbeit des Sklaven eines Bürgerlichen seinem Herrn, der auch die Frau verhält, zur Verfügung steht. Heurathen zwischen Freien und den königlichen Sklaven sind auf diese Weise keineswegs selten, da der Leibeigene nach der Verrichtung seines aufhabenden Geschäfts die Freiheit hat, täglich zu seiner Familie heimzukommen und die ihm noch übrige Zeit für sich zu verwenden. Ein in der Sklaverei geborenes Kind bekommt vom Augenblick seiner Geburt an den nöthigen Lebensunterhalt, denn seine Verpflichtung als Sklave fängt von der Wiege an. Um die bei einer freien Mutter da und dort herum im Reiche Wohnenden controliren zu können, wird jährlich von den königlichen Schreibern eine Zählung und Aufzeichnung aller vorgenommen, wo dann die, welche als hinlänglich alterreif ermittelt wurden, zur Frohne nach einem der königlichen Schlösser oder Güter entboten werden; nur zu oft aber geschieht's, daß den Armen, wann sie Gebrechlichkeit zu weiterer Arbeit unfähig macht, durch die Knickerei der Hofbeamten ihre tägliche, ohnehin so knappe Speisportion gar nicht mehr gereicht wird.

Karawanen von 100 bis zu 3000 Personen jeden Alters und Geschlechts durchziehen den größern Theil des Jahrs Schoa. Drei Viertheile sind junge Knaben und Mädchen, viele davon völlig noch Kinder, die ihr zartes Alter ihre Lage noch gar nicht fühlen läßt. Selbst Erwachsene sind ungefesselt und die meisten guter Dinge, denn alle werden wohl genährt und versorgt, wenn schon viele des einen wie des andern Geschlechts ganz nackt ankommen. Von den Sklavenhändlern zu Pferde umgeben, werden sie bunt durch einander auf der Straße hingetrieben, am Ende jedes Marsches aber werden die Geschlechter getrennt und ihrer 10 bis 15 in Häufchen zusammengesetzt, denen der Anblick der Peitsche das Auseinanderlaufen verbreitet; übrigens wird die Geißel selten gebraucht, außer zur Züchtigung der Widerspänstigen, die etwa zu entweichen versuchen möchten.

In den Augen eines jeden Afrikaners steigt der Werth eines Sklaven mit der Entfernung von seinem Geburtslande, je mehr sich mit dieser die Möglichkeit eines Durchgehens verringert. Die gewöhnlichen Preise auf den Schoaer Märkten sind 10 bis zu 20 Speciesthaler, mit vorzüglichen körperlichen Reizen und Annehmlichkeiten ausgestattete Mädchen aber kosten oft 50 bis 80 — eine Auslage, die sich in Arabien verdreifacht wieder einbringt. Der Profit bei diesem Handel ist, wie man sieht, groß, und trotz der Mordthaten, welche von Freibeutern auf dem Wege nach der Meeresküste jährlich verübt werden, ist doch die Sterblichkeit kaum größer zu nennen, als unter den gewöhnlichen afrikanischen Lebensverhältnissen.

(Fortsetzung folgt.)

Bildung eines Sees im obern Loiregebiet.

Unter den Zuflüssen der obern Loire, die aus dem unbedeutenden Bach allmählich einen schiffbaren Strom machen, ist die Anse theils durch ihre Wassermasse, theils durch die malerischen Schönheiten ihrer Ufer einer der bedeutendsten. Es ist dieß ein reißender Waldbach, der in den Gebirgen des Puy de Dome entspringt, und sich zwischen Bas und Montfrol in die Loire ergießt, nachdem er ein enges Thal durchlaufen, dessen wilde Tiefen von wildbedeckten Höhen eingeschlossen sind. Zwei oder drei Dieues von der Mündung nahe am Dorfe Sbalançon erweitert sich das Thal ein wenig, bildet eine mächtige Rundung und verengt sich dann wieder allmählich. Hier trat während der letzten Ueberschwemmung ein Erdsturz ein, wie man im Lande sein Beispiel weiß, eine natürliche Revolution, ähnlich der berühmten Katastrophe der Dranse, welche im J. 1818 beinahe die Stadt Martigny vernichtet hätte. Um 11 Uhr Abends hörten die Einwohner eines Hauses, welche sich belagert, wegen des wachsenden Wassergeräusches noch mehr schlafen zu können, plötzlich ein dumpfes langanzegenes Rollen, dann folgte auf die Stimme des tosenden Wildwassers eine unerklärliche Stille. Sie fanden die Sache seltsam, der Müller ging hinaus, näherte sich dem Ufer, hieß aber nicht weit von seiner Wohnung auf ein Hinderniß, das er beim Dunkel der Nacht nicht recht erkennen konnte: er glaubte Berge zu sehen, wo er bisher nur ein Thal gesehen hatte, und die Bäume waren in Felsen umgewandelt; kurz die Sache war dem guten Mann unbegreiflich, er ging heim, erzählte, was ihm begegnet, und legte sich dann schlafen. Alles schlief ruhig, bis sie mit Tagesanbruch die Sache näher in Augenschein nehmen konnten. Ein mächtiger Theil des Berges auf dem rechten Ufer hatte sich los gemacht, war eine bedeutende Strecke fortgerutscht und hatte das Thal in seiner ganzen Breite verstopft. Der Fluß, durch den unaufhaltsam Damm gehemmt, war die ganze Nacht in der Stille angewachsen und wuchs, da er keinen Ausgang fand, immer noch. Der ganze obere Theil des Thals war in einen ungeheuren See umgewandelt, und diese Lawine von Erde und Steine hatte 30 Schritte vom Hause des Müllers angehalten; die Mühle war verdeckt und begraben, und während die guten Leute schliefen, war das Wasser ganz nahe bei ihnen zehnmal höher als das Dach, das sie schützte, gestiegen. Sie waren also bei der Solidität des Dammes sehr interessirt. (Voleur. 5 Januar.)

Die Hacienda de la Noria.

2. Bermudez-el-Mataficte.

(Fortsetzung.)

Nach Verlauf einiger Minuten — eine lange Zeit in unserer Lage — zeigten sich endlich ein Dutzend dieser Schakale am Saume des Waldes auf Flintenschußweite. Mit ihren roth und gelb angeschminkten Gesichten, ihren langen glattanliegenden Haaren, den zerschnittenen Kleidern, welche ihre Arme und Beine gürteten, sahen sie wahrhaft teuflisch aus. Ein großer Kerl unter ihnen stieß mir aber von Anfang an einen besonders lebhaften Widerwillen ein. Sie machten alle auf einmal Halt und schienen zu rathschlagen, worauf der große Teufel einige Schritte vorging und uns bedeutersich zu verstehen gab, wir sollten nur kommen und mit ihnen anbinden. Soll ich drauf schießen? fragte ich den Canadier. — Noch nicht, erwiederte er mir, sie sind noch zu weit weg, und in unserer Lage muß jeder unserer Schüsse treffen. — Gut, ich will warten, versetzte ich. Eine zweite Aufforderung überseits hatte keinen bessern Erfolg als die erste; sie rückten vor, der Canadier gab Feuer, ein Apatsche fiel; eine Minute später folgte ihm ein zweiter, den ich traf, als ich meinen großen Indianer aufs Korn nahm. Unsere Feinde warfen sich nun flach auf den Boden, eine Staubwolke erhob sich in die Luft, und wir sahen nichts mehr; nur einige Pfeile pfiffen an unsern Ohren vorüber, und andre gruben sich zu unsern Füßen in den Boden. Wir gaben zum zweitenmal Feuer und, so weit ich dieß nach dem Getose, in das sie fofort ausbrachen, zu beurtheilen vermochte, abermals mit Erfolg. Eine unaufhörlich erneuerte Staubwolke entzog die Indianer unsern Blicken, und als sie sich legte, klemm ein Dutzend dieser wüthenden Teufel den Hügel heran, auf dem wir uns verschanzt hatten. Ihre furchtbaren beschmierten Gesichten flehten faß an den unsrigen an, und auf unsrer Stirne fühlten wir den brennenden Hauch ihres Athems. Noch erschoß der Canadier einen der Wilden, der ihm sast auf dem Nacken saß, während er mit dem Flintenkolben einem

Digitized by Google

andern die Hirnschale zerschmetterte. Plötzlich sah ich ihn aber die Anhöhe hinabrollen, umschlungen von drei Indianern, und ich hörte nur mit erstickter Stimme rufen: Feuer! Feuer! und wenn du mich mit ihnen tödtest.

Ich selbst hatte bereits einen sehr schlimmen Stand, um die fünf andern mittelst meines Carabiners im Respect zu halten, und mich dekel eine entsetzliche Angst beim Anblick dieser Reptilien wie sie den Canadier umschlungen hielten, der, einer gegen drei, wegzblich sein Messer loszureißen suchte, sie einen Augenblick mit Herkulieskraft in die Höhe hob und wieder schwer mit ihnen zusäkfiel. Bald sah ich den Kopf eines der drei Indianer mit dumpfem Geräusch an einem Steine zerschellen, und einen andern demselben Schicksal unterliegen; das Messer in der Hand stieß er mich auf den dritten, aber ein heftiger Schlag auf den Kopf enteiß mir einen Schmerzenseruf, und das Messer entfiel mir. Ich wandte mich um: der große Apatsche, dessen Anblick mir so sehr mißfallen, stand vor mir. Mein wie eine Keule in die Luft erhebener Carabiner brachte ihn zum Weichen, und ich konnte mich, nachdem ich mein Messer wieder ergriffen, bis auf die Höhe des Hügels zurückziehen, Pesso fassen und Feuer geben. Als sich mein Feind von seinem Erstaunen erholt, stürzte er wieder auf mich los, und schlug mir, ohne daß ich ihm ausweichen konnte, mit seiner Macana auf den Kopf. Betäubt, gebiendet, verlor ich das Gleichgewicht und fiel besinnungslos nieder. Ein Gefühl ungemeiner Frische entriß mich dieser Bewinnungslosigkeit; ich war in den Fluß geschleift, der unter uns dahin floß.

Hier veranlaßte mich das Gewinsel des erschreckten Füllens den Cezähler von neuem zu unterbrechen, obwohl mich sein Bericht lebhaft zu interessiren anfing. — Sind es bießmal auch die Mücken welche dem armen Thiere diese Schreckensseufzer entreißen? — Vielleicht nicht, erwiderte Bermudes; hören wir! — Haltet, fehl da unten, sagte ich zu ihm, auf eine junge Pappel deutend, deren Gipfel sich über den Laubdom erhob, der die benachbarten Höhen krönte; diesen Baum setzt nicht der Wind in Bewegung, denn alle übrigen sind unbewegsich. Der Jäger bemerkte. Die Pappel schwenkte fort und fort in unregelmäßigen Schwingungen ihren vom Mond geblichten Gipfel, und inmitten des Blättergeräusches war nur zu leicht das harte Anstreifen eines Körpers an den Stamm zu bemerken. Es konnte irgendein wilder Stier seyn, allein eigenthümliche Zeichen ließen mir keinen Zweifel darüber, was es wirklich sey. Ein dumpfes, der Katzenart eigenthümliches Knurren, dann ein durchdringendes Gebäusch von scharfen auf der Rinde schmirrenden Griffen wiederhallte mit düsterem Hilfklang. — Das ist der Jaguar, sagte Matasseta. — Soll ich den Canadier wecken? fragte ich. — Noch nicht. In diesem Augenblick spielt das Thier den Bewern, seine Stunde ist noch nicht gekommen, es fürchtet sich jetzt mehr als Ihr. — Dieß war unbestreitbar, dennoch mußte mein Gesicht große Zwerschrt verrathen, da der Jäger alsbald fortfuhr: Ihr würdet übrigens Unrecht haben wenn Ihr glaubtet, die Jaguars-Jagd biete keine Gefahr. Ihr werdet selbst urtheilen, wie sehr sich der Charakter dieses Thieres verschlimmert, wenn es noch eine Stunde lang nicht getrunken hat. Ich habe mehr als Einen unerschrockenen Mann vor dem schrecklichen Gebrüll dieser Thiere erblassen sehen. Aber apropos! seyd Ihr schon auf einer Tigerjagd gewesen? — Es ist das erstemal, wesern Ihr nämlich dieß eine Tigerjagd nennt, sagte ich, meine waffenlosen Hände zeigend; ich habe meine guten Gründe zu glauben, daß es dießmal seyn wird. — Wenn der Augenblick da ist, sagte der Jäger, werde ich an Euch denken, und Euch eine sichere Waffe übergeben, die in meinen Händen ihren Sterich nie verfehlt hat. Ihr werdet damit zufrieden seyn. — Dieses Versprechen ließ mich wieder leichter athmen, und auf Vermudes Vorschlag hörte ich den weiteren Verlauf seiner Geschichte.

Was mir zum Verdrießen gereichen sollte, fuhr er fort, rettete mich; die Frische des Wassers verschaffte mir den Gebrauch meiner Sinne wieder, die mich beinahe verlassen hatten. Als ich nach Verlauf einiger Minuten wieder auftauchte, konnte ich meinen edelterten Feind sehen, der, am Flusse stehend, mit grausamer Freude an meinem Todeskampf sich weidete, mit der einen Hand den „Kopfbrecher" schwang, der mich betäubt hatte, mit der andern aber mein Messer, das ich im Fallen losgelassen. Als er hierauf mich aus Leibeskräften dem Lande zuschwimmen sah, um mich wieder mit meinem Gefährten zu vereinigen, stieß er ein Blutgeheul aus und stürzte sich mit einem Sprung mir entgegen. Ich verdoppelte meine Anstrengungen ihm zu entgehen, aber der Indianer schwamm schneller als ich: ich war durch den Blutverlust entkräftet. Von Zeit zu Zeit indessen drehte ich mich um, die Fortschritte zu beredmen die er machte, und jedesmal glänzte tiefes entsetzliche beschmierte Gesicht näher bei mir, zwischen zwei Reihen scharfer Zähne das Messer das mir entfallen. In diesem Moment warf ich einen verzweifelten Blick auf das Ufer, das wee mie zu Kiehen schien. Mein aemer Freund, obwohl für den Augenblick seiner Feinde entledigt, war in einer der schlimmsten Lagen. Sein Carabiner, von dem er einen so schrecklichen Gebrauch gemacht hatte, hielt allein die Apatschen im Respect; ich hörte sie wie die Hunde heulen, welche einen Stier in die Enge treiben. Ich hatte nicht die Kraft einen Rothschrei zu unterdrücken. — Ob, eief ich, beim Leben Eurer Mutter, laßt ihr mich unser Euren Augen ertwürgen? — Der Canadier drehte lebhaft den Kopf um, ohne mit seinem Gewehr eine Bewegung zu machen. Beim Anblick des Indianers, der schon den Arm ausstreckte um mich zu packen, trug das Mitleid über seine eigene Sicherheit den Sieg davon, und, rasch umkehrt machend, zielte er eine Secunde. Der Schuß ging los; ich hörte die Kugel pfeifen und das Blasser um mich her stärbte sich roth. Der Indianer, tödtlich verwundet, wälzte sich mit verdrehten Augen herum, und im Augenblick wo er im letzten Todeskampfe lag, entriß ich ihm mein Messer und bohrte es ihm zweimal in die Kehle. Mein erster Gedanke galt dem meinem Freunde; ich suchte ihn mit meinen Augen, aber er war verschwunden. Doch halt, er wird Euch besser erzählen können, als ich, was sich eben jetzt zugetragen? — Das ist sehr einfach, sagte der Canadier. Nachdem ich meinen Carabiner abgeschossen und Euch diesen kleinen Freundschaftsdienst geleistet hatte, dachte ich wohl daß Ihr alles thun würdet, mir zu Hülfe zu kommen. Ich benützte daher die durch den Tod ihres Häuptlings bei den Indianern erzeugte Betäubung, und da ich meinen Carabiner nicht wieder laden konnte, stürzte ich durch die sinst Schrecken die mich umgaben, und die von den zwölfen, welche uns angefallen, allein noch übrig waren, wüthend hindurch. Ich war schon beinahe außer dem Bereich ihrer Pfeile, ohne daß sie sich von ihrer Bestürzung erholt hatten. Dann nahm ich meinen Rückzug nach dem Flusse zu. Ihr wißt, mein Herr, daß es nicht unmöglich ist, einen Pfeil mit der Hand zu parieren. Die Spitze geht gerade auf das Ziel los, das andere, mit Federn besetzte Ende aber dreht sich dergestalt daß es beim Durchschneiden der Luft einen breiten und glänzenden Kreis beschreibt: man kann sich daher bücken um dem Pfeil auszuweichen oder ihn sogar mit der Hand abwenden. Auf diese Weise erreichte ich den Ort, wo mein Genosse sich gefaßt hatte. Ich war nur an drei oder vier Stellen leicht verwundet. Jetzt wird Bermudes das Weitere erzählen, fügte der ehrliche Canadier bei, der sich darüber gefärgert zu haben schien, so viel sprechen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eisen von heißem und kaltem Gebläse. Bisher galt letzteres für stärker, Hr. Stephenson aber soll durch zahlreiche Versuche ermittelt haben, daß Eisen aus heißem Gebläse stärker ist, und zwar im Verhältniß von 9 : 7. (Athen. 9 Januar.)

Zeitschriften in Italien. Ein Correspondent des Athenäum (9 Januar) entlehnt aus einer Turiner Zeitung: il Mundo illustrato die Angabe, daß die Zahl der Zeitschriften, welche in Italien erschienen vom Jahr 1836 bis zum Jahr 1845 sich um 34 vermehrt haben. Im ersten Jahr waren es 171, im letzten 205.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 23. 27. Januar 1847.

Noch etwas über die Keilinschrift von Behistun.

Hr. Maury theilt in der Revue Archeologique (15 Dec. 1846) einige Bemerkungen über diese Inschrift und Rawlinsons Erklärung mit, von denen wir einen Theil ausheben, da sie für Geschichte und Ethnographie nicht ohne Interesse sind. In der Inschrift spricht bekanntlich Darius selbst und erzählt seine Thaten: es geht daraus hervor, daß ein großer Theil des von Cyrus zusammen eroberten Perserreichs im Aufstande war. Nachdem sich Darius des falschen Smerdis, hier Gomates genannt, entledigt hatte, unterwarf er das empörte Susiana, und zog dann gegen Babylon; Maury sucht es wahrscheinlich zu machen, daß das dem Propheten Daniel zugeschriebene Buch eine späte, erst nach Alexanders des Großen Tod abgefaßte Schrift sey, und daß der Verfasser die zwei Belagerungen, die von Cyrus und die von Darius, aus Unkunde mit einander verwechselt habe, eine Ansicht, die bekanntlich schon von Mehrern aufgestellt wurde. Während Darius vor Babylon lag, standen acht Provinzen auf, worunter Medien die wichtigste war; zum Glück blieben die medischen Truppen, die unter Darius dienten, treu, aber die Masse der Bevölkerung in Medien fügte sich nur widerwillig dem persischen Joch, sie mußte durch eine Reihe von Niederlagen erst gezwungen werden, und dieß dauerte um so länger, als auch Parthien und Hyrcanien sich für die Meder erklärten. Die neun Gefangenen, die in den Basreliefs vor den König geführt werden, sind die Häupter der acht Provinzen und der Anführer der Saken, die zuletzt sich erhoben. Maury bemerkt, alle diese Anführer, mit Ausnahme eines einzigen, hätten Adlernasen und trügen ganz den Stempel der indogermanischen Racen, nur Vejsdates, Haupt des Districts Jutiya, habe eine jüdische Physiognomie, und er fragt, ob nicht vielleicht hier der Name „Juden" zu Grunde liege, und eine jüdische Gefangenencolonie die Fahne des Aufstandes erhoben habe?

Diesen Bemerkungen hängt Maury noch einiges über den Zendavesta an, den Rawlinson in eine sehr tiefe Zeit heruntersetzt. Bei den Engländern herrscht, seit Richardson, der die Zendsprache für eine spätere Erfindung ansah, eine Art Gehássigkeit gegen den Zendavesta, dessen Werth man herunterzusetzen sucht, während die Gelehrten des Continents sich seiner lebhaft annehmen. Maury äußert sich darüber folgendermaßen: „Warum finden wir nach Artaxerres III keine Keilinschriften mehr? Ohne Zweifel, weil der Gebrauch der Keilschrift sich nach dem Sturz der Achämeniden und der Eroberung Alexanders verlor. Sollen wir glauben, daß in dieser Zeit des Verfalls der persischen Macht das Zend sich bildete, in welchem die Bücher des Zendavesta geschrieben sind? Weisen die Fabeln und der mythologische Charakter derselben auf einen neuern Ursprung, auf die Erfindung durch einen Priester hin? Rawlinson vermuthet es, und hier müssen wir, gestützt auf die Gründe Burnoufs und Lassens, ihm geradezu widersprechen. Vergleicht man die Sprache der persepolitanischen Inschriften mit der des Zendavesta, so sieht man, daß die erstere sich zur zweiten, wie das Italienische zum Lateinischen oder das Neugriechische zum Altgriechischen verhält, d. h. das Persepolitanische hat alle Kennzeichen einer vom Zend abgeleiteten Sprache, während dieses, dem Sanskrit näher stehend, alle Spuren seines hohen Alters an sich trägt. Auch ist zu bemerken, daß die persischen Keilinschriften von Darius bis auf Artaxerres III eine starke Aenderung der Sprache zeigen, und daß die jüngsten sich mehr als die Inschrift vom Behistun vom Zend entfernen. Ferner ist der Zendavesta kein persepolitanisches, sondern ein baktrisches Buch, nichts zeigt darin die mindeste Kenntniß des eigentlichen Persiens an, und der Euphrat z. B. ist nicht erwähnt, man kann also aus der Unähnlichkeit der Sprache in einer persischen Inschrift und in einem baktrischen Ritual keine sonderlichen Schlüsse ziehen. Die Verehrung von Ormuzd, wie sie in der Inschrift von Behistun erwähnt ist, der Charakter, welcher hier dem obersten Gott des Magismus beigelegt wird, stimmen ganz mit dem zusammen, was wir im Vendidad Sade finden. Die Inschrift von Behistun beweist sogar, daß der Magismus viel älter ist als der Sohn des Hystaspes, daß er die Religion des ganzen Achämenidenstamms war, und dieß spricht für das höhere Alter des Zendavesta. Die Zendbücher mögen allerdings zur Zeit der Sassaniden gesammelt worden seyn, aber Münzen und Inschriften aus der Zeit dieser Dynastie zeigen, daß damals Pehlevi die gebräuchliche Sprache war: die Abfassung des unbezweifelt ziemlich neuen Buches, des Bundehesch, in Pehlevi zeigt, daß diese Sprache auch die der Priesterkaste war, und somit müssen Zend und die in dieser Sprache geschriebenen Bücher viel älter seyn. Die wenigen Aenderungen, welche dieß alte Idiom erfahren hat, zeugen für die große Sorgfalt, mit der man den Inhalt eines Gesetzbuches aufzubewahren, das man nicht mehr verstand. Rawlinson hat also wohl Unrecht, wenn er den heiligen Büchern des Magismus und der Sprache, in welcher sie geschrieben sind, einen verhältnißmäßig so neuen Ursprung anweist."

Der Sklaven- und Waarenhandel in Schoa.

(Fortsetzung.)

Der auf dem öffentlichen Markte zu Abd el Resul stattfindende öffentliche Verkauf von Menschenfleisch, die anwidernde

Digitized by Google

Paradirung der armen Opfer, und das darauf folgende sinnliche Treiben der wilden Käufer können nur die tiefste Entrüstung, das lebhafteste Mitgefühl hervorrufen; bei alledem muß man gestehen, daß die Sklaverei in diesem Theile Afrika's, so schrecklich und von ihrer Zutbat Leiden sie auch begleitet ist, mit den entsetzlichen Gräueln, der Entblößung und dem Elend, wie sie der europäische Sklavenhandel mit sich bringt, kaum zu vergleichen, ja gegen jene gehalten wahrhaft leicht zu nennen ist. Sieht man von der ganz unumschränkten Gewalt des Herrn ab, so ist sie in der That wenig mehr als bloße Dienstbarkeit. Die Frischgefangenen werden bald mit ihrem Loos und Zustand ausgesöhnt, denn ihr vorheriges Leben war nur zu oft in der Sache, wenn auch nicht dem Namen nach, eines der leibeigensten Knechtschaft. Und selbst auf den heißen Pflanzstellen der Araiel gehen Wenige in den langen Heerden, die man täglich auf ihrem müden Zuge nach der Meeresküste mit den Danakil-Karawanen hingetrieben steht, Anzeichen von großem Herzeleid über den Verlust ihrer Freiheit und ihrer Heimath oder von schmerzlichen Erinnerungen an die begrünten Auen, denen sie Habgier und Grausamkeit entriß.

Vom Stattbalter hinab bis zum niedrigsten Bauern hat jedes Haus in Schoa je nach dem Vermögen des Eigenthümers seine Anzahl Sklaven und Sklavinnen, die, so weit sich nach ihren Äußern Anhalten schließen läßt, gelegentliche aber seltene Ausnahmen abgerechnet, nicht übel daran sind. Mild in seinem ganzen Gepräge, trägt ihr Leibeigenschaftsverhältniß durchaus nichts von den Gräueln einer westindischen Sklaverei an sich. Die auferlegte Dienstpflicht ist nicht der Art, daß sie Leiden oder Anstrengung des Körpers mit sich brächte. Kein unbarmherziger Frohnvogt steht da, das arme Opfer zu übermäßiger Anstrengung anzustacheln, keines „Weißen Hohn" braucht erduldet zu werden; und wenn gleich von der Geburtsstätte, vom Heimathlande, von allen dem Linde vertrauten Schauplätzen gewaltsam getrennt, gestaltet dem Sklaven sein Loos sich nicht selten besser. Im Hause seines Herrn als Genosse angenommen, wird er allzeit mit Milde, meist mit Nachsicht, oft mit Gunst behandelt, und unter einem willkürlich gebietenden Landesherrscher, dem knechtische Werkzeuge stets die willkommensten sind, können leicht des Stickisals Launen den Heimathlosen zu vertrauten und einträglichen Stellen hervorziehen, ja ihn zu den höchsten Würden emporheben. Des Sklavenwesens Ursprung ist, wie oben angezeigt worden, in Kriegen und inneren Fehden, seine Pflege und sein Gedeihen in bösen Leidenschaften, Habsucht und zeitlichem Vortheilsgelüst zu suchen. Die Aufregung und die Wonne des Raubkriegszugs, der Ueberfall und das Gefangennehmen das darauf folgt, werden von allen Völkerschaften in Afrika als die höchsten Ruhmgegenstände angesehen. Das Befriedigen von Machtverlangen, Sinnenlust und Rachgier läßt sich schwer mit der Wurzel ausrotten, und die bequeme aber freilich schändliche Art von Eigenthumserwerb weicht nicht so leicht den gewöhnlichen Zuchtmitteln für weltliche Gesetzesverletzungen. Auch die Interessen, welche den höllischen und entwürdigenden Handel stützen und tragen, sind nicht bloß die wenigen Einzelnen. Er ist mit der Herrscheinrichtung, dem Handelsbetrieb, den Bedürfnissen und den Einkommensarten vieler Völker tief verwoben. Die Völkerschaft, die den Verlust ihrer Jünglinge und Jungfrauen betrauert, ist morgen mit Herz und Hand bereit, das Sklavenfangwerk bei andern zu treiben, und der Sieger einer Stunde ist gar leicht der Ueberwundene der nächsten. Die Fürsten und Gewaltigen des Landes finden ihren Vortheil bei dem Durchgang von Sklavenkarawanen durch ihre Gebiete — die Länder alle ziehen Gewinn von dem unmenschlichen Tauschgeschäft — die dazwischenwohnenden Stämme haben jeder seinen Theil an dem Betrieb — der Kaufmann an der Ersteste treibt einen höchst einträglichen Handel — und der träge Araber, an den die elenden Geschöpfe endlich consignirt sind, hat zu lange in Faulheit und Unthätigkeit hingelebt, um sich gern in irgend einem der gewöhnlichen, Arbeit fordernden Berufe und Geschäfte des Lebens fortzubringen.

Da der ächte Handel eine Schule für die Emporbringung der Völker ist, so läßt sich wohl mit Sicherheit erwarten, daß der von Großbritannien mit dem König von Schoa abgeschlossene Vertrag zur zeitlichen wie geistigen Förderung der jetzt unwissenden und sittlich entwürdigten Eingebornen des nordostlichen Binnenlandes, je nach dem Verhältnisse der Ausdehnung ihres Handels mit aufgeklärten Europäern, beitragen wird. Die Beschaffung ausländischer Gewerbserzeugnisse, die der Afrikaner nun einmal durchaus haben will, war immer und ist noch immer ausschließlich in den Händen mohammedanischer Kaufleute, erklärter Sklavenhändler, die einzig Menschen im Tausch für ihre Waaren annehmen. Ein starker Anreiz zur Fortsetzung des schmählichen Handels wird deßhalb durch die Besuche von Männern beseitigt werden, deren sittlichzeugende Beispiel ohne irgend lautes Redeführen wider die Sklaverei unfehlbar einen wohlthätigen Einfluß auf ununterrichtete Menschenstämme äußern muß, welche man bisher zu glauben gelehrt und gezwungen hat, daß ihre Bedürfnisse sich lediglich nur durch die Verbandlung ihrer Nebenmenschen befriedigen lassen. Nur ein rechtmäßiger Handel kann wieder Ruhe in jene äthiopischen Landschaften zurückführen, und diese muß daher das wichtige Ergebniß haben, daß der Sklavenaufkuhr ein Ziel gesetzt wird, welche hier nicht nur denselben Ausstellungen wie an der Westküste, sondern auch noch dem weitern Uebel unterliegt, daß die fortgeschleppten Opfer meist Christen sind, die in Arabien nicht ihrer Freiheit bloß, sondern auch ihres Glaubens verlustig gehen.

Da der mohammedanische Händler wegen seines Bezugs europäischer Fabricate lediglich von den an verschiedenen Theilen der Küste ansässigen Mäklern — verschmitzten habgierigen Banianen — abhängig ist, so muß er vom Markte durch den brittischen Kaufmann schnell verdrängt werden, der zugleich zahllose neue Bedürfnisse rege machen wird, zu deren Befriedigung der Eingeborne zu arbeitsbefleißigen Gewohnungen angestachelt werden wird. Die Mehrheit des Volks wie seiner Herrscher wird bald den Vortheil zu begreifen vermögen, welcher ihnen aus dem Aufhören eines Handels zuwächst, der die Blüthe der Bevölkerung verschlingt, und wird einsehen lernen, daß zeitlicher Reichthum — weit entfernt abzunehmen, wie sie jetzt glauben — in Wirklichkeit sehr zunimmt; sie werden zugleich inne werden, daß die regelmäßige Zufuhr europäischer, in ihren Augen so unschätzbarer Schmuckſachen und Putzdinge vornehmlich von der Ruhe des Landes abhängig ist, und werden, da einmal Sklaven als Tauschhandelsartikel nicht länger begehrt sind, überhaupt geneigter seyn, jenen Zustand des Friedens und der stillen Ordnung, welcher für kaufmännische Betriebe so wesentlich ist, zuzulassen und herbeizuführen.

Ein Zutritt zu Ländern, die jetzt nur vermittelst Handelsgelegenheiten und im Zug einer Handelskarawane zugänglich sind, wird solchergestalt gewährt und ein freundliches Einvernehmen begründet werden, das, wie zu erwarten steht, die Einführung wirksamerer Maaßregeln zur Verminderung der Zu-

Digitized by Google

fuhr von Sklaven aus jenen Gegenden, woher sie bisher bezogen wurden, anhalten dürfte. Da der europäische Handelsbetrieb den stärksten stillschweigenden Beweisgrund wider den Schacher in Menschenfleisch liefert, so muß er das schnelle Zustandekommen von vortheilhaften Verträgen mit vielen eingebornen Oberhäuptern zur gänzlichen Unterdrückung des letztern in ihren Landen begünstigen — Verträge, die sich ohne Nachtheil so lange nicht vorschlagen liessen, als der tiefgewurzelte Sklavenhandel so innig mit den Gewohnheiten, Beschäftigungen und Belangen der ganzen Bevölkerung fortwerbunden bleibt. Natürlich braucht es Zeit, das gewünschte Ziel für Handelsunternehmungen herbeizuführen. Wohl manche der unwissenderen und entwürdigsten Machthaber mag ihre Habgier noch lange verlocken, an den aus dem Verkaufe ihrer Unterthanen entspringenden Vortheilen und Nutzungen, trotz der ihnen durch rechtmäßige Durchgangsgebühren gebotenen mehr als gleich großen Einkünfte, festzubalten; wie aber Einrichtungen und Anstalten, welche jetzt auf dem großen „Misthaufen" der Sklaverei gepflegt und „mast" gemacht werden, nach und nach absterben, so muß in gleichem Verhältniß der Zlucthandel vor dem goldenen Zauberstabe des rechtlichen Handels unsehlbar verschwinden.

In allen jenen Binnenländern im Süden, von wo die Opfer hauptsächlich durch feindlichen Angriff und Einbruch geholt werden, würde die Masse der elend gedrückten Bevölkerung eine europäische Dazwischenkunft zur Erhaltung ihrer Freiheit als eine Heilmitteilerscheinung begrüßen. Der Christ würde Ruhe unter dem vom Weißen abgeschlossenen Vertrage finden, und der wilde Galla nicht länger seinen Vortheil in den unaufhörlichen Feindseligkeiten, den Raubzügen und Sklavenjagden suchen, die jetzt den Markt mit menschlichen Wesen versehen.

Wenn der Abschluß eines Vertrags zur Abschaffung der Sklaverei mit irgend einem afrikanischen Herrscher thunlich ist, so — dürfte man wohl billig voraussetzen — muß es ein solcher ganz besonders mit einem Fürsten sein, der sich zu den Satzungen des Christenthums bekennt und von dem sich deßhalb annehmen läßt, daß er für sittliche Beweisgründe empfänglich sey, — mit einem allgebietenden Herrn, dessen Wille Gesetz ist, der zwar vornehmlich durch Habsucht und Rücksicht auf den eigenen Vortheil geleitet wird, der aber auch recht wohl weiß, daß die Einbringung von Sklaven nachtheilig — durch die Einführung heidnischer Ceremonien unter seinen Unterthanen — wirken muß. Sahela Selassi erkennt bereits ganz gut die Möglichkeit, sich der Sklaverei als einer innern oder häuslichen Einrichtung mittelst Annahme europäischer Triebwerke und der Sitten anderer abyssinischer Staaten zu entschlagen, in denen dem Besucher Geld anstatt des „Dergo" oder täglichen Unterhalts gereicht wird. Seine abergläubischen Begriffe und Gemüthsrichtungen liessen sich aufs wirksamste durch die Furcht bearbeiten, wie er die Flüche und Verwünschungen von vielen Tausenden, zu Sklaven gemachter Mitmenschen, die jährlich durch seine Lande ziehen, auf sich lade; und die Augen sind ihm bereits über die Thatsache geöffnet, daß alle diese armen Wesen zum Mohammedanerthume belehrt werden, auf das der Abyssinier als einen Gräuel herabsieht. Dieselbe Stimme, welche auf europäische Vermittelung die Freilassung vieler hundert kriegsgefangener Galla gebot, könnte auch mit Einemmale die Abschaffung der einheimischen Sklaverei im Reiche befehlen; allein ihre Aufhebung, ehe die Begründung des brittischen Handels den Monarchen unabhängig von den Sklavenhändlerischen Adaiel gemacht hat, würde zu nichts führen; sie würde, anstatt Gutes zu wirken, Schaden stiften, und während sie das Maaß des menschlichen Elends in der Wirklichkeit nur wenig zu vermindern vermöchte, würde sie daneben die schlimmsten Leidenschaften der ganzen mohammedanischen Bevölkerung unter aufregen; denn Schoa hängt gegenwärtig ganz und allein von dem Tankalä-Händler ab, und zwar nicht bloß hinsichtlich aller Arten ausländischer Waaren, sondern auch des Salzes, welches einmal eines der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ist und dann hierzulande das vornehmste umfassende Zahlmittel bildet; der erste Anreiz aber zur Einfuhr dieser unentbehrlichen Waare findet sich in den großen Vortheilen, welche der Einführende aus dem Handel mit den zu Abd el Kesul erkauften Sklaven zieht.

In Schoa ist ferner jeder christliche Landesangehörige mehr oder minder bei der Fortsetzung der Sklaveneinfuhren betheiligt; wenn nun aber schon dort jeden die fesselnde Allmacht des Willkührherrschers thatsächlich zum Leibeigenen macht, so ist er doch nicht in Gefahr, weggeraubt und in die Sklaverei getrieben zu werden. Niemand würde allerdings dem königlichen Willensausspruch unfolgsam zu sein sich getrauen, allein da ein solcher Gewaltsbefehl also persönlich sehr drückend sein, so würde er unausbleiblich den Verlust seiner ganzen Volksbeliebtheit für den Monarchen nach sich ziehen. Dagegen würde keine derartige Schwierigkeit dem Zustandekommen eines solchen Vertrags zur Unterdrückung der Sklaverei in den nördlichen Landschaften Abyssiniens anstehen, wo das Sklavenwesen in der wahren Bedeutung des Worts gar nicht besteht, außer insofern es von den mohammedanischen Händlern betrieben wird, von denen Herrscher wie Volk vergleichsweise unabhängig sind. So ließe sich in Gondar und Ligre, wo die innere Sklaverei weder bei Fürst noch Unterthan in Uebung ist oder Vertreeung findet, der äußere Handel (mit Sklaven) durch die freundlichen Gesinnungen des gegenwärtigen Patriarchen leicht und mit dem größten Vortheil vernichten. Der geistliche Einfluß, den Abba Salama auf die Gemüther aller Stände, hoher wie niederer, übt, der bindende Zauber, der seine über Allen stehende Gewalt umgibt, wird von jeder noch so entlegenen Landschaft, die ein Ueberbleibsel des alten äthiopischen Kaiserreichs ausmacht, anerkannt. Durch seine Beihülfe kann auf diese Weise zu bisher verschlossenen Theilen des Innern leicht Zugang erlangt werden, wodurch die Zwecke der Humanität nicht minder als die des Handels, der Wissenschaft und der Erdkunde gefördert würden. Jene Länderstrecken bieten Gold für die Segnungen des Christenthums und der Gesittung, und sind auch, glaubt man, von der Küste des indischen Oceans her zugänglich. Man sollte aber in Europa ja nicht vergessen, daß man die wohlmeinende Oeffnung, den mächtigen Einfluß und den offen ausgesprochenen Beistand des Abuna als den sichersten ja alleinigen Grund, auf welchen die Hoffnung einer in dem gegenwärtigen tiefgesunkenen Zustande der abyssinischen Kirche zu bewirkenden Veränderung oder einer wesentlichen Förderung der Absichten der Philanthropie im eigentlichen Aethiopien sich bauen läßt, zu betrachten habe, und daß wohl nie ein besser gesinnter Mann den landesbischöflichen Thron zu Gondar einnehmen dürfte, als eben der.

(Schluß folgt.)

Die Hacienda de la Uoria.

2. Bermudes-el-Matafiete.

(Fortsetzung.)

Da die Indianer und aufs neue vereinigt sahen, fuhr Bermudes fort, so verschoben sie, entmuthigt durch den Verlust ihrer Gefährten,

Digitized by Google

die Rache auf einen gelegenern Augenblick; denn wenn sich das Glück nicht zu ihren Gunsten wendet, macht es ihnen keine Ursache, selbst vor einem an Zahl geringern Feinde, die Flucht zu ergreifen. Ich war der Meinung wir sollten sie bis in ihr Lager verfolgen und den Kampf nach gegen diejenigen Krieger fortsetzen welche, wohl zwölf Mann stark, als Reserve corps bei ihrer Beute geblieben waren — eine Ansicht die mein Gefährte nicht theilte. Er führte an, die Schurken hätten zu großen Durst nach unserm Blut, um uns nicht wieder in größerer Anzahl anzugreifen; wir hätten eine gute Stellung, eine Bivoque bei der Hand, mittelst der wir stets zu ihnen gehen könnten, wenn sie nicht zu uns kämen. Noch bald benäßt von dem Schlage, den ich erhalten, und da mein Blut noch in Strömen floß, gab ich meinen ersten Gedanken auf. Wir stiegen die Indianer ruhig sich einschiffen, und suchten nur an Ruhe für uns und an den Verband unserer Wunden. Unsere Lebensmittel waren nicht erschöpft, wir besaßen noch einige Stücke trockenes Fleisch; mein Pulver war zwar vom Wasser verdorben, allein das Horn meines Cameraden enthielt noch ziemlich viel, und wir hatten alle eine etwaige Belagerung nicht sehr zu fürchten.

Den ganzen Tag über waren wir nun sehr auf unserer Hut, konnten aber nichts entdecken, was auf einen neuen Angriff schließen ließ; die Nacht brach ein, friedlich und still. Indessen waren unsere Feinde in der Nähe, und immer ist es ein schlimmer Augenblick um den, während derselben die Dunkelheit die Schlingen dieser blutdürstigen Söhne der Finsterniß verbirgt. Diesmal ward kein Feuer angezündet. Die große Insel schien so öde wie am ersten Tage der Schöpfung; bloß einige entwurzelte Bäume, welche langsam den Fluß hinab schwammen, störten die Ruhe. Diese Unbeweglichkeit vor allem was uns umgab, verbrach uns nichts gutes: die Indianer rechneten wahrscheinlich auf den Erfolg einer List, um uns den Garaus zu machen. Wir beschlossen uns von ihren Absichten zu überzeugen, brachten daher mit unendlicher Vorsicht die Piroque wieder ins Wasser, und ruderten auf die Insel zu. Immer dieselbe Stille, dieselbe Unbeweglichkeit! Wir waren die einzigen lebenden Wesen auf diesem Wasserlerpoh. — Was will das sagen? fragte ich den Canadier. — Daß die Wilden warten, bis der Mond untergeht, um uns anzugreifen und irgend einen höllischen Plan, den ich jetzt errathe, in Ausführung zu bringen. Wir hörten aufs neue als Beweis für den Verfuch eines Ueberfalls einen Ton, ein Geräusch. Mit großer Aufmerksamkeit und Geduld glaubten wir endlich ein minder regelmäßiges, aber ein wenig rauschenderes Wassergeplätscher zu vernehmen als das des Flusses wider seine Ufer; es schien uns auch, als gehe der Ton von dem Gestade der Insel aus und komme uns näher. Kehren wir auf unsere Posten zurück, sagte der Canadier. Wir thaten es, und zwar mit eben so viel Vorsicht, als wir beim Weggehen beobachtet hatten. Das verdächtige Geplätscher ward indeß bald lauter. Wir nahmen daher unsere beobachtende Stellung wieder ein, vollkommen überzeugt die Nacht werde nicht vorübergehen, ohne daß unsere Feinde einen neuen Angriff versuchten. — Wenn wir Feuer anzündeten, sagte ich zu meinem Cameraden, würden die Kerls setzen daß wir uns nicht versäcken, und wir würden ihr Falle vielleicht entdecken, die man uns stellt. Mein Rath ward angenommen, und der Widerschein der Flamme erhellte bald einen Theil des Flusses. Indessen verstrich die Zeit, und die Umgebung, die mich peinigte, verursachte mir eine Art nervöser Unbeaglichkeit, welche mir durch das Warten ganz unerträglich wurde. Wir hatten uns mit dem Rücken an einen Baum angelehnt, jeder aber in entgegengesetzter Richtung, wodurch uns die Ueberwachung aller Zugänge zu unserer Stellung möglich wurde. Der Tag hatte zu viel Arbeit erheischt als daß nicht der Schlaf unsere Augenlieder drücken sollte. Alles war stille um uns her, die Blätter in der Luft, die Inseln im Thau, der Fluß unter seinem Nebel; unwillkürlich schliefen sich auch meine Augen manchmal. Dann, um wach zu bleiben, unterhielt ich mich damit den Bäumen nachzusehen welche den Fluß hinabtreiben. Bald war es ein von seinen Aesten entblößter Strunk, weiterhin ein mit einem Theile seines Blätterwerks wie eine schwimmende Wiege hinabziehender Baum; alle strandeten still an der Spitze der Insel. Ich verlor allmählich jedes Gefühl für das wirkliche Leben; mein Leib war voll Schlaf, nur meine Augen blieben offen. Einen Augenblick glaubte ich die ganze Insel wo die Indianer ihr Lager hatten, sachte auf uns zurücken zu sehen. Ich schrieb diese sonderbare Sinnen anfänglich dem Schlaf zu, und suchte mich mit Gewalt zu ermannen. Nun aber sahen meine Augen, aufmerksamer auf den Fluß geheftet, eine schwarze dichte Masse heranschwimmen welche ihre Richtung gegen uns zu nehmen schien. Ich war also vom Schlafe nicht irregeführt: eine Masse Stämme, Aeste und Blätter schwamm den Fluß hinab.

Hier ward Bermuden von neuem unterbrochen. — Hört! sagte er leise zu mir. — Ich horchte. Ein fernes Geräusch ließ sich vernehmen. — Dieß ist die erste Warnung, bemerkte der mericanische Jäger. Ein zweites, noch dumpferes, zugleich aber klägliches und drohendes Brüllen erfolgte. — Ich habe mich getäuscht, versetzte Bermuden? — Wir so? fragte ich. — Ich glaubte es sey ein Tiger. — Nun? — Nun, es sind ihrer zwei. — Dießmal weckte ich rasch den Canadier. — Zwei Tiger! rannte ich ihm ins Ohr. Zwei Tiger! wiederholte der Canadier gähnend; Teufel! das thut zwanzig Piaster. — Der phlegmatische Waldläufer sah hierin nur eine doppelte Prämie, nichts weiter. — Schlafet ruhig fort, sagte Bermudes zum Canadier; es ist nur ein Zeichen des Zorns und der Täuschung von diesen Thieren, weil sie ihre Tränke bereit sehen. Der Augenblick ist noch nicht da, wo Hunger und besonders Durst sie den Angriff auf uns treiben. — Und ihr besorgt darauf daß es ihrer zwei sind? fragte ich. — Es ist noch ein Fall möglich, erwiderte er. — Ja, daß es drei sind, nicht wahr? — Sind wir nicht auch drei? Aber nein. Wenn es nicht das Männchen mit dem Weibchen ist, wird der eine dem anderen den Platz abtreten, denn zwei männlicher Jaguars gehen gewöhnlich nicht mit einander auf den Angriff aus. Im entgegengesetzten Fall, bei doppelter Warnung, müssen wir uns so mehr auf unserer Hut seyn; denn Gott, der den gefährlichsten unter den Schlangen Schellen gegeben, um den Menschen vor ihrer Annäherung zu warnen, hat auch das wilde Gethier mit Augen ausgerüstet, welche nächtens leuchten, und mit brüllenden Stimmen, welche ihrem Angriff vorangehen. — Diese Bedauntung war nur halbwahr, die Gefahr aber noch nicht drohend; wir der Jäger gefagt hatte, war der Augenblick noch nicht gekommen, wo bei diesen Thieren der Durst über die unwillkürliche Furcht siegen werde, welche ihnen die Gegenwart des Menschen einflößt. Im Walde, dessen stille Tiefen der Mond beleuchtete, ward alles wieder dumm. Die beiden Jäger nahmen ihre vorige Haltung wieder an; nur der Canadier lehnte sich, statt sich von neuem auf das Moos auszustrecken, mit dem Rücken an einen Baumstrunk an, seinen Carabiner zwischen den Beinen, und stopfte seine Pfeife um den Schlaf zu beschwören. Ich hatte den Lauf der Sterne bereits hinlänglich kennen gelernt, um am Himmelsgewölbe lesen zu können, daß jetzt die Stunde gekommen, wo die Mysterien der Wüste ihren Anfang nähmen. Es that mir daher nicht leid, daß der Ton der menschlichen Stimme die feierliche Stille unterbrach, und ich bat Bermudes seine Erzählung fortzusetzen, wenn er noch Lust hierfür zu haben glaube. — Wir haben, antwortete er mir, noch mindestens eine Stunde vor uns, und dieß ist mehr als genügend um die Geschichte zu beendigen. Dann fuhr er also fort: Ich lief zum Feuer, ergriff ein brennende Stück Holz und schleuderte es in den Fluß. Bei der Helle, welche es vor dem Entlöschen im Wasser einen Augenblick verbreitete, glaubte ich in unbestimmten Umrissen menschliche Gestalten zu erkennen. Ich stürzte auf den Canadier los; er stand auf. — Schnell ins Boot! um der lieben Gottes willen, rannte ich ihm ins Ohr; dieß verdammte Teufel sind auf der Insel. Ich hatte kaum ausgesprochen, als ein Pfeil an der Mütze des noch zauderuden Canadiers vorbeiflog.

(Fortsetzung folgt.)

Zahl der besinnungslos Betrunkenen in Copenhagen. Ein dänisches Blatt (Journ. du Comm. 15 Januar) meldet aus Copenhagen daß die Anzahl der Personen, die man im Lauf des Jahres 1846 in Copenhagen todtbetrunken auf der Straße auflas, 605 betrug, darunter mehr als ein Viertheil Frauen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 24. 28. Januar 1847.

Kurze Uebersicht der böhmischen Literatur in den letzten zwei Jahren.

(Von Mady. Zeitschrift des böhmischen Museums V. 1846.)

Jeder, der dem Fortschritt der böhmischen Nationalliteratur mit aufmerksamem Blicke folgt, muß mit Vergnügen sehen, wie sie mit jedem Tage sich vermehrt und ausbreitet, allenthalben neue Gebiete der geistigen Thätigkeit in ihren Kreis zieht, und so viele reizende Früchte erzeugt, daß der ächte Vaterlandsfreund nur mit Stolz auf ihre Blüthe blicken darf. Aber eine vollständige Uebersicht derselben erschweren je länger je mehr theils eben diese Erweiterung schon an und für sich, theils auch der Umstand, daß viele Bücher nicht einmal in den Buchhandel gelangen, sondern an dem Orte verkauft werden, wo sie erschienen, und diese, so zu sagen, locale Literatur ist keineswegs so unbedeutend, als sie auf den ersten Anblick erscheint. Blicken wir somit auf die bedeutende Anzahl der in den letzten Jahren erschienenen Bücher, welche die der frühern Jahre weit übersteigt, und wollen wir aus einer Uebersicht derselben ein Bild des literarischen Fortschritts in Böhmen entwerfen, so stellt sich bereits die fast physische Unmöglichkeit entgegen, alles zu durchlaufen und nach Verdienst zu würdigen, und wir müssen uns demnach auf die nach ihrem Ursprung oder ihrem Bedürfniß bedeutendsten Erzeugnisse beschränken. Dann müssen wir auch stets zum Theil den elenden Zustand unseres Buchhandels anklagen, theils ist es nicht zu verwundern, wenn wir bei der großen Menge eines oder das andere übersehen. Nach dieser Vordemerkung versuchen wir eine Uebersicht der böhmischen Literatur in den letzten zwei Jahren zu geben, um einerseits auf den Fortschritt aufmerksam zu machen und doch auch die Mängel und Fehler nicht zu verbergen, damit wir durch ersteres uns getröstet und zur Fortsetzung der begonnenen Arbeiten gestärkt fühlen, und durch die Erkenntniß der letzten sie entfernen möchten.

Indem wir mit den Zeitschriften beginnen, so finden wir hier nach langer Stockung einen erfreulichen Fortschritt. Nicht nur sind einige sehr nothwendige und lange erwartete Verbesserungen eingetreten, sondern selbst Zweig der Literatur hat sich auch bedeutend ausgedehnt. Die bedeutendste Verbesserung trat ein bei der „Prager Zeitung“ und der „böhmischen Biene.“ Das Hauptverdienst gebührt Hrn. Fr. Kucak, der nach dem Tode des frühern Redacteurs die Redaction dieser Zeitschriften erhielt, und die tief gesunkene Biene in Einem Jahr wieder so emporgebracht hat, daß sie unsern übrigen Zeitschriften sich würdig anreiht, wobei sie auch ein schönes und nachahmungswerthes Aeußere annahm. Einen Schritt weiter ging Hr. Storch, sein Nachfolger, welcher der Biene eine nationalere Richtung gab, und stets die Interessen und Bedürfnisse Böhmens vor Augen hatte. Im J. 1846 kam die Prager Zeitung und die Biene in die Hände eines andern Verlegers, und die Redaction wurde einem Hrn. Hawlicek anvertraut, der sich in kurzer Zeit durch einige Reisebilder aus Rußland eine gewisse Beliebtheit bei der böhmischen Leserwelt erwarb, auf der andern Seite aber durch eine ungezierende, und wenn auch richtige, im Allgemeinen doch einseitige Kritik bei einem großen Theil der Gesellschaft eine nicht geringe Erbitterung erzeugte. Endlich stand aber beiden Blättern eine radicale Veränderung bevor: namentlich versprach die Prager Zeitung, sich den einheimischen Interessen mehr zu widmen, als dieß früher geschehen war, wo man nur mit fremder Politik sich beschäftigte, das Format wurde bedeutend vergrößert, und der größte Theil des Blattes den vaterländischen Interessen gewidmet. In der ersten Nummer fand der Redacteur für gut das Versprechen zu geben, daß er nicht leichtfertig seyn werde, und so hegte man die Hoffnung, daß die lange gehegten Wünsche hinsichtlich der Verbesserung der Zeitung sich verwirklichen würden, und so mehr als Hr. Hawlicek eine unermüdliche Thätigkeit zeigte, aber bald las man in der Zeitung allerlei Scherze, Possen und Anspielungen, welche die Leser nicht verstanden, weil sie meistens local waren oder Ausfälle gegen ihnen unbekannte Personen enthielten. Auf der andern Seite wurde das Publicum mit der Prager Zeitung betrogen, insofern der Verleger Hr. Medau durch Vertrag verpflichtet war, ein böhmisches Amtsblatt von demselben Umfang, wie das deutsche beizugeben; um dieses Blattes willen hatte ein nicht unbedeutender Theil der Abonnenten Vorausbezahlung geleistet, der Verleger aber erfüllte die eingegangene Verpflichtung nicht. Es ist unbegreiflich, wie man eine so offene, unverschämte Verletzung der Gesetze, wodurch ein wichtiges Recht des böhmischen Publicums verletzt wird, dulden kann; unbegreiflich ist die Unempfindlichkeit eines in seinen Rechten verkürzten Publicums, daß man nicht gesetzliche Mittel gegen eine solche Willkür ergreift. Wenn wir nicht selbst über unsere Rechte wachen und sie vertheidigen, wer soll es denn thun! Doch wir kehren zur Literatur zurück.

In gleicher Bedeutung, wie früher, erhalten sich die „Blüthen,“ die „Zeitschrift für die katholische Geistlichkeit,“ der „Jugendfreund,“ und die „unterhaltenden und belehrenden Blätter.“ Neue Zeitschriften sind drei erstanden, eine in Mähren für das gemeine Volk, unter Redaction Hrn. Diebls, worüber wir aber aus dem einzigen Grunde nichts sagen können, weil wir

Digitized by Google

nicht eine einzige Nummer gesehen haben, und so viel und bekannt ist, gelangt kaum ein Exemplar nach Böhmen. Es klingt völlig unwahrscheinlich, aber dennoch wahr: welche Belehrung die Zeitschrift bieten, was der Leser daraus entnehmen mag, nur die Mähren und Schlesier sollen daran Theil nehmen, die Böhmen aber und jeder andere davon ausgeschlossen seyn; somit haben wir eine andere Literatur für Böhmen, eine andere für Mähren und wieder eine andere für die Slowaken, oder vielleicht für jedes Land und jede Hauptstadt eine besondere? Fast möchte es so scheinen, wenn wir die Abgränzung der Menschen, wie sie in der letzten Zeit statt fand, in Betracht ziehen. Mögen sich das diesenigen zu Herzen nehmen, welche das erwähnte mährische Journal aus dem Buchhandel entfernen und so der wünschenswerthen Verbreitung desselben eine unübersteigliche Schranke entgegensetzten. Eine andere neue Zeitschrift gibt seit Anfang des laufenden Jahrs (1846) die Industriegesellschaft für Handwerker in böhmischer und deutscher Sprache zugleich heraus, wodurch es jedoch weder der einen, noch der andern Seite gelegen kommt, mag auch der Inhalt noch so ausgezeichnet seyn; zu was soll der Abonnent dieselbe Sache zweimal kaufen? Eine dritte neue Zeitung ist Zays „Reisender," eine illustrirte Monatsschrift derselben Richtung, wie das rühmlich bekannte Panorama des Universums. Wie jetzt kann man darüber kein bestimmtes Urtheil fällen, da es erst seit dem Monat April erscheint, aber die Thätigkeit und die bekannte Fähigkeit des Redacteurs in dieser Gattung, so wie die bisher erschienenen Hefte versprechen einen günstigen Fortgang. Wir möchten wünschen, daß irgend ein thätiger Mann des Wlastimil (Vaterlandsfreund) sich annehme, zu dessen wöchentlicher Herausgabe Hr. Spurny die Erlaubniß hat, bis jetzt aber noch keinen Schritt that.

Unter den zu unbestimmter Zeit erscheinenden Schriften hat das „Valecel" die 18te Heft erreicht, eine nähere Beachtung aber verdient Tyl's „Prager Bote." Hier erkannte dieser ausgezeichnete Schriftsteller zuerst seine eigentliche Stellung. Herausgetreten aus dem Kreise der reinen Imagination auf das Feld lebendiger Thätigkeit benahm er sich hier so, als wäre er seit langer Zeit auf demselben heimisch, er faßte die allgemeinen Bedürfnisse der Zeit und des Volks auf, und gab Jungen und Alten, Gebildeten und Ungebildeten eine angenehme und zugleich lehrreiche Lectüre, wie wir sie schon lange brauchten. Wir können den „Prager Boten" ein Muster in der böhmischen Literatur nennen. Tyl versteht es durch Unterhaltung zu belehren, und durch Belehrung zu unterhalten, und der Absatz beweist, daß das Publicum dieß zu schätzen weiß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sklaven- und Waarenhandel in Schoa.

(Schluß.)

Die zwischen Abyssinien und dem Gieicher liegenden Hochlande gehören unstreitig zu den wichtigsten und anziehendsten in Afrika, ob in Bezug auf ihren Himmel, ihren Boden, ihre Erzeugnisse oder ihre Bevölkerung betrachtet. Als das äthiopische Reich seine Herrschaft über die größere Hälfte des östlichen Horns erstreckte, lieferten sie zweifelsohne den gesitteten Theilen des Erdballs Myrrhen und Weihrauch sammt dem „süßen Rohr," dessen die Propheten Jesaia und Jeremia als „aus fernem Lande gebracht" gedenken. Der Sklaven-Handelszug gewährt ihrem reichen Naturertrag noch immer einen beschränkten Ausfluß; allein die Bewohner, unwissend und von Natur träge, sind ohne Schutz und ohne Sporn zu Arbeitsthätigkeit. Das Laster nur gedeiht unter ihnen, und ihr schönes Land bildet das wahre Treibhaus für den Sklavenhandel. Daher entspringen Kriege und ränderliche Gewaltthat, und daher schlagen Ungerechtigkeit und Unterdrückung, welche über die Fluren verödend fahren, die stummigen Kinder des Bodens in Bande und überhäufen sie mit jeglichem Leid, „mit Klage und Trauer und Weh."

In frühen Zeiten, zurück wahrscheinlich bis in die Tage Moses', erstreckte sich (wie bereits bemerkt) die Machtherrlichkeit Aegyptens tief in das Innere Afrika's und in spätern Zeitabschnitten, wie mit Grund zu glauben, weit in jene Länder mittagwärts von Abyssinien, welche von den Küsten des indischen Oceans zugänglich sind. Die Oststäte, von jenseits der Meerenge des Bab-el-Mandeb bis höchst wahrscheinlich südlich hinab nach Sofala, dem Ophir Salomo's, war den unternehmenden Handelsleuten von Tyrus und den Beherrschern Judäa's seit den Tagen von David weisem Sohne wohl bekannt. In noch spätern Zeiträumen erstreckten die erobernden Araber, als sie Anhänger des falschen Propheten geworden waren, ihre Herrschaft bis zum fünfundzwanzigsten Südbreitegrade. Die Ueberbleibsel ihrer Macht, ihrer verhältnißmäßigen Gesittung und ihres Glaubens finden sich durchhin noch bis auf den heutigen Tag, und wenn schon ihre Herrschaft sehr abgenommen hatte, als die Portugiesen vor vierthalbhundert Jahren diese Gegenden entdeckten, so war sie doch noch immer stark und ausgedehnt, und ein steter Handelsverkehr mit Indien im Gange.

Kein Stück der afrikanischen Landveste hat indessen bei den Neuern weniger Theilnahme erregt, als eben die Oststäte, welche auffallende Erscheinung vornehmlich der überaus großen Eifersucht beizumessen ist, mit der die Portugiesen die Näherung zu ihr gehütet und die seit den Tagen Vasco de Gama's gewonnene beschränkte Kunde zurückgehalten haben. „Gold und Blut der Metropole wurden in Kriegen mit den eingebornen Mächten verschleudert und die Handelsbeziehungen bei jeder Gelegenheit um die Rücksichten auf Eroberung und Herrschaft hintangesetzt." Der engherzige Geist der Regierung, die scheußliche Grausamkeit des Handels und die Beschaffenheit des befolgten Systems in bürgerlichen wie in kirchlichen Dingen hatten die natürliche Wirkung, jene meeranwohnenden Völkerschaften, welche in unmittelbare Angränzung mit den weißen Ansiedlern gebracht wurden, aufs tiefste herabzuwürdigen und die regeren und arbeitsthätigeren Bewohner der hochlande zurückzutreiben, deren Klugheit und Unabhängigkeitssinn versuchte feindliche Einfälle zu Schanden gemacht hat. Mancher schöne Sitz des Friedens und der Fülle, den das Wirken des Sklavenhandels befudelt und verderbt hat, ist in einen Schauplatz des Kriegs und Blutvergießens verkehrt worden; und die einst glänzenden, von den Herren Indiens und Guinea's errichteten Niederlassungen und Anstalten zeigen — jetzt kaum fähig, den Angriffen kriegszuchtloser Barbaren zu widerstehen — hier wie anderworten nur die Trümmer und den Schatten ihrer frühern vicekönigl ichen Herrlichkeit auf.

Obgleich allen Nationen offen, ist doch die Oststäte von Sofala bis zum Gardafui-Vorgebirg in neuerer Zeit wenig besucht worden, außer vom unternehmenden Amerikaner, dessen Sternenbanner man im Winde flattern sieht in Gegenden, wo Andere Handel zu treiben sich nicht herbeilassen würden, und der, solchergestalt der anbahnende Vorläufer nach neuen Ländern, die gewinnreiche Ernte einkhut, welche sie fast sicher gewähren. Englische Schiffe haben wohl mitunter die südlichen Häfen um Labuingen von Elfenbein und Ambra besucht, allein der noch gleichsam in der Wiege liegende Handel ließ sich noch in kein rechtes Ge-

Digitized by Google

leise bringen, und in Ermangelung irgend eines Nebenbuhlers gründet sich der Imam von Maskat mit seinen täglich anwachsenden Gebieten mit raschen Schritten einen höchst einträglichen Alleinhandel von Mombas und Zanzibar an.

In den meisten der dieser Küste gegenüber südlich von Schoa gelegenen Binnenländer vereinen die Bewohner mit einer ganz unmäßigen Leidenschaft für Schmuckachen und Putz einen Grad von Reichthum, der einen ausgedehnten Absatz europäischer Waaren begünstigen muß. In Gnarea, Kaffa, Gurague, Kutscha und Susa insbesondere sind Glasvasen, falscher Schmuck, Glasperlen, Messerschmiedwaaren, blaue Calicos, Longclothe, Zitz und sonstige Baumwollengewebe durchgängig begehrt. Daß der Bedürfnisse jener Länder weder wenige noch unbedeutende sind, läßt sich zur Genüge aus der Thatsache abnehmen, daß die Summe von 96,000 Pf. St. — der Ertrag des Sklavenhandels aus den Hafenorten Berbera, Zeila, Tadjura und Massaua — nur ein Posten des jährlich in mancherlei ausländischen Gütern und Fabricaten angelegten Gesammtbelaufs ist, welche selbst zum gegenwärtigen Preise des Alleinhändlers willig Abgang finden, der, da er meist ein mit sehr beschränktem Capital arbeitender Handelsmann ist, sich seine luxuriösen Waaren möglichst hoch bezahlen läßt.

Ueber die verborgenen Schätze, die für den wagfertigen Geist, der mit Erfolg in jene scheu sich zurückziehenden Erdgegenden suchend eindringen wird, aufgespeichert liegen mögen, wäre ein aufspinnendes Betrachten zwecklose Mühe, denn nur Zeit und Unternehmungseifer kann sie enthüllen. Offenkundig aber ist, daß Gold und Goldstaub, Elfenbein, Zibeth- und Straußenfedern, Pelleterien, Specereien, Wachs und kostbare Harze einen Theil der Ladung jeder Sklavenkaravane ausmachen, trotzdem daß ein laugwieriges Faetschaffen auf einem weiten und umgehenden Reiserege viele ernstliche Schwierigkeiten darbietet, und ungeachtet die Perl-Fischerei und »Kunst des indischen Banianen und des arabischen Handelsmanns, welche vornehmlich sich in die Beute auf der Küste Abyssiniens theilen, entfernt nicht einen entsprechenden Ersatz für die Mühsal und Arbeit des Transports gewährt.

Kein Theil der ganzen Erde ist reicher an Erzeugnissen des Pflanzen- und Steinreichs als das tropische Afrika, und in den starkbevölkerten fruchtbaren und gesunden Ländersstrichen, die unmittelbar nördlich vom Gleicher liegen, ist jede und die beste Fähigkeit zur Verwendung von Capital und zur Entwickelung brittischen Arbeitsfleißes geboten. Steinkohle hat man bereits gefunden, nur aber (bis jetzt) zu tief landeinwärts, um sie ohne Wasserverbindung nutzbar zu machen; allein das Fossil ist ganz gewiß in Lagen vorhanden, die zur Versehung des Bedarfs für die das Rothe Meer befahrenden Dampfschiffe die günstigsten sind. Baumwolle von einer Beschaffenheit, die ihresgleichen in der ganzen Welt nicht hat, wächst aller Orten wild, und liefe sich in jeder erforderlichen Ausdehnung cultiviren. Der Kaffee, der in Arabien als Mokkaer Erzeugniß verkauft wird, ist meist wildes afrikanisches Gewächs, und jene Art der Theepflanze, [1] welche von den untern Ständen der Chinesen benützt wird, gedeiht so weiterwärtsreitet und bei so wenig Pflege, daß man den Himmelsstrich, in dem sie einheimisch ist, für die feiner duftenden und zarteren Arten, die zur Ausfuhr so hoch geschätzt und im Preise sind, gut geeignet finden würde.

Anbau der Batate.

In der letzten Sitzung der Ackerbaugesellschaft in Frankreich theilte Graf Gasparin das Ergebniß des Anbaues der Batate im J. 1846 mit. Ein Hektar war dazu verwendet worden, und der Ertrag belief sich auf 60,000 Kilogramme, während unter demselben Verhältnissen, d. h. unter demselben Klima und auf demselben Boden die Kartoffel gewöhnlich nur 18,000 Kilogramme liefert. Die Stengel der Batate geben übrigens ein vortreffliches Futter für Milchkühe, und man kann diesen Ertrag auf den Werth der Schnittes eines mit Luzernerklee bepflanzten Ackers berechnen. Der Anbau ist sehr einfach und wenig kostspielig: im Frühjahr werden die Knollen an einer der Sonne ausgesetzten Mauer unter einer leichten Schichte Mist gesteckt; daß fangen sie an zu keimen. Die verborgenen Knöpfe entwickeln sich und dringen über den Boden hervor. Jeder Knollen erzeugt eine bedeutende Anzahl junger Zweige, die man im freien Feld steckt. Der Boden muß in gutem feuchtbaren Zustand seon, braucht aber weder Dünger, noch besondere Bearbeitung. Diese Pflanzung geschieht in Gruben von einem Fuß Weite und fast einem Fuß Tiefe. Man-muß einen Boden wählen, der eine etwas harte Grundlage hat, weil die Wurzeln so tief gehen, als sie nur können, und um die Entwicklung in Knollen zu befördern, muß man diese Verlängerung der Wurzeln zu verhindern suchen. Graf Gasparin erhielt Knollen, die durchschnittlich 2½ Kilogramme wogen, und einige hatten die Größe eines Kindskopfs. Vielleicht ist es aber passend, diese außerordentliche Entwicklung zu hindern, indem man breitere und tiefere Gruben macht. (Journ. du Comm. d'Anvers. 15 Jan.)

Die Hacienda de la Noria.

2. Bermudes-el-Mataflete.

(Fortsetzung.)

Das von den Echos der zwei Flüße wiederholte Geheul zerriß unsere Ohren. Wir flogen auf unsere Piroque zu. Drei Indianer seien über uns her; mit einem Messerstich warf ich den einen nieder, den zweiten erlegte der Canadier, und während der dritte zu seinen Gefährten zurückrannte, streckte ihn ein Schuß aus meinem Carabiner todt nieder. Mit Blitzesschnelle sprangen wir in unser Boot und trieben's ins Fahrwasser. Im Dunkeln abgeschossene Pfeile trafen uns nicht. Als wir außer Bereich der Indianer waren, erzählte ich meinem Cameraden, wie ein Theil der Indianer darauf verfallen sey, uns den Rückzug abzuschneiden durch Fleitmachung der an ihren Inseln gebundenen Bäume. Ich zeigte ihm das Floß, welches den Rest der Bande

[1] Das Cbaat (Khat, Kat) ist eine in Schoa sowohl als in den angelegenen Ländern sehr ausgebreitet cultivirte Staude oder Zwergbaum. Es dient den Einwohnern allgemein statt des Thees, dem es in allen seinen Wesentlichkeiten und Eigenschaften gleicht. Die Pflanze soll ursprünglich aus den westlichen Gebirgen hergebracht worden seyn, deren Erhebung — fünf bis achttausend Fuß — mit der der chinesischen Theedistricte übereinstimmt, während die mittlere Temperatur 60° F. (zwischen 12° und 13° R.) nicht übersteigt. In einem leichten sandigen Boden erreicht sie eine Höhe von zwölf Fuß; und die — während der trockenen Jahreszeit gepflückten und an der Sonne gut getrockneten — Blätter verkaufen sie das Pfund um

[1] bis zu 2 Pence (3 bis 6 kr. rhein.). Sie werden entweder gekaut, oder in Milch gekocht, oder mit siedendem Wasser abgegossen, und mit einem Zusatz von Honig wird ein angenehmes Getränk hergestellt, das — bitter und reizend — den Schlaf verscheucht, wenn man es im Uebermaß genießt. Die Kräfte des Chaat sind mit denen des neuerlich aus Brasilien und Paraguay nach England gebrachten yerba mate gleich zu schätzen. Man kennt es bereits unter dem Namen »Celastrus edulis« und es gehört zu der Pentandria monogynia Linnaei, und zur natürlichen Familie der Celastrineae oder zu der Unterfamilie der Rhamneen, welche in der Blume die Staubfäden mit den Blumenblättern abwechselnd haben. Die Familie der Rhamneen, nämlich das Genus Rhamnus selbst, gibt den ärmern Volksclassen in China ein Surrogat für den Thee, und ist unter dem Namen Rhamnus Theezans Linn. bekannt. Das Chaat läßt sich folgendermaßen charakterisiren: Frutex inermis; foliis oppositis, petiolatis, oblongis, serrato-dentatis, glabris. Calyx minimus, persistens. Petala quinque. Stamina quinquepetalis alternantia. Fructus superus, oblonge baccatus, quinquelocularis, polyspermus, vel abortive monospermus. Inflorescentia axillaris, cymosa: cymi dichotome stipulati. — Die den Paraguay-Thee liefernde Pflanze ist eine Ilex-Art und gehört zu derselben Familie der Celastrineae, Unterordnung Aquifoliaceae. D. Verf. (wohl vielmehr Dr. Roth?).

Digitized by Google

trug und sanft auf dem Flusse dahinfuhr, dessen Strömung hier nicht sehr reißend war. — Rasch auf ihre Insel, sagte ich; wir wollen über ihre Beute herfallen, die sie zurückgelassen um uns angegriffen. — Er aber antwortete: ich will zuvor ein Wort mit denen reden die sich unter diesen Blättern verborgen haben. — Im Schußweite gekommen, ließ der Canadier die Ruder los und gab Feuer auf das Floß. Bald hörten wir das Geräusch mehrer ins Wasser stürzenden Körper. Auch ich schlug an auf diese in der Dunkelheit kaum sichtbaren Schwarzen. Wir fuhren weiter und schossen noch einmal auf sie; allein sie waren alle ins Wasser gesprungen oder hatten die Insel erreicht, und wir vernahmen nichts mehr, nur das Geheul dieser Heiden zeigte uns ihre Wuth und unsern Triumph. Die Partie war süe uns gewonnen, schmählich verloren für sie. Auf die Insel jetzt! sagte mein Camerad, und kräftig ruderte er darauf los. Nach der Ausschiffung zeigten wir uns eine zeitlang unentschlossen und suchten inmitten der Finsternis ein Zeichen, das uns als Leitstern nach dem Lager der Apalschen dienen könnte. Ich stieß den Ruf Santiago aus, und begleitete ihn mit einem gewissen, dem Ohre meines Pferdes vertrauten Schnalzen, überzeugt daß es, wenn es sich unter der Beute befände, auf meinen Ruf antworten würde. Wirklich ließ sich nahe bei uns ein Wiehern hören und wies und die Richtung. Nachdem wir einige Schritte verwärts gegangen, hießen wir auf eine Gruppe eng gefesselter Maulthiere und Pferde. Daneben lag ein Haufen Sättel, Zeuge, Decken und andere von diesen Spitzbuben geraubte Gegenstände. Ich stieß mit einem Fußtritt den ganzen Haufen auseinander und fand darunter unsern Ballen Hirschleder-felle fast unversehrt. Im Augenblick, als ich mich bückte, um ihn aufzuheben, glaubte ich eine beinahe unmerkliche Bewegung unter einer Decke wahrzunehmen. Ich bob sie auf und sah einen jungen Indianer, welchem wahrscheinlich die Obhut über die Beute anvertraut worden war. Das Wölfchen, das sich gefangen sah, verhielt sich still, und zeigte in seinen Augen mehr Zorn als Furcht. Ich wickelte ihn ohne Umstände in eine Decke und rief meinem Gefährten, der als Wache am Ufer geblieben war. Ein Caradinerschuß antwortete mir, und der Canadier lief auf mich zu. — Ich schicke so eben einen den andern nach; die Scharfen lassen uns noch einige Augenblicke Frist, aber es ist keine Zeit zu verlieren. — Ich übergab meinen jungen Gefangenen dem Canadier und nahm meinen Reste die Fesseln ab. In einigen Minuten waren unsere zwei Pferde so gut als möglich angeschirrt. In den Sattel! rief ich dem Canadier zu; nehmt unsere Felle, ich mache mir mit diesem jungen Burschen zu thun, der nicht daran denkt, daß er die Ehre haben wird, einige Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen; send übrigens ruhig, mein Pferd gehorcht mir aufs Wort, und Eures wird ihm folgen. Ich zerschnitt die Bande der übrigen Thiere, denn ich dachte die Indianer würden, um ihre zerstreute Beute zu sammeln, eine für uns kostbare Zeit gebrauchen; dann stieg ich zu Pferd, und eilt auf die Furth zu, welche ich in voriger Nacht bemerkt hatte. Die befreiten Pferde und Maulthiere wieherten vor Freude, die Indianer heulten wie ein Rudel Wölfe, welche vor einem Jaguar fliehen; unser Siegesgeschrei gab die Antwort auf all diese Stufe, und die Echos des Flusses wiederholten brüllend den wahrhaft hölllischen Lärm. Am entgegengesetzten Flußufer angelangt, waren wir durch einen forcirten Ritt bald vor aller Verfolgung sicher, und so fand wir beiden Morgen in der Hacienda angekommen, nachdem wir unsere Beute und mein Pferd wieder erobert, und einen jungen Indianer zum Gefangenen gemacht, den ich so theuer als möglich verkaufen werde, denn man wird mir ihn abkaufen, um ihn bekehren,[1] und sein Lösegeld wird mich quitt machen mit den Seelen des Fegfeuers.

Vermudes Erzählung war zu Ende. Nach einer kurzen Pause, ohne Zweifel, weil er mich mehr mit meinen eigenen Gefahr als mit seinen Abenteuern beschäftigt sah, fügte der mexicanische Jäger bei: Jetzt ist es Zeit an Euch zu denken! — Ja denn der Augenblick gekommen? fragte ich. — Er naht wenigstens, versetzte der Jäger. Bemerkt Ihr nicht, daß es immer stiller und stiller um uns wird? Fühlet Ihr nicht, daß sich der Geruch der Pflanzen faß ganz verändert hat, und daß sie unter dem Einfluß der Nacht neue Wohlgerüche aushauchen? Wenn Ihr länger in der Wüste gelebt habt, werdet Ihr lernen, daß drei sehr Stunde des Tages wie jede Stunde der Nacht ihre Bedeutung, ihren eigenen Charakter hat. Zu jeder Stunde schweigt eine Stimme, und eine neue Stimme erhebt sich. Jetzt singen die wilden Bestien der Finsternis ihren Gruß entgegen, wie morgen die Vögel den erwachenden Tag grüßend begrüßen werden. Wir sind dem Augenblick nahe, wo dem Menschen jener Zauber schwindet, womit die Gottheit seine Stirn' geschmückt hat, denn die Nacht löscht sein Auge aus, während das der Thiere sich entzündet und die tiefste Dunkelheit durchdringt.

Als er diese mit spanischer Emphase nachdrucksam hervorgehobenen Worte gesprochen, stand er auf, nahm an dem Platze, den er verlassen hatte, ein Paket und rollte es auf: es waren zwei mit ihrem Vließ bedeckte Schaffelle. Hierauf zog er sein Messer aus der Scheide. — Da sind eure Waffen, sagte er. — Was Teufel soll ich damit thun? antwortete ich. Ich hoffte, Ihr würdet mir mindestens einen Caradiner geben! Einen Caradiner! versetzte Vermudes; glaubt Ihr, ich habe einen im Verrath? Ich habe nur diesen, und so gut aufgehoben er in Euren Händen sein mag, in den meinigen wird er es noch besser sein; denn an alles muß man sich gewöhnen, und Ihr habt mir gesagt, es sey das erstemal, daß Ihr einer Tigerjagd beiwohnt. Metallene bleib hartnäckig dabei, dieß ein Jagen zu nennen. „Erlaubt mir wenigstens, fuhr er fort, das ich Euch den Gebrauch dieser Waffen erkläre. Ihr rollet diese beiden Felle um Euren linken Arm, und nehmt das Messer in die rechte; fügt das rechte Knie auf den Boden und stützt Euren eingehüllten Arm auf das linke Knie. Solchergestalt wird der Arm Euren Leib und Kopf schützen, während Euer Knie den Bauch schützt, denn die Tiger haben die schlimme Gewohnheit, daß sie ihrem Feind mit einem Tatzenstreich den Bauch aufzureißen suchen. Wenn Ihr angegriffen werdet, bietet Ihr Euren Arm hin, und während die Krallen des Thieres sich, statt Euch den Bauch aufzuschlitzen, in der Wolle verfangen, send Ihr es, der ihm mit einem Messerstich den Bauch von unten nach oben öffnet. Dieß scheint mir unbestreitbar, sagte ich, allein ich will lieber glauben, daß zwei Jäger wie ihr einen Tiger nicht verstehlen werden; mein Entschluß ist gefaßt: ich stecke meine Hände in die Tasche, das wird origineller seyn. — Wenn aber ihrer zwei sind? Wohlan, ihr seyd zwei. Nach Eurer Auseinandersetzung gerieten die Tiger gesellschaftsweise nur in dem einzigen Fall an, wenn Männchen und Weibchen bei einander sind: wir können daher nicht mehr als zwei Tiger zugleich auf dem Nacken haben, wofern uns dieser Abend nicht verdrießlich ist, auf Eure Unkosten, einen Fall von Polygamie zu constatiren, der den Gesetzen der Art zuwider ist. Statt seiner Schaffell-Rüstung bestand der Jäger in Betreff meiner darauf, daß ich das Messer behalte, was ich that. Es war eine lange spitzige Klinge, mit einer bernenen Handhabe, mit diesen kupfernen Nägeln bedeckt. Hierauf schütteten die beiden Genossen Pulver auf ihre Caradiner, und wir wechselten kein Wort mehr. So lange der Mond nicht hoch am Himmel gestanden, hatten seine schiefen Strahlen noch hie und da zwischen die Baumstämme hinein so viel Licht gewerfen, daß die Labyrinthe des Waldes einigermaßen erhellt blieben; im Augenblick aber als die Jurisstungen der beiden Jäger vollendet waren, schoß der Mond seine Strahlen senkrecht auf die Erde nieder, welche von den Blättern aufgefangen, den Forst in gänzliche Dunkelheit versetzten, während sie sich ohne Hinderniß über die Quelle und die Lichtung verbreiteten, die sich eben so lebhaft beleuchtet waren wie am hellen Tage. Wir standen unter dem Schutz eines Nopalenbaume, dessen auf die Erde geneigte Aeste einen ziemlich großen Bogen bildeten.

(Schluß folgt.)

[1] Sklaverei besteht in Mexico nicht, das Gesetz aber erlaubt den Verkauf solcher Kinder unter dem speciellen Vorwand, sie zum Christenthum zu bekehren, was übrigens zu vielen gehässigen Speculationen führt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 25. 29. Januar 1847.

Die Ruinen von Deir el Kalaah.

(Revue archéologique 15 Dec.)

Wenn man Beirut durch das nordöstliche Thor verläßt und der Straße nach Tripoli bis etwas jenseits der Brücke über den Nahr Beirut folgt, so kommt man bald an einen kleinen Pfad, der sich östlich in die Berge hineinzieht. Dieser bloß von Lastthieren ausgetretene Pfad schlängelt sich launenhaft mitten durch ein Fichtengehölz auf einem bald sandigen, bald felsigen Boden, der so mit Rollsteinen bedeckt ist, daß die Einwohner sagen, Gott habe, nachdem er die Schöpfung beendigt, die Kiesel, die ihm übrig geblieben, und mit denen er nichts mehr zu machen wußte, auf den Libanon geworfen. Nachdem man zwei Stunden lang aufwärts gestiegen, erreicht man den Gipfel eines etwa 700 Metres hohen Berges, von dem man eine prächtige Aussicht hat, einerseits nach dem Cap Beirut, dann auf das unermeßliche blaue Meer, und auf der entgegengesetzten Seite auf die über einander sich thürmenden Abhänge des Libanon, die anfangs mit kleinen Dörfern, dann etwas höher hinauf mit Fichtenwäldern und endlich mit ewigem Schnee bedeckt sind. Der Berg, von dem ich rede, ist völlig vereinzelt, und hat die Form eines nahe am Gipfel abgestumpften Kegels, so daß die obere Fläche nicht mehr als einen Hektar im Umfang hat. Hier finden sich alte Bauten unter dem Namen Deir el Kalaah (Kloster des Schlosses), so genannt, weil Mönche vom Orden des h. Anton mitten in diesen Ruinen ein Kloster gebaut haben.

Wenn man zu Deir el Kalaah ankommt, bemerkt man zuerst nur die Ruinen eines einzigen Baues deutlich, und erst bei näherer Untersuchung erkennt man zwei Gruppen, von denen jede aus drei Tempeln bestanden haben muß. Zwei Inschriften, eine griechische und eine lateinische, die man in den Ruinen der südwestlichen Gruppe fand, tragen den Namen Jupiter Balmarkos [1], während der Name Juno auf einer der Inschriften in der nordöstlichen Gruppe sich findet. Der Umfang des einen südwestlichen Tempels ist noch durch die etwa einen Metre hohen Mauern auf drei Seiten des Parallelogramms deutlich gezeichnet; die längere Seite desselben beträgt über 60, die kürzere nicht ganz 30 Metres. Ungefähr den vierten Theil dieses Raumes nimmt die jetzige Kirche der Mönche ein. Die Säulen scheinen, nach einem aufgefundenen Capitäl zu schließen, von korinthischer Ordnung gewesen zu seyn. Die griechische Inschrift findet sich auf der Mauer des Klosters nahe am Eingangsthor, das sich unter der Vorhalle des alten Tempels öffnet. Die lateinische Inschrift steht auf einem kubischen Stein, der im Klosterhof liegt. Der Abdruck einer großen griechischen Inschrift in sehr feinen, zierlichen Lettern, der die ganze eine Seite eines Votivaltars deckt, ist leider verloren gegangen.

Die zwei andern Tempel dieser Gruppe lassen sich mehr aus den angehäuften Trümmern vermuthen. Der eine zeigt noch einige große Säulenstümpfe, und darunter waren mehrere so behauen, daß sie auf der einen Seite zwei gekrümmte Schäfte, auf der andern einen rechten Winkel bildeten, so daß diese Bruchstücke fast die Form eines Herzes haben. Da ich zu Gerasa ganz ähnliche Säulen gesehen hatte, und da sie dort die Winkel eines noch zum Theil erhaltenen Säulenganges bildeten, der ehemals um einen der Haupttempel dieser alten Stadt herumlief, so glaube ich, die Säulen von Deir el Kalaah müßten eine ähnliche Bestimmung gehabt haben.

Die Tempel der zweiten Gruppe liegen mitten in einem Wald grüner Eichen, was diesen Ruinen einen seltsam geheimnißvollen Anblick gibt. Ich weiß nicht, ob dieß Wäldchen gleichzeitig mit den Denkmälern ist, und es wäre gewagt, eine Ansicht darüber auszusprechen, aber das kann ich sagen, daß andere Reisende, welche ich nach diesen Ruinen wies, dieß Wäldchen, eben so wie ich, aus freien Stücken den heiligen Wald nannten.

Der erste Tempel der zweiten Gruppe ist in seinem Umfang an den noch erhaltenen Mauerresten deutlich zu erkennen; er scheint keine Vorhalle gehabt zu haben, war aber mit vier Säulen geziert, wovon zwei, vierwohl verstümmelt, noch aufrecht stehen. Diese Säulen sind aus einem sehr harten Kalkstein, und haben an ihrem Fuß 63 Centimeters im Durchmesser. Neben diesem Tempel fand ich den Votivaltar mit dem Namen der Juno. Der zweite Tempel ist nur noch ein Trümmerhaufen, die Säulenstümpfe liegen mit den andern Trümmern bunt durcheinander, und haben über einen halben Meter im Durchmesser. Der dritte Tempel lag am Ende des kleinen Gehölzes, und scheint mit mehr Sorgfalt und Luxus als die andern ausgestattet gewesen zu seyn, denn ich fand kleine Säulen von weißem Marmor, Säulen von grauem Granit und andere von einem so feinkörnigen und harten Kalkstein, daß die Politur ihnen das Ansehen von Marmor geben mußte. Der Boden bestand aus einem Mosaikpflaster, ist aber allzu sehr verschüttet, als daß man irgend eine Zeichnung erkennen könnte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieß der heilige Berg der alten Bewohner von Berytus, und die Sache verdient wohl, daß man sie näher untersuche. Bertou, der diese Notizen lieferte, glaubt auch, daß es bald geschehen werde.

[1] Das O ist aber ein langes und kein kurzes O, scheint somit zum Stamm zu gehören. A. d. U.

Digitized by Google

Kurze Uebersicht der böhmischen Literatur in den letzten zwei Jahren.

(Fortsetzung.)

Die böhmische Muttergesellschaft erhöht ihre Thätigkeit in demselben Maaße, als ihr Mitglieder zuströmen und ihr Vermögen sich mehrt. In der Zeit, die unsere Uebersicht umfaßt, sind aus ihrem Verlag zum Theil sehr bedeutende Werke hervorgegangen. Wir beginnen mit einigen Bemerkungen über die Philosophie überhaupt, mit Bezugnahme auf das Slawenthum und namentlich auf die Böhmen selbst. Wir sind der Ansicht, daß die Philosophie eines jeden Volks ihre Wurzeln in dessen eigener Sprache hat, welche der treueste Spiegel ihrer geistigen Eigenschaften ist, daß sie darin, wie der Kern in der Steinhülse verborgen ist, und mit der Zeit durch ihre eigene Kraft daraus hervortritt. Die Philosophie, als eine Wissenschaft der Erkenntniß, wird nirgends dieselbe seyn, sondern allenthalben nach der Individualität derer, die sie pflegen, sich unterscheiden. Diese Individualitäten sind entweder ganze Völker oder einzelne Personen, und wir sehen, daß einerseits alle philosophischen, aus einem und demselben Volk hervorgegangenen Systeme doch bei aller Verschiedenheit einen gewissen gemeinsamen, deutlich ausgeprägten, mit den nationalen Eigenthümlichkeiten zusammenhängenden Stempel an sich tragen, andrerseits aber wieder die eigenthümliche, ursprüngliche Philosophie eines Volks, wegen der verschiedenartigen Auffassung der einzelnen Personen in mehrere Systeme zerfällt. Einen solchen gemeinsamen Stempel tragen z. B. die sämmtlichen philosophischen Systeme der Deutschen, den Stempel einer unpraktischen, übertriebenen Grübelei und Zergliederung, einer unbegränzten Abstraction, wobei aller Boden der Wirklichkeit verloren geht, während sie dann in den luftigen Höhen mit irgend einem beliebten abenteuerlichen Grundsatz wie mit einem werthen Kindlein oft bis ans Kindische, stets aber ohne allen Vortheil liebäugeln.[1] Wohin eine solche Einseitigkeit führt, davon haben wir ein Beispiel an der neuesten deutschen Philosophie, welche sich am Ende so in Grübeleien und Abstractionen verlor, daß sie sich selbst Altäre errichtet, und mit Verwunderung sich vor sich selbst demüthigt. Das Philosophiren begann bei den Deutschen damit, daß sie die zu ihrem Sprachschatz gehörigen, auf das Uebersinnliche sich beziehenden Worte unter einander verglichen, ihren Unterschied untersuchten, und den genauen Begriff eines jeden feststellten: der Kreis ihrer Gedanken ward damals auf die Gränzen ihrer Sprache verwiesen und quälte sich mit diesen ab. So theilten sie Verstand und Vernunft, und dieser Scheidung mußten sich alle spätern Systeme unterwerfen. Die slawische Sprache, namentlich die böhmische Mundart ist in Bezug auf den Ausdruck des Uebersinnlichen anders eingerichtet, sie hat, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, eine allgemeine Abstraction in einem andern Fachwerk dargestellt, und es wäre eine Thorheit, slawische Worte aufzusuchen, deren Bedeutung vollständig der von deutschen Wörtern entspräche. Als Beispiel führen wir ein einziges, bis jetzt noch nicht untersuchtes, ja noch nicht einmal in seinem Begriffsumfang genau bestimmtes Wort, das vielleicht „Mysl“[2] an. Ohne eine solche strenge Feststellung der Begriffe ist eigentlich gar kein Philosophiren denkbar. Daraus ergibt sich deutlich das Bedürfniß einer originalen, nationalen Philosophie, die wir will's Gott gleichfalls seiner Zeit haben werden, zugleich aber auch der Nachtheil solche fremden Pflanzen, wie die Philosophie eines fremden Volks und die Bildung einer philosophischen Terminologie, ehe wir selbst noch eine Philosophie haben, auf unsern Boden zu versetzen. Wozu das Kind taufen, ehe es geboren ist: eine philosophische Literatur läßt sich nicht machen, alles will seine Zeit haben, und muß sich natürlich entwickeln, läßt sich aber nicht erzwingen. Wir wollen darum nicht in fremden Gärten nach Früchten blicken, die in unsern Boden verpflanzt unvermeidlich verkrüppeln oder gar nicht anschlagen würden, sondern wir wollen die heimischen pflanzen und sie veredeln, wenn sie noch roh sind, und können sicher seyn, daß sie unsere Sorge hundertfältig vergelten werden. Wir wollen selbst etwas seyn und die fremden Krücken wegwerfen, mit denen wir bis jetzt so ärmlich fortgehinkt sind, wir wollen sehen, ob wir auf eigenen Füßen stehen und ein selbstständiges Leben führen können. Dazu bedürfen wir nur Vertrauen in unsere eigenen Kräfte, und diese haben wir, nur sind sie bis jetzt noch wenig geprüft und geübt worden. Wir wollen mit eigenem Material bauen, mit eigener nicht mit fremder Sprache denken, mit eigenen Augen, nicht mit fremden Brillen sehen. Daß wir bis jetzt noch keine eigene Philosophie haben, das beweist nur, daß sich bis jetzt das Bedürfniß noch nicht gezeigt habe; sobald dieß Bedürfniß sich zeigt, so wird auch die Sache sich zeigen, und wir können sicher seyn, daß auch unser Volk seiner Zeit seine eigene Philosophie und will's Gott eine praktischere haben wird, als wir von unsern tiefsinnigen Nachbarn entlehnen können. Was wir früher schon über einige philosophische Schriften bemerkt haben, das gilt auch von dem neuen Werk Jungmanns über die redenden Künste, worin wir offen das Mißtrauen in unsere eigenen Kräfte ausgesprochen finden, die doch, — unbeschadet der Bescheidenheit unserer hochverdienten Veteranen, — schon so großes ausgeführt haben.

Ein ausgezeichnetes, für uns höchst wichtiges Buch ist die „Ausbruch aus der böhmischen Literatur,“ deren bis jetzt ausgegebener erster Theil bis zum Anfang des 15ten Jahrhunderts reicht, und die prächtigsten Ueberreste der alten böhmischen Literatur umfaßt. Namentlich interessant sind die Auszüge aus Stitny, diesem großen Autodidacten in der Philosophie, diesem berühmten Weisen in einem Jahrhundert, wo die ganze gebildete Welt der Sklave einer erstarrten Scholastik war; möchten doch bald seine sämmtlichen Schriften dem Druck überliefert werden. Vorangeschickt ist eine altböhmische Grammatik von Schafarik. Die „Stimmen über das Bedürfniß der Einheit in der Schriftsprache,“ sind eine für unsere Zeit sehr bedeutende Schrift, welche ein wichtiges Licht auf das verkehrte Treiben der Vorsprecher der neuslowenischen Literatur wirft; wir hoffen, daß die treuherzigen Worte unserer Koryphäen und einige Stimmen ihrer eigenen Landsleute zum Herzen dieser Neuerer dringen, und daß sie aufhören werden, muthwillig niederzureißen, was herbe Jahrhunderte aufgebaut haben.[3]

[1] Unsere deutschen Philosophen mögen sich für diese freundliche Beurtheilung bei dem slawischen Herrn Verfasser bedanken. A. d. U.

[2] Dieß Wort läßt sich freilich nicht leicht bestimmen, noch weniger als das englische mind. Jungmann übersetzt es mit Denkkraft, Gemüth und Geist, aber auch mit Gedanken, Gesinnung, selbst Begehrungsvermögen. Man kann sich denken, welche zahllose Ableitungen dieß Wort erfahren hat und zuläßt, ja man kann sagen, eine genaue Entwicklung dieses Worts enthielte eine philosophische Entwicklung des Gedankenganges bei den Slawen, namentlich bei den Böhmen. Das Wort ist deßhalb als Beispiel von dem Verfasser sehr gut gewählt. A. d. U.

[3] Dieß geht auf die unter den Slowaken Ungarns herrschende Verfeindung, in dem vorliegt Provincialismen und nicht mehr böhmisch zu schreiben, was seit der Reformation die Schriftsprache derselben war. Die Zahl der Slowaken ist zu klein, um eine eigene Schriftsprache für die Dauer zu begründen; die Klage der Böhmen darüber ist nicht ohne Grund,

Digitized by Google

Für die alte Literatur ist sehr wichtig die „Untersuchung der alten böhmischen Literatur," eine Sammlung von Aufsätzen, welche in den Versammlungen der philologischen Section der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgelesen wurden. Bis jetzt sind zwei Hefte herausgekommen. Diese Sammlung hat den großen Vortheil, daß sie die oft wichtigen Aufsätze den Liebhabern zugänglicher macht, während sie früher unter den andern Aufsätzen der Gesellschaft wie verriegelt gehalten wurden. Hanka gab das Evangelium von Rheims heraus, welches sich namentlich dadurch bemerklich macht, daß er in der Verbesserung der Rechtschreibung über die Gränzen der Ausführbarkeit hinausschritt: bei dieser Gelegenheit gab er auch seine Ansänge der heiligen Sprache der Slawen heraus. — In der Herausgabe historischer Quellen hat immer noch Palacky großes Verdienst, dessen böhmischer Archiv bis auf das erste Heft des vierten Bandes vorgeschritten ist. Die Correspondenz Kaiser Rudolfs von Hanka ist ein Material, dessen Bearbeitung von gewandter Hand sehr verdienstlich wäre. Unter den historischen Schriften ist noch die eigene des Verfassers zu erwähnen „Aechte böhmische Chronik," oder „Volksmäßige Geschichte des böhmischen Landes." Er suchte darin sein Verdienst eigener Forschung, sondern bestrebte sich bloß die Ergebnisse der bisherigen Forschungen in einer für jeden Leserkreis verständlichen Form mitzutheilen, wobei er auch zahlreiche Abnehmer fand.

In der Geographie lieferte Zap eine allgemeine Erdbeschreibung, aber auch außerdem wurde manches geleistet; so ist das Werk des verstorbenen Cerwenak „Spiegel des Slawenlandes," in seiner Art eine gute Schrift. Sonst ist von slawischen Sachen nur Srnbera's Schilderung eines böhmischen Schlosses (Wysoke Myto) zu bemerken.

Sammlungen von Liedern und Volkssagen sind mehrere neue erschienen; die rühmlich bekannte von Erben ist mit dem dritten Hefte beendigt worden. Wasak gab zwei Hefte heraus unter dem Titel „Nationaler Gesang und Tanz" mit Noten; Professor Svoboda einige Volkslieder mit deutscher Uebersetzung in prächtiger Ausstattung mit schönen Illustrationen geschmückt; Sumlork vier Hefte „Sagen, Sitten, Lieder u. s. w. des Volks," die zwar die Sichtung der Kritik nicht aushalten, aber doch viel Material and Licht brachten. Ehrenberg gab vier Hefte „Nationalsagen" heraus, in denen sich ein schöner Forschtrieb dieses neuen Schriftstellers zu erkennen gibt; von Nemcowa erschienen fünf Hefte „Märchen und Sagen des Volks," in denen die Versasserin schöne Anlagen kund gibt. — Für die Belehrung und Unterhaltung der Kinder sind zahlreiche Schriften und Sammlungen erschienen, wir führen aber, als dem Vorhergehenden sich anschließend hauptsächlich nur an Winaricky's „Zweiten Strauß," ein Buch so freundlich und dem kindlichen Verstande so angemessen, daß es jedem Kinde ein angenehmes Geschenk seyn muß; es enthält leichte Lieder, Fabeln, Sprüchwörter u. s. w. Von Lehrschriften für das reifere Alter zeichnen sich Kodyms „Wochenunterhaltungen" aus, deren Beedienst durch ihre starke Verbreitung schon hinlänglich anerkannt ist. Die Lehrvorträge über Gegenstände des Gewerbs und Ackerbaues müssen wir hier übergehen, sie schrinen aber gleichfalls an Umfang und Werth zu steigen.

(Schluß folgt.)

---

literarische Eifersüchteleien und feindselige Bestrebungen wirken bei der Sache mehr mit, als eine einfache Einsicht in den Stand der Dinge. Die Böhmen sind natürlich mannichfach dabei betheiligt, daß die Slowaken sich nicht von der bisher gemeinsamen Bücherssprache lossagen. A. d. U.

Tatarische Münzen in Rußland.

Sie werden noch in neuester Zeit in den südlichen Gouvernements, vornehmlich in den Steppen des Gouvernements Astrachan und unter den Ruinen des alten Sarai, einst die Hauptstadt der Tataren-Chane von der goldnen Horde, aufgefunden. Den meisten Leuten die in ihren Besitz kommen, sind sie völlig unbekannt. Um die allgemeine Unwissenheit hierüber einigermaßen zu lichten, hat unser Numismatiker, Akademiker Frähn über sie eine Broschüre veröffentlicht, aus der einige Notizen auch für die Kunde des Auslandes Interesse haben werden: „Um alten Staate Kiptschak — sagt sie — kannte man nur zwei metallene Münzen, kupferne und silberne. Ob sie auch Goldmünzen besaßen, haben bis jetzt angestellte Forschungen nicht erweisen können. Die bekanntesten Münzen von den ersteren, deren Namen man auch häufig auf ihnen ausgeprägt findet, sind Dirga, Dynga, Pul. Dynga scheint bei den Tataren überhaupt Geld bedeutet zu haben; Dirga hießen bei ihnen die meisten silbernen, Pul die meisten Kupfermünzen. — Auf den alten tatarischen Münzen findet man häufig verschiedenartige Figuren mit Inschriften abgeprägt, oder auch nur letztere ohne Figuren. Waren diese angebracht, so zeigten sie einen Löwen, Tiger, Hund, Kamel, Pferd, Adler, Falken, Pfau, Schwan, Hahn, verschiedene Fischgattungen, wie Karauschen, Stierlette, ferner Blumen, Armbrust, Beil und andre Gegenstände aus ihrem häuslichen Leben. Die Inschriften bezeichnen den Namen und Titel des Chans, den Ort wo die Münze geprägt war, das Jahr ihrer Erscheinung. Nur auf wenigen findet man den Namen und Werth dieser Münzen angedeutet. Nicht selten enthalten die Inschriften Aussprüche aus dem Koran, aber fast immer in arabischer Sprache. B***g.

Die Hacienda de la Uoria.

2. Bermudes-el-Matafiete.

(Schluß.)

Etwa zwanzig Schritt vor uns lag das Fällen, dessen Instinct den Jägern als Richtschnur dienen mußte, angebunden neben der Quelle. Bald sah ich, wie es den Kopf in die Höhe streckte und Zeichen der Unruhe gab. Dieser unbestimmten Unruhe folgten kleine ununterbrochene Schreckensrufe und Anstrengungen die Bande zu zerreißen; sie waren aber unmächtig, es blieb unbeweglich, zitterte am ganzen Leibe, und seine Nüstern schnaubten von angstvollem Wiehern. Ein Schreckensbusch durchzog den Dunkelheit. Plötzlich brachte ein hohles Gebrüll, ausgehend von den benachbarten Höhen, die Echos des Waldes in zitternde Schwingungen. Das arme Thier steckte seinen Kopf ins Gras. Tiefe Stille folgte der furchtbaren Warnung. Die beiden Jäger traten gedickt aus ihrem Versteck hervor, und ich hörte das doppelte Geklack ihrer Carabinen. — Bleibt zurück, sagte der Canadier leise zu mir. — Nein, nein, wenn's Gach genehm, antwortete ich; ich will lieber bei Euch seyn. Glaubt ihr, fügt' ich hinzu, es seyen ihrer zwei? Im Augenblick, wo der Canadier mir mit einem zweifelhaften Zeichen antwortete, schwankte ein Baum in der Nähe der Quelle, durch die Wucht scharfer Krallen erschüttert, von den untersten Aesten bis zum Gipfel. — Zwei! tief der mexicanische Jäger. — Ist das alles? fragte ich. — Ja, bis jetzt. — Ein schrecklisches Gebrüll sauste mir in die Ohren, wie der Schall von zehn Klarinen, und schmitt mir jede weitere Bemerkung ab. Ich sah wie ein fahl und weißer Körper über das vor Schreck zu Boden stürzende Fällen herfiel; ich hörte das Gekrach berstender Knochen und dann plötzlich einen Knall. Der mexicanische Jäger hatte geschossen. — Euer Messer, Camerad! sagte er, zum canadischen Waldläufer zurückspringend, der feuerscheu schußbereitig war, an Euch, da oben! Ich erhob meine Augen nach der angedeuteten Richtung, während dessen Vermudes das Messer des Canadiers zur Hand nahm. Am Gipfel und durch die Aeste der nach der Quelle geneigten Eeder sah ich zwei große wie angezündete Kohlen leuchtende Augen die alle unsere Bewegungen erspähten; es war der zweite Jaguar, dessen Schwanz die Blätter peitschte und von dem

---

1 Dynga deutet auch im russischen Geld an. Die Russen schreiben dieses Wort den Tataren entgegen zu haben. Anm. d. Uebs.

Digitized by Google

Resten abgerissene Moosklocken in wirbelnde Bewegung setzte. Unbeweglich neben seinem Gefährten, heftete der Canadier den Blick unverwandt auf die beiden blutdürstigen Augen, und seine Büchse folgte allen Bewegungen. Inzwischen hatte sich der von Bermudes verwundete Jaguar mit einem Sprung auf ihn gestürzt, und der Mond beleuchtete in seltem Glanze das schreckliche Thier. Einer seiner Tatzen, durch die Kugel des Jägers vom Schulterblatt fast abgelöst, entfesselt Ströme von Blut. Dennoch ballte er sich zusammen, um eine letzte Anstrengung zu machen, senkte den Kopf und brach in brüllendes Wuthgeheul aus. Die entflammten Augen wurden größer und gräßer. Bermudes aber, in ruhiger vertheidigender Stellung, ließ ihm unverwandten Blicks seine Mörderklinge entgegenblinken. Endlich schien der Jaguar seine Kräfte wieder gesammelt zu haben und sprang verwärts; allein die von der Kugel zerrissenen Muskeln waren allzu geschwächt, er fiel erschöpft an der Stelle nieder, welche der Jäger mit einem Sprung auf die Seite eben verlassen hatte. Nichts trennte mich mehr von dem Tiger, als er, zweimal von dem Dolche des braven Mataste getroffen, ein letztes schauerliches Gebrüll erhob, sich wand und verendete: der Stahl hatte das Herz durchbohrt. — Es ist all eins, rief Bermudes, daß ich eine schrecklich zerrissene Haut; ich spreche nicht von der meinigen, und er zeigte mir seinen von einer langen Schwarte zerfleischten Arm. Kaum hatte er ausgesprochen, so ertönte ein zweites Gebrüll von der Seite herunter — ein Knall antwortete darauf: das Gebrüsch abgebrochener Aeste, dann ein schwerer Fall kündigten einen jener Meisterschüsse an, deren nur ein nordischer Büchsenschütze fähig ist. Der Canadier hatte seinen Feind, wie es schien, gerade zwischen die Augen getroffen. Als die beiden Jäger, um den Teich herumgehend, den Leichnam des Jaguars gefunden hatten, erkannte ich aus ihrem Triumphgeschrei, daß das unfehlbare Augenmaß des Canadiers ihn nicht getäuscht hatte. Ich näherte mich, nicht ohne einiges Mißtrauen, einem andern Opfer des Menschen und des Tigers, dem hingemordeten Füllen. Das arme Thier lag unbeweglich auf dem Grase. Eine blutende Narbe auf der Höhe des Kopfes, eine andere an der Schnauze und der vollständige Bruch der Halswirbel bewiesen, daß der Tod augenblicklich erfolgt sein mußte. Schon lag der erste Jaguar todt und kalt neben den Füllen, und ich maß ihn noch mit den Augen, aber in einiger Entfernung, als die beiden Genossen mit dem Weibchen daher kamen, dessen Hinrichtung von der Kugel gerschmettert werden. Dieselbe wenigstens war das Fell unversehrt geblieben. — Wißt Ihr, daß Ihr ein vollkommener Jaguar-Jäger seid, gnädiger Herr? sagte Bermudes zu mir. — Ja wohl, aber ich muß dazu gezwungen sein. — Wie so gezwungen? — Nun, bei Gott, kennt' ich denn fort? Was würdet Ihr gesagt haben, wenn ich nicht bei Euch geblieben wäre? — Daß Ihr Euch fürchtet! — Und was sagt Ihr jetzt? — Daß Ihr Muth habt. — Eben darin täuscht Ihr Euch, erwiederte ich: ich hatte Furcht, ja sogar große Furcht, und darum blieb ich. — Die Jäger wollten die Nacht über bei ihrer gemachten Beute bleiben. Ich stimmte bei, jedoch unter der Bedingung daß man ein Feuer anzünde. Mein Wunsch ward erfüllt. Bald verbreitete das Feuer eine freundige Helle auf die Bäume, welche die Quelle beschatteten, und die ungestörte Ruhe der Einsamkeit versenkte uns bald in tiefen Schlaf.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, waren die beiden Jagdgenossen, mit blutigen Armen, mit die zum Ellbogen aufgekrämpten Hemde, bereits an der Ausweidung der beiden Jaguare. Nach Vollendung dieses Geschäftes, das sie mit der Geschicklichkeit der Leute vom Handwerk verrichteten, luden sie die Felle auf ihre Schultern, und wir kehrten, insgesammt in die Hacienda zurück. Zahllose Glückwünsche begrüßten uns bei unserer Ankunft, auch die schöne Maria Antonia brachte die übrigen dar; ich brauche natürlich nicht zu sagen, daß ich nur ein sehr bescheidenes Theil davon in Anspruch nahm. — Ah da! mein Sohn, sagte Don Ramon zu Bermudes, nachdem er ihm die zwanzig Piaster Belohnung für die beiden Jaguarkörpe hingezählt hatte, man macht hier eine Menge Ansprüche auf den jungen Heiden, den du mitgebracht. Jeder von uns möchte eine verdienstliche Gelegenheit erlangen Gott angenehm zu sein, dadurch daß er den Klauen des Satans eine Seele entreißt, und ich hoffe du wirst in seinen Wünschen billig sein. Bermudes kratzte sich hinter den Ohren, fuhr mit der Hand mehrmals in sein dicke Haar und antwortete: Ich wünsche den Ertrag meiner Prise den Seelen des Fegfeuers zu weihen. Da wir nun alle ein gleichmerkliches Werk thun wollen, so kann ich den Preis nicht zu hoch halten, da auch ihr diese Gelegenheit Gott angenehm zu sein nicht zu theuer kaufen könnet. Dieses Dilemma des schlauen Jägers kam dem Vater Don Ramon etwas ungelegen; er wollte die weitere Besprechung darüber lieber auf einen günstigern Augenblick verschieben und zog sich zurück. Jetzt konnte Bermudes genügig die vielen Fragen beantworten, welche man von allen Seiten an ihn richtete.

Unter den Umstehenden schien ein einziger die allgemeine Neugier nicht zu theilen. Er hielt sich abseits, ließ einen Piaster den er in der Hand hatte, in die Luft fliegen und murmelte einige Worte zwischen den Zähnen: Ich habe noch nie um Indianer gefeilscht, es wäre eine schöne Partie, besonders mit meinem unfehlbaren Martingale. — Der Mann, dem ich bereits erkannt, trat auf mich zu und sagte leise: Ich habe Eure Empfehlung nicht vergessen, gnädiger Herr; da ist Euer Piaster, den ich meinem Versprechen gemäß auf eine feierlichere Gelegenheit aufbewahrt habe; ich werde mein Wort halten. Nach Eindruck der Nacht war ich in meinem Zimmer eben in dem Gedanken vertieft über das Unmaß eines längeren Aufenthaltes in der Hacienda, wo mich nichts mehr zurückhielt, als man anklopfte und sich auf mein Heeren! die Thüre öffnete. Es war der mexicanische Jäger, der mit kummervollem Stirn hereintrat. — Gnädiger Herr, sagte er, würd' es Euch, da Ihr ein so guter Tigerjäger seid, nicht gutthun sein mich noch auf eine Fischotter- und gelegentlich eine Indianerjagd zu begleiten? — Dieß vertieft Nachdenken, antwortete ich; die schönsten Dinge darf man am wenigsten mißbrauchen. Mit meiner Tigerjagd bin ich sehr befriedigt, eine Fischotterjagd gäbe mir Stoff zum Lachen, von einer Indianerjagd aber will ich durchaus nichts wissen. — Bermudes seufzte beträbt. Ach, gnädiger Herr, ich muß noch einmal auf diese Heidenjagd. Ich habe gefreit, habe meinen Indianer an jenen Kerl, den man den Martingale nennt, verleren, und die Seelen des Fegfeuers müssen mit neuen Credit geben! Nachdem ich den armen Jäger so gut als möglich zu trösten gesucht, willigte ich ein mit ihm und dem Canadier morgenden Tage die Hacienda zu verlassen; dann entlieh ich ihn, ohne mir zu verbergen daß der Glaube in Betreff der Seelen des Fegfeuere ein sehr abenteuerlicher sei und daß sie große Gefahr liefen in Bermudes ewig einen zahlungsunfähigen Schuldner zu haben.

Miscellen.

Sitte der Wotjäken den Scheitan (Satan) auszutreiben. Ungefähr um das Weihnachtsfest versammeln sich die Wotjäken eines ganzen Dorfes an einem bestimmten Tage in einem Hause, das am Ende des Dorfes liegt, mit Sieben, Keulen, Ketten, hauptsächlich aber mit jungen Lindenstäben, die der Satan besonders fürchtet, schlagen hier mit ihren Werkzeugen in alle Ecken, an die Wände, auf den Boden, mit Einem Wort, an alle Stellen, wo sich immer der Satan bergen kann, und alles dieß mit ungeheurem Lärm und Geschrei. Wenn die Ceremonie in einem Hause zu Ende ist, so fängt sie im nächsten von neuem an, und so weiter; endlich, wenn das ganze Dorf durchgemacht ist, läuft das Volk auf das Feld hinaus, und wirft hier seine Werkzeuge hin. Der Scheitan ist verjagt. Die Wotjäken glauben fest und sest, daß der böse Geist sie meide, wenn diese Sitte nicht beobachtet werde. (Nordische Biene. 30 December.)

Heurathen in England. Im J. 1844 wurden in England weit mehr Heurathen geschlossen, als früher; ihre Zahl betrug 132,249, um 8231 mehr als das Jahr zuvor. Das Verhältniß der Heurathen zur Bevölkerung hatte von 1839 bis 1842 abgenommen, jetzt nähert es sich dem in Frankreich. Man schätzt jetzt eine Heurath auf 129 Personen, in Frankreich auf 123. (Voleur. 10 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 26. 30. Januar 1847.

Real del Monte und die Silberminen in Mexico.

(Revue des deux mondes 15 Dec.)

Real del Monte ist eine der berühmtesten Silberminen der neuen Welt. In manchen Jahren gingen Massen von Silber daraus hervor, ähnlich denen von Potosi oder Pasco, obwohl die englische Compagnie, welche sie jetzt bearbeitet, ihrem Reichthum kein sonderliches Zeugniß gibt. Sie ist so berühmt geworden durch die Freigebigkeit des Eigenthümers, des Grafen von Regla, der dem König Karl III zwei Kriegsschiffe, darunter eines von 112 Kanonen, schenkte, und ein Anlehen — ein castilianisch-höfliches Wort für eine Beisteuer — von mehr als Millionen Franken hinzufügte. Die Schmelzanstalt zu Regla, 20 Kilometres von Real del Monte, wurde von demselben Eigenthümer mit königlicher Pracht erbaut. Ein schöner Bach macht sich hier Bahn durch eine Basaltschlucht, deren regelmäßige Prismen sich rechts und links bündelartig aufrichten. Der Graf von Regla sparte nichts, um die Anstalt groß und schön herzurichten; eine niedliche Kirche mit weißem Thurm überragt die große gepflasterte Tenne (patio), wo die Amalgamation vorgenommen wird, und die dreifache Reihe von Steinkufen, in denen das Erz durch das Umdrehen eines Porphyr- oder Basaltblocks in Staub verwandelt wird.

Real del Monte liegt um 500 Metres höher als Mexico, und steht durch eine Chaussee mit demselben in Verbindung, an der sich von Zwischenraum zu Zwischenraum monumentale Bogen erheben. Es steht unter dem besondern Schutze Unserer lieben Frau von Guadalupe, welche während des Unabhängigkeitskrieges die Beschützerin der Mexicaner gegen die Spanier war. Am zweiten Tag nachdem man Mexico verlassen hat, ist man mitten in den Bogen, und durchzieht die kleine Stadt Pachuca, den Mittelpunkt des Minendistricts, zu welchem Real del Monte gehört, und der in der Geschichte der mexicanischen Metallurgie so berühmt ist. Die Gold- und Silberminen haben stets einen mächtigen Reiz auf die Völker ausgeübt, welche sich leicht von ihrer Einbildungskraft hinreißen lassen. Menschen von diesem Temperament glauben gerne, daß eine Gold- oder Silbermine ein unfehlbarer Glücksfund ist. Das ist eine Täuschung, und doch wird das Vorurtheil, das sich an Gold- und Silberminen knüpft, nicht so leicht verschwinden. Nirgend war wohl die Lockung so stark wie in Mexico, denn nirgends gibt es mehr und reichere Minen. Damit will ich nicht sagen, daß alle Welt sich dadurch bereichert habe. Wahr ist's, die Mine la Purissima zu Catorce gab regelmäßig während einer langen Reihe von Jahren wenigstens eine Million reinen Gewinn, und manchmal fünf bis sechs; in demselben District gab die Mine Padre Flores im ersten Jahr 8 Millionen: die Mine Valenciana bei Guanaruato während 40 Jahren einen Bruttoertrag von 14 und einen Reinertrag von 2 bis 3 Millionen, manchmal das Doppelte; die Aber Pabellon und Veta Negra zu Sombrerete gab der Familie Fagoaga im Laufe von 5 bis 6 Monaten einen reinen Gewinn von 20 Mill. In diesem Districte sah man das rothe Silber, eine Verbindung mit Antimonium und Schwefel, die ganze Masse von Adern bilden, die über einen Meter dick waren. Wenn aber auch kolossale Reichthümer aus den Minen von Mexico hervorgegangen sind, so war doch die Zahl derselben nicht groß. Wenn die Familie Fagoaga, die Grafen von Regla und Valenciana und einige andere ihnen ein fabelhaftes Vermögen verdanken, so wollen doch die englischen Capitalisten, welche seit der Unabhängigkeit 150 Millionen hineinsteckten, sie nicht loben, und wie viele Unfälle sind nicht auf anfangs günstige Tage gefolgt!

Die Unsicherheit, welche die Ausbeutung der edlen Metalle in allen Ländern der Welt darbietet, findet sich somit auch hier, wo doch die Adern regelmäßiger sind, aber man hat hier die Gewohnheit für die Senkung eines Schachts unerhörte Summen auszugeben, und so lange Mexico noch Colonie war, machten glückliche Minenbesitzer einen Aufwand, der an die Verschwendung der Patrizier Roms unter den Cäsarn erinnert. Die Geschichte des französischen Minenbesitzers Laborde ist ein Beispiel der Wechselfälle des Glücks. Dieser unternehmende Mann kam arm nach Mexico, und wurde durch die Ausbeutung einer Mine zu Xlapajahua sehr reich; er ging von da zu den Minen von Tasco, denen er durch seine außerordentliche Thätigkeit einen neuen Aufschwung gab, und machte hier neuerdings großen Gewinn. Dieß geschah von 1752 bis 1760. In seinem überschwänglichen Reichthum baute er zu Tasco eine Kirche, die ihm 2 Millionen kostete, und die er prächtig ausschmückte, aber die Silberminen wurden arm, er setzte den Bau nichtsdestoweniger hartnäckig fort, und verlor alles. In der äußersten Noth ging er zum Erzbischof, und bat ihn um Erlaubniß, die goldene, mit Diamanten besetzte Sonne, womit er das Tabernakel seiner Kirche geschmückt hatte, wieder herunternehmen zu dürfen. Der Erzbischof hatte den guten Gedanken darein zu willigen, und Laborde bezahlte mit den 100,000 Piastern, die er dadurch gewann, sein Glück anderswo zu versuchen. Er ging nach Zacatecas, wo die Minen, nachdem sie sehr ergiebig gewesen, fast gänzlich verlassen worden waren. Er unternahm es, das Wasser einer berühmten Mine, la Quebradilla auszuschöpfen, und verwendete darauf ohne Erfolg fast seine ganze Habe. Als er

Digitized by Google

nur noch einige Tausend Piaster hatte, wagte er sich an die Bearbeitung einer noch unbekannten Ader, und hatte das unglaubliche Glück, die Veta grande zu finden, die jetzt noch die Hauptader von Zacatecas ist. Er griff sie gerade an dem Punkte an wo die Adern am reichsten sind, und gewann noch einmal unermeßliche Reichthümer, hinterließ aber bei seinem Tode nur 3 Millionen Franken, was für einen glücklichen Minenbesitzer damaliger Zeit sehr mäßig war.

Wenn aber die Einzelnen oft in ihren Hoffnungen betrogen werden, und zwar so, daß ungeheure in den Minen gewonnene Vermögen auch wieder von denselben verschlungen werden, so gewinnt doch immer das Land an diesem Eifer Minen zu graben. Es gewinnt einen guten Taglohn, den noch jetzt eine starke Bevölkerung von Minenarbeitern bezieht, es gewinnt die Quinta des Königs, welche jetzt an die Republik fällt und sehr bedeutend ist, die Nebengewinne, namentlich durch die Transporte, ganz ungerechnet. Die Minen haben den Anbau des Bodens hervorgerufen für die Bevölkerung, welche sich der Ausbeutung und dem Transport widmete; überall, wo die Minenarbeit eine große Ausdehnung gewann, entstand eine blühende, manchmal sehr reichliche Stadt, z. B. Guanaruato, das im J. 1810 80,000 Seelen zählte.

Die Adern der mericanischen Minen zeigen eine erstaunliche Größe, die der Biscayna hat mehrere Meterß Mächtigkeit, die Veta Madre zu Guanaruato selten weniger als 8 Meters und manchmal bis 50. Man denke ein Lager von Silbererz von 50 Meterß Mächtigkeit! Man hat die Veta Madre auf mehr als 12 Kilometres Länge ausgebeutet, obgleich die Schätze, die sie lieferte, fast bloß aus einem Strich von 1500 bis 1600 Metreß Länge kamen. Die Veta grande von Zacatecas hat nach Abzug von zwei Lagern tauben Gesteins, die dazwischen liegen, durchschnittlich 5 bis 10 Metreß Mächtigkeit, zu San Acasio hat dieselbe Ader das Doppelte. Weiter im Norden zeigt sich diese Ader mit einer Mächtigkeit von 7 bis 8 Metreß. Ich führe hier nur Beispiele von außerordentlicher Dicke an, denn die Zahl der Adern ist unermeßlich. Zu Fresnillo, etwas nordwärts von Zacatecas, ist ein wahres Netz von Adern. Um die Bedeutung dieser mericanischen Adern desto besser zu zeichnen, muß man sich erinnern, daß man in Belgien 400 Metreß unter der Erde trotz tausendfeltl Schwierigkeiten, trotz unterirdischer Flüsse und schlagender Wetter Kohlenflötzschichten von 50 Centimetres sucht, während das Silbererz in der Veta Madre zu Guanaruato eben so viel Metreß Dicke hat. Die Silberminen Europa's will ich hier gar nicht vergleichen, denn eigentliche Silberminen sind im alten Continent sehr selten, und Silber wird gewöhnlich nur in Blei- oder Kupferminen gefunden.

In Mexico ist das meiste Gestein, welches die Erdrinde bildet, so es nun neptunisch oder plutonisch, von Quarzadern durchschnitten. Eine der Eigenschaften dieser Adern auf mericanischem Boden ist die sehr häufig metallische Schwefel in sich schließende Verbindung von Eisen, Zink, Kupfer oder Blei mit Schwefel, der eine so große Rolle in der Natur spielt, und es ist sehr selten, daß man nicht in Mitte dieser Schwefelarten auch eine Verbindung mit Silber findet; dann bildet die Ader eine Mine dieses kostbaren Metalls. Je weiter man nun von Mexico gegen Norden geht desto zahlreicher werden die mehr oder minder mit metallischen Schwefeln gemischten Quarzadern, ja Dupont behauptet, wenn man nach dem Golf von Californien hin über die Hauptkette der Anden gehe, so bestehe, sobald man einmal auf dem Westabhang angekommen, das ganze Land aus einem mit Quarzadern durchsetzten Gestein; damit ist hinreichend gesagt, bemerkt er, daß die seit drei Jahrhunderten ausgebeuteten Minen nichts heißen gegen diejenigen, welche noch zu erforschen sind. Diese allgemeinen Charakterzüge wiederholen sich auf dem größten Theil der langen Andenkette, so wie in den Cordilleren oder Verzweigungen, welche die Hauptkette links und rechts aussendet. Nimmt man eine Karte von Mexico, und bezeichnet man alle die Punkte, wo Silberminen ausgebeutet oder Anzeichen entdeckt wurden, so nehmen sie mit geringen Unterbrechungen eine zu 45° gegen den Aequator geneigte Linie von 16 bis 30° N. B. ein. Die Länge dieser schiefen Linie beträgt über 2000 Kilometres. Im Norden sind es die Minen in der Umgegend von Guaimas, Batopilas, Morelos, Guadalupe y Calvo, in der Mitte Guanaruato, im Süden Ilapujahua, Angangueo, Sultepec, Pachuca, Real del Monte und Chico. Oft wird dieselbe Ader auf vielen Strecken aufgefunden. So ward die Veta Madre von Guanaruato im Jahre 1803 auf einer Länge von 13 Kilometres ausgebeutet. Eine der Zerklüftungen, welche die Erdkruste zu verschiedenen Epochen, lange Jahrtausende vor der Erscheinung der Menschen erfahren hat, muß in Mexico in dieser fast geradlinigen Richtung erfolgt seyn. Ja noch mehr, diese Erscheinung scheint auf dem neuen Continent in der ganzen ungeheuren Andenkette in demselben Augenblick erfolgt zu seyn, worauf silberhaltige Massen aus dem Innern der Erde hervordrangen und die Spalten ausfüllten. Die constatirte Aehnlichkeit weist den zahllosen, in Mexico längs der oben bezeichneten 2000 Kilometres langen Linie sich findenden Adern einen gemeinsamen und gleichzeitigen Ursprung zu. Alle haben dieselbe Richtung und sind ziemlich aus denselben Stoffen gebildet. Das Gold ist nicht nur im Gewicht, sondern selbst im Werth weit minder bedeutend als das Silber in Mexico.

Die Minen haben für Mexico den besondern Vortheil, daß sie gegenwärtig allein eine bedeutende Ausfuhr darbieten. Die Cochenille, welche Mexico fast allein liefert, belief sich in der blühendsten Zeit des Landes nur auf etwa 12 Mill. Franken. Mexico ist ein von der Natur wunderbar begabtes Land; alles gedeiht hier. Wenn man von dem Uferstrich aus eine Terrasse nach der andern ersteigt, so steht man nach einander und oft neben einander alle möglichen Erzeugnisse von der heißesten bis zur kältesten Zone, von dem Zuckerrohr bis zum isländischen Moos. Es ist indeß nicht leicht, diese wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens, die für geringe Arbeit allein gibt, für den Tauschhandel zu liefern, denn die Bevölkerung fürchtet das Ufer-land, das acht Monate im Jahr der Sitz des gelben Fiebers ist, und flüchtet sich auf das Tafelland des Cordillerenrückens. Die Menschen haben sich zusammengedrängt in der Tierra fria, die man indeß nicht nach ihrem Namen beurtheilen muß, denn die Winterzeit gleicht hier den lachendsten Maitagen zu Paris, und der Name, welcher nach europäischer Ansicht am meisten für diesen Theil des Landes passen würde, wäre der des trockenen Landes. Hier ist kein Wasserlauf, den man zum Behuf wohlfeilern Transports canalisiren könnte, und das schöne Bassin, dem man den Namen „Thal von Mexico" gegeben hat, ist der einzige Theil, wo man ein gutes Schiffahrtssystem herstellen könnte. In einem neuen, nicht sehr industriösen Lande, wo die Entfernungen groß sind und der öffentliche Schatz leer ist, wo keine Sicherheit für industrielle Gesellschaften zu finden, kann man keine Eisenbahnen herstellen. Auf der Hochebene könnte man mit wenig Kosten Wege eröffnen und unterhalten, und

Digitized by Google

einige Wagenstraßen bleiben auch, obgleich sich niemand damit beschäftigt, stets so ziemlich brauchbar, aber an den steilen Abhängen hinab, in denen das Land allmählich nach dem Meere hin abfällt, würden sie sehr theuer zu stehen kommen. Eine einzige Straße, die von Perote nach Veracruz, welche die Hauptstadt mit letzterm Hafen verbindet, wurde prachtvoll hergestellt, ist aber jetzt verfallen. Darum hilft die ungeheure Fruchtbarkeit des Bodens, welche Zucker, Kaffee, Baumwolle und Getreide in Menge liefern würde, jetzt für den äußern Handel nichts, und Mexico führt von solchen Waaren nichts aus. Ein auswärtiger Handel von einiger Bedeutung ist nur durch seine kostbaren Metalle möglich; die Ausfuhr stieg bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts auf etwa 130 Mill. Franken jährlich, sank aber seitdem unter 100 Millionen. Ebenalier, von dem diese Mittheilungen herrühren, berechnet den jetzigen jährlichen Ertrag auf 16 Mill. Piaster in Silber oder 390,960 Kilogramme und auf 2 Mill. P. oder 2958 Kilogramme in Gold, also ist in Mexico das Verhältniß des Silbers zum Golde wie 133 zu 1, oder dem Werth nach wie 8½ : 1. Die mexicanischen Erze sind indeß nicht sehr reich: nach den Forschungen von Elhuyar ergaben sie durchschnittlich, wenigstens diejenigen welche im Anfang dieses Jahrhunderts gebaut wurden, 0,0018 bis 0,002 oder, um mit den Minenarbeitern zu reden, drei bis vier Unzen Silber im Centner Erz. Neuere Versuche, die man nach den vollkommensten Proben angestellt hat, bestätigen diese Schätzung des ehemaligen Generaldirectors der Minen von Mexico vollkommen, und diese Armuth des mexicanischen Erzes machte die Bearbeitung äußerst schwierig und waglich.

Kurze Uebersicht der böhmischen Literatur in den letzten zwei Jahren.

(Schluß.)

Wir kommen jetzt zum hauptsächlichsten und wichtigsten Zweig unsers Schriftenthums, nämlich zur schönen Literatur. Hier zeigt es sich hauptsächlich, ob überhaupt und was für Fortschritte gemacht worden sind, weßhalb wir diesem Theil auch eine besondere Aufmerksamkeit einräumen wollen. Wir fangen bei den Dichtungen an, deren in den letzten zwei Jahren mehr herausgekommen sind als wir zu erwarten gewohnt waren. Sammlungen von slawischen Liedern gaben heraus: Furch, Baron Villani unter dem Titel „Meyer und Schwert," Machaček und Jablonský. Furchs Lieder, obwohl wir viele davon sehr gelungen finden, kränkeln doch an einer gewissen Schwäche, welche zeigt daß der Geist des Dichters mehr passiv ist, und mehr in wirren Träumen als in der wirklichen Welt lebt. Villani würde, wenn er weniger gegeben und eine sorgsamere Auswahl getroffen hätte, einen größern Erfolg gehabt haben. Die Gedichte Machaceks erinnern zu sehr an eine bereits vergangene Zeit, zudem ist seine Form oft zu handwerksmäßig, und es fehlt ihm an Frische und Wärme. Dagegen ist Jablonsky ein geborener Dichter, und die zweite, stark vermehrte Ausgabe der Früchte seiner Muse hat in der That unsere Literatur bereichert. Seine Sammlung zerfällt jedoch in drei Theile. Das erste Heft umfaßt das didaktische Gedicht Salome, von dem die erste Ausgabe seiner Gedichte nur einige Auszüge unter dem Namen „Weisheit der Väter" gab. Jetzt liegt das Gedicht ganz vor uns, und besteht aus einer Reihe häufig epigrammatischer, meist aber in Gleichnissen und Bildern eingehüllter Lehren der Väter, welche Gott, die Wahrheit, die Tugend und das Vaterland als die Hauptgegenstände der Verehrung und der Sehnsucht darstellen. Es sind dieß, um einen schon mehr gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, eben so viele Perlen der Weisheit, aufgereiht an den goldenen Fäden ächter Frömmigkeit. Das zweite Heft umfaßt zwei früher schon herausgegebene epische Gedichte, aber die Epik ist nicht das Element Jablonsky's, und bei allen Schönheiten, womit sein dichterischer Geist auch diese Lieder ausschmückte, sehen wir ihn hier augenscheinlich schwächer. Das dritte Heft enthält „Lieder der Liebe," und „vermischte Gedichte," von denen viele neu sind. In diesen, welche von tiefem Gefühl überfließen, zeigt sich ein reiner, ungetrübter, wie mit einem Schwermuthsschleier leicht überdeckter Sinn, der aber in vertrauendem Hinblick auf die Ewigkeit Trost gewährt. In den vermischten Gedichten zeigt sich derselbe zarte, edle, fromme Geist, verbunden mit einer glühenden Vaterlandsliebe.

„Lilie und Rose" von Kamenicky und die „Vergißmeinnicht" von Stulz sind Gedichtsammlungen von einer eigenthümlichen, jene von vaterländisch-historischer, diese von vaterländisch-frommer Richtung. Beide sind nicht ohne Verdienst, und die „Vergißmeinnichte" haben an Professor Wenzig einen deutschen Uebersetzer gefunden. — Wojacek, bekannt durch seinen dramatischen Versuch Ludmila, trat mit einem episch-lyrischen Gedicht Waclaw auf. Er ist nicht glücklich in der Wahl seiner Gegenstände. Waclaw III. in jugendlichem Alter ermordet, und durch nichts in der Geschichte verbürgt, kann kein Gegenstand einer poetischen Behandlung seyn. Uebrigens ist das ganze Gedicht so nebelig und zerflossen, daß man seinen vaterländischen Anstrich darin entdecken kann.

Wir haben und die ausgezeichnetste dichterische Erscheinung der letzten Zeit, nämlich Wocels „Labyrinth des Ruhms" ans Ende aufgespart. Wer kennt nicht die „Premysliden" und „Schwert und Kelch" von demselben Verfasser? Werke die ihm eine ehrenvolle Stellung unter den vaterländischen Dichtern erworben haben. Wir sehen indeß in diesen beiden Werken, ohne ihren großen Verdiensten zu nahe zu treten, nur Vorstudien, wenn auch nicht die einzigen, zu dieser seiner neuesten Arbeit, durch die er seinem dichterischen Ruhm im wahren Sinn des Worts die Krone aufgesetzt hat. Die Premysliden schrieb der junge, für die rühmlichen Thaten der Väter erglühende Mann, und goß alle Lebendigkeit des Gefühls einer tief ergriffenen Seele in dieselben; Kelch und Schwert schrieb der sein Vaterland und sein Volk aufrichtig liebende Mann, der aber durch bittere Erfahrungen beirrt war; das Labyrinth des Ruhms schrieb der gereifte, mit sich einige Mann, der zum unumstößlichen Ergebniß aller Erfahrungen seines Lebens gelangt ist, und auf einer sichern, unwandelbaren Gesinnung sich festgestellt hat, welcher weiß, was er wollen kann, wie er es wollen kann, der zum Bewußtseyn seiner selbst und zur Kenntniß der ächten Springfedern des Lebens gelangt ist, ein praktischer Weiser, der keiner Schule angehört, sondern von der Richtigkeit seiner Ansicht um so überzeugter ist, weil er sie sich selbst geschöpft und durch Erfahrung gelernt hat, und um so beharrlicher in seinem Thun, weil es aus seiner Ueberzeugung hervorgeht. Und dieß Ergebniß seines frühern Lebens, einer heiligen und ernsten Wahrheit wendet er nun wieder gegen das Vaterland, als dasjenige was seine Gefühle zuerst hervorgerufen, aber wie früher sein Auge zurückschaute in die längst vergangene Zeit, und an ihr nicht ohne Beimischung einer leichten Trauer sich ergötzte, so bringt er jetzt kühn und stolz in die Zukunft ein, und seine

Digitized by Google

Lippen verkünden in Begeisterung die Prophezeihung von der glücklichen Zukunft einer ächten nationalen Wohlfahrt. Denn Jan, die Hauptperson der Dichtung, ist das böhmische Volk, Jans Leben ist ein Bild der Schicksale des böhmischen Volkes, die Idee des Gedichts aber ist das Ueberwiegen des Geistes über die Sinnlichkeit, und der Sieg der Liebe (im höchsten Sinne des Worts) über das böse Princip, das der Dichter passend in Duchamor personificirt hat. Religiöse Streitigkeiten, philosophische Grübeleien, die Freuden des Lebens, weltlicher Ruhm können, da er in ihnen allen einen falschen Schimmer entdeckt, den nach höhern Dingen strebenden Geist nicht beruhigen, bis ihm endlich, da er durch den Blick auf die Vergangenheit belehrt ist, in hellem Schimmer der Stern seines Lebens aufgeht, die Sehnsucht nach wahrer geistiger Bildung. Aber dieß ist nicht bloß ein Bild des böhmischen Volks, sondern auch ein Bild der geistigen Entwicklung eines Dichters, oder der Hang dazu bei jedem, dem der Funke des innigen Strebens nach Vervollkommnung eingepflanzt ist, und Jan ist nicht nur das böhmische Volk, sondern überhaupt jede — sey es physische oder moralische — Persönlichkeit, die zu ihrem Bewußtseyn gelangt. Das Labyrinth des Ruhms ist also eine philosophische Dichtung, welche die Haupfinteressen unserer Zeit umfaßt, es ist eine bei und noch nie gesehene Probe, die erste offenkundige Frucht der neuen Richtung der Poesie, der Tendenz der Zeit zu dienen. Der Dichter ist sich dessen auch selbst recht wohl bewußt, denn er hat für gut befunden in der Vorrede eine Rechtfertigung seines Beginnens voranzuschicken, indem er beweis, wie jede ächte Volkspoesie den Richtungen ihrer Zeit diente, wofür er als Beispiel die alten Griechen und Römer anführte, so wie die letzten nationalen Dichter aus jener Zeit, wo die griechische und lateinische Literatur und mit ihr die sogenannte Classicität noch nicht in dem Maße im Nationalleben Wurzeln geschlagen hatte, um ihm die Lebenssäfte entziehen zu können; sich also von einer eitlen Nachahmung der Classicität loszumachen und sich auf den wahren, dem Dichter angewiesenen Weg zu wenden, das betrachtet Wocel als das Bedürfniß unserer Zeit, und er schrieb daß sein neuestes Werk, um den ersten Schritt zur Erfüllung dieses Bedürfnisses zu thun. Ob er der erste ist welcher dieß Bedürfniß fühlte, und ob das „Labyrinth des Ruhms" der erste Versuch dieser Art ist, das wollen wir nicht untersuchen; das aber ist gewiß, daß er zuerst offen dieß Bedürfnis aussprach, und daß sein Werk seinen Charakter deutlich ausgeprägt an der Stirne trägt. Eine genaue Auseinandersetzung dieses Gedichts kann hier nicht an ihrem Platze seyn, wir müssen also nur die Ausführung in Kürze berühren. Wir können mit Wahrheit gestehen, daß Wocel auf seinen Gegenstand alle gebührende Sorgfalt gewendet hat, so daß die Form in allen einzelnen Theilen preiswürdig erscheint. Und da die ganze Arbeit die Frucht eines tiefen Studiums und nicht einer augenblicklichen Begeisterung ist, so zeigt sich auch, daß die Ausführung vollkommen durchdacht ist. Wir müssen also die Poesie hier mehr im Begriff, als in der Ausführung suchen, — womit jedoch dieser von ihrem Werth nichts genommen seyn soll, — da dieß aus dem Wesen der Sache fließt. Wir hätten gewünscht, das Ganze möchte mehr ins Fleisch ausgearbeitet seyn, damit das Werk eine vollere Gestalt erhalte, während es uns jetzt mehr ein Skelett zu seyn scheint, eigentlich etwas, das unausweichlich ein Fell und hie und da Fleischesfälle braucht. Das das letzte Gedicht etwas Faustisches hat, kann man nicht als Nachahmung bezeichnen, die Aehnlichkeit liegt nur in der Art der Dichtung. Eben so wohl könnte man Byrons Manfred für ein Abbild des Göthischen Faust ansehen. Daß Jan Eine Person mit dem Erfinder der Buchdruckerei ist, kann man als zufällig ansehen. Wir brauchen jetzt nur noch zu bemerken, daß das „Labyrinth des Ruhms" eine neue Epoche in der böhmischen Dichtung bildet, eben so wie (Kollars) Slawy Deera, dieß die Begeisterung der Jugend, die für Ideale erglüht, und jenes die männliche Ueberlegung und Besonnenheit repräsentirt, wie der Fortschritt der Zeit es zeigen wird.

Auf dem Felde der Novellistik ist in letzter Zeit manches gearbeitet worden, wir führen aber nur Jan z Hwezdy's neueste historische Romane Mostickar und das Schloß von Wolfan an, so wie Ivos „letzten Böhmen," eine seltsame Arbeit, welche die widersprechendsten Beurtheilungen erfahren hat. Auf dem dramatischen Felde war die böhmische Literatur nicht glücklich, und was die übrige Unterhaltungsliteratur betrifft, so nimmt diese, wie allenthalben an Umfang, jedoch nicht immer an Güte zu. Indeß läßt sich eine Verstärkung der literarischen Kräfte und ein sichtliches Streben nach größerer Gründlichkeit nicht verkennen, und man kann mit Zuversicht in die Zukunft blicken.

Die Reisfelder von Varbonne.

Ein italienischer Grundbauer, der Graf Beltrami, hat den Reisbau in großem Maaßstab in den saligen Landereien der Umgegend von Narbonne bei Montreuc eingeführt. Das Besitzthum, in welchem die Reisfelder angelegt sind, gehört dem Hrn. Lichtenstein zu Montpellier, und liegt an den Ufern eines von der Rude abgeleiteten Bewässerungscanals. Die eingefaßte Landstrecke beträgt 20 Hektaren; die Aussaat geschah im April und Mai, die Ernte begann in der letzten Woche Septembers und endigte im Anfang Octobers. Die Gesammtausgabe für den Anbau, mit Ausnahme des Pachts belief sich auf 6500 Fr., somit auf 325 Fr. für den Hektar; der Ertrag war 33,000 Kilogramme Reis, somit 1650 Kilogr. auf den Hektar. Diese 33,000 K. regaben, den metrischen Centner zu 30 Fr. gerechnet 9900 Fr. oder 495 Fr. per Hektar, der reine Gewinn ist also 170 Fr. oder über 52 Procent von dem angewendeten Capital. Hiezu kommt noch, daß im Laufe des ersten Jahrs Arbeiten vorgenommen werden mußten, die für die ganze Dauer des Anbaues dienen müssen, so z. B. haben die Bewässerungsgräben und die Gedämme, um das Wasser zurückzuhalten, allein 30 Fr. vrem Hektar gekostet. Ferner wurden alle Arbeiten von unerfahrenen, dem Reisbau ganz fremden Leuten vorgenommen, und man berechnet die Ersparung, die man bei allmählicher Uebung der Arbeiter machen kann, auf wenigstens 40 Fr. beim Hektar, alles dieß ohne die Kosten zu rechnen, welche jeder neue ungewohnte Anbau ohnehin mit sich bringt. Der Kosten des Anbaues dürften sich künftig auf 255 Fr. der Hektar stellen, was — auch angenommen, daß der Ertrag nicht Beige — einen reinen Gewinn von 240 Fr. oder 99 Procent ergäbe. In Italien ergibt ein Hektar Reisfeld 1800 bis 2000 Kilogr., manchmal selbst 3000 Kilogr. Reis, und es ist zu hoffen, daß im südlichen Frankreich, wo Boden, Wasser und Himmel nichts zu wünschen übrig lassen, der Ertrag nicht geringer seyn werde. (Voleur. 10 Januar.)

Ein fossiler Elephant. In der Nähe von Maeen wurde in den Steinbrüchen zu Flacé vier Metres unter dem Boden ein fossiler Elephant gefunden; leider zerbrachen die Arbeiter einen Theil des riesenhaften Skelette. Indeß sind interessante Bruchstücke aufbewahrt worden. Die Länge der Stoßzähne zeugt von der ungeheuren Größe des Thiers. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 1 und Umschlag zum Monat Januar.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 27. 1. Februar 1847.

Skizzen aus den baltiſchen Provinzen.

Baltiſche und deutſche Jagd. — Die kuriſche fliegende und die livliſche Hetzjagd. — Klapperjagd. — Frühlingsjagd. — Allgemeinheit der Jagdleidenſchaft. — Unwaidgerechtes Jagen. — Die Kronforſten und Dondangen. — Jagdſpeculation. — Seltenheit des Wildes. — Einfluß der Jagd auf die Letten und Eſthen. — Waidmänniſche Beforquiß. — Freie Jagd und andere Rechte. — Die Birke. — Der Holzverbrauch. — Waldcultur. — Waldverwüſtung. — Holzarmuth inmitten des Waldes. — Eine beſſere Waldwirthſchaft. — Reichthum als nächſte, Selbſtſtändigkeit als weitere Folge.

Wer im baltiſchen Lande Jagdleidenſchaft hat, bleibt den vollen October hindurch auf dem Lande. Erſt in der zweiten Hälfte des November gehen darum die meiſten Edelleute aus ihren Höfen nach der Stadt. Der Jäger, der ächte Jäger befindet ſich auch in allem baltiſchen Lande wohl, beſonders aber in Kurland. Man darf dort nicht jene Jagd ſuchen, wie ſie bei uns in Deutſchland betrieben wird, pedantiſch ſchulgerecht oder blitterend elegant. Man darf dort nicht nur im Herbſte nach der Suche, nur im Winter nach der Treibjagd fragen; nicht bloß einige wenige Hochwildbeſitzer gehen hier Sommers zur Pirſch. Nein, man jagt in Kurland jahraus, jahrein und in Livland nicht viel minder. Man kennt auch kaum die trügeriſche Koppeljagd auf dem Felde und den erfolgloſen Anſtand im Walde. Hier iſt's eine viel wildere Luſt. Immer und überall gehen die Hunde laut in vollem Lauf auf des Wildes Spur; dazu klingt das Jagdhorn in langgezogenen Tönen, und meilenweit hört man den Jubel des fröhlichen Zuges.

Doch auch hier iſt das ſchönſte Jagen im Herbſt. Dieſer beginnt aber zeitig; ſchon im Auguſt treten bisweilen nach heißen Tagen die Nachtfröſte ein. Darum beginnt auch das Waidwerk bereits mit der zweiten Hälfte dieſes Monats. Dann reiten die Edelleute aus ihren Erbſöhen mit Jägern und Hunden „jagdweiſe" zum Nachbar hinüber, hierauf der Nachbar mit ihnen zum zweiten Nachbar, dann alle drei weiter, fort und fort, bis ſich ein Jagdzug formirt hat, beinahe gewaltiger, als die ganze reitende Militärmacht manches kleinen deutſchen Fürſten. Und ſo ziehen ſie zum Wald. Dort umſtellen die Jäger die auserleſene Holzfigur; nur der Piqueur reitet mit den Hunden hinein. Sowie dieſe ein Jagdthier auffinden, ſchlagen ſie laut an, der Piqueur folgt dem flüchtenden Wild auf den Fersen mit ſeinem Roß, ſeine Jagdhornſignale geben den Jägern die Richtung des Jagens an. Wer das Thier erblickt, ruft deſſen Jagdnamen, damit die Uebrigen wiſſen, worauf die Jagd gehe. Jeder folgt in fliegender Carriere durch Dick und Dünn, durch Sumpf und Wald, nach den Signalen des Piqueurhornes; jede neue Holzfigur wird benutzt, das Thier von neuem zu umſtellen, jede Fläche ihm zuvorzukommen und ihm den Weg abzuſchneiden, entweder durch den tödtenden Schuß oder doch durch die Erſcheinung, damit es die Rückfährte einſchlage. So geht das wildfröhliche Treiben am ganzen Tag in wilder Haſt und in erwartender Ungeduld. Am ganzen Tag erſchallt Hundegebell, Jagdhornklang und Schüſſeknall durch die ewigjungen uralten Wälder, bis am Abend die Jagdgeſellſchaft, oft viele Meilen vom heimatblichen Hof entfernt, bei einem befreundeten Edelmanne „nächtigt," damit auch er am andern Tage dem Zuge ſich anſchließe. — Dieß iſt die berühmte „fliegende" kuriſche Jagd, wie ſie jedem eingebornen Adeligen freiſteht durch das ganze weite Land, auf Mittel- und Niederwildpret.

In Livland tritt an die Stelle der fliegenden kuriſchen Jagd die Hetze. Kein einziger Jäger hat dabei ein Gewehr und ſie unterſcheidet ſich nicht von den engliſchen Fuchsjagden.

Im Winter jagt man überall meiſtens mit Treibern und dieſe „Klapperjagd" darf in allen drei Oſtſeeprovinzen jeder Gutsbeſitzer nur innerhalb der Gränzen des eignen Reviers betreiben. Dabei iſt's ein „Gehorch" der Bauern, wie es ſich aus der Leibeigenſchaftszeit in die Freiheit verſchleppte, daß ſie dem Herrn ihre Kinder als Treiber („Zuchter") zuſenden müſſen. Zwar iſt der Winter die eigentliche Schulzeit dieſer Kinder; aber danach fragt der vornehme Egoismus nicht, und das Geſetz des Staates ſpricht vergeblich gegen den vielhundertjährigen Gebrauch. In Kurland gilt die Klapperjagd faſt nur dem Hochwild. Vorzüglich bei ihr wird das Glennthier, wird der Wolf, der ſeltne Luchs erlegt. In Liv- und Eſthland kommt hierzu der Bär, an den ſittbauſichen und polniſchen Gränzen auch noch das Wildſchwein.

Im Frühling ſchießt man den Auer- und Birkhahn auf der Balz, die Enten ſucht man in den hundert und aberhundert Seen, die Bekaſſine und die Schnepfe wird beim Strich erlegt, das Haſelhuhn lockt man mit der Pfeife, die Wildgänſe, Kraniche und was ſonſt noch fliegt, wird gleichfalls gejagt. Nur der Storch iſt, wie überall, ſicher vor dem Blei des Jägers und heilig unter den Letten.

Dann kommt der Sommer und das Wild hat Ruh. Nur an dem Seeſtrand ſind die Möven mitunter das Ziel; doch wenn juſt ein Wildbraten nöthig, ſo ſchont man auch jetzt die Waldthiere nicht. So geht die Jagd jahraus, jahrein.

Es gibt manchen Edelherrn, welcher den größten Theil ſeines Lebens im Walde verbringt, es gibt überhaupt nur

Digitized by Google

wenige Bewohner der baltischen Lande, welche der Jagd nicht zugethan wären. Selbst die Frauen sind hier häufiger eifrige Jägerinnen, als wir es sonst wo zu sehen gewohnt sind. Die Jagd muß hier den Ersatz für viele Lebensannehmlichkeiten anderer Länder bilden. Die Ostseeprovinzen sind städtearm und menschenleer; auf dem Flachland liegen die Wohnungen zerstreut; die eigentliche Kunst ist nirgends groß gewachsen, ein anhaltendes, ernstes Geschäft fesselt nur verhältnißmäßig Wenige in einem festgeschlossenen Verkehr. Die Jagd ist hier nicht nur mehr Erholung, sie ist zum vollen Lebenselemente worden; man nehme dem baltischen Edelmann die Jagd und es fehlt ihm ein wichtiges Stück seines Lebens, das einzige wahrhaft gemeinsame Interesse geht ihm verloren, eine Menge persönlicher Beziehungen, freundliche und feindliche, werden verschwinden. Weil dieß sich nun also verhält, so sollte man allerdings glauben, alles was auf die Jagd Bezug hat, alles, was mit ihr zusammenhängt, sey auch bestimmt und fest geordnet, damit dieß Lebenselement sich nicht abnuze, damit es den kommenden Geschlechtern nicht verloren gehe. Aber nichts, oder doch nur äußerst wenig von dem allen und für dieß alles geschieht. Jeder Einzelne sucht von der unbegränzten Jagdfreiheit des Adels so viel für sich zu erhaschen, als er vermag, wie's in der Zukunft stehen werde, darnach fragt niemand. Man kennt daher das Schonen der weiblichen Jagdthiere eben so wenig, als das Einhalten einer bestimmten Jagdzeit. Man schießt das Wild, wie man es eben trifft, sey's männlich oder weiblich, sey's jung oder alt, sey's trächtig oder nicht. Diesen Uebelstand hat in Kurland vor allem die fliegende Jagd zu Wege gebracht. Diese fliegende Jag ist aber eben so ein usurpirtes Recht, wie manches andere der adeligen Privilegien. Zwar behauptet man, Herzog Gotthart habe sie dem Adel zugestanden; allein bereits der alte Geschichtsschreiber Ziegenhorn weist in seinem kurischen Staatsrechte nach (§. 632), wie erst später durch sophistische Auslegung der gotthart'schen Gesetze die fliegende Jagd fast gewaltsam zu einem Recht gestempelt worden ist. Vor allem war's der besitzlose Adel, vor allem waren es die jüngern Söhne, welche dieses Recht in seiner weitesten Ausdehnung nahmen und durch alle Jahrhunderte es pflegten, schützten und hegten, wie den wichtigsten politischen Schatz. Der besitzende Adel und mancher ernste Mann haben allerdings auf vielen Landtagen auf Beschränkung dieser gesetzlichen Anarchie hingearbeitet. Man hat zu verschiedenen Zeiten auf die Schäden für Feld, Wald und Wild, ja selbst für die sittliche Cultur der niedern Stände hingewiesen, wie sie aus diesen langdauernden, weit ausgedehnten Jagdzügen nothwendig hervorgehen; aber stets erhoben vor allem die armen Adeligen gegen jede derartige Beschränkung ein wildes Geschrei, so wenig sie sich auch sonst um die Berathungen über ihre Gesetze und Rechte kümmerten. Selbst heute noch würden sie sich vieler deutschen Rechte und Gesetze eher begeben, noch heute würden sie in vieler Weise russischen Einflüssen eher ihre andern angestammten Gewohnheiten opfern, aber nimmer dieses wilde Privilegium der freien fliegenden Jagd jedes indigenen Adeligen durch alle einzelnen Besitzthümer des ganzen Landes. Nur einige Privatwaldungen der Herzoge haben es vermocht, sich früher durch Statuten und Landtagsbeschlüsse gegen die Ausübung dieses barbarischen Gesetzes zu schützen, und die herzoglichen Forsten, welche jetzt kaiserliches Besitzthum, sind noch heute davon befreit. Doch unter den Privatbesitzungen erlangte nur eine einzige, Dondangen an der nördlichsten Spitze des Landes — überhaupt in vieler Hinsicht von Alters her belnahe wie ein souveränes Fürstenthum gestellt — für seine Wälder das Ausnahmsrecht einer Verwahrung gegen die fliegende Jagd. Aber dafür darf auch dessen Grundherr nie und nirgends ohne Erlaubniß der übrigen Gutsbesitzer jagen.

Bei einem Areal von der Größe des Herzogthums Köthen läßt sich dieß verschmerzen. Jedoch den kleinen Grundbesitzern wie den Besitzlosen wäre mit dem Eingehen jener fliegenden Jagd nicht nur ein Stück ihrer Daseinsbestimmung geraubt, sondern auch die Gelegenheit zur Erlangung eines nicht schlechten Einkommens genommen. Es gibt nämlich unter ihnen immer Einzelne, welche auf diese und mit dieser Jagdgerechtsame Speculation treiben, denn auch, wer unter eines indigenen Edelmannes Schutze jagt, nimmt daran Theil. Da ziehen sie nun allerlei Jäger in Sold und streifen mit diesen durch das Land, brandschatzen die Wälder der reichen Bettern, Ohme, Freunde, vorzüglich aber auch ihrer Feinde, um dann den zusammen geschossenen Vorrath an Wild bei den Wildprethändlern zu guten Preisen abzusetzen. Dieß Recht der fliegenden Jagd erscheint wie eine lex agraria der Römer, der Besitzlose allein hat davon Vortheil, der Besitzende immer directen Schaden. Dem Bauern wird das Ackerland zerritten, des Grundherrn Fruchtboden und Wald wird nicht geschont. Wohin das aufgescheuchte Wild just flieht, folgt ihm der ganze Troß, vorwärts, rückwärts, kreuz und quer. Auf solche Weise fortwährend aus dem Lager aufgeschreckt, muß aber natürlich auch das Wild sich immer mehr innerhalb Kurlands vermindern; wird's nicht getödtet, flieht es doch nach minder unruhvollen Wäldern hin. Schont aber auch ein Grundbesitzer die weiblichen, schont er auch die jungen Thiere, hält er auch für seine Jagden die waidgerechte Zeit ein — die fliegende Jagd des ersten besten Junkers zerstört ihm in einem einzigen Tage alle Früchte langer Mühen. Selbst der Besitzende verliert also die Lust, den Muth, den Willen zu solchen Begränzungen des waidmännischen Baudalismus. Daher ist das Wild in Kurland bereits selten geworden und selbst in Livland beginnt es sich zu vermindern. Hier hat man zwar bereits seit alter Zeit den Grundsatz aufgestellt, daß der Grundbesitzer nur innerhalb seiner Gränzen ein Recht an die Jagd und auf Erlegung der Waldthiere habe. Aber die für den ärmern Adel so bequeme Sitte des benachbarten Kurland wirkte dennoch hier auch bereits sowelt ein, daß kaum ein Grundbesitzer erstirren mag, welcher es wagen würde, nach geschehener Anfrage einem adeligen Jäger die Befriedigung der Waidlust auf seinem Revier zu untersagen. Und natürlich ist es, daß von solcher Liberalität eben die kleinen Grundbesitzer oder jene den eifrigsten Gebrauch machen, welche äußerdem nur auf die Jagdeinladungen ihrer Bekannten beschränkt seyn würden. Darum erklingt auch in den livischen Wäldern das Jagdhorn fortwährend, darum ist auch hier das Wild in ewiger Flucht, darum kennt man auch hier nicht jene wildreichen Jagdstände, wie wir sie anderwärts, in Deutschland, Böhmen, Ungarn noch so häufig finden. Dieß aber würde minderm Schaden für das Feld und den Wald, für die Wiesen und alle Cultur bringen. Denn je weniger Jagdleute, deste häufiger Jagden. Und hier, wo noch die Wälder sich in allen Breiten meilenweit erstrecken, würde das Elenn, das Reh, der Hase und jeder andere Feind der Saaten, selbst wenn in größerer Menge, wie jetzt vorhanden, einen ganzen Sommer lang nicht so viel Getreide vernichten, als ein einziger Jagdzug häufig mit einem einzigen Ritt durch die Felder es thut. — Solcher Jagdritte sind aber im ganzen baltischen Land unzählig viele geworden. Weil weder Gesetz noch Gewohn-

Digitized by Google

heit sich entgegenstellte, ward die Jagdliebhaberei, ward das bequeme Jagdleben, dieser arbeitvolle Müssiggang immer allgemeiner verbreitet, und auch der Bauer wendete sich ihm aller Orten zu. Schafft nun schon die übertriebene Jagdleidenschaft unter den gebildeten Ständen viele Müssiggänger, erzeugt das damit verbundene unregelmäßige Leben viele Liederliche — wie viel mehr muß dieß unter den niedern Classen der Fall seyn, wenn sie, wie hier, noch in tiefster Unculur versunken sind, wenn jeder Jagdschaden besonders nirgendwo den eignen Wald, das eigne Feld, den eignen Wildstand trifft. Es ist ja viel bequemer am Morgen mit der Flinte in den Wald zu ziehen, am Abend mit der Beute nach Haus zu kommen, und am andern Tag schon für einen einzigen glücklichen Schuß, selbst bereits für ein Reh, eben so viel baares Geld in dem nächsten Flecken zu lösen, als für ein „Los“ (⅓ Scheffel) des besten Getreides, welches man einen ganzen Sommer lang bearbeiten und pflegen mußte. Just die fliegende Jagd, just die Hetzjagd haben unter den Letten und Esthen den Wilddiebstahl und ein faules Wildererleben ungemein verbreitet. So streng daher auch die Gesetze gegen den Wilddiebstahl sind — obgleich dennoch mit denen der meisten deutschen Länder kaum im Entfernetsten zu vergleichen, so ist es doch kaum möglich in diesem Wäldermeere, in diesen Unwildnissen den Freischützen zu ertappen. Die Wild- und Waldverwüstung muß schon einen sehr hohen Grad erreicht haben, ehe ein Gutsherr den Schüssen nachspürt, welche in seinem Walde fallen. Er weiß ja niemals, was die berechtigte fliegende Jagd oder was die unberechtigten lettischen und esthnischen Wilderer gethan. Darum dört man's auch oftmals, wie die Bauern (besonders in der Nähe des Seestrandes), große Treibjagden halten, deren Beute auf den Fischerböten nach Riga und Pernau, nach Habsal und Leal, nach Reval und Baltischport verführt, deren Gewinn unter die Jäger vertheilt wird. Der Hang zu müssigem Leben, die Hingabe an die Trunksucht, selbst die Vernachlässigung des Feldbaues sind solcher Gewohnheiten unabweisbare Folgen. Und auf dem Wildstand wirkt dieß bäuerliche Jagen noch verwüstender ein, als jenes der Herrn. Denn dieser sind doch nach Verhältniß immer wenigere; der Bauer kennt aber auch den Stand den Wildes gewöhnlich besser als sein Herr, vor Allem trifft er noch sicherer als dieser. Was also die Herrn an Wild übrig ließen, vertilgen vollends die Bauern. Nehmen sich die Gesetze nicht nach und nach der Jagd überhaupt an, so werden die weiten Wälder der Ostseelande bald völlig entvölkert stehen. Das Riesenthier des Nordens, das Elenn, wird verschwinden, wie der Steinbock und die Gemse es in der Schweiz gethan; das Reh wird sich in die unzugänglichsten Waldtiefen flüchten; der Auerhahn, der Birkhahn, das Haselhuhn werden aufhören und nichts wird übrig bleiben, als Hase, Fuchs und Wolf, die allem Feldbau und aller Viehzucht schädlichsten Thiere.

Aber an solche waidmännische Besorgnisse denkt der baltische Jagdleichtsinn nicht. „Unsere Väter, unsere Großväter, unsere Aelterväter haben eben so wie wir gejagt, jahraus, jahrein, männliche und weibliche Thiere, auf eignem und fremdem Revier — unsere Kinder und Kindeskinder werden auch schon noch etwas übrig behalten; und haben sie dann zu Mangel, so mögen sie schonen, wir wollen uns unsere Lust nicht einschränken lassen. Es ist die freie Jagd ein altes Recht, das wollen wir wahren!“

Sprächen sie nur eben so bei andern wichtigern Rechten; hätten sie nur nach allen Seiten hin eben so festgehalten an dem, was ihnen und ihren Vätern eigen war! Aber sie haben immer nur dort Hartnäckigkeit bewiesen, wo's einen persönlichen, wo's einen aristokratischen Vorzug galt. Auf solche Weise sind sie vom deutschen Adelthum zum banalen Junkerthum gekommen. Sie blickten aber selbst bei Ausübung ihrer verschiedensten adeligen Privilegien nicht rechts, noch links; sie sahen immer nur auf das Nächstgelegene, auf das Specielle, auf das Eigenste; das wichtigere Allgemeine beachteten sie nicht. Und eben auch in der Ausübung des Jagdrechts hat sich dieß bewiesen. Denn die baltischen Edelherrn jagten und jagen wohl immer in den Wäldern; jedoch den Zustand dieser Wälder selbst, dieser Hauptquelle ihres Landesreichthums, dieser Schatzkammer eines ihrer nothwendigsten Bedürfnisse faßten sie dabei niemals ins Auge.

Das Holzbedürfniß steigt aber in den baltischen Landen zu einer Höhe, wie es außer Rußland kaum noch ein anderes Land bei übrigen Europa kennt. Man könnte sagen, wie viele Völker der uncultivirten Erdtheile ihre ganze Existenz auf eine einzige Baumgattung und deren Gaben gründen, so die Ostseeprovinzen die ihre auf den gesammten Wald. Faßt man aber auch nur einen einzigen Baum, faßt man z. B. die Birke heraus, so kann man behaupten, die Bewohner der baltischen Lande vermöchten nicht einen Tag zu bestehen, ohne diese zu benutzen. Fast alle Handwerkszeuge, alle Meubles, alle Eimer, Krüge und Fässer bestehen aus Birkenholz; Birkenholz bildet das Material der Schlitten, wie der Felgen der Wagenräder, welche bei den Letten selten noch durch einen eisernen Reifen geschützt werden. Und wo man sonst nur irgend hinblickt, überall ist Birkenholz verwendet. Die trocknen Birkenblätter sind das Rosshaar und die Staffeldern der Betten der Letten und Esthen; aus den jungen Blättlein kochen sie Säfte und Tränke gegen allerhand Leiden, mit ihnen bedecken sie sich, um bei Krankheiten in Schweiß zu gerathen; der Birkensaft ist ihnen das liebliche Getränk; der Birkenbast ist das Leder ihrer sandaienartigen Schuhe („Bastein“) und die Weidenrinde der unentbehrlichen Körbe ihrer Frauen.

(Schluß folgt.)

Der Harem.

(Scenen aus dem ägyptischen Leben.)

1. Vergangenheit und Zukunft.

Ich bedauerte nicht mich einige Zeit in Cairo festgesetzt und mich in mancher Beziehung in dieser Stadt eingebürgert zu haben; es ist dieß das einzige Mittel sie kennen zu lernen und lieb zu gewinnen; die Reisenden nehmen sich gewöhnlich nicht Zeit, ihr häusliches Leben zu ergründen und ihre malerischen Schönheiten, ihre Gegensätze und Eigenneuungen aufzufassen. Es ist indeß die einzige Stadt des Morgenlandes, worin man die deutlichen Grundzüge verschiedener historischer Zeitpunkte aufzufinden vermag. Weder Bagdad, noch Damascus und Konstantinopel, bewahren solche geschichtliche Denkwürdigkeiten. In beiden ersten Städten findet der Reisende nur leichte Bauweeke von Backsteinen und Lehm; nur das Innere der Wohnhäuser ist reich geschmückt, aber niemals in ernster, dauerhafter Weise; Konstantinopel mit seinen hmalten Holzcentlictionen erneut sich alle zwanzig Jahre, und bewahrt nur die einförmigen Umrisse seiner blätischen Kuppeln und weißen Minarets. Caire verdankt den unerschöpflichen Steinbrüchen von Mokattam, wie auch seinem trockenen Klima, das Bestehen unzähliger Monumente; die Zeiteäume der Chalifen, der Sultane und Mamelukenhäupter, bieten natürlich eine große Verschiedenheit in dem Baustyle dar, worin Spanien und Sicilien nur einzelne Nachahmungen oder Vor, bilder aufweisen können. Die maurischen Wunderwerke von Granada

Digitized by Google

und Cordova treten bei jedem Schritte in den Straßen von Cairo vor die Erinnerung, daß vor dem Eingang einer Moschee, einen Fensterbogen, ein Minaret, eine Arabeske, deren Form und Styl einer fernen Vergangenheit angehören. Die Moscheen allein schon vermögen die ganze Geschichte des muselmännischen Aegyptens zu erzählen — denn jeder Fürst hat wenigstens Eine erbaut, um das Gedächtniß seiner Zeit und seines Ruhmes zu überliefern; die Namen Amrus, Hakems, Tulunn, Saladins, Bibars, erhalten sich so im Andenken des Volkes — die ältesten dieser Monumente bieten übrigens nur dem Einstury nahe Mauern und zerstörte Räume dar.

Die Moschee des Amrus, die zuerst nach der Eroberung Aegyptens erbaut worden, steht auf einem verödeten Platze, zwischen der neuen und alten Stadt. Diese einst so verehrte Stelle wird durch Nichts mehr vor Entweihung geschützt; ich wandelte unter dem Säulenwalde, welcher noch die alte Wölbung trägt, bestieg die geschnitzte Kanzel des Imam, die im 94sten Jahr der Hedschra errichtet wurde, und nach der des Propheten für die Schönste und Reichste gehalten wurde — ich ging unter den Bogen umher und sah mitten im Hofe den Ort, wo Omars Zelt einst stand, als er das alte Cairo gründete.

Eine Taube nistete über dem Dache; Amrus, der Besieger des griechischen Aegyptens, der Alexandrien verwüstet hat, wollte nicht daß der arme Vogel gestört werde; — diese Stelle schien ihm durch den Willen des Himmels geheiligt, und er ließ vorerst eine Moschee rings um sein Zelt bauen, dann rings um die Moschee eine Stadt, mit dem Namen Fostat, das heißt „Zelt." Heutzutage steht dieses Gebäude außer der Stadt, und zwar, wie die alten Chroniken es schildern, mitten unter Weingärten, Pflanzungen und Palmen.

Nicht minder verlassen, aber am andern Ende Cairo's und innerhalb der Ringmauern, nächst Bab-el-Nasr, fand ich die Moschee des Chalifen Hakem, welche drei Jahrhunderte später erbaut, sich an das Andenken einer der seltsamsten Helden des muselmännischen Mittelalters anknüpft. Hakem begnügte sich nicht damit, der Dritte der aksakanischen Chalifen, durch Eroberung Erbe der Schätze des Harun-al-Raschid und unumschränkter Herr von Aegypten und Syrien zu seyn. Der Schwindel der Größe und des Reichthums wandelte ihn zum Nero oder Heliogabalus um. Gleich Ersterem zehrte er einst in seinem Uebermuth seine Hauptstadt an, und wie Letzterer rief er sich zum Gotte aus, und entwarf die Lehren einer Religion, welche durch einen Theil seines Volkes angenommen die der Druſen wurde. Hakem ist der letzte Offenbarer, oder wenn man will, der letzte Gott, welcher sich der Welt gezeigt hat, der noch zahlreiche Anhänger besitzt. Die Sänger und Erzähler der Kaffeehäuser in Cairo wissen viele Abenteuer von ihm zu berichten, und man zeigte mir auf einem Gipfel des Mokattam die Warte, wo er die Gestirne befragte; denn jene, welche nicht an seine Göttlichkeit glauben, schildern ihn wenigstens als einen mächtigen Zauberer.

Seine Moschee ist noch gestaltener als die Amrus's. Die äußern Mauern und zwei der Thürme oder Minarets an den Ecken bilden allein noch architektonische Grundzüge dar, welche man zu erkennen vermag; sie sind aus der Zeit der ältesten Bauwerke in Spanien. In dem staubigen, trümmerbedeckten Umkreise der Moschee erstehen gegenwärtig die Zelter ihr Gewerbe, deren einförmiges Rad, das Gesumme der Betenden ersetzt. Aber ist die Moschee des Gläubigen Amru nicht eben so verlassen, wie die des letztern Hakem, den alle wahren Moslems verabscheuen? Das alte Aegypten, das so vergeßlich, wie abergläubisch ist, hat unter seinem Staube noch manche andere Propheten und Gottheiten begraben.

Auch hat der Reisende in diesem Lande weder den Fanatismus noch die Unduldsamkeit anderer Gegenden des Morgenlandes zu befürchten; die arabischen Eroberer kannten in diesem Punkte niemals den Charakter der Einwohner unwandelbar, und ist es überdieß nicht der alte mütterliche Boden, auf welchem unser Europa durch die griechische und römische Welt hindurch seinen Ursprung aufsuchen muß? Religion, Sittenlehre, Kunstfertigkeit ꝛc. alles ging von diesem Mittelpunkte aus der eben so geheimnißvoll, als leicht zugänglich war, wo die Begabten früheſter Zeiten für uns Weisheit schöpften. Mit Schauer betangen sie in diese seltsamen Tempel ein, wo die Zukunft der Menschengeschlechter bereitet wurde, und traten dann heraus, die Sterne mit göttlichem Schreine verklärt, um ihren Völkern die alten Ueberlieferungen zu verkünden, welche bis auf die ersten Tage der Welt zurückgingen. So Orpheus, Moses und der Gesetzgeber, den wir weniger kennen, den die Inder Rama nennen, sie alle brachten denselben Schatz von Lehren und Glaubensschätzen mit, der sich nach Ort und Volksstamm umbilden mußte, aber allenthalben dauerhafte Gestitung gründete. Die Eigenthümlichkeit des alten Aegyptens liegt gerade in dem Gedanken von Universalität und Profelitismus, welchem Rom später nur zum Bertheile seiner Macht und seines Ruhmes nachgeahmt hat. Ein Volk, welches unzerstörliche Monumente aufgeführt hat, um alle Handgriffe der Künste und Gewerbe darein zu graben, und das zur Nachwelt in einer Sprache redete — welche sie vielleicht dereinst noch verstehen wird — verdient gewiß den Dank des ganzen Menschengeschlechtes.

Als das große Alexandria gefallen war, blieben sogar noch unter den Saracenen, besonders in Aegypten die Wissenschaften, woraus die christliche Welt schöpfte, erhalten und bildeten sich fort; die Herrschaft der Mamelucken hat dieses letzte Aufleuchten erlöscht, und es bleibt bemerkenswerth, daß diese Art von Berfinsterung, worin seit drei Jahrhunderten der Orient versallen ist, nicht das Ergebniß der mohammedanischen Principe, sondern des türkischen Einflusses war. Der arabische Genius, der die Welt mit Wunderwerken erfüllt hatte, wurde unter diesen beschränkten Herrschern erdrückt; die Engel des Islam haben ihre Schwingen eingebüßt, die Genien aus tausend und einer Nacht sahen ihren Talisman entzweibrechen; eine Art dürren, finstern Protestantismus hat sich über alle Völker der Levante ausgebreitet. Der Koran ist durch die türkische Auslegung das geworden, was die Bibel den Puritanern in England war, ein Mittel alles zu unterdrücken. Künste und Wissenschaften sind verschwunden seit jener Zeit; die Poesie der Gebräuche und des frühern Glaubens hat nur schwache Spuren zurückgelassen, und in Aegypten besonders haben sich diese erhalten.

Gegenwärtig lebt dieses lange unterdrückte Volk nur von fremden Gedanken; es bedarf, daß man ihm das zerstreute Licht, dessen Herd es war, aufs neue zuführe — und mit welchem Danke, welchem Streben erfüllt und stärkt es sich an allem was aus Europa ihm zukömmt! Die Meisterwerke unserer Gelehrten und Schriftsteller worden ins Arabische übersetzt und durch den Druck verbreitet; Tausende von jungen Leuten, welche für den Krieg erzogen worden, unternehmen dieses Werk in der Muße des Friedens. Soll man verzweifeln an diesem kräftigen Bolksstamme, mit welchem Mehmed Ali in der letzten Zeit das alte Chalifenreich wieder erobert und erneut hatte, und welches ohne europäische Dazwischenkunft den Thron der Ottomanen gestürzt haben würde? Es läßt sich voraussehen, daß statt dieses soldatischen Ruhmes, welcher Aegypten nur die Erschöpfung einer vergeblichen Anstrengung zurückließ, künftighin Gestitung und Gewerbfleiß die Kräfte und die Anlagen beschäftigen werden, welche zu anderen Zwecken in Thätigkeit gesetzt wurden. In Konstantinopel sind die neuesten Verordnungen unbrauchbar; in Cairo werden sie große Resultate erzeugen, wenn einige Friedensjahre den materiellen Wohlstand entwickelt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Versuche mit schmerzlosen chirurgischen Operationen wurden am 14 Januar in St. George's Hospital in London gemacht, aber von drei Versuchen schlugen zwei fehl, und bei dem dritten, einer Amputation des Beins unterhalb des Kniee, lehrte, so rasch und geschickt auch die Operation vollzogen wurde, die Empfindung, nachdem Haut und Muskeln ohne augenscheinenden Schmerz durchgeschnitten waren, zurück, als man die Säge ansetzte. (Lit. Gaz. 16 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 28. 2. Februar 1847.

Die Minen von Peru.

(Revue des deux mondes 15 Dec.)

Von allen ſpaniſchen Colonien lieferte anfangs Peru am meiſten edle Metalle, und in der allgemeinen Meinung hat es auch dieſen Vorzug beibehalten. Man beutete ſeit 1545 das claſſiſche Gebirge von Potoſi aus, ſobald aber die mexicaniſchen Minen von Zacatecas und Guanaruato in voller Ausbeutung waren, holte Mexico nicht nur Peru ein, ſondern überraf es noch. Vergebens entdeckte man im Jahre 1630 in Peru neue Minen, die von Yauricocha oder Pasco, im J. 1771 die von Guaigayoc, eine ſehr reiche Lage, welche, wie die erſte, von einem Indianer aufgefunden wurde, und etwas ſpäter die minder bedeutenden von Porco und Huanhayana; Mexico behauptete den Vorrang. Durch die Ader von Guanaruato war der Ertrag von Mexico im Anfang des Jahrhunderts mehr als das Doppelte deſſen von Peru, die an das Vicekönigthum Buenos-Ayres übergegangenen Provinzen mit eingeſchloſſen. Aber die mexicaniſchen Adern überſteigen die peruaniſchen nicht an Mächtigkeit und Gehalt, die einen wie die andern gehören derſelben Familie an, ja die peruaniſchen Erze laſſen ſich noch leichter bearbeiten, als die mexicaniſchen, aber die Adern Mexico's finden ſich in Lagen, deren Klima einen blühenden Ackerbau geſtattet, und die der Menſch mit Vergnügen bewohnt. Zu Guanaruato z. B. fühlt man, daß man in dem Feliz Anahuac iſt, ſchöne Städte, umgeben von reichem Anbau, konnten ſich inmitten der mexicaniſchen Reales erheben, denn ſie liegen faſt immer weniger als 2000 Metres über dem Meere, die Minen von Peru aber liegen in einem eiſigen Lande, wo die Bäume nicht wachſen und die Menſchen ſich nicht anſiedeln wollen. Es iſt gegen die Natur Städte zu bauen und Menſchen anzuſiedeln, an Orten, wie Pasco, Huanacavelica und Micuicamya, wo man der Linie des ewigen Schnees nahe iſt. Das iſt Sibirien unter dem Aequator. Sibirien mit allen Stürmen der heißen Zone, Sibirien ohne ſeine unermeßlichen, für die metallurgiſche Induſtrie ſo nützlichen Wälder, Sibirien ohne ſeine Flüſſe, verdammt zur ewigen Unfruchtbarkeit, einige wenige Quebradas ausgenommen, tief eingeſchnittene, geſchützte Thäler, wo man Gerſte und Kartoffeln baut. Die kleine peruaniſche Stadt Micuicampa liegt 3618 Metres über dem Meere, das iſt um 100 Metres höher als der Pic von Nethou, der höchſte der Pyrenäenkette; faſt alle Nächte ſinkt der Thermometer auf den Gefrierpunkt, was in Jakutsk und im ganzen übrigen Nordrußland während der Sommermonate nicht der Fall iſt; die reiche nahe liegende Mine von Guaigayoc iſt 4080 Metres über dem Meere. Die Minen von Pasco, welche ungeheuer reich, aber am ſchlechteſten von allen Minen der Welt bearbeitet ſind, liegen gleichfalls 4000 Metres hoch, das iſt die Höhe der Jungfrau. Die Mine von Potoſi wurde in einer Lage, höher ſogar als der Montblanc, bearbeitet. Dieſer Höhenunterſchied von 1500 bis 2000 Metres verſetzt Peru trotz ſeines gleichen, vielleicht höhern Metallreichthums gegen Mexico in Nachtheil, und dieſen Nachtheil könnte der menſchliche Fleiß nur durch lange energiſche Anſtrengungen überwinden, aber Energie iſt eine Sache, die man von den neuen Peruanern am wenigſten erwarten muß.

Die Stadt Pasco vereinigt dennoch trotz dieſes furchtbaren Klima's über 18,000 Seelen, aber welches Leben führt man hier, und wie theuer iſt alles! Ein Reiſender, der neuerlich dieß Land durchwandert hat, und in ſtarken Ausdrücken das abſcheuliche Syſtem der Ausbeutung, wenn man hier überhaupt von einem Syſtem reden kann, ſchildert, berichtet, daß er zu Pasco für die Nahrung ſeines Pferdes täglich 2 bis 3 Piaſter bezahlt habe. Ein ſo ſtrenges Klima führt auch den Menſchen zu Ausſchweifungen, und die ſchlechte Behandlung, welche die Indianer unter dem Colonialſyſtem erfuhren, und welche völlig in die Gewohnheiten übergegangen iſt, ſetzen der Ausdehnung und Verbeſſerung der Mineninduſtrie in Peru große Hinderniſſe entgegen, trotz der freiſinnigen und billigen Aenderungen, welche der Vicekönig des Geſetzes ſeit der Unabhängigkeit erfahren hat. Die Eingebornen Peru's wurden ſtets härter behandelt, als die von Mexico: das Verfahren von Cortes und Pizarro war nicht das gleiche, nicht als ob Cortes, namentlich gegen die Häupter der beſiegten Völker, eben ſehr menſchlich geweſen wäre, aber er war ein großer Mann, eben ſo ausgezeichnet in der Regierungskunſt als unbezwinglich im Krieg, und wenn auch die Menſchlichkeit in ihm ſchwieg, ſo machte ihn die Politik menſchlich und gerecht. In Vergleich mit ihm waren Pizarro und Almagro nur Räuberhauptlinge, und überdieß war Peru entlegener als Mexico, die Habſucht der Eroberer deßhalb hier ſchwerer im Zaum zu halten. Die ſpaniſche Regierung, welche ſtets die Indianer zu ſchützen ſuchte und Hunderte von Ordonnanzen zu dieſem Zweck erließ, hatte ſchon in den mexicaniſchen Provinzen große Mühe, ſich ſo halb und halb Gehorſam zu verſchaffen, aber ihr Arm war nie lang genug, um auch bis in die ſchroffen Gebirge zu reichen, an welche Lima ſich anlehnt, und wo eine Entfernung von 100 Leguas durch die Schwierigkeit der Verbindungen aufs Zehnfache ſteigt. Die Minenarbeit, die in Mexico frei war, wurde in Peru bis zum Augenblick der Unabhängigkeit durch die Mita, eine Art Conſcription, erzwungen. Alle Arten von Unterdrückung wurden gegen die ehemaligen Unterthanen

Digitized by Google

der Incas geübt, aber in den Minen mit einer bisondern Grausamkeit. Dadurch wurde die peruanische Bevölkerung so stark decimirt, daß jetzt zu allen Arten von Arbeit die Arme fehlen, während die Bevölkerung von Mexico stets bedeutend blieb. Zur Verzweiflung getrieben durch den Druck empörten sich die Eingebornen, was in Mexico nie der Fall war, in Peru aber im J. 1780 die spanische Herrschaft gefährdete, als der Cacike Tupac Amaru sich als Erben der Incas ausgab und seine Landsleute zur Rache aufrief.

Die Indianer, welche Gold und Silber als die Ursache ihrer Noth betrachteten, hatten seit der Eroberung was sie von dem einen oder andern Metall besaßen, in die Seen geworfen; so verschwand eine in den Annalen jener Zeit berühmte Goldkette, welche auf die Geburt des Inca Huascar gefertigt wurde. Nach der Eroberung, wenn sie eine Ader entdeckten, behielten sie das Geheimniß für sich, und sollen es nur ihren Kindern mitgetheilt haben, damit diese von Zeit zu Zeit irgend ein ausgezeichnetes Stück holten, und wenn bessere Zeit für die Rothhäute käme, ihre Nachkommenschaft sich ungehindert bereichern könne. Wenn sie eine Zahlung an einen Weißen zu machen hatten, lieferten sie ihm, ohne die Minen anzugeben, Ladungen vom reinsten Erz. Tschudi berichtet eine Menge Geschichten über diese von den Eingebornen bewahrten Geheimnisse, sie sind aber meist finsterer, blutiger Art.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den baltischen Provinzen.

Baltische und deutsche Jagd. — Die kurische Fischerei und die livische Hochjagd ꝛc.

(Schluß.)

Außerdem ist auch der Holzverbrauch im allgemeinen so groß, wie er jedem andern Land unmöglich wäre. Da ist keine Brücke, keine Gränzzeichen, kein Zaun, der nicht aus einem Holz bestünde, welches man anderwärts nur für größere Bauten verwenden würde. Höchstens in der nächsten Nähe der Städte findet sich überhaupt eine steinerne Brücke; eine lebendige Hecke dagegen vielleicht nicht im ganzen Lande. Ueberdieß sind weite Wege mit Holzflechen gegen das Ueberwuchern des Morastes geschützt — die berüchtigten Knüppeldämme — und sämmtliche Wohnungen der niedern Stände, in Stadt und Land, sind aus langen Baumstämmen erbaut, die, etwas behauen auf einander geschichtet, nur an den Ecken wieder mit Holz verbunden, die Mauern bilden. Dazu kommt der Verbrauch des Holzes an Barrieren und Werftpfählen nebst der ungeheuren Menge des nöthigen Brennmaterials. Sechs Monate hindurch kann keine einzige Wohnung ungeheizt bleiben und in den übrigen sechs verschlingen die Badstuben, die sogenannten „Darrigen" (Scheuern zur Trocknung der Getreidekörner durch Feuer), die unermeßliche Menge der Branntweinbrennereien fortwährend ganze Waldungen.

Auf solche Weise lichten sich aller Orten die Wälder; dennoch denkt kein Mensch an eine vorsichtige Benutzung derselben, noch weniger irgend jemand an Wiederpflanzung der entblößten Waldschläge. Was die Natur nicht freiwillig thut, geschieht nicht. An eine Reinigung des Bodens von den abgefallenen Aesten, an eine Benutzung der vielen durch Stürme und Gewitter gebrochenen Stämme erinnert sich niemand. Jeder einzelne schlägt gewöhnlich nur eben dort das Holz, wo und wie es ihm für seinen augenblicklichen Zweck am brauemsten wächst. Tausende der herrlichsten Mastbäume, der prächtigsten Balken, der mächtigsten Mühlwalzen wandern alljährlich in die Oefen als Brennholz, während man die kleinern, krüppelhaften Bäume unangetastet stehen läßt, während niemand den Hochwald vom erstickenden Unterholze reinigt. Die Holzbenutzung ist hier zur erschreckendsten Waldverwüstung geworden; erst in der allerjüngsten Zeit haben ganz einzelne Gutsbesitzer langsam begonnen, der Holzcultur, der Forstwirthschaft überhaupt einige geringe Aufmerksamkeit zu schenken.

Dieß erscheint aber nun so seltsamer, als die Klage über diesen Unfug, ja selbst über den Holzmangel bereits seit vielen hundert Jahren läuft. Schon aus dem Jahr 1555 kennt man einen beermeisterlichen Befehl, welcher die „Verbauung (Waldverwüstung) bey volgender Straffe verbeut: den ersten Stammen eene halbe merck, den andern vor eene ganze, den dritten vor zwo und so duppelt uft to bezahlen." Aber niemand kehrte sich daran. Wuchs doch noch überall die Birke, die Fichte, die Tanne, die Kiefer in unerschöpflich scheinenden Wäldern zusammen; wuchs doch das Holz den Herren ganz unbeküst zu, wie die leibeigenen Letten und das Wild. In Folge dieser Sorglosigkeit fehlt es auch noch bis heute in den waldreichen Gegenden an Canälen und fahrbaren Wegen, um das Innere der Wälder auszubeuten, um dort das Unterholz schlagen zu können, wo es den größern Bäumen die Nahrung entzieht und den Sumpfboden niemals zum fruchtbaren Lande werden läßt, um mit dem Reichthume des einen Landstrichs der Armuth des andern aushelfen zu können. Wälder sind wohl noch genug vorhanden, aber die Waldbenutzung ist nirgends geregelt, und alle Waldwirthschaft liegt so sehr im Argen, daß selbst die reichsten Forstbesitzer bisweilen kaum für den eigenen Bedarf genug haben, und daß in schneelosen und milden Wintern, wenn nicht der Himmel die Moräste der Wälder überbrückt und die unfahrbaren Waldpfade mit einer gleichmäßigen Decke überlegt, in den Städten der Holzmangel zu einem Grade steigt, daß man nach Pfunden den Preis des Brennholzes berechnet. So ist es zuletzt noch im Winter 1842 bis 1843 in Riga, in Mitau, in Windau geschehen, und mit jedem neuen, feuchten Jahre kommt diese alte Noth von neuem. Ein Forstmann, welcher deutsche Waldpflege und deutsche Forstwirthschaft hier nur in einem einzigen halbweg großen Walde gelehrt machen wollte, hätte ein volles Menschenleben hindurch zu thun. Vermöchte man nur während eines einzigen Jahrs allein das vom Windbruch gefällte Holz einzig der kurischen Wälder, wie es in drei- und vierfachen Lagen von Stämmen sich aufthürmte, an die geeigneten Handelsplätze als Brennmaterial zu vertheilen, so müßten im folgenden Jahr, trotz aller Kosten der nöthigen Arbeiten und Transporte Millionen gewonnen seyn. Die Ostseeprovinzen müßten bei richtiger Eintheilung ihrer Holzreichthums, bei Verwendung auch jener ungeheuren Flächen, welche von niederm, meistens gänzlich unbenutztem Buschwerk besetzt sind, auf allen europäischen Marktplätzen mit ihren Waldproducten den ersten Platz einnehmen. Alle Schiffe der Ostseehäfen müßten ihre Masten tragen, alle Gebäude der Ostseeküsten müßten mit baltischen Balken, mit baltischen Dielen versehen werden können.

Es soll gar nicht weiter ausgeführt werden, wie auf solche Weise ein Handelszweig in den Ostseeprovinzen emporwachsen würde, welcher jetzt so völlig darniederliegt, daß sogar die Bauhölzer, noch mehr aber die Schiffshölzer der baltischen Seestädte aus Littauen, Polen und Weißrußland herangeführt und mit

Digitized by Google

baltischem Geld an Fremde bezahlt werden müssen, während doch das Material, das Holz, im Lande selbst in ungeheurer Menge und die Möglichkeit vorhanden ist, daß eben so viel und mehr Summen, als jetzt dafür außer Landes gehen, innerhalb desselben bleiben und auf andere Zwecke verwendet werden könnten. Wichtiger aber erscheint es, daß sich durch Einführung einer rationellen Waldwirthschaft neben dem erhöhten Wohlstande der Edelherren, die Möglichkeit des Gewinnes für die Letten und Esthen in's Unberechenbare vermehren würde. Der Urbewohner würde dann, durch materiellen Verdienst gelockt, nicht so häufig, wie jetzt, die eigentliche Heimath verlassen, um unter den umwohnenden Slaven seinen Lebensunterhalt zu finden, gleichzeitig aber slavische Sprache, Sitte, selbst die griechisch-russische Confession anzunehmen und später in die Heimath herüberzuschleppen. Er würde in Kur-, Liv- und Esthland bleiben; er würde denen, welche ihm reichlichen Verdienst gewährten, sich mehr und mehr zuwenden; er würde seine Interessen, ihm selbst fast unbewußt, durch einen engern geschäftlichen Verkehr und den daraus hervorgebenden Nutzen immer fester mit denen der Grundherrn, mit denen der Deutschen verknüpfen. Nicht mehr, wie jetzt, würden wir immer und immer die Klage hören, wie der Lette und Esthe abscheulich und muthwillig die Bäume beschädigt. Sein eigner Vortheil sowohl, als das Beispiel des Herrn würde ihn davon abhalten. Die Wälder an und für sich würden also gesünder und kräftiger dastehen. — Weil aber die Grundbesitzer durch eine bessere Verwerthung ihrer Waldmassen geldreicher werden würden, so wäre ihnen möglich, was sie jetzt unmöglich nennen — ich meine nämlich, endlich den freien Bauern auch einen eignen Grundbesitz zuzugestehen. Der Geldreichthum des Adels würde nämlich theilweise auf den Bauern übergehen; dieser würde Entschädigungen für das zu bieten vermögen, was ihm, unter dem Fortbestehen jetziger Zustände, die Grundeigenthümer nur unentgeldlich bieten müßten. So entstände auf beiden Seiten ein unberechenbarer materieller Vortheil. Der Adel würde nichts verlieren, der Bauer einen festen Halt am erbeignen Boden gewinnen. Sobald ein bäuerlicher Grundbesitz vorhanden, ist auch ein wirklicher Bauernstand möglich, ja, er entsteht naturgemäß. Erst wenn dieser existirt, sind aber die Ostseeprovinzen wirklich weiter vorgeschritten in politischer und socialer Gestaltung, als das übrige Rußland. Erst wenn Bauer, Bürger und Adel zu drei vollen, gleichermaßen politisch gestimmten Ständen sich conföderirt haben werden, können die Ostseeprovinzen bei jedem russischen Uebergriff abwehrend mit Recht auf ihren aus ihnen selbst herausgebildeten Fortschritt hinweisen, während jetzt nur auf Verträge und auf Czarenegnaden. Erst wenn ein wirklicher Grundbesitz und eine daraus entstehende gleichmäßig vertheilte Wohlhabenheit die Interessen aller Einzelnen zu denen der Gesammtheit und des Landes machte, das ihnen eigen, kann ein gemeinsames Gegenstreben gegen fremdländische Einmischungen erzielt werden. Sobald der baltische Bauer jedoch Grundbesitzer ist, sobald der baltische Bürger seines Handels Quellen im eignen Lande findet, wird und muß er gemeinsam mit dem Adel handeln; denn er steht ihm dann nah und er hat mit ihm gleiche Zwecke — die möglichst freie Bewegung innerhalb der eignen Lande. Die Ostseeprovinzen werden dann eine Stellung einzunehmen vermögen, welche sich jener vergleichen läßt, wie sie Ungarn gegen Oesterreich behauptet; oder — wenn nun durchaus nach einem russischen Beispiel gesucht werden soll — wie ehemals Polen sie einnahm.

Diese Möglichkeiten, wie sie in den stillen Wäldern der Ostseeprovinzen jetzt noch verborgen blühen, erfordern aber zu ihrer Erreichung sehr ernste Anstrengungen und in der Gegenwart gar schwere Opfer des alleinberechtigten, des alleinleitenden, des alleinbesitzenden Adels. Nicht die gegenwärtige Generation, wohl aber kann ihre Kinder können deren Verwirklichung selbst dann erleben, wenn im nächsten Augenblick im ganzen weiten Lande der drei Ostseeprovinzen gleichzeitig dazu alle Anstrengungen aufgewendet würden. Und dieß steht nicht zu hoffen. Aber erleben könnte es bereits die jetzige Generation, wie die Keime einer größern Wohlhabenheit und damit einer freiern Stellung des Einzelnen gegen den Staat, sich über das ganze Land aufsprossend verbreiteten, sobald man die im Walde gegebenen Reichthumsquellen nicht ungenutzt liegen ließe, und nicht sogar in muthwilligem Leichtsinn oder doch in unachtsamer Sorglosigkeit zernichtete. — Wohl mag mancher baltische Deutsche bei derartigen patriotischen Träumen zweifelnd den Kopf schütteln. Es existirt aber eine uralte Anekdote und diese ist hier anwendbar. Kaiser Hadrian sah einstmals einen achtzigjährigen Greis Dattelkerne pflanzen. „Thörichter Alter," rief er ihm zu, „nimmer wirst du die Frucht des Baumes genießen; weißt du nicht, daß er erst nach fünfzig Jahren fruchtbringend wird?" „Wohl weiß ich's, Herr" — antwortete der Greis — „aber hätte mein Aeltervater und mein Großvater keinen Dattelkern gepflanzt, von dessen Sprößlingen sie auch nichts genossen, woher nähme ich jetzt die Fruchtkerne zu einer neuen Pflanzung?" Und er pflanzte noch viele Dattelkerne sorglich für das kommende Geschlecht.

Der Harem.

(Fortsetzung.)

2. Das häusliche Leben zur Zeit des Khamsin.

Ich benützte möglichst lesend und studirend die langen müßigen Tage, welche mir die Zeit des Khamsin brachte. Vom Morgen an war die Luft glühendheiß und mit Staub erfüllt. Während fünfzig Tagen ist es unmöglich, wenn der Südwind bläst, vor drei Uhr Abends auszugehen; um diese Zeit erhebt sich der Wind, der vom Meere herweht. Man verweilt in den innern Gemächern, die mit Fayence oder Marmor getäfelt sind und von Springbrunnen erfrischt werden; man kann auch den Tag in den Bädern hinbringen, in dem schwülen Dunste, welcher die weiten Räume erfüllt, deren Kuppeln mit Oeffnungen versehen, dem Sternenhimmel gleichen. Diese Bäder sind meistens große Gebäude, die eben so wohl als Moscheen oder Kirchen dienen könnten; ihre Bauart ist byzantinisch und die griechischen Bäder haben ihnen wahrscheinlich als erstes Vorbild gedient; zwischen den Säulen, auf welchen das kreisrunde Gewölbe ruht, sind kleine Gemächer mit Marmor ausgelegt, worin ein zierliches Wasserbecken zu kalten Waschungen dient. So kann man abwechselnd allein sein, oder sich unter die Menge begeben, die nichts gemein hat mit dem krankhaften Raffinement unserer Badegesellschaften, und meist aus gesunden schönen Männern besteht, die nach antiker Weise in weite Linnentücher gehüllt sind. Die Gestalten zeichnen sich undeutlich in dem weißlichen Nebel, welchen die Lichtstrahlen der Wölbung durchziehen, und man kann sich im Paradiese, unter den Schatten der Seligen wähnen.

Uebrigens bläst der Südwind nicht beständig während des Khamsins; er bleibt oft Wochenlang aus und läßt uns wieder aufathmen. Dann nimmt auch die Stadt ihr belebtes Ansehen an, das Gewühl verbreitet sich über Plätze und Gärten; die Alles von Schubra füllt sich mit Spaziergängern; die verschleierten Moslemitinnen setzen sich unter die Platanen am Rand der Brunnen, oder unter die Schatten der Gräber, wo sie Tage lang träumen, von fröhlichen Kindern umgeben, und wohin ihnen selbst ihr Mahl gebracht wird. — Die Frauen des Morgenlandes

Digitized by Google

haben zwei große Auskunftsmittel der Einsamkeit des Harems zu entfliehen, und zwar die Begräbnißstätten, wo ihnen irgend ein geliebtes Wesen zu beweinen bleibt, und das öffentliche Bad — wo die Stille ihren Mann zwingt, sie wenigstens Einmal in der Woche hingehen zu lassen.

Dieser Umstand, den ich nicht kannte, war für mich die Ursache einigen häuslichen Verdrußes geworden, wovor ich den Europäer warnen muß, der allenfalls meinem Beispiel folgen könnte. Ich hatte nicht sobald die javanesische Sklavin vom Bazar hineingeführt, als eine Masse von Verschlichkeiten mich überfielen, die mir noch nicht in den Sinn gekommen waeen.

Es ist etwas sehr verführerisches in einer Frau aus fremdem undekanntem Lande, die eine unverständliche Sprache redet, und deren Kleidung und Gewohnheiten schon durch ihre Seltsamkeit anziehen, und die überdieß nichts von diesen gewöhnlichen Kleinigkeiten an sich hat, die an den Frauen im Vaterlande sichtbar werden. Ich blieb während einiger Zeit unter diesem Zauber der Localsäubung, hörte ihr Geplauder an und sah sie ihren bunten Schmuck ausbreiten e sie glich einem schönen Vogel, den ich eingefroren hielt; aber konnte dieser Eindruck ein bleibender seun?

Es that mir leid zu sehen, wie das arme Mädchen unter der rothen Sittenbinde ein Brandmal trug, von der Größe eines Thalers: ein Aehnliches war auf ihrer Brust in Gestalt einer Sonne. Das Kinn war auch tätowirt, und der linke Nasenflügel zum Tragen eines Ringes durchbohrt. Die Haare waren rund abgeschnitten und hatten auf Schläfe und Stirne herab, und die bemalten Augbrauen verlängerten und schlossen sich vorn nach Gewohnheit. Arme und Beine tezugen die rothe Färbung des Henna, das sich aber leicht abwaschen läßt.

Was sollte ich nun beginnen? Eine gelbbraune Frau europäisch kleiden, das wäre äußerst lächerlich gewesen. Das arme Kind war indeß eingeschlafen, und ich hörte Ibrahim außen rufen: Ya sidy! dann andere Worte, woraus ich ennahm, daß mich jemand besuchen wolle. Ich ging hinaus und fand in der Galerie den Juden Juffuf, der mich sprechen wollte. Er wiede gewahr, daß ich nicht darauf bedacq, daß er ins Zimmer trete, und wir gingen eauchend auf und ab — Ich hatte gehört, sagte er, daß man Euch verantaßt hat, eine Sklavin zu kaufen, was mir sehr leid thut. — Und waeumn? — Weil man Euch bestohlen oder doch sehr betrogen hat; die Tragemans sind stets mit den Sklavenhändlern einverstanden. — Das schrint mir wahrscheinlich. — Abdallah hat wmndestens einen Beutel für sich erhalten. — Was dabei thun? — Ihr seid nicht am Ende und werdet sehr in Verlegenheit seun mit dieser Frau, wenn Ihr abreisen wollt, und er um ein Geringes sie Euch abzukaufen sich anbietet. Das ist er gewohnt zu thun, und deßhalb hat er Euch davon abgerathen, eine kopfische Heirath zu schließen, was viel einfacher und wohlfeiter gewesen wäre. — Aber Ihr erinnert Euch, daß ich Gewissensbisse fühlte, eine dieser Ehen einzugehen, welche dennoch einer Art peterkretlichen Segens bedürfen. — Warum habt Ihr mir aber das nicht gesagt? es würde sich wohl ein türkischer Bedienter gefunden haben, der sich für Euch verheirathet hätte, so oft es Euer Wunsch gewesen wäre!

Die Seltsamkeit dieses Vorschlages machte mich laut auflachen; aber in Gaire lernt man bald, sich über nichts mehr zu verwundern. Die Eingeweihten welche Juffuf mir erzählte, überzeugten mich, daß es etwte Leute genug gebe, welche solchen Handel eingehen. Die Leichtigkeit, mit welcher die Türken sich verheurathen und wieder nach ihrem Gefallen scheiden, macht diese Einrichtung möglich und nur die Klage der Frau könnte sie entdecken; aber augenscheinlich ist dieß nur ein Mittel, um die Strenge des Pascha's oder die öffentlichen Sitten zu täuschen. Jegliche Frau, welche nicht allein oder in ihrer Familie lebt, muß einen rechtmäßig anerkannten Gatten haben, und sollte sie auch in acht Tagen sich scheiden — wenn sie nicht wenigstens als Sklavin einem Herrn angehört.

Ich sah wohl ein, daß der Jude meine Bekanntschaft nicht ohne Absicht pflege; die Ungewißheit darüber hatte mich schon verdrießt, ihn von meinem Besuche der Sklavenbazars zu benachrichtigen. Um jede mögliche Berechnung zu entzgen, beklagte ich mich, daß der Preis der Sklavin beinahe meine Geldmittel erschöpft habe. — Welches Unglück! rief der Jude; ich wollte Euch Antheil nehmen lassen an einem prächtigen Geschäfte, das Euch in wenig Tagen Euee Geld zehnfach hereingebracht hätte. Wie sind unser mehrere, welche alle Maulbeerblätter rings um Gaire auffaufen, um sie dann in kleinern Partien an die Seidenzüchter abzugeben; aber es erfordert einiges baares Geld, was hier im Lande am schwersten ist; der legale Zinsfuß ist 24 Procent. Doch, in vermünftigen Speculationen mehrt sich das Geld, — doch reden wir nicht mehr davon. Ich will Euch nun noch einen Rath geben; Ihr verbeht mich arabisch; lasset den Dragemon nicht mit Eurer Sklavin reden; er könnte ihr schlimme Gedanken beibringen, ohne daß Ihrs gewahr werdet, und sie liefe eines Tages davon, wie manis schon erlebt hat. Diese Worte gaben mir einiges Bedenken. Ich ließ durch den Juden Mustafa sagen, daß er mir das Essen bereite. Ich konnte doch die Sklavin nicht an die Gastlafel im Hotel Demergue führen. Als ich in das Zimmer zurückkam, wo ich die Sklavin schlafend verlassen hatte, fand ich sie auf der Fensterbank sitzend, und sie sah rechts und links durch die Seitengitter des Muschaeahn in die Straße hinab. Ich suchte vergeblich in meinem Gehirne ein Wort um, ihr begreiflich zu machen, daß es sich nicht schicke, nach den Vorübergehenden zu sehen, aber ich fand Nichts als das unverstelle tayeb (sehr gut), ein optimistischer Ausdruck der würdig ist, den Geist des sanftesten Volkes auf Erden zu bezeichnen, der aber in diesem Falle nicht ausreichte.

Es gab wohl ein Wort und ein verneinendes Zeichen, welches ich bei einigen Eingeborenen bemerkt hatte. Wenn Zähnen etwas mißfällt, was oder seinen ich, sagen sie: — Lah! indem sie die Hand nachlässig zur Stirne erheben. Das versuchte ich nun in Gemanglung von etwas besserem; dann führte ich die Sklavin nach dem Diwan und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß es schicklicher sei hier zu verweilen, als am Fenster.

Als das Essen fertig war, rief Mustafa von Außen: Sidi! — Ich ging hinaus, und er zeigte mir die rebene Casserole, die ein Huhn in Reis enthielt.

Bono! bono! sagte ich, ging wieder hinein und bedeutete der Sklavin ihre Maske vorzunehmen, was sie that.

Mustafa machte den Tisch zurecht, und als er seinen Pilau auf eine Platte aufgetheimt hatte, brachte er noch verschiedene Küchenkräuter auf kleinen Tellerchen und besonders Kuffa's in Essig und Zwiebelschnitten in einer Senfbrühe, die gar nicht übel aussahen. Dann zog er sich bescheiden zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Morse's System der Geographie. In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft am 11 Januar wurde ein Bericht hierüber vorgelesen; vermittelst dieser Erfindung kann eine Karte so schnell und leicht, wie mit Feder und Dinte auf Papier, auf einen Grund se dünn und eben wie ein gewöhnlicher Kupzrud von Kupfer gestochen werden, und in wenigen Stunten, vielleicht in wenigen Minuten erhält man dann eine zum Abdruck brauchbare Metallplatte, welche jeden Punkt, Buchstaben und Strich der Zeichnung unter der gewöhnlichen Druckerpresse so schnell wieder gibt, wie man einen Holzschnitt oder eine Zeitung abzieht. Mehrere von Dr. Morse entworfene Karten wurden auf die Tafel gelegt, und zeichneten sich durch Reinheit und Schönheit vor jedem Holzschnitt aus, namentlich die Zeichnung der Linien, welche Wasser terrassenirten, und die sich in Holz nur mit Mühe nachahmen lassen, werden auf eine Weise ausgeführt, die dem Kupferstich nur wenig nachsteht. Die Entdeckung wird in Amerika bereits in ausgedehnter Weise angewendet, indem man die Hülfsmittel zum Unterricht auf die möglichst wohlfeile Weise in die Hände der Leser bringt. (Lit. Gaz. 16 Januar.)

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 29. 3. Februar 1847.

Die Völker im Weſten Indiens.

(Nach Laſſen. Zeitſchrift zur Kunde des Morgenlandes.)

1. Die Baluken.

Laſſen hat mit bekannter Schärfe die allgemeine Geſchichte der Sprachen als nothwendige Hülfswiſſenſchaft der Ethnographie bezeichnet, und davon einige Proben in ſeiner Arbeit über die Völker im Weſten des Indus gegeben. Eine hervorragende Stelle unter dieſen nehmen die Baluken, gewöhnlich Beluſchen genannt ein, deren Gebiet weit über das Land hinausreicht, was man gewöhnlich mit dem Namen Beludſchiſtan bezeichnet, denn die Stämme und die Sprache der Baluken erſtrecken ſich bis an die Oſtgränze Kermans, in Basman wird noch Baluki geſprochen, und die Bewohner von Gask am Eingang des perſiſchen Meerbuſens, ſind noch Baluken; ſie haben ſomit auch Mekran inne. Im eigentlichen Baluchiſtan, d. h. in Saravat, Kelat und Ghalawan theilen ſich die Baluken im Beſitz mit einem andern grundverſchiedenen Volke, mit den Brahuis. Vorerſt haben wir es nur mit den erſtern zu thun.

Pottinger, der zuerſt genauern Bericht über ſie erſtattete, hielt ſie für Ueberbleibſel türkiſcher Stämme, die unter Toghrul Bek beim Kampf gegen die Gaznaviden ins Land gekommen und allmählich ihre Sprache gewechſelt hätten. Allein abgeſehen von der Unwahrſcheinlichkeit, daß ein hauptſächlich von Viehzucht lebendes nomadiſches Volk im Laufe von wenigen Jahrhunderten ſo gänzlich ſeine Sprache ändern ſollte, iſt es ein entſcheidender Umſtand, daß die Balukenſprache gar keine Ueberreſte eines frühern Türkenthums aufweiſt. Zudem führt ein arabiſcher Schriftſteller des zehnten Jahrhunderts den Namen Bolnch auf und zwar in dieſen Gegenden.

Aus frühern Nachrichten, d. h. ſolchen, die zwiſchen die Griechen und die islamitiſche Periode fallen, iſt nichts mit Sicherheit zu entnehmen; alles was Ritter über die Anknüpfung an die Indoſkythen, und Hyde über ein Vorkommen der Baluken unter den Saſſaniden ſagt, beruht auf ſchwachem Grunde. Ptolemäus kannte das Land unter dem Namen Gedroſien, aber mit den Namen, wenn ſie auch entſchieden theils perſiſch, theils indiſch anklingen, läßt ſich geographiſch nichts machen, nur iſt aus ſeinen wie aus Herodots Nachrichten zu entnehmen, daß die Gedroſier von den Indiern verſchieden waren. Strabo und Eratoſthenes rechnen das Land zu Ariana, und dieß iſt der einzige Anhaltspunkt, daß die Gedroſien von einerlei Abſtammung mit den nördlich anwohnenden Arachoſiern, Drangianern und Ariern waren. Nach den eigenen Ueberlieferungen dieſer Baluken ſind ſie um die Zeit der großen Völkerbewegung in Aſien gegen Ende des zehnten Jahrhunderts von Mekran her öſtlich vorgedrungen, und haben die ältern Bewohner des öſtlich am Indus hinlaufenden Gebirgs, die Brahuis, in engere Gränzen zuſammen gedrängt. Alle die neuen Vermuthungen über die Abſtammung der Baluken, wozu auch die Ouſeley's gehört, der ſie aus Hedſchas ableitet, können nur durch eine Unterſuchung ihrer Sprache entſchieden werden.

Aus einer ſolchen geht hervor, daß das Lautſyſtem entſchieden das perſiſche iſt, und namentlich weiſen auch die Lautveränderungen, welche dieſelben ſind, wie zwiſchen Sanskrit und Iraniſch, auf den gleichen Urſprung hin. Was aber das Baluki vom Perſiſchen unterſcheidet, iſt die Vorneigung zu afvirirten Conſonanten; dieß würde aber nur eine dialektiſche Verſchiedenheit bezeichnen. Die Zahlenreihe des Baluki iſt entſchieden perſiſch, ja es ſteht demſelben weit näher als kurdiſch und afghaniſch. Auffallend muß der Umſtand erſcheinen, daß die Unterſcheidung der Temporalformen durch vorangeſetzte Partikeln gar nicht vorkommt, und Laſſen bemerkt, „die Ausbildung eines Syſtems von Temporalformen durch vorgeſetzte Partikeln oder durch Hülfszeitworte ſcheint dem Baluki gar nie angehört zu haben,“ doch kommt etwas dem ähnliches vor, bei deſſen Erklärung aber das Perſiſche durchaus nicht aushilft. Was nun die Grundlage des Wortreichthums betrifft, ſo iſt dieſe ganz perſiſch, und was von Arabiſchem und Indiſchem eingedrungen, läßt ſich durch den Verkehr und durch die Religion ſehr leicht erklären.

Nichts deſtoweniger iſt die Entfremdung vom Perſiſchen groß genug, daß man das Baluki nicht als eine bloße Mundart deſſelben bezeichnen kann, und daß man eine ältere und längere Trennung annehmen muß. Sie nehmen alſo eine ähnliche Stellung ein, wie die Zelti und Bachtiari in Luriſtan, und eine nähere Unterſuchung der Sprache dieſer Stämme würde wahrſcheinlich den beſten Maaßſtab geben, um die Stellung der Baluki zum Perſiſchen genauer zu beſtimmen. Daß die Baluken aus dem Weſten nach Oſten gegangen, haben wir oben ſchon erwähnt, und es iſt in dieſer Beziehung auch bemerkenswerth, daß die Brahui im Oſten, namentlich um Kelat her, noch jetzt zahlreicher ſind. Die Baluken zerfallen in drei Hauptſtämme, die Mughſt und Rind in Kutſch-Gandava, wohin ſie aus Mekran zu verſchiedenen Zeiten eingewandert und mit der eingebornen Ackerbauerbölkerung verſchmolzen ſind, und die Nharui, hauptſächlich im Süden der Wüſte von Baluchiſtan, im Ruſchky, im Nordweſten von Kelat und in Sebſchiſtan. Dieſe letzten ſind die am reinſten erhaltenen, ſchlank und kräftig gebaut, von ſchönen Zügen, abgehärtet und tapfer, aber auch geſetzlos und räuberiſch; die zwei andern Stämme ſind etwas minder wild,

Digitized by Google

und überdieß hat sich durch Heuraiben zwischen Brahui und Baluken eine Mischclasse gebildet, in welcher die charakteristischen Kennzeichen beider Völker verwischt sind.

Die Minen von Peru.

(Fortsetzung.)

Dieselben Gesinnungen bestehen noch: der Indier hegt noch immer gegen die Abkömmlinge der Spanier denselben Haß und dasselbe Mißtrauen. Wenn er für den Weißen arbeitet, spart er keine List, um die besten Erzstücke zu entwenden, und thut nichts, um die Ausbeutung fruchtbarer zu machen. Der Weiße seinerseits nimmt keine Vorsichtsmaaßregeln, um das Leben des Minenarbeiters gegen Einstürze zu sichern, und so finden in den Eingeweiden des peruanischen Bodens die unglücklichsten Vorfälle Statt. Die Minen von Porco, auf eine unverständige und barbarische Art ausgebeutet, sollen jetzt den Schmuggel mit eingeschlossen, 300,000 Mark (69,000 Kil. Silb.) etwa 26 Mill. Fr. ergeben. Die spanische Regierung unternahm und vollführte, vielleicht wegen der großen Entfernung, weniger für die Förderung der peruanischen Industrie, als für die der mexicanischen. In Mexico legte die Colonialregierung die prächtige Straße von Veracruz an, welche bei Perote den Gipfel der Cordilleren erreicht; die Regierungen des unabhängigen Mexico ließen diese Straße halb verfallen. In Peru fanden die Conquistadoren die von den Incas angelegten Straßen von Cuzco, ihrer Hauptstadt, nach Quito auf einer Strecke von 500 Leguas, über Berg und Thal, den schönsten römischen Straßen vergleichbar. Aehnliche Straßen aus den Minen nach dem Ufer strich würden den Zustand des Landes im allgemeinen und den der Minenausbeutung im besondern wesentlich ändern. Die Spanier ließen die Straßen der Incas verfallen, und errichteten keine neuen, aber die Bauten der alten Herren des Landes sind wenigstens noch an hundert Stellen sichtbar, setzen den Europäer in Erstaunen, und zeigen, was man thun könnte. Für die Bevölkerung ist dieß ein Andenken, und für die Regierungen ein Beispiel, welches als ein schneidender Vorwurf stehen bleiben wird, bis jemand auftritt, der das Beispiel befolgt.

Geht man von den Nachrichten aus, welche Humboldt gegeben hat, und die bis auf das Jahr 1804 reichen, und vervollständigt man sie durch die Angaben Jakobs, Mac Cullochs und einiger Reisenden, so findet man, daß die Gewinnung edler Metalle in den peruanischen Anden, alle Minen der beiden ehemaligen Vicekönigreiche Peru und Buenos-Ayres, jetzt der beiden Republiken Peru und Bolivia, zusammen genommen, sich am 1 Jan. 1810 mindestens auf 2,403,888,000 Piaster (oder 53,703,316 K. Silber und 304,800 K. Gold) belief, und am 1 Jan. 1846 auf 2,608,700,000 P. oder 58,163,000 K. Silber und 337,725 Kilogramme Gold. In Mexico hatte bis zu denselben Zeitpunkt die Ausbeutung 60,500,766 K. S. und 314,378 K. Gold betragen. Mexico hatte somit 1,337,766 K. Silber mehr und 23,347 K. Gold weniger geliefert, falls nicht der Goldgehalt der mexicanischen Piaster diesen Unterschied ausgleicht; das Verhältniß der Goldmasse von Peru war wie 170:1, oder dem Werth nach, wie 11:1. In manchen Zeitpunkten hatten die peruanischen Minen weit mehr Gold geliefert, z. B. von 1754 bis 1772 6,102,139 Mark Silber und 129,080 Mark Gold, was dem Werth nach wie 3:1 sich verhält. Von 1772 bis 1791 waren die Goldminen viel unbedeutender, aber immer noch wie 8:1. Wie viel dem Umstande zuzuschreiben ist, daß man Gold der Münze viel leichter entziehen konnte als Silber, muß freilich dahin gestellt bleiben. Im Anfang dieses Jahrhunderts lieferten die peruanischen Anden 251,242 K. Silber worvon $\frac{1}{7}$ auf das eigentliche Peru und 1500 Kilogramme Gold, worvon 900 auf Peru, und 600 auf das Vicekönigreich Buenos-Ayres kamen. Nach den Angaben des Consuls Wilson liefert das eigentliche Peru jetzt 3,210,000 Piaster jährlich, was nach dem obigen Verhältniß 2,237,142 P. für Bolivia geben würde.

Unter den peruanischen Minen verdient Potosi eine besondere Erwähnung, denn diese Minen haben mehr Silber geliefert als alle andern in der Welt, und haben zur Veränderung der Werthverhältnisse in Europa am meisten beigetragen. Sie wurden im J. 1545 entdeckt, und ergaben elf Jahre später 89,050 K. feines Silber, 30 Jahr später 184,240 K.; auf dieser Stufe hielten sie sich lange Zeit, ohne um mehr als ein Drittheil abzunehmen. Nie hatte eine Silbermine einen solchen Ertrag geliefert, und doch ist hier nur gerechnet, was wirklich durch den Münzhof ging, und nicht, was in Barren, zur Vermeidung der beim Münzen erhobenen Abgabe aus dem Lande ging, was Humboldt auf ein Viertheil berechnet. Der Ertrag von Potosi belief sich also im J. 1585 auf mehr als 10 Mill. Piaster. Um die Wichtigkeit hievon zu ermessen, muß man sich in die Zeit versetzen, wo Potosi zuerst die Welt in Erstaunen setzte. Damals waren die kostbaren Metalle ausnehmend selten, ihr verhältnißmäßiger Werth also weit größer, wie jetzt. Vergleicht man den damaligen Preis des Getreides in Spanien mit dem jetzigen, so ist dieser Unterschied, wie 62:10. Ein jährliches Zuströmen von 10 Mill. Piastern mußte also auf eine spanische Einbildungskraft eine unglaubliche Wirkung hervorbringen. Vor der Entdeckung Amerika's, und vielleicht 40 Jahre nachher war vielleicht in der ganzen spanischen Monarchie nicht mehr Silber in Umlauf, als jetzt Potosi in Einem Jahr lieferte.

Alle aus den Minen von Potosi gewonnenen Schätze, die sich vielleicht auf anderthalb Milliarden Piaster belaufen, kamen aus dem Abhang eines einzigen Berges, des Hatun Potocchi, oder großen Potocchi, worauf man des Wohllauts wegen Potosi gemacht hat. Dieser Berg, der mitten in den peruanischen Gebirgen, in gerader Linie 100 Leguas im Innern liegt, und 4865 Metres hoch ist, erhebt sich einzeln in Zuckerhutform mitten in einem ungeheuren Bassin, das selbst über dem Rücken der Anden in einer solchen Höhe hängt, daß die verhältnißmäßige Höhe des Berges nur 945 Metres beträgt. Man bearbeitet hier in verschiedenen Stockwerken, die geringern ungerechnet, 32 Adern, welche die Felsenmassen durchsetzen. Der Berg ist weit und breit von einem schauderhaften, öden Lande, ohne Vegetation und ohne Anbau umgeben. Wenige Tage im Jahre vergehen, wo man nicht selbst in der Tiefe des Bassins Schnee, Hagel oder Regen hat. Ein indianischer Lamaführer, Diego Hualcar, der in den Minen von Porco, die schon zu den Zeiten des Incas ausgebeutet wurden, gearbeitet hatte, entdeckte hier im Jahre 1545 Silbererz. Gleich im Anfang war der Gewinn so groß, daß die Bevölkerung von allen Seiten her nach dieser öden Gegend strömte, und eine Stadt von zwei Leguas im Umfang wie durch Zauberei sich erhob. Dieß ist Potosi, welches seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts so groß war, wie man es jetzt noch sieht, und das gegen 160,000 S. gezählt haben soll. Während der Bürgerkriege fiel die Bevölkerung auf 7000, und seit Wiederherstellung des Friedens hat sie sich wieder auf 13,000 gehoben.

Ursprünglich behandelte man das gewonnene Erz nach Art der Indier in kleinen Oefen von Thonerde, Huayras genannt,

Digitized by Google

wo man es mit Bleierz mischte, und wo das Feuer nur durch einen natürlichen Luftzug genährt wurde. Man verlor dadurch eine Menge Metall, und verschaffte sich das Brennmaterial, meist Buschwerk statt des Holzes, nur mit großer Mühe; dafür nahm man aber auch nur das reichste Erz, das in dieser Mine noch mehr als in den andern, welche in der neuen Welt ausgebeutet worden, der Oberfläche am nächsten liegt. Fast zu Tage anstehend fand man Erzmassen, aus denen manchmal ein Drittheil des Gewichts an Barren gewonnen worden seyn soll. Die Ausbeutung wurde außerordentlich thätig betrieben, und die Zahl der Oefen, welche jeden Abend die Seiten des Berges beleuchteten, betrug 6000. Es war ein unerhörtes Schauspiel für die neuen Ankömmlinge, denen in Potosi alles fremdart erschien, und die Berichte der Zeit sprechen mit Enthusiasmus davon. Die Ausbeutung begann etwas zu ermatten, aus Mangel an Brennmaterial, als ein Spanier den Amalgamationsproceß, womit Medina die mexicanische Metallurgie bereichert hatte, in Peru einführte; dieß geschah im J. 1571. Von jetzt an konnte die Habsucht der Abenteurer, die aus der Halbinsel nach der neuen Welt strömten, sich reichlich sättigen, und mächtige Mittel wurden aufgeboten, um die Arbeit in großem Maaßstab einzurichten. Durch einen seltenen Glücksfall fand man das zur Amalgamation nöthige Salz in der Nähe. Es fehlte an einer Wasserkraft, um das Erz zu zermalmen und die nöthigen Wäschereien vorzunehmen, man hob aber dieß Hinderniß durch kühne Bauten: Steinkämme wurden am Ausgang der Cordillerenthäler aufgeworfen, um das Schnee- und Regenwasser aufzustauen, das man dann je nach Bedürfniß laufen ließ. Im Jahr 1578 war die Zahl dieser Wasserbecken wenigstens 18, die zum Mindesten vier Millionen Piaster gekostet hatten; 50 Jahre später zählte man solcher Wasserbecken 32, und sie waren so eingerichtet, daß immer eines ins andere sich entleerte. Die Zahl der Minenöffnungen war nicht weniger als 5000; 15,000 Indier, durch die Mita dem milden Klima der Ebene entrissen, schafften die Erze aus den Eingeweiden der Erde heraus, und eine gleiche Anzahl freier Indier arbeitete in den Werkstätten. Potosi ward in zwei Weltheilen berühmt, und der Name ist jetzt noch gleich bedeutend mit außerordentlichem Reichthum.

Nach dem ersten Viertheil des 17ten Jahrhunderts begann der Ertrag der Minen abzunehmen, aber am Ende dieses Jahrhunderts war er doch noch 78,920 Kilogramme. Der Gehalt des Erzes hatte damals bedeutend abgenommen, und war kaum so groß, als der der mexicanischen Erze der jetzigen Zeit; aber das Erz selbst war immer noch unerschöpflich, und dieß gewährte Ersatz. Die Silbererzeugung sank noch mehr in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, aber im J. 1789 war sie wieder auf 89,828 K. oder 20 Mill. Franken gestiegen. In den Neunziger Jahren nahm sie noch etwas zu, war aber zur Zeit des Aufstandes der Colonien wieder in Abnahme. Potosi behauptete indeß den zweiten Rang unter den Silberminen des spanischen Amerika und denen der Welt, und lieferte mehr als das Doppelte aller Minen Europa's zusammen. Im J. 1799 ward die Ausbeutung officiell auf 77,000 K. angegeben, in den ersten zehn Jahren dieses Jahrhunderts sank sie auf 61,000, und während des Unabhängigkeitskampfes war sie einen Augenblick fast gleich Null, seit 15 Jahren aber wechselt sie zwischen 18 und 22,000 Kilogramm.[1] Das ist nicht viel in Vergleich mit der Vergangenheit, aber doch noch beinahe die Hälfte dessen, was alle europäischen Silberminen im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ergaben.

(Schluß folgt.)

[1] Dieß sind immer nur die officiellen Zahlen, und der Schmuggel ist nicht mit in die Berechnung gezogen.

Der Harem.

(Fortsetzung.)

3. Die erste Lehrstunde im Arabischen.

Ich winkte der Sklavin einen Stuhl zu nehmen — denn ich hatte die Schwachheit gehabt, Stühle zu kaufen; — sie schüttelte den Kopf, und ich begriff, daß mein Einfall lächerlich gewesen, wegen der geringen Höhe des Tisches. Ich legte alle Polster auf die Erde, und setzte mich nieder, indem ich sie einlud an der andern Seite Platz zu nehmen; aber sie wollte sich durchaus nicht dazu verstehen. Sie wandte das Gesicht ab und legte die Hand auf ihren Mund. „Mein Kind, sagte ich, willst du denn verhungern?“

Ich fühlte, daß es besser sey zu sprechen, wenn ich auch nicht verstanden würde. Sie erwiederte einige Worte, die wahrscheinlich ihr Nichtverstehen ausdrückten, und welchen ich mit „Tayeb“ entgegnete. — Es war doch der Anfang eines Gespräches.

Ich bot ihr Brod an, und vom besten, das im fränkischen Quartier zu finden war; sie sagte mit traurigem Tone: Maskich! ein unbekanntes Wort, dessen Ausdruck mich sehr betrübte.

Den ten kleiner Glöckchen erklang in der Straße; ich sah durch das Gitter einen Ziegenhirten im blauen Hemde, der einige Ziegen nach dem fränkischen Quartier trieb. Ich zeigte ihm der Sklavin, die lächelnd Riwa! sagte, was so viel ist als übersetzte. Ich rief den Jungen mit seinem braunen Gesichte, das die ungeheuren Augen, die unförmliche Nase und die dicken Lippen einer Sphinx, das reinste ägyptische Gepräge, hatte. Er kam mit seinen Thieren in den Hof, und wollte in ein neues Gefäß, das ich der Sklavin vorreck zeigte. Diese wiederholte a'wa, und sah von der Galerie herab seinem Geschäfte zu. Als dieß war einfach wie eine Idylle, und ich fand es sehr natürlich, daß sie ihm zwei Worte zurief: Talé boukra; ich verstand, daß sie ihn anforderte, morgen wieder zu kommen. Als die Taffe voll war, sah mich der Hirte wild an und schrie: At foiur? Ich hatte genug mit den Gesetzreben verkehrt, um zu wissen, daß er sagen wollte: Gib Geld her. Als ich ihn bezahlt hatte, rief er noch bakschich! ein anderer Lieblingsausdruck des Propheten, der bei jeder Gelegenheit ein Trinkgeld fordert. Ich erwiederte: Talé boukra! wie die Sklavin gesagt hatte. Er ging zufrieden fort. So erlernt man die Sprachen ganz allmählich.

Sie begnügte sich die Milch zu trinken ohne Brod; aber immerhin beruhigte mich dieses leichte Mahl ein wenig. Dann ließ ich Esel herbeiholen und gab ihr ein Zeichen ihr Ueberzeugwand (melayeh) umzunehmen. Sie sah mit einiger Verachtung auf das gewöhnliche Baumwollzeug, das übrigens vielfach in Cairo getragen wird, und sagte: Ana — halbarah. Wie man gelehrt wird! Ich verstand daß sie Seide statt Baumwolle zu tragen gehofft hatte, die Kleidung vornehmer Damen, statt dieses dürftigen Gewandes, und ich sagte: Lah! lah! die Hand und den Kopf auf ägyptische Weise schüttelnd.

4. Die Insel Roddah.

Der Generalconsul hatte mich zu einem Ausflug in die Umgegend von Cairo einladen lassen. — Eine Einladung, die nicht auszuschlagen war, da die Consuln Vorrechte und Begünstigungen aller Art theilhaft sind, um alles bequem anzuschaffen. Ich hatte überdieß bei dieser Einkreise den Vortheil eines europäischen Wagens, was in der Levante etwas seltenes ist. Ein Wagen ist in Cairo ein nur so großerer Luxus, da es unmöglich ist, sich seiner in der Stadt zu bedienen; aber auch der Pascha selber ist genöthigt seine Remisen an die Thore zu verlegen, und kann sich nur nach seinen verschiedenen Landhäusern fahren lassen; — dann ist nichts seltsamer, als einen Wagen im neuesten Pariser oder Londoner Geschmack zu sehen, mit einem betarbanten Kutscher auf dem Sitze, der in der einen Hand seine Peitsche und in der andern seine Pfeife mit dem langen Weichselrohr hält.

Digitized by Google

Ich empfing daher eines Tages den Besuch eines Janitscharen des Consulate — welcher dreist an die Thüre pochte mit seinem dicken Stocke mit silbernem Knopfe, um mir im Quartier Ehre zu machen. Er sagte mir, daß ich im Consulat zu dem verabredeten Ausritte erwartet werde. Wir sollten den folgenden Morgen mit Anbruch des Tages uns auf den Weg machen; aber der Consul wußte nicht, daß seit seiner ersten Einladung meine Junggesellenwohnung in einen Haushalt verwandelt worden, und ich fragte mich, was während meiner Abwesenheit aus meiner liebenswürdigen Gefährtin werden sollte. Nach vielem Ueberlegen ließ ich sie einem Esel bekleiden und wir hielten bald vor der Beutiane des Monsieur Jean. Ich fragte den ehemaligen Mameluken, ob er nicht irgend eine anständige Familie kenne, der ich die Sklavin für einen Tag anvertrauen könnte. M. Jean, ein kluger Mann, nannte mir einen alten Kopten Mansur, der mehrere Jahre in der französischen Armee gedient hatte, und in jeder Beziehung des Zutrauens würdig war.

Mansur war Mameluk gewesen, wie M. Jean, aber in dem französischen Heere. Diese letztern, wie er mir sagte, befanden meist aus Kopten, welche nach dem Rückzuge der ägyptischen Expedition unsern Soldaten gefolgt waren. — Der arme Mansur war mit mehreren seiner Cameraden zu Marseille durch den Pöbel ins Wasser geworfen worden, weil er bei der Rückkehr der Bourbonen die Partei des Kaisers unterstützte; aber als wahrhafter Sohn des Nils, gelang es ihm sich schwimmend zu retten und einen andern Punkt der Küste zu erreichen.

Wir begaben uns zu diesem braven Manne, der mit seiner Frau in einem großen bald eingestürzten Hause lebte; die Zimmerdecken drohten die Köpfe der Bewohner; das Schutzwerk der Fenster glich an einzelnen Stellen zerrissenem Spitzenflore. Buchstäbliche von Hausgeräthe und Lumpen schmücken allein diese altertümlicher Behausung, wo Staub und Sonne um die Wette spielten. Es wurde mir ganz bange, als ich bedachte daß der größte Theil der Bevölkerung von Cairo solche Häuser bewohne, welche die Ratten als zu baufällig längst verlassen haben. Ich bat den alten Kopten und seine Frau in mein Haus zu kommen, und versprach ihnen, sie in meinen Dienst zu nehmen.

Als ich sie die Ruhe in meinem Hause geschert hatte, sah ich keine Schwierigkeit mehr mich zu dem Consul zu begeben. Sein Wagen wartete vor dem Thore, mit Effecten beladen, und zwei Janitscharen zu Pferde begleiteten uns. Außer dem Legationssecretär war ein ernster Mann in orientalischer Kleidung da, Scheik Abu-Khaled genannt, den der Consul eingeladen hatte, um uns Erläuterungen zu geben — er sprach mit leichtigkeit italienisch, und galt für einen der elegantesten Dichter und Gelehrten in arabischer Literatur.

Er ist ganz vollkommen ein Mann der alten Zeit, sagte der Consul. Die Reform ist ihm verhaßt, und dennoch ist er außerordentlich tolerant. Er gehört dem arabischen Philosophengeschlecht der Aufgeklärten an, das Negypten ganz eigenthümlich ist und der französischen Herrschaft nicht feindlich war.

Ich fragte den Scheik, ob es außer ihm viele Dichter in Cairo gebe. — Ach! sagte er, wir leben nicht mehr in der Zeit, wo für eine schöne Dichtung der Herrscher den Mund des Dichters mit Zechinen vollstopfen ließ! Wir sind ganz unnütz geworden. Zu was sollte die Poesie noch dienen, als den Pöbel in den Winkelgäßchen zu belustigen? — Und warum, sagte ich, könnte nicht das Volk selber als großmüthiger Herrscher belohnen? — Es ist zu arm, erwiederte der Scheik, und überdieß ist seine Unwissenheit so groß geworden, daß es nur die unkünstlichen und nachlässigen Erzählungen liebt. Es genügt die Kaffeehausbesucher mit blutigen oder zweideutigen Abenteuern zu belustigen. Dann hält der Erzähler bei den anziehendsten Stellen inne, und sagt, er werde die Geschichte nicht fortsetzen, bis man ihm eine gewisse Summe zugeben; aber er verschiebt diese die Lösung auf den folgenden Tag, und so geht es Wochenlang fort.

Aber, sagte ich, das ist gerade so, wie bei uns! Wir hatten die Ringmauern der Stadt verlassen, zur Rechten Bulak und die reizenden Landhäuser die es umgaben, und rollten in einer breiten schattigen Allee dahin, welche mitten durch Pflanzungen führt, die Ibrahim angelegten. Er hat diese Ebene mit Dattelpalmen, Maulbeerbäumen und Pharaosfeigen bepflanzen lassen, während sie sonst öde war und nun einem Garten gleicht. Große Fabrikgebäude nehmen die Mitte dieser Felder ein, welche nahe am Nil liegen. Uns rechts wendend kamen wir zu einem Bogen, durch welchen man zum Fluß hinabsteigt, um nach der Insel Rodah zu gelangen.

Der Nilarm gleicht an dieser Stelle einem kleinen Canal, der zwischen den Kiosken und Gärten hinströmt. Dichtes Gebüsch faßt die Ufer ein, und die Sage bezeichnet diesen Ort, als die Stelle, wo die Tochter Pharaonis die Wiege des Moses fand. Wenn man sich gegen Süden wendet, sieht man rechts den Hafen des alten Cairo, links die Gebäude des Mekkias oder Nilmessers, zwischen Minarets und Kuppeln, welche die Insel beherrschen.

Diese letztere ist nicht nur eine köstliche Fürstenwohnung, sie ist auch durch Ibrahims Bemühungen der botanische Garten von Cairo geworden. Man kann sich denken, daß er dem unsern ganz entgegengesetzt ist; anstatt die Wärme in Glashäusern zu concentriren, müßte man hier Regen, Frost und künstliche Nebel erzeugen, um unsere europäischen Pflanzen zu erhalten. Den all-unsern Bäumen gehört nur eine kleine armselige Eiche, die nicht einmal Früchte trägt. Mit den indischen Pflanzen gelang es Ibrahim besser. Es ist dies eine ganz andere Vegetation, als die ägyptische, und für sie ist dieser Breitegrad soll schon zu kalt. Wie wandelten mit Entzücken unter dem Schatten der Tamarinden und Baobads umher. Ungeheure Reben mit uns leo von diesem Zauberganzen, dieser Kühle, diesen durchdringenden Wohlgerüchen eines andern Weltheils, wohin wir gleichsam wie durch ein Wunder versetzt worden; — aber indem wir nerwärts gingen fanden wir daß eine ganz verschiedene Natur, die wahrscheinlich die Stufenleiter tropischen Pflanzenwuchses ergänzen sollte. Mitten in einem Gehölze von Blüthenbäumen, die riesigen Blumensträußen glichen, auf schmalen Pfaden, unter Lianengehängen verborgen, gelangt man zu einem Irrwege, der über künstliche Felsen hinführt, die von einem Belvedere überragt sind. Zwischen den Steinen, am Rand der Pfades, über Eurem Haupte, zu Eurem Füßen, winden, schlingen, kräuseln und drängen sich die seltsamsten Gewürme der Pflanzenwelt. Nicht ohne Scheu setzt man den Fuß in diese Schlangenbehelen, zwischen diese Gebilde, die fast lebend schienen, und wovon einige menschliche Gliedmaßen nachahmen, und an die ungehenerlichen Bildungen der Polypengeister Indiens erinnern.

Auf dem Gipfel angelangt, wurde ich von Bewunderung ergriffen bei dem Anblick der drei Pyramiden, die sich in ihrer ganzen Mächtigkeit über Schutzheb, das am andern Ufernfer liegt, erheben und sich scharf am Blau des Himmels zeichnen. Ich hatte sie niemals so deutlich gesehen und die Durchsichtigkeit der Luft gestattete, obwohl in einer Entfernung von drei Stunden, alle Details davon zu unterscheiden; dieser Aussichtspunkt war mir besonders in Bezug auf die geschichtlichen Erinnerungen Cairo's und die arabischen Anschen anziehend, und ich breitete mich den Scheik, unsern Gefährten, zu befragen, was er von den 4000 Jahren denke, welche europäische Gelahrtheit diesen Monumenten zuschreibt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Botaniker James Crowther. Die englischen Blätter (Athenäum 16 Januar) zeigen den Tod dieses Mannes an, welcher am 13 Januar wahrscheinlich aus Mangel und Noth erfolgte, denn sein ganzer Unterhalt bestand in drei Shilling wöchentlich, welche die Gesellschaft für Unterstützung wissenschaftlicher Männer in niedern Lebenssphären ihm reichen ließ. Crowther war der Freund und Gefährte Wallers, Dewhurds und Hobsons, und er unterstützte den Dr. Hull und Sir James Smith in ihren botanischen Arbeiten; auch als Entomologe war er ausgezeichnet.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 30. 4. Februar 1847.

Erinnerungen eines deutschen Naturforschers aus den Kosakenländern.

Die Tscherkessen in Jekaterinodar und in der Türkei. — Schönheit des ächten Adighevolks. — Chora-Beg. — Friedlicher Verkehr zwischen den Kosaken und ihren Nachbarn am linken Kubanufer. — Verhältnisse der neutralen Stämme. — Ein Abend unter Kosaken. — Schicksale und Erfahrungen eines deutschen Arztes im Kaukasus. — Arti-Mollah, der dankbare Tscherkesse, eine Episode aus dem kaukasischen Krieg.

Auf dem Freitagsmarkt von Jekaterinodar wimmelte es von Tscherkessen. Es waren schöne Männer mit rabenschwarzen Bärten, Adlernasen und blitzenden schwarzen Augen; das erstemal in meinem Leben sah ich von diesem Volk hier größere Haufen beisammen. Oft hatte ich anderwärts einzelne tscherkessische Wanderer getroffen, im türkischen Asien, in Südrußland, am Pontus und am Marmorameer. In Konstantinopel begegnet man besonders häufig solchen einzelnen Kaukasiern in der bekannten Tscherkessenstracht, aber sie stammen von den verschiedensten Völkerschaften des kaukasischen Isthmus, und wie Charakter und Reisezwecke, so abweichend sind auch Form und Ausdruck ihrer Gesichter. Den Dschigeten, den Abchasen, an dem man tscherkessischen Heldenmuth nie rühmen konnte, führt der Sklavenhandel oder sonstige mercantilische Speculation nach der Türkei; der warm religiöse Lesgier, der Tscherschenze beabsichtigt gewöhnlich die Wallfahrt nach Mekka, abenteuerlicher Sinn, Türkensympathie und Besuch vornehmer Verwandtschaft motivirt in der Regel die Reise des tscherkessischen Work oder Ulsden [1], wie ihn Türken und Russen nennen. Nachdem letzterer bei seinen Verwandten und allen hohen Würdenträgern der Pforte der Reihe nach angeklopft und nach dem politischen Windzug der obersten Regionen sich müde gelaufen hat, begibt er sich nach Adrianopel, um seinen berühmten, heiß verehrten, erilirten Landsmann, Sefer Bey, den vormals mächtigsten unter den alten Tscherkessenfürsten, aufzusuchen und von ihm tröstende Worte und Mahnung zum standhaften Ausharren im Kampf und Russenhaß heim in seine Berge zu nehmen. Man kann aber im Bazar, in den Straßen Konstantinopels zwanzig trotzigen Individuen in kaukasischem Rock, mit zottiger Turbanmütze begegnen, ohne vielleicht in einem einzigen den wahren Tscherkessentypus zu erkennen. Dieß gibt dann öfters Anlaß zu irrigen Meinungen hinsichtlich der bekannten Schönheit dieses Gebirgsvolkes, welche mancher Ankömmling aus dem Occident in Stambul und St. Petersburg unter ihrem Rufe findet. Auch die kaukasischen Gardeschwadronen an der Newa bestehen aus einem Gemische der verschiedensten Kaukasusstämme. Den ächten Adighe muß man am Kuban aufsuchen; hier findet man die herrlichsten Repräsentanten dieses edlen Geschlechts. Die Pschadschen im Süden von Jekaterinodar und mehr noch die Schapsuchen, deren Wohnsitze in Entfernung weniger Meilen jenseits des Kubans beginnen und bis auf die nördlichen Abhänge der höchsten Kette sich erstrecken, gehören zu den schönsten Tscherkessenstämmen, die auch nebst den Kabarden, wie man behauptet, die reinste Mundart der Adighesprache sprechen. Wer freilich nur Ideale von schönen Männergestalten in Masse bei diesem Volk zu finden hofft, wird auch hier sich seltsam täuschen, denn selbst in Tscherkessien besteht der große Hanfe aus Abkömmlingen von sehr verschiedenen Völkerschaften, aus den Leibeigenen und Vasallen der Edelleute, deren Ursprung man nicht mit Sicherheit kennt, die aber vermuthlich von Kriegsgefangenen oder unterjochten Urbewohnern stammen. Der tscherkessische Adel, d. h. die Works oder Ritter, bilden höchstens ein Fünftel, nach der Meinung mancher kundigen Russen vielleicht nur ein Zehntel des großen Adighevolks. Sie allein haben erblichen Grundbesitz, Sklaven und Stimme in den berathenden Versammlungen. Nur diesen Works und den noch vornehmern Sprößlingen der Fürstenhäuser (Pschich) kommt jener weit verbreitete Ruf einkaukasischer Schönheit mit vollem Rechte zu. Dieses aristokratische Geschlecht verschmäht jede Verwandtschaft mit dem Plebejer, auch wenn derselbe ein freier Mann und durch Handel reich geworden ist. Der tscherkessische Edelmann freit nur um die Tochter einer ebenbürtigen Familie und bewahrt dadurch die Reinheit der Race, den Adel in Blut und Körperformen, die Schönheit der Physiognomie, den ritterlichen Stolz in der Haltung und eine eigenthümliche Feinheit in Bewegung, Manieren und Redeweise.

Den tscherkessischen Ritter charakterisirt eine persönliche Ueberlegenheit, die ihren Grund eben so wohl in seiner geistigen Energie wie im Bewußtseyn seiner körperlichen Kraft und Schönheit hat. Diese Ueberlegenheit des reinen Tscherkessenblutes verläugnet sich unter moskowitischer Disciplin so wenig wie im moslemitischen Orient, wo die Söhne des Kaukasus als Mamelucken in Cairo, als Paschas in Stambul immer eine hervorragende, gebietende Rolle spielten. Der Türke, welcher durch gewisse großherzige Eigenschaften allen übrigen Orien-

[1] Ulsden ist ein tatarisches Wort. Die tatarischen Stämme des Kaukasus bezeichnen damit ihre Aeltesten, und diesen Titel haben sie auch auf die tscherkessischen Oselente übertragen, obwohl diese nur den Geburtsadel kennen und auf das Alter keine Rücksicht nehmen.

Digitized by Google

talen imponirt, erkennt doch die Ueberlegenheit des tscherkessischen Udden an. Kaiser Nikolaus, der unter den Truppen aller Waffengattungen seines ungeheuern Reiches eine eiserne Disciplin handhaben läßt, zeigt gleichwohl eine auffallende Nachsicht gegen die tscherkessischen Schwadronen seiner Garde. Personen, welche die militärischen Einrichtungen in St. Petersburg sehr genau kennen, erzählen manchen charakteristischen Zug, der beweist, wie der kecke Trotz dieser kaukasischen Männer unter der russischen Fuchtel noch ungebrochen ist, und wie dieser unbeugsame Sinn dem Kaiser und selbst dem strengsten Exerciermeister Rußlands, dem Großfürsten Michael, dergestalt imponirt, daß beide sogar bei offener Meuterei häufig durch die Finger sehen. Bei einem Manöver, wo die kaukasischen Reiter einmal förmlich den Gehorsam verweigerten, begnügte sich der Kaiser ihnen durch den General Benkendorf höflichen Verweis zu geben. Neben dem gemeinen, plumpen Russen nimmt sich der Tscherkesse wie ein Adler unter einer Heerde von Trappen aus. Ein Engländer, der St. Petersburg lange bewohnte, erzählt, daß wenn im Volksgedränge die Menge scheu vor jemanden Platz macht, man immer übergezogen seyn dürfe, daß es ein Gardofficier, ein Polizeibeamter oder ein Tscherkesse sey. Selbst Capitalverbrechen wagt man am Tscherkessen nicht wie an allen übrigen Unterthanen des Reiches zu strafen: ein Tscherkesse, der einem russischen Lohnkutscher in Petersburg wegen unverschämter Geldforderung den Kinschal ins Herz stieß, wurde einfach nach dem Kaukasus zurückgeschickt; jedem slawischen Unterthan des Kaisers wäre dafür die Knute und lebenslänglicher Aufenthalt in den sibirischen Bergwerken zu Theil geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Minen von Peru.

(Schluß.)

Obwohl ein berühmter Geschichtschreiber, Robertson, die Erschöpfung der Minen von Potosi schon seit langer Zeit angekündigt hat, so ist dieß doch keineswegs der Fall; das Erz in den peruanischen Bergwerken enthält, wie das mexicanische, nur wenig Silber, ist aber ebenfalls in sehr großem Ueberfluß vorhanden. Was noch im Schooße der Erde verborgen ist, bildet eine ungeheure Masse. Der Präfect des Departements von Potosi schätzte in einem Bericht, den er im Jahr 1832 an die Regierung von Bolivia abstattete, die Masse des seit der Entdeckung aus der Erde herausgeschafften Erzes auf 1394 Mill. Kubikmetres, und die Masse des noch vorhandenen auf 1383 Mill. Cubikmetres. Wahr ist, daß das tiefer liegende Erz von Potosi minder reich ist, als das fast zu Tage anstehende, aber senkt sich das Erz nicht unter das Plateau, auf dem der Berg von Potosi sich erhebt, und auf dessen Masse die obige Berechnung überhaupt sich bezieht? Zudem hat man bis jetzt bei weitem nicht alles herausgeschaffte Erz benützt: die heutigen Silbererzeuger leben fast ausschließlich von demjenigen Erz, das ihre Vorgänger als zu arm in ungeheuern Massen weggeworfen hatten. Dieser Ausschuß, pallacos genannt, gibt nur 0,0005 bis 0,0008 an Silber, da man ihn aber nur vom Boden aufzulesen braucht, so findet man Gewinn dabei ihn zu verarbeiten, obwohl die Methoden der Bearbeitung in Peru viel unvollständiger und barbarischer sind, als die in Mexico; so wenig vorgeschritten die Mexicaner auch sind, so kann man sie doch in Vergleich mit den Peruanern als große Mechaniker und gelehrte Bergmänner betrachten, denn die peruanischen Minen sind so niedrig, daß man sich nicht aufrecht darin halten kann, von einer geraden Linie weiß man nichts, aller Transport geschieht auf dem Rücken von Menschen, und es fehlt so an Luft, daß die Arbeiter ersticken. Man sieht keine Karren, keine Abfahrt, wo die Herstellung derselben noch so leicht wäre; allenthalben ist der Mensch das Lastthier. Menschliche Arme pumpen das Wasser aus, und selbst in den Amalgamirhäusern geschieht das Stampfen durch Menschen, die man mit zwei Drittel Piaster täglich zahlt, ohne sie in hinreichender Menge finden zu können. Die Bevölkerung sieht die Minen als einen ungesunden Aufenthalt, wo die Arbeit entsetzlich mühselig ist, und gegen den sie wegen des Zwangs, den man zur Zeit der spanischen Herrschaft ausübte, eine erbliche Abneigung hegt. Sie hat eben so wenig Neigung zu den Amalgamirhäusern, weil es eine bekannte Sache ist, daß ein Arbeiter im Pochwerk, wo man das Erz trocken pulverisirt, statt es auf den mexicanischen Arrastras unter dem Wasser zu zermalmen, nicht über fünf Jahre lebt, und daß diejenigen, welche in dem Schlamm von Erzmehl und Quecksilber herumkampfen, sich furchtbare Krankheiten zuziehen. Würde man ein Verfahren annehmen, das mit den Fortschritten der Künste und mit der Menschlichkeit mehr im Einklang stünde, so würde man die Kosten bedeutend vermindern und die Abneigung des Volks gegen die Mineinindustrie besiegen; mit derselben Anzahl Arme würde man das Drei- oder Vierfache gewinnen. Aber das alte Verfahren wird streng eingehalten, als wäre es ein Gebot Gottes. Die guten Methoden des Minenbaues, die wohlthätigen Vorsichtsmaaßregeln, wie die Lüftung der Minen, die einfachsten mechanischen Hülfsmittel, wie Schubkarren und Schaufel, die Anwendung von Lastthieren und mechanischen Vorrichtungen zur Amalgamation sind unbekannt und wie mit dem Interdikt belegt. Und aus einer so bearbeiteten Mine hat man seit 1545 einen Werth von ein bis anderthalb Milliarden Piaster herausgezogen.

Die bolivische Regierung scheint indeß aufgeklärter zu seyn, und hat sich entschlossen, aus Europa einige geschickte Ingenieure kommen zu lassen, deren Anwesenheit, wenn sie von den Localbehörden unterstützt werden, von großem Nutzen seyn wird. Man behauptet, eine der wirksamsten und einfachsten Verbesserungen, welche man erwarten könne, wäre die Aufhebung des Münzhofes von Potosi, welcher jährlich etliche Hunderttausend Piaster kostet und nichts nützt. Wenn man diese Summen auf die Straßen verwendete, welche in ganz Bolivia in einem unbeschreiblichen Zustande sind, und auf denen die Transportkosten 20 bis 30mal größer sind, als mit unsern Frachtwagen, so wäre dieß für das Land und die Minen ein unschätzbarer Vortheil. Man würde nicht minder bedeutende Resultate erlangen, wenn man die für den Schatz des Staats außerordentlich lästige Ausgabe unterdrückte, und auch nur den vierten Theil aufwendete, um 25 oder 30 junge Leute nach Europa zu schicken und sie auf Kosten der Republik in den wesentlichsten Künsten der Civilisation unterrichten zu lassen.

Es ist nicht wohl möglich über den Gesammtertrag der Minen von Potosi seit ihrem Ursprung sich genaue Nachrichten zu verschaffen. Die Angaben schwanken zwischen 800 und 1000 Mill. Piaster; die niedrigste ist die von etwa 770 Mill. bis zum Ende des Jahrs 1845. Dabei ist aber das, was durch Schmuggel hinausging, durchaus nicht gerechnet. Viel Silber ging von jeher nach Brasilien durch die Thäler, welche von der Höhe der Anden aus nach Osten, also nach Brasilien hinlaufen. Das Silber ist dort selten, weil die Minen nur Gold geben.

Digitized by Google

Ehemals, namentlich zur Zeit des großen Glanzes von Potosi scheint der Schmuggel sehr bedeutend gewesen zu seyn. Der Pater Acosta, der am Ende des 16ten Jahrhunderts schrieb, schätzt ihn auf ein Drittheil, später aber, namentlich seit die königliche Quinta auf einen Zehnten herumtergesetzt wurde (1736) war er viel unbedeutender, und man kann ihn jetzt höchstens auf ein Siebentel anschlagen, da die Schwierigkeit der Verbindung den Schmuggel außer mit Convicenz der Behörden sehr schwierig macht. Nimmt man mit Humboldt den Schmuggel durchschnittlich auf ein Viertel an, so kommt man auf eine Summe von 965 Millionen. Sieht man indeß auch diese Berechnung für ganz richtig an, so ist man mit den Schwierigkeiten noch nicht am Ende, denn man rechnete nicht immer nach demselben Piaster. Jetzt ist es derjenige, von welchem $8\frac{1}{2}$ auf eine castilianische Mark gehen, der Piaster von 8 Realen, der in seinem Silber genau 5 Fr. 43 Centimes entspricht, aber von der Entdeckung an bis zu einer nicht genau bekannten Zeit, die jedoch zwischen 1580 und 1600 fällt, war es der Piaster von $13\frac{1}{2}$ Realen, und darum muß man der obigen Summe noch 134 Millionen Piaster hinzufügen, so daß man auf 1099 Mill. Piaster oder 26,854,055 K. Silber kommt. Nach Humboldts Berechnung würde sich der Ertrag höher, nämlich auf 33,671,430 K. belaufen.

Bolivia zählt noch andere ergiebige Minen, welche nicht so im Verfall sind, wie Potosi, nämlich die der Provinzen Chayanta, Porco, Chichas und Poopo. Sie ertrugen seit 1834 jährlich etwa 29,738 K., Potosi 22,306, so daß der Gesammtertrag Boliviens 52,044 K. oder 11,265,000 Fr. ausmacht. Die Goldergeugung ist mindestens 300,000 Piaster oder 444 K. fein Gold. Potosi liefert gar keins.

Die Zukunft Amerika's.

Featherstonehaugh, welcher frühre schon eine Reise durch die Sklavenstaaten Amerika's herausgegeben, ist mit einem neuen Werk hervorgetreten: „eine Kanoefahrt den Minkay-Peter hinauf, nebst einem Bericht über die Blei- und Kupferlager von Wisconsin, über die Goldregion im Tschirokikande nebst Skizzen von Volkssitten u. s. w.“ Der Recensent des Buchs im Athenäum (16 Januar) macht auf die ungeheuren Fortschritte aufmerksam, von denen Featherstonehaugh berichtet, und sagt dann: „Die Zeit kommt rasch heran, wo die Elemente des Reichthums und somit auch der Macht, welche die Natur mit so verschwenderischer Fülle über diese ungeheuren Länder ausgebreitet hat, auf die allgemeinen Interessen der Menschheit einwirken müssen, auf welche Weise, das kann nur die Zukunft lehren. Wenn aber diese Länder so reich an Menschen, wie an andern Producten, wenn sie eine wahre officina gentium seyn werden, dann wird die republicanische Regierung der Nordamerikaner seine Gränzen kennen, als den arktischen Ocean im Norden und das Cap Horn im Süden. Wollte man annehmen, daß eine solche Regierung mit ihren unermeßlichen Hülfsquellen, ihren zahllosen Häfen nicht die alte Welt bis in ihre Tiefen erschüttern würde, wäre abscheulicher Blindheit. So gewiß als Kern wächst, wo einst das alte Troja stand, so gewiß werden die Centralebenen Amerika's sich mit Städten bedecken und die Küsten mit Häfen, welche ihre Schaaren nach allen Seiten der bewohnbaren Erde aussenden werden.“

Der Harem.

(Fortsetzung.)

4. Die Insel Roddah.

Der Greis setzte sich auf die Holzbank des Kiosk, und sagte uns: „Einige Schriftsteller meinen, daß die Pyramiden durch den pyramidischen König Gian-ben-Gian erbaut worden seyen; aber nach einer mehr verbreiteten Sage unter uns, lebte 300 Jahre vor der Sündfluth ein König, Namens Saurid, Sohn der Salahoe, welcher eines Nachts träumte, daß alles auf der Erde zusammenstürze, die Menschen auf das Gesicht fielen und die Häuser über sie hin; die Gestirne fielen im Himmel zusammen, und ihre Trümmer bedeckten den Boden bis zu einer großen Höhe. Der König erwachte ganz erschreckt, ging in den Sonnentempel und blieb lange und weinte; dann rief er die Priester und Wahrsager zusammen. Die Priester Aeliman, der weiseste unter ihnen, erklärte ihm, daß er einen ähnlichen Traum gehabt habe. Ich träumte, sagte er, daß ich mit dir auf einem Berge war, und den Himmel so tief herunterhängen sah, daß er unsern Scheitel berührte, und das Volk lief herbei und suchte Hülfe bei die; dann hobst du die Hände empor und verkrochst den Himmel zu stützen, daß er nicht noch tiefer herabsänke, und ich, bee es sah, that ein Gleiches. In diesem Augenblick drang eine Stimme aus der Sonne herab, welche uns sagte: „Der Himmel wird seine gewöhnliche Stelle wieder einnehmen, wenn ich 300mal meinen Weg gemacht habe.“ Als der Priester so gesprochen, ließ König Saurid die Höhe der Sterne nehmen, und nachforschen, welche Ereignisse sie weissagten. Man berechnete, daß zuerst eine Wasserfluth und dann eine Feuersfluth kommen müsse. Und damals war es, daß der König die Pyramiden in dieser eckigen Gestalt bauen ließ, die geeignet war, selbst den Anstoß der Gestirne auszuhalten, und diese ungeheuren Steine auf einander setzen, die durch eiserne Klammern verbunden sind, und so feuerfällig behauen, daß weder das Feuer des Himmels, noch die Fluthen durch sie eindringen konnten. Hieher sollten sich im Nothfalle der König und die Großen des Reiches flüchten, mit ihren Büchern und Bildern der Wissenschaft, den Talismanen, und mit allem, was für die Zukunft des Menschengeschlechtes erhalten werden sollte. Ich hörte diese Legende mit großer Aufmerksamkeit an, und sagte dem Consul, daß sie mir viel genügender vorkomme, als die in Europa angenommene Vermuthung, daß diese riesenhaften Gebäude nur Gräber gewesen seyen. — Aber, sagte er, wie hätten die Gesellschaften in den Sälen der Pyramiden athmen können? — Man steht noch, erwiederte der Scheik, Brunnen und Canäle darin, welche sich unter dem Boden verlieren. Einige darunter gingen bis zu den Wassern des Nils, andere waren mit weiten unterirdischen Höhlen verbunden; die Wasser flossen in engen Durchlässen herein, und dann wieder hinaus, indem sie ungeheure Säulen bildeten und die Luft beständig mit schrecklichem Geräusch bewegten.

Der Consul, ein positiver Mann, nahm diese Ueberlieferungen lächelnd auf; er hatte unsern Halt in dem Kiosk benutzt, um auf einem Tische die Vorräthe ausbreiten zu lassen, welche in seinem Wagen mitgebracht worden, und die Bestandschis des Ibrahim Pascha boten uns überdieß Blumen und seltene Früchte an, welche unsre afrikanischen Genüsse vervollständigen konnten. — In Afrika träumt man von Indien, wie in Europa von Afrika; das Ideal schimmert beständig jenseits des gegenwärtigen Gesichtskreises. Ich befragte eifrig unsern guten Scheik und ließ ihn alle fabelhaften Geschichten seiner Väter erzählen. Ich glaubte mit ihm an den König Saurid, selber als an den Chepos der Griechen, ihren Scherpiren und Myerinus. — Und was, sagte ich, hat man in den Pyramiden gefunden, als man sie zum erstenmal unter den arabischen Sultanen öffnete? Man fand, erwiederte er, die Statuenbilder und Talismane, welche König Saurid als Bücher in jeglicher aufgestellt hatte. Der Hüter des östlichen Pyramide war ein Gözendiener von schwarz und weißem Schiffpoth, das auf goldenem Throne saß, und eine Lanze hielt, die man nicht ansehen konnte ohne zu beben. Der Geist, welcher an dieses Idol gekettet war, zeigte sich als ein schönes lächelndes Weib, das jetzt noch manchmal erscheint und alle um den Verstand bringt, die ihm begegnen. Der Hüter der westlichen Pyramide, war ein Gözendild von rothem Gesteine, ebenfalls mit einer Lanze bewaffnet, eine geringelte Schlange auf dem Haupte; der Geist, welcher ihm diente, hatte die Gestalt eines nubischen Greises, trug einen Kerb auf dem Kopf und in seinen Händen ein Rauchfaß. Was die dritte Pyramide betrifft, so wurde sie von einem kleinen Idol in Basalt bewacht, mit ähnlichem Fußgestell, das alle, die es ansehen, so verlockte, daß sie nicht mehr davon ablassen konnten. Der Geist erscheint noch unter der Gestalt eines jungen

Digitized by Google

barilosen unbeliebten Mannes. Die übrigen Pyramiden von Sakkarah hatten gleichfalls jede ihren Geist; der eine ist ein hagerer schwärzlicher Greis mit kurzem Barte; der andere eine junge schwarze Frau mit schwarzen Kinde, welche, wenn man sie ansieht, lange weiße Zähne und weiße Augen zeigt. Ein anderer hat einen Löwenkopf mit Hörnern; noch einer gleicht einem Schäfer in schwarzem Kleide mit einem Stabe; wieder einer erscheint unter der Gestalt eines Mönches, der aus dem Meere steigt und sich in den Wellen spiegelt. Es ist gefährlich diesen Gespenstern um die Mittagsstunde zu begegnen.

Also, sagte ich, hat das Morgenland seine Taggespenster, wie wir jene der Nacht. Weil in der That, bemerkte der Consul, jedermann in diesen Gegenden um Mittag schlafen sollte, und der gute Scheik erzählt uns Mährchen, die ganz geeignet sind uns einzuschläfern. Aber, rief ich aus, ist denn all dieses wunderbarer als so viele natürliche Dinge, die wir auch nicht zu erklären vermögen? Da wir an die Schöpfung, an Engel, an die Sündfluth glauben, und den Lauf der Gestirne nicht bestreiten können, warum sollten wir denn nicht zugeben, daß an diese Gestirne Geister gebunden seien und daß die ersten Menschen sich durch den Gottesdienst und die Tempel mit ihnen in Verbindung setzen konnten? — Dieß war in der That Zweck der frühesten Magie, sagte der Scheik: diese Talismane und Bildwerke erhielten nur durch ihre Weihe an jeglichen der Planeten, und die Zeichen die mit seinem Auf- und Niedergang combinirt waren, eine Kraft. Der Fürst der Priester nannte sich Catan, das heißt, Herr der Einsiedler. Unter ihm hatte jeder Priester ein Gestirn allein zu bedienen, wie Pharuie (Saturn), Sphuis (Jupiter) und die Uebrigen. Se sagte jeden Morgen Catan zu einem Priester: „Wo ist gegenwärtig das Gestirn, welchem du dienst?“ dieser erwiederte: „Es ist in diesem oder jenem Zeichen, Grade, oder in dieser oder jener Minute;“ und nach einer vorherzeitigen Berechnung schrieb man auf, was diesen Tag mit Gnade gethan werden möge. Die ersten Pyramide war den Fürsten und ihrer Familie vorbehalten; die dritte sollte die Sternbilder und die Schreine der Himmelskörper aufnehmen, gleichwie die astrologischen, historischen und wissenschaftlichen Bücher: dahgliechen sollten die Priester ihre Zukunft finden. Was die dritte betrifft, so war sie nur zu Aufbewahrung der Särge von Königen und Priestern bestimmt, und da sie bald unzureichend gefunden wurden, ließ man später die Pyramiden von Sakkarah und Dascha erbauen. Der Zweck der Festigkeit bei diesen Bauten war, die Zerstörung der einbalsamirten Leichen zu verhindern, welche nach den Ansichten jener Zeit nach einer gewissen Umwälzung der Gestirne wieder aufleben sollten, deren Epoche man nicht genau angibt.

Wenn man diese Erklärung annimmt, sagte der Consul, so werden manche Mumien sehr erhaunt sein, einer Tages unter dem Glasdachen der Musern, oder in dem Natrilatencabinet eines Engländers zu erwachen.

Im Ernste bemerkte ich, sind es wahrhafte menschliche Ehrenfolten, deren Schmetterling noch nicht ausgeflogen ist. Wer sagt uns, ob er nicht einen Tages sich entfalten? Ich habe immer die Enthüllung und Zergliederung der Mumien dieser armen Aegypter für etwas Gottloses angesehen. Wie kam es, daß dieser tröstliche und unbefragliche Glaube so vieler aufgeklärten Menschengeschlechter die europäische Neugierde nicht entwaffnete? Wir ehren die Verstorbenen von Gestern, aber alteru denn die Todten jemals?

Es waren Heiden, sagte der Scheik.

Ach! sagte ich, zu jener Zeit war weder Christus noch Mohammed geboren.

Wir stritten noch eine Weile über diesen Punkt, und ich verwunderte mich, einen Moslem die katholische Intoleranz nachahmen zu sehen. Warum sollten die Kinder Israels das alte Aegypten schmähen, das nur das Geschlecht Israels in Sklaverei hielt? Und doch achten die Moslems im allgemeinen die Gräber und Denkmale der verschiedenen Völker, und nur die Hoffnung ungeheure Schätze zu finden, beweg einen Chalifen die Pyramiden öffnen zu lassen. Ihre Chroniken berichten, daß man in dem sogenannten Königssaale ein männliches Standbild von schwarzem Gestein fand und ein Frauenbild von weißem Steine aufrecht vor einem Tische stehend, das eine mit einer Lanze, das andere mit einem Bogen. Mitten auf dem Tische war ein Gefäß, fest verschlossen, das man beim Oeffnen mit noch frischem Blute angefüllt fand. Es war auch ein rother Hahn da, der mit Hyacinthen besetzt, einen Schrei ausstieß und mit den Flügeln schlug, als man eintrat. All dieses klingt wie ein Mährchen aus tausend und einer Nacht, aber wohl könnte und daran zu glauben, daß diese Gemächer Talismane und cabalistische Figuren enthielten? Und überdieß wäre es nicht abgeschmackter anzunehmen, wie Belzoni bemerkt, daß man so viele Steine aufgeschichtet, um einen Leichnam von fünf Schuh Länge darin zu bergen?

Wir gingen dann weiter und besuchten den schönen Palast, mit Gitterwerk verziert, worin Ibrahims Frauen manchmal im Sommer wohnen. Türkische Blumenbeete, welche die Zeichnung eines Teppichs nachahmen, umgeben dieses Lusthaus, in welches man uns ohne Schwierigkeit eindringen ließ. Die Vögel waren ausgestorben, und in diesen Sälen bewegte sich nichts Lebendiges, als Spielzeuhren, die jede Viertelstunde durch irgend eine französische Opernarie ankündeten. — Die Eintheilung eines Harems ist dieselbe in allen türkischen Palästen, und ich hatte schon mehrere gesehen. Es sind stets kleine Gemächer, rings um große Gesellschaftssäle mit Divans und kleinem mit Schildpatt eingelegten Tischchen; Nischen mit Schnitzwerk, in denen Getäfel zum Aufstellen der Narghiles, Blumengefäße und Kaffeetassen dienen. Nur drei oder vier Gemächer europäisch möblirt, enthalten einiges Geräthe, das dem Kämmerchen eines Thürhüters zur Ehre gereichen würde. Aber was gewöhnlich den fürstlichen Harems abgeht, sind die Betten, und die Frauen und ihre Sklavinnen ruhen auf den Divans. Sie schlafen ganz angekleidet, und haben nur für den Winter Decken von Seide oder Wolle.

Wir gingen dann die Fensterwege entlang, die mit länglichrunden Kieseln in schwarz und weiß eingelegt und mit einer hohen Einfassung von geschnittenem Bux besetzt waren; ich sah in Gedanken die bleichen Kadinen in diesen Gängen hinwandeln, und sich in den Lauben sammeln, worin große Tarnusbäume zu Bogen und Säulen gestützt waren; Lauben gierten darin, wie die klagenden Geister dieser Einsamkeit, und ich dachte, wie ein Thrän mitten unter all diesem nur dem Schattenbild des Vergangenen nachjagen kann.

Wir kehrten nach Cairo zurück, nachdem wir das Gebäude des Milmeters besucht hatten, worin ein abgestumpfter Pfeiler, ehemals dem Serapis geweiht, in einer Vertiefung steht, und die Höhe der alljährlichen Ueberschwemmungen anzeigt. Der Consul wollte uns noch den Begräbnißplatz der Familie des Pascha zeigen, der allein ihren Kindern gewicht dem Todtenacker einer Stadt gleicht. Es sind mehr als sechzig Gräber da, große und kleine, die meisten neu, und aus Cippen von weißem Marmor bestehend. Jedes trägt entweder einen Turban oder den Kopfschmuck einer Frau, bemalt und vergoldet, was all diesen Gräbern einen Anschein von bürtiger Wirklichkeit gibt; es ist als ob man unter einem verkleinerten Menschengewühle umherwandle. Die bedeutendsten dieser Denkmale sind mit reichen Stoffen umhängt, und tragen Turbane von Seide und Kaschmir: hier ist die Täuschung noch treffender.

Es ist tröstlich zu denken, daß ungeachtet all dieser Pertinke die Familie des Paschas noch zahlreich genug ist. Uebrigens ist die Erschlechtheit der türkischen Kinder im Aegypten unbetreitbar. Die berühmten Mamelucken, welche dieses Land so lange beherrschten, sind die schönsten Frauen der Welt dahin führten, haben nicht einen einzigen Nachkömmling zurückgelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Metalleue Boote. Eine englische Zeitschrift, die Builder (f. Athenäum 16 Januar) gibt die Nachricht, daß man jetzt eine Composition gefunden habe, welche die Vortheile von Kupfer und Eisen vereinige; man hat vorgeschlagen Boote daraus zu gießen. (Amerikanische Blätter sprechen, wenn wir uns recht entsinnen, vor kurzem davon, daß man solche Boote, wenn sie alt und unbrauchbar würden, leicht wieder umgießen könne.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 31. 5 Februar 1847.

Die Goldminen in Brasilien.

(Revue des deux mondes 15 Febr.)

Mexico und Peru lieferten im Anfang dieses Jahrhunderts und liefern noch jetzt zwei Drittheile der kostbaren Metalle, welche aus den Minen der neuen Welt gezogen werden. Andere Länder verdienen indeß doch auch noch neben ihnen aufgeführt zu werden, namentlich Brasilien, das eine vergleichsweise ungeheure Goldmasse geliefert hat, und dessen Goldlager gewiß noch sehr bedeutende Schätze bergen. Das unermeßliche Brasilien bietet in mehreren seiner Provinzen, namentlich in Minas Geraes, sehr ausgedehnte Goldalluvionen, in denen man auch Diamanten gefunden hat, und die obwohl seit mehr als drei Jahrhunderten bekannt, doch erst seit dem Anfang des 18ten Jahrhunderts regelmäßig ausgebeutet werden. Fünfzig Jahre später lieferte Brasilien mehr Gold, als der ganze übrige neue Continent; was Abgaben zahlte, wechselte zwischen 6500 und 8500 Kilogrammen, wonach man wegen des Schmuggels schließen kann, daß die Erzeugung nahe an 12,000 Kilogramme betragen haben mag. Damals schlug man in Brasilien und Portugal viele Goldmünzen, und im J. 1777 schätzte man die Menge des in Portugal und Brasilien umlaufenden Goldes auf das Achtfache des Silbers. Dieser schöne Ertrag nahm nach und nach ab. Nach den genauen und umständlichen Nachrichten, welche der Generaldirector der brasilianischen Minen, Hr. v. Eschwege, geliefert hat, war der Ertrag am Ende des 18ten Jahrhunderts auf 3700 K. gefallen, fiel später noch tiefer, von 1810 bis 1821 wurden durchschnittlich nur 1095 K. einregistrirt, und man kann den wirklichen Ertrag höchstens auf 2000 K. anschlagen. Im J. 1824 sank der Ertrag auf 584 K., neuerdings aber hat Hr. Claussen ihn wieder auf 2300 K. berechnet. So war also das Land, welches der große Goldbehälter war, aus dem die Handelswelt vor einem Jahrhundert schöpfte, in dieser Beziehung auf einen untergeordneten Rang herabgesunken. Man darf sich nicht darum beklagen, denn, wie es scheint, hat man den regelmäßigern und gewisser einträglichen Anbau des Bodens um des Auswaschens des Goldsands willen vernachlässigt. Die Einführung besserer Methoden, ähnlich denen im russischen Ural, könnten indeß die Goldindustrie wieder vortheilhafter machen und ihr einen neuen Aufsch geben.

Nach den Berechnungen Raynals, welcher in dieser Beziehung Vertrauen verdient, beläuft sich die Masse Gold, welche seit Anfang der Ausbeutung bis zum J. 1755 aus Brasilien floß und Abgaben bezahlte, auf 480 Mill. Piaster oder 709,600 K. feines Gold. Die Nachweise über die Quinta, welche v. Eschwege geliefert hat, ergaben von 1756 bis 1777 138,000 K., und von 1778 bis 1810 110,000 K. Wir erhalten also bis zum J. 1810 eine Gesammtmasse von 935,800 K., und wenn man den in Brasilien stets sehr thätigen Schmuggel nur auf ein Drittheil anschlägt, was wohl zu wenig ist, so erhalten wir 1,274,000 K. Schlägt man den Ertrag seit 1810 auf 60,000 K. an, so steigt diese Gesammtsumme auf 1,334,400 Kilogr. oder 4,396,260,736 Franken.

Nach Mexico, Peru und Brasilien bleiben nur noch einzelne Länder übrig, deren Gesammtproduction Humboldt im Anfang des Jahrhunderts auf 414 Mill. Piaster den Schmuggel mit eingeschlossen berechnet. Dieß ist eine bedeutende Summe, aber doch nur $^1/_{19}$ dessen, was Amerika bis dahin geliefert hatte.

Erinnerungen eines deutschen Naturforschers aus den Kosakenländern.

Die Tscherkessen in Jekaterinodar und in der Turkei. — Schönheit des ächten Adighervolks. — Chara-Beg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Unter den Tscherkessen in Jekaterinodar zeichnete sich ein Wort vom Schapsuchenstamme durch Schönheit und imposantes Wesen ganz besonders aus. Alle malerischen Gestalten der Araber und Mauren aus meinen afrikanischen Erinnerungen mußten vor dieser circassischen die Segel streichen. Idealischere Gesichtsbildung, dem antiken Apollotypus ähnlich, habe ich später in Mingrelien gefunden, aber der Ausdruck ist dort zu weiblich sanft; der Heroskopf am Kuban gefiel mir doch besser; ich stand vor dem Schapsuchen eine gute Weile wie am Boden gefesselt, so eigenthümlich wirkte der Anblick. Welch' ein Studium, dachte ich damals, für einen deutschen Maler, der in Rom vergeblich nach solchen Modellen sucht, für einen Vernet, der in seinen arabischen Gruppen die größte Meisterschaft seines Pinsels bewährte! Die mehr priesterlichen als ritterlichen Gestalten der Araber auf den großen algierischen Kriegsbildern in Versailles machen doch nicht die Wirkung, welche die Darstellung eines kaukasischen Schlachtgemäldes durch einen Meister wie Vernet oder Peter Heß hervorbringen müßte. Der Schapsuchen-Häuptling in Jekaterinodar schien sich übrigens seiner herrlichen Gestalt wohl bewußt; mit stolzer Haltung und jenem leichten, halb schreibenden Gang, der den meisten Kaukasiern eigen, wandelte er durch die Kosakengruppen des Marktes, auf ihre in Schafpelze dicht gewickelten derben Körper Blicke der tiefsten Verachtung werfend. Seine ungemein schlanke Taille, sein zierlicher Fuß, Anmuth und

Digitized by Google

ritterlicher Anstand in jeder seiner Bewegungen, Reichthum des Anzuges und Pracht der Waffen contrastirten zu seinen Gunsten neben dem muskulösen, aber etwas plumpen Körperbau und dem häßlich wüstligen Winterrock des Tschernomorzen, nicht minder als das edle Profil seines Antlitzes und das herrliche Auge die schönen, wohlgenährten aber völlig ausdruckslosen Gesichter seiner Gegner diesseits des Kuban total ausstach.

Mit Hülfe eines Kosaken, welcher der Adighesprache mächtig, gelang es mir, mit dem schapsuchischen Ritter persönliche Bekanntschaft zu machen und ein Gespräch anzuknüpfen. Er hieß Chara Beg und bewohnte einen Aul, 30 Werste südlich von Jekaterinodar; daß ich weder Moskof noch Inglis sey, wunderte ihn. Er hatte nur Dunkles gehört, daß es außer diesen beiden Nationen noch ein anderes christliches Volk gebe, das unter Sultan Bunapart so mächtig gewesen und gegen den Padischa der Russen Krieg geführt habe, dagegen wußte er von der Existenz eines Nemzevolks gar nichts, nicht einmal den Namen. Seine wunderschönen Waffen zu besichtigen, erlaubte er mir gerne und ich zeigte ihm dagegen mein doppelläufiges Jagdgewehr; einen gezogenen Büchsenlauf à balle forcée hatte er nie gesehen, und meine Verscherung, daß man damit weit richtiger treffe, als mit gewöhnlicher Flinte, nahm er mit einigem Unglauben auf. Außer Kinschal und Pistolen trug er einen langen, gewichtigen, wenig gekrümmten Reitersäbel mit Griff von Elfenbein und Silber, den er auf meine Bitte aus der Scheide zog und ein paarmal durch die Luft schwang. Wie gut stand ihm das, dem ritterlichen Bergsohn! Wie blitzten seine Adleraugen! Auf meine Frage, wie viele Russen er mit dieser Schärfe todt geschlagen, nahm seine Miene einen seltsamen Ausdruck an. Des Tscherkessen geheimste Gedanken konnte ich freilich nicht entziffern, aber ich glaubte damals einen Blick des Argwohns und einen Zug des Hohns in seiner ausdrucksvollen Physiognomie zu lesen. Es sey schon lange her, äußerte er, daß sein Stamm sich nicht in Masse gegen die Russen geschlagen; seitdem der „taube General“ (Saß) das Kosakenland verlassen, herrsche zwischen den Russen und Schapsuchen Waffenstillstand. Nur einzelne Männer seines Stammes seyen freilich immer geneigt, sich der Adighebanden anzuschließen, welche tiefer aus dem Gebirge kommen, um den Kuban zu überschreiten.“ Chara Beg sagte gewiß nur die halbe Wahrheit, und der sonderbare Blick seines stolzen Auges schien noch während der Rede seine eigenen Worte Lügen zu strafen. Die Tscherkessen, welche ihn zunächst umgaben, waren durch Körperschönheit und Adel der Manieren minder ausgezeichnet; sie gehörten zu seinen Vasallen und Dienstleuten, welche man „Tschokotls“ nennt, und die um einen Grad höher als die eigentlichen Leibeigenen (Pschit) stehen. Unter den übrigen anwesenden Tscherkessen waren ziemlich viele Männer des Psaduchenstammes, welcher minder feindselige Gesinnungen gegen die Russen zeigt und in neuester Zeit an den Fürsten Woronzow sogar Unterwerfungsvorschläge gemacht hat. Leicht unterschied man beim ersten Blick auf diese Gruppen die Ritter von den Vasallen und Dienern an dem Adel ihres Antlitzes und ganzen Wesens, wenn sie auch die Kleidung nicht auszeichnete. In seiner silbergestickten Tracht erscheint der Uzden nur bei außerordentlicher Gelegenheit, und Panzerhemde, wie sie die tscherkessischen Schwadronen in St. Petersburg tragen, habe ich weder am Kuban und Terek, noch im Innern des Kaukasus jemals zu sehen bekommen.

Sehr bezeichnend für die Zustände am Kuban ist dieses kecke Erscheinen einzelner Tscherkessen auf russischem Boden, das unbefangene Auftreten inmitten des kosakischen Marktgedränges von Männern, die vielleicht wenige Tage zuvor in Gemeinschaft ihrer Brüder plündernd und mordend in das Land eingefallen. Dieses System der Russen, zu jedem freundlichen Verkehr mit den Stämmen jenseits des Gränzstroms die Hand zu bieten, den Besuch ihrer Städte und Stanitzen selbst den bekannten Feinden nicht zu verwehren, und alle Tscherkessen, die nicht in größeren Haufen kommen, ohne Störung ab- und zugehen zu lassen, hat manche Vortheile, aber auch viele Inconvenienzen. Die Gewöhnung an friedlichen Verkehr, an gewinnreichen Handel ist allerdings das wirksamste Mittel, das den Russen, nicht zur Unterwerfung, aber zur allmählichen Beruhigung und Verweichlichung des streitbaren Adighevolks zu Gebot steht. Ein solches System, welches das materielle Interesse der Tscherkessenstämme zu Gunsten eines freundlichen Verkehrs mit den Russen fesselt, führt jedenfalls sicherer, vielleicht rascher zum Ziel als Stahl und Blei, womit man bei ungeheuren Verlusten so geringe Resultate seit hundertjähriger Besetzung der Kubangränze erreicht hat. Woronzow hat durch seine neuesten Maaßregeln zur Erleichterung jeglichen Tauschverkehrs mit den Tscherkessen selbst auf Kosten des Staatsschatzes gezeigt, daß er die kaukasische Frage viel tiefer durchgefaßt, als Grabbe, Weljaminoff und selbst der kühne, tapfere Rajaafführer Saß, welche alle mit Waffengewalt und Schrecken erzwingen wollten. Andererseits ist nicht zu verhehlen, daß dieses humane System auch große Nachtheile hat und in der russischen Armee selbst unter den tüchtigsten, der kaukasischen Zustände wohl kundigen höhern Officiere entschiedene Gegner zählt. Unter den Tscherkessen, die auf die Märkte sich drängen, schleichen sich immer Spione ein, die völlig unbehindert ab- und zugehen; die Stärke aller Besatzungen, die verwundbarsten Punkte sämmtlicher Kreposten und Stanitzen, die schärfste Art, die verschiedenen Posten zu überrumpeln, all' das entgeht nicht ihren kriegsgeübten Späherblicken. Schwer wird es den Russen, Truppen zu einer größern Expedition zu concentriren, ohne daß man jenseits des Flusses augenblickliche Kunde davon hat; es gehörten die schlauen Künste des Generals Saß dazu, um die Kunschafteraugen der tscherkessischen Marktbesucher zu täuschen, aber auch ihm gelang seine Kriegslist nicht zu jeder Zeit. Gar manchmal, wenn Saß unbesorgte Feinde zu überrumpeln glaubte, fand er nur verlassene Auls und das Pfeifen tscherkessischen Bleies aus Busch, Schluch und Sumpf erwiderte das Hurrah seines kosakischen Vortrabs. Andere Generale, die nicht mit gleicher Argliſt und Schnelligkeit den Krieg zu führen verstanden, haben mit Waffengewalt am Kuban nie viel ausgerichtet.

Am linken Ufer, der Kosakenhauptstadt gegenüber, wohnen die neutralen oder sogenannten „befreundeten“ Stämme, welche dem Namen nach sich den Russen unterworfen haben; ihr Gebiet erstreckt sich 10 bis 20 Werste südlich gegen das Gebirge; sie sind nicht sehr zahlreich und nähern sich in Lebensweise und Charakter mehr den Kabarden als den Gebirgs-Tscherkessen. Diese armen Leute, welche neben Viehzucht auch viel Ackerbau treiben, befinden sich in einer traurigen Lage. Zwischen den Russen und ihren Gegnern eingezogt, suchen sie möglichst neutral zu bleiben, bethenern beiden Parteien ihre Freundschaft, kämpfen gezwungenlich bald für die Russen, bald für ihre Stammgenossen und dienen beiden als Unterhändler und Kundschafter. Auch ein Theil der Psaduchen und Schapsuchen sammt der Mehrzahl der Bewohner an beiden Ufern der Laba gehören zu diesen neutralen Stämmen: sie wohnen zu nahe unter den Ka-

Digitized by Google

nonen der russischen Lager, um ihnen so ungestraft trotzen zu können, wie ihre Brüder im Süden, welche Wald und Schluchten des Kaukasus zum bequemen Rückzug in der Nähe haben. Sie nehmen durch Abgeordnete an den meisten Ueberversammlungen im Gebirge Theil, neigen sich aber, so oft es sich um entscheidende Beschlüsse handelt, stets auf die friedliebende Seite; zu dieser friedlichen Partei gehören sehr viele Uöden des Schapsuchenstammes. Die kräftigste Stimme führt unter den Russenfeinden am Kuban noch immer derselbe Mansur Beg, den wir durch Bell's Reise kennen gelernt. Gewöhnlich ist bei diesen Versammlungen die Partei, welche zur Ruhe oder zum Aufschub eines projectirten Kriegszuges mahnt, zahlreicher vertreten, aber die größere Energie ihrer Gegner schüchtert sie oft dergestalt ein, daß sie nachgibt, um auf ihre Häupter nicht die Rache des kriegerischen Theiles der Bergbewohner zu laden. Die russischen Generale erfahren durch wohlbezahlte Kundschafter stets genau, was in diesen Versammlungen vorgeht. Oefters aber schließt ein Theil von jenen „befreundeten" Stämmen den Einfällen auf russisches Gebiet sich an, entweder aus Beutelust oder aus Furcht vor ihren russenfeindlichen Stammgenossen. Unternehmen die Kosaken ihrerseits einen größern Zug, um die Aule ihrer Gegner anzugreifen und niederzubrennen, so machen ihre tscherkessischen Bundesgenossen gezwungen und gegen ihren Tagesfold gemeine Sache mit ihnen, setzen aber ihren Brüdern im Gebirge nicht eben sehr grimmig zu, verpuffen aber gleichwohl viel Pulver, um den russischen General zufrieden zu stellen und schießen über die Köpfe der ihnen gegenüber stehenden Banden weg. Es besteht bei all' diesen Expeditionen ein stilles Einverständniß zwischen den Tscherkessen der Steppe und des Gebirges, sich gegenseitig so wenig als möglich Schaden zuzufügen. Die russischen Generale benehmen sich im Ganzen sehr schonend gegen die neutralen Stämme, indem sie deren schwierige Stellung wohl zu würdigen wissen, und solche doch lieber in halbunterwürfiger und friedlicher Stimmung als in entschiedener Feindschaft sehen wollen. Freilich gibt es auch viele russische Militärs, welche dieses System verdammen. Falsche Freunde, meinen sie, seien gefährlicher als entschiedene Gegner, bei denen man wenigstens immer wisse, wie man mit ihnen stehe und umzugehen habe. Ohne diese neutralen Stämme würden russische Razziazüge weit leichter glücken. Andererseits wird es den Russen nur durch diese zweideutigen Bundesgenossen möglich, sichere Kunde von allen Vorgängen und feindlichen Planen im Gebirge zu erhalten. Auch leisten ihre Nachbarn ihnen bei Auswechslung oder Rückkauf von Gefangenen gute Dienste. Fast jeder Aschernomorze hat einen Konak (Gastfreund) in einem der nächsten Auls jenseits des Flusses. An ihn wendet er sich, wenn Weib, Kind oder irgend ein naher Blutsverwandter in die Berge geschleppt worden. Durch Vermittlung des Konak erhält der Kosak gegen Erlegung einer mäßigen Summe von Silberrubeln oder einiger Pferde und Ochsen in der Regel die Seinigen wieder. Rechnet man dazu die Vortheile, welche die Kosakenmärkte bei einem regen Handelsverkehr mit den Stämmen jenseits des Kubans finden, so ist es wohl begreiflich, wenn die überwiegende Ansicht derer, welche die kaukasischen Verhältnisse aus langjähriger Erfahrung kennen, der Aufrechthaltung des bisherigen Systems günstig ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Harem.

(Fortsetzung.)

5. Die französische Lehrstunde.

Ich fand meine Wohnung in demselben Zustande, wie ich sie verlassen: den alte Kophten und seine Frau beschäftigt, alles in Ordnung zu bringen; die Sklavin schlafend auf einem Divan, die Hühner im Hofe ihrem Mais picknd, und den Verber, der mich rasirend im Kaffeehaus gegenüber erwartete. Es war unmöglich den Koch auszustehen, den die Ankunft des Kophten wahrscheinlich glauben ließ, daß er entbehrlich geworden, und so lief er fort, ohne etwas zu sagen.

Ich sah kein Hinderniß Mustafa durch Mansur zu ersetzen, und seine Frau, die ihm während des Tages zu helfen kam, schien mir eine treffliche Hüterin meines Hauses. Nur kannte dieses ehrwürdige Paar selbst die Elemente der ägyptischen Küche durchaus nicht. Ihre eigene Nahrung bestand aus gekochtem Mais und Gemüse in Essig, und deßhalb wußten sie weder zu sieden noch zu braten. Was sie darin versuchten, brachte die Sklavin außer sich, die sie mit Schimpfreden überschüttete. Dieser Ehaealterzug mißfiel mir aufs höchste. Ich beauftragte Mansur ihr zu sagen, daß es nun an ihr sey, die Speisen zu bereiten, und da ich sie auf meinen Reisen mitnehmen wolle, so sey es gut sich einzuüben. Ich kann dem vollkommenen Ausdruck von verwundetem Stolze nicht wiedergeben, oder vielmehr der beleidigten Würde, womit sie uns alle niederschmetterte.

Sage dem Sidi, erwiederte sie Mansur, daß ich eine Kadine (Dame) und keine Odalisk (Magd) bin und daß ich an den Pascha schreiben werde, wenn er mir nicht die Stellung gibt, die mir zukömmt.

Dem Pascha! rief ich; was hat aber der Pascha damit zu thun? Ich nehme eine Sklavin, um mich bedienen zu lassen, und wenn ich die Mittel nicht habe die Dienst zu bezahlen, was sehr wohl geschehen kann, so sehe ich nicht ein, warum sie nicht für den Haushalt sorgen sollte, wie es alle Frauen in der Welt thun.

Sie erwiederte, sagte Mansur, daß wenn sie sich an den Pascha wendet, sie wie alle Sklaven das Recht erlange, sich wieder verkaufen zu lassen und den Herrn zu wechseln; daß sie von moslemitischem Glauben sey, und niemals niedrige Arbeiten verrichten werde.

Es war nun klar, daß ich eine Thorheit begangen, indem ich diese Frau kaufte. Wenn sie auf ihren Gedanken beharrte, so wurde sie mir für meine weitere Reise eine neue Veranlassung zu Ausgaben, und so sollte sie mir doch wenigstens als Dolmetscher dienen. Ich erklärte ihr, weil sie eine Standesperson sey, so müsse sie doch wenigstens französisch lernen, während ich es mit dem arabischen versuche. Sie wies diesen Einfall nicht zurück.

Ich gab ihr daher eine Sprach- und Schreibstunde, ließ sie Buchstaben malen wie ein Kind, und lobete ihr einige Weete. Es belustigte sie, und die Aussprache des Französischen benahm ihr die Kehlaute, welche in dem Munde arabischer Frauen so wenig anmuthig klingen.

Gelangweilt Buchstaben zu malen, machte die Sklavin mir begreiflich, daß sie nach ihrer Art schreiben wolle. Ich dachte, sie könne arabisch schreiben und gab ihr ein Blatt Papier. Bald sah ich seltsame Hieroglyphen unter ihren Fingern entstehen, welche der Schreibekunst alles Beiläer augenscheinlich fremd waren. Als das Blatt voll war, ließ ich sie durch Mansur fragen, was sie habe thun wollen. — Ich habe Euch geschrieben, lese! sagte sie. — Aber liebes Kind, das heißt Nichts. Es ist wie wenn eine Katze ihre Kralle in Dinte taucht. Darüber erstaunte sie sehr, denn sie hatte geglaubt, daß jedermal, wenn man etwas denke, und auf gut Glück die Feder auf dem Papiere herumführe, der Gedanke so dem Auge des Lesers deutlich werden müsse. — Ich machte ihr das begreiflich und fragte sie, was sie habe sagen wollen. Ihre kindische Bittschrift enthielt mehrere Artikel. Vor allem erneute sie ihren Anspruch auf die schwarzseidene Habbaeah, um nicht mit den Fellahweibern verwechselt zu werden; dann verlangte sie ein Kleid (yalek) von grüner Seide, und endlich ein paar gelbe Stiefelchen. Ich muß hier bemerken, daß diese letzten abscheulich sind, während die übrige Kleidung sie einem Valle ähnlich macht. Ich versprach, mich über das alles zu bedenken.

Digitized by Google

6. Schubrah.

Meine Antwort schien ihr günstig, und die Sklavin stand auf, klatschte in ihre Hände und wiederholte mehreremal: El bel! el fiel! — Was heißt das? fragte ich Mansur. — Die Sitti (Dame) wünschte einen Eingeborenen zu sehen, den welchem sie sprechen gehört, und der sich im Palaste des Mehemed Ali zu Schubrah befindet.

Es war nicht mehr als billig ihren Fleiß im Lernen zu belehnen, und ich ließ Esel bereitholen. — Das Stadtthor nach der Seite von Schubrah hin war auf hundert Schritt von unserem Hause entfernt. Es ist ein Thor von vielen Thürmen geschützt, die aus der Zeit der Kreuzzüge herstammen. Man kömmt alsdann über die Brücke eines Kanals, welcher sich links ergießt und einen kleinen See bildet, der mit schöner Vegetation umgeben ist. Cafine, Kaffeehäuser und öffentliche Gärten benützen diese Kühle und diese Schatten. Des Sonntags begegnet man vielen Griechinnen, Armenierinnen und fränkischen Damen dort. Sie legen erst im Innern des Gartens ihre Schleier ab und hier kann man alsdann die so mannigfach abstechenden Geschichtsbildungen des Morgenlandes studiren. Weiterhin verlieren sich die Casaleaden unter dem Schatten der Aller von Schubrah, wohl die schönste in der ganzen Welt. Die Sycomoren und Eberholzbäume, welche sie auf eine Stunde hin einfassen, sind alle ungeheuer dick, und das Dach, welches ihre Zweige bilden, ist so dicht, daß auf dem ganzen Wege eine Art Dunkel herrscht, das in der Ferne durch den glühenden Streif der Wüste begränzt wird, welcher rechts über dem angebauten Lande ceglänzt. Links schimmt sich der Nil auf einer halben Meile an weiten Gärten hin, bis er die Aller erreicht und sie mit dem röthlichen Wiederschein seiner Wasser beleuchtet. Hier steht ein Kaffeehaus mit Springbrunnen und Laubgehängen, das auf der Hälfte Weges von Schubrah liegt, und häufig von den Spaziergängen besucht wird. Mais- und Zuckerrohrfelder, und hie und da einige Lustbäuser folgen sich rechts, bis man an große Gebäude gelangt, welche dem Pascha angehören.

Hier zeigte man einen weißen Elephanten, den seine Hoheit von der englischen Regierung zum Geschenk erhalten hatte. Meine Gefährtin, der Fremde außer sich, kannte dieses Thier nicht genug anstaunen, das ihre Heimath zurückrief und selbst in Aegypten eine Seltenheit ist. Seine Trefschine waren mit silbernen Ringen geschmückt und der Eernel lieh ihr mehrere Kunststücke vor uns machen.

Schubrah ist ein köstlicher Aufenthalt. Mehemed Ali's Palast, einfach und von alter Bauart, steht gegen den Nil über der Ebene von Embabeh, welche durch die Niederlage der Mameluken so berühmt geworden. Nach der Seite des Gartens hat man einen Kiosk erbaut, dessen Galerien, bemalt und vergoldet, den prachtigsten Anblick bilden. Hier ist wahrhaft der Triumph orientalischen Geschmackes.

Man kann das Innere besehen, wo sich Käfige mit seltenen Vögeln befinden, Empfangsäle, Bäder, Billardzimmer, und wenn man weiter dringt in den Palast selbst, so findet man die einförmigen türkisch geschmückten Säle weiter, welche überall die Hauptpracht fürstlicher Wohnungen ausmachen. Landschaften ohne Perspective mit Eiweiß gemalt, auf den Wänden und über den Thüren erhobene Bilder, worin seine scheußliche Creatur erscheint, geben eine barbare Vorstellung von mexikanischer Kunst. Doch erlauben sich die Künstler einige fabelhafte Thiere, Delphine, Hippogryphen und Sphinxe. Ihre Schlachtenbilder sind Belagerungen und Seegefechte; Schiffe, deren Mannschaft man nicht sieht, kämpfen gegen Festungen, deren Besatzung sich vertheidigt, ohne sich zu zeigen; Kanonen und Bomben scheinen von selbst loszugehen, das Holz will Steine befiegen, und der Mensch ist gar nicht da. Es war das einzige Mittel, die Hauptschlachten aus Ibrahims griechischem Feldzug darzustellen.

Ueber dem Saale worin der Pascha zu Gericht sitzt, liest man den schönen Sinnspruch: „Eine Viertelstunde der Gnade gilt mehr, als siebzig Stunden Gebets.“

Wir kehren in den Garten zurück. Welche Masse von Rosen, großer Gott! Die Rosen von Schubrah, damit ist in Aegypten alles gesagt; die von Fayum brennen nur zum Oel und zu den Confituren. Die Besatzlichs bieten uns von allen Seiten an. Bei dem Pascha besteht noch ein anderer Luxus, indem weder Orangen noch Citronen abgepflückt werden, damit diese goldenen Aepfel so lange als möglich die Augen der Spaziergänger erfreuen. Jeder kann sie übrigens nach dem Absallen aufsehen. Ueber ich habe noch nichts über den Garten gesagt. Man kann den Geschmack der Türken in ihren Wohnhäusern tadeln, aber ihre Gärten sind unantastbar. Uebrecall Obstbäume, Lauben und Nischen von Eiben, welche an den Renaissancestyl und an die Landschaft im Decameron erinnern. Es ist wahrscheinlich, daß die ersten Vorbilder von italienischen Gärtnern angelegt wurden. Man sieht keine Standbilder, aber die Springbrunnen sind entzückend schön.

Ein Pavillon mit Glasfenstern der auf einer pyramidenförmig abgestuften Terrasse steht, zeigt sich ganz seenhaft. Der Chalife Harun hatte wohl niemals einen schöneren, aber es ist noch nicht alles. Nachdem man die Pracht des innern Saales bewundert, und die Seidengehänge welche in freier Luft zwischen Blumen- und Landgewinden flattern, selgt man langen Alleen die mit sagelförmigen Citronenbäumen besetzt sind, man geht durch Bananengebüsche hin, deren durchsichtige Blätter wie Smaragden schimmern, und gelangt an das andere Ende des Gartens in ein Badezimach, worin sich ein ungeheures Bassin von weißem Marmor befindet, umgeben von Galerien, die durch byzantinische Säulen getützt werden; in der Mitte spendet das Wasser aus Krokodilrachen hervor. Der ganze Raum ist mit Glas belegt und in den Semmermächten läßt der Pascha sich in einem vergoldeten Nachen von den Frauen seines Harems umherrudern.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Alter und Verschiedenheit der himjaritischen Inschriften. In der Versammlung der Londoner syrasyptischen Gesellschaft wurde von Hrn. Hincks eine Mittheilung über die himjaritischen Inschriften gelesen, die seit einiger Zeit so großes Interesse erregen. Der erste Punkt, auf welchen er aufmerksam macht, ist der Umstand, daß dies Alphabet nicht immer dasselbe ist, und er schlägt vor, die Inschriften demgemäß in drei Classen, je nach dem Alter zu theilen. Ein anderer merkwürdiger Umstand ist, daß zwei der Inschriften, eine zu Sana, und die andere zu Hisn Gorab eine Jahrzahl enthalten, die erste ist aus dem J. 573, die zweite aus dem Jahr 640. Dr. Hincks vermuthet, daß hier die seleucidische Aera gemeint ist, was die erste Jahrzahl auf 261 n. Chr., der zweite auf 328 n. Chr. bringen würde.

*

Nachrichten von Rawlinsen über Keilinschriften. In der Versammlung der Londoner asiatischen Gesellschaft am 16 Januar wurde ein Schreiben von Major Rawlinsen vorgelesen, worin dieser seine Ansicht dahin ausspricht, daß die Keilinschriften von Van in einer Sprache geschrieben seien, welche Verwandtschaft mit dem Armenischen und Türkischen habe, und daß es die Namen historischer Könige Armeniens darin gefunden. Die Ausgrabungen von Ninive geben reich vermehrte und ergeben eine Menge höchst interessanter Inschriften, in denen Rawlinsen etwa fünfzig historische Namen fand, zum Theil in genealogischer Reihenfolge.

*

Die nisäischen Felder. Die Geographen haben sich bekanntlich mannichfach gestritten, wo denn eigentlich die von den Geschichtschreibern Alexanders und den alten Geographen mannichfach erwähnten nisäischen Felder gelegen hätten; die einen verlegten sie nach Kermanschah, die andern nach Kadwin u. s. w.; Mannen, der bekannte Historiker, hat die verschiedenen, einander zum Theil widersprechenden Angaben verglichen und hat die Lage dieser berühmten Felder nach Arrian und Dieder folgendermaßen bestimmt; beide sagen, Alexander habe auf seinem Marsche von Susa nach der medischen Hauptstadt Ekbatana zuerst die Zagroskette überschritten, dann auf diesen Ebenen gelagert, wo 60,000 Pferde weideten, sey dann weiter aufgebrochen und habe jene Hauptstadt in sieben Tagen erreicht. Nach diesen Angaben muß die Gegend etwa 100 (engl.) Meilen von Ekbatana liegen, und dieser Lage entspricht kein anderer Ort, als die Weiden von Ardelan nördlich von Kermanschah, welche noch jetzt durch die Zucht der daraus gezähmten Pferde berühmt sind. (Lit. Gaz. 23 Jan.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 32. 6. Februar 1847.

Die künstlichen Hügel in Nordamerika.

Dieß viel besprochene Thema ist noch immer keineswegs erschöpft. Das American Journal of Science and Arts (Sept. 1846) enthält Bruchstücke aus einer Mittheilung, welche ein Hr. E. G. Squier in einer Versammlung der Akademie der Künste und Wissenschaften in Connecticut gemacht hat. Sie werfen ein ganz neues Licht auf den Gegenstand, und die zahlreichen Forschungen, welche Hr. Squier anstellte — er ließ 80 dieser Hügel öffnen — geben seinen Ansichten und den bedeutenden Folgerungen, die er daraus zieht, ein besonderes Gewicht; es sind ihm auch sogleich Goldanerbietungen gemacht worden, um seine Forschungen mit den nöthigen artistischen Beilagen herauszugeben; er hatte Zeichnungen der Hügel selbst und des gefundenen Inhalts, namentlich aus dem Ohio- und Scioto-Thale beigebracht. Er theilt sie in Grabhügel, Opferhügel und Signalhügel.

In den Grabhügeln fanden sich menschliche Knochen, meist sehr zerfallen, so daß kein vollständiges Skelett und selten ein vollständiger Knochen zu Tage kam, ein Beweis sehr hohen Alters, besonders wenn man erwägt, daß alle die verschiedenen Arten von Hügeln häufig mit riesenhaften Waldbäumen bedeckt sind. Einmal fand sich ein Baum, der 600 Jahresringe ergab. Die Opferhügel schließen Altäre in sich, manchmal von bedeutender Größe und aus einer Art Luftziegel, seltener aus Stein aufgeführt. Diese Altäre enthalten kalcinirte Menschenknochen, Kohlen und andere Spuren von Feuer. Die bloßen Grabhügel sind aus Erde, ohne besondere Anordnung des Materials aufgeworfen, die aber, unter welchen Altäre liegen, sind künstlich geschichtet, eine Lage über der andern, abwechselnd von Kies, Erde und Sand, aber mit einerlei Ausbauchung, gleich als fülvte man verschiedene Kappen nach einander auf Einen Kopf. Diese Schichtung, welche bisher bloß erwähnt, aber nicht genau beschrieben wurde, hatte mehrere Gelehrte veranlaßt, in den Hügeln natürliche Anschwemmungen zu sehen, aber ihre Form und die darin befindlichen Altäre mit ihren Ueberresten sprachen durchaus gegen diese Ansicht, obgleich wir nicht wissen, warum die Altäre mit so großer Sorgfalt, und weßhalb sie überhaupt bedeckt wurden; wahrscheinlich hing dieß mit den religiösen Ansichten ihrer Erbauer zusammen. In beiden Arten von Hügeln, namentlich in den Opferhügeln, fand man bemerkenswerthe Kunstarbeiten in Stein, darunter die Bilder vieler Thiere und Vögel aus jener Zeit; oft waren sie zu Pfeifen von verschiedenen phantastischen Formen ausgearbeitet, z. B. eine Otter mit einem Fisch im Mund, ein Falke der einen Vogel in Stücke zerreißt, Eulen, Adler, Bären u. s. w., so wie viele menschliche Köpfe und Gesichter, welche gewiß für die Schädel- und Gesichtsbildung der alten Völker von Wichtigkeit sind, endlich eine Menge Gegenstände, deren Zweck sich nicht errathen läßt. Es finden sich viele steinerne Pfeil- und Speerspitzen künstlich aus verschiedenartigem Hornstein, aus Obsidian oder durchflechtigem Quarz gearbeitet, Stücke von weißem Glimmerschiefer in Kuchenform, Töpfergeschirre und Pfeifenstein, wie man ihn noch in der Prairie du Chien sieht. Die in diesen Hügeln gruppirten Mineralien kamen oft aus entfernten Gegenden, und liefern somit den Beweis größer, sey es friedlicher oder kriegerischer Wanderungen. Schnüre von Eisenbeinkügelchen (wahrscheinlich vom Mastodon oder Urelephanten), Perlenschnüre, ohne Zweifel von den Süßwassermollusken, vielleicht auch aus dem Golf von Mexico, fossile Haifischzähne und andere, vermuthlich von Wallfischarten, sind unter den Ueberresten; ferner Meißel und Aexte von gediegenem Kupfer und einzelne Gegenstände von Silber.

Die Signalhügel, welche sich in Reihen und angemessenen Entfernungen viele Meilen weit ausdehnten, konnten gar wohl, wenn man Feuer auf denselben anzündete, die Nachricht von der Annäherung eines Feindes schnell und sicher im ganzen Lande verbreiten. Die einschließenden Erdaufwürfe, die als regelmäßige Vertheidigungswerke dienten, hatten Brustwehren, Gräben, Thürme an den Ecken und bedeckte Wege, namentlich in der Nähe von Flüssen, um Wasser zu holen. Diese Werke scheinen oft eine dichte Bevölkerung in Dörfern eingeschlossen zu haben, und es ist einleuchtend, daß die Hunderte von Erdbauten im Thale des Scioto und die vielen Tausende in Ohio und andern Staaten nothwendig eine bedeutende Bevölkerung voraussetzen, und zwar großentheils eine Ackerbaubevölkerung, denn in solcher Menge hätten sie nicht von der Jagd allein leben können; auch muß eine energische Regierung mit großen geistigen Kräften ausgerüstet bestanden haben, um solche Werke zu unternehmen und auszuführen. Die jetzigen Indianer unterwerfen sich so anstrengenden Arbeiten nicht und haben nur sehr geringe Kunstfertigkeit; sie haben indeß manchmal ihre Todten in den alten Hügeln begraben, aber man erkennt diese neuern Begräbniße leicht.

Die alten Hügel waren stets in fruchtbaren Ebenen und Thälern und auf Flußanschwemmungen erbaut, und an manchen Stellen finden sich sogar Ueberbauten in niedrigern Lagen als die, auf denen die Hügel aufgeführt sind, was vielleicht ihr hohes Alterthum anzeigt. Die Stämme, welche diese Werke aufführten, waren vermuthlich die Vorläufer der Mexicaner und

Digitized by Google

Peruaner, und mögen ihre Bauten verlassen haben, um weiter südwärts zu ziehen, oder durch Krieg dazu genöthigt worden seyn.

Erinnerungen eines deutschen Naturforschers aus den Kosakenländern.

Die Tscherkessen in Jekaterinodar und in der Türkei. — Schönheit des ächten Adigheevolks. — Chara-Beg. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Herr W—f hatte während meiner Spaziergänge in der Stadt mit Freunden und Cameraden gespielt und manch' Gläschen Gebranntes auf des Kaisers und sein eigenes Wohl durch seine friegerische Gurgel prakticirt. Als er mich wieder sah, zeigte er rostige Laune und lachte über eingebildete Gefahren, die uns auf der Weiterfahrt nach Stawropol erwarten sollten. „Nur Courage! rief er. Wir haben acht Kosaken draußen und vier geladene Läufe im Wagen; sollte unsere Escorte davon laufen, so können wir wenigstens vier von den Schuften zusammenschießen und dann bleiben und noch Dolch und Säbel, aber es wird von all' dem nichts kommen; die ganze Linie ist in Alarm und aus Stawropol sind Truppen in Anmarsch, gewiß ist's wieder nur blinder Lärmen, den die Angst vergrößert." Durch solche Aeußerungen nur mäßig beruhigt, nahm ich gerne den Vorschlag meines Reisegefährten an, bei seinen Kosaken-Bekanntschaften mich einzuführen; wir krochen in das Häuschen eines tschernomorzkischen Hauptmannes, wo eben ein Gelage statt fand; ein Dutzend Schnurrbärte saß da im engsten Raum an langer Tafel bei Kartenspiel und Zechen, mächtige Wodka-Humpen vor ihnen; sie feierten ihren Nachtisch und keiner war nüchtern. Der Hausherr bewillkommte mich mit einem Druck seiner beiden Fäuste, der so kräftig derb cordial war, daß ich fast laut aufgeschrieen, dann hatte ich noch den Druck von zwei Dutzend gleich kräftiger Tatzen auszuhalten. Keiner der Anwesenden hatte höhern Grad als den des Hauptmannes, und niemand sprach eine andere Sprache als die russische. Ich hatte da ziemlich unerwünschte Gelegenheit, alle einstudirten russischen Phrasen an Mann zu bringen, kam aber leider gleich bei Beginn der Conversation ein paarmal aufs Trockene; sey es, daß meine Ohren noch zu ungeübt waren, oder daß die Tschernomorzen das Russische undeutlicher aussprachen, als meine Krimschen Bekanntschaften, ich hatte Mühe, hier selbst den Sinn der Gespräche zu verstehen und mußte meinen Begleiter wiederholt um Verdolmetschung bitten; das nahmen aber die Kosaken fast übel und meinten, ein Gespräch, das Auge gegen Auge geführt werde, sey, wenn gleich unvollkommen verstanden, doch besser als durch eines dritten Mund. Ueber Mangel an Artigkeit und herzlichem Empfang konnte ich hier so wenig klagen als anderswo in Rußland. Gastfreundlicher Sinn ist allen slavischen Stämmen eigen, und diese liebenswürdige Gastfreundschaft ist für einen Europäer ungleich erquicklicher, als jene, die man bei Türken, Tataren und Arabern findet, Völker, deren Hospitalität — so weit meine Erfahrungen reichen — weit über die Wahrheit hinaus gerühmt wird. Bei meinem Eintritt ins Kosakenhäuschen herrschte wilder Lärmen in der Stube, und die Lustigkeit der Wodkazecher schien dem Stadium der Bestialität bereits ziemlich nahe. Die Gegenwart des Fremden änderte dieß plötzlich; selbst die Kosaken nehmen sich Ausländern gegenüber zusammen, und obwohl bereits sämmtliche Gäste ziemlich angetrunken schienen, hatten sie doch noch so viel Gewalt über sich, ihren Zustand nicht merken zu lassen. Der Hauswirth, der mir sogleich Gebackenes und Gebratenes von den Mahlzeittreffen präsentirte, ging von einem zum andern und mahnte heimlich, Anstand zu beobachten in Gegenwart des ausländischen Gastes. Reisende aus dem Occident sind am Kuban eine so seltene Erscheinung, daß selbst die Ankunft des unbedeutendsten Mannes aus Deutschland, Frankreich oder England hier Sensation macht und die kosakische Neugierde hinsichtlich der Beweggründe und Zwecke seiner Reise in nicht geringem Grade erregt; selbst die Tschernomorzen wünschen, daß der Ausländer einen guten Eindruck mit fortnehmen, und so kam es denn, daß es im Kosakenstüchen plötzlich gar kleinlaut herging, die Karten ruhten, die Flüche verstummten, und den Wodkaglässern nur nach längern Pausen zugesprochen wurde. Diese Scene erinnerte mich einigermaßen an eine Episode des Feldzugs Karls XII gegen Peter, welche uns Norberg erzählt. Die Kosaken der Ukraine, welche damals theilweise die Bundesgenossen der Schweden waren, drängten sich nach geistigen Getränken lüstern zur königlichen Tafel. Dem Schwedenkönig aber war der Anblick von Säufern jederzeit ein Gräuel gewesen, und in Betracht dieser Antipathie versprachen auch die kosakischen Häuptlinge dem General Renschild bis 10 Uhr Morgens nüchtern bleiben zu wollen. Wie lange bei meinen tschernomorzkischen Freunden solche Selbstüberwindung gedauert haben würde, weiß ich nicht; ich befreite sie bald von diesem Zwang, indem ich mich mit einem deutschen Arzt und einem Dragoman, den zwei gebildetsten Bewohnern von Jekaterinodar, welche man geholt hatte, um mich zu unterhalten, in die anstoßende Kammer zurückzog, wo wir den Abend beim Thee verplauderten, während die Kosaken draußen wieder spielten und zechten.

Der deutsche Arzt, ein Mann von vorgerückten Jahren, hatte ein abenteuerliches Leben geführt, das ihn nach manchen Schicksalswechseln unter die tschernomorzkischen Kosaken brachte. Dergleichen Exemplare von deutscher Abkunft findet man im Orient leider nur gar zu viele; ihre Schicksale übertreffen zuweilen an Wunderlichkeit die phantasiereichsten Romane. Leider läßt sich von der Mehrzahl sagen, daß sie dem deutschen Namen wenig Ehre machen. Verabschiedete Militärs und wirkliche oder angebliche Aerzte sind die meisten dieser wandernden Abenteurer, von denen es namentlich in der Türkei eine wahre Legion gibt. Der jekaterinodar'sche Doctor gehörte, was Geist und Bildung anbetrifft, zur bessern Mittelzahl; er war aus einem kleinen norddeutschen Staat gebürtig, der Hochschule wegen allzu lustiger Streiche entlassen und nach Rußland gekommen, sein Glück zu machen, wie vor und nach ihm so viele andere auch. Seine medicinischen Kenntnisse verhalfen ihm zu einer guten Anstellung in der Marine, er heurathete und wurde russischer Unterthan; wegen Beleidigung seines Vorgesetzten, den er zum Zweikampf gefordert, wurde er zum gemeinen Soldaten degradirt, einiges Deficit in seiner Hospitalrechnung soll auch noch dazu gekommen seyn. Sein treues Weib begleitete ihn nach dem Lager des Kaukasus, wo er nach einjährigem Gewehrdienst wieder die vierzehnte Rangclasse erhielt. Zum zweitenmal in eine Duellgeschichte verwickelt, ward er abermals degradirt und mußte nun ohne Gnade neun Jahre lang den Schießprügel und die graue Montur schleppen. Endlich bekam er wieder Officierdrang, begleitete als Militärarzt viele Kriegszüge und hatte gegenwärtig seine ärztliche Station am Kuban aufgeschlagen, erwartete aber jeden Tag neue Marschordre. Seine treue Gefährtin war gestorben, als er noch gemeinen Musketendienst machte; ihrem Andenken galt noch mancher Seufzer des Biergeprüften. So wenig ich den interessanten

Digitized by Google

Mann um die Genüsse seines zehnjährigen Kommisbrodlebens beneidete, so gerne hätte ich dafür seine Anschauungen und Kenntnisse der kaukasischen Zustände gehabt. Da der Doctor merkte, daß dieser Gegenstand mich am meisten interessirte, so tischte er Erfahrungen und Erlebnisse seines langen Kaukasus-Aufenthaltes in bunter Reihe auf, der Dragoman widersprach ihm zuweilen und war überhaupt über gar viele Dinge anderer Ansicht als der Arzt, doch standen beide in einer Stellung, die ihnen seit Jahren gestattete, Menschen und Verhältnisse in der Nähe und ohne Mittelspersonen zu beobachten, denn beide sprachen das Tatarische fast gleich gut, und die große Mehrzahl der Kaukasusbewohner versteht dieses Idiom neben der Muttersprache. Der Dragoman war bei dem General **fi angestellt, und begleitete denselben auf allen Inspectionsreisen; unter den neutralen Stämmen des linken Ufers hatte er sich in Geschäftssachen oft Monate lang aufgehalten. Weder der Arzt noch der Dolmetscher hatten im Ganzen eine sehr vortheilhafte Meinung von dem Charakter der Tscherkessen, ihr Urtheil aber über einzelne Menschen und Begebenheiten stand sich schroff entgegen. Der Arzt betrachtete das Volk jenseits des Kuban in einem etwas mildern Licht als der andere, der an den Tscherkessen kein gutes Haar lassen wollte und selbst ihre Tapferkeit läugnete. Aehnliche Erfahrungen machte ich auch in andern Theilen des Orients. Männer, die auf gleichem Boden und in gleich günstiger Stellung viele Jahre Völker, Zustände, Ereignisse beobachteten, hatten gleichwohl mitunter die verschiedenste Ansicht über deren Werth und Bedeutung. Wie weichen z. B. über den Charakter der Türken die Stimmen der Beobachter so merkwürdig von einander ab! Es ist eine bekannte Wahrheit, daß man nie ein Land oder Volk nach dem Buch eines einzelnen Mannes beurtheilen soll. Objective Anschauung ist eine gar seltene Eigenschaft und die innere Befangenheit ganz abzustreifen gelingt den wenigsten Beobachtern.

Obwohl die Kaukasier ihre eingebornen Aerzte haben und von der Geschicklichkeit der berühmtesten dieser Heilkünstler eine gar hohe Meinung hegen, nehmen sie doch häufig zu russischen Aerzten ihre Zuflucht. Mir ist überhaupt kein Volk im ganzen Orient bekannt, das nicht bedeutendes Zutrauen in die medicinischen Kenntnisse und Wunderkräfte der Europäer hätte; der Atlas-Kabyle wendet sich trotz seines grimmigen Franzosenhasses an den französischen Chirurgien-major, wenn ihn irgend ein verzweifeltes Uebel quält, und die Apotheke des Hrn. Simonnet in Algier wird sogar von Sahara-Beduinen und Negern besucht; eben so holen sich Tscherkessen und Tschetschenzen am Kuban und Terek Arzneien beim russischen Feldapotheker, wenn die Kunst ihrer eigenen Aerzte nichts fruchtete, und selbst unter Kurden, und Teufelsanbetenden Jesiden wird der reisende Europäer um Heilmittel gepiagt. So hatte auch der deutsche Doctor in Jekaterinodar eine nicht unbedeutende tscherkessische Praxis, und durfte sich als „Hekim" jenseits des Flusses nach Gegenden wagen, wo jeder andere Europäer Leben oder Freiheit aufs Spiel gesetzt hätte. Er gestand, daß er im Ganzen wenig Dank von seinen menschenfreundlichen Bemühungen geerntet, meinte aber, daß wenigstens einzelnen seiner kaukasischen Freunde Anhänglichkeit und edler Sinn nicht so völlig fremd seyen. Unter den vielen Geschichten, Erlebnissen und Schilderungen, die er uns diesen Abend auftischte, führe ich hier aus den Aufzeichnungen meines kaukasischen Tagebuchs folgende Mittheilungen an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht der Gesetze in China.

Man hat hievon viel gefabelt, und Hr. Gützlaff setzte die Sache in seinen Mittheilungen an die asiatische Gesellschaft in ein eigenthümliches Licht (L. Liter. Gaz. 29 Januar). Gützlaff war Polizeiverbeter in Tschusan, und hatte als solcher natürlich viele Gelegenheit den Charakter des dortigen Volks kennen zu lernen; er lobt es insoweit, als wenige Personen vor ihm gebraucht wurden, im Durchschnitt selten mehr als drei binnen einem Monat. Er gibt indeß ein auffallendes Beispiel von Lynch-Gesetz, das von der Stärke der Regierung in China einen seltsamen Begriff gibt. Einiges Gesindel, das von der chinesischen Regierung aufgestellt gewesen seyn soll, um englische Soldaten heimlich fortzuschleppen, ließ sich in Tschusan nieder, und verübte in der Nachbarschaft alle möglichen Plünderungen; sie wurden gewarnt, kümmerten sich aber nichts darum, bis die erbitterten Einwohner sie eines Tags ergriffen, ihnen Steine um den Hals banden, und sie in einem offenen Boot gebunden dem Meere preisgaben. Man hörte später nichts mehr von der Geschichte reden. Das chinesische Gesetz ist theoretisch ganz vortrefflich, wird aber in Praxi ganz aus der Acht gelassen. Der Mandarin scheint Gewalt über Leben und Tod zu haben, und jedenfalls kann er Todesurtheilen verhängen, die den Tod zur Folge haben. Es ist gesetzlich nothwendig, daß die Hinrichtung eines Verbrechens der kaiserlichen Zustimmung bedarf, um aber dieser Nothwendigkeit auszuweichen, hält man in Manko untergeordnete Todesurtheile in Bereitschaft, und der Verbrecher ist oft hingerichtet, ehe der Gerichtshof seine Sitzung aufhebt. Schulen sind in Hongkong wie überhaupt im Süden zahlreich und faß jedermann kann lesen, während in Tschusan und Ningpo Unkunde des Lesens häufig ist; man kann daraus den Schluß ziehen, daß die Bildung in China keineswegs die moralischen Gesetze hat, die man in Europa gewöhnlich davon erwartet. Für die Armen ist nicht regelmäßig gesorgt, und Tausende sterben jährlich Hungers. Bettelei ist allgemein, und Bettlerbrüderschaften zahlreich und gut organisirt; ein Bettler kann kaum sein Gewerbe ausüben, ohne einer solchen Brüderschaft anzugehören.

Der Harem.

(Schluß.)

7. Die Afrits.

Es schien mir nicht gleichgültig in einer einzigen Frau des Morgenlandes sein vermuthlichen Charakter vieler andern zu studiren. Man denke sich indeß mein Erstaunen, als ich einst Morgens in das Zimmer der Sklavin trat, ein Geräusche von Zwiebeln über der Thüre und andere Zwiebel regelmäßig aufgeschichtet über dem Orte, wo sie schlief, zu finden. Glaubend, daß es diese Spielerei wäre, nahm ich diese seltsame Zimmerverzierung weg, mit warf sie nachlässig in den Hof hinab; — aber nun erhebt sich die Sklavin wüthend und freslos, liest die Zwiebeln weinend auf, und setzt sie wieder ehrfurchtsvoll an ihre Stelle. Man mußte, um sich zu erklären, Mansurs Ankunft abwarten. Zum Beraus mußte ich eine Fluth von Verwünschungen hinnehmen, worin ich nur das Wort, Pharao! unterscheiden konnte. Endlich kam Mansur, und ich vernahm, daß ich einen Zauber zerstört hatte, daß ich die Ursache der schrecklichsten Unfälle sey, die über uns hereinbrechen würden. — Freilich sagte ich zu Mansur, sind wir in einem Lande, wo die Zwiebeln Götter waren; wenn ich sie beleidigt habe, so will ich gern meine Schuld gut machen.. Es muß irgend ein Mittel geben den Zorn einer ägyptischen Zwiebel zu versöhnen! Aber die Sklavin wollte nichts hören und wiederholte, sich gegen mich wendend: Pharao! Mansur erklärte mir, daß dieß „ein gottloser und innamnicbes Geschöpf heiße," der Verwurf sbat mir wehe, aber ich war zugleich erfreut zu vernehmen, daß der Name der alten Könige des Landes als Schimpfwort benutzt werde. Man sagte mir, daß diese Ceremonie der Zwiebeln an einem gewissen Tage des Jahres allgemein sey in Cairo, um die epidemischen Krankheiten zu beschwören.

Die Besürchtungen des armen Mädchens wurden wahr, vermuthlich wegen ihrer Aufreizung. Sie wurde schwer krank und wollte durchaus

Digitized by Google

keine Arznei nehmen. Während meiner Abwesenheit lief sie zwei Frauen aus dem benachbarten Hause hierüber, und ich fand sie neben ihr, Gebete hersagend und Beschwörungen gegen die Afrite oder bösen Geister hermurmelnd. Es scheint, daß die Mißachtung der Zwiebeln diese Letztern erzürnt hatte, und daß besonders zwei darunter, der Grüne und der Gelbne genannt, uns feindlich waren.

Da ich sah, daß das Uebel besonders in der Einbildung lag, ließ ich die beiden Frauen gewähren, welche endlich eine andere sehr alte Zerbrechlichkeit führten. Es war eine zerbrochne Santenne. Sie brachte ein Kohlenbecken mit, das sie mitten in die Stube stellte und einen Stein darin verbrannte, der mir Alaun zu sein schien. Diese Herenkünste sollte die Afrits verscheuchen, welche die Frauen deutlich im Rauche fahren, wie sie nun Gnade flehten. Aber man mußte das Uebel gänzlich vertreiben; man ließ die Sklavin aufstehen, und sich über den Rauch beugen, was ihr heftiges Husten verursachte; während dieser Zeit schlug die Alte ihr auf den Rücken, und alle sangen mit schleppenden Stimmen Gebete und arabische Verwünschungen her. Mansur, als sophistischer Geist, nahm an diesem Getreide Anstoß; aber wenn das Uebel durch eine moralische Ursache entstanden war, warum es nicht durch ähnliche Behandlung heilen! — In der That war am folgenden Morgen sichtliche Besserung eingetreten, und die Heilung folgte alsbald.

Die Sklavin wollte sich nicht mehr von den beiden Nachbarinnen trennen, welche sie berufen hatte und ließ sich fortwährend von ihnen bedienen. Ich sah die Nothwendigkeit nicht ein, so viele Leute im Hause zu haben, und hütete mich wohl sie für ihre Dienste zu belohnen.

Das morgenländische Leben spielt uns solche Streiche: im Anfang scheint alles so einfach, wohlfeil, leicht. Bald häufen sich die Bedürfnisse, die herkömmlichen Ausgaben, die Gelüste und man sieht sich in eine paschalesche Existenz hineingezogen, welche mit der Unordnung und der Verunreinung gepaart das größte Aergernis erschöpfen kann. Ich wollte für einige Zeit ägyptische Häuslichkeit kennen lernen, aber ich sah bald die Mittel zur Weiterreise schwinden. „Mein armes Kind, sagte ich der Sklavin, indem ich ihr meine Lage erklären ließ, wenn du zu Cairo bleiben willst, so bist du frei."

Ich erwartete das Entzücken der Dankbarkeit.

Frei! sagte sie, und was soll ich thun? Frei, aber wohin mich wenden? Verkauft mich lieber wieder an Abdel-Kerim!

Aber ein Europäer verkauft keine Frau; es wäre schmählich solches Geld zu nehmen.

Ja; sagte sie weinend, kann ich denn mein Brod verdienen? Weiß ich denn zu arbeiten?

Kannst du nicht bei einer Frau deiner Religion in Dienste treten?

Ich, eine Magd? Niemals. Verkauft mich wieder: ich werde einem Muslim, einem Scheik oder Pascha angehören, und kann eine vornehme Dame werden . . . . . Ihr wollt mich verlassen, . . . führt mich nach dem Bazar?

Das ist ein seltsames Land, wo die Sklaven die Freiheit nicht begehren: „Weil du nicht in Cairo bleiben willst, sagte ich ihr endlich, so folge mir in andere Länder." — Ana enté sava-sava! (gehen wir alle beide) und bald schifften wir uns ein auf dem Nil, arm der nach Damiette führt.

Ich verlasse ungern diese alte Stadt, wo sich die letzten Spuren des arabischen Genius gefunden habe, und die in allen den Vorstellungen nachkam, die ich mir nach Sagen und Mährchen des Morgenlandes von ihr geschaffen hatte. Ich hatte sie so oft in den Träumen meiner Jugend gesehen, daß es mir vorkam, als ob ich, wer weiß wie lange, darin gewohnt hätte, und ich baute mein ehemaliges Cairo wieder auf, mitten in den alten Stadttheilen oder unter einsiedlerischen Moscheen. Es schien mir als trete ich in meine frühern Fußtapfen; ich ging umher und sagte zu mir selbst: Wenn ich um diese Mauer biege, indem ich durch dieses Thor gehe, werde ich dieß oder jenes sehen, und es stand vor mir, zertrümmert zwar, aber dennoch wirklich.

Fort mit diesen Gedanken! Jenes Cairo liegt unter Asche und Staub; Geist und Fortschritte neuer Zeit haben es, gleich dem Tode, besiegt. Noch einige Monden, und es durchschneiden europäische Straßen im rechten Winkel die alte, modernde und stumme Stadt, welche im Frieden über den armen Fellahs zusammenstürzt. Was glänzt, schimmert, wächset, ist das Quartier der Franken, die Stadt der Italiener, Provençalen und Malteser, der künftige Stapelplatz des englischen Indiens. Das Morgenland nützt vollends seine alten Trachten, seine alten Paläste, seine alten Sitten ab, aber sein letzter Tag ist nahe, und es kann mit einem seiner Sultane sagen: „Das Schicksal hat seinen Pfeil entsendet, es ist um mich geschehen, ich bin dahin!" Was die Wüste noch schützt und nach und nach in ihren Sand begräbt, ist außer den Mauern Cairo's, die Todtenstadt, das Thal der Chalifen, welches gleich Herkulanum verschwundne Geschlechter beherbergt zu haben scheint, und deren Paläste, Begegnäzge und Säulen, der köstliche Marmor, die bemalten und vergoldeten Gemächer, die Ringmauern, Kuppeln und Minarets, ins Unendliche vervielfältigt, stets nur Sarge bedecken. Dieser Cultus des Todes ist ein einziger Zug im Charakter Aegyptens; er schützt wenigstens und überliefert der Welt die glorwürdige Geschichte seiner Vergangenheit.

Gerard de Nerval.

Miscellen.

Französisches Malermuseum. Der Generaldirector der französischen Museen, Hr. von Gallenet, hat den Vorschlag gemacht, eine Sammlung von Gemälden anzulegen, die bloß aus französischen Stücken bestünden, und die Geschichte der französischen Malerei augenscheinlich darstellten. Der Vorschlag ist genehmigt worden und man sammelt jetzt von allen Seiten Originalwerke der französischen Malerei, um eine vollkommner chronologische Reihenfolge der französischen Maler zu haben und die Fortschritte und Uebergänge der Kunst in Frankreich zu zeigen. - (Voleur. 23 Januar.)

Ueber die Vegetation der Galapagos-Inseln. Dr. J. Hooker las in der Linnéischen Gesellschaft in London eine Abhandlung über diesen Gegenstand; es ergibt sich daraus, daß das Verhältniß der Flora dieses Theils der Welt ein gedoppeltes ist: die besondern Arten sind meistens mit den Pflanzen verwandt, welche den kältern Theil Amerika's oder den Hochländern der tropischen Breiten angehören, während die nicht-eigenthümlichen Pflanzen dieselben sind, wie in den fruchtbaren heißen Gegenden Amerika's, auf den westindischen Inseln und am Golf von Mexico. Dasselbe Fak ist es mit der Fauna, von der viele Arten, und darunter die bemerkenswerthesten, auf Eine Insel der Gruppe beschränkt sind und in den andern nur durch ähnliche aber specifisch verschiedene Verwandte repräsentirt sind. Der bemerkenswertheste und bei dem jetzigen Stand unserer Kenntnisse unerklärliche Umstand ist die Uebereinstimmung in den Eigenthümlichkeiten der Rubiaceen und der fruchttragenden, kammartigen Compositä mit dem südamerikanischen Continent, der Neuseeland- und der Sandwichgruppe u. s. w., eine Uebereinstimmung, die um so bemerkenswerther ist, als die Arten und Geschlechter dieser Ordnungen in der einen Inselgruppe wenig oder keine Verwandtschaft mit denen der andern haben. (Athen. 23 Januar.)

Opiumraucher in Hongkong und Tschusan. Der Opiumverbrauch zu Hongkong, wo sich eine Menge solchen Gesindels, der Abschaum der Bevölkerung aus den benachbarten Inseln versammelt, ist ungeheuer. Die Abgabe von diesem Artikel ist zu 1500 Dollars monatlich verpachtet, was wenigstens einen zwanzigfachen Betrag im Verbrauch voraussetzt. (Etwa 370 bis 400 Kisten jährlich) und mehr als die Hälfte wird von den Eingebornen der Insel verbraucht, die sich etwa auf 20,000 belaufen. In Tschusan dagegen, wo die Einwohnerzahl 13mal stärker ist, wird nicht der fünfte Theil eingeführt, ein Beweis für die nüchterne ordentliche Lebensart der Einwohner. Viele Raucher sind Soldaten, Matrosen und Mandarinen, die das Opiumrauchen für eine männliche Sitte halten. Die Bauern nehmen fast gar keinen Antheil am Opiumrauchen. (Athen. 23 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 33. 8. Februar 1847.

Die Goldausbeute in Neugrenada.

(Revue des deux mondes 15 Dec.)

Das alte Vicekönigreich Grenada, das zuerst die Republik Columbia wurde und dann in die drei Staaten Neugrenada, Venezuela und Ecuador zerfiel, lieferte seit dem 17ten Jahrhundert kostbare Metalle, fast bloß Gold; der Boden von Neugrenada jedoch lieferte und liefert jetzt noch allein dem Handel eine erhebliche Menge. Bis in die letzte Zeit beutete man nur den aufgeschwemmten Sand aus, jetzt aber fängt man an, die in großer Anzahl entdeckten Adern selbst anzugreifen, und hat übrigens auch die Wäschereien vervollkommt, indem man vermittelst einfacher Apparate das in großen Massen vorkommende Geschiebe zerbröckelt; man behandelt auf diese Weise namentlich die Kieselhaufen, die von den alten Wäschereien zurückgelassen worden sind. Die Hauptausbeutungen im Gestein finden in der Provinz Antioquia statt, wo man schon seit langer Zeit die Anschwemmungen auswascht; der Magdalenen- und der Caucafluß, die in langem parallelem Laufe von Süden nach Norden ziehen, schließen eine sehr steile Cordillere ein, wo die Adern sehr zahlreich sind; aber man wascht den goldhaltigen Sand nicht bloß in der Provinz Antioquia, sondern auch in den noch südlicher gelegenen Neuva und Popayan. Auch in der Cordillere zwischen dem Cauca und Atrato finden sich Adern, und diesem Theil des Landes gehören auch die Minen der Vega von Supia an, wo Gold von Silber begleitet ist. Das untere Choco, ein langer, fast flacher Strich zwischen dem Atrato und der Südsee, enthält, wie man jetzt sehr wohl weiß, Goldadern, man hat aber bisher nur den Goldsand ausgewaschen.

Am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts schlugen die Münzen von Santa Fé de Bogota und Popayan zusammen jährlich 2,100,000 Piaster in Gold. Humboldt schätzt die erklärte Production auf 18,000 Mark oder 4,140 K. Gold, und die wirkliche auf 4,714 K. Der Ertrag war damals in fortwährendem Steigen. Nach den amtlichen Quellen gezogenen Nachrichten des Obersten Acosta betrug die Münzung in den beiden vereinten Münzhöfen während der zwei Jahre 1806 und 1807 22,363 Mark oder 3,042,502 P., was nach dem in jener Zeit herrschenden Schmuggel zu schließen wohl 3,300,000 P. oder 4,880 K. betragen mag. Während des in Columbien so lang und erbittert andauernden Unabhängigkeitskampfs litt die Ausbeutung der Minen bedeutend. Nach der Berechnung von Herrn Jacob belief sich die officiell bekannte Ausbeutung vom 1 Jan. 1810 bis 31 Dec. 1829 durchschnittlich auf 1,678,214 Piaster, wovon mindestens 1,600,000 in Gold. In den beiden Münzhöfen von Bogota und Popayan wurden in den Jahren 1843 und 1844 durchschnittlich 1,779,295 P. geschlagen. Aber in den letzten Jahren war der Schmuggel sehr bedeutend, und da der auswärtige Handel sehr zugenommen hatte, wurden nicht nur die Abgaben, sondern auch die lästigen Formalitäten umgangen. Man mußte noch im J. 1845 19 Procent bezahlen, und konnte nur gemünztes Gold ausliefern, so daß der Minenbesitzer des untern Choco seinen Goldstaub durch ein umwegsames Land hätte schicken müssen, von wo man es ihm in Münze wieder zurückgeschickt hätte. Unter diesen Umständen wurde fast alles Gold aus den Goldwäschereien des untern Choco heimlich ausgeführt. Der Münzhof von Quito, in der Republik Ecuador, wo man höchstens 100,000 P. jährlich schlägt, erhält sein Gold aus dem Choco. Namentlich das Gold aus den benachbarten Wäschereien von Barbacoas nimmt diesen Weg. Etwas Silber, das dort vermünzt wird, scheint aus Peru zu kommen. Ein anderer Theil des Goldes von Neugrenada geht nach Jamaica und von da nach England. Die neugrenadische Regierung, welche fühlt, von welcher Wichtigkeit für das Land die Goldindustrie werden kann, hat für den Handel mit Gold freisinnigere Grundsätze angenommen: die Ausfuhr von Barren ist gestattet gegen einen Ausfuhrzoll, der nur halb so groß ist, als sonst das gemünzte Gold zahlte. Nach einer Vergleichung zwischen der Aus- und Einfuhr von Waaren muß man annehmen, daß davon 3½ Millionen Piaster in Münze, Barren und Goldstaub ausgeführt werden.

Außer den genannten Goldminen besitzt Neugrenada noch andere, deren Ausbeutung in die Zeit der Entdeckung des südamerikanischen Continents durch Columbus hinaufsteigt, nämlich die in der Provinz Veragua auf dem Isthmus von Panama. Durch besondere Vergünstigung der Regierung von Bogota wurde die Goldgewinnung hier ganz frei gegeben, und das Gold wird meist in Bijouterie verarbeitet; auch ein Theil des Goldes aus der Provinz Antioquia wandert dahin. Man kann die jährliche Gesammtausbeutung der Republik auf 3,350,000 P. oder 4953 K. Gold anschlagen, wozu noch etwa 200,000 P. in Silber kommen, aber mehrere Silberminen sind noch gar nicht ausgebeutet. Die Gesammtausbeute der Minen von Neugrenada seit der Entdeckung läßt sich auf 376½ M. P. in Gold (= 556,840 K. reines Metall oder 1918 Mill. Franken) und höchstens auf 250,000 K. Silber oder 55½ M. F.

Digitized by Google

Erinnerungen eines deutschen Naturforschers aus den Kosakenländern.

Die Tscherkessen in Jekaterinodar und in der Türkei. — Schönheit des achten Adigheevolks. — Chara-Beg ꝛc.

(Schluß.)

„Bei der Mehrzahl der Russen und Kosaken," äußerte der Arzt, „werden Sie stets die Meinung vorwiegend finden, daß man gegen die Tscherkessen einen Vernichtungskrieg führen müsse, da dieses Volk für Milde, Freundlichkeit, Wohlthaten völlig unempfänglich, jeder edlen Herzensregung unfähig, überhaupt unmöglich zu civilisiren sey. Man wird Ihnen zur Unterstützung dieser Behauptung Züge tscherkessischer Barbarei, scheußliche Beispiele der Blutrache, teufelschwarze Thaten in Menge erzählen, und sagt damit vielleicht die halbe Wahrheit. Wer aber tiefer in die Geschichte und Verhältnisse der Kaukasus-Stämme blickt, wird jenes verdammende Urtheil nicht so unbedingt unterschreiben und manch schrecklichen Vorfall auf Rechnung der Umstände setzen; viele schwarze Züge sind im ihrer eigenthümlichen Stellung faßt zu entschuldigen, selbst die Sitte des Verkaufs ihrer Kinder. Gehen diese doch in Stambul einer reizenden Crisenz entgegen, und der Preis ihrer Schönheit retter ihre Familie vielleicht vom Hungertode oder liefert ihnen wenigstens Pulver und Blei zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit; die Tscherkessen sind ein armes Volk, ihr rauhes Land ermangelt fast aller Hülfsquellen. Bei so ungeheurem Mißverhältniß der Kräfte zwischen uns und den Tscherkessen darf es kein Wunder nehmen, wenn die Feinde zu verzweifelten Mitteln greifen; die Zustände ewigen Krieges, bei ihrem energischen Entschluß, das Joch russischen Gesetzes im Innern ihres freien Berglandes nimmer zu dulden, können ihre Sitten keine mildere Färbung annehmen, ohne ihre Widerstandskraft zu lähmen; auch hat man russischerseits wahrlich nicht immer nachahmungswerthe Beispiele der Humanität gegeben. Ich klage deßhalb nicht unsere Generale an, denn selbst bei der strengsten Mannszucht sind im Kriege wilde Exzesse nicht zu vermeiden; Blut ruft Blut, und wenn ein Aul mit dem Bajonnett genommen, ist's barer Unsinn, Nächstenliebe zu predigen. Selbst der gebildetste Officier gibt in solchen Augenblicken der Stimme der Rache lieber, als der Mahnung der Politik, der Klugheit und Menschlichkeit Gehör; so liegt in der Natur der Sache. Gutmüthige Philanthropen mögen anders schwatzen, aber die wissen nicht was der Krieg ist, die kennen nicht den Menschen mit seinen Leidenschaften.

„Wenn ich die Kaukasier gegen die Anklage schwärzester Gesinnung, unheilbarer Barbarei in Schutz nehme — ein solches Urtheil ist eben so extrem, als die lächerliche Bewunderung, die unser botanisirender Landsmann, Hr. Karl Koch, und ein Haufe sentimentaler deutscher Poeten den Tscherkessen widmen — so habe ich auch persönlich einigen Grund dazu. Zwar hat mich meine tscherkessische Praxis noch nicht reich gemacht; die Bergbewohner verlangen nicht nur die Arznei umsonst, sondern noch ein Geschenk dazu, doch verdanke ich einem von mir geheilten Tscherkessen mein Leben, und das ist am Ende doch die höchste Bezahlung, welche die Praxis einem Doctor einbringen kann. Hören Sie die Geschichte und urtheilen Sie dann selbst. Vor dreizehn Jahren stand ich in Stawropol mit meinem Regiment; ich that damals noch Kasernendienst, war gemeiner Soldat; stellen Sie sich aber mein Loos nicht so gräßlich vor, wie Sie glauben mögen, wenn Sie an die Behandlung russischer Soldaten denken. Die Degradation kommt in Rußland überaus häufig vor, und der Mann von Stand und Bildung, den nicht eine entehrende Schandthat, sondern nur ein gewöhnliches Vergehen, wie Leichtsinn bei Verwaltung von Kronsgeldern, ein Subordinationsfehler, zu heiße Wallung des Blutes oder allerhöchste Laune und Ungnade aus einer Tschinclasse in die niedere Reihe der Grauröcke geführt, hat nie das gemeine Soldatenschicksal in seiner ganzen Härte zu dulden. Seine Vorgesetzten sind immer voll Rücksicht für ihn, jeder sucht so weit es mit seinen Amtspflichten irgend vereinbar, ihm sein Loos möglichst erträglich zu machen; kein Mensch in Rußland ist sicher, daß nicht auch ihm eines Tages das Gleiche widerfahre. Wie viele einstige Generale schleppen noch heutiges Tages die Muskete! Jeder handelt daher zugleich in seinem eigenen Interesse, wenn er das Loos der Degradirten zu mildern sucht und für den Fall ähnlichen Schicksalswechsels sich dankbare Freunde sichert. Ausnahmen von dieser Regel sind selten. Ich darf sagen, daß während der langen Zeit meines Soldatendienstes meine Officiere mir stets nur Freunde, nie Vorgesetzte gewesen sind; immer war ich im grauen Rock unter die Gesellschaft der subalternen Officiere zugelassen, und plauderte, trank und würfelte mit ihnen, wie mit ihresgleichen. Dieser Zug des russischen Charakters, die Strenge des Systems durch rücksichtsvolle Behandlung gestürzter Standespersonen zu mildern, verdient all' unsere Anerkennung.

„Eines Abends saß ich in Stawropol mit ein Paar jungen Lieutenants am Spieltisch, als mein Feldwebel eintrat mit der Meldung, daß eben Ordre zum Marsche nach Kawkasskaja gegeben sey. Es wäre mir leicht geworden, durch vorgeschützten Unwohlseyn von diesem Nachtmarsch mich dispensiren zu lassen, aber erhitzt von Wein, in abenteuerlicher Stimmung und romantische Kriegsscenen hoffend, beseel mich die Lust mit auszurücken. Ich nahm Muskete und Patrontasche, stellte mich in Reih und Glied und wir marschierten beim Trommelschlag ab; Ursache des plötzlichen Aufbruchs war eine Depesche des Commandanten der Festung Kawkaskaja, welcher dringend Verstärkungen verlangte, indem die Spione einen ungewöhnlich starken tscherkessischen Besuch angesagt hatten. Als wir den Kuban erreichten, war der Uebergang der Feinde bereits erfolgt; sie fanden aber das ganze Kosakenvolk auf den Beinen, Kanonen und Infanterie in Bereitschaft. Man suchte ihnen den Rückzug abzuschneiden, und nach einem unbedeutenden Widerstand zerstoben sie und flohen; ein großer Theil rettete sich ins Schilfdickicht, ein anderer Haufe stürzte sich, von allen Seiten gedrängt, auf eine Poststation, hieb Schreiber, Postknechte und Wachen nieder und verschanzte sich im Häuschen. Die Linienkosaken wollten dasselbe im ersten Anlauf nehmen, aber die Tscherkessen wehrten sich wie Teufel; einige Dutzend Kosaken waren von ihren Pferden herumtergeschossen, die vordersten Angreifer unter der Thüre in Stücken gehauen. Die Kosaken stutzten, zauderten und erwarteten die Infanterie. Meine Compagnie bekam Befehl, das Poststaus mit dem Bajonnet zu stürmen; unser General war selbst auf dem Platz, sein feuerrothes Gesicht von Wuth und Wodka mehr als je aufgedunsen. Er schnaubte unsern Capitän mit einem furchtbaren Fluch an, weil er meinte, der Hauptmann marschirte nicht rasch genug und habe Angst vor den tscherkessischen Kugeln. General ***ki war ein Mann von roher Gemüthsart und barbarischer Strenge; in seinen Wuthanfällen flößte er und zehnmal mehr Schrecken ein als alle Tscherkessen zusammen genommen. Sein Fluch bestügelte

Digitized by Google

des Hauptmanns Beine, und im Sturmlauf rannte die ganze Compagnie mit ihm gegen die Station an; die Fenster wurden zertrümmert, die Thüren gesprengt, man rauste sich in Haus und Ställen, und nach zwanzig Minuten eines unbeschreiblichen Würgkampfes mukte kein Tscherkesse mehr, aber auch sämmtliche Officiere und ein Drittheil unserer Mannschaft waren geblieben.

„Als alles vorüber war, die Verwundeten nach der Kreyoß transportirt worden und man eben im Begriffe stand, die Todten in eine Grube zu werfen, fand es sich, daß ein alter Tscherkesse wieder erwacht war, und die Soldaten, die ihn als Leichnam hinauswerfen wollten, mit seinen großen Augen ernst anguckte. Ein Soldat wollte ihm den Garaus machen und erhob schon sein Gewehr, ich widersetzte mich aber; der Tscherkesse, der mit unendlicher Ruhe den Todesstoß erwartete, flößte mir ein Mitleid ein, wie ich es inmitten aller Kriegsscenen meines zwanzigjährigen Kaukasuslebens nie gefühlt habe. Sie haben keine Vorstellung, wie schön dieser Greis war, wie edel sein Auge; trotz des Blutes, das Gesicht und Silberbart befleckte, glaubte ich einen ehrfurchtgebietendern Kopf nie gesehen zu haben, und wär er mein Vater gewesen, sein Anblick hätte mich nicht wehmüthiger stimmen können. Leute, deren von Natur weiches Herz durch militärisches Leben, durch den häufigen Anblick wilder Gräuelscenen nicht völlig versteinert worden, pflegen nach Beendigung des Kampfes, wenn das Blut sich abgekühlt hat, öfters ähnliche Anwandlungen zu haben. So lange der Kampf tobt, so lange es fiedet in den Adern, ist wohl jeder schonungslos, auch der gutmüthigste Soldat; eine Stunde früher hätte ich den Todesstoß nicht von dem Alten abgewendet, hätte ihm vielleicht selbst das Bajonnet in den Leib gerannt; manch menschlichen Zug wüßte ich von einzelnen Officieren der Kaukasusarmee anzuführen, besonders von Polen, aber niemals bemerkte ich dieß während des Gefechts, Pulverrauch und das Geklirr von Bajonnett und Schaschka scheinen des Mitleids Stimme selbst in den weichsten Herzen zu ersticken; solche Weicherzige unter russischer Fahne sind überhaupt in unendlich geringer Zahl vorhanden im Vergleich mit der ungeheuern Masse der Gefühllosen; jene sind gewöhnlich noch Neulinge auf diesem Boden, denn der Krieg erhärtet und verdirbt die edelsten Naturen und im Kaukasus schneller noch wie anderwärts.

„Ich ließ den Tscherkessen in das Hospital der Kreyoß tragen, wo einer meiner Freunde als Oberarzt fungirte. Es war dort Arbeit genug für mich, man dispensirte mich vom Casernendienst, und ich vertauschte, wie dieß in meinem Leben oft der Fall gewesen, die Mustete mit dem Amputirmesser, dessen mancher Ruffe damals bedurfte; auch mein alter Tscherkesse mußte dran. Ich amputirte ihm drei Finger der linken Hand; der rechte Arm, der noch viel übler zugerichtet war und seine schwere Kopfwunde heilten von selbst. Als er der Genesung nahe, nahm ich ihn auf meine Stube, wo mein Weib, die mir inzwischen von Stawropol gefolgt war, ihn freundlich pflegte. Ich empfand bei seiner Wiederherstellung eine Freude, wie ich sie in gleichem Grade nie zuvor bei einem Patienten hatte. Der Tscherkesse war ein Mollah; der Schönheit seines Kopfes entsprach sein milder Charakter und seine Frömmigkeit, ich verschaffte ihm einen Koran, worin er von früh bis Abend eifrig las und überhaupt viel betete, was sonst unter den Tscherkessen nicht häufig geschieht. Einmal machte ich mit meinem Doctor einen Ausflug der Linie entlang, um Patienten zu besuchen, als ich heimkehrte, erfuhr ich zu nicht geringer Ueberraschung, daß mein alter Tscherkesse entflohen sey; er war nicht strenge bewacht worden, weil man ihn für zu schwach hielt zur Flucht. Mittags hatte er sich, scheinbar müdsam, an das Ufer hinausgeschleppt, wo er seine Glieder oft im Sonnenschein zu wärmen pflegte; er betete, und dann sah ihn die Wache in den Fluß sich stürzen und mit kräftigen Armen hinüber schwimmen. Ich verweilte noch ziemlich lange in Kawkasskaja und hörte nichts weiter von ihm; indessen vermuthete mein Weib, daß das halbe Lamm, das ihr eines Tages ein gemeiner Tscherkesse als Geschenk gebracht, von dem Alten komme.

„Fünf Jahre später wurde ich wieder nach dem Kuban versetzt, wo ich ein Hospital einzurichten hatte. Ich war inzwischen in den Officiersrang zurückgetreten und hatte eine Stelle als Unterarzt. Oft besuchten mich kranke Tscherkessen und zuweilen machte ich Ausflüge nach ihren Aul, wo man mich überall gastfrei aufnahm; Milch, Honig, Brod, Trauben und Wein, im besten Fall ein halbes Lamm ist der Lohn, den ein Arzt drüben empfängt. Geld geben die Tscherkessen selten oder nie, auch wenn sie ein schmerzhaftes Gebrechen quält, lieber erwarten sie in stoischer Gleichmuth den Tod, als daß sie ein paar Silberrubel für ein Arzneiglas schwigen. Eines Tages trat ein blutjunger Tscherkesse bei mir ein, und bat mich, seinen kranken Großvater in einem Aul des Psaduchenstammes zu besuchen, mit dem Lohn, verscherte er, würde ich gewiß zufrieden seyn. Ich war über Laune und hatte wenig Lust zum Reiten, schlug es dem Jüngling auch rund ab, trotz seines sanften, dringenden Flehens. Er wollte aber nicht gehen, wurde immer dringender und schwur heilig, daß es mich nicht reuen würde ihm zu folgen; endlich bot er mir eine Handvoll Rubel, die ich als Unterpfand behalten möge, wenn ich mit dem Lohn für meinen Besuch nicht zufrieden seyn würde. Ein solches Anerbieten war mir völlig neu; nie hatte ich den tscherkessischen Charakter von dieser Seite kennen gelernt, ich hätte wohl Argwohn schöpfen können, aber das offene Gesicht des jungen Menschen, der kaum aus den Knabenjahren getreten war, sein unbefangener Blick, sein nobler Anstand flößten mir am Ende Vertrauen und Theilnahme ein. Mürrischen Tones befahl ich meinem Diener mein Pferd zu satteln, und setzte mit ihm und dem Tscherkessen bei Ustiaba über den Kuban; der Aul sollte nach des Jünglings Versicherung nur 15 Werste von Ustiaba entfernt seyn, wir waren aber bereits viel weiter gekommen, ohne den Aul zu sehen. Mein Diener wurde unruhig und machte mich aufmerksam, daß wir bereits über die psaduchischen Wohnsitze hinaus seyen, und sein Argwohn steckte auch mich an; der Weg wurde dabei immer schwieriger, es ging durch endlose Moräste und Schilfwald; ich wagte nicht mehr an den Rückzug zu denken und machte dem Führer bittere Vorwürfe, daß er mich getäuscht habe. Er blieb vollkommen ruhig, blickte mich immer gleich unbefangen an, und als er mich ängstlicher werden sah, reichte er mir seine Pistole mit den Worten: „schieße mich nieder, wenn Du Dich von mir hintergangen glaubst.“ Endlich erblickten wir in einer Schlucht des Vorgebirgs einen Aul, den der Jüngling als den seinigen bezeichnete; ich wurde in das ansehnlichste Haus geführt, das ein viereckiger Thurm mit Zinnen überragte; in der zweiten Stube saß am Kohlenfeuer auf seiner Burka ein alter Mann, der bei meinem Eintritt sich erhob und die beiden Arme in eigenthümlich feierlicher Weise auf sein Herz zum Gruße legte. Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich in ihm meinen alten Patienten erkannte. Unser Wiedererkennen und Begrüßen war herzlich genug.

Digitized by Google

Bald traten auch Söhne, Töchter, Enkel und Enkelinnen herein, ihrerseits den Gast zu begrüßen; alle fragten gleich nach meinem Weib, die den Greis so liebevoll gepflegt hatte, und drückten ihren Schmerz aus, als sie hörten, daß sie nicht mehr lebe. Ich kann Ihnen nicht genug rühmen, wie sie mir alle schmeichelten und schön thaten, auch die jungen hübschen Mädchen, die gar niedlich gekleidet und schlanker als die eleganteste Pariserin waren; das Gesicht trugen sie unverschleiert, und in ihrem Benehmen zeigten sie nicht im mindesten den Zwang, wie die Weiber aller übrigen mohammedanischen Völker. Teppiche und Burka wurden mir zum bequemsten Sitz zurecht gelegt, Brod, Honig, Wein und Früchte, Kaffee und Pfeife mir geboten, ein ganzes Lamm über den Kohlen am Spieße aufgesteckt. Nie in meinem Leben fühlte ich solche Doctorfreude wie im Familienkreise dieses dankbarsten meiner kaukasischen Patienten.

Arti-Mollah — so hieß der Alte — schien der bedeutendste Mann des Aul's, und welche Ehrfurcht man für ihn hegte, bewies der Umstand, daß niemand, auch nicht die Edelleute, in seiner Gegenwart sich zu setzen wagten. Meine Frage, wer denn eigentlich meiner Hülfe bedürftig, wurde ausweichend erwiedert, ich werde schon am Abend sehen, hieß es; bald wurde es unruhig im Aul, Getümmel und Lärmen draußen, ein Reiterhaufe nach dem andern langte an, und noch vor einbrechender Dunkelheit lagerten einige tausend bewaffnete Tschetschesen auf den Bergabhängen. Ich merkte nun, daß man zu einem Kriegszug ausrücke und wurde ernstlich besorgt; die jungen Leute gingen ab und zu, nur der Mollah verharrte in gleicher Ruhe und wich nicht von meiner Seite; allmählich aber füllte sich die Stube immer mehr mit Gästen, es schienen sämmtlich Häuptlinge des vornehmsten Ranges, stolze, herrliche Männer in den reichsten Westen funkelnd. Der Mollah unterhielt sich mit ihnen lebhaft in der Abghesprache, die ich nicht verstehe, er schien ihnen sein Verhältniß zu mir zu erzählen: ihre Falkenaugen waren auf mich gerichtet, lange musterten sie mich mit gespannter Aufmerksamkeit, begrüßten mich dann mit Anstand auf tatarisch und das Gespräch wurde wieder in diesem Idiom geführt, das die meisten mehr oder minder gut sprachen. In diesen Augenblicken einer für mich peinlichen Spannung wollte ich meinen alten Freund nicht mit Fragen drängen; als aber die Stube sich endlich gelert hatte, die prächtigen Ritter und all' die Reiterhaufen draußen weitergezogen schienen, wagte ich es doch und erbiett nun die Auflösung des Räthsels: es war auf einen Ueberfall der Staniza abgesehen, wo ich mein Hospital eingerichtet hatte. Ein polnischer Ueberläufer war der Führer, und die Tschetschesen schienen ihres Erfolges sicher. Arti-Mollah wußte, daß ich dort wohnte, er hatte mich am Tage vor dem projectirten Ueberfall von der Staniza weggeredt, mir das Leben zu retten und deßhalb seinen Enkel mit falscher Botschaft an mich geschickt. Leider rechtfertigte der Erfolg nur zu sehr der Feinde kecke Zuversicht: sie setzten in stockfinsterer Nacht über den Fluß, ohne daß die Kosakenposten sie wahrnahmen. Der Nebel bei Tagesanbruch erlaubte den Tschetschesen unbemerkt bis dicht an den Zaun der Staniza zu schleichen und jener polnische Verräther zeigte ihnen die Stelle, wo sie den Eingang ohne Mühe erzwingen konnten. Ein besser gelungener Ueberfall ist am Kuban nie vollführt worden; die ganze Staniyenbevölkerung wurde im Schlafe überrascht, die Wachen niedergemacht, wenigen gelang es im Hemd zu entrinnen, die Mehrzahl der Männer kam um, Weiber und Kinder wurden auf die Pferde gebunden und über den Fluß geschleppt; hätte mich der Mollah nicht weggelockt, ich wäre sicherlich auch um's Leben gekommen wie die meisten meiner Bekannten. Willig oder nicht als Gastfreund oder halber Gefangener mußte ich im Hause Arti-Mollah's bleiben, welcher zu alt und gebrechlich war, den übrigen zu folgen, während alle Männer seiner Familie den Zug mitmachten; ich wurde inzwischen von ihm und den Frauen und Mädchen fortwährend freundlich bewirthet und unterhalten. Ihre Gastlichkeit dehnte sich auch auf meinen kosakischen Diener aus, den sie anfangs etwas rauh behandelten und in den Stall sperrten, auf meine Bitte aber frei ließen und gut bewirtheten. In der folgenden Nacht kam die Expedition zurück: jubelnde Reiter mit Beute und Gefangenen schwer beladen, Flintenschüsse und Gejauchze verkündeten schon von ferne ihre Ankunft und ihren Triumph. Mein Kosak war zum Tod erschrocken, als er unter den Gefangenen auch sein Weib und seinen kleinsten Buben erblickte, er wollte vor Verzweiflung rasend werden. Arti-Mollah wollte anfangs meiner Bitte, ihre Freigebung sogleich zu bewirken, kein williges Gehör schenken, doch that er es zuletzt, als ich immer dringender wurde. Die Sache hatte große Schwierigkeit, obwohl der Tscherkesse, welcher Peters Weib und Kind in seiner Gewalt hatte, zu Arti-Mollah's Stamm gehörte. Zuletzt kam ein Vergleich zu Stande: mein Kosak mußte sich verbindlich machen, vier Ochsen und dreißig Schafe für die Seinigen zu zahlen, ich verbürgte mich für ihn und Peter erhielt Weib und Buben wieder. Zwei Tage noch mußten wir im Hause unseres Konak zubringen. Die Stube wurde von Gästen nie leer, ich lernte da die berühmtesten der tscherkessischen Kampfhelden, Fürsten und Ritter persönlich kennen, den Pschi Selim, den greisen Gui Beg, Tschimbulat, den Löwen des Kaukasus, Mansur Beg und viele andere. Auch Patienten stellten sich in Menge ein, Rath und Hellmittel bei mir zu holen. Endlich erlaubte man mir, mit Peter und den Seinigen abzureisen. Mein alter Freund benahm sich dem so würdig und feierlich beim Abschied, wie beim Empfang; alle Glieder seiner Familie begrüßten mich der Reihe nach mit dem liebenswürdigsten Anstand; darunter war eine liebliche Enkelin, schlank und rosig, die schönste Nymphe des Kaukasus, die mir ze zu Gesicht gekommen, und die ich weit lieber über den Kuban mitgenommen hätte, als das prächtige Pferd, das mir der Alte schenkte, und das, obwohl schon Veteran, noch jetzt die Zierde meines Stalles ist. Von einigen Reitern escortirt, erreichten wir glücklich den russischen Boden, wo mein Abenteuer nicht geringe Verwunderung erregte, denn solche Dankbarkeit von einem Tscherkessen war unerhört. Arti-Mollah lebt noch, wohnt aber tiefer im Gebirge, seitdem sein Aul von Saß heimgesucht worden und den neutralen Stämmen sich angeschlossen hat. Noch immer soll er Russenhaß und Krieg rastlos predigen. Sonderbar aber ist es, daß ich seitdem keine Spur mehr von ihm vernommen; einigemal schickte ich Boten an ihn mit der dringenden Bitte, den Loskauf von Gefangenen zu vermitteln, erhielt aber keine Antwort. Vielleicht glaubt der Alte durch den Gegendienst, den er mir erwiesen, der Dankespflicht vollkommen ledig zu seyn, und sieht in mir nunmehr bloß den Russen und den Feind.

Kupfer in Australien. Außer den südaustralischen Minen soll man jetzt auch in Westaustralien am Schwanenfluß bedeutende Kupferadern entdeckt haben. (Simmonds Col. Mag. Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 34. 9. Februar 1847.

Die Geldnoth in Frankreich.

Die Geldinstitute sind ein zu wichtiger Zweig in dem öffentlichen Leben der neuern Völker geworden, als daß man sie in der allgemeinen Betrachtung der sittlichen Zustände der Nationen außer Acht lassen könnte. Die amerikanischen Banken mit ihren wechselvollen Schicksalen, die verschiedenartigen, vermuthlich noch nicht abgeschlossenen Phasen, welche das englische Bankwesen durchgemacht hat, sind eben so charakteristisch für den Unternehmungsgeist der beiden Nationen, als die Einrichtung der französischen Bank, so wie der Local- und Handelsbanken das scheue Mißtrauen beurkundet, welches auf eine an politischen und finanziellen Erschütterungen reiche Periode gefolgt ist. Mit einem gerechten Stolze blickten die Franzosen auf ihre „Bank von Frankreich," und rühmten laut die Sicherheit ihres Credits und den immer gleichen Zinsfuß im Gegensatz gegen die wechselvollen Bewegungen der amerikanischen und selbst der englischen Banken. Betrachten wir die Sache bloß aus diesem Gesichtspunkt, so kann man bereits ungefähr ermessen, welchen Eindruck die unerwartete Erhöhung des Zinsfußes der Bank von Frankreich hervorbrachte, noch mehr aber wird dieß hervorleuchten, wenn man die Gründe vernimmt, womit die Franzosen die von den Engländern als ganz unzweckmäßig und widersinnig bezeichnete stete Gleichheit des Zinsfußes als eine nothwendige Folge ihrer Verfassung betrachteten. Die Bank von Frankreich steht mit dem gewöhnlichen Handel nicht in Verbindung, denn sie nimmt nur Wechsel an, welche von drei Namen unterzeichnet sind: ein Kaufmann, ein Fabricant kann sich nicht unmittelbar an die Bank wenden und ihr die als Zahlung für seine Waaren erhaltenen Wechsel übergeben, er muß zuerst zu einem Privatbankier gehen, und erst durch diesen gelangt er an die Bank, die nun in den drei Namen eine genügende Sicherheit zu finden glaubt, und auch, wie ihre Erfahrungen auszuweisen, wirklich findet. Der Verfasser eines Artikels in der Revue Nouvelle vom 15 Dec. sagt darüber: „die Stellung und die Functionen einer Privatbank sind somit genau bestimmt. Es wäre unsinnig, wie einige Utopisten forderten, zu verlangen, daß die Bank von Frankreich diese Stellung einnehme. Die Bank von Frankreich soll den hohen Credit im höchsten Grade der Sicherheit, den Credit in seiner collectiven Kraft und in seinem mittlern Durchschnitt repräsentiren; sie ist *verpflichtet* (obligée) *den Zinsfuß auf gleicher Höhe zu erhalten*; die Werthe, die man ihr anbietet, müssen also eine Garantie mittlerer Sicherheit haben, sie müssen bis zu einem gewissen Punkt unter einander dem öffentlichen Credit gegenüber gleich seyn. Daher die Nothwendigkeit der drei Signaturen, deren letzte, gewöhnlich die des Bankiers, so viel wie möglich diese öffentliche Sicherheit gewährt." Diese Theorie des Verhältnisses der französischen Bank schrieb man noch am 15 Dec. ganz zuversichtlich nieder, und ehe ein Monat verfloß, war die Theorie durch die Praxis umgestoßen, und die Bank hatte nicht nur ihren Zinsfuß nach dreißigjährigem gleichem Bestand von 4 auf 5 erhöht, sondern es ist auch alle Aussicht vorhanden, daß er noch höher hinaufgesetzt werden muß.

Das ist ein starkes „Loch im Faß," so leicht zu erklären auch die Sache ist. Die Eisenbahnen haben einen großen Theil der Geldmasse, die sonst in Paris umlief, aufgezehrt, und dadurch eine solche Nachfrage nach Geld bei der Bank von Frankreich veranlaßt, daß diese am Ende des Jahres 1845 keine Noten mehr hatte, sondern Interimsscheine statt derselben ausgeben mußte; während sie wenige Jahre zuvor gleichsam ihr Geschäft eingestellt hatte, da sie nur zu 4 Procent escomptirte, während die Privatbankiers es zu 3 und 3½ thaten, war sie jetzt plötzlich stark in Anspruch genommen. Hiezu kam, daß die Regierung bedeutende Summen zurückzog und daß im vorigen Jahr weit über 5 Mill. Hektoliters Getreide eingeführt wurden, welche zum Mindesten 140 Mill. Franken kosteten. Was aus Amerika in Havre ankam, mußte über England in Geld dahin bezahlt werden, und was in Marseille aus Italien und namentlich aus den russischen Häfen des schwarzen Meeres kam, wurde gleichfalls mit Wechseln auf die Pariser Bank bezahlt, und diese mußten mit baarem Gold und Silber, großentheils in Barren, eingelöst werden. Die Getreidesendungen dauern fort. Marseille erhielt in den ersten vierzehn Tagen dieses Jahrs etwa 500,000 Hektoliters, jetzt wenigstens 15 Mill. werth, die wieder von der französischen Bank bezahlt werden müssen. Es ist also ganz einleuchtend: das Zusammentreffen des Getreidebedürfnisses mit dem großen Geldbedürfniß für Eisenbahnen hat die Krise herbeigeführt, deren Ende noch nicht abzusehen ist.

Unbegreiflich, und bloß durch die gewöhnliche Unentschlossenheit der Menschen zu erklären, ist dabei nur, daß die Bank von Frankreich nicht früher Vorsichtsmaßregeln traf, um den kommenden Sturm zu beschwören: sie kannte den Geldstand, wie er sich nicht bloß in Frankreich, sondern in Europa seit zwei Jahren gestaltet hatte, vollkommen, ihr konnte ferner das Getreidebedürfniß des westlichen Europa überhaupt, und Frankreichs insbesondere, kein Geheimniß seyn, die Lage, in welche Irland durch die Kartoffelkrankheit gekommen, war schon im September und October weltkundig, und mußte die Bedürfnisse des westlichen Europa's wesentlich steigern. Noch immer hatte

Digitized by Google

Frankreich einen ungewöhnlichen Ernteausfall mit baarer Münze bezahlen müssen, die Geldbedürfnisse der Regierung konnten der Bank gleichfalls nicht unbekannt seyn, denn sie sah, wie jeden Tag durch die Anforderungen der Regierung ihre Kasser sich leerten; unbegreiflich bleibt daher, wie schon bemerkt, die Unthätigkeit der Bank dieser seit Monaten sichtlich drohenden Gefahr gegenüber. Zwei Wege standen ihr offen, entweder gleich im October den Zinsfuß zu erhöhen, oder wenn dieser Entschluß, der ihre Besorgnisse der Welt verkündigte, zu stark war, die Staatspapiere, welche in ihren Kassern lagen, und über 50 Mill. Franken betrugen, nach und nach zu veräußern. An der Spitze der Bank, das ist allgemein anerkannt, stehen Männer, welche den Geschäften wohl gewachsen sind, und man schreibt daher den Mangel an einem kräftigen Entschluß dem Einfluß der Regierung zu, welche das Traumbild eines künstlich hinaufgeschraubten Curses der Staatspapiere nicht fahren lassen wollte; die famose spanische Heurathsgeschichte kam dazu, und wenn in diesem Augenblick die Staatspapiere ernstlich gesunken wären, was hätte die Welt darüber für Glossen gemacht! So geschah aus elenden Bedenklichkeiten durchaus nichts, und man steckte gleich den Schafen die Köpfe zusammen, um das erwartete Gewitter über sich hinbrausen zu lassen.

Frankreich ist ein sehr geldreiches Land: es hat über 3000 Millionen Metallgeld, während die Masse des englischen Metallgeldes höchstens auf 2000 Mill. Franken oder 80 Mill. Pfd. geschätzt wird, obgleich England dreimal größere Geschäfte macht. Dieß beweist deutlich, daß die Creditinstitutionen Frankreichs bei weitem minder entwickelt sind, als sie seyn könnten. Die Bank mit ihrem halben Monopol widersetzt sich der Bildung von Privatbanken. In Nismes machte sich das Bedürfniß einer Bank dringend fühlbar, Privaten traten zusammen, und wollten eine errichten, aber die Bank von Frankreich legte ihr Veto ein, und erklärte sie werde am 1 Jan. 1847 selbst zu Nismes ein Comptoir errichten. Wir wissen nicht, ob es geschehen ist, aber in Avignon, wo die Bank von Frankreich vor zwei Jahren dasselbe that, hat sie noch kein Comptoir errichtet; eben so wenig in Algier, wo gleichfalls Privaten zusammentreten wollen. Dieser Streit der Bank von Frankreich mit dem Geist freier Association wird sich empfindlich rächen, denn er hat seit 25 Jahren die Entwicklung des Creditwesens sehr bedeutend gehindert. Die Bank von Frankreich wird nie die Privatbanken ersetzen können, denn sie wird sich nie das in alle Adern sich verzweigende Vertrauen der Privatbanken verschaffen, das sich nur durch persönliche Verhältnisse erklärt, und in Zeiten der Krise ungeahnte Summen aus dem Versteck hervorlockt. In Frankreich herrscht ohnehin mannichfach die Sitte des Thesaurirens; manche Leute haben sehr bedeutende baare Geldsummen vorräthig, oft versteckt in ihrem Hause, nur das Privatvertrauen kann solche verborgene Schätze hervorlocken, und wäre dieß Privatvertrauen gehörig gepflegt und entwickelt, so wäre es bei dem ungeheuren Geldvorrath Frankreichs leicht 200 bis 250 Millionen auf kurze Zeit zu entbehren und außer Landes zu schicken; so aber, da die geheimen Schätze sich nicht öffnen, vielmehr, so weit sie den jetzigen Geldinstituten zugänglich sind, schon ziemlich ausgeschöpft wurden, so ist ein bedeutender Mangel an baaren Geldmitteln unvermeidlich.

Die große Frage ist, wodurch soll diesem temporären Mangel abgeholfen werden? Als im Jahr 1839 die Bank von England in ähnliche Verlegenheit kam und 50 Mill. Franken von der französischen Bank entlehnte, war es nicht sowohl diese Summe, welche die englische Bank und das englische Geldwesen aus der Verlegenheit rettete, als das Sinken aller Papiergattungen, welches aus Hamburg, Amsterdam und Paris, wo damals Geld viel wohlfeiler war, dasselbe herbeizog, weil die Aussicht auf späteres Steigen die Capitalisten bewog Ankäufe in diesen Papieren zu machen. So frömte das Geld nach England, der Wechselcurs änderte sich zu Gunsten des letztern, und am Ende des Jahrs war die Krise beseitigt und ein regelmäßigerer Geschäftsgang wieder hergestellt. Hätte damals die englische Bank, als im Anfang des Jahrs 1839 der Abzug des Geldes aus ihren Kassern sich fühlbar machte, sogleich Maaßregeln ergriffen, durch Erhöhung ihres Zinsfußes den Alarmruf gegeben, die Krise würde nicht so weit gegangen seyn. Indeß war damals von den drei genannten Orten plötzliche Hülfe zu holen, die allgemeine Capitalkraft Europa's war durch die Eisenbahnbauten noch nicht so angegriffen, und England, wo trotz der Eisenbahnen noch jetzt viel Geld zu holen wäre, hat gegenwärtig selbst ungeheure Geldmassen nach Amerika zu senden, um das Getreide, dessen das hungernde Irland bedarf, und die Baumwolle, die seit 8 Monaten um 30 bis 60 Proc. gestiegen ist, zu bezahlen. [1] Die Bank, welche in sehr kurzer Zeit zweimal nach einander den Zinsfuß erhöht hat, wird ihn allen Anzeichen zufolge demnächst wieder erhöhen, und denselben, ehe zwei Monate vergehen, auf fünf Procent, wo nicht darüber stellen. Die ganze Haltung des Geldmarkts spricht dafür, daß man sich von Frankreich nicht anziehen lassen will; die Einzahlung für Eisenbahnen beliefen sich im Monat Januar auf 5½ Mill. Pf. St. und können in keinem der folgenden Monate viel weniger betragen, die Mittel also dem Nachbar anzuziehen, sind jedenfalls gegen früher ungemein beschränkt, Frankreich muß demnach, wenn es wirklich Geld an sich ziehen soll, seine Augen auf Deutschland und Holland werfen, und bekanntlich ist in Deutschland das Geldbedürfniß kaum geringer als in Frankreich selbst, wenn auch nicht gleich ungeheure Getreidezufuhren gleich mächtige Versendungen von Geld nöthig machen.

Man darf deßhalb wohl dem Gang der Dinge in Frankreich während der nächsten Monate mit einiger Besorgniß folgen. Eine Ausfuhr von mehr als 200 Mill. Franken, während die Bedürfnisse im Innern selbst, großentheils auch durch die Loireüberschwemmungen, sehr bedeutend zugenommen haben, können Frankreich in einen Strudel finanzieller Verlegenheiten hineinreißen, deren Folgen für Europa und namentlich für Deutschland sehr ernst seyn könnten. Die vereinten Defizits der letzten sechs Jahre betragen zwischen 450 und 500 Mill. Fr., die durch Schatzkammerscheine gedeckt sind, und diese bedeutende Masse geringe Zinsen tragender Papiere dürfte einer sonderlichen Vermehrung fähig seyn; man wird also zu einer Anleihe seine Zuflucht nehmen müssen, wie man auch in England von einer Anleihe spricht, um die Ausgaben für Irland zu decken; doch wird man in England bei den jetzigen Geldverhältnissen kaum das

[1] Wie viel dieß ausmacht, davon kann man sich leicht überzeugen. England brauchte in den letzten Jahren durchschnittlich 20,000 Ballen Baumwolle wöchentlich oder etwa 1,000,000 im Jahre; diese 1½ Mill. Ballen machten jährlich, den Ballen zu 7 Pf. St. gerechnet über 10 Mill. Pf. St. aus; am Ende des Jahrs 1846 waren etwa 345,000 Ballen übrig. Rechnet man nun, daß die Verminderung des gesammten Baumwollengeschäfts ein Fünftel betrage, — wodurch, gelegentlich bemerkt, die Arbeiter furchtbar Noth leiden werden, — und daß am Ende des Jahrs nur 345,000 Ballen übrig seyn sollen, so muß England doch 1 Mill. Ballen beziehen, und zeigt diese verminderte Anzahl mit 10 — 11 Mill. Pfd. bezahlen, ohne daß diese vermehrte Ausgabe der Handelswelt sobald durch erhöhte Preise des Fabricats ersetzt würde. Hiebei ist die durch Verminderung der Production erzeugte Noth, die doch auch in einer oder der andern Weise dem Lande zur Last fällt, noch gar nicht in Anschlag gebracht.

Digitized by Google

Wort Anleihe aussprechen, und sich vorerst durch Schatzkammerscheine helfen, die aber zu einem höhern Zins, als der jetzige, ausgegeben werden müssen, wenn sie nicht unter Pari sinken sollen.

Abgesehen von diesen augenblicklichen Folgen wird in Frankreich das Verhältniß der Geldinstitute wahrscheinlich ein anderes werden als bisher. In der jetzt versammelten Kammer steht eine wichtige Entscheidung bevor, die über die Erneuerung der Bank von Bordeaux. Man weiß, daß die Bank von Frankreich sich der Erneuerung widersetzen wollte, ein Versuch, dessen Mißlingen unter den jetzigen Umständen vorauszusehen ist, denn die Bank, welche nach 30jährigem Festhalten ihres Zinsfußes denselben durch die Noth gezwungen mit einemmal änderte, und vielleicht demnächst auf 6 hinaufsetzen muß, hat das moralische Ansehen, dessen sie früher genoß, eingebüßt, so unantastbar ihr Handelscredit auch seyn mag. Die privilegirten Privatbanken Frankreichs haben das Recht der unbeschränkten Zettelausgabe, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie stets ein Drittheil des Betrags ihrer Zettel in Geld vorräthig haben müssen. Dieß Vorrecht hat neben seiner Gefahr auch manche bleibende Nachtheile. Manche Banken beschränken die Hülfe, welche sie dem Handel gewähren, sobald die Herbeischaffung von Geld ihnen größere Opfer kostet, so daß sie, wie z. B. die Bank von Lyon, in Zeiten des Geldmangels sehr geringen Nutzen gewähren. Unter solchen Verhältnissen ist bisher die Bank von Frankreich mit ihrem gleichmäßigen Zinsfuße sehr wohlthätig dazwischen getreten, und hat dadurch die Zahl ihrer Anhänger und Freunde im Gegensatz gegen die Privatzettelbanken sehr vermehrt. Angenscheinlich hat sie bisher auf das Ziel losgearbeitet, allen Privatzettelbanken mit der Zeit den Garaus zu machen und kein Papiergeld bestehen zu lassen, als das ihrige, eine Ansicht, welche sehr viel für sich hat, und auch Pearls Bankeränderungen deutlich zum Grunde liegt.

Wir wollen diesen Streit hier nicht näher ausführen, aber sichtlich ist, daß das Creditwesen in Europa, namentlich aber in Deutschland noch mancher Veränderungen und Verbesserungen fähig ist. Der Mißbrauch, den man an manchen Orten, namentlich in Nordamerika, doch auch in England, mit dem Credit getrieben hat, die schamlosen Prellereien, deren sich manche Banken schuldig machten, haben Anlaß und Vorwand gegen die Entwicklung des Privatbankwesens gegeben, aber so gewiß dem Staat das Beschränkungs- und Aufsichtsrecht über die Banken zukommt, so wenig soll er selbst Bankier seyn, und zu allen Zeiten und in allen Ländern hat sich die Bevormundung großer Bankinstitute durch den Staat am Ende verderblich ausgewiesen. Die Directoren einer Bank müssen den jeweiligen Zustand der Handelsverhältnisse nach ihrem besten Wissen und Gewissen beurtheilen und danach ihre Handelsweise einrichten; dann können Capitalisten und Kaufleute wissen, was die Bank unter vorwaltenden Umständen thun wird, wenn aber politische Rücksichten über die commerciellen vorwiegen, da entstehen Verwirrung und Verluste. Dieß sowohl als das Verhältniß der Privatbanken zum Staate muß in der dießjährigen Session der französischen Kammern zur Sprache kommen, und die Verhandlungen werden ohne Zweifel beitragen, die öffentlichen Ansichten über diesen anscheinend sehr verworrenen Gegenstand aufzuklären.

Die Gambusinos.

Bilder aus dem Waldleben in Südamerika.

Wenn man die Küsten des Stillen Meeres verläßt, um gegen den Norden von Mexico vorzudringen, in der Richtung der weiten Einöden, welche diese Republik von den vereinigten Staaten trennen, so wird man bald gewahr, daß man in eine neue Welt eintritt, die nicht weniger eigenthümlich ist, als jene, von der ich schon einige Anschauen zu entwerfen versucht habe. Die Wüste übt ihren Einfluß aus, wie das Weltmeer, und die Urbilder, welche diese hervorbringt, weichen weder an Kräftigkeit noch an wilder Größe jenen, die das Meer in einer andern Schule gestaltet. Die dichten Wälder, die ungeheuren Graebenen, die Berge, von deren Gipfel die Wasser das Gold bis in die Thäler herumtreiben, dienen einer Romadenbevölkerung zur Wohnstätte, aus der sich drei sehr verschiedene Gruppen hervorheben. Die Jäger, die Herdenbesitzer, Bauarros, die Goldsucher, Gambusinos, vertreten drei wichtige Erwerbszweige in Merico, den Beihandel, den Verkehr mit Leder und Vieh, und die Ausbeutung festbarer Metalle.

Die Gambusinos insbesondere verdienen eine eigene Stelle in diesem Familienverbande von Abenteurern. Man begreift unter dieser Benennung ein Staate Sonora eine Classe von umherziehenden Bergleuten, gebürten Metallsuchern, welche mit einem wunderbaren Instinct begabt scheinen, um die Goldminen zu entdecken, die in Sonora zahlreicher sind, als in jeder andern Provinz von Merico. Der nöthigen Hülfsmittel entblößt, um die unterirdischen Arbeiten zu unternehmen, welche die Erzgänge erfordern, müssen sie sich begnügen unter freiem Himmel die obersten Schichten derer auszubeuten, welche der Zufall aber ihr unvergleichliches Gefühl sie auffinden läßt. Einige allgemeine Anzeichen leiten sie freilich bei ihren Nachsuchungen. Die Erzgänge sind fast beständig in Quarzfelsen. Diese bilden diesweilen auf der Ausbehnung einer Stunde und mehr nach Kämme oder Erhöhungen, die man Crestones nennt, und welche sonnenverbrannt und von allem Pflanzenwuchs entblößt, leichtlich zu erkennen sind. Der Gambusino wandert nie, ohne mit seiner Barrete ausgerüstet zu seyn, einer Art Erzsprobirer, dessen Spitze gehärtet ist, und wenn er einen Crestone entdeckt hat, setzt er alsbald die mit Hülfe seines Werkzeuges losgebröckelten Steine einem heftigen Feuer aus; dann beutet er ihn aus oder verläßt selben nach Maßgabe des Mineralgehaltes. Diesweilen löst er auch mit der Spitz ein Stück ab, worin am Sonnenscheine Goldblättchen oder Streifen erglänzen. Allein und ferne von jeglicher menschlichen Wohnung, beutet dann der Gambusino, ohne sich Zeit zu gerichtlicher Anzeige zu nehmen, die Steinbröckel aus, welche unter den Streichen seines Hammers umherfliegen, bis zu dem Augenblick, wo die Erzgänge sich in die Eingeweide der Erde versenken, und die Arbeit unter freiem Himmel unmöglich wird. Dann verlaust er seine Mine an den, der sie ersehen kann, und entfernt sich geruhig nach einem andern Metalllager umherspähend. Der Goldstaub ist gleich den Minen für die Gambusinos der Gegenstand von Nachsuchungen, die oft gefährlich werden. Es ist derselbe Instinct, der ihn längs der Flüsse oder Bergströme hinführt, welche von der Höhe des Gebirges ihre mit Gold beladenen Fluthen in den Grund der Thäler rollen. Oft gelangt so der kühne Sucher bis in die Wüste, wo die Indianer denselben Erwerbszweig als Meister ausüben, und beinahe immer bezahlt er mit seinem Leben die Keckheit, womit er es wagt, diesen furchtbaren Nebenbuhlern entgegenzutreten, oder auch, nachdem er Hunger, Durst und wilde Thiere bekämpft, nachdem tausend Gefahren getrotzt hat, und in Hast einen Crestone oder einen Placer ausgebeutet, kehrt er mit beträchtlichem Gewinn zurück, mit dem Bedauern nicht einen längern Aufenthalt in irgend einem fernen Eldorado gemacht haben zu können, und mit dem Andenken an eine Menge fürchterlicher Abenteuer; diese Erzählungen, worin die Schilderung fabelhafter Schätze eine große Stelle einnimmt, verfehlen niemals die Goldgier anzureizen. Ganze Familien ziehen aus mit einem Esel, mit Hämmern, mit Batcas, grossen hölzernen Wannen und einigem wenigen Mundvorrath beladen, um in jenen Wüsten denselben Gefahren entgegenzugehen, wo sie oftmals nur ein Grab finden. Nach den genauesten Berechnungen, ist auf jedem Millionen Gold, welche Merico jährlich in Europa in Umlauf bringt, wenigstens der vierte Theil dieser Summe der Ertrag der Nachforschungen der Gambusinos. Man weiß jetzt worin der Erwerb des Goldsuchers besteht. Was den Schauplatz betrifft, auf welchem er ausgeübt wird, so ist es bald der Abhang eines Berges, den ein Waldstrom ausgehöhlt, bald das Thal, worein dieser sich herab-

Digitized by Google

stürzt. Die Wassermassen welche die Berge in allen Richtungen abspülen und die Crestenes oft gänzlich bedecken, führen Stücke metallischen Gesteins mit sich fort, zerbröckeln und zermalmen sie, und waschen das Gold heraus, das sie enthalten. Dieses zeigt sich zuerst in eckigen Stücken, wie die Uferkiesel des Meeres; diese runden und nützen sich aber ab durch die Reibung, und weit fortgeführt von den Massen bekommen sie endlich eine glatte Oberfläche ohne Spitzen und Kanten. Indeß unterscheiden sie sich in ihrem Ueberzug von Sand und ihonigem Niederschlag kaum von den gewöhnlichen Kieseln, und erst die Wäsche gibt ihnen ihren Glanz und ihre Glätte. Das pure Gold findet sich nicht allein im Wasser der Ströme, sondern auch in den ausgetrockneten Flußbetten und an den Abhängen der Berge, die von ihnen durchfurcht worden. Wie groß muß der Reichthum mancher Gegenden sein, wenn man nach dem Umfange einiger dieser keldaren Trümmer schließt, die ein blinder Zufall von Leuten auffinden ließ, welche gar nicht darnach gesucht hatten! Beträchtliche Reichthümer stammen von diesen wunderbaren Funden ab, welche an Feenmährchen erinnern. Unbesemmene Abenteurer haben so, indem sie die erleichene Feuerstätte eines Nachtlagers aufstörten, Klumpen Goldes von ungeheurer Größe gefunden, deren ecbigen Ueberzug die Hitze zerstört hatte. Andere sahen ungefähr Rollsteine plötzlich zu ihren Füßen blendend schimmern, während manche Gambusinos durch tägliches emsiges Nachsuchen kaum so viel durch ihre Arbeit gewinnen, um ihr Leben fristen zu können.

Fast der ganze Zwischenraum, welcher von Süden gegen Norden Hermosille vom letzten Presidio der Gränze trennt, das Presidio de Tubac genannt wird, nämlich einen Umkreis von 90 Stunden, wird von diesem aufgeschwemmten Boden gebildet, worin sich das Gold in Ueberfluß findet. Nach den angestellten Berechnungen der Placeros, welche ich täglich zu Hermosille machen hörte, glaubte ich meine gewungene Muße nicht besser anwenden zu können, als indem ich selbst jene ganze Gegend durchzog. Bevor ich meinen Ausflug unternahm, war mir daran gelegen, einige Kunde von dem Lande zu erlangen, das ich bereisen wollte; ich sollte deshalb einen Spanier befragen, der sich lange schon in der Provinz niedergelassen und den ich zu Hermosille kennen gelernt hatte. Dieser gab mir sehr ausführliche topographische Nachweisungen, die ich hier kurz zusammenzufassen mich begnügen werde. Eine Bergkette von beträchtlicher Höhe beginnt einige Stunden von Hermosille, und läuft von Süden gegen Norden. Am Fuße der ersten Anhöhen der Kette, im Osten der Stadt, theilt sich der Rio San Miguel in zwei Arme, wovon der erste den Namen des Flusses behält, und der andere Rio de los Ures genannt wird. Diese beiden Flußarme bespülen jenseits die rieben Thäler am Fuß der Bergkette, die sich zwischen ihnen erhebt; der Rio San Miguel läuft zur Linken, der andere zur Rechten, das heißt ersterer westlich, der andere östlich. Jenseits von Aricpe, der letzten mexicanischen Stadt, welche sich auf dieser Seite befindet, theilt sich der Ures, da die Ströme, die von den magnetischen Bitenen der Sierra herabfließen, anschwellen, noch in zwei gleichlaufende Arme, zwischen welchen sich eine letzte Verzweigung der Bergkette ausdehnt, die 25 Stunden von da, bei den beiden Dörfern Nacome und Banacache gänzlich ausläuft. Diese Dörfer sie genannt von den beiden Armen des Ures und von den Bergen getrennt, in welche die Kette sich verliert, sind etwa fünf Stunden von einander entfernt. Vom Gipfel dieser Berge führen die Ströme, welche länge der Abhänge hinfließen, das Gold den Waschherren von Nacome, wie denen in Banache zu. Einige ärmliche Hütten ausgenommen, die in gleicher Entfernung von Aricpe und von Banache liegen und ein Dorf bilden, das man Fronteras nennt, herrschet tiefe Oede in dem weiten Lande umher. Jenseits der beiden Dörfer findet sich das Presidio von Tubac, und von da dehnen sich ungeheure Wüsten aus, die an die westlichen Gränzen von Obercalifornien anstreifen.

Von hier nach Aricpe, sagte mir der Spanier, nach dem er mir meinen Weg bezeichnet, ist die Straße sicher, woher Wasser noch Feuer werden Euch mangeln; indeß von Aricpe nach Banache, welches nach meiner Ansicht gegenwärtig der ergiebigste Placer ist, reitet nur wohl bewaffnet. Es sind einige Monate, seit ich diesen Weg gemacht, und ich bemerkte zum erstenmale ein Kreuz von übler Vorbedeutung, das sicherlich an einen Mord erinnert. Der Ort, wie Ihr sehen werdet, ist sehr gut gelegen, um seinen Nächsten aus beauemste umzubringen oder auszuranben. Auf jeden Fall werde ich, wenn ich nichts weiter von Euch zu hören bekomme, ein Kreuz neben dem ersteren für Euch errichten lassen. Ich danke dem Spanier für seinen guten Willen und schickte mich an meine Vorbereitungen zur Abreise zu machen, indem ich über den Centralt nachdachte, den diese gefährlichen Querzüge mit unsern Reisen in Europa darbieten, wo längst beschriebene und bekannte Länder, gleichförmige Reisegelegenheiten, jeden Tag das Unerwartete mehr ausschließen. In Mexico hätte ich mich vielleicht über das Uebermaaß des Gegenstandes beklagen können. Bleicher soll muß man anwenden, in den Provinzen wo Gasthäuser bestehen, um von den Wirthen gut aufgehen zu werden, um ein niedliches Mahl zu erlangen, das oft mit Maulthiertreibern und Räubern getheilt werden muß! Und welcher Schlicke bedarf es nicht, um sich ein Nachtlager in den Staaten zu sichern, wo die Posada, die Meson oder die Venta unbekannt sind! Reck weiterhin dehnt sich der Despoblado, die Wüste, vor Euch aus, ohne die mindeste Spur einer Wohnung, selbst nicht einmal wie in unsern Heiden, mit der Rollsüite des Schäfers. Ungeachtet dieser Entdehrungen bieten solche Reisen dennoch einen unwiderstehlichen Reiz dar. Die prächtigen Gegenden, welche man durchzieht, das Nachtlager im Walde eings um einen hundertjährigen Baum, der als ein riesiger Feuerherd glüht, die Menschen, welchen man begegnet, die Vertreter einer fast unbekannten Gesellschaft, Hetten, wild wie die Natur, welche sie umgibt; alle diese so fremdartigen und wechselnden Zwischenfälle sind für den Reisenden eben so viele Vergnügungen, die ihn seine Mühen vergessen machen. Es ist auch dieser Reiz des Unerwarteten, der die Länge in der Schilderung einer Reise in jenen geheimnißvollen Gründen entschuldigen mag. Hier mehr als anderswo hat das Einzelne seinen Werth, und die geringsten Umstände verdienen aufgezeichnet zu werden, als eben so viele anziehende Aufklärungen über eine Welt, die von der unsern so gänzlich verschieden ist. Ich sollte den Weg bis Aricpe mit dem Senator Don Urbano zurücklegen, den dringende Geschäfte nach jener Stadt riefen. Seine Frau und Schwägerin waren von der Gesellschaft, und wir wollten nur in kleinen Tagereisen vorschreiten. Am bestimmten Tage stieg ich zu Pferde, um mich nach dem Hause des Senators zu begeben. Es war kaum drei Uhr, als ich durch die stillen Straßen von Hermosille ritt. Die Nacht war erfrischend heiß gewesen, und nach dem Gebrauche dieser primitiven Länder hatten alle Bewohner der Häuser, die ohne Hof waren, in ihre Betten in die Straßen getragen. Wäre die Dunkelheit minder tief gewesen, so hätte der Anblick dieser Schläfer jeden Alters und Geschlechts ein hübsches Schauspiel gegeben. Nur mit unendlicher Mühe gelangte ich zu dem Senator, ohne jemand zerquetscht zu haben. Einige dreißig Pferde, rings um eine Stute, welche eine Gerde am Halfe trug, stampften und wieherten vor der Thüre. Fünf oder sechs Diener bemühten sich suchend, eben so viele Maulthiere zu beladen: ein anderer hielt drei schöne Pferde am Zaum, wovon zwei Damensättel trugen. Endlich im Augenblick, wo ich anlangte, öffnete sich der Thorweg, und zwei andere Diener kamen zu Pferde heraus, jeder ein Stück brennenden Tannenholzes als Fackel in der Hand haltend; beim Scheine dieser Flammen sah ich Don Urbano sich mir nähern.

Wir reisen also mit einer Karawane? fragte ich ihn, auf die Pferde zeigend, welche die Straße anfüllten.

Keineswegs, sagte er; es sind die Reisig, welche ich voraussende, denn wir haben täglich 25 Stunden zurückzulegen.

Und das heißt Ihr kleine Tagereisen machen?

Ja, gewiß, und was mehr wert ist, so ihn' ich es um dieser Damen wegen, die nicht gn lange Strecken gewöhnt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Reise Rochet de Héricourts. Derselbe Reisende, welcher in früheren Jahren in Auftrag der französischen Regierung nach Schoa an den Hof des Königs Sahle Salassi reiste, soll jetzt auch, gleichfalls unter dem Schutz der französischen Regierung, das Königreich Gondar besuchen. (Voleur. 25 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 35. 10. Februar 1847.

Ueber die Gestalt und die Pflanzenwelt eines Theils von Sumatra.

(Nach Korthals. Moniteur des Indes orientales et occidentales Nr. 2.)

Sumatra, dieses erste Kettenglied des Isthmus, welcher Neuholland mit Asien verbindet, führte ehemals verschiedene Namen, je nach den Völkern, welche die Insel besuchten. Die Araber nennen sie Kata Mihabdah oder Ramni, Marco Polo Klein-Java. Im J. 1531 nannte man sie Sumoltra, später Sumatra. Die Ureinwohner der Westküste und von Menang-Karbo gaben ihrem Lande, das sie ehemals als eine Welt für sich betrachteten, gar keinen Namen, die unternehmenden Bewohner der Ostküste dagegen, fast lauter fremde Einwanderer, nennen die Insel Indalas, oder Pulo Perija, welcher letztere Name einen fremden Ursprung verräth. Ob ehemals ein Reich Sumatra bestand, dessen Name der des ganzen Landes geworden, ist schwer zu entscheiden. Was die Etymologie des Worts betrifft, so kann es wohl das verdorbene Sanskritwort Srimatra, die glückliche, seyn; wenigstens ist gewiß, daß Sumatra ehemals von den Hindus besucht wurde, wahrscheinlich zu der Zeit, wo der Kampf zwischen dem aristokratischen und dem demokratischen Princip auf dem asiatischen Continent die Buddhisten zur Flucht nach dieser Insel und nach andern Theilen des Archipels zwang.

Sumatra nimmt unter den Inseln des indischen Archipels hinsichtlich der Ausdehnung den zweiten Rang ein, denn sie bedeckt nach Crawfurd einen Raum von 6016[1], geographischen Quadratmeilen. [1] Die Längenrichtung des Landes, das gegen Süden an Breite zunimmt, geht von Nordwest nach Südost. Eine Reihe von Bergen an der Westküste geht von der Nordspitze aus, und läuft in südöstlicher Richtung bis zur Südküste von Sumatra fort. Der Kamm dieser Kette hat, so weit wir ihn längs der Westküste beobachteten, im allgemeinen dieselbe Höhe, und nur in bedeutenden Zwischenräumen erheben sich conische Gipfel. Die Ostküste dagegen bietet, namentlich von Süden her gesehen, den Anblick einer endlosen Ebene. Dieser Unterschied erweckt die Ansicht, daß der aufgeschwemmte Boden sich auf Kosten der westlichen Berge gebildet habe, woraus man die Folgerung ziehen kann, daß die besagten Berge einen bedeutenden Umfang haben müssen. Untersucht man die Oberfläche Sumatra's genauer, so findet man auch, daß diese Erhebungen mehr als die Hälfte der Oberfläche der Insel einnehmen, daß die an der Küste gelegene Kette, die von ferne als ein fortlaufender Kamm erscheint, aus einer Reihenfolge von Bergen besteht, die sich von Nordwest nach Südost ziehen, und unter einander durch Querjoche verbunden sind. Dieß ist die Haupt- und vielleicht die ursprüngliche Kette. Ihre Regelmäßigkeit erleidet indeß eine doppelte Modification, erstens durch die oben erwähnten vorherrschenden Kegel, dann durch die Vorgebirge, welche sich bis an den Meeresstrand erstrecken. Im letztern Fall wird die Hauptkette am Vereinigungspunkt etwas höher und breiter. Wenn die Vorgebirge nur vorspringende Verzweigungen des Hauptsystems sind, und hinsichtlich der Formation nicht sehr davon abweichen, dann bleibt auch ihre Höhe mit ihrem Ursprung im Verhältniß; bemerkt man aber eine bedeutend verschiedene Bildung, dann sind die vorgeschobenen Berge weit niedriger und verrathen einen neuern Ursprung. Oft ist die Kette durch dreimal höhere conische Gipfel unterbrochen, dann erkennen wir schon an der Form, daß nicht bloß die Natur der Berge verändert ist, sondern wir erkennen auch an der sanftern Neigung des Abhanges und durch die Reihenfolge der Vorberge in der Ebene die ganze Verschiedenheit der beiden Formationen. Diese an der Westküste gelegenen, je nach der Entwicklung der Vorgebirge mehr oder minder ausgedehnten Ebenen haben meistens die Form eines Bogens, erheben sich wenig über die Meeresfläche, und ihr Abhang wird, je näher dem Ufer, desto sanfter und verliert sich endlich in zahlreiche, durch Joche verbundene Thälchen. Die Ureinwohner geben diesen Ebenen den Namen Tanah Lawi (Meerland) oder Ilir (Ufererland), um sie von den Hochflächen auf der andern Seite des Gebirgs zu unterscheiden, die sie Dareh nennen. Dieß letztere Wort bedeutet wörtlich „Land," denn nach der Volkssage machten die niedrigen Länderein an der Westküste ehemals einen Theil des Betts der See aus, die sich also bis an den Fuß der Höhen erstreckt hätte.

Die Hochfläche Tanah Dareh, welche die höchsten Gegenden der Insel in sich schließt, ist ein wahres Gebirgsland. Die höchsten Berge nehmen einen großen Theil ihrer Oberfläche ein: die bedeutend erbreiterten Vorberge bilden in diesem bergigen Lande die Thäler, welche ihrerseits von neuern Formationen mit sanfter Abdachung oder spitzigen Höhen begränzt werden. In den Hochlanden von Padang und nach den uns zugekommenen Berichten auch in mehreren Strichen von Coritibi ist die durch ihre hohen Vulcane bezeichnete Gegend ihrerseits wieder durch eine Reihe von Bergen begränzt, deren Höhe der der großen Kette gleich kommt. Jenseits dieser zweiten Reihe, wovon einige Punkte in den Hochlanden von Padang und Benkoelen den Namen „Tanjong alam" führen, ändert die

[1] Eine andere Angabe ist 4,403,3 Quadrat-Myriameter.

Digitized by Google

Landschaft ihr Ansehen. Der Name, den die Ureinwohner ihr geben, bedeutet „Ende der Erde“ und zeichnet diese Verschiedenheit mit ziemlicher Originalität. Alles was wir vor den Augen haben, liegt niedriger, die Gebirge verschwinden vor einer undulirenden Ebene, die bei feuchtem aber hellem Wetter das Bild einer vom Sturm bewegten See darbietet. Es ist schwer die Breite dieser untergeordneten Berge zu bestimmen, denn sie wechselt bedeutend und es fehlt und an genügenden Nachweisungen.

An dieß letztere System schließt sich dann der Alluvialboden, der sich auf der östlichen Seite in ein sumpfiges Ufer verwandelt. Mit jedem Tage rückt dieser durch die Verschmelzung mehrerer verschieden großer Delta's geliebte Landstrich auf Kosten der Berge im Innern weiter hinaus, so daß er bereits Stellen einschließt, die früher als Inseln bekannt waren. Man kann dieß als ein bestimmtes Gesetz betrachten, wenn man sich der Bemerkungen über die allgemeine Gestaltung der Gegenden erinnert. Um die hohen Gipfel der sammeln sich die Wolken, verdichten sich, steigen dann herab und erreichen die Hauptkette, wo sie eine Mauer gegen die neuen durch die Luftströmungen herbeigeführten Wolken bilden. So fällt sich die Atmosphäre dermaßen mit Dünsten, daß sie endlich völlig gesättigt sich in Platzregen ergießt, deren Gewässer durch die Thalschluchten ablaufen, und stets etwas von den benachbarten Abhängen mit sich nehmen. Die meisten dieser Schluchten geben nach dem Osten der Insel und ihre Vereinigung erzeugt die großen Ströme, welche die Ostküste wenigstens theilweise bewohnbar machen. Der Abfluß der Wasser nach der Westküste ist eine seltene Erscheinung, die Gebirgskette steht im Wege, und nur wo vulcanische Erhebungen die fortlaufende Kette unterbrechen, bahnen sich die Gewässer einen Weg in den Schooß der Querthäler, nehmen hier die Wasserläufe aus den Westabhängen auf, und fließen endlich im Schlangenlauf durch ebene Gegenden, wo sie einigermaßen schiffbar werden. Die andern Flüsse, die sich nur an der Westseite bilden, haben nicht diese Wichtigkeit. In gewöhnlicher Zeit hört man sie mit leichtem Gemurmel über Felsen hinrollen, und später in Bächen sich über die Ebene ausbreiten. Wenn aber die Regenzeit die Masse der Gewässer durch die aus dem Meere aufsteigenden Dünste verstärkt, hört man dieselben Bäche, deren Stimme vorher sich kaum vernehmen ließ, in der Ferne toben; sie stürzen mit Donnergebrüll Felsen vom Bergabhang herab, das Wasser tritt aus, und überschwemmt die Umgegend.

Nach diesen Bemerkungen über die Oberfläche, die Art und die noch immer thätigen physischen Kräfte des Landes wollen wir eine allgemeine Uebersicht seines Pflanzenwuchses zu entwerfen suchen. Dieser ist von doppelter Art: hier sehen wir das flache Feld im wilden Zustande, anderswo hat die Hand des Menschen die ursprünglichen Erzeugnisse verändert, aber jede dieser beiden Vegetationen hat einen besondern Charakter. Da wo Natur und Civilisation zusammenwirken, herrscht die Regelmäßigkeit, wo die Landschaft ihre ursprüngliche Physiognomie bewahrt hat, wo die unerschöpfliche Natur fortfuhr frei sich zu zerstören und wieder zu erzeugen, erkennt man die Großartigkeit. Die Vegetation der Westküste Sumatras ist nicht monoton: senkrechte, dem Anprall der Wogen ausgesetzte Felsen, sanft geneigte Ufer, die sich unter dem Wasserspiegel verbergen und den großen Schiffen unzugänglich bleiben, Korallenbänke und Sümpfe, die sich zwischen Meer und Land ausdehnen, alles das ermangelt nicht der Mannichfaltigkeit.

Manchmal besteht das Ufer aus Salzsümpfen, deren Boden die niedrigste Ebbe kaum entblößt. Dieser sumpfige Boden, aus dem sich Schwefelwasserstoffgas und Kohlenstoff entwickeln, und der kaum Festigkeit genug hat, um dem fortdauernden Anschlagen der Wogen zu widerstehen, verschwindet unter einem Teppich von Wurzelträgern. Die Stämme mit ihren mannichfachen Verzweigungen, Hyderarme, die im Boden gewurzelt sind, und sich hier wieder unter einander vereinigen, machen aus diesem Wald Ein großes Ganzes. Ueber diesem Gewirr von schräg verschränkten Zweigen entwickelt sich ein dichtes, finsteres Grün. Die Kronen erheben sich freilich fast alle auf gleiche Höhe, aber sie schließen sich nicht immer regelmäßig zusammen. Bald sind sie von großen pyramidalen Spitzen der Bruguieren überragt, bald unterbrochen von den lanzenhaften Formen der mit weißen Blumen und halbmondförmigen Früchten reich geschmückten Aegiceren. Alle diese Bäume haben von der Natur ein eigenthümliches Wachsthum erhalten: der Samen keimt auf der Pflanze selbst, und das Band, das sie verbindet, verdorrt erst, wenn der Zweig Wurzel gefaßt hat, oder wenn er durch eine große Anzahl kleiner Fasern gehalten an der Erde hängt, so daß die Wege ihn schützt, statt ihn mit fortzureißen. Und in der That, die durch den Wind nach der Küste getriebenen Wogen setzen hier Sandtheilchen ab, die durch die faserigen Wurzeln festgehalten sich anhäufen, und auf dem beweglichen Sumpfboden eine neue Schichte bilden. So rückt das Ufer trotz der Gegenstrebungen des Meeres immer vorwärts, und die früher nur von geselligen aber einförmigen Wurzelträgern bewohnten Striche werden der Schauplatz, wo die tropische Vegetation in ihrer ganzen Verschiedenheit von Formen und Farben sich entfaltet.

Diese Entfaltung ist nicht minder bewundernswerth in dem Pflanzenwuchs des jungfräulichen Bodens, der auf den vorher erwähnten folgt. Der feine Sand könnte den Winden nur einen schwachen Widerstand entgegensetzen, wenn die kriechenden oder blättrichten Pflanzen, mit denen er sich bedeckt, ihn nicht befestigten. Verschiedene Arten blauen Sandgrases (Elymus) mit dicken Wurzeln, kriechende Carnavalia mit schönen Blumen, einige Winden mit breiten Blättern, zwerghafte, nur durch ihre Formen und ihre allgemeinere Verbindung bemerkenswerthe Chamissoa bedecken den grauen Boden mit einem grünen Netz und da mit gelben und rothen Blumen verzierten Mantel, durch den mit Blumen wie mit einem Goldgefieder geschmückte Klapperschoten (Crotalaria) und das neue Blätterwerk der gerade frisch grünenden Bäume hervorbrechen.

An andern Orten, wo das Ufer weit vorspringend dem Anprall der Wogen unmittelbar ausgesetzt und der ruhigen Bildung von Salzsümpfen minder günstig ist, bemerkten wir die für dieß Land so charakteristischen Casuarinen, die eben so gesellig sind, wie die Wurzelträger; trübseelig, ohne Blätter, würdige Symbole der Winterstrenge wiegen sie ihr pyramidales Haupt in der Luft; ihr Anblick, weit entfernt den Seefahrer anzuziehen, läßt ihn eine durch Untiefen gefährliche Küste befürchten. Neben diesen Bäumen, derer schneller Wuchs wenig Nahrung erfordert, ist der Anblick verschönert durch das Calophyllum, das in hohem Grade die unterscheidenden Züge des Guttbaums und des Lindenblüthigen (bib. iliac.) vereinigt, dessen großes, kreisförmiges Blatt und bedeutende oft sechs Zoll im Umkreis haltende Blumen würdig die Malvaceen repräsentiren. Wie aber hier die mit wunderbarer Schnelligkeit wachsenden Baumarten die secundären Vegetationsformen bilden, so sehen wir sie anderwärts einen bedeutenden Theil in der Vegetation des

Digitized by Google

Uferſandes ausmachen, und den Charakter dieſer Seeflora beſtimmen. Wenn dem ſo iſt, wenn ſie übrigens noch mit Terminalien (Catappanbäumen), deren reichliches Blätterwerk ſich ſtets erneut, und mit Klapperſchoten, die mit prächtigen weißen, lilienförmigen Blüthen belaſtet ſind, ſich verbinden, ſo geben die obgenannten zierlichen Arten durch das Großartige der Kronen und ihre Mannichfaltigkeit der Landſchaft das ächte Anſehen der heißen Zone, und bilden einen mit prächtig gefärbten Blumen und mehrern Schattirungen von Grün reich geſchmückten Teppich.

Einige Theile des Uferſtrichs haben ein ſumpfiges Terrain, das die Buchten manchmal während der Fluth überſchwemmen. Dieſer niedrige Strich iſt durch eine beſondere Flora charakteriſirt, die in drei weſentlichen Formen beſteht: der Hornfarn (acrostichum) mit dem ſteifen dunkelgrünen Blätterwerk, und das Schilf, deſſen pyramidale weißgraue Büſchel ſich im Winde wiegen, ſind die Hauptpflanzen, deren zahlloſe faſerige Wurzeln einen auf dem feſten Boden aufliegenden Torf bilden. Zu dieſen kommen die Mache- und Hackenblume (Pancratium und Crinum) mit den großen weißen lilienartigen Blüthen. Ihre runden mit dicken Schuppen gefleideten Zwiebel pflanzen ſich in dem weichen Boden durch Seitenſchößlinge fort.

Wenn die Buchten zugleich Mündungen von Bächen ſind, deren Strömung fortdauernd ſüßes Waſſer herbeiführt, dann erſcheinen an den Ufern die prächtigen Barringtonien, deren ſchöne Blüthen unſere Augen durch die unendliche Zahl von rothlichen Staubfäden auf ſich ziehen. Wenn wir in dieſen kleinen ſumpfigen Niederungen nicht den mächtig entwickelten Pflanzenwuchs der vom Meer überſchwemmten Orte finden, ſo treffen wir dagegen eine größere Mannichfaltigkeit der Grasformen, namentlich Arodreen, geweiſſe kleine Waſſerſchläuche mit ſchönen Blüthen, Santalaceen, Scrophulariceen, Acanthaceen und mehrere andere, ohne die intereſſanten Arten von Algen (Chara) zu zählen. Mehr im Innern drücken ſich die Schritte nicht mehr im Boden ein, aber man kommt doch unter den kriechenden Wurzelgewächſen nur ſchwer fort. Hier ſind es die Palmen, welche die erſte Rolle ſpielen. Bekanntlich findet ſich die Fächerpalme hauptſächlich auf öden, ſandigen oder auf Korallen beſtehenden Ufern, hier aber ſehen wir Palmen, deren Blätter gefiedert ſind; ſie ſtellen ſich unter zweierlei Formen dar, je nachdem der Stamm ſich vertical aufrichtet, oder ſchlängelnd fortkriecht, bis er in einem ſeiner Brüder eine Stütze findet. Dieſe letztern, welche zu den Rotangs, den Plectocomia und Dämonoropsgehören, ſind die wahre Plage des Reiſenden, der den Wald durchwandert, und ſich durch ihre dornigen durch einander geſchlungenen Stämme aufgehalten findet. Die Spitzen der Blätter, welche auf die Erde fallen, und mit widerhakenartigen Dornen verſehen ſind, hemmen gleichfalls den Gang des Jägers, und ſelbſt die Eingebornen überwinden dieß Hinderniß nur mit Mühe. Wir haben jetzt noch die Arten mit geraden Stämmen zu erwähnen, deren Blätter ſich ziemlich vertical erheben, deren Krone deßhalb einen umgeſtürzten Kegel bildet, und deren Blüthenſpitzen bald einzeln, bald in geſchloſſenen Büſcheln ſtehen. Dieß iſt die Carryota mit rhombenförmigen Blättern, die Areca renda, die durch einen noch dickern, cannelirten Stamm geſtützt wird, und die Nibong, welche rund um den Stamm ſehr ſpitzige Dornen haben. Alle dieſe Bäume ſtehen nicht bloß in Gruppen, ſondern in Maſſen da.

(Fortſetzung folgt.)

Das alte Syracus.

Ein Hr. Sam. Angell las in der Verſammlung der britiſchen Architekten am 11 Januar einen Bericht über das alte Syracus, das in vier Abtheilungen Ortygia, Acradina, Tycha und Neapolis getheilt war. In Ortygia iſt noch erhalten ein Tempel der Minerva, jetzt die Kathedrale oder der Dueme der neuen Stadt. Dieſer Tempel war dorischer Ordnung, aber die Säulen ſind unglückſeligerweiſe entfaſſt durch neuen Kalkanwurf und neue Gypsformen. Die berühmte Quelle der Arethuſa ſprudelt noch ihr friſches Waſſer, iſt aber jetzt der öffentliche Waſchplatz. Von den Palästen und Gärten der Dionyſius und Hiero iſt nichts mehr übrig; ihre Stellen ſind durch neue Befeſtigungen und elende Gaſſen eingenommen. In dem Quartier Acradina nimmt die Kirche des heil. Johannes jetzt wahrſcheinlich die Stelle eines alten Jupitertempels ein. Von den zahlreichen Latomien (Steinbrüchen) der Stadt iſt eine am Capuzinerkloſter in einen Garten umgewandelt. Die Katakomben verdienen beſondere Erwähnung wegen ihrer ungeheuren Größe: der Hauptgang darin iſt 18' weit und 10' hoch, indeß rühren dieſelben wahrſcheinlich aus der Zeit nach der Eroberung durch Marcellus her. An einigen Stellen ſind die Hallen mit ſchönem Stuck bedeckt und zeigen Spuren von Malerei. Bedeutende Ueberreſte der Mauern dieſes Theils der Stadt ſtehen noch. Tycha, von Cicero als die dritte Stadt beſchrieben, enthielt einen Tempel der Fortuna ein geräumiges Gymnaſium und viele Bell. Gebäude, aber nichts iſt mehr übrig als große in den Felſen gehauene Grabkammern, Bewäſſerungscanäle und Reſte der Stadtmauern;' da der Platz dieſes Stadtheils jetzt tief iſt, ſo müſſen die Materialien anderswohin geſchafft werden ſein. Neapolis, der vierte Theil der Stadt, war mit einem ungeheuren Theater geziert, vielleicht dem beſterhaltenen von allen öffentlichen Gebäuden in Syracus; man rechnete, daß es 30,000 Perſonen faſſen konnte. Eines der Forts, welches die Verdadt Epipoli vertheidigte, und bei den Griechen Labdalon hieß, iſt mit außerordentlicher Kriegskenntniß gebaut, und Prof. Cockrell betrachtet es als die bewunderungswürdigſte Probe von alter Kriegsbaukunſt, die er je ſah. (Athen. 23 Januar.)

Die Gambuſinos.

Bilder aus dem Waldleben in Südamerika.

(Fortſetzung.)

Faſt zur ſelben Zeit gab Don Urbano Befehl zum Aufbruch. Dann lud alles, Pferde, Maultiere und Diener im Galopp von dannen, indem die Straßen von ihrem Getrappel wiedertönten, zur großen Verlegenheit der Schläfer. Dann als das Getümmel ſich gelegt hatte, machten wir uns ſelber auf den Weg, von den Fackelträgern angeführt, welche vor uns hereilten, ihre Kienfackeln ſchwingend und tauſend Feuerfunken in die Dunkelheit ſtreuend.

Sechs Meilen von da holten wir die Capoeura ein (ſo nennt man eine gewiſſe Anzahl Pferde, welche für den ausſchließenden Gebrauch der Eigenthümer ausgeſucht ſind), man nahm ſich kaum Zeit die von Schweiß triefenden Sättel abzunehmen, um ſie friſchen Pferden aufzulegen und wir brachen wieder auf. Man muß hier bemerken, daß dieſe Pferde, welche beſtändig frei umherlaufen, unermüdlich ſind, und friſch bleiben, wenn ſie auch 15 oder 20 Meilen unberitten zurückgelegt haben. Erſt ſechs Stunden weiter, als die Hitze unerträglich wurde, hielten wir an, um auszuruhen und Siеſte zu machen; kaum nach zweiſtündigem Schlafe im Schatten der Bäume verfolgten wir unſern Weg weiter, und eine dritte Strecke führte uns gegen fünf Uhr Abends nach einem Orte, Puerta del Gajon genannt. Wir hatten die 25 Stunden gemacht, welche wir uns des Morgens vorgeſteckt, und ſollten nun hier die Nacht zubringen.

Die Puerta del Gajon (Thor des Keffers) wird ſo genannt, weil an dieſer Stelle der Arm des Rio San Miguel, Urie genannt, ſich zwiſchen die Sierra, und ein Felſenamphitheater zwängt. Das ſanfte Flußbett wird während der trockenen Jahreszeit ein angenehmer bequemer Weg. Durch eine Trockenheit von acht Monaten verringert, ſchlängelt ſich der Fluß, anſtatt ſein weites Bette auszufüllen, wie in der Regenzeit, in tauſend Windungen auf einem Grund von Sand und

Digitized by Google

Kieselm hm. Zu seinen unzähligen Biegungen schmiegt er sich an den Fuß der Weiden und Espen, die über seinen Rand sich hinneigen, das Gekräusel ihrer fein bewegten Blätter kömmt kaum dem Geplätscher des klaren seichen Wassers gleich. Von Zeit zu Zeit mischt ein Sturzbach in einer fernen Schlucht sein Getöse mit dem Gemurmel des Ural. Die blauen Zacken der Bergkette, die ihn von einer Seite umschließt, erheben sich schroff über den dichten Baumwipfeln, die wie auf riesigen Terrassen stehen. Auf den Felsen des entgegengesetzten Ufers bethen sich, wie ein beweglicher Vorhang, grüne Pflanzen und blühende Lianen aus, welche ihre Zweige in dem Flusse baden, der sie spielend von einem Ufer zum andern führt; aber zur Regenzeit bietet der Ural statt dieses lachenden Bildes einen entsetzlichen Anblick dar. Das ganze Strombett ist von schlammigem Wasser angefüllt, welches schäumt, wirbelt und die Wipfel der Bäume niederbeugt, deren Fuß es vor kurzem benäßig umspülte. Entwurzelte Stämme, Leichen von Thieren, die das plötzliche Anschwellen überraschte, schwimmen, sich treibend, in den gelblichen Fluthen. Der Wiederhall gibt mit dem Laute der Donners das Gebrüll des Irio zurück, die Felsen senden sich das klägliche Geschrei der Vögelschaaren zu, die über den Wogen kreisen, oder auf einem schwimmenden Aase sitzend sich mit ihm fortreiben lassn. Von den Gipfeln, den Abhängen der Sierra, abdann von unbeschreiblichen Nebeln bedeckt, steigt fürchterliches Getöse bis zum Himmel empor; Felsen von ihrem Grunde abgelöst rollen von Tiefe zu Tiefe, die Bäume krachen bei ihrem Stoße, und man könnte sagen, daß diese dichten Nebelwolken unter ihrem Mantel den Kampf der Wassergeister mit den Geistern des Gebirges verhüllen. Mit der Rückkehr der Wärme reinigen und vermindern sich die lehmigen Wasser, die Spitzen der Sierra machen sich los aus dem Schooße der Tünste; die Wipfel der Bäume schütteln ihre Nebelhülle von den Blättern, und die Grasbüschel von ihren Zweigen ab; die Gegenden am Uris haben ihren idyllischen Reiz wieder gewonnen, aber der Saud birgt eine neue Ernte von Gold, welches die Wasser von unerstrglichen Höhen herabwälzten, und die Natur hat in ihren krampfhaften Zuckungen der Menschengier eine neue Beckspeise bereitet.

Die Diener des Senators hatten unsere zweistündige Siesta benützt, um unser Nachtlager zu bereiten. Die Wahl des Ortes machte ihrem Geschmack Ehre. Die ersten Vorgrücken erhoben sich hier, von herabhängenden Bäumen bedeckt, die ein Laubgewölbe über dem Flusse bildeten. Auf dem andern Ufererande führte ein sanfter Abhang zu einer Felsenbank, deren Risse durch dichten Pflanzenwuchs überzogen waren. Auf der Höhe dieses natürlichen Amphitheaters war alles zur Nachtruhe vorbereitet. Neben einer weiten Feuerstätte, die in einiger Entfernung angezündet war, hetet die Hälfte einer Hammels auf zwei Gabeln von Gesträuch. Auf dem Grase standen die Vorräthe bereit, die in den Flaschenkellern enthalten waren. In einer Quelle, die am Fuße des Felsens entsprang, und die kiselhaltes Wasser dem Thale vermischte, unter dem Schatten der engverschlungenen abwärtshängenden Bäume wurde der Wein in den Schläuchen erfrischt, ein unschädliches Verfahren nach einer Aufbrengung von 12 Stunden in einer Atmosphäre von 95° Fahrenheit im Schatten. Nach der Mahlzeit kam wegen der Nähe des Flusses die Nacht mit kalt eisiger Kühle. Matrazen wurden für den Senator und seine Familie neben einem neuen Holzfeß mitten in der Lichtung zubereitet, nachdem die Diener sorgsam das nächste Gebüsch mit ihren bleibeschwerten Reitgerten der Schlangen wegen durchpeitscht hatten. Was mich betrifft, so hatte ich schon zu lange eines Bettes entbehrt, um nicht eine Matrage für etwas überflüssiges anzusehen, und streckte mich behaglich auf dem dichtesten Rasen aus, den ich finden konnte. Denn beim einförmigen Gemurmel des Uris in seinem Felsenbett, und des Windes im Laube, beim klaglichen Gebeul der Schakals, welche nah und fern sich hören ließen, beim schwächern Klingen der Glocke der Stute, bei den tausend Lauten der wilden Natur, säumte ich nicht lange meine schlummerschweren Augen zu schließen.

Die Cabrillas (Plejaden), die Uhr des Reisenden in der Wüste, wiesen kaum auf drei, als ich durch die Verbreitungen zum Aufbruch geweckt wurde. Das Gehölz krachte nach allen Seiten unter den Hufschlägen der Pferde, welche nun ungerne ihre, durch den Nachtthau erfrischte Weide verließen. Die Diener riefen und antwortten sich; der frischangefachte Feuerherd warf hellen Schein bis in das tiefste Waldesdunkel, und färbte mit röthlichem Lichte das schwarze Gewölber des Urls. Bald hörte ich die Stimme des Senators, der mich einlud, die Chocolade zu nehmen vor dem Aufbruch. Ich verließ mein Rasenbett; die Frauen hatten sich noch nicht erhoben, und auf ihre dringende Einladung, die mit aller Anmuth südlicher Unbefangenheit gemacht wurde, setzten wir uns an ihrer Lager zu diesem Frühmahl. Der Anblick dieser jungen Frauen mitten in den Wäldern, weich auf die Enden ihrer Kopfpolster gestützt unter diesen Blätterdach, über welches der gestirnte Himmel glänzend sich wölbte, war ein neues Bild für mich. Ich hätte diese Augenblicke verlängern mögen; aber sobald das Frühstück beendigt und alles zur Abreise bereit war, mußten wir wieder zu Pferde steigen. Wir verfolgten das Flußbett, wechselten die Pferde wie am vorigen Tag und kamen nach dem kleinen Dorfe Banamischke. Die wenigen Einwohner dieses Dorfes vor ihren Thüren gelagert, sahen uns neugierig an; mitten unter ihnen schien ein Mann in einer Franciscanerkutte, die er bis an den Gürtel aufgeschürzt hatte, mit Botas Vaqueras, einer Art Stiefeln von zugerdten Ziegenhäuten, uns besonders aufmerksam zu betrachten. Die Schönheit der Dona J . . . ., der Frau des Senators, die ausgezeichnet genug war, um überall Aufsehen zu erregen, bestimmte den Mönch uns anzureden und uns unter sein Dach einzuladen. Das Anerbieten wurde angenommen, und wir stiegen ab. Eine höfliche Handbietung empfing uns von einem halben Dutzend Kindern begleitet.

Aquien Dios no dio hijos, le dio abujados, ' sagte uns der Padre Nieto, sie nannte sich unser Wirth. Es war, denke ich, zum Dank für seine väterlicher Sorge, die er für die Paischen hatte, daß die kleinen Schlingel ihn mit einem zärtlichern Namen als dem eines Taufpathen beehrten.

Nachdem wir diesem würzigen Mann für seine wohlwollende Gastfreundschaft gedankt hatten, setzten wir unsern Weg bis Aripee fort, wo wir bei Abends ankamen. Von der Puerta bei Cajen bis zu dieser Stadt waren wir stets dem Bette des Uris gefolgt, dessen Windungen wir wohl hundertmal durchritten hatten. Aripee ist die letzte Stadt, die ich vor der Wüste treffen sollte, und ich blieb nur so lange um mich gehörig auszuruhen. Vor der Versetzung der ausodendon Staatsgewalt nach Aripee, war diese Stadt nur ein unwichtiger Flecken. Gegenwärtig noch ist sie minder bevölkert als Hermosille, und kömmt hinter Städt an Ausdehnung nur durch die weiten Gärten oder Huertas gleich, worein jegliches Haus umgeben ist. In diesen Huertas bieten Granatbäume, Birn- und Pfirschbäume süße kühlen Schatten dar und zur Blüthenzeit das angenehmste Gemisch von purpurnen, weißen und rosenfarbnen Blumen. Die Granaten, Quitten und Pfirsiche von Aripee sind in dem ganzen Staat Sonora berühmt. Wie alle Städte dieser Republik, und im allgemeinen alle Hispano-amerikanischen Städte, hat Aripee schnurgerade Straßen, von rechten Winkeln durchschnitten. Die Häuser von Lehm gleichförmig getüncht, bestehen nur aus einem Gedschoß. Die Fenster, mit der Straße auf gleicher Höhe, wenn auch durch enge Eisengitter verwahrt, lassen dennoch den Blick ins Innere der Wohnungen und die Abends den Schein des Lichtes in die Dunkelheit der Straßen dringen. Auf diese Weise scheint während des Tages die Stadt belebt, ungeachtet der geringen Anzahl Vorübergehender, und des Nachts ist sie stets genug, ungeachtet des Mangels öffentlicher Beleuchtung. Mit Ausnahme des Gefängnisses, das von gebauenen Steinen erbaut ist, und dessen gewölbte Kerker stets leer sind, zieht kein öffentliches Gebäude in Aripee die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Diese Stadt (auch als Sitz des Staatsgerichtes hat sie ein Recht auf diesen Namen) ist nur merkwürdig als letzter Ruhepunkt der Civilisation an den Gränzen der weiten Einöden des Nordens. Von Aripee an hat die Civilisation von Süden her aufgehört, nach Norden vorzudringen; und so wird es bleiben, bis sie mit der angle-amerikanischen Invasion zusammenstößt, welche die Gesittung des Nordens gegen Süden verschiebt.

[1] Wem Gott keine Kinder gibt, gibt er doch Pathchen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 36. 11. Februar 1847.

Die Minen in Chili und die Goldausbeute in Nordamerika.

(Revue des deux mondes 15 Dec.)

Chili liefert eine Menge Metall, namentlich auch einen guten Theil des Kupfers, das man in Europa verbraucht, doch hat es seit der Entdeckung auch kostbare Metalle geliefert, und zwar hat man dieß nicht den Eingebornen entrissen, die ganz ohne Cultur waren, sondern bloß dem Boden abgewonnen. Wie in Mexico und Peru und in andern Theilen der Welt fanden sich hier auf der Oberfläche Goldlager von großem Reichthum, welche dem ersten Betriebsamen reichen Gewinn boten. Gold wird auch jetzt noch in Chili gewonnen, und zwar nicht bloß ausgewaschen, sondern in Adern bearbeitet, aber die Silberproduction hat allmählich das Uebergewicht erhalten, und seit 1830 ist sie in Folge der im Lande herrschenden Sicherheit und Ordnung von ziemlicher Wichtigkeit geworden. Namentlich wird es im Thale von Copiapo gewonnen, indeß sind die Minen von Chañarcillo, die seit 1831 bearbeitet werden, die reichsten. Die Silberminen von Chili zeigen ziemlich denselben allgemeinen Charakter wie die von Mexico, nur durchschneiden hier die Adern fast immer geschichteten Boden. Das Erz scheint nach den Angaben des gelehrten Professors Domeyko reicher als in Mexico, aber die Adern sind minder mächtig und regelmäßig, die Silbermasse hat mehrere über einanderliegende Schichten durchbrochen, und zeigt sich nun in der einen reich, in der andern arm. Die bedeutendsten Adern in Chili, die, an denen jetzt alle Anstrengungen vereinigt sind, finden sich an dem Punkte, wo die im Wasser gebildeten, und somit geschichteten Massen von den granitischen sich trennen, welche letztere die erstere durchbrachen, der Gebirgskette die Entstehung geben und die ursprünglich unter dem Wasser befindlichen Schichten zu großen Höhen emporhoben. Wenn man der Linie folgt, wo die emporbebenden und die emporgehobenen Gesteine sich berühren, so stößt man auf die sichersten Anzeigen von Silberlagern. Unterhalb dieser Linie finden sich im Granit, der von da bis zum Meere sich erstreckt, Gold- und Kupferadern, oberhalb, d. h. gegen den Kamm der Anden zu, trifft man nach einander arsenik- und silberhaltige Kupferadern, und weiter im Osten Bleiadern. Dann ist man noch etwa 100 Kilometres vom Kamme der Anden entfernt, aber in diesem letzten Zwischenraume verschwinden die Spuren von Minen.

Leider ist es nicht sehr leicht, der Trennungslinie des geschichteten und granitischen Gesteins zu folgen, nicht als ob sie schwer zu erkennen wäre, sie macht sich vielmehr durch große, eigenthümlich gestaltete Steilabstürze kenntlich, die man schon von ferne aus sieht, aber das ganze Land ist in dieser Höhe eine entsetzliche Wüste, ohne Wasser, ohne Weiden, ohne Anbau, ohne Wohnungen. Auf einer Strecke von 60 Leguas zwischen dem Thal von Copiapo und Huasco findet man nur zwei kleine Quellen, die so arm sind, daß der erste, der mit einem Dutzend Lastthieren ankommt, für den nachfolgenden nicht einen Tropfen Wasser übrig läßt. Es ist deßhalb gefährlich hier Nachforschungen anzustellen, und die Arrieros durchgiehen diesen Landstrich nur ganz geraden Wegs, ohne eine Minute Zeit zu verlieren.

Die Silberminen von Chili machen sich durch die Art des Erzes bemerklich: es ist meist eine Verbindung von Silber mit Chlor, was bisher für eine Ausnahme galt, oder selbst mit Brom, was noch seltener war. Es ist sogar regelmäßig gediegenes Silber auf eine unschreibbare Weise mit Chlorür oder Bromür vermischt. Diese Minen sind sehr schwer zu bearbeiten, die Lebensmittel sind zu Chañarcillo unmäßig theuer, die Transporte ebenfalls. Die mechanischen Künste sind in Chili, wie überhaupt im spanischen Amerika, noch in der Kindheit, und wahrscheinlich bleibt in den Resten noch eine Menge Silber zurück. Im Lande nimmt man an, daß wenn eine chilenische Kiste von 64 Centner nicht 50 Mark Metall gibt,[1] so verdient das Erz die Ausbeutung nicht; dieß würde die Minenarbeiter von Zacatecas und Potosi, welche sich mit dem vierten oder fünften Theil begnügen, sehr in Erstaunen setzen. Wenn man eine fahrbare Straße von der Bai von Copiapo nach Chañarcillo anlegte, welche schon durch die Wasserläufe angezeigt ist, und nicht über 150 Kilometres lang wäre, und eine andere Straße, welche das Thal hinauf in dessen mittlern, höchst fruchtbaren Theil führte, so würde das Feld der benutzbaren Erze sich bedeutend ausdehnen.

Die Minen von Chili, namentlich die Silberminen, ergaben unter der spanischen Herrschaft wenig. Humboldt setzt am Anfang des Jahrhunderts die Erzgewinnung auf 6827 K. Silber und 2807 K. Gold. Letzteres hat wenigstens nach den officiellen Angaben um zwei Drittheile abgenommen, ersteres aber sich verfünffacht. Man hat die Goldminen um der Silber-, und eben so um der Kupferminen willen verlassen, denn diese liefern einen Rohertrag, welcher den der Silber- und Goldminen zusammen weit übersteigt. In den drei Jahren 1840-42, wo die Gold- und Silberausbeute bedeutend war, und 37 bis 38 Mill. Fr. betrug, wurden 11,626,592 K. Kupfer und 41,631,472 K. Kupfererz zu einem Gesammtwerth von etwa 44 Mill. ausgeführt.

[1] Dieß gibt ein Verhältniß, wie 1 : 1000.

Digitized by Google

Die Kupferminen sind für das Land eine größere Quelle des Reichthums, als die Gold- und Silberminen.

Seit einiger Zeit spricht man auch von der Goldausbeute in den Vereinigten Staaten; die ersten Versuche wurden im Jahre 1814 gemacht, aber erst seit dem Jahre 1824 lieferte die Arbeit einen nennenswerthen Ertrag. Man findet das Gold am Fuß der langen Alleghannykette, und zwar des östlichen Kamms, bekannt unter dem Namen der blauen Kette. Es ist theils im Alluvialsande zerstreut, theils findet es sich im Gestein selbst, wo man in den Quarzadern eine hinreichende Menge entdeckt hat. Man findet es auf eine lange Strecke fast vom mexicanischen Golf an bis über den Potomac hinauf, aber im Norden des Potomac, wo es keine Sklaven gibt, ist die Arbeit zu theuer, und selbst in den Sklavenstaaten wird die Ausbeutung lästig betrieben. Die Gesammtmasse Gold, die von 1824 bis zum 1 Januar 1845 in die Münze kam, betrug nur 11,594 Kilog., und im allgemeinen schätzt man jetzt den jährlichen Ertrag auf eine Million Dollars.

Ueber die Gestaltung und die Pflanzenwelt eines Theils von Sumatra.

(Fortsetzung.)

An den sumpfigen Stellen werden die Samen, die durch das Wasser aus den Bergen herabgeschwemmt werden, eben so wie in ihren natürlichen Beeten zu großen Bäumen; wir haben Nepenthesarten von bisher unbekannter Größe gefunden. Der Stamm ist schwach, aber mit seinen biegsamen Ranken faßt er alles, was ihm als Stütze dienen kann, und so birgt diese Pflanze ihre rispenförmigen Blüthen in den Kronen der höchsten Bäume, während die purpurnen Kelche den zarten Stamm schmücken. Obwohl diese sonderbaren, für die Physiologie und Organographie interessanten Pflanzen hauptsächlich in den höhern Strichen zu Hause sind, so zogen doch ihre in Ranken entwickelte Formen auch als Seepflanzen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Manchmal, und namentlich längs der Westküste Sumatras bespült der Ocean eine schroffe Küste. Hier, wie in den höhern durch eine Reihe furchtbarer Erschütterungen gebildeten Theilen sieht man bereits eine orginellere Flora herrschen. Die Myrte verbindet sich hier mit dem Feigenbaum, aber als ob es an der reichen Mannichfaltigkeit ihrer Arten nicht genug wäre, verbinden sich auch noch mehrere andere Familien mit ihnen. Man darf sich nicht einbilden, als ob die Formen der Feigen und Myrten, wie sie sich in Europa finden, einen Begriff von der Entwicklung geben könnten, wie wir sie als das charakteristische Kennzeichen dieser Vegetationszone bezeichnet haben. In unsern Ländern treibt die Myrte nur eine kleine Anzahl Arten in Form von Büschen; in Indien schmückt ihr dunkles, glänzend grünes Blätterwerk einen Stamm von 50 Fuß Höhe und darüber. Die Feigenbäume zeichnen sich durch eine noch größere Mannichfaltigkeit des Wachsthums, der Blätterform und der Früchte aus, es sind Bäume mit sehr breiten Kronen; wenn das Blatt groß ist, wo es dann häufig auf der einen Seite einen Flaum hat, erinnert es an die Malvaceen; wenn aber das Blatt glänzend ist und wie gefirnißt aussieht, kann man es dem der Guttbäume vergleichen. Andere Feigenbäume haben ein roheres, stärkeres Blätterwerk; andere nähern sich dem Busch und bilden durch die haufige Unregelmäßigkeit ihrer Formen einen Uebergang zu den kletternden Feigenbäumen, die auf ihre verwandten Arten sich stützend an den Stamm durch kleine Wurzeln sich hängen. Die Früchte sind nicht minder verschieden, und es ist sogar sehr gewöhnlich, auf den größten Bäumen kaum kirschengroße Früchte zu sehen, während viel kleinere rankende Arten bedeutend größere Früchte geben.

Abgesehen von diesen Hauptformen enthält der Wald riesenhafte Balsambäume, Artokarpeen, Dilleniaceen mit wundersamen Blüthen, Hypericineen, Sapindaceen, Araliaceen, Guttbäume u. s. w., denen manchmal sich auch einige Eichen anschließen, Im Schatten dieser grünen Gewölbe birgt sich und lebt in üppiger Fülle eine zahlreiche Gruppe. Eine kleine Anzahl Rotange mit gefiederten Blättern und Zuckerpalmen, deren Früchte einen säuerlichen Saft verschließen, sind in diesen niedrigen Ländereien besonderd einheimisch und repräsentiren die Familie der Palmen, von denen andere Arten bis in die großen Gebirge gehen. Nach der Region der Myrten und Feigenbäume kommt eine andere, wo die Eichen durch die Menge der Arten einen merklichen und durch die Zahl der Individuen den ersten Rang einnehmen. Ihre Herrschaft beginnt in der Höhe von 500 Fuß und erstreckt sich wenigstens auf eine Höhe von 6000. Obgleich in Bezug auf den ganzen Blätterrand alle einander ähnlich, tragen sie doch unterscheidende Merkmale. Ihre Früchte zeigen Ungleichheit der Formen, deren Studium für den Botaniker sehr interessant ist, und ihr gutes, dauerhaftes Holz macht sie als Baumaterial den Einwohnern sehr nützlich. Aber trotz dieser empfehlenswerthen Eigenschaften haben sie nur ein Recht auf den zweiten Platz, wenn man sie mit den Formen vergleicht, mit denen sie vergesellschaftet sind. Im Norden von Ajer Bangis ist der Kampherölbaum der Nebenbuhler der Eiche, im Süden von diesem Ort tritt der harzreiche Zweiflügelnußbaum an die Stelle des letztern. Diese bilden eine Zierde der indischen Wälder, und erreichen sowohl im Umfang als in der Höhe eine Entwicklung, die and Unglaubliche gränzt. Ihre schlanken weißen Stämme tragen mächtige Kronen mit großen zierlichen federnervigen Blättern; es ist schwer zu sagen, was am meisten in Erstaunen setzt, die seltsame Form der geflügelten Früchte, die der Blumen, die weit umher den Boden überstreuen, ihre schöne Farbe oder ihr kostbarer Vanillengeruch. Unter den Bäumen, die nicht nur durch ihre schöne Form sich auszeichnen, sondern auch den Wanderer gegen die Sonnenstrahlen schützen, gehört eine bedeutende Anzahl schöner Nauclea (Chinabaum), wohlriechende Magnoliaceen, blüthenreiche Sapindaceen, Guttbäume mit glänzenden Blättnerk, Meliaceen mit dichter Krone, Leguminosen mit federschnittigen Blättern und Bombaceen mit ungeheuren Früchten. In ihrem Schatten scheinen sich kleinere Pflanzen um das von den zweilen mächtige Seltenwurzeln treibenden Stämmen freigelassene Terrain zu streiten. Es gibt fast keine tropischen Pflanzenformen, die hier sich nicht auf eine angenehme Art wiederholen. Wollten wir alle aufzählen, die sich auf unsern wiederholten Spaziergängen uns darboten, wir könnten leicht hunderte nennen. Wir beschränken uns hier aber auf die kleinen vielgestaltigen baumartigen Rubiaceen, die Morsineen mit rothen oft purpurnen Früchten, die zahlreiche Gruppe der Euphorbiaceen, die trügerischen Urticeen, die oft mehr durch ihr Blatt als ihre Blume glänzen, die prächtig blühenden Schwarzmundarten, die häufig mit schmackhaften Früchten und prächtigen Blumen bedeckten Anonaceen. Mitten unter diesen Pflanzen erfordern auch die Lianenstämme einen kleinen Platz, ehe sie sich auf größere Bäume stützen. Um diesen Arten des Wachsthums zu genügen, sind sie oft mit verschiedenen Organen versehen, die meistens in Hacken

Digitized by Google

und Ranken bestehen; andere erheben sich in Spirallinien um ihre Spitzen oder steigen empor, indem sie sich in den gespaltenen Rinden festklammern. Zu diesen Lianen, deren Enden die Kronen der Bäume verbinden, und deren Stengel in ihren großen Gefäßen eine bedeutende Menge Flüssigkeit führen, gehören die Apocyneen, die einen milchigen Saft enthalten, der sich zu Causchuk verdickt, — die Ampelideen, mit scheinbar sehr schönen Früchten, die aber, wenn man sie ißt, ein sehr unangenehmes Jucken veranlassen,— die durch ihre rosenförmigen Blüthen und die Schönheit ihrer Belleidung anziehenden Schwarzmundarten, die mit seltsamen und hier zu Lande sehr verschiedenartigen Blättern beladenen Baubinien, die prächtigsten Arten von Uvaria und viele andere. Unabhängig von diesen manchmal wie breite natürliche Bänder um die Bäume geflochtenen Pflanzen besitzen sie alle einen lebendigen Schmuck von Schmarotzerpflanzen, der aus manchen Stämmen und Zweigen, deren Rinde korkartig ist, wahre hängende Gärten macht. Die gelbe Parmelia oder die graue Lecidia können einen Begriff von diesen stets durch den Wind bewegten Pflanzenfesten geben.

Vortheilhafter noch könnte man auf Sumatra die auf den Bäumen lebenden Moose beobachten, aber die tropische Vegetation hat nicht die Einförmigkeit, welche die große Zahl der Individuen anderswo hervorbringt. Hier sind es kleine Jungermannien, mannichfaltige Arten von schöner Form, so wie die Haufarn (Hymenophyllum), mit hautartigen Blättern, welche die Humusschichte darstellen. Unter ihnen wachsen große Farnenkräuter mit hängendem, oder lothrecht aufstehendem, vielspaltigem Blätterwerk, das eigenthümlich absticht von dem einfachern Blatt des Pothos und des Pfefferstrauchs. Indeß sind unsere Blicke noch stärker angezogen durch die formen- und farbenreiche glänzenden Orchideen, deren Blüthen oft andere Naturgegenstände mit seltsamer Treue nachahmen. Die Orchideen sind recht eigentlich einheimisch in diesen feuchten Wäldern, denen sie den ächten Stempel tropischer Gegenden aufdrücken; sie bieten dem Botaniker eine unendliche Menge Gegenstände der Forschung dar.

(Schluß folgt.)

Herausgabe vaticanischer Manuscripte von Don P. Matranga.

(The Roman Advertiser. 22 Januar.)

In der vaticanischen Bibliothek lagen schon seit langer Zeit verschiedene Manuscripte des bekannten Grammatikers Joh. Tzetzes von Konstantinopel, das Verfasser der Ghiliade. Diese Manuscripte enthalten über 3000 sogenannte politische Verse und bilden einen Commentar über die Allegorien Homers, der durch die ganze Iliade und bis zum 13. Buch der Odyssee läuft; ob der Rest zu Grunde ging oder nicht geschrieben wurde, ist unbekannt. Das Werk vermehrt unsere Kenntniß der griechischen Philologie und Kritik durch die zahlreichen Citationen in Prosa und Versen; bloß von Schriftstellern über die Kriegskunst sind 14 citirt, von denen die meisten bisher unbekannt waren. Dieser Commentar lag unbeachtet, obgleich Theile davon in mehrern Bibliotheken Europa's existiren, bis Abb. P. Matranga, einer der gründlichen Copisten der vaticanischen Bibliothek ihn entdeckte und abschrieb. Don Pietro ist jetzt damit beschäftigt ihn drucken zu lassen, bereichert mit einer Vorrede und Noten, Varianten verschiedener Epigramme der Anthologie und einem werthvollen philologischen Supplement. Hinzugefügt wird eine Nachricht aus den handschriftlichen Briefen von Tzetzes, in denen sich Citationen aus den tragischen Dichtungen des Tyrannen Dionysius finden, ein kurzes Gedicht von Tzetzes „die Theogonie" betitelt, einige alte Commentare über das erste und zweite Buch der Iliade, die Commentare von Christopher Contolenates über Homer und die Schriften von Heraclides über die Allegorien Homers, welche hier zum erstenmal vollständig erscheinen. Das Ganze wird einen dicken Octavband ausmachen. Der Name des gelehrten Herausgebers hat bereits einen europäischen Ruf. Das Publicum kennt bereits die schönen Oden von St. Sophronius, welche Abb. Matranga mit einer Uebersetzung und zahlreichen Noten herausgab. Dieß sein erstes Werk verschaffte ihm die Ehre von Cardinal Angelo Mai in seinen paläographischen Arbeiten zugezogen zu werden.

Die Bambusinos.

Bilder aus dem Waldleben in Südamerika.

(Fortsetzung.)

Obgleich die Gastfreundschaft des Senators mir den kurzen Aufenthalt in Aripoe sehr angenehm machte, so gehörte ich doch zu den allzu zahlreichen Classen jener unbaubaren Reisenden, denen der Trieb des Umherziehens die freundliche Aufnahme vergessen macht, und welche sie erst dann erkennen, wenn sie fern von dem Orte sie vermissen, wo sie selbe erhalten haben. Ich nahm Abschied von der Familie des Don Urbano, um mich nach dem Platze von Bacuache zu begeben. — Welche Gott, daß ich Euch nicht ängstige, sagte der Senator, über die Reise die Ihr unternehmen wollt! Aber ich kann Euch auch nicht einer treugerischen Sicherheit überlassen. Seit einiger Zeit geht die Sage von Einfällen der Indianer in der Umgegend von Aripoe, von Uebelthätern aller Landstreichern, welche die Wege unsicher machen, die Ihr verfolgen sollt; so bringet vor, wie das Sprüchwort sagt, mit dem Boote auf der Schulter und seyd versichtig. Ich gebe Euch einen meiner Diener mit, einen entschlossenen und verständigen Mann, der Euch im Nothfalle zu Hülfe seyn kann. Jetzt lebt wohl und auf Glück! Der Senator umarmte mich herzlich, und ich ging zu Pferde, nachdem ich ihm innig gedankt hatte für seine treue Sorgfalt. Es war drei Uhr Nachmittags als ich Aripoe verließ. Nach der Anleitung die er mir gegeben, sollte ich in den Wäldern übernachten, sechs Stunden von da, den nächsten Tag zu Frenteras beschliessen und den folgenden Bacuache erreichen.

Ich gehehe, daß ich mich sehr traurig auf den Weg machte. Die schnelle und angenehme Reise, welche ich von Hermosillo nach Aripoe zurückgelegt, das prunkvolle Geleite, welches ich gethellt hatte, dienten nur dazu meine Einsamkeit peinlicher zu machen. Und dennoch, wie viele hundert Stunden hatte ich nicht so durchwandert, allein, oder mit meinem Führer als einzigem Gefährten! aber einige Stunden Glückes hatten mich gänzlich verweichlicht! Glücklicherweise hatte ich nur gegen eine vorübergehende Empfindung anzukämpfen, und nach einer Stunde Weges hatte der Rausch der Freiheit, welcher in der Luft der Wüste weht, mich von meinen trüben Gedanken befreit. Als ich Aripoe verließ, folgte ich noch dem Bette des Urio; Wasserfälle stürzten sich von allen Seiten mit einem Rauschen herab, das den Fallen des Landes gleich; große Bäume hingen über dem Wasser, blühende Lianen, die sich im Winde bewegten, schmeichelten ihre Zweige mit ähnlichem Laute, wie das Murmeln der Cascaden; die tönenden Ufer des Flusses sandten sich in nachmäßigem Wiederhall die unendliche Kette von Echibilles zu, welche mein Führer seit unserm Aufbruch sang. Er ging voraus mit der Gleichgültigkeit eines Menschen, für welchen die Wüste keine Geheimnisse mehr verschließt. Ich verlor ihn aus dem Gesichte und fand ihn abwechselnd wieder bei den Windungen des Weges, seinen Gesang nur unterbrechend, um mit seiner Peitsche zwischen zwei Strophen das geneigte Haupt einer Liane abzuschlagen. Indeß eine Stunde vor Sonnenuntergang schwieg er einen Augenblick, als große Felsen, welche an der Straße reichten, ihn nochmals meinen Blicken entzogen. Bald sah ich ihn von neuem beschäftigt sein Pferd an einem benachbarten Baum anzubinden; ich schloß daraus, daß wir hier verweilen sollten. Zerstreute Weiden in dichten Büschen verdeckten den Rand des Wassers; längs dieser Weiden lehnte sich ein Rasenteppich aus, mit weißen Flocken durchstreut, welche der Wind den offenen Hülsen der Baumwollenstände entführte, die hinter den Weiden standen, und Bäume von hohem Buchse schützten diesen Fleck gegen die entgegengesetzte Seite des Flusses hin.

Was kann man besseres wünschen? sagte mir mein Führer, indem

Digitized by Google

er den Zügel meines Pferdes ergriff. Wasser für uns, Gras für unsere Thiere, Holz im Ueberfluß, und überdies, setzte er hinzu, mir dichte Blattenbüschel mit blauen Blüthen zeigend, welche die Baumstämme umschlangen, diesen Haace, ein absonderliches Mittel gegen den Schlangenbiß! Bewundert Ihr nicht, fuhr er fort, die Pferde absattelnd, wie Gott stets das Heilmittel zunächst des Uebels gepflanzt hat? Ueberall wo diese Lianen wachsen, ist es rein Zeichen, daß die Klapperschlangen häufig sind. Seht hier oben diesen Vogel, welcher einem Fasan gleicht und über uns hinkreist, und diesen andern, von der Größe einer Taube, mit schwarzem Gefieder, mit gelben Federn unter dem Schweife? Es sind die beiden gefährlichen Feinde jenes Gewürmes, und Gott hat sie beide mit bewundernswerthem Instinct ausgestattet, um es zu bekämpfen. Ihre Gegenwart hier bekräftigt noch, was ich Euch sagte, daß diese Orte von Schlangen wimmeln.

Aber sagte ich, warum hier anhalten?

Weil wir, erwiederte Anastasio, dieß war der Name meines Führers, sicher allenthalben dieselben Unannehmlichkeiten finden würden, ohne dieselben Vortheile; bei diesen Werten weat er die beiden schweren Sättel unserer Pferde auf den Boden, und breitete gutwillig die Zaleos (Schaffelle) auf dem Rasen aus. Einer der Sättel, zum Kopfkissen bestimmt, verwollständigte diese wenig bequeme Lagerstätte.

Legt Euch hier nieder, sagte er, während ich unsern Pferden zu trinken geben und an einen Ort anbinden will, wo der Rasen recht dicht ist, damit sie tüchtig fressen können; dann wollen wir für unser Abendessen sorgen.

Ich folgte seinem Rathe, und das Gemurmel des nahen Wassers wiegte mich bald in einen Halbschlummer ein, während welchem ich mit Entzücken alle die undefinirbaren Laute der Wüste vernahm, die ihrer= seits auch einschlief. Nach einer Stunde ungefähr wurde ich geweckt; ich öffnete die Augen, die Nacht war da, und beim Schein des Feuers neben mir sah ich Anastasio vor mir stehen. Er hielt mit einer Hand ein länglichtes Säckchen und mit der andern die Hälfte einer mit Wasser gefüllten Calebasse.

Liebet Ihr, fragt er mich, den Pinole dick oder dünn?

Dick, antwortete ich, denn ich bin sehr hungrig.

Anastasio ließ das gewürzte Mehl aus dem Sacke in die Calebasse laufen, und schlug mit einem Stück Holz die Mischung Pinole genannt, bis eine Art Teig daraus wurde. Dann reichte er mir die Calebasse, so respectvoll, wie wenn es ein goldenes Gefäß gewesen wäre, das die Tafel eines Millionärs zieren sollte, und blieb unbeweglich neben mir, mit entblößtem Kopfe. Während ich emsigmit diese frugale Mahlzeit hielt, wandte ich einige Fragen an Anastasio.

Es ist wohl unmöthig dich zu fragen, sagte ich, ob du schon die Bacuache gekommen bist?

Wer ist nicht mindestens Einmal in seinem Leben nach Bacuache gegangen? erwiederte mir Anastasio, indem er meine so naive Frage zu belächeln schien.

Und du warst nie versucht, dich dem Geschäft des Goldsuchens hinzugeben?

Nein, antwortete er mir traurig; es ist bisweilen ein schreckliches Handwerk und die Lehrzeit, welche ich durchgemacht, hat es mir für immer entleidet.

Es war mir nicht unangenehm eine Schilderung eines dieser abenteuerlichen Unterzüge zu hören, wovon man mir gesprochen hatte, und ich bat Anastasio mir während meines Abendessens die Ereignisse zu erzählen, auf welche er anspielte.

Ich war kaum 15 Jahre alt, sagte er, und jetzt bin ich 35, als mein Vater, der ein unternehmender Grundbesitzer war, auf die Nachricht die ihm einer seiner Freunde von der Entdeckung eines reichen Placer gegeben hatte, mich mit meinen beiden Brüdern nach dem fraglichen Goldlager führte. Zu jener Zeit bestand das Dorf Bacuache noch nicht, und die Erzählungen, welche uns der Freund meines Vaters machte, enflammten so sehr unsere Einbildungskraft, daß wir uns wohl gehütet hätten, unsere Zeit auf dem Wege zu verlieren. Nach sechs Tagen kamen wir bei dem Presidio an der Gränze an, und nachdem wir eine Messe lesen lassen von dem Caplan des Presidio, traten wir in die Wüste ein, das heißt mitten in die Apachnia (das Land der Apachen). Der Placer, welchen wir suchten, war am Bett eines kleinen Flusses, der noch keinen Namen hat, aber um dahin zu gelangen, mußten wir wasserlose Ebenen durchstreifen. Nun, eines Abends, als wir in einem Arenal (Sandwüste) uns lagerten, starben wir buchstäblich vor Durst, und es blieb uns von sämsen nur noch eine Lederflasche voll Wasser. Dieser verwünschte Durst peinigte uns so sehr, daß wir uns darum schlugen, wer die Flasche bekommen sollte. In der Hitze des Streites wurde ein Messerstich ausgetheilt; es war unser Vater, der ihn von seinem Freunde erhielt. Beim Anblick des Blutes, das in Strömen aus seiner Wunde floß, warf sich mein älterer Bruder, um ihn zu rächen, auf den Mörder und erdolchte ihn seinerseits. Wir drängten uns um unsern Vater, welcher in der Angst seiner Verwundung heftig nach Wasser verlangte. Ich stürzte mich auf die Flasche, welche in unserer Gewalt geblieben war; aber ach, von Hand zu Hand gerissen, hatte der letzte Tropfen ihres Inhalts nur den Sand getränkt. So überfiel uns die Nacht, während welcher das Jammergestöhne unsers Vaters, der mit immer schwächerer Stimme nach Wasser rief, allein das Schweigen der Wüste unterbrach. Wir irrten wie wahnsinnig umher, und wußten nicht, wie wir ihm helfen sollten, denn so weit der Blick auch reichte, erblickten wir nur dürren Sand. Endlich hörten die Wehklagen auf; mein Vater war todt! Die ganze Nacht weinte ich an seiner Seite. Der kommende Tag beschien zwei Leichen in ihrem Blute. Neben meinem Vater glänzten Goldkörner in der Sonne mitten in einer Blutlache. Ich darf Euch wohl nicht sagen, Herr Cavalier, daß diese Gelb von den Vätern Blut abgewaschen, von keinem von uns berührt wurde. Wir hielten Rath, aber fertan war unser Wanderung ohne Ziel; wir hatten den Mann getödtet, der allein uns bei unsern Nachsuchungen leiten konnte, und wir kehrten auf unserer Spur zurück, indem wir die Leiche des Mörders auf dem Sande bleichen ließen. Deßhalb, Herr Cavalier, hab ich für immer das Handwerk eines Goldsuchers satt.

Und deine Brüder? fragte ich Anastasio, als er diese traurige Geschichte beendigt hatte.

Der Aeltere hat gleich mit dem Gambuseo aufgehört; aber Pedro, der Zweite, hat sein früheres Gewerbe fortgesetzt, und ich hörte sagen, daß er zu Bacuache sey, wo wir ihn ohne Zweifel finden werden.

Den folgenden Morgen ragte ein dichter Nebel über den Baumgipfeln, und schlug sich in reichlichem Thaue nieder; der Mond verdüsterte noch die Schlangenwindungen des Ufers, als wir wieder aufbrachen. Nach einigen Stunden Weges verließen wir das Flußbett des Ufers, um in das der Bacuache einzutreten. Wir waren so oft durch das Wasser geritten, das sich in der Schuhsohlen bildend, daß die erweichten Hufe unserer Pferde, welche nach Landesgebrauch nicht beschlagen waren, sich auf den Kieseln abgenützt hatten. So drangen wir nur langsam vor, und als die Nacht uns überraschte, obgleich wir nur während der Mitte des Tags eine Stunde angehalten, waren wir noch ferne genug von dem kleinen Dorfe Frontera. Die Gegend begann eine düstere Färbung anzunehmen. Die Bergkette, an der wir bei unserm Anzug von Hermosille hingeritten, bei statt des waldigen Amphitheaters nur kahle dürre Klippen dar. Auf diesen Spitzen ragten sich dichte Dunstschleier im Winde; auch am sandigen Flußufer war der Pflanzenwuchs ärmlicher. Große Standwirbel erhoben sich von Zeit zu Zeit, und fielen ins Wasser nieder mit einem Geräusch, das dem Regen glich. Bald kamen wir an eine Stelle, wo der Weg sich zwischen zwei steile Abhänge drängte, die auf der einen Seite von den Bergen, auf der andern von einer Felsenmauer gebildet wurden, welche kärres Gras, und Cactusstöcke und Aloes umsträngten. Einige grüne Eichen und Tannen erhoben sich aus dem Gestrüpp in Zwischenräumen, und in den Achseln ihrer Aeste oder in den Rissen ihrer Rinde flatterten Schlangenhäute, welche diese Reptilien bei der Häutung abgestreift, eckelhaft im Windhauche. Das Wasser murmelte nicht mehr, es rauschte; mit Einem Worte niemals bot sich meinem Auge eine traurigere Gegend dar.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 37. 12. Februar 1847.

Besuch der Einsiedelei Cumany in Serbien.

(Von A. Schott.)

Gleich nach der Rückkehr von den Ruinen der Kolumbatscher Thürme bestiegen wir den Wagen unseres Poschareveczer Reisebegleiters, des Macedoniers Dimetre, der schon mit zwei Pferden bespannt fertig stand, um uns zwei Stunden landeinwärts zu bringen. Wir waren der freundlichen Einladung des Igumen von Cumany gefolgt, den wir am vorigen Abend beim Bezirkshauptmann in Gradistje getroffen hatten. Die Sonne war eben nach einem leichten Abendregen im Scheiden begriffen, als wir in ein Waldthal einbogen, wo an einem klaren Felsenbach versteckt zwischen Eichen und Nußbäumen die Einsiedelei in beschaulicher Einsamkeit lag. Ein lauer West schüttelte die letzten hängen gebliebenen Regentropfen vom erfrischten Laube und mir fiel dabei die erste Strophe von Justin Kerner's Waldleben ein:

„Sey willkommen, Wandersmann
In des Waldes Einsamkeit
Was ein armes Leben freut
Hier man einzig finden kann."

Leider mußte ein kleiner Unfall unsren Willkomm in dem dunklen Nußthale durch die Unvorsichtigkeit unsres Kutschers trüben; derselbe fuhr achtlos durch einen kleinen Rudel Schweine, der mit in die friedliche Einsamkeit von Cumany gehörte. Ein halbgewachsener Sprößling dieser Waldbrüder noch unbekannt mit den Gefahren der Landstraßen, war traulich stehen geblieben und kam unter die gefühllosen Räder. Mit zerfahrener Kruppe büßte das arme Thier seine Unschuld und Begrifflosigkeit vom Glück' Serbiens, wo bis jetzt noch Landstraßen dasselbe Staunen erregen, wie im Abendlande kaum mehr die Eisenbahnen. Die Straße, auf welcher wir hinauffuhren, war zwar schmal aber gut und gefahrlos, weßhalb ich sie noch gegen manche andre, die ich schon in meinem Leben passirte, in gutem Andenken behielt: ein paar stillstehende Rößelmühlen, an denen wir vorüberkamen, gaben dem ganzen Bilde im dunklen Nußthal einen eigenen Reiz, und wir sahen rechts und links, uns daran freuend, bis endlich ein einsam stehender Chan (Wirthshaus) das nahe Kloster ankündigte. Wie der Walachei so gereichen auch Serbien deriei einzelne und sichere Herbergen zur höchsten Ehre, denn es ist fast unerhört, daß sie je einmal zum Schauplatz von Verbrechen gegen das Leben oder das Eigenthum darin befindlicher Einkehrleute würden. Hier legte schon der frühere Fürst Milosch durch blutige und bändige Handhabung der öffentlichen Polizei den sichern Grundstein zu einem Werke, das aber auch in Wirklichkeit an dem gesunden und kräftigen Sinne des serbischen Volks die sicherste Unterstützung fand. Kaum hatten wir den Chan hinter uns, so erlangten wir zu einem niedern Pallisadengaun, an dem die Straße rechts ausbog; er umschloß den Hofraum der Einsiedelei. In dem dicht daran vorüberfließenden Bache stand bis über die Kniee aufgeschürzt in schneeweiß leinenen Unterkleidern, den rothen Feß lustig auf dem Kopfe — der Einsiedler; derselbe den wir gestern in schwarzer Ordenstracht, die Tomba auf dem ehrwürdigen Haupte in Gradistje gesehen hatten; in der einen Hand hielt er einen kleinen Kübel, in der andern eine Gießkanne; mit diesen beiden Instrumenten war er eben beschäftigt, Krebse und kleine Fische (Steingrundlinge) zu fangen. Der kraftvolle Körperbau des Mannes, sein schönes zwar blasses aber durchaus heiteres Angesicht, sein wenn auch nicht ganz kirchlicher aber völlig waldeinsiedlerischer Anzug stempelten seine Erscheinung zu einem wahren Original für den Pinsel eines Titians oder Veronese. Er grüßte uns schon von weitem aufs freundlichste, hieß in den Hof fahren, und wo wir in seiner Behausung Platz fänden, uns bequem zu machen; zugleich bat er um Entschuldigung, daß er uns nicht sogleich selbst einführen könne, da er noch einige Striche Wasser um Fische und Krebse zu durchsuchen habe. Im Hofe angelangt, stiegen wir ab und erklimmten auf einem engen Steige das Klostercastell, das an eine felsige Bergwand gelehnt, seinen Eingang hinten zu ebener Erde hatte. Ein junger breitbackiger, aber ebenfalls sehr freundlicher Kleriker, der eben mit Kaffeemahlen beschäftigt war, empfing und zeigte uns die Gaststube, in welchem ein massenhafter Kleiderrechen und eine strohgeflochtene Pritsche den ganzen Hausrath vorstellte. Der junge Theologe in seiner Beschäftigung hatte für uns aus doppelter Ursache nichts Anstößiges. Einmal weil wir dabei die besten gastronomischen Hoffnungen für diesen Abend haben konnten, und weil die dunkelbraune Farbe dieser herrlichen arabischen Bohnen zum mindesten eine so geistliche war, wie sie nur ein frommer römisch-katholischer Priester oder ein stockprotestantischer Herr Pastor auf ihren Alltagsröcken tragen konnten. — Also „nur zu gemahlen!" sprachen wir auf walachisch dem gefälligen Klosterfamulus zu, der das Deutsche nur gebrochen sprach, bald aber aufs zuvorkommenste die Rolle des Hausherrn bis zu dessen Ankunft übernahm; er ließ sich dann auch bei seiner Beschäftigung so wenig stören, als der wackere Igumen, der sich als vollkommener Apostel und Diener des Herrn mit Fischfang beschäftigte, war ja doch beides bei der Ankunft von Gästen doppelt nöthig. — Wir legten indessen unsre sieben Zwetschgen (um im Volkston zu sprechen) zurecht, und nahmen

Digitized by Google

neben dem jungen Theologen Platz; bald darauf erschien der Hausherr, in der einen einen Korb Fische, und in der andern einen Büschel Grünzeug haltend, welches er im Vorübergehen aus seinem Gärtlein mitgeholt hatte. Uns nochmals grüssend, stürzte er beides auf einen geräumigen Tisch und fragte dabei nach der Uhr; nach erhaltener Antwort rieb er sich auf dem Absatz herumdrehend die Hände und sagte: „Nun entschuldigen Sie, meine werthen Gäste, ich bin sehr erfreut, daß Sie mir Wort gehalten haben und gekommen sind; ich bedaure nur, daß ich keinen Koch habe, der jetzt das Essen statt meiner fertig machen könnte. Ich hatte einen Koch, aber ich mußte ihn vor einiger Zeit wegjagen, weil er mehr trunken als nüchtern war, schlecht kochte, viel kostete und viel Geldes Werthes verschleuderte; bitte also nochmals um Entschuldigung und Erlaubniß den Koch selbst machen zu dürfen. Mit diesem sandte er seinen Famulus um Wasser, und holte sich Teller und Messer um die kleinen Fische vor uns auf dem Tisch zu putzen; wir ließen und natürlich bei solch artigem Einfiedlerbenehmen nicht träg finden, zogen ebenfalls vom Leder und standen dem würdigen geistlichen Herrn von Aumany getreulich bei, die kleinen Flossenträger abzuschuppen und mit scharfen Klingen die Kehlen durchzuschneiden und auszuweiden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Gestaltung und die Pflanzenwelt eines Theils von Sumatra.

(Schluß.)

Wir wollen indeß unsere Forschungen bis in die Wipfel der Bäume fortsetzen, und finden hier in Gesellschaft schon genannter Pflanzen die Nlemenblumen (Loranthus), die ganz auf Kosten der Säfte ihrer Stützen leben. Von unten auf gesehen sollte man sie für Blüthen der Bäume selbst nehmen, und erst bei näherer Untersuchung findet man, daß sie wie zum Dank für den Saft, den sie der Mutterpflanze entziehen, sie mit den schönsten Blumen schmücken. Auch sollte man die fleischigen Asclepiadeen nennen, die in den Vertiefungen der Gabeltheilungen der Krone nisten, in dem luftigen, leichten Boden, der sich daselbst sammelt, und wir könnten unter andern Farn das Platycerium in Form von Elennshörnern aufzählen, das man hier oft hängen sieht, aber diese Familie ist trotz ihres Reichthums noch nicht sehr zahlreich in diesem Theil von Sumatra in Vergleich mit andern Orten. Wir müssen den Sitz dieser, so wie den der krautartigen Pflanzen in den höhern, offenen, stets von dichten Dünsten eingehüllten Ebenen suchen, längs des Abhangs der Schluchten oder der kleinen Bäche, die sich darein ergießen. Hier finden wir Gelegenheit, den Pflanzenwuchs in seinen allmählichen Entwicklungen zu beobachten. Die nackten, vorsten Felsen oder die stärker getheilten Conglomerate bedecken sich anfangs mit kleinen Marchantien, deren zahllose dünne Fasern Haltpunkte suchen in den kleinsten Poren, und hier den ersten Humus erschaffen. An die Marchantien schließen sich dann die Farn (Hymenophyllum, Trichomanes), die nicht viel Nahrungsstoff brauchen, und diesen Farn selbst folgen andere krautartige Pflanzen. Schon enthalten diese Gruppen einer werdenden Vegetation die Keime ihrer künftigen Größe. Neben ihnen stehen Aroideen (Aglaomena) von bizarrer Form, kleine Sommerlilen mit einer bewundernswerthen rosenfarbenen Blüthe, und Weiderssträuche mit sammetartigem Blätterwerk bekleiden Felsenmauern, die oft wenige Jahre zuvor vollkommen unfruchtbar dastanden. Unter die Formen von entwickelterer Vegetation und tiefern weichen Schichten gehören die prächtigen Cyrtandreen, mit gelben oder orangefarbenen Glockenblüthen, großen, manchmal malvenartigen Blättern, die Phyllagathis, eine Blume mit Purpurblatt und mehrere andere.

Dann folgen die Farn, in denen die Natur den Mangel der Blumen durch eine Zusammenstellung des Blätterwerks ersetzen wollte, welche manchmal unserer bereits so voluminösen Terminologie Trotz bietet. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß sie sich unter einander eben so sehr durch die Stellung als die Gestalt des Blatted unterscheiden. An dem einen entspringen die Blätter an den Wurzeln, an andern zeigen sich bereits höhere Wurzelstöcke über dem Boden und sie machen den Uebergang zu den baumartigen Farn. Diese lieben besonders die offenen Inseln, die manchmal in den Flüssen sich finden, sie entwickeln sich hier ohne Hinderniß, und tragen ihre Köpfe mit zusammengesetzten Blättern frei über den benachbarten Pflanzen.

Auf minder hohem Boden sind es die kurzen Gymnosphären, weiter oben die Chnoophoren, deren untere Blattseite grau ist, über diesen fanden wir bewundernswerthe Formen von Cyathea oder Cibotium. Von nun an ändert der große Wald sein Aussehen; es zeigt sich eine Mischung von Formen, unter denen keine als vorherrschend bezeichnet werden kann. Wir möchten ihr gerne den Namen der Zone der Terrsträmiaceen geben wegen der Menge von Cleyera, Gordonia und Schima, die sie bewohnen, aber es mischt sich auch eine gewisse Zahl von Podocarpus hinein, welche die Zapfenträger repräsentiren, eigenthümliche Arten von Vorberbäumen, hochstämmige Eichen, Melaceen mit breiter Krone, einige Feigenbäume mit glatten Blättern, baumartige Cupatorien und Formen, die den Erifen ähnlich sind, dennoch aber nicht dazu gehören, und wie unsere Haideträuter alle andern Pflanzen vor sich verjagen. Dichte Gebüsche mit dunkelgrünem lederartigem Blätterwerk, deren Glanz dem Firniß gleicht, bezeichnen die wahren Erifen, gelbgrüne Blätter kündigen die Eurea an, blattartige grüne größere Formen und purpurrothe Beeren die Myrica. Neben den Pflanzen, welche für diesen durch die außerordentliche Trockenheit und Verglasung unfruchtbaren Lavaboden charakteristisch sind, stehen sich die geselligen, baumartigen Gnaphalien von grauer Farbe und die Gleichenien, zerbrechliche Pflanzen, die unter den Füßen des Wanderers krachen und zerbrechen. Zwischen beiden letztern, in der Höhe von 9000 Fuß, haben wir eine neue Form von Nepenthes entdeckt, die bei einer Temperatur von 45° F. (6° R.) an Arten mahnen, die unter 90° F. (26° R.) sich entwickeln. In einiger Entfernung von dieser tropischen Form erinnerten uns einige andere Pflanzen am Rand eines kleinen Baches, der zu den Quellen des großen Indragiri gehört, an das ferne Europa; Nannukeln und Veilchen, die wir zwischen der Poa sammelten, erinnerten an die Vegetation der Heimath in den ersten Tagen des Frühlings.

Nachdem wir versucht, in allgemeinen Zügen eine Skizze des Naturschmucks dieser von uns besuchten Gegenden zu entwerfen, müssen wir noch einige Worte sagen über die Veränderungen, welche ihre Flora erfahren hat. Diese sind zweierlei Art: solche, welche durch die Arbeit der Natur selbst bewirkt wurden, und die, welche die Hand des Menschen hervorgebracht hat. Es scheint, daß die Entstehung der an die Haiden erinnernden Buschregetation zu den erstern gehört; die, welche durch den Anbau herbeigeführt wurden, sind nicht minder be-

Digitized by Google

deutend; auf allen mehr oder minder flachen Theilen des Landes und sämmtlichen von Bächen durchschnittenen Abhängen bemerkten wir Terrassen in regelmäßig eingeschnittenen Stufen, wo die betriebsamen Eingebornen die zu ihrer täglichen Nahrung nöthigen Pflanzen anbauten. Zwischen diesen Terrassen erheben sich ihre einfachen Wohnungen neben breitblätterigen Bananen und unter deren Schatten verschiedene Fruchtbäume, schlanke Zucker- und großkronige Cocospalmen. In andern Strichen, wo die Ebenen minder ausgedehnt sind, hängen die Wohnungen wie Nester mit den sie beschattenden Bäumen an den Abhängen. Wenn aber das Land zum Reisbau angeeignet ist, und die Eingebornen die Kunst, Terrassen anzulegen, nicht verstehen, dann hauen sie mit der Axt, die sie an einem einzigen Morgen geschmiedet haben, in wenigen Minuten Bäume nieder, zu deren Erzeugung die Natur eine lange Reihe von Jahren brauchte. Auf dem solchergestalt entholzten Boden pflanzen sie Mais, ihre gewöhnliche Nahrung, welche einen sechzig- und mehrfältigen Ertrag liefert. Nicht zufrieden, diese unerläßlichen Unterhaltsmittel dem Boden abzuverlangen, gewinnen die Sumatresen auch noch andere Erzeugnisse, die mehr Luxussache sind.

Wie übergehen die Gewürze, um nur die Pflanzen zu erwähnen, deren Anbau durch den Handel hervorgerufen wurde. Die Geschichte Sumatras bietet in dieser Beziehung verschiedene Perioden dar. Als die ersten Europäer ankamen, war Pfeffer das Haupterzeugniß der Meeresumwohner, dann gewinnt der Baumwollenbau eine gewisse Bedeutung, gegenwärtig aber ist dieser letztere fast ganz verlassen, und der tiefgute, wenig fruchtbare Boden, namentlich im Norden, wird für die Pfefferstaude benützt. Die Striche, wo der Boden besser ist, ziehen diesem Industriezweig, der einen mäßigen aber sichern Gewinn bringt, den Kaffeebaum vor, welcher, obwohl größern Zufällen unterworfen, dem Pflanzer im allgemeinen einen bedeutenden Gewinn bietet. Somit sind an die Stelle der Urwälder hier das Heilgrün der lieblichen Pfefferstauden, der schöne Dadap mit rother Blüthe, das gefiederte Blätterwerk des Moringa, die schlanke Arengpalme getreten. Dort haben Kaffeepflanzungen das alte Gebiet der wilden Riesenbäume eingenommen, und unfruchtbare Sandstriche sind verschönert durch den Gambir, den geschickte Hände zu einem Strauch heruntergebracht haben.

Es ist aber für den Bewohner der tropischen Lande nicht genug, die Gränzen seines Ackerbaugebietes auszudehnen, er bedarf auch aller Wachsamkeit, um es zu erhalten. Kleine, anfangs unbemerkte Pflanzen erscheinen in dem umgebrochenen Boden, allmählich treten stärkere Formen hervor, und wenn der Landbauer die Natur walten läßt, so tritt sie bald in eine neue Stufe der Entwicklung. Auf der einen Stelle ist der Boden schon eingenommen von schlanken Krautpflanzen (Imperata) mit dreisen Rispen, weiterhin zeigen sich graue Myrten oder Schwarzmundarten mit runzligen Blättern und rosenförmigen Blüthen, noch weiter hin findet man die geselligen Gruppen gelbgrüner Curzen, die Malaceen mit gelber Blüthe, die Urticeen mit weißem Blätterwerk, Stinkbaumarien mit großen Kronen; diese und andere Pflanzen nehmen die wieder eroberten Striche ein, deren Grund unter einem Teppich von Bananengewächsen (Scitamineae) verschwindet. Höher hinauf sind es manchmal wilde Bananenbäume untermischt mit prächtigen baumartigen geselligen Farn, welche die ungebeure ehemals dem Ackerbau gewidmeten Striche wieder einnehmen.

Einsegnung der Pferde am St. Antoniustag.

(The Roman Advertiser. 26 Januar.)

Diese Sitte in Rom hat oft die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich gezogen, und sie ist auch in der That sehr malerisch. Die Ceremonie geht jeden Tag während der Octave des Festes vor an der Kirche des hl. Antonius, der Kirche Santa Maria Maggiore gegenüber. Ein Camaldulenser-Mönch steht am Portal und besprengt die Pferde, welche vor ihm vorübergeführt werden, mit Weihwasser. Sie sind oft bunt mit Bändern geschmückt, und ihre Herren bringen gewöhnlich Wechselkerzen oder andere Gaben, von denen die Camaldulenser das Jahr hindurch unterhalt werden. Die Formel des Segens ist folgende: „Mögen diese Thiere, o Herr! deinen Segen empfangen, daß sie durch denselben körperlich bewahrt und von allem Uebel befreit werden, durch die Fürbitte des heil. Antonius!“ Der heilige Antonius wird von den Malern dargestellt mit dem Buchstaben T, der bei den Aegyptiern das Kreuz bezeichnete, mit einer Glocke nach dem alten Gebrauch, wie man um Almosen bat, oder die Eremiten zum Gebet aufforderte; mit einem Schwein zu seinen Füßen, um seine Herrschaft über die bösen Geister, welche in dieser Form erschienen sollen, zu bezeichnen, mit dem Feuer in der Hand, da er viele von der Sünde und ihrer Strafe befreite, oder in Bezug auf die Krankheit, das Antoniusfeuer genannt, von dem er viele befreit haben soll

Die Gambusinos.

Bilder aus dem Waldleben in Südamerika.

(Fortsetzung.)

Ich hörte seit einiger Zeit auf dem Abhange rechts ein Geräusch von angestreiften Zweigen, das ich irgend einem wilden Thiere zuschrieb, als an einer Stelle, wo der Felsenkamm kahl war, ich nicht weit hinter mir einen Mann erblickte, der darüber hinschritt und mit dem Gang meines Pferdes Schritt zu halten schien. Ein großer schwarzer Hut, dessen Flügel herabhingen, beschattete sein braunes mageres Gesicht. Eine Kürbisflasche, wie sie die Pilgrime tragen, hing an einer Schnur an seinem Halse. Eine Escopeta (grobe Decke) wovon der Regen alle Farben ausgewaschen, war über seine Schultern geworfen. Kurz man konnte beim Anblick dieses Mannes schwanken zwischen Mißtrauen und Mitleid. Ich schenkte vorerst dieser Erscheinung wenig Aufmerksamkeit, aber bald war es unzweifelhaft, daß der Wanderer seine Schritte genau nach den meinigen abmaß. Um dessen gewiß zu werden, trieb ich mein Pferd an, und er schien mir auch schneller zu gehen. Ich hielt an, und er auch, um dann um so schneller vorwärts zu kommen, als ich mich wieder breitete. Diese Ausdauer mußte mich überraschen. Endlich, an einer Stelle, wo die Böschung sich gegen eine Ebene senkte, die ich gerade erreichte, hielt ich mein Pferd an, entschlossen eine Erklärung über diese Art von Späherei zu begehren. Der Unbekannte schien vorerst zu zaudern, aber er entschloß sich mir entgegenzutreten. Anstoßen ging immer voraus.

Heda guter Freund! sagte ich ihm, wenn Eure Absichten so sind, wie ich vermuthe, so habt Ihr nichts bei mir zu suchen, ich versichere es Euch.

Der Unbekannte befand sich in diesem Augenblick neben mir, und ich benützte dieß, um ihn näher zu betrachten. Er konnte einige vierzig Jahre alt seyn, aber Ermattung oder Kummer schienen ihm vor der Zeit gebraut zu haben. Einige graue Haare begannen sich unter seine schwarzen zu mischen, welche auf die Schultern fielen. Bei der Gebärde, womit ich auf meine Pistolen zeigte, flog ein trübes Lächeln über seine welken Gesichtszüge: ohne mir zu antworten, griff er mit einer Hand nach seinem Hute, und die andere aus den Falten seiner Decke hervorziehend, zeigte er mir schweigend seine fürchterlich verstümmelten Finger. Beim Anblick dieser unförmlichen Hand wich mein freigerischer Muth dem Mitleid, und ich schickte mich an dem Unglücklichen ein Almosen zu reichen. Der Unbekannte errieth ohne Zweifel meine Absicht, denn eine leichte Röthe färbte sein Gesicht.

Ich bedarf Nichts, Herr Cavalier, sagte er; die einzige Gnade, die ich mir ausbitte, ist, daß Ihr mir erlauben möget, Euch in einiger

Digitized by Google

Entfernung folgen zu dürfen, am durch diese Schlucht zu kommen. Ich hoffte es ungesehen thun zu können, aber ich will Euch lieber bitten, den Schritt eures Pferdes etwas anzuhalten, denn Ermüdung und Angst haben mich erschöpft. Bei diesen Worten beschte der arme Mensch mit seiner Decke den Schweiß von seiner Stirne; ich sah wie seine nackten Füße eine röthliche Spur im Sande zurückließen.

Ich will anhalten, sagte ich, von Mitleid gerührt; eure Füße bluten und Ihr könnt so nicht weiter gehen.

Um Gottes und der heil'gen Jungfrau Willen thut es nicht, Herr Cavalier; ich muß eilig aus dieser Schlucht kommen.

Ihr kennt also diesen Weg nicht? sagte ich.

Ich kenne ihn nur allzuwohl, Herr Cavalier; von der Stelle, wo wir sind, bis eine Viertelstunde weiter, gibt es wenige Kiesel, die nicht mit meinem Blute geröthet wurden, und von einem nach östlichem Blute, setzte er mit bewegter Stimme und einem tiefen Seufzer hinzu.

Nun wohlan denn! sagte ich, vorwärts. Auch wird die Nacht bald kommen und wir sind noch weit von der Herberge. Bei diesen Worten brach ich auf; aber obgleich ich langsam ritt, schien mein neuer Reisegefährte mir nur mit großer Mühe folgen zu können. Der Fluß drängte sich von Neuem zwischen zwei felsige Ufer von drohendem Ansehen. Die Gipfel der Fichten waren zu beiden Seiten noch von der Sonne erleuchtet, aber schon dehnte sich ihr dunkler Schatten wie ein schwarzer Schleier über dem Wasser; die Nacht bedrohte uns in dieser Tiefe mit völliger Finsterniß, und ich eilte herauszukommen.

Ich entschloß mich daher, Anastasio zu rufen, und dem Unbekannten vorzuschlagen, sich zu mir aufs Pferd zu setzen; denn, wenn auch das Mißtrauen mich noch zurückhielt, so gebot mir dagegen die Menschlichkeit einen Wanderer in der Noth nicht zu verlassen, und es war augenscheinlich, daß diesem seine Kräfte mangelten. Er nahm mein Erbieten mit großem Dank an, und im Augenblick, als er sich mühsam auf mein Pferd hob, kam Anastasio herbei. Wir setzten schweigend unsern Weg fort. Beim Anblick der hohen Bäume, welche ihre seltsame Gestalten am Himmel abhoben, bei dem dumpfen Geräusel des Laubes, welches der Abendwind schüttelte, schien mein Gefährte von einer lebhaften Angst ergriffen, und nur mit leiser Stimme sagte er mir von Zeit zu Zeit, indem er umherblickte und lauschte: Jesus Maria! Seht Ihr nichts da unten? Habt Ihr nichts gehört?

Ich horchte unwillkürlich; auch drangen meine Augen in die Dunkelheit, die sich rings verbreitete, aber ich vernahm nur das Geschrei der Eule, die von Baum zu Baum flog, und das eintönige Murmeln der Wasser; ich sah nur die schwarzen Schatten, welche die Büsche am Wege warfen.

Sind wir noch weit von dem Kreuze, von dem du mir gesprochen hast? fragte ich Anastasio. Bei dieser Frage erhohte mein Gefährte.

Hier ist es, sagte er mit erstickter Stimme. Und ich hörte ihn leise ein Gebet murmeln. In einiger Entfernung sah ich es wirklich an dem Rande der Böschung, dieses Kreuz traurig-düstern Andenkens: wir erreichten es bald.

Herr Cavalier, sagte mir der Unbekannte, Ihr würder Gute Güte auf höchste treiben, wenn Ihr am Fuße dieses Kreuzes einen Augenblick anhalten wolltet.

Warum? fragte ich, ärgerlicher, als ich darüber scheinen wollte, an so verdächtigem Orte anzuhalten.

Einen Augenblick, einen einzigen Augenblick, erwiederte der Verstümmelte mit fieberhafter Stimme, nur um jenem zu sagen, deßen Grab es bezeichnet, daß sein Tod gerächt wurde.

Ohne eine Antwort zu erwarten, glitt er zur Erde, und mit einer Behendigkeit, deren ich ihn nicht fähig gehalten hätte, kletterte er hinauf, sich an den Wurzeln festhaltend die hier und da von den steilen Wänden der Schlucht herabhingen.

Kennet Ihr denn, sagte ich erstaunt, den, der hier begraben liegt?

Er kniete nieder, und antwortete mir dumpf, indem er einen schmerzlichen Seufzer unterdrückte.

Es ist mein erwerbter Sohn, der in diesem Grabe schläft, Herr Cavalier. Ich nahm den Hut ab vor diesem Kreuze, das einen düstern Schein in die wüste Schlucht warf und wartete. Als der Verstümmelte sein Gebet vollendet hatte, steckte er sorgfältig einige Blumen in den Busen, die er am Fuße des Kreuzes gepflückt, und ritt sogleich wieder auf.

Der arme Knabe, sagte er, war schwächer als ich: er starb am achtzehnten Messerstich, denn ich habe sie gezählt, ich zählte nur die seinigen! Diese verstümmelten Hände, ihn vertheidigend, schienen mir alle Hoffnung auf Rache zu verbieten, nicht wahr, Herr Cavalier? und dennoch haben sie schgerecht, ihn zu rächen.

Ihr seid also der Gambusino Rivas? fragte ihn Anastasio.

Ja, antwortete er mit einem gewissen Stolze, ich bin der Gambusino Rivas, der zuerst den Placer von Bacuache entdeckt hat. Das Gold, das ich von dort vor einem Jahre zurückbrachte, war die Ursache am Tode meines Kindes! Ich kehrte mit ihm zurück, hier, an einem Abend wie dieser, als drei Menschenmörder das Gesicht mit schwarzen Halbmasken bedeckt, uns überfallen und angriffen. Wohl mochte ich ihnen zurufen: Gnade für mein Kind! die Hände, welche ich ausstreckte zu seinem Schutze, wurden abgehackt. Die Mörder hätten wenigstens nicht sprechen sollen, denn an ihren Stimmen habe ich sie später wieder erkannt; ihre Stimmen waren es, wodurch sie Gott meiner Rache übergeben hat.

Anastasio machte eine zweifelnde Gebärde. — Send Ihr auch gewiß, daß sie es waren? fragte er.

Hört, Herr Cavalier. Als ich vor drei Monaten mich mit jenen, deren Stimmen ich erkannte, in den Bergwerken von Sudbate befand, und das Bohrloch klopfte, welches den Felsen sprengen sollte, indem eine reiche Erzader verborgen war, da sagte ich zu mir selber: Ein Funke aus der Spitze dieses Hammers, welcher das Pulver zusammenpreßt kann uns alle in die Luft sprengen; wenn es die Mörder meines Sohnes sind, werde ich sie an dem einzigen Zeichen erkennen, daß sie allein sterben, während ich davon komme; wenn es es nicht sind, werde ich mit ihnen umkommen, und möge mir dann Gott vergeben wie ihnen! Und ich zögerte nicht mehr. Ihr seht mich hier beinahe der Angst unterliegen, welche dieser furchtbare Ort mir einflößt, wo ich mein Kind ermorden sah; ohne Euch hätten die schrecklichen Erinnerungen mich vielleicht getödtet, denn ich meinem Sohne sagen konnte, daß er gerächt ist, und dennoch hat meine Hand nicht gebebt, als ich auf den Felsen schlug, der Funke sprang heraus, und der Beweis, daß Gott mir die Mörder meines Sohnes überliefert hat, ist, daß während ihre blutigen Ueberreste auf mich niederfielen, ich aufrecht blieb, gesund und wohlbehalten! War das nicht Gottes Gericht? fuhr er nach kurzem Schweigen fort. Hätte Er diese Wunder zugegeben, wenn diese Männer unschuldig gewesen?

Anastasio schüttelte abermals unglaubig den Kopf und schwieg, und wir setzten unsern Weg fort. Eine Stunde später hörten wir das Gebell der umherirrenden Hunde, welche in Meriee die Nähe der Dörfer verkünden.

In einigen Minuten, sagte der Diener, werden wir die Feuer von Fronteras sehen. Dort Herr Cavalier, könnt Ihr eine bessere Wahlzeit finden, oder doch wenigstens unter Dach schlafen.

Nun wurde das Hundegebell immer deutlicher, aber kein Licht schien noch durch die Bäume! Wir verließen das Flußbett und folgten einem Pfad, der zu einer kleinen Oeffnung führte, in deren Mitte eine Häusergruppe in einiger Entfernung erschien; diese Häuser schienen verlassen; kein Geräusch, kein Licht verkündete die Anwesenheit ihrer Bewohner.

Wohlan, sagte Anastasio vom Pferde steigend, ich will diese Schläfer aufwecken, denn unsere Pferde werden sich ein Quartillo Mais ganz gerne gefallen lassen, und ich hoffe meinerseits einige Hühner zu unserm Abendessen zu finden.

Anastasio klopfte heftig mit seinem Säbelgriff an die Thüre der ersten Hütte, die er traf; aber der Wiederhall allein antwortete ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 38. 13. Februar 1847.

Die Insel Stromboli.

(Nach Quatrefages' Erinnerungen eines Naturforschers, Revue des deux mondes 1 Janvr.)

Diese Insel ist eigentlich nichts als ein vulcanischer Kegel von etwa drei Lieues im Umkreis, der sich 2000 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Gegen Süden wird die aus alter Asche bestehende Böschung etwas minder steil, und bildet eine schmale geneigte Ebene, auf der etwa 30 Häuser zerstreut sind, zu denen die Lava das Material geliefert hat. Einige andere sind im Norden gruppirt in einer ziemlich ähnlichen Lage; eine kleine mit Kalk beworfene Kirche sticht durch ihre Weiße von der finstern Umgebung ab. Mitten unter den Lavaen und Schlacken, welche durch die langsame Wirkung der Jahrhunderte zersetzt sind, wächst einiges Gemüse und etliche Weinstöcke, deren Erzeugniß aber zum Unterhalt der Bewohner weit nicht hinreichen würde, wenn nicht der Korallenfang eine gewinnreiche Industrie darböte. Dieser Fang geschieht noch jetzt, wie vor anderthalb hundert Jahren, wo Marsigli ihn beschrieb.

Ein kurzer Aufstieg zeigte uns bald, daß wir für unsre Studien von einem längern Aufenthalt zu Stromboli nichts zu hoffen hätten. Das thierische Leben scheint diese kalcinirten Felsen zu fliehen, die unter dem Wasser eben so unfruchtbar sind wie in der freien Luft, aber ehe wir diese Gegend verließen, wollten wir doch auch den Vulcan besuchen. Wir verschafften uns Führer, und begannen, jeder mit einem tüchtigen Stock bewaffnet, das Aufsteigen. Ein bereits sehr steiler Pfad mitten durch beweglichen Sand führte uns nach dreiviertelstündigem Marsch über die Zone der Weinstöcke hinaus. Hier nahmen die Schwierigkeiten zu: der Boden, immer stärker geneigt, wurde zugleich beweglich und war mit großen Disteln bedeckt, deren scharfe Dornen bei jedem Schritt durch unsere leichte Kleidung drangen. Bald waren wir aber auch über diese stachlichten Pflanzen hinaus, jede Spur von Vegetation verschwand, und wir sahen um uns nur noch alte Lavaschütten, die theils wie ungeheure Schlacken nackt da lagen, theils unter schwarzer, warmer Asche verschwanden, die bei jedem Schritte unter unsern Füßen wich. Dieser Theil der Wanderung war in der That sehr mühselig, und wir brauchten über eine Stunde, um den östlichen Gipfel der Insel zu erreichen. Hier fanden wir einen schmalen Kamm wie ein Dachgiebel. An der linken Seite waren wir herauf gekommen, die rechte bot eine gleichförmige geneigte Fläche dar, an deren unterem Ende, etwa 1500 Fuß unter uns, ein Felskegel sich über einem schroffen Abgrund erhob. Wir legten rasch diesen Weg zurück, und erreichten den Gipfel des alten Kegels, der den neuen an seinen Seiten eingestürzten Krater um mehr als 600 Fuß überragt. Der Vulcan begrüßte uns mit einem Auswurfe, wir sahen den Abgrund zu unsern Füßen sich entzünden, und eine prächtige Feuergarbe sich erheben unter einem Gekrach, das wiederholten Artilleriesalven glich.

Da wir unmittelbar über dem Krater uns befanden, und auf diesem beweglichen Boden nicht vorwärts konnten, waren wir in unsern Beobachtungen durch den Berg selbst gehemmt. Erstickende Dampfwolken umgaben uns jeden Augenblick, und um ihnen auszuweichen, stiegen wir einen Seitenkamm hinab, wo wir das öde Schauspiel unter unsern Augen bequem betrachten konnten. Drei concentrische Einfassungen, wovon die beiden äußern nur noch zum Theil bestehen, biegen sich um den vulcanischen Schlund. Hinter uns erstrecken sich steile Abhänge bis zu den angebauten Strichen, welche von oben herab gesehen den Anblick einer Ebene boten. Der jetzige Schlund hat sechs sehr deutlich geschiedene Oeffnungen. Zwei dieser Nebenkrater stoßen Chlorhydrat und Schwefelsäure aus, aus dem dritten rechts dringt gleichfalls ein dicker, weißlichter Dunst, in dessen Mitte rothglühende Steine wie Funken schimmern, die unaufhörlich aufsteigen und wieder niederfallen und ein seltsames Geräusch verursachen, daß man sich in einer Teufelsesse glauben sollte. Links sind die drei Mündungen, welche in Zwischenräumen Ausbrüche veranlassen. Zwei davon gehören augenscheinlich zu Einem Herd, denn sie entzünden sich und erlöschen zu gleicher Zeit. Der dritte, dessen Ausbrüche viel minder häufig sind, ist dem Zuschauer der nächste; er läßt die furchtbarsten Donner hören, und seine Garbe von Asche und glühenden Steinen steigt am höchsten empor.

Wir waren bei vollem Tageslicht angelangt, und hatten die ganze seltsame Umgebung, dessen gleichförmiges Schwarz nur hie und da durch dunkelrothe Schlackenmassen unterbrochen war, mit Ruhe betrachten können, aber die Sonne ging unter, und in dem Maaße, als das obere Licht erlosch, schien es im Schlunde sich zu beleben. Die beiden kleinen Mündungen wiederholten ihre Auswürfe alle sieben oder acht Minuten, die große Mündung alle zehn bis zwölf. So ging es fort. Endlich drängten die Führer zum Hinabsteigen, und wir mußten uns aufmachen. Da der erste Theil des Abhangs durchaus nur aus Sand und feiner Asche besteht, und nicht einen einzigen Stein hat, so sprangen wir in Sätzen hinab; in zehn Minuten waren wir über die Region der Asche hinaus. Dieser Lauf hatte etwas seltsames. Der schwarze Boden sog die matten Strahlen der Sterne ein, und die Nacht war so finster, daß ich kaum die weiße Weste des drei Schritte vor mir laufenden Führers sah.

Digitized by Google

Sobald wir über die Asche hinaus waren, mußten wir deßhalb mit größter Vorsicht und fast tappend unsern Weg suchen. Endlich erreichten wir das Ufer, und schiften uns sogleich ein, um den Vulcan aus der Ferne zu sehen, aber dieser Anblick war minder lohnend, als wir erwarteten, denn der Krater ist zu entfernt; man unterscheidet allerdings die vom Vulcan ausgestoßene Feuergarbe, aber der Anblick hat nicht mehr das Großartige, was von oben betrachtet der feurige, in Wirbeln aufsteigende Rauch und der dreifache, durch die Ausbrüche erbellte Ring gewähren.

Besuch der Einsiedelei Tumany in Serbien.

(Fortsetzung.)

Während dieser Küchenjungenarbeit wurde der Speisezettel als res publica von allen verhandelt, und dahin entschieden, daß ein Theil der Fische sammt den Krebsen zu einer Jannia, der andere Theil aber gebacken werden solle, um die Stelle des Bratens zu ersetzen. Unter allen möglichen Gesprächen über dieß und jenes wurde das Geschäft endlich zu Stande gebracht, und nun brachte der junge Gottesgelehrte Wasser und zwei irdene Kasserolen, und meldete, daß das Feuer aufgeschürt sey. Der Jgumen als Altmeister in seiner Kunst, hieß ihn hierauf noch einige kleine Leinwandfäschen holen, indem er ihm deren Inhalt näher bezeichnete. Jetzt begann der eigentliche Kochkunstaugenblick damit, daß der Oberkoch den Boden der einen Kasserole mit Oel bedeckte, denn es war strenge Fasten: in das Oel kam Reis, Zwiebel, Peterßile, spanischer Pfeffer, Salz und darauf eine Lage Fische und Krebse: diese Schichtung wiederholte er dann bis das Kochgeschirr voll war. Als diese Schüssel so zugerichtet war, trug sie der dickbeinige Waldklosster-Alumne aufs Feuer, eben so mit Salz, Peterßile und Oel gesalbt und bekränzt, wanderte die zweite Hälfte Fische zum Backen in die Kasserole. Nachdem die Küche so versehen war, holte der geistliche Herr eine mächtige Wachstuchdecke, die er über den Tisch rollte, und dann mit Hülfe seines Novizen oder Lehrjungen auftrockte. Das Tafelgeschirr war natürlich der einfachsten Art, doch bekam jeder, was er bedurfte, Teller, Serviette, Messer, Gabel und Löffel; auch dem Keller die gebürige Ehre anzuthun, fehlte das nöthige Trinkgeschirr nicht. Wein und Branntwein gingen vor, und wenn folgte das Abendmahl. Als wir Köche und Pseudoköche nun, wie weiland Hr. Saturn die eigenen Kinder, die Werke unserer Küchenarbeit verzehrten, fand besonders die Fisch-, Krebs- und Reis-Jannia allgemeinen, ungetheilten Beifall, und ich gedachte deßhalb dieses Nationalkindes, freilich nur der Küche angehörig, besonders in meinem Notizenbuche. Sollten denn nur Mährchen, Lieder, Sitten und Gebräuche merkenswerth seyn? Den übrigens einfachen Tisch beschlossen eine saure Milch und in Zucker eingesottene Kornelkirschen, je nach Belieben; ein schwarzer Kaffee, der in Serbien nie fehlen darf, vertrat die Rolle eines Erweckers der nach Tisch gewöhnlich träger werdenden Lebensgeister. Während wir dabei noch, was man sagt, „tischeiten," neben und den schwarzen Wald voll Duft und darüber ein klarer, sternbefäeter Nachthimmel, sprachen wir noch dieß und jenes, und hin und wieder, wenn das Gespräch still stand, horchten wir auf den lustigen Waldbach, der bald stockend, bald rieselnd und fröhlich sprudelnd durch die schwarze Nacht hinzog, ein unermüdlicher Wanderer durch Berg und Thal. Unter anderm forderten wir auch den Jgumen auf, uns den Ursprung des kleinen Klosters, in dem wir uns eben befanden, zu erzählen. Gleich bereit, fing er also an: „Die Herren werden sich erinnern, als sie unten durch dieses Waldthal hereinfuhren, daß dort der Weg sich theilt, indem einer rechts an einer engen Halde hinauf führt, während der andere am Wasser bleibend hieher zieht. Jener ist der nähere Weg von hier aus nach Poschareważ; unsern von dieser Stelle befand sich einst der berühmte Held und Woiwode Miloſch-Obilitsch auf der Jagd. Müde und erhitzt saß er eben neben dem Wasser, das hier draußen vorüber fließt; bald entkleidet, im Begriff sich zu baden, saß er so einen Augenblick, als er neben sich im Gebüsch etwas rascheln hörte. Er sah auf, konnte aber nicht wahrnehmen, was das Geräusch verursachte. In der Ueberzeugung, daß es ein Wild sey, legte er an und schoß hin, wo er sich Zweig und Laubwerk regen sah; kaum schwirrte die Sehne, so tönte ein Wehgeschrei, er eilte hin und fand zu seinem größten Jammer, daß er einen fremden Greis tödtlich getroffen hatte. Der Verwundete war ein armer Lebensmüder, der sich von der Welt ab und hier in der Waldeinsamkeit Gott zugewendet hatte. Miloſch war vor Leid über seine Schuld fast außer sich und lud den Todwunden auf die Schultern. So trug er ihn im Thal am Wasser herauf, um eine Hütte oder sonst eine Stelle zu erreichen, wo er Menschen und Hülfe zu finden hoffte. Bald kam aber der Tod an den armen Alten, weßhalb dieser zu seinem Träger sagte: „zu mang!" was zu Deutsch so viel heißt, als: „Da bleiben!" Der betrübte Held ließ nun den Sterbenden sanft auf die Erde gleiten, worauf dieser alsbald verschied. Der Woiwode, über diesen Unfall sehr betrübt, wußte seinem Gewissen keinen andern Rath, als neben der Leiche des Greisen zu geloben, an der Stelle hier eine Capelle zu bauen, worauf er den Todten sogleich beerdigte.

Er machte nun so bald als möglich Anstalt, sein Gelübde zu lösen, und es währte nicht lange, so ertönten Art- und Hammerstreiche in dem stillen Thale, auch war der Woiwode stets selbst geschäftig, den Bau des Kirchleins zu leiten, indem er die Werkleute anstellte, auszahlte und überdieß reichlich beschenkte. Ehe aber das Ganze fertig werden konnte, kam ein Brief vom Serbenzaren Lazar, der den Woiwoden aufforderte, sich auf dem Amselfelde für Glauben und Vaterland gegen die Türken in seinem Lager zu stellen. Sultan Amurat hatte zu dieser Zeit im Jahre 1389 bereits dort zahllose Schaaren von Kriegern versammelt. Miloſch Obilitsch, welcher sonst jedem Ruf ins Feld ohne Säumen gefolgt war, schrieb hierauf dem Zaren, seinem Herrn, zurück, und bat ihn, ihm den Zuzug diesmal zu erlassen, indem er eben im Begriff sey ein Gelübde zu erfüllen, dessen Nichtausführung sein Gewissen quälen würde. Er erzählte in seinem Briefe dem Zaren den ganzen Hergang, wie er sich ihm auf der Jagd im stillen Waldthal begeben hatte. Auf diesen Brief erwiederte ihm aber der Zaar, und begann sein Schreiben mit dem Worte: „zu mang," was hier bedeuten sollte: „Laß bleiben," nämlich die Ausführung des Baues, bis die Türken besiegt seyn werden, alsdann hast Du Zeit genug, Dich mit deinem Gewissen auszusöhnen. Miloſch konnte nun nicht mehr anders, er waffnete sich, versammelte sein Gefolge und zog in den Krieg, nachdem er den Bauleuten noch angegeben hatte, wie das Kirchlein vollendet und geweihet werden sollte. Zu dem Zweck ließ er das nöthige Geld zurück und zog ins Lager des Zaren Lazar. Der Tod dieses edelsten aller Serbenhelden so wie der unglückliche Ausgang der Amselfelderschlacht ist jedem, der die Geschichte des Landes auch nur oberflächlich kennt, bewußt. Miloſch Obilitsch fiel, sein Leben fürs

Digitized by Google

Vaterland und die Reinheit seiner Ehre hingebend, nachdem er den Sultan Amurat selbst in seinem Zelt erschlagen hatte. Als aber in diesen Gründen hier das begonnene Kirchlein fertig geworden und nach dem letzten Seufzer des durch den Helden Milosch getroffenen Greifes „Tumany" benannt worden war, wie es sein Gründer gewollt hatte, bekam es bald einen großen Ruf in der Umgegend, und viele Leute wallten dahin, um an dem Grabe des Greisen zu beten, der noch jetzt bei dem Volke unter dem Namen „Sojo" bekannt ist. Neben der Kirche ist eine kleine Wohnung sammt Garten für den Einsiedler: auch besaß dieser ein großes Stück Wald zur Jagd und Wasser zu Fischerei und sonstiger Nutznießung dazu. So stand das kleine Kirchlein lange Zeit viel besucht von Wallfahrern, die es auch mit kleinen Gaben beschenkten und das Grab des Alten mit kleinen Opfern behängten. Mehrmals stand es verlassen und von den Türken geplündert. Jetzt in der neuern Zeit vergrößerte es der frühere Fürst Milosch Obrenowitsch als Namensbruder des unvergeßlichen Helden Milosch Obilitsch. Das Vorbertheil des kleinen Schiffs ließ ersterer fast um die Hälfte verlängern. Einige von uns gestellte Fragen brachten die Zunge des sonst gesprächigen Izumens in weiteren Fluß, und er theilte uns seine nähern geistlichen und häuslichen Verhältnisse mit. Als Besoldung hat er jährlich 100 Gulden in Silberzwanziger, welche er sich aus den Einkünften des Klosters verrechnen darf, überdieß sind ihm zwei der nächstliegenden Dörfer zugetheilt, in denen er die Seelsorge zu versehen hat, und dafür von jedem Haus 5—6 Oka Mais (40 Oka = 1 Preßburger Metzen) bekommt; außerdem haben aber die Betreffenden die Stolgebühren für Taufen, Trauen und Begraben besonders zu bezahlen. Dem Kloster Tumany sind ferner zwei Landesbezirke zugetheilt, in welchen dem Izumen gestattet ist, für dessen Rechnung Geld und Naturalien zu betteln, was er übrigens alles in der Klosterrechnung zu behandeln hat, deren Revision dem Archimandriten obliegt. Nöthige Reparaturen, kleine Ausschmückungen und Bauerneinlichteten an den Kirchen- und Klostergebäuden zu machen, stehen ihm zu.

Aus allem dem geht hervor, wie streng doch die heilige Kirche in Serbien vom Staat gehalten ist und daß ihre Gebühren geordnet und nichts weniger als übermäßig gemessen sind, wie dieß z. B. in der Walachei der Fall ist. Gewiß ist es ein Beweis einer kerngesunden Staatsverwaltung, daß sie eine reiche, üppige Geistlichkeit nicht begünstigt; eben dadurch befinden sich aber auch Staat und Kirche wohler, als in andern Ländern, wo Herrsch- und Habsucht, Hoch- und Uebermuth, Ueppigkeit und Schlemmerei, Arbeitslosigkeit u. dgl. nur bei der Geistlichkeit gefunden werden. Ja selbst an dem Wohlbefinden der einzelnen Individuen läßt sich dieß wahrnehmen, wie z. B. sogleich an unserm rüstigen, liebenswürdigen Klostervirth; bald in seinem Garten, bald mit Jagen oder Fischfang oder mit Einsammeln milder Gaben beschäftigt, hat er noch überdieß den beschwerlichen Dienst der Seelsorge in zwei über Stunden entfernten Dörfern. Dem Izumen in Tumany ist der Dienst ein wirklicher und mit Anstrengung verbunden. So ist es aber noch Hunderten im Lande zugemessen. Arm sind solche Geistlichen und müssen es unter solchen Verhältnissen bleiben. So lebt ein Einsiedler christlich, er erfüllt die ersten Bedingungen unseres Herrn, der den Jüngling seine Kleider zurücklassen hieß, wenn er ihm folgen wolle. Bei der Armuth hält einen solchen serbischen Priester fortwährende Arbeit und Mühe in der Demuth, welche vereint mit ersterer zum mindesten die dritte „der Keuschheit zu leben" erleichtert; bestätigen sich doch alle Erfahrungen, „Müßiggang ist aller Laster Anfang." Um wie viel gesünder wäre so manche christliche Kirchenstütze, von welchem Bekenntniß sie auch sey, müßte sie selbst fischen, jagen, kochen und den Garten versehen, um täglich zu essen und um Dach und Fach zu erhalten, umher betteln. Auch das kleine Kirchlein mit seinem Holzthurme, die hölzernen Klosterbaracken sind festlicher als jene steinernen Klosterfesten, die als Baudenkmäler und Zierden der Landschaft wohl ihren Werth haben. Wozu fast für die Ewigkeit bauen, da unseres Bleibens nicht von dieser Welt ist? — Wohl dir, glückliches Serbien, daß du eine Kirche hast: wohl dir, daß sie arm ist und dient; wohl dir, wenn du sie so bewahrst. — Eine glückliche Landesmaßregel war unter anderm auch, daß sich die serbische Kirche von ihrer Abhängigkeit vom heiligen Berg (Athos) mit seiner herrschenden Klöstercongregation und ihren Anforderungen für immer loskaufte, um nur serbisch wirken zu können, wie es Land und Volk erheischen. Dieß sind auch die Ursachen, warum in diesem Lande der Stand der Geistlichkeit nicht wie z. B. in der Walachei überzepft ist. Nur Städte und nicht alle Dörfer besitzen ihre weltliche Geistlichkeit hier zu Land, sonst aber liegt den einzelnen in den Waldgebirgen des Landes umherliegenden Klöstern die Seelsorge des Volkes ob, die sowit auch weniger auf den jeden Sonn- und Feiertag auf dieselbe Weise sich wiederholenden Formendienst beschränkt ist, sondern mehr einen Gelegenheitsgottesdienst bildet. Dieser hat seine Zeiten an gewissen Kirchenfesten, die immer von Jahr zu Jahr abgehalten werden, und stets die Bewohner der entfernesten Gegenden zusammenführen. Ein solches Fest stand eben übermorgen als am Tag „Mariä Himmelfahrt" bevor, mit dem sich eine strenge Fastenzeit der morgenländisch christlichen Kirche wieder schließt.

(Schluß folgt.)

Die Gambusinos.

Bilder aus dem Waldleben in Südamerika.

(Fortsetzung.)

Zum Teufel, wenn ich das verstehe! murmelte er sein Gelispe wiederholend. Unser Erstaunen wuchs, als wir gewahr wurden, daß die andern Hütten, von denen einige offen standen, ebenfalls alle leer waren. Wir zählten deren zwanzig.

Hört, sagte Anastasie, der nachdenklich schien; es muß irgend eine Teufelei dahinter stecken, und es ist nöthig, daß ich ins Klare komme. Vor allem ist Vorsicht nöthig. Kehrt mit dem Gambusine in das Flußbett zurück; der Felsen wegen, die es einschließen, wird das Feuer, das wir anzünden müssen, um die Nacht dort anzubringen, nicht von ferne gesehen werden; ich aber will auf Kundschaft ausgehen, und dann zurückkommen und Euch sagen, was ich von all diesem denke. Wenn Ihr Feuer macht, so hütet Euch von den Zweigen des Palo Hediente[1] darein zu werfen: der Herr Arras wird sie Euch kennen lehren.

Diese Rathschläge ließen mich begreifen, daß die Sache ernsthaft werden könnte. Anastasio zündete eine Streichgarre an; bei dem Scheine, den sie bei jedem Zuge gab, sah ich ihn sich bücken und so den Boden unter seinen Füßen beleuchten, und weder ihn dabei in der Dunkelheit aus dem Gesichte. Ich blieb allein mit dem Gambusine, welcher mir dürres Holz auflesen half, und wir hatten bald ein Feuer angezündet, das die Nachtkühle unembehrlich machte. Nahezu eine Stunde verging, während welcher der Verstummelte das tiefste Schweigen beobachtete, ein Schweigen das die Seltsamkeit unserer Begegnung und meine eigenen Gedanken nicht zu unterbrechen mich bestimmten. Anastasio

[1] Stinkholz. Der Geruch dieses Holzes ist durchdringend und treibt von ferne zu der Feuerstätte, wenn die Flammen auch unsichtbar bleiben.

Digitized by Google

kehrte zurück. Er warf zwei Hühner auf den Boden, die er schlafend gefunden, und welchen er den Hals umgedreht hatte.

Nun? fragte ich.

Ja nun! erwiederte er, ich im Kopfe taxirend; demuthigt Euch nicht über das, was ich Euch sagen werde; aber ich fürchte einen verwegenen Schwur geleistet zu haben.

Wie das? Erklärt dich, sagte ich.

Ich habe für Euch meinem Herrn gut gesagt, dem Herrn Senator, nicht wahr?

Ja.

Aber, meiner Treu! ich fürchte mehr versprochen zu haben, als ich werde halten können. Ich habe die Spuren der Indianer in einiger Entfernung vom Dorfe gesehen und es ist ohne Zweifel die Furcht, welche seine Bewohner vertrieben hat. Ob die Apatschen fort sind, um nicht wiederzukehren, das weiß ich nicht. Auf jeden Fall können wir kaum daran denken, zu ensilhetten; unsere Pferde sind fürchterlich ermattet und können keinen Schritt mehr thun; das Beste ist also, nach meiner Meinung, hier zu bleiben, denn es wäre thörlicht mehr Gefahr dabei. Vielleicht diesen Abend noch zu erreichen, wenn es auch möglich wäre. Was ich Euch nun sage ist, daß ich, wie ich für Euch gut gestanden, Euer Schicksal theilen werde. Es ist alles, was man von mir fordern kann. Was denkt Ihr davon, Signor Rivas? Der Gambusine, in lustre Ermattung versunken, antwortete nichts.

Mit der göttlichen Ruhe! fuhr Anastasio fort, werden wir uns in allen Fällen dessen vortheilhaften. — Und mit der Gelassenheit, wovon er mir schon Proben abgelegt, raufte er seine beiden Hühner; ein Stäbchen Eisenholz, das im Ueberfluß rings umher wuchs, diente als Spieß. Ich war, wie man leicht denken kann, nicht sehr geneigt, seiner Kochkunst Ehre zu machen; indeß, wenn die Furcht ansteckend ist, so wird es auch der Muth, und die ruhige Haltung dieses Dieners gab mir am Ende meine Sicherheit wieder. Demungeachtet horchte ich ängstlich auf jedes Geräusch, das gegen Abend die Wälder erfüllt. Das Geplätschern des Wassers, das gegen die Felsen anspülte, das Krachen der Aeste, an welchen die Lenksseile unserer Pferde anstreiften, das Gesumme der zahlreichen Insecten, welche die Nacht mit ihrem ersten Dämmen herbeigiebt, das Klappern der dürren Aeste, welche sich im Abendwinde bewegten, tausend Stimmen, welche ich sonst mit Vergnügen gehört, tönten mir jetzt unheimlich und drohend. Im Augenblick, wo unser Braten, dem Anastasio seine ganze Sorgfalt zu widmen schien, schon einen lockenden Duft verbreitete, änderten sich diese Laute; wir horchten auf; Anastasio drang sich nieder um besser zu hören; aber er sagte bald mit seiner gewohnten Kaltblütigkeit: — die Weißen allein gehen so, obgleich das Auftreten von diesen da etwas dem der Indianer gleicht; — jetzt kann man sich nicht mehr darüber täuschen.

In der That ließen sich dann bald Stimmen hören, das Geräusch der Tritte näherte sich, dann zeigten sich beim Scheine des Feuers zwei Gestalten am Rande des Abhangs. Es war eine Nacht der Ueberraschungen, und die beiden Neuangekommenen fügten sich wundersam in das Schauspiel aus dem Stegreif, dessen Prolog diese Tagereise gebildet hatte. Der erste war ein Mann von hohem Wuchse, das Gesicht mit einem dichten blonden Barte bedeckt, der ins röthliche ging. Eine kegelförmige Mütze, augenscheinlich aus irgend einer Thierhaut verfertigt, die noch einige Haare aufwiese, bedeckte einen struppigen Haarwuchs von der Farbe des Bartes. Eine Jacke von grauem Tuch mit viereckigen Schößen und dreien Taschen, schrecklich zerfetzt, eine Art von Beinschienen von gegerbtem Damhirschleder, mit Riemen festgehalten, vervollständigten seine Kleidung. Lederstreifen, welche sich über seiner Brust kreuzten, hielten eine weite Jagdtasche fest, die ihm über den Leib hing, und ein Pulverhorn. Eine lange Büchse mit kupfernem Laufe war über seine Schulter geworfen. Der Anzug des andern bestand in einer Weste von ziegelrothem Leder (Gamuza), welche man über den Kopf zieht, wie ein Hemd, allenthalben mit weißen Metallknöpfen besetzt und einem paar ledernen Beinkleidern, die einst mit Silberschleifen geziert waren. Auch er trug einen Caradiner, aber mit einem lüttlicher Lauf. Ueberhies hatte er statt des Reisesackes einen schweren mexicanischen Sattel auf dem Rücken.

Am Rande des Abhangs angelangt, der den Ort beherrschte, wo wir saßen, blieben die beiden Unbekannten einen Augenblick unbemerklich.

Dieß zeigt uns, sagte der Mann in der Lederweste, indem er sich gegen seinen Gefährten wendete, daß wir weiter von denen sind, die wir suchen, als Ihr dachtet, denn diese Herren wären nicht so ruhig hier.

Das werden wir sehen, wenn es Tag ist, sagte der andere mit fremder Aussprache; aber ich behaupte dennoch, daß wir nicht weit von ihnen sind.

Von wem sprecht Ihr? fragte ich sie.

Von einer Schaar indianischer Räuber, die wir seit mehreren Tagen verfolgen, erwiederte der Mann im Lederwamms, und deren Spur wir diesen Abend in der Dunkelheit verloren haben. Wir haben Euer Feuer bemerkt, indem wir sie aufsuchten, und wenn Ihr es erlaubt, so will, so werden wir uns einige Stunden in Eurer Gesellschaft, Herr Cavalier, ausruhen. Bei diesen Worten legte er mit einem herzlichen Knuffen den Sattel, der seine Schultern beschwerte, auf die Erde nieder.

Sehr gerne, antwortete ich, erfreut über diese unerwartete Verstärkung, und hier ist Jemand, der Euch hinsichtlich der Indianer Auskunft geben kann, fügte ich bei, auf Anastasio zeigend.

Die beiden setzten sich ohne Umstände, wie es in der Gegend gebräuchlich ist.

O die Hunde, wie haben sie mich schwitzen gemacht!

Diese Worte, die der Mann mit dem blonden Barte französisch sprach, mit dem schleppenden normännischen Dialekte, verursachten mir eine lebhafte Freude, denn ich war gewiß, endlich einen wahrhaften canadischen Jäger vor Augen zu haben, einen Abkömmling des alten normännischen Stammes, einen dieser Waldläufer, von denen ich so viele wunderbare Thaten hatte erzählen hören.

Sind willkommen, Freund? sagte ich ihm weinerseits auf französisch.

Bäh! auf ein Canadier, Ihr seid ein Franzose! Nehmet sie, sagte er mit seiner harte Hand reichend, mit schlichter Freude: es ist lange, daß ich meine Muttersprache nicht mehr gehört habe. Der Teufel hol mich, wenn ich erwartete hier einen Landsmann zu finden, mit dem ich nicht französisch kauderwelschen muß!

Während wir einige Reden wechselten, theilte Anastasio seine Unterdeckungen dem Mexicaner mit.

Hatte ich Recht? rief der Canadier mit einer Siegermiene.

Ich verlange nichts besseres, als mich gelaufen zu haben, erwiederte der Mexicaner. Dann sich an Anastasio wendend: Habt Ihr nicht zwischen den Spuren, welche Ihr bei dem Dorfe fandet, die eines Pferdes bemerkt, wovon durch eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der rechte Vorderhuf ein wenig breiter ist, als der Linke?

Meiner Treu nein, sagte der Diener, aber was ich sicher bin, ist, daß die Horde, welche diese Spuren zurückließ, sich schon seit langem auf der Wanderung befindet.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Curiose Rechtsfrage. Die französischen Tribunale werden demnächst eine curiose Rechtsfrage zu entscheiden haben, nämlich die, ob ein Mauerstein wesen eines dem Urrurgroßvater angethanen Schimpfes klagen kann. Der Marquis d'Espinay St. Luc hat gegen Alex. Dumas und dessen Buchhändler Petion eine Klage eingereicht, wegen der Nelle, welche der Verfasser der „Dame von Monsereau" einen seiner Vorfahren in diesem Roman frielen läßt. (Voleur. 31 Januar.)

Das alte Autemnä. Der Roman Avocrisier vom 23 Januar bringt den Anfang eines archäologischen Aufsatzes in der Umgegend von Rom. Zuerst wurde die Lage des alten Autemnä anderthalb Stunden von Rom besucht. Es war dieß eine der ältesten Städte Latiums; sie lag auf einem Berg, von dem man unmittelbar die Verdrängung des Anio mit der Tiber überschauen kann. Auf der Stelbeit des Berges kann man noch erkennen, daß die Stadt, wie auch Virgil berichtet, sehr gut befestigt gewesen sein muß. Jetzt steht man hier nichts als grasende Schafherden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 39. 15. Februar 1847.

Aus meinem Aufenthalte auf den Nikobariſchen Inſeln.

(Von Dr. H. Rink.)

Die Weltumſegelungsexpedition mit der königlich däniſchen Corvette „Galathea,“ bei der ich als Naturforſcher angeſtellt war, hatte unter anderm den Zweck, nähere Aufſchlüſſe über die Beſchaffenheit der Nikobariſchen Inſeln zu geben. Gelegen, die im bengaliſchen Meerbuſen in der Linie, welche die Nordſpitze von Sumatra mit den Andaman-Inſeln verbindet, zwiſchen 6° 46′ und 9° 15′ n. B. liegen, waren ſchon früher von der däniſchen Regierung in Beſitz genommen, und von der Colonie Tranquebar auf der Coromandel-Küſte waren ſchon einigemal Coloniſten hinüber geſchickt worden, allein es ſchien namentlich das ungeſunde Klima derſelben die Urſache geweſen zu ſeyn, daß keine dauerhafte Colonie jemals zu Stande kam, und es war jetzt beim Verkauf der däniſch-oſtindiſchen Colonien an die Engländer die Frage, inwiefern jene Inſeln noch zu behalten wären.

Ueber den Aufenthalt der Galathea bei Madeira im Juliuſ 1845 ſind ſchon früher Aufſätze von Hrn. Profeſſor Behn in dieſem Blatte erſchienen. Nachdem wir Tranquebar, Pondichery und Madras beſucht hatten, ankerte die Galathea am 5 Nov. bei Calcutta. Der Aufenthalt in Calcutta wurde zu mehrern Vorbereitungen für die Unterſuchung der Nikobariſchen Inſeln benutzt; unter anderm wurde beſtimmt, daß ein von der däniſchen Regierung angekauftes Dampfſchiff ſchon vor der Galathea über Pulo Penang nach Klein-Nikobar und zur ſelben Zeit ein Transportſchiff directe nach letzterer Inſel abgehen ſollten. Es war mir ſpeciell aufgetragen zu unterſuchen, in wiefern Steinkohlenlager auf den Inſeln zu vermuthen wären, und da der Chef der Expedition, Capitän Steen Bille, um mir für dieſe Unterſuchung mehr Zeit und Gelegenheit zu verſchaffen, mir vorſchlug, ſogleich mit dem Transportſchiffe hinüberzugehen, ſo hatte ich, als ich Anfangs Decembers von einer kleinen Reiſe in Bengalen zurückkehrte, ſehr viel zu thun, um mich für die Abreiſe vorzubereiten. Am 8 Dec. Morgens ging ich an Bord der „Chriſtine.“ Dieſe gehörte zu den ſogenannten Country Ships oder Schiffen, die in den indiſchen Gewäſſern fahren, und von engliſchen Capitänen mit eingebornen Matroſen geführt werden. Es kam mir faſt vor, als ſähe ich ein Schauſpiel, als die Mannſchaft in ihren Turbanen und verſchiedenartigen bunten Trachten unter „Alla Salam“ Rufen die Anker lichteten, und nur der breite, engliſche Accent, in welchem der Capitän ſeine hindoſtaniſchen Commandos und Scheltworte ausſprach, erinnerte mich an die Wirklichkeit. In vier Tagen liefen wir zwiſchen die reizenden Ufern des Ganges hin zum Ausfluſſe deſſelben hinab und zwar auf die Weiſe, daß wir jedesmal die Ebbe benutzten und während der Fluth ankerten, welche Zeit ich denn benutzte, um mit dem Capitän und Lootſen ans Land zu gehen und zu jagen.

Am 13ten Mittags befanden wir uns im bengaliſchen Meerbuſen und verloren gegen Abend das indiſche Feſtland aus dem Geſichte. Am nächſten Tage hatten wir noch günſtigen Wind und recht heiteres Wetter, und wir ſteuerten in der freudigſten Hoffnung auf die Inſel Klein-Nikobar zu. Bekanntlich iſt November der Monat, in welchem im bengaliſchen Meerbuſen der Südweſt-Monſun mit ſeinem trüben, unruhigen Wetter vom trocknen regelmäßigen Nordoſtmonſun und dem heiterſten Himmel abgelöſt wird. Der Zeitpunkt für dieſen Wechſel iſt aber nicht immer ſo ganz beſtimmt, und mitunter kämpfen die beiden Monſune bis in den December hinein noch mit einander. Und ſo geſchah es denn daß, als wir am 15ten December die nördliche Breite von 16° 57′ erreicht hatten und die Luft ſelbſt bei Nacht eine äußerſt angenehme Wärme erlangt hatte, der Himmel ſich gegen Abend mit Wolken trübte, und daß ich Nachts in meiner Koje durch ein ungewöhnliches Schaukeln des Schiffes geweckt wurde. Als ich am nächſten Morgen aufs Verdeck kam, wüthete der Sturm: ich verſuchte es wie gewöhnlich, mich auf den hintern, erhöhten Theil des Schiffes zu ſetzen, bis eine Welle mich völlig durchnäßte und mich nöthigte wieder in die Cajüte zu gehen, wo ich den Reſt des Tages aufs Bett geſtreckt mit Leſen zubrachte. Indeſſen dauerte das Unwetter fort; zwei Matroſen, die im Vorderende des Schiffes beſchäftigt waren, wurden von einer Sturzwelle über Bord geſpült, doch wurde trotz der hohen See ein Boot ausgeſetzt und der eine von ihnen gerettet. Wir befanden uns damals auf der Höhe der Andaman-Inſeln und mußten wegen des conträren Windes OND ſteuern. Das Unwetter dauerte drei Tage und Nächte fort, und unſere Lage war in der That nichts weniger als angenehm. Oft erwachte ich in den prechdüſtern Nächten durch die ſtarke Bewegung des Schiffes; der Plagregen peitſchte gegen meine Fenſter, aber ſonſt herrſchte eine unheimliche Todtenſtille; die armen Laskars oder bengaliſchen Matroſen waren durch das unausgeſetzte Arbeiten in der Näſſe ſo erſchöpft, daß ſie wohl mitunter die Dunkelheit benutzten, um irgendwo ein wenig Schutz und Ruhe zu ſuchen, obgleich die heftigen Windſtöße bei Nacht viel mehr Aufmerkſamkeit forderten als bei Tage, dann hörte ich den Capitän aufs Verdeck kommen:

Digitized by Google

„Wah, is no man upon the deck?“ und dann ging es ans Schimpfen und Schlägeaustheilen.

Am 20sten klärte sich der Himmel auf, allein die Observationen zeigten, daß wir uns auf demselben Fleck befanden wie vor vier Tagen. Wir schlichen uns jetzt bei mäßigem Winde längs der Westseite der Andaman-Inseln hinunter und bekamen am 23sten Vormittags Klein-Andaman eben über den Horizont. Das Barometer stand den ganzen Tag über auf 28″ Celsius, Nachts nur wenige Grade drunter. Am 25sten Morgens endlich rief mich der Capitän aufs Verdeck, indem etwas daselbst zu sehen sey. Als ich hinaufkam, breitete sich in der That ein anmuthiges Bild vor meinen Augen aus: wir hatten die quer zur nördlichen Gruppe des Nikobarischen Archipels gehörende Insel Kabschall ganz nahe vor uns; der Anblick des Landes hatte noch immer nach einem mehrwöchentlichem Seeleben einen unaussprechlichen Reiz für mich, allein an diesem Tage wurde derselbe noch durch die überstandene ungemüthliche Reise erhöht, und das Land, welches ich sah, hatte schon während längerer Zeit zum größten Theil meine Gedanken beschäftigt. Mit Entzücken betrachtete ich die kleine, etwa zwei Meilen lange Insel, deren abgerundete Höhen mit dichtem Urwalde überwachsen waren; darüber wölbte sich der tiefblaue Himmel, unter welchem ein leichter, kühlender Nordost-Monsun kleine Wölkchen hinwegtrieb. Das Schicksal schien es bestimmt zu haben, daß wir das liebe Weihnachtsfest in diesem entlegenen Theile der Erde noch in Ruhe feiern sollten. Der Wind war gerade so abgemessen, daß wir auf unsern Bestimmungsort, den Hafen von Klein-Nikobar in der südlichen Inselgruppe Court halten konnten. Bald traten auch die etwa 1300 Fuß hohen Berge von Klein-Nikobar und die noch näher liegenden kleinen unbewohnten Inseln Meroe, Treis und Track aus dem Horizonte hervor. Unwillkürlich erinnerte ich mich nun noch einmal recht lebhaft der Vorstellungen von den Wundern der tropischen Natur und ihrer ungestörten Wirksamkeit im Urwalde und von dem Leben und Treiben wilder Völker, so wie ich mir sie in meiner Jugend ausgemalt hatte, denn der nie gehoffte Augenblick, da ich selbst in diese Welt hinein geführt werden sollte, war jetzt da. Ich saß gerade mit dem Fernrohr in der Hand und betrachtete den Kokoswald und die über den andern Wald hervorragenden schlanken Arecapalmen der kleinen, flachen Insel Meroe, der wir jetzt ganz nahe waren, als mir gesagt wurde, daß einige von den Eingebornen in ihren Canoes neben dem Schiffe wären. Mit gespannter Erwartung schaute ich vom Hinterende des Schiffes hinaus und sah drei Canoes, jedes mit mehrern kleinen Segeln und mit 4 bis sechs Personen bemannt, die sich sehr bemühten, durch Hülfe ihrer kleinen schaufelartigen Ruder dem Schiffe zu folgen; die Männer waren dem Anscheine nach ganz unbekleidet, ihre Hautfarbe braun, etwas ins Kupferfarbige fallend, allein von einer weit größern Helle, als ich sie bei den Hindus gesehen. Ich hatte damals keine gehörigen Mittel zur Vergleichung, allein als ich späterhin nach der malayischen Halbinsel kam, erstaunte ich über die Aehnlichkeit der Nikobaren mit den Malayen in Beziehung auf Physiognomie, Körperbau, Mienen und Bewegungen, so daß ich sie von den vier bekannten Völkerschaften ohne Bedenken den Malayen am nächsten stelle; nur schien es mir immer, als wären unter den Nikobaren schönere Gesichter zu finden als unter jenen, und ich weiß nicht ob ich dieses der freien, unabhängigen Lebensweise zuschreiben soll, oder ob sie den ebenfalls verwandten Birmanen, von denen ich leider nur wenige gesehen habe, näher stehen. Wir riefen die Leute an und hätten gerne einen derselben als Lootsen mit an Bord genommen, allein das Schiff ging zu schnell, und sie waren bald weit hinter uns.

Um 1 Uhr liefen wir in einen von Klein-Nikobar und der kleinen Insel Milu gebildeten Hafen ein und warfen Anker. Wir sahen uns hier fast ringsum von bergigem Lande umgeben, welches bis zu den höchsten Gipfeln der Berge mit dem üppigsten Grün der Urwälder bedeckt war; unmittelbar an der Küste gewahrte man fast überall einen Rand von Kokoswald, in welchem an mehrern Punkten Hütten der Eingebornen zu sehen waren. Wir beschlossen der Feier des Tages wegen bis zum nächsten Morgen noch an Bord zu bleiben; mehrere Eingeborne kamen sogleich mit jungen Kokosnüssen und Pisangs ans Schiff. Ihre Kähne bestanden aus ausgehöhlten Baumstämmen, der Breite nach gerade für einen Mann abgemessen, und um das Umwerfen zu verhindern, mit einem von der Seite ausgehenden, aus drei Stangen zusammengesetzten Ausleger versehen, ähnlich wie man es bei manchen malayischen und namentlich bei den ceilonesischen Booten sieht. Sie warteten so lange unten, bis wir sie einluden an Bord zu kommen, worauf sie mit großer Geschicklichkeit an der Seite heraufkletterten und in einem Nu auf dem Verdeck waren; es waren lauter Männer von kräftigem Körperbau und wie gesagt, von nicht sehr dunkler Hautfarbe. Ihre ganze Bekleidung bestand aus einem höchstens 2 Zoll breiten Streifen blauen Zeuges, der um den Leib gebunden, zwischen die Beine gezogen und hinten wieder befestigt war, von wo dann ein kürzeres oder längeres Ende wie ein Schweif herabhing. Von sonstigen Zierrathen waren wenige zu sehen, nur hatten einige ein Halsband von Glasperlen und die meisten kleine, runde Stückchen Holz an der Stelle der Ohrringe; ihr Mund war durch übermäßiges Betelkauen mehr oder weniger auf eine merkwürdige Weise verunstaltet, indem die Zähne schwarz und das Zahnfleisch dick aufgeschwollen war, so daß die Zähne, die Lippen bei Seite drängend, aus dem Munde hervorragten; doch war dieses bei jüngern Individuen weniger ausgebildet, und ich sah unter ihnen Gesichter, die ich unbedingt schön hätte nennen mögen. Auch hatten sie im allgemeinen einen freien, gutmüthigen Blick und nicht so sehr das Tückere, Hinterlistige, Mordsüchtige in der Miene der Malayen; der Hauptausdruck derselben war aber der der phlegmatischen Ruhe, doch war ein Schiff mit Europäern etwas zu ungewohntes für sie, um nicht ihre Neugierde in Bezug auf viele Gegenstände zu erwecken, ja sie halfen sogar unter Lachen den Matrosen die Taue antziehen.

(Schluß folgt.)

Besuch der Einsiedelei Tumany in Serbien.

(Schluß.)

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verging beinahe die halbe Nacht, denn wir hatten keine volle Stunde mehr bis Mitternacht, weßhalb jetzt Tisch und Bänke gerückt wurden; ersteren hatte der Klerikus während des Zgumens Erzählungen schon geräumt. Dieser brachte nun zwei mächtige Rohrmatten, rollte sie auf dem Boden hin und so war aufgebettet, indem Mäntel und Reisesäcke Kopfkissen und Decken bildeten. Der Zgumen zog sich mit seinem Famulus zurück, und bald ward es so stille wie draußen in der Waldnacht, die nur der geschwätzige Felsenbach durchrauschte.

Kaum begann es zu tagen, so schlug schon die Drossel am

Digitized by Google

Bache und der Hahn im nahen Wirthshause antwortete ihr rüstig. Jetzt wurde es auch in der Jgumens Zelle regsam; er trat heraus und stieg behutsam über unsere Beine, um zu einem Stück Eisen zu gelangen, welches auf dem Altan, der unser Tafel- und Schlafzimmer vorstellte, über der Brustlehne aufgehängt war. Auf diesem schlug er mittelst zweier eiserner Hämmer den Klostertagmarsch; er besaß darin eine solche Kunstfertigkeit und wechselte dabei in so regel- und unregelmäßigen Taktarten, daß es eine Lust zum Anhören war. Glockentöne behalten natürlich immer ihren eigenthümlichen Reiz, bleiben aber stets Maschinenklang gegen die Handarbeitstöne, wie sie hier der Einfiedler auf dem Eisen hervorbrachte: diese hatten natürlich auch höhere Reinheit, weil das Instrument, auf welchem sie geweckt wurden, schon tüchtig ausgespielt war. Dieß war also bis in die neueste Zeit der Ersatz für Glocken, welche unter türkischer Herrschaft nicht gestattet waren. Die Berge, die ihre Waldgipfel, wie mir vorkam, höher reckten, um die Sonne früher zu Gesicht zu bekommen, fingen jetzt an ihre Nachtschleier zu ihren Füßen in die thaufrischen Thalschluchten sinken zu lassen, und nun begann das neckende Singen der Vögel. Jetzt ertönte das kleine Klosterglöcklein, und der Jgumen begann seinen geistlichen Morgendienst in der Capelle abzufingen, indessen wir uns mit kühlem Wasser aus dem nahen Bache erfrischten. Als der Jgumen fertig war, trug er das Frühstück auf; er hatte dabei die Aufmerksamkeit gehabt, uns mit einem Milchkaffee zu beehren, als ob es bei Deutschen so seyn müßte. Ein Milchkaffee in Serbien ist gewöhnlich herzlich schlecht, da er wie ein schwarzer gekocht wird, nämlich mit Milch und Zucker zumal; das Kaffeemehl ist dabei auf orientalische Weise sehr fein gemahlen und setzt sich in der dichtern Milchflüssigkeit fast gar nicht, worüber eine gewissenhafte deutsche Hausfrau verzweifeln würde, wenn sie am weißen Kaffee nicht die Farbe der Chocolade sieht. Jndessen achteten wir die uns zugedachte Ehre, weßhalb und selbst der Milchkaffee von Tumany ergötze.

Nach eingenommenem Frühstück, wobei auch wieder die eingesottenen Kornelkirschen ihre Rolle hatten, gingen wir nach Jnnere des Kirchleins zu besehen, wo sich in der Nähe des Allerheiligsten zur Rechten das Grab Sozo's befindet. Der Jgumen wies unter anderem auch auf die Lampe, wo das ewige Licht brannte und erzählte, daß diese vor nicht langer Zeit neben der Kirche ausgegraben worden sey, und zwar voll mit alten Gold- und Silbermünzen. Ein früherer frommer Bruder mochte sie einst vor räuberischen Türkenhorden hier vergraben haben; von da gingen wir zur Quelle, die beim Volk eine Art heiligen Rufes genießt; neben ihr steht ein alter hohler Nußbaum, welcher ebenfalls einmal der Träger eines verborgenen Schatzes gewesen. Der Schüler eines einstmaligen Einsiedlers von hier, der im Zweifel neben seinen theologischen Studien manche Mußestunde hatte, die er wohl eher zu Naturanschauungen als zum Sonettedichten verwenden mochte, kurz, eben dieser Schüler war einmal auf besagten Nußbaum geklettert, etwa eines Vogelnestes oder seiner Feinde wegen; von oben sah er, daß der Baum hohl war, griff in ihm hinab und fand einen schweren sonderbaren Gegenstand; neugierig hob er ihn nicht ohne Mühe aus und sah daß es ein Klumpen Wachs war. Das ungewöhnliche Gewicht desselben bewog ihn zu näherer Untersuchung, und so fand er darin 1100 St. Ducaten. So hatte das Glück den jungen Gottesgelehrten schnell auf den goldenen Boden seines Berufs geführt. Bei der Quelle selbst erzählte uns der gute Jgumen von ihrem trefflichen Wasser, und daß er sie gerne höher an der Bergwand auffuchen möchte, um sie zu einem laufenden Brunnen zu fassen. Allerdings hatte er dazu einen triftigen Grund, weil es ihm und allen, die hier trinken sollten, ekelhaft war, daß an Wallfahrtstagen, wie gleich morgen einer war, Kranke, Siechc, Krüppel und Leidende aller Art sich im Glauben an die heilige Quelle die kranken Glieder, Wunden u. s. w. waschen. Die Quelle höher aufzufinden war leicht, und wir zeigten ihm darum die Gesteinsscheidung an dem Felsen, wo der Ursprung der Quelle zu vermuthen war; überdieß bezeichneten dieß noch einige eine wasserhaltige Unterlage bezeichnende Pflanzen. Als unser geistlicher Freund hörte, daß wir auch einige Kenntnisse von Pflanzen hätten (mein gegenwärtiger Reisefreund war Apotheker), so seufzte er über das Zurücksehen Serbiens, wo die Pflanzenkunde wie überhaupt alle Naturwissenschaften noch so darnieder liege. „Wie viel Nutzen" bob er an „könnte ich stiften, wenn ich die Kräuter und ihre Heilkräfte kennen möchte, denn alle Kranken und Nothleidenden kommen nur zu mir, als zu ihrem Geistlichen; sie suchen bei Klöstern und Kirche Linderung. Gläubig waschen sie sich mit dem Wasser von Quellen, die sie für heilig halten und gehen getröstet weiter, wenn sie gebeten haben. Wie gut wär es, könnten wir ihnen auch heilkräftige Arzneien mittheilen und ihnen dadurch helfen!" Zu diesen Worten lag mehr Wahrheit als der Jgumen vielleicht selbst dachte. Um dem menschenfreundlichen Klosterherrn wenigstens eine auch nur kleine Freude zu machen, theilte ihm mein Reisegefährte ein Paar kleine und einfache Hausmittelrecepte und allgemeine Regeln schriftlich und mündlich mit. Wir zeigten ihm das Tausendgüldenkraut und Beifuß als bittere Fiebermittel; von Weiden und Eichen die Rinde als zusammenziehend, die Pflanze Aron, deren Wurzel ein schleimlösendes erleichterndes Brustmittel ist; Eppichblätter auf alte Wunden zu legen, Hollunder dessen Blüthen als schweißtreibender Thee und dessen geschabte Rinde auf Brandwunden zu verwenden sind, Wurmfarren und einige andere Gewächse, die wir eben hier stehen sahen. Ueberdieß schrieb ihm der Apotheker noch einige leicht faßliche Mittel auf, wobei er besonders der Aloe, dieser wunderthätigen Heiligen unter den Heilkräutern, nicht vergaß. Unter solchen Bestrebungen dem guten Klostermanne einige Anfangsbuchstaben vom Alphabet der Heilkräuterkunde beizubringen, waren wir wieder in den Hof der Einsiedelei getreten. Der morgige Tag mit seinem Marienfeste fündigte sich bereits durch die Ankunft einzelner Wallfahrer an, welche meistens mit Saumpferden und kleinen Häuflein von Schlachtopfern, Ziegen und Schafen, das Thal heraufkamen, um auf dem kleinen ebenen Platze vor und neben dem Kloster noch einen freien Baum zu finden. Es mußte nämlich einer seyn, der seine Aeste lang hinaus und weit herabstreckte, um ihn als eine luftige Fleischbank benützen zu können: der Stamm aber bildete die Lehne für die beiden langen, fast schlauchförmigen Weinfässer, die das Pferd auf dem Packsattel beigeschleppt hatte. Eines Kellers bedurfte es weiters bei der Wallfahrt nicht, da sichs die Wallfahrer ebenfalls zur heiligen Pflicht rechnen, die Getränke nicht warm werden zu lassen.

Nun war es für uns Zeit zur Abfahrt einzurannen zu lassen, denn wir mußten heute noch zum Bezirkshauptmann von Gradistie Gospodine Jozza, mit welchem wir bis zum Abend das Kloster Nimnik besuchen wollten, um Morgen das Fest von Mariä Himmelfahrt dort mitzufeiern. Wir verabschiedeten uns

Digitized by Google

von dem freundlichen Jgumen, sagten Tumany Lebewohl und fuhren in frischem Trabe das Thal hinunter, das uns gestern Abend so heimisch aufgenommen hatte.

Eine neue Oelpflanze,

das Oel der Bergnüsse, Camelina sativa genannt, sucht man jetzt in Irland anzubauen. Die Pflanze ist eine Jahrespflanze, gehört zur Ordnung Cruciferae, und wird zwei bis drei Fuß hoch. Sie ist in den nördlichsten Theilen Sibiriens heimisch. Am besten paßt zu ihrem Anbau ein leichter Boden; doch gibt sie auch auf dem schlechtesten Boden eine gute Ernte. Man fand sie auf dürrem Sandboden, wo sonst keine Pflanze wuchs. Die Zeit der Aussaatung ist im Frühjahr. Man braucht zur Aussaat zehn Pfund für den Acre. Am besten säet man sie in Reihen, etwa neun Zoll aus einander. Man kann sie nach jeder Getreidesaat bauen, denn sie saugt den Boden nicht aus. Der Same gibt ein schönes Oel, das sowohl zum Brennen, als zur Seifenfabrication taugt, und sehr wohlfeil ist. Auch sind die Oelkuchen sehr nahrhaft und taugen zur Nahrung für Rindvieh und Schafe.

Die Gambusinos.

Bilder aus dem Waldleben in Südamerika.

(Fortsetzung.)

Seit vierzehn Tagen, nicht mehr, nicht weniger, erweiterte der Mericaner, seit sie, eine Unachtsamkeit von unserer Seite benützend, diesen Herrn Canadier und mich der Beute eines ganzen Jahres beraubt haben und überdieß einige Pferdes, das ich liebte wie mein Kind. Bei diesen Worten erbebte der Gambusino schmerzlich und verbarg sein Gesicht.

Ich meinestheils bedaure nur eine prächtige Sammlung von Otterfellen, deren Geringstes 30 Piaster (150 Fr.) werth war, setzte der canadische Jäger bei; aber Geduld, wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Es ist auch meine Schuld, fuhr der Mericaner fort, denn seit dem Tage, wo ich eines Gelübdes gegen die armen Seelen im Fegfeuer vergaß, ging nun alles in die Quere. Diese Worte wurden mit einer Andrunst vorgebracht, worüber ich mich des Lächelns nicht enthalten konnte.

Also, sagte ich, glaubt Ihr, daß die Seelen im Fegfeuer Eurem Unstern nicht fremd seyen? Ich wäre wohl neugierig zu wissen, wie Ihr sie so schwer beleidigen konntet. Erzählt es uns, während Ihr unser Abendessen theilt.

Gerne, sagte der Mericaner, einen lüsternen Blick auf das Geflügel werfend, das Anastasio vom Spieße löste. Mit Ausnahme des Gambusino Rivas waren wir, so viel ich mich erinnere, alle sehr hungrig, und ein Augenblick feierlicher Stille ging dem Essen voraus. Die Flamme des Herdes erleuchtete abwann eine der seltsamsten Gruppen, die meine Erinnerungen mir zurückrufen; sie ließen die musculöse Gestalt des canadischen Waldläufers hervortreten, warfen einen kupferfarbenen Schein auf das breucirte Gesicht des mericanischen Jägers, und gaben den verzerrten Zügen des Gambusino einen noch düsteren Ausdruck.

Ihr andern Americaner, sagte der mericanische Jäger, nachdem er sich fromm bekreuzigt hatte, glaubet an Nichts; aber wie ich sehen die Ehre gehabt, Euch zu sagen, bin ich deshalb nicht minder überzeugt, daß die Seelen im Fegfeuer Ursache an meinem Mißgeschick sind. Bevor ich mit diesem Herrn Canadier vereinigt war, machte die Jagd sichen mein Hauptgewerbe aus. Ich habe viele Nächte der Hirsche wegen auf dem Anstand zugebracht, deren Häute ich vortheilhaft genug verkaufte, oder indem ich an der Tränke im Walde den Tigern und Löwen auflauerte, für welche die Hacenderos (Eigenthümer) mir eine Prämie von zehn Piastern für den Kopf bezahlten, indem sie mir noch überdieß die Haut in den Kauf gaben. Ein kleiner Theil dieser Gewinnes diente mir dazu Messen für die Seelen im Fegfeuer lesen zu lassen, und ich kann sagen, daß meine Geschäfte guten Fortgang hatten. Dann verband ich mich mit diesem Herrn Canadier, und ließ die Thiere bei Seite, welche ich fand gejagt, um mit ihm Biber und Ottern zu fangen. Nun einst Tages, als ich allein diesen unschuldigen Thierlein auflauerte, sah ich die Geweihe von ein paar prächtigen Hirschen, welche an einem Bach in dichtem Gestrüpp zur Tränke kamen. Meine frühern Jagden kehrten mir ins Gedächtniß zurück, und ich empfand ein lebhaftes Verlangen diese beiden Hirsche zu tödten. Wie Ihr denken könnt, war das nicht leicht, aber ich hoffte, daß wenn ich zu Gott betete, es vielleicht gelingen dürfte. Ich machte daher in meinem Herzen das Gelübde, daß wenn ich sie mit einem Schuß tödtete, die Haut des einen mir, und die des andern zur Erlösung einiger Seelen im Fegfeuer bestimmt seyn würde; ich ließ zugleich zwei Kugeln weiter in meine Büchse gleiten und gab Feuer.

Und Ihr habt sie alle beide getroffen? sagte ich.

O nein! Aber als der Rauch sich verloren hatte, sah ich mit Bedauern, daß nur mein Hirsch am Boden geblieben war, während der andere wie ein Dämon davon rannte.

Für einen, der den armen Seelen im Fegfeuer so ergeben ist, war es übrigens eine leicht zu entschuldirende Gewissenssache, sagte ich, mich demüthend ernsthaft zu bleiben.

Wenn ich weniger Vertrauen auf diese heiligen Seelen gehabt hätte, würde ich nicht einen so lebhaften Schmerz empfunden haben, ihre Messe davon laufen zu sehen; es ist übrigens erst seit dem Diebstahl meines Pferdes mir der Gedanke gekommen, daß ich nach meinem ganzen Gewissen die halbe Haut meines Hirsches mir ihnen hätte theilen sollen; aber, fügte der Jäger bei, und sein Blick wurde trocken, ich hab ein anderes Gelübde gemacht, und dieses will ich halten. Seit 14 Tagen und 14 Nächten sind wir auf der Spur von diesen Apatschenteufeln. Wehlan dieß Gelübde erneuern ich hier! Der Jäger erhob sich, streckte die Hand gegen den Himmel, und mit funkelnden Augen, offenen Nüstern, rief er mit einer Stimme, welche das Echo gleichsam als Zeuge seines Schwures wiederhallte!

Ich gelobe sie anzugreifen diese Hunde, in Begleitung oder allein, überall, wo ich ihnen begegnen werde, sie zu verfolgen, wenn es seyn muß, bis in ihre Dorf. Ich gelobe auf meinen Schultern diesen Sattel zu tragen, welcher der meines armen Thieres war, das sie mir gestohlen haben, und ihn nur abzulegen, wenn ich ihn auf den Nücken eines dieser Teufel schnallen kann! Ich gelobe ihre verfluchten Kinder als Sklaven zu verkaufen und diesmal den Gewinn den Seelen im Fegfeuer zu weihen. Mögen sie mir beistehen!

Und Ihr, fragte ich den Canadier, habt Ihr auch ein solches Gelübde gemacht?

Ich, erwiederte er einfach, ich habe meinem Gefährten versprochen ihm überall zu folgen und zu thun, was er auch thut.

Dann gab er dem Mericaner ein Zeichen; dieser erhob sich von neuem, nahm seinen Sattel, lud ihn auf die Schultern und sagte mir: Wir haben uns hinlänglich ausgeruht; empfanget meinen Dank für Eure Gastfreundschaft; es ist Zeit, daß wir die verlorne Spur wieder aufsuchen, denn bei einem Gelübde, wie das meinige, schläft man und hält sich so wenig auf als möglich. Wenn der Zufall Euch nach der Hacienda de la Noria führt und ich noch am Leben bin, so hoffe ich, werdet Ihr mich mit den Seelen im Fegfeuer im Reinen finden. Lebt wohl Herr Cavalier.

Der Canadier schüttelte mir tüchtig die Hand, warf seine Büchse über die Schulter und folgte ihm. Ich blickte erstaunt den beiden kühnen Abenteurern nach, welche es wagten, allein einen ganzen Indianerstamm zu verfolgen, indem sie nur auf ihren Muth vertrauten, um ein so gefährliches Unternehmen zu vollenden. Die beiden irrenden Ritter verloren sich im Dunkel der Nacht, und ich hörte bald ihre Schritte nicht mehr im Grase.

Die beiden sind verloren! sagte ich zu Anastasio.

Wer weiß? antwortete er mit gleichgültig, während er sich am Feuer ausstreckte.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 40. 16. Februar 1847.

Die Seinereiſe von Paris bis an das Meer.

1. Paris bis Argenteuil.

Wem wären die herrlichen Ufer des Rheins, wem die wild-romantiſchen der Donau wenn auch nur aus Beſchreibungen nicht bekannt; auch die Ufer des Ebro und der Brenta haben ſchon längſt ihre Verehrer gefunden, während die freundlich pittoresken der Seine im Ausland und ſelbſt in einem großen Theil von Frankreich noch wenig bekannt ſind; dieß mag wohl daher rühren, daß erſt ſeit einigen Jahren dieſer Strom auch von Touriſten befahren wird.

Ganz in der Nähe des Dorfes Saint-Germain-la-Feuille, in dem Departement der Cote d'Or, im Kanton Flavigny, befindet ſich ein enges Thal, eine Art Hohlweg zwiſchen zwei Hügeln, die eine Verlängerung der Berge der Goldküſte (Côte d'or) ſind. Hier ſtürzt von der nördlichen waldigen Höhe ein kleiner aber reißender Bach herab, durchſtrömt etwas weiter unten einen kleinen Teich oder vielmehr eine Lache, ſetzt ſodann ſeinen Lauf ſchon breiter, aber weniger ſchnell fort, und nimmt bald rechts, bald links mehrere kleinere Bäche auf, die ſich in ihn ergießen. An einem aus wenigen ärmlichen Hütten beſtehenden Weiler vorbeiſtrömend, findet man eine halbe Meile von ſeiner Quelle die erſte Brücke über denſelben geſchlagen, ein unbedeutendes Bauwerk, welches die Straße von Dijon nach Paris verbindend über den kleinen Fluß führt, der hier von ſtarken Regen angeſchwollen nicht ſelten ſchon zum Strom wird. Ein elendes Wirthshaus, das ſich hier befindet, nennt ſich: „au premier pont de la Seine.“ (Zur erſten Seinebrücke.) Weiterhin ſtrömt der Fluß an Saint-Seine vorüber, bewäſſert die Departements der Aube, der Seine und Marne, der Seine und Oiſe, und durchſchneidet das der Seine, Paris in zwei Hälfte theilend. Eine ziemliche Zahl ſchiffbarer und fiſchreicher Flüſſe nimmt die Seine während dieſes Laufes auf, und der Canal Loiret verbindet ſie mit der Loire, der Canal de Bourgogne zwiſchen Yonne und der Saone mit der Rhone, der Canal von Saint-Quentin, der in die Oiſe mündet, mit der Somme und der Schelde, und der Canal de l'Ourcque, der in den der Seine mündet, führt der Hauptſtadt Frankreichs durch den ſie benetzenden Fluß die unermeßlichen Proviſionen aller Art Lebensmittel, Bau- und Brennmaterialien zu, welche die Rieſenſtadt täglich verbraucht.

Die Seine legt von ihrer Quelle bis zum Ausfluß ins Meer 181 Lieues zurück, macht aber ungeheure Krümmungen, namentlich in der Umgegend von Paris; 139 Lieues iſt ſie ſchiffbar, es finden ſich aber ſichere Anzeigen, daß ſie in frühern Zeiten bis oberhalb Bar-ſur-Seine ſchiffbar war, auch wurden in den Jahren 1730, 1805 und 1825 Arbeiten unternommen, die ihrer Schiffbarkeit eine größere Ausdehnung geben ſollten, jedoch aus verſchiedenen Urſachen immer wieder ins Stocken geriethen und unterbrochen wurden. Im Ganzen iſt die Schifffahrt nicht ſehr ſchwierig auf dieſem Fluß und der Canal der Seine, der von der Seine wieder zur Seine führt, überhebt die Schiffe der gefährlichen Paſſagen unter den vielen Pariſer Brücken. Indeſſen müſſen von Paris bis Rouen die Schiffe dennoch beinahe unter einem halben hundert Brücken durchfahren, dann aber iſt der Strom ganz frei davon bis ins Meer; jedoch Hinderniſſe anderer Art finden ſich nun hin und wieder vor, nämlich gefährliche Stellen, die heute Untiefen ſind und morgen wieder mehrere Metres Waſſertiefe haben, was der Ebbe und Fluth des Meeres zuzuſchreiben iſt, welche bis Rouen und noch weiter hinauf ihren Einfluß bemerkbar macht und beweglichen Sand und Kieſelſteine anhäuft und wieder wegſpült. Die Schiffer haben ſich beſonders bei Elbeuf in Acht zu nehmen, wo ſich eine bei der Fluth gefährliche Klippe, der Felſen Saint-Aubin genannt, befindet; ſodann ſind viele Sandbänke zu vermeiden, namentlich bei Bardouville, an der Bouelle, von der Inſel Val-de-la-Haye bis nach Mailleraye, an der Spitze der Inſel Columet, an dem Felſen du Trait, die ſogenannte Muſchelbank Caudebec gegenüber, von der man glaubt, daß ſie durch die eingeſtürzten Ruinen der Abtei Fontenelle entſtanden ſey, und beſonders die beweglichen Sandbänke in der Gegend und zwiſchen La Roque, Villequier und Quilleboeuf, wo man heute ſcheitert und geſtern gefahrlos darüber wegfuhr. Auf der Höhe von Quilleboeuf befindet ſich auch die Traverſe, die von den Schiffern gefürchtetſte Klippe, über welche bei der Ebbe kaum ein Meter hoch Waſſer rinnt. — Schon ſeit Jahrhunderten iſt man mit dem Plan umgegangen, dieſe Hinderniſſe aus dem Weg zu räumen, und entwarf zu dieſem Zweck allerlei Projecte, aber außer dem Canal der Schleuße bei Pont-de-l'Arche, der zur Zeit Napoleons beendigt ward, wurde keines ausgeführt.

Die Seine hat im Ganzen einen ſehr langſamen Fall und verurſacht keine ſehr große Ueberſchwemmungen, da ſich keine hohen Gebirge in der Nähe ihrer Ufer befinden, die ſie durch geſchmolzenen Schnee und Eismaſſen bedeutend anſchwellen könnten. Die größten Schiffe, die zwiſchen Paris und Rouen fahren, ſind die normänniſchen Beſogues oder Foucets, von denen man in der neueſten Zeit jedoch wenige mehr ſieht; ſie haben bis fünfundſechzig Metres Länge bei neun Metres Breite. In der Regel bedürfen ſie oft bis zehn Tage, um von Paris nach Rouen,

Digitized by Google

und vierzehn bis sechzehn um von Rouen nach Paris zu fahren. Die gewöhnlichen Schiffe haben nur zweiunddreißig bis achtundvierzig Metres Länge bei vier Metres Breite. Von Rouen bis Havre sind drei Arten Schiffe gebräuchlich, nämlich solche die bis 200 Tonnen aufnehmen, diejenigen die nur 60 bis 80 Tonnen halten, und die Dampfschiffe. Wenn nicht die oben erwähnten Hindernisse und gefährlichen Stellen wären, so könnten Schiffe von 400 Tonnen von der See bis Rouen fahren. — Man rechnet, daß jetzt über 800,000 Tonnen jährlich von Havre nach Rouen und Paris, und umgekehrt ebensoviel transportirt werden. Die Verproviantirung von Frankreichs Hauptstadt ist, was die Seine vorwährend belebt. Getreide, Mehl, Vorbraun- und andere Weine, Butter, Cider, Fischthran, Hanf, Flachs, Wolle, Baumwolle in ungeheuern Quantitäten, Leder, Pech, Specereien, Tuch, Colonialwaaren aller Art, Aepfel und anderes Obst, Häcker, Seefische ꝛc. werden ihr auf diesem Weg in großen Massen zugeführt. Auch ist die Seine selbst ein sehr fischreicher Fluß und liefert besonders schmackhafte Störe, Salmen, Aale, Alse, Maifische, Schlinge, Sole, Meerzungen, Stinte u. s. w.

Von ihrer Quelle bis Paris sind die Ufer der Seine im allgemeinen sehr monoton, traurig und bieten wenig merkwürdiges dar, desto schöner, romanischer, freundlicher und malerischer sind sie von Paris nach Rouen und von da nach Havre, wo sich der Strom zusehends sehr erweitert und endlich die Breite eines amerikanischen Riesenflusses annimmt. Der Anblick der Ufer ist nun wahrhaft großartig, da der Strom eine der gesegnetsten und reichsten Gegenden Frankreichs durchschneidet. Mit jedem Schritt stellen sich den Blicken des Reisenden historisch sehr merkwürdige und interessante Orte dar. Freundliche Städte, prächtige Villas, herrliche Schlösser mit ihren Gärten, Kirchen, Capellen und Ruinen wechseln unaufhörlich an beiden Ufern ab, man kömmt an zahlreichen pittoresken Inseln vorüber, und die Zeit verschwindet auf das unterhaltendste. — Rodier sagt: „die Geschichte der Seine ist die Geschichte Frankreichs, es ist mit Flüssen wie mit Nationen, unbekannt bei ihrem Entstehen, läßt nichts an der unbedeutenden Urquelle den Lauf vermuthen, den sie nehmen werden.“ Die Seine ist ein ganz französischer Fluß, von der Quelle bis zu ihrem Ausfluß. Im Vorbeiströmen benetzt sie Burgunds lachende Gefilde, in ihren Wellen spiegeln sich dessen vergoldete mit Weinranken gekrönte Hügel, majestätisch windet sie sich durch die Weltstadt Paris, die Kais des Louvres, der Tuilerien mit ihren uralten Ulmen und Kastanien bespülend. An ihren Ufern lagerten nach einander Cäsar, Constantin, Julian, Attila, Chlodwig, Karl der Große und der Herzog Rollo. Auf einem seiner Ufern standen die siegreichen deutschen Heere, während auf dem andern noch Napoleon zagte. Wenn alle die an der Seine Strand Gebliebenen durch die Posaune des jüngsten Gerichts erweckt würden, so böten die Furchen der Felder nicht Raum genug für alle die, die von Jahrhundert zu Jahrhundert ihr Grab in denselben fanden. Allenthalben, wo sich eine Stadt, ein Kirchthum erhebt, floß auch das Blut wilder Krieger, und es ist eine Waffen- oder auch Gräuelthat zu berichten. In den ersten Reihen berühmter Todten die hier gefochten oder fielen, glänzen die Namen Philipp Augusts, Richard Löwenherz, Johanna d'Arc, Wilhelm der Eroberer, der Vater Heinrichs IV ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Aufenthalte auf den Nikobarischen Inseln.

(Schluß.)

Als wir zu Tische saßen und beim „Christmeßplumpudding“ beschäftigt waren, wurden wir benachrichtigt, daß ein Gentleman vom Ufer aus im Anzuge sey. Und wirklich ruderte ein Canoe mit einem in weiße Jacke und Hosen gekleideten und einen gelben Regenschirm über den Kopf haltenden Herrn auf uns zu. Als er auf den Rand des Schiffes heraufgekommen, sahen wir ein ächtes Nikobarengesicht mit schwarzen, hervorstehenden Zähnen und hölzernen Pflöcken in den Ohren unter dem alten, schäbigen, tief in die Stirn gedrückten Filzhute hervorgucken. Er blieb ernst, feierlich seinen Schirm in der Hand haltend, stehen, bis eine Treppe angesetzt ward, worauf er ohne eine Miene zu verändern, aufs Verdeck herabstieg und zu uns ins Speisezimmer kam; er setze sich dann, den Rücken gegen uns gekehrt, auf einen Stuhl, da wir ihn aber durch Zeichen einluden mit uns zu speisen, so fiel er ohne viele Höflichkeitsreden über den mit Reis und allerlei Fleischspeise gefüllten Teller her und spitzte, um das ihm dargebotene Glas Madeirawein zu verschlucken, den Mund auf eine Weise, bei der wir uns kaum des Lachens enthalten konnten. Wir ließen jetzt einen Matrosen, der fertig malayisch sprach, hereinkommen, um mittelst dieser Sprache, deren fast alle Nikobaren mächtig sind, den Dolmetscher zu machen. Als wir ihn fragten wie er heiße, antwortete er, George Piggin, und daß er sich selbst diesen Namen gegeben nach einem englischen Schiffer, von dem er gehört. Uebrigens erfuhren wir, daß er außer uns nur einmal ein europäisches Schiff in diesem Hafen gesehen, nämlich das des Capitäns Lewis, eines Engländers, der vor etwa acht Monaten von Calcutta herübergekommen war und ihm die dänische Flagge anvertraut und die Kleider und den Schirm geschenkt hatte. Er hatte sich seit der Zeit Raja oder König genannt und fühlte eine Art von Ueberlegenheit über seine Landsleute, als stehe er uns Europäern näher. Wir befragten ihn über die Beschaffenheit des umgebenden Landes, über die Producte und Bewohner desselben; er antwortete auf alles ganz kurz und ohne eine Miene zu verändern, nur daß er sich zum Zeigen nach einer Himmelsgegend des zugespitzten Mundes statt des Zeigefingers bediente. Es ergab sich, daß die Insel sehr sparsam bewohnt sey im Verhältniß zur nördlichen Gruppe, daß sie auch keinen Tauschhandel um Kokosnüsse mit Schiffern treiben und nur mitunter Trepangfischende Malayen und Birmanen in ihrem Hafen sähen; ferner, daß sie bei ihren Hütten Schweine und Hühner hielten, daß aber die Kokosnuß ihr Hauptnahrungsmittel sey, außer welcher sie noch Mams, Pisangs, Popava und Ananas hätten. Nach Tisch gingen wir aufs Verdeck, wo ich Tabak unter die übrigen Nikobaren, die bei einem großen Kessel mit gekochtem Reis saßen, vertheilte; Tabak bietet ihnen einen ihrer höchsten Genüsse, und Tabaksblätter gelten auf den Inseln als baares Geld. Wir brachten den Nachmittag, eine Cigarre rauchend und uns mit unsern neuen Freunden unterhaltend, recht angenehm zu.

Am nächsten Morgen ging ich, vom jüngsten Steuermann des Schiffes begleitet, zum erstenmal ans Land. Es war am zweiten Weihnachtstage und ein wundervoller heiterer Himmel; die große Hitze wurde durch einen leichten Seewind gemildert. Das erste was mir auffiel, als wir uns dem Lande näherten, war das Korallenriff, welches dasselbe allenthalben umgibt und

Digitized by Google

bis zu einer Entfernung von 100 Schritten ins Meer hinausgebaut ist, wofelbst es, indem die Wellen sich dagegen brechen, eine heftige Brandung bewirkt. Man trifft gewöhnlich, wenn man eine Zeitlang längs der Brandung gerudert hat, eine kleine Unterbrechung des Riffs, da wo nämlich ein kleiner Bach süßes Wasser ins Meer hinausführt und das Leben der Korallenthierchen unmöglich macht, und man hat dann einen sichern Hafen, in welchen man mit dem Boote hineinlaufen kann, während die Brandung zu beiden Seiten tobt. Wir landeten in einem kleinen Meerbusen an einem Orte, wo keine Menschenwohnungen zu sehen waren. Ein schmaler Streifen Landes, der mit weißem Korallensande bedeckt war, schied das Meer vom Urwalde, dessen äußerster Rand theils durch große Laubbäume (Barringtonia speciosa) mit weißen Blumen und die ihre mächtigen Aeste über das Wasser hinaushängen, theils durch Kokuspalmen, Pandanus, und einige kleine Gesträuche (Scaevola) mit frischem hellgrünem Laube gebildet wurde. Indem wir das Bett eines kleinen halb ausgetrockneten Baches verfolgten, dessen aus weichem Sandstein und Thonschiefer bestehendes Gerölle ich zu untersuchen wünschte, gelangten wir in den Wald hinein. Es ging bald durch Wasser und Morast, bald über schlüpfrige Sandsteinblöcke und halbvermoderte umgefallene Bäume, bis eine steile Felsenwand, über welche herab der Bach einen niedlichen Wasserfall bildete, unser weiteres Fortschreiten hemmte. Ich erstaunte über das bunte Gemisch der verschiedenen Pflanzenformen, Pandanus, baumartige Farren, Cycadeen, verschiedene Lianen, wilde Pisangs, aus denen das undurchdringliche Gesträuch unter den höhern, großentheils feigenartigen Laubbäumen gebildet war; denn sehr verschieden war diese Vegetation von der der cultivirten Gegenden Indiens, die ich gesehen hatte; dazu kam die feierliche Stille des Ganzen, die nur durch die Stimme der Turteltauben und Papagayen, so wie durch das Klettern der Affen in den Aesten der Bäume unterbrochen ward.

Im Laufe von 14 Tagen setzte ich ähnliche Excursionen fort, besonders um die Durchschnitte der Gebirgsmassen, welche die steilen Abhänge am Meere darbieten, zu studiren. Ich besuchte dabei häufig die Eingebornen und lernte ein Volk kennen, dessen kleine Gesellschaft hier fast abgeschlossen von aller Communication mit andern Nationen von Uralters her gelebt und dadurch ein eigenthümliches, ich möchte sagen, patriarchalisches Gepräge erhalten hatte. Die Bevölkerung der von mir während dieser Zeit besuchten, etwa zwei Meilen langen Küste von Klein Nikobar und Pulo Milu möchte ich höchstens auf 150 bis 200 Seelen anschlagen. Der übrige Theil der Insel ist noch sparsamer bevölkert. Ihre zerstreuten Hütten liegen sämmtlich unmittelbar am Ufer auf dem durch die Thätigkeit der Korallen und aus Bruchstücken derselben gebildeten Flachlande, welches vom Fuße der aus älteren Gebilden bestehenden Berge und innern Theile der Insel ausgeht. An dieses Flachland ist so zu sagen ihre ganze Existenz gebunden, indem es den Wuchs der Kokospalme und damit ihren wichtigsten Lebensunterhalt bedingt. Die Hütten der Nikobaren sind immer von Kokoswald umgeben; das Wasser der jungen Nuß bildet ihr gewöhnliches Getränk; der Kern ist ihre Hauptspeise, und damit füttern sie auch ihre wenigen Hausthiere, nämlich Schweine und Hühner, welche für festliche Gelegenheiten aufbewahrt werden. Aus der harten Schale der Nuß machen sie Gefäße, und wissen auch aus dem vom durchschnittenen Blumenstengel herauslaufenden sehr zuckerhaltigen Safte durch Gährung den wohlbekannten Toddy oder Palmwein zu bereiten.

Aus dieser Einfachheit ihrer Bedürfnisse so wie aus einer gewissen der Race angebornen Trägheit und auch der geringen Anzahl der Individuen folgte eine merkwürdige Einfachheit in allen ihren Lebensverhältnissen. Meiner Erfahrung gemäß herrschte kein geschiedenes Eigenthum des Kokoswaldes hier wie auf den nördlichen Inseln. Da die Nüsse im Ueberfluß vorhanden waren und keinen Handelsartikel mit Schiffen bildeten, so nahm jeder wie und wo es ihm gerade gefiel, obgleich die Bäume jedenfalls theilweise gepflanzt waren. Auch schien es mir als sey gar nichts da, was mit einer Staatsverfassung zu vergleichen wäre. Da keine Berührung mit fremden Völkern eine solche nöthig gemacht hatte, so konnten nur Streitigkeiten unter ihnen selbst eine Art von Gesetzlichkeit fordern, allein solche fielen bei der Einfachheit ihrer Bedürfnisse und Leidenschaften nur selten vor und wurden dann wohl ganz privatim von den beiden Streitenden unter sich abgemacht. Ich habe oft gefragt, ob George Piggin oder irgend ein Anderer etwas unter ihnen zu sagen habe, ob sie ihm in irgend einer Weise gehorchten. Man antwortete mir aber jedesmal mit Lachen und mit den Worten „wie ich wohl glauben könne, daß ein einzelner Mann etwas gegen viele vermöge?“

Die Gambusinos.

Bilder aus dem Waldleben in Südamerika.

(Fortsetzung.)

Der Schlaf, stärker als ein Ueberrest von Besorgniß, schleß mir bald die Augen, während ich noch über die Seltsamkeit dieser Begegnung nachdachte. Den folgenden Morgen verschwand der Mond schon hinter den Bergen, als wir unsern Weg gegen Bacuache fortsetzten. Wie den vorigen Tag nahten wir uns nur sehr mühsam unserem Ziele; unsere Pferde kannten kaum weiter kommen, so sehr hatten ihre Hufe sich abgenützt. Mirau folgte uns ohne Aufenthalt zu Fuße, dank dieser gezwungenen Langsamkeit, und wir bildeten so ein trübseliges Trio von Wanderern. Als indeß der Tag kam, und unser Gefährte von Zeit zu Zeit stehen blieb, ließen wir ihn bald hinter uns, bis endlich, bei einer Wendung des Pfades, wir ihn ganz aus dem Gesichte verloren. Ich rief ihm wiederholt, aber meine Stimme verlor sich in der Oede, und Niemand antwortete mir.

Bemüht Euch nicht länger um ihn, Herr Cavalier, sagte Anastasie; er sucht wahrscheinlich irgend einen Cresten, denn Ihr müßt wissen, daß wir schon lange auf einem an Geld fruchtbaren Boden wandern, und so wird er allein und verlassen von seinem früheren Instinkte getrieben werden. Er ist wie mein Bruder, ein geborner Gambusino, nichts wird ihn davon abbringen, und er wird sterben, wie er geboren wurde. Ich glaube übrigens nicht, daß er bei rechtem Verstande ist. Seit dem Tode seines Sohnes hat sich ein finsterer Wahn seiner bemächtigt. Er glaubt überall die Stimmen der Mörder seines Kindes zu erkennen; nach allem Anschein hat seine schreckliche Rache nur Unschuldige getroffen, und so wird er es nicht dabei bewenden lassen.

Ich bedauerte den armen Verstimmelten, aber bald verschwanden meine Gegenbilder, die man auf der Reise bei jedem Schritte begegnet, das Andenken des Gambusino aus meiner Seele. Endlich nach achtstündigem beschwerlichem Marsche kamen wir an einen Ort, wo einige Gruppen zerlumpter Goldwäscher, die uns einen scheelen Blick zuwarfen, ihr Gewerbe ausübten. Einige Schritte weiter, bei einer Wendung, wo der Weg hinter einem dichten Baumverhaug hervorkömmt, sah ich in einer Schlucht, die eben so lang als breit war, Hütten von Baumästen oder grünem Rohr, welche von feene nicht von den Tannen am Bergabhang zu unterscheiden waren: dieß war Bacnache. Bevor wir das letztemal über den Fluß setzten, hielt ich auf der Ebene, welche das westliche Ufer bildet, um die ganze Lage des Platzes ins Auge zu fassen. Vor mir öffnete sich das enge Thal, auf drei Seiten von steilen Abhängen umgeben, die ganz mit Rabelholz besetzt waren. Graue

Digitized by Google

Felsen drangen aus dem zerrissenen Boden und hoben sich mit ihren Spitzen von dem dunkeln Waldesgrün ab. Von dem Berge herab, welcher das Thal schließt, fiel ein Bach zwischen das Gestein und schäumte hier und da in brausenden Strömen. Einer der Bergzacken, welche Racome von Bacuache trennen, gibt diesem Waldbach seinen Ursprung. Die Gipfel dieser Pennen waren mit dichtem Gewölk bedeckt. An den Ufern des Stromes, selbst mitten in seinem Bette, und im Sande im Thalgrund, durchsuchten Männer mit Barretas das Geheirch oder schlemmten das Gerölle. Von Zeit zu Zeit tönte ein Schuß, der die Felsen sprengte, in dumpfem Wiederhall, der in der Ferne erstarb. Dann mischten sich wirre Stimmenstöße, Freudengeschrei mit diesem Geräusch, das durch kurze Zwischenräume unterbrochen wurde, wo man nichts mehr hörte, als das Rauschen der Wasserfälle. Wenn man bedenkt, daß die Ausbeute jeglicher Pertenencia keiner Obrigkeit unterliegt und die Boden nicht dem zuerst Besitznehmenden, sondern dem Stärksten angehört, so begreift man leicht, daß jeder neue Ankömmling den Verdacht der frühern Ausbeuter dieser Placeres erregen muß. Und so teilt ich mit einigem Herzklopfen mein Pferd an, um näher zu kommen; Anastasio folgte mir auf dem Fuße; wir nahten uns einer Gruppe von Männern, welche die Batea (Wannen), die sie in der Hand hielten, mit Sand füllten. Anastasio wandte sich an einen davon, um ihn zu fragen, ob er vielleicht zufällig den Herrn Pedro Salazar kenne, den wir aufsuchen wollten.

Bei dieser Frage, die Anastasio mit seiner gewohnten Gelassenheit machte, unterbrach einer der Wäscher seine Arbeit, und während er sich eine Handvoll Sand vor die Augen hielt, antwortete er: Ich wüßte Euch nicht zu sagen, ob der, den Ihr suchet, noch am Leben ist. In jedem Falle muß er am Ufer des Stromes sein, den Ihr von diesen Pennen niederstürzen sehet. Und er wies auf den Bach, dessen ich erwähnte und der an der entgegengesetzten Thalwand herabfloß. In dem Bette dieses tiefen Arroyo fanden wir einen Mann von hohem Wuchse. Ein aufgezäumtes Pferd war an einen Baumstamm gebunden. Ein bloßer Degen hing am Sattelknopf. Der Mann, der bis an den Gürtel im Wasser stand, schichtete Steine auseinander.

Er ist es, sagte Anastasio.

Eine herzliche, ich möchte sagen feierliche Begrüßung fand zwischen den beiden Brüdern statt, welche sich seit langen Jahren nicht gesehen hatten.

Da Señor mich beschäftigt den Lauf dieses Stromes abzuleiten, sagte Pedro, als die Briefe von Fragen und Antworten, die in solchem Falle gewöhnlich sind, erschöpft war.

Es ist ein gutes Zeichen, erwiderte sein Bruder; aber die Vergangenheit gilt die also nichts, daß du dein gefährliches Gewerbe fortsetzest!

Was willst du? sagte Pedro; jeder folgt seinem Berufe: der meinige ist stets im Handgemenge mit der Gefahr eines Gewerbes, das ich jedem andern vorziehe, gerade weil es so gefährlich ist. Ja wir sind hier ganz in Feindes Land, und du siehst meine Barreta neben meinem Degen.

Und er wies auf sein Pferd, das neben ihm angebunden war.

Wie das? fragte Anastasio, die tiefste Ruhe scheint mir hier zu herrschen.

Ja, dem Aeußern nach, erwiederte Pedro; aber in der That benehmen mich alle um den Besitz dieses Gewässers. Ich habe mehr als einmal das Messer gegriffen, um meine Rechte gegen meine Gefährten zu vertheidigen, und selbst gegen die Goldwäscher von Racome, welche behaupten, daß dieser Bach auf ihrem Gebiete entspringe. Ich habe den Neidern zu Bacuache Schweigen geboten; aber wir hatten einen Streit mit denen von Racome, worin mein Mitbeihalber verwundet wurde, und wir erwarten jeden Augenblick einen neuen Angriff, weshalb wir auf unserer Hut sind. Ungeachtet dieses verdrießlichen Zufalles mußten wir uns entschließen einige Tage in Bacuache zu verweilen, um den Pferden Zeit zu lassen: zu Heilung ihrer Hufe, und Anastasio fragte seinen Bruder, ob er uns aufnehmen könne.

Meine Hütte ist hier unten, antwortete Pedro, und ich biete sie bereitwillig diesem Herrn an; aber es ist möglich, daß das Rechzen des armen Teufels, der sich dort befindet, ihn am Schlafen hindert, wenn er nicht an dergleichen gewöhnt ist. Anastasio sah mich fragend an, und auf ein willfähriges Zeichen, nahm er das Erbieten seines Bruders an. Ich stieg ab, und während er die Pferde fortführte, setzte ich mich neben den Gambusino, welcher seine Arbeit fortsetzte.

Es scheint mir, sagte ich, um das Gespräch einzuleiten, daß Ihr Euch unnöthige Mühe gebt, denn wenn der Bach reich genug an Gold ist, um Euch Neider zu erregen, so muß es Euch hinreichen sein Bett auszubeuten?

Das hab' ich auch gethan. Von dem Sturze an den Ihr da unten sehet, gibt es keinen Kiesel und kein Sandkorn, das nicht durch meine Hände ging; der Erfolg hat meine Erwartung übertroffen, und mich zu meiner gegenwärtigen Arbeit bestimmt.

Ich sehe diese Nothwendigkeit nicht recht ein.

Hört, fremder Herr, erwiederte der Gambusino, indem er ein Lederläschchen unter seinem Hemde hervorzog und mir ein Goldkorn von der Größe einer Haselnuß mit scharfen Rändern zeigte; was würdet Ihr von dem Placer halten, wo Ihr eine Pepita dieser Art finden könnt?

Daß das Goldlager nahe ist, weil sie nicht Zeit hatte, sich durch Reibung abzurunden.

Und wenn, über einer gewissen Stelle Eure Arbeit, die sonst überall Gefolg hatte, stets nutzlos bliebe?

So würd' ich darauf verzichten.

Und Ihr wäret sehr im Unrecht, denn der Erzgang, welcher diese Stücke hervorbrachte, kann nur jenseits der Stelle sein, wo diese Nachsuchungen vergeblich werden. Mit Einem Worte, fuhr er leise fort, die Abhänge dieses Sturzbaches, dessen Wasser ich abzuleiten suchte, müssen das Gold theilweise bergen, das man im Thale findet.

Und Ihr fürchtet nicht, daß Eure Genossen, Eurer guten Glück vermuthend, Euch einen schlimmen Streich spielen könnten?

Ich bin darauf gefaßt, fürchte sie aber nicht. Seit meiner Kindheit bin ich an die Gefahren meines Gewerbes gewöhnt. Ich habe Verstand zugleich mit Kühnheit erworben, und schon einen großen Theil meiner Beute in Sicherheit gebracht. Im Fall eines Unglücks werde ich mein Brustlet meinem Bruder Anastasio entdecken.

Dann aufmerksam nach dem Ufer blickend, das sich allmählich über das Wasser erhob, fuhr er fort: Glaubst wenigstens nicht, daß allein die Begierde mich dazu treibt! Nein! Aber das ist der Widerspruch! In den brennenden Wüsten, wo jeder andere alles Gold der Welt für ein Glas Wasser gegeben hätte, hab ich unnützen Versuchen den letzten Tropfen Wassers hingeopfert, und wie oft ist es mir begegnet, daß ich die reichsten Ergänge um eine Cigarre vertauschte! Indem ich in gewagten Nachsuchungen mein Leben aufs Spiel setze, folgte ich einem unbezwinglichen Trieb. Ich bin wie der Bergstrom, dem Gott befiehlt das Gold in der Ebene auszustreuen. Ich ei nicht auch Gott, der dem Menschen durch sichtbare Zeichen die Gegenwart des Goldes verkündet, das in den Eingeweiden der Erde verborgen liegt?

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Ausbeutung der Minen von Guinea. Die dahin bestimmte Expedition soll binnen kurzem abgehen; die holländische Regierung verfährt nichts, um sich mit den nöthigen Nachrichten über die geologischen und metallurgischen Beschälnisse des Landes zu versehen. (Moniteur des Indes. N. 10.)

Die niederländische Flotte bestand am 1 Januar d. J. aus 100 Kriegsschiffen mit 2314 Kanonen, darunter zwei Linienschiffe von 84, fünf von 74 Kanonen, drei Fregatten erster, und 14 Fregatten zweiter Classe, ferner 15 Dampfschiffe mit drei bis acht Kanonen. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 41. 17. Februar 1847.

Forschungen über die Insel Bali.

(Nach dem Moniteur des Indes. Nr. 9 u. 10.)

Die Insel Bali, deren bedeutendste Fürsten kürzlich von den Holländern eine scharfe, wie es scheint aber noch nicht ausreichende Züchtigung erhielten, erweckt in historischer und antiquarischer nicht minder als in naturgeschichtlicher Hinsicht ein großes Interesse. Die altindischen Einrichtungen, welche in Java durch den Islam überwältigt wurden und zu Grunde gingen, haben sich in Bali erhalten und eine Kenntniß des Zustandes von Bali ist also für eine Beurtheilung der altjavanischen Zustände von großer Wichtigkeit. Wer die Ureinwohner von Bali waren, läßt sich mit keiner Art von Sicherheit mehr ermitteln. Raffles glaubt, sie seyen aus Celebes gekommen, kann jedoch für diese Ansicht keine genügenden Gründe anführen. Man weiß bloß aus Traditionen und alten Schriften der Balinesen, daß die ursprüngliche Bevölkerung sehr roh war, und daß die Civilisation erst nach Einführung des Hinduismus Fortschritte machte. Aus mehreren Gründen muß man schließen, daß die Hindureligion nicht von Java nach Bali gebracht wurde, wie einige Geschichtschreiber meinten, sondern daß vielmehr, als die Religion Buddha's und Siva's in Java dem Islam weichen mußte, und viele Javaner nach dem Sturze des Reichs von Madjapahit nach Bali auswanderten, der Hinduismus hier schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte. In der That müssen vor dieser Zeit, eine lange Reihe von Jahren, vielleicht Jahrhunderte hindurch Verbindungen zwischen Bali und dem indischen Continent (dem Lande Costa, d. h. der Küste von Coromandel) stattgefunden haben. Indeß ist es kein Zweifel, daß die Verbindungen zwischen Java und Bali vor dem Sturze des Reichs von Madjapahit, und namentlich die Einwanderung, welche davon die Folge war, mächtig zur Beförderung der Civilisation und der Hindureligion beitrugen, und ihr den von der Religion in Indien selbst verschiedenen und einigermaßen dem Hinduismus in Java ähnlichen Charakter gaben. „Die Hinducivilisation hatte sich," sagt Van Hoevell, Präsident der Gesellschaft von Batavia, „in Java Jahrhunderte lang auf eine eigenthümliche Weise entwickelt, schmiegte sich dem Charakter des Volks an, und entlehnte, was dieser eigenthümliches hatte. Die Javanesen nahmen von den Hindus das Devanagari-Alphabet an, mit einigen Modificationen, worauf die jetzt üblichen malerischen Zeichen entstanden; ihre Sprache entlehnte dem Sanskrit eine Menge Elemente, die man jetzt nicht mehr bestimmen kann; es bildete sich sogar eine poetische Sprache, das Kawi, das sich ohne das Sanskrit durchaus nicht entziffern läßt. Die Javanesen haben sich die Meisterwerke der Sanskritliteratur, namentlich die großen Epopöen, das Mahabharata und Ramayana, angeeignet, kostbare Blüthen, welche von dem Continent nach dieser Insel verpflanzt, hier sich entfalteten, aber mit neuen, eigenthümlichen Farben und Reizen."

Nach dieser Angabe wird man begreifen, daß die Directoren der Gesellschaft von Batavia mit Begierde die Gelegenheit ergriffen, welche der Kriegszug nach Bali ihnen bot. Baron Van Hoevell schrieb an den Generalgouverneur, Hrn. von Rochussen, daß ihn, daß ein Repräsentant der Wissenschaft gleichfalls die Expedition begleiten dürfe, und schlug zu diesem Ende Hrn. Friedrich, Unterbibliothekar der Gesellschaft, vor. Sein Auftrag sollte seyn: 1) alle Schriften in Kawi oder balineserischer Sprache über die Mythen, die Religion, die Gesetze, Geschichte, Künste u. s. w. so wie alle Inschriften zu sammeln: 2) Idole u. dgl. nach Java zu schicken, oder wenigstens mit den javanischen zu vergleichen, ferner aus dem Munde des Volks die Legenden und Sagen darüber zu sammeln; 3) das jetzige Ritual und die Schriften darüber zu studiren, und namentlich zu unterscheiden, was bloß für die Braminen und was auch fürs Volk ist; 4) die Bauart der Tempel und anderer öffentlicher Gebäude mit den alten Ueberresten auf Java zu vergleichen: 5) nachzuforschen, ob das Kawi noch im Gebrauch ist, wie alt die darin vorhandenen Schriften sind, und hauptsächlich, ob das Kawi von Java nach Bali gebracht wurde, oder unmittelbar von dem Continent. Hr. Friedrich reiste mit der Expedition ab, betrat am 1 Julius das Land, und setzt seit dieser Zeit seine Nachforschungen fort.

Die Steinerei von Paris bis an das Meer.

1. Paris bis Argenteuil.

(Fortsetzung.)

Kaum ist man zwischen den neuen Befestigungen von Paris durchgeschifft, so erblickt man auch schon die Brücke von Sevres, und das romantisch gelegene Sevres selbst. Dieser sehr beträchtliche Flecken liegt beinahe an dem Ufer der Seine an dem Abhang eines Hügels; seine Mauern gränzen an den Park von St. Cloud, er zählt an 5000 Einwohner und ist der Hauptort eines Kantons. Er ist einer der ältesten Orte der Umgegend von Paris und war schon im Jahr 590 unter dem lateinischen Namen Sapera bekannt; die ersten französischen Könige sollen ein Schloß hier gehabt haben. Im 17ten Jahrhundert brachte der Herzog von Orleans diese Herrschaft an sich, und erst jetzt fing der Ort an bedeutend zu werden. Die prächtige steinerne Brücke, die hier über die Seine führt, wurde erst vor 21 Jahren vollendet, nachdem man zehn Jahre daran gebaut hatte;

Digitized by Google

früher behalf man sich mit einer hölzernen. Im Jahre 1815 hatte Sevres viel durch die Kriegsunruhen zu leiden, indem hier im Monat Juliu6 mehrere Cavallerie- und Infanteriegefechte ganz in seiner Nähe zwischen den Franzosen und den Preußen und Engländern vorfielen. Es wurde mehrmals genommen und wieder genommen, der Kampf war sehr hartnäckig, es blieben von beiden Seiten viel Leute, die Franzosen wurden jedoch zuletzt in die Flucht geschlagen und der Ort selbst geplündert. Nur die weltberühmte Porcellanfabrik von Sevres blieb auf Befehl des russischen Kaisers Alexander verschont. Diese Fabrik ist unstreitig eine der herrlichsten industriellen Gründungen Frankreichs, ja wohl die schönste. Ursprünglich war sie in dem Schloß von S. Vincent, wo sie ein Marquis von Fulvy im Jahre 1738 errichtete, dessen Mittel sie jedoch ganz erschöpfte. Sie wurde nun im Jahre 1759 auf Befehl Ludwigs XV nach Sevres verlegt und eine Kronbomäne. Sie besitzt ein Museum, in welchem man eine vollständige Sammlung von Porcellan-Fabricaten aus den Fabriken aller Länder der Welt findet, so wie alles, was zur Fabrication des Porcellans von seinen Urstoffen an erforderlich ist. Zu Sevres findet man auch noch sehr merkwürdige alte Steinbrüche, aus denen man jetzt ungeheure Weinkeller gemacht hat, von denen einer, der des Königs genannt, 15,000 Stück Fässer hält.' Er ist in 30 Abtheilungen eingetheilt, zwischen denen eben so viele Gassen sind, die alle in einem Centralpunkt, welcher der Stern heißt, zusammenlaufen, und von denen jede ihren besondern Namen und ihre Nummern haben. In dem sogenannten Keller der Königin wurden gewöhnlich die feinsten ausländischen Weine und Liqueurs aufbewahrt. Die schönen um Sevres herumliegenden Hügel sind fast ganz mit Weinreben bepflanzt, liefern auch gutes Obst und Gemüse. Die Pariser besuchen diesen Ort häufig, um die dortigen berühmten Kuchen aus erster Hand zu genießen, was so ziemlich das Beste ist, was die daßgen sehr theuern Restaurationen bieten. Eine große Glasthütte in der Nähe des Orts liefert durchaus nur Flaschen, aber in ungeheurer Menge; über derselben liegt das Schloß Bellevue in einer äußerst reizenden Lage von herrlichen Landschaften umgeben.

Die berüchtigte Maitresse Pompadour ließ dieß elegante Gebäude, welches obgleich sehr einfach dennoch als ein Meisterstück der Sculptur betrachtet wird, in unglaublicher Schnelle aufführen. Der Baumeister L'Affurante entwarf die Zeichnungen dazu. Von hier aus hat man die mannichfaltigsten Aussichten auf die lachendsten Gegenden, und übersieht die vielen Krümmungen der Seine, die das Thal durchschlängelnd sich zu vervielfältigen scheint. Daher führt dieses Schloß mit Recht den Namen Belevue (schöne Aussicht.) — Zwei Tage nach seiner Vollendung, den 24 November 1750, besuchte Ludwig XV hier seine Maitresse, und war von der herrlichen Lage des Schlosses so entzückt, daß er den kommenden Morgen, er hatte die Nacht in seinem prächtigsten, für ihn bestimmten Gemach zugebracht, den Wunsch äußerte, dieses wahrhaft königliche Landgut käuflich an sich zu bringen. Der Kauf kam auch später zu Stande, der König bezahlte einen ungeheuren Preis, aber die Nutznießung blieb dennoch der Maitresse bis an ihren Tod. Nun wurde Bellevue ein königliches Schloß und erhielt noch neue Verschönerungen. Die marmorne Bildsäule Ludwig XV wurde mitten in dessen Gärten aufgestellt, aber im Jahr 1793 vom Volk zertrümmert, doch sah man noch lange Ruderа davon, die erst 1814 gänzlich verschwanden. Ludwig XVI hatte dieses Schloß seinen Tanten, Mesdames von Frankreich, geschenkt, und sie wohnten einen großen Theil des Jahres in demselben, bis zur Zeit wo sie genöthigt waren, auszuwandern, um dem Tod durch Henkershand zu entgehen. Bald darauf wurde es von Grund aus verwüstet, und das Gerippe sodann in eine große Caserne verwandelt, später aber an einen Privatmann verkauft.

Ist man durch die Brücke von Sevres, so erblickt man, ebenfalls auf dem linken Seine-Ufer, den Park von Saint-Cloud mit seinem Schloß, und hierauf den Flecken Saint-Cloud selbst. Er liegt zwei Stunden von Paris und gehört zu dem Kanton Sevres. — Es ist hier nicht der Ort, das schon hundertmal beschriebene Schloß von St. Cloud mit seinem schönen Park und dessen Wasserkünste abermal zu beschreiben, ich beschränke mich daher nur auf einige wenige historische Notizen, die nicht ohne Interesse sind. Der Ort ist sehr alt, sein Ursprung verliert sich in die ersten Zeiten der fränkischen Monarchie. Auch hier hatten die Könige der ersten Dynastie ein Lustschloß. Anfänglich hieß der Ort Novigentum, später wurde Nogent für Seine daraus, um es von Nogent für Marne zu unterscheiden; nachdem' aber Clodoald, ein Sohn des Königs Clodomir, um den Nachstellungen seiner beiden Oheime Childebert und Clothar zu entgehen, sich hieher zurückgezogen, ein Kloster gestiftet hatte, und als heiliger Einsiedler gestorben war (er hatte 551 die Priesterweihe vom Bischof Eusebius erhalten), und auf seinem Grabe mehrere Wunder geschahen, wurde der Namen Novigentum in Sanctus Clodoaldus verwandelt, aus dem nach und nach das verdorbene Saint-Cloud ward. Im Jahr 581 empfing Ebbiperich hier die Gesandten wieder, die er drei Jahre früher nach Konstantinopel geschickt hatte. Von jetzt liegt beinahe acht Jahrhunderte lang ein tiefes Dunkel auf dem Ort und er bleibt gänzlich unbekannt, bis die Geschichte seiner im J. 1358 wieder erwähnt, wo er durch die mit Karl dem Bösen von Navarra verbündeten Engländer geplündert, verbrannt und zerstört wurde; 1411 hatte er ein gleiches Schicksal durch die Partei der Armagnacs zu erfahren. Den 1 Aug. 1589 wurde Heinrich III durch den Jacobinermönch, Jacob Clement, hier ermordet. Hier war es auch, von wo aus sich Bonaparte im November 1799 den Weg zu Frankreichs Thron bahnte, ohne daß dabei ein Tropfen Blut vergossen wurde. Jetzt bringt Ludwig Philipp mit seiner Familie jedes Jahr einen Theil des Sommers in ländlicher Abgeschiedenheit hier zu.

Der Flecken Saint-Cloud ist auf einer sehr steilen Anhöhe erbaut, so daß zu vielen Straßen Treppen führen; er zählt jetzt über 3000 Einwohner. Die neue Kirche, die sich hier befindet, fing die unglückliche Marie Antoinette im Jahr 1780 zu bauen an, sie wurde aber erst 1820 vollendet und eingeweiht. Man zeigt auch noch das Haus, welches Heinrich IV bewohnte, als Heinrich III ermordet wurde, wie das welches dem berüchtigten Intendant Fouquet gehörte. Saint-Cloud ist der Geburtsort mehrerer bedeutender Männer, unter denen besonders Guillaume von St. Cloud, der berühmteste Astronom seiner Zeit, hervorragt. Zwei merkwürdige Werke in Manuscript, die er auf Befehl Philipp des Kühnen verfaßte, werden in der königlichen Bibliothek aufbewahrt.

Das Schloß selbst, welches eine herrliche Aussicht in die ganze Umgegend oberhalb Paris hat, ist eines der schönsten in der Nähe der Hauptstadt, und war ursprünglich ein von Gondy 1572 erbautes Haus. Nach dem Tod dieses Edelmannes, des reichsten Finanzmanns seiner Zeit, besaßen es mehrere Bischöfe von Paris, im Jahr 1658 kaufte es Ludwig XIV und schenkte es sehr verschönert seinem einzigen Bruder, dem Herzog Philipp

Digitized by Google

von Orleans, der es in kurzer Zeit außerordentlich vergrößerte und eine wahrhaft königliche Wohnung aus demselben machte. Der berühmte Le-Notre legte den schönen Park an. 1782 kaufte der unglückliche Ludwig XVI diese Besitzung, um sie seiner Gemahlin zu schenken, die sie ebenfalls noch sehr verschönern ließ. 1793 wurde das Schloß, wie alle königlichen Schlösser, Eigenthum der Nation. Bonaparte als er Kaiser geworden, eignete es sich zu und hatte eine besondere Vorliebe für dasselbe, und das französische Cabinet nannte man damals nur das Cabinet von St. Cloud, wie jetzt das Cabinet der Tuilerien. Der Park ist reizend und geschmackvoll angelegt, die große Cascade, wenn die Wasser springen, gewährt einen imposanten Anblick. — Saint-Cloud hat den berühmtesten Jahrmarkt in der Umgegend von Paris, der mit dem 7 September jedes Jahr beginnt und drei Wochen währt, und bei dem sich alle Gaukler, Taschenspieler, Histrionen, Beutelschneider ꝛc. aus ganz Frankreich einfinden, und den guten Parisern die Taschen leeren. Die großen Baumgänge sind während dieser Zeit bei Abends prächtig erleuchtet, und man tanzt allenthalben im Freien unter Begleitung der rauschendsten Musik bis spät nach Mitternacht. Das Ganze ist übrigens im Grunde weiter nichts als eine Wiederholung des Schauspiels in den elysäischen Feldern zu Paris an Festtagen, nur weit weniger großartig. — Eine von Heinrich II, 1556, erbaute steinerne Brücke führt hier über die Seine, und zu dem auf dem rechten Ufer dieses Flusses St. Cloud gegenüberliegenden schönen und großen Flecken Boulogne, der zum Bezirk von St. Denis gehört und ebenfalls an 3000 Einwohner zählt. Dieser Ort hieß früher Menus-les-Saint-Cloud. Da die Pariser vor Zeiten die Gewohnheit hatten zu einer Kirche nach Boulogne Sur-Mer zu wallfahren, so erlaubte ihnen 1319 Philipp V (der Lange) in dem Dorf Menus eine Kirche ganz nach dem Muster derjenigen zu erbauen, nach welcher sie pilgerten. Papst Johann XXII bewilligte bei den Wallfahrten zu derselben die nämlichen Indulgenzen wie für die nach der Kirche zu Boulogne am Meer, und man nannte das neue Gotteshaus nun Notre-Dame de Boulogne, und das Dorf selbst nahm erst den Namen Klein-Boulogne, sodann Boulogne schlechtweg, an. Hier befand sich auch die berühmte Abtei Longchamp, und das Boulogner Wäldchen gränzt mit dem „einen Ende an diesen Ort, ist aber viel älter als dieser, von dem es seinen Namen hat. Unter der Regierung Karls VII predigte hier im Jahr 1429 ein Franciscanermönch, der Bruder Richard, dessen Predigten ganz Paris zu Gefallen lief. Eines Tages eiferte dessen Beredsamkeit mit so großem Erfolg gegen den Luxus und das Spiel, daß die Pariser, die ihm zugehört, kaum daheim angekommen, sich beeilten ein großes Feuer auf den Straßen anzuzünden, in welches die Männer ihre Spielsiche, Karten, Kugeln, Kegeln, Würfel ꝛc. warfen, so wie die Frauen ihre Putzhauben, Puffen, Spangen, Bänder, Spitzen, falsche Haare u. s. w. Die Bekehrung dauerte aber nur kurze Zeit, denn Putz und Spiel nahmen bald wieder überhand.

Der Seine Lauf weiter hinab verfolgend kommen wir nun an das auf dem linken Ufer gelegene hübsche Dorf, Suresnes, das eine äußerst romantische Lage am Fuß des Berge Valerien hat. Es beherrscht die ganze ihm gegenüber liegende Ebene. Seine Kirche wurde im Jahr 1577 von den Hugenotten verbrannt. — Der Wein, der hier gezogen wird, ist sehr beliebt, und im Jahr 1724 fand ihn die medicinische Facultät zu Paris so vortrefflich, daß sie ihn durch eine Abtheilung selbst besser als den von Beaune und Macon erklärte und ihm den Vorzug vor allem Burgunder gab. Früher war der Ort mit Mauern umgeben, und wurde in den Religionskriegen oft eingenommen und verwüstet. Hier beschloß Heinrich IV den bürgerlichen Unruhen Frankreichs ein Ende zu machen, indem er katholisch wurde. Hier wurde auch zuerst das schöne Rosenfest eingeführt, dessen Gründung man dem heiligen Medardus, Bischof von Noyon, der unter Chlodwig lebte, zuschreibt. Ein glänzender Ball, dem viele Pariserinnen beiwohnen, beschließt immer die Krönung des Rosenmädchens. Suresnes hat nahe an 2000 Einwohner und einige schöne Landhäuser.

Wir kommen nun an den kleinen Schlössern Madrid und Bagatelle vorüber, von denen das erste ein Schloß war, welches Franz I nach dem Muster des Schlosses von Spaniens Hauptstadt, wo dieser Fürst nach der Schlacht von Pavia gefangen gehalten wurde, erbauen ließ. Es wurde aber seit Ludwig XIV vernachlässigt und in der ersten französischen Revolution völlig zerstört; jetzt steht ein schönes Landhaus, Madrid-Maurepas, an dessen Stelle. Das niedliche Schlößchen Bagatelle, welches in der Gemeinde Neuilly liegt, wurde nach seiner Erbauung lange von dem Fräulein von Charolais bewohnt, welche es zum Sammel- und Tummelplatz junger Leute aus der Umgegend machte, die sich daselbst mit Tanzen u. s. w. vergnügten. Später brachte es der Graf Artois (Karl X) an sich, ließ es niederreißen und in 64 Tagen wieder neu und höchst elegant aufbauen, und es wurde jetzt „Artois Thorheit" (la folie d'Artois) genannt. Die Landschaft umher ist reizend, und sein Garten gränzt an das Boulogner Wäldchen.

Diesem Schloß gegenüber liegt am linken Seineufer das Dorf Puteaux in einer Ebene, die sich von Suresnes bis Courbevoye erstreckt. Seinen Namen hat es von dem lateinischen Puteoli, wie es auch in alten Chroniken genannt wird, und welches „kleine Brunnen" bedeutet, deren man in frühern Zeiten mehrere hier gegraben hatte. Vor der Revolution hatten mehrere Große hier prächtige Landhäuser, unter andern die Herzogin von Guiche. Der Ort hat 1500 Einwohner, welche sich meistens mit Weinbau und der Rosencultur beschäftigen, selbst viele Felder sind mit Rosensträuchen bedeckt, und dreimal die Woche sendet Puteaux diese Königin der Blumen in ungeheurer Quantität auf die Blumenmärkte und in die Hallen nach Paris. Noch mehr, die hier wachsenden Rosenblätter werden zu Paris destillirt und liefern den Schönen dieser Stadt dreifache Rosenessenz, welche direct von Konstantinopel oder Persien kommt und von ehrlichen Türken auf der Gascogne oder der Normandie auf den Boulevards der Hauptstadt verkauft wird. Puteaux gegenüber liegt eine ziemlich beträchtliche mit Baumpflanzungen und Gebüschen angelegte Insel, auf welcher öfters ländliche Feste veranstaltet werden. Hat man die Insel passirt, so findet man sich wenige Augenblicke darauf vor Neuilly-sur-Seine und wieder ganz nahe bei Paris. Dieses ist eines der schönsten, größten und besuchtesten Dörfer in der Umgegend der Hauptstadt, eine prächtige Brücke führt hier über die Seine und herrliche Alleen bilden die Zugänge. Dieses Dorf, das jetzt über 4000 Einwohner zählt, verdankt seinen Ursprung einem kleinen Hafen, der da war wo jetzt die Brücke ist. Derselbe wurde zu Anfang des 13ten Jahrhunderts Portus de Lullaco genannt, und auf einer alten Karte der Abtei von St. Denis ist er Lugniacum bezeichnet; aus diesen beiden Worten machte man, sie französirend, Nulli, aus dem mit der Zeit das jetzt gebräuchliche Neuilly wurde.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Kaschmirthal.

Die Indian News vom 26 November geben bei Gelegenheit des Aufstandes Imam-ud-dins gegen Ghelab Singh von diesem berühmten Thal folgende Beschreibung: „Die Reise des Thals von Kaschmir sind in den Liedern berühmter als in der Geographie und der Statistik. Es ist ein hoher Landstrich nordwestlich vom Pendschab, von hohen Bergen eingeschlossen, und mit einer Alluvialebene in der Mitte, welche von dem Dschilum und seinen zahlreichen Zuflüssen bewässert wird. Sie ist etwa 120 (engl.) Meilen lang, 70 (in ihrer größten Breite) breit, und hat etwa 4500 englische Quadratmeilen. Die Bevölkerung wurde durch furchtbare Krankheiten und Hungersnoth innerhalb 20 Jahren von 800,000 auf 200,000 herabgebracht. Im J. 1752 wurde es von Ahmed Schah Durani erobert und blieb auch dem Reich der Afghanen bis zum J. 1819, wo sich Randschit Singh des Thales bemächtigte. Sieben Pässe öffnen das Land, von denen aber nur drei oder vier für Pferde gangbar seyn sollen. Die Sitte drangen durch den Baramalapaß, durch welchen sich der Dschilum den Weg bahnt, sie konnten aber nur ein einziges Stück Geschütz mit sich nehmen, einen Sechspfünder, der von je 32 Mann an Stangen fortgeschafft werden mußte."

Die Gambusinos.

Bilder aus dem Waldleben in Südamerika.

(Fortsetzung.)

Während dieser Reden fuhr der Gambusino fort, seinen Steindamm aufzuschichten, dessen Zwischenräume er mit Gras ausstopfte, das er in großer Menge aufgehäuft hatte. Allmählich ließ das Wasser, von seinem Laufe abgewendet, den Abhang bloß, über den es niedergefallen war, und breitete sich in anderer Richtung aus. Ich nahm so lebhaften Antheil an dieser Arbeit, daß ich meine Müdigkeit vergaß. Wenn mich meine Berechnung nicht trügt, sagte der Gambusino, so muß ich einige zwanzig Schritte von hier das Goldlager finden, dessen Pepitas ich aufgelesen, und alsdann sind meine Nachsuchungen vom Fuß dieses Dammes bis an den erwähnten Ort fast vergeblich.

Um einen Beweis davon zu geben, nahm der Gambusino die Wanne, welche er neben sich gestellt hatte und schöpfte mit beiden Händen Erde und Sand aus dem Wasser, das kaum das Bett des Baches noch deckte, und wusch eifrig darin, ohne daß ein Stäubchen Gold entglänze. Das selbe wiederholte Verfahren hatte stets denselben Erfolg. Bei der letzten Probe indeß blitzten einige fast unmerkbare Goldkörner im Sande, den er durch die Finger gleiten ließ; die geringen Theilchen ägerarndet und geschieden, kamen augenscheinlich aus einem viel entfernteren Lager, als das linken Gegenwart der Gambusine entdeckt hatte. Hinlänglich belehrt über die Richtung, welche er seinen Nachforschungen geben sollte, zog Pedro ein Wörterbuch aus der Tasche, das ungefähr vier Zoll lang und zweimal so dick war, wie eine Vogelfeder. Nach einer Viertelstunde gelang es ihm die Hälfte davon anzufüllen, und dann verstopfte er die beiden Enden mit Wachs. Nun verließ er die Stelle, welche er ausgebeutet hatte, und lud mich ein mit ihm dem Wasser entlang abwärts zu steigen. Hier füllte er aufs neue seine Wanne, und mit dem vergnügten Gesichte eines Professors, der ein Experiment gelungen sieht, zeigte er mir in dem lehmigen Niederschlag kleine Goldkörner, die platt, spitz und eckig waren.

Diese kommen nicht so weit her, nicht wahr, sagte er; also findet sich das Goldlager, das ich suche, zwischen der Quelle des Baches und seinem Ausfluß, da oder hier, fügte er hinzu, mit dem Fuß an das Ufer pochend.

Es ist ganz sicher, antwortete ich, verwundert über die Richtigkeit seiner Schlußfolge. Der Bach lief bei seinem Anlauf den rechten Rand sichtbar werden, worin das Wasser eine Wölbung ausgewaschen hatte, die mit verschlungenen Wurzeln überhängt war. Der Gambusino untersuchte sorgfältig die Tiefe dieser Höhlung; sein kaltes Gesicht verrieth nichts von den Gedanken, welche ihn bewegten. Er unterbrach seine Untersuchung, um aus dem Bach herauszukommen und seinen Hammer zu ergreifen, den er am Ufer gelassen hatte. Die ersten Schläge welche er gegen den Abhang that, trafen nur lehmiges Erdreich, in welches die Barets ohne Widerstand eindrang. Einige Fuß weiter stieß das Eisen gegen den Felsen, im Augenblick räumte der Gambusino das anstehende Erdreich weg. Es war ein eckiger Fels, so dicht und hart, daß erst beim dritten kräftigen Schlag ein Stück absprang. Der Bergmann betrachte von neuem aufmerksam den kahlen Felsblock, während ich allen seine Bewegungen neugierig folgte. Dann legte er einen Finger auf den Mund, wie um mir Stillschweigen zu empfehlen, während er das abgesprungene Stück Quarz sorgfältig in seiner Werkzeugtasche verbarg; er warf sodann mit Händen und Füßen die aufgeschichteten Steine des Dammes auseinander, und das Wasser nahm wieder seinen gewohnten Lauf.

Gehen wir, sagte der Gambusino mit erhobener Stimme, ich habe mich in meinen Vermuthungen getäuscht; aber in jedem Falle ist es für heute genug, und ich bin müde; wenn es Euch gefällt, so gehen wir in meine Hütte.

Ich folgte ihm und während unsers Weges zeigte er nicht die geringste Gemüthsbewegung. Als wir in seine Hütte getreten waren, verschloß er sorgfältig die Thüre und rief, indem er Anastasio das Stück Quarz aus seiner Tasche zuwarf: Wie du mir vor kurzem sagtest, ist die Verzagtenheit mir gleichgültig; aber was muß die Zukunft seyn für den Besitzer einer Erzader, ähnlich dieser da! Da ist abermals Gold, das an den Tag kommen wird, und von Hand zu Hand gehen! rief er mit Begeisterung.

Während Anastasio mit Verwunderung das goldhaltige Stück Quarz ansah, das vollemveise mit Goldpunkten besäet und gelbert war, stieß ein Mann, der in einer Ecke der Hütte lag — der Verwundete von dem der Gambusino gesprochen hatte — ein dumpfes Aechzen hören. Er versuchte sich auf seinem Binsenlager umzuwenden, konnte aber nur die Hand ausstrecken und mit schwacher Stimme sagen: Gib her, daß ich es auch sehe, obgleich meine Augen trübe sind.

Anastasio reichte ihm den kostbaren Kiesel.

Im Bache hast du also den Erzgang gefunden, nicht wahr? fuhr er fort.

Ja, sagte Pedro, freue dich, dein Blut vergossen zu haben um ihn zu vertheidigen! Der Verwundete antwortete nichts, aber ein Freudestrahl überfloß sein blasses Gesicht, dann schloß er die Augen, wie wenn er seine Gedanken nicht von diesem anziehenden Schauspiel abziehen wollte. Pedro nahte sich ihm.

Wir werden diese Mine zusammen ausbeuten, wenn du genesen bist, sagte er; ich warte nur auf dich; auch hatte ich die Kraft, in meinem Gesichte nichts von meiner Freude sein zu lassen. Sei ruhig, das Wasser bedeckt die Erzader gänzlich, und Niemand ahnt etwas von meiner Entdeckung.

Das beschwerliche Athemholen des Verwundeten ließ sich deutlicher hören in der Hütte; er versuchte noch zu sprechen, aber er konnte nur die Worte hervorbringen: Jesus, wie hab' ich Durst! so leise, daß wir sie kaum hörten. Man beeilte sich seinen Wunsch zu befriedigen, worauf die beiden Brüder, einem allgemeinen Vorurtheil in Sonora folgend, das jedem Fremden als Arzt oder Ihrmacher ansehen läßt, mich baten die Wunde zu untersuchen, welche der Gambusino nach dem Landesgebrauch verbunden hatte. Ich war in solchen Fällen schon zu oft befragt worden, um meine Zeit mit Verbauungen meiner Unkunde zu verlieren, und willigte darein ihr Begehren zu erfüllen. Der Erzgräber hob den Verband ab und erklärte mir seine Beschaffenheit, die ich natürlich gut finden mußte.[1] Ich befahl sogar, um meinem Gewissen zu genügen, ihn öfter zu erneuern. Die beiden Brüder waren vollkommen meiner Meinung und freuten sich, mich befragt zu haben.

(Schluß folgt.)

[1] Diese Art des Verbandes, den Indianern entlehnt, ist eine der einfachsten und wirksamsten beschrieben zu werden. Es gibt sehr große Ameisen im Lande, die aber nicht giftig sind. Wenn nun das Blut, das auf der Wunde steht, gestillt ist, nähert man sorgfältig die beiden Lappen, welche man dem Thier dieser Insecten aufsetzt. Wenn sie nun ihre beiden Zangen eingebissen haben zwickt man den Leib ab, wo er sich an den Vordertheil anschließt: die Ameise geräth im Sterben ihre Zangen tiefer ein und verbindet so die beiden Wundränder, auf welche nun aromatische Kräuter gelegt werden, um die Entzündung zu verringern.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 42. 18. Februar 1847.

Tomsk im Jahre 1845.

(Aus dem Reiſetagebuch des Gf. Baron Sedeler.)

Zweimal kam ich nach dieſer nicht bloß für Sibirien, ſondern auch für andere Länder ſehr bedeutenden und hübſchen Stadt, und je mehr ich ſie betrachtete, je mehr ich ihre Lage auf der Karte unterſuchte, deſto mehr überzeugte ich mich, daß Tomsk von der Natur ſelbſt zur Hauptſtadt Sibiriens beſtimmt ſey. In der Mitte des bevölkertſten Theiles dieſes unermeßlichen Landes, in dem Zwiſchenraum zwiſchen den Flußgebieten des Ob und Jeniſei, an einem der ſchiffbarſten Zuflüſſe des erſtern gelegen, bietet ſich Tomsk als außerordentlich wohlgelegenes Zwiſchenlager für den Handel zwiſchen Europa und China dar. Hieher führt nicht nur die geradeſte Landſtraße, ſondern auch die leichteſten und ſo viel möglich auch die kürzeſten Waſſerſtraßen, von Kiachta auf der Selenga, dem Baikal, der Angara nach dem Jeniſei, dann dieſen aufwärts nach Krasnojarſk, von da zu Lande über unbedeutende Höhen nach Aſchinsk und dem Sulym, einem Zufluß des Ob, oder wenn man will nach Kii und Tomsk auf dem Zfluſſe Tom; ferner den Tom oder Sulym hinab nach dem Ob, und auf dem Ob bis zu deſſen Vereinigung mit dem Irtyſch, dann den Irtyſch aufwärts nach Tobolsk und auf dem Tobol und der Tura nach Tjumen und Irbit, den beiden berühmten Jahrmarktsſtädten zwiſchen Kiachta und Niſhnei-nowgorod. Es bedürfte nur der regelmäßigen Einrichtung dieſer Waſſerſtraße, einer Pferdeeiſenbahn von Krasnojarsk nach Aſchinsk, Kii oder Tomsk, und noch einer Unterſtützung der Dampfſchifffahrt, wozu ſchon von Privaten ein glänzender Anfang gemacht wurde. Dann würde der jetzige äußerſt beſchwerliche und theure Landtransport einer ohne Vergleich vortheilhafteren Waſſerverbindung weichen. Wenn man erwägt, daß alle Goldhandlager Oſtſibiriens an den Zuflüſſen des Jeniſei, daß Barnaul und die Altaiſchen Bergwerke am Ob, und die Getreide erzeugenden Kreiſe von Minuſinsk, Kolywan, Semipalatinsk, Omsk u. ſ. w. an den Oberläufen dieſer Zflüſſe und am Irtyſch liegen, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, zu welcher Bedeutung und zu welcher Blüthe Tomsk als Centralpunkt dieſer Verbindungen ſich erheben könnte.

Obwohl kurz vor meiner Ankunft eine der in Sibirien nicht ſeltenen Feuersbrünſte eines der ſchönſten Quartiere in Aſche gelegt, ſo boten doch die erhaltenen bedeutenden Gebäude und Kirchen, ſo wie die regelmäßigen und außerordentlich reinlichen Plätze und Straßen einen angenehmen Anblick dar. Nicht ſo anziehend ſind die Umgebungen, die aus kahlen Bergrücken und einer unfruchtbaren Ebene beſtehen. In Tomsk finden ſich nicht wie in andern transuraliſchen Städten prächtige Paläſte neben ärmlichen Hütten und Trümmern, vielmehr hat der größte Theil der Gebäude ein reiches, ordentliches und gleichartiges Anſehen. Ich logirte im Hauſe eines meiner Bekannten, mein Reiſegefährte aber in einer Reſtauration, die von einem Mann gehalten wurde, der ſeiner Zeit in ganz Europa bekannt war, dem engliſchen Albino Crawl, der alle Höfe und Städte des Feſtlandes bereiſte, und endlich mit ſeiner Frau, einer gebornen Wienerin, ſich in Tomsk niederließ, wo er eine Reſtauration gründete. Während ich mich hier auf Beſuch bei meinem Freunde befand, hielt eine mit vier dampfenden Roſſen beſpannte Chaiſe vor der Thüre, aus welcher ein Beamter ſprang, der mich im Namen des Fürſten Gortſchakoff, des gerade anweſenden Generalgouverneurs von Sibirien, auf das ſchöne Landgut des Commercienraths und Goldſuchers Popoff zu Tiſche lud. Hier fand ich faſt alle vornehmen Perſonen von Tomsk, weiblichen wie männlichen Geſchlechts, und Tiſche, die, wie gewöhnlich, unter der Laſt der Schüſſeln und namentlich der Weinflaſchen krachen. Man hatte mich ſchon über eine Stunde erwartet, und wir ſetzten uns deßhalb ſogleich zu Tiſche. Alsbald begannen die zahlloſen Toaſte mit Champagner, ſo daß ich gar nicht dazu kommen konnte, mit den Fortſchritten der guten Stadt Tomsk in dem großen Zweige der Kochkunſt mich gehörig bekannt zu machen. Zudem wurde ich auf der einen Seite durch ein ſehr intereſſantes Geſpräch mit meinem Nachbar zur Linken, dem Biſchof Afanaſi, auf der andern Seite durch die Reize und den originellen Anzug meiner Nachbarin zur Rechten angezogen: über ein ſeidenes Kleid von kornblauer Farbe trug ſie einen gelben Shawl, ferner rothſaffianene Pantoffel und eine mit allen Kindern Flora's geſchmückte Haube. Nach zwei Stunden Getafel, hundert und einem Toaſt und einem Verbauungsſpaziergang in dem wirklich ſchönen und gut unterhaltenen Garten kehrten wir raſch nach der Stadt zurück, wo mich ein Haufe Berichte und Acten erwartete.

Die folgenden drei Tage meines Aufenthalts in Tomsk boten wenig Merkwürdiges mit Ausnahme einer langen Unterredung mit dem Civilgouverneur von Tomsk und Oberdirector der Altaiſchen Kron- und Privatbergwerke und Goldwäſcherein des weſtlichen Sibiriens, dem Generalmajor des Bergingenieurcorps Tatarinoff. Er theilte mir viele ſehr intereſſante Nachrichten über dieſe wichtigen Zweige der Staatsökonomie und Induſtrie, über den Arbeitsbetrieb und die Einkünfte, über das angenehme, faſt fremdartige Leben in Barnaul, dem Mittelpunkt der ſibiriſchen Bergwerksverwaltung u. ſ. w. mit. Den Tag vor meiner Abreiſe wies ich alle die mir zugehenden zahl-

Digitized by Google

reichen Einladungen zurück, und bestellte mir bei meinem Nachbar dem Albino, oder vielmehr seiner Frau, ein ächtes Wiener Mahl, bei dem sie selbst den Vorsitz führte. In Gedanken versetzte ich mich in meine Jugendzeit, und horchte mit Vergnügen auf das lebhafte, muntere Geschwätz in Wiener Mundart, bei einer Vermicell-Suppe, Rindfleisch mit Meerrettig, Sauerkraut mit Würstchen, gebackenen Hühnchen mit Gurkensalat und Milchrahmstrudeln, was alles mit Champagner hinabgeschwemmt wurde.

Auf meinem Rückweg von Irkutsk und Kiachta während eines zweitägigen Aufenthalts in Tomsk quartierte man mich im Hause eines Kaufmanns X. ein. Ich erwähne seiner allein als eines neuen Beweises, mit welcher unglaublichen Keckheit damals die Geschäfte der sibirischen Goldspeculanten betrieben wurden, und wie groß die Leichtgläubigkeit ihrer Petersburger Geschäftsfreunde war. Gerade meinen Fenstern gegenüber floß ein schmutziger Bach, dessen Quelle nur einige Werste weit entfernt ist. Mein scharfsinniger Gastwirth, damals ein armer Bürger, machte sich daran Goldsand darin aufzusuchen, trieb dieß sehr geschickt, und fand, wie sich von selbst versteht, eine ziemliche Menge. Mit diesem Fund eilte er nach Petersburg, fand dort bald Liebhaber zu den eingebildeten Schätzen, und brachte viele Tausend Rubel zurück, mit deren Hülfe er ein reicher Kaufmann wurde, während seine ehrsamen Gläubiger im Besitz der unerträglichen Goldsandlager blieben. Mundus vult decipi, ergo . . .

Die Seinereise von Paris bis an das Meer.

1. Paris bis Argenteuil.

(Schluß.)

Wir schiffen nun weiter und lassen rechts Villiers und links Courbevoie in geringer Entfernung von den Ufern liegen, zwei Dörfer, von denen das erstere außer einigen hübschen Landhäusern wenig Sehenswerthes darbietet, das andere aber seiner schönen Lage wegen bemerkt zu werden verdient. Am Fuß des Hügels, auf dem es erbaut ist, befindet sich ein Schloß, das ehemals dem Marquis von Fontanes gehörte, und dessen Park bis an die Ufer der Seine reicht. Wenige Ortschaften haben so viele und schöne Gärten und Lusthäuser, alle von Stein, aufzuweisen, als Courbevoie, dessen frührer Name Curva Via war, weil der Weg, der dahin führt, große Krümmungen beschreibt.

Nun erblicken wir, ebenfalls in einer kleinen Entfernung vom rechten Ufer der Seine Clichy, das alte Clippianum. Auch hier hatten die Könige des ersten Stamms ein Schloß, und Dagobert vermählte sich 625 hier mit Gomatrude, in die er sterblich verliebt war, die er aber vier Jahre darauf verstieß, um Nanichilde, ihre Kammerfrau, an demselben Ort zu heurathen. Clichy war die gewöhnliche Residenz dieses Königs, von dem man noch hier geschlagene Münzen hat. Drei Concilien wurden in den Jahren 627, 636 und 653 hier gehalten. Das erste, welches aus Bischöfen und Laien bestand, beschäftigte sich mit der Regulirung der Angelegenheiten des Königreichs, in dem dritten, dem 24 Bischöfe beiwohnten, wurden die Privilegien der Abtei St. Denis bestätigt. Clichy spielte damals eine große Rolle in der politischen Welt. Sigibert, Dagoberts Sohn, wurde hier durch den Bischof von Mastricht getauft. Chlodwig II und Thierry III, Dagoberts Nachfolger, residirten ebenfalls daselbst, und da letzterer die angesehensten Herren seines Hofes veranlaßt hatte sich hier anzubauen und Schlösser um die königliche Wohnung anzulegen, so war der Ort schon sehr bedeutend. Als aber Karl Martell diese Domäne der Abtei St. Denis schenkte und auf den ehemaligen Glanz der königlichen Hofhaltung für die Bewohner von Clichy die Verpflichtung folgte, vom Osterabend an bis den 1ag nach Weihnachten, den Mönchen und andern Herren zu St. Denis das beste und wohlgemästete Geflügel für ihre Küche zu liefern, da verlor der Ort gewaltig an Bedeutung. Von 1793 bis 1798 hatte der berüchtigte Club, der eine Contrerevolution schmiedete, hier seinen Sitz, ohne daß man ihn aufheben konnte, ob er gleich mehr denn zwanzigmal dem Directorium angezeigt worden war; erst Bonaparte vermochte es seine letzten Spuren nach dem 18 Brumaire ganz zu vertilgen. Im J. 1815 wurde Clichy, das sich äußerst widerspänstig gezeigt hatte, von den Engländern und Preußen geplündert. Jetzt ist es wieder ein bedeutender Ort von beinahe 2000 Einwohnern, hat schöne Landhäuser, Magazine und öffentliche Gärten, die sehr besucht sind.

Das reizende Dörfchen Asnieres liegt ihm gegenüber am linken Ufer der Seine, über welche auch hier erst kürzlich eine Brücke gebaut wurde. Die Aebte von St. Denis waren auch die Herren dieses Orts, und sandten jedes Jahr ihre Abgeordneten dahin, Gericht zu halten und die Abgaben zu erheben, wobei den Herren ein köstliches Mahl gegeben werden mußte; dieses Dorf wurde in neuern Zeiten mit herrlichen Lusthäusern umringt. Im 17ten Jahrhundert hatte der Pfalzgraf Eduard von Bayern hier ein Schloß für seine Gemahlin Anna von Gonzaga von Cleves erbauen lassen, ein anderes gehörte der Facoritin des Regenten, der Marauise von Parabere. Bei dem Graben der Fundamente eines dieser Landhäuser fand man in einer Tiefe von drei Fuß im Kies viele menschliche Skelette ohne Särge nach allen Richtungen liegen, einige auf der linken Seite, andere auf dem Bauch, viele hatten Gefäße mit zwei Henkel (Amphora) von verschiedenen Farben neben sich. Man fand auch ein eisernes Schwert und eine kupferne Agraffe, Tibula, auf der mit römischer Schrift aus dem vierten Jahrhundert die Worte: Domine morte vivas, und auf der Kehrseite: Viore felix! eingegraben waren. Ein einziges der Skelette lag in einem Grab von römischen Backsteinen mit Häkchen, es war das eines vierjährigen Kindes.

Anieres verlassend kommt man an zwei kleinen Inseln vorüber, und erblickt sodann das in einer großen Ebene am rechten Ufer liegende Dorf Saint-Ouen, welches zu dem Kanton St. Denis gehört und zwischen der Seine und dem Rebellenweg (chemin de la revolte) liegt, der diesen Namen führt, weil sich die Arbeiter, die unter Ludwig XV denselben machten, empörten. Auch dieser Ort ist sehr alt und dieß früher Villa Saneti Audoeni; er war schon zu Dagoberts Zeiten vorhanden. Das herrschaftliche Schloß von St. Ouen wurde aber erst 1660 durch einen Herrn von Boisfranc erbaut, der prächtige Feste in demselben veranstaltete. Später gehörte es dem Herzog von Gevres, der es 1745 an Frau von Pompadour verkaufte, welche es fürstlich einrichtete und zwanzig Jahre darauf dem Herzog von Tremes käuflich abtrat. 1814 wohnte Ludwig XVIII hier, als er nach 24 Jahren der Verbannung wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, und empfing daselbst alle Staatsbehörden, bevor er in Paris selbst einzog. Hier verlieh er auch den 2 Mai desselben Jahres Frankreich seine Charte. Auch der Herzog von Nivernois und der Fürst Roban hatten schöne Landsitze zu St. Ouen, in dem des letztern wohnte der Minister

Digitized by Google

Necker längere Zeit, und ein Lumpensammler kaufte es während der Revolution um ein Lumpengeld, verkaufte es aber einige Jahre darauf um einen hohen Preis an eine Operntänzerin, und wurde Rentier.

In einem andern Landstz befindet sich eine Zucht von Tibetziegen, von deren Wolle Gewebe gemacht werden, die fast so schön wie die der Levante sind. Jedes Jahr wird hier eine dreitägige, doch sehr besuchte Messe gehalten. Die Nähe des Kanals von Saint Quentin, macht daß sich mehrere Speditionshäuser hier niedergelassen haben. Doch geht hier keine Brücke über den Strom und man befindet sich mit der Fähre. Wir kommen nun abermals an einer schmalen Insel vorüber, und lassen links das unbedeutende Villeneuve liegen, und sehen rechts in der Entfernung die Thürme der berühmten Abtei von Saint-Denis. Längs der sehr langen und zum Theil schön angebauten Insel Saint-Denis hinfahrend kommen wir an den alten Weiler La Briche, der zu dem Thal von Montmorency gehört. Hier ließ Gabrielle von Estrées ein Schloß erbauen und einen schönen Park anlegen; beides wurde in neuern Zeiten Eigenthum des verstorbenen Marquis von Sommariva. Auf einer schönen Wiese wird hier alljährlich das Kirchenfest gefeiert und ein sehr besuchter Jahrmarkt gehalten, der acht Tage vor dem von Montmorency beginnt. Jetzt hat man ein abgesondertes Fort daselbst angelegt, welches zu den äußern Festungswerken von Saint-Denis gezählt wird. Sobald wir das Ende der Insel erreicht haben, werden wir auf dem rechten Ufer Argenteuil gewahr, ein sehr beträchtlicher und schöner Flecken in der angenehmsten Lage, die man sich denken kann, und Hauptort eines Cantons. Vor der Revolution befanden sich mehrere Klöster hier, und das Spital zum heiligen Franciscus besteht noch. Hier war es wo sich die berühmte Heloise im Jahr 1120 in das Kloster der Benedictinerinnen zurückzog, und nachdem sie den Schleier genommen, Aebtissin desselben wurde. Da diese Nonnen sehr ausarteten und ausschweiften, so sagte man sie aus dem Kloster. Am Tag des Himmelfahrtsfestes und zu Pfingsten strömten von 10 bis 12 Stunden in der Runde alle Dorfbewohner nach Argenteuil, um eine Wallfahrt zum Kleid des Heilands zu machen, das, wie die Chronik erzählt, die Kaiserin Irene Karl dem Großen nebst andern Kostbarkeiten schenkte. Der Kaiser gab diese Reliquie der Probstei zu Argenteuil, deren Aebtissin seine Tochter Theodrate war. Beim Einfall der Normänner verwauerten die frommen Nonnen diesen Rock, den man 1156 unversehrt wieder fand und von neuem der Verehrung der Gläubigen Preis gab. Argenteuil war früher befestigt, und hatte sehr dicke, von Thürmen flankirte Mauern und breite Gräben, von denen noch Spuren vorhanden sind. Der Ort hatte bei dem Einfall der Normänner und besonders in den Religionskriegen außerordentlich zu leiden. Argenteuil besitzt sehr viele Weinberge und schöne Steinbrüche, welche viel Verkehr verursachen, da diese Steine auf verschiedenen Canälen nach allen Theilen Frankreichs und sogar nach England ausgeführt werden. Auch berühmte Spargeln und Feigen werden hier gezogen und vortheilhaft wegen der Nähe von Paris verwerthet. Der Ort zählt jetzt an 6000 Einwohner und ist sehr wohlhabend.

Die holländische Regierung und das Christenthum auf Java.

Unter den mannichfachen böswilligen Gerüchten, welche man über die holländische Regierung und ihr Verhältniß auf Java verbreitet hat, gehörte auch die von einem holländischen Blatte selbst, der Tod, ausgesprochene Behauptung, die niederländische Regierung habe sich in ihrem Verteage mit dem bekannten Rebellenhaupt Dipo Negoro, der Jahrelang das Innere von Java in Unruhe setzte, feierlich verpflichtet, durch alle in ihrer Macht stehende Mittel sich der Verbreitung des Christenthums zu widersetzen. Die holländische Regierung hat auf diese Beschuldigung mit einer Geschichtserzählung des Ausganges der Empörung Dipo Negoro's grammertet. Staatscour. 11 December, woraus hervorgeht, daß gar kein Vertrag mit letzterem abgeschlossen wurde, indem er sich am Ende der Verfolgungen müde selbst in die Hände der gegen ihn geschickten Truppen lieferte. Es kann somit auch von keiner Stipulation in einem gar nicht vorhandenen Vertrage die Rede seyn. Daß übrigens die holländische Regierung in Java einer mohamedanischen Bevölkerung gegenüber mit seinem unklugen Bekehrungseifer auftreitt, versteht sich wohl von selbst.

Die Gambusinos.

Bilder aus dem Waldleben in Sudamerika.

(Schluß.)

Dieser mühselige Tag war zu Ende, die Nacht herangekommen, und die Arbeiter hatten ihr Geschäft aufgegeben. Alles war still in der Hütte wie draußen; aber wie Salazar vorausgesehen, hinderten mich die Wehklagen des Verwundeten am Schlafe. Vor der Thüre liegend, die offen stand, horchte ich auf das Gerausch der Fichten, ein trauriges Gelöne, das sich mit dem Gewimmer des Verwundeten mischte, und betrachtete den dunkeln und engen Horizont dieses an Geld so fruchtbaren Thales, den Schauplatz so vielen blutigen Streites. Der Gipfel der Sierra, an welchem der Bach entspeang, dessen Gemurmel ich hörte, war mit einem Wolkenschleier bedeckt, welchen der Mond hier und da durchbrach. Mitten in dieser schweigenden Natur schien dieser glänzende Nebelstreif ein geheimnißvoller Schleier, den Gott über die Quelle dieser Schätze gebreitet hatte, deren Vertheilung sein Wille der Laune des Wolkes überläßt. Eine Fichte zeichnete sich scharf an dem klaren Himmel und erhob sich wie der finstere Schutzherr dieser Hochgebirge. Unter ihr erschien der Sturz des Waldbaches wie eine Silberkatarakte, die auf diesem goldenen Boden niederfiel. Nach und nach verschwammen die Gegenstände vor meinen Augen, welche die Müdigkeit beschwerte, und schon war ich zwischen Schlaf und Wachen, als ich von ferne dumpfes Schreien hörte, und schwankende Lichter wie Irrwische auf der Anhöhe schimmern sah. Der Schlaf gewann die Oberhand, und ich weiß nicht wie lange er gedauert hatte, als eine plötzliche Helle mich von neuem die Augen öffnen ließ. Ein seltsames Schauspiel überraschte mich: das ganze Thal war hell beleuchtet, wogende Flammen hoben sich von den Wurzeln bis zu den höchsten Zweigen der Fichte, welche über dem Bache stand. Rauchwolken wirbelten bis zum Himmel empor, der davon verfinstert wurde. Die Gipfel der nächsten Bäume waren von fahlem Wiederschein gefärbt. Die Aeste des brennenden Stammes fanten nieder wie Feuerstreifen. Beim Lichte dieses riesenhaften Feuerbrandes kamen und gingen Menschen, wirres Geschrei tönte von allen Seiten. Bloße Degen, Hämmer, Messer glänzten mitten unter diesen verschiedenen Gruppen.

Racme! Racme! rief man allenthalben. Ich wandte mich um. Anastasie und seinen Bruder zu wecken; ich sah sie alle beide bei dem Scheine, der ins Innerste unserer Hütte drang, wie sie standen und Rath hirlten. Der Verwundete wand sich krampfhaft auf seinem Schmerzenlager.

Nun! sagte ich dem Gambusino, so wollen denn die von Racome uns wirklich angreifen? Der Gambusino schüttelte den Kopf. Sein Gesicht war kummervoll und bleich; eine Furcht, die er sich nicht eingestehen wollte, schien ihn zu beherrschen.

Nein, nein, antwortete er; die Goldwäscher von Racome hätten diese höllische Fackel nicht angezündet, um uns anzugreifen. Auch ein Meisender kann sie nicht angezündet haben, denn wenn unbekannte Ursachen ihn gerüthrigt hätten, da oben zu bleiben, so würde die Vorsicht dagegen ihm geboten haben, sich nicht zu verrathen. Daraus

Digitized by Google

gesehen, daß es nicht .... Er vollendete nicht, aber das Kreuz das er schlug, verwollständigte seine Gedanken. Dann fuhr er fort: Glaubt Ihr nicht, fremder Herr, daß wenn Satan durch die Macht des Goldes herrscht, ein Land, das so viel davon hervorbringt, mehr als ein anderes dem Fürsten der Finsternis unterworfen seyn muß?

Der Anblick der sich uns darbot, hatte wahrhaft ein hinreichend diabolisches Gepräge, um Übergläubische Gedanken zu erregen, und ich gestehe es, mir fehlten Gründe Pedro zu beruhigen.

Ave Maria! rief Anastasio, daß du nicht ein Wimmern gehört, wie das unsers sterbenden Vaters in der dürren Nacht, wo wir ihn verloren haben? O der Gambuse ist ein schreckliches Handwerk! Höret! Wir waren still, hörten aber nur das Zischen der Flamme, das Krachen des Holzes, das im Feuer sich spaltete, und den schweren Athem des Verwundeten.

Thue wie ich, Pedro, fuhr Anastasio fort, entsage deinem Gewerbe, dessen Opfer du früher oder später werden wirst.

Niemals werd' ich es aufgeben! rief der Gambusine, der einen Entschluß gefaßt zu haben schien und seinen Bruder aufforderte, mit ihm hinauszugehen, um ihre Zweifel aufzuklären.

Ihr wollt mich so verlassen, rief der Verwundete ängstlich; um der heiligen Jungfrau Willen bleibe einer bei mir!

Ihr, Herr Cavalier, werdet bleiben, sagte Pedro, aber höret, vor allem eine feierliche Bitte.

Sprecht, sagte ich, und glaubet, daß wenn es in meiner Gewalt steht Euer Verlangen zu erfüllen, ich es vollführen werde.

Ich weiß nicht was mich an eben erwartet, erwiederte er; wolle Gott, daß ich nur irdische Feinde finde! Aber wenn ich nicht zurückkomme, so versprecht mir, nicht vor sechs Tagen von hier wegzugehen. Bis dahin wird der arme Cirilo todt seyn oder genesen. Ihn jetzt zu verlassen, wäre sein Tod. Wenn er vor dieser Zeit stirbt, und ich nicht zurück bin, nach mein Bruder, so will ich Euerer Ehrenhaftigkeit, Herr Cavalier, ein Geheimniß vertrauen, das Euch zum Vortheil gelangen wird. Wenn Ihr über der Leiche des armen Cirilo das Todtengebet gesprochen und ihm ein christlich Begräbniß gegeben habt, so werdet Ihr, wenn es in Eurer Macht steht, unter dem Orte nachgraben, wo er jetzt liegt, und einen Fuß unter der Erde das Geld finden, welches ich in diesem Placer gesammelt habe; es ist eine ziemlich beträchtliche Menge. Ich habe Niemand, dem ich es hinterlassen könnte, aber hilft es eben so gut, es komme Euch zu, als einem andern. Nach dieser Mittheilung schickte er sich an hinauszugehen, dann, nach kurzem Besinnen, setzte er die seltsame Umgestaltung bei, worin sich ganz der Charakter des Gambusino zeigte: Wenn Ihr vielleicht fürchtet, die Gebeine, die ich Euch überlasse an Euch zu ziehen, wegen der Versuche, die man machen könnte Euch zu berauben, so verschwendet sie eher, als sie begraben zu lassen, denn einmal der Erde entrissen, ist das Gold zum Vortheil des Menschen gemacht; es ist Gottes Wille so.

Alsbald gingen Pedro und Anastasio hinaus den Degen in der Hand. Ich blieb auf der Schwelle der Hütte, und sah sie in der Finsternis des Thales verschwinden. Noch lange Zeit verbreitete der brennende Baum ein grelles Licht, bis die Flammen nicht mehr aufwirbelten. Der Umkreis vom Brande erleuchtet, schloß sich immer enger; der feselsale Feuerbrand sank in sich selber zusammen, erlosch im Bach mit traurigem Gezische und alles trat ins Dunkel zurück. Nur in langen Zwischenräumen sandten die plötzlich aufsiedenden Flammen einen Blitz zu mir herab. Ich bestand auf dem Glauben, daß die Wächter von Nacome die von Bacuache überfallen hätten, aber in dem Schweigen der Nacht rechtfertigte nichts diese Vermuthung. Ich strengte mich vergebens an, die Ursache dieses seltsamen Tumultes zu erraten, als ich bei einem Flammenstrahl einen Mann gegen mich kommen sah, der fast auf der Erde kroch.

Wer ist da? rief ich dem Unbekannten zu, den ich nur einen Augenblick unterschieden konnte.

Stille! ich bins, ich, Rivas, sagte der Mann leise, und ich erkannte in der That die Stimme des Verstümmelten. Ich richtete eilig einige Fragen an ihn über den unvorgesehenen Lärm. Er antwortete mit so seltsamem Lachen, daß nur ein Wahnsinniger so lachen konnte, denn ich hatte nicht vergessen, was Anastasio mir gesagt. Rivas lauerte sich neben mir nieder und sagte mir so, daß nur ich allein es hören konnte: Euer Diener hatte Recht, ich habe mich gerächt! Sie waren es nicht, die ich in die Luft geworfen! aber diesmal din ich dessen gewiß, ich habe ihre Stimmen erkannt: unglücklicherweise waren es nur zwei! es fehlt mir noch Einer! .... ich werde ihn später finden .... Deswegen hat ich das große Feuer angezündet, und dann sah ich jene, welche ich in den Abgrund gestürzt ihre zerbrochenen Glieder bewegen und war vergnügt! Jene von Sudiate sind zu rasch gestorben .... Ist dieß nicht auch Gottes Gericht? Auf Wiedersehen, Herr Cavalier, ich will den dritten suchen. Bei diesen Worten entfernte sich der Wahnsinnige eilig, bevor ich ihn anhalten konnte. Ich war noch ganz bestürzt von diesem Geständniß, als ich die Stimmen der beiden Brüder hörte, welche zur Hütte zurückkamen.

Nun, rief ich ihnen zu, was habt Ihr entdeckt?

Nichts, antwortete Anastasio, als zwei Leichen, welche wir unten in der Schlucht fanden; aber wenn der Teufel sie hinabgeschleudert hat, so war er wenigstens gerecht gegen die beiden schlimmsten Spitzbuben im Lande, wo es deren viele gibt! Ich gestehe, daß mir ein Gewicht von der Seele genommen ist; dennoch frage ich mich noch, wer den Baum anzünden konnte?

Ich erzählte ihm, was mir Rivas gesagt hatte.

Er könnte wohl heute nicht Unrecht gehabt haben, sagte Anastasio; aber dennoch will ich ihn morgen aufsuchen: es ist ein Narr von zu gefährlicher Art.

Während sechs Tagen, welche ich zu Bacuache zubrachte, waren alle Nachforschungen nach dem Verstümmelten vergebens; er hatte sich wahrscheinlich nach der großen Wüste gewendet, und seit jenem Tage hörte man nichts weiter von ihm. Während der Zeit hatte Anastasio mein hinkendes Pferd mit einem bessern vertauscht, und wir kamen überein, weiter fortzureisen. Ich hatte die Abschiedsworte des merkanischen Jägers nicht vergessen, und nahm mir vor einer Tages noch bis zur Hacienda de la Noria vorzudringen. Ich wollte eine so seltsame Gelegenheit nicht verlieren, irgend eine neue Seite dieses mexicanischen Bodens kennen zu lernen, dem das Weltmeer und die Wüste als Einfassung dient, und das für mich alle Anziehung eines Romans bewahrte.

Ich vernahm später daß die Benanza (reicher Ertrag) in Pedro Salazar gefunden, immer ergiebiger geworden, daß er sie aber verlaufte, weil das Geld ihm mangelte, sie in der Tiefe auszubeuten, und auch, weil er noch andere auffinden wollte, die ohne ihn vielleicht unbekannt geblieben wären. Der Gambusine blieb daher seiner innern Stimme getreu, welche ihn zu neuen Entdeckungen antrieb; seine Aufgabe, sagte er mit naiver Uebertreibung, sey wie die des Strumpfhakers, dem Gott befohlt das Geld von den Bergen in die Thäler zu stoßen, und er erwartete mit Ergebung mitten unter Mühen und täglichen Gefahren den Augenblick, wo er wie der Strom am Ende einer stürmischen Bahn in einer unbekannten Einöde stehen werde.

Gabriel Ferry.

Leichardts neuer Reiseplan. Die Moreton Bay Courier vom 27 Junius (Simmonds Col. Magaz. Januar) gibt folgende nähere Bezeichnung des Weg, welche Dr. Leichardt jetzt einschlagen will. Er gedachte im October oder November von Moreton Bay aufzubrechen und nordwärts bis an den Mackenzie-Fluß zu gehen, dann die in den Golf von Carpentaria fallenden Flüße bis zu ihrer Quelle zu verfolgen, um von hier aus wo möglich diejenigen Flüße zu treffen, welche nach dem Cambridgegolf fließen. Seine Absicht ist dabei natürlich, die nördliche Gränze der innern großen Wüste zu verfolgen, und so mehr und mehr nach Westen vorzudringen. Er hatte nach dem Archipel geschrieben, um sich Maulesel zur Fortschaffung des Gepäcks zu verschaffen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 43. 19. Februar 1847.

Die Seinereise von Paris bis an das Meer.

2. Von Argenteuil bis Poissy.

Kaum hat man Argenteuil im Rücken, so befindet man sich dem gleichfalls auf dem rechten Ufer der Seine liegenden Schloß Marais gegenüber, das früher eine Domäne der Abtei Saint-Denis und der Hauptort der Probstei von Argenteuil war. Vor der Revolution war es Eigenthum des Grafen Mirabeau, der 1789 hier alle diejenigen versammelte, welche die Begründung einer constitutionellen Monarchie wollten. Später kam es in die Hände des Marineministers Decrès, der viel zur Verschönerung desselben und seiner anmuthig gelegenen Gärten that. Wir fahren eine kurze Strecke weiter und kommen auf derselben Seite an das uralte Dorf Bezons, in welchem schon die Könige der ersten Dynastie Münzen schlagen ließen, und das Karl VI im J. 1404 von den Prisen (prises) frei sprach, — so wurden die Beisteuern genannt, welche die Gemeinden während des Aufenthalts der Könige oder Glieder ihrer Familien an Mobilien, Lebensmittel, Getränke, Fourrage und Geld geben mußten, und die oft in eine wahre Plünderung ausarteten. Dagegen hatten die Bewohner von Bezons die Verpflichtung, dem Hof jährlich vier Wagen voll Stroh zu liefern. An dem Tag des heiligen Fiakre, Schutzpatron des Ortes, wird hier auf schattigem Wiesengrund ein fröhliches Fest begangen, dem ein dreitägiger Jahrmarkt folgt. Dieses Dorf ist äußerst romantisch gelegen, hat herrliche Spaziergänge und einige schöne Landhäuser. Ihm gegenüber in geringer Entfernung liegt Klein-Nanterre. Wieder an Inseln und an lachenden freundlichen Ufern vorüber, die Carrières Saint-Denis, ein ziemlich großes Dorf rechts liegen lassend, erreichen wir nun Gbatou, ein hübsches Dorf, welches über 1000 Einwohner zählt, deren Fleiß es dahin gebracht, daß der sandige Boden desselben durch gute Bearbeitung und Dünger jetzt sehr ergiebig ist: 1700 wurde hier eine Brücke über die Seine gebaut. Einige schöne Landhäuser machen den Ort recht freundlich, und ein schönes Schloß, dessen lange Terrassen sich an dem Ufer des Flusses hinziehen, und von denen man eine reizende Aussicht hat, geben ihm vom Wasser aus gesehen einen imponirenden Anblick; in dem Park dieses Schlosses befindet sich eine merkwürdige, nach Soufflots Zeichnungen angelegte Grotte. — Kaum hat man die Brücke passirt, so gewahrt man am Ende der Insel du Chiard, auf dem rechten Ufer das wirklich reizend gelegene Dörfchen Croissy. Die wahrhaft entzückende Lage desselben macht, daß es mit einer großen Zahl der elegantesten Landhäuser umgeben ist. Bald nachdem man Croissy verlassen, kömmt man an der auf dem linken Ufer liegenden Wasserleitung von Marly und an Marly le Port vorüber, dem gegenüber das an die Seineufern gränzende Ende des Waldes von Vesinet liegt, der dasselbe anmuthig schmückt. Dieser Wald wurde lange Zeit „Bois de la Trahison“ (Wald des Verraths) genannt. Die Sage berichtet nämlich, daß der tapfere Ritter Roland durch den Verräther Ganelon in demselben ermordet worden sey.

Was wird dann aber aus den pyrenäischen Legenden von Roncevaux? Auch ein geheimnißvoller bejaderter Sumpf, von dem man noch Spuren zeigt, soll sich in diesem Gehölz befunden haben, in welchem der Bankier der Königin Marie Antoinette, Herr Pinet, sein tragisches Ende durch Selbstmord beim Beginnen der französischen Revolution fand. Jedes Jahr wird hier am Maria Himmelfahrtstag, mitten im Wald in dem sich eine Capelle befindet, ein stark besuchter Jahrmarkt gehalten. Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts wurden 300 Morgen dieses Gehölzes urbar gemacht und Maiereien in denselben angelegt, in denen etwa achtzig Seelen wohnen, eben so ein noch vorhandener großer Uebungsplatz für die Reiterei, den die zu St. Germain in Garnison liegenden Regimenter benützen.

Nun kommen wir nach Le-Pecque, das am linken Ufer am Abhang eines Hügels liegt, dessen Platte die Höhe von Saint-Germain en Laye krönt. Le-Pecque ist ein uralter Ort, der in den ersten Zeiten Aipicum, Alpecum, nachher Aupec genannt wurde. Childebert III schenkte diese Herrschaft im Jahr 704 dem Abt von Saint-Wadrille, und Karl der Kahle bestätigte die Schenkung 845. Heinrich IV bestreite den Ort 1596 von allen Abgaben, dieses Privilegium wurde ihm jedoch 1688 wieder genommen. Le-Pecque ist im Grunde genommen nur eine Vorstadt von Saint-Germain, das wie gesagt auf der Anhöhe über Le-Pecque liegt, und eine wohlgebaute Stadt mit breiten, wenn auch krummen aber wohlgepflasterten Straßen ist. Sie ist die Vaterstadt der Margarethe von Valois, Tochter Franz I, Heinrichs II, Karls IX und Ludwig XIV. — Der Ursprung dieser Stadt geht nicht über das 11te Jahrhundert zurück. 1019 stiftete König Robert hier eine Kirche, der er verschiedene Privilegien schenkte. Ludwig der Dicke ließ 1224 hier ein festes Schloß erbauen, das seine Nachfolger allmählich vergrößerten; nun erbauten viele Adelige Wohnungen um dasselbe, und so entstand nach und nach die Stadt, welche nach dem Namen, den man dem Schloß gegeben hatte, Saint-Germain genannt wurde. Früher, noch zur Zeit Karl des Großen, hatte der noch jetzt vorhandene schöne Wald von Saint-Germain auch den Namen bedeckt, auf dem die Stadt später erbaut wurde, und den man Ledia Silva nannte, hieraus wurde Leia, dann Laia, und endlich

Digitized by Google

Laye, daher St. Germain en Laye. Die Kirche und ein Kloster welche Robert erbaute, weisen es dem heil. Germain zu. Im Jahr 1346 wo die Stadt schon ansehnlich war, wurde sie von den Engländern eingenommen, und so wie das Schloß völlig geplündert und in Asche gelegt. Karl V begann 1370 sie wieder herzustellen, aber 1419 unter Karl VI kamen die Engländer wieder, und Stadt und Schloß wurden abermals von Grund aus zerstört. 1435 bemächtigte sich die Partei der Armagnacs des Schlosses von Saint-Germain, aber drei Jahre darauf lieferte es der Verrath eines Mönches vom Kloster der heiligen Genofeva, Namens Carbonnet, Prior von Nauterre, wieder in die Hände der Engländer. Franz I stellte das in Ruinen verfallende Schloß wieder her, vergrößerte es durch die Festungen Jaques Cotiers, des Arztes Ludwig XI, und bald darauf wurde ein Theil des Waldes mit einer Mauer umgeben, und man hegte alle Art Wild in demselben. Als sich Karl IX in Paris nicht mehr sicher glaubte, zog er sich mit seinem Hof hieher zurück, da aber ein Wahrsager der Katharina von Medicis prophezeit hatte, daß sie in der Nähe von Saint-Germain sterben würde, so eilte sie schnell in das Louvre zurück, wo sie sich ebenfalls wegen der Nachbarschaft der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois vor dem Tod nicht sicher glaubte. Karl IX Aufenthalt zu Saint-Germain war dem Gedeihen dieser Stadt von Nutzen, sie verdankt ihm die erste Spiegelfabrik, die in Frankreich nach dem Muster derer zu Venedig eingerichtet wurde; Theodo Matio, der sie gründete, wurde vom König in Adelstand erhoben.

Heinrich IV und Maria von Medicis, welche beide den Aufenthalt zu Saint-Germain sehr liebten, befreiten die Einwohner dieser Stadt von allen Abgaben, ein Privilegium, das sie bis zum Ausbruch der französischen Revolution von 1789 behielten. Heinrich II hatte hier für seine geliebte Gabriele von Estrées eine prächtige Wohnung erbauen lassen, welche man das Schloß nannte, und zu dessen Gunsten man nach und nach das alte verlieh. Hier starb Ludwig XIII und hier kam Ludwig XIV zur Welt, Grab und Wiege von Königen. Ludwig XIV ließ dieses Schloß durch Le Notre außerordentlich verschönern, er vollendete die prächtige Terrasse, die schon unter dem vierten Heinrich angefangen worden war und eine Länge von fast 1400 Metres bei ungefähr 30 Metres Breite hat. Unbeschreiblich schön ist die Aussicht, die man hier genießt, vor dem entzückten Auge entfaltet sich das herrliche Panorama der Ile de France, mit all ihren Städten, Dörfern, gothischen Thurmspitzen, Schlössern, schlängelnden Flüssen, die durch Weinberge, Wiesen und Baumstücke strömen, und eine Reihe waldiger Hügel begränzt den Horizont in blauer Ferne. Die Verschönerung des Schlosses von Saint-Germain kostete nicht weniger als sechs und eine halbe Million Livres, die der auf Kosten des Volkes so verschwenderische Ludwig XIV hier verwendete. Aber von der Höhe der Terrasse sah man die Thürme der Abtei von Saint-Denis, den großen Leichenstein, der die Gräber der französischen Könige deckt; dieser Anblick war dem lebenslustigen König zuwider, er erinnerte ihn jeden Augenblick an die Hinfälligkeit und Nichtigkeit aller irdischen Größe; ihm zu entgehen wurden die Schätze und das Blut der Franzosen vergeudet, um das prachtvolle Versailles zu schaffen. Mit dem Verschwinden des Hofes von Saint-Germain nahm auch der Glanz dieser Stadt schnell ab. Nur Ludwigs liebenswürdigste Maitresse, die La Vallière, zog sich hieher zurück, um in der Einsamkeit über die Unbeständigkeit ihres königlichen Liebhabers nachzudenken, doch vertauschte auch sie bald diesen Aufenthalt mit dem Kloster der Karmeliterinnen zu Paris. Nach ihr schlug der zweimal von dem Thron gestürzte Jakob II hier seinen Wohnsitz auf, und tröstete sich über den Verlust seines Reiches durch die frommen Unterhaltungen mit Mönchen und Pfaffen, die ihn versicherten, daß er für das verlorene Reich, wenn er es auf Erden nicht wieder erhalten würde, ein weit größeres im Himmel bekommen werde. Der gläubige Fürst starb 1718 hier und seine irdischen Ueberreste ruhen in der dem Schloß gegenüber liegenden Kirche. Saint-Germain, das durch die Revolution von 1789 alle seine sehr bedeutenden Privilegien verlor, war ein großer Gegner derselben, und wurde deßhalb mehrmals im Zustand des Aufruhrs und der Belagerung erklärt. Da sich sehr viele adelsalte Familien, die sich aus irgend einem Grund vom Hof zurückzogen oder in ihren Vermögungumständen zurückgekommen waren, hier aufhielten, so herrschte von jeher, wie auch noch jetzt, wo viele Legitimisten diese Stadt bewohnen, ein höchst aristokratischer Geist in derselben, und Mercier schildert in seinem Tableau de Paris, mit etwas grell aufgetragenen Farben, die Einwohner von Saint-Germain als „Wesen ohne alle Begriffe, schwerfällig, langweilig, mürrisch, mit ein Paar Cylinderbeinen, wandernde Pflanzen, die man mit Strümpfen, Hosen, Westen und Röcken bekleidet hat, und deren Scheitel mit einer halbgepuderten Perrücke gekrönt ist." So arg ist es denn doch nicht, wenigstens jetzt nicht mehr, obgleich die Stadt, die etwa 14,000 Bewohner zählen mag, noch immer einen sehr aristokratischen Anstrich hat.

Den 3 Julius 1815 besetzten die Preußen Saint-Germain, wo sie über drei Monate blieben. Man war daselbst sehr mit ihrem humanen Benehmen zufrieden, nicht so mit den Engländern, die sie ablösten, da sie sich wie wahre Räuberhorden benahmen, und wenig hätte gefehlt, daß sie die Stadt wie in den Jahren 1346 und 1419 behandelten. Wellingtons Soldaten stahlen, nach der Versicherung der Einwohner, den Frauen sogar die Hauben vom Kopf und machten sich Jakots für ihre Hemden daraus.

Das alte Schloß, welches während der Revolution an Privatleute vermiethet war, ist jetzt ein Militärgefängniß. Noch zeigt man die Zimmer der Frau von La Valliere, und das, in welchem Jakob II starb; es steht wegen seiner breiten Gräben und Mauern einer alten Feste ähnlich. Von dem neuen Schloß ist nur noch der Thurm übrig, in welchem Ludwig XIV zur Welt kam; der Platz vor dem Schloß ist sehr groß und ziemlich regelmäßig, außerdem ist noch der Place Royal und der Place Pontoise bemerkenswerth. Unter den mancherlei Industrieanstalten, die hier bestehen, ist eine ganz eigener Art, die erst vor ein Paar Jahren gegründet wurde und sicher in der ganzen Welt ihresgleichen nicht hat; es ist dieß die große Romanenfabrik Alexander Dumas und Comp. Die Fabrication dieser Waare wird folgendermaßen betrieben: der Chef des Hauses A. Dumas wählt irgend ein Sujet zur Bearbeitung, das er nun Capitelweis zur Ausarbeitung an seine Gesellen vertheilt, indem er einem jeden angibt, was er ungefähr in diesem Capitel zu sagen hat, etwa so wie ein Kaufmann seinen correspondirenden Commis den Inhalt der zu schreibenden Briefe mittheilt. Dabei läßt er ihnen viele Freiheit und gestattet ihnen sogar, jedoch mit dem Vorbehalt, dieselben nach Gutdünken zu moderiren oder ganz zu streichen, ihre eigenen Ideen einzuweben, die oft besser sind als die des Meisters selbst, wie Monte-Christo beweist, dessen Verfasser eigentlich ein ganz junger, angehender Literat war. Diese Arbeiter stehen meistens

Digitized by Google

im Taglohn, erhalten jedoch nach Umständen manchmal eine besondere Gratification.

Saint-Germain hat mehrere, für Frankreich vorzügliche Erziehungsanstalten, königliche Ställe, ein Theater, mehrere hübsche Hotels, prächtige Cavalleriecasernen, ein großes Hospital für Kranke heilerlei Geschlechts, welches an die Stelle des vormaligen, von der Frau von Montespan gestifteten Ursulinerklosters gekommen ist.

Der Wald von Saint-Germain ist einer der berühmtesten des Königreichs, durch den herrliche Straßen führen, die zusammen eine Länge von mehr als 400 Stunden haben. Noch ist das Gebäude des von Anna von Oesterreich gegründeten Augustinerklosters vorhanden, jetzt La Maison des Loges genannt. Hieher hatte man die berüchtigte Dubarry während der letzten Krankheit Ludwigs XV verbannt.

So lange die Dampfschiffahrt für Reisende von Paris nach Rouen bestand — sie mußte bald nach der Eröffnung der Eisenbahn zwischen diesen beiden Städten aus Mangel an Passagieren eingestellt werden — wurden diese von Paris bis Le Pecque zu Land transportirt, um den ungeheuren Krümmungen der Seine, welche die Wasserfahrt auf derselben außerordentlich verlängert, zu entgehen. Jetzt fahren nur noch ausnahmsweise von Zeit zu Zeit zu Zeit Dampfschiffe für Reisende von Paris nach Rouen, und wenn sie sichere Aussicht auf eine hinlängliche Zahl von Passagiere haben. Dazu kam auch, daß diese Dampfschiffe keineswegs die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten derer haben, die den Rhein befahren und anderem bedarf es beinahe dreimal so viel Zeit den Weg nach Rouen zu Wasser zurückzulegen als auf der Eisenbahn. Von Rouen nach Havre wird jedoch die Dampfschiffahrt trotz der Eisenbahn nicht eingestellt werden, da sie mit dieser hinsichtlich der Schnelligkeit so ziemlich die Concurrenz wird aushalten können. Es sind von Rouen aus keine Brücken mehr zu passiren, und die Strecke trotz großer Krümmungen nicht so bedeutend. Um diese Concurrenz besser bestehen zu können, hat die Gesellschaft der Dampfschiffe auf der Seine ein sehr schönes und großes eisernes Dampfboot bauen lassen, das mit dem nächsten Frühjahr seine Fahrten beginnen wird; hoffentlich wird auch dessen innere Einrichtung bequemer und eleganter seyn als auf den beiden, die Seine und die Normandie, welche jetzt zwischen Rouen und Havre hin- und zurückfahren. Namentlich klagt man sehr und mit Recht über die schlechten und dabei sehr theuern Restaurationen derselben, so daß die meisten Reisenden, die mit diesem Umstand bereits bekannt sind, es vorziehen, ehe sie sich einschiffen, ihr Mahl noch auf dem Land einzunehmen, oder sich auf die wenigen Stunden — man legt jetzt diese Wasserfahrt in 6 Stunden zurück, mit dem eisernen Dampfboot wird man nur viertahlb brauchen — selbst zu verproviantiren. Ein Umstand ist indessen diesen Dampfschiffen immer ungünstig, nämlich der, daß sie nie zu einer gleichen Zeit einen wie den andern Tag abfahren und ankommen können, sondern sich immer nach der Ebbe und Fluth richten müssen, deren Wirkung man bis Ronen verspürt, woher es denn kömmt, daß man sich häufig erst gegen Abend oder mitten in der Nacht einschiffen kann, was macht, daß an solchen Tagen die Reisenden lieber den Weg zu Land zurücklegen, eine Sache, die nicht zu ändern ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die jüdischen Secten in Rußland.

Erster Artikel.

(Journal des Minist. des Innern. Julius 1836.)

Die Religion, welche Moses dem hebräischen Volke gab, hat sich unter den Anhängern nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt und Einfachheit, wie sie in den Büchern des Alten Testaments vorliegt, erhalten; im Laufe der Zeit hat sie Erklärungen, Zusätze, Erweiterungen, und endlich in Folge der Einmischung fremder Elemente Veränderungen und Entstellungen erfahren, welche die Masse des ehemaligen auserwählten Volkes in viele mehr oder minder von einander verschiedene, mehr oder minder von der ursprünglichen Reinheit der Lehren abweichende Glaubensbekenntnisse und Secten zertheilten. Diese Erscheinung ist allen Religionen gemeinsam, und wenn die Erforschung der Ursachen, des Gangs und der Folgen bei allen Völkern unter allen Umständen, wo sie sich zeigte, ein hohes Interesse darbietet, so ist dieß bei dem hebräischen Volke besonders der Fall, da das religiöse Element, so viel bekannt, nirgends das öffentliche und Privatleben in solchem Maaße durchdrang und dessen Erscheinungen bestimmte, wie bei diesem Volk, welches bis jetzt noch einzig durch die Kraft seiner religiösen Gesetzgungen und Einrichtungen bestand. Jede Rußland hat die Bekanntschaft mit diesem Gegenstand noch ein besonderes Interesse; denn seit die Juden ihr Vaterland und ihre politische Selbstständigkeit verloren und sich über die ganze Erde zerstreut haben, nie und nirgends haben sie sich in solcher Anzahl gesammelt, als in den Provinzen des ehemaligen Königreichs Polen. Hier bildeten sie gleichsam ein neues israelitisches Königreich; im eigentlichen Polen, in Litthauen, Weiß- und Rothrußland, in Podolien und der Ukraine wohnte und wohnt noch jetzt sicherlich der dritte Theil, wo nicht mehr, der jüdischen Bevölkerung auf der ganzen Erde, und selbst in denjenigen Provinzen, welche jetzt in den Verband Rußlands getreten, Kleinrußland, Neurußland und Bessarabien mit eingeschlossen, wohnt faß eine Million dieses Stammes, oder ein Viertheil sämmtlicher Juden in allen Welttheilen. Diese Anhäufung auf der einen Seite, und auf der andern der Schutz, den die Juden unter polnischer Herrschaft genossen, so wie die Vortheile, deren sie noch gegenwärtig genießen, waren Ursache, daß hie Judenschaft sich hier fester setzte, und vollständiger sich entwickelte, als irgendwo in andern Ländern, darum bieten auch die in ihrem Schooße entstandenen Secten in keinem andern Lande der Welt eine so große Mannichfaltigkeit und einen so vollständigen Ausdruck dar, als in den ehemals polnischen Provinzen, von wo sie auch in andere russische Gouvernements, wo den Juden die Niederlassung gestattet war, Verzweigungen aussandten. Unsere Leser verlieren deßhalb nicht viel, wenn wir statt einer allgemeinen Behandlung des Gegenstandes uns in den Gränzen des russischen Reiches halten. Unsere Nachrichten sind entlehnt aus Beer, Chiaeini, Frank, Jost, Capefigue, Depping, Mayer und andern neuern sowohl jüdischen als christlichen Schriftstellern über diesen Gegenstand.

Im Laufe des tausendjährigen Bestandes des jüdischen Volkes von dem Tode Moses' bis zur babylonischen Gefangenschaft finden wir keine Spuren religiöser Spaltungen, die ihre Quelle in verschiedener Auffassung der Satzungen des mosaischen Gesetzes gehabt hätten, wenigstens kann man, wenn je etwas der Art auftrat, nicht von mosaischen Secten sprechen, denn wer vom Glauben abfiel, fand dadurch ganz augenscheinlich sein Ende. Die ersten Spuren einer eigentlichen Spaltung treffen wir erst nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft. Dieß Unglück, welches über sie gekommen war, als Strafe für das lange hartnäckige Abweichen von den Geboten Gottes veranlaßte die Männer, welche die ins Vaterland zurückkehrenden Auswanderer führten, und von der persischen Regierung beaufsragt waren, eine bürgerliche und religiöse Aenderung in der jungen Colonie einzuführen, ihre ganze Aufmerksamkeit darauf zu richten, das Volk vor Vergehen zu bewahren, welche eine Wiederholung der Strafe hätten zur Folge haben können. Zu diesem Entzweck hielt die große sogenannte Synagoge für gut, den freien Willen auch manchmal in solchen Fällen zu beschränken, wo das Gesetz ihnen Raum gelassen hatte. Diese Beschränkungen erfanuen sie, wie die Talmudisten

Digitized by Google

sich ausdrücken, damit sie den eigentlichen Gesetzvorschriften als eine Schutzwehr (sejag) gegen die Verletzung derselben dienen sollten.[1] Viele Verordnungen und Neuerungen dieser Zeiten waren ohne Zweifel durch die Nothwendigkeit gebeten, zugleich wurden sie aber auch Veranlassung zur ersten Spaltung in Israel, denn manche hielten sie für unnöthig und überflüssig. Die, welche sie annahmen, nannten sich Chasidim, d. h. Leute, welche aus dem Wunsche Gott zu gefallen mehr thun als das Gesetz vorschreibt; die, welche sie verwerfen, heißen Zadikim, d. h. Leute, welche sich am Gesetz halten, aber weder mehr, noch weniger thun, als wozu sie verpflichtet sind.

Aus dieser ursprünglichen Spaltung entwickelten sich in der Folge nach den oben angegebenen Richtungen alle noch jetzt vorhandenen oder ehemals vorhandenen religiösen Secten der Juden. Aus den Zadikim entsprangen alle diejenigen, welche sich buchstäblich an das ursprüngliche Gesetz hielten, keine Erklärung und Vervollständigung durch mündliche Ueberlieferung annahmen, die hellenistischen Samaräer, Essäer, Sadducäer[2] und Karäer. Von den Chasidim stammten alle diejenigen, welche außer dem schriftlichen Gesetz Mosis auch eine mündliche Vervollständigung und Erklärung annehmen, die ihrer Ansicht nach Mosis zugleich mit dem Gesetz von Gott erhielt, und welche durch Ueberlieferung aufbewahrt wurden, die Pharisäer mit ihren Mischnalehren, den Talmudisten, Rabbinisten und Kabbalisten, nebst allen den in neuerer Zeit zum Vorschein gekommenen Verzweigungen. Nachdem wir so den Ausgangspunkt der Spaltung gezeigt haben, wollen wir jetzt die Bildung und Entwicklung derselben in jeder der in Rußland bestehenden Secten besonders nachweisen. Wir beginnen mit den Karäiten, als mit denjenigen, welche sich von allen Nachkommen Israels am wenigsten von der ursprünglichen Reinheit der Lehre Mosis entfernt haben.

1. Karäiten oder Karäer.

Die Zahl der Karäiten ist innerhalb der Gränzen Rußlands überhaupt unbedeutend und noch mehr in Vergleich mit der Masse, ihrer rabbinistischen und kabbalistischen Stammgenossen, dennoch befindet sich die Mehrzahl aller Karäiten in Rußland, was beweist, daß die Zahl dieser Secte an sich nicht groß ist. Ihr Hauptsitz ist gegenwärtig die Krim: in Eupatoria, Tschufut Kale, Armänenskoi Bazar, Feodosia, Sebaschpol und Simferopol finden sich gegenwärtig etwa 800 Familien (nach der neuesten Zählung 4188 Seelen); außerdem finden sich Gemeinden in Odessa, Nikolajeff und Ebersen, zusammen 85 Familien; in Wolhynien in der Stadt Luck etwa 80 Familien, etwa 100 in den Städten Trocki und Wilna, in dem Städtchen Newemiaste, Gouvernements Kowno, 50 bis 60, einige auch in der Kreisstadt Penäwies; endlich zählte man vor 10 Jahren 133 Männer in Translaulasten. So klein indeß auch diese Anzahl sein mag, diese Handvoll Menschen hält sich für die einzigen Repräsentanten der alten nationalen Rechtgläubigkeit der Hebräer, und beschuldigt leck die Millionen Rabbinisten, und um so mehr noch die andern Secten, der vollkommenen Abweichung von der ursprünglichen Reinheit des ächten Gesetzes Mosis. Diese Reinheit beweisen sie durch folgende Grundsätze des karaitischen Glaubens: 1) alle himmlischen und irdischen Körper mit allem, was sie enthalten, sind erschaffene Wesen, aber 2) ihr Schöpfer selbst ist nicht erschaffen; 3) er ist einzig und hat nicht seines Gleichen. 4) Er hat seinen Diener Mosis auf die Erde gesendet und 5) durch ihn das vollkommenste Gesetz verkündet. 6) Man muß die Sprache des Gesetzes verstehen und seinen Sinn begreifen. 7) Durch den göttlichen Geist wurden auch die übrigen Propheten geleitet; 8) am Tage des Gerichts wird der Herr die Todten auferwecken und wird 9) jedem nach seinen Thaten messen. 10) Der Herr straft sein Volk durch die Gefangenschaft, und von ihm muß man auch jeden Tag die Befreiung durch den Messias, den Sohn Davids, erwarten.

Die Karäiten verwerfen die mündliche Tradition, halten sich buchstäblich an die Schriften des alten Testaments, erklären sie nach den Ansichten des gewöhnlichen Menschenverstandes, lehren in den von spätern Gesetzgebern eingeführten Verordnungen und Vervollständigungen nichts göttliches, sondern nur menschliches, durch die Umstände und Bedürfnisse der Zeit eingeführte Veränderungen. Die Zeit des Auftretens der Karäiten und ihrer Organisation als Secte ist eine dunkle Sache, die von den einen so, von den andern anders entschieden wird.

Im Evangelium, wo die Namen Pharisäer und Sadducäer so häufig vorkommen, trifft man den Namen Karaiten nicht, wohl aber an der Stelle dieses hebräischen Worts die „Schriftgelehrten" (γραμματεις) die wohl kaum etwas anders bedeuten können, denn sie werden auch ausdrücklich von den Pharisäern und Sadducäern unterschieden, bilteten also wohl eine besondere Secte, die nach dem Charakter, der ihnen in dem Evangelium beigelegt wird, kaum etwas anders als die karaitische sein kann. Auch im Talmud erscheint der Name der Karaiten nicht, aber dieß kann eben so wenig als ein Beweis dienen, daß sie vor der schlußlichen Redaction dieser Sammlung (vor 540 n. Chr.) noch nicht vorhanden waren. Der Grund, weßhalb der Talmud über die Karaiten schweigt, liegt sehr wahrscheinlich darin, daß ihre Ansichten und Lehren in geradem Widerspruch mit den Grundsätzen der Pharisäer und Rabbinisten standen, daß sie deßhalb die geschworenen Feinde der letztern waren, welche sich dadurch rächten, daß sie die Karaiten als eines und dasselbe mit der allgemein verhaßten Secte der Sadducäer darstellen, was um so leichter war, als die Karaiten, ehe sie ihre jetzige, unterscheidende Bezeichnung annahmen, wahrscheinlich den auch die andern Secten gleichen Ursprungs umfassenden Namen Zadikim trugen, was der Benennung Jabulim sehr nahe steht. Indessen waren die Karaiten etwas ganz anders als die Sadducäer, denn abgesehen von der Verschiedenheit der Dogmen, in welcher Beziehung die Sadducäer die Unsterblichkeit der Seele und die Auferstehung der Todten verwarfen, welche die Karaiten annahmen, so unterschieden sie sich noch in andern Dingen: die Sadducäer z. B. verboten die Schreibung zwischen Gattern ganz, die Karaiten gestatten sie im Fall von Ueberdruck; die Sadducäer rechneten ihre Monate voll zu 30 Tagen, die Karaiten bejammen sie mit der Erscheinung des Neumonds u. s. w. Ein Beweis ferner, daß man an vielen Stellen, wo im Talmud von Sadducäern die Rede ist, die Karaiten verstehen muß, liegt in der Neuserung des Maimemdes, wo er sagt: „die böse Secte," welche in diesen Ländern (Aegypten) Karaiten heißt, wird bei den Weisen (Talmudisten) Sadducäer und Baitesiten genannt. Einige andere spätere Lichter der Rabbinisten, z. B. Juda Halewi, unterscheiden dagegen die Karaiten von den Sadducäern, welche letztere Epikuräer und Minim[1] genannt werden, während Juda Halewi von den namentlich genannten Karaiten sagt: „sie stimmen in den Grundsätzen mit uns überein, und haben nur ihre besondere Ansicht hinsichtlich der Ueberlieferung, die sie verwerfen." So billig dachten indeß nicht alle spätern Rabbinisten, sondern sie stellten den Karaismus als eine Erneuerung des alten Sadducäismus dar.

(Fortsetzung folgt.)

Unruhen in Borneo. Die Einwohner von Saramak, welche unter dem bekannten Engländer Brooke stehen, und die Chinesen von Mandor, welche hauptsächlich durch die Engländer mit Waffen versehen werden, haben die unter niederländischer Hoheit stehenden Dayaks angegriffen, und man erwartet, daß diese Regierung sie kräftig schützen werde. (Moniteur des Indes. N. 9.)

[1] Dahin gehört das Verbot, am Sonntag zu reiten, oder musikalische Instrumente zu spielen; davon steht in den Geboten Mosis nichts, aber der Reiter kann sich genöthigt sehen, eine Gerte abzuschneiden, um sein Pferd anzutreiben, und der Spielende kann sein Instrument zerbrechen und veranlaßt sein es aufzubrechen; in beiden Fällen beschäftigt er sich mit einer Arbeit, und diese ist im Gesetze verboten.

[2] Die Sadducäer darf man nicht mit den verleumderischen Zadikim verwechseln; eben so wenig die alten Chasidim, von denen schon in den Büchern der Maccabäer die Rede ist, mit den spätern Kabbalisten desselben Namens.

[1] Unter der Benennung Epikuräer umfaßt der Talmud nach der Erklärung des Maimonides alle, welche das Prophetenthum von Mosis verwerfen; der Name Min bezeichnet einen Anhänger der Lehren des Manes, einen Manichäer, was bei den Juden, wie eine Zeitlang bei den Ebesiten, als eine generelle Bezeichnung von Ketzer galt.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widermann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 44. 20. Februar 1847.

Bemerkungen eines reisenden Naturforschers.

(Aus der Reise des Beagle. Revue britann. Oct. 1846.)

Ein feiner Staubregen auf den kanarischen Inseln.

Eines Morgens zeigte die Luft eine außerordentliche Klarheit, die Umrisse der entferntesten Berge zeichneten sich deutlich auf dem blauen Hintergrunde ab. Nach dem Anschein zu schließen, hätte ich glauben sollen, daß die Luft mit Feuchtigkeit geschwängert sey, aber ganz im Gegentheil zeigte mein Hygrometer einen Unterschied von 26,9 Grad zwischen der Temperatur der Luft und dem Punkt, wo der Thau sich in Regen auflöst, das war fast das Doppelte dessen, was ich an dem vorhergehenden Morgen bemerkt hatte. Dieser ungewohnte Grad von Trockenheit der Luft war von anhaltenden Blitzen begleitet. Gewöhnlich ist indeß die Luft neblig, und zwar in Folge eines unendlich feinen Staubregens, der selbst nachtheilig auf unsere astronomischen Werkzeuge einwirkte. Den Tag vor unserer Ankunft zu Porto Praya sammelte ich eine kleine Düte voll von diesem Staub, von dem man hätte sagen mögen, er sey vom Winde durch das Segel des großen Mastes gesiebt worden. Auch Hr. Lyell gab mir vier Düten voll Staub, die auf einem Schiff niedergefallen waren, das sich einige Hundert Meilen nördlich von denselben Inseln befand. Nach Professor Ehrenberg besteht dieser Staub großentheils aus Infusorien, aus Kiesel- und Pflanzenstaub. In fünf Paketen, die ich ihm sandte, unterschied er nicht weniger als 77 verschiedene organische Formen. Alle Infusorien mit Ausnahme von zwei Meerarten bewohnen süßes Wasser. Ich sammelte mehr als 15 Varietäten dieses Staubs auf verschiedenen, im atlantischen Meer getrennten Schiffen. Aus der Beobachtung des Seewindes und dem Umstand, daß der Staub stets in den Monaten fiel, wo der Harmattan [1] Staubwolken in die höhern Regionen der Atmosphäre hinaufreißt, glaube ich mit Sicherheit schließen zu können, daß der Staub aus Afrika kommt. Ist es aber nicht seltsam, daß Prof. Ehrenberg, der mehrere Afrika eigenthümliche Arten von Infusorien kennt, in den ihm überschickten Proben auch nicht Eine erkannte, während er darin zwei Arten findet, die, so viel man bis jetzt weiß, nur Südamerika angehören? Uebrigens fällt dieser Staub in solcher Menge, daß er alles an Bord schmutzig macht, daß er die Augen belästigt, und den Himmel so verdunkelt, daß schon Schiffe darüber an der Küste gestrandet sind. Man hat solche Staubregen mehrere hundert, ja tausend Meilen von der afrikanischen Küste gesehen, während gegen Norden und Süden das Land 1600 Meilen entfernt war. Ich fand eines Tages in dem hundert Meilen vom Lande auf einem Schiffe aufgefangenen Staub ein Steinchen von einem tausendstels Gewichtszoll, untermischt mit viel feinerem Staub.

[1] Ein glühender Seewind, der in Guinea herrscht und die Vegetation vernichtet.

Ein weißer Muschelkalkstreif im Basaltfelsen.

Die Geologie ist der interessanteste Theil der Naturgeschichte auf der Insel San Jago. Wenn man in der Rhede einläuft, so fällt einem sogleich auf dem vom Meer bespülten Felsen in einer Höhe von etwa 45 Fuß über dem Wasser ein weißer vollkommen horizontaler Streif auf. Bei näherer Untersuchung entdeckt man, daß dieser weiße Streif aus Kalk besteht, der mit zahllosen Muscheln inenstirt ist, die sämmtlich oder wenigstens größtentheils noch an den benachbarten Küsten leben. Die Kalkschichte liegt auf altem vulcanischem Gestein auf, und ist von einem Basaltstrom bedeckt, der zur Zeit, wo das Muschellager noch unter dem Wasser sich befand, ins Meer geflossen seyn muß. Es ist merkwürdig, die Wirkungen zu verfolgen, welche die Hitze der darüber gelagerten Lavaschichten auf die zerreibliche Masse hervorbrachte, welche an einigen Stellen in einen kalkartigen Krystall, an andern in einen festen, geflecten Stein überging. Wo der Kalk von den Schlackenbruchstücken der innern Fläche des Lavastroms erreicht wurde, verwandelte er sich in Gruppen von merkwürdig ausgestrahlten Fasern, die dem Arragonit gleichen. Die Lavaschichten erheben sich in aufeinander folgenden Flächen, die leicht nach innen geneigt sind, von wo die Ausbrüche der geschmolzenen Massen ursprünglich kommen mußten. Seit den historischen Zeiten hat die Insel Santiago keine Spur von vulcanischer Thätigkeit gezeigt. Kaum findet man noch die Kraterform auf dem Gipfel ihrer rothen Schlackenberge, und dennoch kann man an der Küste die letzten Ausbrüche unterscheiden, da die Höhe derselben ungefähr das Maaß des Alters der Lavaströme angibt.

Die Seereise von Paris bis an das Meer.

2. Von Argenteuil bis Poissy.

(Fortsetzung.)

Wir verlassen nun La-Becque und schiffen weiter, den Wald von Saint-Germain noch eine gute Strecke zur Linken habend, kommen an dem hübschen Dorf le Menil, dann an Maisons-sur-Seine vorüber, wo wieder eine schöne Brücke über den Fluß führt; letzteres hat eine sehr angenehme Lage und

Digitized by Google

bestehe fast zur Hälfte aus den niedlichsten Landhäusern. Das Schloß, das der Familie Montebello (Marschall Lannes) gehörte, wurde von der Wittwe an Jaques Laffitte vertauscht und ist ein Meisterstück der modernen Baukunst. Es wird jetzt Maisons-Laffitte genannt. Im Jahr 1373 gehörte die Herrschaft Maisons-sur-Seine der alten Familie von Aunay, Hrn. von Poissy, damals war es aber nur ein elender Weiler, der von dem ihm gegenüber liegenden Sartrouville, von dem es nur durch die Seine getrennt war, abhing. Erst nachdem René von Longueil, Herr von Maisons, Oberintendant der Finanzen wurde und als solcher eines der schönsten Schlösser in der Umgegend von Paris im Jahre 1658 daselbst erbauen ließ, dessen Anblick an die Pavillons der Tuilerien erinnert, kam der Ort in Aufnahme. Maisond war ein Lieblingsaufenthalt des geistreichen Voltaire, der daselbst die Blattern bekam, an denen er mehrere Wochen gefährlich krank darnieder lag, und als er endlich genesen, brannte der Theil des Schlosses, in dem er gewohnt hatte, an demselben Tag ab, an dem er nach Paris zurückzureist war, das Feuer war sogar in seinem Wohnzimmer angegangen. Später wurde diese Besitzung ein Theil der Domänen des Grafen Artois (Karl X), der einige Gemächer prächtig einrichten ließ, um Ludwig XVI und Marie Antoinette in denselben zu beherbergen. Während der Revolution wurde Maisond als Nationaleigenthum verkauft und später brachte es Lannes an sich.

Drei lange, sich kreuzende Alleen führen zu dieser wahrhaft fürstlichen Wohnung, deren Façade auf die Seine geht, die durch einen grünen Wiesenteppich von ihr getrennt ist. Der über Tausend Morgen große Park zieht sich eine halbe Stunde längs dem Strome hin. Prächtig sind die Ställe, die offene Reitbahn mit einer Galerie, die Grotte, welche zur Tränke der Pferde dient, die große Hofterrasse, das Bassin, die Orangerie u. s. w. — Nun kommen wir an Lafrette vorüber, ein Dorf, das auf dem rechten Ufer liegt, und seiner ergiebigen Steinbrüche wegen bemerkt zu werden verdient.

Auf demselben Ufer, ein Stündchen weiter, liegt Herblay auf einer Anhöhe. In alten Documenten findet man diesen Ort mit Erbledum, auch Erbleium bezeichnet; im 13ten Jahrhundert war er beträchtlich. Damals waren mehrere ansehnliche Leben und drei große Herrschaften hier, welche alle drei die höhere, mittlere und niedere Gerichtsbarkeit besaßen. Früher soll der hier gezogene Wein vorzüglicher als der Burgunder gewesen seyn; dieß hat sich jedoch sehr geändert. Ein schöner, englischer Park mit einer Terrasse, die mehr als 300 Fuß über der Seine liegt, ist hier angelegt, und stromabwärts kommt man an drei schön angepflanzten Inseln vorüber, auf denen sich idyllisch gelegene Mühlen befinden. Der letzten dieser Inseln gegenüber, immer auf dem rechten Ufer, unfern dem Ort, wo sich die Oise in die Seine ergießt, liegt Conflans, ein schönes und großes Dorf, das von diesem Zusammenströmen der beiden Flüsse (confluens) seinen Namen hat. Die Oise, welche in den Ardennen, in der Nähe von Rocroy entspringt, benässert Guise, wird nach ihrer Vereinigung mit der Aisne unterhalb Compiegne schiffbar, und fällt nach einem Lauf von mehr als 70 Stunden, während welchem sie an vielen Ortschaften, Städten, reichen Weinbergen vorbeiströmt, in die Seine.

Schon im neunten Jahrhundert war Conflans durch seine zwei herrschaftlichen Vesten oder Burgen berühmt, welche den Bischöfen von Paris gehörten und hinter deren Mauern Bedrängte Schutz suchten und fanden. Was den Ort aber wohlhabend machte, war die Gründung einer Propstei, in welcher man seit undenklichen Zeiten die Ueberreste der heiligen Honorine aufbewahrte; als jedoch unter der Regierung Karl des Einfältigen die Normännen erschienen und die Seine hinaufstuhren, flüchteten sich die erschrockenen Klostermönche und nahmen diese Reliquien der Jungfrau Märtyrerin mit sich, und brachten sie nach Graville bei Harfleur. Hier verrichete die Heilige sogleich einige Wunder, und von allen Seiten strömte man zu ihr. Hierüber eifersüchtig begehrten die Pariser Bischöfe die kostbare Reliquie zurück, die nun wieder mit großem Prunk nach Conflans gebracht wurde; nichtsdestoweniger fuhr die Menge fort nach Graville zu wallfahren, wo der leere Sarkophag zurückgeblieben war.

Die zwei Burgen, deren ich erwähnte, hatten eine niedrige Form, die eine wurde das alte Schloß oder die Baronie, und die andere das neue Schloß oder der Thurm genannt. Die Herren dieser beiden Vesten waren zuerst die Grafen von Beaumont-sur-Oise, welche sie den Bischöfen von Paris überließen, weil ihnen am Tag der Installirung dieser Prälaten die Pflicht oblag, dieselben auf ihren Schultern in die Kirche zu tragen, und sie sich derselben entledigen wollten. Diese Herrschaft kam später an das Haus Montmorency, dann aber erhielt jedes Schloß einen, endlich sogar mehrere Herren, die aber alle von dem Bischof abhingen. Zu Anfang des 15ten Jahrhunderts besaß Karl Albret das neue Schloß, und die Familie von Anglure das alte oder die Baronie. 1551 vereinigte das Haus Trimouille jedoch wieder die beiden Burgen, deren Besitzer es ward, im 17ten Jahrhundert aber kam durch Heurath das neue Schloß an die Grafen von Tavannes. Indeß war der Propst des Klosters der heiligen Honorine jedes Jahr während 48 Stunden, vom Abend vor dem Himmelfahrtstag bis zum Abend nach diesem Herr der Burgen. Am Tag des Festes selbst wurde die Reliquienkiste der Heiligen in feierlicher Procession in dem ganzen Kirchsprengel herumgetragen, und jeder Schenkwirth mußte ihr eine Maaß Wein verehren, welches man den Wein der Ribauds (-Gurenjäger) nannte. Noch trägt man die Kiste herum, aber der Wein bleibt aus. Jetzt steht man nur noch die Ruinen dieser beiden Burgen, und an der Stelle der Abtei erhebt sich ein Schloß mit einem Park, der sich von dem Dorfe bis zum Zusammenfluß der beiden Ströme ausdehnt. Von der Anhöhe, welche dieser Ort beherrscht, hat man eine herrliche Aussicht, und in seiner Nähe sind große Steinbrüche und einige sehr merkwürdige Grotten. Jetzt kommen wir an dem Zusammenfluß der Oise und der Seine vorüber, und sehen auf der rechten Seite das uralte Andresy liegen, ein großes herrlich gelegenes lachendes Dorf, das auf der Stelle des alten Andertianum oder Andresiacum erbaut ist, welches Cäsar besuchte, und wo die Römer eine Flotte unterhielten, um das Land im Gehorsam zu halten; sie hatten daselbst zwei Schiffahrtspräfecten, von denen der eine zu Paris residirte und den Titel Praefectus classis Andertianorum Parisiis führte. Zu Anfang des vierten Jahrhunderts war hier ein großer Handel. Die Normänner und die Engländer ließen sich an diesem Punkt nieder, der sie zu Herren der Verproviantirungen machte, welche die Oise herabkamen und die Seine hinaufführten. Später wurde auch dieser Ort eine herrschaftliche Baronie, von der das Capitel von Notre-Dame zu Paris Besitzer war. In diesem Ort wurden die Conferenzen gehalten, welche der Bekehrung Heinrichs IV zur katholischen Religion vorangingen. Noch steht

Digitized by Google

man Ueberreste von Thürmen und Mauern, die beweisen, daß der Ort vor Zeiten stark befestigt gewesen seyn muß. Auf der Stelle des alten Schlosses steht jetzt ein lustiges Landhaus, der Wittwe eines französischen Generals gehörig. Der Wein, der hier gezogen wird, ist vorzüglich, und erhält den Ort im Wohlstand.

An mehreren Inseln und unbedeutenden Orten vorüberschiffend, unter denen Acheres, in dessen Ebene Ludwig XIV seine zahlreichen Truppen häufig manövriren ließ, kömmt man nun zu der am linken Ufer liegenden Stadt Poissy, das alte Pisciacum, welches wahrscheinlich seinen Namen von einer Fischerei hat, die sich hier befand. Karl der Kahle hielt 868 hier eine Generalversammlung der Großen und Prälaten seines Reichs. Robert, ein Sohn Hugo Capets, der 997 den Thron bestieg, hatte hier ein Landschloß, das er, wie die Chroniken berichten, häufig besuchte, und seine Gattin, die herrschsüchtige und grausame Constanze, hatte ein anderes, welches an das des Königs stieß. Eines Tages kam ein Armer, der den Fürsten um ein Almosen ansprach; dieser schenkte ihm eine sehr reiche Verzierung von Silber, welche er von seiner Lanze nahm, und die ein Geschenk der Königin war, er steckte sie dem Bettler selbst in die Tasche, und empfahl ihm, ja die Königin zu meiden. Nach Roberts Tod empörte sich Constanze gegen Heinrich, den ältesten Sohn und Nachfolger des Königs. Mehrere Städte und unter ihnen auch Poissy pflanzten die Fahne der Empörung auf. Heinrich, vom Herzog der Normandie unterstützt, dem seine Grausamkeiten den Beinamen: „Robert der Teufel" verschafften, und einige andere getreue Vasallen marschirten gegen die Aufrührer, und Poissy wurde genommen. — Im 13ten Jahrhundert nimmt ein Robert von Poissy das Kreuz, um die Albigenser auszurotten. Nicht lange vorher war der heilige Ludwig daselbst getauft worden, und viele Geschichtschreiber behaupten auch, daß er daselbst geboren sey; Montfaucon und andere läugnen es. Dem sey wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß dieser Monarch immer eine große Vorliebe für diese Stadt hatte, und sich gerne „Ludwig von Poissy" unterschrieb. Er ließ daselbst die steinerne Brücke bauen die noch steht, und den großen Wiehrmarkt einrichten, der Frankreichs Hauptstadt mit Fleisch versorgt.

(Schluß folgt.)

Die Bevölkerung Esthlands.

Das Bulletin de l'Academie de St. Petersburg (Scienc. hist. N. 69. 70) enthält einige nähere Angaben über diese mannichfach gemischte Bevölkerung. Es geht daraus hervor, daß sie vier freilich sehr ungleiche Hauptheile hat: Esthen, Deutsche, Russen und Schweden, nämlich 252,608 Esthen, 10,000 Deutsche, 6443 Russen und 4714 Schweden; hiezu kommen noch in den Städten 79 Finnen, 13 Polen, und 12 Tataren. Dieß gilt vom Anfang des Jahres 1834, und es ist eine effectelle, vom Civilgouverneur von Esthland gelieferte Angabe. Köppen, der sie mittheilt, nimmt an, daß man jetzt die Bevölkerung wohl auf 13 Procent mehr eher auf 309,000 anschlagen könne. Das Verhältniß der Städte zu den Landbewohnern ist wie 1:13,57. Von den Deutschen leben zweimal so viel in den Städten als auf dem Lande, bei den Russen ist der Unterschied gering, diese größer bei den Schweden, von denen nur 100 in den Städten und 4614 auf dem Lande wohnen. Die Hauptmasse der Landbevölker besteht indeß, wie natürlich, aus den eingeborenen Esthen, von denen nur 8190 in den Städten, aber 244,418 auf dem Lande wohnen.

Die jüdischen Secten in Rußland.

Erster Artikel.

1. Karaiten oder Karaer.

(Fortsetzung.)

Der Geist der Opposition gegen den Rabbinismus, der sich in der Form einer Anhänglichkeit an den reinen Schriftsinn zeigt, bestand schon, wie wir meint, vor Chr. Geb., aber in einzelnen Personen mit denen er erstand, ohne sich zu einer bestimmten Secte zu entwickeln; mit seinem reformatorischen Charakter und seinem Namen Karaitismus erscheint er erst in der Mitte des 8ten Jahrhunderts in Palästina. Als Gründer der Secte nennen die Rabbinisten einen gewissen Anan, aus Beit-Sur, einen gelehrten Mann, der anfangs allgemeine Achtung genoß, der aber, weil man ihn nicht zum Reich Gluta [1] erwählte, mit Wort und Schrift gegen die Ueberlieferung zu predigen begann, viele seiner Schüler vom Pfad des Rabbinismus ablenkte, und so eine Secte bildete, die jetzt noch unter dem Namen Karaiten bekannt ist. Andere, verstehen sich, erklären die Karaiten selbst die Geschichte Anans. Sie betrachten ihn gar nicht als Gründer oder Wiederhersteller ihres Glaubensbekenntnisses; nach ihrer Angabe ist dieser Anan der zweite des Namens [2] nur einer der Bewahrer ihrer Ueberlieferung, deren Reihe sie ununterbrochen von Jehuda-Ben-Tabai, dem Zeitgenossen Simeon-Ben-Schetas'a, bis ins 16te Jahrhundert herabführen. Was sagen aber nun die Karaiten selbst über die Zeit ihres Ursprungs? Sie betrachten sich, wie schon oben bemerkt wurde, als die einzigen Repräsentanten der alten Rechtgläubigkeit, wie sie bei den Achten Anhängern des Gesetzes Mosis vor der babylonischen Gefangenschaft bestand; sie sehen sich deshalb keineswegs als Secte an, sondern nennen die Pharisäer und ihre Nachkommen, die Rabbinisten, Secterer. Ihre erste Abscheidung von den Pharisäern verlegen sie in die Zeit des Gesetzlehrers Simeon-Ben-Schetas. Die Vorsäuer, dieses Simeon, sagen sie, legten die heilige Schrift aus gemäß der wahren Ueberlieferung [3] und ohne etwas dem wahren Geist der Religion widerstreitendes einzumischen. Simeon begann nach seiner Rückkehr aus Aegypten, wo er die unsittlichen Erklärungen der Hellenisten und Essäer kennen gelernt, allmählich, neue Lehren einzuführen, hatte vieles für erlaubt erklärt, was nach dem strengen buchstäblichen Sinn der heil. Schrift nicht erlaubt war, nahm, um seine Ansichten zu bekräftigen, zu falschen, dem wahren Sinn widerstrebenden Erklärungen, zu gezwungenen Auslegungen, zu Verdrehungen des Textes seine Zuflucht, und erklärte endlich, daß Gott selbst Mosso diese Erklärungen auf dem Berg Sinai zugleich mit dem geschriebenen Gesetz eröffnet habe. Dieß schuf die Pharisäer, welche alles, was Simeon lehrte, als Wahrheit annahmen, vollkommen von den Karaiten, welche alles dieß verwarfen. Dennoch verfloß bis zu dem effectellen, so zu sagen schließlichen Bruch noch eine geraumen Zeit; dieser brach vollkommen aus durch die Uneinigkeit, welche in den Schulen zweier spätern Gesetzlehrer, Samnai und Hillel entstand, von denen sich der erstere streng an das Gesetz, der letztere dagegen ein Schüler Oktavians, der selbst ein Schüler Simeon-Ben-Schetas'a gewesen war, sich allerlei leichtsinnige Zusätze zum Gesetze und Erklärungen im Geiste Simons gestattete, welche sämmtlich von den Pharisäern angenommen, von den Karaiten aber verworfen wurden. Beyder hatten beide einerlei Gesetzlehrer und Bewahrer der Ueberlieferungen angenommen, aber von dieser Zeit an beginnt bei den Pharisäern eine

[1] Amt der Zerstreuung, eine rohe Bürde, die damals bei den Rabbinisten in Persien bestand.

[2] Der erste war, nach den Angaben der Karaiten, einer der Gesetzlehrer, welche die Rabbinisten Amoraim nennen, er lebte 250 nach Chr.

[3] Es ist nicht wort abzuleugnen, daß die Karaiten unter der wahren Ueberlieferung verstehen, da sie die Ueberlieferung im Sinne der Rabbinisten verwerfen. Als Bewahrer dieser ächten Ueberlieferung führen sie in ununterbrochener Reihenfolge von Mosch bis auf einen gewissen Rabbi Boas im 13ten Jahrhundert größtentheils dieselben Personen auf wie die Rabbinisten, nur beginnen sie mit Rabbi Sammai eine andere Namensreihe, aber auch hier treffen wir den Anan, einen der entschiedensten Amoraimen. „Die Sprüche unserer Lehrer, sagt der karaitische Theolog Moische Beschitzi, finden sich zum Theil auch in der Mischna und im Talmud." Dieselbe Behauptung finden wir auch bei andern karaitischen Schriftstellern.

Digitized by Google

Reihe die mit Hillel anfängt, und bei den Karaiten eine andere, die von Samuai ausgeht, und diese letztere wird fortgeführt bis zum 16ten Jahrhundert, bis zu einem gewissen Beas.

Was geht nun schweres aus der Vergleichung dieser Zeugnisse hervor? Welche Ansicht über die Entstehung der Karaiten kann man sich nach allem dem bilden? Es bleibt gar kein Zweifel, denn die Sache liegt in der Natur der Dinge, daß mit der nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft erfolgenden Einführung neue Verordnungen und Zusätze zum Gesetze, zu deren Unterstützung man seine Zuflucht zur göttlichen Ueberlieferung nahm, sich unter den Hebräern eine der reinen Schrift-lehre getreue, und somit die neuen Ordnung der Dinge, so wie der Ueberlieferung, wenig man sie in den Augen des Volks heiligen wollte, feindselige Partei bildete und bilden mußte. Diese Partei, welche anfangs nicht so deutlich hervortrat, und in vielen Dingen noch mit der entgegengesetzten zusammenstieß, schied sich von der letztern im Laufe der Zeit immer schärfer, und als die Vertheidiger der Ueberlieferung einer-seits das Gebiet derselben weiter ausdehnten, andererseits sie als gleich verbindlich mit der heiligen Schrift und gleichen Ursprungs mit der-selben erklärten, als zum religiösen Streit sich auch noch politische Rivalität mischte, da bildete sich diese Partei allmählich zur selbstständigen, organisirten Secte aus, was wirklich unter Simeon Ben-Schetá und Hillel, hundert Jahre vor Chr. geschehen mochte. Den Namen Karaim, d. h. die welche am Gesetz halten, nannten die Mitglieder dieser Secte wirklich im Gegensatz zu den Mekubalim, der allgemeinen Benennung für die, welche die Ueberlieferung annahmen, viel früher schon annehmen oder behalten. Wie dem nun auch sein mag, zur Zeit wo Christus lehrte, war diese Secte schon völlig von den andern geschieden und selbstständig. Nach der zweiten Zerstörung des Tempels in der Zeit der Zerstreuung der Juden, wurden sie vielleicht an Zahl und Geist schwach, ja verschwanden vielleicht, wie die Sadducäer, ganz, oder dauerten nur in sehr kleinen Gemeinden oder einzelnen Personen fort, bis Anan getrieben von demselben Geist der philosophischen Analyse und der religiösen Secticrerei, der in seiner Zeit unter Mohammedanern und Christen verbreitet war, sie wieder belebte, den zerstreuten Anhängern durch die Einführung von Gebeten und Ceremonien eine neuere Organisation gab, den alten Karaitismus wieder ins Gedächtniß rief, und so den ganz eingeschlafenen Protest gegen das System des Rabbinismus, welches damals durch die Sammlung dieser Talmude in voller Bestimmtheit und Glanz dastand, erneuerte. So erscheint unserer Ansicht nach Anan nicht mit dem Charakter eines Reformators und Secten-gründers in der Geschichte, sondern nur als Wiederhersteller einer alten, in Vergessenheit gerathenen Lehre.

Ueber die weitern Schicksale der Anhänger des Karaitismus ist gleichfalls sehr wenig bekannt; nirgends zeigten sie sich in bedeutender Zahl, und überall, wo sie mit und neben Rabbinisten sich niederließen, kamen sie in feindselige Verhältnisse mit denselben und wurden gedrückt oder gar ausgerottet. Vor den Kreuzzügen hielten sie sich in Palästina, wahrscheinlich zum Theil in Jerusalem; nach der Eroberung der Stadt durch die Kreuzfahrer zogen sie fort, theils weiter nach Osten, theils nach Aegypten und in die byzantinischen Besitzungen, theils zerstreuten sie sich an der Barbareskenküste, von wo sie auch nach der pyrenäischen Halbinsel drangen; hier verbündeten sie sich in der Mitte des 12ten Jahrhunderts so, daß sie ihrerseits als Verbrüder der Rabbinisten auftraten, aber sie konnten sich nicht halten, und zogen wieder in das für sie gastfreie Afrika, wo in Aegypten lange Zeit Cairo der Sitz der Oberhäupter ihrer Secte war, die den Titel Rab (Fürst) später aber den Titel Hachama führten. Die Reihe dieser Oberhäupter oder Patriarchen führen sie hier bis zur Mitte des 12ten Jahrhunderts; die letzte in der Liste ist Jeschua Ben Baruch. Zweihundert Jahre nach dem Auszug der Karaiten aus Palästina treffen wir ihre Gemeinden in Aleppo, Damaskus und andern Städten Syriens, im byzantinischen Reich, in Aegypten, an der Barbareskenküste, in Fez, Maroc und selbst in den Schluchten des Atlas, wo sie ein nomadisches Leben führten. Nach dem polnisch-lithauischen Königreich wurden sie durch den lithauischen Großfürsten Witowt versetzt, der sie 383 Familien stark aus der Krim nach Trokі und von da nach Luck in Galizien versetzte. Aber woher und von wo kamen sie nach der Krim? Auf diese Frage wäre es vor kurzem noch sehr kühn gewesen eine Antwort zu geben. Man sollte meinen, aus denselben Gegenden, aus denen sie ihre Wege nach den Engpäßen des Atlas und nach Spanien fanden, nämlich aus Palästina, oder nach dem Zeugniß eines arabischen Schriftstellers aus dem 12ten Jahrhundert Ibn el Ebr Dschereri, aus dem byzantinischen Reich. Allein nach den neuen archäologischen Entdeckungen, die in der Krim gemacht wurden, löst sich das Räthsel ganz anders. In den Jahren 1839 bis 1842 entdeckte der Karaite Firkowitsch in Eupatoria und der Rabbinist Stern aus Odessa in der Krim 58 alte Gräber und über 50 Handschriften, die aus Abschriften der Bibel oder aus Bruchstücken derselben mit verschiedenen Zugaben bestanden. Aus der Untersuchung dieser ungewöhnlich wichtigen und in verschiedenen Beziehungen merkwürdigen Ueberreste hat man nachstehende Schlüsse gezogen: 1) daß die Karaiten der Krim, und also auch die mit ihnen verwandten Karaiten von Litthauen, Wolhynien und Galizien nicht von den durch Anan organisirten palästinensischen Karaiten abstammen, sondern directe Nachkömmlinge eines besondern Zweigs der Hebräer sind, die sich von ihren Brüdern vor der Periode der babylonischen Gefangenschaft (?) losmachten, und über den Kaukasus, aus den Tiefen Persiens oder sogar Mittelasiens in das Gebiet des jetzigen Rußlands verdrangen; 2) daß sie vor dem 10ten Jahrhundert, durchaus nichts vom Talmud wußten, sondern völlig sich an die Schriften des alten Testaments hielten, wie noch jetzt ihre Stammgenossen in den innersten Ländern Asiens, in China und Tibet; 3) daß somit die reine biblische Rechtsgläubigkeit, die sich in der Krim bis zum 10ten Jahrhundert erhielt, nicht den secterartigen Charakter hatte, wie der jetzige Karaitismus in der Krim; 4) daß dieser secterartige Charakter erst von den spätern und ägyptischen Karaiten nach dem 10ten Jahrhundert entlehnt wurde, und endlich 5) daß die tatarische Sprache, welche von allen russischen Karaiten gesprochen wird, schon bei dem Zuge über den Kaukasus in das jetzige Südrußland angenommen wurde, das von alter Zeit her den Eindrücken und der Herrschaft des Volker tatarischen Stammes bloßgestellt war.

Wir unsererseits wissen außer dem Zeugniß des obenerwähnten Ibn el Ussies nichts gegen diese Folgerungen einzuwenden, wenn nur die Denkmale, aus denen Erforschung sie gezogen sind, auch die unbezweifelte Glaubwürdigkeit haben, die man ihnen beilegt. Wir bemerken blos, daß die tatarische Mundart, welche die russischen Karaiten sprechen, nicht die geringste Beimischung hebräischer Worte und Wendungen oder sonstige Spuren dieser Sprache verräth, welche ihre Vorfahren sprechen mußten, wenn sie wirklich Hebräer waren. Auf der andern Seite zeigt sich im Geschichtsschmin und überhaupt in der Physiognomie der russischen Karaiten durchaus nichts von dem scharfen nationalhebräischen Typus, der die Israeliten auf den ersten Blick von Leuten anderer Nationen unterscheidet, von dem Typus, den die Hebräer unter allen Zonen bewahrt haben. Diese beiden Umstände erwecken unwillkürlich den Gedanken, daß die russischen Karaiten, wenn sie wirklich Hebräer sind, zu irgend einer Zeit eine starke Mischung mit Völkern tatarischen Stammes erfahren haben, daß diese Mischung lange anhaltend sein mußte und schon aus sehr alter Zeit stammt, oder — und dieß ist unserer Ansicht nach das Wahrscheinliche — daß sie gar keine Hebräer, sondern Nachkommen der türkischen Chasaren sind, welche bekanntlich das Judenthum annahmen und vom 8ten bis 11ten Jahrhundert in der Krim herrschten.

(Fortsetzung folgt.)

Alcoholometer. Die Liter. Gaz. berichtet von einem sehr sinnreichen Instrument, dem man diesen Namen gegeben. Es soll mit großer Genauigkeit angeben, nicht nur wie viel Alcohol ein Getränk enthält, sondern auch was für fremde Ingredienzien, mit denen man Branntwein, Wein, Bier u. s. w. zu verfälschen pflegt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 45. 22. Februar 1847.

Handelsverhältniſſe im indiſchen Archipel.

(Nach Fraſers Magazin. [1])

Bis in die letzte Zeit war die Aufmerkſamkeit der civiliſirten Welt nur ſchwach auf die Handelsverhältniſſe und auf die politiſche Wichtigkeit des ungeheuren Archipels gerichtet, der nach der Angabe der Orientalen etwa 12,000 Inſeln enthält, die von der Straße von Malacca bis über die Torresſtraße hinaus ſich ausdehnen, und einen der reichſten und merkwürdigſten Theile Aſiens bilden. Die mohammedaniſchen Seefahrer, welche dieſe Gruppen lange, ehe nur die Europäer ihr Daſeyn kannten, beſuchten, ſammelten hier den Stoff zu den ſeltſamen Reiſeberichten, die einen Theil der Tauſend und Eine Nacht bilden. Nach der Entdeckung des Wegs um das Cap der guten Hoffnung folgten Portugieſen und Spanier langſam und ſcheu den Spuren der ihnen vorangegangenen Abenteurer, und endlich haben in neuerer Zeit Holländer und Engländer, ausgerüſtet mit größerer Kraft und Ausdauer, da geerntet, wo ſie nicht geſäet, und die von ihren Vorgängern geräumten Reiche und Colonien gegründet. Jetzt ſind England und Holland die einzigen europäiſchen Nationen, welche Niederlaſſungen in dieſem Archipel beſitzen, aber die Holländer waren, dieß muß man anerkennen, weit unternehmender und glücklicher als die Engländer, bemühten ſich aber in ſeltener Beſcheidenheit, ihre politiſchen und commerciellen Erfolge weit mehr zu verſchleiern, als mit Oſtentation auszupoſaunen. Wir wollen damit keine Rivalität zwiſchen Holland und England aufregen, ſondern bloß zeigen, daß auch die Engländer eine große Miſſion in dieſem Archipel zu erfüllen haben, und daß es die Pflicht ihrer Regierung iſt, die günſtige Gelegenheit, die ſich jetzt darbietet, nicht entſchlüpfen zu laſſen. Die Gründung einer Niederlaſſung auf der Inſel Singapur und die bedeutenden Ergebniſſe derſelben hätten der Regierung den Gedanken eingeben ſollen, auf mehrern andern Inſeln des Archipels Punkte von gleicher Wichtigkeit in Beſitz zu nehmen, wovon die Holländer ſeit langer Zeit uns ſehr nützliche Beiſpiele gegeben haben, welche England leider nicht befolgte. [2] Indeß die neue Beſetzung von Labuan an der Nordweſtküſte von Pulo Kalamantan (Borneo) wird zwiſchen uns und den Eingeborenen neue Verbindungen hervorrufen. Man findet auf einigen kleinen Inſeln in der Mündung des Fluſſes Borneo (Bruni) und in den Umgebungen der gleichnamigen Stadt vortreffliche Kohlen. Die Inſel Labuan, die größte derſelben, wurde vor zwei Jahren an England abgetreten und im vorigen Auguſt beſetzt.

Nach einer annähernden Schätzung beläuft ſich die Bevölkerung des indiſchen Archipels auf nahe an 40 Mill. Menſchen, die alle mehr oder minder dem Handel ergeben, civiliſirt genug, um engliſche Waaren zu bedürfen, und reich genug ſind, um ſolche zu bezahlen. Wie haben ſie ſich ſolche bis jetzt verſchafft? Eine geringe Zahl der unternehmendſten Inſulaner beſitzen Brauds und begeben ſich jährlich nach Singapur, wo ſie die natürlichen oder künſtlichen Producte der verſchiedenen Inſelgruppen gegen die Baumwollenzeuge von Manchester, die Wollenzeuge von Leeds und die Stahlwaaren von Birmingham austauſchen. Sobald ſich dieſe einheimiſchen Kaufleute, meiſtens Bugis, dieſe Waaren verſchafft haben, fahren ſie in einer Flotte von mehrern hundert Prauds oſtwärts ab; in dem Maaße, als ſie von Singapur ſich entfernen, ſtreuen ſie ſich nach Süden und Norden und tauſchen dieſe Erzeugniſſe der engliſchen Induſtrie gegen die wichtigſten Erzeugniſſe der Inſeln, an denen ſie landen, aus. Die Zahl dieſer Erzeugniſſe iſt zu groß, als daß wir ſie hier aufführen könnten, und wir führen deßhalb nur das Antimonium, den Kampher, das Gold, die Perlen und Diamanten von Pulo Kalamantan, die hunderterlei Reisarten von Java und Bali, den Kaffee und Palmenzucker aus Lombok, die wohlriechenden Gummiarten aus Celebes, die Specereien der Molukken, den Schildpatt, die Perlenmuſchel, das Ebenholz und das Gold von Neuguinea, den Tripang und die Schwalbenneſter an, die ſich faſt in allen Gewäſſern und auf allen Küſten dieſer 12,000 Inſeln finden.

Sind ſie endlich auf der Arru-Gruppe, am Oſtende des Archipels, angelangt, ſo beginnen ſie am Dorfe Dubbo eine Art großer Meſſe, und hier allein können ſich die Eingebornen dieſer fernen Gegenden einige Monate des Jahres hindurch die engliſchen Waaren verſchaffen. Das Beſtreben, ſich ſolche zu verſchaffen, hat bereits eine wohlthätige Wirkung unter ihnen geäußert; ſie ſammeln und verarbeiten die geſuchteren Waaren, um ſie gegen unſere Aexte und Meſſer, gegen unſere Baumwollen- und prächtigen Seidenzeuge auszutauſchen. Aber ihre Fortſchritte konnten bisher nur ſehr langſam ſeyn, denn ſie waren lediglich ihren eigenen Hülfsmitteln überlaſſen, und obgleich es ihnen weder an Verſtand, noch an Muth und Kraft fehlt, ſo ſehen ſie ihre commerciellen und induſtriellen Bemühungen doch jeden Augenblick gefährdet oder vernichtet durch den

[1] Man darf bei dieſer Darſtellung nicht vergeſſen, daß die Quelle eine engliſche iſt, denn der Verfaſſer führt über die Verträge von 1824 hin, als wären ſie leeres Papier. A. d. R.

[2] Und nach den Verträgen nicht befolgen konnte; die Beſetzung von Labuan iſt ein Gewaltſtreich, deſſen endliche Ausführung die holländiſche Regierung bis zu einem gewiſſen Grade überraſcht zu haben ſcheint, denn die Unterhandlungen ſchwebten noch, als die Nachricht ankam. A. d. R.

Digitized by Google

Seeraub, der zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Entwicklung des Handels folgte.

Der indische Archipel umfaßt eine große Menge Inseln jeder Form und jeder Größe, die von einer Unzahl von Buchten, Bayen, Häfen u. dgl. durchschnitten sind; hier hausen wilde Stämme, die einen Theil ihres Lebens auf dem Meere zubringen und mehr Seeraub als Handel treiben. Die Anführer dieser Räuber sind Araber oder wenigstens arabischen Ursprungs. Ihre überlegene physische Kraft und ihre Unerschrockenheit gab ihnen eine unbegränzte Ueberlegenheit über die Malayen, die Seedayaks und andere noch barbarischere Völker. Ihre Dörfer liegen meist in einiger Entfernung vom Meer und an den hohen, schroffen Ufern mächtiger Ströme, die schwierig zu beschiffen sind, weil die Eingebornen, um sich zu schützen, künstliche Dammwerke anlegen, die nur den einheimischen Praus eine schmale, noch überdieß leicht zu schließende Durchfahrt lassen.

Diese Seeräubergenossenschaften, die unter Sultanen und Fürsten stehen, sind manchmal so bedeutend, daß sie den Namen von Nationen verdienen, und manchmal haben europäische Mächte mit ihnen unterhandelt, wie mit den Barbareskenstaaten. Die Züchtigungen, die ihnen zu Theil wurden, waren vorübergehende, bald vergessene Stürme. Die Balanini und Illanuns, die Filibustier von Sarebus und Saccaran, die Sulus und die Räuber von Mindanao müssen sich überzeugen, daß die Engländer, wenn sie einmal auf Labuan sich niedergelassen haben, fest entschlossen sind, dem Seeraub ein Ende zu machen, sie müssen so zu sagen jeden Tag die verdiente Strafe fürchten, dann erst kann man Labuan ein günstiges Gedeihen vorhersagen. Wenn die Chinesen durch das englische Uebergewicht von dem Druck befreit würden, der sie von Borneo entfernt hält, sie würden in Menge dahin strömen, um den Boden zu bauen, und durch ihre Bemühungen könnte man auf reichliche Ernten von Muskat, Zimmt, Pfeffer, Nelken und andere Gewürze zählen. Auf der ganzen Insel Kalamantan, wie im eigentlichen Borneo, wurden seit undenklicher Zeit alle Minen von Chinesen bearbeitet, die sich für den Druck und die Mißhandlung, die sie erfahren, wie die Juden Europa's durch List rächen, und die Regierung um den größten Theil der Einkünfte, die sie zahlen sollten, betrügen. In der Provinz Sarawak hat der neue Radschah, Hr. Brooke, einige Maaßregeln gegen die Verschleuderungen der Chinesen ergriffen, so lange aber die alte Wirthschaft in den benachbarten Ländern fortdauert, werden die an einem einzelnen Ort ergriffenen verständigen Maaßregeln wenig helfen.

Wenn die einheimische Regierung [1] die Kaufleute zu Labuan aufmunterte, ihre Capitalien zur Entwicklung der natürlichen Hülfsquellen von Kalamantan zu verwenden, würde bald eine wohlthätige Umwälzung in dem Zustand dieser Insel erfolgen. Das Gebiet des Sultans von Brunei, das früher im Innern gar keine Gränzen hatte, ist jetzt auf einen schmalen, größtentheils von Malayen bewohnten Küstenstrich beschränkt. Er übt auf die eingebornen Stämme nur einen schwachen Einfluß aus; die Kadjans, welche Moslems geworden und deren Niederlassungen sehr nahe an der Hauptstadt sind, erkennen seine Herrschaft nur dem Namen nach an. Die Dayaks im Gebirg, die er nicht zum Gehorsam zwingen kann, bleiben so unabhängig, als ob gar kein malayischer Häuptling sich am Ufer niedergelassen hätte, aber von der übrigen Welt geschieden leben sie in ursprünglicher Barbarei, in steter Kampf der Stämme unter einander, mehr darauf bedacht Köpfe zu schneiden und zu räuchern, als in den Künsten des Lebens Fortschritte zu machen. Letzteres ist erst dann zu hoffen, wenn sie die Entdeckung machen, daß das Einsammeln des Kamphers und anderer wohlriechenden Gummiarten, des Honigs, des Wachses, der Vogelnester, des Goldstaubs u. s. w. ohne Vergleich gewinnbringender als die Menschenjagd ist. Ein Anfang dazu ist schon auf dem Gebiet von Sarawak gemacht.

Vor allem thut es noth, den Archipel näher kennen zu lernen. Der Capitän Stanley ist beauftragt, für Neuguinea das zu thun, was der Capitän Stokes für Australien gethan hat. Indem er die Küsten dieses Landes aufnimmt, wird er ohne Zweifel seinen Landsleuten neue Märkte öffnen. Die Erfahrung hat bereits gezeigt, daß die Papuas manche Industriezweige treiben, und daß ihre Inseln unerschöpfliche Naturreichthümer in sich schließen. Die nördlichen Theile Neuguinea's liegen gerade unter derselben Breite, wie Banda und Amboina, und erzeugen bereits Muscatnüsse und andere Gewürze von vortrefflicher Qualität. Die Engländer könnten sich hier unabhängig von den Holländern versorgen, im Fall sich diese nicht entschließen, ihr Monopol in den Molukken aufzugeben. Ein Hauptgegenstand des Handels könnten auch die schon so oft beschriebenen Vogelnester werden, nach denen die Chinesen so lüstern und deren Bestandtheile noch immer nicht recht bekannt sind. Die bessern derselben werden mit Silber, einige sogar von ganz ungewöhnlicher Weiße und Durchsichtigkeit mit Gold aufgewogen. Die Epikuräer des Occidents machen diese kostspielige Speise den Chinesen noch nicht streitig; wenn jedoch einmal die verschiedenen Theile des Archipels besser bekannt seyn, wenn die Nester in größerer Anzahl auf den Markt kommen werden, wären wir nicht erstaunt die Vogelnesterfuppe in den großen Häusern an die Stelle der Schildkrötenfuppe treten zu sehen. Diese Vogelnester sollen sehr nahrhaft und, wenn gut gewürzt, von köstlichem Geschmack seyn. Die Angaben über die Art, wie diese Meerschwalben den Stoff zu ihren Nestern sammeln und verwenden, sind sehr schwankend. Die bessern Beobachter unter den Eingebornen behaupten, daß der Saft der Agar-agar, einer unter dem Meeresspiegel wachsenden Pflanze, ein Hauptelement bilde, daß aber eine außerordentlich durchsichtige Klüssigkeit, die während der großen Hitze von gewissen Felsen am Meer ausgeschwitzt werde, und an den Spaltenrändern sich verdicke, die Grundlage bilde. Endlich behaupten sie auch, daß die Schwalbe zur Zeit, wo sie ihr Nest baue, ihren Schnabel in gewisse zarte Früchte stoße, und daraus den Saft ziehe, der ihrem Nest einen so angenehmen Geschmack gebe.

(Schluß folgt.)

[1] Hiemit ist wohl der neugebackene Radschah, Hr. Brooke, gemeint.

Die Seereise von Paris bis an das Meer.

2. Von Argenteuil bis Poissy.

(Schluß.)

Im Jahr 1304 beschenkte Philipp der Schöne Poissy mit einer hübschen Kirche und mit einem Kloster für Ursulinernonnen, über das nur der König oder das Parlament das Recht hatten zu richten. — Es wurde auf der Stelle erbaut, auf der das frühere Schloß stand, und die Sage behauptet, daß der Hochaltar auf demselben Fleck stand, auf dem das Bett der Königin Blanche gestanden, als sie mit dem heiligen Ludwig niederkam. 1346, unter der Regierung Philipps von Valois, bemächtigten sich die Engländer, von Karl dem Bösen König

Digitized by Google

von Navarra unterstützt, Poissy, das nur durch ein Wunder den Flammen entging, die Saint-Germain, Rueil, Nanterre ꝛc. in Asche legten. Unter seinem Nachfolger Johann wird diese Stadt durch den Vertrag von 1359 der Krone zurückgegeben, aber 1419 fällt sie abermals in die Hände der Engländer, so wie Saint-Germain und noch andere Städte. Was sie jedoch in den Jahrbüchern der französischen Geschichte besonders merkwürdig macht, ist das berühmte Colloquium von Poissy, welches 1561 die Generalstaaten verlangten, um den katholischen und protestantischen Controversen ein Ende zu machen, und das in dem Refectorium des Klosters der Ursulinerinnen gehalten wurde. Sechs Cardinäle, sechsunddreißig Bischöffe, eine große Anzahl Priester und Doctoren begaben sich zu demselben. Unter ihnen bemerkte man hauptsächlich die Protestanten Theodor von Bezé, Calvins Freund, und Peter Vermiglio von Florenz, damals das Haupt der Kirche zu Zürich. Karl IX in Begleitung seiner Mutter, der Herzog von Orleans, der König und die Königin von Navarra, die Großofficiere der Krone, wohnten den beiden ersten Conferenzen, welche den 9 und 16 September statt fanden bei, aber auf den Rath des Cardinals Hippolyt von Este, und des Legaten des heiligen Stuhles, welche großen Einfluß auf Katharina von Medicis hatten, blieb fortan der König weg. Anfangs wurden die Verhandlungen ziemlich ruhig und methodisch geführt, bald aber wurden sie heftiger, und es kam zu Beleidigungen und Schimpfereien. Theodor von Bezé ließ sich hinreißen, und der spanische Jesuit Lainé schalt die Protestanten Weise, Affen und Schlangen. Bei der vierten Sitzung standen sich die Katholiken und Protestanten nicht mehr gegenüber, da die Sorbonne ein Bekenntniß der reformirten Kirche verdammte, welches den Zweck hatte, die beiden Parteien zu versöhnen. Jede Hoffnung einer Versöhnung war nun vernichtet, und dieser Versuch, von dem man sich so viel versprochen hatte, brachte nur neuen Haß und Stoff zum Bürgerkrieg hervor. Bis zur französischen Revolution waren mehrere Klöster in Poissy, unter denen auch eines der Dominikanerinnen. In dem der Ursulinerinnen waren acht Prinzessinnen von königlichem Geblüt Aebtissinnen gewesen.

In einer Seitencapelle der Domkirche zeigt man noch den Taufstein, über dem der heilige Ludwig getauft wurde, lange Zeit rieb man etwas Staub von demselben ab, um dieses Pulver mit Wasser vermischt verschiedenen Kranken einzugeben, die davon genesen sollten; noch ist eine Inschrift vorhanden, welche die Wunder, die dieser Trank bewirkt, lobpreist. In derselben Capelle stellen die buntgemalten Fenster die Niederkunft der Königin Blanche vor. Der große Viehmarkt, der jeden Donnerstag hier gehalten wird, ist äußerst merkwürdig, da sich alle Fleischer von Paris bei demselben einfinden, um ihren Bedarf für die Hauptstadt einzukaufen. Zu deren Vortheil besteht hier eine eigene Kasse, bei welcher sie, ein jeder nach seinen Mitteln, durch den Präfect der Seine accreditirt sind, und aus welcher sie das Geld für die gemachten Einkäufe einnehmen und später in Paris wieder erstatten, was ihnen sehr bequem ist, da sie so kein Geld bei sich zu führen brauchen, und erst lange nachher in Paris abrechnen, wenn sie das Fleisch längst verkauft haben. Man berechnet, daß nahe an 300,000 Ochsen, eben so viel Kälber, über 300,000 Hämmel ꝛc. hier jährlich verkauft werden.

Poissy hat eigentlich nur eine sehr lange Hauptstraße, die sich bis gegen den Wald von Saint-Germain hinzieht; der Marktplatz ist sehr schön, groß, geräumig und ganz regelmäßig gebaut. Die Brücke, welche eigentlich die Verlängerung der Landstraße von Paris nach Oberdourg bildet, ist eine gute Viertelstunde lang, da sie über mehrere Inseln geht; sie ist aber eng und hat 37 Bogen, drei derselben sind von Holz; diese ersetzen diejenigen, welche Marenne 1589 abbrechen ließ, um bei der Einnahme von Poissy durch Byron seine Flucht zu begünstigen. Die Stadt wurde damals der Plünderung preisgegeben, weil sie sich geweigert hatte, Heinrich III und Heinrich IV ihre Thore zu öffnen. Von der Brücke, die mit vielen Mühlen flankirt ist, hat man eine herrliche Aussicht. Um die Stadt herum liegt viel gut angebautes Ackerfeld und sehr fette Wiesen. Außer einem sehr alten Spital befindet sich auch ein Gefängniß für beinahe tausend Uebeltäter hier, welches auf der Stelle des ehemaligen Dominicanerklosters steht. Die Gefangenen sind nach ihren Gewerben und nach dem was sie gelernt haben und leisten können, in verschiedene Abtheilungen eingetheilt, und alle möglliche Gegenstände werden hier verfertigt, worunter alle Gattungen falscher Bijouterie-, Schiefter- und Tischlerarbeiten, seidene und Filzhüte, Strümpfe, Mützen, Baumwollenzeuge, Schuhe und Stiefel, Quincaillerien, Perlen, Messer, Scheeren, Handwerkszeug u. s. w., alle diese Dinge werden zum Verkauf nach Paris gesendet.

Die jüdischen Secten in Rußland.

1. Karaiten oder Karäer.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Doch wir wollen die Auflösung dieser dunkeln Fragen über die Abstammung der Karaiten der Zeit überlassen, wenden uns wieder zur Secte überhaupt, und theilen einige Nachrichten über ihre Literatur mit. Sie hat fast durchaus einen rabbinischen Charakter und ist gegen den Rabbinismus gerichtet, denn in allem was die Karaiten schrieben — und unter ihren Secten finden sich viele umfangreiche Schriften dogmatischen, philosophischen, hitterischen, hermeneutischen und grammatischen Inhalts — hatten sie stets die Widerlegung der talmudistischen Lehre zum Zweck. Die Zahl ihrer Schriftsteller ist ziemlich bedeutend, und einige genießen eines verdienten Rufes in der hebräischen Literatur. Von den Nasis in Cairo haben sich viele durch ihre Schriften einen ehrenvollen Namen gemacht, aber der größte Theil derselben ist verloren. Wir erwähnen nur einige der bekanntesten karaitischen Gelehrten, deren Schriften erhalten blieben. Jephet Halewi, der Verfasser von Sefer Nimmot und Sichron Hadatot, welche der bekannte Aben Ezra oft mit Lob citirt, lebte um das Jahr 1140. Jehuda Haadel, Verfasser des Gschtel Hakafer, einer Darlegung der karaitischen Lehren in gereimten Versen, lebte um die Zeit des zweiten Kreuzzugs in Konstantinopel; Form und Inhalt seines Buchs zeugen von dem starken Einfluß der arabischen Literatur auf die karaitische. Ungefähr 150 Jahre früher schrieb aber daselbst der Arzt Karen-Ben Joseph ein sehr geachtetes grammatisch-linguistisches Werk, Hamuchzar,[1] und einige andere von geringerer Bedeutung. Bald nach ihm (1350) erlangte zu Cairo den größten Ruf der gelehrte Karen Ben Elija durch seinen philosophischen Commentar über die heilige Schrift unter dem Namen Keter Tora, durch das Buch Han-Mezi, über die Feste, welches bei den Karaiten in allem was hierauf Bezug hat, dieselbe Autorität genießt, wie das Schulchan Aruch des Joseph Kare bei den Rabbinisten. Ein Jahrhundert später (1480) zeichnete sich in Konstantinopel durch seine schriftstellerische Fruchtbarkeit Elijah Beschizi aus, dessen Buch „Aderet Eliahu" über die karaitischen Gebräuche die größte Achtung genießt. Noch größere schriftstellerische Thätigkeit und Gelehrsamkeit zeigte Beschizi's Schwiegersohn, Kaleb Aba, der mit griechischer Literatur, Mathematik und Astronomie wohl bekannt war, anfangs zu Konstantinopel und dann zu Belgrad lebte; in der Einlei-

[1] Von diesem Werk erschien vor kurzem in Konstantinopel eine neue Ausgabe mit einem neuen Commentar.

Digitized by Google

tung zu seinem Buch Assara Maamarot stellt er die Geschichte der Seele dar, zu der er gehört. Außer diesen Schriftstellern machten sich in Konstantinopel nach der Mitte des 17ten Jahrhunderts (1670) Moschè Beschizi, der Urenkel Obadjà, einen Namen als großer Linguist, namentlich als Kenner der hebräischen, arabischen und griechischen Sprache; er starb in seinem 108ten Jahre, nachdem er, um Bücher aufspürischen und zu sammeln, bereits einige Reisen gemacht, auf denselben alle karaitischen Gemeinden in Asien, Afrika und Europa besucht, und das Matta Elohim, ein Werk über die Grundlagen der karaitischen Lehre, geschrieben hatte. In den zwei folgenden Jahrhunderten kann man fast nur Einen fruchtbaren karaitischen Schriftsteller nennen, nämlich Simcha Isaak aus Luck, welcher 20 Werke und darunter einige sehr umfassende schrieb, welche sowohl über Geschichte und Ueberlieferungen als über Lebensweise und Bildungsgrad der Karaiten [3] viele Aufschlüsse geben. Ein anderer sehr bekannter Schriftsteller am Ende des 17ten und Anfang des 18ten Jahrhunderts ist Mardechai Ben Nisan aus Kraonei Oktra, nicht weit von Lemberg in Galizien, der in Aufforderung des Leydner Professors Trigland ein sehr interessantes Buch über die Karaiten unter dem Titel „Ded Mardechai" schrieb, das mehrmals zuerst in Konstantinopel, dann 1714 in Hamburg und Leipzig mit einer lateinischen Uebersetzung erschien.

Die wichtigsten Glaubenssätze der Karaiten und ihre Verschiedenheit von denen der Rabbinisten wurden schon oben angeführt, und wir gehen jetzt etwas näher auf die Sache ein. Die Grundlage des Karaitismus ist das Festhalten am Text der heiligen Schrift und aller attestamentlichen Verordnungen mit Verwerfung der Ueberlieferung und der auf sie gegründeten Erklärungen und festern Verordnungen. Aber dennoch verwerfen die Karaiten diese Ueberlieferungen und Verordnungen nicht ganz, sie erkennen sie nur nicht als göttlichen Ursprungs an. Die ersten hebräischen Gesetzlehrer, wie Simon Ben Schetà, genießen bei ihnen derselben Achtung, wie bei den Rabbinisten, aber die nach der Gefangenschaft eingeführten Verordnungen und Zusätze betrachten sie als Menschenwerk, und die Achtung für die Ueberlieferung, in Betreff der Auffassung und Erklärung der heil. Schrift, macht das sie nicht jedem ihrer Lehrer gestatten, solche bloß nach eigenem Ermessen aufzufassen und zu erklären, angebindert von allen vorhergehenden Erklärungen. Die Ausdrücklichkeit an die buchstäbliche Auffassung und genaue Befolgung der Vorschriften der heil. Schrift mußte indeß doch manchmal der Nothwendigkeit weichen. So mußten z. B. die jetzigen Karaiten, trotz des Verbots der Heurath selbst unter den entferntesten Verwandten, dieß Verbot auf den fünften Grad der Verwandtschaft beschränken. So brennen die westlichen Karaiten trotz des Verbots Licht am Sonnabend und gestatten sich die Benützung des am Vorabend angezündeten Feuers, was die östlichen nicht erlauben, so daß zwischen diesen beiden Zweigen der Karaiten eine Art Spaltung eingetreten ist.

Hinsichtlich der Strafen und Belohnungen nach dem Tode nehmen die Karaiten an, daß wenn der Mensch sich im Laufe seines irdischen Lebens durch gute Thaten darauf vorbereitet hat, er beim Abscheiden aus dieser Welt in eine andere geistige Welt Olem chabo oder Eden eintritt, in der er bei der Betrachtung übersinnlicher Wahrheiten ewig leben wird; ist er aber bei der Trennung vom irdischen Leben mit Sünden belastet, so geht er in die Hölle (gehinom) wo er fortlebt, aber in Leiden und Qual durch unauslöschliches Feuer und Würmer, die nicht aufhören ihn zu peinigen. Den Glauben an den Teufel und die Wanderung der Seele verwerfen sie. Hinsichtlich der Zukunft des Messias, schreibt ihr Schriftsteller Elijah Beschizi in seinem Buche Assara-Maamarot: „Man muß wissen, daß der König Messias aus dem Hause David hervorgehen wird; er wird dem geschriebenen Gesetz nichts hinzufügen und nichts davon thun, auch wird er nicht die kleinste Veränderung herbeiführen, weder in der Schöpfung noch in dem gewöhnlichen Gang der Natur. Es ist gar nicht nöthig, daß er sich durch Wunder oder Auferweckung der Todten auszeichne und ankündige. Er wird nur das gesteurte Israel sammeln, und den Kampf Gottes führen, alle umwohnenden Völker besiegen, den heiligen Tempel an seiner frühern Stelle wieder aufrichten, er wird, wie sein Ahahn, darauf sehen, daß die Gebote Gottes in Bezug kommen und wird ganz Israel nöthigen nach den Verordnungen und Ueberlieferungen des Gesetzes zu leben. Wenn er nichts von diesem thut, so ist er nicht der König Messias." Bemerkenswerth ist ihre Ansicht von der menschlichen Seele. „Die Seele, sagen die Karaiten, kann sich in vier Zuständen befinden: sie ist sittlich lebendig, wenn sie sich abwendet vom Bösen und zum Guten neigt. Sie ist gesund, wenn sie einzudringen sucht in den Verband der Begebenheiten und die Natur der Dinge, welche dem menschlichen Verstand zugänglich sind, um genau zu lernen, das Gute von dem Gleichgültigen und dieß von dem Schlechten zu unterscheiden, und dabei den Willen hat, das Gute zu thun und das Böse zu entfernen. Sie ist krank, wenn sie nicht die Wahrheit einsehen und das Schlechte vom Guten zu unterscheiden vermag. Sie ist todt, wenn sie so weit in die Sünde versunkt, daß sie die Möglichkeit der Rückkehr zum Guten verliert." Schön ist auch die Regel in Bezug auf gute Thaten: „wenn du nicht so viel Gutes thun kannst, als du willst, so wolle wenigstens so viel du kannst."

Die Verwerfung der mündlichen Erklärungen zum geschriebenen Gesetz, welche nach der Ansicht der Rabbinisten von Gott selbst Moses mitgetheilt wurde, gründen sich unter vielen andern auf folgendes: „1) Wenn Gott Moses auf dem Sinai eine mündliche Erklärung des geschriebenen Gesetzes mittheilte, warum hätte denn Moses nachher ihn fragen sollen, was soll man mit einem Menschen thun, der am Sabbath Holz sammelt" (Numeri XV. 32.) Im gleicher Weise hätte in der mündlichen Erklärung auch die Erklärung darüber eingeschlossen sein müssen, daß wenn jemand stirbt, ohne einen Sohn zu hinterlassen, das Vermögen des Verstorbenen an die Tochter fallen solle, während doch, als dieser Fall eintrat, Moses denselben dem Herrn zur Entscheidung vorlegte (Ebendas. XXVII. 5.) 2) Es heißt in der Schrift bestimmt: das sind die Verordnungen, welche Jehova Moses für die Kinder Israel auf dem Berge Sinai gab (Levit. XXVII. 34.) Daraus folgt klar, daß nur diese, d. h. die in der Schrift angegebenen, und nicht andere beliebige, Moses auf dem Berge Sinai gegeben wurden, denn sonst hätte es hießen müssen: diese und viele andere mündlich mitgetheilte sind die Gebote, welche Jehova dem Moses für die Söhne Israel auf dem Berge Sinai gegeben hat. 3) Alle Gemahnungen und Verwürfe der Propheten haben nur sittliche Vergehen zum Gegenstand; niemals sprechen sie wegen Verlegung von Ceremonialverordnungen, die dem Moses mündlich getheilt worden sein sollen, Verwürfe aus. Ueberhaupt finden sich weder im Pentatruch, noch in den Prophetен Spuren des Daseins solcher mündlichen Verordnungen. 4) Wenn auch solche Verordnungen Moses mitgetheilt worden wären, so konnten sie sich doch nicht durch die Ueberlieferung erhalten, denn von Moses bis auf Samuel, den ersten Propheten, verflossen 400 Jahre. 5) Wenn der Herr diese Verordnungen wirklich mündlich mitgetheilt hätte, so hätte sich doch die Ueberlieferung bis auf Juda den Heiligen erhalten, welcher alle bis auf seine Zeit gekommenen Ueberlieferungen sammelte. Warum findet sich aber bei ihm nicht die geringste Erwähnung eines so wichtigen Umstandes? Damit spricht sich die Karaiten auch gegen die dreißig Erklärungsregeln und gegen die 630 Verordnungen aus, welche in der Eigenschaft als Ueberlieferung zuerst bei den spätern Talmudisten sich finden, und deren der erwähnte Juda in der Mischna durchaus nicht erwähnt.

(Schluß folgt.)

Eine Sammlung von ausgehauenen Figuren und Keilinschriften aus Nimrud, südlich von Mossul gegenüber, am Tigris befindet sich jetzt auf dem Wege nach England, und wurde eine Zeitlang in Bombay aufgestellt. Der Ueberbringer ist Hr. Layard. Es soll kein Zweifel bestehen, daß diese Alterthümer der Epoche des zweiten Stammes assyrischer Könige angehören, deren Macht im J. 608 v. Chr. durch Nebukadnezar und Darius Medus gebrochen wurde. (Athen. 6 Februar.)

---

[3] Sein letztes Werk Orach Zaddikim, das im J. 1757 geschrieben wurde, kam zu Wien im J. 1831 heraus.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 46. 23. Februar 1847.

Die Seinereise von Paris bis an das Meer.

3. Poissy bis La-Roche-Guyon.

Poissy verlassend, kommt man an mehrern hübschen, auf dem linken Ufer der Seine gelegenen Dörfern vorüber; ein jedes derselben hat ein Schloß mit einem Park; das Schloß zu Vernouillet gehört dem Grafen Talleyrand. Der erste Ort von einiger Bedeutung an den man nun kömmt, ist Triel, am rechten Ufer gelegen, dessen Kirche ein Meisterstück gothischer Baukunst ist. Sie liegt romantisch auf einer malerischen Anhöhe, enthält ein merkwürdiges Gemälde von Poussin, die Anbetung der Magier darstellend, das ihr ein Zufall gab. Ein Kammerdiener der Königin Christina von Schweden war aus Triel gebürtig, und die Fürstin vermachte dieses Meisterstück der Malerei, welches ihr der Papst während ihres Aufenthaltes zu Rom geschenkt hatte, ihrem Diener, der es endlich der Kirche seines Geburtsortes schenkte. Von dieser Kirche, die Franz I erbaute, führt ein unterirdischer Gang bis zur Mairie des Orts; Triel lehnt sich an eine Anhöhe welche sich von Andresy bis Meulan erstreckt, und die man die Höhe von Authie nennt. Die Prinzessin Conti hatte ein Schloß in diesem Flecken, das in der Revolution zerstört wurde. Der Handel dieses an 3000 Einwohner zählenden Ortes ist ziemlich bedeutend und besteht vorzüglich in Gyps, Steinplatten und Wein, der sehr gut ist, und hauptsächlich auf der erwähnten Anhöhe gezogen wird. Auch der hiesige Jahrmarkt ist sehr besucht. Die Mehrzahl der Einwohner ist jedoch in den Steinbrüchen und mit dem Weinbau beschäftigt. Die lange Hauptstraße des Fleckens läuft mit der Seine parallel. Die vielen an dem Abhang des Hügels gelegenen, zwischen grünen Gebüschen und Weinbergen hervorragenden weißen Häuser, über denen die Kirche thront, gewähren von dem Fluß aus gesehen einen reizenden Anblick. An dem ebenfalls auf dem rechten Ufer liegenden Dorf Vaux vorüberschiffend, dessen uraltes Schloß sehenswürdig ist, kommen wir nun nach Meulan. Diese Stadt ist der Hauptort eines Kantons, und war die alte Hauptstadt des Landes Pincerais, das zwischen Mantes und Poissy lag. Dieser von Weinbergen und Wiesen umgebene Ort, ist zum Theil amphitheatralisch an einem Hügel erbaut, den die Seine bespült, und liegt zum Theil auf einer Insel dieses Stroms. Die Heerstraße, die nach Cherbourg führt, geht hier durch, und das Flüßchen Vivurne, welches sich am Ausgang der Stadt in die Seine ergießt, durchströmt ihn.

Meulan hatte viel von den Normännern zu leiden, auch mußte es mehrere harte Belagerungen ausstehen, eine davon im Jahr 842 unter Karl dem Kahlen, und eine andere im Jahr 878 unter Ludwig dem Stammler. Damals wurde die Hauptstadt von Pincerais Municipium Mallenti genannt. Nachdem sich die Normänner derselben bemächtigt hatten, ließen sie die ganze Garnison, so wie die Herren und Grafen des Landes über die Klinge springen. Gegen die Mitte des 11ten Jahrhunderts, empörte sich Galeran, Graf von Meulan, gegen Heinrich I, was zur Folge hatte, daß seine Grafschaft zum Vortheil dieses Monarchen eingezogen und mit der Krone vereinigt wurde. — Meulan, das noch zwei Belagerungen, eine im Jahr 1110 unter Ludwig dem Dicken, und die andere im Jahr 1203 unter Philipp-August bestehen mußte, wurde 1346 von den Engländern genommen. 1359 bemeisterte sich Karl der Böse, König von Navarra, nach einer hartnäckigen Belagerung dieser Stadt, aber 1363, während der Gefangenschaft des Königs Johann und der Regentschaft Karls V, seines Sohnes, wurde es von dem tapfern Bertrand Duguesclin belagert. Schon hatte sich die Stadt ergeben, die Burg aber schien entschlossen sich lange vertheidigen zu wollen, und der Commandant derselben wies jede Aufforderung zurück. Duguesclin sagte ihm nun: „Ich bedeute und befehle Euch in Namen unsers Regenten von Frankreich, die Burg zu übergeben, oder bei der Treue, die ich Gott schuldig bin, werde ich nicht von hier fortgehen, bis ich sie genommen habe.“ Der Commandant antwortete: „Herr ich glaube, daß bevor Ihr in die Burg kommen könnt, Ihr erst noch hoch fliegen lernen müßt.“ — Schon wollte man die Belagerung aufheben, als Duguesclin, über diese Halsstarrigkeit erbost, den dicken Thurm der Veste untergraben ließ, worauf derselbe zusammenstürzte. Jetzt mußte die Garnison das Gewehr strecken und wurde gefangen nach Paris abgeführt. 1417 wurde Meulan wieder durch den Herzog von Burgund genommen. Vergeblich griffen es die Engländer, schon Herren von Mantes, im folgenden Jahr an. Aber 1423 bemächtigten sie sich dieser Stadt wieder nach einer Belagerung von drei und einem halben Monat. Endlich wurde sie, so wie der übrige Theil Frankreichs, von Karl VII unterworfen, und später mit Mantes von Heinrich II der Katharina von Medicis als Apanage gegeben.

Während den Kriegen der Ligue spielte Meulan eine wichtige Rolle. Heinrich IV zeigte sich sehr erkenntlich gegen die Einwohner dieser Stadt, die ihm nicht nur treu geblieben waren, sondern ihm auch persönlich mit Gut und Blut gedient hatten; er belohnte sie reichlich und gab ihnen den Wahlspruch: „Tres fidele au roi et à la nation“ den die Stadt immer auf ihren Fahnen führte.

Die alten Grafen von Meulan waren zugleicher Zeit Herren von Mantes, da die letztere Stadt von der ersten abhing, als

Digitized by Google

aber in der Folge Mantes weit ansehnlicher wurde, nannten sich diese Herren: Grafen von Mantes und Meulan.

Auf der Insel, auf welcher ein Theil der Stadt liegt, befand sich schon sehr frühe eine Veste mit einer Kirche und einem Benedictinerkloster; von dieser Burg, von der noch einige Ruinen vorhanden sind, wurde die Insel das Eiland der Veste genannt. Als später einer der Aebte des Klosters diesen Aufenthalt so angenehm fand, daß er der alleinige Eigenthümer desselben sein wollte, ließ er sich ein schönes Lusthaus daselbst erbauen, und die Burgkirche wurde in eine Stadtkirche umgewandelt. Während den Unruhen der Ligue wurde diese Burg fünf Wochen lang vergeblich belagert.

Nahe bei dieser Insel liegt eine andere, Ile Belle (die schöne Insel) oder Delos genannt, welche der Abbé Bignon, Bibliothekar Ludwigs XV, zu einem wahrhaft zauberischen Ort umschuf, indem er die herrlichsten Pflanzungen auf derselben anlegte und sie mit den zierlichsten Bauten schmückte. Noch sieht man ein merkwürdiges Lusthaus auf derselben, das sowohl wegen seiner reizenden Lage als der Einrichtung seiner Gemächer die Aufmerksamkeit der Reisenden verdient; in jedem seiner Säle und Zimmer ist ein anderer Gegenstand dargestellt, von dem dasselbe seinen Namen führt. Leider ist der Ort sehr von seinem frühern Glanz herabgekommen. Schon unter Ludwig XIV befand sich ein Nonnenkloster zu Meulan, von dem die Schwester Charlotte von Pus, eine Favoritin Anna von Oesterreichs, der sie einen Dauphin prophezeiht hatte, was auch in Erfüllung ging, die Aebtissin war.

Die beiden Theile Meulans, sowohl der auf dem festen Land wie der auf der Insel, sind mit dem gegenüberliegenden Dorf Mureaux durch eine sehr alte steinerne Brücke verbunden. Unter den schönen Landhäusern, welche am Abhang eines Hügels liegen, ist auch dasjenige des unglücklichen Condorcets, welches La Maisonnette genannt wird.

Meulan besitzt jetzt ansehnliche Fabriken, schöne Gerbereien, Seilereien, viele Mühlen, zwei Messen und treibt ansehnlichen Handel. In dem erwähnten Dorf Mureaux hat der Graf Daru ein hübsches Schloß.

An der schönen Insel vorüberfahrend, kommen wir nun an dem rechts liegenden Dorf Mezy, mit dem Zunamen le Joly, wegen seiner überaus reizenden Lage so genannt, vorbei, und erreichen gleich darauf den von schönen Landhäusern umgebenen Flecken Juziers. Etwas weiter liegt auf der linken Seite in einer geringen Entfernung vom Fluß, Epone, welches alte Denkmäler sowohl aus der celtischen Zeit, wie aus der gallo-römischen und dem Mittelalter aufzuweisen hat; auf dem Weg nach Salaise zu findet man um ein uraltes Thürmchen herum antike Gräber, eine Kirche aus dem zwölften Jahrhundert mit einer merkwürdig verzierten Seitenthüre, sodann das Schloß der Crequi hochinteressanten Andenkens, und endlich an einer Mauer den Kopf eines römischen Kriegers, von dem Maler David gezeichnet, als sich derselbe mit Danton hier bei Herault de Sechelles aufhielt. Noch an einigen unbedeutenden Orten vorüberfahrend, unter denen das Dorf Mezieres mit 1200 Einwohnern, gelangen wir nach Limay und Mantes, die sich einander gegenüber, das erste auf dem rechten, das andere auf dem linken Ufer der Seine liegen. Limay ist ein bedeutender Flecken von ungefähr 1800 Einwohnern, und liegt an dem Fuß eines Hügels an der Heerstraße von Paris nach Caen; zwei Brücken und eine Insel vereinigen es mit Mantes, von dem es so zu sagen nur eine Vorstadt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Handelsverhältnisse im englischen Archipel.

(Schluß.)

Die Tripangfischerei verdient gleichfalls eine Erwähnung: wenn die Zeit des Fangs gekommen ist, begeben sich die Fischer, welche diesen Industriezweig im ganzen indischen Archipel treiben, nach den sandigen Meerengen, den schlammigen Bayen oder den Korallenriffen, wo der Tripang sich findet. Dieser Mollusk ist eine dicke cylinderförmige fleischige Masse, an der man kaum ein Organ unterscheiden kann; er lebt am Meeresgrunde, und da er nur einer sehr langsamen Bewegung fähig ist, so können die Fischer ihn leicht ergreifen; die Hauptsache dabei ist gut tauchen und ihn auf dem Meeresgrunde leicht unterscheiden zu können. Um das Thier aufzubewahren werfen es die Fischer lebendig in einen Kessel mit siedendem Meerwasser, wo sie es vermittelst einer langen Stange unaufhörlich umdrehen. Der Tripang gibt hier das Wasser, das er enthält, in Menge von sich, und nach etwa zehen Minuten nimmt man ihn wieder heraus. Ein Mann mit einem großen Messer öffnet ihn dann um die Eingeweide heraus zu nehmen, und wirft ihn hierauf in einen zweiten Kessel, wo man ihn aufs Neue mit einer sehr geringen Menge Wasser und Mimosarinde kochen läßt. In diesem zweiten Kessel bildet sich durch die sich verzehrende Rinde ein starker Rauch. Der Zweck dieser zweiten Operation scheint zu seyn, das Thier zu räuchern, um seine Aufbewahrung zu sichern. Nachdem man ihn aus dem zweiten Kessel herausgenommen, legt man ihn auf Thon an die Sonne, um ihn zu trocknen, worauf man ihn einpacken kann. Die Tripangfischerei beschäftigt sehr viele Arme. Von der Insel Palawan im Golfe von Carpentaria an schwärmen alle Meerengen und Bayen von Praus und Eingebornen, die mit Tauchen, Zerschneiden, Trocknen und Einpacken von Tripangs beschäftigt sind, und die den Fischfangstationen benachbarten Küsten sind bedeckt mit Dörfern, in denen diese nomadische Bevölkerung haust.

Ein anderer, noch wichtigerer Industriezweig des indischen Archipels und der benachbarten Meere ist der Wallfischfang: er soll etwa 4000 englische und amerikanische Matrosen beschäftigen und weit über eine Million Pfund Sterling eintragen. Die von den Wallfischen besuchtesten Striche sind die Küsten der Sandelholzinsel und die Meerenge zwischen Timor, Pantar und Ombai; sie kommen durch diese Meerenge ins Meer der Molukken und entfernen sich wenig von Leram, Banda, Amboina und Gilolo, wo die Atmosphäre oft mit Wohlgerüchen überladen ist, die der Wind, wenn er vom Lande herweht, weithin über das Meer verbreitet.

Unter den Stämmen, welche die Meerengen und Küsten dieses Archipels beleben, verdienen die der Biajus oder Seezigeuner eine besondere Erwähnung. Die Mitglieder dieses Stammes verabscheuen das Land, leben stets in ihren Praus und fahren je nach dem Wechsel der Jahreszeiten und den Wanderungen der Fische, die ihre Hauptnahrung bilden, hin und her. Im allgemeinen durchfahren die Bewohner der 12,000 Inseln des Archipels, so weit sie am Meere wohnen, weit lieber die Wellen des Meeres, als daß sie den Boden bebauen, und ihr größtes Glück ist auf dem Verdeck einer Prau zu leben. Der fremde Seefahrer, der diese Striche besucht, sieht deßhalb häufig

Digitized by Google

Ströme menschlicher Wesen — man verzeihe den Ausdruck — sich aus den unzähligen Meerengen des Archipels ergießen; hier die Papuas, eine schwarze Race mit wolligem Haar, welche aus südlichen Breiten und einem gänzlich unbekannten Vaterland kommend sich stets gegen Westen wenden, dort die unendlich mannichfaltigern Racen des Westens, die Araber, Malayen, Bugis und andere, die eine entschiedene Neigung zeigen, ihre Eroberungen ostwärts auszudehnen, nicht durch Kriegszüge, sondern indem sie sich nach und nach unter die kleinen, auf den Grüninseln des Archipels zerstreuten Stämme mischen.

Die Seele dieser ganzen Bewegung ist der Handel. Wer auf diesen Meeren fährt, ist ein Kaufmann. Wenn ein Eingeborner sich auch nur auf eine geringe Strecke von seiner heimischen Insel entfernt, so führt er einige Erzeugnisse oder Waaren mit, um sie durch Kauf oder Tausch an den ersten Händler, den er trifft, abzusetzen. Die Mannschaft der Schiffe, statt aus gemietheten Matrosen zu bestehen, sind vielmehr kleine, durch gemeinsames Interesse verbundene Gemeinden, von denen jedes Glied einen Antheil an der Ladung des Schiffes hat, auf dem er fährt. Dieß Associationssystem ist so vorwiegend in diesem Theile der Welt, daß es auf jeden Geschäftsbetrieb angewendet wird. Die Chinesen sind Miteigenthümer der Zinn-, Gold- und andern Minen, die sie ausbeuten; sie theilen den Gewinn ihrer Arbeit zu gleichen Theilen, ein Beweis, daß die Associationstheorie, wenn gleich nicht wissenschaftlich entwickelt, in diesen fernen Gegenden des Ostens heimisch ist. Die Sitten dieser Insulaner sind nicht so zügellos und roh, als man glauben sollte; sie nehmen die Fremden mit wohlwollender Gastfreundschaft auf, obgleich die Begierde nach manchen Dingen sie oft zu Dieben macht. Freilich dürfte man sich ihrer Menschlichkeit nicht gerade immer vertrauen, aber im Ganzen zeigen sich die minderst civilisirten Racen, nämlich die Papuas, gesellig und friedlich, wenn man sie nur mit Güte behandelt. Meist unerschrockene Seefahrer, vertrauen sie sich dem stürmischen Meer mit Fahrzeugen von 5 bis 6 Tonnen Gehalt, die so gut gebaut sind, daß sie wie Korkbretter auf den Wogen schwimmen. Allerdings reizt der ungeheure Gewinn, den sie aus ihrem Handel ziehen, ihren Muth an, denn dieser beträgt nach einer Fahrt von 6 bis 7 Monaten gewöhnlich 100 bis 200 Procent; diese Abenteurer nehmen, so lang auch ihre Reisen sein mögen, nur wenig Lebensmittel mit sich, da diese überall reichlich zu finden und so wohlfeil sind, daß sie fast nichts kosten.

Fast alle Inseln sind mit Sagopalmen bedeckt, und allenthalben kann man sich das aus diesem köstlichen Mark und wie Zwiebad bereitete Brod mit Leichtigkeit verschaffen. Dieß Brod und etwas Reis bilden oft den ganzen Lebensmittelvorrath einer solchen Prau, denn die Mannschaft nährt sich hauptsächlich von Fischen, die man an allen Korallenriffen und auf allen Untiefen des Archipels in Menge und großer Mannichfaltigkeit fängt. Manchmal versorgen sie sich mit Thee und Kaffee, weit seltner nehmen sie Arrak mit sich, da sie meist Klugheit genug haben, keinen Tropfen dieses Trankes, der so viel Streitigkeiten und Kämpfe veranlaßt, am Bord zu behalten.

Der Maulbeerbaum und der Seidenwurm in England.

In der Londoner Gesellschaft der Gewerbe wurde eine Mittheilung von einer Frau Whitby vorgelesen, welche über zweijährige Proben des Anbaues von Maulbeerbäumen und die Güte der gewonnenen Seidenfäden Aufschlüsse gibt. Setzlinge des Morus multicaulis oder chinesischen Maulbeerbaums wurden im October 1844 in Gurkenkästen bei sehr mäßiger Hitze gesetzt, im folgenden Frühjahr in offenen Boden gepflanzt, und ergaben nach zwei Jahren durchschnittlich 10 Setzlinge, nachdem man zuvor von jeder Pflanze zwei Pfund Blätter zur Fütterung von Raupen gesammelt hatte. Die ursprünglich eingeführten Pflanzen haben sich so ausgebreitet, daß man die Schößlinge zum Theil ausschneiden mußte, und sie haben im vorigen Sommer 6—8 Fuß lange Schößen getrieben. Ein Acre Land, deren man mit 2400 Setzlinge bepflanzt hatte, gibt nach zwei Jahren 20 bis 24,000 Setzlinge. Im J. 1846 machte Frau Whitby mehrere Proben über den relativen Werth der Eier, die man aus verschiedenen Quellen bezogen hatte, und gibt als vergleichendes Gewicht und Zahl der gewonnenen Cocons, indem alle Würmer gleichmäßig behandelt wurden, folgende an:

	Cocons	Unzen	Cocons	Unzen
N. 1. englische	77 wiegen	2 und	77 ergeben	0¾ rohe Seiden.
N. 2. Poitiers	55 „	2 „	460 „	1⅝ „
N. 3. Bordeaux	47 „	2 „	380 „	1⅜ „
N. 4. italienische	45 „	2 „	213 „	1 „
N. 5. bengalische	340 „	2 und		

die letztern waren von so geringer Güte, daß man sie gar nicht abhaspelte. (Lit. Gaz. 30 Januar.)

Die jüdischen Secten in Rußland.

1. Karaiten oder Karäer.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Aus dieser dogmatischen Verschiedenheit der Karaiten und Rabbinisten ergibt sich von selbst, daß sie sich auch in den Einrichtungen, in den Gebräuchen und im Gottesdienst mannichfach unterscheiden müssen. Wir wollen einige dieser Unterschiede herausheben. Ihre Monate und somit auch ihre Feste bestimmen die Karaiten nach der wirklichen sichtbaren Erscheinung des Neumonds und verwerfen darum alle astronomischen Berechnungen, vermittelst deren die Rabbinisten ihren Neumond bestimmen wollen. Das Fest der Tempelweihe begehen sie gar nicht, denn zu den Zeiten des Antiochus Epiphanes, wo der Ansicht der Rabbinisten zufolge dieß Fest eingeführt wurde, gab es gar keine Propheten mehr, weßhalb dieß Fest eine rein menschliche Einrichtung ist, welche nichts verpflichtendes hat. Die Rabbinisten verbieten nicht nur dem Mann mit seiner Frau Gemeinschaft zu pflegen während der menstrualen Reinigung und sieben Tage nach Aufhören des Bluts, sondern sie verbieten ihm auch während dieser Zeit aus Einer Schüssel mit ihr zu essen; die Karaiten lassen letztere Bestimmung fallen und betrachten sie als eine überflüssige Ziererei. Ehescheidung wird nur im Fall von Ehebruch auf Seite des Weibes zugelassen, während bei den Rabbinisten die Scheidung erfolgen kann, blos darum weil die Frau dem Manne die Speisen nicht nach seinem Geschmacke zubereitet, oder mit andern Worten, weil dem Mann eine andere Frau besser gefällt.

Die Karaiten beten zweimal des Tages, Morgens früh und Abends; deßhalb lesen sie auch nicht das bei den Rabbinisten eingeführte Nachtgebet. Anfänglich bestanden ihre Gebete blos aus einigen Worten, in spätern Zeiten aber wurden sie durch Aaron ben Joseph und andere Schriftsteller sehr lang gemacht. Während des Gebets halten sie sich still und ehrfurchtsvoll, nach dem Ausdruck ihrer Schriftsteller, wie es sich geziemt „in Anwesenheit des Königs,“ und sie verlangen durchaus, daß die Gebete in hebräischer Sprache stattfinden. In ihren Synagogen, welche sehr reinlich gehalten werden, liest man am Sonntag einen Abschnitt aus dem Pentateuch, und an jedem Fest gilt es als eine der wichtigsten Verpflichtung eine Beziehung moralischen Inhalts zu geben, was bei den Rabbinisten im Ganzen nur zweimal des Jahre geschieht, am Sonnabend vor dem Osterfest, und am Sonnabend vor dem Tag der Sündenvergebung. Da sie die Ueberlieferung nicht annehmen, so umgehren sie sich auch nicht mit Phylakterien oder, wie es im Talmud heißt, mit Tephilim. Den Sabbath beobachten sie streng: am Osterfest essen sie eine ganze Woche lang ungesäuertes Brod. Obwohl sie Blut nicht zur Nahrung nehmen, so ziehen sie es doch nicht, wie die Rab-

Digitized by Google

hinstehen, mit Salz und Wasser aus dem Fleisch heraus, und beschlagen nicht das Innere eines getödteten Thiers. Auch das Zerlegen geschieht auf eine andere Weise; sie fallen streng, viele jeden Montag und Donnerstag. Ihre Todten begraben sie nicht selbst und rühren sie nicht einmal an.

Bemerkenswerth ist bei den Karaiten die Art religiöser Weihe, die bei den Knaben männlichen Geschlechts gewöhnlich ist. Bis zum Ende des siebenten Jahrs wird der Knabe unter den Frauen aufgezogen. Nach dem achten Geburtstag führt man ihn in die Synagoge, schneidet ihm die ersten Haare ab, und gibt ihm Wein zu trinken. Dieß Fest wird nach der Rückkehr ins Haus mit einem Gastmahl gefeiert, und der Knabe tritt von dieser Zeit an in eine Reihe mit den Männern.

Das einzige geistliche Oberhaupt der Karaitengemeinde ist der Hacham. Er vollzieht die Beschneidung an den Kindern, segnet Ehen ein und schreibt sie, hört an und entscheidet Familienstreitigkeiten, sie wie andere Prittige Rechtssachen, tröstet die Sterbenden mit Ermahnung und Gebet, und hält bei Begräbnissen die Grabrede. In der Krim besteht sowohl zur Entscheidung geistlicher als auch aller andern Dinge, die mit der karaitischen Gemeinde zusammenhängen, seit 1837 eine besondere karaitische geistliche Verwaltung, die unter dem Vorsitze des Hachams aus drei Hahamen besteht.

Gegenwärtig bestehen karaitische Gemeinden außerhalb Rußland im österreichischen Galizien, in Konstantinopel, in Cairo, zu Hit am Euphrat und an einigen Orten in Persien. Uebrigens, wo Karaiten zugleich mit Rabbinisten anfässig sind, leben sie völlig getrennt von diesen, gehen keine Ehen mit ihnen ein, und benützen sich auf alle Weise, daß die Eingebornen sie nicht mit denselben verwechseln. Die Rabbinisten bezahlen sie mit gleicher Münze. [1]

Im Allgemeinen zeigen die Karaiten in Vollziehung ihrer religiösen Pflichten eine große Pünktlichkeit und Strenge, und ihre unterscheidenden Gewohnheiten bewahren sie unverbrüchlich; hinsichtlich ihrer Lebensart und der Mittel, durch die sie ihren Unterhalt gewinnen, sagte der galizische Karait Markechai von seinen Brüdern ganz richtig: „die Karaiten haben nicht die Gewohnheit der Rabbinisten, sich goldene Kälber aufzurichten, d. h. sich mit der Gelehrsamkeit nur darum zu beschäftigen, um den Namen Rabbinen zu erhalten und sich die Taschen zu füllen; wir leben nach der Sitte des alten Israels, welche zu ihren Ursachen alle die großen Arbeiten verrichteten, und sich dabei im Gesetz und in der Wirklichkeit unterrichteten." In Litthauen beschäftigen sich die Karaiten vorzugsweise mit dem Gartenbau, zum Theil auch mit Handel und Lieferungen; in Wolhynien mit Gartenbau, Transport und Schlächterei, in Neurußland außer den obigen Gewerben mit Unterhaltung der Chaue (Karawanserai), mit Gelbwechslerei und andern städtischen Gewerben, namentlich aber mit Handel theils nach den innern Gouvernements, theils anwärts nach der Türkei. In der Krim haben viele Karaiten große Obst- und Weingärten und ausgedehnten Landbesitz, einige haben Zehntausende von Desjätinen, andere besitzen bedeutende Capitalien. In Neurußland sind fast alle Karaiten mehr oder minder wohlhabend, in Wolhynien sind sie ärmer, ganz Arme aber gar Bettler haben die Karaiten gar nicht; der wesarmte Bruder erhält, so lange bis seine Angelegenheiten sich bessern, Hülfe und Unterhalt von der Gemeinde. Eine besondere Kleidung, wie bisher die russischen Rabbinisten, haben die Karaiten gar nicht, sondern sie betonen sich der Landestracht: in den westlichen Gouvernements kleiden sie sich, wie die dortigen Städtebürger, in Neurußland tragen sie die tatarische Tracht, und zeichnen sich durch Reinlichkeit, wie im Neußern, so auch in ihren häuslichen Leben aus. Die Sprache, deren sie sich beim Sprechen und Schreiben unter einander bedienen, ist das Tatarische. [2] Die Schrift aber, deren sie sich bedienen ist nicht die tatarische, sondern die hebräische. Ihre geistige Thätigkeit beschränkt sich auf das Studium der heil. Schrift im Texte, wobei sie sich auch mit der hebräischen Sprache beschäftigen. In letzter Zeit fingen sie an, auch die von andern Hebräern in der Sprache der heiligen Schrift geschriebenen Werke zu lesen. Bei ihrer prächtigen, kunstreichen Synagoge in Eupatoria besteht eine Schule, um die Kinder im Lesen und in der Gesetzkunde zu unterrichten, und hier errichteten sie vor kurzem auch eine Buchdruckerei, die schon einige Werke geliefert hat. Ueberhaupt sind sie trotz ihres beschränkten Wissens durchaus keine Feinde der Wissenschaft und zeigen große Neigung zur Bildung. Was ihren sittlichen Charakter betrifft, so haben die Karaiten stets sich durch große Liebe unter einander, durch aufrichtige Freisinnigkeit gegen Andersgläubige, durch Thätigkeit, Arbeitsamkeit, Anspruchslosigkeit und vollkommene Gastlichkeit ausgezeichnet. „Ich ist aus den Reisen erwiesen, sagt Graf Egadi, daß im Laufe von vier Jahrhunderten in Polen nie ein Karaite wegen eines Criminalverbrechens vor Gericht kam." Auch hat man kein Beispiel, daß die Karaiten beschuldigt worden wären, Christen oder Moslems zu ihrem Glauben zu bekehren. Durch solche Eigenschaften sicherten sie sich stets und allenthalben die Gewogenheit und die Achtung der Christen sowohl als der Moslems. In Polen erhielten sie von den Königen Sigismund I und Stephan Bathory viele Privilegien, und die Freibriefe, die ihnen von den Chanen der Krim ertheilt wurden, bezeugen, daß sie auch unter der tatarischen Herrschaft in der Halbinsel der Krim große Gleichheiten genossen. Als die Krim und die westlichen Gouvernements unter russischen Scepter kamen, ließ auch die russische Regierung den sittlichen Vorzügen der Karaiten vor den Rabbinisten alle Gerechtigkeit widerfahren und bewarzugt sie fortwährend vor diesen letztern, theils durch Befreiung von verschiedenen Lasten, theils durch Ertheilung besonderer Rechte, z. B. die Befreiung von der Recrutirung, die Erlaubniß, auch an denjenigen Orten sich aufzuhalten und unbeweglichen Eigenthum zu besitzen, wo solches den übrigen Hebräern verboten war, die Bestimmung Christen bedrückt Geschlechts als Hausdiener halten zu dürfen. Besonders Schutz genießen die Karaiten auch von Seite der österreichischen Regierung. Die Ursachen dieser allgemeinen höhern Sittlichkeit der Karaiten mögen mannichfach sein, aber mindestens die Hälfte ihrer guten Eigenschaften rührt unzweifelhaft daher, daß sie bei dem Geiste der biblischen Lehren sich frei erhielten von dem verderblichen Einfluß talmudistischer Possen und cabbalistischen Fanatismus, deren Ursprung und Entwicklung den Gegenstand des nächsten Abschnittes bilden werden.

Miscellen.

Verwollkommnung der Octroi-Einschließung von Paris. Oben auf der Octroimauer, welche die Stadt Paris umschließt, steht man gegenwärtig eine Menge kleiner, viereckig gebauener Pfosten 60 bis 80 Metres von einander. Sie sind bestimmt die Drähte eines elektrischen Telegraphen zu tragen, der um die ganze Hauptstadt herumlaufen und durch die Verbindung der verschiedenen Octroiposten die Aufsicht vervollständigen soll. (Monit. industr. 7 Februar.)

Anwendung der Telegraphen auf den gewöhnlichen Druck. Bisher sprachen die elektrischen Telegraphen nur in hieroglyphischen Zeichen, jetzt aber soll ein Hr. Hawke eine sinnreiche Anwendung des Telegraphen auf gewöhnliche Druckwoen gemacht haben, so daß, was man berichtet, sogleich abgedruckt wird. Der Apparat, welcher zu New-York aufgestellt ist, soll für die telegraphische Linie zwischen London und Liverpool bestimmt sein. (ibid.)

[1] „Diese Häretiker, sagt der bekannte Rabbinik Rebalia in einem seiner Werke, haben dem israelitischen Volke (den Rabbinisten) nie zum Vortheil gereicht. Nie mals haben sie auch nur Ein Buch geschrieben zur Belehrung des Gelehrten, der in irgend einer Wissenschaft oder auch nur in Versen; sie sind unter disharmonische Sinne, welche nicht einmal das Reimen verstehen." Das sind nur Schimpfreden, aber welche unmenschliche Verwünschungen sind nicht ein anderer Rabbiner seinen Glaubensgenossen in Beziehung auf die Karaiten. „Der Israelite (Rabbinist) darf keinem Karaiten in irgend einer Krankheit helfen: lasse ein solcher in eine Grube, so darf er ihn nicht herausziehen, ja er darf ihn selbst nicht auf Wiederbefand der heilen. Auch weniger darf man Karaiten in irgend einer Angelegenheit als Zeugen zulassen, von denen geschlachtetes Vieh essen, an ihren Knaben die Beschneidung vornehmen, aber mit ihnen ein Thorbündniß eingehen. Dagegen ist selbst dann verboten, wenn sie sich zum Judenthum (d. h. zum Rabbinismus) bekehren." Dagegen darf den gelehrten Rabbiner nichts hindernlich kümmern, denn die Karaiten haben sehr wenige ihrer Brüder durch Ueberzeugung zum Rabbinismus vertreten, selbst in frühern Zeiten, in neuern ist gar kein Beispiel vorgekommen.

[2] Tatarisch sprechen auch die Karaiten in Galizien; in Konstantinopel bedienen sie sich der griechischen, in Aegypten und Hit der arabischen Sprache.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 47. 24. Februar 1847.

Bemerkungen eines reisenden Naturforschers.

Die Felsen von St. Paul.

Diese Felsengruppe liegt unter 0°,38′ N. B. und 29°15′ W. L. von Gr., etwa 540 Seemeilen von der amerikanischen Küste und 350 von der Insel Fernando Noronha. Der höchste Punkt ist nur 50 Fuß über dem Meeresniveau, und der Umfang beträgt weniger als drei Viertel Seemeilen. Die kleine Gruppe erhebt sich steil aus der Tiefe des Meeres, dennoch ist ihre mineralogische Constitution keineswegs einfach, an einigen Orten ist das Gestein kieselartig, an andern besteht es aus Feldspath und enthält einige Adern von Serpentin. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß mit Ausnahme der Seeschellen und dieser Gruppe alle die Tausende von Inselchen, welche fern von den Continenten, in der Südsee, im indischen und atlantischen Meere zerstreut sind, aus Korallen oder Auswurfsstoffen unterseeischer Vulcane bestehen. In der Ferne sehen die Felsen von St. Paul blendend weiß aus, was zum Theil von den Excrementen einer unzähligen Menge Seevögel, theils von einer harten, glatten Kruste von perlenartigem Glanz herrührt, die mit der Oberfläche der Felsen eng verbunden ist. Untersucht man diese Kruste mit dem Vergrößerungsglas, so findet man, daß sie aus einer Menge Schichten besteht, die so dünn sind, daß sie alle zusammen keinen Zehntelszoll Dicke haben. Diese Kruste enthält viel animalischen Stoff und dankt ihre Entstehung ohne Zweifel der Einwirkung des Regens und des Thaues auf die obenerwähnte Seevögelexcremente. Bei der Insel Ascension und den Abrolhos-Inselchen fand ich unter kleinen Guanohaufen ästige Stalaktiten, welche wahrscheinlich auf dieselbe Weise, wie die dünne weiße Schichte, die diese Felsen bedeckt, gebildet waren. Diese ästigen Körper gleichen in ihrem allgemeinen Ansehen gewissen Nulliporen (eine Familie harter, kalkartiger Meerpflanzen) dermaßen, daß ich kaum noch einen Unterschied unter ihnen entdeckte. Die runden Enden der Zweige haben ein perlenartiges Gewebe, wie das Email der Zähne, sind aber so hart, daß man damit Ritze ins Glas machen kann. Man sieht auf der Insel Ascension an einer Stelle der Küste, wo eine ungeheure Muschelanhäufung sich findet, und auf einem vom Meere bespülten Felsen eine durch das Meerwasser abgesetzte Incrustation, welche den cryptogamen, an feuchten Mauern wachsenden Pflanzen (Marchantia) gleichen. Die Oberfläche der Blätter hat eine prächtige Politur, die dem Licht völlig ausgesetzten Theile sind glänzend schwarz, und die im Schatten liegenden einfach grau. Ich habe Proben dieser Incrustation mehrern Geologen gezeigt, und alle hielten sie für vulcanischen Ursprunges. Durch ihre Härte und Durchsichtigkeit, durch die Politur, welche der Olivenfrucht gleicht, durch den schlechten Geruch, den sie von sich gibt und durch die Entfärbung unter dem Löthrohr zeigte sie eine wahre Aehnlichkeit mit den lebenden Crustaceen des Meeres. In den Muscheln sind die gewöhnlich bedeckten, durch den Mantel des Thiers beschatteten Theile weit blässer als die, welche dem Licht ganz ausgesetzt sind, gerade wie bei dieser Incrustation. Wenn man sich erinnert, daß Kalk als Phosphat und Carbonat in die harten Bestandtheile aller lebenden Thiere, wie Knochen und Muscheln, übergeht, so ist es eine höchst interessante physiologische Thatsache, daß diese Substanzen, welche hart sind wie Email und polirt wie die Muscheln, durch unorganische Mittel zerstörte organische Stoffe wieder erzeugen, und in ihren Formen die letzten Arten im Gebiet der Vegetation gleichsam spielend nachahmen.

Ich fand nur zwei Arten von Vögeln auf den Felsen von St. Paul, den Bubi, oder Narren, und den Noddi (eine Art Meerschwalbe); beide sind dumm und an Menschen so wenig gewöhnt, daß ich mit meinem geologischen Hammer so viele hätte tödten können, als ich gewollt hätte. Der Bubi legt seine Eier auf den nackten Fels, die Schwalbe aber baut sich aus Seepflanzen ein sehr einfaches Nest. Neben mehrern dieser Nester lag ein kleiner fliegender Fisch, den der männliche Vogel wahrscheinlich für das Weibchen gebracht hatte. Es war unterhaltend zu sehen, mit welcher Schnelligkeit eine große, sehr flinke Krabbe (grapsus), welche die Felsenspalten bewohnt, den Fisch vom Nest wegholte, sobald meine Annäherung das Männchen und Weibchen vertrieben hatte. Sir W. Symonds, einer der wenigen Naturforscher, welche diese Inseln besuchten, versichert mich, daß er die Krabben junge Vögel aus dem Nest holen und verzehren sah. Nicht eine einzige Pflanze, nicht einmal ein Moos wächst auf diesen Inselchen, und doch ist es von mehrern Insecten und Spinnen bewohnt. Eine Fliege (Olfersia), eine Zecke, ein kleiner brauner oder blaufahler Schmetterling, die alle auf den Vögeln leben, eine Menge Spinnen, welchen dieß Ungeziefer als Beute dient, endlich ein Käfer und eine Assel, welche in den Excrementenschichten leben, das ist die ganze Fauna dieses Orts. Die tausendfach wiederholte Beschreibung der Koralleninselchen des stillen Oceans, die von ihrem Ursprung an mit prächtigen Palmbäumen und großen tropischen Pflanzen besetzt seyn sollen, bis endlich Vögel und dann der Mensch davon Besitz nehmen, möchten wohl nicht ganz genau seyn: es thut mir leid um die Poesie der Naturgeschichte, aber die unreinsten Schmarotzerinsecten und Spinnen möchten wohl wahrscheinlich die ersten Bewohner dieser oceanischen Inseln von neuer Bildung seyn.

Digitized by Google

In den tropischen Meeren begünstigen die kleinsten Felsen das Wachsthum der Seepflanzen und die Anhäufung von thierischen Bestandtheilen, welche den Fischen eine reichliche Nahrung bieten; darum wimmelt es auch von Fischen, und unsere Matrosen hatten täglich Kämpfe mit den Haifischen, welche sich keck auf ihre Leinen warfen und den Köder verschluckten. Aehnliche Erscheinungen führten in der Nähe der Bermuden zur Entdeckung eines gefährlichen Felsen unter dem Wasser.

Die Seinereise von Paris bis an das Meer.

3. Poissy bis La-Roche-Guyon.

(Fortsetzung.)

Die in der Mitte liegende Insel, welche schöne Anlagen hat, dient den Bewohnern beider Orte zu angenehmen Spaziergängen. Karl V hatte 1376, mitten zwischen Felsen und Steinbrüchen, ein Cölestinerkloster zu Limay gegründet, welches er der heiligen Dreieinigkeit widmete. Die Hügel, welche um dieses Kloster lagen, waren wegen ihres guten Weines berühmt, der noch jetzt einen guten Ruf hat. Außerdem befand sich auch bis zur Revolution von 1789 ein Capucinerkloster bei diesem Ort, das jetzt in ein schönes Landhaus umgewandelt ist, aber noch ist die romantische Einsiedelei zum heiligen Erlöser vorhanden, die in einem Felsen eingehauen von allen Fremden besucht wird, und zu der jedes Jahr, den zweiten Sonntag in den Fasten und den 6 August, eine große Wallfahrt aus der ganzen Umgegend gemacht wird. Aus einem andern Felsen bei Limay entspringt eine so reichliche Quelle trefflichen Wassers, daß sie vermittelst Röhren, welche über die Brücken geführt sind, alle Brunnen von Mantes und viele Privathäuser überflüssig mit Wasser versorgt.

Mantes, das auch den Zunamen la Jolie führt, ist der Hauptort des Kantons und Bezirks dieses Namens, zwei schöne steinerne Brücken führen hier über den Strom und die schon erwähnte Insel. Diese Stadt, die ungefähr 5000 Einwohner zählen mag, hat schöne und breite Straßen, hübsche Springbrunnen und ist wegen ihrer reinen und gesunden Luft berühmt; ihre Lage und ihre Umgebungen sind entzückend.

Man will den Ursprung von Mantes bis zu den Druidenzeiten hinaufführen, weil die Stadt eine Eichenmistel in ihrem Wappen führt. Dieser Grund ist jedoch nicht stichhaltig, und an geschichtlichen Documenten zu dieser Behauptung fehlt es gänzlich, indeß ist so viel gewiß, daß der Ort uralt ist, und schon in dem Itinerarium des Antonin mit dem Namen Petrum Mansolum bezeichnet ist; in spätern Jahrhunderten stand hier das Castrum Meduntae, Medunta.

Als im Jahre 1087 Philipp I, indem er auf die ungeheure Corpulenz Wilhelm des Eroberers, Herzogs der Normandie, anspielte, spottend sagte: „derselbe läge in den Wochen und man würde einen schönen ersten Kirchengang erleben," da wurde der Herzog wüthend und schwur bei der Glorie Gottes, daß er seinen ersten Kirchengang in Notre Dame zu Paris halten wolle, und zwar mit zehntausend Lanzen, die statt der Kerzen dienen sollten. Auf Abschlag dieses Versprechens sandte er einstweilen den Aßelin Goet ab, die Ernte und die Weinberge der Einwohner von Mantes zu zerstören, und als den kommenden Tag sich die Bürger vor die Stadt begaben, um den Schaden zu sehen, den diese Horden angerichtet hatten, wurden sie plötzlich von dem wilden Eroberer überfallen, der an der Spitze seiner Soldaten auf die Bürger losstürzt und mit diesen zu gleicher Zeit in die Thore der Stadt dringt. Hier verbrennt und verheert er rücksichtslos das Schloß, die Kirchen, die Häuser, und viele Einwohner kommen in den Flammen um, während die Soldateska sengt, brennt, mordet und nothzüchtet. Eine hübsche, junge Nonne ließ sich verbrennen, einen Lobgesang der Jungfrau singend. Der Herzog verfolgt seine Rache noch mitten unter den rauchenden Trümmern, als sein Pferd stürzt und er durch den Sattelknopf schwer verwundet wird. Statt seinen Kirchengang in Notre-Dame zu Paris zu halten, endet er sein an schweren Thaten reiches Leben in der Propstei Saint-Gervais zu Rouen, und vermachte unter andern Legaten eine sehr beträchtliche Summe zum Wiederaufbau der niedergebrannten Kirchen von Mantes, die Mordbrennerei daselbst schwer bereuend und in der schrecklichsten Seelenangst vor der Hölle seinen Geist aufgebend.

Philipp I, um den Bischof von Bayeux, Eudes, dafür daß er ihn mit Verrathen getraut, die er dem Grafen von Anjou verrätherischerweise entführt hatte, zu belohnen, schenkte demselben die Hauptkirche der Stadt. Die Grafschaft Mantes gab er seinem ältesten Sohn Ludwig, und später mit dessen Einwilligung, Philipp, seinem natürlichen Sohn, den er mit Bertraden gezeugt hatte; da sich aber dieser neue Herr durch seine Räubereien verhaßt gemacht hatte, so marschirte sein erst kürzlich als Ludwig IV gekrönter Bruder im Jahre 1109 gegen ihn, bemächtigte sich der Stadt und jagte ihn fort.

Mantes wurde somit zum zweitenmal mit der Krone Frankreichs vereinigt. Zwei Jahre darauf erhielten die Einwohner eine Charte und einen Maire mit zwölf Stadträthen, die im 16ten Jahrhundert durch vier Schöppen ersetzt wurden.

Unter Karl V war Karl der Böse von Navarra Herr von Mantes, wo er seine Residenz aufschlug. Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde die Stadt von den Engländern genommen; Duguesclin nahm sie 1363 wieder, aber im Februar 1418 fiel sie von neuem in die Hände der Engländer, die sie bis 1449 behielten, wo unter Karl VII dieser lange und blutige Kampf zwischen beiden Nationen beendigt wurde. Der König fügte den Wappen der Stadt Mantes noch die Hälfte seines eigenen Wappens hinzu, das aus einer einzigen Lilie bestand, die neben der Eichenmistel prangt.

Schon während der ersten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts war diese Stadt unter Philipp August, der gerne hier verweilte und sie seine Vielgeliebte nannte, sehr bedeutend, sogar glänzend. Während Philipps Kriegen mit Heinrich und Richard leistete sie diesem Fürsten außerordentliche Dienste; sie war gewissermaßen sein Zeughaus und der Sitz der großen Versammlungen des Reichs.

Während der Kriege der Ligue hielt Heinrich IV seinen, freilich sehr ärmlichen Hof hier, da die Diener dieses Fürsten sogar genöthigt waren, selbst die Stiefel und Wämser ihres Herrn zu flicken, aber nach seiner Rückkehr von der Belagerung von Rouen ging es etwas besser und er weilte jetzt lange hier. Auf die Bitte der Einwohner ließ er die Citadelle niederreißen und verschönerte dafür die Stadt mit Brunnen und andern zum Theil noch bestehenden Bauten. In dem königlichen Schloß, das sich hier befand, hatte außer Heinrich IV auch Ludwig XIII, als er die Stände von Rouen berief, Ludwig XIV und Mazarin gewohnt, als sie 1642 nach Mantes kamen, um die Unruhen zu beseitigen, welche die Anhänger der Fronde in dieser Gegend veranlaßt hatten. Dieses Schloß wurde jedoch bald nachher zerstört, und seine letzten Ueberreste 1721 auf Befehl

Digitized by Google

des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, abgetragen.

Mehrere große geistliche Versammlungen, die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs beratheud, fanden in Mantes statt, unter denen die im Jahr 1641 durch den Cardinal Richelieu berufene die wichtigste war.

Bis zur Revolution befanden sich mehrere reiche Klöster zu Mantes, von denen das der Franciscaner von Ludwig IX im ersten Jahr seiner Regierung gestiftet worden war. Durch die Freigebigkeit der Königin Blanche und des Hauses Crequi wurde dieses Kloster unermeßlich reich und zählte bald über 300 Mönche. Aber im Jahr 1506 bis 1515 nahm der Erzbischof von Rouen, der Cardinal Amboise, eine große Reform mit diesem ganz ausgearteten Kloster vor, deu frechen Mönche sich allen Arten von Ausschweifungen und Liederlichkeiten hingegeben hatten, und ihre Tage mit Schwelgen und Faulenzen zubrachten. Man nahm ihnen den größten Theil ihrer Reichthümer, aber um sich an dem Erzbischof zu rächen, klagten sie denselben an, er habe mehr als 50,000 Thaler, eine zu jener Zeit sehr beträchtliche Summe, zur Verschönerung seines Schlosses Gaillon verwandt. In der Kirche dieses Schlosses befand sich ein Sacramentshäuschen (Tabernakel), ein Meisterstück der Kunst von einem Pariser Schlosser verfertigt, das dieser dem Kloster unter der Bedingung geschenkt hatte, alljährlich eine gewisse Zahl Messen zur baldigen Erlösung seiner Seele aus dem Fegfeuer zu lösen. Von allen frühern Kirchen von Mantes, ist jetzt nur noch die alte Collegialkirche Notre-Dame übrig, die man schon in einer Entfernung von zehn Stunden wahrnimmt. Dieses gothische Baudenkmal wurde von Johanna von Frankreich gegründet, und durch Blanca von Castilien und den heiligen Ludwig sehr verschönert und bereichert. Die Zierlichkeit und Kühnheit seines Baues verdient die Aufmerksamkeit derjenigen, welche die Geschichte der Baukunst studieren. Der zu jener Zeit berühmte Eudes von Montreuil war der Baumeister. Das Innere dieser Kirche entspricht ganz dem prächtigen Aeußern derselben. Die Wölbung des Schiffes ist über hundert Fuß hoch. Die breiten Galerien, welche rings um das Schiff in einer bedeutenden Höhe angebracht sind, bilden gewissermaßen eine zweite Kirche. In dem Chor befinden sich sechs Pfeiler von ausgezeichnet zierlicher Arbeit; das Gebälke von Kastanienholz ist prächtig. An dem aus drei Thüren bestehenden Portal, das mit zwei sehr hohen Thürmen gekrönt ist, von denen der eine von den Engländern herrührt, findet sich eine große Zahl von Bildsäulen, die nicht ohne künstlerischen Werth sind. Der Thurm rechts ist von leichter schlanker Bauart, das erste Stockwerk desselben scheint nur von sehr dünnen Säulchen getragen. Der Thurm links war früher dem rechts ganz ähnlich, im Jahr Jahrhundert wurde er jedoch in einem andern Styl wieder erbaut. Von der Höhe dieser Thürme sieht man bei hellem Wetter den Monmartre und den Mont-Valerien. Von der bekannten Kirche des heil. Maclou, die mit den Pfennigen erbaut wurde, welche die Schiffer die an Sonn- und Feiertagen durch die Brücke von Mantes fuhren, erlegen mußten, und die im Jahr 1344 vollendet wurde, ist nur noch ein hoher schlanker Thurm, den man als Andenken an dieses Monument erhalten hat, übrig. Die Einwohner von Mantes bewundern ihn als einen stillen Zeugen der Thaten ihrer Vorfahren, die kämpfend den vaterländischen Boden vertheidigten. Zwei in frühern Zeiten gestiftete Hospitäler, das eine für Kranke, das andere für Greise, bestehen noch. Von dem ehemaligen Festungswerke stehen noch hie und da einige Mauern und Trümmer von Bastionen und Thürmen, welche zur Vertheidigung gegen die gefürchteten Normänner errichtet worden waren. — Indem die Seine Mantes berührt, nimmt sie das kleine Flüßchen Vaucouleurs auf, welches vielen Fabriken in der Nähe der Stadt zur Betreibung ihrer Werke dient. Ehemals fand hier jedes Jahr am Frohnleichnamstag eine große Procession statt, welcher alle Zünfte in den wunderlichsten Aufzügen und Verkleidungen beiwohnten, und dabei Meisterstücke ihres Handwerkes producirten, so daß das ganze einem sich fortbewegenden Bazar glich; dabei wurden heilige Hymnen gesungen, und der Zug ging unter Wolken von Weihrauch durch alle Straßen der Stadt, an allen Altären der Plätze und der Straßenecken haltend und betend. Mantes hat eine nicht unbedeutende Bibliothek, mehrere Glas-, Tuch-, Kerzen- und Leinwand-Fabriken, viele Mühlen, und bedeutenden Handel mit Wein, Frucht, Leder u. s. w. Sechs Messen oder Jahrmärkte werden jährlich hier gehalten.

(Schluß folgt.)

Sagen und Geschichten von Cuba.

Havana.

Von der herrlichen Lage, dem schönen Tropenklima und den reizenden Frauen Havana's haben schon viele andere gesprochen, darüber kein Wort hier. Lieber will ich den Lesern die Sage von der Gründung der Siempre fiel ciudad de Habana (der immer getreuen Stadt Havana) erzählen, welche dort im Munde des Volks lebt.

Nicht lange nachher als der große Christoph Colon im Jahre 1492 die Insel Cuba entdeckt hatte, wollten die Spanier dort einen befestigten Platz anlegen, um damit den Golf von Mexico zu beherrschen. Lange suchten sie vergebens an der Küste umher nach einer passlichen Stelle, bis sie endlich durch einen schmalen Felsencanal in eine tiefe und breite Bucht kamen. Die Ingenieure erklärten sogleich, daß ein gut befestigter Platz hier angelegt jeder feindlichen Macht trotzen könne. Die Spanier landeten an der Stelle, wo jetzt das starke Fort Moro steht, und befchlossen hier sich niederzulassen. Gegenüber an der andern Seite der Bucht in einer schönen Wiese lag ein großes indianisches Dorf, dessen Bewohner ungeachtet vieler angebotener Geschenke den Spaniern ihr Land nicht abtreten und fortziehen wollten. Hier waren sie geboren, hier ruhten die Gebeine ihrer Väter und hier wollten auch sie leben und sterben. Die Spanier zogen ab, im Herzen entschlossen das Dorf mit Gewalt zu nehmen, sobald sie eine hinlängliche Kriegsmacht beisammen hätten, und erbauten indessen ein kleines Dorf, Reglas genannt, welches jetzt als Quarantainenplatz dient. Nachdem dieser Ort so gut als thunlich befestigt war, ließen sie dort eine Besatzung von 60 Soldaten unter dem Befehle des Don Sanchez de Ribeira, eines jungen hübschen Officiers, nebst ein paar Bauernfamilien aus Andalusien. Die Indianer, den Fremden mißtrauend und vermuthend daß jene bald Räthe sie niederknebeln würden um sie zu vertreiben, verloren keine Zeit ihre Stadt mit Wällen und Pallisaden zu umgeben; übrigens benahmen sie sich nicht feindselig, vielmehr hatten sie fortwährenden Verkehr mit Reglas, wo sie ihre Erzeugnisse und auch edle Metalle, welche sie wohl ohne Zweifel vom Festlande erhielten, gegen europäische Waaren vertauschten. Dieses war die Veranlassung daß Don Sanchez sehr oft ein junges schönes Mädchen, die Tochter eines der vornehmsten Häuptlinge der Wilden sehen und bewundern konnte; bald liebte er sie mit Glut, und gestand ihr seine Liebe. Nur kurze Zeit widerstand das Naturkind den süßen Worten ihres hübschen Liebhabers, und wurde Mutter zu derselben Zeit, als ein spanisches Schiff befetzt mit Truppen und Colonisten einlief, um den erwähnten Plan auszuführen. Nachdem der Fall des armen Mädchens unter ihrem Volke bekannt geworden, hatte sie von dem Zorn und der Verachtung ihrer Familie viel Böses zu erragen, und als kurz darauf die Spanier das Dorf umzingelten, wußte sie sogar die niedrigsten Arbeiten einer Sklavin verrichten. Sie war noch immer sehr schön und Sanchez, begabt mit einem edeln, ritterlichen Charakter,

Digitized by Google

entschloß sich trotz aller Gefahr sie aus ihrer unglücklichen Lage zu reißen. Heimlich schlich er in ihr Dorf, fand sie und drückte sie wieder an sein Herz; sie hatte aber zu viel von ihren Verwandten erduldet, die menschliche Natur konnte nicht mehr ertragen, jetzt hatte ihre frühere Liebe sich in den bittersten Haß umgewandelt. Sie dürstete jetzt nach Rache und theilte dem Spanier ihre Pläne mit; wenige Tage später näherten sich die spanischen Truppen in einer stürmischen finstern Nacht den Dorfwällen. Plötzlich hörten sie Lärm und Geschrei und sahen eine Flammensäule in der Mitte des Orts emporsteigen; dieß war das Signal zum Sturm. Mit Leitern versehen überstiegen die Spanier Palisaden und Wälle, und die Indianer unterlagen bald dem vereinten Angriffe von Feuer und Schwert; so wurde ihr Wunsch erfüllt, sie starben da wo sie geboren waren, wo sie geliebt hatten.

Sanchez, welcher in dieser Mordnacht für das Leben seiner Geliebten besorgt war, suchte sie überall, ihren Namen laut rufend, bis er endlich sie auf dem platten Dache eines Hauses von der Flammengluth beleuchtet gewahrte. Schrecken ergriff ihn, als er bemerkte, daß sie vom Wahnsinn befallen sey, daß der finster Geist der Rache ihren Verstand geraubt hatte. Dort stand sie, ihr Rabenhaar flatternd im Winde, Schaum auf ihren Lippen, ein blutriefendes Schwert in der einen, eine brennende Fackel in der andern Hand, triumphirend über der Asche ihrer Heimath und den Leichnamen ihrer Verwandten — das fürchterlichste Bild unbezähmbarer Leidenschaft. Vergebens bemühete sich der Geliebte sie zu entfernen, sie achtete nicht auf ihn, sondern sang mit kreischender Stimme Verwünschungen ihres Volks, bis ein Blutgefäß dem Herzen nahe riß und sie zu Boden stürzte. So starb sie, die erste, welche ihr Volk verrieth und ihr Name ist der Nachwelt verschwiegen geblieben. Die wenigen Weiber welche dem Morde entgingen, betrauerten die Unglückliche und sagten, sie sey Havana (d. h. ein wahnsinniges Mädchen) gewesen, deßhalb geben von dem rächenden Finger des großen Geistes versengt worden. Die Spanier aber grübelten in der Nähe des eingeäscherten Dorfes ihre Hauptstadt und legten ihr jenen indianischen Namen bei.

Sanchez setzte zum Gedächtniß seiner Liebe auf der Stelle, wo die Geliebte starb, ihre Statue und diese steht noch heutigen Tages außerhalb der Stadt in den Spaziergängen, aber in Gebüschen so versteckt, daß viele vorüber wandeln ohne sie zu bemerken; deßhalb sagen die Creolen zuweilen zu den Fremden: „man müsse nicht nach Havana kommen, ohne die Havana zu sehen.“ Die ziemlich gut gearbeitete Statue stellt die arme Indianerin im Momente des höchsten Wahnsinns, eben so wie ich sie oben geschildert habe, dar.

Die Goldminen.

In dem Kriege welchen Mexico zur Befreiung von seinem Joche gegen das Mutterland führte, trat ein indianischer Häuptling der Cordilleras mit seinem Volke auf die Seite der Spanier und stritt tapfer in ihren Reihen, bis er allein mit seiner Frau und zwei Kindern übrig blieb, denn alle andern seines Stammes waren im Kampfe gefallen. Als nach jahrelangen, blutigen Kriegen die Spanier genöthigt waren Mexico zu räumen, vergaßen sie den tapfern Häuptling nicht, sondern überredeten ihn nach Cuba und schenkten ihm eine große Waldstrecke in der Mitte der Insel, zugleich mit der Erlaubniß frei umher zu streifen wo er wollte. Man erbaute ihm ein gutes Haus, aber seine indianischen Natur getreu hielt er selten sich darin auf, höchstens in der Regenzeit und zog es vor seine Hängematte unter den grünen Bäumen zu befestigen, wo das dunkelblaue Himmelszelt über ihn sich spannte; lange Zeit nach seiner Ankunft auf Cuba starben seine Kinder, dann seine Frau, entweder vom Wechsel des Klima's oder vom Uebermaaß geistiger Getränke, und nun begann der einsame, fummervolle Krieger häufige Wanderungen zum Altare der heil. Jungfrau von Cobre, einer Stadt berühmt durch ihre wundertätige Madonna, welche etwa fünf Stunden entfernt liegt. Bekannt geworden mit den meisten Bewohnern der Insel brachte er einst einige, aber schlecht geschmolzene Goldbarren zu Kauf, Das erregte die Spekulationssucht vieler Pflanzer, welche vermutheten Waschinange (so nannte man den Indianer) habe eine Goldmine entdeckt und brauchte solche ganz allein. Man spürte nun allen seinen Schritten eifrig nach, aber vergebens, und wenn er es merkte, zeigte er sich lange Zeit nicht mehr mit Gold zu verkaufen, erschien vielleicht in entfernten Orten, besuchte aber denselben Ort nie zweimal. Endlich hörte man in zwei bis drei Jahren nichts mehr von ihm.

Unterdessen hatten Hunderte von Goldsuchern die ganze Insel in allen ihren Richtungen, aber fruchtlos durchforscht; da hörte man eines Tages auf Cuba erzählen, daß vor einiger Zeit ein Indianer in Kingston auf Jamaica bedeutende Quantitäten ächten Goldes verkauft und dafür nur die theuersten europäischen Waaren als prächtigen Atlas und Sammet, so wie Edelsteine jeder Art angekauft habe. Jetzt lauerte man unserm Indianer von neuem auf und erfuhr endlich, daß er allein in einem großen Boote von Jamaica gekommen, in einer kleinen seichten Bucht bei Cape del Cruz gelandet sey, und mit einem schweren Bündel auf dem Rücken durch Wälder und Sümpfe seinen Weg bis in den seligen Distrikt von Villa Clara fortgesetzt habe. Dort war er, in einer Felsenritze verschwunden und so der Neugier seiner Verfolger entgangen. Jetzt befahl der Gouvernour der Provinz Nachforschungen, selbst mit Anwendung von Gewalt anzustellen, um Waschinange's Quelle des Reichthums zu entdecken. Eines Morgens kehrte der Indianer mit ein paar Pfund Gold in Barren nach seinem Versteck, einer natürlichen Höhle zurück, als er vor deren Eingange einen großen Haufen Bewaffneter bemerkte, welche mit Aexten und Brecheisen dort einzudringen suchten. Er sprang mitten unter sie, und dann mit einem Satze durch eine furchtbare Felsenspalte hinab, in welche die verwegensten Goldsucher ihm nicht folgen mochten. Aber der Teufel der Habgier sprotte sie an, das Aeußerste zu wagen, da sie jetzt gewiß wußten, wo die Goldmine war. Sie sprengten große Felsenmassen mit Pulver und erbeuten so einen sichern Eingang in die Höhle; alle eilten hinein, aber ihre Hitze wurde bald durch ein unerwartetes Ereigniß gedämpft.

Im Grunde der Höhle wurden zwei Kanonen abgefeuert, erschreckt stehen die Spanier zum Ausgange und ließen zwei der übrigen todt liegen. Nach längerer Berathung rückte der ganze Haufen mit gespannten Gewehr bis an die Mündung der Höhle und feuerte zu gleicher Zeit hinein. Ein dumpfer Schrei wurde von ihnen gehört, dem wieder der Donner zweier Geschütze folgte und wieder stürzten zwei Soldaten getroffen zu Boden. Jetzt waren die Spanier wie rasend geworden, sie luden ihre Flinten wieder und stürzten drei zwei neuer tödtlicher Schüsse in die Höhle, wo sie alle zugleich auf zwei Menschen schossen, welche unerschrocken ihnen entgegentraten; lange Stille folgte dieser blutigen, man möchte sagen, feigen That, dann zündeten die Spanier Fackeln an und sahen einen wunderbaren Anblick vor sich. Die hohe und geräumige Höhle, getragen von natürlichen Pfeilern, welche aus farbigem Quarz bestanden, war wohnlich eingerichtet und anscheinend schon Jahrelang bewohnt gewesen; an dem Eingange derselben lagen Waschinange und ein junger Mestize, den Niemand kannte, todt in ihrem Blute. In der Höhle bemerkten sie auf einem Mocolager ein schönes junges Mädchen todt, mit einer Kugel im Herzen, und prächtige Kleider, Spiegel und Schmuck aller Art lagen zerstreut umher; daneben fanden sie das Gold, welches der Indianer mitgebracht hatte, aber außerdem nichts mehr von diesem Metalle. Der mexicanische Krieger hatte sein Geheimniß mit ins Grab genommen, und trotz immer fortgesetzten Suchens hat man noch kein Goldkörnchen auf der Insel gefunden, auch ist nie entdeckt worden, wer die beiden jungen Leute in der Höhle waren oder aus welchem Lande sie herstammten.

Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß Waschinange auf seinen vielfachen Wanderungen zufällig eine Höhle am Ufer des Meeres gefunden hatte, welche in alten Zeiten den Flibustiern und deren Schätzen als Versteck diente. Dieser Meinung sind indeß die Creolen von Cuba nicht, sie lassen sich nicht ausreden, daß ihre Insel auf einem unerschöpflichen Lager von Gold ruhe und noch jetzt sind viele Abenteurer bemüht dieses zu entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 48. 25. Februar 1847.

Römische und etruskische Alterthümer.

(Nach einem Schreiben aus Civita Vecchia 26 Jul. Nom. Aoverr. 23 und 30 Januar.)

Ich habe einige Freunde auf einer kurzen antiquarischen Tour in der unmittelbaren Nachbarschaft Roms begleitet, um einige der ältesten, in der Urgeschichte der Weltstadt erwähnten Städte zu besuchen, von denen zum Theil nur noch schwache Spuren, zum Theil nur die Lage noch übrig ist. Die erste, die wir besuchten, war Antemná, drei (engl.) Meilen von Rom und eine der ältesten, nach Dionys von den Siculern erbaute Stadt, die auf dem Berge lag, von dem man unmittelbar die Verbindung des Anio mit der Tiber überblickt. Diese Lage stimmt zu den 30 Stadien, die Antemná nach Strabo von Rom entfernt gewesen seyn soll. Schon die äußere Form des Berges läßt ihn für eine Stadt passend erscheinen, denn er ist steil und auf allen Seiten isolirt, und muß dieß in alten Zeiten noch mehr gewesen seyn, vier Stellen ausgenommen, welche der Platz eben so vielen Thore gewesen seyn mögen. Daß Antemná stark befestigt war, bezeugt Virgil; 1360 v. Chr. wurde es von den Aeneto-Pelasgern besetzt und nahm bald darauf an dem Bund gegen Aeneas Antheil. Nach dieser Zeit hört man fünf Jahrhunderte nichts von Antemná bis auf den berühmten Raub der Sabinerinnen, denn die Antemnaten, welche Rom so nahe waren, strömten in großer Anzahl zu den von Romulus gegebenen Spielen, und wurden eben so wie ihre Nachbarn ihrer Töchter beraubt. Um diese That zu rächen, verbanden sich die Antemnaten mit den andern Völkern, wurden aber von Romulus geschlagen, der eine römische Colonie nach Antemná verlegte, und auf Bitten seiner Gattin Ersilia ihnen das römische Bürgerrecht gewährte. Sie blieben nun den Römern getreu bis zu dem berühmten Bund der lateinischen Städte gegen Rom, um Tarquin wieder auf den Thron zu setzen, aber die Verbündeten wurden bei dem See Regillus geschlagen, und von nun an verschwinden die Antemnaten als Volk aus der Geschichte, wahrscheinlich wurden sie bei der allmählichen Vergrößerung Roms genöthigt dahin auszuwandern, und so entvölkerte sich die Stadt nach und nach, doch sagt Dionys, daß sie unter August noch bewohnt war, Strabo aber zählt sie unter denen auf, die ehemals Städte, zu seiner Zeit aber Dörfer und das Eigenthum von Privaten waren. Von nun an verschwindet Antemná ganz aus der Geschichte, und wird wohl in den spätern Stürmen vollends zu Grunde gegangen seyn.

Der nächste Weg von Rom nach Antemná geht zur Porta Salara hinaus, und ehe man an die gleichnamige Brücke kommt, wendet man sich links, und betritt die Wiesen, wo der Weg sanft ansteigt, und wahrscheinlich zu dem südlichen, vermuthlich Porta Fidena genannten Thore führte, denn es lag in der Richtung dieser alten Stadt. Geht man auf der Via Flaminia rechts, an der Acqua Acetosa vorüber, so steigt man in einer Art Schlucht zwischen den beiden (ehemaligen) Citadellen empor, wo vermuthlich das südwestliche gegen Rom gerichtete Thor war. Bei unserer Ankunft an der Stelle, wo einst die stolze, mit Thoren gekrönte (turrigera bei Virgil) Stadt stand, war nichts zu sehen, als grasende Schafherden, nichts zu hören als das Geschrei der Hirten, die ihre Schafe nach der nächtlichen Hürde trieben, und das Gebell der großen Hunde, welche die säumigen zurückführten. Die Sonne war am Untergang, und mahnte uns auf den Rückweg, aber nochmals weideten wir uns an der großartigen Umgebung: die ungeheure Campagna breitete sich vor uns aus, die im glühenden Abendlicht einen prächtigen Anblick bot, und anderthalb Stunden weiter hin lag der Monte Giubileo, auf dem einst die Citadelle des alten Fidená stand.

Da wir hörten, daß die Königin von Sardinien zu Veji einige etruskische Gräber hatte öffnen lassen, so begaben wir uns nach diesem starke fünf Stunden von Rom entlegenen Orte. An der Isola Farnese ließen wir unsern Wagen stehen, und besahen zuerst den Ponte Soda, eine wunderbare und sehr malerische, aus dem festen Fels gehauene Brücke, 10' lang, 20' und 15 hoch, über welche die alten Mauern hingebaut waren. Die Stelle ist mit Waldbäumen bedeckt, und man muß unter diesen herumsuchen, um die kleinen Mauerüberreste zu finden; man hat hier noch nicht gehörig Nachgrabungen angestellt. Keine alte Stadt veranlaßte hinsichtlich ihrer Lage so viel Streit, als Veji. Die Nachforschungen und Streitigkeiten begannen schon im 15ten Jahrhundert und dauerten fast bis auf diesen Tag fort; einige der Alterthumsforscher waren in Bestimmung der Lage der Stadt über 20 Stunden weit auseinander. Aber die Nachgrabungen und Entdeckungen von Sign. Giorgi im J. 1810 gaben die Entscheidung, denn in dem jetzt das römische Forum genannten Theile, welcher ohne Zweifel ein römisches Municipium war, entdeckte er zwei kolossale Marmorköpfe von August und Tiber, eine kolossale stehende Statue des letztern Kaisers mit Eichenlaub, jetzt im Vatican, viele andere Köpfe, architektonische Bruchstücke und Inschriften, ferner 24 prächtige Säulen, worvon 12 in Marmo Lunese, etwa 23 Palmen hoch und drei im Durchmesser, und 12 in Bigio-Marmor; die ersten zieren jetzt die Front des Postamts in Civita Vecchia, die andere die Capelle des Sacraments in der neuen Basilica St. Pauls. Diese letztere mochte vielleicht die Basilica des römischen Veji geziert haben, wo man auch mehrere Inschriften fand.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Seinereise von Paris bis an das Meer.

3. Poissy bis La-Roche-Guyon.

(Schluß.)

Wir kommen nun wieder an einigen unbedeutenden Dörfern vorüber zu dem links liegenden Flecken Rosny, der 2 Stunden von Mantes entfernt iſt und ungefähr 1000 Einw. zählt. Der Ort iſt beſonders deßhalb merkwürdig, weil hier Heinrichs IV großer Miniſter, der berühmte Sully, ohne den der gute König vielleicht eine ſehr unbedeutende Rolle geſpielt haben würde, zur Welt kam. Dieſe ſehr beträchtliche Herrſchaft brachte Anna, die Tochter des Grafen Hugo von Meulan, im J. 1529 dem Johann von Bethune als Morgengabe mit. Dieſer Johann war der Großvater Sully's, der den 15 December 1559 in dem daſigen Schloßgebäude das Licht der Welt erblickte. Hier in den Schatten des kühlen und geheimnißvollen Waldes von Rosny kam der Bearner öfters zu ſeinem Freund, um ſich von den Beſchwerden der ſchwülen Tage von Arques und Ivry auszuruhen und von der in der letztern Schlacht erhaltenen gefährlichen Wunde zu heilen. Die noch ſtehenden Gehölze ſind die Sproſſen jenes Waldes, den Sully großmüthig umbauen ließ, um aus deſſen Erlös die Koſten des Krieges, den ſein Herr führte, zu decken, und dieſer erhob im J. 1601 zu Sully's Gunſten die Baronie von Rosny zu einem Marquiſat, was ihm freilich wenig koſtete. Hier ließ der große Miniſter eine Maulbeerpflanzung anlegen, um Frankreich durch die That zu beweiſen, daß dieſer für die Seidenzucht unentbehrliche Baum ſich auf deſſen Boden ziehen laſſe.

Sully ließ im J. 1610 ſein Schloß neu aufbauen, als er den Tod Heinrichs IV erfuhr: „Dieſer Bau ſoll nicht vollendet werden," ſprach er, Thränen bei der Nachricht vergießend, „er ſoll mit ganz Frankreich um den Verluſt eines ſo großen Königs und mit mir um einen ſo guten Herren trauern." Das aus Back- und andern Steinen erbaute Schloß iſt von vier viereckigen Thürmen oder Pavillons flankirt und erinnert durch ſeine Bauart an die Häuſer des Place Royal zu Paris aus derſelben Zeit. Es iſt groß, ſolid, mit tiefen und breiten Gräben umgeben, und ſteht mitten in einem Park, der ſich bis an die Ufer der Seine erſtreckt und ehemals viel ſeltene Thiere enthielt. An dieſen Park gränzt ein engliſcher Garten, mit Waſſerkünſten, Cascaden, Grotten, Kiosks ꝛc. Nachdem dieſes Gut nach Sully's Tod in viele Hände übergegangen war, brachte es endlich im J. 1818 die Herzogin von Berry durch Kauf an ſich; es wurde bald ihr Lieblingsaufenthalt, und ſie ſparte weder Geld noch Mühe es zu verſchönern. Aus dem Zimmer, in welchem Sully geboren wurde, machte ſie ein Naturalienkabinet für ausgeſtopfte ſeltene Vögel, und die Wohngebäude des Schloſſes ſahen die glänzendſten Feſte; aber ſie that auch viel Gutes an den Armen von Rosny. Im J. 1821 ließ ſie eine Capelle hier aufführen, in welcher das Herz ihres durch Louvel ermordeten Gatten in einer Urne von weißem Marmor beigeſetzt wurde, zugleich gründete ſie ein Hospital für zwölf Arme aus dem Ort.

Nach der Verbannung der ältern Linie der Bourbonen kaufte ein reicher Engländer, Hope, das Schloß zu Rosny, ſpäter brachten es mehrere Capitaliſten an ſich, welche die dazu gehörigen Güter in kleinen Portionen verkauften.

Jetzt kommen wir zu dem ſchlecht gebauten Dorf Rolleboiſ, das aber mit ſeiner auf einer Anhöhe gelegenen Kirche, um welche herum die Häuſer zerſtreut liegen, unſtreitig eine der romantiſchſten Lagen auf der ganzen Fahrt von Paris nach Rouen hat. Die Ausſicht von dem Hügel, auf welchem ſich die Kirche befindet, iſt entzückend; von hier aus überſieht man den jetzt wieder ſehr gekrümmten Lauf des Stromes, der nun die Heerſtraße der Normandie, der er ſeit Poiſſy folgte, wieder verläßt und einen ungeheuren Umweg macht, um ſich bei dem nur eine Stunde von Rolleboiſ entfernten Bonieres wieder an dieſelbe anzuſchließen. Ein ungeheurer Felſen, der dem Fluß den Weg verſperrt, zwingt ihn zu dieſem zehn Stunden betragenden Umweg. Man leitet den alten Namen dieſes Dorfes, Roulleboiſe (Rolle-Gebälk) von dem Gebrauch ab, den die Einwohner deſſelben hatten, das Holz von der Höhe des Hügels herabrollen zu laſſen, um es nach Paris einzuſchiffen. Dieſe Etymologie wollen jedoch neuere Antiquare nicht anerkennen. So viel iſt gewiß, daß die alten Ruinen eines Thurmes, die ſich auf einem Felſen in der Nähe der Kirche befinden, die Ueberbleibſel einer großen Veſte ſind, welche mehrere Tauſend Engländer und Navarrer, tapfere Soldaten, die Wantaire von Auftrade, Lieutenant Karls des Böſen, befeſtigte, gegen 10,000 Bürger von Rouen vertheidigten, von denen ſie unter Jaques-le-Fleur belagert wurden. Die Belagerung zog ſich in die Länge, da eilte Duguesclin mit ſeinem kleinen Heer herbei, ſetzte die Belagerer ins Feuer, ließ Minen ſpringen und rückte als Sieger in den verwüſteten Platz ein.

Der Krümmung der Seine folgend, kommen wir abermals an verſchiedenen unmerkwürdigen Orten vorüber zu dem auf dem rechten Ufer liegenden Flecken Vetheuil, ein hübſcher Ort, der eine angenehme Lage hat und vor Zeiten durch ein feſtes Schloß vertheidigt wurde, von dem noch Ruinen vorhanden ſind. Seine Kirche, eine Miſchung gothiſcher Bauart und der aus der Zeit der Renaiſſance, erhebt ſich mitten unter einer Gruppe weißer Häuſer. Vetheuil gegenüber liegt das Dörfchen Lavacourt, in welchem der, unter dem franzöſiſchen Kaiſerreich nicht unberühmte Dichter Vigée, der mehr als ein halbes Jahrhundert der Redacteur des Pariſer Muſenalmanachs war, ein hübſches Landhaus hatte und deſſen öfters in ſeinen Werken erwähnt. Nun kommen wir zu dem Dorf Haute-Ile, das auf einer langen weißen Felſenbank liegt, in welche man deſſen Kirche, eine ſeltene Merkwürdigkeit, eingehauen oder vielmehr eingegraben hat: auch befinden ſich noch die Ueberreſte eines alten Schloſſes hier, welches einem Neffen Boileau's gehörte. — Jetzt kommen wir zu dem berühmten Flecken La Roche-Guyon, der etwa 1100 Einwohner zählt. Er hat ſeinen Namen von dem ſteilen Felſen, an deſſen Fuß das Schloß liegt, welches unter Ludwig dem Dicken Guy, oder Guyon, einer ſeiner vornehmſten Vaſallen, erbauen ließ. Es iſt in der Geſtalt eines Halbmondes aufgeführt und reicht bis an das Ufer des Stroms.

In dem Felſen, an den ſich der Ort anlehnt, ſo wie das Schloß, dem er ſeine Berühmtheit verdankt, iſt in einer beträchtlichen Höhe eine Capelle eingegraben, deren Urſprung ſich in die älteſten Zeiten verliert. Lange Zeit hatte ſie das beſondere Privilegium, daß hier das Allerheiligſte fortwährend ausgeſtellt war. Man behauptet, daß in geringer Entfernung von dieſem Felſen der heilige Nicaiſe und der heilige Pience den Märtyrertod erlitten, die zur ſelben Zeit in dem Verin das Chriſtenthum predigten, als Saint-Denis das Evangelium in der Gegend von Paris verkündete, alſo gegen das dritte Jahrhundert. In den erſten Zeiten des Feudalismus war dieſer befeſtigte Felſen die Wohnung eines jener kleinen Deſpoten, die ſich damals in Frankreich theilten. Der große dicke Thurm mit doppelten Ringmauern, der deſſen Spitze krönt, iſt ſehr alt, man will ſeine

Digitized by Google

Erbauung den Römern zuschreiben, jedoch scheint diese Sage zu trügen. Der erste bekannte Herr dieser Veste ist Hugo I, Vicomte von Nantes. — Dessen Sohn Hilledoin gründete im Jahr 1052 die Propstei Saint-Martin-la-Garenne, die erst in der Revolution von 1789 zerstört wurde. Hilledoins Sohne, Guy oder Guyon, verdankte diese Herrschaft ihren spätern Namen.

Geraume Zeit bestand die herrschaftliche Wohnung nur aus diesem großen alten Thurm. Später erhoben sich geräumigere und bequemere Gebäude am Fuß des Felsen, deren Bewohner sich jedoch in den Zeiten der Gefahr immer wieder in den Thurm flüchteten. Die Herren von Guyon waren die mächtigsten in der ganzen Umgegend, sie unterhielten eine zahlreiche Mannschaft zur Bewahrung der Burg, die man als den Schlüssel zu dem Verin betrachtete, und schützten Paris von dieser Seite vor den Angriffen der Normänner und Engländer im 11ten Jahrhunderi. Als 1092 Robert, Graf von Meulan, durch diese beiden Völker sehr bedrängt wurde, ging er zu ihnen über, und Guyon de la Roche, durch Gold erkauft, nahm sie in seinem Schloß und zu Bethenil auf, von wo sie ihre Streifereien bis vor die Thore von Paris fortsetzten. Etwas mehr als ein Jahrhundert darauf wurde Guy, Herr von la Roche, von seinem Schwiegervater in seinem Schloß ermordet. Ein Manuscript aus dem 14ten Jahrhundert erzählt diese Begebenheit in einem naiven und rührenden Styl. Die Vasallen, weit entfernt den Mörder anzuerkennen, forderten die benachbarten Barone auf Guy's Tod zu rächen. Man belagerte nun den Mörder in dem dicken Thurme und holte sich Raths bei Ludwig dem Dicken. „Er werde getödtet und sterbe eines garstigen Todes," lautete dessen Antwort; der Verräther mußte über die Klinge springen, und sein Leichnam wurde auf einer Hürde den Felsen herabgeschleift und in die Seine geworfen.

Bald nach der Einnahme von Nantes, im Jahr 1416 belagerte der König von England die Wittwe Guy's VI, der in der Schlacht bei Azincourt gefallen war, Perrette de la Rivière. Zwei Monate lang vertheidigte sie sich. „Huldige mir, sagte Heinrich zu ihr, und ich lasse dir deine Güter und Herrschaften. — Nein, antwortete sie, ich will lieber Alles verlieren, und aller Güter für mich und meine Kinder entbehren, als uns in die Hände des Erfeindes unsers Reichs begeben, und meinem Herrn und König untreu zu werden. Karl VIII, um ihre Treue zu belohnen, ernannte sie zur ersten Ehrendame der Königin. Ihr Sohn Guy VII kam später wieder in den Besitz der Veste durch den Abfall eines englischen Hauptmanns, dem deren Obhut anvertraut war. Die einzige Tochter Guy's VII brachte dieses Lehen als Brautschatz dem Haus Silly zu; 1516 nahm Ludwig von Silly daselbst Franz I mit seinem ganzen Hof auf. Es war während dieses Aufenthalts des Königs, daß der junge und tapfere Graf von Enghien, Bruder des Königs von Navarra und des ersten Prinzen von Condé, durch eine Kiste, die man von einem Fenster hinabwarf und die dem Grafen den Schädel zerschmetterte, getödtet wurde. Man vermuthet, daß es absichtlich geschehen sey, aber Franz I unterdrückte die Sache, in welche mehrere Große am Hof und sogar der Dauphin verwickelt waren.

Heinrich von Silly, ein Sohn des Vorhergehenden, war der Gatte der durch ihre große Schönheit weit berühmten Antoinette von Pons, Marquise von Guercheville, er starb jedoch jung und seine Wittwe nahm ihren Aufenthalt im Schloß La-Roche-Guyon. Heinrich IV kam eines Abends gewaltig ermüdet an dieser Veste vorüber, und bat um Gastfreundschaft für eine einzige Nacht, in welcher er sich aber sterblich in die schöne Schloßdame verliebte. Alle seine Bemühungen sie zu verführen, waren vergeblich: „Mein, Sire," gab sie ihm zur Antwort, „niemals, meine Herkunft ist nicht gut genug, um Eure Gattin, und zu gut, um Eure Maitresse zu seyn." Indem es der König aufgab ihren Widerstand zu überwinden, sagte er: „Weil Ihr in der That eine Ehrendame seyd, so werdet Ihr die der Königin seyn." Später hielt er sein Versprechen. Denkschriften aus jener Zeit berichten, daß so oft der galante Bearner nach diesem Schloß kam, die schöne Wittwe, nachdem sie ihn öffentlich empfangen, über den Fluß setzte und daselbst in einem Landhß schlief, der La-Roche-Guyon gegenüber lag. Die böse Welt behauptete jedoch, daß gegen Mitternacht der verliebte Heinrich ebenfalls über den Fluß setzte.

Später heurathete die Wittwe den Herrn von Liancourt, Karl Duplessis, dessen Familie nun in den Besitz von Guyon kam, das seit 1621 zu einem Herzogthum erhoben worden war. Durch Heurath kam es in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts an die Herzoge von Rochefoucauld, welche sehr viel zur Verschönerung dieses Orts thaten. Einer derselben, der Ludwig XV während seiner Krankheit zu Metz gerathen hatte, seine Maitresse, die Herzogin von Chartreux, fortzuschicken, wurde zehn Jahre hieher verbannt. Dieses Exil war dem Land von großem Nutzen, da der Verbannte diese Zeit dazu verwandte große Verbesserungen vorzunehmen, unter andern ließ er auf dem Gipfel des Felsens ein ungeheures Reservoir anlegen, das mehrere tausend Tonnen Wasser faßt, Brunnen graben, mehrere Landstraßen und große Ställe bauen u. s. w. Dessen Tochter, die Herzogin von Anville, wurde gleichfalls die Wohlthäterin des Landes, sie gründete mehrere Hülfsanstalten für Kranke und Arme, legte eine schöne Bibliothek an, in welcher seltene Manuscripte aufbewahrt wurden, unter denen auch das der Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld war.

Nachdem diese Dame ihren Sohn und Enkel in der Revolution von 1789 hatte umkommen sehen, zog sie sich mit einer Enkelin auf dieses Schloß zurück, wo sie bald darauf verhaftet wurde, aber sämmtliche Gemeinden der Umgegend reichten dem Convent eine so energische Bittschrift ein, daß es dieser für gut fand, derselben zu willfahren, und die beiden Damen behielten ihre Köpfe. Noch jetzt gehört diese Besitzung der Familie La-Rochefoucauld. Die mancherlei Gebäude, aus denen das mit Thürmen flankirte und mit Gräben umgebene Schloß besteht, gehören, wie ihre Bauart beweist, verschiedenen Zeiten an; der alte, dicke Thurm, der den Felsen krönt, steht vermittelst einer in den Felsen gehauenen Treppe mit den übrigen Gebäuden in Verbindung. Mehrere merkwürdige Gemächer, so wie die Bibliothek, sogar ein Theater und das Zimmer, in welchem Heinrich IV wohnte, so oft er sich hier aufhielt, und in welchem noch das nämliche Bett mit seinen Vorhängen steht, in dem er schlief, so wie sein Armstuhl, sein Originalporträit, und andere Meubles, deren er sich bediente, werden noch den Fremden gezeigt.

Die Schloßcapelle ist in einer ansehnlichen Höhe in den Felsen eingegraben, und enthält mehrere Grabmäler historischer Personen. Die Gärten, die zu dem Schloß gehören, sind groß und geschmackvoll angelegt; auch ein Theil der Wohnungen der Einwohner des Fleckens Guyon sind in die Felsen eingegraben. Der Ort ist von anmuthigen Lustwäldchen und hübschen Wiesen umgeben, und hat zwei Jahrmärkte. Eine Hängebrücke führt hier seit kurzem über die Seine.

Digitized by Google

Sagen und Geschichten von Cuba.

(Fortsetzung.)

Cienfuego.

Im Anfange unsers Jahrhunderts hatte ein französischer Offizier, Capitän de Clouet, der spanischen Regierung sehr wichtige Dienste geleistet und dafür die Erlaubniß erhalten auf der südlichen Küste der Insel sich einen großen Landstrich auszuwählen, welcher sein und seiner Erben freies Eigenthum bleiben sollte; da Clouet in jener Zeit sich nicht zu tief in das unsichere Innere wagen mochte, so miethete er in Havana ein kleines Schiff, mit welchem er die Küsten untersuchte. Er suchte lange Zeit ehe er sich zur Wahl entschließen konnte, bis er in einem heftigen Sturme eine schöne tiefe Bucht, geschützt von steilen Felsen entdecke, welche zur Kronländerei der Provinz Fernandina de Sagua gehörig, etwa 14 Stunden südöstlich von Villa Clara entfernt lag. Der Capitän, ein Mann von vieler Einsicht, überzeugte sich bald von den großen Vortheilen, welche diese Gegend versprach, besonders da die Bucht der einzige sichere Ankerplatz im Süden der Insel zwischen Havana und San Jago de Cuba war, deshalb reiste er ohne Zeit zu verlieren nach Madrid und erlangte eine gehörige Urkunde, durch welche er der Eigenthümer eines Strichs Landes von etwa 1½ Stunden Länge an der Küste von Osten nach Westen und von eben derselben Breite wurde, dann machte er sein kleines Vermögen zu Gelde, bewog einige seiner Freunde und etliche Speculanten, so wie dreißig catalonische Familien von Handwerkern und Feldarbeitern ihn zu begleiten, bestrachtete ein Schiff, mit allen zur Gründung einer Colonie nothwendigen Gegenständen, und fuhr mit den Colonisten nach Cuba.

Fünf Jahre verflossen, in Madrid hatte man den Capitän und sein Land so gut wie vergessen, denn die Zeit war gekommen, wo das Königreich Spanien auf den Spitze stand, und die Minister keine Zeit übrig hatten an Privatunternehmungen zu denken. Eines Tages erhielt der Minister Cienfuego, Clouet's Gönner, zu seinem größten Erstaunen Briefe dattirt aus Cienfuego, einer Stadt mit einem Seehafen in der Provinz Fernandina de Sagua auf Cuba, dann der dankbare Franzose hatte der Colonie den Namen seines Wohlthäters gegeben; der Minister wußte nicht ob er seinen Augen trauen dürfe, als er las, daß die Stadt mit ihrer Umgebung mehr als 2000 Seelen zähle, daß einige große Plantagen ein beträchtliches Einkommen gewährten, und daß bereits sieben Schooner in der Stadt gebaut seyen, um ihre Producte auszuführen; das Schreiben schloß damit, daß Clouet unverzüglich in Madrid ankommen werde, um der Regierung einige Vorschläge zu machen. Bald war Clouet dort, bewies auf das Einleuchtendste die Wichtigkeit seiner Colonie, wurde zum Obristen ernannt und erhielt ein königliches Decret, wodurch die Stadt Cienfuego auf eine lange Reihe Jahre — ich habe die Zahl derselben vergessen — für unabhängig von der Civil- und Militäradministration in Havana erklärt und unmittelbar dem Ministerium der Colonien untergeben wurde. Zugleich war in dem Decrete bestimmt, daß für die Zeit des Privilegiums Clouet und seine männlichen Nachkommen die Stelle des Gouverneurs bekleiden sollten. Noch vor wenigen Jahren lebte der Gründer der Colonie als Gouverneur der kleinen gedeihlichen Hafenstadt Cienfuego in günstigen Verhältnissen.

Als Clouet und seine Leute zuerst die Felsen an der Bucht untersuchten, fanden sie dort mehrere Höhlen, welche anscheinend erst vor kurzem bewohnt gewesen waren und zwar von Seeräubern, wie die dort zurückgelassenen Waffen deutlich zeigten; diese Entdeckung setzte sie etwas in Angst, zumal als sie ihr Städtchen erbaut hatten, indeß organisirte Clouet eine Art Miliz unter den Einwohnern und erbaute zwei Wachtthürme auf beiden Endspitzen der Bucht. Es vergingen mehr als zwei Jahre, und Piraten hatten sich nicht sehen lassen, der Wachtdienst wurde als unnöthig wieder aufgehoben, und die Stärke der Stadt hatte sich durch die Niederlassung von wohl 500 Familien aus der Nachbarschaft vermehrt. Aber eines Tages, während eines heftigen Sturms, anterte ein verdächtiges, schwarzes Fahrzeug am Eingange der Bucht, und bald darauf landete ein Boot an der Stadt, worin ein Weißer und zwei Neger waren; der Weiße durchlief die Straßen und schien darüber erstaunt, daß endlich Clouet begleitet von einigen seiner Leute ihm entgegenkam und ihn fragte, wer er sey und zu welcher Nation das Schiff gehöre. Der Fremde zeigte Papiere vor, nach welchen er der Capitan des Schiffes war, das anscheinend nach Mobile in Nordamerika gehörte und zum Sklavenhandel ausgerüstet war. Ungleich erwünschter er, daß er sie Bucht recht gut kenne, indem er oft dort angelegt habe, und daß er heute Morgen sehr erstaunt gewesen sey, eine hübscher Stadt zu sehen wo früher nicht ein Mensch gewohnt habe. Er habe auf der Fahrt nach Afrika durch den Sturm etwas Havarie erlitten und sey deßhalb genöthigt gewesen in die Bucht einzulaufen, an deren Ufern, wie ihm bekannt, Bäume genug wüchsen, aus welchen er Bugspriet und Raaen machen könne, die er verloren. Er lasse mit Clouet's Bewilligung eine große Menge Lebensmittel ein, eben so fertige Raaen und Masten, bezahlte alles in guten spanischen Dublonen und ging am folgenden Tage wieder in See. Wenige Tage später ankerte ein anderes Fahrzeug in der Bay, es war eine amerikanische Kriegsflotte, und Clouet erfuhr an Bord derselben, daß der fremde Capitän sein anderer gewesen sey, als der berüchtigte Pirat Lafitte, welcher heftig verfolgt von der Sloop, aber besser bekannt mit der Küste, dieser im Sturme entwischt sey. Clouet, besorgt vor einem zweiten Besuche des Piraten, entschloß sich die nöthigen Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Er kaufte zehn alte eiserne Zwölfpfünder mit hinlänglicher Munition, errichtete eine Compagnie regulären Militärs, und bald sah er sich im Stande einen Angriff der Piraten zurückzuschlagen. Es verging wieder ein Jahr, und die Colonie erfuhr in ihrer Freude, daß Lafitte und seine Bande auf der von ihnen verschanzten Insel Barataria am Ausflusse des Mississippi, von Truppen aus Neuorleans eng eingeschlossen sey. Eines Tages aber zeigte ein Neger, der an der Küste gefischt hatte an, daß er zwei verdächtige Segel bemerkt habe. Sofort wurden die Batterien von den Colonisten bemannt und Kundschafter längs des Ufers ausgesandt, um die Bewegungen der fremden Schiffe zu beobachten. Spät am Abend sah man die beiden Fahrzeuge dem Ufer sich nähern; es war sehr dunkel und die Stadt schien in der tiefsten Ruhe zu seyn. Die Piraten, denn es war wirklich Lafitte mit seinen Gesellen, feuerten sehr vorsichtig unter die Kanonen der maskirten Batterie, ließen dann ihre Boote ins Wasser und machten Anstalt ohne Geräusch mitten in der Stadt zu landen. Schon lagen vier Boote bemannt im Wasser, als auf Clouet's Signal ein gut gezieltes, furchtbares Feuer von der Batterie auf die Schiffe gegeben wurde; Schrecken ergriff die Piraten, welche geglaubt hatten, daß die Colonie nicht eine einzige Kanone besitze, und lange bauerte es, ehe sie der Stadt das Compliment erwidern konnten, zumal da sie zugleich beschäftigt waren sich von einer so gefährlichen Stelle zurückzuziehen. Fortwährend donnerten die Batterien auf die Schiffe, welche großen Verlust erlitten und die Mannschaft in den Booten schwankte, ob sie zurückrudern oder die Stadt stürmen solle; sie wählten das letztere, kamen aber sehr schlecht dabei weg, indem sie in die Bajonette einer viermal stärkern Truppe geriethen. Nur sehr wenige dieser Piraten entkamen lebend, begünstigt durch die große Dunkelheit. Indessen war es den beiden Schiffen gelückt das offene Meer zu gewinnen, aber sie hatten zuviel Verlust gehabt um den Angriff zu erneuern; eines derselben mußte tüchtig geschossen seyn, denn etliche Stunden später erriethen die Colonisten aus einer gewaltigen Flammensäule, daß die Piraten es in Brand gesteckt hatten. Es befam ihnen diese Expedition überhaupt sehr schlecht, denn man erfuhr wenige Tage nachher, daß ein englisches Kriegsschiff, aufmerksam gemacht durch das Geschützfeuer und den Brand, das andere Schiff genommen habe. Um dieselbe Zeit wurde auch die Piratencolonie auf Barataria zerstört und Cienfuego, seit dem täglich an Bevölkerung und Wohlhabenheit zunehmend, hat ähnliche Besuche nicht wieder erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Cochenille in Surinam.

Die holländische Regierung, welche benützt ist die kultivirte Zuckerrohre ihrer westindischen Besitzungen durch andere Erzeugnisse zu ersetzen, hat Nopalbäume in großer Anzahl pflanzen lassen. Die erste Cochenille-Ernte im J. 1844 war 502½ Pfd., die zweite im J. 1845 2406½ Pfd., und die im J. 1846 schätzte man auf 8000 Pfd. (Monit. des Indes. N. 9.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 49. 26. Februar 1847.

Das Schamanenthum bei den sibirischen Völkern.

(Nach Schiefnkin. Beilage zum Journal der Volksaufklärung 1846. Nr. 2.)

Alle halbwilden Völker Oſtaſiens, alle nordamerikaniſchen Stämme glauben, daß unſere Welt angefüllt iſt mit böſen und guten Geiſtern, oder richtiger geſagt mit Geiſtern, welche je nach den Umſtänden gut oder ſchlimm ſind. Obwohl dieſe Völker nur Ein oberſtes Weſen anerkennen, ſo denken ſie ſich doch ſolches als ſanft, unthätig, in ewiger Ruhe begraben und die Regierung der Welt den Geiſtern überlaſſend. Dieſe Geiſter wohnen auf der Erde in fernen, unzugänglichen Gegenden. Unter ihnen ſind auch menſchliche Geiſter, z. B. von verſtorbenen Schamanen, von Erhängten und überhaupt von ſolchen, die eines gewaltſamen Todes geſtorben ſind. Somit iſt das Schamanenthum die Anbetung zweier unſichtbaren Principien, die ſich unter der Form des Böſen und Guten darſtellen. Dieſe Anbetung kann man keine Gottesverehrung nennen, denn ſie beſteht in Beſchwörungen und Opfern, und geſchieht nicht zu beſtimmter Zeit, ſondern je nach Bedürfniß. Bei einigen Völkern Oſtſibiriens gibt es Feſte oder allgemeine Gebete, aber der Schamane nimmt keinen Theil daran, z. B. das jakutiſche Feſt Yſyech oder bei den Buräten und Tataren Tailagan: in beiden werden dem unſichtbaren Weſen von irgend einem der älteſten oder angeſehenſten Männer Opfer dargebracht. Die ruſſiſchen Miſſionäre in Peking beobachteten die am Hofe des Bogdo-Chan herrſchende Religion, und nannte ſie ſchamaniſch von dem Worte „Samana.“ Die Ceremonien beſtehen in Opfern und dem Anſpannen gewiſſer heiliger Schnüre im Tempel, aber von Schamanen hört man kein Wort. Vielleicht iſt auch hier Schamanenthum, aber gereinigt, und den Begriffen und Bedürfniſſen des Hofes angepaßt. Man muß annehmen, daß bei den halbwilden Mandſchuren auch jetzt noch Schamanenthum herrſche, und dieſe Vermuthung wird beſtätigt durch den Umſtand, daß die gleichſtammigen Tungujen und die benachbarten Mongolen Schamanen haben. Leider haben wir gar keine nähern Nachrichten über die Mandſchurei, und ſind auch nicht einmal im Stande, welche zu erhalten. Die Mandſchurei iſt ein unzugängliches, am Ende Aſiens gelegenes Land, abſeits von der Straße, auf der man aus dem ruſſiſchen Gebiet nach China geht, im Oſten von einem Ocean beſpült, den die Europäer nicht beſchiffen, und die ruſſiſche Gränze nach der Mandſchurei hin iſt wegen ihrer bergigen Beſchaffenheit unbewohnt und unzugänglich.

Fragt man Jakuten, Tungujen, Buräten, woher das Schamanenthum komme, ſo erzählt jeder eine erfleckliche alberne Geſchichte. Fragt man einen Schamanen ſelbſt, worin denn das Schamanenthum beſtehe, ſo erhält man wieder keine Erklärung. Fängt man an, aus allen den Erzählungen ſelbſt Schlüſſe zu ziehen, ſo verirrt man ſich in ein Chaos von Vermuthungen. Man erfährt, daß jeder Schamane beſondere Geiſter anruft und ihnen ſeine Namen gibt; jeder gebraucht ſeine eigenen Beſchwörungen. Daraus erſieht man, daß das Schamanenthum nicht immer von einem zum andern übertragen, ſondern durch eigene Arbeit errungen wird. In der That wird auch manchmal ein Menſch unerwartet, wie durch Eingebung, zum Schamanen, und auch Weiber treiben das Schamanenweſen.

Bei den Koloſchen im nördlichen Amerika iſt das Schamanenthum faſt immer erblich, aber nicht jeder kann Schamane werden; der eine lernt, ſo viel er ſich auch bemüht, nicht Einen Geiſt kennen, dem andern dagegen nennen ſie ſich ſelbſt. Wer Schamane werden will, geht in den Wald und lebt dort ſo lange, bis die Geiſter ihm erſcheinen, und der oberſte derſelben ihm Fiſchottern zuſchickt. Während ſeines ganzen Aufenthalts in der Einöde nährt ſich der Schamane nur von Kräutern. [1] Die Fiſchotter kommt ſelbſt zu dem Schamanen, und er tödtet ſie mit dem bloßen Worte o! das er viermal mit verſchiedenen Tönen ausſpricht; die Fiſchotter legt ſich auf den Rücken, ſtreckt die Zunge heraus und ſtirbt. Der Schamane geht hin, reißt die Zunge heraus, legt ſie in ein beſonderes, mit Lumpen ausgefülltes Körbchen und ſchafft alles dieß nach einem einſamen, unzugänglichen Ort. Wenn ein Ungeweihter dieſen Talisman findet, kommt er von Sinnen. Das Fell der Otter bindet er als Sack zuſammen und behält es als Zeichen ſeines Standes bei ſich. Das Fleiſch der Otter vergräbt er in die Erde. Der Schamane, dem weder Geiſter noch Ottern erſchienen ſind, geht nach dem Grabe eines Schamanen und ſchlägt daſelbſt, oder er ſchneidet das Ende des kleinen Fingers ab, und hält es im Munde, bis die Geiſter erſcheinen. Vor jeder Schamanenarbeit faſtet der Schamane und enthält ſich alles Unreinen.

Bei den Jakuten kommt das Schamanenthum von ſelbſt über einen Auserwählten. Wenn ein Jakute die Neigung dazu fühlt, wird er träumeriſch, ſpricht mit ſich ſelbſt, wirft ſich ins Waſſer, ins Feuer, greift nach einem Meſſer, um ſich Wunden zu verſetzen; dann erklärt er, daß ihm die Geiſter befohlen, Schamane zu werden. Hierauf wird ein alter Schamane gerufen, mit dem der junge Schamane ſich drei Abende nach einander unterhält, und damit iſt die Einweihung vollendet. Sehr

[1] Einem Kraut, das den Namen Nefamainik führt, was die Wörterbücher nicht erklären. A. d. U.

Digitized by Google

häufig aber handelt der junge Schamane auf eigene Faust und ruft andere Geister an. — Bei den Burären und Tataren geht das Schamanenthum von einem auf den andern über, oder kommt von selbst über den Auserwählten. Trotz dem daß alle Mongolen und der größte Theil der Burären sich zum Buddhismus bekennen, daß alle Jakuten und Tataren des Gouvernements Jenisseisk seit langer Zeit das Christenthum angenommen haben, ist doch der Glaube ans Schamanenthum wie früher geblieben, obgleich die Lamas die Schamanen bitzig verfolgen.

Wenn bei einem Asiaten ein Stück Vieh oder ein Kind stirbt, oder etwas verloren geht, oder ihm in seinen Geschäften nichts gelingen will, wenn er selbst oder seine Hausgenossen durch heftige Krankheiten leiden, oder seine Frau schwere Geburten hat, so ist dieß ein Beweis, daß er irgend einen Geist erzürnt hat: der Schamane wird gerufen, und beschwichtigt durch Gebete, Opfer und selbst durch Beschwörung das erzürnte Wesen. Wenn man aber die Zukunft kennen lernen muß, so übernimmt es der Schamane selten. Bei den Burären verbrennt er das Schulterblatt eines Schafes, und weissagt dann nach den darin sich bildenden Rissen, aber stets dunkel und unbestimmt. Bei den Kolotschen erkennt der Schamane an Einem Abkömmling einen Räuber oder einen Menschen, der einem andern ein Leid angethan hat. Bei den Tschuktschen ist der Schamane auch Taschenspieler, verschluckt Steine und gibt sie wieder von sich.

Wollte man die Gebräuche des Schamanenthums bei jedem Volke beschreiben, so würde man nur eines und dasselbe mit geringen Zusätzen wiederholen, die Verschiedenheit besteht nur in der Benennung der Geister und in den verschiedenen Formen. Hier beschreiben wir das Schamanenthum bei den Burären diesseits des Baikal, wo es einen religiösen Charakter trägt. Die Burären erkennen 90 südwestliche Könige, 9 weiße Greise, und einen gewissen Bucha Noön als Schützer des burätischen Volkes an. Diese Wesen wohnen weit im Süden, in den Bergen. Es gibt aber auch Geister, welche die Burären nicht lieben; diese wohnen in den nördlichen unzugänglichen Strichen und sind dem Satan unterworfen. Sie entreißen dem Menschen die Seele, führen sie an den Wohnsitz ihres Gebieters, schlagen sie in Fesseln, sperren sie ins Gefängniß und lassen sie so lange nicht los, bis die Geister durch Opfer und Beschwörungen beschwichtigt werden. Im entgegengesetzten Falle stirbt der Mensch, dem sie die Seele entrissen haben. Das ist die Grundlage des Schamanenthums.

Außer den guten und bösen Geistern gibt es noch andere, die Seelen der verstorbenen Schamanen und der eines unnatürlichen Todes gestorbenen Menschen. Diese Geister sind gut oder bös je nach den Umständen.

Jeder Geist hat eine Vorneigung zu einem ihm besonders werthen Opfer, und dieß zu wissen ist die Sache des Schamanen. Dem einen Geiste bringt man einen Hammel, dem andern eine Ziege, dem dritten Branntwein, dem vierten ein Pferd, einen Ochsen oder eine Kuh, der eine verlangt mehrere Opfer zugleich, der andere eins nach dem andern. In dem einen Falle bestimmt der Schamane, welche Farbe das Thier haben muß, wie viele Täßchen oder Kessel Branntwein der Geist fordert. Alles dieß erkennt der Schamane aus den Rissen der verbrannten Schulterknochen des Hammels, und seine Befehle werden heilig vollzogen. Wenn der Kranke seine Erleichterung spürt, wird ein anderer Schamane gerufen, zeigen auch seine Beschwörungen und Opfer sich nutzlos, so kommt ein dritter und so fort. Jeder betet zu den ihm bekannten Geistern, und manchmal auch zu denen, die seine Gebärten schon angerufen haben. So kommt es manchmal, daß bei einer langwierigen Krankheit reiche Familien ganz ruinirt werden, aber der Burät wird lieber ein Bettler, als daß er an der Macht der Schamanen zweifelte.

Das Opfern der Schamanen ist doppelter Art; das eine heißt Sazalga, das andere Kereg oder Kyrył; beim ersten wird Branntwein, beim zweiten ein Thier geopfert. Wenn der Schamane an die Arbeit schreitet, zieht er ein Kleid von seltsamem Schnitt an, das mit Riemen, Eisenstückchen, Schellen und kleinen Thierfellen behängt ist, auf den Kopf setzt er eine Mütze, welche den Kopf irgend eines wilden Thieres darstellt, und die Haare läßt er über die Schultern fliegen. Die Asiaten scheuen gewöhnlich den Kopf, und lassen hinten nur einen Zopf stehen, der Schamane aber scheert, um sich von andern Sterblichen zu unterscheiden, die Haare nicht, sondern kämmt sie nach zwei Seiten hin und flicht sie in einen Zopf. In den Händen hat er zwei Stöcke, die mit Thierfellen, Schellen und dgl. behängt sind. Bei vielen Völkern wird auch eine Trommel gebraucht. In dieser Kleidung geht der Schamane um das Feuer herum, singt, schlägt sich selbst mit den Stöcken, ißt glühende Asche u. s. w. So geht es bei einem eigentlichen Opfer her, aber die Sazalga oder Darbringung des Branntweins geschieht auf andere Weise.

In der Jurte des Eigenthümers, der den Branntwein darbringen will, stehen einige Kessel Milchbranntwein, manchmal auch im Winter russischer Kornbranntwein. Der Hausherr sitzt auf dem Boden, und berauchert den Branntwein mit wohlriechenden Kräutern, Wachholderbeeren, Fichtenrinde u. s. w. Hierauf schöpft er mit einer hölzernen Schale aus dem einen Kessel etwas Branntwein, und gibt ihn dem Schamanen, der die Schale in die rechte Hand nimmt, von seinem Sitz aufsteht, die Schale in die Höhe hebt und seine Anrufung beginnt: „Ich rufe Euch alle an, und bringe es allen! o du weit ausgedehnter Himmel, du weit gestreckte Erde; ihr 90 südwestliche Könige, ihr neun weiße Greise, die ihr vermehrt habt den Stamm der Burären zu seiner jetzigen Zahl, wie Hirse in der Ernte, wie die Blasen der unerschöpflichen Quelle! Unser Vater Bucha Noön, unsere Mutter Buban Chatun! Euch alle rufe ich an!“ Mit diesem Aufruf beginnt jedes Schamanenfest.

Dann besingt der Schamane die Herkunft, den Charakter und die Macht des Geistes, dem er das Opfer bringt; ferner ruft er dessen Verwandte und Genossen an, Theil zu nehmen an der Ehre. Der Schamane bittet sie das Opfer zu genehmigen, die Seele des Kranken von den Qualen zu befreien, dem Kranken angenehme Träume, Eßlust und lange Gesundheit zu schenken. Sodann wirft er den Branntwein aus der Schale in die Höhe nach der Oeffnung der Jurte zu und gibt die Schale dem Hausherrn zurück. Nochmals gießt man Branntwein in die Schale und gibt sie dem Schamanen, der die frühere Anrufung wiederholt. Wenn der Schamane zum drittenmal die Schale aus den Händen des Hausherrn empfängt, so spricht er: „Im Anfang geschah das Opfer dem König der Menschen, jetzt wird der König jedes Berges, jedes Hügels, jedes Orts angerufen. Ob ihr, die ihr hinfliegt über das Echo der hohen Berge, über die kühlen Thäler, über das Wasser der tiefen Meere, nehmt die Bewirthung des Hausherrn an, und send ihm gnädig!“ Hierauf ruft der Schamane die Seelen aller in der Umgegend begrabenen Schamanen an, er bittet sie Theil zu nehmen an der Ehre, und Beistand zu verleihen, um den gegen den Hausherrn erbitterten Geist zu besänftigen. Wenn

Digitized by Google

der Schamane zum viertenmal die Tasse nimmt, wendet er sich nach derjenigen Seite der Jurte, wo die Ongons (Taliśmane) hängen. Steigt herab von dem Himmelskönig, auf Befehl der tausendmaltausend Chotaitane![1] Steigt herab von dem höchsten Himmel nach dem Wunsch der Tausendmaltausend Ucaitane. Diese Gabe ist für Euch, nehmt sie hin." Dann bittet er die Ongone, die Jurte des Hausherrn vor den bösen Geistern zu schützen und nur gute hereinzulassen, seine Wünsche zu erfüllen, die Krankheiten zu heilen, ihn zeitig aufzuwecken aus dem Traume, des Vergangenen zu gedenken u. dgl. Nach der Anrufung wird die Schale wieder vollgegossen, der Schamane nimmt sie, gießt sie tropfenweis ins Feuer und spricht: Kahler Himmelsvater! Juren, Himmelsmutter! Jüngster Sohn des haarlosen Himmels, Greis Sagadai und sein Weib Sachalu! Ongon Bului Chan und sein Weib Guli (Kupfer). O ihr, die ihr den Schafpelz tragt, und zum Opfer nicht weniger begehrt als einen jährigen Widder! die ihr Morgens vom Berg herabkommt und Abends wieder zum Berg heraufwachset. Macht, daß der Hausherr reich sey an Vieh, daß er eine zahlreiche Familie und Glück in der Jagd habe!" Dann trinkt der Schamane und gibt die Schale dem Hausherrn, der den Branntwein austrinkt, sie wieder vollschenkt, und abermals dem Schamanen reicht. Nachdem dieser die ihm bekannten Geister angerufen, trinkt er die Schale aus und damit hat die Feier ein Ende. Der in den Kesseln noch übrige Branntwein wird dann von allen in der Jurte Anwesenden ausgetrunken.

(Schluß folgt.)

[1] Untergötter, Hausgötter u. s. w.

Römische und etruskische Alterthümer.

(Schluß.)

Wir besuchten jetzt zuerst die Ausgrabungen an dem links gelegenen Berge in der alten, zu dem etruskischen Veji gehörigen Todtenstadt. Drei oder vier Gräber waren den Tag zuvor, den 17 März, in Gegenwart der Königin eröffnet worden. Der Aufseher der Ausgrabungen sagte mir, er habe ihrem Majordomo alles was gefunden wurde, bestehend in Goldzierrathen ꝛc. gegeben. Während wir uns hier befanden, wurde eine sehr schöne Goldkette in einer mit Asche gefüllten Steinurne gefunden, und aus ihrer guten Erhaltung ergab sich deutlich, daß man sie erst nachdem die Asche gesammelt war, hineingelegt und nicht mit dem Körper verbrannt hatte: zwei schöne große Fibuln in Gold wurden gleich darauf in derselben Urne gefunden. Mit einer derselben stand die Kette in Verbindung, und da diese sehr kurz war, so mußte sie wohl mit der Fibula ein Armband gebildet haben.

Als wir in das mit den Arbeitern angefüllte Grab traten, sahen wir einen Sarkophag von Tufastein, der ein Skelett, Knochen u. s. w. enthielt, und es zeigte sich hier klar, daß zwei Arten von Begräbniß im Gebrauch waren. Ein Herr von unserer Gesellschaft kaufte den Kopf der etruskischen Sphinx, die über der Thüre stand und zugleich mit dem Löwen stets bei den alten Etruskern das Grab bewachte; der Kopf wurde, glaube ich, nach England gebracht.

Als wir von unserer Tour, um die alten Gräber Etruriens zu sehen, zurückkehrten, hielten wir noch einmal zu Veji an, und dann sah ich auch eine schöne goldene Halskette, die in demselben Grab entdeckt worden war, sehr geschmackvoll abwechselnd aus einer Art großer Fliege und Kügelchen bestehend.

Auch wurden im Monat Januar, etwa 3½ (engl.) Meilen außerhalb der Porta Pia nahe an der Kirche St. Agnes, Catacomben entdeckt, oder vielmehr wieder geöffnet. Diese Ausgrabungen sind jetzt viel weiter geführt worden, als man anfangs vermuthete. Sieben Capellen wurden eröffnet, jede mit zwei oder drei Steinkanzeln; wir traten in die siebente und sahen, wie man eben zwei solcher Steinkanzeln aus Tagelicht brachte. Alle diese Capellen waren mit Freskomalereien geschmückt, welche den guten Hirten, Heilige u. s. w. darstellten. Die Behälter für die Todten waren in den Seitenmauern jedes Ganges, indem je ein viereckiger, in den Felsen gebauener Raum ein Skelett enthielt; in einigen sahen wir das kleine Skelett eines Kindes zu den Füßen der Mutter gestellt; in jeder Höhlung war auch eine Lampe in der Mitte und ein Lachrymatorium am Kopfe aufgestellt, und jede war mit einer Marmorplatte geschlossen, welche den Namen und das Alter des hier Begrabenen enthielt. Man ist mit den Ausgrabungen noch nicht am Ende.

Auf unserer etruriſchen Tour besuchten wir die äußerst interessanten und merkwürdigen Gräber von Cornete, und gingen dann nach dem Ponte Lobadia, einer alten etruskischen Brücke von einem Bogen über den Fluß Fiore, und gewiß einer der interessantesten Ueberreste des Alterthums in Italien, da sie ohne Zweifel als Brücke und Wasserleitung diente; der obere Theil der Brustwehr ist bedeckt mit versteinerten Epheubäumen, was ihr einen seltsam malerischen Anblick gibt. Der untere Theil ist der älteste und ohne Cement gebaut, der obere Theil aber mit Cement und eben dieser hat wahrscheinlich in den römischen Zeiten manche Ausbesserungen erfahren, denn ich sah hier dieselbe Bauart, wie am Ponte None, welchen Sylla auf dem Weg nach Präneste über eine Schlucht baute.

Castel d'Aso fiel mir auf als einer der merkwürdigsten Orte Italiens, denn es läßt sich nur mit dem Thal der Könige in Aegypten vergleichen. Hier sind vier große Thäler und der ganze Fels ist mit Sculpturen bedeckt; dann kommt ein falsches Fenster und an der einen Seite eine Wendeltreppe, die zu den untern Eingängen führt, von denen wir mehrere betraten; in den letzten, in welchen wir kamen, schafften wir mit Hülfe eines Baumzweigs den Sand hinweg, mit welchem er gefüllt war, und hier sah ich die Sarkophage in Reihen, wie die Kirchenstühle, aus dem festen Fels gehauen; in mehreren fand ich Knochen und Stücke sehr alter schwarzer etruskischer Vasen.

Von Castel d'Aso eilten wir fort, um die Ruinen einer sehr alten etruskischen Stadt in den Gebirgen, Namens Ferentinus, zu sehen. Dieß ist ein anderer Ort als der im Gebiet der Herniker in der Nähe des jetzigen Frosinone, und von Sir W. Gell nicht erwähnt. Als wir dem Orte nahe kamen, bemerkten wir, daß wir über eine sehenswerthe etruskische Brücke gekommen waren; ich wandte mein Pferd um, und sah zu meiner Linken Spuren einer schönen Brustwehr, die sich 12 oder 14 Fuß weit auf dem alten Pflaster fort jenseits der Brücke erstreckte. An dieser Straße waren wie gewöhnlich Ueberbleibsel von Gräbern; am größten stiegen wir ab, und verfolgten einen Weg, der nach dem Gipfel des Hügels führte, welcher etwa eine (engl.) Meile im Umkreis hatte und mit Trümmern bedeckt war; mehrere Bogen, die wir aus der Ferne für Reste einer Wasserleitung gehalten hatten, gehörten zu einem ehemaligen, im Halbkreis mit 22 Bogen und fünf Thüren auf jeder Seite der Bühne gebauten Theater. In der Mitte waren die Ueberreste eines viereckigen Thurmes, augenscheinlich eine Arbeit

Digitized by Google

des Mittelalters; um die Mauern der Stadt sah ich dann fünf Thürme, davon einer noch hoch und sehr gut erhalten, eben so sehr wohl erhaltene Mauerüberreste. Bei erster Gelegenheit werde ich in diese Nachbarschaft zurückkehren.

Der Rig-Veda, das heilige Buch der Braminen.

Dieses wichtigste Bruchstück aus der alten Sammlung der Vedas wurde schon vor einigen Jahren von dem in London sich aufhaltenden Orientalisten Rosen bearbeitet, aber die Arbeit wurde leider durch seinen Tod unterbrochen. Jetzt soll sie von Dr. Max Müller wieder aufgenommen und der Text nebst Uebersetzung und einem vollständigen indischen Commentar in Königsberg bei Adolph Samter erscheinen. Das Rigveda ist unbezweifelt für die Kenntniß des indischen Alterthums das wichtigste Werk, wichtig nicht bloß für den Orientalisten und Sprachforscher, sondern auch für den Freund philosophischer Geschichte, denn wenn die Religion und der Cultus, die Poesie und Philosophie Indiens überhaupt auf den Vedas beruhen, so ist dieß in besonderm Grade mit dem Rigveda der Fall, der unbezweifelt die ältesten Hymnen enthält, in denen zum Theil noch reine Naturreligion vorwaltet. Merkwürdig genug ist es, daß solche alte Hymnen, neben denen freilich auch solche vorkommen, in denen die Götter bereits menschliche oder übermenschliche Attribute haben, so lange sich erhalten konnten, denn die Verehrung der Vedas liegt selbst für das indische Bewußtsein in einem so fernen Hintergrund, daß noch keine Anknüpfungen mit den ältesten Geschichtsbüchern und epischen Dichtungen sich ergeben wollen. Aus einer astronomischen Notiz zieht sich, daß die Vedasammlung ins 14te Jahrhundert vor Chr. hinaufreicht, was der Herausgeber in der Schrift selbst näher bewiesen wird. Jährlich sollen von dem Werke zwei bis drei Lieferungen jede zu 20 Bogen 4° erscheinen.

Sagen und Geschichten von Cuba.

(Fortsetzung.)

Cienfuego.

Als das Erstaunen über Lolitte's Angriff etwas sich beruhigt hatte, verbreiteten sich sonderbare Gerüchte in der Colonie und durch die ganze Insel. Man erzählte sich, aber leise, daß die Piraten den Angriff nicht lediglich aus eigenem Antriebe gemacht hätten; man wußte, daß alle übrigen Häfen von Cuba auf das Gebieten Cienfuego's eifersüchtig waren, daß die höchsten Autoritäten Clouet als Fremden haßten, und endlich daß viele Kaufleute in Havana, San Jago und Trinidad de Cuba bedeutende Geschäfte mit Lolitte machten. So erschien es denn gar nicht unwahrscheinlich, daß der verwegene Seeräuber von den Kaufleuten angestiftet und bezahlt sei, um eine Niederlassung gänzlich zu zerstören, welche für die Folge ihnen einen großen Theil ihrer Profits entziehen mußte.

Obgleich die Colonie durch den Piratenangriff nicht den geringsten Verlust erlitten hatte, so zog dieses Ereigniß doch manche schlimme Folgen nach sich. Fast alle freien Arbeiter und Handwerker bildeten sich ein, daß die Piraten die Absicht gehabt hätten, ungeheure Schätze welche sie in der Nähe von Cienfuego vergraben gehabt, wieder auszugraben; sie verließen ihre Arbeit und wurden Goldsucher. Es dauerte mehrere Jahre, bevor sie ihre Chimäre aufgaben und selbst noch jetzt gibt es manche Leute in der Colonie, sogar aus dem gebildeten Stande, welche an die Existenz dieser Piratenschätze glauben.

Der Gouverneur Clouet, obgleich ein tüchtiger und wackerer Mann, wurde, wie oben erzählt ist, in Havana bitter gehaßt, bitterer als sonst Jemand. Da er kein Freund der Sklaverei war, so gestattete er den Sklavenhändlern niemals in seinem Jurisdictionsbezirke ihre Ladungen zu landen, ja sogar theilte er den jährlichen Kreuzern der verschiedenen Nationen alle seine Nachrichten mit, welche sie in Stand setzen konnten der unendlichen Negereinfuhr in Cuba Einhalt zu thun. Dieses Verfahren empörte begreiflich die Speculanten in Havana, welche großen Nutzen von dem Handel mit „lebendigem Ebenholze“ zogen, und gern hätten sie eine Expedition zur Zerstörung von Cienfuego ausgerüstet, wenn sie nur gedurft. Clouet mußte vor mehreren Jahren in Regierungsangelegenheiten nach Havana reisen und machte die Reise an Bord einer spanischen Fregatte, deren Capitän sein erprobter Freund war, da er sich nicht verhehlen konnte, welche Gefahren ihm unterwegens, doch konnte ihn alle seine Vorsicht nicht gänzlich vor Mörderhänden schützen. Als er einst Tages in Geschäften im Regierungspalaste sich befand und auf einen Balcon trat, wurde er nach kaum zwei Minuten von fünf Kugeln aus einem Traburo durchschossen, einem kurzen schweren Gewehre mit trichterförmiger Mündung, worin man eine Handvoll Kugeln ladet. Clouet stürzte nieder und war gleich umgeben von allen Regierungsbeamten, welche sich sehr bekümmert und zornig über einen so frechen Mord anstellten, der Mörder war unterdessen glücklich entwischt; der Fregattencapitän und einige seiner Officiere, welche auf dem Platze vor dem Palaste sich befanden, eilten ohne Zeitverlust zu ihrem Freunde, welchen sie noch lebend antrafen und brachten ihn an Bord ihres Schiffs, weil sie besorgten, daß er in Havana vergiftet werden möchte. Clouet, nach langen Leiden wieder hergestellt, sandte von Cienfuego aus seine Darstellung des Ereignisses nach Madrid und diese hatte zur Folge, daß manche Beamten von Cuba verabschiedet oder nach Europa zurückgerufen wurden.

Da der kühne Seeräuber mit dem berühmten Namen Lafitte in dieser kleinen Erzählung eine Rolle mitspielt, so soll nicht unerwähnt bleiben, daß es ihm später fast so ging wie vielen Helden der Räuberromane. Nachdem er ungeheure Schätze erworben, alle nicht mehr zu stehlen nöthig hatte, besserte er sich und wurde ein ruhiger, tugendhafter Mensch, ja er focht, ohne Aufsicht auf große Beute, mit manchen seiner Genossen unter dem Banner Nordamerika's gegen die Engländer in der Schlacht bei Neuorleans, ließ sich dann in Yucatan nieder, wo er auf glänzendem Fuße lebte, und wurde endlich zur Sühne der Gerechtigkeit von einem seiner alten Spießgesellen in einem kleinen Dorfe bei Campeche ermordet, als er kaum 50 Jahre alt geworden war. So endete dieser Bösewicht, dessen Jolzhörige Abenteuer als Pirat einen höchst anziehenden Stoff zu einem Romane geben würden, anziehender als die erfundenen und oft geradezu unmöglichen Begebenheiten der Helden in den in Deutschland unter fuchtenden Seeräuberromanen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Unterirdische Wohnungen im französischen Flandern. Das Journ. du Comm. d'Anvers vom 12 Februar enthebt aus dem Emancipateur de Cambrai die Nachricht, daß man bei Caudry sehr große und bequeme unterirdische Wohnungen entdeckt habe. Ein Zufall führte wie gewöhnlich zur Entdeckung, und es fanden sich bei näherer Untersuchung 14 in dem Gestein ausgehauene Kammern von etwa zwölf Fuß (4 Metres) Höhe. Zwölf dieser Kammern haben einen Ausgang auf einen Corridor, der wahrscheinlich früher zur Kirche hinaufführte. Diese Notiz gibt nicht an, was die Bestimmung dieser unterirdischen Wohnungen gewesen sein kann, es ist aber aus einer Vergleichung mit ähnlichen Funden, welche die Gesellschaft der Alterthumsforscher von Mertinien früher gemacht hat, höchst wahrscheinlich, daß diese unterirdischen Wohnungen aus der Zeit stammen, wo die Normänner sehr häufig diese Landstriche plünderend überzogen, so daß sie für eine ganze Gemeinde als Zufluchtsort dienten.

Die berühmte Chronik Le Bel's, welche Freisart in seiner bekannten Chronik als Leitfaden nahm und die man für gänzlich verloren hielt, ist wenigstens theilweise wieder aufgefunden worden. Ein Hr. Polain, Archivdramter zu Lüttich, hat diesen Fund gemacht, und kürzlich in der Akademie der schönen Wissenschaften zu Brüssel eine Vorlesung darüber gehalten, woraus hervorgeht, daß Freisart im ersten Entwurf eines Theile seines ersten Buches, worin das Manuscript in der Bibliothek zu Valenciennes aufbewahrt wird, häufig Jean Le Bel von Wort zu Wort copirt hat. (Journ. du Comm. d'Anvers. 14 Febr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 50. 27. Februar 1847.

Capitän Coopers Besuch in Japan.

Cap. Cooper, der den amerikanischen Wallfischfänger Manhattan befehligte, sah sich im April 1845 veranlaßt, zu Jeddo zu landen. Auf seiner Rückkehr hielt er an den Sandwichinseln an, und theilte hier dem Herausgeber des daselbst erscheinenden Blattes „the Friend“ seine Erlebnisse mit. Aus diesem ist das Nachfolgende entnommen.[1]

Im Anfang Aprils 1845 segelte Cooper nach der See im Norden von Japan, wo Wallfische sich zu sammeln pflegen, und legte an der Insel St. Peters an, die er für unbewohnt hielt. Zufälliger Weise fand er hier elf schiffbrüchige Japanesen, und beschloß die Gelegenheit zu benützen diese zurückzuführen und wo möglich einen Verkehr mit Japan anzuknüpfen. Auf der Fahrt nach Jeddo stieß er auf ein japanesisches, vom Sturm stark mitgenommenes Schiff, das auf dem Punkt stand zu sinken. Hier erlöste er abermals elf Japanesen, und landete endlich auf Nippon, aber an einer nur von armen Fischern bewohnten Küste, und setzte einige der Japanesen ans Land, die er an den Kaiser schickte, um sich die Erlaubniß auszubitten, Wasser und andere Bedürfnisse in Jeddo einnehmen zu dürfen. Auf der Fahrt längs der Küste verglich er seine Karte mit der Küste, und einer auf dem gesunkenen Schiffe vorgefundenen Seekarte, wurde aber durch den Sturm wieder auf die hohe See getrieben, und konnte erst nach mehr als acht Tagen die Bucht von Jeddo erreichen. Hier kam ihm sogleich ein Boot entgegen mit einem Beamten, der nach seiner prächtigen Kleidung zu schließen von hohem Rang war. Dieser berichtete dem Capitän, daß seine Boten an den Kaiser gekommen seyen, und dieser ihm gestatte sein Schiff in den Hafen zu bringen, er erhielt jedoch Befehl unter einem Vorgebirg Anker zu werfen.

Am folgenden Morgen wurde er durch Boote in die Nähe der Stadt bugsirt, wo sein Schiff durch eine Menge Neugierige jeden Ranges besucht wurde. Ein Dolmetscher, welcher holländisch und etwas englisch sprach, am besten sich aber durch Zeichen verständlich machen konnte, erklärte ihm, daß weder er noch irgend jemand von seiner Mannschaft bei Todesstrafe das Schiff verlassen dürfe. Auch blieben nicht nur stets einige Beamte an Bord, sondern es wurde auch eine dreifache Reihe von Booten, die erste 100 Schritt von dem amerikanischen Schiff, die andern in gleicher Entfernung von einander aufgestellt, um allen Verkehr mit dem Ufer abzuschneiden. Cooper, der sich freundlich gegen alle benahm, erklärte jedoch, daß er durchaus nicht die Absicht habe, die Landesgesetze zu übertreten, und bloß den Kaiser von seiner und seiner Landsleute freundlichen Gesinnung gegen die Japanesen überzeugen wolle. Die Schiffbrüchigen bezeigten ihm beim Abschied die lebhafteste Dankbarkeit und umarmten ihn mit Thränen in den Augen. Dieß Schauspiel und die Erzählungen der Schiffbrüchigen über die freundliche Art, wie sie von den Amerikanern behandelt worden seyen, machten einen tiefen Eindruck auf den Gouverneur von Jeddo, der sich gegen Cooper während seines ganzen Aufenthalts sehr artig und zuvorkommend bewies.

Die Zahl der Boote, welche Coopers Schiff in drei Reihen umgaben, mochte gegen 1000 betragen, und alle waren gewaffnet und auf eigenthümliche Weise mit Lanzen und Säbeln versehen, wie dieß bei europäischen Nationen seit langer Zeit nicht mehr üblich ist. Die Säbel staken zum Theil in gefirnißten Scheiden, zum Theil waren sie entblößt, um zu zeigen, daß man bereit sey, sich derselben zu bedienen. Wie wunderbar auch den Amerikanern dieß Schauspiel erschienen, wie prächtig die vielen Boote mit ihren Ruderen und Lanzen sich ausnehmen mochten, noch viel großartiger war das Schauspiel, das in der Nacht die zahllosen, seltsam geformten und reich bemalten Laternen boten. Der Manhattan lag vier Tage in dem Hafen von Jeddo, und wurde während dieser Zeit auf Befehl des Kaisers mit Holz, Wasser, Reis, Korn, Gemüse u. s. w. unentgeltlich versehen, aber man gab ihm deutlich zu erkennen, daß er niemals wieder nach Japan zurückkommen dürfe, wenn er sich nicht die Ungnade des Kaisers zuziehen wolle. Am Tag seiner Abreise sandte ihm der Kaiser als Zeichen seiner Gunst seine Handschrift zu. Man sagt, daß vornehme Männer in ihrer Schrift am nachlässigsten seyen, und Se. kaiserliche Majestät machte keine Ausnahme, denn seine Unterschrift sieht gerade aus, als hätte man ein Stück Holz in die Dinte getaucht und wäre damit ein Paarmal über ein grobes Papier hingefahren.

Unter den Büchern, welche Capitän Cooper aus dem japanesischen Wrack genommen, befand sich auch ein kleines Büchelchen, das mit seltsamen Figuren von Speeren und Streitärten gefüllt war, unter denen jedesmal eine Erklärung stand. Sowohl Figuren als Schrift waren zierlich ausgeführt, und sahen aus, als ob sie von Kupferplatten abgedruckt wären. Dieß Buch hatte Coopers Aufmerksamkeit geweckt, und da er auf den Kleidern der Beamten dieselben Figuren in Gold gestickt sah, frug er, was diese bedeuteten, und vernahm, daß es die Wappen der großen Familien seyen. Diese Wappen waren stets auf den Rücken gestickt, und jeder dieser Officiere hatte Truppen unter sich, die mit gleichen Wappen versehen waren.

[1] Mittelbar durch das Sonntagsblatt des Amsterdam'schen Handelsblads Nr. 7. v. d. J.

Digitized by Google

Am Tag vor Coopers Abreise gab der Dolmetscher ihm eine holländisch geschriebene Urkunde ohne Unterschrift, aber mit sehr schöner Hand geschrieben, worin erklärt wurde, daß Cap. Cooper japanische Schiffbrüchige gerettet und nach ihrem Vaterland zurückgeführt habe, und worin allen Holländern befohlen wird, wenn sie ihn in Gefahr von Schiffbruch antrafen, ihm denselben Dienst zu erweisen; ferner wird darin zu erkennen gegeben, daß die Holländer und die Chinesen die einzigen Nationen seyen, welche Handel mit Japan treiben dürfen und Zugang in die japanischen Gewässer haben, daß man der Mannschaft fremder Schiffe keinerlei Gemeinschaft mit dem Lande gestatte und ihnen alle Gelegenheit entziehe, mit dem Handel und den Waaren von Japan bekannt zu werden; endlich daß das Schiff lange in See gewesen seye, und deßhalb Holz, Wasser und Lebensmittel nöthig gehabt habe.

Cooper war im April in Japan und gibt eine günstige Schilderung von dem Land und dem Klima. Ueberall, wo er sich den Küsten näherte, sah er grüne Felder, und Berge und Thäler waren überall gut angebaut; wo die Berge zu steil waren, hatte man Terrassen gemacht, so daß man in der Ferne hängende Gärten zu sehen glaubte. Das ganze Land war bedeckt mit heitern, weißen Wohnungen, und überall sah man eine zahlreiche, fleißige Bevölkerung wie in der Nähe der Hauptstadt, so auch im Norden. Jedoo selbst war so dicht in Bäume gehüllt, daß man nur wenige Häuser sehen konnte, aber der Hafen und die Rhede war so zahlreich bewohnt, als das innere Land, überall bemerkte man Schiffe von jeder Größe, und die Stadt schien der Mittelpunkt eines ausgebreiteten Handels.

Die Japanesen sind ein kleiner, aber starker Menschenschlag von weniger mongolischem Aeußern als die Chinesen; sie sind von heller Olivenfarbe, schlau, lebhaft und wohlgebildet. Die Kleidung der niedern Classen besteht aus weiten Beinkleidern und einem Ueberrock von blauem Kattun, die Vornehmen waren in reiche Seide gekleidet, die mit Gold und allerlei Farben gestickt waren, je nach dem Rang der Personen. Einige von ihnen waren so prächtig gekleidet, daß sie die Bewunderung der Mannschaft erregten, aber sie hatten durchaus nichts von Wolle an, und zeigten sich alle sehr neugierig Tücher zu sehen und zu untersuchen. Dieß schien ihnen etwas neues zu seyn, und alles was sie der Art sahen, wünschten sie zu haben.

Nachdem Cooper vier Tage verweilt, und sich mit allem Nöthigen versehen hatte, erklärte er sich bereit, abzusegeln, da aber der Wind entgegen war, wurde er von der ganzen zahlreichen Ruderflotte, die sich bisher um ihn hergestellt hatte, um den Verkehr mit dem Land zu hindern, auf den Hafen hinaus auf das hohe Meer bugsirt, wo die Japanesen freundlich von ihm Abschied nahmen.

Das Schamanenthum bei den sibirischen Völkern.

(Schluß.)

Die Darbringung des Branntweins als Opfer geschieht auch noch auf andere Weise. Auf dem Boden, der Thüre der Jurte gegenüber, pflanzt man in den Boden eine Birke, die den Namen Scheri erhält. An die Birke hängt man den Pelz eines Hasen oder eines Eichhörnchens. Hinter der Birke sitzt auf einem Filz der, welcher das Opfer darbringt, und vor ihm stehen mehrere Kessel Branntwein und ein Kessel mit geflockter Milch. Zwischen den Kesseln steckt man eine Birkenruthe in die Erde. Diese Stelle heißt Turgi. Der Schamane, in sein phantastisches Gewand gehüllt, hat einen Schodo oder gespaltenen Birkenzweig in der Hand, in den man ein Stückchen Fichtenrinde gesteckt hat, das man gewöhnlich bei Schamanenfeierlichkeiten als Räuchermittel verbrennt. Mit diesem brennenden Rindenstück[1] beräuchert er den Branntwein, stellt sich dann auf die rechte Seite der Birke mit dem Gesicht gegen Süden, schwingt das Birkenreis und spricht dabei dieselben Anrufungen aus, wie bei der erst geschilderten Ceremonie. Hinter dem Schamanen stehen zwei Männer: der eine hält eine Tasse mit Branntwein, der andere mit geflockter Milch. Bei jedem Absatz der Rede des Schamanen ruft einer: bok. Dieß Wort, das eigentlich abgerissen keinen Sinn hat, bedeutet doch hier so viel als: nimm hin! Wenn der Schamane seine Anrufung geendet hat, spritzen die hinter ihm stehenden aus ihren Schalen nach oben, geben dann zu den Gefäßen, schöpfen Branntwein und saure Milch heraus, und stellen sich hinter den Schamanen. So geht es dreimal. Nach dem dritten Ausgießen werfen sie die leeren Schalen auf den Boden. Aus dem Fall der Schalen erkennt man, ob das Opfer dem Geiste angenehm ist. Bleiben die hingeworfenen Schalen mit dem untern Theile auf dem Boden stehen, so bedeutet es, daß das Opfer willkommen war, bleiben sie aber mit dem untern Theile nach oben liegen, so gilt das Opfer für verworfen. Gewöhnlich läßt man die Schalen auf eine Art fallen, daß sie durchaus mit dem untern Theile liegen bleiben müssen. Zum viertenmal werden dieselben Schalen mit Branntwein gefüllt, der Schamane taucht seinen Zweig hinein, und spritzt die Tropfen in der Luft umher: „Nimm, ruft er aus, König der Menschen! nimm, König des Orts! nehmt die ihr nachher gekommen seyd, nehmt alle, die ihr euch verspätet habt.“ Dann ruft er die Geister der benachbarten Schamanen an, trinkt zum Schlusse etwas aus der Schale, gibt den Nebenstehenden, und die saure Milch erhält der Hausherr.

Das Kropf oder das Opfer eines Thiers geht in folgender Weise vor sich. Auf dem Boden stellen sie eine lange Birkenstange auf, und hinter derselben Kessel mit Branntwein in derselben Ordnung, wie bei der vorhergehenden Ceremonie. Der Schamane vollzieht die dreimalige Anrufung der Geister mit denselben Worten, wie früher, und dabei hält jemand das zum Opfer bestimmte Thier auf der linken Seite der Kessel. Nach dem Ende der Anrufung und der Darbringung des Branntweins schneidet man dem Thier die Brust auf, steckt die Hand ins Innere hinein und reißt das Herz aus. Hierauf taucht der Schamane das Ende seines Schodo in die Wunde, hebt dann den blutigen Zweig in die Höhe und ruft: „Möge dieß die Vergeitung seyn für das Leben, das Geschenk für den Körper! Glück bleibe hier, Unglück eile fort! hinab! Mögen die raschen Pfeile leichter fliegen als die Feder!“ Dann kreift man dem getödteten Thiere das Fell ab, so daß Füße, Hals, Kopf und Lungen im Felle bleiben. Man hängt daselbe an das obere Ende der Stange, und das untere Ende stecken sie in den Boden. Hier bleibt es so lange, bis Raben und Eistern es zerreißen. Das Fleisch des getödteten Thiers wird gekocht, das Blut in den Magen und in die Gedärme gegossen, und gleichfalls gekocht. Inzwischen schlägt man hinter der Stange, an welcher das Opfer hängt, vier Ringe in den Boden, legt auf diese Querhölzer und dann das Brennholz. Auf das Brennholz legt man die Knochen des getödteten Thiers und die trockenen Sehnen und verbrennt sie. Der Schamane steht auf der rechten Seite des Holzhaufens, hält in den Händen ein Birkenreis,

[1] Den Schodo darf nur ein Schamane führen, der durch einen andern ins Schamanenthum eingeweiht wurde.

Digitized by Google

weil er den Schoddo in die Stirn des an der Stange hängenden Opfers gestoßen hat. Vor dem Schamanen hält man Kübel, die mit dem Fleisch des getödteten Thiers gefüllt sind. Nach der dreimaligen Anrufung der Geister und dem Vorlegen des Fleisches nimmt der Schamane eine hölzerne Schale in die Hand, legt einige vom Magen und den Eingeweiden abgeschnittene Stückchen darauf und wirft sie dann ins Feuer, an welchem das Fleisch kocht. Dieß Opfer ist für diejenigen niedrigen Geister, welche nicht wagen zu den an dem Holzstoß brennenden Knochen zu treten, um den nährenden Duft einzufangen. Darum ruft hier der Schamane: „Für die welche sich um den Schimmer des brennenden Feuers, an den Dämpfen des kochenden Kessels halten!“ Nachdem der Schamane mit der Schale einige Tropfen Brühe herausgeschöpft, tritt er zum Feuer, und gießt dieselbe hinein als Opfer für diejenigen Geister, welche nicht wagen über dem brennenden Holzstoß zu schweben, sondern unter ihm herumgehen: „Ihr die ihr flüstert unter dem Holzstoß und schaurert im Schatten, Euch bringe ichs dar!“ Der Schamane geht an den Kessel mit Branntwein, schwenkt den Schöpflöffel und ruft: „großes Glück von den 90 Königen! erstes Glück von vielen Königen!“ Der Hausherr hebt beide Hände empor, und der Schamane legt die Schöpflöffel darauf. Sodann bringt der Hausherr ein mit gekochtem Fleisch angefülltes Gefäß, tritt zu dem brennenden Holzstoß, und übergibt das Gefäß dem Schamanen. Dieser läßt sich auf das rechte Knie nieder, beugt das Haupt, beginnt zuerst die allgemeine Anrufung, und wendet sich dann zu demjenigen Geiste, für welchen das Opfer besonders dargebracht ist, springt herum, schneidet Grimassen, ruft laut unverständliche Worte, brüllt und schwingt das Gefäß über seinem Kopfe. Das bedeutet, daß der Geist in dem Schamanen steckt und mit seinem Munde redet, der Hausherr ergreift das Gefäß und setzt sich an seinen Platz, der in dem Schamanen steckende Geist aber erzählt sein Thun und seine Herkunft, dankt dem Hausherrn für die ihm erwiesene Ehre, verspricht ihm alles Gute, oder tadelt ihn wegen langsamer Erfüllung seiner Versprechungen, und verzieht ihm nur auf Bitte des Schamanen. In diesem Falle wird manchmal jemand ein Unglück vorausgesagt, natürlich in der Absicht, um einen Gewinn zu machen. Dann beginnt der Schamane zudringer zu werden und gibt zu verstehen, daß der Geist ihn verlasse. Nachdem er ein wenig ausgeruht, nimmt er das Gefäß mit Fleisch und ruft wiederum: „ich rufe euch an! ich rufe euch an! ich rufe Glück und Segen herab; ich bitte den weiten Himmel, die ausgestreckte Erde, die neunzig südwestlichen Könige, die neun weißen Geister, den Vater unseres Bucha Noen, den Schooß unserer Mutter Budin Chatun, ich bitte den Geist NN. dem Menschen langes Leben, dauernde Wohlfahrt, Genuß und Freude, eine dicke, feste Haut und ein eisernes Leben zu verwilligen. Ich bitte, daß der Geist das Opfer annehme und der Schützer und Bewahrer werde. Ich bitte um die Fernhaltung der Pest, um die Heilung der Krankheiten, um große Viehzucht und Vermehrung der Familie!“ Nachdem der Schamane diese Anrufung gerndet, geht er zu dem Hausherrn hin, und gibt ihm das Gefäß, nachdem er unter Segenssprüchen einen Theil des Fleisches abgeschnitten; dieser gibt es dem Schamanen zurück, der nun zu dem brennenden Holzstoß geht, einige Stückchen Fleisch herausnimmt, und sie ins Feuer wirft; das übrige Fleisch wird allen denjenigen überlassen, die bei der Feierlichkeit anwesend sind.

Zum Schlusse geht der Hausherr zu dem brennenden Holzstoß, verbeugt sich vor dem unsichtbaren Geist, nimmt ein Gefäß mit Fleisch und geht mit dem Schamanen in seine Jurte. Nachdem er ein Stückchen ins Feuer geworfen, essen sie das übrige. Damit endet die Feier. Es versteht sich von selbst, daß der Schamane, außerdem daß er sich bis zum Uebermaß satt ißt und trinkt, auch noch ein Geschenk für seine Mühe erhält.

Es kommt manchmal vor, daß Russen aus Neugier um eine solche Schamanenfeier zu sehen, zu den Buräten oder Jakuten in einen Ulus gehen, und um Erlaubniß bitten, dem Gang der Sache beiwohnen zu dürfen. Dabei können sie aber nicht die volle Feier sehen. Der Schamane erscheint wie gewöhnlich, verfolgt aber keinen bestimmten Zweck, er ist nur Taschenspieler oder stellt Bruchstücke aus seinen sonstigen Ceremonien dar: er geht singend in der Jurte umher, schlägt sich mit den Stöcken, stellt sich als stoße er einen Degen oder ein Messer in seinen Leib, macht tolle Sprünge, ißt glühende Asche, mit Einem Wort, treibt allerhand Possen, deren Anschauen Langweile macht. — Zum Schlusse bemerken wir noch, daß die Russen das Wort Schaman von den Tungusen entlehnt haben, in deren Sprache Samani einen Tänzer, Springer bedeutet.

Sagen und Geschichten von Cuba.

(Schluß.)

Die wunderthätige Madonna von Cobre.

Wenn meine Leser die Legende von der wunderthätigen Madonna von Cobre hören wollen, so will ich sie ihnen so mittheilen wie ein guter Mönch sie mir erzählt hat, welcher zwar sehr gelehrt und über manche Vorurtheile erhaben, dabei aber doch voll Aberglauben war. Seine Erzählung war etwa in folgenden Worten: „Es ist schon lange Zeit her; damals war die Insel nur wenig bevölkert, die französischen Pflanzer hatten den Kaffeebau noch nicht eingeführt und Neger wohnten damals nicht unter uns. Es war eine glückliche Zeit, unser Volk war einfach und tugendhaft, es hatte den wahren Glauben und war ehrlich. Es ist wahr, die Leute hatten etwas Verliebe für Seeräuberei; aber was machte das aus? Sprachen sie nicht ihre Gebete wie andere Christen, beichteten sie nicht ihre Sünden und empfingen sie nicht die Absolution? Gaben sie nicht der Kirche den Zehnten von ihrer Beute? Ja gewiß, den gaben sie und kurz, sie waren gute und brave Menschen. In jener Zeit war Cobre nur ein kleines Fischerdorf; die Einwohner wußten recht wohl daß unter ihren Füßen Kupferminen lagen, aber darum kümmerten sie sich nicht, denn sie hatten viel Geld, das war besser als Kupfer und nicht so mühsam zu gewinnen. Es war ein schöner Anblick, wenn sie jeden Sonntag zur Messe kamen in ihren besten Kleidern, mit Juwelen geziert und köstliche Waffen tragend; die Weiber waren hübsch und munter, die Männer kräftig und flink, und wie gut tanzten sie wenn die Messe vorbei war. Die wackern Gesellen! sie freuten sich des Lebens und waren glücklich.

Eines Tages war ein Haufen dieser Fischer auf eine Expedition ausgezogen, ich kann nicht genau sagen was für eine Expedition das war, ich besinne mich nicht recht darauf. Vielleicht wollten sie Schildkröten oder Delphine fangen oder noch etwas Besseres; soviel weiß ich gewiß, daß die Wahrheit eine Messe für das Glück ihrer Unternehmung lesen ließen und daß sie die Messe mit guten Goldstücken bezahlten. Ja, sie gelobten sogar Sanct Jago, ihrem Schutzpatron, eine goldne Krone 1000 Piaster an Werth zu schenken, wenn das Unternehmen glücken würde, deshalb möchte ich glauben, daß sie an Fischfangen damals nicht dachten; lange Zeit waren sie abwesend und das Dorf betrauerte sie, denn mehrere heftige Stürme hatten an der Küste gewüthet und man fürchtete ihr Schiff sey untergegangen. Aber eines Morgens landeten zur Freude aller die Fischer in der Bucht. Sie waren aber ganz andere wie gewöhnlich; obgleich sie ihre Festtagskleider trugen, so war doch ihr Benehmen ernsthafter als sonst, und anstatt das herzliche Willkommen ihrer Verwandten und Freunde zu erwiedern, beobachteten sie ein tiefes Schweigen und

Digitized by Google

zogen nach der Kirche. Sie hörten Messe, brichteten, einer nach dem andern, empfingen die Communion, ethielten dann Pferde aus dem Kloster und ritten von dem Pfarrer begleitet nach San Jago de Cuba.

Ihr könnt glauben, daß hiedurch die Neugier des ganzen Dorfs aufs Höchste gestiegen war, es war unbezweifelt etwas sehr Merkwürdiges vorgefallen, denn außer einem Mirakel hätte den würdigen Pfarrer schwerlich etwas bewegen können, drei Stunden in der glühendsten Sonnenhitze zu reiten. Und wie sehnsuchtsvoll sahen die hartnäckige Schweigen der Abenteurer! Man hoffte zwar daß alles zu erfahren, aber entschloß sich doch sogleich auf die Geschette der Fischer, zu gehen um es zu entdecken. Aber das war wieder eine Täuschung: Die Geschette hatte unbemerkt die einzigen fünf Boote von Cobre ins Schlepptau genommen und lag ganz behaglich im tiefen Wasser ohne sich um das Geschrei der guten Leute am Strande zu kümmern. So verging der Tag sammt der Nacht, dann auch der folgende, aber am dritten Tag sah man eine große Prozession mit Musik und brennenden Wachskerzen von San Jago herkommend die krummen Bergzsrabe hinanziehen. Was konnte das bedeuten? Ein Mirakel! schon seit langer Zeit war kein Wunder geschehen und wahrlich, hier war ein Wunder.

Die Fischer, nichts weniger als glücklich auf ihrer Reise, waren durch Sturm an die Nordküste der Insel getrieben. Jeden Augenblick in Gefahr ihr Schiff zu verlieren, hatten sie in dem Momente, als ihr Tod ganz nahe und unvermeidlich zu sein schien, der heil. Jungfrau gelobt ihr etwas leckeres Leben zu ändern, wenn sie unversehrt davon kämen. Ihre Gebete wurden erhört und sie kennten endlich in einem Winkel der Bay von Nipea das Land erreichen, ein paar hundert Schritte von einer natürlichen Höhle entfernt, welche sich tief in die Felsen erstreckt. Sie brachten ihre Vorräthe in diese Höhle, entschlossen dort den Sturm auszuhoben zu lassen, zündeten Feuer an und machten Fackeln. Als sie sich von ihren Mühseligkeiten erholt hatten, kam ihnen der Gedanke, daß, obgleich die Bucht ganz unbekannt und unbewohnt sey, vielleicht Seeräuber die Höhle besucht und Schätze darin versteckt haben möchten; erfüllt von dieser Idee durchsuchten sie genau die Höhle und fanden endlich in einem Winkel in ihrem größten Erstaunen ein junges Frauenzimmer in Nonnenkleidung liegend, dessen Arme auf der Brust gefreuzt ein Cruzifix von Elfenbein mit Gold eingelegt hielten, und das reiche schöne Haare und geschlossene Augen hatte. Die Fischer wie vom Blitz getroffen durch das was sie sahen, zogen das Frauenzimmer aus der Höhle und bemerkten nun, daß dessen Haut zwar schön weiß und klar, aber dort wie Marmor war. Nachdem sie die Todte in einen Mantel gehüllt, beschlossen sie, da jetzt der Sturm nachgelassen hatte, nach Haus zurückkehren ehne andere Abenteuer zu suchen; zu Haus wollten sie aber nicht eher ihren Freunden etwas erzählen, als bis sie die Kirche von dem Verfalle unterrichtet hatten und da sie der Neugier ihrer Ehehälften und Freunde nicht viel zutrauten, so hatten sie ihren Pileten geheißen, das Schiff so lange außer den Bereich derselben zu bringen, bis sie ihm bei ihrer Rückkehr von San Jago ein Signal machten, dann dahin wollten sie reisen, um bei dem dortigen Erzbischof sich Rath zu holen. Die Prozession sah herrlich aus, voran Caballerie und Fußvolk der Garnison, dann die Seelente, dann eine große Schaar Mönche von verschiedenen Orden, mit Fahnen und goldnen Reliquienkästchen von reichgeschirrten Maulthieren getragen, hierauf der Erzbischof, der Bischof, die Rehte und die Weltgeistlichen, welche den ganzen Weg Psalmen sangen, endlich das Volk aus allen Ständen, weiß, schwarz und braun, alt und jung, alle im Sonntagspuh und singend oder vielmehr schreiend. Jetzt liefen die sämmtlichen Bewohner von Cobre zur Kirche, aber denkt euch, die Thür war verschlossen; die Weiber meinten, es sey sehr unrecht, daß sie nicht gleich erfahren sollten was dort vorgiuge, da sie noch nichts davon ausgekundschaftet hätten. Gleich darauf bemerkte man, daß die Geschette wieder am Ufer lag und daß viele Mönche und Soldaten dort sehr geschäftig waren und sehr feierliche Gesichter hatten; wie waren die dahin gekommen, was wollten sie dort? das wußte keiner von den guten Leuten aus Cobre. Was sollten nun diese thun? zum Ufer laufen? dann sahen sie die schöne Prozession nicht. Zur Prozession eilen? Aber dann konnten sie nicht sehen was an Bord des Schiffe vorgiug; kurz sie wußten nicht was sie thun sollten. Endlich entschlossen sie sich, da die Prozession noch nicht nahe war zum Strande zu laufen, um das Geheimniß auf dem Schiffe von den Soldaten zu erfahren. Aber das gelang wieder nicht, denn die Soldaten bildeten einen engen Kreis um einen verhüllten Gegenstand und wollten eher kennten nichts darüber sagen. Nun hörte man die Gesänge immer näher und deutlicher und immerfort tönten die Glocken der Kirche; die Prozession näherte sich, aber nicht der Kirche, sondern dem Ufer und nun wurde das Geheimniß enthüllt. Es war ein Mirakel! Es war die hochbeliebte Jungfrau, welche gekommen war, um unter den guten Leuten von Cobre zu wohnen; jeder suchte vor der gesegneten Jungfrau und verehrte sie, Mönche, Soldaten, Priester und Neger sangen das Te Deum und noch viele andere fromme Lieder mehr. Jetzt wußte jeder was sich begeben hatte, alle erhoben sich und zogen in Prozession zur Kirche, die heilige Jungfrau tragend, die Thür öffnete sich rasch, eine schöne Musik erschallte aus dem Gotteshause, in welches Tausende einzogen, voll Rührung Ave Maria murin stella singend, worauf die Priester die Jungfrau auf den Altar stellten. Es verbrachten nicht viele Tage und schon hatte sie erbarmenswerthe Wunder gewirkt. Der krank war, kam nach Cobre und betete zur Madonna, hatte er den wahren Glauben, so wurde er stets geheilt. Die Könige und Großen von Spanien schickten ihr viele reiche Geschenke und Cobre wurde ein berühmter Ort, welcher von Tage zu Tage so zunahm, daß die kleine Kirche bald zu eng und eine prächtige Kathedrale auf dem Berge sich über den Kupferbergwerken erbaut wurde. Als diese vollendet war, geschah ein neues Mirakel, noch wunderbarer als alle vorhergegangenen. Während die ganze Stadt (denn das Dorf war zur Stadt geworden) Nachts im tiefen Schlafe lag, begannen alle Kirchenglocken von selbst und ohne menschliche Kraft zu läuten und läuteten Stundenlang fort. In den Bergen hörte man Donner wie Kanonenschüsse, am Ufer sah man glänzende Feuerwerke leuchten, besonders über dem Kloster schöne Rosen von blauem Feuer, und unbekannte sanfte Stimmen besangen den Ruhm der Jungfrau. Am nächsten Morgen fand man, daß die Madonna ihrer bisherigen Wohnung müde in die Kathedrale gezogen war und sich dort die schönste Nische als Wohnung ausgesucht hatte. Dort stand sie in die köstlichste Seide gekleidet, eine prachtvolle Goldkrone auf dem Haupte; sie hatte alle die Wunder ihr verliehenen Nacht gewirkt, und um dieß zu beweisen, hielt sie einen von ihr eigenhändig geschriebenen und sauber gefalteten Brief in ihren Rechten. Der Brief war an die Gläubigen zu Cobre gerichtet, und erklärte die Absicht der Jungfrau da zu bleiben wo sie jetzt sey und ferner Wunder zu thun, vorausgesetzt, daß alle Kranken den zehnten Theil ihrer Habe mitbringen würden, um sie in Juwelen und Kleidung zu erhalten und die armen Geistlichen zu unterstützen. Seitdem hat die Madonna Tausenden und aber Tausenden das Leben erhalten, welche nach Cobre kamen, sie anbeteten und den Zehnten entrichteten."

So weit die Erzählung des Mönchs, man ein paar Worte über die Sache, wie sie wirklich sich zugetragen hat. Es ist richtig, daß einst eine junge Nonne verschwunden erhalten oder vielmehr verkleidet in der Höhle gefunden wurde, das kann man noch heute in der Kirche sehen. Diese sonderbare Phänomen erklärt sich aber genügend dadurch, daß man in derselben Höhle jetzt oder zwölf Seeleute und Mönche in demselben Zustande gefunden hat. In den Felsen neben der Höhle sind heiße Quellen, die der Luft in der Höhle merkwürdige verheilende Eigenschaften mittheilen, welche die Körper conservirt haben. Es waren unbezweifelt Schiffbrüchige, wie man aus den besonders liegenden Kisten und Seekarten schließen muß, auch liegt ein alter Schiffscompaß nicht fern davon bald im Sande begraben. Die Mönche von Cuba, die von jeher besonders geschickt waren, ließen die Seetzeichnis nicht einschläfern ein Mirakel zu ziehen, welches ihre Gelüstsen stillen sollte, und die Erfahrung hat bewiesen, daß sie sich nicht getäuscht haben. C. E.

Außerordentliche Schnelligkeit eines Eisenbahnzuges. Am 8 Februar fuhr ein Zug auf der Great Western-Eisenbahn mit der außerordentlichen Schnelligkeit von 72 engl. M. (16 deutsche Meilen) in der Stunde. (Engl. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt: Nr. 2 und Umschlag zum Monat Februar.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 51. 1. März 1847.

Der Ackerbau in Frankreich.

Das Quarterly Review vom December vorigen Jahrs enthält einen Aufsatz über den Ackerbau in Frankreich, aus dem wir das Bedeutendste unsern Lesern um so eher mittheilen, als dieses Blatt mit seinen englisch-torystischen Ansichten von der Nothwendigkeit, große Güter ungetheilt zu erhalten, für die Fehler und Nachtheile des in Frankreich vorherrschenden Theilungssystems ein sehr scharfes Auge hat. Wir enthalten uns, wie billig, über die Vortheile des einen oder des andern Systems ein absprechendes Urtheil fällen zu wollen, und betrachten die Darstellung hauptsächlich nur als einen Beitrag zur Kenntniß des innern Zustandes von Frankreich, der allerdings einem rechtgläubigen englischen Tory und praktischen Kenner eines auf vernünftige Grundsätze gebauten Ackerbaues ein Gräuel seyn muß. Während wir uns indeß alles Urtheils über die Vorzüge der großen Ackerwirthschaft oder der Zertheilung der Güter enthalten, da auf der einen Seite die Zusammenwerfung des Landbesitzes in wenige große Güter die Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes nicht minder unmöglich macht, als die Zwergwirthschaft, wie sie oft aus der zu weit getriebenen Zertheilung der Güter hervorgeht, so finden wir uns auf der andern Seite veranlaßt, einen französischen Schriftsteller hinsichtlich einer sehr ernsten Thatsache anzuführen, derjenigen nämlich, daß der Stand der Ackerbauer in Mißcredit ist. Louis Goffin äußert sich darüber folgendermaßen: „Gegenwärtig beschäftigt man sich viel mit Ackerbauangelegenheiten; wir haben zahlreiche Gesellschaften, die ihre agronomischen Arbeiten in Zeitschriften niederlegen, wir haben eine Menge Gesellschaften, welche die vornehmsten agronomischen Fragen abhandeln, wir haben mehrere Journale, welche bestimmt sind, unter unserm Landvolk was man Aufklärung und gute Methoden nennt zu verbreiten. Aber trotz allen den Reden, Memoiren, Berichten und periodischen Blättern, wenn man die Frage aufstellt: sind unsere Sitten dem Ackerbau günstig, wie sie es seyn sollten, um das Gedeihen des Ackerbaues zu sichern, so muß man, ich sage es mit Bedauern, verneinend antworten. Die Theilung des Grundeigenthums, die Abschaffung der Feudallasten und eine gleichere Vertheilung der Abgaben haben den Ackerbau merklich gehoben; man kann auch nicht läugnen, daß einiges Licht in die Bauernhütte gedrungen ist, aber nur wie ein Sonnenstrahl durch ein Loch in einen geschlossenen Fensterladen dringt, so daß nur ein sehr kleiner Theil des Zimmers erhellt wird, und das Uebrige in der Dunkelheit bleibt, was noch lange nicht genügt. Indeß etwas mehr Einsicht und Sorgfalt im Anbau, Vermehrung der Erzeugnisse, des Wohlstandes, der Bevölkerung und des Werths der Güter, das sind oben so unläugbare als vortheilhafte Resultate. Aber darum ist unser junges Landvolk dem Stand ihrer Väter noch nicht mehr zugethan als sonst, und sobald die jungen Leute etwas Unterricht erhalten haben, entlaufen sie dem Dorfe, um in der Stadt irgend einen Stand zu ergreifen; die Eltern selbst finden dieß auch ganz natürlich, so sehr ist in ihrer eigenen Ansicht der Ackerbau in Mißcredit, und so sehr zeigen sie sich eifersüchtig gegen die Städte, indem sie sich einbilden, daß sie nur für die Trägheit und den Luxus der Städtebürger arbeiten. Das ist gewiß kein normaler Zustand." In England läuft auch das Landvolk in die Städte und will nicht mehr zurück, aber die Ursache ist hier sehr einleuchtend: die zu weit getriebene Güteranhäufung hat den kleinen Bauernstand zerstört und zu bloßen Taglöhnern herabgedrückt, die durch ihre Concurrenz genöthigt sich mit dem schlechtesten Lohn begnügen müssen. Das ist in Frankreich nicht der Fall; dieselbe Erscheinung hat also in beiden Ländern sehr verschiedene Gründe; die Abneigung des Landvolks in Frankreich gegen seine Beschäftigung hat ohne allen Zweifel viel tiefer liegende Gründe, deren Erforschung über unsere Kräfte geht, weßhalb wir und begnügen, diese Abneigung und den Haß des Landvolks gegen die Städter, wie er sich mannichfach in Frankreich ausspricht, als eine Thatsache zu constatiren, die nebenbei auch den Beweis an die Hand gibt, daß das Verderben des französischen Landbaues nicht, wie das Quarterly Review meint, bloß in den Gesetzen über die Vertheilung des Bodens liegt.

Zur Orientirung des Gesichtspunkts, aus welchem das englische Toryjournal die Sache auffaßt, müssen wir noch einen besondern Umstand erwähnen. Solche Artikel sind in den ächten englischen Parteijournalen nie ohne Zweck eingereiht, es ist nicht die eitle Neugierde, einen fremden Zustand näher kennen zu lernen, sondern das Blatt will aus dem Zustand Frankreichs gegen die Androhung ähnlichen Unheils in England remonstriren. Der Artikel steht unmittelbar vor einem andern über Irland, wo das Benehmen der Regierung gegen Irland ziemlich scharf kritisirt, und die Besorgnisse hinsichtlich der zukünftigen Maaßregeln in Irland ausgesprochen werden. Die neuesten Parlamentsintrigen — nicht Debatten, denn die eigentliche Debatte geht hinter den Coulissen vor — geben den Commentar zu diesen Abhandlungen: die Torypartei ahnte und kannte wohl schon die Maaßregeln der Regierung, welche die Stellung der Grundbesitzer zu den Pächtern von Grund aus ändern müssen. In Bezug auf Irland läßt sich nun nichts gegen die

Digitized by Google

Vorschläge der Regierung einwenden, allein die Torypartei sucht sie nichtsdestoweniger zu hintertreiben, nicht wegen Irland, sondern wegen der Rückwirkung auf England. Ist das Princip des feudalen Besitzes in Irland gebrochen, so läßt es sich gewiß nicht lange mehr in England halten. Darum sollte der Angriff auf das Ministerium Russell gemacht und dieses durch ein Ministerium Stanley-Bentinck ersetzt werden. Ihr Wahlspruch ist: jetzt oder nie, denn gehen die ministeriellen Anträge im jetzigen Parlament durch, so ist in dem nächsten noch viel weniger eine Restauration der Torygrundsätze zu hoffen. So viel über den Gesichtspunkt, von dem das Quarterly Review ausgeht.

Das Werk, an welches das genannte Journal seine Bemerkungen anknüpft und aus dem es seine Data entlehnt, ist folgendes: de l'agriculture en France d'après les Documents officiels. Par M. L. Mounier avec des remarques par M. Rubichon. (2 Vol. Paris. 1846.) Das D. R. charakterisirt das Werk in folgender Weise: Hr. Mounier, der Hauptverfasser, oder wir sollten vielmehr sagen Compilator des Werks, ist der Neffe des Hrn. Rubichon, der eine Reihe von Anmerkungen zu dem Text geschrieben hat; beide sind wegen ihrer ultraroyalistischen und carlistischen Ansichten wohl bekannt, und ihr Zweck ist, aus den von der bestehenden Regierung selbst gesammelten und herausgegebenen Documenten den Beweis zu führen, daß der Ackerbau und folglich die innere Wohlfahrt Frankreichs in raschem Verfall sind. Die vorgefaßte Ansicht dieser Herrn gegen alle Resultate der Revolution ist so stark und oft so unvernünftig, daß wir auf ihre individuellen Ansichten, von denen wir in manchen wesentlichen Punkten abweichen, keinen großen Werth legen würden. Diese Ansichten sind aber hier äußerwesentlich, denn der Werth des Werks als einer officiellen Schilderung des Zustandes der Gesellschaft und des Ackerbaues in Frankreich liegt in der wohlgeordneten Zusammenstellung und Uebersicht einer großen Menge statistischer Tabellen, die ursprünglich mit außerordentlicher Sorgfalt und Genauigkeit compilirt und von der Regierung des jetzigen Königs mit anscheinender Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit herausgegeben wurden. Der Umfang dieser Arbeit war ungeheuer. In allen 37,300 Gemeinden Frankreichs wurde ein umständliches Register über alle Verhältnisse des Ackerbaues, über die verschiedenen Arten von Erzeugnissen, die Anzahl des Hausviehs und eine tabellarische Uebersicht des Verbrauchs von den Localbehörden entworfen. Diese wurden nachher gesammelt, classificirt und in einem engern Raum mit größerer Ueberschaulichkeit dargestellt, als es in den ursprünglichen 37,300 Localregistern, woran 100,000 Beamte gearbeitet hatten, der Fall seyn konnte.

Von diesem großen Werk wurden die zwei ersten Bände dem König Ludwig Philipp im J. 1840 überreicht, zwei andere sind seitdem gefolgt, und Hr. Mounier hat daraus eine Reihe der interessantesten Thatsachen, Tabellen und Berichte gezogen, aus denen allen er den Schluß zieht, daß der Ackerbau und folglich die innere Wohlfahrt Frankreichs in der Abnahme sey, und daß, wenn das bestehende Gesetz der gleichen Vertheilung des Erbguts unter den Kindern oder nächsten Verwandten des Erblassers fortdauernd in Kraft bleibt, die ärgste Verwirrung folgen muß. Da die Auseinandersetzung und der Commentar über das officiell bekannt gemachte Werk große Aufmerksamkeit und Beunruhigung unter denkenden Männern und namentlich auch bei dem Könige erweckt haben soll, so glauben wir eine Uebersicht der darin enthaltenen Nachweise und der daraus gezogenen Folgerungen geben zu müssen.

Die Grundlage der Discussion ist: durch die ersten revolutionären Gesetze, welche an die Stelle des alten Regime traten, hatte niemand ein mehr als lebenslängliches Recht an sein Besitzthum, er hatte keine Macht zu schenken oder zu vererben, sondern nach dem Tode trat das Gesetz darwischen und vertheilte das Land zu gleichen Theilen unter seine Kinder oder nächste Verwandte.[1] Sechs Monate vor dem Fall Robespierre's wurde ein seltsames, wahrhaft revolutionäres Amendement zu dem Gesetz erlassen. Dieß gestattete den Grundeigenthümern über einen kleinen Theil ihres Besitzthums zu verfügen, aber nicht zu Gunsten ihrer eigenen Kinder, sondern nur zu Gunsten von Fremden. So scheint das Gesetz geblieben zu seyn, bis das Consulat die revolutionäre Gesetzgebung wieder etwas mäßigte, und im März 1800 die Eltern Erlaubniß erhielten, über einen Theil ihres Vermögens zu Gunsten ihrer Kinder zu verfügen. Dann kam der Code Napoleon, ein Gemisch des alten römischen Rechts, das namentlich im Süden galt, einiger herkömmlichen Provinzialrechte, und der 10,000 gelegentlich losgelassenen Decrete der revolutionären Versammlungen. Aber er wurde von denselben Rechtsgelehrten, die in diesen Versammlungen überwogen hatten, entworfen, und sie scheinen selbst dem richtigern Urtheil Napoleons zu mächtig gewesen seyn, denn sie verweigerten die Beschränkungen gegen Anhäufung des Eigenthums in der Absicht, das Heranwachsen einer neuen Aristokratie unmöglich zu machen. Sie hatten dabei auch einen persönlichen Grund, denn die bedeutendsten von ihnen waren Regierde und wünschten durch die größtmögliche Vertheilung der der Krone, der Kirche und dem Adel entrissenen Güter einen größern Theil des Volks am Widerstand gegen eine Restauration zu betheiligen, welche ihr eigenes Vermögen und ihre Köpfe in Gefahr bringen konnte. Die Abschaffung der Erstgeburt wurde also beibehalten und besteht noch in voller Kraft. Zwischen Grund- und persönlichem Eigenthum wird kein Unterschied gemacht, alles wird unter den Kindern oder nächsten Verwandten gleich vertheilt, und der Testator behält nur die freie Verfügung über Einen Antheil: hat er nur Ein Kind, so kann er über die Hälfte, hat er zwei über ein Drittheil, hat er drei über ein Viertheil verfügen ꝛc. Ueber diesen Punkt hinaus ist die Gewalt der Eltern so beschränkt und so eifersüchtig bewacht, daß sie nicht einmal bei Lebzeiten einem Lieblingskinde eine Schenkung machen können, die mit der spätern Einwirkung des Gesetzes in Conflict käme, und die einzige Bestimmung in der Art seudaler Erbfolge ist eine, wenn wir nicht irren, unter der Restauration erlassene Novelle, kraft deren sie einem Enkel oder Neffen den Antheil geben können, zu dem ein Kind oder Bruder berechtigt gewesen wäre. Als Napoleon sich auf seinem Thron fest fühlte, machte er eine partielle Aenderung des Gesetzes zu Gunsten seines neuen Adels, indem er die Macht ertheilte, Majorate zu gründen; diese ward aber nur in weniger als 300 Fällen in Ausführung gebracht; den allgemeinen Grundsatz, der natürlicherweise und namentlich bei der Partei, auf welche er sich stützte, populär war, wagte er nicht anzutasten. Allerdings gab es manche Leute, denen es

[1] Dieß Gesetz ging im April 1791 nach langen Debatten durch, welche namentlich dadurch beachtenswerth wurden, daß Lallemand von der Tribune eine Rede, welche Mirabeau, der an demselben Morgen starb, hatte halten wollen, verlas. Das Gesetz wurde von Petion und Robespierre unterstützt, denn der Zweck war, wie Mirabeau gestand, „die Art an die Wurzel der Aristokratie zu legen, eines verderblichen Baumes, an dem das Abhauen weniger Zweige nichts gut machen würde."

hart dünkte, daß sie durch das Gesetz verhindert seyn sollten, über selbst erworbenes Eigenthum zu verfügen, und welche das moralische und gesellschaftliche Unheil dieses unfreiwilligen Systems fühlten, aber diese Einwürfe wurden durch den Gedanken, daß alles Eigenthum diesen Beschränkungen unterworfen sey, zum Schweigen gebracht, und so allgemein und anscheinend so bereitwillig war die Zustimmung des französischen Volks in den Grundsatz, daß im J. 1825, dem zehnten Jahr der Restauration, von 7649 Erbläufungen in Paris 6568 Intestaterbfolgen waren und unter den 1081 Testamenten nur 59 waren, in welchen die Testatoren sich der ihnen ertheilten Erlaubniß, über den vorbehaltenen Theil zu Gunsten von Kindern zu testiren, Gebrauch machten; in allen andern Fällen Sediente man sich derselben nur zu Gunsten von Fremden. Man hat dieß als einen Beweis der allgemeinen Popularität des bestehenden Gesetzes betrachtet, und allerdings sieht es auf den ersten Anblick auch so aus, wir zweifeln aber, daß die Wirklichkeit dem Scheine auch so ganz entspricht. Erstens betreffen in Paris Testamente in größerm Verhältniß bloß bewegliche Güter, als auf dem Lande, und es tritt gelegentlich hervor, daß das Verhältniß spezieller Erbzutheilungen im letztern größer ist. Auch zeigt es sich, daß man Schenkungen unter Lebenden denen durch Testament vorzieht, da sie weniger Processen unterworfen sind. Ein noch wichtigerer Beweggrund ist ohne Zweifel der Umstand, daß die Gewalt des Testators so klein ist, daß er es nicht der Mühe werth hält, deßhalb einen gehässigen Unterschied unter seinen Kindern zu machen: nichtsdestoweniger muß die Thatsache selbst als ein Beweis angenommen werden, daß die gesetzliche Theilung auch bei den Eltern populär ist, obgleich wir auf der andern Seite guten Grund zur Vermuthung haben, daß sich in den letzten Jahren eine sehr bedeutende Meinung gegen die zu weit getriebene Vertheilung von Grund und Boden zu bilden beginnt.

Doch wir kommen jetzt zur praktischen Anwendung der Grundsätze des französischen Gesetzes. In den meisten andern Ländern wird ein Unterschied zwischen Grund- und persönlichem Eigenthum gemacht; letzteres kann ohne Nachtheil für irgend jemand getheilt werden, wird aber Grund und Boden nicht in hinlänglich großen Gütern zusammengehalten, die einen regelmäßigen Anbau gestatten, so zerfällt es in kleine Bruchtheile, die keine Anwendung von Capital gestatten, und statt einer Classe wohlhabender Grundeigenthümer, der einzigen soliden Grundlage einer guten Regierung und nationalen Wohlfahrt, entsteht ein Geschlecht von armen Grundbesitzern, die hinsichtlich ihres Vermögens, ihrer Sittlichkeit und ihrer Bedeutung wenig mehr werth sind, als die Bevölker der elenden Schuppen, welche die Umgegend unserer überwuchernden Städte beschmutzen. Burke, und überhaupt alle Engländer, welche die Sache näher übertegten, betrachteten sie von Anfang an als ein Experiment von entsetzlichen Folgen. „Wenn dieß Gesetz," sagt Malthus, „in Kraft bleibt, und keine Mittel sich finden, es zu umgehen, so ist alter Grund zu vermuthen, daß das Land nach Ablauf eines Jahrhunderts eben so sehr durch Armuth als durch Vermögensgleichheit sich auszeichnen wird. Es wird keine Reiche mehr geben, als die, welche Besoldungen vom Staate erhalten."

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem modernen Leben in Aegypten.

1. Vorbereitungen zur Wasserfahrt. — Die Nilbarke.

Das Boot das mich nach Damiette brachte, enthielt auch den ganzen Hausstand, den ich zu Caire während der acht Monate meines Aufenthalts um mich gesammelt hatte, und zwar die gelbfarbige Sklavin welche mit Abdel-Kerim verkaufte, den grünen Koffer, der die Sachen enthielt, welche letzterer ihr überlassen: einen andern, mit denen angefüllt, welche ich hinzugefügt hatte; ein dritter enthielt meine fränkische Kleidung — die ich so anfah, wie jener Kaiser das Hirtengewand, das er aufbewahrt hatte, um sich seinen frühern Stand ins Gedächtniß zu rufen — kam alle die Geräthschaften, womit ich meine Wohnung im koptischen Quartier ausstatten mußte, und die in Krügen und Gefäßen zum Abkühlen des Wassers, in Tabaksspeisen und Narghilés, in Matrazen von Baumwolle und in einer Art Käfig von Flechtwerk aus Palmstäben bestanden, die bald als Divan, Bett oder Tisch dienten, und die überdieß auf der Reise den Vortheil gewährten, das verschiedene Geflügel aus Hühnerhof und Taubenschlag aufnehmen zu können.

Der meiner Abreise veränderte sich mich bei Mme. Bonhomme, dieser blonden und schönen Vorsehung des Reisenden. — Ach, sagte ich mir selber, lange Zeit werd' ich nun nur farbige Gesichter erblicken; ich gehe der Pest entgegen, welche im Nildelta herrscht, den Stürmen des syrischen Golfs, den ich auf schwacher Barke durchschiffen muß — und in ihrem Anblick wird mich gleichsam das Vaterland zum letztenmal anlächeln. Mme. Bonhomme gehört zu diesem Typus blonder Schönheiten aus dem Süden, welche Gozzi in den Venetianerinnen feierte, und die Petrarca zu Ehren der provençalischen Frauen besungen hat. Es scheint, daß diese lieblichen Anomalien der Nähe des Alpenlandes das gekräuselte Gold ihrer Haare verdanken, während ihr schwarzes Auge sich an der Gluth des mittelländischen Meerstrandes entzündet hat. Mir war eine andere Frau zur Seite, mit Haaren, schwarz wie Ebenholz, mit einem strengen Gesichte wie aus dunkelfarbigem Marmor gehauen, und dem ernsten Ausdrucke vergelbter asiatischer Götzenbilder, deren Anmuth sogar in ihrer Umgebung und Wildheit, wenn diese beiden Worte vereinbar sind, an die Fröhlichkeit eines eingefperrten Thieres erinnerte.

Mme. Bonhomme hatte mich in ihr Magazin geführt, das mit Reisegeräthschaften angefüllt war, und ich hörte sie mit Bewunderung alle die Kleinigkeiten anpreisen, die einem Engländer mitten in der Wüste alle Comforts des saßionablen Lebens bieten. Sie erklärte mir, wie man am Fuß einer Palme, oder eines Obelisken vollkommene Gemächer für Herrn und Diener mit Geräth und Küche aufstellen, und alles das auf dem Rücken der Kamele weiter schaffen könne; wie man europäische Mahlzeiten geben könne, wobei es weder an Ragouts noch an frischem Gemüse fehlt, und zwar alles, dank den Conserven, die oft von großem Nutzen sind.

Ach! sagte ich zu ihr: ich bin so vollkommen zum Beduinen (ber umherschenden Araber) geworden daß ich mit großem Appetit gerösteten Durrah, gebratene Datteln und geräucherte Heuschrecken esse .... und ich weiß sogar, wie man sich in der Wüste ein gekochtes Huhn verschaffen kann, ohne daß man sich die Mühe gibt, es zu rupfen.

Ich wußte nichts von dieser Verfeinerung, sagte Mme. Bonhomme.

Hier ist, erwiederte ich, das Recept, das mir von einem sehr erfindungsreichen Renegaten überliefert wurde, der es im Hedschas anwenden sah. Man nimmt ein Huhn . . und dann zündet man ein Feuer an, zwischen zwei Steinen; man verschafft sich Wasser . . . .

Das sind schon sehr viele Dinge!

Aber die Natur liefert sie. Wenn man auch nur Meerwasser hätte, so wäre es doch ganz dasselbe, und man würde noch das Salz ersparen.

Aber worin das Huhn legen?

O! das ist das scharfsinnigste. Man gießt Wasser in den feinen Wüstensand, den ebenfalls die Natur bereitet, und es bildet sich ein feiner, ganz zu der Bereitung geeigneter Lehm. Daraus wird nun eine dicke Kugel gebildet, welche das Geflügel nach allen Seiten einschließt. Diese legt man über das Feuer und wendet sie von Zeit zu Zeit um. Sobald die Kruste gehörig erhärtet ist und eine dunkle Farbe annimmt, muß sie vom Feuer entfernt werden, denn das Geflügel ist gar gekocht.

Und ist das Alles?

Noch nicht, die Kugel von gebrannter Erde wird nun zerbrochen, und die Federn des Vogels, bleiben daran hängen und lösen sich mit den Bruchstücken dieser impreviirten Bratpfanne ab.

Digitized by Google

Aber das ist die Mahlzeit eines Wilden?

Nein, es ist nur ein Huhn im Dampf gekocht!

Mdme. Bonbomme sah wohl ein, daß mit solch kundigem Reisenden nichts anzufangen sey, und stellte deßhalb alle blechenen Kochgeschirre, die Zelte, Polster und Betten von Kautschuk bei Seite, die alle mit dem improved patent of London gestempelt waren.

Indeß, sagte ich ihr, möchte ich doch etwas finden, was mir nützlich wäre.

Sehen Sie hier, sagte Mdme. Bonhomme, ich weiß gewiß, daß Sie vergessen haben, eine Fahne zu kaufen, die Ihnen so nöthig ist.

Aber ich ziehe ja nicht in den Krieg!

Sie fahren den Nil hinab, ... und deßhalb ist Ihnen eine dreifarbige Fahne nöthig, um sie am Hintertheil der Barke aufzupflanzen, um dadurch die Fellahs im Respect zu halten. Und sie zeigte mir, längs der Mauer ihres Waarenlagers die Flaggen aller seefahrenden Nationen. Sie können wählen; man ist nicht genöthigt gerade seine eigene Nation anzugeben. Deßhalb wählten diese Herren gewöhnlich die englische Flagge zu größerer Sicherheit.

O! Madame! sagte ich, ich bin keiner von diesen Herrn da.

Ich hatt' es mir wohl gedacht, sagte sie. Nun glaub' ich gerne, daß es nicht gerade leute aus der Pariserwelt seyen, welche die engl'schen Farben auf dem alten Nil spazieren führen, worin sich die Fahne der Republik spiegelte. Die Legitimisten auf ihrer Pilgerschaft nach Jerusalem wählen freilich die sardinischen Farben, was übrigens ganz angemessen ist.

2. Ein Familienfest.

Wir schiffen uns im Hafen von Bulac ein, der Palast eines Mameluken Bey, jetzt zur polytechnischen Schule geworden, die weiße Moschee daneben, die Kustagen der Töchter welche am Strande die Gefäße von porösem Thon aufstellen, welche zu Theben verfertigt werden, und die man zu Wasser vom obern Nil herbringt, die Zimmerplätze, welche noch weithin das rechte Flußufer einfassen, all dieses verschwindet in wenig Minuten. Wir fahren an einer aufgeschwemmten Insel zwischen Bulac und Embabeh hin, an deren sandigem Ufer bald das Vorderthier unseres Fahrzeuges aufstößt; die beiden lateinischen Segel der Barke erheben ohne den Wind zu fangen: — Battal! Battal! ruft der Reis, das heißt: Schlimm! Schlimm! Es gabt wahrscheinlich dem Wind. In der That warfen uns die röthlichen Wogen vom Gegenwinde getrieben ihren Schaum ins Gesicht, und nahmen den bläulichen Wiederschein des Himmels an.

Die Männer liefen ans Land, um die Barke fertt zu machen und zu wenden. Dann beginnt einer der Gesänge, womit ägyptische Matrosen jegliche Arbeit begleiten, und deren Eintönigkeit unabänderlich Mißen ist! Während fünf oder sechs Büsche, in einem Augenblick ihrer blauen Gewänder entkleidet, und Korentinischen Erzbildern gleich, mit den Beinen tief im Schlamme in dieser Arbeit wetteifern, sitzt der Reis wie ein Pascha am Vorderbrett, und raucht sein Nargbile mit gleichgültiger Miene. Eine Viertelstunde später stehen wir nach Bulac zurück, während das Fahrzeug fest auf der Seite liegt.

Wir waren kaum zweihundert Schritte im Flußbett weiter gekommen; die Barke mußte gewendet werden, die diesmal im Schilf stecken blieb, um neuerdings an der Sandinsel aufzufahren: Battal! Battal! sagte der Reis von Zeit zu Zeit. Ich erkannte zu meiner Rechten die Gärten der reizenden Villen wieder, welche die Allee vor Schubrah einfassen; die ungeheuren Sycomoren, die sie bilden, wiederhallten von dem eitrigen Gesang der Wachteln, das bieweilen das drehende Geschrei des Hühnerfalken unterbricht.

Uebrigens niegend ein Leben, kein Ibis, nicht ein Zug der Localfarbe alter Zeit; nur hier und da große Büffel, die sich ins Wasser tauchten, und Pharaonshühne, eine Art kleiner Fasanen, mit goldenem Gefieder, die über dem Orangewäldchen und den Bananen der Gärten umherflatterten.

Der Abend war gekommen, die Sonnenscheibe sank hinter der letzten, wenig unterbrochenen Linie der libischen Gebirge nieder, und plötzlich ging die ganze Natur um uns her von der violetten Schattirung der Dämmerung in die bläuliche Finsterniß der Nacht über. Ich wurde von ferne die Lichter eines Kaffeehauses gewahr, die in ihren durchsichtigen Oelgefäßen schwammen; der schwelende Ton des Nay und Rebab begleitete die so bekannte ägyptische Melodie: Ya leyly! (O Nächte!)

Andere Stimmen bildeten die Antwort auf den ersten Vers: „O Nächte der Freude!“ Es wurde das Glück der Freunde besungen, die sich zusammenfanden, Liebe und Sehnsucht, diese göttlichen Flammen, die glühenden Strahlen des reinen Lichtes das nur im Himmel ist; — Ahmed wurde angerufen, der Kuderwählte, das Haupt der Apostel — und Kinderstimmen wiederholten im Chore die Gegenstrophe dieses sinnlichen und sinnlichen Liedes, die den Segen des Herrn über die nächtlichen Freuden der Ehe anriefen. Ich sah wohl, daß es sich um ein Familienfest handelte. Das fremdartige Glucksen der Fellahweiber folgten dem Ton der Kinderstimmen, der eben so gut einer Leichenfeier, als einer Hochzeit gelten konnte; denn in allen Feierlichkeiten der Aegypter erkennt man diese Mischung von klagender Freude, der einer Klage von Jubelruf unterbrochen, welche schon in der alten Welt alle Handlungen ihres Lebens begleiteten.

Der Reis hatte unsere Barke an einen Pfahl im Saude anbinden lassen und machte sich zum Ruhetagen bereit. Ich fragte ihn ob wir in dem Dorfe vor uns kurze Zeit anhalten sollten, und er erwiederte, daß wir die Nacht da zubringen und selbst den folgenden Tag die drei Uhr verweilen würden, als dem Augenblick, wo der Südwestwind anhebt (wir befanden uns in der Zeit des Meussens).

Ich hatte geglaubt sagte ich ihm, daß man die Barke an der Leine fortziehen würde, wenn der Wind ungünstig wäre. — Das, erwiederte er, ist nicht in unserem Vertrag.

Wir hatten in der That, vor der Abreise eine Schrift vor dem Kadi aufgesetzt, aber diese Leute ungeschicklich nur hineingeschrieben, was ihnen taugte. Uebrigens drängt es mich niemals weiter zu kommen, und dieser Umstand, der einen englischen Reisenden in Wuth versetzt hätte, gab mir nun neue Gelegenheit den alten, so wenig bekannten Nilarm zu studiren, der sich vom Caire nach Damiette erstreckt.

Der Reis, der sich auf heftige Gänsereise gefaßt machte, bewunderte meine Heiterkeit. Das Schleppen der Barken ist übrigens festspielig genug — denn außer einer größern Anzahl von Matrosen auf den Beeten erfordert es den Beistand einiger Männer, die am Ufer aufgestellt sich von Dorf zu Dorf ablösen. Eine Barke enthält zwei Gemächer, die innen hübsch bemalt und vergoldet sind, mit vergitterten Fenstern nach dem Flusse zu, welche die Doppellandschaft der Ufer lieblich einfassen; Blumenkörbe, reiche Arabesken verzieren die Wände; zwei bölyerne Kisten sind an den Seiten der Gemächer angebracht, worauf man des Tages mit verschränkten Beinen sitzt, während sie des Nachts mit Matten oder Kissen bedeckt, zur Schlafstelle dienen. Gewöhnlich ist das erste Gemach zum Divan bestimmt, das andere zum Harem. Das Ganze kann gut verschlossen und verriegelt werden, ausgenommen gegen die Nitraten, deren Gesellschaft man sich nothgedrungen muß gefallen lassen. Moskites und andere Insecten sind auch unangenehmere Begleiter, aber man weicht Nachts ihren persönlichen Liebkosungen durch weite Hemden aus, die um den Hals wie ein Sack zugezogen werden, und auch den Kopf mit einem verpesten Flerschtuch umhüllen, der den Athem durchaus nicht hemmt.

Es schien, daß wir die Nacht auf der Barke zubringen sollten, und ich bereitete mich schon dazu, als der Reis, der uns Land gezogen war, feierlich bei mir einkrat, und mich einlud, ihn zu begleiten. Ich hatte einiges Bedenken, die Sklavin zurücklassen, aber er forderte mich selber auf, sie mitzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Dem brittischen Institut wurden über 1000 Gemälde englischer Maler eingeschickt, und davon 550 an den Wänden aufgehängt, die Liter. Gaz. (13 Februar) behauptet aber selbst, daß darunter höchstens fünf Procent oder etwa 25 Stücke etwas taugten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 52. 2. März 1847.

Walachischer Brauch.

(Mitgetheilt durch Arthur Schott.)

Wenn die alles verschleiernde Zeit ihn nicht, wie so manches andere in der Welt indessen beseitigt hat, so herrscht auch jetzt noch in London der althergekommliche Brauch der Schornsteinfeger, welche am 1 Mai einen Aufzug in der brittischen Hauptstadt halten. Dabei sind dann der Mailord, die Maidame am Arm, in maskenhaftem Anzug zu sehen. Besonders aber erscheint dabei eine komische Figur, welche den Namen „Jack in the green" (Hansl im Grünen) führt. Dieser steckt nämlich in einem zuckerhutförmigen Weidengeflechte, welches gänzlich mit Laub- und Blumenwerk bedeckt ist. Während nun die in der grünen Hülle steckende Puppe tanzt, sich dreht und sonderbare Sprünge macht, belustigen sich die Zuschauer aufs beste und sind gern dabei bereit milde Spenden zu ertheilen.

Etwas ähnliches bekam ich einmal im vorigen Jahr auf einem walachischen Dorfe am Gebirge nächst der Donau zu sehen. Es war damals eben zu einer heißen und trockenen Jahreszeit, und alles schmachtete nach Regen, Flur und Wald, Feld und Wiese. Wir waren eben vom Tisch in der ländlichen Wohnung eines Dorfnotars aufgestanden, als sich ein Zug junger Burschе beim Schall des unerläßlichen Dudelsacks vor dem Fenster aufstellte und um einen ebenfalls wie Jack in the green ganz in Gewinde von Attich (Epyichholunder, Sambucus ebulus L. Vermummten Runde machten. Die Stengel der Pflanze waren an dichtem Flechtwerk alle so abwärts gerichtet, daß das Wasser welches unter großem Jubel und zur Beiustigung sämmtlicher Zuschauer zu öfteren Malen über diesen dakoromanischen Jack gegossen wurde, immer ganz ablief, ohne ihn selbst nur im mindesten zu netzen. Während sich dieser nun plump und täppisch wie ein Bär zum Tanz links und rechts drehte, ging irgend einer des Zugs herum, um gefällige kleine Gaben einzusammeln. Zweck und Bedeutung dieses sonderbaren Aufzugs sind, einem alten Brauch nachzukommen, welcher bei anhaltender Dürre diese Art Bitte um Regen erheischt.

Ob ebenbezeichnete Attichpflanze auch hier wieder mythische Bedeutung habe, konnte ich nicht erfahren, wäre aber fast geneigt, es zu glauben, da sie bei den Walachen überhaupt der Göttin Sina (Dina, Diana) geweiht zu sein scheint. Ich verweise hier auf Walachische Märchen von Gebr. Schott. Stuttgart bei Cotta 1845 (Seite 296). Diana Lucina als Göttin des Monds war thauspendend, überhaupt durch Feuchtigkeit erweichend, es wurde ihr also auch die Kraft zugemuthet, Regen zu machen. Der Einfluß des Mondlichtes auf die Witterung ist ja anerkannt, wenn auch von Skeptikern bestritten.

Wenn Frau Holle, Holde (Hulda) in deutschen Mythen gleichbedeutend mit jener Göttin angenommen wird, so ist kaum zu wundern, wenn ihnen beiden ein und dieselbe Pflanze geweiht war. Daß letzteres eben auch bei den Deutschen der Fall war, bezeugen außer vielen Erzählungen und Gebräuchen auch der Name Holder, Holler, Hollunder, welchen die gräko-latinische Mythe auch ihrer Diana zugetheilt zu haben scheint. Hieher dürfte vielleicht einige Aufmerksamkeit darauf verwendet werden, daß der Hollunder im Griechischen ἔλεφ heißt, ein Gewächs feuchter Gründe ist, und daß eben Aktäon, als er die Göttin im Bade belauschte, beim Wasser verwandelt wurde.

Der Ackerbau in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die officiellen Nachforschungen bezeugen die allmähliche Erfüllung dieser Prophezeihungen, wie die folgenden Angaben zur Genüge zeigen werden. Die Oberfläche von Frankreich beträgt mit Ausnahme von Corsica, was wir ganz aus dem Spiel lassen, 51,893,864 Hectaren, wovon wir 3,193,864 für Straßen, Flüsse, Seen, Staatswaldungen und Staatsgüter abrechnen können, so daß 48,700,000 Hectaren übrig bleiben, somit nicht vollkommen 1½ Hectaren auf den Kopf kommen. Aus den statistischen Documenten ergibt sich nun, daß am 1 Sept. 1834 nicht weniger als 123,360,338 verschiedene Antheile (parcelles) in die Katasterregister eingezeichnet waren. Dabei ist indeß zu erwägen, daß Wohnhäuser und andere Gebäude, von denen über 100 auf Einem Hectar stehen können, jedes mindestens als Ein Antheil gerechnet sind, und da man deren 7 Mill. und mit ihren Unterabtheilungen wohl 13 Mill. zählt, so bleiben nur 110 Mill. Antheile übrig, von denen freilich viele einst getheilt waren und auf allerlei Wegen wieder in Einer Hand vereint wurden; es handelt sich also nicht darum, wie viel es Antheile, sondern wie viel es Besitzer sind. Das läßt sich aber durchaus nicht mit Genauigkeit bestimmen, und nur annähernd schätzen.

Im Jahr 1834 waren 10,834,794 Personen der Grundsteuer unterworfen als Eigenthümer irgend einer Anzahl Parcellen innerhalb Einer Gemeinde. Dieß reducirt mit Einemmal die Zahl der Eigenthümer auf ein Zehntel der Zahl der Parcellen, und da dieselben Personen in mehr als Einer Gemeinde Eigenthum besitzen können, und die meisten Wohlhabenden wirklich auch besitzen, so sagt Mounier, „sind diejenigen, welche den

Digitized by Google

Gegenstand näher untersucht haben, auf den Schluß gekommen, daß es etwa sechsthalb Millionen (5,446,763) Eigenthümer-Familien gibt. Wir finden in der Tabelle der Gemeindesteuern, daß nicht weniger als 5,163,000 Personen zu weniger als 5 Franken angesetzt sind, und da der Durchschnitt der Grundsteuer für ganz Frankreich $2\frac{1}{2}$ Fr. vom Hectar ist, so haben wir über 5 Mill. Eigenthümer, deren durchschnittlicher Besitz unter 2 Hectaren ist, und die große Mehrzahl hat natürlich noch weit weniger. Sodann gibt es 3,300,000 andere Eigenthümer in den Gemeinden, deren Steuern anzeigen, daß sie unter 4 Hectaren besitzen. Diese Berechnung der Anzahl der Eigenthümer ist kaum übertrieben, und man darf sich dann auch über die Folgen nicht wundern. Aus den officiellen Berichten ergibt sich, daß das gesammte Grundeigenthum (immeubles) in Frankreich auf 39,515 Mill. angeschlagen ist, und das jährliche Einkommen auf 1580 oder 4 Procent, so daß das durchschnittliche Einkommen von $5\frac{1}{2}$ Mill. Eigenthümern 287 Fr. wäre. Dieser Durchschnitt aber, so niedrig er auch ist, gibt noch eine viel günstigere Ansicht von der Sache, als die nachstehende umständlichere Schätzung der verschiedenen Classen von Einkommen, die sich in folgender Weise darstellen.

2,602,705	Familien haben ein Einkommen von weniger als	50	Fr.
873,997	„ „ „	100	„
737,126	„ „ „	200	„
369,603	„ „ „	300	„
342,082	„ „ „	500	„
276,615	„ „ „	1000	„
170,579	„ „ „	2000	„
23,777	„ „ „	5000	„
16,598	„ „ „	10,000	„
6,681	Familien, deren Einkommen größer ist als	10,000	„
5,446,763 [1]			

Leider ist diese Berechnung nicht weiter fortgeführt, so wünschenswerth es auch wäre, eine, wenn auch nur annähernde Classification der 6681 Eigenthümer von mehr als 10,000 Fr. Einkommen zu besitzen. Wir lesen gelegentlich von großen Grundeigenthümern, und es wäre interessant, etwas genaueres über ihre Zahl und Besitzstand zu wissen, über die Art, wie sie die Wirkungen des Code Napoleon überstanden, ob eine Aussicht vorhanden ist, daß sie sich ferner noch erhalten oder daß ähnliche Anhäufungen von Vermögen anderswo entstehen; ohne diese nähern Angaben sind die Ansichten von dem Zustand und dem Einfluß des Grundeigenthums in Frankreich sehr unvollständig.

Wir finden indeß aus andern Documenten, daß von den 13,000 höchst besteuerten Eigenthümern das durchschnittliche Einkommen 17,266 Fr. ist, und da von diesen nahe an 4000 weniger als 10,000 Fr. haben, so finden sich wahrscheinlich in der höhern Classe einige sehr bedeutende Vermögen [1], welche diese Durchschnittseinnahme herbeiführen. Wie dem aber auch seyn mag, es ist augenscheinlich, daß unter der unabhängigen Einwirkung des Gesetzes diese zehntausend Besitzer eines Einkommens von 17,260 binnen einem ziemlich kurzen Zeitverlauf zu 30,000 Besitzern von 5750 Fr. Einkommen geworden seyn werden, und obwohl ein gegentheiliger Proceß der Anhäufung durch Heirath, Kauf und Collateralerbschaft stattfindet, so ist dieser doch bei weitem nicht im Stande, den Strom der Theilung zu hemmen. Die Wirkungen des Anhäufungsprocesses durch Heirathen, Kauf oder Verwandtschaft sollten in der Nachbarschaft am häufigsten und stärksten seyn, wir finden aber, daß die Zahl der Steueransätze in den Gemeinden in den zehn Jahren von 1826 bis 1835 um 60,000, also jährlich um 6000 gewachsen ist, und daß die Vertheilung auf eine beunruhigende Weise fortschreitet, ergibt sich aus dem Umstand, daß während die Zunahme in den vorhergehenden 10 Jahren nur 2 Procent betragen hatte, sie im nächsten Jahrzehend 6 Procent betrug. Diese Zunahme der Zahl der Antheile schließt nothwendig eine allgemeine Verminderung der Größe derselben ein, und ein anderes Document beweist, daß diese Theilung am stärksten bei den großen Gütern sich zeigte; in den zehn Jahren stieg die Zahl der Besitzthümer, welche weniger als 20 Fr. Steuer zahlen, um ein Neuntel, während alle höhern Classen um ein Drittheil abnahmen.

Ein anderer Beweis der fortschreitenden Zerstückelung ist folgender: das Grundeigenthum in Frankreich ist, wie wir oben erwähnt haben, geschätzt auf 39,515 Mill. Fr., und da über alle Eigenthumsveränderungen Register geführt und eine gewisse nach dem Werth sich richtende Abgabe gezahlt wird, so ergibt sich aus den officiellen Registern, daß in den Jahren 1826 bis 1835 23,350 Mill. an Werth oder 39 Proc. die Besitzer gewechselt haben. Dieser ganze ungeheure Wechsel ist nicht dem Gesetz allein zuzuschreiben, denn durch den Lauf der Natur ergaben sich in solcher Zeit von selbst eine Menge Aenderungen, allein das Gesetz hatte lange vorher das Gebiet in so viel kleine Theile zerschnitten, daß solche Aenderungen erleichtert und nothwendig gemacht wurden. Etwa 40 Proc. dieser Veränderungen waren Erbschaften, 50 waren Verkäufe, Vertauschungen, Gant u. s. w., etwa 10 Proc. Geschenke. Diese letztere Art von Besitzwechsel war nur eine andere Form von Ausführung oder Umgehung der Erbschaftsgesetze, welche also die Hälfte des Besitzwechsels herbeiführt. Die andere Hälfte, welche durch Ver-

[1] Hr. Lullin de Chateauvieux, den die HH. Monnier und Rubichon als einen durch Erfahrung, Einsicht und Genauigkeit bekannten Mann schildern, hat eine Berechnung über die wahrscheinliche Zahl der Grundeigenthum besitzenden Familien gemacht, die im Ganzen abweicht, aber in dem allgemeinen Ergebniß über die ungeheure Zahl mit Armuth der kleinen Grundeigenthümer völlig übereinstimmt. Er berechnet die proportion Oberländischer Kantreichs auf 46 Mill. Hectaren, und die Zahl der Eigenthum besitzenden Familien auf 4,800,000, die er thatsächlich ihres Besitzthums folgendermaßen eintheilt.

Familien	Hectaren
5000	355
15,000	180
67,000	84
110,000	56
220,000	35
480,000	14
3,900 000	3,64
4,800,000	46,000,000

3,900,000 Familien mit einem durchschnittlichen Besitz von 3,64 Hectar stimmt ziemlich mit der obigen Berechnung zusammen, welche 4 Millionen mit einem jährlichen Einkommen unter 200 Fr. einnimmt. Wie vermuthen, daß Monniers Berechnung auf den Katasterwerth gegründet ist, den man um ein Drittheil niedriger als den wirklichen Werth anschlagen kann.

[1] Als die zwei größten Landbesitzer in Frankreich werden gewöhnlich genannt Hr. d'Aligre, der einer alten parlamentarischen Familie (familie de robe) angehört, und Hr. Roy, lange Zeit Minister der Finanzen, der jedoch sein Vermögen lange vorher erwarb, ehe er Minister wurde; man schätzt die Einkommen auf 1,000,000 bis 1,250,000 Fr. jährlich, und wenn beide, wie wir gehört, nur Ein Kind haben, so mag ihr Vermögen noch für eine Generation länger beisammen und noch mehrere Generationen beträchtlich bleiben. Hr. Roy gilt nach dem König für den größten Waldbesitzer in Frankreich, und in der That beruhen alle großen Güter aus Wäldern, welche dem Zerstückungskosten den größten praktischen Widerstand entgegensetzen.

Digitized by Google

käufe u. s. w. herbeigeführt wurden, betrachten Mounier und Rubichon als das schlimmste Zeichen, da diese Art von Besitzwechsel von der Noth der ackerbauenden Classe zeugt, die sich widerstrebend zu solchen Opfern gezwungen sieht.

Noch läßt sich die Sache aus andern Grundlagen berechnen. In Frankreich werden alle diese Eigenthumswechsel von Notarien vollzogen, und aus einem Bericht des Justizministers vom J. 1842 ergibt sich, daß vom J. 1840 die ungeheure Zahl von 3,600,000 Notariatsakten vollzogen wurden, also Eine auf je zehn Köpfe, im Durchschnitt zwei Familien, ein Beweis, nicht bloß von starkem Wechsel, sondern auch von unmäßigen Gerichtsporteln, ein wichtiger Punkt, auf den wir gelegentlich zurückkommen werden. Das allgemeine Resultat dieser verschiedenen Berechnungen ist, daß von 35 Mill. Seelen in Frankreich, die etwas über 7 Millionen Familien bilden, 27 bis 28 Mill. oder 3,500,000 Familien Landeigenthum haben. Wir wollen nun sehen, ob diese agrarische Vertheilung des Grundeigenthums, diese Zerstückelung des Gebiets für den Staat oder auch nur für die Wohlfahrt derjenigen gedeihlich ist, zu deren Gunsten sie eingeführt scheint. Wir beginnen mit dem letztern Punkte, zu dem der erstere nur als Corollar zu betrachten ist.

Daß das System populär ist, daran kann kein Zweifel seyn, schon darum weil es drei Viertheile der ganzen Bevölkerung, die sonst bloße Taglöhner gewesen wären zu unabhängigen Grundeigenthümern und Bearbeitern ihres eigenen Bodens macht. In der Theorie steht dieß — moralisch und politisch betrachtet, ganz vortrefflich aus, es hebt den Geist und Charakter, spornt die Kräfte des Einzelnen, während es dem Staat die richtige Garantie zu geben scheint, die große Mehrzahl seiner Unterthanen bei der Stabilität der Regierung zu interessiren. Aber die Erfahrung bestätigt den Grundsatz: corruptio optimi pessima, dieß System so schön dem äußern Ansehen nach und so vortrefflich innerhalb gewisser Gränzen, wird ganz zum Gegentheil, wenn es zu weit, ja wenn es nur so weit getrieben wird, als jetzt schon in Frankreich geschehen ist. Unter den guten Folgen zeigen sich auch schlimme; es muß ein kleinliges Streben abstumpfen, denn mancher wird nicht nach der Erwerbung von Eigenthum streben, über das er dem unerbittlichen Gesetz zu Folge nicht verfügen darf; mancher wird nicht sehr geneigt seyn, zerstreutes Besitzthum zu vereinigen, wenn er weiß, daß das unerbittliche Gesetz nach seinem Tode es wieder zerreißt. Mit Ausnahme der thätigsten und unternehmendsten Köpfe werden die meisten geneigt seyn, ihre Bedürfnisse und Wünsche auf das zu beschränken, was ihr Stück Land liefern kann, und sie werden wie die englischen Häuslер zu einer bloß thierischen Existenz herabsinken. Wir geben dieß nicht als eine Beschreibung des wirklichen Zustandes von Frankreich, denn das Unheil ist erst im Gang, sondern als die Tendenz des Systems, und einige Proben beginnen sich bereits zu zeigen. Auch die Wirkung auf die häuslichen Gewohnheiten ist nicht vortheilhaft; auf der einen Seite Kinder, die von ihren Eltern unabhängig, und auf deren Tod mit der sichern Aussicht auf eine Erbschaft warten, die vielleicht, ehe sie ihnen zufällt, verviehlt wird, auf der andern Seite Eltern, denen alle Gewalt fehlt, den Pflichteifer des einen Kindes zu belohnen oder das Mißverhalten des andern zu strafen; dazu kommt noch, wie bekannter wird, als immer mehr herrschend werdender Zug in dem moralischen Zustand Frankreichs, nie endende häusliche Zwistigkeiten und selbst Processe, zu welchen diese Eigenthumsvertheilungen häufig Anlaß geben — alles dieß sind keine Elemente häuslicher Zucht und häuslichen Wohlstandes. Was die höhere politische Stabilität betrifft, so ist das Beispiel von Frankreich übel gewählt; allerdings ist der Landbesitz ein großes Beschwichtigungsmittel, aber so vertheilt, wie er es in Frankreich ist, erzeugt er eher unter den reichern Classen Gleichgültigkeit und Unterwürfigkeit unter jede Regierung, die ihnen ihre Rechtsansprüche sichert, und in dem zahlreichern und mächtigern Theil der armen Grundbesitzer ein starkes Gelüste nach neuer Vertheilung. Dieß führt uns zu der andern Frage, ob die Lage der Ackerbauer wirklich verbessert wurde?

(Fortsetzung folgt.)

Die Petersburger Central-Irrenanstalt

war früher in der Stadt locirt, seit mehreren Jahren aber schon befindet sie sich außerhalb in einer nahen schönen Landumgebung, unter der Oberverwaltung des Dr. Herzog, dem sie wesentlich ihre heutige treffliche Organisation verdankt. Jüngst veröffentlichte er seinen Bericht über die fünf letzten Jahre seiner Verwaltung, dem ich nachstehende Data von allgemeinem Interesse entnehme. „Während der Jahre 1840—45 wurden 516 Geisteskranke beiderlei Geschlechts in ihr aufgenommen, von dieser Zahl 329 entlassen — 178 starben. Bei den durch körperliche Ursachen veranlaßten psychischen Leiden stellten Lungenverletzungen eine Hauptrolle, veranlaßt durch local-klimatische Verhältnisse. Das Lebensalter zwischen 20—40 Jahren war bei diesen Kranken das gefährlichste, jedoch immer in viel höherm Grade bei dem weiblichen, als bei dem männlichen Geschlechte. Das Jugend- und Greisesalter wies in beiden Geschlechtern die kleinste Zahl Kranker auf; die höhern Gesellschaftsclassen ergaben vor den mittlern und untern bei weitem die stärkste Zahl von Irren (226). In ihr war die Zahl der Männer immer weit größer denn die der Frauen. Von der Zahl der irren Gelehrten war die der Mathematiker und Ingenieure immer am größten. Im Lehrfach überwog die Zahl der irren Erzieherinnen und Gouvernanten die der Erzieher und Lehrer. Die Zahl der irren Unverehelichten war viel stärker denn die der Verehelichten. Von der Zahl der in der Anstalt gehaltenen Irren ward die Mehrzahl in wenigen Monaten oder nach einem Jahre als genesen entlassen; die die länger verblieben, konnten erst nach vielen Jahren oder gar nicht als Genesalcentren entlassen werden. In der Zahl der Baldgenesenden überwog das weibliche Geschlecht immer das männliche. Die Krankheit äußerte sich entweder in totaler oder partieller Verrücktheit, mit oder ohne Raserei die von der letztern ergriffenen genasen nur langsam, oft gar nicht. Die Zahl der durch körperliche Uebel zum Irsinn gebrachten war größer, denn die durch psychische. Unter den letztern spielen Nahrungssorgen und Subsistenzmangel eine Hauptrolle, nicht so sehr bei dem untern Volke, wie in der Gewerbs- und subalternen Beamtenclasse. Letztere können nicht zu den Reuevollen ihrer Irrsinn greifen, welche dem Pöbel freistehen."

Lange bestand für Geisteskranke im großen weiten russischen Reiche nur die beregte Central-Irrenanstalt. In neuerer Zeit sind ihrer auch in einigen größern Provincialstädten errichtet worden. In neuester Zeit wollte die Regierung ein solches in jeder Gouvernementsstadt errichten, ein Plan der unausführbar befunden wird. Jetzt beabsichtigt die Regierung Irrenhäuser in Mezlau, Kasan, Charkow, Kiew, Odessa, Wilna und Riga anzulegen.

B***g.

Scenen aus dem modernen Leben in Aegypten.

(Fortsetzung.)

3. Der Mutasil.

Indem wir uns Land stiegen, sah ich, daß wir nicht weiter als Schubrah gekommen waren. Die Gärten des Pascha mit ihren Monteluonen, welche den Eingang schmücken, lagen vor uns; eine Gruppe von armseligen Hütten von Lehm lehnte sich links nach beiden Seiten des Einganges hin aus: das Kaffeehaus, das ich bemerkt hatte, stand am Flusse, und das nächste Haus war das des Reis, der uns einzutreten

Digitized by Google

dal. Es lohnte sich wohl der Mühe, sagte ich zu mir selber, den ganzen Tag auf dem Nil zu fahren und nicht weiter zu kommen, als auf eine Stunde von Cairo! Ich hatte Lust dazu zurückzukehren, um den Abend dort zuzubringen und bei Nacht. Bonhemme die Zeitungen zu lesen; aber der Reis hatte uns schon vor sein Haus geführt, und es war klar, daß man ein Fest darin feierte, dem wir anwohnen sollten.

Wirklich kamen die Gesänge, welche wir gehört von daher; ein Gewühl brauner Männer mit Negern untermischt, schien sich dem Vergnügen hinzugeben. Der Reis, dessen fränkischen Dialekt, mit arabisch untermischt, ich nur unvollkommen verstand, machte mir endlich begreiflich, daß es ein Familienfest sey, zu Ehren der Beschneidung seines Sohnes. — Ich begriff nun mit einemmale, warum wir so wenig Weg zurücklegt hatten. Die Feierlichkeit hatte den Abend zuvor in der Moschee stattgefunden, und wir kamen nun zur Nachfeier. Alle Familienfeste der ärmsten Aegypter werden zu öffentlichen, und der Vorplatz war voll Leute — einige dreißig Kinder, Schulcameraden des jungen Mutasil, füllten einen Saal im Erdgeschoß an; die Frauen, Verwandte oder Freundinnen der Gattin des Reis, saßen in einem Gemach im Innern des Hauses, und wir blieben vor dieser Thüre stehen. Der Reis zeigte von Ferne der Sklavin, die mir folgte, einen leeren Platz neben seiner Frau, und diese ging ohne Zögern sich neben der Khanum (Dame) auf den Teppich zu setzen, nachdem sie den gewöhnlichen Gruß angebracht hatte.

Man bot Kaffee und Pfeifen umher und Rubierinnen begannen zu tanzen beim Ton der Tarebuks (Trommeln von gebrannter Erde), die mehrere Frauen mit einer Hand hielten und der andern schlugen. — Wahrscheinlich war die Familie des Reis zu arm, um weiße Almees zu bezahlen — aber die Rubierinnen tanzen zu ihrem eigenen Vergnügen. Der Reis aber Anführer machte die gewohnten Possen, indem er die Schritte der vier Frauen lenkte, die sich diesem ausgelassenen Saltarelle hingaben, der wenig abwicht, und nur durch das Feuer der Ausführenden einige Mannichfaltigkeit erreicht. In einem der Zwischenräume der Musik und des Tanzes, ließ mich der Reis neben einem Greis sitzen, den er mir als seinen Vater vorstellte. Dieser Ehrenmann, als er hörte aus welchem Lande ich komme, begrüßte mich mit einem ächt französischen Fluche — den seine Aussprache auf lächerliche Weise verwandelte. Es war alles, was er von der Sprache der Sieger von 98 sich gemerkt hatte. Ich antwortete ihm mit dem Rufruf: „Napoleon!“ Er schien mich nicht zu verstehen. Das verwunderte mich; aber es fiel mir bald ein, daß dieser Name erst aus der Kaiserzeit herstamme. — Habt Ihr Bonaparte gekannt? fragte ich ihn arabisch. Er warf den Kopf zurück, mit einer Art feierlichen Nachdenkens und sang dann mit heller Stimme:

Ya salam, Bunabarteh!
Ich grüße dich, o Bonaparte!

Ich kannte mich der Thränen nicht erwehren, als ich den Greis den alten Gesang der Aegypter zu Ehren dessen wiederholen hörte, den sie den Sultan Kebir nannten. Ich hat ihn alles zu singen; aber sein Gedächtniß hatte nur wenige Verse aufbehalten. [1] Indeß war der Reis gleichgültig gegen diese Erinnerungen, zu seinen Kindern gegangen, und alles schien sich zu einer neuen Feierlichkeit vorzubereiten.

Bald stellten sich die Kinder in zwei Reihen auf, und die übrigen im Hause Versammelten erheben sich; denn es handelte sich darum das Kind im Dorfe umherzuführen, das am vorigen Abend schon durch Cairo geführt worden war. Man brachte ein reich aufgezäumtes Pferd herbei und der kleine Mann, der kaum sieben Jahr alt war, mit Frauengewändern und Schmuck bedeckt (wahrscheinlich also erborgt) wurde in den Sattel gehoben, auf dem zwei seiner Verwandten ihn auf beiden Seiten festhielten. Er war stolz wie ein Kaiser, und hielt nach dem Gebrauche ein Tuch vor den Mund. Ich wagte nicht ihn allzu aufmerksam zu betrachten, da ich wohl wußte, wie in solchen Fällen die Orientalen den bösen Blick fürchten; aber ich beobachtete genau alle Einzelnheiten des Zuges, die ich zu Cairo nie so gut hatte unterscheiden können, wo diese Umzüge des Mutasil kaum von denen der Hochzeiten abweichen.

Es gab da keine nackten Ringer, welche Kämpfe mit Speeren und Schilden nachahmen; aber einige Rubier auf Stelzen verfolgten sich mit langen Stöcken: das geschah, um die Menge anzuziehen; dann eröffneten die Musikanten den Zug; dann die Kinder in ihren schönsten Gewändern und von fünf oder sechs Fakirs oder Santons angeführt, welche religiöse Meals sangen; dann das Kind zu Pferde von seinen Verwandten umgeben, und endlich die Frauen der Familie, in deren Mitte die Tänzerinnen unverschleiert einhergingen, die bei jedem Ruhepunkt ihr weltlüstiges Getrippel wieder begannen. Man hatte weder die Träger der wohlriechenden Räucherpfannen, noch die Kinder vergessen, welche die Kunkum schütteln, Fläschchen mit Rosenwasser, womit man die Zuschauer besprengt; aber der wichtigste Mann im Zuge war ohne Zweifel der Barbier, der sein geheimnißvolles Werkzeug in Händen trug, während sein Gehülfe neben ihm am Ende einer Lanze eine Art Aushängschild schwenkte, der mit dem Zeichen seines Gewerbes behangen war. Vor dem Mutasil ging einer seiner Allergenossen, an dessen Hals eine Schreibtafel hing, welche der Schulmeister mit Blumen der Kalligraphie geschmückt hatte. Hinter dem Pferde streute eine Frau beständig Salz aus, um die bösen Geister zu beschwören. Den Zug schlossen die bezahlten Weiber, welche als Klagende bei den Begräbnissen dienen, und auch Hochzeits- und Beschneidungsfeste mit demselben Ululu! begleiten, dessen Tradition sich ins höchste Alterthum verliert.

Während sich der Zug durch die wenigen Gassen des kleinen Dorfes Schubrah bewegten, war ich bei dem Großvater des Mutasil geblieben, indem ich alle erdenkliche Mühe hatte, die Sklavin von der Begleitung der übrigen Frauen abzuhalten. Ich mußte sogar, das bei den Aegyptern allgewaltige Mascha! anwenden, um ihr zu unterfagen, was sie als eine Pflicht der Höflichkeit und Religion ansah. Die Neger bereiteten Tische und verspeisten den Saal mit Blätterwerk. Während dieser Zeit suchte ich vom Greis noch einige Funken der Erinnerung zu entlocken, indem ich mit meinem wenigen Arabisch die glorwürdigen Namen Klebers und Menous aussprach. Er erinnerte sich nur des Obersten Barthelemy, des ehemaligen Polizeichefs von Cairo, welcher im Volke große Erinnerungen zurücklies durch seinen hohen Wuchs und die prächtige Kleidung die er trug. — Barthelemy hat zu Liebesliedern begeistert, deren Andenken nicht allein von Frauen bewahrt wurde: „Mein Geliebter trägt einen Tressenhut; — Schleifen und Bänder schmücken seinen Gürtel.

„Ich wollte ihn umarmen, er rief mir zu: Apetta! O wie süß ist seine italische Mundart! — Gott schütze den, dessen Augen sind, wie die Augen der Gazelle!

„Wie schön bist du, Fortab-Mann (Bartheleny) wenn du Frieden verkündigst, mit einem Ferman in deiner Hand!“

(Fortsetzung folgt.)

[1] „Du hast uns seufzen gemacht durch deine Abwesenheit, o Feldherr, der du den Kaffee mit Zucker trinkst! O liebenswürdigster Feldherr, dessen Wangen so anmuthig sind, du, dessen Schwert den Turken trat! ich grüße dich!

„O du, dessen Haarschmuck so schön ist! seit dem Tage wo du in Cairo einzogst, erglänzte diese Stadt von einem Lichte, ähnlich einer Krystallflamme! Ich grüße dich!“

Miscellen.

Ein Murille verkauft. Der alte Marschall Soult scheint seinen Kunstraub in Spanien nach und nach vermerthen zu wollen; französische Blätter (Voleur, 15 Februar) melden, daß er kürzlich den „Rahmen“ um 116,000 Fr. verkauft habe.

Noth und Sterblichkeit in Flandern. Die belgischen Blätter sind angefüllt mit schrecklichen Proben der Noth und Sterblichkeit. So meldet das Journ. du Comm. d'Anvers vom 3 Februar aus Pfeghem, daß im J. 1846 365 Menschen starben und nur 163 geboren wurden. Ein typhöser Fieber räumt namentlich unter den Armen auf, denen unter den Gestorbenen bald nicht weniger als 290 Arme.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 53. 3. März 1847.

Der heutige jüdische Centralpunkt im russischen Polen.

(Briefliche Skizze.)

Keine Stadt im ganzen polnischen Rußland bietet ein so kolossales Bild mercantilischer Betriebsamkeit, industrieller Gewerbsucht dar, als die heutige Districtsstadt Berdytschew im Gouvernement Wolhynien. Es ist der Hauptort der Hebräer im russischen Polen. Mehr denn 20,000 Juden wohnen hier, einer musterhaften Unreinlichkeit fröhneud; ungeachtet ihrer enormen Capitalien mühen sie sich dennoch ohne Unterlaß ab, ihren unersättlichen Durst nach neuem Gewinn zu befriedigen. In dieser Beziehung ist denn auch Berdytschew der ganzen hebräischen Welt in Rußland bekannt. Erwähnt man dieses Orts gegen einen dieses Volks, der im fernen Osten, im Süden oder gar im Kaukasus wohnhaft ist, so glänzen seine Augen, sein Gesicht wird freudig bewegt und sehnsuchtsvoll ruft er aus: o, es gibt nur Ein Berdytschew in der Welt. Die unzähligen Buden des Städtchens, durch den in ihnen vorherrschenden Schmutz bemerkbar, sind mit einer bewunderungswürdigen Mannichfaltigkeit von Waaren und Fabricaten aller Art gefüllt. Kaum berührt ein Reisender die Stadt, so wird er auch sogleich von einer Meute von Handelsleuten aufs Korn genommen; er wird sogleich von allen Seiten angehalten, noch hat er nicht Zeit gehabt zu sagen was er wünscht, und schon läuft eine Menge von Factoren herbei und belagert ihn in seinem Logis. In wenigen Minuten ist sein Zimmer überfüllt von allen möglichen Waaren. Nichts gleicht der Lebhaftigkeit, der Beweglichkeit, die in allen Quartieren der Stadt zur Zeit der Onofriusmesse im Junius herrscht. Ich kam zu dieser Zeit im vergangenen Sommer an einem Sonnabend ins Städtchen, die Buden waren geschlossen, aber die Straßen wogten von Volksmassen; es war ein vorwährendes Hin- und Herwogen, mit lauter Stimme sprach man vom Gewinn des vorigen, von den Hoffnungen des nächsten Tages. Die Frauen prunkten auf den Straßen in ihrem vollen Putz, die ganze Volksmasse bewegte sich auf ihnen langsam und ernst wie auf einer Promenade. Am folgenden Morgen waren alle Buden geöffnet, mit jeder Minute mehrte sich vor ihren Eingängen die Zahl der Käufer. Dieser Anblick gab mir einen Begriff von Berdytschews unermeßlichem Handelsumfange, seine Depots liefern zu jeder Messe Waaren nach allen möglichen Richtungen. Die Lage der Stadt ist ziemlich angenehm, von großen Eichenwäldern umgeben; sie enthält eine Menge geräumiger, gut aussehender Häuser, aber kein einziges, welches nicht den Anblick widerlicher Unreinlichkeit darböte. Der Zusammenlauf von Fremden aus allen Ländern ist groß, sie verlieren sich aber in der unzählbaren Menge der Juden. Berdytschew besitzt einige bedeutende Handelsacomptoirs, welche für mehrere Millionen Geschäfte mit dem Auslande machen. Es gibt in Rußland mehrere Messen, deren Umsatz viel bedeutender ist als jener der Berdytschewschen Onofriusmesse, aber auf keiner findet man eine solche Thätigkeit und Beweglichkeit, nirgends kauft man billiger, wenn man Waarenkenner ist als hier. Der jährliche Capitalumsatz in Berdytschew beträgt 50,000,000 Silber-Rubel.

B***g.

Der Ackerbau in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Ist der ackerbauende Stand wirklich eine wohlhabende Bauerschaft? Die Antwort, welche die Vorsprecher des jetzigen Systems in den französischen Kammern gaben, bestand in dem triumphirenden Ausruf: sie sind Eigenthümer! als ob dieß die Sache entscheide. Wir geben zu, daß bei der ersten revolutionären Theilung des Eigenthums die Eigenthümer durchschnittlich in neidenswerthen Umständen waren, ist es aber auch noch so, und muß nicht der Vortheil mit jeder neuen Theilung geringer werden? Wir haben oben gesehen, daß 2,600,000 Familien, welche 13,000,000 Menschen ausmachen, durchschnittlich nicht über 50 Franken Einkommen haben, vielleicht nach dem wirklichen Werth gerechnet um ein Drittheil mehr. Das sind Grundeigenthümer, der ärmste Taglöhner aber würde viermal so viel verdienen. Man wird freilich sagen, diese drittehalb Millionen Grundeigenthümer leben nicht von 50 oder 70 Franken des Jahrs, sondern sie arbeiten im Taglohn, das heißt aber die Sache selbst aufgeben, dann sind diese Leute nur noch gewöhnliche Landtaglöhner mit einem kleinen freien Besitzthum. Wo sollen aber diese ihren Taglohn gewinnen? Die meisten ihrer Nachbarn sind in demselben Verhältniß wie sie, jeder bearbeitet sein Stück Feld, und statt Arbeiter zu miethen, möchte er sich selbst vermiethen. Das alte System hatte große Landstriche nur halb angebaut gelassen, und die Revolution überseelig wirkte mit, manches brach liegen zu lassen, unter diesen Umständen wirkte das Theilungssystem sehr günstig, es war Raum und Sporn für die Thätigkeit der Einzelnen da, und manches Grundeigenthum wurde getheilt, ehe es vollkommen in Anbau gebracht war. Wenn aber durch die Theilung und den Lauf der Zeit alles angebaut ist, dann wird auch das System seine besten Wirkungen gethan haben, und muß nun allmählich auch seine schlimmsten entfalten. Die Ebronologen rechnen eine Generation auf etwa 30 Jahre, durch innere Erschütterungen und fremde Kriege mag die Reihenfolge

Digitized by Google

in Frankreich etwas rascher gegangen seyn, indeß sind wir dennoch kaum über die Schwelle des ungeheuren Experiments getreten. Es besteht erst seit zwei Generationen, und vielleicht ist durchschnittlich das ganze Land seit der ersten revolutionären Theilung nicht mehr als zwei oder dreimal getheilt worden, und doch ist es schon in 124 Millionen Parcellen und unter $5^1/_2$ Millionen Eigenthümer getheilt. Das Gesetz hat keine Gränzen, wohl aber das Land.

Eine Bestätigung aller dieser Vorbersagungen — wenn nach der großen Thatsache der Theilung unter 5 Millionen arme Besitzer eine solche noch nöthig ist — liegt in einem Gesetz, das zur Erleichterung dieser neuen Classe von Landeigenthümern erlassen wurde; dieß gestattet solchen Grundeigenthümern, welche die Grundsteuer von ihrem Lande nicht zahlen können, ihr Besitzthum der Regierung ohne eine andere Ausgabe als 2 Franken zu überlassen, wofür ihnen dann alle Steuerrückstände geschenkt sind und noch überdieß gestattet wird, alles bewegliche Eigenthum ohne Widerstand von Seite des Steuereinnehmers fortzuschaffen. Und im J. 1835 erließ der Präfect des Departements der Niederalpen, da sehr viele Grundeigenthümer in seinem District die Steuern nicht zahlen konnten, ein väterliches Circular, wodurch er ihnen dieß Gesetz in Erinnerung bringt. Daß unter den $5^1/_2$ Mill. Grundeigenthümern nur 200,000 Wähler sich finden, ist gleichfalls ein seltsamer Epilog zu einer demokratischen Revolution. Auch mit dem geräumten Wohlstand steht es schlecht aus; in einem Bericht an die Kammer der Deputirten vom J. 1840 ist angegeben, daß wegen der Zertheilung des Grundeigenthums die niedern Classen der animalischen Nahrung gänzlich entbehren, und auf eine selbst der Gesundheit unzureichende Nahrung beschränkt sind.

Doch dieß ist nicht der schlimmste Theil der Lage dieser Bauerneigenthümer: sie sind nicht bloß arm, ihre Lage ist auch sehr precär, und meist sind sie nur dem Namen nach Eigenthümer. Die meisten Besitzungen sind mit Hypotheken belastet bis zu einem Grad, der selbst die liberale Regierung Ludwig Philipps in Unruhe versetzte. Aus einem Bericht des Siegelbewahrers vom J. 1844 geht hervor, daß über ein Drittheil des gesammten Grundeinkommens in Frankreich durch die Hypothekarschulden und ein anderes Drittheil durch verschiedene andere Lasten verschlungen wird, abgesehen von den Processen, welche durch das ungeheure Netzwerk von gesetzlichen Schwierigkeiten hervorgerufen werden, und deren Kosten sich nicht schätzen lassen, die aber der Siegelbewahrer selbst als einen „unheilvollen Krebsschaden" in den Eingeweiden des Landes schildert. Nachstehendes ist ein furchtbares Gemälde des Zustandes des Grundeigenthums in Frankreich.

Das Gesammteinkommen vom Boden ist		1580 Mill. Fr.
davon gehen ab		
Jahresinteressen für Hypothekarschulden	600,000,000	
directe jährliche Steuern	275,000,000	
Thüren und Fenstersteuern	35,000,000	
Stempel, Registration ꝛc., wenigstens	200,000,000	
		1110 Mill. Fr.
Rest		470 — —[1]

[1] Das ist arg ohne Zweifel, aber Lord Mountcashell berechnet (siehe Sitzung des Oberhauses vom 25 Januar) das gesammte Grundeinkommen Irlands auf 13 Mill., wovon den Grundbesitzern, allerdings auch mit Einrechnung der Gerichtskosten u. s. w. nur $2^1/_2$ bis 3 Mill. rein bleiben.

So ist also nicht ganz das Drittheil des Einkommens von Frankreich für die Eigenthümer verfügbar, und von diesem Drittheil muß noch der „unheilbare Krebs" abgezogen werden. Und dieser Zustand der Dinge ist, so furchtbar er auch für die Landeigenthümer sich zeigt, doch noch viel furchtbarer für die Hypothekargläubiger, so daß der Siegelbewahrer, obgleich, wie die HH. Mounier und Rubichon sagen, ein revolutionärer Gesetzmann und voll revolutionärer Ansichten gegen alles was eine Grundbesitzaristokratie heißt, ein neues Gesetz vorgeschlagen hat, um die Aufkündigung von Hypothekschulden und den Verkauf von Grundeigenthum zu beschleunigen. Dieß muß indeß die Schwierigkeiten vermehren, oder den Ruin der Landbesitzer beschleunigen, ohne dem Gläubiger sonderliche Vortheile zu verschaffen, denn wenn die gegenwärtigen Grundbesitzer entfernt werden, so ist nicht abzusehen, wie ihre Stellen unter dem jetzigen System ersetzt werden sollen. Die gesetzliche Confiscation des jetzigen Besitzes könnte zwar eine augenblickliche Vereinigung zerrissener Parcellen herbeiführen, aber da derselbe fehlerhafte Grundsatz der Theilung bliebe, so würde derselbe unglückliche Zustand der Dinge unfehlbar bald wiederkehren.

Was den treffenden Krebs betrifft, den der Siegelbewahrer aufrichtig genug ist, in dem von ihm gebilligten System anzuerkennen, so wollen wir mit gleicher Aufrichtigkeit zugestehen, daß Processe und Proceßkosten in allen Zeiten und Ländern eine schwere Last für das Grundeigenthum waren. Qui terre a, guerre a, ist ein alter feudaler Grundsatz, den die Revolution nur verallgemeinert und bestätigt hat. Wir müssen aber auch hinzusetzen, daß diese gesetzliche Wunde wenigstens die wohlthätige Folge gehabt hat, die welche dadurch litten, für die Zukunft vorsichtiger zu machen; in England wenigstens hat sie viel unbesonnene Eigenthumsveräußerung gehindert. Sie wirkt, wie die Schwierigkeit der Ehescheidung im häuslichen Leben: sie hindert viele Trennungen, die sonst wegen vorübergehender oder ungenügender Ursachen vorgekommen wären. Der Einwurf gegen das französische System ist aber nicht, daß es die Uebertragungen kostspielig macht, sondern daß es sie erzeugt, denn die darauf folgenden Ausgaben sind ganz unfreiwillig und unvermeidlich. Außerdem ist das fortdauernde und wachsende Processiren, — das innerhalb zehn Jahren sich verdoppelt hat, — durch das Zerreißen und Untereinanderwerfen so vieler Millionen Stückchen Land hinsichtlich der Gränzen, des Rechts der Wege u. s. w. unmäßig gesteigert worden, und der Staat erhebt von jeder Theilung, die schon an und für sich eine Art Proceß ist, schwere Abgaben. So wird die ganze Bevölkerung des Landes in periodischen oder zufälligen Zwischenräumen in den allgemeinen Proceßstrudel hinein gezogen, der, wie der Tod, niemand verschont; der alte Adelige, der neureiche Revolutionär, der wohlhabende Handelsmann, der arme Bauer, alle sind gleichmäßig Opfer dieser unvermeidlichen Laufbahn von Beraubung und Vertreibung. Der Staat verschlingt, wie das Grab, alles, und Hr. Rubichon behauptet, was frühere Schriftsteller nur vermutheten, zuverschtlich, daß im Laufe der Zeit die Regierung der einzige Grundeigenthümer in Frankreich werden

Und wie viele Grundbesitzer Englands werden über allen Gitter mit dem Rücken ansehen müssen, wenn einmal die Anschaffung der Korngesetze ihre volle Wirkung entfaltet haben wird? Wie sagen dieß nicht, um die in weit getriebene Zerstückelung des Grundeigenthums in Frankreich zu entschuldigen sondern nur um zeigen, daß manche Uebel, die auf dem französischen Aderbau lasten, gerade eben so gut den englischen Grundbesitz beschweren, wo man aus Leibeskräften allen Gütertheilung entgegen gearbeitet hat.

Digitized by Google

muß. Daß es unter der unbeschränkten Wirkung des jetzigen Gesetzes so kommen wird, läßt sich logisch nicht läugnen, aber lange vorher wird, wie Johnson sich emphatisch ausdrückt, der Mißbrauch so entsetzlich geworden seyn, daß die Nation sich dagegen erhebt, ihre ursprüngliche Rechte zurückfordert, und ein corruptes politisches System umstürzt."

Man kann aber fragen, und dieß bringt uns zu der zweiten und allgemeinern Frage: ist nicht das System, was auch seine Wirkungen auf die Interessen der Einzelnen seyn mögen, dem Anbau des Bodens höchst günstig? Hierauf antworten die Gegner mit entschiedenem Nein, und die HH. Mounier und Rubichon führen eine Menge Zeugnisse an, um dieß Nein zu stützen. Niemand scheint die Wohlthat der Theilung und namentlich der Theilbarkeit innerhalb gewisser Gränzen zu läugnen, und zwar insoweit, als die Macht der Umstände, die Zu- und Abnahme des Reichthums, die gegenseitigen Verhältnisse des Geld- und des Landbesitzmarkts es von selbst erfordern. Der Einwurf ist, daß die Theilung jetzt nicht durch solche natürliche Ursachen, nicht nach dem Princip von Begehr und Angebot, sondern durch einen bloßen Zufall, den Tod des Eigenthümers, bewirkt wird, der durch ein blindes, so zu sagen mechanisches Gesetz an seine Stelle eine Mehrzahl von Eigenthümern erschafft ohne alle Rücksicht, ob sie dazu auch nur taugen, ob der Besitz für sie irgend einen Werth hat, so daß der Grundbesitz häufig in die Schlingen des Gesetzes fällt, wo er aufgezehrt wird, oder auf den Markt geräth, wo man ihn nicht braucht und wo der nothwendige Verkauf entweder nicht den wahren Werth erzielt, oder einen Nachbar ruinirt, indem dieser versucht ist, über den Werth zu kaufen, kurz daß diese Verwandlung des Grundeigenthums in bewegliches Besitzthum für die Theilbaher selbst schädlich, für den Ackerbau verderblich, der materiellen Wohlfahrt nachtheilig, und für die moralischen und gesellschaftlichen Interessen der Nation zerstörend wirkt.

Indem wir die Ausdehnung der Zerstückelung und ihre Wirkungen auf die einzelnen Besitzer nachweisen, haben wir zugleich einige der wichtigsten allgemeinen Betrachtungen berührt, aber viele andere sind noch übrig, und namentlich die wichtigste von allen, die wirklich greifbaren Ergebnisse, wie sie sich in der Betreibung und in dem Ertrag des Ackerbaus selbst zeigen, gewiß der erste Fingerzeig hinsichtlich der allgemeinen Wohlfahrt eines Volks.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem modernen Leben in Aegypten.

(Fortsetzung.)

4. Der Sirafeh.

Bei der Rückkehr des Mutasli setzten sich alle Kinder zu vieren, ringe um runde Tische, wo der Barbier, der Schaufmeister und die Santons die Ehrenplätze einnahmen; die übrigen Leute von Stande warteten das Ende der Mahlzeit ab, um auch ihrerseits daran Theil zu nehmen. Die Rubier setzten sich vor die Thüre und erbeuten die Ueberreste, wovon sie noch den Armen mittheilen, welche durch den Jubel des Festes angezogen wurden. Erst nachdem diese Ueberbleibsel durch zwei oder drei Abtheilungen untergeordneter Gäste gewandert waren, gelangten die Knochen zu einer Gruppe umherschweifender Hunde, welche der Fleischgenuß herbeilockte.

Bei solchen patriarchalischen Festen geht nichts verloren, denn, so arm auch der Hausherr seyn mag, jegliche lebende Creatur darf ihren Antheil ansprechen. — Freilich sind die Wohlthaberden gewohnt, ihre Zeche durch kleine Geschenke zu vergüten, was die Ausgaben etwas vermindert, welchen bei solchen Gelegenheiten die Familien aus dem Volke sich unterziehen.

Indeß kam der Augenblick heran, der das Fest beschließen sollte. Man versammelte aufs neue die Kinder, welche allein in den Saal traten wo die Frauen waren. Man sang: „O du, seine väterliche Muhme! o du, die Muhme seiner Mutter! komm den Sirafeh zu bereiten!" Den diesem Augenblick an wurden wir alle Mittheilungen durch die Sklaverei gemacht, die dem Sirafeh anwohnte.

Die Frauen übergaben den Kindern einen Schawl, den vier an den Ecken zogen. Die Schreibtafel wurde in die Mitte gestellt, und der beste Schreiber (Arif) begann einen Gesang, worein jeder Vers dann im Chore von den Kindern und Frauen wiederholt wurde. Man las Gott, der alles weiß und „die Schritte der schwarzen Ameise und ihre Arbeit im Dunkeln kennt" diesem Kinde seinen Segen zu verleihen, das schon lesen und den Koran verstehen konnte. Man bankt in seinem Namen dem Vater, der die Lehrer bezahlt, und der Mutter, welche von der Wiege an ihn reden gelehrt hatte.

„Gott verleihe mir, sagte das Kind zu seiner Mutter, daß ich dich sitzen sehe im Paradiese und gezäumt von Maryam, von Zenab, Alis Tochter, und von Fatime, der Tochter des Propheten!" Die übrigen Verse bezogen sich auf das Leb der Fakirn und des Schulmeisters, welche dem Kinde die verschiedenen Capitel des Koran erläutert und gelehrt hatten.

Andere minder ernste Gesänge folgten diesen Litaneien.

„O Ihr junge Mädchen um uns her, sagte der Arif, Euch empfehle ich der Obhut Gottes, wenn Ihr Eure Augen bemalt und Euch im Spiegel betrachtet!"

„Und Ihr, Ehefrauen, die Ihr hier versammelt seyd, Gott segne Euch! — Aber jene, die in Ehelosigkeit ihre Tage hingebracht, mögen sie welken von hier!"

Während dieser Feierlichkeit führten die Knaben den Sirafeh im Saale umher, und jede der Frauen legte ein kleines Geldgeschenk auf die Schreibtafel nieder; nachher wurden die Gebäckstücke in ein Tuch gefaßt, und von den Kindern den Fakirn überreicht.

Als der Mutasli in den Saal der Männer zurückkehrte, wurde er auf einen erhöhten Platz gesetzt. Man stellte ein kupfernes Gefäß vor das Kind, worein jeder seine Gabe legte; nachher wurde er von dem Barbier in ein anstoßendes Gemach geführt, während die Zymbeln seine Wehklagen übertönten.

Die Gesellschaft brachte nun den größten Theil der Nacht damit zu, Sorbet, Kaffee und eine Art dicken Bieres (Buza) zu schlürfen, das die Schwarzen allem andern vorzogen, und welches ohne Zweifel daselbe ist, das Herodot unter dem Namen „Gerstenwein" bezeichnet.

5. Der versteinerte Wald.

Den folgenden Morgen wußte ich eigentlich nicht, was beginnen, um die Stunden auszufüllen, bis der Wind sich erheben sollte. Der Reis und alle seine Gäste gaben sich am hellen Tage dem Schlafe hin, was wir Nordländer nicht recht begreifen können. Es fiel mir ein Versprechen ein, das ich einem ehrenwerthen Maroneebauern, der mir während der Ueberfahrt von Syra nach Alexandrien seine Casüte überließ, gegeben hatte: „Ich verlasse nun Einen von Euch, sagte er mir, als ich ihm bei unserer Ankunft dankte, daß Ihr mir einige Bruchstücke des versteinerten Waldes sammelt, der in der Wüste nahe bei Cairo liegt. Ihr geht sie dann in Smyrna bei Mme. Garten in der Meerstraße ab."

Diese Art von Aufträgen sind unter den Reisenden heilig; ich schämte mich dieses so lange vergessen zu haben, und beschloß ihn nun sogleich zu verrichten. Nachdem ich die nöthigen Vorbereitungen getroffen und den Reis benachrichtigt hatte, der mir einen erfahrnen Eselreiber kommen ließ, wandte ich mich gegen Heliopolis, indem ich den Canal des Hadrian zur Linken ließ, der sich ehemals vom Nil bis an das rothe Meer erstreckte, und dessen ausgetrocknetes Bette uns später als Straße mitten in dem Sande diente.

Alle Umgebungen von Schubrah sind bewundernswerth angebaut. Auf einen Sykomorenwald, der sich um die Gestüte hinzieht, folgt links

Digitized by Google

eine Masse von Gärten, worin die Orangenbäume zwischen Dattelpalmen wachsen, welche übers Kreuz gepflanzt sind; dann kömmt man über einen Arm des Kalisch oder des Kanals von Cairo, und erreicht in kurzer Zeit den Rand der Wüste, welche an der Gränze der Nilüberschwemmungen beginnt. Hier hört das fruchtbare Schachbrett der Ebene auf, das so fortgährig durch die Rinnen bewässert wird, welche von den Saküs oder Schöpfrädern ausgehen — hier beginnt mit dem Eindruck der Trauer und des Todes, welche selbst die Natur besitzt haben, diese seltsame Verbodt von Begräbnißbauten, die erst am Mokattam endet, und welche man das Thal der Chalifen nennt. Hier ruhen Tedium und Bibars, Saladin und Malek-Adel, und Tausend andere Helden des Islam, nicht in einfachen Gräbern, sondern in weiten Palästen, die noch von Moskeen und Pergelbungen schimmern, mit weiten Moscheen untermischt. Es scheint als beträrsten die abgeschiedenen Geister, die Bewohner dieser, weitläufigen Gebäude, noch der Versammlungsörter und der Tempel — die wenn man der Ueberlieferung glauben will, sich an gewissen Tagen mit einer historischen Phantasmagorie bevölkern.

Indem wir uns von dieser düstern Stadt entfernten, deren äußerer Anblick einem glänzenden Quartier von Cairo gleicht, hatten wir die Anhöhe von Heliopolis erreicht, die ehedem künstlich aufgeschüttet werden, um diese Stadt gegen die höchsten Ueberschwemmungen zu schützen. Die ganze Ebene welche man von da übersieht, ist mit kleinen Hügeln besät, welche aus Trümmerhaufen bestehen. Die Ruinen eines Dorfes bedecken die verschwundenen Ueberreste früherer Generationen. Nichts ist sehen geblieben; nicht Ein Stein auf dem Alterthum erhebt sich über den Boden, ausgenommen der Obelisk, um welchen ein weiter Garten angepflanzt worden. Der Obelisk bildet den Mittelpunkt von vier Alleen von Ebenholzbäumen, welche den Garten abtheilen; wilde Bienen haben sich in den Rissen der einen Seite angebaut, die ganz verwittert ist. Der Gärtner, an den Besuch von Fremden gewöhnt, bot mir Blumen und Früchte an. Ich konnte mich niedersetzen und einen Augenblick von der Pracht träumen, die Strabo beschrieben hat, von den drei andern Obelisken des Sonnentempels, wovon zwei zu Rom stehen und der Eine zerstört wurde; an diese Sphinxenalleen von gelbem Marmor, wovon nur eine noch im letzten Jahrhundert sichtbar war — an diese Stadt endlich, die Wiege der Wissenschaften, wo Herodot und Plato sich in die Geheimnisse einweihen ließen. — Heiligkeit bewahrt noch andere Erinnerungen in biblischer Beziehung; hier gab Joseph das schöne Beispiel einer Keuschheit, welches die Neuzeit beleuchtet. In den Augen der Araber hat diese Legende einen ganz andern Charakter: Joseph und Zuleika sind die heiligen Urbilder reiner Liebe, der durch die Pflicht überwundenen Sinne. Die eine doppelte Versuchung bewältigen, dem Josephs Gebieter war einer der Eunuchen des Königs.

Der Gärtner, welcher über die Erhaltung des letzten Denkmals der berühmten Stadt wacht — die ursprünglich Ain Schems oder das Auge der Sonne genannt wurde — gab mir einen der Fellahs, um mich nach Matarea zu führen. Nach einem Marsch von wenigen Minuten in tiefem Staube, fand ich eine neue Bahn, d. h. ein ganzes Sykomoren- und Orangenwäldchen; eine Quelle fließt beim Eingang in das Gehölze, und es ist, wie man sagt, der einzige Brunnen süßen Wassers, welcher dem salzigen Boden Aegyptens entquillt. Die Einwohner schreiben diese Eigenschaft dem himmlischen Segen zu. Während des Aufenthaltes der heiligen Familie zu Matarea, sagt man, habe hier die Jungfrau Maria die Windeln des Gottekindes gewaschen. Man nimmt auch an, daß dieses Wasser den Aussatz heile. Arme Frauen, welche sich neben der Quelle aufhalten, bieten gegen ein kleines Trinkgeld ein Gefäß mit Wasser an.

In dem Wäldchen ist noch die dicht belaubte Sykomore zu sehen, worunter sich die heilige Familie flüchtete, als sie von der Räuberschaar des Disma verfolgt wurde. Dieser, der später der rennmüthige Schächer wurde, entdeckte die Flüchtigen; aber plötzlich rührte der Glaube sein Herz, und er bot Joseph und Maria seine Gastfreundschaft in einem Hause des alten Cairo an, das man damals das ägyptische Babylon nannte. Dieser Disma, dessen Geschäft einträglich gewesen seyn muß, hatte allenthalben Besitzungen. — Man hatte mir schon im alten Cairo in einem koptischen Kloster ein altes Gewölbe von Backsteinen gezeigt, das für einen Ueberrest des gastlichen Hauses des Disma galt, und selbst den Ort, wo die heilige Familie geschlafen hatte.

Dieß gebeiht allein der koptischen Ueberlieferung an, aber dem wunderthätigen Baum von Matarea wird die Verehrung aller christlichen Gemeinden zu Theil. Wenn es auch nicht mehr der ursprüngliche Baum ist, sondern nur ein Wurzelsproß desselben, so besteht ihn doch seit Jahrhunderten niemand, ohne ein Stückchen Holz oder Rinde davon mitzunehmen. Indeß hat er immer noch einen ungeheuren Umfang und gleicht einem indischen Baobab; das unendliche Wachsthum seiner Aeste und Schöße verschwindet unter den ex-votos, den Rosenkränzen und Heiligenbildern, womit man ihn nach allen Seiten umhängt.

Indem wir Matarea verließen, fanden wir bald wieder die Spur des Kanals des Hadrian, der einige Zeit als Weg dient, und worin die eisernen Räder der Wagen von Suez tiefe Geleise zurücklaßen. Die Wüste ist weit weniger dürr als man glaubt; balsamische Sträucher, Moose, Farnkräuter und Cactusorganen, überziehen allenthalben den Boden, und große Felsen, mit Gestrüpp überwachsen, zeigen sich am Horizonte.

Die Kette von Mokattam wich rechts gegen Süden; der Engpaß, der sich zusammenzog, bedeckte sie bald, und mein Führer zeigte mit dem Finger auf die seltsame Gestaltung der Felsen, welche unsern Weg übergagten; es waren Blöcke von Nummitenkalken und allen Arten Muscheln. Das Meer der Sündfluth, vielleicht auch nur das mittelländische, welches nach Angabe der Geologien sonst dieses ganze Nilthal bedeckte, hat diese Spuren zurückgelassen. Das Thal öffnet sich; ein ungeheurer Gesichtskreis dehnt sich unübersehbar aus. Keine Spuren, kein Weg mehr; der Boden ist allenthalben von langen, rauhen und gräulichen Steinen durchfurcht. O Wunder! das ist der verheißene Wald.

Welcher entsetzliche Hauch hat hier in einem und demselben Augenblick diese riesigen Palmstämme zur Erde geworfen? Warum liegen alle nach derselben Seite hin, mit Aesten und Wurzeln, und wie konnten sie entstarren und sich versteinern, während die Fibern des Holzes und die Saftgänge sichtbar bleiben? Es ist nicht eine Versteinerung durch die chemische Einwirkung der Erde; alles liegt an der Oberfläche des Bodens. So sieht die Rache der Götter auf die Gefährten des Phineus herab. Wäre es ein alter Meeresboden? Oder eine plötzliche Flutß? Aber dann mußten die Bäume obenauf schwimmen.

Ich verließ endlich dieses seltsame Thal, und erreichte bald wieder Schubrah. Ich beachtete kaum die Felsklüfte, worin die Hyänen hausen, und die verschiedenfarbigen Gebirge der Dromedare, welche die Karawanenzüge umherstreifen — ich ging in meiner Seele einem weit größern Eindruck mit hinweg, als jenen, der uns beim Anblick der Pyramiden ergreift — ihre vierzig Jahrhunderte zählen gering neben diesen unabweislichen Zeugen einer frühern, plötzlich zerstörten Welt!

(Fortsetzung folgt.)

Die ostindischen Völkerschaften. Unter den Tungusen, Dsjäken, Jakuten, Tschuktschen und andern Stämmen herrschen verheerende Krankheiten; Hunger und der unmäßige Gebrauch des Branntweins erzeugen unter ihnen eine furchtbare Sterblichkeit. Diese Stämme theilen sich in ansässige, bereu Jurten an bestimmten, aber im Sommer und Herbst an verschiedenen Orten sich befinden, und in Heumnandernde. Diese letztern sind noch und noch in völlige, in Hungersjahren selbst in cannibalische Wildheit versunken; weder Renntiere und Hunde, noch Weiber und Kinder der Ansässigen sind vor der Raubgier und der Gefräßigkeit dieser Barbaren gesichert. Darum verfahren auch die ansäßigen Tungusen gegen letztere wie wilde Thiere, und vernichten sie mitleidlos. Dennoch treiben sie einen Tauschhandel mit denselben, der aber nur aus der Ferne mit Zeichen abgemacht wird; wenn sie über den Preis der Waaren übereinkommen sind, legt jeder sie auf den Boden und jeder nähert sich dann der Waare des andern auf einem großen Umwege. (Nordische Biene. 18 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 54. 4. März 1847.

Das Opiumrauchen.

Es ist in den letzten Jahren, namentlich seit dem Opiumkrieg sehr viel von dieser Gewohnheit die Rede gewesen, und wie man auf der einen Seite die schädlichen Folgen sehr übertrieben hat, so wurde auf der andern auch der Gebrauch des Opiums dem des Branntweins gleichgestellt, was wiederum nicht richtig ist. Gewiß herrscht ein sehr großer Unterschied in der Wirkung je nach der allgemeinen Lebensweise der Individuen: wer seine Zeit unter mehr oder minder harter Arbeit und in steter Bewegung zubringt, für den mag das Opium vielleicht minder schädlich seyn, als der Branntwein, für denjenigen aber, der ein ruhiges, mehr sitzendes Leben führt, scheinen die Folgen weit verderblicher. Vor nicht ganz zwei Jahren kam in Boston eine Schrift heraus unter dem allgemeinen Titel: „Chinese Museum," weil es sich an eine Sammlung chinesischer Merkwürdigkeiten knüpft, die in China gesammelt und in Boston ausgestellt wurden; diese Sammlung ist sehr reich und umfaßt alle möglichen Gegenstände hauptsächlich des häuslichen Lebens, so daß man es angemessen fand, eine allgemeine Beschreibung derselben abzufassen, woran sich dann eine Menge Bemerkungen über Sitten und Künste der Chinesen knüpfen. Diese Bemerkungen sind freilich auf den bekanntern Werken über China entnommen, doch knüpfen sich auch eigene daran, und wir werden nach einander einige anheben. Ueber das Opium sagt die Schrift folgendes:

Die Einwirkung des Opiums auf die Constitution hängt, wie die des Alcohol von der Menge und Häufigkeit des Gebrauchs ab, aber auch vom Alter, Temperament, Lebensgewohnheiten und von dem Klima des Landes, das der Raucher bewohnt. Männer von starker Constitution, welche das Opium mäßig gebrauchen, können gleich denen, welche bei uns starke Getränke lieben, gesund bleiben und ein kräftiges Alter erreichen, aber die Zahl dieser Fälle ist im Ganzen genommen klein, denn die Meisten vermehren, wenn die Aufregung durch den Gebrauch einer geringen Menge sich zu vermindern anfängt, unmerklich die Dosis, bis sie, da das Opium zu ihrem Wohlbefinden unerläßlich geworden ist, sich zu schwach fühlen die Gewohnheit zu überwinden, ihre Augen der Zukunft verschließen, ihre bittern Gedanken durch die Opiumpfeife ersticken und töpflings in immer tieferes Elend und endliche Vernichtung sich stürzen. Ueber die Menge des genossenen Opiums bemerkt das Chinese Repository: „Anfangs raucht einer sehr selten, vielleicht nicht mehr als zwei oder drei Pfeifen auf einmal, allmählich aber, wenn der falsche Geschmack und die Lust zur Erneuerung des genossenen Vergnügens sich festgesetzt hat, wird die Pfeife ein minder seltener und im Laufe von einem oder zwei Jahren ein täglicher Gefährte. Die anfänglich geraucht Menge mag 3 oder 6 Gran betragen, was für drei oder vier Pfeifen hinreicht; bald steigt man aber zu 12 Gran, sechs Abends und sechs Morgens. So kommt man endlich zu 60 bis 120 Gran, was das Gewöhnliche ist, denn obwohl die größere Zahl sich mit weniger begnügt, so weiß man doch auch Fälle, wo 200 bis 460 Gran täglich geraucht wurden."

Einen lockenden Genuß als das Opium kann es gar nicht geben. Es berauscht nicht, wie man gewöhnlich glaubt, indem es gleich gegohrenen Getränken für eine kurze Zeit aufregt und dann einen verhältnißmäßig gedrückten Zustand (einen Katzenjammer) zurückläßt, sondern nach der Behauptung chinesischer Raucher, so wie nach den Geständnissen des englischen Opiumessers de Quincy, steigen die Wirkungen nie zur Berauschung, sondern das Opium beruhigt die Empfindungen und gewährt ein Gefühl unaussprechlichen ruhigen Genusses, welcher Stundenlang andauert; die Pfeife wird dann wieder vorgenommen, nicht um der Herabstimmung zu entgehen, welche niemals auf die angenehmen Wirkungen folgt, sondern bloß um den Genuß zu erneuern. Die narkotischen Eigenschaften zeigen sich, sobald die Wirkung der andern nachgelassen hat, und nach einer in ruhigem, von den reizendsten Träumen begleiteten Schlummer zugebrachten Nacht steht der Raucher Morgens auf, so frisch und kräftig, als hätte er kein Opium genossen. Diese Wirkungen halten mehrere Jahre an, in dieser Zeit stellt sich die Gewohnheit fest, die Dosis wird verstärkt, in dem Maaße, als die Einwirkung auf den Körper nachläßt, und dann erst tritt allmählich eine Reaction ein. Der Genuß, der schon seit einiger Zeit in der Abnahme war, hört jetzt gänzlich auf, das ganze System ist zerrüttet, die Glieder des Körpers verweigern ihren Dienst ohne Hülfe des Opiums, und das unglückliche Opfer findet sich zu spät als Sklave wieder, denn er muß jetzt Opium rauchen, um den schrecklichsten und unbeschreiblichsten Qualen des Körpers und der Seele zu entgehen.

Der Ackerbau in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Der Finanzminister Ludwig Philipps, wie natürlich ein Schüler der revolutionären Schule, nimmt in zwei Berichten über den Stand des öffentlichen Einkommens in den Jahren 1839 und 1840 als eine sich von selbst verstehende Sache an:

Digitized by Google

daß die Vermehrung in allen Zweigen des Einkommens, auch die welche aus der Zerstückelung des Landes und den entsprechenden Verhandlungen, als: Kauf, Uebertragung, Hypotheken, Auctionen u. s. w. entspringen, ein unzweifelhafter Beweis für die nationale Wohlfahrt seyen. Diesen Fehlschluß suchen die HH. Mounier und Rubichon theils durch Beweise, theils durch Thatsachen zu widerlegen. Die Sache hat zwei Seiten, von denen der Minister nur Eine sah: wenn es ein Beweis von Wohlstand ist, daß jemand kauft, so muß das Gegentheil auch dem Verkauf des andern geschlossen werden; wenn der Reiche Geld auf Hypotheken leiht, so muß der Gutleiher in Noth seyn, und überhaupt gibt es viele Zweige des Einkommens, in denen das ungünstige Element deutlich vorherrscht, wie eben die Verkäufe von Eigenthum, Gelbstrafen, Zwangsveräußerungen, Lotterien, Karten, und wir können mit Recht hinzufügen, Spirituosen. Der wahre Grundsatz scheint zu seyn, daß die Zunahme des Eigenthums durch den vermehrten Ertrag des Capitals ein Beweis öffentlicher Wohlfahrt ist, aber eine Zunahme, die aus der Verminderung des Capitals entspringt, muß ein Unglück seyn. So zeigt eine Zunahme der Abgabe von Wechseln eine lebhafte Circulation an, eine ähnliche Zunahme von Schuldscheinen und Verpfändungen aber Mangel und Noth; so ist die Menge und Wohlfeilheit der Waaren in den Läden einer Stadt ein erfreuliches Zeichen, aber die Menge und Wohlfeilheit der Läden elbst wäre ein Beweis, daß die Stadt in Abnahme ist; so denen rasche und reichliche Verkäufe von Erzeugnissen des Landes, Korn, Fleisch, Wolle, Häute, Talg, Mineralien u. s. w. auf Wohlstand, aber die zahlreichen Verkäufe des Landes selbst gerade auf das Gegentheil.

Wir wollen jedoch nicht bei Beweisen verweilen, die auf Theorien fußen, sondern wir haben es mit Thatsachen und praktischen Resultaten zu thun. Der Bericht des Comité's der Pairs im Jahre 1825 deutet summarisch einige der wichtigsten praktischen Nachtheile des Zerstückungssystems an. Der erste ist der wirkliche Verlust an anbaufähigem Boden durch die zahllosen Hecken, Wege und andere Verbindungen, die eine so unendliche Theilung nothwendig macht, und als natürliche Folge die Schwierigkeit und der Zeitverlust, wenn die Theile kleiner und entfernt sind, von einem Stück zum andern zu kommen, die Ackerwerkzeuge an Ort und Stelle zu bringen, den Dünger und die Ernte fortzuschaffen. Diese Hindernisse, so unbedeutend sie im Einzelnen erscheinen mögen, machen im Ganzen ungeheuer viel aus. „Wie sollen — so sagt das Dictionnaire d'agriculture, ein Werk, das mit Recht eines großen Ansehens genießt — solche kleine Stücke gebaut werden? welch eine Menge von Fuß- und Fahrwegen, deren bei jeder neuen Theilung neue gemacht werden müssen? und wer soll die Saat gegen Vögel oder Vieh, wer die Ernte vor Verraubung, das Ganze vor Benachtheiligung schützen? Bei den kleinen Streifen Landes müssen Pferde oder Ochsen des Pflügers beim Umwenden nothwendig die benachbarten Furchen eines Ackers zertreten, der vielleicht schon besäet ist.“ Nach diesem Beispiel ganz unfreiwilliger Belästigung braucht man nicht mehr zu erklären, weßhalb der reichste Ertrag eines solchen Ackerbaues in Processen besteht. Das ist aber nicht das Schlimmste: alle sind zu derselben Art von Anbau gezwungen, und zwar nothwendig der schlechtesten. Jeder, der mit dem bessern Verfahren beim Anbau vertraut dieß in Ausübung bringen wollte, würde bald seine Bemühungen vereitelt und seine Felder von dem Vieh des ganzen Dorfes verheert sehen; wollte er auch die Kosten eines Zauns nicht scheuen, so würde ihm dieser bald durch seine Nachbarn niedergerissen werden, die eine solche Neuerung nicht dulden würden.

Dieß ist um so bedeutender, als die neue Art von Landbesitz keine Fortschritte in den Künsten des Anbaues gemacht, sondern selbst einige der größten Irrthümer und Mißbräuche der alten Zeit wieder emporgebracht hat, so z. B. die Geisel eines guten Ackerbaues, den Viehtrieb [1], dem zufolge an gewissen Tagen das Vieh aller Grundeigenthümer losgelassen wird, um auf dem ganzen District zu weiden. Dieser schädliche Ueberrest der alten Zeit hat durch das System der Zerstückelung, von dem er unzertrennlich scheint, eine ungeheure Ausdehnung erhalten, und alle Anstrengungen ihm Einhalt zu thun, sind durchaus machtlos gewesen. Es ist dieß nächst der Zerstückelung das größte Uebel, an welchem der französische Ackerbau leidet.

Gegen diese Masse von alten und neuen Uebeln sträubt sich der gesunde praktische Sinn Frankreichs auf die entschiedenste Weise, und es scheint, daß auch in der Majorität der Generalräthe der Departements sich in kräftiger Weise der Wunsch ausspricht, der Zerstückelung Einhalt zu thun, und ihr Corollar, den freien Viehtrieb, abzuschaffen, aber die Advocaten und Theoretiker haben alle diese Bemühungen bis jetzt vereitelt. Der kluge Minister, Hr. von Villèle, dessen Fall auch der Sturz der alten Dynastie war, schlug ein vorsichtiges und sehr gemäßigtes Amendement zu dem bestehenden Gesetze vor, daß nämlich derjenige Theil, über welchen Eltern verfügen können, an das älteste Kind fallen solle, falls die Eltern nicht darüber verfügen; aber so eifersüchtig waren die Kammern gegen jede Verletzung der absoluten Gleichheit der Theilung, daß selbst dieser Vorschlag, der das ursprüngliche Gesetz so wenig veränderte, verworfen ward; er schmeckte nach dem Vorrecht der Erstgeburt, und war nicht zu dulden. Wenn der kluge Monarch, der schon so viel zur Consolidirung der Gesellschaft in Frankreich gethan hat, nicht willens oder nicht im Stande ist, etwas zur Heilung des Krebses der Zerstückelung zu thun, so wissen wir in der That nicht, wie den Gefahren begegnet werden soll, denen das Land nach einer ziemlich kurzen Reihe von Jahren ausgesetzt seyn muß.

Was nun die Bodenerzeugnisse betrifft, so müssen wir die nachstehenden Zahlen festhalten.

Der productive Boden Frankreichs ist geschätzt auf	46,000,000	Hect.
Davon werden von Pächtern mit festem Pachtschilling gebaut	8,470,000	—
Durch Pächter auf halben Gewinn (metayers)	14,530,000	—
Von den Grundeigenthümern selbst .	20,000,000	—
Wälder, die großen Grundeigenthümern gehören	3,000,000	—

Die von den Eigenthümern selbst bebaute Masse Land ist wie zu erwarten dem Umfang der Besitzungen der zwei untersten Classen von Eigenthümern ziemlich gleich. Diese kleinen Eigenthümer, deren Grundstücke kaum zu ihrem Unterhalt hinreichen, können wenig oder nichts für den Markt abgeben. „Diese Classe bildet in ihrer Armuth einen Staat im Staate, sie hängt von niemand ab, und niemand hängt von ihr ab: sie steht allein da in ihrer Noth, und ist übel gestimmt gegen alles, was vornehmer und reicher ist. Sie betrachtet den großen Grundeigenthümer als einen Usurpator, und glaubt, niemand

[1] Dieser ist gedoppelter Art: parcours und vaine pâture, letztere erstreckt sich nur über das Gebiet Einer Gemeinde, ersterer über mehrere.

Digitized by Google

habe ein Recht an den Boden, der nicht mit dem Spaten arbeitet. Sie ist ein Feind des Pflugs, der die Handarbeit vermindert, und des Viehs, das einen Weidegrund verlangt, der ihre Parcellen beschränkt." Mounier und Rubichon nennen diese die familles républicaines et affamées.

Das Metayersystem, das dem äußern Anschein nach so vortheilhaft ist, zeigt sich in Wirklichkeit nachtheilig, weil Grundbesitzer und Pächter, die gleiche Interessen zu haben scheinen, auf gleiche Gewalt Anspruch machen, und oft über die Art des Anbaues sich streiten, den der Pächter oft schlecht genug, der Grundeigenthümer aber gewöhnlich noch schlechter versteht; so geht das Land aus Mangel an Capital und systematischem Anbau zu Grunde. In einigen Districten, wie in der Vendée, wo der alte feudale und patriarchalische Geist noch den Pächter und Gutsherrn an einander bindet, soll dieß System günstiger wirken, und jedenfalls liefert es einen bedeutenden Ueberschuß des Ertrags auf den Markt. Dasjenige System aber, welches für Eigenthümer und Pächter am zuträglichsten ist, und hinsichtlich des Ertrags die bedeutendsten Resultate liefert, sind die Pachtungen mit festem Pachtschilling, die in den nördlichen und östlichen Theilen Frankreichs vorherrschen, wo die Anhäufung von Parcellen zu Pachthöfen von genügender Größe die Folgen der Zerstückelung vereitelt, und diese Districte zu den best angebauten, ergiebigsten und glücklichsten in Frankreich macht.

Die Oberfläche, welche von der Bevölkerung bearbeitet wird, vertheilt sich bezüglich des Anbaues folgendermaßen:

Korn	13,831,000 H.
Weingärten . . .	1,960,000 —
Verschiedene Gewächse .	3,402,000 —
Natürliche Wiesen . .	4,197,000 —
Künstliche Wiesen . .	1,575,000 —
Weideland	8,606,000 —
Haiden	6,743,000 —
Baum- und Küchengärten	739,000 —
Wälder jeder Art . .	8,699,000 —
	49,746,000 H.

Als Pendant zu diesem Gemälde, dessen Details gewiß die genauesten sind, die je von einem Lande erhoben wurden, kann man folgende gleiche Uebersicht der Vertheilung des Anbaues hinzufügen:

Erzeugungsgegenstand.	Bebauter Boden. Hectaren.	Erzeugniß. Hectoliters.
Weizen	5,551,000	69,290,000
Mischkorn (Weizen und Roggen)	949,000	11,824,000
Roggen	2,573,000	27,772,000
Gerste	1,164,000	16,444,000
Hafer	3,000,000	48,099,000
Mais	631,000	7,610,000
Buchweizen	654,000	8,469,000
Kartoffeln	920,000	96,189,000
Trockenes Gemüse, Bohnen, Erbsen u. s. w.	295,000	3,443,000
Runkelrüben	57,000	15,740,000

Diese Nachweise erstrecken sich auch über Hanf, Flachs, Gartengewächse und künstliche Gräser, auf die wir nicht eingehen können. Auch sind Tabellen da über die Menge des nöthigen Samens und das Verhältniß des Samens zum Ertrag bei jeder einzelnen Frucht, ein Verhältniß, das merklich ungünstiger werden soll, weil die Zahl des Viehes, folglich auch des Düngers, unter dem Zerstückungssystem abnimmt.

Der durchschnittliche Ertrag kann auf etwa 30 Fr. per Hectar angenommen werden, solche allgemeine Durchschnittszahlen jedoch ergeben kein praktisches Resultat, aber die Verschiedenheit des Erzeugnisses zwischen den verschiedenen Departements kann hinsichtlich die Vorzüglichkeit des Anbaues einige Nachweisungen geben. Das Erzeugniß der verschiedenen Departements ist sehr verschieden, und die nördlichsten sind bei weitem die ergiebigsten. Der 47ste Breitengrad theilt Frankreich fast in zwei gleiche Hälften: nördlich davon liegen 42, südlich 43 Departements. Nachstehende Tabelle zeigt den Ertrag an Weizen vom Hectar, und classificirt die Departements.

Zahl der Dep.	Norden.	Süden.	Hectoliters.
2.	2.	über	18.
3.	3.	„	16.
3.	3.	„	15.
6.	6.	„	14.
1.	1.	„	13.
2.	1.	„	12.
9.	7.	2. „	11.
8.	5.	3. „	10.
15.	7.	8. „	9.
19.	5.	14. „	8.
11.	2.	9. „	7.
4.		4. „	6.
2.		2. „	5.
85.	42.	43.	

Der Norden ergibt also etwa durchschnittlich 11½ H., der Süden etwas unter 8. Theilt man die nördliche Abtheilung durch den Meridian von Paris in Ost und West, so ist der westliche Theil bei weitem der fruchtbarere im Weizen, denn der Departements, die über 10 Hectoliters ergeben, sind im Nordwesten 19, im Nordosten nur 10. Dieser außerordentliche Unterschied muß allerdings großentheils dem Klima und Boden zugeschrieben werden, er entspringt aber auch aus der Art des Anbaues und der Masse der Düngung, und es ist bemerkenswerth, daß der Ertrag in den nördlichen Gegenden um so vieles größer ist, während eben dort die Zerstückelung vergleichungsweise minder wirksam war.

Was die allgemeine Erzeugung in Frankreich angeht, so schätzt der ministerielle Bericht den Ertrag eines mit Weizen bepflanzten Hectars folgendermaßen:

1815 ein schlechtes Jahr	8,59	Hectoliters
1826 ein gutes Jahr	12,18	—
1830 ein Mittelj ahr	10,53	—
1833 ein sehr gutes Jahr	15,52	—

Und wir haben die folgende Tabelle von Preisen in zehnjährigen Perioden

1776—1785	14,13.	Durchschnittspreis des Hectoliters.
1786—1790	17,17.	„ „
1816—1825	20,94.	„ „
1826—1835	19,11.	„ „

Vergleicht man dieß Steigen mit dem englischen, so zeigt sich, daß die französischen Preise seit 1776 etwas mehr gestiegen sind, was noch auffallender ist, wenn sich die Thatsache erwährt, daß englischer Weizen jetzt im Gewicht schwerer ist, als der französische. Diese Preise, obwohl ziemlich hoch für Frankreich, deuten doch darauf hin, daß letzteres Land, wenn es einen großen Ueberschuß hätte, — was bei einem bessern System des Anbaues und in gewöhnlichen Jahren der Fall seyn sollte, — ein unbequemer Nebenbuhler auf dem englischen Markt wäre, aber we-

Digitized by Google

nigstens an Weizen hat Frankreich nach diesen Berichten wenig abzugeben.

Wir haben oben bemerkt, daß in dem nördlichen Theil Frankreichs, wo die Zerstückelung weniger Fortschritte gemacht hat, der Anbau in größerem Maßstab bleiben wird und folglich auch einträglicher ist; auch zeigt sich daß der Verbrauch in diesem Theil ohne Vergleich höher sich herausstellt. Der Werth sämmtlicher Ackerbauerzeugnisse in den

42 nördlichen Departements betrug 1,757,683,994 Fr.
in den 43 südlichen „ 1,147,090,422 —

Die Verschiedenheit im Verbrauch von Fleischnahrung ist noch größer, denn er beträgt

in den 42 nördlichen Departements	417,353,760	Kilogr.
in den 43 südlichen „	252,758,689	—

Der Preis des Ochsenfleisches ist im Norden 85 Cts. das Kilogramm, im Süden 10 Procent niedriger. Die Berechnungen, wie viel durchschnittlich der einzelne verzehrt, haben wenig Werth, als etwa um zu zeigen, wie schlecht die Masse des Volks leben muß, wenn der Durchschnitt ein geringer ist, da es aber an Daten hinsichtlich der Vergangenheit fehlt, so läßt sich keine Vergleichung anstellen; auffallend ist jedoch der Umstand, den der Minister selbst, wenn gleich nur widerstrebend zugibt, daß der Kornbau abnimmt in Vergleich zu Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Kraut u. s. w., und daß, wie der Minister sich sehr zierlich ausdrückt, „die Cerealien allmählich minder nothwendig werden für den Unterhalt des Volks.“

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem modernen Leben in Aegypten.

(Fortsetzung.)

6. Ein Frühstück in der Quarantäne.

Nun sind wir von neuem auf dem Nil. Bis Batrel-Bakarah, dem Bauch der Kuh, wo der untere Winkel des Delta beginnt, sah ich nur bekannte Ufer. Die Spitzen der drei Pyramiden, Morgens und Abends röthlich gefärbt, die man so lange bewundert ehe man Cairo erreicht, und so lange noch, wenn man Bulak verlassen hat, verschwanden endlich ganz aus dem Gesichtskreis. Wir schifften fortan auf dem östlichen Nilarme, d. h. in dem wahrhaften Flußbette, denn der Arm von Rosette, den die europäischen Reisenden meistens benützen, ist nur ein dreifer Abzugsgraben, der sich gegen Westen verliert.

Von dem Arm von Damiette aus verzweigen sich die Hauptcanäle des Delta; er bietet auch die reichsten und wechselvollsten Landschaftsbilder dar. Es ist nicht mehr das einförmige Ufer, mit einigen schwanken Palmen besetzt, mit Dörfern aus Lehm — und höchstens hier und da ein Cantongrab mit seinem Minaret, Taubenhäuser mit seltsamen Ausbauchungen, kleinliche Silhouetten die sich auf einem Horizonte absscheiden, der keinen Hintergrund hat. Der Arm von Damiette bespült beträchtliche Städte, und durchschneidet allenthalben fruchtbare Gegenden; die Palmen sind schöner und reicher belaubt; Feigen, Granaten und Tamarinden bieten überall unendliche Abstufungen von Grün dar. Die Ufer des Flusses sind bei der Umwindung der zahlreichen Bewässerungscanäle mit einem ganz primitiven Pflanzenwuchs bekleidet; aus dem Schooß des Schilfs, der ehedem den Papyrus lieferte, und der verschiedenen Seerosen, unter denen man vielleicht den purpurnen Lotos der Alten finden könnte, steht man Tausende von Vögeln und Insecten emporschwirren. Alles flattert, glänzt und summt ohne Scheu vor dem Menschen, denn es kommen im ganzen Jahre nicht zehn Europäer vorüber, was so viel sagen will, als daß Flintenschüsse nur selten diese reichbevölkerte Einsamkeit stören. Der wilde Schwan, der Pelikan, der rothe Flamingo, der weiße Reiher und der Taucher tummeln sich rings um die Dhermen und Barken; aber Taubenflüge, die schener sind, erheben sich in langen Schwärmen am blauen Himmel.

Wir hatten Scharafhenieh rechts gelassen, das an der Stelle des alten Cercasorum steht; Degueh, die alte Zufluchtsstätte der Mirabder, welche Nachts den Barken schwimmend folgten, indem sie den Kopf in einen hohlen Kürbis verbargen; Aredj, das die Ruinen von Atribis bedeckt, und Mathanna, eine neue sehr bevölkerte Stadt, deren Moschee von einem viereckigen Thurme überragt ist, und wie man behauptet, vor der Eroberung der Araber eine christliche Kirche war.

Am linken Ufer findet man Bufieir unter dem Namen von Bugier wieder, aber keine Ruine bringt aus dem Boden; am andern Flußufer streckt Semenhud, ehedem Sebennitus seine Kuppeln und Minarets aus grünem Schooße empor. — Die Trümmer eines ungeheuern Tempels, vielleicht der Isis, stehen zwei Meilen weiter unten. Frauenköpfe dienen den Säulen als Capitäle; die meisten dieser letztern dienen den Arabern als Mühlsteine.

Wir brachten die Nacht vor Manfurah zu, und ich konnte weder die Brutöfen dieser Stadt besehen, noch das Haus des Ben-Lokman, wo der heilige Ludwig als Gefangener lebte. Eine schlimme Beschaffenheit erwartete mich bei meinem Erwachen; die gelbe Pestflagge war über Manfurah aufgepflanzt, und erwartete uns auch zu Damiette, so daß es unmöglich war, andere Vorräthe als lebendige Thiere einzunehmen. Dieß konnte einem wahrlich die schönste Gegend der Welt verderben, und nun wurden auch die Ufer minder fruchtbar; der Anblick der überschwemmten Reisfelder, die ungeheure Ausdünstung der Sümpfe, überwogen von Pharaofur an die letzten Schönheiten ägyptischer Natur. Wir mußten bis zum Abend auf das schöne Schauspiel warten, den Nil zum Meerbusen erweitert zu sehen — Palmenwälder, die dichter stehen als irgendwo, Damiette endlich zu erblicken, das beide Ufer mit seinen italienischen Häusern und seinen grünen Terrassen einfaßt; ein Schauspiel, das man mit nichts vergleichen kann, als der Einfahrt des Canal grande zu Venedig, und wo überdieß mehr als tausend Spitzen der Moscheen sich in dem farbigen Abendhimmel zeichneten.

Man legte die Barke am Hauptquai an vor einem großen Gebäude das mit der französischen Flagge geziert war; wir mußten aber den folgenden Morgen abwarten, um uns untersuchen zu lassen, und die Erlaubniß zu erhalten, mit unserer blühenden Gesundheit in den Schooß einer kranken Stadt einzutreten. Die gelbe Flagge wehte drohend von dem Hafengebäude und unsere Vorräthe waren erschöpft, was uns nun ein trauriges Frühstück für den andern Tag verhieß.

Mit Anbruch des Tages wurde endlich unsere Flagge signalisirt — was die Nützlichkeit des Rathes der Mme. Bonbemme bewies — und der Zanitscher des französischen Consulates bei uns seine Dienste an. Ich hatte einen Brief an den Consul und begehrte ihm vorgestellt zu werden. Nachdem der Zanitscher diese Benachrichtigung hatte, bote er mich ab, und empfahl mir, mich sehr in Acht zu nehmen irgend Jemand zu berühren, und auch selber nicht unter Wegs berührt zu werden. Er ging vor mir her mit seinem Stocke mit silbernem Knopfe, und entfernte die Neugierigen. Wir liegen endlich die Treppen eines großen steinernen Gebäudes hinauf, das mit ungeheuern Thoren verschlossen war, und das Aufsehen eines Oekel oder Karawanserai hatte. Es war indeß die Wohnung des Consuls, oder vielmehr des französischen Consulargebäudes, der zugleich einer der reichsten Reichsänder von Damiette ist.

(Schluß folgt.)

Fortschritt des Associationsgeistes in Spanien. Ein belgisches Blatt, das Journ. du Comm. d'Anvers vom 21 Februar erwähnt eines eigenthümlichen Falls, welcher beweist, wie sehr die untern Klassen fühlen, was sie durch vereinigte Kräfte zu Stande bringen können. In Tarragona hat sich eine Anzahl Arbeiter vereinigt, um wöchentlich ein kleines Scherflein beizutragen. Was am Ende des Jahres beisammen ist, soll zur Erbauung eines Häuschens verwendet, und durchs Loos der Glücklichen bezeichnet werden, der es erhält

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 55. 5. März 1847.

Irkutsk.

(Aus dem Reisetagebuch des Bt. Baron Sedeler.)

Am Morgen des 22 Jul. 1845 beschlossen wir, im Vorübergehen die große Tuchfabrik von Teimyn, welche alle in Sibirien stehenden Truppen mit ihren Erzeugnissen versieht. Hier, wie in der Salzsiederei an der Jesolka, arbeiten theils Freie, theils Verbannte, theils Verbrecher, die zur Kettenstrafe verurtheilt wurden. Hierauf sprengten wir am linken Ufer der malerischen Angara nach der Hauptstadt Ostsibiriens, dem berühmten Irkutsk zu. Um 4 Uhr Nachmittags standen wir bei der Ueberfahrt. Uns gegenüber, jenseits des prächtigen, krystallklaren und selbst im heißesten Sommer außerordentlich kalten Flusses breitet sich in großem Bogen die merkwürdige, ziemlich hübsch gebaute Stadt aus; die zahlreichen, größtentheils sehr großen Kronsgebäude und Kirchen, die hohen Stadtthore in halbkaltem Geschmack und eine lange Reihe hölzerner Häuser nehmen das entgegengesetzte Ufer ein, hinten heben sich amphitheatralisch die Berge als der Hintergrund eines riesenhaften Panoramas. Und das Innere der Stadt entsprach dem angenehmen Aeußern durch die Regelmäßigkeit, Größe und Reinlichkeit der übrigens nicht sehr volkreichen Plätze und Straßen, so wie durch die hübschen Façaden sehr vieler Häuser. Am Hafen erwarteten mich der Brigadecommandant der sibirischen Militärcantonisten, händigte mir kürzlich angekommene Briefe meiner Petersburger Verwandten ein, und stellte mir das Haus des reichen Goldschürfers Wassiewski mit Dienerschaft, Wagen, Küche und Keller in dessen Auftrag zur Verfügung.

Am andern Morgen begannen die gewöhnlichen Vorstellungen und Visiten. Ich eilte zum Erzbischof, fand ihn aber nicht zu Hause, und da der Generalgouverneur von Ostsibirien, Bt. Ruvert, abwesend war, begab ich mich zu dem das Land inspicirenden Senator und geheimen Staatsrath Tolstoi, bei dem meine Neugierde reiche Ernte fand. Der Senator und seine hochgebildete Gattin, so wie die bei ihm befindlichen Beamten, meist junge thätige Leute aus den ersten Adelsfamilien Rußlands, hatten Reisen gemacht, gegen welche die meinige ein bloßer Spaziergang war. Die einen waren auf der Lena bis Jakutsk gegangen, und dann auf Schlitten, die theils mit Rennthieren, theils mit Hunden bespannt waren, nach Ochotsk, sie hatten das stürmische Meer von Ochotsk überschifft, Kamtschatka und die kurilischen Inseln besucht, und waren dann zu Lande unter unglaublichen Mühseligkeiten und Gefahren nach Irkutsk zurückgekehrt. Andere hatten von der Mündung des Ud aus, wohin gegenwärtig das Comptoir der russisch-amerikanischen Compagnie von Ochotsk wegen des dortigen schlechten Hafens verlegt wurde, die neuprojectirte Wasserstraße auf dem Amur und der Maja nach dem Aldan und von da zur Lena in Augenschein genommen, und die Schneegipfel des Stanowoi- und Jablonnoi-Gebirgs überstiegen. Einige endlich hatten die chinesische Gränze von der Mündung des Amur bis zum Argun und der Selenga befichtigt, oder waren an die Ufer des Eismeeres gerieht, in die nördlichsten Städte Sibiriens, Turuchansk, Werchojansk, Mittel- und Unter-Kolymsk.

Man kann sich leicht vorstellen, welche kostbare Thatsachen und Nachrichten diese Reisenden in Ländern sammelten, die man bisher nur dem Namen nach kannte, mit welchen merkwürdigen Gegenständen sie ihre Sammlungen von Seltenheiten, mit welchen aus der Natur entnommenen Ansichten von Gegenden, Wohnungen und Costümen sie ihre Albums bereicherten. Einigen Personen war es gestattet worden, die inspicirenden Beamten als Maler, Naturforscher, Botaniker u. s. w. zu begleiten. Ich sah bei ihnen, ferner beim Senator Tolstoi, beim Generalgouverneur und andern Personen Albums, für welche ein englischer Raritätensammler gern große Summen bezahlt hätte.

Bei dem Civilgouverneur, dem wirklichen Staatsrath Pjätnizki, traf ich mit einem Original zusammen. Dieser Mann hatte mehrere Jahre in den dichten Wäldern Ostsibiriens gelebt, wohin ihn seine Jagdleidenschaft und der Haß gegen das gesellige Leben gezogen hatten: endlich bewogen ihn sein zunehmendes Alter und, wie er sagte, der Wunsch in rechtgläubigen Kirchen zu beten und ein christliches Grab zu finden, zum Abzug aus den Wäldern. Manches höchst merkwürdige erzählte mir dieser ächte Nebenbuhler von Coopers „langem Carabiner" über sein Leben in diesen ungastlichen Ländern, über seine ausgestandenen Gefahren, Mühseligkeiten und Entbehrungen, über seine Jagd auf Zobel, Füchse, Biber, Eichhörnchen ꝛc. Seiner Ansicht nach ist die Zobeljagd die schwerste, aber auch die einträglichste. Der alte Nimrod beschrieb mir den Zobel als ein außerordentlich gewandtes, schlaues Thier: er ist sehr rasch auf den Füßen, springt leicht Bäume hinauf und setzt von einem auf den andern über auf bedeutende Entfernungen. Deßhalb dauert die Verfolgung eines solchen Thieres manchmal mehrere Stunden und selbst Tage, wobei man durchaus eine besondere Art Hunde haben muß, die mit unermüdlicher Gebuld und Ausdauer dem Zobel folgen. Wenn der Zobel einen Baum erklettert hat, so legen sich die Hunde ganz ruhig unter seinen Zufluchtsort hin, und bleiben liegen, bis der Hunger das Thier weiter treibt. Die Sache endet damit, daß der Zobel endlich aus Ermüdung niederfällt, oder auf eine lichte Stelle

Digitized by Google

kommt, wo das Fortspringen auf den Bäumen unmöglich ist, und er vor dem sichern Schuß des Jägers, der den heulenden Hunden folgt, erliegt. Es kommt auch vor, daß die Hunde ihn auf eine Ebene treiben, ihn ins Genick beißen und auf der Stelle liegen lassen. Da die Jobelsagd wegen der Güte des Fells größtentheils im Winter geschehen muß, so kann man sich alle Unfälle, Entbehrungen und Gefahren vorstellen, denen der Jäger in diesen furchtbaren, nie besuchten finstern Wäldern, in denen der Schnee oft Klafter hoch liegt, mitten unter Steilabstürzen ausgesetzt ist, welche Festigkeit des Körpers, Entschlossenheit und Ortskenntniß nöthig ist, um aus einer solchen Lage zu entkommen. Trotz dem gibt es eine Menge Freunde dieser halsbrechenden Beschäftigung, nicht nur unter den halbwilden, ewig wandernden Stämmen der Eingebornen, sondern selbst unter den Russen, welche oft Jahre, ja ihr Leben lang, allein oder zu zweien, in diesen unermeßlichen Waldwüsten zubringen, und an bewohnten Orten nur erscheinen, um die gewonnenen Pelze zu verkaufen und sich mit Schießbedarf und Lebensmitteln zu versehen.

(Schluß folgt.)

—

Der Ackerbau in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu einer andern Classe von Nachweisungen, die den Lesern gewiß neu ist, nämlich zur Zahl des Viehes und der möglichen Fleischlieferung, und hier zeigt das Zerstückungsfestem seinen verderblichen Einfluß im stärksten Licht; wir beginnen mit einem Auszug der sehr merkwürdigen und umständlichen Tabellen über die Zahl der Thiere in Frankreich im Jahr 1839.

	Hornvieh.	Schafe.	Pferde.
Stiere	394,166.	Widder	564,160. Hengste 1,265,298.
Kühe	5,481,026.	Hämmel	9,431,418. Wallachen
Ochsen	1,950,702.	Mutterschafe	14,638,257. Stuten 1,188,550.
Kälber	2,057,156.	Lämmer	7,230,412. Fohlen 347,819.

Auf je 1000 Menschen kommen 297 Stück Hornvieh, 956 Schafe, 84 Pferde, 164 Schweine, 38 Ziegen, 11 Mauthiere und 12 Esel. Wir übergehen die vier letztern Thierarten und bemerken bloß, daß ihre verhältnißmäßige Anzahl und ihr Werth auf einen ärmlichen Anbau und eine Häuslerbevölkerung hindeuten.

Ueber die Schafe sagt das französische Handelslexikon: „Schafe sind eine der Hauptquellen der Wohlfahrt für den Ackerbau, die Manufacturen und den Handel Englands; das Fleisch, der Dünger, die Haut, die Wolle, alles ist von großer Bedeutung. Nach Hrn. Ternaur, dem großen Manufacturisten von Wollwaaren und großem Züchter der besten Wolle, gibt es in England 45,000,000 Schafe, andere schlagen sie auf 55 Mill. an, die mit drei bis vier Jahren geschlachtet werden, durchschnittlich 60 Pfund Fleisch und Talg für 15 Mill. Einwohner geben, etwa 30 Pfund jährlich auf einen gerechnet. Uebrigens liefern sie für 9 Mill. Pf. St. Wolle, deren Werth durch die Industrie verdreifacht wird. In Frankreich ist dieß ganz anders. Wir haben nur 30,000,000 Schafe, welche in einem Alter von 6 bis 7 Jahren höchstens 30 Pf. Fleisch oder etwa 4 bis 5 Pf. auf den Kopf geben, und die 45 Mill. englischer Schafe stehen an Werth 72 Mill. der unsrigen gleich." Dieß liegt zum Theil in der Vernachläßigung und falschen Behandlung der Zucht, denn die französischen Schriftsteller behaupten, Boden und Klima in Frankreich seyen weit besser, als die Englands; es ist aber der Nachtheil der Theilung des Lands und somit der Verminderung der Weide hinzugekommen. Der Graf von Villeneuve, Präsident der Agriculturgesellschaft zu Toulouse und eine große Autorität in solchen Dingen, sagt darüber: „zur Unterhaltung einer Schafheerde gehört eine gewisse Ausdehnung Land, ein Grundeigenthümer besitzt solches, aber er stirbt, und seine Kinder, deren er vielleicht mehrere hinterläßt, bestehen auf der Theilung, der Erfolg ist, daß keiner mehr eine Schafheerde halten kann. So findet sich in dem Distrikt Cambon, wo vor dreißig Jahren noch acht Schafheerden waren, jetzt nur noch Eine. In der Gemeinde Castres sind innerhalb sechs Jahren fünf Schafheerden verschwunden."

Die ministeriellen Documente bestätigen dieß. So berichten die Departementalinspectoren aus dem Dep. der Obergaronne: „die Zerstückelung des Eigenthums und das Umbrechen des Weidebodens haben die früher gehaltene Zahl von Schafen wesentlich vermindert." Aus dem Dep. der Nordküsten: „Heerden, wie man dieß Wort in Schafzucht treibenden Ländern versteht, gibt es in diesem Departement keine. An der Seeküste steht man auf einem Bauerhof fünf oder sechs Schafe mit den Kühen weiden und fressen, was diese stehen lassen; im Innern laufen 20 bis 30 elende Schafe hungrig an der Straße herum unter Aufsicht eines Kindes, das nur dem Namen nach ein Hirt ist." Aus dem Dep. der Isere: „dieß Departement ist kein Schafland, nicht als ob es zur Zucht dieselben nicht taugte, sondern weil die außerordentliche Theilung des Grundeigenthums keine Heerden, sondern nur kleine Haufen Schafe zuläßt, und auch diese finden sich nur in sehr geringer Zahl." Es braucht gar keines Beweises, daß die Zerstückelung die Schafzucht vernichten muß, den besten Zweig des Landbaues, wenn man dessen verschiedene Vortheile erwägt, und es ist nicht zweifelhaft, daß sie in England, während sie in Frankreich abnimmt, rasche Fortschritte macht.[1]

Nun kommt das Rindvieh. Die Verminderung der zu Markt gebrachten Menge Fleisch in Folge der Abnahme der Zahl des Rindviehes und der Verschlechterung der Race ist kaum von minderem Umfang und Bedeutung. Man begann dieß alsbald nach dem revolutionären Sturm zu fühlen. Schon im Jahr 1806 richtete Hr. Sauvegrain, ein Fleischer in Paris, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Wirkungen welche die revolutionäre Störung des Grundeigenthums auf diesen Hauptzweig des Ackerbaues ausübt. Nachdem er angegeben, daß in der Zeit vor der Revolution die Viehzucht ein Gegenstand besonderer Sorgfalt der Landedelleute und Pächter gewesen, sowohl für die Arbeit als den spätern Absatz auf dem Markt, so bemerkt er, daß auf diese Landedelleute und Pächter ein Geschlecht, die Käufer der confiscirten Ländereien, gefolgt sey, die ihren neuen Pflichten nicht gewachsen gewesen wären, und deren Ländereien des leichtern Verkaufs wegen in kleine Stücke Land zerschnitten wurden, und so allmählich für größern Betrieb des Anbaues und der Mästung unpassend geworden seyen; sie hätten weder Geschick, noch Capital, noch hinreichend Land, um diese Art Viehzucht zu betreiben. „Es folgt daraus, daß wo man sonst 30 Paar großer, wohlgenährter, zur Arbeit wie für den Markt tauglicher Ochsen

[1] Allein hat zwei Seiten: in Schottland sind ungeheure Landstriche bloß als Schafwiesen benützt, während sie Tausenden von Menschen Unterhalt geben könnten, die jetzt ihr Leben auf die elendeste Weise durchschlagen; aber die großen Grundbesitzer finden es ihrem Vortheil angemessener, diese Striche nicht bebauen zu lassen. A. d. R.

Digitized by Google

sah, jetzt kaum die Hälfte oder der dritte Theil sich findet, und diese sind schlecht genährt, und werden so jung und auf eine so unklage Weise zur Arbeit gezwungen, daß ihr Wachsthum dadurch verhindert wird." Diese Verschlechterung nahm zu bis 1840, wo die Fleischer von Paris und Lyon über die beunruhigend verminderte Lieferung und den unmäßigen Preis klagten. Ihre Petitionen gingen an ein Comité der Deputirtenkammer, das einen genauen und sehr interessanten Bericht über die ganze Sache machte, und damit schloß, daß der Preis einen Grad erreicht habe, welcher das Fleisch zum großen Nachtheil für Gesundheit und Stärke den arbeitenden Classen unzugänglich mache: als Ursache wird angegeben, daß die menschliche Bevölkerung sich gemehrt, das Rindvieh aber an Zahl, Größe und Güte abgenommen habe „durch die Theilung der Güter und die neue Art von Anbau, die sie einführte, und welche die Mittel alle Arten von Vieh zu züchten und zu füttern, mit jedem Jahr verminderte." Das Comité deutete, wie man sieht, die wahre Ursache an, wagte aber nicht weiter zu gehen, und schlug nach einem langen und sehr gut abgefaßten Bericht kein Abhülfsmittel vor, sondern empfiehlt „diese großen und wichtigen Interessen der besondern Aufmerksamkeit des Handelsministers" ein Antrag, durch den das Comité der Verantwortlichkeit auswich, über irgend einen der großen Fragepunkte, die Folgen der Zerstückung und die Rathsamkeit fremdes Vieh zu einem leichtern Zoll zuzulassen, irgend eine Meinung auszusprechen.

Auf der andern Seite weisen die Vorsprecher des jetzigen Systems triumphirend auf den Umstand hin, daß die Märkte von Paris fortdauernd und in zunehmender Fülle mit Fleisch versorgt seyen, denn die Zufuhr von Fleisch habe sich bedeutend vermehrt, z. B. der Verbrauch aller Arten von Fleisch in Paris betrug im J. 1836 43,470,000 Kilogramme

im J. 1822	41,326,000	—
Wachsthum	2,145,000	—

Aber diese Zunahme beweist bei näherer Untersuchung weniger als nichts. Fürs erste wird eine große reiche Stadt der letzte Ort seyn, wo sich die Noth des Ackerbaus fühlbar macht, und zweitens ist die angebliche Zunahme eine wahre Verminderung, denn die Bevölkerung ist im Laufe dieser Zeit um 193,000 gewachsen, es zeigt sich also ein Ausfall von 9,000,000 Kil. im Verhältniß zur frühern Bevölkerung. Der Minister des Ackerbaus und Handels gibt in zwei Reden im April und Mai 1841 alle diese Thatsachen zu und noch mehr: der Fleischpreis ist in Frankreich bedeutend gestiegen und die Viehzucht nicht in gleichem Verhältniß fortgeschritten, im Gegentheil sind die Zucht und Fütterung jetzt geringer als in früherer Zeit. Im J. 1789 betrug der Fleischverbrauch in der Hauptstadt 68 Kilogramme auf den Kopf, jetzt nur 55, so daß während die Bevölkerung sich fast verdoppelte, der Verbrauch abnahm. Dieß erklärt sich durch die Revolution, welche unter den arbeitenden Classen stattfand, indem Paris die manufacturreichste Stadt Europa's geworden ist." Das ist eine seltsame Erklärung, die denen nicht angenehm seyn wird, welche die Ausdehnung der Manufacturen mit der Wohlfahrt und dem guten Auskommen des Volks für identisch halten. Der aufrichtige Minister Ludwig Philipps nimmt an, daß eine Manufacturbevölkerung nothwendig schlechter genährt seyn müsse, als alle andern Classen. Er entdeckt sich aber hinsichtlich der Seltenheit und Ungefundheit animalischer Nahrung in Paris die höchst merkwürdige Thatsache anzugehen, daß die Regierung, als sie erfuhr, daß eine große Menge Pferdefleisch heimlich verkauft werde, auf den Bericht des Municipalraths den Verkauf von Pferdefleisch legalisirte und neben dem Pferdeschlachthaus, vulgo Schindanger, einen besondern Markt dafür einrichtete.

Als der Minister wegen eines Abhülfsmittels gegen das von ihm zugestandene Uebel gedrängt wurde, hatte er nichts als einen Galimathias als Antwort: „Das erste Bedürfniß wäre, daß der Ackerbau in einen commerciellen und industriellen Zustand überginge, und daß Capital und Credit aufgemuntert würden, ihn zu befruchten." Dieser Jargon war vermuthlich das Ergebniß der Schwierigkeit, in der der Minister und sein Herr sich befunden, um in der Behandlung der Sache das revolutionäre Princip zu retten. In dem ersten Theil seines Rathsverlangt der Minister von Befruchtung des Landes durch Verwandlung desselben in einen bloßen Manufactur- und Handelsartikel, gerade als wäre es ein Baumwollballen, den man im kleinsten Theil bearbeiten kann, während er im zweiten Theil die Anwendung von Credit und Capital verlangt, ein offenbarer Widerspruch, denn niemand wird behaupten, daß Credit und Capital wirksam auf den Ackerbau verwendet werden könnten, wenn es nicht auf einem etwas größern Landumfang geschieht. In einem Athem von einer commerciellen Zerstückelung des Landeigenthums und von Capitalverwendung für den Ackerbau zu reden, ist reiner Unsinn, und beweist nur die Verlegenheit des Königs und des Ministers über einen Staud der Dinge, dessen Ursache sie nicht in der revolutionären Vertheilung des Grundeigenthums zu finden wagen, aber das Zugeständniß des Ministers hinsichtlich der Thatsachen, und sein Schweigen in Betreff der Ursache und des Abhülfsmittels deuten hinreichend die wahre Ansicht der Regierung an.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel zwischen dem Kaiser von Japan und dem König der Niederlande.

Kürzlich theilte das Pariser Tagblatt „La Presse" einen Briefwechsel zwischen den beiden genannten Monarchen mit. Im Sylvestermer 1843 war zum erstenmal die Rede davon, einen Gesandten von Niederland nach Japan zu senden, namentlich auch in der Absicht dem Kaiser von Japan vorzustellen, daß die bisher gehandhabte Abschließung dieses Reiches in die Länge nicht möglich sey, aber der zu der Gesandtschaft bestimmte General weigerte sich sie anzunehmen, auch so wurde im J. 1844 ein Brief des Königs nach Deszima geschickt, um dem Kaiser neben Geschenken überzeben zu werden. Da die niederländischen Schiffe nur alle Jahre nach Nangasaki gehen, so konnte auf den im J. 1844 abgeschickten Brief erst im J. 1845 die Antwort erfolgen, und diese kam erst im Jahre 1846 nach Europa, aber die niederländische Regierung hat diesen Briefwechsel nicht bekannt gemacht, die „Presse" jedoch will denselben erhalten haben und macht solchen bekannt, das Amsterdamsche Handelsblad dagegen (Semmagsblatt N. 8) erklärt: der Brief ermangele aller innern Zeichen der Aechtheit und aller Eigenthümlichkeit des japanischen Styls, abgesehen davon, daß er einige geschichtliche Unrichtigkeiten enthalte, deren sich wohl der Rathgeber Sr. japanischen Majestät schwerlich schuldig gemacht hätte; der Briefwechsel sey also höchst wahrscheinlich untergeschoben und unächt. Das Amsterdamsche Handelsblad bemerkt dazu: die Unterscheidung dieses Briefwechsels sey höchst wahrscheinlich im Zorn darüber geschehen, daß der französische Contreadmiral Cecille von Japan angewiesen worden sey. Die Presse stellt die Sache so dar, als habe der Brief des Königs der Niederlande bloß den Zweck gehabt, die japanische Regierung aufzufordern, die Küsten des Reichs Käufer zu befestigen, um sich gegen jeden Anfall vertheidigen zu können. Dagegen bemerkt das Amsterdamer Handelsblad: „Die Japanesen brauchten nicht das Jahr 1844 abzuwarten, um mit der Veranlassung zu dem unbil-

Digitized by Google

ligen Krieg Englands gegen China und mit dessen Ausgang bekannt zu werden. Die niederländischen Schiffe bringen stets eine Anzahl holländischer Zeitungen nach Nangasaki, und die Beförderer der Schiffe werden nach den verschiedenen Reisen, die in der civilisirten Welt vorgefallen sind, ausgefragt. Gleiches Ansuchen findet statt bei der Ankunft der chinesischen Dschonken, und die wichtigsten, wo nicht alle Berichte, werden sogleich brieflich nach Jedo übermacht. Auf diese Weise kennt der Hof Jedo stets die wichtigsten Ereignisse in den andern, selbst in den europäischen Staaten. Was in China vorfiel, in Folge des Opiumkriegs, welchen England gegen dieß Reich führte, wird ohne Zweifel bald genug in Japan bekannt gewesen sein. Durch falsche Beschuldigungen, Lügen, Lästerungen, sagt die Presse, hätten die Holländer die Spanier und Portugiesen aus Japan vertrieben. Aber die „Presse“ lügt und lästert, denn die Geschichte, westhalb die Portugiesen aus Japan vertrieben wurden, ist allzu bekannt. Wie wir bemerkt, ist es nur der Zorn über die Abweisung des Contreadmirals Cecille, durch den sich die „Presse“ zu so schändlichen Anderungen verleiten ließ. Um die Schmach der Abweisung so viel möglich von der französischen Flagge abzuwenden, wendet und dreht sich die Presse in den sonderbarsten Grimassen: sie nimmt an, als habe der französische Befehlshaber in Folge der Nichtbeantwortung des Briefs, den der König der Niederlande schrieb, auf einen guten Empfang verzichtet, nach dem Sprichwort: wer schweigt, willigt ein. Wenn diese Ansicht gültig sein sollte, müßte der Brief des Königs der Niederlande an den Kaiser von Japan den europäischen Mächten mitgetheilt worden sein, was aber nicht geschehen ist; der Inhalt des Briefes konnte also dem Admiral Cecille nicht als Verwand dienen, und die ganze Beweisführung der Presse ist somit völlig aus der Luft gegriffen.

„Unserer Ansicht nach, führt das Handelsblatt fort, sind die Bemühungen der Franzosen und Nordamerikaner, um sich in Japan Eingang zu verschaffen, ganz und allein die Folge des Kriegs der Engländer gegen China. Man meint, Japan sei durch die Lection, wie man es nennt, welche China empfangen, zahmer geworden; man hat sich getäuscht. Alle Bemühungen der Russen im J. 1814, der Engländer im J. 1813, sind gescheitert, und Cecille konnte also auch nichts anders erwarten. Was sein einem halben Jahrhundert so wiederholt auf verschiedenen Punkten des japanischen Reiches Hattgefunden, kann auf keine Weise dem niederländischen Einfluß zugemessen werden, sondern ist blos der Ausfluß eines Regierungsprincips, das seit 200 Jahre in Japan befolgt wird, und das man aufrecht zu halten verstanden hat. Es ist dieß gewiß eine außerordentliche Erscheinung; wie lange wird Japan seine fast gänzliche Abgeschlossenheit noch behaupten können? Das kann nur die Zukunft entscheiden.“

Scenen aus dem modernen Leben in Aegypten.

(Schluß.)

6. Ein Frühstück in der Quarantane.

Ich trat in die Canzlei, der Janitschar zeigte mir seinen Herrn, und ich wollte ganz einfach ihm meinen Brief in die Hand geben. — Aspetta! rief er mit etwas unfreundlichem Gesichte, und wehrte mich ab, mit einem weißen Stabe, den er in der Hand hielt. Ich verstand die Absicht und reichte ihm den Brief hin. Er ging ohne ein Wort zu sagen hinaus und kehrte mit einer Lanze zurück, womit er den Brief faßte, auf dessen eine Ecke er mit dem Fuße trat, während er geschickt den Umschlag mit der Lanze abriß, und dann das Blatt aus einander faltete, das er in einiger Entfernung vor die Augen hält, indem er sich stets desselben Werkzeugs bedient.

Dann entfernte sich sein Gesicht ein wenig, er rief seinen Schreiber herbei, der allein französisch spricht, und ließ mich zum Frühstück einladen, indem er mich aber benachrichtigte, daß es in der Quarantane stattfinden werde. Ich wußte nicht recht, was eine solche Einladung bedeuten sollte, und dachte zuerst an meine Gefährten in der Barke, indem ich fragte, was die Stadt ihnen liefern könnte.

Der Consul ertheilte dem Janitscharen Befehle, und ich konnte Brod, Wein und Hühner für sie erlangen, als die einzigen Lebensmittel, welche die Pest nicht mittheilen können. Die arme Sklavin langweilte sich in der Gassite, ich führte sie heraus, um sie dem Consul vorzustellen.

Indem er mich mit ihr zurückkehren sah, runzelte er die Stirne: Wollt Ihr diese Frau mit Euch nach Frankreich führen? fragte mich der Schreiber.

Vielleicht, wenn sie darein willigt, und ich es kann; unterdessen reisen wir nach Beyrut.

Ihr wißt, daß wenn sie einmal in Frankreich ist, sie frei wird?

Ich sehe sie schon jetzt als frei an.

Wißt Ihr auch, daß wenn sie sich in Frankreich langweilt, Ihr sie auf Eure Kosten nach Aegypten zurückschicken müßt?

Das wußte ich nicht.

Ihr werdet wohl daran thun, dieß zu bedenken. Es wäre besser sie hier wieder zu verkaufen.

In einer Stadt, wo die Pest herrscht? das wäre wenig großmüthig!

Nun, das ist Eure Sache.

Ich erklärte dem Consul alles, der am Ende lächelte, und die Sklavin seiner Frau verstellen wollte. Unterdeß führte man uns in den Speisesaal, in dessen Mitte ein großer runder Tisch stand. Hier begann eine neue Ceremonie.

Der Consul wies mir das eine Ende des Tisches an, während er sich mit seinem Schreiber und einem kleinen Knaben an das andere setzte. Der Janitschar stand rechts am Tische, um mich in gehöriger Ferne zu halten.

Ich dachte, man werde auch die arme Zeynaby einladen, aber sie hatte sich mit verschränkten Beinen auf eine Matte gesetzt, mit der wohlkommenen Gleichgültigkeit, als befände sie sich noch im Bazar. Sie glaubte vielleicht im Stillen, daß ich sie bisher gebraucht, um sie wieder zu verkaufen.

Der Schreiber nahm das Wort und sagte mir, daß unser Consul ein katholischer Handelsmann aus Smyrna sey, und da es selbst bei den Christen nicht gebräuchlich wäre, die Frauen an den Tisch zuzulassen, so werde die Khanum (Herrin des Hauses) nur erscheinen, um mir eine Ehre zu erweisen. Wirklich ging die Thüre auf; eine Frau von einigen vierzig Jahren und von ziemlichem Umfange trat majestätisch in den Saal, und setzte sich dem Janitscharen gegenüber auf einen hohen Stuhl mit einem Schemel, der an der Mauer stand. Sie trug auf dem Kopfe eine ungeheure konische Mütze, die mit einem gelben Taschmir umwunden war, mit geltenen Verzierungen. Ihre gestochtenen Haare und der emblühte Hals funkelten von Diamanten. Sie glich einer Madonna und ihre lilienweiße Haut erhob den dunkeln Glanz ihrer Augen, deren Wimpern und Brauen wie gewöhnlich bemalt waren.

Als das Frühstück beendigt war, wandte sich die Khanum, die uns indeß stillschweigend zugesehen, ohne sich an unsern Tisch zu setzen, zu der Sklavin, von deren Gegenwart der Handherr sie benachrichtigte, befragte sie, und befahl, daß man ihr etwas zu essen bringen solle. Man trug ein rundes Tischchen herbei, und sie wurde gerade so wie ich bedient. Der Schreiber war hernach so gefällig mich zu begleiten, um mir die Stadt zu zeigen. Die prächtige Häuserreihe, welche sich am Nil hinzieht, ist eigentlich nur eine Theaterdecoration; alles übrige ist zerfallen und hüter; Fieber und Pest scheinen selbst aus den Mauern zu dringen. Der Janitschar ging vor uns her, indem er die Menge abwehrte, die krankhaft und bleich in blaue Lumpen gehüllt war. Ich sah nichts Bemerkenswerthes, als das Grab einer berühmten Santon, den die türkischen Seelente verehren, eine alte Kirche, von den Kreuzfahrern im byzantinischen Style erbaut, und einen Hügel vor den Thoren der Stadt, der, wie man mir sagte, gänzlich aus den Gebeinen des Heeres des heiligen Ludwig aufgehäuft worden war. Ich fürchtete mehrere Tage in dieser traurigen Stadt zubringen zu müssen. Glücklicherweise benachrichtigte mich der Janitschar selben Abend noch, daß die Bombarde Santa-Barbara mit Anbruch des Tages nach der syrischen Küste unter Segel gehen werde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 56. 6. März 1847.

Die Nahrung und der Feldbau der Chinesen.

(Aus John Peters „Chinese Museum.")

Reis, das Haupterzeugniß von China, kann man auch das Hauptnahrungsmittel dieses volkreichen Landes nennen, und Gützlaff bemerkt, daß ein Eingeborner der südlichen Provinzen gar nicht zugeben wird, daß er gegessen habe, ehe er nicht eine hinreichende Menge Reis verschluckt hat. Einige Chinesen, die ihn einst fragten, ob die westlichen Barbaren auch Reis äßen, riefen aus, als er nur zögernd ihnen antwortete: „die unfruchtbaren Länder der Barbaren, welche die Lebensnothwendigkeiten nicht hervorbringen! Sonderbar, daß die Einwohner nicht schon lange Hungers gestorben sind." Man kann sich einen Begriff von dem ungeheuren Reiserverbrauch machen, wenn man weiß, daß ein mit 12,000 Piculs (à 133⅓ Pfd. engl.) beladenes Schiff noch nicht einmal den Verbrauch der Stadt Canton für einen einzigen Tag herbeibringt. Im Süden werden zwei Reisernten und eine Gemüse-Ernte in Einem Jahr auf demselben Boden gewonnen, und wie es sich in einem Lande erwarten läßt, wo der Boden aufs Aeußerste angestrengt wird, alle Arten von Dünger sind in starkem Begehr. Gefallenes Vieh und Pflanzenstoffe, Straßenkehricht, der Koth aus den Gräben, verbrannte Knochen und Kalk, und selbst was der Barbier abrasirt — keine unbedeutende Menge, wo Millionen Köpfe alle zehn Tage geschoren werden — alles wird emsig gesammelt und verkauft; aber der Auskehricht aus Senkgruben ist natürlich am höchsten begehrt; er wird mit einer lehmigen Erde gemischt, in kleinen Massen in der Sonne getrocknet und bildet einen bedeutenden Handelsartikel. In Städten und an Flüssen scheint manchmal die ganze Atmosphäre von dem durch die Auskehrer hinterlassenen Geruch geschwängert, denn diese Leute bekümmern sich sehr wenig um die Geruchsnerven anderer. Jeder Bauerhof ist mit einer Cisterne versehen, in welcher der Dünger aufgelöst und zum Gebrauch aufbewahrt wird; man mischt ihn aber nicht mit dem Boden, sondern wendet ihn in flüssigem Zustand unmittelbar auf die Pflanze an, und die meisten Samen werden vor der Aussaat in demselben eingeweicht.

Die wenigen diminutiven Pferde und Kühe, welche die Chinesen haben, werden auf Heideland, das keinen Anbau erträgt, geweidet. Sie können kein gutes Land für Thiere entbehren, denn alles wird zur Menschennahrung verwendet. In Folge dessen können nur sehr wenige animalische Nahrung erschwingen, und Davy bemerkt, daß es kein Volk auf der Welt gebe, das so wenig Fleisch und so viel Fische und Gemüse esse als die Chinesen. Die Landsteuer wird zum Theil in Natura, zum Theil in Geld bezahlt, aber die Summe ist klein und wird in Fällen zerstörender Dürre oder Ueberschwemmung bedeutend vermindert oder ganz nachgelassen. Die Bauerngüter sind meist klein und ohne Zäune, gewöhnlich durch Gräben von einander getrennt, aber das niedere feuchte Land, wo der Reis gebaut wird, ist durch schmale Dämme, die als Verbindungswege zwischen den Dörfern dienen, von einander geschieden. Im Süden sieht man gar keine breiten Straßen und braucht sie auch nicht, da man sich keiner Wagen bedient.

Irkutsk.

(Schluß.)

Man muß indeß bemerken, daß der Vortheil dieses Zweigs der Jagd bei weitem nicht so groß ist, als manche glauben. Auf der einen Seite mindert sich das Pelzwild mit der wachsenden Zahl der Jäger, oder es entfernt sich in völlig undurchdringliche Wälder und unzugängliche Berge, auf der andern Seite trifft der russische Pelzhandel starke Rivalen an den Engländern und ihren Colonien auf dem nordwestlichen Ufer Amerika's. Bis jetzt beschränkte sich der russische Tauschhandel mit den Chinesen auf Pelze, und zwar der geringern Sorte, z. B. Eichhörnchenpelze, die jedoch durch Größe und Schönheit den europäischen weit vorzuziehen sind. Die werthvollern Pelze, schwarzgraue und blaue Füchse, Zobel, Biber u. s. w. werden selten nach der chinesischen Gränze gebracht, man schickt sie vielmehr ins europäische Rußland und von da nach dem Orient. Indeß trägt der Absatz nach dem Mittelreich viele Millionen ein, und es ist begreiflich, weßhalb die Engländer ihre Blicke auf diesen Handelszweig gerichtet haben. Ihrem gewöhnlichen Verfahren getreu bemühten sie sich vorerst, das Zutrauen der handelslustigen Chinesen zu erwerben, namentlich durch niedrigere Preise und bessere Waaren. Sie sparten weder Mühe noch Geld, und scheuten keine Verluste, in der festen Ueberzeugung, daß, wenn sie einmal das Monopol des Pelzhandels gewonnen hätten, sie den Verlust leicht hereinbringen könnten. Was die Güte der Pelze und überhaupt die aller Waaren betrifft, so konnten die Engländer leicht den Sieg über die Russen davontragen. Von hunderttausend Eichhörnchen- und andern Pelzen, die von Rußland her über die große Mauer gebracht werden, zeigt sich kaum die Hälfte brauchbar, und die Kaufleute von Süd-san gehen daher lieber nach Hong-kong, Tschusan und Canton, als nach Maimaitschen. Uebrigens ist der russische Handel mit China nicht das Privilegium einer besondern Gesellschaft, jeder Kaufmann führt ihn nach eigenem Gutdünken.

Digitized by Google

Meine Petersburger Damen baten mich, ihnen in Sibirien einige der besten und zugleich wohlfeilen Pelze zu kaufen, in der festen Ueberzeugung, daß dieß nirgends leichter sey, als in dem Vaterland der schwarzgrauen Füchse und der Zobel. Aber ach! dieser Plan verflog im Rauch, und man lachte mich sogar aus, wenn ich nach der Möglichkeit, den mir gewordenen Auftrag auszuführen, Fragen anstellte. Namentlich in Sibirien ist es schwer, bessere und wohlfeile Pelze zu erhalten, und selbst die hiesigen Einwohner verschreiben sie aus Nishneinowgorod oder aus Moskau. Der Grund liegt in folgendem. Alle Pelze mit Ausnahme derer, die man als Tribut einbringt, werden von einigen reichen Monopolisten aufgekauft, welche zu diesem Ende an verschiedenen Orten ihre Vertraute haben, und durch besondere Emissäre mit den Pelzjägern selbst in Verkehr treten. Die solcher Gestalt angehäuften Pelze werden an die erwähnten Monopolisten geschickt, die sie je nach den verschiedenen Arten und so viel möglich nach der Güte sortiren, und dann in Ballen von 100 und 1000 Stück nach Kiachta oder nach Nishneinowgorod und Moskau senden. Nur hier fallen sie in die Hände von Kennern und speciellen Kaufleuten, welche sie nach Farbe, Güte und Werth sortiren, in Pelzkragen und Pelzröcke zusammennähen und in dieser Form erscheinen sie dann im Handel in der ganzen Welt. In Sibirien beschäftigt sich niemand mit dieser Arbeit, und darum kann man hier durchaus keine guten Pelze kaufen.

Ich blieb in Irkutsk fünf Tage, ehe ich meine Reise über den Baikal und nach Kiachta unternahm, und diese Tage verflossen mir äußerst angenehm. Wenn Rußland überhaupt das Land der Gastfreundschaft ist, so ist Sibirien dessen Metropole, und Irkutsk einer ihrer Lieblingsorte. Die Tage hätten 72 Stunden und der Mensch drei Mägen haben müssen, um allen Einladungen zu genügen, alles Merkwürdige zu sehen, allen Dejeuners à la Fourchette, Mittagsmahlen, Thees und Abendmahlzeiten anzuwohnen. Die Bewohner von Irkutsk stehen ihren Brüdern diesseits und jenseits des Ural an freundlichem Empfang, interessanter Unterhaltung und reichlicher Bewirthung nicht nach. Besonders interessirte mich die außerordentlich seltene und merkwürdige Sammlung sibirischer Alterthümer bei der Gemahlin des Senators Tolstoi und einigen andern.

Hr. Pjätnitzki hat mich als Geschenk für einige vornehme Personen zwei Seltenheiten nach Petersburg zu nehmen, nämlich einige sibirische Edelsteine von bemerkenswerther Größe, und einen vollständigen, noch ungenähten prächtigen Anzug einer der 300 Frauen des Bogdochan. Alle moskauischen und petersburgischen Damen, denen ich diese musterhaften Erzeugnisse der Weberei und Stickerei zeigte, ehe ich sie der neuen Besitzerin einhändigte, — nämlich Ober- und Unterkleid, Shawl, Gürtel, Fächer, Säckchen zum Aufbewahren des Betel und einige Kopfverzierungen, — gestanden, daß sie hinsichtlich der Pracht, der Kunst und selbst des Geschmacks mit Ausnahme der vorn und hinten aufgestickten Drachenfiguren nie etwas ähnliches sahen. Zur Beruhigung meiner durch eine so ungeheure Menge Frauen des Bogdochans aufgeregten Phantasie, erfuhr ich, daß man in Europa ganz falsche Begriffe von seinem Harem hat, daß darin nur drei gesetzliche und vielleicht zwei ungesetzliche Frauen sich befinden, und daß man unter den übrigen 295 nur Hofdamen verstehen muß. Alle diese Hofdamen erhalten den Titel als Gemahlinnen des Bogdochan entweder um ihrer angesehenen Familie willen oder zur Belohnung für ausgezeichnete Verdienste des Vaters. Sie leben manchmal einige tausend Werste von ihrem angeblichen Gemahl, erscheinen nie am Hofe, und können sich ungehindert verheurathen.

Am 3 August kehrte ich von meinem Ausflug nach Maimatschen zurück, blieb dann noch einige Tage lang in Irkutsk, und wandte endlich mein Gesicht und meinen Sinn nach Europa und zu meinen Freunden an der Newa.

Der Ackerbau in Frankreich.

(Schluß.)

Die dritte große Thierclasse, die Pferde, scheint in einem ähnlichen Rückschritt begriffen troz der neuen, sonderbaren Aufmunterung, die das Pferdefleisch erfahren hat, indem man es als Pariser Nahrungsmittel anerkannte. Frankreich, das über zwei Millionen Pferde hat, ist so arm an bessern Pferden, daß nach den officiellen Berichten jährlich über 37,000 Pferde für den Militärdienst eingekauft werden. „Im Jahre 1831 wurden 37,038 Pferde, im J. 1840 37,643 eingeführt," so sagt eine militärische Commission, die im J. 1842 vom Kriegsminister ausdrücklich ernannt war, um die Ursache der wachsenden Schwäche der Reiterei und die Mittel zu ihrer Wiederherstellung in den frühern Stand zu untersuchen. Diese Commission erstattete einen sehr ungünstigen Bericht über die Pferdezucht, und gibt als die Ursachen des Herabkommens an: erstens „die Confiscationen und Unordnungen der revolutionären Conscriptionen, und zweitens die Theilung des Grundeigenthums, welche ein großes Hinderniß gegen die Pferdezucht geschaffen, und die Quellen der Wiedererzeugung aufgetrocknet habe. Die ernsten Schwierigkeiten dieses Standes der Dinge erregten schon die Besorgnisse Napoleons im höchsten Grade."

Es scheint angenommen, obgleich wir keinen deutlichen Beweis der Thatsache finden können, daß eine Zunahme oder wenigstens keine Abnahme der Zahl kleinerer Pferde für den Ackerbau stattfinden könne. Früher wurden Bauernwagen ausschließlich von Ochsen gezogen, jezt gibt es für sie weder Raum noch Futter mehr, das kleine Pferd ist ein beauemeres und scheinbar, aber wirklich auch nur scheinbar, wohlfeileres Thier: es zieht einen leichten Pflug, ohne auf des Nachbars Furchen zu treten, was ein Paar Ochsen nicht thun könnte, es führt Gemüse und sonstiges Grünwerk zu Markt, wohin der Ochs nur sich selbst führen könnte, und man kann es mit Nahrung füttern, die auf kleinen Strichen Land gewonnen wurde. Die Zahl dieser kleinen Pferde, ihre Eigenschaften, die Zwecke, zu denen sie verwendet werden, zeugen, wie die Ziegen und Esel, für einen gesunkenen und sinkenden Ackerbau, und die einzige Thatsache der Einfuhr von 37,000 Pferden jährlich für die Reiterei ist der Beweis eines radikalen Mangels im Ackerbausystem, und dieser Mangel kann kein anderer seyn, als derjenige, der seinen Einfluß auch auf jeden andern Rückschritt ausübte. Die Ausdehnung des Uebels ergibt sich noch aus einigen andern merkwürdigen Thatsachen. Die erste ist die Verminderung der Beschälhengste, deren es im J. 1789 3300 waren und jezt nur noch 1000 sind. Eine andere ist, „daß die über das ganze innere Land zerstreute und mit den Bauern persönlich und local bekannte Gendarmerie, die also jede Gelegenheit benutzen kann, nichtsdestoweniger genöthigt ist, drei Viertheile ihrer Pferde einzuführen." Es zeigt sich auch, daß etwa 22 Departements, die ein Viertheil der Oberfläche Frankreichs ausmachen, völlig unfähig sind, auch nur ein halb Duzend Pferde für die Armee zu liefern. Dreizehn Reiter-Regimenter,

Digitized by Google

welche in diesen Districten zerstreut waren, erhielten kürzlich Befehl ihre Pferde durch Ankauf von allen, die sie tauglich finden möchten, zu recruiren, und innerhalb sechs Monaten fanden diese Regimenter — zwei Pferde! Und endlich kommt noch ein kleiner Umstand, der indirect, aber auf eine sehr eindringliche Weise alle andern Zeugnisse über die Hauptursache dieses Mangels bestätigt: die Zahl der verkauften Pferde ist gleich mit der Anzahl der Verkäufer, mit andern Worten, es besteht kein eigentlicher Pferdehandel, das Pferd wird gelegentlich gezüchtet, gelegentlich verkauft, und dieß nur mit Einer Ausnahme, nämlich der Normandie und des Nordwestens, wo die Gewohnheiten des Volks und das Ackerbausystem der Zerstückung den größten Widerstand leisteten. Hier sind die Ernten gewichtiger, das Vieh zahlreicher und besser, und der ganze Zustand des Ackerbaues und des Volks dem in andern Theilen Frankreichs überlegen.

Wir haben hiemit unsern Lesern eine summarische, sehr abgekürzte, aber doch an allgemeinen Thatsachen genügend reiche Uebersicht des Ackerbaues und bis zu einem gewissen Grade des moralischen und gesellschaftlichen Zustandes von Frankreich gegeben, und wir glauben, es ist nicht zu zweifeln, daß in diesen unzweifelhaften statistischen Angaben starke Gründe liegen für die Besorgniß, mit der verständige Männer in Frankreich, und namentlich, wenn wir recht unterrichtet sind, der verständigste von allen, Louis Philipp, die fortschreitende Wirkung der Abtheilung des Grundeigenthums beobachten. Wir sind überzeugt, daß je genauer man den Zustand des Landes untersucht, desto sicherer man sich überzeugen wird, daß die Behandlung des Grundes und Bodens nach demselben Grundsatz, wie man ein persönliches, bewegliches Eigenthum behandelt — als ein bloßer Gegenstand des Handels und der Industrie, wie der französische Minister sagt, für dessen Zertheilung das Gesetz jede mögliche Erleichterung gestatten sollte, — eine höchst verderbliche Lehre ist, welche dem gesunden Menschenverstand der alten Zeit widerstrebte, und jetzt durch neuere Erfahrungen abermals genugsam widerlegt wird.

So weit das englische Journal, das Quarterly Review; angehängt ist dann eine Philippika gegen die, welche in England dem „Landed Interest“ widersprechen. Wir können diese füglich übergehen, und bemerken nur, daß die Vergleichung beider Zustände sehr viel mißliches hat. In derselben Zeit, wo Frankreich den Grundsatz der gleichen Erbtheilung aufsprach und denselben auch auf Grund und Boden ausdehnte, wirkte man in England durch Erbschaftsgesetze auf das Gegentheil hin, und suchte den Landbesitz immer mehr in wenige Hände zu bringen. Beide Verfahrungsarten haben sich augenscheinlich überlebt, denn wo die Zertheilung des Landes mit Consequenz durchgeführt wurde, wie namentlich in einem großen Theil Mittelfrankreichs, ist ein Herunterkommen des Ackerbaues und ein elender Zustand des Volks sehr häufig die Folge gewesen; aber in England hat die Anhäufung des Grundeigenthums in wenigen Händen für die Masse des Volks gleichfalls sehr trübselige Früchte getragen, wie Swing zur Genüge bezeugt. Zugleich hat die Erfahrung in Irland gezeigt, daß die feudale Untheilbarkeit des Besitzes nicht einmal gegen die Zerstückelung des Landes in kleine Stückchen schützt; das „Allotment“-System hat dort die fruchtbaren Früchte getragen, die wir jetzt in der Hungersnoth Irlands sehen. Schon sind Einleitungen in den letzten Jahren getroffen worden, das Allotment-System auch in England einzuführen, und der Fall der Kornzesetze wird vielleicht manchen bedürftigen Grundbesitzer dahin führen, seine Güter in kleine Theile zu zerschlagen, um daraus einen höhern Zins zu gewinnen, und sich für die Verluste zu entschädigen, welche die Aufhebung der Kornzesetze ihm bringen muß. Die Lehren, die Systeme, die man aufstellt, deuten klar darauf hin, und diese Lehren sind selbst nur gegründet auf den veränderten Zustand der Dinge, welcher der großen Mehrzahl des Volks nicht mehr zusagt; aus diesen Lehren und Systemen entwickeln sich Rechtsansichten, die dann allmählich Anklang finden, und Revolutionen treten nur dann ein, wenn man diesen Lehren und Rechtsansichten zu lange das Ohr verlieht, bis sie in unaufhaltlichen Widerspruch mit dem noch gültigen Gesetz kommen. Es bereitet sich eine große Veränderung im Innern Englands vor, und die bis jetzt ohne große Erschütterung zu Stande gebrachten Aenderungen lassen erwarten, daß sie auch ferner auf ruhiger Bahn vorgehen werden. Sie verdienen aber jedenfalls die größte Beachtung des Geschichtsforschers, der in dem Gang der Dinge etwas mehr kennen lernen will, als große „Haupt- und Staatsactionen.“

Die jüdischen Secten in Rußland.

Zweiter Artikel.

2. Die Rabbinisten oder Talmudisten.

Die Abtheilung der Juden, die man bald mit dem Namen Talmudisten, bald mit dem der Rabbinisten belegt, umfaßt gegenwärtig die Mehrzahl dieses Volkes, und ehe in ihrer Mitte vor nicht sehr langer Zeit, die Kabbalisten sich bildeten, begriffen sie mit Ausnahme des unbedeutenden Häufchens der Karaiten und der in Asien zerstreuten nicht sehr zahlreichen Trümmer der alten Bibbisten fast die ganze Masse desselben, so daß die Geschichte des hebräischen Volkes seit der Zerstreuung nichts anderes ist als die Geschichte der Rabbinisten. Talmudisten nennt man sie, weil sie außer den Schriften des alten Testaments, und selbst vorzugsweise vor denselben, einer Lehre folgen, die in einer religiös jüdischen Sammlung, bekannt unter dem Namen Talmud enthalten ist; den Namen Rabbinisten d. h. Leute die der Lehre der Rabbiner folgen, gibt man ihnen wegen der unbeschränkten Autorität, welche die Gesetzlehrer Rabbanen oder Rabbinen bei ihnen genießen. Sie selbst nehmen diesen Namen, weil er gewissermaßen eine Secte bezeichnet, nicht an, und nennen sich einfach Israeliten.[1]

Dem Talmud wirft man und nicht mit Unrecht vor, daß er in den Juden Stolz, Fanatismus und Haß gegen andere Völker erweckt hat, daß er eine Menge Aberwitzigen, Abergläubern, und unsittliche Vorschriften und Beispiele enthält. In den spätern rabbinistischen Schriftstellern, welche die Lehre des Talmud behandeln und die heil. Schrift commentiren, sind diese Mängel und Fehler noch zahlreicher und greller. Ihre Exegese, Hermeneutik und Casuistik ist noch schlauer, noch tügenhafter, noch feiner und sophistischer ausgesponnen und ihre Polemik schwach in der Logik und gemein im Ton, von kabbalistischen Albernheiten und dem Geist des Fanatismus durchdrungen. Es fragt sich nun hauptsächlich, welchen Einfluß auf die Masse des Volks der religiöse Despotismus und die fanatische Lehre hatten? Der Talmudismus mochte zu seiner Zeit für die Juden einen Werth haben, weil er ihren Nationalstolz, das eingewurzelte Gefühl ihrer Ueberlegenheit über die andern Völker der Welt nährete, ihre Anhänglichkeit an den Glauben und die Sitten der Väter verstärkte, eine unauslöschliche Hoffnung einer glänzenden Zukunft nach erhielt, weil er ihren Nationalwitz in seiner staunenswerthen Integrität rettete, und ihre Freiheit und Selbstthätigkeit unter den ungünstigsten Umständen, mitten unter den herbsten Proben, die man sich denken kann, bewahrte. Ohne Vaterland, auf der ganzen Welt zerstreut, überall verachtet, verhaßt, gedrückt, verfolgt, erbielten sich die Juden allenthalben, und trotz des Verlustes ihrer nationalen

[1] Wir haben bei den Karaiten, als dem weniger bekannten Theile, auch die dogmatische Grundlage ihrer Lehre mitgetheilt, lassen diese aber, da wir keine Geschichte der jüdischen Dogma und der jüdischen Uebertieferung beabsichtigen, völlig weg, um so mehr, als sie in dem russischen Journal, aus dem wir schöpfen, Journal des Ministeriums des Innern, August und November 1835, ziemlich umständlich behandelt ist. D. R.

Digitized by Google

Sprache blieben sie allenthalben Brüder, hatten allenthalben dieselben Interessen, Glaubensmeinungen, Hoffnungen und Lebensaussichten. Das muß man entschieden dem Talmudismus zuschreiben, denn die Juden der andern Bekenntnisse, welche die Religion Moses in größerer Einfachheit bewahrten, haben ihren Nationaltypus verloren: die Karaiten in Europa sind Tataren geworden, die Uebrigen der alten Bibliten in Arabien wurden ächte Beduinen, in China sind sie Chinesen geworden, in Abyssinien unterscheiden sie sich durch nichts von den Eingebornen. Aber der Talmudismus, der in den Juden das nationale Element erhielt, tödtete in ihnen das menschliche, und beraubte sie dadurch auch des Mitgefühls anderer Völker; er machte sie zu freiwilligen Parias unter den andern Völkern, zu Tedten an der gemeinsamen Tafel des Lebens, er erniedrigte ihre sittliche Würde, gewöhnte sie an Habsucht, Unterwürfigkeit, Heuchelei und Frigheit, verschloß ihnen den Weg zu geistiger Entwicklung, begrub sie in Rohheit, schmiedete ihren Willen in Fesseln und tödtete in ihnen die Neigung zu freier Entfaltung.

Wir gehen jetzt zu den russischen Rabbinisten insbesondere über. Im alten Rußland werden die Juden zuerst im 12ten Jahrhundert erwähnt. Wir finden sie damals in Kiew, wo sie eine ganze Straße bewohnten, und sich mit demselben Geschäft, wie im übrigen christlichen Europa beschäftigten — mit dem Wucher. In Polen siedelten sie sich um dieselbe Zeit an, und erscheinen gleich im Anfang in sehr großer Zahl. Ursache hiervon waren die Verfolgungen, welche sie anfänglich in Persien und nachher auch im byzantinischen Reich erlitten. Große Freiheiten, die ihnen Kasimir der Große gewährte, wahrscheinlich auf Betrieb der schönen Jüdin, mit der er zwei Söhne und eine Tochter erzeugte, zogen sie immer mehr nach Polen, und als die Juden aus Spanien und Portugal vertrieben wurden, siedelte sich ein nicht geringer Theil derselben hier an. Diese Fremdlinge brachten die rabbinistische Lehre mit sich, in Folge dessen sie allenthalben Schulen gründeten, wo die hebräische Jugend, und zwar nicht bloß die einheimische, sondern auch die aus fremden Ländern in Schaaren zusammenströmte. Ein gewisser Jakob Pollak (der Pole?) gab hier durch die Einführung gewisser dialektischer Fechterkünste den talmudistischen Begriffen eine ganz neue Richtung, und von dieser Zeit an liefen die Juden in Deutschland, Holland und Frankreich Lehrer für ihre Kinder und Rabbinen für ihre Schulen von den Ufern der Weichsel und des Dniepr kommen. In der hiesigen hebräischen Gerüllerung lebte und webte alles im Talmud. Der höchste Wunsch der Eltern eines Standes war, einen Sohn zum Rabbiner zu machen, und die Tochter an einen Candidaten dieses Standes zu verheirathen. Selbst die Liebe zum Geld trat in den Hintergrund und der Titel eines Bachur oder Studenten der Talmudelogie war bei der Freiwerbung der leckendste sowohl für das Mädchen, als für Eltern. Der Name Am-Garez (einer der den Talmud nicht kennt), war der größte Schimpf. Damit der Bachur auch nach der Heurath seine talmudistischen Studien ununterbrochen fortsetzen könne, gaben vermögliche Eltern gewöhnlich den jungen Leuten den nöthigen Unterhalt für viele Jahre nach der Chr., oder sie ließen die Tochter einen Handel anfangen, woran sie sicher als Mädchen gewöhnt war. Solchergestalt während der Mann zu Hause die talmudistischen Mücken zagte, lieferte ihm seine Frau die Mittel des Unterhalts. Darum herrschte gewöhnlich, dem bekannten metaistischen Gebet entgegen, in vielen Familien eine Kantipvenwirthschaft, aber der Mann tröstete sich damit, daß er durch seine Gelehrsamkeit von den Dummen Ruhm einernte, und in den Augen des armen, unwissenden Pöbels für ein Licht der Welt galt. „Der Bachur — das galt als Grundsatz — ist zu allem tauglich," und so übertrug man ihm, auch wenn er nicht die geringste Kenntniß vom Handel hatte, häufig, wenn er seinen Cursus in irgend einer Zeschib (der höchsten talmudistischen Lehranstalt) beendigt hatte, die Leitung bedeutender Handelsgeschäfte; diese mißgeschickten wie natürlich größtentheils in seinen unerfahrenen Händen, er ruinirte sich, machte Bankerott, und wurde dann aus Noth Rabbiner. Wie oft mußte nicht diese Classe durch unnütze oder richtiger gesagt, für die Gesellschaft lästige Menschen, sich vermehren! Das war indeß nicht bloß bei den polnischen Juden so, sondern ganz ähnlich erging es in Deutschland.

Aber mitten unter der höchsten Verehrung, die der Talmudismus im vorigen Jahrhundert in Deutschland genoß, wurde er hier in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts erschüttert, anfangs unvermerklich, dann stärker und endlich bis auf den Grund, und von dieser Zeit breitet sich sein Sturz immer rascher und rascher, weiter und weiter aus. Diese Erschütterung des 2000jährigen Gebäudes des Talmudismus, das bisher ohne den geringsten Schaden mitten unter den furchtbarsten Stürmen bestanden und dadurch eine immer größere Festigkeit erhalten hatte, bezieht sich nicht bloß auf die Rabbinisten selbst, sondern es ist eine Erscheinung, die ein allgemein menschliches Interesse hat. Diese letzte Periode des Talmudismus ist eine Periode der Umgestaltung, oder die Rückkehr zu reinerem Mosaismus.

Die Ursachen dieser Erscheinung sind einerseits die Befreiung des Wissens aus der verschlossenen Studirstube, die größere Verbreitung desselben unter den Massen, und seine Verbindung mit dem wirklichen Leben, was im vorigen Jahrhundert in allen gebildeten Ländern Europa's begann; sodann der Geist des Zweifels, des Unglaubens, der Forschung, die alles sehen, alles ergründen will, endlich die religiöse Gleichgültigkeit und philosophische Duldung, welche allenthalben in ganz Europa eine Schwächung und Milderung des politischen Jochs zur Folge hatte, unter dessen Last die Juden bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts gestanden hatten. Unter dem Einfluß aller dieser Umstände erwachte der Geist der Hebräer aus der Erstarrung, in welche er seit so vielen Jahrhunderten versunken war. Es fanden sich Leute unter ihnen, welche begriffen, daß es außer dem Talmud, seinen Erklärungen und seinen Auszügen, die bisher als einzige Quelle des Wissens gezeltet hatten, noch viele andere wissenswerthe Dinge in der Welt gebe, und sie begannen allmählich sich mit europäischer Wissenschaft zu beschäftigen, theils fragmentarisch und thapsodisch, bald aber auch in regelmäßiger systematischer Form. Um diese Richtung zu fördern und zu entwickeln, konnte das Schicksal um diese Zeit den Hebräern einen Mann, der früher geboren ein gewöhnlicher Rabbiner geworden wäre, jetzt aber unter günstigen Umständen der erste und mächtigste Anreger seiner Glaubensgenossen auf dem Wege der Umbildung und Wiedergeburt wurde. Dieser Mann war der für die Juden unvergeßliche Moses Mendelssohn (geb. 1729, gest. 1786). Er war der Sohn eines armen Bibel- und Amulettschreibers in Dessau, zeigte aber schon in früher Kindheit ungewöhnliche Fähigkeiten; von Wissensdurst getrieben, errang er in seiner Jugend trotz aller Hindernisse, um Brod hungriger Tage und kalter Nächte, eine bedeutende Gelehrsamkeit, und ging dann, als er seine Bestimmung erkannt hatte, sein ganzes Leben lang auf das vorgesteckte Ziel männlich und unbeugsam los. Den Hauptgrund der dunkeln Seiten seiner Glaubensgenossen sah Mendelssohn in der Ergiebung, die sie erhielten, eine radicale Veränderung derselben war somit einer seiner sehnlichsten Wünsche. Zugleich aber strebte er so zu sagen das Aeußere der Juden auszuklären, ihren Geschmack zu reinigen, ihre schlechten Gewohnheiten abzustellen, ihnen ein reines Deutsch und reines Hebräisch beizubringen, denn beides war, das erste im häuslichen Gebrauch, das zweite im religiösen durchaus verunstaltet und verdorben. Sein zweiter Zweck war, das Licht einer philosophischen Auffassung in das Wesen des Judenthums selbst zu legen und alle eingewurzelten Vorurtheile gegen dieselben möglichst zu entfernen. Dafür wirkte er durch sein eigenes Beispiel, so wie durch seine Feder, da er das Hebräische und Deutsche mit gleicher Reinheit schrieb. Um ihn sammelte sich ein Kreis ausgezeichneter Köpfe, und ein Journal „Hameasef" d. h. der Sammler, wurde in hebräischer, mit einer Beilage in deutscher Sprache herausgegeben, zu dem Zweck die rabbinistischen Mißbräuche abzuschaffen, die hebräische Sprache zu reinigen, und nützliche Kenntnisse zu verbreiten namentlich unter den deutschen Juden. Dieß Journal hatte auch einen großen Erfolg, namentlich unter der Jugend, und man kann sagen, daß ihm die deutschen Juden ihre Fortschritte in der Bildung wesentlich danken.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 57. 8. März 1847.

Spaziergang von Jeruſalem nach dem Jordan und todten Meere.

(Von Dr. Titus Tobler.)

Mein Reiſeplan umfaßte den Fluß der Taufe und den See des Salzes nur auf den Fall einer guten Gelegenheit. Dieſe bot ſich denn im Anfange des Jahres 1846 dar. Hr. Roland, ein Franzoſe, zog mit einer Schaar junger Landsleute, denen ſich ein Paar Deutſche anſchloſſen, ins Land des Aufgangs, um die Orientalen für den Kunſtgeſang der Abendländer zu begeiſtern. Von Aegypten aus betrat er in Jafa die Schwelle des heiligen Landes, zeitig genug, um mit dem ergriffenden Geſange des fünfundbreißig Mitglieder zählenden Vereines an den Weihnachten 1845 die Geburtsfeier des Herrn in Bethlehem zu begleiten. Eine andere Feier, die der Taufe, ſollte den geſanglieſenden Pilger hinab zum Jordan führen.

So kurz die Reiſe dahin und nach dem todten Meere iſt, ſo wird man dennoch wohlthun, auf einen Mundvorrath Bedacht zu nehmen. Weißes Brod, Schaffleiſch, beſonders aber Hühner von Jeruſalem ſchmecken an den Geſtaden beider Waſſer vortrefflich, zumal wenn letztere Speiſe in einer jüdiſchen Küche zubereitet wurde, welche wenigſtens in dieſem Zweige der Kunſt, dem Gaumen der Menſchen zu ſchmeicheln, wirklich Vorzügliches leiſtet. Nimmt man auch noch eine Kaffeekanne und Kaffee mit, ſo hat man alles Nothwendige oder vielleicht darüber bei einander. Man darf auch, wie an den wenigſten Orten Paläſtina's, die ſichere Rechnung machen, daß man das Mitgenommene ſelbſt verzehren könne, und daß kein ungebetener Gaſt aus lauter Mitleid Beſchlag darauf lege, damit der Reiſende ſich ja den Magen nicht überlade, wenn man nämlich die nöthigen Maaßregeln ergreift und ſonſt mit Klugheit zu Werke geht. Dieſe Maaßregeln aber beſtehen nicht darin, daß man Ghawaſſe oder Soldaten von der Regierung anwirbt, ſondern daß man Leute von jedem Dorfe oder jeder Gegend, durch die man reiſt, beſtellt. Unſere Bedeckung bildeten Araber von Siluan (Siloah), Tur (Dorf des Oelberges), El-Aſſarijeh (Bethanien), Abu Dis, Sur Bacher, und, da keine Mißhelligkeiten obwalteten, ebenfalls von Beit Tamer, namentlich auch der Schreich von Jericho oder Naſer Scheich der Beni Ektem. In dem Vertrage mit dem Schreich von Abu Dis hatte ſich Hr. Roland zu ſcherem Geleite nicht weniger als dreißig Mann ausbedungen.

Der Aufbruch war auf den 5 Januar in der Frühe beſtimmt. Allein der Unternehmer der Reiſe, der ſchon ein anderesmal, eben nicht zu meiner beſondern Erbauung, den Beweis gab, daß er am heitern Morgen die horizontale Lage nicht gern um eine andere vertauſcht, hütete, gerade wie ich erwartete, das Bett, als ich zur rechten Zeit anlangte. Es fehlte weit weniger an Luſt, das Ohr auf dem Kiſſen zu halten, als an einer durchgreifenden, leitenden Hand, und ſo ſetzten wir uns erſt 10 Uhr Vormittags in Bewegung; eine ziemlich gemiſchte Geſellſchaft von Orientalen, Franzoſen und Deutſchen, unter denen ſich Dr. Sepp von München auszeichnete. Bemerkenswerther noch als die bunte Zuſammenſetzung der Reiſegeſellſchaft war, daß man nach dem Beiſpiele der Apoſtel die Wanderung zu Fuß antrat. Ein Reiſegefährte und ich miethten zwar ein Maulthier, mehr aber um die Mundvorräthe ſo wie Kleidung und Bettung, die ſich in Erwartung kühlerer Nächte als zweckdienlich erwarten ließen, aufzupacken, als um bei etwa erfolgender Müdigkeit zu reiten. So zogen in froher Stimmung dreiundbreißig Jordanpilger durch die Stadt, ungerechnet die Bedeckung von Arabern, welche ſelten vollzählig ſich einſtellten. Kaum aber waren wir vom Stephansthore die ſteinige Halde des Tempelberges hinabgeſtiegen ins liebliche Thal Joſaphat, als auf einmal der Schlagbaum fiel. Wir faßen nieder am Mäuerlein des Gartens Gethſemane, weil vorgeblich zum Transporte des Gepäckes Thiere mangelten; in der That aber beabſichtigten die Araber die Engländer abzuwarten, welche, im gleichen Vorhaben, eine beſondere Reiſegeſellſchaft bildeten. Unterdeſſen fand Hr. Roland die nöthige Muße, an das, was er vergeſſen hatte, zu denken, und erſt nach Verfluß von einiger Zeit ſchickte er etliche von ſeinen Leuten zu dem Ende in die Stadt zurück. Es ſchadete nicht gerade viel, einen Vorrath gleich im Beginne der Reiſe zu erſchöpfen, nämlich den der Geduld; ungleich mißlicher und von ſchlimmerer Vorbedeutung war es, daß die Karawane ſchon vor den Mauern Jeruſalems den Mundvorrath verzehrte, indeß die Klagen und Befehle des Directors durch das Thal Kidron laut erſchollen. Nach einer Stunde bittern Wartens im Thale der Thränen brachen wir endlich auf. Bis Bethanien brauchten wir eine halbe Stunde, und von da 20 Minuten bis zum Bir-el-Ghod, welchen die chriſtlichen Pilger Apoſtelbrunnen nannten, und der im oſtwärts hinlaufenden Wadi el-Ghod liegt.

Hier ſtürzten die Durſtigen begierig nach dem lebendigem Waſſer. Unterhalb der Quelle vermehrte ſich der Zug, auch ein Beduine geſellte ſich hinzu. Einer von den arabiſchen Begleitern ging barfuß, ein anderer trug ſchlechte Schuhe, ein dritter nur Sohlen, die mittelſt einer Schnur an den Fuß gebunden waren und den Schlarfſchuhen der Kapuziner ähnelten. Die Engländer, welche uns voranzogen, in Bethanien aber zu-

Digitized by Google

kehrten, holten uns nicht gar weit davon ein. Ihre Bedienten waren höchst muthwillige Griechen; der eine schoß auf dem Wege eine Eule. Als wir Miene machten, die Beute mitzunehmen, spuckte ein Araber, wahrscheinlich vom Aberglauben angetrieben, den Vogel an, und warf diesen auf den Boden. Derselbe Grieche sprengte auch dann und wann in gestrecktem Galoppe voran, um andere mit seinen Reiterkünsten zu ergötzen. Eine kleine Viertelstunde unterhalb des Bir el-Ghod trafen wir südseits hart am Wege auf Ruinen von Mauerwerk. Der Wadi el-Ghod nahm, nach einer Strecke von 45 Minuten gegen Morgen abwärts, von Mittag her den Wadi Om Ras-Ras auf. Om Ras-Ras ist eine nahe Bergkuppe mit merkwürdigen Trümmern, die ich letztes Jahr auf einem Ausfluge untersuchte; meines Wissens besuchte sie seit Jahrhunderten kein christlicher Pilgrim mehr. Der Ort wurde mir auch diesmal im Rückblicke gegen Südwest gezeigt, allein ich konnte keine Ruine unterscheiden, woher es auch kommen mag, daß die Reisenden seiner nicht mehr gedachten. Von der Einmündung des Wadi Om Ras-Ras nur ein Paar Minuten weiter unten führte der Weg aus dem Wadi el-Ghod hinauf gegen Mitternacht, und in wenig Minuten war eine Anhöhe erreicht, welche gegen Ost den Ausblick nach dem Chan Ghudrur gewährt; im West stellte sich der Dschebel Muntar, den ich auch in der Nähe kennen lernte. Wir kamen von dort in einen Thalkessel, den Wadi ed-Darb; die Richtung des Weges war hier O. 20° N. Nördlich von diesem Wadi lag der Wadi el-Kelt, mit welchem er mehr divergirend gen Süd, als parallel läuft. Oben über dem Wadi el-Kelt im Nordwest, etwa in anderthalbstündiger Entfernung, wurde der Chan Ibrahim gewiesen. Von der Höhe westlich vom Wadi ed-Darb verstrichen 20 Minuten bis in den südöstlich laufenden Wadi es-Sider, den ich westlich weiter oben ein anderes Mal durchschnitt; er vereinigt sich mit dem Wadi ed-Darb! Nachdem wir einen von Nord ziehenden Nebenwadi durchschritten hatten, mußten wir gegen Morgen hinansteigen, und gelangten in 22 Minuten vom Wadi es Sider'an zu einer ausgehauenen Felsenstelle, welche Choret el-Jaber heißt. Von hier lag der Chan Ghadrur nahe gegen Morgen; vom Choret el-Jaber kamen wir in den Wadi Migda (Migdal?) Samel, während nördlich von uns der Wadu Abu Gösseh dahinzog. Von der genannten Felsenstelle an trafen wir ostwärts in zehn Minuten einen Haufen Steine, den man als die Hälfte des Weges von Jerusalem nach Jericho bezeichnet, was übrigens keinesweges seine Richtigkeit hat, denn bis hieher beträgt die Strecke beinahe zwei Drittel des Ganzen. Auch von unsern Leuten thaten etliche das Ihrige, um das Merkmal zu erhalten, indem sie Steine hinwarfen. Von hier gewannen wir in 12 Minuten den hochliegenden und weitsichtigen Chan Ghadrur.

Dieser Chan ist zerstört, wahrscheinlich mehr vom Rade der Zeit, als von der Hand der Menschen; die Trümmer erstrecken sich in keinem großen Umfange. In der Nähe mangelt eine Quelle, und es erhielt sich nur noch einigermaßen eine bedeutende Cisterne; es fällt auf, daß in dieser Gegend kaum eine Quelle entspringt, während im Westen von Jerusalem manche Quellen fließen. Es gibt hier auch weniger Höhlen als in der Nähe der Stadt, obschon sich gerade beim Chan eine öffnet; sonst wechselt in der Umgebung röthliches Gestein. Gleich weiter oben nördlich am gen Ost laufenden Wege ragt die Schloßruine Kalat Ghadrur empor; auf dieser hohen Lage genießt man eine theilweise ausgebreitete Aussicht. Gegen Ost blickt man in den Wadi el-Ghadrur, sonst ist die Aussicht in dieser Richtung eher beschränkt, während sie gegen Abend sich weit ausdehnt.

Die ausgezeichnete Lage des Chans auf einer aussichtreichen Anhöhe, und nach der Volksannahme in der Mitte zwischen Jerusalem und Jericho, so wie die Felsenbahn östlich, und die Trümmer selber legen wohl ein unwiderrufliches Zeugniß ab, daß der Ort auch in ältern Zeiten in Ansehen stand. Beim Haltpunkte eines Chans erkühnt man sich leicht, die Vermuthung laut werden zu lassen, daß die ältern Grundlagen wohl zu einem Kloster gehörten. Als man im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts auf dem Wege von Bethanien nach Jericho zu einem kupferdächigen Hause gelangte, fand man, laut der ausdrücklichen Bemerkung, im Innern einen Gang wie in einem Kloster; es diente aber damals schon nicht mehr als Chan, sondern war leer an Bewohnern und voll von Unrath und Gewürm.[1] Ich glaube nicht, daß das Kloster des Euthymius hier gebaut war, sondern eher vermuthe ich daßenige des Eustachius,[2] welches zwischen Jericho und Jerusalem mitten innen stand.

Die Straße war vom Chan Ghadrur etwa fünf Minuten fortan gegen Ost ziemlich eben, zog sich dann durch einen im Felsen eingehauenen Engpaß und abwärts. Auf dieser Strecke eröffnet sich eine weite und herrliche Aussicht gen Mitternacht, über die Furche des Wadi el-Kelt bis nach Taibeh, das aus bedeutender nördlicher Ferne über die wüsten Partien entgegenwinkt. Nach 20 Minuten von jener ebenen Strecke oder vom Herabsteigen an rückten wir in den Wadi Kalat ed-Dom, dessen Breite in wenig Minuten überschritten war. Nun begann auch hier in östlicher Richtung das Aufsteigen von neuem auf einer deutlichen Straße, und in 8 Minuten passirten wir bei einem Säulenfragment. Es wäre für die Geschichte von großer Wichtigkeit, wenn irgend ein Reisender hier einen Meilenzeiger heraufstudiren könnte. Nach weitern 10 Minuten theilten sich Weg und Gesellschaft. Der südliche Arm führt durch einen Wadi mit wenig Aussicht, der nördliche dagegen über den Rücken einer Thalwand. Ich schloß mich dem nördlichen Zuge an, was ich nichts weniger als zu bereuen hatte, wir mußten zwar etwa 7 Minuten hinansteigen, aber wie reichlich wurden wir belohnt. Der Blick in den Wadi el-Kelt gegen Mitternacht war auf einmal entfesselt, und ein höchst merkwürdiges Stück Welt vor ihm ausgebreitet. Wären diese häßlichen, fahlen, zackigen, zerrissenen Stücke Erd- oder Felsreich Eis gewesen, so hätte man die ganze Freude oder Bewunderung beim Anblicke eines Gletschers auffrischen können. Hier gibt es nichts Ebenes, keinen sanften Zug; alles ist kantig oder eckig, durchfurcht zu einer ungezählten Menge Wadi von labyrinthischem Aussehen, eine Sisyphusarbeit für den Kartenzeichner — gar alles wild und wüst. Der Schöpfer scheint gleichsam ein kleines Stück der Welt unvollendet gelassen zu haben, damit der Mensch ein Bild vom Uebergange aus dem Chaos in die Vollendung aufnehme, und sich der Schöpfung dankbar erinnere. Die verwitterte Schichte, welche sich vom Gesteine ablöset, findet vor den Wind und Regen nirgend so viel Schutz, daß sie zu einer Erdlage und zu einem Pflanzengrunde sich sammeln könnte. Dieser interessante Gesichtspunkt muß den reitenden Pilgern, welche im Thale bleiben und auch andern entgehen, welche dem gleichen Wege folgen. So klomm Dr. Sepp erst auf meinen Ruf zu dem merkwürdigen

[1] *Felic. Fabri Evagator.* in *Terr. S.* Stuttg. 1843 2, 33 sq.
[2] *Willibaldi* vita (nach der Klosterfrau) 18. In den *acta sanctor. ordin. Bened. Soc.* III. P. II

Digitized by Google

Schaupiatze herauf. Weiter östlich rückt unten der Hauptwadi el-Keit wieder zu einer Schlucht mit steilen Felswänden zusammen. Unser Nordarm des Weges strich 10 Minuten ziemlich eben davon oberhalb des Wadi und zwar mehr an der Südwandung als auf dem Hochrande derselben, dann 22 Minuten abwärts bis zum Punkte, wo wir in den Südarm des Weges übergingen, und mit der andern Abtheilung der Gesellschaft uns vereinigten. Eine Viertelstunde ostwärts begegneten wir einer Ruine von einer Wasserleitung, sie stellt eine 6 bis 7' hohe, von West gen Ost laufende Mauer mit einer Rinne von seinem besonders altem Aussehen vor. Die Araber nennen sie Moi el-Keit (Keitwasser). In der Nähe finden sich auch andere Bruchstücke von Wasserleitungen. Es verdiente diese Ortsstelle einmal genauere Untersuchung und Würdigung. Das Daseyn von Wasserleitungen läßt uns schließen, daß der Boden in der Nähe berieselt und angebaut und überhaupt die Gegend bewohnt war. Den Betrachtungen der Trümmerreste kommen auch die geschichtlichen Ueberlieferungen beleuchtend und erklärend zu Hülfe. Ein griechischer Pilger, Johannes Phokas, welcher zwei Jahre vor dem Untergange des fränkischen Königreiches (1185) die heiligen Stätten Palästina's sich zur Erbauung wählte, scheint dieser Gegend gedacht zu haben, wenn er sagt: „zwischen Jerusalem und Jericho, wo der Weg durchführte, hatte die umliegende Gegend einen Ueberfluß an Wasser, welche die Klöster in der Einöde zum Gartenbau verwendeten. In Parcellen getheilt für die Klöster, prangte die ganze Landschaft von Bäumen und Reben und von Früchten jeglicher Art. In den Gärten eines jeden Klosters erbauten die Mönche Wachthürme auf." [1] Wie anders jetzt, da die Natur nicht vom Fleiße der Menschen unterstützt wird: die Rinne ohne das rauschende Wasser, der Boden ohne das Grüne des nährenden Gewächses, die Straße ohne eine freundliche Wohnung, woraus der Gruß des Wanderers erwiedert würde. Ein Abu-Diser, ein Greis von ehrwürdigem Aeußern, welcher meine den Wasserleitungen geschenkte Aufmerksamkeit beachtete, führte mich auf einmal gegen Nord von dem Wege und der Gesellschaft hinweg. Ich folgte ihm mit gespannter Erwartung. Wir legten eine kurze Strecke zurück, als mein Blick aufs neue in den Grund des Wadi el-Keit hinabschweifte. Plötzlich überraschte mich an der Nordwand der Schlucht unten ein ziemlich gut erhaltenes Mauerwerk. Der Araber nannte es als ein Ueberbleibsel der christlichen Bauwerke, Deir Abu Alassf (Kalassf?). Westlich von ihm war, so gut ich unterscheiden konnte, eine Brücke, bei den Arabern zwar unter dem Namen Kaser el-Kelt [2] bekannt, gesprengt. Wenn, so viel ich weiß, die Reisenden dieser Trümmer, deren nähere Erforschung vielleicht noch werthvolle Aufschlüsse ertheilen dürfte, keine Erwähnung thaten, so muß die nächste Ursache darin gesucht werden, daß man sie vom gewöhnlichen Wege aus nicht erschaut, obschon sie diesem nahe liegen. Sah doch diesmal die Trümmer außer mir kein einziger der fränkischen Reisegefährten. Nach 10 Minuten Abweges kam ich, im Anblicke der ganz nahen Gesellschaft, wieder zu halb verschütteten Wasserleitungen, und zu einem von Ost gen West gerichteten Mauergewölbe, wahrscheinlich einem eingegangenen Kloster, es heißt Deir Ebin Schaber. Man wäre nicht verlegen, an die Ruinen zwischen Bethanien und dieser Stelle alte Klosternamen zu knüpfen, wenn man über die richtige Anwendung keine Rechenschaft zu geben hätte. Man findet in den ältern Schriften, ohne das Enstachiuskloster, z. B. das Kloster der Hoffärtigen, Theokistus, Euthymius, das Kloster oder Haus Joachimö. In 10 Minuten von Beth Ebin Scheber erstiegen wir eine Anhöhe, wo wohl jedes Wanderers sich angenehme Gefühle bemächtigen; er erblickt nun einmal ein Ende der gebirgigen Einöde, einen Theil des Gefildes von Jericho, so viel die Berghalde zu sehen erlaubt; der hergstatte und müde Pilger schöpft lieber Athem und neue Hoffnungen, und im Bibelmanne tauchen neue Erinnerungen auf. Höchst auffallend ist auf dem Felsen dieser Wegstrecke die Zeichnung verschobener Vierecke, manchmal von einer solchen Regelmäßigkeit, daß sie hin und wieder das Räthsel lösen lassen, ob Natur oder Kunst hier geschaffen haben. Die meisten sind hin und wieder gar artig von rothen Adern gezierl; man wies den Berg Adbat esch-Schrif im Südosten und bald auch Jericho im Osten. Nach 10 Minuten vom ersten Anblicke der Ebene an standen wir auf dem letzten Vorsprunge des Gebirges, und hier war die Aussicht viel freier, und dehnte sich morgenwärts auch auf die transjordanischen Berge aus. Von diesem Ursprunge an wurde der bisher sehr gute Pfad, oft Ueberrest einer alten Straße, steil abwärts und allerdings etwas mühsam; wir durften nur fünf Minuten hinabsteigen, als südlich vom ziemlich flach in die Ebene auslaufenden Keitthale ein ruinirtes Gebäude und Mauerwerk zum Vorscheine trat, das man dieses Mal Beth Scheber nannte, und woneben man einen alten Ausdruck bemerkt.

(Fortsetzung folgt.)

[1] *Bollandi* acta Sanctor. Maji. tom. II. p. 1 XX. Schade, daß der Name der Klöster mangelt, die ich mit ihren Gärten sonst nirgends aufzusuchen wußte.

[2] Schloß. Beste von Kelt.

Locomotiv für den Postdienst in den Vereinigten Staaten.

Man hat auf der amerikanischen Eisenbahn von Long Island eine neue Locomotive eingeführt, Jacob Little genannt, aus den Fabriken der Herrn. Norris, sie ist zum Postdienst zwischen Brooklyn und Greenport bestimmt, eine Entfernung von 97 englischen Meilen oder 156 Kilometer. Diese Maschine sollte den Dienst in 2½ Stunde versehen, braucht aber in der Regel nur zwei Stunden, d. h. sie legt 48½ englische Meilen (78 Kilometres oder 19½ Lieues) in einer Stunde zurück. Die Locomotive ist indeß nach einem von den andern etwas abweichenden System gebaut. Vorn befindet man den gewöhnlichen Vorderwerth mit vier Rädern, hinten aber sind ein paar Bewegungsräder, die 1,75 Metres Durchmesser haben, und fünf Sechstheile des Gewichts tragen. Unmittelbar hinter ihnen und unter der Plattform findet sich ein anderes paar Räder von demselben Durchmesser, wie die Vorderräder, und diese tragen das letzte Sechstheil der Last. Diese Räder stehen nicht unter dem Einfluß der Bewegungsräder. Der Durchmesser des Cylinders ist 0,263 Metres, der Kolbenhub 0,507 und das Gewicht der ganzen Maschine etwa 14 Tonnen. (Monit. industr. 25 Februar.)

Die jüdischen Secten in Rußland.

Zweiter Artikel.

2 Die Rabbinisten oder Talmudisten.

(Schluß.)

Noch mächtiger wirkte Joseph Kaiser von Oesterreich, der ein für die Juden unvergeßliches Andenken zurückließ, indem er ihre politische, wie ihre sittliche und geistige Wiedergeburt in seinem Reiche angemein beförderte. Auf der einen Seite bemühte er sich, in ihnen das Ehrgefühl rege zu machen, indem er sie von der Verachtung erniedenden Auszeichnung in der Kleidung befreite, ferner vom Leibzoll, den sie an Zollstätten wie Thiere bezahlen mußten, von der Verbindlichkeit in gewissen Quartieren zu wohnen, von der Ungleichheit vor dem Gesetz in

Digitized by Google

Vergleich mit andern Bürgern u. s. w. Auf der andern Seite errichtete er unter Staatsaufsicht besondere Schulen, in denen die Kinder der Juden in allem, was dem Menschen zu wissen nothwendig ist, in deutscher Sprache unterrichtet wurden. Für ihre fernere Ausbildung wurden ihnen alle höhern Lehranstalten eröffnet, auch nicht nur der Eintritt in dieselben gestattet, sondern auch denen, die sich durch Fleiß und Anlagen auszeichneten, bedeutende Stipendien ertheilt. Diesem Beispiele folgten, besonders nach der französischen Revolution, fast alle Regierungen Europa's, fast allenthalben wurden die Juden naturalisirt, und erhielten mehr oder minder einerlei bürgerliche Rechte mit den Christen.

Die Folge dieses Gesammteinflusses aller dieser Umstände war in Deutschland, Holland, Dänemark, Frankreich, Belgien u. s. w. eine vollkommene Erschütterung der innern Kraft des Rabbinismus. Wenn er sich auch noch aufrecht erhielt, so war es nur wie der Baum, der im Innern verfault ist, und sich nur durch die Rinde hält. Die Jeschiben oder höhern talmudistischen Schulen gingen zu Grunde, und mit ihnen sie auch der Unterricht im Talmud so sehr, daß von tausend Juden, die sich unterrichten wollen, kaum noch Einer sich damit beschäftigte, und auch die welche es thun, widmen ihm nur kurze Zeit, während früher das Lesen von Büchern in andern Sprachen als ein Kapitalverbrechen für den Pachter galt, das für ihn mindestens die Verweisung aus der Unterrichtsanstalt nach sich zog, und es warf sogar ein schlechtes Licht auf ihn, wenn er sich mit dem Studium der hebräischen Grammatik befaßte. Mit diesem Aufgeben der talmudistischen Studien fiel nun natürlich auch die darauf sich stützende Autorität der Rabbinen, und auf die Errichtung nicht rabbinistischer Schulen folgten bald auch Reformen im Gottesdienst. Auf diesem Felde arbeitete am eifrigsten der Präsident des aufgehobenen jüdischen Consistoriums in Westphalen, Hr. Jakobson. Als Gründer des ersten jüdischen Lehrseminars in Cassel erbaute er im J. 1810 nicht weit von dieser Stadt auf seinem Gute Seesen eine prächtige Synagoge, in welcher die ersten Klänge der Orgel, ein regelmäßiger Gesang der Gebete im Chor und eine Predigt von der Kanzel ertönte. Bald fand dieß an andern Orten Nachahmer. Die Unwissenheit und Vorurtheile der eingefleischten Talmudisten erhoben sich dagegen noch mehr als gegen die Schulen, aber die Neuerung befestigte sich und breitete sich immer mehr aus.

Unter den russischen Juden trat dieser Geist am Stärksten in Odessa hervor; ihn brachte dieselbige jüdische Gemeinde mit, welche sich aus Galizien daselbst niederließ. Zwei von ihr unterhaltene Schulen, eine für Knaben, die andere für Mädchen, waren ganz nach dem Muster derjenigen angeordnet, die man in neuester Zeit in Oesterreich und Deutschland errichtet hatte. Hier wurde außer der hebräischen Sprache nun auch die russische, die deutsche und französische gelehrt. Eben so hat diese Gemeinde auch ihr besonderes Gebethaus, wo ihre Mitglieder am Sonnabend und andern Festtagen sich sammeln, um den Gottesdienst in der neuen Weise abzuhalten. Die andern zahlreichen jüdischen Gemeinden, die durch Auswanderer aus den südlichen Gouvernements Rußlands gebildet waren, nährten zwar keinen Haß gegen die „Neuerer," wie die rechtgläubigen Rabbinisten ihre reformirten Brüder nennen, zeigten aber doch auch keine größere Neigung, den alten Gottesdienst zu verlassen. Viele ihrer Mitglieder schicken indeß sehr gerne ihre Kinder in die russischen Unterrichtsanstalten, das Gymnasium und Lyceum, was sehr dazu beiträgt, Bildung unter der jüdischen Bevölkerung der Stadt zu verbreiten. Am andern Ende des Reichs wurden einige Neuerungen von einem Theil der jüdischen Bevölkerung in Kurland und Riga angenommen.

Dagegen herrscht unter den übrigen russischen Rabbinisten der Talmudismus noch in seiner ganzen Stärke. Fester als anderswo hält er sich in den Gouvernements Wilna, Minsk, Grodno und Kowno. Die Städte Wilna und Minsk bilden gegenwärtig die Hauptzufluchtsort der rabbinistischen Gelehrsamkeit in Europa. Von hier wurden, sobald die Reform in Deutschland begann, die schrecklichsten Bannen gegen die Neuerer geschleudert.

Ueber die Zahl der Neuerer im Reich können wir keine genauen Nachrichten mittheilen, weil in allen officiellen Berichten über die jüdische Bevölkerung in den verschiedenen Gouvernements die Rabbinisten nie von den andern hebräischen Secten, die Karaiten ausgenommen, unterschieden werden. Was den Grad der Sittlichkeit und Verstandesbildung der Rabbinisten, ihre Lebensweise, Unterhaltsmittel, ihre innere geistliche und bürgerliche Verwaltung u. s. w. betrifft, so wollen wir das oft schon Gesagte hier nicht nochmals wiederholen, und verweisen darauf, was somit schon über die polnischen Juden berichtet wurde.

Miscellen.

Bevölkerung Frankreichs. Der Moniteur vom 25 Februar bringt die Ordonnanz, welche die neuen von den Präfecten aufgenommenen Bevölkerungstabellen gutheißt. Die Gesammtbevölkerung Frankreichs im J. 1846 war 35,400,486 Seelen; der Census von 1841 hatte 34,230,178 S. ergeben. Dieß ist eine Vermehrung von 1,170,308 S. oder fast 3½ Procent. Im J. 1825 war die Bevölkerung 30,400,000. Sie hat sich also seit dieser Zeit um 5 Millionen oder um etwas mehr als 16 Procent vermehrt. Seit dem letzten Census haben fünf Departements sich in ihrer Einwohnerzahl vermindert, nämlich Eure, Jura, Lot et Garonne, Maas und Oberseine; die welche am stärksten sich vermehrten sind das Seinedepartement um nahezu 12 Procent, Rhonemündungen um 10; Cher, Unter-Loire, Haute Vienne um mehr als 7 Procent, die Gironde um 6.

Lord Northumberland, welcher kürzlich zu London starb, wurde als einer der reichsten englischen Edelleute nach Paris zur Krönung Carls X geschickt, welche am 29 Mai 1825 stattfand. Von Georg IV brauftragt Carl X dem Herzog Hausgenossen zu überreichen, begab er sich in Wagen von erstaunlicher Pracht nach den Tuilerieen; die Sitze waren mit Perlen und Edelsteinen geschmückt; eben so Livreen und Pferdegeschirr. Er hatte sechs Wagen und bestritt alle Kosten der Botschaft selbst; die englische Regierung schenkte ihm einen reichen Degen, der 10,000 Pfd. St. kostete. Als er nach Paris kam, nahm er sogleich einen Tanzmeister, konnte aber die Figuren des französischen Contretanzes nie weder in den Kopf noch in die Füße bringen, und hörte später ohne alle Ursache zu tanzen auf. Dandelion, an denen er Theil nahm, lachte aber immer selbst zuerst über die Späßereien, mit denen man ihn begrüßte. Diese Eigenthümlichkeit, seine gute Laune und seine Freigebigkeit verschafften ihm damals eine große Popularität. Die englischen Journale sind angefüllt mit Details über sein hohes Geschlecht, seine Ahnen u. s. w. die Mitglieder des heraldischen Col, legiums sollen aber entdeckt haben, daß der directe Ahnherr des Herzogs von Warwick, der nach Gefallen Könige machte, gegenwärtig ein Taglöhner oder Schuhmacher sey. (Volourr. 25 Februar.)

Tom Pouce, Tom Thumb, der berühmte Zwerg der sich jetzt wieder nach Amerika eingeschifft hat, soll in Europa nicht weniger als anderthalb Millionen Damen geküßt (?) und vier Millionen Fr. Geld fortgeschleppt haben. (ibid.)

Narrenball. Der Courrier des Etats Unis vom 25 Januar erzählt folgende sonderbare, freilich auch sehr unwahrscheinliche Geschichte. Vor kurzem fand zu Quebec im Saal des ehemaligen Parlaments ein Narrenball statt. Fünfzig Geisteskranke wohnten demselben bei und alles lief in der größten Ordnung ab. Die vornehmsten Personen der Stadt waren eingeladen. (ibid.)

Die Kosten der Polizei in London belaufen sich jetzt auf 333,463½ Pfd. St. Sie besteht aus 23 Magistratspersonen, 18 Generalinspectoren, 114 Inspectoren, 463 Sergeanten und 4160 Constablern. (Ungl. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 58. 9. März 1847.

Irland und England.

Wir haben früher (s. Nr. 18. 19. v. d. J.) angemerkt, daß Irland und die financiellen oder vielmehr staatsökonomischen Fragen, hinsichtlich der Art der Besteurung, die Hauptgegenstände der Berathung des dießjährigen Parlaments seyn würden. Jetzt hat sich aber gezeigt, daß die irischen Fragen so wichtig und bedeutend sind, daß sie alle andern verschlungen haben; von allen den Streitigkeiten über directe und indirecte Besteurung, über Thee- zoll und Malzsteuer, Tabakzoll und Fenstersteuer u. s. w. wird in dieser Session nicht mehr die Rede seyn. Die erste Sorge ist die laufenden Ausgaben des Gesammtreichs unbehindert durch neue financielle Experimente zu bestreiten, und die Ausgaben für Irland durch außerordentliche Mittel d. h. durch Anleihen zu decken; alles andere ist für das nächste Jahr und ein neues Parlament, — denn die Zeit des jetzigen läuft mit diesem Jahr zu Ende — vorbehalten. Der rasche Fortschritt Englands auf der Bahn national-ökonomischer Aenderungen ist mit einem Mal gehemmt; Irland ist die Kugel, welche England, wie ein verurtheilter Galeerensklave, am Fuße mit sich schleppt, und wohl ist es Zeit, daß England dieser Kugel sich möglichst bald entledige. Es wird somit jetzt eine Art Reyealbewegung von England ausgehen, denn Irland muß ganz besonders behandelt werden, der englische und schottische Maaßstab reicht nicht mehr aus, denn wollte man auf dem jetzigen Wege fortfahren, so wäre sehr zu besorgen, daß England durch das Herüberströmen irischer Armen und durch die Ausgaben für Ernährung Irlands in denselben Strudel hineingezogen würde. Wir wollen hier nicht auf die Geschichte der Versorgung Irlands mit Lebensmitteln eingehen, arge Fehler sind hier gemacht worden, [1] sondern auf den Charakter der Abhülfsmittel, wie sie bis jetzt vorgeschlagen wurden. Das bekannteste ist nicht das der Regierung, sondern das des Lord Bentinck, Eisenbahnen großentheils auf Staatskosten zu erbauen. Das Mittel ist völlig verfehlt, aus dem einfachen Grunde, weil die Eisenbahnen nicht den Handel und Verkehr hervorrufen, wo er nicht ist, sondern ihn nur vermehren und entwickeln, wo er schon besteht. Die irischen Eisenbahnen wären also so unnütz dagelegen wie die wirklich schönen Landstraßen, die man, um dem Volke Arbeit zu verschaffen, erbauen ließ. Es fehlt also an einer ganz andern Ecke, als man nach diesem Vorschlag vermuthen sollte: man muß den Irländer aus dem bloßen Hirten- und Ackerbauerleben herausreißen, man muß ihn Theil nehmen lassen an dem Gewerbe und Handel aller Art, die ein nothwendiges Ingredienz in dem Zustand der neuern Völker geworden sind. Mit Einem Worte, man muß dem Ackerbaustaat par excellence ein Ende machen, und ihn aus den mittelalterlichen Zustand heraus in das Gebiet der neuern Zeit versetzen. Das Mittel ist die Panacee der neuen Zeit, das Kind und das Mittel der Bewegung und des Verkehrs, das Geld.

In das versunkene Irland traut sich das Geld der Privaten nicht mehr, außer zu wucherischen Zinsen — die irischen Grundbesitzer sind in ihrer großen Mehrzahl tief verschuldet — und das Geld ist in Irland so selten geworden, daß manche behaupten, zwei Fünftheile aller Irländer kennten Geld gar nicht. Der Graf von Devon, früher bekanntlich an der Spitze einer Regierungscommission in Irland, äußerte sich darüber im Oberhaus folgendermaßen: „es hat für den Engländer etwas kaum glaubliches, daß das Mißlingen der Kartoffeln alle Classen in Irland auf solche Weise, wie es geschehen ist, berühren würde. Wer, wie ich selbst, den gegenwärtigen Stand der Dinge in Irland in seiner Wirkung gesehen hat, weiß, daß zwischen den mittlern und untern Classen kaum je Geld ausgetauscht wird. Die Kartoffel war das einzige Tauschmittel, und der Pächter, dem man die Alternative gestellt hätte, seine Arbeiter in Geld zu bezahlen oder das Land gar nicht anzubauen, hätte sicher das letztere gewählt. Die irischen Pächter kennen die Vortheile eines Systems wohl bezahlter Arbeit nicht, und wenn sie den Arbeiter nicht in Kartoffeln oder mit einem Stück Land bezahlen können, so verwenden sie ihn gar nicht zur Arbeit. Der irische Pächter legt größtentheils sein Geld lieber in die Sparcassen, als daß er es für Arbeit ausbezahlt, und dieß erklärt, weßhalb die gegenwärtigen Einzahlungen in die Sparcassen so groß sind. Es gibt viele Fälle, wo Pächter den Erlös ihrer vorjährigen Ernte in die Sparcassen trugen, und statt die Arbeiter, deren sie nöthig hatten, zu bezahlen, selbst zu den von der Regierung angeordneten Arbeiten sich drängten."

[1] Der größte ist der radicale Irrthum, daß sich die Regierung nicht mit der Versorgung des Volks befassen, sondern dieß dem gewöhnlichen Handel überlassen müsse, als ob außerordentliche Umstände nicht außerordentliche Abhülfe verlangten. Abgesehen von dem außerordentlich großen Bedürfniß, das schon an und für sich die Versorge der Regierung hätte in Anspruch nehmen sollen, gehören, um dem gewöhnlichen Handel die Versorgung eines Landes zu überlassen, noch drei Hauptelemente dazu, erstens genügende Schiffszahl, um die Lebensmittel in die Häfen des bedürftigen Landes zu bringen, zweitens hinreichende Geldmittel auf Seite der Kaufleute in diesen Häfen, und endlich Besitz von Geld oder Geldeswerth auf Seite des Volks, um diese Lebensmittel zu kaufen. Fehlt in dieser Kette von Nothwendigkeiten ein einziges Element, so ist der Grundsatz, daß man alles dem gewöhnlichen Handel überlassen müsse, völlig eitel; hier fehlten aber alle diese Elemente, es blieb also nichts übrig, als zur rechten Zeit, nämlich im August, wo die Kartoffelkrankheit sich sichtbar machte und ihre Verheerungen ausbreiteten, sogleich Anstalt zu treffen, um große Magazine von Lebensmitteln anzulegen, und dadurch die — wirklich eingetretene — unnatürliche Steigerung der Preise zu verhindern.

Digitized by Google

Hier liegt also das Uebel: den Irländern fehlen die materiellen Mittel, um sich aus ihrer kläglichen Lage herauszureißen, und wenn nicht England das irische Volk jährlich ernähren will, so muß es ihm die Mittel schaffen. Welches sind diese? Die Regierung will den Landeigenthümern Geld leihen zu 3½ Proc. in 22 Jahren rückzahlbar. Sie will die wüsten Ländereien anbauen, entweder durch die Grundeigenthümer, oder wenn diese nicht wollen, durch andere, zu deren Gunsten den jetzigen Feudalbesitzern das wüstliegende Land gesetzlich genommen werden soll. Die Landeigenthümer sollen ermächtigt werden, Theile ihrer Fideicommisse (entailed estates) zu verkaufen, um der Regierung ihre Vorschüsse zurückzuzahlen. Hier wird also der feudale Landbesitz von der Regierung selbst in seinen Grundvesten angegriffen, und mit gerechter Besorgniß fragen die Landbesitzer in England: wenn der Grundsatz einmal aufgestellt ist, wohin wird er führen? Indeß da England unmöglich in die Länge Irland ernähren kann, so werden diese Vorschläge trotz des Widerstands der Grundbesitzer Englands dennoch durchgehen. Es fragt sich aber, werden diese Gesetze ausreichen? Diese Frage beantworten die Geldmänner mit Nein, denn wenn die Iren auf gewöhnliche Weise mit Geld unterstützt werden, so wird dieß Geld auf die eine oder die andere Weise nach England und Schottland, wo man es besser zu verwenden versteht, zurückströmen, es wird in Eisenbahnen u. dgl. angelegt werden, weil der Besitzer es hier, falls er eine andere Verwendung vortheilhafter findet, sogleich wieder umsetzen kann. Es muß ein rein irisches Geld geschaffen werden, ein Geld das anderswo gar nicht zu brauchen ist, also auch nicht außer Land gesichickt werden kann; schafft ein bloß irisches Papiergeld, um das Land zu befruchten, denn nur so wird es Irland zu Gute kommen, jedes gewöhnliche Geld wird durch tausend Canäle wieder abziehen, weil der Wechselcurs es unvermeidlich aus dem Lande treibt. Das ist auch eine Repeal-, wenigstens eine Isolirungsmaaßregel freilich anderer Art, als der irische Repealers. Ehe nicht ähnliche Maaßregeln ins Werk gesetzt werden, muß England seine alten Sünden gegen Irland fortdauernd mit seinem Beutel büßen.

Spaziergang von Jerusalem nach dem Jordan und todten Meere.

(Fortsetzung.)

Nicht weit südlich vom Wege stand die Ruine Kakun (Joachim?). Von Beth Scheber waren wir in 12 Minuten hinabgeritt auf die Ebene zu dem nach Morgen fließenden Bächlein el-Kelt, welches Wasser mit dem Ain es-Sultan (Elisäusquelle) nicht verwechselt werden darf; so gering das Bächlein ist, so macht es, gerade weil man sich darauf nicht versteht, doch einen freundlichen Eindruck, einen wohligen, zumal auf den Wasserdürftigen. Der Durst jagte viele freudig zum süßen, guten, frischen Wasser, und sie schöpften es, so gut sie konnten. Oben beim Kaser el-Kelt war das Thal trocken. 14 Minuten gegen Nordost oder Nord uns wendend, indeß der ziemlich hohe Berg Kuruntel (Quarantana) im Norden emporstrebte, ließen wir östlich ein Dorf mit Zelten von Ziegenhaaren unberührt. Später bekamen wir in der Nähe die aus Bogen bestehende Ruine Doachin zu sehen. So der Tag, als der Abend war der Witterung nach herrlich.

Wie in dem Thale Sider der Baum dieses Namens oder der Lotusbaum häufig und groß vorkommt, so bildet der Nuspechbaum hier einen Hain, in welchem die Nachtigall flötete. Unverdrossen sing das silberne Horn am Himmel immer mehr an, sein Gold durchschimmern zu lassen. In der Abenddämmerung gelangten wir in der Ebene an einer Erdwelle zu einem Bächlein, welches die Araber Ain es-Sultan benannten. Es floß von Nord gen Süd oder Südost, und das Wasser war süß. Auf dem Wege dahin machten sich zwei Hügel von landartigem Aussehen und künstlicher Form, dann flache, mit Gras bewachsene Vertiefungen, so wie Spuren von Bewässerungscanälen bemerklich. Die Quelle selbst, welche Elisäus aus einer salzigen in eine süße verwandelt haben soll, und von der schon so viele Pilger mit Begierlerung sprachen, war unsern Augen nicht vergönnt, Dank dem zögernden Talente unseres Anführers, und wir retteten, obschon dieser viel Lust zeigte hatte, am Borne sich über Nacht zu lagern, nach wirksamen Vorstellungen gleich wieder ab in der Leuchte des Mondes und fort durch den Wald von Nuzechbäumen, in der milden Luft, unter dem Quacken der Frösche und dem Zirpen der Grillen. Das ist traun ein lieblicherer Gesang, als zu gleicher Zeit in Mitteleuropa das Knirren des Schnees unter den Sohlen des Fußgängers oder unter den Kufen des Schlittens. Aber singen will die Natur doch überall auf Dur oder Moll je nach den Zeiten des Jahres oder nach der Verwandtschaft der Länder mit der Sonne. Von der Kaiserquelle (Ain es-Sultan) schien, wenn die Nacht nicht trügte, der Weg eine mehr östliche Richtung zu nehmen; dieselbe war übrigens ziemlich mondbell, so daß man ohne Schwierigkeit die streckenweise noch gut erhaltene, gepflasterte Römerstraße gewahr werden konnte. Das Alterthum machte auf großartige Weise Ansprache an mich, und so viel das Mondeslicht zu sehen erlaubte, stimmte der Verlust dessen, was die Ahnen geschaffen, das Zertreten der Cultur durch den Barbarismus oder das Nomadenthum mich eben so peinlich herab, als die so willige, ewig neue Natur mich freudig hinaufstimmen wollte, ja rührte. Was würde wohl der sonnenhelle Tag zu dem ganzen Schauspiele gesagt, und was mein Herz darauf geantwortet haben? Ich beschwere mich minder über das Gehen, welchem der dornige Nuzechbaum oft dürre Zweige in den Weg legte, als vielmehr über die dornigen Hindernisse der geistigen Verwilderung, auf welche der Gedanke beim Rückfluge aus der reichen Vergangenheit in die armselige Gegenwart stößt. Von jenen Zelten gelangten wir in einer halben Stunde nach Jericho, ich ohne Müdigkeit. Die Weglänge von Jerusalem hieher maßen wir in stark sechs Stunden.

Zu Jericho gingen wir in den Mauereinfang des südlich gelegenen Schlosses (Mighal Richa), das nunmehr eine Wohnung für eine Arabersamilie und ein Chan ist. Schon bestimmte ich außerhalb des Thurmes auf freier Erde einen Platz zum Nachtlager, als ich endlich doch für geratherner hielt, denselben zu besteigen um mich nicht ohne Noth der Erdfeuchtigkeit auszusetzen. Die Reiseschilderungen flößen nämlich dem Ankömmlinge viel Scheu vor einem Insekte ein, das vielleicht nicht einmal als Unicum in einem sonst möglichst completen Insektencabinete, wohl aber manchmal sonder Zweifel in mehreren Exemplaren bei dem Entomologen oder dem Director des Cabinets selbst angetroffen wird, und darum so wie besorgt für den kraftersetzenden Schlaf, den man weder durch kleine, noch große Dinge gerne stören läßt, verfügt man sich nicht am liebsten ins Innere der belebten Herberge. Innerhalb des Thurmes auf ebener Erde saß eine Familie. Von da steigt man auf einer spottschlechten, beschwerlichen Treppe auf den Hochhof,

Digitized by Google

den Kammern in zwei Reihen über einander umgeben. Aus natürlicher Liebe zum Schlafe zog ich übrigens vor, keine Zelle zu betreten, sondern unter dem Himmelsdome, im Hofe selbst, mein mitgeschlepptes Bett auszubreiten. Die Frauken ließen es sich auf die mäßigen Strapazen des Tages nach ihrer Art gut schmecken; die Engländer saßen sogar auf Sesseln vor einem bedeckten Tische, auf welchem das Bier nicht mangelte. Wenn als ein wesentliches Hülfsmittel, um die geographischen Kenntnisse Palästina's zu erweitern, hier hervorgehoben werden sollte, daß man in Jericho auf fränkische Weise esse und trinke, so hat man in der That von diesen Engländern etwas Gediegenes zu erwarten, und man wird über ihrem Biere den normals berühmten Balsam von Jericho auf immer vergessen. Weniger vergnüglich schienen die begleitenden Araber zu seyn, welche man ohne Hoffnung ließ, ihre Eßlust ordentlich befriedigen zu können. Sie waren nach längerem, vergeblichem Warten nicht verlegen, kategorisch zu erklären, daß sie morgen die Gesellschaft verlassen würden, wenn man ihnen nichts zum Essen darreichte. Eine solche entschiedene Erklärung führte dann nothwendig zu Transactionen, und nach eben so langem, als langweiligem Gezänke kam man überein, eine Summe Piaster, mit Recht des Abzuges, sofort auszuzahlen. Damit war aber noch der Kauf eines Schafs oder einer Ziege von den und begleitenden Beduinenscheich nicht abgeschlossen. Auch über diesen Punkt gab es noch langen und lauten Hader. Endlich ward Einverständniß erzielt, der in Bereitschaft gestandene Ziegenbock auf den Boden geworfen, und ihm mit einem der krummen Säbel, welche die Begleiter bei sich trugen, der Kopf abgeschnitten. Sofort schritt man zum Abhäuten. Es wurde dabei keine Lust eingeblasen, sondern mit der Hand selbst; nachdem eine Oeffnung geschnitten war, löste man ohne Messer die Haut schiebend vom Fleische; diese schnitt man deßwegen nicht der Länge nach auf, weil man aus dem Felle einen Wasserschlauch (Kirbeh) verfertigen wollte. Als die Beine hinlänglich gelöst waren, wurde das Fell vom Halse herab umgestülpt und auf solche Weise abgezogen und abgetrennt. Ich war nun auf das Rösten des Fleisches nicht wenig gespannt. Schon hatte man das Thier nach Wegnahme der Eingeweide in mehrere Theile zerhauen, als — der Schlaf mich übermannte, und wie ich erwachte, war der Bock unter die Gaumensegel gegangen. So vernahm ich denn von andern, daß Fleischstücke, an Stöcken über dem Feuer gehalten, geröstet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Die jüdischen Secten in Rußland.

Dritter Artikel.

3. Die Kabbalisten. [1]

Das hebräische Wort Kabbala bedeutet „Aufnahme" In der Bedeutung mündlicher Ueberlieferung trifft man es zuerst in der Gemara aber die Ausdrücke verstanden darunter das „mündliche Gesetz" und schieden es nicht von der Gesetzlehre, die jetzt Kabbala genannt wird. Diesen Namen schöpften sie ihre Anhänger nach der schließlichen Redaction der beiden Talmude, zu welcher Zeit aber ist unbekannt. In dieser letzten Bedeutung, d. h. als geheimnißvolle religiös-philosophische Lehre ist die Kabbala nach der Ansicht ihrer eifrigsten Verehrer eine göttliche, dem ersten Menschen bei seiner Geschaffung von Gott selbst mitgetheilte Offenbarung; Adam überlieferte sie seinem Sohne Seth, und so ging sie unter den Auserwählten fort von Geschlecht zu Geschlecht. Abraham habe sie zuerst schriftlich niedergelegt in dem Sepher Jezira oder Buch der Schöpfung. Andere glauben, das Buch sey von Gott selbst geschrieben und, Adam eingehändigt worden; wie dem aber auch sey, zur Zeit der ägyptischen Knechtschaft war das Buch verloren, weshalb Gott die darin enthaltenen Geheimnisse auf neue Moses auf dem Berge Sinai, aber auch nur mündlich mittheilte. Moses theilte sie den 70 weisesten seiner Begleiter mit, und so ging es fort bis zur babylonischen Gefangenschaft, wo sie wieder in Vergessenheit geriethen. Da theilte sie der Herr nochmals dem Esdra nach seiner Rückkehr nach Jerusalem mit, und befahl ihm sie schriftlich abzufassen. Das Sepher Jezira wird indeß gewöhnlich nicht Esdra, sondern dem berühmten R. Akiba zugeschrieben, der unter Kaiser Hadrian in den 40ger Jahren des zweiten Jahrhunderts wegen seiner Theilnahme an dem Aufstand Bar-Kochebs hingerichtet wurde. [2] Als ersten Herausgeber des zweiten Ecktheils der Kabbalistik, des göttlichen Buches Sezar (das Licht), nennt die Sage einen Schüler Akiba's, Simeon Ben Jochai. Dieß Buch kam zuerst am Ende des 13ten Jahrhunderts aus Palästina nach Spanien, und erst von dieser Zeit an wurde es in Europa bekannt, ein Umstand, der zugleich mit verschiedenen Inconsequenzen im Sezar selbst und anderen kabbalistischen Büchern die Ansicht erzeugte, daß die kabbalistische Lehre bei weitem nicht das hohe Alterthum habe, das man ihr zuschreibt, und ein Amalgam verschiedener religiöser und philosophischer Systeme, ägyptischer, orientalischer und griechischer sey, und sich erst im 12ten Jahrhundert gebildet habe. Mehrere neuere Kritiker, nicht bloß Christen, sondern auch Juden glauben, das Buch sey ein Erzeugniß des Moses von Leon, der es aus Palästina nach Spanien brachte und aus eigennützigen Absichten dem Simeon Ben Jochai zuschrieb.

Die neuesten Forschungen über die Kabbala bestätigen indeß diese Ansicht nicht. Uebrigens findet sich in den Büchern des alten Testaments auch nicht ein Wort, welches darauf hindeutete, daß bei den Juden vor der babylonischen Gefangenschaft irgend eine geheime Ueberlieferung bestanden habe; dagegen zeugen viele Stellen der Mischna und Gemara so wie der Geist der thalmüdischen Uebersetzung und der noch ältern chaldäischen Paraphrase des Pentateuchs, daß wo nicht früher, doch wenigstens am Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr., zur Zeit, wo die oben erwähnte R. Akiba und Simon Ben Jochai lebten, unter den Juden eine geheime mystische Lehre über die Weltschöpfung und die Natur der Gottheit bestand, eine verderbliche Lehre für schwache Köpfe, welche dadurch zum Wahnsinn oder herrlagerlichen Irrthümern verleitet werden konnten, und um so furchtbarer, als schon der bloße Name einer Art religiösen Schreckens einflößen mochte. Diese Lehre ward später mit der gröbsten Geheimnißkrämerei und Beschränkung Neuten mitgetheilt, die sich durch geistige und sittliche Stärke auszeichneten, und nur wenn sie zu reifern Alter gelangt waren, was aber freilich die schlimmsten Folgen nicht hinderte. Diese Lehre war, allen Kennzeichen nach, dieselbe, welche wir in den auf uns gekommenen alten Ueberresten der Kabbala finden, und ihre Adepten darf man durchaus nicht, wie Jost und viele andere thun, mit der bekannten Secte der Essäer verwechseln. Der Zweck dieser letztern war in hohem Grade sittlich und praktisch, während die Kabbala, nach den ältesten Zeugnissen darüber, als eine völlig theoretische Lehre sich darstellt, welche die Geheimnisse der Schöpfung und das Wesen der Gottheit zu ergründen suchte. Die Essäer bildeten eine offen organisirte Genossenschaft, die den religiösen Verbindungen des Mittelalters so ziemlich glich; ihre Gebräuche und Ansichten drückten sich vollkommen in ihrem äußern Leben aus; sie nahmen alle durch Stiftenverdienst sich auszeichnende Personen, selbst Weiber und Kinder, in ihre Mitte auf; die Kabbalisten aber hüllten sich von ihrem Aufkeimen an bis der Büchterdruck ihre Lehren offenbarte, stets in tiefes Geheimniß; nur selten und mit großer Vorsicht eröffneten sie einigen wenigen neuen Adepten die Thore ihres Heiligthums, und auch dieß nur Personen von ausgezeichnetem Verstand, deren Jahre noch überdieß ihnen als Bürgschaft für ihre

[1] Da die Kabbalisten weit minder als die Talmudisten bekannt sind, so geben wir hier wieder mehr auf die Entwicklung der Lehre ein, namentlich, wie sie sich im Osten Europa's gestaltete. Die Quelle ist wiederum das Journal des Ministeriums des Innern. December 1844.

[2] Von Akiba wird im Talmud gemeldet, daß er 24,000 Schüler um sich versammelt habe, die Kabbalisten aber behaupten, das ihm Gott Geheimnisse geoffenbart habe, die er selbst dem Moses verborgen.

Digitized by Google

Vorsicht und Zurückhaltung dienen. Die Essäer dagegen scheuten sich trotz der pharisäischen Strenge, mit der sie den Sabbath beobachteten, nicht, die rabbinistische Ueberlieferung offen zu verwerfen, gaben ohne alle Umschweife der Vollziehung der sittlichen Gebote den Vorzug vor der Erfüllung der gottesdienstlichen Ceremonien, und beobachteten hinsichtlich der letztern bei weitem nicht die Vorschriften des mosaischen Gesetzes; die Aegypten der Kabbala dagegen vollzogen, gleich den Karmathen unter den rechtgläubigen Moslems, strenge aller äußern religiösen Ceremonien, und bezogen der rabbinistischen Ueberlieferung alle Achtung; viele von ihnen gehörten sogar zu den ausgezeichnetsten talmudistischen Gesetzlehrern.

Obwohl aber durch die neuern Forschungen das Alterthum der kabbalistischen Lehre auf die ersten Zeiten des Christenthums zurückgeführt wird, so bestreiten man doch die Rechtheit und das hohe Alter der ältesten auf uns gekommenen Denkmale der Kabbala, des Sepher Jezira und des Sezgar. Indem A. Franf diese beiden Bücher einer strengen aber leidenschaftslosen Kritik, wie sie unsere Zeit eigen ist, wie sie aber nicht den Gelehrten des 16ten und 17ten Jahrhunderts, die sich damit beschäftigten, eigen war, unterwarf, kam er auf den Schluß, daß das Sepher Jezira in der Form, wie wir es jetzt haben, dasselbe Buch ist, dessen der jerusalemische und babylonische Talmud unter demselben Namen erwähnen; daß man kennte R. Akiba nicht sein Verfasser sey, sondern das Buch ist älter, denn es kennte nur in den Zeiten der ersten Tanaime geschrieben seyn, nämlich in der Periode, welche das letzte Jahrhundert vor und das halbe erste Jahrhundert nach Chr. umfaßt. Was das Buch Sezgar betrifft, so gelangten Franf und andere durch ihre Forschungen dahin, das Buch für eine Sammlung kabbalistischer Ueberlieferungen aus verschiedenen Zeiten vom ersten bis siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu erklären; Simon Ben Jochai trug alle Wahrscheinlichkeit nach einer kleiner Anzahl seiner Schüler und Freunde eine metaphysische und religiöse Lehre vor, welche die Grundlage dieses Buches ausmacht; seine Ausſprüche, anfangs mündlich als unverbrüchliche Geheimnisse mitgetheilt, wurden nur nach und nach schriftlich aufgefaßt, und diese Ueberlieferungen und schriftlichen Bemerkungen, mit denen im Laufe der Zeit sich nothwendig spätere Deutungen, wodurch die Ueberlieferungen nicht selten verändert und verunstaltet wurden, vermischten, kamen endlich gegen Ende des 13ten Jahrhunderte nach Europa; d. h. der Sezgar enthielt, wie der rabbinistische Talmud und die Mischna, allmählich im Laufe mehrerer Jahrhunderte und durch die Arbeiten zahlreicher Geschlechter von Kabbalisten.

Jetzt, wo man an der Glaubwürdigkeit dieser beiden ältesten Denkmäler, in denen der allgemeinen Meinung nach die kabbalistische Lehre gleich bei ihrem Entstehen niedergelegt wurde, nicht mehr zweifelt, welchen wir auf den Inhalt dieser merkwürdigen Denkmale eingehen, und einiges über das Verhältniß der darin enthaltenen Lehre zu andern religiösen philosophischen Systemen des Alterthums sagen.

Sepher Jezira, ein Werk von geringem Umfang ist in derselben Mischung von Chaldäisch und Hebräisch geschrieben, wie die Mischna, zeichnet sich durch Gedrängtheit, Abgerissenheit und Dunkelheit aus, und enthält in einem langen, dem Ergvater Abraham in den Mund gelegten Monolog die Ursachen, welche denselben bewogen haben, den Dienst der Geschirne zu verlassen und mit der Verehrung des Einzigen und Ewigen zu vertauschen. Sie beginnt mit den Beweisen der Einheit und Weisheit des Schöpfers, die aus der Beobachtung der in der Schöpfung herrschenden Einheit und Ordnung entnommen sind. Sodann wird die Analogie festgestellt zwischen den Gegenständen und Zeichen des Gedankens oder den Mitteln, durch welche die Weisheit den Menschen sich offenbarte und under ihnen erhalten wird. Diese Mittel sind: die 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets und die ersten zehn Zahlen; diese zwei Arten von Zeichen werden die 32 geheimen Wege der Verbindung genannt. Sodann folgt eine Abhandlung über die zehn Sephiret, oder „abstracte Zahlen" unter denen man die allgemeinsten und unentbehrlichsten Formen alles Seyns verbirgt, so zu sagen Kategorien des Universums, und darüber, auf welche Weise sie auseinander entsprangen, und nach Maßgabe ihrer Entfernung von dem gemeinsamen Ursprung, von der ursprünglichen Einheit einen immer materiellern Character annehmen; die Lehre ist bekannt unter dem Namen der Emanation. Nach den Sephiret oder der Lehre vom Wesen des Universums wird eine andere dargelegt, auf welche Weise nämlich vermittelst der 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets, der einzig möglichen und unmittelbaren Form des Geistes, dieser Geist sich in der Natur enthüllt. Die Buchstaben werden dabei in verschiedene Abtheilungen getheilt, nämlich in die drei Mütter, die sieben doppelten, und die zwölf einfachen. Hierauf werden die Zahlen 3, 7 und 12 in den drei Systemen der Natur aufgesucht, in dem allgemeinen Bau der Welt, in den Jahresabtheilungen und in der Zusammensetzung des Menschen. Hier entwickelt sich, obwohl noch unbestimmt, die Idee des Mikrokosmos und Makrokosmos, oder der Glaube, daß der Mensch nichts anderes ist, als ein verkürztes Bild des Universums. Ueber diesen drei Systemen, über dem Menschen, der Zeit und dem Universum, über den Buchstaben und über den Zahlen oder Sephiret erhebt sich der „Herr, der wahre König, der alle Dinge beherrscht." Hinter diesen, den Schluß des Buches bildenden Worten, folgt in der Art einer dramatischen Entwicklung, daß der Ergvater Abraham, indem er alles hier Gesagte erwägt, sich von dem Gögendienst zum Dienst des wahren Gottes wendet.

Der Sezgar, ein Buch von weit größerem Umfang als das Sepher Jezira und in talmudistischer Sprache geschrieben, besteht aus zwei verschiedenen Theilen; ersteus aus einem Commentar zu den fünf Büchern Moses, in welchem halb passend halb unpassend die kabbalistische Lehre von der Natur der Gottheit, der Welt und der menschlichen Seele auseinander gesetzt ist; zweitens aus Bruchstücken unter dem Titel: „der Neue Herte," „die große Versammlung," „die kleine Versammlung," „das Buch des Geheimnisses" und „Anhänge zum Sezgar," welche gleichfalls als Quellen der Kabbala gelten. Die im Sezgar enthaltene Grundlehre sind die Schlußworte des Sepher Jezira, daß Gott im höchsten Sinn Materie und Form des Universums ist, daß außer Gott nichts ist und nichts sein kann, daß seine Substanz sich in der Grundlage aller Wesen findet, daß alle den Stempel seines Verstandes an sich tragen oder Symbole desselben sind. Dieser Schluß wird hier in aller Ausdehnung entwickelt, nur mit größerem Glanz und Geheimniß. Die äußere Form in den Beweisen wird durch die Form eines Commentars, die man dem Buche zugeben, selbst festhält, aber den vorherrschenden symbolischen Character sieht und fühlt man darum nicht minder heraus. Der Hauptunterschied der Lehre des Sezgar von der im Sepher Jezira besteht darin, daß sie weiter geht; Zahlen und Buchstaben werden ersetzt durch innere Formen, durch unveränderliche Auffassungen des Geistes, kürzer gefaßt, durch Ideen in der weitesten und höchsten Bedeutung des Worts. Die göttliche Substanz enthüllt sich nicht mehr ausschließlich in der Natur, sondern zeigt sich vorzugsweise im Menschen und seinem Begriffsvermögen, weshalb er auch Adam Kadmon oder der Urmensch genannt wird, endlich tritt in einigen Bruchstücken, deren hohes Alterthum sich nicht bestreiten läßt, schon statt der allgemeinen Substanz, unbeschadet ihrer unbedingten Einheit, der Gedanke selbst hervor, und die regelmäßige Selbstentwicklung dieser Kraft tritt an die Stelle der ziemlich rohen Theorie der Emanation. Kurz Franf, den wir als Führer bei dieser Darstellung der kabbalistischen Lehre genommen, findet in dem Sezgar etwas von der Hegelschen „Lehre von der absoluten Identität."

(Fortsetzung folgt.)

Einfuhr von Zähnen in England. Die Engländer haben einen neuen Einfuhrgegenstand aufgefunden, nämlich Menschenzähne. Die Wilden Australiens haben ganz herrliche Zähne, die sie sich gegen ein Halstuch, ein Messer, oder sonst einen fast werthlosen Gegenstand austauschen lassen. Ein Kaufmann hat darauf eine Speculation gegründet, und mehrere Kisten mit Zähnen nach London geschickt, die dort bei den Zahnärzten Londons sehr guten Absatz finden. (Comm. 24 Febr.)

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 59. 10. März 1847.

Der Freihandel in Frankreich.

Wie in England die Besprechungen über indirecte oder directe Besteuerung einen bedeutenden Theil der Journalistik in Anspruch nahmen, aber alle parlamentarischen Discussionen darüber vor der wachsenden Noth Irlands und den für England daraus entspringenden Verlegenheiten in Nichts zerflossen, so erging es in Frankreich mit dem Freihandel. Schon im April vorigen Jahrs war darauf präludirt worden, und im September ließ das Journal des Débats seine famosen Freihandelsartikel wie ein Manifest in die Welt ergehen. Die darauf folgende Bewegung war in Frankreich völlig unerhört: die französische Industrie, mit Schutz- und Prohibitivzöllen groß gezogen, hatte bisher einen Angriff von dieser Seite, welche man als die Seite der Regierung betrachten konnte, gar nicht erwartet, sondern nur um ihr Geschäft und dessen Wechselfälle sich kümmernd ruhig dahin gelebt. Da schlugen die Artikel des Journal des Débats wie eine Bombe ein: überall bildeten sich Associationen und Contreassociationen, hier zur Vertheidigung des „Libre échange," wie man den freien Handel taufte, dort zur Vertheidigung der Nationalarbeit. Die erstern gründeten ein eigenes Journal, die andern bedienten sich des Moniteur Industriel, der eine Zeitlang mit solchen „Manifestationen für die Nationalarbeit" völlig angefüllt war. Es gehört eine eisernere Geduld dazu, als wir besitzen, alle diese Manifestationen für und wider durchzulesen, denn meistens sind sie ewig nur Variationen über dasselbe Thema, indeß sticht doch einzelnes darunter hervor, so namentlich eine besondere in Quart gedruckte und reichlich vertheilte Broschüre der „Association pour la défense du travail national" unter dem Titel: „Untersuchung über die Theorien des freien Handels und die Resultate des Schutzsystems." Man muß die Augen gewaltsam verschließen, wenn man nicht erkennen will, daß in dem jetzigen Zustand der Staaten der Freihandel eine baare Chimäre ist, völlig unausführbar, wenn man nicht den ganzen ökonomischen Zustand eines Landes zerrütten will. Mag man immer den freien Handel als das endliche Ziel aller Bestrebungen vor Augen halten, dagegen ist nichts einzuwenden, denn man muß die Freiheit des Verkehrs als Grundsatz und die Beschränkung, aus was immer für einem Grunde, als die Ausnahme anerkennen. Der Streit des Innern mit den Seeplätzen, der in Deutschland eine so wichtige Rolle spielt und die Lebensfrage für den Zollverein geworden ist, tritt auch in Frankreich hervor, aber auf eine fast possierliche Weise. Wenn man in England die Frage erhebt, ob die Navigationsgesetze für die Nationalwohlfahrt und Nationalsicherheit nothwendig seyen, so begreift man, daß hier ein Streit bestehen kann, denn der unermeßliche Handel, den England bereits besitzt, und dessen Vermehrung durch seine klug berechneten Maaßregeln über den Korn- und Zuckerhandel in naher Aussicht steht, kann möglicher Weise die Handelsmarine nicht bloß auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt erhalten, sondern selbst noch erhöhen, obgleich die Aufhebung der Navigationsgesetze bei manchen sehr unterrichteten Leuten, — nicht bloß Tories, — ein höchst bedenkliches Aber hervorruft. In Frankreich aber herrscht kein Zweifel: hebt man die Gesetze auf, welche die französische Marine jetzt vorzugsweise begünstigen, so sinkt die Handelsmarine, die schon seit Jahren im Sinken ist, auf ein unbedeutendes Minimum herab, denn sie kann weder mit der englischen und nordamerikanischen, noch mit der deutschen und holländischen Schifffahrt concurriren. Freilich sind die Häfen für möglichst freien Austausch, und somit haben sich mehrere derselben für den freien Handel erklärt, andere aber, bei denen das Rhedererinteresse vorwiegt, haben ihre Erklärung der Art abgegeben, daß dennoch die Schifffahrt wenigstens geschützt werden müsse, schon um des Staats und seiner Sicherheit willen. So sind die Vertheidiger des „Libre échange," um die Häfen für sich zu gewinnen, auf den klüglichen Ausweg verfallen, statt der bisherigen Differentialzölle für die Schifffahrt von „droits compensateurs" zu sprechen, aber die Vertheidiger der „Nationalarbeit" haben rundweg und mit gutem Fuge erklärt: so wie der Schutz für die Manufacturen und Fabriken aufhört, so muß auch der für die Schifffahrt aufhören, denn man kann einer alles Schutzes beraubten Industrie nicht noch die Kosten eines kostspieligen Transports aufbürden.

Man hätte erwarten sollen, daß diese Verhältnisse den wichtigsten Theil der Verhandlungen der Deputirtenkammer einnehmen, und endlich über den so wenig bekannten innern Zustand Frankreichs genügende Aufschlüsse durch die Debatten gegeben würden. Nichts von allem geschah, eine unbedeutende Plänkelei ausgenommen, die wie es scheint nur ehrenhalber begonnen wurde, damit doch, was in den Journalen so großen Lärm gemacht, in der Kammer mindestens auch zur Sprache käme. Es scheint, daß die Geldverhältnisse Frankreichs, die in financieller, wie in nationalökonomischer Hinsicht sich immer trüber gestalten, eine Art Scheu hervorgerufen haben, sich mit diesen Gegenständen zu befassen, und die Kammerverhandlungen sind deßhalb unerquicklicher wie je. Wie lange kann dieß Schweigen währen? Ein Budget, das seit sechs Jahren 450 bis 500 Mill. Deficit gibt, und eine noch größere Masse schwebender Schuld zeigt, eine Hypothekarschuld des Grund und Bo-

Digitized by Google

dens von wenigstens 12 Milliarden, von der ein guter Theil bei der Erschütterung des Credits in Gefahr geräth, das sind Verhältnisse, die nicht lange mehr ein völliges Schweigen von der einen und ein halbes von der andern Seite dulden, sondern die in kurzem genau erwogen seyn wollen. Dann müssen die nationalökonomischen und auch die Handelsfragen, welche letztere man seit geraumer Zeit lieber durch Ordonnanzen entscheiden läßt, als daß man sie zur offenen Discussion brächte, entschiedener als bisher zur Sprache kommen, und man wird endlich in den Stand gesetzt werden, Frankreich · nicht seine äußere Politik, sondern seine innere — aus den Debatten der Deputirtenkammer zu beurtheilen.

Spaziergang von Jerusalem nach dem Jordan und todten Meere.

(Fortsetzung.)

Sollte ein Leser hier vom Schlummer beschlichen werden, und nach dem Aufwachen einige Zeilen weiter unten das Lesen wieder fortsetzen, so geschieht ihm, wie mir geschah, und ich habe dabei das Glück, daß er eine Lücke in meiner Darstellung oder doch in meiner Anschauung nicht bemerkt. Der Rostbraten war auch bald verschlungen, denn die Beduinen sind gleich stark im Fasten und Essen, wie die Noth nimmt und die Gelegenheit gibt. Eben so wurde ein zweiter Bock geschlachtet und aufgezehrt. Ich kostete das gerösteté Fleisch; es war leicht zu essen, hatte jedoch einen etwas widerlich brenzlichen Geschmack. Die Araber in ihrer Toga und ihrem Turban, mit dem herabwallenden Barte um das flackernde Feuer stehend oder hockend, indeß die Hände darüber schwebten, hatten, zumal wenn die Flammen ihren Schein auf die bräunlichen, pathetischen Gesichter warfen, etwas Malerisches, und ich darf wohl hinzufügen, etwas Antikes. Man dürfte mit bestem Grunde auch der Urne von Jahrtausenden das gleiche Bild herauspolen. Die Beduinen sind ohne Widerrede die lebendigsten Herrn Oberconservatoren einer Reihe von Antiquitäten im Völkersaale Nro. 1. Obschon der Tumel lange währte, indem sich die Araber erst spät zur Ruhe begaben, fand ich im warmen Bette, auch nach der Unterbrechung, wieder ohne Mühe den Schlaf.

7 Januar. Vor Tagesanbruch schon loderte das Feuer, um welches die Araber sich schaarten, um sich zu wärmen. Unsere Mohammedaner waren im Befolgen der religiösen Vorschriften eben nicht die pünktlichsten, nie sah ich sie eines der Gebete verrichten; beinahe allenthalben leben die Naturſöhne einfach. In der Natur ist Einfachheit, in der Einfachheit Wahrheit, in der Wahrheit Licht, und im Lichte erglänzt die Gottheit. Der deutsche Trupp griff recht bei Zeiten nach dem Frühstücke, auf daß er jeden Augenblick zum Aufbruche bereit seyn; allein Herr Roland kam offenbar nicht gen Jericho, den alten Menschen abzulegen. Mittlerweile benutzten wir die Muße, um die Umgegend, insbesondere das Dörfchen, näher zu besichtigen; es besteht aus einem Vereine niedriger, braun-schwärzlicher, höchst erbärmlicher Häuser auf der Westseite, etwa 14 an der Zahl; nordöstlich war etwa ein halbes Duzend Zelte von Ziegenhaaren aufgeschlagen.

Einige Ruinen zwischen jenen Häusern, den Zelten und dem Thurme sind auch bewohnt, die meisten aber leer; ich konnte nichts Alterthümliches herausbringen. Südöstlich 70 Schritte vom Dorfe erhebt sich der Thurm, dessen Bau ebenfalls nicht von den Alten der vorchristlichen Zeit aufgeführt wurde. Man genießt billig auf ihm die ausgebreitetere Aussicht, als es unten möglich wäre, um denselben sind keine Spuren von Wällen und Gräben sichtbar. Die Leute von Jericho sind ein häßlicher, magerer Schlag, vielleicht leiden sie Hunger. Bei einer Hausthüre war ein Weib beschäftigt, Malvenblätter, die ohne Zweifel zur Nahrung dienen, auseinander zu lesen. Die Frauen von Jericho sind, nach den Berichten der Reisenden, für den Fremden zugänglich, ohne daß der Mann Einsprache erhebt. Dieß gemahnt wohl an die Buhldirne Raab, deren Haud den alten Pilgrimen regelmäßig gezeigt ward, man wies ihnen aber auch noch jenen Baum, auf welchen der kleine Zachäus stieg; wenigstens wächst heute noch ein Baum, welchen die Araber Zakkun heißen, und von welchem man ein Oel, nach den Christen des Zachäusöl, bereitet; ich gab mir nicht wenig Mühe, um den Zakkunbaum zu sehen, es war alles umsonst; der Baum soll in einiger Entfernung von Jericho gedeihen. Die Fruchtbarkeit der Ebene von Jericho mit dem trefflichen Humus muß, so groß sie unstreitig in frühern Zeiten gewesen ist, immer mehr abnehmen, weil die Saat vor den herumziehenden Arabern nicht sicher bleibt. Wer will säen, um wenig oder nichts zu ernten? Jericho hat jetzt keine militärische Besatzung, und da gilt das Recht des Stärkern. Will Jemand auf die türkische Regierung eine Lobrede halten, so beliebe er den Text im Gesilde Jerichos, im ganzen Ghor zu wählen; darf man von Jericho schreiben, ohne der dortigen Rose zu gedenken? Trotz meiner Aufmerksamkeit konnte ich sie nicht entdecken, und von meinen Reisegefährten kenne ich keinen, der sie gefunden hätte. Nicht glücklicher waren andere Reisende. [1]

Schon war ein Theil des köstlichen Tages verstrichen, als der Zug sich in Bewegung setzte gegen Ost oder den Jordan. Die Ebene, die wir durchwandelten, war einförmig; Bäume wachsen zwar auf ihr nicht selten, doch sind sie nicht groß und schattenreich. Nach einer halben Stunde überschritten wir den trockenen Wadi el-Kelt, den wir von Jericho an südlich neben uns hatten. Im Südost sah man Kaser-Hagla (Beth Hagla) [2]. Die Gegend wurde nach und nach öder; auf dem Boden lasen wir ziemlich reinen Salpeter auf, der wie Schnee aussah. Herr Roland, ein wirklich unterrichteter Mann, sprach mit Einsicht von der Beschaffenheit des Bodens, verglich diesen dem Nilthal, indem z. B. beide Länder nur vermittelst Bewässerung ihre Fruchtbarkeit erlangen, und den Salpeter erklärte er als Ueberbleibsel vom einstigen Aufenthalte der Menschen und Thiere. Wir trafen das Salz zuerst eine Stunde östlich von Jericho, nämlich zwischen dem zweiten und letzten Drittel des Weges von dort nach dem Jordan. Niemand, der einen schärfern Blick auf das Land wirft, kann zweifeln, daß hier viele Wohnungen ehedem gestanden haben, und Hügel von sonderbarer Gestalt, die weiter unten erscheinen, dürften Trümmerschutt seyn. Oestlich (vielleicht wenig Nord) zeigte man Kaser el-Jehud (St. Johanneskloster), dem wir übrigens uns nicht näherten. Wo der Salpeter vorliegt, beginnt eine mehr hügelichte Gegend, die in 20 Minuten in einem tiefen Abfall endet. Hier erblickt man nördlich, von Ansehen wie ein langer Erdenwall, den Wadi ed-Deir (Klosterthal). Unter diesem Abfalle ist die Erde entschieden röther und magerer, die Vegetation wechselt, die Bäume aber anderer Art, darunter auch die schöne Tamarisk, fangen

[1] J. B. Thompson (Reisebeschreibung §. 82. In E. J. Baumgartens Sammlung von Erläuterungsschriften . . . zur allg. Weltkistorie. Halle 1747. 4. Thl.), der Graf d'Allonville (Journal d'un voyage en Orient. Paris 1844. T. 2, p. 17.).

[2] Ich höre nicht Haschla aussprechen.

Digitized by Google

wieder an, dem Pflanzenreiche vorzustehen. Wir bemerkten schon eine Zeit lang eine von Nord gen Süd sich ziehende Baumlinie, die man als Einfaumung des Jordans nicht verkennen konnte. Plötzlich standen wir, trotz dem einigermaßen überrascht, am muntern Wasser, nach einem fleißigen Marsche von 1 Stunde 38 Minuten. Ach, wie kurz, wie leicht, wie lustig war der Spaziergang von Jericho nach dem Flusse, und beim Anblicke des Jordans kreuzten sich wunderlich die Gedanken und Gefühle. Der Eindruck entspringt aus einer doppelten Quelle: man wird erstlich in großer Entfernung, zumal gegen Mittag, kein fließendes Wasser von diesem Reichthume antreffen, und dann üben die geschichtlichen Erinnerungen so verschiedener Art eine wunderſame Gewalt aus. Von dem Punkte, wo wir auf den Jordan fließen, rückten wir fünf Minuten gegen Mitternacht an die Stelle, wo Johannes den Heiland getauft haben soll. Es ist behauptet worden, daß die Lateiner und Griechen die Taufe an verschiedene Stellen verlegen. Der russische Pilger wenigstens, welcher sich unserer Gesellschaft anschloß, verrichtete seine Andacht unbedenklich am Jordan, und nach meinen genauen Erkundigungen antwortete man auf die Frage, ob die Christen an verschiedenen Stellen die Taufe verehren, mit einem unzweideutigen Nein.

Das Wasser des Jordans war röthlich trübe, reißend schnellen Laufes und schien nicht tief; die Breite ist unbeträchtlich und übertrifft nicht 90'. Ich warf einen Stein and andere Ufer ins Gefilde Moab, und Gebüsche warfen Steine über die jenseits stehenden, hohen Weidenbäume hinüber; freilich variirt die Breite ein wenig. Ich war sehr aufmerksam darauf nachzusehen, ob nicht Spuren vorhanden seyen, daß der Fluß über die Ufer trete; ich konnte mich davon nicht überzeugen, und ein Araber, den ich fragte, gab auch nichts dergleichen an, zeigte übrigens mit der Hand die Stelle, wohin er am höchsten steige, und die gleich unter dem Rande des Ufers war. Der reiche Regen, der am Ende des Christmonats 1845 fiel, und den Hochbrunnen bei Jerusalem zum Ueberlaufen brachte, hinterließ auch hier Merkmale von nenlich hohem Wasserstande; das Ufer war sehr lettig, der Zugang etwas schwierig, und nach dem Augenscheine und Maaße erreichte der Fluß in dieser Zeit einen um 5½' höhern Stand, und jene vom Araber bezeichnete Stelle liegt noch einige Fuß höher. Somit würde der Unterschied von dem jetzigen Wasserstande und dem höchsten mehr nicht als 7 bis 8' betragen. Ich glaube inzwischen nicht, daß der Fluß die jetzige enge Ufergränze immer als gesetzlich anerkannte, sondern ich bin vielmehr der Meinung, daß der 18 Minuten westlich entfernte letzte Abfall der Ebene einst als Ufer diente, sey es bloß zur Zeit einer Ueberschwemmung oder auch selbst beim mittlern Wasserstande des Jordans und todten Meeres.

(Fortsetzung folgt.)

Die jüdischen Secten in Rußland.

Dritter Artikel.

3. Die Kabbalisten.

(Fortsetzung.)

Die kabbalistische Lehre, so weit sie in diesen beiden Altesten auf uns gekommenen Schriften enthalten ist, läuft nach demselben Verfasser auf folgende Grundzüge hinaus: 1) Indem sie alle Thatsachen und Worte der heil. Schrift für Symbole erklärt, lehrt sie den Menschen Vertrauen auf sich selbst zu haben, sein Urtheil an die Stelle der Autoritätsglaubens zu setzen, und sie gibt im Schooße der Religion selbst, unter ihrem Schutze, der Philosophie das Daseyn. 2) Den Glauben an einen weltverschiedenen, von seiner Schöpfung getrennten Gott ersetzt sie durch die Idee der allgemeinen Substanz, eine wahrhaft unendliche, ewig thätige, ewig denkende, ewig bestehende Ursache des All's, welche aber vom All nicht unterschieden wird, und für welche Schaffen nichts anderes ist, als Denken, Seyn und sich aus sich selbst Entwickeln. 3) Statt der rein materiellen, von Gott verschiedenen Welt, die aus dem Nichts hervorgegangen und bestimmt ist, einst auch wieder ins Nichts zurückzutreten, erkannte sie das Daseyn zahlloser Formen an, unter denen sich die Substanz nach den unveränderlichen Gesetzen der Gedanken entwickelt und enthüllt; diese Formen aber bestanden, ehe sie in etwas Greifbarem ins Leben traten, bereits zu gleicher Zeit mit dem oberſten Verbande, daher zwei Welten, die höhere oder die Welt des Verstandes und die niedere oder materielle Welt. 4) Unter allen diesen Formen ist der Mensch die höchste, vollkommenſte, und die einzige, unter der es erlaubt ist, Gott darzustellen; der Mensch dient als Uebergang und Verbindungsglied zwischen Gott und dem Universum und spiegelt sie beide ab in seiner Doppelnatur; wie alles, was beschränkt ist, findet er sich anfangs eingeschlossen in der reinern Substanz, mit welcher er sich wieder vereinigen muß, wenn er durch die darauf folgenden Entwicklungen dazu vorbereitet ist; aber die reine allgemeine Form des Menschen muß man unterscheiden von den besondern Menschen, welche nur mehr oder minder schwache Abbilder desselben sind; die erste Form heißt in der Kabbala der himmlische Mensch, der unzertrennlich von der göttlichen Substanz und deren erste Entfaltung oder Erscheinung ist.

Viele von diesen Ansichten dienen als Grundlage für religiöse und philosophische Systeme, die man als mit der Bildung der Kabbala gleichzeitig betrachten kann; andere waren schon in viel frühern Zeiten bekannt, und es wäre deßhalb wichtig und merkwürdig zu wissen, in welchem Grade diese einheimische Philosophie der Juden ein ursprüngliches Erzeugniß und in welchem Maaße und woher sie entlehnt ist? Wir können die von Franz angestellten Forschungen über diese Frage nicht verfolgen, und müssen uns deßhalb auf die Mittheilung der nachten Resultate beschränken. Diese sind folgende: 1) die Kabbala ist keine Nachahmung der platonischen Philosophie, denn Plato war in Palästina, wo die Kabbalistik entstand, nicht bekannt, und zudem sind beide Lehren, trotz vieler Aehnlichen, auf den ersten Anblick sehr treffenden Züge doch in den wichtigsten Punkten unter einander gänzlich verschieden. 2) Sie ist auch keine Nachahmung der alexandrinischen Schule, weil sie ältet ist, und weil die Juden in Bezug auf die griechische Civilisation stets eine tiefe Abneigung und eine vollständige Unwissenheit zeigten, während sie die Kabbala zugleich zum Rang einer göttlichen Offenbarung erheben. 3) Man kann die Kabbala auch nicht als ein Erzeugniß Philos betrachten, obgleich in der Lehre dieses Theosophen sich eine bedeutende Anzahl kabbalistischer Ideen zeigt, denn Philo kannte diese Ideen seinen in Palästina gebliebenen Landsleuten nicht mittheilen, ohne sie zugleich in die Geheimnisse der griechischen Philosophie einzuweihen; auch war er nach der Eigenthümlichkeit seines Geistes nicht dazu geschaffen eine neue Lehre zu gründen; in den jüdischen Schriften findet man nicht die geringste Spur seines Einflusses, und endlich sind Philo's Werke wahrscheinlich neuer als die Grundsätze der Kabbalisten. 4) Die Kabbala konnte auch nicht dem Christenthum entlehnt seyn, denn alle Grundlagen, auf welche sie sich stützt, bestanden vor der Ankunft des Heilandes. 5) Die auffallende Aehnlichkeit zwischen der kabbalistischen Lehre und den Ansichten vieler persischen Secten, die seitsamen und zahlreichen Beziehungen derselben zu dem Zendavesta, die Spuren, welche die Religion Zoroasters in allen Theilen des Judenthums zurückgelassen hat, und die zahlreichen äußern Verbindungen, in welchen seit der babylonischen Gefangenschaft die Juden mit ihren ehemaligen Beherrschern standen, alles dieß führt auf die Ansicht, daß die Materialien zur Kabbala aus der Theologie der alten Perser geschöpft waren. Aber dieß Entlehnen hebt die Originalität der Kabbala nicht auf, denn der Dualismus in der Gottheit und in der Natur ist aufgehoben durch die unbedingte Einheit der Ursache und Substanz; statt die Bildung der Wesen durch die willkürliche Thätigkeit zweier feindlichen Kräfte zu erklären, stellt sie solche als verschiedene Formen dar, als die auf einander folgenden, von

Digitized by Google

der Vorsehung zum voraus aufgestellten Enthüllungen des unendlichen Verstandes, und endlich nehmen in der Kabbala Ideen die Stelle der Personifikationen ein, und auf die Mythologie folgt die Metaphysik. Das ist übrigens das allgemeine Gesetz des menschlichen Geistes: allenthalben Mangel unbedingter Originalität, und zugleich auch Fernhaltung knechtischer Nachahmung eines Zeitalters und eines Volks in Bezug auf das andere.

In allem, was bisher über die alte Kabbala gesagt wurde, sind wir fast ausschließlich Frank gefolgt, da wir seine Forschungen für die gründlichsten und den jetzigen Anforderungen der Wissenschaft am meisten entsprechend halten. Dabei aber darf man nicht vergessen, daß Frank in der Untersuchung der erwähnten Denkmäler der Kabbala nur das Wesentliche ausgiebt, nur den Kern nimmt und die Schale wegwirft. „Die jahrelangen Bruchstücke, sagt Frank selbst, aus denen das Sepher Jezira und der Sogar bestehen, Bruchstücke, die ohne Erklärung und Auswahl verschiedenen Jahrhunderten entnommen sind, stellen sich bei weitem nicht alle in einem und demselben Charakter dar. Die einen bekunden nur das mythologische System des Orients aus, sie erklären mit der luxuriösesten Genauigkeit die Obliegenheiten der verschiedenen Engel und Dämonen, und beziehen sich deshalb nur auf den Kreis der Ideen, welche schon lange dem Volk angehörten, so daß sie nicht zu der Lehre gerechnet werden können, die man schon von ihrer Wiege an als ein furchtbares unverbrüchliches Geheimniß betrachtete. Andere, augenscheinlich die spätesten, zeigen eine so sklavische Sinnestart, einen so engherzigen Pharisäismus, daß sie mehr den talmudistischen Ueberlieferungen gleichen, die nur aus Unwissenheit unter die Ansichten der Secte gemischt wurden, deren Name schon einen knechtischen Schrecken einflößte. Die dritte Art von Bruchstücken und zwar die zahlreichsten geben in ihrer Allgemeinheit einen richtigen Begriff von den eigentlichen Ansichten der Kabbalisten, und sind die Quelle, aus der, freilich mehr oder weniger mit der Färbung der Philosophie ihrer Zeit, alle diejenigen schöpften, welche in neuerer Zeit sich als ihre Schüler und Fortsetzer kund gaben." Indeß die Schale, in welche der Kern eingehüllt war, diese Auswüchse und Inculturungen der kabbalistischen Lehre, welche Frank in seinen Forschungen gänzlich verwirft, als ein Spiel mit Ziffern und Buchstaben, als Dämonologie u. dgl. standen seit der Entstehung der Lehre in großem Ansehen. In menschlichen Dingen ansicht sich das Kleinliche stets mit dem Großartigen, und der hat eine falsche Ansicht von der Natur des Menschengeistes und dem Charakter des Alterthums, der behaupten wollte, daß die Wahrheit ohne Schleier ans Licht trete. Bei den Kabbalisten wie bei den Adepten jeder Geheimlehre mußten verschiedene Stufen der Einweihung bestehen, mußten Meister und Diener sich finden. Für die ersten war der Kern, für die zweiten die Schale. So bildete aber durchaus die äußere Hülle der Lehre einen unerläßlichen Theil ihres Bestandes, sie kann, sie darf nicht ganz davon getrennt werden, und war auch in der Wirklichkeit nie davon getrennt; sie ist folglich kein späterer Auswuchs, und entstand, bildete und entwickelte sich zugleich mit dem Wesen der Lehre. Im Laufe der Zeit fiel das Wesen nach und nach in Vergessenheit, und verhüllte sich in die grobe Decke der Mittel und Symbole, welche ihr nur als Kleid dienen sollten. So trat endlich für viele die Hülle gänzlich an die Stelle des Wesens, und die kabbalistische Lehre bestand nur noch in den zahllosen Verbindungen von Zahlen und Buchstaben, in dem willkürlichen Spiel mit Ziffern, mit Einem Worte: in den mehr oder minder felsinnigen Auffassungen, vermittelst deren die eigentliche Kabbala sich den Weg zu denjenigen Gemüthern bahnte, die gar keiner Autorität als der der Bibel sich unterwerfen wollten.

Diese Auswüchse der Kabbala entstanden jedoch vorzugsweise in Europa und zwar in spätern Zeiten. Nach dem, was der Talmud über die alten Kabbalisten mittheilt, wissen wir nichts über das Schicksal dieser Lehre unter den Juden bis zum zehnten Jahrhundert. In diesem Zwischenraum trat die Massora auf, oder die Bestimmung der Lesart der Bibel durch die Einführung von Vocalen und andern orthographischen Zeichen, welche bisher nicht in allgemeinem Gebrauch waren, und man kann jedenfalls annehmen, daß diese nicht ohne Einfluß auf der Kabbala blieben, oder umgekehrt, daß die Kabbala Einfluß auf deren Entstehung hatte. [1] In demselben Zeitraum sing man vermuthlich auch an die ältesten Denkmäler der kabbalistischen Lehre, welche sich bisher nur durch mündliche Ueberlieferung erhalten hatte, nieder zu schreiben, und vom zehnten Jahrhundert an läuft eine lange, übrigens nicht sehr bekannte Reihe von Kabbalisten, die mit dem berühmten Schriftsteller Saadia Gaon [2] beginnt und mit dem nicht minder berühmten Moscho Ben Nachman dem Rabbiner, Arzt und Philosophen, endigt, der eine ungewöhnliche Richtung nicht nur bei seinen Glaubensgenossen, sondern auch bei den Christen genoß, und in der Mitte des 13ten Jahrhunderts blühte. In derselben Zeit machte Moses von Lyon den Sogar in Europa bekannt, was zu seiner weitern Verbreitung auch im Orient beitrug. Hier, in dem türkischen Gebiet, tengen dann namentlich die Werke R. Meira Ben Gabai's bei, eines Zeitgenossen des bekannten rabbinistischen Schriftstellers Joseph Kare, der zugleich auch ein eifriger Kabbalist war. R. Salomo al Kabez gründete um dieselbe Zeit zu Sephat einen Lehrstuhl für die Kabbala, und sein Schüler Mosche Kordavro (1508—1570) drarbeitete mit einem andern noch bekannteren Kabbalisten, R. Isaak Luria [3] diese Lehre, und brachte sie so sehr in Gang, wie dieß nie der Fall gewesen war. Man kann diese beiden Schriftsteller als die Väter der neuen Kabbala ansehen, obgleich sie solche in ganz verschiedenem Geiste behandelten und zwei verschiedene Schulen gründeten. Indeß drangen beide nicht sehr in die Tiefe des Systems ein, für dessen Wiederherstellen sie sich ausgaben; aber der erste hielt sich in seiner Erklärung der ursprünglichen Schriften der Kabbala gewöhnlich nahe an ihren eigentlichen Gedanken, an ihrer wirkliche Bedeutung, während der zweite sich davon fast bei jedem Schritte entfernt, um den kaunhaften Träumen seiner Einbildungskraft freien Lauf zu lassen. Nichts destoweniger genießt der letztere bei den neuern Kabbalisten einen größern Ansehens als der erstere, denn sie halten für die wahre Kabbala nur das was dem gesunden Menschenverstand unbegreiflich ist. Korbutro schrieb viele Bücher, von denen einige gedruckt sind, andere noch handschriftlich umlaufen. Das bedeutendste heißt Pardes Rimonim, der Granatgarten; Luria hinterließ ebenfalls eine bedeutende Anzahl einzelner Tractate, welche nicht früher als im jetzigen Jahrhundert im Druck erschienen. Seinen Ruhm und die Ausbreitung seiner Ideen dankt dieser letztere hauptsächlich den Arbeiten seines Schülers R. Chajim Vitalis, der die Grundlage seiner Lehre in einem Buch Es-Chajim, der Lebensbaum, systematisch darlegte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise nach Tuggurt. Die französischen Kaufleute scheinen allmählich mehr die Wichtigkeit der Verbindungen mit dem Innern zu erkennen und auch etwas dafür wagen zu wollen. Das Commerce vom 1 März erzählt nach dem Courrier de Marseille, daß einer der ersten Kaufleute von Constantine, ein Hr. Garein, sich im December nach Tuggurt begeben und im Februar zurückgekehrt sey mit den besten Hoffnungen für einen bedeutenden Absatz französischer Waaren, namentlich auch Baumwollenwaaren.

[1] Das hebräische Alphabet hat bekanntlich keine Vocale, sondern nur drei Buchstaben, die als besonderer Träger von Vocalen dienen. Die Erfindung der Vocale, wie sie jetzt im Hebräischen, Syrischen und Chaldäischen bestehen, fällt jedenfalls in eine Zeit, wo man die wahre Aussprache des alten Textes auf gelehrte Weise festzustellen suchte, also sicher nach Christus. Bei der Wichtigkeit, welche die Kabbalisten den Buchstaben des hebräischen Alphabets beilegten, wird man obige Bemerkung sehr gerechtfertigt finden.
A. d. U.

[2] Seine Schriften sind indeß nicht erhalten und nur durch Citationen bekannt.

[3] Diesen Luria bieten einige für den Vorläufer des Messias, andere für den Messias selbst. Luria selbst behauptete von sich, daß in ihm die Seele R. Simon Ben Jochais übergegangen sey, und eben so die Seelen von sechs Schülern Simons in sechs seiner Schüler. Diese Schüler hätten mit ihm die sieben „göttliche Hirten," von denen der Prophet Sacharja spricht. Mit den Geistern unterredete sich dieser Luria, nach den Zeugnissen seines Schülers Vitalis, so frei, wie mit den Menschen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widrnmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 60. 11. März 1847.

Die Alterthümer Algiers.

(Nach Charles Texier. Revue archéologique. Febr. 1847.)

In einer der letzten Sitzungen der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften las Hr. Texier, Generalinspector der bürgerlichen Bauten in Algier und in dieser Eigenschaft auch mit der Erhaltung der historischen Ueberreste beauftragt, einen Theil seines letzten Berichts an den Kriegsminister vor, worin der Zustand dieser Denkmale in mehrern Theilen des französischen Afrika auseinander gesetzt ist. Im verflossenen Monat August hat Hr. Texier die meisten dieser Orte besucht, indem er sich an den Contreadmiral Rigodit anschloß, der sämmtliche westliche Häfen zu inspiciren hatte. Durch Circulare des Generalgouverneurs waren die Militärbefehlshaber, und namentlich der General Charon, der Geniecommandant, von der officiellen Mission des Hrn. Texier benachrichtigt worden, und er fand deßhalb überall die bereitwilligste Gesinnung, um zu der Erhaltung der Denkmäler mitzuwirken. Das Geniecorps hat bedeutend zur Bildung einer Sammlung alter Inschriften beigetragen, aber diese Sammlung kann nur dadurch anwachsen, daß die Verwaltung die Mittel liefert, die Steine mit Inschriften nach dem nächsten Museum zu schaffen. Viele Steine mit alten Inschriften liegen noch am Rande der Straßen, jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, als Baumaterial zerschlagen oder sonst verwendet zu werden. So geschah es mit manchen interessanten Gegenständen zu Philippeville, Scherschel und Ghelma. Die Nothwendigkeit, rasch die mancherlei Gebäude an den wichtigsten Mittelpunkten der Bevölkerung aufzuführen, muß manches entschuldigen, „indeß, wenn man auch," sagt Texier, „die Zerstörung einiger Denkmäler bedauern muß, so gibt es eine Menge anderer, die von dem Schutt gefährdet und nur so weit hergestellt, daß der gänzliche Verfall verhütet wird, noch eine Zierde Algiers seyn und von europäischen Reisenden aufgesucht werden würden. Es ist dringend nöthig, daß die Verwaltung sie unter ihre Obhut nehme."

Die Instructionen des Kriegsministers verbieten im Allgemeinen die Zerstörung alter Denkmäler, um aber genaue Maaßregeln vorzuschreiben, „wäre es nöthig, daß die Verwaltung von den bei den Nachgrabungen und Straßenarbeiten gemachten Entdeckungen benachrichtigt würde, daß sie sogleich einen Zeichner an die Stelle schickte, um die entdeckten Denkmäler abzuzeichnen, so daß man die Entscheidung geben könnte, ob ihre Erhaltung der Mühe verlohnt. So wäre jedenfalls, wenn auch die Denkmäler zerstört würden, ihre Beschreibung für die Wissenschaft erhalten, und jedes Jahr könnte über die Beschreibung derselben eine Statistik ausgefertigt werden."

Hr. Texier gibt selbst eine Probe hievon in den nachfolgenden Auszügen. In diesen Auszügen, welche wir nach und nach mittheilen werden, vertheilen wir die Nachweisungen topographisch unter dem Namen der Städte oder Hauptorte, zu denen sie gehören.

1. Dschebel Schennan.

Das bis jetzt unbestimmte, unter dem Namen das Grab der Christin (Kber Rumiah) bekannte, das die Hügelkette überschaut, welche der Lauf des Mazafran bespült, ist eines der merkwürdigsten Algiers. Schon Pomponius Mela gedenkt seiner und sagt, daß es zwischen Icosium und Cesarea (Scherschell) stehe; diesem Geographen zu Folge wäre es das Familiengrabmal der Könige von Numidien und Mauretanien. Dieß merkwürdige Denkmal erinnert an dasjenige, welches Pressenel acht oder zehn Lieues nordwestlich von Lamba zu Medraschan oder Medresen fand, und das gleichfalls aus einer Pyramide besteht, die auf einer cylindrischen Grundlage ruht; die Höhe beträgt ebenfalls 90 Metres. Marmol hat, wie wohl ohne Grund, behauptet, das Kber Rumia sey das Grab des berühmten Caca, der Tochter des Grafen Julian, welcher bekanntlich die Araber unter Tarik nach Spanien geführt haben soll. Man behauptet, es sey vor langer Zeit eine lateinische Inschrift, welche den Namen der Cleopatra trug, in der Nähe des Monuments entdeckt worden. Wenn dieß wahr ist, so war das Denkmal vielleicht das Grabmal der Cleopatra Selene, der Tochter von M. Antonius und der berühmten Cleopatra, welche von Kaiser August an Juba II vermählt wurde.

Um das Grabmal dem Alterthumsfreunde zugänglicher zu machen, müßte man die rings umher aufgehäufte Erde hinwegschaffen. Es muß, wie die großen asiatischen Grabmäler, aus einer runden Grundmauer bestehen, auf der ein Kegel ruht, dessen größter Theil erhalten ist. Das Innere enthält ohne allen Zweifel eine Grabkammer, und nichts läßt vermuthen, daß die Araber oder Römer je das Innere geöffnet hätten. Fände man auch nichts in dem „Grab der Christin", so wäre doch schon die innere Einrichtung und die Form des Grabes in der Mitte von großem Interesse für die historische Wissenschaft, und könnte der herrschenden Ungewißheit über die ursprüngliche Bestimmung dieses Denkmals ein Ende machen. Diese Arbeiten würden das Grab durchaus nicht beschädigen, vielmehr durch Hinwegräumung der Erde auch das Buschwerk wegschaffen, das in den Ritzen wächst und mehr und mehr das Denkmal zerstört.

Digitized by Google

Spaziergang von Jerusalem nach dem Jordan und todten Meere.

(Fortsetzung.)

Das Wasser des Flusses war süß und angenehm, und zeigte eine Frische von 10° R.; der Lauf des Jordans richtet sich bekanntlich von Nord gen Süd, allein nördlich von der Stelle, wo die Taufe gefeiert wird, biegt er sich, so daß er eine kurze Strecke von Ost gen West läuft, um sich wieder umzubiegen, wo er dann die Richtung Süd 20° West nimmt. Von der letzten Biegung 80 Schritte in dieser Richtung entfernt, localisirt die Sage die Taufhandlung, eine Sage, die indeß schon in ältern Zeiten angefochten wurde, weil die Urkunden für das ostjordanische Land zeugen. Wo der Jordan wieder gegen Süd umbiegt, schießt er am Westufer an, bildet einen Wirbel, unter dem er einen ziemlich glatten Spiegel, zum Ueberschwimmen wohl die leichteste Stelle, hat, und unter diesem glatten Striche prallt das Wasser sprudelnd schräg abwärts gegen das östliche Ufer. Dieses, wie das westliche, ist mit reiterhohem Schilf, mit Tamarinden und Weiden bewachsen. Ungeachtet unter letztern die Pilger, um Stöcke abzuhauen, viel Verheerungen anrichten, bilden sie immer noch ein Dickicht, weil der Nachwuchs fräftig treibt. Schlingpflanzen hinterlassen wegen ihrer trennen Anhänglichkeit in der Weide spiralförmige Furchen, manchmal so regelmäßig und zierlich, daß man sie der Kunst beimessen möchte.

Unter unsern Leuten war überhaupt die Freude groß; man trank Wasser, man wusch sich, man badete, man aß, spazierte, schnitt Stöcke von dem Weidenbaume, Engländer zeichneten eine Ansicht. Der russische Pilger badete in seinem weißen Sterbehemde; ich badete nicht, weil ich, ohnehin im Schweiße, das Wasser zu kühl fand; auch die Beduinen baden aus gleichem Grunde während des Winters nicht im Jordan. Die Pilger waren schon oft so unvorsichtig, daß sie schweißbedeckt ins Wasser stürzten, woher es denn kam, daß einige selbst noch auf der Rückreise nach Jerusalem die Unvorsichtigkeit oder den ungeitigen Eifer mit dem Tode büßten. Ein erfahrener Pilger des fünfzehnten Jahrhunderts mochte keinem Wallbruder, wenn er auch stark wäre, den Besuch des Jordans anrathen, weil er auf seinen beiden Wallfahrten mehrere umsinken und sterben sah.[1] Wiewohl zu jeder Zeit des Jahres der Pilger nach dem Jordan wallet, so wählte die Masse seit länger als einem Jahrtausend doch eine bestimmte Festzeit. Bis ins fünfzehnte Jahrhundert strömte das Volk am Tage der drei Könige, in den letzten Jahrhunderten hingegen an Ostern nach dem Jordan. Es mochte ein interessantes Schauspiel seyn, wenn sich hier Tausende badeten. Hr. Roland führte, die Sängerschaine mit Harfen und Inschriften voran, sechzehn Sänger an das Ufer des Jordans, ließ sie, mit dem Antlitze gegen den Fluß, in einem Halbkreise niederknien, weihte da die Fahne, und als Wiedertaufe besprengte er die Jünglinge mit Wasser aus dem Jordan mit der Ermahnung, daß sie gute, römische Katholiken seyn sollen. Darauf stimmten sie einen kräftigen Gesang im Angesicht des fließenden Taufwassers und des einst dem Stamme Ruben zugetheilten Landes an, und es klang herrlich unter rauschendem Beifall des Jordans. Schwerlich hat dieser Fluß je einen so harmonischen Gesang gehört.

Mittlerweile rückte der Mittag schon ziemlich nahe heran ohne daß der Unternehmer rechten Ernst zum Aufbruche durchblicken ließ; so wollten wir am Flusse gegen drei Stunden. Die Engländer, welche eine Zeit lang warteten, verloren begreiflich die Geduld und verließen unsere Abtheilung; auch mein Reisegefährte, dessen Gepäck mit dem meinigen, den Mundvorrath ebenfalls dabei, auf ein Lastthier geladen war, bestieg dieses und wollte unüberlegt genug mitreisen, ohne Hrn. Roland, den er um den Anschluß bat, abzuwarten. Ich muß gestehen, daß das saumselige Wesen des Directors, die kleinliche Ordnerei, das abergläubische Eintauchen dieses und jenes Gegenstandes in den Jordan, das Minnehmen bald von Schilf, bald von mehr Weidenstöcken mir zum peinlichsten Ueberdrusse wurden; allein ich gehörte einmal zu seiner Gesellschaft und wollte ausharren. Daß hinter den pilgerfrommen Dingen auch noch die Absicht sich verbarg, die freundlichen Engländer sich vom Halse zu schaffen, kam mir nicht ganz unwahrscheinlich vor. Bald nachher, als unser Reisegefährte aus unserm Gesichtskreise verschwunden war, nöthigte ihn der unverschämte Eseltreiber der andern Gesellschaft zum Absteigen, und nahm das Maulthier sammt allem Gepäcke mit. Dadurch war ich von der Bettung und dem Mundbedarf abgeschnitten, und schwebte zugleich in unangenehmer Besorgniß. Wäre der Reisegefährte aber auch zum Absteigen nicht gezwungen worden, so würde das Ergebniß sich doch gleich geblieben seyn, denn wir erblickten die englische Reisegesellschaft, welche am gleichen Tage über Nebi Musa nach Jerusalem zurückkehrte, nicht mehr, und einmal angeschlossen, würde er ohne Gefahr für Gut und Blut sich nicht haben trennen können, um irgend wo auf unsere Ankunft zu harren. Ich erzähle diesen Vorfall gestissentlich mit einiger Ausführlichkeit, um durch ein Beispiel darzuthun, daß unpraktische Reisende für diese Gegenden nichts taugen, und wie sie sich und andern Verlegenheiten bereiten. Das Reisen im Orient will gelernt seyn; da gibt es tausend Rücksichten und Regeln der Klugheit, die man von der Eigenthümlichkeit des Landes und seiner Bewohner abstrahiren muß, und die man zu Hause wieder mit dem Wanderstab in einen Winkel wirft, weil man sie da nicht braucht. Lebe wohl, Jordan, hieß es, als die Sonne schon beinahe in der Mitte des Halbbogens stand, und wir holten, nachdem die Araber laut aufschreiend aus Fußspuren weiter unten am Jordan nichts Geheures witterten, unsern einsamen Reisegefährten ein. Auf der Ostseite des Jordans lag ein Kerseh und Wadi el-Musa. Der Weg war nicht ganz der beste auf dem in kleine unregelmäßige Drei- und Mehreck gespaltenen Boden, und man mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß in den ersten Tagen nach dem Regen das Durchwandern sehr viel Schwierigkeiten gekostet hätte. Westlich erhoben sich in der Ferne von etwa einer halben Stunde wüste Hügel; erst nach einem Marsche von 73 Minuten ward uns der Anblick des todten Meeres (Bahr el-Mid, Salz-See) gewährt, weil das Ufer hier sehr flach ist, und von dort an hatten wir bis zum See nur eine Strecke von 7 Minuten zurückzulegen, auf welcher hie und da dürres Holz wie ein verirrter Flüchtling dem Auge sich darbot; es scheint vom Wellenschlage nach und nach abgesetzt worden zu seyn. Schwerlich verstricke ich mich in einen Irrthum, wenn ich die Vermuthung ausstelle, daß hier bei hohem Wasserstande und bei hochgehender See das Wasser ein Stadium weiter gegen Norden das Land bespüle; die Vegetation, zwar ziemlich dünn, dringt bis zum gewöhnlichen Wellenschlage vor, mit diesem gleichsam ringend, die Holzstücke, welche am Gestade herumlagen, rühren größtentheils von zerschlagenen Barken her; es hielte auch nicht

[1] Felix. Fabri *L. c.* 2,30.

Digitized by Google

schwer, aus diesen Resten und einigen Weidenstöcken einen kleinen Floß zu zimmern. Treibholz führt aber auch der Jordan herein, und am Ufer des Sees, wo wir durchwanderten, trafen wir einen ziemlich großen, dürren Tamarindenbaum. Es war äußerst schade, daß keine helle Atmosphäre und begünstigte; die Sonne schien zwar schön und der Schweiß quoll vor Wärme, allein Nebelwolken oder eine Art Heerrauch, wie man ihn in Mitteleuropa nicht sieht, hemmte den Ausblick in die Ferne des Sees und auf das jenseitige Gestade.

Das todte Meer, welches die Alten den asphaltischen See hießen, die heutigen Araber bald Lothsee, bald Salzsee nennen, war wegen seiner Abgelegenheit und Eigenthümlichkeit der schicklichste Wasserkessel, um eine Menge Ballast von Aberglauben zu tragen. Gibt man auch zu, daß zu verschiedenen Zeiten des Jahres, selbst in verschiedenen Jahren, neue Phänomene auf- und andere abtreten, es bleibt selbst nach diesem Abzuge ein ansehnliches Netto von Aberglauben. So verkündigte man, daß das Wasser höllisch schwarz sey und einen pestilenzialischen Geruch verbreite, daß es kein Schiff trage, daß es zu keiner Welle sich erhebe, daß keine Pflanze, kein Vogel sich in der Nähe aufhalte. Es gränzt beinahe ans Unglaubliche, wie manche sonst einsichtige Reisende hier auf einmal den Verstand verloren und im Netze der Ueberlieferungen und Vorurtheile sich kaum zu regen vermochten. Der See liegt außerordentlich tief, nämlich nach neuern Messungen 1337′ (engl.) unter dem mittelländischen Meere; das Wasser fand ich klar, und von so lieber, bläulicher Farbe, als das der reizendsten Seen Europa's. Eben sagte ein kieser Südwind schön ausgestrichene kleine Wellen daher; diese werden, nach Versicherung der Araber, beim heftigen Winde weit größer, doch nicht von der Art, daß einer Schifffahrt Gefahr drohte. Das Wasser ist geruchlos, mithin auch ohne den Sumpfgeruch, den man bei manchen Seen wahrnimmt. Es schmeckt anfangs nicht ganz widerlich pikant, ähnlich ein wenig einem Sauerbrunnen, hintennach aber widerlich, ohne aber im Munde ein brennendes Gefühl zu erregen.

Schon seit Pococke fehlt es nicht an Analysen; sie weisen einen reichen Gehalt an schwefelsaurer Talkerde, an salzsaurem Natrum (Kochsalz) und an salzsaurer Kalkerde nach. Um sich mit Basen zu Salzen zu verbinden, spielt die Salzsäure eine Hauptrolle. Nach der einen Analyse übertrifft die salzsaure Kalkerde, nach einer andern die salzsaure Talkerde, nach einer dritten das Kochsalz die übrigen Salze an Menge der Gewichtstheile, so daß das stöchiometrische Verhältniß noch nicht sicher ausgemittelt ist, wenigstens die darüber waltenden Widersprüche noch nicht gehoben sind; die specifische Schwere des Wassers = 1,211. Daher ist die Tragkraft in der That außerordentlich, und übertrifft jene des Meerwassers, zum Beispiel in der Bucht von Smyrna, bei weitem. Diese Eigenschaft des Wassers war auch den alten Schriftstellern nicht unbekannt, und wurde meines Wissens von den wenigsten in Frage gestellt. Keinem Zweifel unterliegt es, daß das Wasser den Leib, ohne daß man mit diesem eine Bewegung macht, trägt. So lag einer von unserer Gesellschaft auf dem Rücken, hielt die Arme vom Körper rechtwinkelig ausgestreckt, und bewegte sich nicht im mindesten; ich konnte im Wasser stehen ohne auf den Grund zu reichen, und ohne mich zu rühren, aber nicht lange, weil der Körper um-, jedoch nicht unterfallen wollte, und ich mußte dann wieder eine Bewegung machen, um die senkrechte Stellung einzunehmen, nicht aber um auf dem Niveau des Wassers mich schwebend zu erhalten; im Gegentheile als ich schon leibestief gegen das Ufer zurückgeschwommen war, hatte ich viele Mühe, mit den Füßen auf den Boden zu gelangen, weil das Wasser zu sehr dahinstrebte, sie emporzuheben. Beim Schwimmen selbst gerathen bei jeder Bewegung die Füße leicht über das Wasser, wodurch der Kopf etwas tiefer sinkt als man wünscht, und das Schwimmen ein zu horizontales, und daher wegen der Schwere des Elementes mühsamer wird; man rückt dergestalt nicht nur schwerer, sondern auch langsamer vorwärts, einer der Reisegefährten, der eine ziemlich bedeutende Strecke hineinschwamm, mußte auch verhältnißmäßig mehr Zeit dazu verwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über Point à Pitre (Guadeloupe.).

(Aus d'Ansaches Briefe nach Contrastamenta. Revue indep. 25 Februar.)

Nach dem furchtbaren Erdbeben, das Point à Pitre zerstörte, erhob sich die neue Stadt schnell an der Stelle der alten. Die Straßen der neuen Stadt sind breit, gerade, aber im allgemeinen schlecht gepflastert. Die untere Steck, der als Laden dient, ist aus Quadersteinen erbaut, der erste und zweite Steck aus Holz, das mit verschiedenen Farben bemalt ist. Dieß bietet einen ziemlich widerlichen Anblick dar. Wahrscheinlich hat man den untern Steck aus Furcht vor künftigen Erschütterungen aus Stein gebaut, und aus derselben klugen Vorsicht rührt die leichte Bauart der obern Theile her. Die rohen Fresken, wenn man dem kunstlosen Anstrich diesen Namen geben kann, stellen wahrscheinlich den Mangel an Harmonie in den Gebäuden vorstecken. — Die Temperatur zu Point à Pitre ist sehr hoch, wird aber durch erfrischende See- und Landwinde gemäßigt. Das umliegende Land bietet einen reizenden Anblick dar, aber die Hitze ist unmäßig, denn sie wird nicht, wie am Seeufer durch frische Winde gemildert. Die reiche kräftige Vegetation trägt allenthalben die Spuren eines vulcanischen Bodens, der häufigen Erdbeben unterworfen ist. Die Blätter gewisser Bergpflanzen haben eine Eisenfarbe, und es ist also zu vermuthen, daß zahlreiche Lavaschichten unten liegen. Als fernere Beweise für diese Ansicht kann man anführen das Zersplittern der Höhenspitzen, die tiefen Einsenkungen in den Bergen, und ich weiß nicht was für eine Schwefelatmosphäre, welche die höhern Gipfel unerschöpflich macht, deren nackte Seiten mit dem Glanz der Ebene den prächtigsten Contrast bilden. — Die Palme erreicht hier eine große Höhe, der Bananenbaum entfaltet seine majestätischen ungeheuren Blätter, der Citronen- und Orangenbaum beugen sich unter der Last ihrer Früchte, die Luft ist angenehm und balsamisch, überall zeigt sich eine bewunderswerthe Fruchtbarkeit. Die Früchte zu Point à Pitre sind allgemein berühmt, sowohl wegen ihrer Größe, als wegen ihres vortrefflichen Geschmacks.

Die jüdischen Secten in Rußland.

Dritter Artikel.

3. Die Kabbalisten.

(Fortsetzung.)

Inzwischen mehrte sich die Zahl der Anhänger der Kabbala auch in Europa. [1] „Die zum Mysticismus und zur symbolischen Knotruckoart sich hinneigenden Gemüther wendeten durch die Schwierigkeiten dieser Lehre

[1] Der erste christliche Gelehrte, der Europa mit dem Namen und dem Daseyn der Kabbala bekannt machte, war der bekannte Raymund Lullus. Seine Bekanntschaft mit dieser Lehre und ihren Ansichten trug wohl nicht wenig zu seinem Werke: Ars magna bei. Es ist bemerkenswerth, daß Lullus schon zwei und ein halb Jahrhundert vor dem Bestand der Schulen Kardava's und Luria's zu derselben Zeit, in welcher einige Kritiker der neuern Zeit die Einführung der Kabbalistischen Lehre verlegen wollten, die Verschiedenheit der alten und neuen Kabbalistiker bemerkt. Nach Lullus getrennt die Kabbala wieder in Vergessenheit unter den Christen, bis Picus von Mirandula und Reuchlin am Ende des 15ten Jahrhunderts auch neue einzige Bücher über diese Wissenschaft verbreiteten, von der außerdem des Arelate schon Agrippa nur der Name bekannt war. Im 16ten und 17ten Jahrhundert erschienen viele Schriften darüber, und in neuester Zeit hat man sich wieder damit mannichfach beschäftigt. Das bedeutendste neuere Werk ist wohl M. Franz de Lacabade ou la philosophie religieuse des Hebreux. Paris 1845.

Digitized by Google

angezogen, welche die höchsten Gegenstände der Philosophie berührten und aus Mangel an passenden Worten nothwendig zu Symbolen, Bildern und Gleichnissen ihre Zuflucht nahm. Die Mehrzahl der damals berühmten und durch Fähigkeit ausgezeichneten Rabbiner warf sich auf die Lehre der Kabbala als das höchste System der Philosophie, welche fast in den Gränzen der alttestamentlichen Offenbarung blieb, und der Einbildungskraft und der geistigen Thätigkeit, welche durch die engen Rahmen des Talmudismus unterdrückt waren und sich nach Freiheit sehnten, einen weiten Spielraum gewährte. Nur in den niedern Classen der Rabbiner, unter Leuten von schwachen Fähigkeit, fand die Kabbala wenig Anhänger und Abetten. Die Folge dieser Verbreitung war das Eindringen vieler ihrer Ansichten in die Schriften der strengsten rabbinistischen Rechtsgläubigkeit. Dabei aber verlor die Kabbala mehr und mehr ihre philosophische Bedeutung und ihren Gehalt; sie warf sich auf die Lösung praktischer Fragen über Alchemie und Nätromantie, und ging in die Magie über. Es ist leicht begreiflich, daß dann bei dieser Richtung und Ausbreitung unter den Juden Leute erscheinen konnten und auch wirklich erschienen, welche sich für Propheten, für Wunderthäter, Geisterseher — an denen ihnen unter den Kabbalisten nie Mangel gewesen war — ausgaben und auch von vielen anerkannt wurden, und wie aus den Kabbalisten, die bis jetzt im Schooße des Rabbinismus nichts mehr als eine philosophische Schule gewesen waren, auf der einen Seite sich eine große besondere Secte bilden, wie die jetzigen Chassidim, auf der andern fast eine neue Religion entsprungen konnte, wie die, welche von Sabbatai Zewi und seinen Fortsetzern gegründet wurde.

Das Wesen der Kabbala wurde wegen der Schwierigkeit solches aufzufassen, nur wenigen mitgetheilt, dagegen zog der symbolische Theil und die praktische Anwendung der realen Kabbala unwillkürlich die Leute von schwachem Kopf und feuriger Einbildungskraft an. In diesem sehr verderbenden Zustande kam endlich die Kabbala auch nach Polen, und bildete sich hier im Laufe der Zeit zum größten Aberglauben und zur wahren Verrücktheit aus. Die Dämonologie mit ihrem praktischen Theile, d. h. den Mitteln, um den Schutz guter und die Gnade oder die Einsternung des Einflusses böser Geister zu erlangen, bildet in gegenwärtiger Zeit von der ganzen kabbalistischen Lehre fast den einzigen Zweig, den die Rabbiner in denjenigen Gegenden Rußlands treiben, wo die rabbinische Rechtgläubigkeit nicht ausschließlich vorherrscht, oder wo die Kabbalisten nicht unter dem Namen Chassidim besonders, exgansirte Gemeinden bilden. Man kann sich vorstellen, welche verderbliche Folgen in den rohen Massen dieser stete Zustand von Schrecken vor Teufelsgewalt erzeugen muß, und welche Mittel dieser Schrecken den schlauen Betrügern und den enthusiastischen Narren an die Hand gibt, um das furchtsame, abergläubische Volk zu täuschen. Unter dem Druck des Kabbalismus leidet in Rußland namentlich die Bevölkerung der südlichen Gouvernements, Wolhynien, Podolien, Kiew, Poltawa, Ehrosen und Jekaterinoslaw.

Von dieser Gegenwart wenden wir uns wieder zur Vergangenheit, und wollen berichten, auf welche Weise die kabbalistische Lehre, welche anderthalb tausend Jahre lang unter dem Schatten des Rabbinismus erwachsen war und sich ausgebreitet hatte, endlich aus dessen Obhut herausetrat, und zwei von ihr unabhängige, zum Theil feindselige Secten bildete, die Anhänger Sabbatai Zewi's und die Chassidim.

Die ersteren entstanden im Orient, in dem türkischen Reich. Hier lebte zur Zeit der Ausbreitung der Kabbala am Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts in Smyrna ein unbedeutender Mächler Mardochai Zewi, dem im J. 1625 ein Sohn Sabbatai geboren wurde, welcher von früher Kindheit an ungewöhnliche Fähigkeiten zeigte. Schon als Knabe erlangte er in der Schule eine erstaunliche ausgebreitete Gelehrsamkeit in allen Zweigen des talmudistischen Wissens. Als 18jähriger Jüngling wurde er des Titels eines Hacham würdig erklärt, und trug die kabbalistische Lehre den unterrichtetsten Männern seiner Vaterstadt vor, welche seine enthusiastischen Vorträge mit Ehrfurcht aufnahmen. Mehreremal in der Woche hieß er sie fasten und sich im Meere baden. Häufig unterrichtete er sie auch außerhalb der Stadt unter freiem Himmel, ohne auf den Hohn des türkischen Pöbels zu achten. Er selbst fastete nicht selten von einem Sabbath zum andern, so daß er sechs Tage nach einander ohne Speise und Trank blieb; um Mitternacht badete er dabei mit Lebensgefahr im Meere; auch suchte er das Fleisch noch auf andere Weise zu ertödten. Bei alle dem hatte er ein ungewöhnlich gutes Aussehen, sein Gesicht erglänzte eigenthümlich und aus seinem Körper ergossen sich die feinsten Wohlgerüche; dieß letztere schrieb er dem Umstand zu, daß ihm manchmal bei Nacht im Schlafe die Patriarchen Abraham, Isaak und Jacob einfahren. Im 22sten Jahr verheurathete sich Schabbatai, da er sich aber an die strengste Enthaltsamkeit, an die vollkommenste Herrschaft über seine sinnlicht Natur gewöhnt hatte, so berührte er seine schöne Frau gar nicht, und wußte sich deßhalb wieder von ihr scheiden. Bald darauf verheurathete er sich zum zweitenmal, wieder mit einem schönen Mädchen, wurde aber auch von dieser aus derselben Ursache geschieden. Da er sich ohnehin schon längst das Ansehen eines zu etwas Außerordentlichem bestimmten Mannes gegeben hatte, so erklärte er endlich in seinem 24sten Jahre seinen Anhängern, daß er der von den Juden erwartete Messias, der Befreier Israels sey, und zur Bestätigung seiner Glaubwürdigkeit sprach er feierlich den hebräischen Namen Gottes[1]: Jehovah,' aus, was bei Juden nicht bloß verboten ist, sondern was sie auch für unmöglich halten. Diese Kühnheit setzte alle Anwesenden in Staunen und Schrecken, aber Schabbatai wurde deßhalb von den andern Rabbinern Smyrna's in den Bann gethan und zum Tode verurtheilt, weßhalb er nach Salonich floh. Auch hier, wie in allen Theilen Moreas, wo er seine Zuflucht und seine Anhänger fand, verfolgt, entfernte er sich nach Negypten und ging von da (1659) nach Jerusalem, wo er bald eine große Anzahl Schüler erhielt, und diesen durch kabbalistische Berechnungen unzweifelhaft seinen Messiasmund bewies. Hier fand er auch eine mächtige Stütze an einem gewissen Nathan Benjamin aus Gaza, der schon einige Zeit vorher die Rolle eines Vorläufers des Messias gespielt und allgemeine Buße gepredigt hatte; nach Schabbatai's Ankunft in Jerusalem aber begann er Geschichte zu haben und mündlich wie brieflich zu prophezeien, daß der erwartete Messias in Smyrna geboren sey, jetzt unter dem Namen Schabbatai Zewi unter den Lebenden wandle und bald die Hoffnungen Israels erfüllen werde. Schabbatai blieb jedoch etwa 13 Jahre unthätig in Jerusalem, worauf er erklärte, er müsse nach Negypten gehen zu einer ihm von oben voraus bestimmten Frau aus seinem Lande; er ging und verheurathete sich wirklich dort mit einer Tochter geheimnißvoller Ereignisse, einer Jüdin aus Polen, die im Christenthum erzogen worden war.

So lange Zewi in Jerusalem lebte, führten seine Brüder — Joseph und Elias, beide älter als er — mit Hülfe der Prophezeihungen Nathans seine Geschäfte in Smyrna sehr glücklich und erwarben sich zahlreiche Anhänger; als er einige Jahre später mit seiner Frau aus Negypten nach Jerusalem zurückkehrte, erklärte er sich auch hier in der Synagoge feierlich für den Messias [1], was ihm von den dortigen Rabbinern ein Todesurtheil zuzog, so daß er sich wieder nach Smyrna flüchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Das Budget von Paris ist bekanntlich eines der stärksten, die eine Stadt haben kann, und jetzt muß sie wieder entlehnen, wenigstens 25 Millionen Franken. Die Ausgaben für die Armen machen etwa nur drei Millionen aus, aber die Vergrößerung der Centralgetreidehalle soll 14 bis 20 Millionen kosten, ein Hospital sechs Millionen u. s. w. Die ganze Ausgabe, die als durchaus dringend geschildert wird, beträgt 62 Millionen, wozu 12 Millionen vorhanden sind, das andere sollen halb die gewöhnlichen Einnahmen, halb das Anleihen liefern. (Comm. t Nürz.)

[1] Schabbatai war nicht der erste, der sich für den Messias ausgab, vielmehr hatten schon viele dasselbe gethan; so der bekannte Bar Kochab im 2ten Jahrhundert nach Chr., im J. 1120 ein Jude in Persien, im J. 1167 einer in Fez, David Almuliar (oder Rabenlik) gleichfalls in Persien 1214, endlich der österreichische Rabbiner kämmlein 1500. Jeder dieser Messiasse berief durch kabbalistische Berechnungen, daß die Ankunft des Messias gerade in seiner Zeit erfolgen müsse.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 61. 12. März 1847.

Der See und die Stadt Yzabal in Guatimala.

(Aus d'Arblads Reise nach Centralamerika. Rev. Indep. 25 Febr.)

Am 30 Oct. 1845 verließen wir die Colonie Santo Thomas auf einer kleinen Goelette, die uns nach Yzabal bringen sollte, und um 8 Uhr Abends lichteten wir die Anker, um den Landwind zu benützen. Wir kamen den nächsten Mittag am Rio Dulce an, der den See Yzabal mit dem Meere verbindet. Nur nach langen Anstrengungen gelang es in den Fluß einzudringen, denn die Mündung des Rio Dulce bietet eine schwierige Einfahrt dar, und den größten Theil des Jahrs hindurch sind die Schiffe, die sich nach Yzabal begeben wollen, durch eine starke Barre am Einlaufen verhindert. Hat man aber diese Barre hinter sich und fährt den Fluß hinauf, so entrollt sich vor den Augen des Reisenden ein Panorama, dessen Pracht keine Sprache schildern kann, ein mächtiger Strom, dessen spiegelglatte Fläche sich zwischen zwei steilen, mit der prachtvollsten Vegetation bis zum Gipfel bedeckten Bergen hinschlängelt. Schwärme von tausendfarbigen Schmetterlingen schwingen sich von Zweig zu Zweig, Schaaren von wunderbaren Vögeln mit blendendem Gefieder fesseln den Blick, und die und da erscheinen reizende Gazellen in einem Fell schöner als das kunstreichste Gewand. An die Spitzen der Zweige hängt sich der kleine Vogel, der auf die Tropen beschränkt nur in den wärmsten Gegenden der neuen Welt lebt.

Unter den mannichfachen bewundernswerthen Gegenständen fesselten namentlich zwei Bäume meine Aufmerksamkeit. Der erstere gleicht so ziemlich unserer Trauerweide, aber seine Blätter sehen aus wie die schönsten Spitzen. Der zweite war nicht minder merkwürdig: seine Blätter gleichen ziemlich denen unserer Linde, aber sie sind etwas größer, dunkler gefärbt und endigen in lose, etwa fingerlange Fasern von blendender Weiße. Man sollte glauben, ein Greis mit langem Bart habe sich am Ufer des Stroms niedergelassen. Der ganze Lauf des Flusses, der etwa vier Lieues beträgt, bietet die reizendsten und mannichfachsten Ansichten dar.

Nachdem wir drei Stunden lang diese kräftige Vegetation, die unendliche Mannichfaltigkeit von Erzeugnissen aller Art bewundert hatten, gelangten wir in den See Yzabal, der etwa acht Lieues Länge und vier Lieues Breite hat. Er steht mit einem zweiten kleinern See, Namens Golfeta, der nur 2 Lieues Länge und eine halbe L. Breite hat, in Verbindung, und beide ergießen sich durch den Angastura oder Rio Dulce in die Bay von Honduras. Am Eingang des Sees von Yzabal steht das Fort San Felipe. Etwas östlich von Yzabal und am See gleiches Namens in einem Orte, Bodegas Viejas genannt, befand sich im J. 1638 ein provisorisches Depot, wo die nach Centralamerika bestimmten Waaren niedergelegt wurden, aber die spanische Regierung, welche aus Saumseligkeit es unterlassen hatte, eine Garnison hieher zu verlegen, sah sich bald genöthigt, Bodegas Viejas einer Seeräuberhorde zu überlassen, die sich seit dem Jahre 1606 an diesen Küsten herumtrieb. Die Waarenniederlage von Bodegas Viejas wurde nun nach der Stelle verlegt, wo jetzt Yzabal steht, und kurze Zeit darauf im J. 1646 das Fort San Felipe am Eingange des Sees erbaut. Hieher werden jetzt die Verurtheilten aus dem Staat Guatimala deportirt.

Am 2 November um 9 Uhr Morgens landeten wir bei Yzabal. Diese kleine Stadt bietet trotz ihres traurigen Anblicks doch einige ziemlich malerische Punkte dar; auch ist sie gewissermaßen die einzige Niederlage des gesammten Handels, der zwischen Nordamerika, Balize, Havana, Jamaica, Nicaragua, Costa Rica und San Salvador getrieben wird. Natürlich ist hier auch der Hauptsitz der Zollverwaltung, dennoch hat die Stadt in gewöhnlichen Zeiten nicht über 4 bis 500 Einwohner. Alle Wohnungen sind aus Bambus gebaut, und meistens nur elende Negerhütten, die mit Bananenblättern bedeckt sind. Die bestеingerichteten und ansehnlichsten Häuser sind aus Holz. Yzabal, das an einen hohen Berg angelehnt ist, hat eine Lage, die viel zu wünschen übrig läßt. Die Sümpfe, die es auf allen Seiten umgeben, und zu Zeiten faule Miasmen aushauchen, veranlassen häufige Krankheiten, weßhalb die Fremden, die nach Centralamerika kommen und sich nach Yzabal begeben müssen, gewöhnlich gewisse Jahreszeiten auswählen, denn hier herrschen wie in der Havana, in fast ständigen Zeiträumen Wechselfieber, die manchmal den Eingebornen gefährlich, für die Europäer aber fast immer tödtlich sind.

Spaziergang von Jerusalem nach dem Jordan und todten Meere.

(Fortsetzung.)

Mich gelüstete es nicht, lange zu schwimmen, weil ich ein so reichhaltiges Mineralwasser keineswegs als indifferent betrachten durfte, obschon es lächerlich wäre, auch deßhalb vor dem todten Meere eine Todesfurcht zu haben. Die Wirkung des Wassers auf die Haut oder auf den Körper im allgemeinen hat man verschieden angegeben, und, was bei rhetorischen Exercitien zu geschehen pflegt, meist übertrieben. Es ist keine Rede davon, daß die Haut nach dem Bade sich abschälte, es verlor keiner von uns seine

Digitized by Google

Haut, und so wenig als die übrigen, verspürte ich nachtheilige Folgen des Bades. Ein ganz leiser Schmerz, welcher einige Tage später den Nacken befiel, kann mit besserm Rechte einer nachhergen, vom Baden unabhängigen Erkältung zugeschrieben werden. Als ich aus dem Wasser trat, fühlte ich nur wenig Brennen, nicht einmal am ganzen Leibe, sondern einzig an den untern Gliedmassen, das sich bald verlor, dabei blieb ich frei von Schwindel oder Kopfweh. Ich hatte nach dem Bade, außer jenem leichten Brennen, vielmehr ein Gefühl von Erleichterung, wie sich auch ein anderer äußerte; ehe ich das Bad verließ, wusch ich reinigend den Körper nicht mit süßem Wasser, sondern im todten Meere, ohne allen Nachtheil, und an den Händen fühlte ich gar nichts Unangenehmes; allerdings brennt das Wasser ziemlich heftig, wo das Oberhäutchen, z. B. durch die Reibung beim Gehen abgelöst war, oder wenn es in die Augen spritzt, wie ich erfuhr. Wo das Haupthaar mit dem Wasser in Berührung kam, verdünstete die Sonne die Feuchtigkeit bald bis auf die Krystalle, dergleichen bei andern auch auf der Haut sich ansetzen mögen. Als wir badeten, wobei sämmtliche Franzosen bis hinter die Ohren auf dem Trocknen blieben, betrug die Lufwärme 16° + R., und die Wasserwärme am Ufer eben so viel, weiter im See aber, wo er mehr als mannhief war, auf der obersten Schichte, wie am Ufer, bloß 14°. Wenn man zurückgelangte, fand man das Wasser laulich, und mich fror es nicht im mindesten. Merkwürdig ist es, daß die Schwimmenden keine Perlen- oder Luftblasenlinie zurücklassen, wie im süßen Wasser. Um den Grund unter den Füßen zu verlieren, mußte man bemerkenswerth weit hineinwaten, bis wohin derselbe fiesig und uneben war. Das Land scheint von Mitternacht her ein wenig vorzurücken und die Herrschaft des See's zu beschränken. Ein vom Ufer etwa drei Steinwürfe weit entfernter Haufen von Steinen, der in der Nähe unserer Badestelle als ein kleines Inselchen hervorrat, verdient auch in dieser Beziehung mehr Aufmerksamkeit. Die Frage, ob sich hier oder anderswo am See Reste von alten Gebäuden vorfinden, ist ungleich leichter anzuregen, als zu beantworten. Es gibt Reisende, die bestimmt behaupten, daß bei niedrigem Wasserstande an gewissen Stellen des Meeresgrundes Trümmer von Sodoma oder einer andern dem Untergange bestimmten Stadt gesehen werden. Gewiß ist es dagegen, daß der See einen Pflanzengürtel hat, und hin und wieder von Thieren besucht wird. Ich sammelte drei Species von Gewächsen nahe beim Wasser, fing eine Fliege und sah einen Vogel gegen das ostjordanische Land hinüberfliegen. Ein Reisender des vorigen Jahrhunderts erwähnte einer Menge Vögel, namentlich Schwärme von Schwalben, welche mit ihren Flügeln leicht am Wasser anstreiften. Befahren wurde der Salzsee schon mehr als einmal, von Costigan im J. 1835, von einem Engländer, wenn ich mich recht erinnere, im J. 1839. Dieser beschwerte die Barke, und versenkte sie; 1837 fand man ein ganz neues Fahrzeug, welches Dr. Bele gehörte. Jetzt bemerkte man doch noch Wrack. Ein alter Schriftsteller, Antoninus von Piacenza, scheint anzudeuten, daß das Wasser auch schon zu Heilzwecken benutzt wurde. [1]

Nach einem Aufenthalte von 40 Minuten zogen wir ab; in 25 Minuten erreichten wir gegen Abend eine Quelle, Ain ed-Dschabi. Das Wasser war lauter, aber salzig, doch bei weitem nicht so stark als jenes des Lothsees und ohne den widerlichen Nachgeschmack. Die Araber rühmten die Güte des Wassers, das anderwärts als Mineralquelle einen Namen erwürbe. Das Wasser bildet ein kleines, kurzes, gegen Ost ablaufendes Bächlein. Andere mögen bestimmen, ob es in das Loch fließe, das wir ganz nahe am Ufer des Meeres bemerkten, und wo die Araber Kochsalz einzukochen lassen. Es kann weniger befremden, daß wir bisher auf keinen Sodomäapfel, das Lieblingsthema der alten christlichen Pilger, fließen, als daß das Glück und nicht wollte, den sogenannten Mosesstein oder Erdpech wahrzunehmen; beide letztere Naturalien greifen nicht in das Gebiet der Hirngespinnste, und sie werden noch in unsern Tagen ausgebeutet. Vierzig Minuten vom todten Meere an begann das Land zu Hügeln emporzusteigen, zwischen denen gleich zwei Zweige des Wadi Taber sichtbar wurden; das Eborer el-Taber passirten wir, wie erwähnt, gestern zwischen dem Wadi es Sider und Wadi Migkal Samel. Eine halbe Stunde weiter gegen West schicken sich die Hügel an in Berge überzugehen, und eine kleine Viertelstunde nachher gerieten wir so eigentlich in die Bergschluchten, daß der Rückblick beiderseits immer beschränkter wurde. Die Bergwände mit ihrem blaßgrünen Grasteppiche hatten hier einen freundlichen Anstrich; nördlich von uns zog sich der Wadi Abu Dib hin, 10 Minuten weiter oben gegen West gewahrte man ein deutlich Stück Straße. Nach 12 Minuten ließen wir den genannten Wadi nördlich und kamen in den Wadi Kinetreh. Gegen Mitternacht bot sich hoch auf dem Berge das bekannte Nebi Musa den Blicken dar; wir verfolgten den letzten von West herabfallenden Wadi eine Stunde und vierzig Minuten lang so ziemlich bis zu seinem Anfange hoch oben. Hier gerieten wir auf ein Plateau; gleich machten sich Spuren eines alten Baues und ein gepflasterter Platz bemerklich: dieser heißt Rureb (Tebar?) el-Kinetreh und die Hochebene selbst Sahel Ebfea. Es erstreckt sich diese sehr weit gegen Abend, wenn sie auch hin und wieder von Erdwellen und einem kleinen Thale unterbrochen wird; auf der Hochebene ward mir das im Südwest auf einem Berge liegende Mirdi oder vielleicht Mird gezeigt. Beim Eindruche der Nacht roles man mir noch ein von Nord herablaufendes Thal, Wadi Rahabi, allein jetzt, und ich melde es mit großem Schmerz, erlitten die Wahrnehmungen einen Unterbruch, obgleich die Witterung sich gut hielt und der Mond alles aufbot, um den Weg deutlicher erscheinen zu lassen. Von der Hochebene Ebfea an mußten wir oft auf- und abreiten; nur an wenigen Stellen war der Pfad etwas mühsam, trotz dessen, daß unser Anführer auf ihn gewaltig schimpfte. Ich hätte wohl bedauern sollen, daß der Weg die Schwäche dieses Mannes und seine Unbehülflichkeit im Gehen nicht kannte, sonst würde jener sich hoffentlich alsogleich in eine breite, ebene Chaussee umgewandelt haben. Das Land der Moscheen ist aber nicht das Land der Chausseen; man steigt allerdings ungleich leichter die Leniteier auf und ab, als die Berge zwischen dem todten Meer und Mar Saba. Beim Aufrücken aus der Ebene des Lothsees in die Schluchten war die Wärme der Sonne lästig, und der Durst eine gemeine Plage. Wir hatten uns viel zu wenig auf Wasser vorgesehen; die Araber versprachen zwar immer auf die lügenhafteste und ärgerlichste Weise nicht bloß in der nächsten Nähe Wasser, sondern sogar in geringer Entfernung Mar Saba, wohin das Ziel unseres Tagewerkes ausgesteckt war. Vom Durste gepeinigt, gebärdeten sich manche wie Kinder; sie wollten etwas schon haben, ehe es da war. Jüngere Franzosen schleppten sich mit harter Mühseligkeit davon; ein Deutscher, welchen gestern eine ernster drohende Krank-

[1] *Bollandi* acta sanctor. Maii Tom. II. p. X. sqq. (X).

Digitized by Google

heit überfiel, und welcher damals schon erklärte, daß er kaum mehr zu gehen vermöge, mußte alles Mitleid erwecken; man hörte um Gotteswillen bitten, daß man doch ruhen oder bleiben dürfe. Der Anführer des Zugs auf unserer via dolorosa glaubte, nach den erdichteten Berichten der Araber, welche der Landkarte widersprachen, bald am Orte der heutigen Bestimmung zu seyn, und so hastete er davon, gleichsam seine letzten Kräfte zusammenraffend, in militärischem Schritte (un, deux, trois), links und rechts rufend, mit einer Glocke klingelnd und mahnend. Oft ersuchte ich ihn, er möchte auf die Nachzügler Rücksicht nehmen, weil ich die Besorgniß hegte, daß sie sonst auf dem Wege erliegen. Meine Stimme verhallte nicht immer umsonst; doch strengte man die Schwachen hier auf Tod und Leben an. Glücklicherweise waren die Maulthiere mit Bier und anderm Mundvorrathe für den Director — und uneinholbar vorangeritt. Der Mann konnte hinter den unsichtbaren Pferden keine neue Kraft mehr holen, und darum fing sein Gang an, ein wenig zu stocken, daß am Ende die Seufzer und Wehklagen verstummten, und in Beziehung auf ihn die letzten die ersten wurden; wir waren jetzt im Gegentheile genöthigt, auf den Ungebuldigen zu warten, den etwas zu unbarmherzigen Dualer anderer traf in der That eine Strafe, die — er entweder verdiente oder nicht. Was mich anbetrifft, so bestieg ich während der Hitze die Hügel etwas beschwerlich, später ging es verhältnißmäßig leicht. Nach stundenlanger Plage des Durstes konnten wir uns endlich mit Wasser laben; der letzte Regen goß es in kleine Felslöcher des Wegs, die künstlich ausgehauen zu seyn schienen. Hier war wieder, so ungerecht auch immer, der Sieg auf Seite des Stärkern; die Stärksten schritten auf den Ruf „Wasser" voran und tranken, und als die Hintersten und Bedürftigsten herzutraten, war es — ausgetrunken. Indeß gab es bald wieder anderes und später keinen Mangel mehr. Doch ich kehre zu den topographischen Brosamen zurück. Man nannte mir später Wadi Kober und den Teich (Bir) Abu Killah. Dieser war rechts in den Felsen gehauen, und schien merkwürdig; auch zeigte man mir links oben, etwa eine halbe Stunde nördlich von Mar Saba, Deir Wadi es-Sik. Die Umgebung des Sabaklosters, des Mittelpunktes von so manchen alten, aber mit der Zeit zerfallenen Klöstern, sollte einmal sorgfältig bereist werden, wobei die arabischen Ortsnamen vorzüglich ins Auge gefaßt werden müßten. Ich hoffe, daß es auf diese Art glücken sollte, die Lagen mehrerer alter Klöster, wie des Abtes Romanus, des Scholarius, der Maria, des Aristobulias zu entdecken. Nachts 7 Uhr langten wir auf dem schönen Klosterwege in St. Saba an, 5 Stunden 25 Minuten nach dem Abmarsche vom todten Meere.

In Mar Saba streckten sich die Müdesten gleich auf den Boden vor der Klosterpforte; die Nachtlüfte waren da, das meinige ausgenommen. Es ergriff und eine frohe Stimmung, weil wir den langen Weg im Rücken hatten, und weil wir auf gute Bewirthung im Kloster hofften. Diese Hoffnung schlug auf eine nicht wenig schmerzliche Weise fehl. Nur mit vieler Mühe brachten wir es dahin, daß die Mönche und Gehör und den Abschlag, jedoch auf morgen Vertröstung gaben; wir bissen in den sauern Apfel sehr ungern, aber wir mußten. Es hält gar nicht schwer, vom Kloster beherbergt zu werden; allein in dieser Wildniß verlangt man zu dem Ende eine schriftliche Empfehlung von Seite des großen, griechischen Klosters in Jerusalem. Unsere Schuld war es, dergleichen verabsäumt zu haben, so unchristlich es scheinen mag, daß ein christliches Kloster müde, der Erquickung so bedürftige und zum Entschädigen bereitwillige christliche Wanderer, selbst den griechisch-russischen Pilger, gleichsam schnöde abfertigte. Man wird begreiflich nicht so leicht angesprornt, in der Nacht vierzig Mann ins Kloster hereinzulassen, für deren Ehrlichkeit niemand Bürgschaft hatte. Am Anfange des kurzen, von West gen Ost in den Wadi en-Nar (Nord gen Süd) laufenden Seitenwadi südlich vom Kloster birgt der Fels eine große Höhle, in welcher die meisten, die praktischen Araber zuerst und unter den Franken ich voran, als ächte Einsiedler die Zuflucht nahmen; der Unternehmer lag an der Klosterpforte unter freiem Himmel. Die Araber hatten vom Jordan an nichts zu essen und mußten auch jetzt mit nichts fürlieb nehmen. Der alte Abu-Diser, der mit sonst die Merkwürdigkeiten zeigte und meist die Namen hersagte, kämpfte still mit Hunger und Müdigkeit. Alles ertragen auch die Araber nicht; für diese war übrigens das Lager auf dem Felsboden weder neu noch beschwerlich, sie schlüpften in ihre Abbajah (Mäntel), ohne sich lange zu besinnen. Ich verschaffte mir einiges, unnöthigerweise bewohntes Bettzeug, so daß ich die Nacht, ohne förmlich zu frieren, recht erträglich zubrachte und durch Schlaf gestärkt wurde. Das Kopfkissen war freilich die Felswand, gepolstert von einer Hand, welche das Schnupftuch vor der Kälte und Härte der Steine schützte. In der Höhle auf dem Felslager konnte man die Mauern des Klosters erblicken, und den Thurm jenseits des Seitenwadi gegen Mittag, und den schauerlichen Abgrund des Wadi en-Nar (Kidron), worüber die Laterne des Mondes hing, und wir hörten aus dem gastfreundlichen Kloster den Stundenschlag und in der Geisterstunde das wunderliebliche Geläute der griechischen Bewohner, welche eben die Geburt des Nazareners feierten.

(Schluß folgt.)

Die jüdischen Secten in Rußland.

Dritter Artikel.

3. Die Kabbalisten.

(Fortsetzung.)

Jetzt beginnt die zweite Periode von Schabbatai's Leben, die Periode seines Triumphs. In Smyrna nahm man ihn mit Enthusiasm auf, die Zahl seiner Anhänger wuchs mit jedem Tage, er lebte mit königlicher Pracht, wo er hinging, trug man vor ihm eine Fahne mit der Inschrift aus dem Psalm (LXVIII. 17): der wahre Jehovah hat sich erhoben! und entzückte Volkshaufen umgaben ihn; überall war sein Bild mit der Krone auf dem Haupte zu sehen; dreimal an jedem Tage sang man zu seiner Ehre den 21sten Psalm und am Sabbath ein besonderes, für ihn verfaßtes Gebet. Inzwischen breitete sich sein Ruhm auch in andere Länder aus, überall erhielt er Schauren von Anhängern, von allen Seiten her erschienen bei ihm Gesandtschaften mit Begrüßungen und kostbaren Geschenken, und so groß war die Zahl dieser Gesandtschaften, daß viele einige Monate warten mußten, ehe die Reihe, ihren Herrscher und Erretter vorgestellt zu werden, an sie kam. Damals standen an mehreren Orten in der Türkei Propheten und Prophetinnen auf, der Geist des Prophetenthums ergriff auch die Kinder, alle verkündigten in hebräischer und andern Sprachen — von denen sie nach der Sage der Schabbatai-Zewisten vorher kein Wort verstanden — viele wunderbare Dinge aus der Vergangenheit und Zukunft, und alle erklärten einstimmig, daß Schabbatai Zewi der Messias sey. Selbst seine Feinde wurden durch die allgemeine Bewegung fortgerissen und vertheidigten ihn aufs eifrigste. Der Ruhm Schabbatai's war auf seinem Gipfel.

Endlich verlangten die Anhänger Schabbatai's, fest im Glauben an die Israel erwartende Befreiung, daß er sich nach Konstantinopel begebe, und persönlich dem Sultan seine Berufung anzeige. Da war

Digitized by Google

nichts zu machen: er ging (1666) nach Konstantinopel, wo er gleichfalls von seinen Glaubensgenossen mit ungewöhnlichen Ehren aufgenommen wurde, und endlich nach mancherlei Verfällen, die alle zu seinem Ruhm ausschlugen, ward er zu Adrianopel dem Sultan Mohammed IV vorgestellt: der Sultan schlug ihm vor die Wahrheit seines Messiasamtes dadurch zu beweisen, daß er mit drei in Gift getauchten Pfeilen auf sich schießen lasse und unverletzt bleibe, wenn er aber dieser Probe sich weigere, so habe er von zweien eins zu wählen, entweder gepfählt zu werden oder den Islam anzunehmen. Da verließ den Betrüger seine Kühnheit, er wählte das letztere, nahm den Turban und wurde unter dem Namen Mohammed Effendi zum Kapidschi Baschi erhoben.

Die Nachricht hiervon traf die Juden wie ein Donnerschlag, die Prophezeihungen verstummten plötzlich, der größte Theil seiner Anhänger sah sich um alle, die andern wußten nicht, was sie denken sollten. Aber Schabbatai erstand wieder. Er behauptete, daß es ihm also von oben bestimmt gewesen sey, damit er auch dem Islam entnehmen könne, was er heiliges an sich habe, auf der andern Seite wies er durch kabbalistische Citate nach, daß der Messias vor der endlichen Vollziehung seiner Aufgabe, nämlich der Befreiung seines Volks, während einiger Zeit unter den Ungläubigen leben müsse. Er erstand der Glaube an ihn zum Theil aufs Neue, und dreihundert seiner Anhänger nahmen nach dem Beispiel ihres Lehrers zugleich den Islam an. Das war aber nur eine äußere Bekehrung, denn zu Hause bei sich beobachteten Lehrer und Schüler die jüdischen Gebräuche, und Schabbatai, der offen sich zum Islam bekannte, dreitete insgeheim seine eigene Lehre aus. Deßhalb schickte ihn der Sultan nach Serbien, wo er im J. 1676 zu Belgrad nach einigen an der Kolik starb, nach andern insgeheim enthauptet wurde.

Die Grundlage der Lehre Schabbatai Zewis war die Kabbala und der Segar das Evangelium seiner Anhänger. Was aber der von ihm bekannten Lehre besonders angehört, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Ein Hauptpunkt seiner Lehre nach der Annahme des Islam war augenscheinlich die Anerkennung der Heiligkeit aller drei aus den Schriften des alten Testaments entstandenen Religionen, der jüdischen, christlichen und mohammedanischen, und das Bestreben sie in Eins zu verschmelzen. So kam es vermuthlich, daß auch nach Zewis Tode seine Lehre nicht in Vergessenheit gerieth, sondern fortfuhr stark auf die Gemüther zu wirken und sich trotz der Verfolgungen von Seiten der rechtgläubigen Rabbinisten weiter auszubreiten. Sie besteht noch jetzt obwohl unter mannichfachen Formen in vielen Gegenden der mosleminischen und christlichen Welt. Das Beispiel Schabbatai's lockte viele zur äußern Annahme des Islam. Die Brüder Kardose in Tripoli verbreiteten seine Lehre im allen Barbareskenstaaten, zum Theil selbst in Aegypten. Hier nahmen Zewis Anhänger den Islam an. Eine besondere Gemeinde von ihnen in Salonikí, die noch jetzt besteht, rechnet sich äußerlich gleichfalls zu den Mohammedanern. Offen aber besteht ihre Secte im Orient vorzugsweise nur im Judenthum. Der eifrigste Verkündiger dieser Lehre in Smyrna nach Schabbatai's Tode war der Vorstand der dortigen Synagoge Daniel Israeli, der kräftig die damals von vielen seiner Anhänger gehegte Ueberzeugung unterstützte, daß Schabbatai nicht gestorben sey, sondern versteckt noch irgendwo lebe und nach einiger Zeit wieder erscheinen werde.

In Europa gewann Schabbatai Zewi noch bei Lebzeiten eine Menge Anhänger, namentlich in Holland, Deutschland, Polen und Italien. In der ersten Zeit nach seinem Tode waren die Moldau, Walachei, Podolien und Wolhynien die Wiege und Pflanzschule dieser Lehre, und als die bedeutendsten Verkünder derselben traten im westlichen Europa auf: R. Jehuda Hachasih (1700) der eine große Bewegung unter der jüdischen Bevölkerung in Böhmen, Mähren, Deutschland und Holland hervorrief, und R. Chajim Malach nebst R. Nehemiah Chajim (1706—1717) welche am glücklichsten in Polen wirkten und auch einige Bücher schrieben, aus denen sich jedoch nichts wesentliches über die Grundlagen dieser Secte entnehmen läßt. Die thätigsten unter ihren zahlreichen Emissären waren ein gewisser Leibl aus Presnitz in Mähren, ein Taschenspieler und Geisterbeschwörer, und der Brannweinbrenner Zadof aus Litthauen. Wie die Schabbatai-Zewisten im Orient den Islam annahmen, so neigten sie sich in Europa zum Uebertritt zum Christenthum. Einige Zeit später, in den 40ger Jahren des vorigen Jahrhunderts traten in Europa als Verkünder dieser Lehre auf, der Arzt Jekutiel aus Wilna und sein begabter Schüler Moische Chajim Luffaie aus Padua. Der letztere schrieb einen neuen oder zweiten Segar mit 150 vortreffliche Psalmen in hebräischer Sprache. Endlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts trat ein neuer und bis jetzt auch der letzte Beförderer des Schabbataismus auf, der bekannte Josyph Frank. Aus Polen gebürtig (geb. 1712) und seines Handwerks ein Branntweinbrenner verließ er dieses Gewerbe, beschäftigte sich mit dem Studium der Kabbala, und ließ sich, nachdem er die Krim und die europäische Türkei durchreist hatte, in Podolien nieder, wo er den Schabbataismus predigte, und eine Menge Anhänger unter den dasigen Rabbinern erlangte. Von ihm hörte man nicht, wie von seinen Vorgängern, daß er zur Ausbreitung der von ihm verkündigten Lehre zu Taschenspielereien seine Zuflucht genommen hätte, sondern seine Lehre bestand, so viel wenigstens aus dem von ihm und seinen Anhängern der damaligen polnischen Regierung vorgelegten Glaubensbekenntniß bekannt ist, unter anderm darin, daß er drei Personen in dem Alleinigen Gott, die Möglichkeit der Verkörperung der Gottheit in menschlicher Gestalt, die Auferstehung der Todten und der Erwartung des Messias durch die Erde zur Rettung drei, die an ihn glauben, anerkennen. Den Anhängern dieser Lehre ward gestattet, sie ungehindert zu bekennen und in Polen in Form einer besondern Secte unter dem Namen Segarsiten oder Anitalmudisten zu leben. Als sie aber anfingen den Talmud feierlich zu verbrennen, und ihr Beschäfter, der römischkatholische Bischof von Kamaniez-Podolski, starb, brachten es die Rabbinisten durch ihre Verfolgungen dahin, daß ein Theil nach der Moldau übersiedelte und die übrigen gezwungen waren das Christenthum anzunehmen. Indem aber die Segarsiten den Ansiedern nach zum Katholicismus übertraten, blieben sie doch wie vor Schabbatai-Zewisten. In Folge dessen wurden sie angeklagt, und zur Strafarbeit verurtheilt, ihr Haupt aber, Frank, in der Festung Czenstochau eingesperrt. Nach einigen Jahren wurde er freigelassen, blieb Katholik, sammelte aber doch wieder eine Menge Anhänger um sich, fing an mit ungeheurem Gepränge umherzureisen, und ließ sich im J. 1778 in Wien nieder, wo er mit königlichem Glanz lebte. Als er aus Wien fortgeschickt wurde, ging er nach Brünn, aber auch von hier verbannt, ließ er sich in Offenbach nieder, wo er äußerst prächtig lebte und sich Baron nennen ließ. Sein Gefolge belief sich hier auf tausend Menschen, die vom Secretär bis auf den letzten Stalljungen sämmtlich getaufte Juden drüberlei Geschlechts waren. Er hielt eine eigene, militärisch uniformirte Wache, ließ keinen Menschen zu sich als den Arzt, und ging nur bei Nacht hinaus aufs Feld zum Gebet, oder an Sonntagen in die denselbarte katholische Kirche zur Messe. Im J. 1791 starb er 78 Jahr alt und mit ihm verschwand die ganze Pracht seines Hauses. Bemerkenswerth ist, daß Frank zugleich mit Gagliostro lebte, sich durch dieselben vornehmen Manieren, durch dasselbe einbrudmachende, edle Aeußere auszeichnete, und daß man eben so wenig weiß, woher er die Mittel zu seinem königlichen Aufwand nahm. Nach seinem Tode zerstreute sich sein Gefolge, aber die von ihm gestiftete Secte hat sich bis jetzt erhalten. In Warschau nennen sich die Mitglieder derselben Frankisten; Gemeinden derselben fanden sich außerdem noch vor 20 Jahren in der Moldau und Türkei. Von der Sittlichkeit der Mitglieder dieser Secte sprachen selbst ihre Feinde mit dem größten Lob. Ob sie mit den mosleminischen Schabbatai-Zewisten in Verbindung steht, und ob, wenn dieß der Fall ist, diese Verbindung die Einheit der beiden gemeinsamen Lehrsätze — z. B. daß sie in jedem Lande der herrschenden Religion angehören, ohne darum die Selbstständigkeit der Secte aufzugeben? — zu Grunde liegt, ist undekannt, weil die Eingeweihten das, was sie wissen, vor den Profanen durchaus geheim halten.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 62. 13. März 1847.

Ueber einige alte Alterthümer von Algier.

2. Tefesed.

Von dem Cap Carin bis zum Fuße des Berges Schenuan bietet die Küste selbst für Nachen keinen Ankerplatz. Eine kleine von einer hohen Halbinsel gebildete Bucht betrachteten die Alten als zu einem Hafen geeignet. Bald mehrten sich die Wohnungen und man entdeckt jetzt die Ruinen, die von der Halbinsel nach dem Continent sich ausdehnen und einer bedeutenden Stadt angehört haben müssen. Die Araber nennen den Ort Tefesed, worin man die Spuren des Namens Tefesa findet, einer römischen Stadt im cäsareischen Mauretanien. Gegen Westen durch die erwähnte hohe Halbinsel geschützt ist der Hafen im Osten durch eine felsige Landzunge geschlossen, die durch Wasserbauten mit Felsen weiter vorn im Meere verbunden gewesen zu seyn scheint, so daß hier ein jetzt zerstörter Damm stand, von dem man noch Blöcke von bedeutender Größe sieht, die auf dem Ufer liegen oder aus dem niedern Wasser hervorstehen. Dieser kleine Hafen war für die römischen Barken zureichend, und könnte noch benützt werden, wenn je wieder in der Nähe sich eine Bevölkerung ansammelte. Gegen West ist der Fuß der Halbinsel durch eine Felsenfläche gebildet, deren obwohl nicht ganz ebene Oberfläche ziemlich in einer Höhe mit dem Meere liegt. In das weiche Gestein haben die Alten ein viereckiges Bassin von 30 Metres Länge ausgehauen, das noch ganz gut erhalten ist. Der Boden dieses Bassins ist nur etwa ein halb Metre tiefer als das Meer, mit dem es durch einen zwei Metres langen Gang in Verbindung steht. Für Schiffe war dieß Bassin kaum bestimmt, sondern wahrscheinlich sollten nur Seefische hier hereingelassen und gefüttert werden. Bei den Alten ward diese Kunst sehr weit getrieben; man sieht noch solche Fischteiche an den Küsten von Frankreich und Italien. Ein Schutzbrett hielt das Wasser in gehöriger Höhe zurück, und ließ es ablaufen, wenn man das Bassin ausleeren wollte.

In der Nähe sind drei gewölbte Kammern, welche als Cisternen für den Hafen dienten. Die große Zahl der andern Cisternen die man bemerkt, zeigt, daß Stadt und Hafen vermittelst einer Wasserleitung, deren Spuren man noch sieht, reichlich mit Wasser versehen waren. Kais umgaben den Hafen und sind noch bemerklich, wahrscheinlich aber hat das Meerwasser etwas Raum gewonnen, denn mehrere Treppen von Privathäusern gehen direct ins Wasser hinab. Folgt man einer Senkung des Bodens, die gegen Südwest läuft, so erkennt man die Richtung einer der Hauptstraßen. Rechts und links findet man fast alle Unterbauten der Häuser, die mit eben solcher Sorgfalt wie die öffentlichen Gebäude aus Quadern und Backsteinen aufgebaut waren. Am Ende dieser Straße erheben sich große Ruinen, in denen man zwei parallele, durch Pilaster in drei Theile getheilte Säle bemerkt. Das Gebäude war viereckig und mußte einen Hof oder ein Atrium haben. Diese Anlage läßt vermuthen, daß es die Ruinen eines Gymnasiums sind. Unter den viereckigen Steinblöcken waren die Gesimssteine der Thüren und Fenster mit Löchern durchbohrt, ein Beweis, daß die Oeffnungen der Gebäude mit Marmor verziert waren. Fast alles ist aber weggenommen oder unter dem Schutte begraben. Ein Karniesß am Gymnasium ist das einzige Stück, das die Art dieser Verzierungen beurtheilen läßt: sie weisen auf die Zeiten der Kaiser Septimius Severus und Adrian hin.

Auch kann man in diesem Theile der Stadt andere Denkmale bemerken, denen die Araber den Namen Palast des Königs und der Königin gegeben haben. Ein mächtiges Gebäude, das wir nur unvollständig untersuchen konnten, scheint das Prätorium gewesen zu seyn. Die Araber des benachbarten Stammes, die sich erboten hatten und zu führen, wollten uns immer nach der Halbinsel geleiten, um uns die Kirche zu zeigen, wir gingen jedoch nach der Westgränze der Stadt, wo ein schönes Theater ist, dessen Sitzreihen aber fast alle mit Erde bedeckt sind, was sie vor der Zerstörung bewahrte. Ein Porticus von dorischer Ordnung führte ins Orchester; die Scene ist fast ganz zerstört aber die Cavea oder der Saal ist in seinem ganzen Umfang erhalten, und Nachgrabungen würden gewiß manches Interessante zu Tage fördern.

Die Vertheidigungsmittel der Stadt bestanden aus Mauern mit halbrunden Thürmen; sie waren aus großen Steinblöcken aufgeführt und hatten eine Dicke von sechs Metres. Der Haufe der Ruinen bedeckt einen weit größern Flächenraum, als die von Scherschell, der Hauptstadt des Landes. Der Wind nöthigte uns zur Abfahrt, ehe wir die Erforschung vervollständigen konnten, und zum großen Bedauern der Araber verzichteten wir auf den Besuch der Halbinsel, und somit auch der Ruinen des Gebäudes, das sie die Kirche nennen. Ehe wir uns jedoch einschifften, wollte der Admiral die Halbinsel in einem Kahn umfahren, und wir bemerkten, daß sie allenthalben durch Natur und Kunst vertheidigt gewesen war. Die Gräber der alten Einwohner lagen am Westabhang der Halbinsel, und bestehen aus Grotten, die halb in den Felsen gehauen sind, und ein Thor und Mauerwerk haben.

Die Masse von Trümmern aller Art, die auf dem Boden aufgehäuft sind, und namentlich die schönen Quadersteine hatten bereits die Aufmerksamkeit der Speculanten auf sich gezogen,

Digitized by Google

und sie schickten Barken her, die mit solchen Steinblöcken für Algier beladen wurden. Die Verwaltung that diesem Handel bei Zeiten Einhalt, denn er hätte die Ruinen von Tefeped mit einer nahen Vernichtung bedroht.

3. Scherschell

ist das alte Cäsarea. Der Hafen dieser Stadt ist einer der besten an der Küste, deßhalb war er auch mit einer besondern Sorgfalt ausgeschmückt. Der Kai war mit einem Porticus umgeben. Die Trümmer dieser Säulen dienten zur Erbauung des Damms, vermittelst dessen das Bassin vergrößert werden sollte. Der alte Hafen wird so der Vorhafen des neuen werden; ein in winkelförmiger Biegung gebauter Damm wird den Wellenschlag von der Westseite her aufhalten, und man wird dadurch einen Ankerplatz gewinnen, der 50 bis 60 kleinen Fahrzeugen Schutz gewährt.

Jede Nachgrabung zu Scherschell bringt einige mehr oder minder interessante Ueberreste des alten Cäsarea ans Tageslicht. Durch die Vorsorge der Localverwaltung hat man diese Gegenstände in einem Saal gesammelt, der schon ein interessantes Museum bildet. Man bemerkt darin mehrere Gräber mit Inschriften, einen Torso von einer marmornen Venus, so wie mehrere größere und kleinere Statuen, die nicht ohne Verdienst sind. Die Ueberreste der Architektur geben denen der Sculptur nichts nach: mehrere große korinthische Capitäler, die aus einem Tempel kamen, ein Capitäl gemischter Ordnung, das mit Delphinen und Palmenzweigen geziert ist, Marmorkarniese u. s. w. würden seinem Museum zur Zierde gereichen. Die Straßen der Stadt sind voll von Marmorsäulen, die man sehr gut verwenden könnte. Ein Ueberrest des Alterthums, der meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zog, wurde erst kürzlich entdeckt und steht im Hofe des Hotels der Civilverwaltung. Es ist eine barbarische Statue von etwa einem Metre Höhe und stellt einen bartlosen Gott mit dem Modius auf dem Kopfe dar. Vorn an dem Kopfschmuck ist ein Palmenzweig, der Kopf ist roh geformt, die Arme fehlen, oder richtiger, sie sind so schwach angedeutet, daß man den Umrissen kaum folgen kann. Die Beine sind schwach und die Füße einwärts gewendet. Diese Bildsäule ruht an einer Scheidemauer oder einem Pfeiler und zeigt keines der Kennzeichen römischer oder vandalischer Sculpturen; eher möchte ich darin Andeutungen asiatischer Kunst vermuthen.

Spaziergang von Jerusalem nach dem Jordan und todten Meere.

(Schluß.)

7 Januar. Es war kühl. Viele fror es nachhaltig nach der gestrigen lästigen Wärme und mit dem leeren Magen. Bei Zeiten gingen die Araber aus, Brennmaterial zusammenzulesen, und wir das Feuer in der Höhle flackerte, drängte man sich beinahe ebenso begierig danach, als gestern nach dem Wasser, der warme Odem that wohl; wir hätten gestern Abend schon gerne den Schleier der Nacht gelüftet, um die Wunder Saba's zu schauen. Ich benutzte sogleich die hellen Augenblicke, um Erinnerungen beim zu nehmen, es zeigte sich nun, daß wir erst etwa eine Viertelstunde vor der gestrigen Ankunft beim Kloster im Thal en-Nar, welches die Fortsetzung des südöstlich vor Jerusalem zusammenlaufenden Schluchten Ben Hinnom und Josaphat ist, gelangten, und schon im Mondscheine bewunderte ich die romantische Wildheit und Schauerlichkeit der Gegend, den engen Grund der Schlucht, die schroffen, öden Felswände. Heute verlieh der Tag selbst dem gestern empfangenen Eindrucke nur mehr Frische und Kraft; die Lage des Klosters ist fürwahr eine höchst sehenswerthe. Da, wo der Wadi en-Nar von Nord gen Süd umlenkt, etwa eine halbe Viertelstunde weiter abwärts und nördlich an und zum Theile über dem erwähnten kleinen Seitenwadi (West gen Ost), schweben gleichsam die Gebäulichkeiten an dem westlichen Felsabhange. Die Aussicht von da ist in enge Gränzen gewiesen, theils wegen Tiefe in der Schlucht, theils wegen der Biegungen des Hauptwadi, weil dieser auch nicht weit südlich vom Mar Saba wieder gegen Ost sich richtet. Das Kloster umfangen sehr hohen Mauern als Wehren gegen Ueberrumpelungen von Seite streifender Araber; nur über der Schlucht steht es mehr entblößt, weil dort die Felsabstürze größern Schutz gewähren. Die Gebäulichkeiten bestehen aus einer Kirche und mehrern stufenförmig über einander liegenden Häusern. Die Kirche, von einer Mauer mit derben Strebepfeilern geschützt, steht zu unterst im Südostwinkel des Umfanges; von außen unterscheidet man eine mosscheebähnliche Kuppel und ein Schiff, die Häuser erheben sich gegen West, zwei Thüren von Absend her, eine obere und untere, führen ins Innere. Weiteres nach Augenschein zu melden bin ich nicht mehr füglich im Stande, da uns der Eintritt ins Kloster nicht gestattet wurde, obgleich wir die Versuche dazu nicht nur nicht sparten, sondern vielmehr verschwendeten. Wir mußten am Ende, weil die meisten keinen Gran Mundvorrath mehr besaßen, froh seyn, daß uns ein Korb voll schwarzen Zwiebacks (statt meines weißen, nach Jerusalem zurückgewanderten Brotes) an einem Seile herabgereicht wurde; man riß sich im Hunger so sehr nach der Speise, daß es beinahe Schlägereien absetzte, auch bekamen wir eine Kanne voll guten Weines. Wenn wir gestern auf das abschlägige Benehmen der Mönche in der ersten Stimmung ihnen ein wenig grollten, so war es ebenso natürlich, daß wir uns heute mit ihnen aussöhnten. Hrn. Roland hatte man die Gabe des Brodes, unter diesen Umständen eine wahre Wohlthat, nicht zu danken; denn als er sah, daß es nach längerm vergeblichem Vorwande Ernst galt, wollte er mit der ganzen Mannschaft nach Jerusalem hinaufgehen. Er hatte gut thun, nachdem er genug gegessen und getrunken; hätte er es für andere auch gethan oder gekonnt, so wäre Jedermann willfährig gewesen; so aber bekümmerte sich niemand um die harte Laune dieses Mannes, man harrte auf das Brod, und schickte sich erst nach dessen Empfang an ihm nachzufolgen. Unter Franken und Arabern herrschte darin Einstimmigkeit. Leiblicher, wie geistiger Hunger der Einzelnen und Völker, wenn er einen gewissen Grad erreicht, ohne daß er befriedigt wird, ist der Haupturheber von Wider- und Aufständen, von Umwälzungen, oder kommt es, vermöge der zaumhaltenden Gegengewalt oder Uebermacht nicht so weit, und wird jener Hunger nicht gestillt, so ist es gewiß, daß tiefelben verstechen oder verhungern. Bei Sonnenaufgang traten wir den Weg an, zuerst aber am Thale Nar eine Viertelstunde den gleichen zurück, auf dem wir hingekommen waren, dann zogen wir diesem Thale nach gen West, in 20 Minuten trafen wir nördlich am Wege ein Beduinendorf von Zelten. Ueberhaupt war der Pfad von hier an bis nach Jerusalem hinauf bald durch Zeltbewohner, durch Hirten, bald durch Ackersmänner mehr oder minder belebt, wofür ich, bei meiner zwiebackenen Beschäftigung und Begeisterung, eben gerade viel Empfänglichkeit zeigte; der Wüste mit ihrem kahlen Haupte ward

Digitized by Google

nur dann und wann noch die stumme Oberherrschaft überlassen. Nach weitern 14 Minuten stieß südlich an den Weg ein Felsenteich mit Wasser, das Conferven deckten. Man trank dennoch, obschon in demselben Gewürm sich aufhielt; es ist der Birket Hatabeh. Nach einer kleinen Viertelstunde kamen wir zu einem andern Zeltendorfe (Arab) und zwar größern und näher. Wir folgten von Mar Saba mit Ausnahme der anfänglichen geringen Strecke in westlicher Richtung dem Wadi en-Nar 1 Stunde 25 Minuten, bis wir ihn verließen, und der geraderen Westrichtung willen in den Wadi el-Leban einschlugen; denn jenes Thal biegt sich hier nach Süd, dann wieder nach West, darauf nach Nord, und danach neuerdings nach West oder hauptsächlich nach West bis zur Schlucht Ben Hinnom hinauf. Wenn man nach dem Umbuge jener Südstrecke des Wadi gegenüber, größtentheils im Wadi el-Leban, eine Nordlinie zieht, so erhält man ein Viereck. Im letztern Wadi, das anfänglich mehr gegen Nord, dann aber gegen West aufsteigt, wird Ackerbau betrieben; es gehört den Abu-Disern. Ein interessantes Schauspiel gewährte uns in dem Thale ein Rabe, der auf einem ruhig fortgrasenden Esel stand und frächzte. Nach 40 Minuten ziemlich anstrengenden Steigens von der Ausmündung des Wadi el-Leban in das Thal Nar an gewannen wir die Wasserscheide und eine überraschende Aussicht. Mit besonderem Wohlgefallen ruhte der Blick im Nordwest auf dem Ziele unserer Rückfuge, auf dir, du erhabene Stadt Davids, vor welcher das alte (von dem bei Bethlehem verschiedene) Beit Sachur sich stellte. Ich betrachtete auch besonders die ⊓-förmige, gegen den Dschebel Feridis (Frankenberg) gerichtete Biegung des Thales Nar, und in Südwest das Dorf Sur Bacher; mehr gegen Süd und hoch lag das Well Schech Sah und Ost 35° Süd der Dschebel Feridis. Dem herrlichen Standpunkt dürfen wohl einige Augenblicke der Ruhe und Erholung gewidmet werden. Von diesem Höhepunkte schlängelte sich der Pfad angenehm westlich abwärts in 35 Minuten wieder in den Grund des Wadi en-Nar, den wir 1 Stunde 35 Minuten früher verlassen hatten.

Schon mancher Pilgrim träumte sich den Weg von Jerusalem nach dem todten Meere im Thale Kidron; hie und da einer verlangte die Führung durch denselben. Es mag seyn, aber aus den Berichten erhellt es nicht einmal gewiß, daß man die Fremden im Wadi en-Nar bis Mar Saba oder noch ein wenig weiter hinabführte; dann aber schlug man immer, von demselben abspringend, eine nordwestliche oder gerader östliche Richtung ein, denn das Thal Nar verläuft südöstlich. Dieses stellt da, wo wir vom Thale Leban her den Fluß hinsetzen, ein einladendes Thalgelände vor, welches der Fruchtbarkeit nicht ganz abgeneigt ist. Links oder südlich sah man in ziemlicher Nähe deutlich das alte Beit Sachur. Nach fernern 28 Minuten überschritten wir die Einmündung des vom Norden oder vom Oelberge herablaufenden Wadi Katamun in den Wadi en-Nar, und nach Verfluß der letzten 38 Minuten, ziemlich beschwerlich im Thale Hinnom heraufgestiegen, traten wir, etwas zerstreut, aber alle wohl aufrecht, in das Jaffator der Stadt. Der Rückflug von Mar Saba bis Jerusalem dauerte 3 Stunden 35 Minuten; im Anfange war heute mein Fußwerk nicht das beste, später jedoch recht befriedigend. Mein Mundvorrath, kurz das ganze Gepäcke eilte mir richtig voran, und ich vergehrte das übrig gebliebene Stück Huhn, statt hungrig in Mar Saba, nun schon ziemlich gut wieder nachgenährt in Jerusalem.

Es wird mir vergönnt seyn, die Fehler, die bei der Anordnung der Reise begangen wurden, zu Belehrung künftiger Reisenden zu recapituliren. Am ersten Tage hätte man abredegemäß des Morgens aufbrechen sollen, wodurch eine Stunde Zeit gewonnen worden wäre. Am Jordan dürfte ein stündiger Aufenthalt genügen. Bei dieser Ersparniß von beinahe drei Stunden würden wir noch vor Einbruch der Nacht in Mar Saba eingetroffen seyn. Da diese Jahreszeit erlaubt bei Tage zu reisen, so hält für den Wißbegierigen die Verantwortlichkeit etwas schwer, wenn er dazu auch die Nacht benützt. Ungerechtet dieser nicht zu läugnenden Fehler, welche der Anordnung der Reise anklebten, ungerechtet ungünstiger Umstände, welche, abhängig von jenen, das topographische Forschen begleiteten, glaube ich mit dem Ergebnisse gleichwohl einigermaßen zufrieden seyn zu dürfen. Rolle ich die Karte von Berghaus vor mir auf, so sehe ich auf dem durchwanderten Bezirke von Bethanien an nur die Namen: „Hatrun (Aduumin), Nebbi Musa, Wadi Kilb, Elisäbrunnen; bei Jericho Ain Elisha (und) Ain Sultan, Richa, Gilgal, verfallenes Kloster Kherbet Jagun;“ auf Robinsons Karte liest man: „Khan Hudrur, Kafon, W. Kelt, Ain es-Sultan, Eriha, Gilgal, Kuhr Hajla, Ain Hajla (Bethhagla), Kuhr el-Yehud (Deir Mar Yohanna), Ain Zehair, Neby Musa, Ruhh Kunseiterah, Mar Saba, W. er-Rahib;“ auf der neuen Ritter'schen Karte (1842) finde ich nichts Neues, das jene des Amerikaners nicht enthielte, ausgenommen den Namen „Erith Fluß“ neben Wadi Kelt. Ich habe nun genau den Standpunkt der topographischen Kenntnisse von dieser Gegend bezeichnet, wie er sich vor meinem Besuche derselben darbot, vorausgesetzt, daß seit Robinson oder Ritter nichts mehr geleistet wurde, und daß einer Vergleichung des bisher Gethanenen mit meinen topographischen Bemühungen dürfte wohl unschwer die Thatsache sich ergeben, daß das Privilegium, welches das wenig gehörte Album zwischen Bethanien, Jericho, dem Jordan, dem Nordende des todten Meeres und Mar Saba auf den Landkarten genoß, neuerdings geschmälert worden sey. Es wäre seltsam, daß man mit Feder und Linie sich an dieses der Stadt Jerusalem so nahe gelegene Album selten wagte, wenn man nicht wüßte, daß es von den Reisenden von jeher für unsicher gehalten wurde, und daß sie, oft Nachts, vom Bir el-Ehyob nach Jericho oder umgekehrt, oder auf der Mar-Saber-Straße hinwegeilten. Gewöhnlich gelangten die Reisenden so zu sagen, in zwei Schritten von Bethanien durch wüste Berge nach Ain es-Sultan oder Jericho, und selbst in der neuesten Zeit wurden, meines Wissens, genaue Routenschilderungen vermißt.

Bigote, der spanische Schnurrbart.

(Aus Ford: Gatherings from Spain.)

Schon der Name des Schnurrbarts in Spanien und der Ursprung dieses Namens hat etwas eigenthümliches. Das Wort ist teutschen Ursprungs und nur eine spanische Corruption des teutschen Fluchs: bey Gott! was sehen aus den Zeiten Carls V — oder in Spanien Carls I — stammt. Die freien Reiter, die Carl V nach Spanien begleiteten und mit ungeheuren Anhängseln ihrer Mannhaftigkeit ausgerüstet waren, fluchten wie ächte Reiter — (wir Landsatten sagen bagazen, fluchen, wie ein Bootsknecht) — und gaben sich ein großes Ansehen, was ihren spanischen Gefährten, die eine gar gute Meinung von sich und einen gehörend starken Haß gegen ihre fremden Bundesgenossen hatten, gar nicht anstand. Die furchtbaren Schnurrbärte fielen ihnen eben so auf, wie

Digitized by Google

die nach seltsamem Tone, welche unter denselben hervor in ihre Ohren drangen. Da sie einen scharfen Sinn für das Lächerliche und eine höchst eriemalische Vorneigung für Spottnamen hatten, so bezeichneten sie die furchtbaren Schmurdarite mit dem oft gehörten „hey Gott!“ und nannten sie Bigotes. Seit dieser Zeit sind indeß die Bigoten in Spanien selbst sehr beliebt, ihr Tragen jedoch gesetzlich auf das Militär beschränkt, dessen meiste Generale — ihr Name ist bekanntlich Legion — sehr zärtlich ihren Schnurrbart pflegen und das Rasirmesser mehr als den Säbel fürchten. Als der tapfere Duale die spanische Flotte vor Cadix verbrannte, sagte er darüber, „er habe dem König von Spanien den Schnurrbart versengt.“ Zuvano hielt es in neuerer Zeit für eine hinreichende Strafe, wenn er einem baskischen Rebellen seinen Bizeo abschneiden und ihn selbst dann losließ, um die andern zu schrecken. Majasal, der bekannte Seeräuber und Mörder, der durch die vortrefflichr Unbestimmtheit des englischen Gesetzes zu Exeter dem Galgen entging, brachte seinen im Gefängniß gewachsenen Bart bei seiner Rückkehr nach Barcelona der heil. Jungfrau als Dankopfer für seine Befreiung dar. Viele spanische Civilisten und Militairiter ahmten inzwischen ihren transpyrenäischen Brüdern nach, und ließen den Schnurrbart so kräftig wachsen, daß Ferdinand VII endlich ein königl. Decret gegen sie schleuderte, das sie von der Erde der Hathinsel hinwegfegen sollte. Der Versuch die alten spanischen Mäntel zu tragen, hatte seiner Zeit dem König Carl II beinahe die Krone gekostet, und das Decret seines unglücklichen Enkels, der die Bärte zu tragen befahl, wurde, wie die meisten neuern spanischen Decrete einen Monat lang, weniger 29 Tage, gehalten, und dann wie noch mehr andere Dinge, als feierliche Verträge, Verfassungen, Staatsparteien u. s. w. zu Fidibus verwendet.

Die jüdischen Secten in Rußland.

Dritter Artikel.

3. Die Kabbalisten.

(Fortsetzung.)

Zugleich mit den Sogaristen bildete sich im Schooße des Rabbinismus noch eine andere, aus dem Kabbalismus entsprungene Secte, die aber durch die Zahl ihrer Mitglieder viel bedeutender wurde, als die Sogaristen, nämlich die Chasidim. Von den alten Chasidim, welche schon in den Büchern der Makkabäer erwähnt werden, war schon früher die Rede. In frühern Zeiten nannten sich so Leute, welche durch das Studium der Kabbala in nähern Verkehr mit dem Reich der Geister und der Gottheit selbst zu kommen suchten, und dieß Studium mit einer vollkommenen Lossagung von allen weltlichen Beschäftigungen und Vergnügungen, mit der strengsten Erfüllung der kleinlichsten Vorschriften des Talmud und oft mit unglaublichen Bußübungen und Abtödtungen des Fleisches begleiteten. So waren aber nicht die Chasidim, welche zugleich mit den Sogaristen entstanden. Denselben Zweck, wie die ersteren, nämlich Heil im künftigen Leben und größte Wohlfahrt auf dieser Erde durch die Beschauung der Gottheit glaubten sie viel leichter und bequemer durch andere entgegengesetzte Mittel zu erreichen, nämlich durch einen blinden Glauben an ihre Zaddik, wie sie ihre Vorsteher nennen, und eine unbeschränkte Ergebenheit gegen dieselben, durch den größten Eifer und vollständige Enthaltsamkeit, zur Zeit des Gebets und des Hinstehens zur Beschauung Gottes, von allem Aeußern, selbst von ihrer eigenen Persönlichkeit, und endlich dadurch daß sie sich in der übrigen Zeit eine ruhige und fröhliche Stimmung des Geistes erhielten, als unerläßlichen Schutz gegen alle die Gesundheit der Seele störende innere und äußere Aufregungen und als das beste Mittel zur Erhaltung der Fähigkeit, sich zur Anschauung Gottes zu erheben. Diese Lehre wurde in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Umlauf gesetzt, durch einen gewissen Israel mit dem Beinamen Baal-Schem, der Wunderthäter [1] oder abgekürzt Besht, und dankte sein Daseyn den Bemühungen, dem Sabbatai-Zewismus entgegenzuwirken, der nach und nach die Juden mit dem vielen von ihnen verhaßten Christenthum versöhnte. Der Beschreibung des Lebens und der Thaten Besht's, welche im J. 1814 zu Berdytschew erschien, stellt diesen Wunderthäter dar als den großen Auserwählten Gottes, welcher schon in seiner Jugend durch das Studium der Kabbala einen solchen Grad von Heiligkeit erlangt hatte, daß er von Gott Zutritt zum himmlischen Rath erhielt, und dadurch in den Stand gesetzt wurde, durch seine Vorbrache Einfluß auf die Entscheidungen dieses Gerichts über die menschlichen Angelegenheiten zu erlangen, d. h. bei der Vollstreckung derjenigen mitzuwirken, welche er nach seinem Ermessen gut fand, und diejenigen zu hindern, welche er schlecht erachtete. [2] Im männlichen Alter bewirkte er durch seinen Eifer für Gott den himmlischen Rath — so berichtet seine Lebensbeschreibung — die wunderbarsten Heilungen, machte unfruchtbare Weiber fruchtbar, erweckte Todte, befreite die Seelen der Verdammten aus der Hölle, gab den Blinden das Gesicht zurück, machte Lahme und Taube, und bewirkte viele andere Wunder. Der Hauptschauplatz seiner Thaten und seiner Predigten war Medzybez in Podolien. Sein Erfolg war ungewöhnlich groß; trotz aller Bannflüche und Verfolgungen, womit die rechtgläubigen Rabbiner nicht sparsam waren, um die Ausbreitung der Lehre Besht's zu verhindern, erhielt er doch in kurzer Zeit eine Menge Anhänger, welche sich alsbald zu einer besondern Secte ausbildeten, sich über das ganze damalige Polen, die Walachei und Moldau verbreiteten und etwas später auch nach Galizien und Ungarn drangen. Bei dem Tode Beschts, der im J. 1760 erfolgte, betrug ihre Zahl schon über 40,000. Der Keraer dieser Secte waren und sind zwei von dem Gründer verfaßte Werke: Sepher Chamidet und Sebaeth Ridschi. Unter seinen Schülern, welche in der Folge ihren Lehrer viel an Charlatanismus übertrafen, zeichneten sich besonders drei aus: R. Ber aus Medzyez, R. Mendl aus Przemysl und R. Malch Lazarsich. Als nach dem Tode Beschts seine Kinder wegen Unfähigkeit oder aus irgend einer andern Ursache die Leitung der väterlichen Secte nicht behaupten konnten, [3] zerstreuten sich seine Schüler in ganz Polen, was zwar zur Verbreitung der Lehrsätze der Secte beitrug, aber auch die ursprüngliche Einrichtung ihrer Verwaltung veränderte. Die Chassidim waren nach der Lehre Beschts verpflichtet, in allen ihren Angelegenheiten, geistlichen und weltlichen, der Leitung des Oberhaupts der Secte, des Zadik, [4] sich zu unterwerfen, den sie als den Stellvertreter Gottes auf Erden betrachten sollen. Besht selbst war während seines Lebens der Zadik gewesen. Als dieß Haupt nicht mehr am Leben war, wiederholte sich bei den Chassidim die Erscheinung, welche sich 2000 Jahre früher im macedonischen Reiche gezeigt hatte. Wie nach Alexanders Tode seine Statthalter das von ihm gegründete Reich zerstückelten, und jeder sich zum unabhängigen Herrscher in seiner Statthalterschaft machte, so eigneten sich auch die vornehmsten Schüler Beschts, jeder in dem Orte und in dem Kreise, in welchem er sich niedergelassen hatte, die Leitung der daselbst wohnenden Chassidim zu. Jeder nahm auch zugleich den Titel Zadik an, und damit gingen auch die mit diesem Titel verbundene Vorrechte, z. B. der Einfluß auf die Verrichtungen des himmlischen Gerichts u. s. w. auf sie über. Diese Verwaltungsart besteht in der Secte noch jetzt.

(Schluß folgt.)

[1] Baal Schem bedeutet eigentlich dem Worte nach so viel als „Herr des Namens“. Dieser Beiname wurde Israel, so wie auch einigen praktischen Kabbalisten vor ihm gegeben in Folge der Ansicht seiner Anhänger, daß er „vermittelst des großen kabbalistischen Namens Gottes“ Wunder wirken könne. Nach dem absurdesten Namen „Beschts“ beschäftigte man nachher seine Anhänger mit dem Namen Beschtianer.

[2] In dem Kriege, welche die Russen unter der Kaiserin Anna mit den Türken führten, war durch den himmlischen Rath der Erfolg den letztern zuerkannt worden, und wenn demnach der Sieg dem russischen Heere blieb, so verdankten sie das, wie Besht behauptete, seiner Vorsprache.

[3] Die Machtommen Beschts leben noch jetzt, und werden von den Chassidim sehr in Ehren gehalten.

[4] Zadik bedeutet im Hebräischen der Gerechte. Diesen Titel nahm Beschts an, um einen andern als den eines Rabbinats oder Hachams zu haben, womit die übrigen Juden ihre Gesetzlehrer bezeichnen. Er that dieß nach dem kabbalistischen Satze, daß „der Gerechte die Erlösung der Welt ist.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 63. 15. März 1847.

Bilder vom Kaukaſus.

(Mitgetheilt von Rudolph Kalemann.)

In Protſchno-Okop am Kuban traf ich am 10 November ein: ich eröffne meine Berichte mit der Erzählung der vielbeſprochenen Schickſale des Baron Turnau, der bei den Abaſſechen lange Zeit Gefangener geweſen war. Eines Morgens, es war der 12 November 1838, rief mir der General (Saß), den Schlafrock nur leicht umgeworfen, mit freudeſtrahlendem Geſichte die Worte entgegen: Turnau iſt frei und wird in wenigen Stunden hier ſeyn. Aslan Gire nämlich, ein früher friedlicher, doch wieder abtrünnig gewordener Kabardinerfürſt, hatte vor 26 Monaten ſich zum Führer des Herrn v. Turnau durch die Abaſſechengebirge erboten, woſelbſt der letztere als Capitän beim Generalſtabe einen Plan der Gegend zu entwerfen auf Befehl des Kaiſers vom General beauftragt worden war. Doch kaum auf feindlichem Boden angelangt, hatte ihn Aslan-Gire an die Abaſſechen verrathen und in ſtrenger Gefangenſchaft gehalten, für ſeine Auslöſung 30,000 Silberrubel fordernd. Zu dieſem Treubruche ſpäterhin noch manche Bedrückung und Miſſethaten gegen ſeine Verwandten hinzufügend, war er der Blutrache der letztern verfallen, die ihn auch von den Händen dreier Fürſten erreichte, welche ihn mit drei Piſtolenkugeln und einem Dolchſtoße durchbohrten und jetzt zum General kamen, um ihm das Geſchehene zu berichten und ſeine Entſcheidung über Schuld oder Unſchuld zu erwarten. Schnell die Verhältniſſe überblickend und ſie zu Turnau's Befreiung benutzend ſprach er das letztere über ſie aus, bewilligte ihnen den ungeſtörten Beſitz aller Ländereien des Getödteten und beſchenkte ſie nicht bloß ſelbſt, ſondern ſtellte ſie auch dem General Grabbe in Stawropol zur Belohnung vor, von wo ſie auch mit einem Brillantringe und Geldgratificationen beſchenkt zurückkehrten. Der Kopf Aslan-Gire's dagegen wurde vom Rumpfe getrennt und als warnendes Beiſpiel ſeines Treubruchs auf einen Pfahl geſteckt. Das von dem General durch vielfach geſchickt geſchlungene Fäden eingeleitete Werk der Befreiung war endlich zur zweifelloſen Gewißheit gefördert worden, ſo daß er ſchon ſeit mehreren Tagen mit der geſpannteſten Ungeduld einer beſtimmten Nachricht hierüber entgegen ſah. Dieſe ward ihm denn auch heute früh durch die Sendung eines Nogaierfürſten, Timbulat Kara Murſin, mit der Anzeige, daß Turnau bereits mit ihm die feindlichen Gränzen vor 2 Nächten glücklich überſchritten habe und nur 18 Werſt von hier entfernt ſey. Der General beſchenkte den Boten als den Ueberbringer einer ſo frohen Botſchaft reichlich mit Geld und Tuch zu Kleidern und warf ſich ſogleich in ſeine Kalesche, um Turnau ſelbſt entgegen zu eilen. Nach ein paar Stunden fuhr der Wagen vors Haus, wo der General in froher, glücklicher Stimmung die kleine blaſſe Figur, die in ſchmutziger Abaſſechentracht neben ihm ſaß mehr hebend als leitend zuerſt in die ſtarken Arme ſeines Befreiers Timbulat legte, und ihn ſogleich dann, ſeine ſchwankenden Schritte unterſtützend, unſern erſten herzlichen Begrüßungen entgegen führte. Selten wohl ſind dieſe bei gegenſeitig wohlthuenden Gefühlen in größerer Spannung beim erſten Begegnen gewechſelt worden. Turnau iſt noch benommen vom Genuſſe der lange entbehrten Freiheit; — die laute ſeiner vaterländiſchen Sprache, die nach 26 Monaten zum erſten Mal ſein entwöhntes Ohr treffen, verwirren ihn; — es dünkt ihn ſeltſam, wie jene mit anſcheinend bewunderungswürdiger Geläufigkeit den Lippen der Gegenüberſitzenden entſtrömen; — er ſelbſt in halbzerlumpter Abaſſechentracht, mit einer Pelzmütze auf dem durchwühlten Haare, eine abgebärmte, blaſſe, kleine, faſt zitternde Geſtalt; — er entſchuldigt ſeinen Anzug formwährend beim General, während dieſer mit einer Stimme, welche vor Rührung bebt, ſich an dem willkommenen Gaſte in hundert Liebkoſungen und Neckereien erſchöpft; — daneben die ſchöne Athletengeſtalt des Tſcherkeſſenfürſten, in immer gleich ruhiger Haltung, jedoch dann und wann mit einem Anfluge von Mitgefühl, deſſen er ſich trotz ſeines Stoicismus nicht entſchlagen kann — alles dieſes gewährt ein Bild, das ſich mit unauslöſchlichen Farben dem Gedächtniſſe einprägte. Darauf wurde er in ein ſchon für ihn bereitetes Badezimmer geführt, wo er ſeinen hier zurückgelaſſenen Diener und ſeinen Mantelſack mit Uniform, Wäſche und allen lange entbehrten Sachen des Luxus und der Bequemlichkeit vorfand. Nach einigen Stunden kam er wie neugeboren wieder zum Vorſchein. Die ſchmutzige Abaſſechentracht war mit einem Militär-Surtout vertauſcht, der Kopf kurz geſchoren, da er nur ſo von Ungeziefer hatte können gereinigt werden, eine rothe Armeemütze, welche grell von ſeiner übrigen Kleidung und den weißen Zügen ſeines blaſſen Geſichtes abſtach, bedeckte ihn. Während jener lange dauernden Toilette berichtete der Nogaierfürſt dem General über den ihm gewordenen und glücklich vollführten Auftrag folgendes: Von letzterm in Kenntniß geſetzt, daß an Turnau bereits eine ſcharfe Feile zum Löſen ſeiner Ketten geſandt worden ſey, habe er, um den Schreck über Aslan-Gire's Ermordung bei den Abaſſechen zu benutzen, ſich ſogleich auf näherem Wege als die beiden gleichfalls zu dieſem Zwecke von dem General Abgeſandten dorthin begeben, um im Falle der Noth den wahrſcheinlich jetzt in der Verwirrung weniger Bewachten mit Gewalt zu befreien, oder im andern Falle ſich der Liſt zu bedienen. Nur auf letzterem Wege war es ihm

Digitized by Google

möglich gewesen: er stellte ihnen Turnau's sinkende Lebenskräfte, und mit diesen bei dem wahrscheinlichen Erfolge seines Todes den Verlust des Lösegeldes vor, bewirkte dadurch eine mildere Haft, konnte aber das gegen ihn aufsteigende Mißtrauen nicht eher beseitigen, als bis er sich bei den jetzigen weniger schlauen Wächtern mit seinem ganzen Reichthum verbürgte, daß der Gefangene keinen Versuch zur Flucht machen werde, worauf Turnau in eine geräumigere, zufällig etwas entferntere Wohnung gebracht wurde, aus der ihn Almbulat noch in derselben Nacht glücklich entführte. Dieser erhielt zur Belohnung 1500 Schafe, die der General auf seiner letzten Expedition von den Abassechen erbeutet hatte, so daß sie also ihren Verrath mit eigner Münze bezahlen mußten.

Almbulats Befreiungsbericht ergänzte späterhin Turnau selbst durch seine Erzählungen. Nach Aslan-Gire's Ermordung war er anfangs in noch engere Haft gebracht worden. Almbulat erschien ihm jetzt um so willkommner, als er ihn schon einmal vor Aslan-Gire's Verrath durch die Gebirge geleitet hatte. Seiner Umsicht verdankte er es auf der Flucht, daß er glücklich durch einen Trupp rückkehrender Abassechen entkam. Turnau's Lage war bei dem abermaligen Mißlingen seiner Flucht um so gefährlicher, da schon zweimal im vorigen Sommer die Bemühungen des Generals und Turnau's beabsichtigte, fast schon gelungene Flucht vereitelt worden waren, das erstemal in der nämlichen Nacht, als er seine Ketten mit der ihm gesandten Feile bereits gelöst hatte, das zweitemal kurz vor dem Ueberschreiten der feindlichen Gränze, nachdem Turnau schon mit seinen Begleitern zwei Flüsse durchschwommen und sich in dem letztern mehrere Stunden bis zum Kopfe in den Fluthen verborgen gehalten hatte. Dann sey seine Haft auch jedesmal strenger geworden, man habe ihn in ein andres etwas entlegeneres Haus gebracht, und ihn daselbst in einem dunklen aus 6 Fuß im Quadrat haltenden Loche mit einer schweren Kette am Halse und an den Füßen an die Wand geschmiedet. Ob nun aus Furcht vor seinem Tode und dem daraus entspringenden Verluste des geforderten Lösegelds oder aus andern Gründen sey später seine Haft gemildert, zuweilen ihm sogar fast völlige Freiheit in der frischen Luft und im Ergehen auf dem Rasen des Hofraums gestattet worden. Scheinbar unbewacht habe er sich an dem ungewohnten Anblicke der spielenden und tanzenden Mädchen des Aule erfreut. Von einer dieser Schönheiten sey er einer anfangs bloß stiller Berücksichtigung, dann aber des Vorschlags gewürdigt worden, seinen Glauben abschwören, mit dem muhammedanischen ihre Hand annehmen und so als willkommner Gast und Freund unter seinen jetzigen Feinden leben zu wollen. Es habe wohl alle Energie des Willens dazu gehört, einer so lockenden Versuchung bei so drückenden Verhältnissen Standhaft zu widerstehen. In stets wechselnder, zuweilen mitderer, meist aber immer strenger Haft seyen ihm alle Bequemlichkeiten durchaus abgegangen. Seine Hände habe er nur durch das Waschen mit Tabacksasche vor Ausfaß schützen können. Die elendeste Kost, größtentheils Fleisch und Brod ohne Salz, sey ihm mehr eine Pein als stärkende Nahrung gewesen. In dieser Abgeschiedenheit sey ihm bloß die Anwesenheit des Kaiserd in hiesigen Gegenden, aber nicht einmal Rosens Abdankung bekannt geworden. Dagegen habe man ihm die Verwundung des Generals in einem frühern Gefechte im Triumphe erzählt, wofür die Abassechen in ihrem heiligen Walde Dankopfer und Gebete veranstaltet, daß die bestimmt tödliche Wunde sie von ihrem gefürchtetsten Feinde befreien möge. Den beabsichtigten Besuch des bei den Abassechen sich aufhaltenden Engländers Bell habe er aus politischen Gründen abgelehnt, daher weder ihn, noch Jemanden andres gesehen, mithin seyen alle frühern Zeitungsnachrichten über ihn theils nur Vermuthungen, theils auf sehr unzuverlässigen Quellen geschöpft. Nur das sey wahr, daß man ihn wie jeden Europäer für einen Arzt gehalten habe, der bei ihnen zuweilen die Pocken mit Erfolg geimpft.

Aus Turnau's Erzählung entnehme ich noch Folgendes über die Abassechen: sie sind eine der mächtigsten noch feindlichen Völkerschaften und um so schwerer zu behandeln, weil sie keine allgemeine Verwaltung haben, sondern ihre zahlreichen, durch ihre natürliche Lage in dichten Waldungen und hohen Gebirgen beschützten Dörfer von einzelnen Häuptlingen vertheidigt werden, die nicht allgemeinen Einfluß genug besitzen, um die ganze Nation nach Einer Richtung hin zu bestimmen. Daher mag es auch kommen, daß meistens nur kleinere Abtheilungen einen Ueberfall versuchen, der aber selten ausgeführt wird, da des Generals zuverlässige Kundschafter ihn immer noch zeitig genug davon in Kenntniß setzen. Turnau ist zuweilen selber Zeuge von ihrer Wuth gewesen, wenn sie einen ihrer geheimen Pläne verrathen und zerstört sahen. Einmal setzte er sich ihrem Mißhandlungen, da sie ihn für die Ursache des Verrathes hielten, mit einem aus dem Kamine gerissenen Holzbrande zur Wehr. Bei einer andern Gelegenheit hatten sie gedroht, ihn umzubringen, wenn sie nicht das geforderte Lösegeld erhielten, er aber hatte geantwortet: der Kaiser werde keinen Rubel für ihn zahlen, und ihn nicht einmal gegen ein altes Weib austauschen, weil er genug Officiere und noch bessere besitze, die ihn schon rächen würden. Dieser Muth und diese energische Sprache muß auf die Achtung der kräftigen Naturmenschen günstig gewirkt haben, denn nach diesen und ähnlichen Scenen wurde seine Lage nicht drückender gemacht. Einmal, als er die Kanonen des Generals mit klopfendem Herzen schon donnern hörte, brachte man ihn eiligst noch tiefer ins Gebirge nach einem andern Dorfe, er hat aber überall bei dem Wechsel seines Aufenthalts einen ehrenvollen Empfang im Besuchzimmer entgegen genommen, wo man für ihn Teppiche oder Kissen am Kamine ausbreitete, während seine Begleiter so lange vor ihm stehen blieben, bis er sie zum Sitzen genöthigt. Der Schmutz seiner Kleidung und die mangelhafte Nahrung ohne Salz sind ihm dagegen immer die drückendste Pein gewesen, der um so weniger abzuhelfen war, da der Mangel an Salz überall im Gebirge vorherrschend ist und für die Dauer das stärkste Zwangsmittel zur Unterwerfung werden kann, wenn, wie es jetzt mit möglichster Strenge geschieht, der Schleichhandel mit diesem wichtigen Artikel jedem friedlichen und feindlichen Schmuggler ernstlichst erschwert wird.

Nächst diesem Mangel hat Turnau bis auf einen größern oder geringern Reichthum von Schafen und Hornvieh überall bei dem Wechsel seines Aufenthalts die nämliche kärgliche Einfachheit der Speisen, so wie fast überall gleiche häusliche Verhältnisse und Einrichtungen gefunden. Die Freiheit der Vielweiberei wird von ihnen nach dem Vermögen benutzt. Während ein reicher Mann mehrere Weiber besitzt, die in verschiedenen Häusern wohnen, begnügt sich der Arme gemeiniglich mit zwei Weibern, lebt aber auch mit diesen nie in dem nämlichen Gebäude. Eben so speisen die Weiber gewennt von ihren Männern. Des Tages sind sie außerhalb des Dorfes mit Jagd und Beutemachen beschäftigt. Bleiben sie einmal zu Haus, so liegen sie in träger Ruhe unter einander und vertreiben die Zeit mit

Digitized by Google

Plaudern, aber nie in Gesellschaft ihrer Weiber. Nur des Abends besuchen sie diese, indem sie in der Regel bei der einen sich nicht länger aufhalten als bei der andern, es sey denn, daß eine vorherrschende Neigung des Mannes die eine begünstigen oder bei entstandener Unzufriedenheit die andere vernachlässigen läßt. In letzterm Falle hat der Mann auch das Recht, die Ueberlästige oder Unverträgliche zu ihren Eltern zurückzusenden, dann aber ist er verpflichtet, ihrem Eingebrachten noch einiges Werthvolle hinzuzufügen, wodurch denn seine Ehe nach einem mündlichen Gerichte vor dem Effendi für aufgelöst und die Frau für frei erklärt wird. Ist dieß nicht auf jenem Wege oder durch den ausgesprochenen Willen des Mannes vor seinem Tode geschehen, so bleibt die Frau, wenn dieser erfolgt ist, verpflichtet, den Bruder oder nächsten Verwandten des Verstorbenen zu heurathen, sobald dieser sie zum Weibe begehrt. Die Mädchen werden von ihren Eltern gegen ein Handgeld verhandelt und genießen unerbrauchter einer viel größern Freiheit und selbst Achtung, als die eingekerkerten Weiber, welche nie öffentlich unverschleiert erscheinen, während ersteres, namentlich am Beiramsfeste, welches gleich nach den Fasten drei Tage lang dauert, sich mit Spiel und Tanz im Kreise der jungen Männerwelt vergnügen und unverschleiert mit jedem, auch dem Fremden, sprechen und sogar das Dorf verlassen dürfen. Sie müssen aber auch die schwerern häuslichen Arbeiten verrichten, während die Weiber in ihren stillen Abgeschiedenheit sich nur mit feinen Handarbeiten in Silber und Seide beschäftigen, indem sie z. B. Treffen und Besätze zu ihren und ihrer Männer Kleidungen verfertigen, mehr um die tödtende Langeweile zu vertreiben als etwas Nützliches zu schaffen. Und dennoch mögen sich viele aus ihrer Freiheit in den Ehestandskerker und andere wieder aus ihm heraus in die Freiheit sehnen: c'est donc partout comme chez nous!

Der General, immer genau und schnell durch seine Kundschafter von jeder Bewegung im Gebirge unterrichtet, hatte früher den Obersten Rolt und später seine eigenen Adjutanten auf verschiedenen Seiten mit einer Truppenabtheilung abgesandt, um den in unsere Gränzen beabsichtigten Einbruch einer kleinen, feindlichen Schaar zu hindern. Einige Tage darauf kam der Rapport über den Verlust, den der Feind an Menschen und Sachen erlitten, hier an, und unter den letztern auf einem zweirädrigen, mit Ochsen bespannten Karren ein Kasten, der eine Menge von erbeuteten Frauenputz enthielt. Der General ließ den ganzen Kram unberührt und versiegelt am andern Tage mit der Erklärung ins feindliche Dorf zurückschenden, daß er nur mit Männern, nie aber mit Weibern Krieg führe und ihnen daher ihre sämmtliche Habe unverkürzt zurückgebe; durch solche Handlungen müssen die Herzen für den General gewonnen werden, den sie als Feind zu fürchten, als Menschen aber zu achten vielfach Gelegenheit gefunden haben.

(Fortsetzung folgt.)

Fossile Straußeneknochen aus Indien.

In der Londoner geologischen Gesellschaft legte der Secretair im Auftrag des durch seine geognostischen Forschungen in Indien bekannten Dr. Falconer das unterr Ende des linken Mohrbeins eines riesenhaften straußenartigen Vogels aus den Sewalikbergen vor. Im Lauf der Discussion, welche über diesen interessanten Ueberrest der Vorwelt sich entspann, wurde bemerkt, er liefere einen neuen und sehr genügenden Beweis, daß die noch bestehende Fauna Afrika's ihre Repräsentanten in der erloschenen Fauna Indiens habe, was Dr. Falconers Forschungen bereits hinsichtlich des Cameleopardalis, Camelus, Elephas und Hippopotamus in sehr reichlichem Maße bewiesen hätten. Die Art, welcher dieser Knochen angehört, muß dem Dinornis casuarinus (aus Neuseeland) sehr nahe gestanden haben und wenn er nicht vollkommen mit dem Strauß identisch war, doch ihm sehr ähnlich gewesen seye. Hr. Gray fügte hinzu, daß dieß vollsommen fossilisirte Bruchstück wahrscheinlich das erste Beispiel an die Hand gebe, daß ein Vogel von dieser Größe zugleich mit dem Mastodon und der Riesenschildkröte vorkomme.

Die jüdischen Secten in Rußland.

Dritter Artikel.

3. Die Kabbalisten.

(Schluß.)

So unschuldig auf den ersten Anblick die oben angegebenen Grundlagen der Lehre Beschni, die erste ausgenommen, erscheinen, so haben sie doch in ihrer Entwicklung die verderblichsten Folgen nach sich gezogen. Die Herrschaft, welche die Zadiks sich zueigneten, war grämzenlos. Abgesehen davon, daß ihre Anhänger sie für fähig hielten, durch die bloße Kraft des Gebets selbst die unheilbarsten Krankheiten zu heilen, sie von dem drohenden Verderben zu retten und ähnliche Wunder zu thun, werden den Zadiks die unmäßigsten Rechte zugestanden, indem ihr Wille für den Willen Gottes gilt, und sie ihren Anhängern alle Sünden, welcher Art sie auch seyn mögen, erlassen können. Darum ist jeder Chassid verpflichtet, seinen Zadik mehr als alles in der Welt zu lieben, sich zu bemühen, ihm jede Gefälligkeit zu erzeigen, unbedingt alle seine Befehle zu erfüllen, sie mögen in den Augen anderer Leute so unredlich, schädlich, unsittlich und gesetzwidrig seyn, wie sie wollen; er darf keine eigene Meinung, kein eigenes Gefühl, keinen Willen haben, sondern muß ganz im Sinne und Willen des Zadiks leben. Der Zadik kann also dem Chassid nicht bloß die Sünde des Mords verzeihen, sondern ihm auch den Mord anbefehlen, und der Chassid ist verpflichtet, unbedingt den Befehl zu erfüllen, wobei er vor seinem Gewissen völlig im Rechte bleibt. Das einzige, was diesem Missbrauch der Gewalt der Zadiks entgegenwirken könnte, ist die Bildung seiner Untergebenen, aber unter den Chassidim kann keine Bildung aufkommen; jede Beschäftigung mit Wissenschaften ist ihnen nicht nur als eitel und unnütz verboten, sondern auch als verderblich für die Gesundheit der Seele, und wer sich damit abgibt, gilt für einen Ketzer. Er darf auch nicht einmal Sprachen lernen, ja es ist ihm Sünde, einen Blick auf ein Buch wissenschaftlichen Inhalts zu werfen. Und in welchen Händen befindet sich diese grämzenlose Gewalt über Geist und Körper der Chassidim, wer waren und sind die göttlichen Häupter der Sekte? Größtentheils Leute mit natürlichen Anlagen, aber roh, ungebildet, [1] Leute, die ihre Stellung durch Hauchelei, Gewissenlosigkeit und eine praktische Kenntniß des menschlichen Herzens erlangt haben. Zadik kann jeder werden, der einige talmudistische und kabbalistische Kenntniß, dabei einen gehörigen Vorrath von Schlauheit, List, Keckheit und Ausdauer in Verfolgung seiner Plane hat. Obwohl bei Erscheinung eines neuen Zadiks im Gebiet eines andern häufig Feindschaft unter beiden entsteht, so wird doch diese Feindschaft alsbald beschwichtigt durch andere, bei der gemeinsamen Sache interessirte Zadiks, und noch hat sich kein Anlaß zur Spaltung ergeben. Die Zadiks gelten natürlich insgesammt für schuldlos, denn man betrachtet ihre Unsinnigkeit als Folge der Sünden des Volks, und schiebt sie den Hasse des Satans zu. Auf denselben Satanas wird dann auch die Schuld gewälzt, wenn die Gebete des Zadiks sich unwirksam zeigen, denn der Satan schnappt sie auf dem Wege zum Himmel weg.

Die Zadiks haben seinen bestimmten Lebensunterhalt; man nimmt an, daß sie das Volk nach dem Willen Gottes und nur aus reiner Liebe zu ihnen Schutzbefohlnen lenken, aber die freiwilligen Gaben und Geschenke dieser letztern, die sich um Rath und Fürbitte in allen Angelegenheiten des Lebens an sie wenden, gewähren ihnen überflüssig die

[1] Nicht weit von Schitomir lebte vor kurzem ein Zadik, der so unwissend war, daß er nicht einmal seinen eigenen Namen schreiben konnte. Ein anderer in Galizien stieg vom Katheder zum Zadik auf.

Digitized by Google

Mittel nicht bloß in Ueberfluß zu leben, sondern auch bedeutende Capitalien anzulegen. Jeden Sabbath versammeln sich Aeltere die Gemeindeglieder bei ihrem Zadik, bringen ihm Speise und Trank, und schmausen oft bis nach Mitternacht. Bei diesen Versammlungen werden Lieder kabbalistischen Inhalts in Halbchaldäischer Sprache, größtentheils von J. Lurie verfaßt, gesungen. Der Zadik improvisirt über verschiedene, ihm von den Anwesenden bezeichnete Stellen der heil. Schrift, bemüht sich sie in ein Ganzes zu vereinigen und seine Kenntnisse, seinen Scharfsinn und seine Stehergabe zu zeigen, endlich verfallen alle mit Hülfe von Weib und Beamtenwein in begeisternde Betrachtungen. Außerdem durchwandert der Zadik einigemal im Jahr seinen Bezirk, und zwar in Begleitung von Schaaren aus seiner Gemeinde.

Um zur Zeit des Gebets den Geist zur Betrachtung der Gottheit zu lenken, und ihn von allem Aeußern, das ihn verwirren kann, auch von sich selbst abzuziehen, gebrauchen die Chassidim mehrere ihrer Meinung nach dazu besonders wirksame kabbalistische Mittel; sie ertheilen sie beim Gebet einen furchtbaren Lärmen, schreien, klatschen in die Hände, springen und neigen sich nach allen Seiten und machen alle Arten von Grimassen und convulsivischen Bewegungen. Ihre Gebetbücher sind gegenwärtig nicht dieselben, wie bei den übrigen deutschen und polnischen Talmudisten, sondern sie richten sich meist nach den orientalischen Juden, bei denen viel kabbalistischer eingedrungen ist; besonders Achtung genießt bei ihnen in dieser Beziehung das von dem früher erwähnten Schabbatai-Zewisten Nathan Benjamin verfaßte Gebetbuch. In die gewöhnlichen Synagogen gehen die Chassidim ungerne; wo ihrer nur zehn zusammenwohnen, da errichten sie unwandelbar ihr eigenes Gebetzimmer.

In Betreff des dritten Artikels ihres Glaubensbekenntnisses, daß man nämlich den Geist in steter Ruhe und Fröhlichkeit erhalten müsse, suchen die Chassidim so viel möglich den Geist der Genossenschaft unter sich aufrecht zu halten, weshalb sie sich auch die heiligen Brüder nennen, versammeln sich öfters zum gemeinsamen Mahl, wozu gleichfalls das Gebetzimmer dient, halten sich fern von allem Wissen und aller Forschung, bringen ihre Zeit in Unthätigkeit hin, machen sich durch starke Getränke, namentlich Meth und Branntwein lustig, wozu sie auch vorschriftsmäßig bei jedem Kummer ihre Zuflucht nehmen. Darum haben sie sich auch von allen äußern Gebräuchen, von allen lästigen talmudistischen Vorschriften losgemacht, da sie dieselben mit einer so tiefen Ehrfurcht der göttlichen Natur, wie sie bei ihnen sich findet, nicht verträglich halten. Den Talmud lesen sie wenig oder gar nicht, der einzige Gegenstand ihres Studiums[1] außer den Büchern Beschts und seiner Nachfolger ist der Sogar.[1]

Man braucht gar nicht zu sagen, welchen verderblichen Einfluß eine solche Lehre und eine solche Organisation der Secte haben mußten. Der größte Vertheidiger alles dessen was an den Juden schlecht ist, Benaventura Mayer, auf dessen Unparteilichkeit man darum in diesem Punkte sich verlassen kann, sagt über die Chassidim in Rußland: „die Wohnungen der Chassidim sind größtentheils unbeschreiblich unrein, die Männer beschäftigen sich gewöhnlich mit Nichts und überlassen die Sorge um ihren Unterhalt den Weibern, die auch alle Geschäfte und Arbeiten besorgen. Die Frau sitzt in der Bude und treibt Handel, geht auf den Markt, kauft und verkauft, der Mann geht, wann er Morgens aufgestanden ist, sogleich ins Bad und bleibt dort zwei bis drei Stunden mit der Pfeife zwischen den Zähnen und in nichtigem Gespräch mit seinen Bekannten. Nach dem Bade gegen zehn Uhr liest jeder ein Gebet, dann trinken sie gewöhnlich Branntwein auf den Grund der Worte des hundertsten Psalms: „Dienet dem Herrn mit Freude.“ Hierauf gehen sie nach Haus um zu frühstücken. Alle, denen das Nichtsthun besser gefällt, sammeln sich nach dem Frühstück wieder in ihren Clubs, schwatzen und trinken wieder. So bringen sie jeden Tag hin. Sie verheurathen sich gewöhnlich mit 12 bis 13 Jahren, selten später.“ Durch gleiche Vorzüge zeichnen sie sich auch in Oesterreich aus. Aeußerste Rohheit, Unwissenheit, furchtbarer Aberglaube, Ungeselligkeit, frechste Lügen, die größte Gewissenlosigkeit, die unverschämteste Spitzbüberei, Neigung zur Faulheit und Völlerei bilden allenthalben ihre hervorstechenden Eigenschaften.[1] Indeß wurden fünfzig Jahre nach Beschts Tode die Anhänger dieser Lehre auf eine halbe Million geschätzt, wovon wahrscheinlich eine bedeutende Anzahl auf Rußland kommt. Hier gibt es fast allenthalben Chassidim, doch sind sie am zahlreichsten in den Gouvernements Wolhynien, Podolien, Kiew, Poltawa, Jekaterinoslaw, Cherson, Mitersk, Mohilew, Tschernigow, und in der Provinz Beßarabien. In den letzten drei Gouvernements ist die Richtung der Chassidim mehr speculativer als enthusiastischer Art, wie in den übrigen. In Poltawa, Jekaterinoslaw und Cherson sollen sich die Chassidim durch besondern Unsinn und tiefe Rohheit auszeichnen.

Die rasche Verbreitung des Chassidismus trotz der Hindernisse, welche ihnen theils von Seite der am Talmud hängenden Rabbiner, theils von Seite der Regierung entgegengesetzt wurden, erklärt sich, wie S. Maimon sagt, „sehr genügend aus der Neigung zur Unthätigkeit und zum beschaulichen Leben bei denjenigen Juden, die von Jugend auf dem Unterricht entzogen wurden, durch die Trockenheit und Unfruchtbarkeit der rabbinistischen Lehre, durch die Langeweile des vorgeschriebenen Ceremoniells, dessen Last durch die neue Lehre erleichtert wird, und endlich durch die Befriedigung, welche die Neigung des Volks zum Ueberschwenglichen und Wunderbaren findet.“ Gut wäre es, wenn es nur auch so leicht wäre, Mittel zegen die weitere Demoralisation der Chassidim zu finden, und aus diesen unnützen schlechten Menschen wenn auch nur erträgliche Mitglieder der Gesellschaft zu machen.

Zum Schlusse bemerken wir noch, daß man zu den kabbalistischen Secten auch diejenige zählen muß, welche nach den Angaben B. Mayers in einigen Kreisen von Litthauen banet und Chabad heißt. So viel man aus dem genannten Schriftsteller entnehmen kann, ist diese Secte ein Zweig der Chassidim, der am Ende des vorigen Jahrhunderts entstand; sie zeichnet sich vor den übrigen Chassidim, von denen sie gehabt wird, durch ohne Vergleich größere Bildung ihrer Mitglieder und durch die Forschungen in der kabbalistischen Lehre nach der Schule Kordueros aus, während die Chassidim die Commentarien Lurias verziehen.

Buddhistische Ueberreste in Indien.

Oberst Sykes hat in der Versammlung der asiatischen Gesellschaft ein Schreiben von Capitän Kittoe verlesen, der Nachforschungen in der Umgegend von Gyah einem der alten Sitze des Buddhismus, gemacht hatte. Er hatte eine Menge Inschriften gefunden, und von andern tiefer innen im Lande gehört. Buddhistische Bauten hatte er nicht zu Gesicht bekommen, aber eine Menge ausgehauener Steine, welche er für Miniatur-Tschaityas hält: der Seckel dawon ist ein Cubus, auf dem eine Halbkugel liegt, aus der ein Obelisk aufsteigt. Auf jeder der vier Seiten ist ein Bild Buddha's in verschiedenen Stellungen. Nicht blos in Behar, sondern auch in Gattak finden sich solche ausgehauene Steine, die genau der berühmten Pagode von Nangun gliehen, wo fünf Haare Buddha's als Reliquien aufbewahrt werden. Viele dieser Steine sind ausgezeichnet schön bearbeitet. Auf einem derselben findet sich die gewöhnliche buddhistische Glaubensformel. Oberst Sykes bemerkt, diese Tschaityas seyen wahrscheinlich Abbildungen der Heiligthümer, welche der chinesische Reisende Fa-Hian im fünften Jahrhundert in Indien fand, und meint, sie bestätigten den damals herrschenden Glauben an vier Buddhas, welche dem Sakya vorangegangen. Capitän Kittoe meint, der Tempel zu Gyah sey noch 600 Jahre alt und für die gemeinsame Andetung Buddha's und Siva's erbaut worden; er hofft die Amalgamation der Secten durch die Sculpturen nachweisen zu können, und macht Anstalt Zeichnungen davon zu entwerfen. (Athen. 27 Febr.)

[1] Nach Beicht kamen als die bedeutendsten Schriftsteller dieser Secte Nachman, Mataoh und Salomo Lonzer. Die exegetischen Werke der Chassidim sind größtentheils niedergeschriebene Improvisationen der Zadik. Es finden sich darin kräftige Gedanken untermischt mit dem größten Unsinn.

[1] Mit Ausnahme von Amsterdam, wo zu dieser Secte ausgezeichnetich nur die gehörten und reichen Leute gehörten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 64. 16. März 1847.

Ueber einige Alterthümer in Algier.

4. Philippeville.

Das alte Rusicada [1] lag an der Mündung eines Thals, das von schroffen Höhen eingeschlossen war, und dieß Thal stand mit einer Ebene in Verbindung, die von einem jetzt Saffaf genannten Flusse bewässert war. [2] Aber Rusicada hatte keinen natürlichen Wasserlauf, denn die Alten tranken aus Gesundheitsrücksichten das Flußwasser nicht, und beobachteten in Afrika diese Regel mehr als sonst irgendwo. Die Ruinen der Cisternen von Rusicada bestehen noch, bis auf die letztern Zeiten aber wußte man durchaus nicht, wie sie gespeist worden waren; die einen meinten sie hätten sich durch jetzt verlorene Quellen, die andern, sie hätten sich durch den Regen gefüllt. Dieß letztere war am wahrscheinlichsten, da aber jede dieser Cisternen mehrere tausend cubische Metres groß war, so begriff man kaum, wie der Regen reichlich und lang genug fallen konnte, um sie zu füllen.

Jetzt weiß man, daß die großen Cisternen von Philippeville auf einerlei Weise gespeist wurden, so daß sie von einander abhingen. Die, welche nahe an der Küste, nicht weit von dem Place Royale, und die welche in dem mächtigen Unterbau eines alten Gebäudes sich finden, erhalten ihre besondere Wassermasse eine nach der andern. Die schönsten und best erhaltenen Cisternen aber finden sich am Berg, und sie bestehen aus fünf großen, oben offenen Sälen, die durch Arcaden unter einander in Verbindung stehen. Man hat große Arbeiten unternommen, um die Quelle, die man nur abgeleitet glaubte, zu entdecken, aber die Bauingenieure haben sich endlich überzeugt, daß die Cisternen durch ein Dammwerk, das in einem der höhern Thäler ist und den Namen Bu Merkt führt, gespeist wurden. Eine große Menge Zuflüsse vereinigt sich in diesem Thal; die Cisterne ist in fünf Abtheilungen getheilt, damit das Wasser Zeit habe sich zu setzen und zu reinigen. Im ersten Saal hat man mehrere Backsteinpfeiler bemerkt, die ihn in zwei Theile schieden. Wahrscheinlich waren diese Pfeiler bestimmt, einem Gitter Halt zu geben, das Holzstücke, Kiesel und andere Unreinigkeiten aufhielt. Das Wasser schlug sich also im ersten Saal nieder, und kam in den zweiten, nachdem es einen ersten Reinigungsgrad überstanden hatte. Der letzte Saal war der der Vertheilung, und mit ihm standen alle die Leitungsröhren in Verbindung.

Die äußere Mauer des Saals steht mit einem runden Thurm in Verbindung, dessen Gebrauch noch nicht recht festgestellt zu seyn scheint. Nach genauer Untersuchung glaube ich die Ansicht aussprechen zu können, daß hier eine Wasserausgleichung war, deren Mechanismus mit Hülfe eines Flößers in Gang gesetzt wurde. Der Flößer, ohne Zweifel eine hohle Bronzekugel, war an einem Hebel festgemacht, der mit seinem andern Ende die Kette einer Wasserthüre hielt, welche den Ausgang des Vertheilungssaals schloß. Sank der Flößer, so drückte er den Hebel, der auf der andern Seite die Wasserthüre in die Höhe hob, stieg er, so fiel die Wasserthüre durch ihr eigenes Gewicht; so lange der Thurm voll war, stand der Flößer hoch und die Wasserthüre war geschlossen; war das Wasser im Thurme erschöpft, so fiel der Flößer, die Wasserthüre öffnete sich und ließ das Wasser herein. Dieß stoß dann in die innern Cisternen, die gleichfalls in mehrere Säle getheilt waren und fast alle noch so gut erhalten sind, daß man sie leicht wieder herstellen kann. Die Cisternen der untern Stadt sind gewölbt und völlig geschlossen; sie sind aus Backsteinen gebaut, die eine in rechten Winkeln herumlaufende Mauer von zwei bis drei Metres Dicke bedecken. Wenn die Verwaltung dieß System der Cisternenspeisung wieder herstellt, wird sie nicht nur Philippeville einen großen Dienst erzeigen, sondern auch eine interessante Anwendung von der Hydraulik der Alten machen. Man hat in diesen Bauten keine bestimmte Anzeige der Zeit gefunden, in der sie aufgeführt wurden, nach der Bauart kann man indeß vermuthen, daß sie sich aus der Zeit von Septimius Severus oder Adrian herschreiben.

Das Amphitheater, das Theater und mehrere andere Gebäude sind in einem mehr oder minder verwitterten Zustande, zeigen aber doch noch Ruinen, die nicht ohne Interessen sind. Man hat im verstoffenen Monat Mai bei den Nachgrabungen am Cisternenberge drei Marmorstatuen entdeckt von schöner Ausführung; zwei scheinen Bilder von Senatoren, sie sind mit der Toga bekleidet, und haben ein mit zusammengerollten Manuscripten versehenes Scrinium zu ihren Füßen. Die Ausführung des Kopfes steht der der Füße nach, eine Bemerkung, die man

[1] Die Peutingersche Tafel gibt Rusicada den Namen einer Colonie. Die Entfernung dieser Stadt von Cirta (Constantine), die Plinius auf 45 röm. Meilen feststellt und die zahlreichen zu Ellida, jetzt Philippeville, aufgefundenen Inschriften beweisen die Identität dieser Stadt mit Rusicada. Nach Gesenius käme der Name Rusicada von dem phönicischen Ras Jekadah, wörtlich „Feuerhaupt," was darauf hindeuten würde, daß hier ein Leuchtthurm stand, um den Golf von Stora zu erleuchten.

[2] Wenn man die nothwendigen Arbeiten unternimmt, um das elende Baschirnerwerk von Philippeville durch einen passenden Damm zu ersetzen, so würde man wohl in der Bay Uebereste finden, die einst dem alten Rusicada angehörten. Mehrere alte, vom Meer aus Ufer geworfene Grundstücke beweisen, daß das Meer in der Bay vorgerückt ist. Diese an verschiedenen Orten der alten Küste, namentlich zu Bon, dem alten Tenis, beobachtete Erscheinung scheint die Folge einer Senkung des Landes zu seyn.

Digitized by Google

häufig an alten Statuen machen kann. An der dritten, die eine weibliche Statue ist, fehlt der Kopf; die Anordnung der Draperien ist minder correct als an den beiden ersten. Ein über die Brust gebogener Arm und eine Hand, welche eine Pflanze hält, mahnen an die oft nachgeahmte Stellung der Ceres.

Die Umgebungen von Phlippeville zeigen noch eine Anzahl anderer Ueberreste des Alterthums, namentlich aus der Gattung der Gräber. Man hat mehrere Marmorsarkophage gefunden, die alle das Sinnbild der Christen tragen, gewöhnlich haben sie aber keine Inschriften.

Bilder vom Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Heute, es war der 30 November, besuchte uns ein feindlicher Abassecke, Namens Omar, der uns zu unserer Ueberraschung in französischer Sprache anredete. Er war als Kind in die Gefangenschaft der Türken gerathen und von diesen an den Pascha von Aegypten verhandelt worden, wo er bis zu seinem Jünglingsalter eine Anstellung bei dem Harem der Frauen des Pascha's erhielt. Als dieser später Anlagen bei ihm entdeckte, schickte er ihn über Marseille nach Paris in die polytechnische Schule. Hier hatte er sich der französischen Sprache bemächtigt, Theater und Museen besucht und es sich auf Kosten des Pascha's vier Jahre lang sehr wohl gefallen lassen. Dennoch konnten diese empfangenen Wohlthaten seine Sehnsucht nach den vaterländischen Gebirgen nicht schwächen. Er wandte sich daher an die russische Gesandtschaft, die es auch dahin vermittelte, daß er auf Kosten der Regierung von den Pyrenäen in sein kaukasisches Vaterland zurückgesandt wurde, indem man hoffte, er würde aus Dankbarkeit seine Landsleute für die Russen umzustimmen suchen. Statt dessen gab aber Omar zum zweitenmale den Beweis, daß die Pflichten der Dankbarkeit ihn weniger zu fesseln vermögen, als der angeborene, nicht einmal durch Gewohnheit geschärfte Instinct nach heimathlicher, ungebundener Freiheit, der er alle Vortheile des Luxus und der Bequemlichkeit willig opferte, um in den eigenen Hütten seines Volkes Mangel und Beschwerden aller Art zu erdulden. Er sprach über seine Hin- und Herreise und seinen Aufenthalt in Paris in ziemlich geläufigem Französisch recht interessant. Der General besitzt ein paar Briefe von ihm, in welchen er ihn um die gütige Zurücksendung einiger französischen Bücher bittet, die der General bei dem Ueberfalle eines Abassechendorfes erbeutet hatte. Als er scherzend zu ihm sagte, daß er sich eigentlich fürchten müsse, da Omar einen Dolch und ein geladenes Pistol im Gürtel trage und ein Abkef oder Ueberläufer geworden sey, antwortete dieser etwas empfindlich: mes armes ne seront jamais chargées pour vous! Auf die Frage des Generals, ob man ihn nicht schon wieder im Gebirge erwarte, bemerkte er eben so fein als geschmeidig: on n'y vous attend pas, mais on vous craint toujours! Man schlug ihm vor, er möge zur Ausfüllung seiner müssigen Zeit den Versuch machen, Memoiren über den Wechsel seiner Lebensverhältnisse zu schreiben, er erwiederte aber etwas ironisch, daß er Papier und Tinte nicht leiden könne. Bei Tisch aß er von allen Speisen und trank auch mehrere Gläser Wein, während die übrigen Asiaten, die hier zum Besuch kamen, nie einen Platz bei Tisch einnahmen und stets vom General in einem benachbarten Hause bewirthet wurden, indem er ihnen ein lebendiges Schaf oder eine Kuh ꝛc. übergeben läßt, aus denen dann ihre Diener das Mahl für sie bereiten. Gegen Abend verließ uns Omar, um in seine heimathlichen Gebirge zurückzukehren. Da bei den hiesigen Völkerschaften die Gastfreiheit außerordentlich geachtet ist, so hätte er bei einem etwaigen Besuche des Generals diesen eben so sicher ziehen lassen, als er es seinerseits gewiß seyn konnte, da der General sich die schonende Beobachtung der geringsten Gebräuche und Sitten seiner friedlichen und feindlichen Nachbarn zur strengsten Pflicht gemacht und gerade dadurch ihr unbedingtes Vertrauen erworben hat.

Ein neues Jahr bricht mit dem 1 Januar 1839 an; Officiere in verschiedenen Uniformen melden sich zur Gratulation beim General, der aber leider krank ist und zu Bett liegt. In dem Gewühle der Kommenden sehen wir den Obersten Rott an der Spitze von 100 Mann Kubanischer Linienkosaken in die Festung sprengen und sich unter den Fenstern des Generals aufstellen, der General aber kann wegen seines Unwohlseyns die Kosaken nicht sehen. Da schlägt und Rott vor, außerhalb der Festung ihren militärischen Spielen im Schießen und Wettrennen zuzusehen; ein Adjutant des Generals war so artig, und zu dieser kurzen Fahrt seinen bereits angespannten, eleganten Wagen anzubieten, aus welchem wir den zwar bekannten, aber doch immer neues Interesse gewährenden Anblicks jenes Kampfspieles genießen konnten, das die Leichtigkeit der starken, muthigen Pferde, so wie die graciöse Geschicklichkeit der kräftigen Reiter in doppelt gefälligem Bilde zusammenstellte. Abends kleine Gesellschaft beim General. Es wurde auch über die Art und Weise gesprochen, mit welcher Rußland die hiesigen eroberten Länder zu behandeln pflege. Man rämmte ein, daß es zuvörderst in löblicher Weise bemüht sey, Sitten, Gebräuche und Religion der kaukasischen Völker zu erhalten. Gruſiens ausblühender Wohlstand sey der beste Beweis von der milden Verwaltung. Die unbedeutenden Abgaben wurden lobend hervorgehoben. Kurzum, diese Gespräche veranlaßten den Fürsten Odojewsky die Eroberung Gruſiens in schwungvollen, russischen Versen zu besingen, aus denen ich hier einige als Proben prosichno-ekopscher Poesie in der Uebersetzung hersetze:

Mädchen mit dem schwarzen Augen, Mädchen mit den dunkeln Locken
Gruſiens! — Glanz und Milde ergeugten dich'
Leidenschaftlich, ärtlich schmachtend athmest immer
Schöner Reize du! sie sich entzücken mich'
Trübet dich Gruſiniens
Einsamkeit der alten Zeiten?
Viele, viele nach die freiten,
Nur der Kief ist dir nach Sinn,

Siehe, da schreitet er: über die Schultern in Pracht
Wallet die üppige Fülle der hellblonden Locken,
Flammen sprühet das Auge, wie Sterne der Nacht
Seiner Stimme Hall, wie Gelände der Glocken,
Stolz, so schreitet er her, ohne Schwert ohne Schild,
Nur von der linken Hand
Wiegt das Purpurgewand,
Weit wie die Steppe die Brust, feisch wie der Schnee sein Bild.

Mit der Rechten drehet der Held
Kräftig und stark die Axe der Welt.

Kennst du die Liebe im Süden? — verwegen
Zieht sie müde des Harrens dem Freier entgegen.
Wirft von der Thüre den Schleier zurück,
Schaut in die Ferne mit schmachtenden Blick,
Dort am Fuße des Kaukasus am frischen Abhang
Harret des Bräutigams sie.

Digitized by Google

Wild wie des Terek schäumende Wogen
Kommt im Entlecken der Feier gezogen,
Ganz ist er Feuer, ganz ist er Luft,
Eitermilch drückt er die Braut an die Brust,
Und da sie die Ringe freundlich sich boten,
Athmet beglückt sie den Geist der Verlobten ꝛc.

Heute, es war der 6 Januar, also am heiligen Dreikönigs- oder Jordansfeste, sahen wir von den hohen Festungswällen der Ceremonie der Wasserweihe des Kubanß zu. Die Procession zog zu unsern Füßen dahin und schien uns wegen der großen Tiefe auch kleinen Figuren zu bestehen, das Gebet der Priester und das Gemurmel der Menge drang nur in einzelnen Lauten zu uns herauf. Unter den asiatischen Gästen, die an dem heutigen Tage zum Theil aus weiter Ferne gekommen waren, um dem Generale ihre Aufwartung zu machen, befand sich auch ein Sultan mit zahlreichem Gefolge. Als ich in das Cabinet des Generals trat, saß er vor dem Bette desselben auf einem Diwan. Er hatte einen weißen Turban auf, den nur diejenigen Mohammedaner tragen dürfen, welche eine Wallfahrt nach Mekka gemacht. Ich nahm meinen Platz an dem Fußende des Betts ein. Als ich späterhin wieder beim General eintrete, sagte mir dieser, der Sultan sey darüber verwundert gewesen, wie ich als Befehlshaberer die liegende Stellung des Jüngern im Bette habe gestatten und zu den Füßen desselben einen niedrigern Platz als er, der Sultan, habe einnehmen können. Der General hatte diesen Mangel an schuldiger Rücksicht durch seine Krankheit entschuldigt, und nur als Ausnahme von der allgemeinen Regel seinem vornehmen Gaste zu bezeichnen für gut befunden, indem für die an diesen Förmlichkeiten strenge haltenden Asiaten die Erklärung von ungezwungenen europäischen Sitten nur ein Eingeständniß unserer mangelhaften Civilisation gewesen wäre. Ich sprach dagegen meine Verwunderung über die im Verhältniß zu seinem zahlreichen Gefolge ausnehmend geringe und durch keine Abzeichen erkennbare Kleidung des Sultans aus. Der General belehrte mich hierüber durch folgende Erklärung: die Sultane sind Abkömmlinge der frühern regierenden Chane der Krim, die sich bieher flüchteten, ansiedelten und auf den Trümmern ihres frühern Reichthums eine mäßige Wohlhabenheit entsalten. Bloß in Rücksicht auf ihre Abstammung nehmen alle bei der vorherrschenden Ehrfurcht für altfürstliche Geschlechter die Beweise der höchsten Ehrfurcht entgegen, und nie wird ein Sultan, wenn er auch arm ist, die seiner Geburt schuldige Berücksichtigung vermissen, überall den Ehrenplatz einnehmen und jeder Tischerlesse ihm den Steigbügel halten, wenn sein Gast ihn wieder verläßt. Dagegen fühlt dieser sich wieder verpflichtet, der angererbten Würde seines Ranges nichts zu vergeben, und von Kleidern und Waffen als lohnende Anerkennung der ihm gewordenen Gastfreundschaft und Gefolgschaft so viel zu verschenken als er gerade besitzt oder entbehren kann. Mancher reiche, aber geizige Sultan mag seine besten Sachen als verborgene Schätze bewahren und der minder Begüterte seine bis auf die Zahl des Gefolges ärmliche äußere Erscheinung als schweigende Aufforderung benutzen, ihm seine Gaben durch wenn möglich größere Gegengeschenke zu erstatten. Ueberhaupt aber ist die asiatische Sitte der Geschenke für jeden Vornehmen und Höherstehenden etwas sehr Beschwerliches und Kostspieliges. Da aber jene durchaus üblich ist, so hat auch die russische Regierung nicht angestanden, dieselbe zu ihren Zwecken zu benützen. Jährlich erhält der General unter dem Titel „Geschenke an seine asiatischen Freunde und Untergebenen“ eine Menge zum Theil kostbarer, zum Theil geringfügiger Sachen, über die er, so wie über die gleichfalls in dieser Absicht zu seiner Disposition gestellten Summen Geldes ein genaues Buch führt. Ich sah, wie er in meiner Gegenwart Stücke Tuch, schöne Pelze, Uhren, seidene Stoffe und goldene Dosen vertheilte, welche die Beschenkten mit der scheinbaren Gleichgültigkeit in Empfang nahmen, die jeder Asiate in jedem Verhältnisse zu bewahren für unerläßliche Pflicht hält; innerlich aber ist Geldgier und Habsucht, die sie nur zu verstecken suchen, bei ihnen vorherrschend, und daß der General jene bei der Vertheilung der Geschenke zu seinen Zwecken zu benutzen weiß, läßt sich erwarten. Auch seinen zwecklos erscheinenden Spielereien liegt eine höhere Berechnung im Interesse seiner Verwaltung zum Grunde. So besitzt z. B. bei den Tscherkessen der allgemeine Glaube, der General besitze ein kleines Zauberhaus mit einem Fenster, in das er nur zu blicken brauche, um gleich alles zu sehen und zu wissen, was in den entfernetsten Gegenden des Gebirges vorfalle. Diese Zauberlaterne existirt hier wirklich in der Form eines kleinen Häuschens und besteht in einer camera obscura, welche die nächsten Gegenstände und alle Bewegungen der in gewisser Entfernung sich befindenden Personen im verkleinerten Maaßstabe so treu und überraschend wieder gibt, daß unmöglich der ungebildete Verstand der Asiaten die Ausdehnung oder den beschränkten Raum ihrer magischen Kraft richtig zu ermessen im Stande seyn kann. Vielmehr bestärkt jeder scheue Blick in diesen Herenkasten ihren Glauben an die Wunder, die sich ihrem erstaunten Auge in so getreuer Darstellung von Gegenden, Farben, beweglichen Personen und Gegenständen darbieten. Der General weiß denselben in Folge seiner zuverlässigen Nachrichten über die geringste Bewegung des Feindes im Gebirge und durch die schleunigste Vereitelung ihrer Pläne geschickt zu erhalten. So hatte namentlich die Kunde von einem beabsichtigten Ueberfalle oberhalb der Laba dem General Veranlassung gegeben, dem Obersten Wasmurd, welcher jener Gegend zunächst in der Festung Labowska wohnt, den Befehl zu ertheilen, jenen feindlichen Plan zu vereiteln. Heute erhielt er den Rapport über die vollkommen gelungene Ausführung seines Befehls nebst der Sendung von sechs todten Körpern und vier Gefangenen; unter den erstern befand sich die Leiche eines feindlichen Sultanssohnes, der sich gegen den Willen seines Vaters dem Zuge anschloß, aus dem Gefängnisse, in welchem ihn jener zurückhielt, entsprang, und jetzt seinen Tod mit vielen Wunden bedeckt fand. Der Körper zeichnete sich durch kräftigen und regelmäßigen Bau vor den übrigen Leichnamen aus und wurde auf Befehl des Generals seinem alten Vater zur ehrenvollen Bestattung ohne Lösegeld zurückgegeben, ein Act der schonenden Milde, der gewiß weit größern als bloß pecuniären Gewinn tragen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Sturts Entdeckungsreise im Innern Australiens.

Wir haben zwar im vorigen Jahre (N. 191) diese Reise im Allgemeinen berührt, da sich aber theils einige kleine Unrichtigkeiten eingeschlichen haben, theils die Nachricht überhaupt mangelhaft war, wenigstens über den zweiten und wichtigern Theil der Reise, so theilen wir hier diesen letzten Bericht, wie er in der Versammlung der geographischen Gesellschaft in London am 22 Februar vorgelesen wurde, mit, da man daraus eine genaue Ansicht über den Zustand des innern Landes von

Digitized by Google

Australien, wenigstens in dieser Richtung unternehmen kann, und derselbe auf den Plan Leichardts, falls dieß gewagte Unternehmen zu keinem sichern Ende geführt wird, ein großes Licht wirft, und zeigt, welchen Umweg derselbe gegen Norden nehmen muß.

Capitän Sturt hatte unter 29° 40′ 11″ S. B. und 141° 31′ O. L. v. G. ein Depot angelegt, es begann aber an Wasser und Lebensmitteln zu fehlen, deßhalb sandte er ein Drittheil seiner Mannschaft unter der Führung von Hrn. Poole zurück. Dieser kam auf der Rückreise gleich den Tag, nachdem er Capitän Sturt verlassen hatte, am Springen eines innern Blutgefäßes. Die Leute aber kamen nach Adelaide zurück, während Capitän Sturt und seine Abtheilung ihren Weg ins Innere fortsetzten. Das Depot, von dem sie aufbrachen, befand sich am Ostabhang der Gie-Carlingkette [1] in einem Flußthal zwischen zwei Hügelreihen. Der Wasserablauf ging gegen Ostsüdosten, und trotz der großen Entfernung von der Meeresküste, betrug die Höhe über dem Meere doch nicht mehr als 300 Fuß. Capitän Sturt zog nun vorerst 62 Meilen weit nach Nordwest, da er aber den Terrenofse zu treffen wünschte, so beg er nach Südwest um, und kam, nachdem er 69½ Meilen weit über ein flaches Land mit langen, von Südwest nach Nordost laufenden Sandrücken gezogen war, an das breite, trockene, sandige Bett eines ausgedehnten Sees. Es schien etwa 12 Meilen breit, dehnte sich gegen Süden unabsehbar aus, und beg sich dann wieder westlich und nördlich in der Richtung, welche Hr. Eyre dem Torrensfse gegeben. Er befand sich jetzt unter 29° 15′ 5″ S. B. und 139° 38′ O. L. Das Bett des Sees war Sand und Salz mit Streifen von Thon und Gyps; obwohl anscheinend trocken, war der Boden zu weich, als daß man das Niederschreiten hatte wagen können; auch entstieß er einige Stellen mit dunkler blauem Salzwasser. Da das Land äußerst dürr und ohne anderes Wasser war, als einige vom Regen zurückgebliebene Pfützen, das Land gegen Norden und Nordwesten aber noch unzugänglicher sich zeigte, so ging Capitän Sturt an seinem Depot zurück, setzte dieß in Vertheidigungsstand, und brach am 14 August neuerdings in nordwestlicher Richtung auf. Die Hitze war groß, das Land eine todte Fläche, mit Sandrücken, Steinen und Kalkgerölle (nodules) wie man sie an der fossilienreichen Formation am Murray findet, bedeckt; auf 66 Meilen kein anderes Wasser als zwei faulende Pfützen. In dieser Entfernung erst kam er an ein mit Wasser gefülltes Loch in einer Vertiefung des Landes, dessen Abfall noch immer gegen Süden ging. Als er in dieser Richtung weiter ging, fand er Vertiefungen mit einem Abhang gegen Süden und Westen, aber mit sehr schlechtem Wasser; der Boden war da und dort mit Salzpflanzen bedeckt und von Salzlagunen, dürren Stauden und hie und da von einem Buchsbaumwäldchen durchschnitten. Als die Reisenden eines dieser letztern im Rücken hatten, sahen sie vor sich nichts als 40 bis 100 Fuß hohe Rücken von feurigrothem Sand, die auf einander folgten, wie Meereswellen; sie waren mit einem beschaffenen, verschlungenen Gras bedeckt, das den Pferden äußerst lästig fiel, weßhalb sie auch nach 16 Meilen völlig erschöpft waren.

Am nächsten Morgen zogen sie durch ein kleines steiniges Thal, worauf sie wieder Gras und Wasser fanden. Vor ihnen breitete die Ebene sich aus, wie ein dunkler, finsterer See, der von Südwest nach Nordost mehr als die Hälfte des Gränzorts einnahm; sie war dicht mit Steinen bedeckt, die aus Bruchstücken von verhärtetem Quarz bestanden, welche aber durch Reiben abgerundet waren; sie lagen ziemlich gleichförmig über die Oberfläche hin, und waren dick mit Eisenoxyd überzogen, was der ganzen Ebene ein rothbraunes, purpurfärbiges Ansehen gab. Die Pferde ließen auf diesem Boden keine Spuren hinter sich, auch war kein einziger Gegenstand sichtbar, auf dem der Blick hätte haften können. Wie auf einem Meerschiff war der Compaß der einzige Führer. Nachdem dieser Strich zurückgelegt war, kamen die Reisenden zu einem mit Knöterich (polygonum orientale?) bewachsenen Fläche, die etwa 2 Meilen breit, wie ein Gürtel sich durch die Steinwüste hinzog. Die nächste Ebene die zu durchziehen war, glich einem Stück ganzflüchten Landes, über welches Wasser hingeströmt war und sich allmählich gesetzt hatte. Es war wie ein See von Erde, besen zusammengebackene, zum Theil gefurchte Fläche nicht ein Blättchen Gras, nicht einen Stein zeigte. Endlich entdeckte man einen einsamen Klumpen Bäume und einige Hügel im fernen Norden; bei den Bäumen fand sich eine kleine schlammige Pfütze. Die Hügel aber, die nur durch die Lichtbrechung näher gerückt waren, verschwanden und einige andere, war ein ununterbrochner Horizont wie auf dem Meer. Die Richtung der Hügel hatte man indeß beobachtet und erreichte sie auch am folgenden Tage, sie waren aber nichts als eine Wiederholung der oft schon getroffenen furchtbaren Sandrücken, die auf dieser Seite der Steinwüste begannen, wie sie auf der andern geendet hatten, so daß nur eine breite Oeffnung von fünfzig Meilen dazwischen blieb; sie liefen nordwärts ins Innere hinein, ohne in ihrer allgemeinen Richtung auch nur um einen Grad sich zu ändern.

Der jetzt erreichte Punkt war unter 26° 15′ S. B. und 138° 48′ O. L. v. G. Capitän Sturt, und seine Gefährten kamen nun an einen offenen Buchsbaumwald, und in ein großes trockenes Flußbett, in welchem jedoch ein 24 Fuß tiefer und 8′ breiter Brunnen entdeckt wurde, augenscheinlich das Werk eines großen Stammes; er enthielt wenig Wasser; wohlbetretene Fußspuke führten von allen Seiten des Waldes dahin, aber keine Eingeborenen waren zu sehen. Papagaien, Cacatue und andere Vögel waren in Menge da und diese tauchten hinab in den Brunnen, um das leben erhaltende Element zu schauen. Jenseits dieses Waldes kamen die Wanderer auf eine Ebene, deren Oberfläche durch die Sonnenhitze dermaßen gesprungen war, daß die Pferde nur mit großer Schwierigkeit hindurchkamen. Immer noch ging es in nordwestlicher Richtung fort, und einige kleine Thäler wurden überschritten, in deren einem sich eine schmutzige Wasserspfütze fand. Mehrere Pferde erkrankten und schwollen unmäßig an, eine Rast von einem Tage stellte sie jedoch mit Ausnahme eines, welches starb, wieder her. Ihr Weg führte nun über weite Ebenen ohne alle Thalvertiefung, und das Land wurde je länger, je schlechter; es bestand aus hoben gebrochenen Sandrücken, mit sumpfigen Flächen dazwischen; eine dieser letztern ward nordwärts verfolgt, da die Reisenden seit zwei Tagen kein Wasser gehabt hatten und das Wetter unerträglich heiß war. Auf einer Strecke von 50 Meilen fanden sie nur zwei Pfützen mit schlammigem Wasser, dessen Thongehalt den Pferden am Munde kleben blieb. Endlich erreichten sie ein besser aussehendes Thal mit großen und ungewöhnlichen tiefen Pfützen zwischen denen schöne Grasebene sich ausbreiteten.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Nämlich von Adelaide aus gerechnet, also im Nordwesten des Darling. A. d. U.

Miscellen.

Der Abbé Paramelle setzt seine Arbeiten als Quellensucher fort; er hat kürzlich das Departement der Saone und Loire durchreist, und wird sich jetzt in die Vogesen begeben, wo 1373 verschiedene Bitten um Quellen eingelaufen sind. (Monit. industr. 4 März.)

Der Canis Megalotis lebend in England. Dieß Thier, auch Canis Zerda oder der Ambukel genannt, soll die jetzt nie lebend in England gewesen sein. Capitän Belcher erhielt ein Exemplar vom Cap und brachte es nach England, wo er es der zoologischen Gesellschaft für ihre Menagerie schenkte. Das Thier hat große Fledermausartige Ohren, woher der Name, und ist ein nächtliches Raubthier. (Athen. 27 Februar.)

Eisenbahn auf geneigten Flächen. Baron Seguier hat am 1 März vor der Akademie eine Probe seines Eisenbahnsystems mit einer Locomotive, die horizontale Bewegungsräder hat, gegeben. Alle Anwesenden konnten sich überzeugen, daß man steile Abhänge mit Leichtigkeit hinauf und hinabfahren könne, da das Festhalten der Bewegungsräder mit der Widerstandskraft des Wagenzugs im Verhältniß steht, und nie fehlen kann, und daß die verschiedenen Durchmesser der Bewegungsräder stets gestatten mit einiger Aufopferung der Geschwindigkeit eine verhältnißmäßige Anstrengung zu erlangen. (Moniteur industr. 4 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 65. 17. März 1847.

Das Eiſen in Frankreich.

Unſere Leſer werden ſich erinnern, daß wir ſchon im vorigen Jahre der Freihandelsbewegung wenig Erfreuliches weiſſagten, und die Ausſicht ausſprachen, daß vorerſt nichts geſchehen werde, als eine Verminderung im Eiſenzoll. Das Eiſen iſt das A und das O der Induſtrie von den mächtigſten Maſchinen bis hinab auf das unbedeutendſte Hausgeräthe, und der hohe Preis beſſelben drückt alſo auf das ganze Land mehr oder weniger. Man hat ſchon im Jahr 1825 berechnet, daß das Eiſen dem Lande durch den höhern Preis 30 Mill. zu viel koſte, und dieſe Summe iſt wohl durch den vermehrten Eiſengebrauch auf das doppelte geſtiegen. Man ſchlägt das Geſammtergebniß der Eiſeninduſtrie auf 150 bis 180 Mill. Franken an, und da die Preiſe in England um ein ſtarkes Drittheil, oft um die Hälfte und darüber billiger ſind, ſo kann man obige Schätzung recht wohl annehmen, um ſo mehr als auch die Regierung ſolche indirect beſtätigt hat, indem ſie im Jahr 1840, als Krieg drohte, den Dampfmaſchinen-Fabricanten für das verbrauchte Eiſen einen Zuſchuß von 30 Proc. zuſagte. Der Nachtheil für Frankreichs Induſtrie liegt aber nicht bloß in dieſem poſitiven Schaden, ſondern auch negativ in dem geringern Verbrauch von Eiſen überhaupt: England verbraucht bei einer um ein Drittheil geringern Bevölkerung viermal mehr Eiſen, und wenn man auch die Fortſchritte der engliſchen Induſtrie hiebei noch ſo ſehr in Anſchlag bringt, ſo würde doch wahrſcheinlich Frankreich, wenn der Preis des Eiſens dem in England ähnlicher wäre, wenigſtens das doppelte der jetzigen Maſſe conſumiren.

Gegen dieſe Argumentation läßt ſich wohl nicht ſehr einwenden, nur entgegnen die Vertheidiger der Nationalinduſtrie und des hohen Zolls, daß die franzöſiſche Eiſeninduſtrie durch den Schutz des Zolls auf ihre jetzige Höhe erſt gekommen ſey. Auch dagegen läßt ſich wenig einwenden, und die Frage kommt alſo auf den Mittelweg hinaus: iſt nicht der jetzige Zoll des Eiſens zu hoch, ſo daß er der Entwicklung der Induſtrie und dem Wohlſtand des Handels ſchadet? Dieſe Frage möchte leicht durch das Obige, daß das Land ſein nöthiges Eiſen um etwa 60 Mill. — die freilich den Eiſenhüttenbeſitzern nicht rein zu gute kommen — zu hoch bezahle, hinreichend beantworten ſeyn. Freunde und Feinde des Schutzſyſtems begehen gewöhnlich den Fehler, die Sache zu ſehr über Einen Leiſt zu ſchlagen, und den Schutz vorweg als ein Poſtulat des Beſtandes einer Induſtrie hinzuſtellen; man muß ſich aber nirgends mehr als in ſolchen praktiſchen Dingen vor der Syſtemſucht hüten. Wenn man die Spinnereien eines Landes, ſo wie deſſen Webereien beſchützen will, ſo liegt der Grund darin, daß man das Emporkommen, die noch ſchwachen Mittel gegen die Concurrenz der Starken ſchützt, die das Emporkommen verhindern würden, denn von den drei Erforderniſſen einer Induſtrie, Arbeitskraft, Geld und Erfahrung, fehlen dem neu auf den Schauplatz tretenden wenigſtens zwei, Geld und Erfahrung; der Fabricant weiß aber wohl, daß er mit ſeiner Waare endlich auf den Weltmarkt kommen, und ſomit die Concurrenz der andern, welche Vortheile auch dieſe haben mögen, ertragen muß; man ſichert ihm den heimiſchen Markt nur, damit er durch den Genuß deſſelben erſtarke und in den Stand geſetzt werde, die Concurrenz anderer zu ertragen. Das wird aber der Spinner und Weber nie im Stande ſeyn, wenn man ihm den Rohſtoff vertheuert, und dieß hat England in den letzten Jahren dahin gebracht, den Zoll für Wolle und Baumwolle im Betrag von 7 bis 800,000 Pf. St. aufzuopfern. Der Grundſatz, der ſich für den Schutz der Gewerbe ergibt, iſt demnach ſehr einfach, aber er iſt in Bezug auf das Eiſen ein ganz anderer. Wenn man nicht in Abrede ſtellen kann, daß ein Land unweiſe handelt, wenn es eine noch ſchwache Eiſeninduſtrie ſchutzlos einer übermächtigen entgegenſtellt, da ein jedes Land ſeiner Sicherheit wegen bis auf einen gewiſſen Grad die Eiſeninduſtrie bei ſich pflegen muß, ſo iſt das Eiſen ein zu nöthiges Bedürfniß für alle Induſtrien und faſt alle menſchlichen Arbeiten überhaupt, als daß ſie nicht ſämmtlich durch einen zu hohen Eiſenzoll leiden ſollten. Wenn ein Gewerbe gedeihen ſoll, darf man ihm die Mittel ſeines Gedeihens nicht unnütz vertheuern: das iſt der Standpunkt, auf den ſich die vernünftigen Freunde einer Handelsfreiheit in Frankreich, oder vielmehr eines ermäßigten Schutzzollſyſtems ſtellen, indem ſie verlangen, daß der jetzige Eiſenzoll um die Hälfte ermäßigt werde.

Es hieße in die Kraft und Solidität der franzöſiſchen Eiſeninduſtrie ein ſehr geringes Vertrauen ſetzen, wenn man behaupten wollte, daß ſie durch eine ſolche Ermäßigung, welche die Preiſe zwiſchen England und Frankreich noch bei weitem nicht gleich ſtellen würde, einen weſentlichen Nachtheil erleiden könnte. Einen Theil des ihnen entgehenden Gewinns würde der ſtärkere Abſatz, einen andern größere Sparſamkeit und Sorgfalt in der Betreibung des Geſchäfts wieder erſetzen, einen nicht unbedeutenden Theil aber müßte die Ermäßigung des Brennmaterials beitragen, und die Abſchaffung des Kohlenzolls müßte einer Ermäßigung des Eiſenzolls vorangehen. Der Einfuhrzoll auf den metriſchen Centner Kohlen iſt auf der ganzen Nord- und Nordweſtküſte Frankreichs 50 C. von dem metriſchen Centner,

Digitized by Google

auf den meisten andern Punkten des französischen Gebiets 30 C.,[1] an beiden Orten zahlt aber der Centner noch 50 C. Differentialzoll, wenn die Kohle auf fremden Schiffen eingeführt wird, was bei der Inferiorität der französischen Schifffahrt größtentheils der Fall ist. Das ist mehr als die Kohlen an und für sich kosten, denn bei dieser schweren Waare macht der Transport und nicht der Kostenpreis die Hauptsache aus; wird der Transport vollends durch solche Zölle vertheuert, so erleidet die Consumtion einen um so stärkern Verlust. Dieser hohe Zoll ist um so unerklärlicher, als die ganze Nord- und Nordwestküste Frankreichs nur wenig eigene Kohlen hat, und dem Bedürfniß bei weitem nicht genügen kann. Daß die gegenwärtigen Kohlenbergwerksbesitzer unmäßige Gewinnste machen, zeigt nicht nur das Steigen ihrer Actien, so weit die Gruben als Actienunternehmungen betrieben werden, sondern auch der Vergleich zweier Kohlenlager, die wirklich in Concurrenz treten, des belgischen Kohlenlagers bei Mons und des französischen bei Valenciennes. Der Kohlentransport von Mons nach Paris ist um ein Fünftel theurer, als von Valenciennes nach Paris, und zudem haben erstere auch noch einen Zoll, freilich einen verhältnißmäßig niedrigen von 15 Cts. vom Centner zu bezahlen; dennoch ist es bekannt, daß die Kohlenbergwerksbesitzer von Mons sehr gute Geschäfte machen, und man kann demnach leicht abnehmen, daß der Gewinn der Kohlenbesitzer von Valenciennes noch viel bedeutender seyn muß. Die französischen Grubenbesitzer würden somit durch gänzliche Freigebung der Concurrenz nur einen sehr unbedeutenden Verlust erleiden, und auch dieser würde ihnen wahrscheinlich sehr schnell durch den vergrößerten Absatz ersetzt werden. Zudem müssen sich die neuern Eisenbahnunternehmer jetzt auch auf die Seite derjenigen schlagen, welche eine Aufhebung des Kohlenzolls verlangen, denn nicht nur ihr Verbrauch bei den Eisenbahnen selbst, sondern auch ihr Gewinn bei dem Transport ist dabei betheiligt. So sind jetzt verschiedene der großen Industrien mit einander in einen Kampf der Interessen verwickelt, und dieser kann die gute Folge haben, daß der Vorläufer einer Ermäßigung der Eisenzölle, die Abschaffung der Kohlenzölle, durchgesetzt wird, die Kohlenbergwerks- und Waldbesitzer mögen sich auch noch so sehr dagegen stemmen. Die Regierung will aber vorerst aus Scheu vor dem politischen Schaden, den sie in der Kammer erleiden würde, nichts von allem dem hören.

Bilder vom Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Zu einer ähnlichen Handlungsweise fühlte sich der General aufgefordert, als er den ersten Tag nach einer Krankheit dazu benutzte, auf der Hauptwache 11 Tschirkessengefangene in Augenschein zu nehmen, die ihm von einem andern Commando zugeschickt worden waren. Sie bestanden größtentheils aus Kindern von 6 bis 12 Jahren, jungen Mädchen und Weibern; unter letzten sah ich ein altes Mütterchen, dessen kraftlose und zitternde Gestalt den General so rührte, daß er ihr sofort die Freiheit gab und einigen Soldaten befahl, sie in die feindlichen Berge zurückzuführen, da ihre wankenden Schritte sie nicht den weiten Weg in die für ewig verloren geglaubte Heimath zurücktragen konnten. Bei dem Schicksale der übrigen Gefangenen mußte leider das durch ihre Jugend und ihr Geschlecht doppelt angeregte Gefühl des Mitleidens der Stimme der Pflicht weichen, da letztere die nutzlose Freilassung der Tschirkessen nicht erlaubte, vielmehr ihren Austausch gegen russische Gefangene als unerläßlich gebot. So wurden sie denn sämmtlich einem Armenier übergeben, der diesen Menschenhandel im Gebirge treibt und vorläufig schon die Zahl der russischen Gefangenen gegen die verbürgte Rückgabe der ihm überlieferten Tschirkessen bedungen und verabredet hat. Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein alter, russischer Soldat erbandelt, der bereits 30 Jahre in der Gefangenschaft geschmachtet. Unter den oben erwähnten, vom Obersten Wasmuth eingelieferten Gefangenen befand sich auch ein entlaufener Linienkosak. Er hatte dem Feinde zum Wegweiser in seinem eigenen Dorfe gedient und war mit den übrigen in einem Schilfmoraste umzingelt und mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden. Man behandelte ihn wie einen gemeinen Räuber und Ueberläufer, und brachte ihn gefesselt hieher. Der General sprach das Todesurtheil über ihn aus, welches er dem Corpsgeneral zur Bestätigung überfandte. Die drei Tschirkessengefangenen hatten ausdrucksvolle, fast wilde Gesichter und Klöße an den Füßen, da sie bei ihrer Schlauheit und Behendigkeit sehr leicht entspringen. Gleichzeitig mit diesen traf ein Brief des Generals Sawadowsky, Atamans der Kosaken am schwarzen Meere, ein, mit der dringenden Bitte, ihm die drei Gefangenen nebst den Leichnamen der zuletzt Gefallenen als vom Feinde gefordertes Lösegeld zum Austausche seiner kürzlich gefangenen Verwandten gütigst überlassen zu wollen. Vor mehrern Wochen nämlich hatten sich die Abassechen in kleineren Partien zur Nachtzeit in die Nähe des Kosakendorfes geschlichen, dessen Bewohner der entlaufene und jetzt gefangene Kosak gewesen war und die Schwester des Atamans noch ist. Vorzüglich richteten sie ihr Augenmerk auf das Haus der letztern, und raubten, ohne gleich entdeckt und verfolgt zu werden, die beiden Kinder, ein Mädchen von 11 und einen Knaben von 7 Jahren. Sie benützten einen gerade leer stehenden und mit Ochsen bespannten Wagen, auf welchen sie die Kinder luden und in einer Richtung davon sprengten, die von der ganz verschieden war, nach welcher hin man sie verfolgte. Die Spuren des Wagens hatte man allerdings später entdeckt, aber durchaus nicht mit dem stattgefundenen Raube in Zusammenhang zu bringen gewußt, da die Tschirkessen sich auf ihren Raubzügen nur der Pferde bedienen. Erst nach vielfältigen Bemühungen war es dem General Sawadowsky gelungen, den Aufenthaltsort der armen Kinder zu entdecken; von dem kleinen Mädchen erhielt er jetzt aus ihrer Gefangenschaft einen ihr wahrscheinlich dictirten Zettel, in welchem sie den Oheim anflehte, sie und den Bruder aus den Händen ihrer Peiniger bald zu erlösen, die als Preis der Befreiung in sonderbarer Zusammenstellung nur 6 rothe Saffiankelle, 2 Theemaschinen, 2 Hüte Zucker, 4 Pfund Thee und — 25,000 Silber-Rubel forderten. Da nun diese Summe dem General Sawadowsky weniger erschwinglich erschien als seiner kleinen Nichte, so ging ihm in dem hoffentlichen Austausche seiner Schwesterkinder gegen die kürzlich gemachten Gefangenen etwas Tröstliches auf. Der General antwortete ihm, daß er auf die Zusendung der erbetenen Gefangenen zu rechnen habe, sobald die zweifellose Genehmigung dieses Austausches von Seiten des Corpsgenerals aus Tiflis angekommen wäre. Die Gefangenen wurden nunmehr wegen ihrer im Preise gesteigenen Persönlichkeit unter strengem Gewahrsam gehalten, so daß sie stets von 12 Mann mit geladenem Gewehr begleitet wurden. Inzwischen kam die

[1] Es gibt jedoch in Frankreich nicht weniger als sechs verschiedene Arten von Zoll für Kohlen

Digitized by Google

Genehmigung des Austausches an. Der General ließ die Gefangenen, nachdem er ihnen die Klötze hatte abnehmen lassen, ohne Wache zum erstenmal in seinem Cabinette vor sich und kündigte ihnen durch den Dolmetscher die Freiheit an. Sie horchten mit ausdrucksvoll gespannter Miene auf, fragten ihn aber zu wiederholten Malen, ob er sie nicht betrügen wolle. Als er ihnen lachend auf die Schulter klopfte und bemerkte, daß er noch nie sein gegebenes Wort gebrochen habe, rötheten sich die blaßgelben Wangen der ernsten Gesichter mit den Farben der Freude. Aber es schien, daß sie nicht lange bei einer Empfindung verweilen mochten, denn alsbald ließen sie ihre Blicke nach der Augenwelt im Cabinette hinschweifen, dessen Gegenstände sie mit anfangs sichtbarem aber bald unterdrücktem Erstaunen beobachteten. Jede Frage des Generals nach dem zuletzt von ihnen beabsichtigten Ueberfalle beantworteten sie mit sichtbar behaglicher Erinnerung an ihr früheres Treiben, dem sie nun bald wieder zurück gegeben werden sollten. Durch vielfältig gestellte Kreuz- und Querfragen erfuhr der General über ihre Verhältnisse im Gebirge viel mehr, als sie vielleicht willens gewesen waren auszusagen. Als er sie fragte, ob sie noch immer auf den Giaur Saß schießen würden, antworteten sie ganz unbefangen, mit der vollkommenen Offenheit einer begründeten Ueberzeugung, daß sie es nie vergessen könnten, was sie dem General Saß verdankten, aber jeder Zeit im offnen Kampfe als Feinde auf ihn schießen und glücklich seyn würden, wenn sie ihn träfen. Mit dem scherzenden Wunsche auf baldiges Widersehen entließ der General seine ritterlichen Gefangenen, beschenkte sie mit Reisegelde und schickte sie ungefesselt unter Bedeckung von sechs Linienkosacken zum General Sawadowsky. Dieser aber, sobald sie seinen Cordon überschritten, ließ sie sogleich in neue Fesseln schlagen und von 16 Mann Kosacken bewachen. Die Ischerkessen durch diese übertriebenen Vorsichtsmaßregeln wegen ihrer erhofften Freiheit besorgt gemacht, faßten den Entschluß zu entfliehen, was denn auch der Schlauheit und Behendigkeit dieser instinctmäßig alles rasch berechnenden und überblickenden Wilden gleich in der ersten Nacht ihres weitern Transportes gelang. Bloß einer der entsprungenen Gefangenen wurde gleich bei der Flucht durch einen ihm in der Dunkelheit nachgeschickten Flintenschuß an der Ferse verwundet und in sichern Gewahrsam gebracht. Die beiden übrigen waren, wie es schien, spurlos verschwunden. Der General Sawadowsky gerieth dadurch in große Angst, durch Alarmsignale wurde die Besatzung des ganzen Dorfes in Bewegung gesetzt und drei volle Tage unter den Waffen gehalten. Dann erst gelang es der rastlosen Nachforschung der bewaffneten Menge, die beiden Gefangenen in einem Heuhaufen aufzufinden, wosselbst sie diese ganze Zeit über ohne Nahrung und Wasser zugebracht hatten. Bald kam denn auch ein Brief des Atamans an, in welchem er den Austausch eines seiner Verwandten anzeigte und die baldige Befreiung des andern Kindes in Aussicht stellte.

Einige Tage darauf wurde unsere Aufmerksamkeit durch eine interessante Nachricht in Anspruch genommen, die der General durch seine Kundschafter aus dem Gebirge erhalten hatte. Eine innere Revolution nämlich war bei den Abassechen ausgebrochen und der ganze Bauernstand gegen die Partei des Adels (Fürsten haben die Abassechen nicht) und gegen die Uslebeks (Bürgerstand oder niederer Adel) im Aufstande begriffen. Da man der Gährung nicht Meister werden konnte, so schickten beide Parteien Abgesandte an den General, um ihn eine jede für sich um seinen Schutz zu bitten. Er entließ sie mit der Erklärung, daß sie ihm erst Geißeln für den nicht wankenden Willen ihres Gehorsams stellen sollten, worauf er dann ihre Streitigkeiten erst untersuchen und nach dem bei den Asiaten mündlichen Gerichte entscheiden wolle, im andern Falle aber ihren bürgerlichen Zwistigkeiten durch einen freiwilligen, ungerufenen Besuch im Gebirge ein Ende machen würde, um sie an den Schutz zu erinnern, den nur die gesicherte äußere Macht ihnen gewähren könne. Um diesen seinen Worten mehr Gewicht zu verschaffen, beschloß der General selber nach jenen entfernten Gegenden eine Expedition zu unternehmen, die er unter dem Vorwande eines beabsichtigten Pferdeankaufs machte, zu dessen Schutze er den Adjutanten des Generals Perowsky mit einigen hundert Mann Kosacken herbeorderte. Jener, ein liebenswürdiger Grafmier, war von der ganzen Gesellschaft der einzige, dem der General seine weitere Befehle und Anordnungen bekannt machte, da die geringste Oeffentlichkeit hierüber ganz bestimmt im Gebirge gleich verrathen und so jeder Plan vereitelt worden wäre. Ohne diesen also zu kennen, erhaten sich der Fürst Obojenskky und mehrere andere Officiere die Erlaubniß, jenem Pferdeaustausch und der Jagd beiwohnen zu dürfen, welche diesen Marsch an den Ufern der Laba beschließen sollte. Unter dem Vorwande, der verwöhnten Weichlichkeit mehrerer Herren durch einige Bequemlichkeiten nachzuhelfen, hatte der General für die Bedürfnisse einer längern Abwesenheit zwei seiner Marschkamele mit Lebensmitteln und Kalmückenzelten beladen lassen. Erst 80 Werst von hier erfuhren jene Herren das Ziel und den Zweck ihrer Reise und nun Strapazen über Strapazen: man mußte sich mit der vom Major Menavofsky commandirten Artillerie vereinigen — zwei dunkle Nächte hindurch forcirte Märsche! — ein paar Flüsse waren zu durchschwimmen — endlich ein Feind, mit dem sie sich plötzlich in einem für sie ganz neuen und unversuchten Kampfe erproben sollten. Doch die Spannung ist am besten, welche vom Momente geschaffen wird: das Herz ist frei von dem zögernd ziehenden und beengenden Netzwerk der Reflexion, mitten im Strome schwimmt es sich am besten. Und so greift man den Feind aufs kräftigste an, welcher tiefer ins Gebirge zurückweicht und mehrere Gefangene in Stich läßt. Dann Jagd unter Hörner- und Trompetenklang an den reizenden Ufern der Laba! Alles kehrte froh, frisch und gesund nach Prosschno-Okop zurück.

(Schluß folgt.)

Der Aiguillonnier.

Ein Hr. Guérin-Menneville berichtet im Moniteur industr. vom 4 März, daß um Bordeaux und wahrscheinlich auch in einigen andern Gegenden Frankreichs ein Insect, das die Bauern „aiguillonnier“ nennen, große Verheerungen im Weizen anrichte und sich stets ausdrotte. Wenn der Kern der Aehre sich nähret, fallen die von dem Insect angegriffenen Aehren beim geringsten Winde ab, die Stengel aber bleiben der Aehren beraubt aufrecht stehen. Der Verlust durch dieß Insect soll sich auf ein Sechstel, ein Fünftel und manchmal selbst ein Viertheil belaufen. Diese Krankheit wird erzeugt durch ein Insect aus der Ordnung der Coleopteren (Familie Becköfer nach Beigts behrbuch der Zoologie IV. p. 375) von der Gattung Sayerda, von der es eine neue Nebengattung ausmacht, welche Guérin-Meneville Saperda calamobius gracilis zu nennen vorschlägt. Der Name Calamobius ist aus dem Griechischen entlehnt, und bedeutet „im Halm lebend“, weil das Insect sein Leben innerhalb des Strohhalms zubringt. Hr. Guérin schildert das Insect und seine Lebensweise folgendermaßen: der kleine Käfer erscheint im Laufe des Junius, wenn die Frucht in Aehren geschossen ist und blüht. Dann bohrt das Weibchen ein kleines Loch in den Halm

Digitized by Google

und legt ein Ei hinein. Da dasselbe im Grasstock wahrscheinlich über 200 Eier hat, und in jeden Halm nur eins hineinlegt, so kann das Weibchen über 200 Halme angreifen und dadurch eben so viele Aehren zum Fall bringen. Das Ei, welches sich bis zum ersten Knoten des Halmes gesenkt hat, gibt bald einem kleinen Wurm das Daseyn, der in dem Mehr die nahe an der Aehre herauftigt, den Halm von innen rund herum durchbohrt, so daß nur das äußere Häutchen stehen bleibt, die steifere Aehre seinen nährenden Saft mehr erhält, kernlos bleibt, vertrocknet und beim ersten Winde fällt. Nachdem der Wurm das Innere des Halms nahe an der Aehre so abgefressen hat, steigt er hinab, durchbohrt nach einander die Knoten, und steht sich endlich in dem untern Theil des Halms 1½ bis 2 Zoll (5 bis 8 Centimetres) über dem Boden nieder, um sie in dem von abgefressenen Theilen und seinen Excrementen gebildeten Staub den Winter über zu bleiben. Wenn das Korn zum Schneiden reif ist, hat der Wurm bereits sein völliges Wachsthum erreicht, und sich in seinem Lager eingenistet. Im Anfang des nächsten Januar wandelt sich der Wurm in eine Puppe um, und nach wenig Tagen kriecht das vollständige Insect aus, steigt in der Röhre hinauf, bricht sich mit seinen Freßzangen ein Loch, um denselben Kreislauf seines Lebens und seiner Wandlung wieder zu beginnen.

Der Wurm, den die Bauern um Vorsicht unter dem Namen Argusellenwier kennen, kann eine sehr heftige Kälte ertragen, auch ein oder zwei Jahre im Stroh bleiben, wenn dieß nicht in die Erde kommt, aber er stirbt aus Mangel an Feuchtigkeit. Läßt man alle den Halm auf dem Boden liegen, so erhalten sich die Würmer und machen im nächsten Jahre ihre Metamorphosen durch, während, wenn man sie mit dem Stroh wegnimmt, sie sich nicht metamorphosiren, und endlich durch Trockenheit sterben.

Chronik der Reisen.

Sturts-Entdeckungsreise im Innern Australiens.

(Fortsetzung.)

Dieß schöne, von W. N. O. herabkommende Thal [1] wurde in dieser Richtung 60 Meilen weit ohne Hinderniß verfolgt, obgleich aber die Thalsohle weiter Gras war, so zeigte sich doch die umgebende Fläche durch die sie hinlief, anscheinend dürr, und war mit Sandrücken von wachsender Höhe eingefaßt, hinter denen andere hervortraten, so daß es durchaus unmöglich war, rückwärts oder westwärts vorzudringen. Am 9 September befand sich die Abtheilung in 25° 4′ S. B. und 138° 15′ 31″ O. L. v. Gr. Von diesem Punkt aus wurden kurze Tagreisen in verschiedenen Richtungen gemacht, und ein verzweigter Salzwasserlauf aufgefunden, dessen Bett schneeweiß war von krystallisirtem Salz, während die Ränder mit dunkeln Sumpfbüschen [2] bedeckt waren. Dieser Flußlauf hatte große Löcher mit prächtig klarem, dunkelblauem Wasser, auf dem eine Salzkruste von 2—3 Zoll Dicke lag. Ein großes Thal ward nun durchgegangen, in dessen Grunde eine Linie von Acaciebäumen sich hinzog, während die Höhenzüge auf beiden Seiten aus blutrothem Sand bestanden und mit Strauchen (?) und Mesembryanthemum in schöner Blüthe gekrönt waren. Hier hielten die Wanderer, in einem Lande, sagt Capitän Sturt, das, wie er fast glaube, hinsichtlich der Zurückhaltung seines Gleichen nicht auf der Welt habe. Dennoch zogen sie weiter, aber das Land wurde immer schlimmer und schlimmer; Menschen und Vieh waren vollkommen erschöpft, und Hr. Browne so vom Scorbut heimgesucht, daß er sich kaum auf dem Pferde halten konnte. Capitän Sturt kehrte deßhalb zu seiner letzten Plüße zurück, und suchte von hier aus in mehreren Richtungen vorzudringen, doch ohne allen Erfolg. Unter diesen Umständen hielt er es für nothwendig umzukehren; er war am dritten October bis 24° 30′ N. B. und 138° 0′ L. v. vorgedrungen. Nach einer Ruhezeit mühseligen Reise erreichte er wieder das Lager unter 26° S. B., nachdem er sieben Wochen abwesend gewesen war, und eine Reise von 900 Meilen gemacht hatte in dem elendesten Lande, das je durchwandert wurde.

Nach kurzer Rube brach der unermüdliche und unternehmende Reisende mit frischer Mannschaft — denn die frühern Begleiter waren nicht mehr im Stande ihn zu begleiten — am 9 October abermals auf, und schlug eine mehr nördliche Richtung ein. Seine Ausdehnung waren höchst entmuthigend: kein Regen war gefallen, die Hitze stieg, und damit auch die Wahrscheinlichkeit, daß er noch weniger Wasser finden würde. Nichtsdestoweniger kam er nach zwei Tagen an einen prächtigen Fluß, der 240 Yards breit und 26 Fuß tief war, und an dessen Ufern große weiße Gummibäume wuchsen, während hinten offenes grasreiches Waldland sich anschloß; gegen N. O. stieg eine Kette hoher Berge auf. Ein plötzliches Gewitter, das Wasser in den Niederungen zurückließ, bewog Capitän Sturt nordwärts zu gehen und die Untersuchung des Stroms, der von Osten kam, bis zu seiner Rückkehr aus dem Innern aufzusparen. Anfangs fand er hie und da Gras, aber bald wurde das Land so dürr und waßerlos wie je; endlich kamen sie zu einem sandigen See, dessen Wasser ganz untrinkbar war, selbst für das Vieh. So der uns unzählich indeß diese Gegend war, so schien sie doch inwollen dichter bevölkert, als irgend eine, die er noch im Innern gesehen hatte; mehrere große Dörfer lagen um den See her, aber kein Eingeborner war zu sehen, auch zeigten sich keine Spuren, daß sie erst kürzem fortgezogen. In keinem der Brunnen, die man aufgrub, fand man etwas anderes als Salzwaßer. Ein wenig weiter hin entdeckten sie gegen Süden und Westen eine unabsehbare anscheinend völlig flache Grasebene, die ihren Ursprung wahrscheinlich daher leitete, daß der oben erwähnte große Fluß, in den vermuthlich die auf der frühern Reise getroffenen Flüße sich ausmündeten, hier zu Ende ging und sich über das Land ausbreitete. Als sie weiter zogen, erreichten sie unter 26° 30′ S. B. und 139° 74′ O. B. die Ostgränze der großen Steinebene, die sie früher 55 Meilen mehr westlich durchzogen hatten. Ihr Charakter war noch immer derselbe, und sie mußte, wie früher, mit Hülfe des Compaß durchgezogen werden. Als sie unter 26° 30′ N. B. und 139° 26′ 30″ O. L. die entgegengesetzte Seite erreicht hatten, waren die Pferde durch Anstrengung und Waßermangel so heruntergekommen, und der Anblick des Landes wurde so hoffnungslos, daß Capitän Sturt wieder Willen zum Umkehren genöthigt war. Der große Fluß ward am 27 October nach der mühseligsten Reise erreicht: hätte Capitän Sturt auch nur einen Tag gerastet, so wären alle aus Waßermangel umgekommen, denn die Brunnen, die sie gegraben hatten, waren größtentheils aufgetrocknet, und nur in großen Entfernungen trafen sie ein wenig Waßer, kaum genug das Leben zu retten. Einmal als sie fast zur Verzweiflung gebracht waren, zeigte ihnen eine einzelne Taube den Weg zu einem kleinen Teiche mit klarem Waßer. Zwei Pferde waren auf dem Weg umgekommen, und die übrigen fünf anscheinend geschwächt, da ihre Hufe fast völlig abgenützt waren.

Mit Ausnahme des Gewitterturms am 14 war seit vier Monaten nicht ein Tropfen Regen gefallen, und die Hitze war so unmäßig, daß jede Zögerung gefährlich wurde, indem sie auf dem Wege nach dem 118 Meilen entfernten Depot nur Gin Waßerteich zu finden hoffen durften. Der unermüdliche Reisende brach, nachdem er nur einen einzigen Tag sich Ruhe gegönnt, nochmals auf und verfolgte den Fluß in östlicher Richtung. Am 2 November kam er bis 27° 25′ S. B. und 140° 40′ O. L., nachdem er den Fluß 65 Meilen weit verfolgt hatte; er war noch immer breit, und auf beiden Seiten von offenem Wald begleitet, jenseits dessen dürre Ebenen eingefaßt von Sandketten sich ausdehnten; sie kamen durch mehrere große und wohlgebaute Dörfer, und sahen auch einige Eingeborne, die bei ihrer Annäherung weder flehen, noch herbeikamen.

(Schluß folgt.)

[1] Wir müssen hier bemerken, daß der Ausdruck des Originals nicht „Thälen", sondern „Creek" ist, indem die geringe Steinerhebung und die wahrscheinliche Ueberschwemmung in der nassen Jahreszeit den Verfaßer des Berichts vermuthlich verleitet hat, die letztere Benennung, für die wir kein entsprechendes Wort haben, denn auch Flußland paßt nur halb, zu wählen. A. d. U.

[2] Wahrscheinlich ist die Basis Mortiima gemeint. A. d. U.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 66. 18. März 1847.

Ueber einige alte Alterthümer von Algier.

5. Constantine.

Die Stadt ist auf eine Felsenfläche erbaut, die von dem Mansurah durch eine ungeheure Schlucht getrennt ist, und bildet ein unregelmäßiges Viereck; die Oberfläche, welche etwa 42 Hectaren umfaßt, ist ganz mit Bauten, meistens in maurischem Styl bedeckt, und neigt sich stark gegen Süden. Der höchste Theil der Stadt, der nördliche, liegt 664 Metres über dem Meere, der südlichste Theil ist 100 Metres niedriger gelegen. Die Schlucht endet im Norden durch Cascaden, die 53 Metres Höhe haben und 175 Metres über der Stadt liegen, die wahrhaft furchtbare Schlucht hat also eine Gesammttiefe von 218 Metres. Der Umfang der Stadt ist durch dieselbe auf allen Seiten begränzt, man wird also in die Nothwendigkeit versetzt seyn, den Raum der alten Bauten in der Burg oder Casbah zu benützen. Letzterer Bau enthält die wichtigsten Denkmäler der Stadt, die Cisternen, den Palast und die Casernen. Die noch vorhandenen Mauern stammen aus drei verschiedenen Zeiträumen: der älteste Theil, der in die Zeit der numidischen Könige hinaufreicht, ist mit wunderbarer Genauigkeit aus mächtigen, zwar unregelmäßigen Steinblöcken, aber in geordneten Schichten aufgeführt, der zweite Theil ist augenscheinlich römisch, der dritte endlich, in welchem sich Säulenstümpfe und Bruchstücke von Gebäuden finden, scheint ein Werk der Vandalen. Die alten Bauwerke von Constantine haben ausnehmend gelitten; die meisten welche noch Shaw erwähnte, bestehen nicht mehr, die schönen Thore von rothem Marmor und der Bogen, Kasr el Gulah (Schloß des Nachtgespenstes) genannt, wurden vor etwa 20 Jahren abgebrochen, um zu andern Gebäuden zu dienen, und die letzten Trümmer wurden in der Zwischenzeit zwischen den beiden Expeditionen gegen Constantine zur Ausbesserung und Vergrößerung der Festungswerke benützt.

Neben dem Heiligthum des Sidi Mabruk, auf der Hochfläche von Mansurah, sieht man noch die Einschließungsmauern eines aus Quadersteinen aufgeführten Gebäudes. Unter den Trümmern fand sich das Bruchstück einer Grabinschrift. Die Ruine bietet kein Anzeichen dar, welches mit Sicherheit auf die ursprüngliche Bestimmung des Baues schließen ließe, man vermuthet jedoch, daß es eine römische Station war, denn es ist bemerkenswerth, daß man kein einziges dieser Heiligthümer oder Marabutsgräber kennt, das nicht auf den Grundlagen eines ältern Gebäudes aufgeführt wäre; sieht man in der Ferne die weiße Kuppel eines solchen Baues — die einzigen unterscheidbaren Anzeichen von menschlichen Wohnungen in diesen Gegenden — so kann man zum voraus versichert seyn, hier mehr oder minder bedeutende Ruinen, oder wenigstens einige Spuren alter Bauten zu finden.

Die Cloaken von Constantine waren nach den Wasserleitungen die bemerkenswerthesten Bauten der Stadt. Da sie überall auf den festen Fels gegründet ist, so mußte man die Abzugsgräben ausbohren und sie folgten aller Wahrscheinlichkeit nach der Richtung der Straßen. Der Hauptabzugsgraben hat seinen Ausgang im Süden der Stadt durch eine Oeffnung von drei Metres Weite. Er war mit großen Steinplatten bedeckt, ein Kennzeichen hohen Alterthums. Später, als er von den Römern wieder hergestellt worden, wurde er auf einigen Strecken mit Steinen, endlich im Mittelalter mit Backsteinen überwölbt. Aber während der ganzen arabischen Periode wendete man keine Aufmerksamkeit auf die Abzugsgräben, die Richtung der alten Straßen wurde verlassen, und die Araber bauten ihrer Gewohnheit nach in krummen Straßen; so wurden mehrere Gebäude auf den Gewölben selbst erbaut, drückten die Decke ein, die Grundmauern der Häuser wurden bis in die Tiefe der Abzugsgräben hinabgeführt, so daß Wasser und Schlamm sich anhäuften und endlich die Härte des Steins erhielten. Die Nebengraben, die nie aufgeräumt wurden, füllten sich an, man verlor die Spur der meisten, und jetzt, wo die Bevölkerung von Constantine bedeutend wächst, sind die vorhandenen Abzugsgräben durchaus unzureichend. Das Regenwasser läuft durch die Straßen ab, verliert sich unnütz, und der Auskehricht verbreitet allenthalben seinen Gestank.

Die Aufräumung und Wiederherstellung der alten Abzugsgräben hätte somit einen doppelten Zweck: die Anlage der alten Stadt in allen Einzelnheiten wieder aufzufinden, und zugleich die neue Stadt zu reinigen. Unter den Arabern gab es einen Verwaltungsbeamten (Amin), der über die Abzugsgräben gesetzt war, und dem Curator cloacarum in der römischen Zeit entsprach. Diese Stelle besteht noch, aber der Beamte ist so unwissend, daß er die Richtung der Gräben nicht einmal angeben kann; um sie aufzufinden, muß man den Weg um die Stadt auf dem Felsenabhang, von dem man den Rummel übersieht, machen, und dieser Weg ist nicht ohne Gefahr.

Die Brücke über den Rummel, welche auf einem der Gewölbe ruht, die den Lauf des wilden Gewässers überdecken, [1] ist ein Werk aus der Römerzeit. Die Zerstörung derselben ist wohl

[1] Diese Gewölbe über den Rummel sind ein sehr merkwürdiges Naturerzeugniß; man hatte bis jetzt geglaubt, daß sie einen Theil des Felsens von Constantine selbst ausmachen, Texier hat aber nachgewiesen, daß sie von viel neuerer Formation sind.

Digitized by Google

einer Bewegung zuzuschreiben, die in dem als Grundlage dienenden Gewölb vor sich ging. Die noch stehenden Pfeiler, die aus großen Kragsteinen aufgeführt sind, haben sich in ihrer ganzen Höhe gespalten, und diese Spalten wurden, als Salah Bey im Jahre 1796 die Brücke wieder herstellte, mit Mörtel verstopft. [5] Alt sind nur die Brückenpfeiler und ein Theil der Widerlager bis zur Höhe der Brustwehr. Von der Ostseite her bemerkt man zwei auf einem Steinblock ausgehauene Elephanten. Das Basrelief ist wahrscheinlich nicht an seinem rechten Platz, und wurde hier nur eingefügt, als man die Brücke wieder herstellte; es gehört aber doch wohl zum Gebäude selbst, vielleicht zur Brustwehr. Der Kopf eines Opfers mit den Bändern, welcher auf der den Impost bildenden Hohlleiste ausgehauen ist, gehört der römischen Kunst an.

Die Brücke über den Rummel war nicht die einzige, welche einen Zugang in die Stadt Constantine gewährte, auch eine Wasserleitungsbrücke war mehr im Westen aufgeführt, aber trotz der natürlichen Vertheidigungsmittel, welche die Lage der Stadt darbietet, war sie doch auch noch von einer Mauer mit runden und viereckigen Thürmen umgeben, deren Unterbauten noch allenthalben sichtbar, und an einigen Orten vollkommen erhalten sind. Ein Basrelief, das einen Schild und Waffen darstellt, scheint eine alte einheimische Sculptur: Kunstdenkmale aus dieser Zeit sind indeß äußerst selten.

Ich habe bemerkt, daß die Cisternen von Constantine im Schloß oder der Casbah sich befinden. Sie waren so doppelt vor der Zerstörung geschützt, da sie den Hochpunkt 160 Metres über dem Rummel einnehmen, und mehr als 30 Metres über dem untern Theil der Stadt lagen. Es sind ihrer 32 und sie bestehen aus gewölbten Sälen. In der benachbarten Ebene kann man die Spuren der Wasserleitung verfolgen, die sie speiste, aber erst im verstoffenen Jahre hat man die Art, wie das Wasser gesammelt wird, durch Nivellirungen und topographische Arbeiten bestimmt. Die Wasserleitung, welche über den Rummel führt, und deren Unterstoß vollkommen erhalten ist, hatte drei Bogenreihen über einander, und lief bis zur Höhe von Kudiat Aty [2] hinauf. Hier gab sie ihr Wasser in die Cisternen ab, nachdem es durch eine Reihe von hohlen Pfeilen geleitet worden war, deren Zweck nicht leicht zu bestimmen ist, die aber wahrscheinlich die Reinigung des Wassers in einem ersten Wasserschloß vermitteln sollten, von wo es dann in die großen Reservoirs kam. [3] Die Auffassung des Wassers findet in einem Thale statt, das den Namen Wed Jakub führt. Zwei sehr reichliche Quellen ergießen sich jetzt mitten unter den römischen Trümmern in den Rummel; sie liegen doch genug, um in die Cisternen der Casbah zu fließen, seit Zerstörung der Wasserleitung aber hat man in Constantine kein anderes Wasser, als das des Rummel, das mühsam auf Eseln heraufgeschafft wird. Glücklicherweise sind die 32 Cisternen Constantines jetzt durch die Arbeiten des Ingenieurcorps vollkommen hergestellt, und wenn ein Theil davon auch in Casernen umgewandelt wurde, so erwartet der andere nur das Wasser, das sie speisen soll.

[5] Die Bedeke über den Rummel ist 56 Metres über dem Fluß; die Bogen in zwei Stockwerken, von denen sie getragen wird, haben eine Höhe von 49 Metres, die Schlucht ist also hier 104 Metres tief.

[2] Unter den Ruinen von Kudiat Aty steht man auch die Ueberreste einer Thürmesreihe unverletzt, besonders da wo der Canal der großen Wasserleitung ist. Sie ist mit harten, granulichen Steinen, meist ein Meter lang und 60 Centimeters breit, gepflastert; dieselben sind rautenförmig gelegt. Die Straße ist fünf Metres breit, und hat eine stark einen Fuß hohe Einfassung. Die römische Straße von Constantine nach Stora, welche Pavillon-Voblaye im Jahre 1838 entdeckte, und die vortrefflich erhalten ist, hat eine Breite von 6 Metres.

[3] Diese Wasservertheilung gleicht einigermaßen der von Konstantinopel, welche Andreossy in seinem Werk: Voyage à l'embouchure de la mer noire geschildert hat.

Bilder vom Kaukasus.

(Schluß.)

Als ich später eines Nachmittags von der Promenade zurückkehre, sehe ich, wie ein rothangestrichener, engverschlossener und noch mit einem Teppiche überhangener mit 2 Ochsen bespannter, von 8 bewaffneten Tscherkessen begleiteter zweirädriger Wagen knarrend und langsam in die Festung und grade vor das Haus des Generals fährt. Ich trete näher und erfahre, daß eine Tscherkessenfürstin aus einem benachbarten Aul dem General ihren Besuch abstatten will. Die mit dem letztern verwandten Damen des Hauses beeilen sich ihre bereits erworbenen Kenntnisse von asiatischer Höflichkeitsetikette in Anwendung zu bringen, und gehen ihrem vornehmen Besuch bis in das äußere Vorzimmer entgegen. Dann werden Confituren, Früchte und Thee gereicht. Die Fürstin besteht sich die Einrichtung der einzelnen Zimmer und des ganzen Hauses, findet Wohlgefallen an der Musik der Spieluhren und Orgeln, und setzt sich endlich mit zurückgeworfenem Schleier auf einen Sopha, während drei Dienerinnen ihr zur Seite stehen und durch ihren Dolmetscher eine für unsere Damen sehr mühsame Conversation geführt wird, die erst bei dem Eintritte des Generals einen neuen belebenden Schwung erhält. Als Wittwe und dem Matronenalter schon nahe geht sie, weniger an die strenge Sitte der Zurückgezogenheit gebunden, gern und leicht in die Scherze des Generals ein. Er versichert ganz heiter, daß er sie nach langentbehrtem Wiedersehen dennoch unverändert und selbst noch schöner und jünger fände. Sie erwidert dieß Compliment lachend mit gleichen Zugeständnissen und bedauert nur den Verlust des ungeheuren Schnurrbarts, den der General als zu unbequem schon seit Monaten kürzer geschoren trägt. Sie versichert, daß sie von diesem Ereignisse im Gebirge wie von einer Sache der größten Wichtigkeit habe sprechen hören, indem die Tscherkessen an den Verlust dieses militärischen und ungewöhnlichen Schmuckes die Hoffnung eines schwindenden Kriegsglückes zu knüpfen scheinen, in unbewußter Uebereinstimmung mit der Mythe von Simson's geraubten Locken, die den Verlust seiner Kraft beschrieben. Nach einem verwunderungsvollen Blicke in die camera obscura und der scherzenden Drohung des Generals, wie er dadurch sich in den Besitz aller kleinen Geheimnisse der Fürstin setzen könne und werde, begleiteten wir diese durch den Garten, welcher eben so sehr ihre Aufmerksamkeit erregte als die unsrige durch die auf dem Spaziergange leichter mögliche Beobachtung ihres Anzuges in Anspruch genommen wurde. Dieser war denn auch reich genug und bestand aus vier verschiedenen farbigen Kleidern. Zuerst kam ein schwarzer Sammetrock, darüber ein weißes offenes, darüber ein gleichfalls offenes rothseidenes, und darüber endlich wieder ein schwarzsammetnes Kleid, dessen Aermel aufgeschlitzt, mit Silber bordirt, und so wie der tief herumtergehende Brustlatz mit größern und kleinern silbernen Knöpfen reich besetzt und zusammengehalten wurde. An ihrem bewundrungswürdig kleinen Fuße trug sie einen mit Silber besetzten Tscherkessenschuh von rothem Saffian und über diesen noch einen Pantoffel von gleicher Farbe, den sie aber beim Sitzen geschickt abzuwerfen und so die Schönheit ihres

Digitized by Google

Fußes zu präsentiren verstand. Ihr Kopfputz bestand aus einer Menge verschiedener Tücher von verschiedener Farbe, die über den zurückgeschlagenen Schleier gedeckt waren und an denen ihre Dienerinnen beständig etwas zu ordnen hatten. Ueberhaupt schien die Fürstin ein strenges Regiment zu führen, und an vielfach aufmerksamere Dienstleistungen gewöhnt zu seyn, als der größte Theil der europäischen Frauen sie verlangt oder entgegennimmt. Die Blicke der drei Dienerinnen oder Gesellschaftsdamen hingen unverwandt an denen ihrer Gebieterin. Die jüngste von ihnen trug das Hauptthaar, wie das überhaupt für alle unverheuratheten Mädchen übliche Sitte ist, in einer langen mit einem weißen Handtuche umwundenen Flechte, die bis zu den Fersen hinabreichte und einen eben so wenig wohlkleidenden als bequemen Schmuck bildete. Alle hatten wie ihre Herrin mehrere über einander gezogene offene Kleider an und führten weiße, zurückgeworfene Schleier, in die sie sich erst hüllten, als sie gegen 7 Uhr Abends aufbrachen. Der General und ich begleiteten die fürstliche Wittwe bis an den Wagen, in welchen sie durch die Vorderthür stieg und dann auf einem seidenen Polster Platz nahm, während eine der Dienerinnen sich zu ihren Füßen niederließ. Die beiden andern Dienerinnen dagegen stiegen durch die hintere Thür in den fast verschlossenen Kasten wie in einen Sarg, dessen beengende Dunkelheit nur durch 4 kleine Gucköffnungen spärlich erleuchtet wurde. So fuhr der ringsverschlossene Kasten langsam von dannen.

Bemerkungen eines reisenden Naturforschers.

(Aus der Reise des Beagle um die Welt.)

Planarien auf dem trockenen Lande.

Ich benütze meinen Aufenthalt in der Nähe von Rio Janeiro, um fortdauernde Ausflüge zu machen. In England hat ein Naturforscher gehörig Zeit, die Gegenstände, die er trifft, näher zu untersuchen, in tropischen Gegenden aber, wo alles von Leben wimmelt, wird man jeden Augenblick durch etwas neues angezogen; meine Beobachtungen beschränkten sich deßhalb fast ausschließlich auf Thiere ohne Wirbelsäule. Der Umstand, daß sich eine Art Planaria (zu den Saugwürmern gehörig) auf trockenem Boden fand, interessirte mich sehr. Diese Thiere sind von so einfachem Bau, daß Cuvier sie unter die Eingeweidewürmer rechnete, ohne daß man je dergleichen im Körper eines Thiers gefunden hätte. Zahlreiche Arten leben zugleich im salzigen und im süßen Wasser, die aber, von denen hier die Rede ist, fand man in den trockensten Stellen des Waldes unter faulen-Holzblöcken, aus denen sie, wie ich glaube, ihre Nahrung holen. Im Ganzen haben sie die Gestalt kleiner nackter Schnecken, aber sie sind verhältnißmäßig weit dünner, und manche Arten sind mit Längenstreifen wunderbar schön unameirt. Ihr Bau ist höchst einfach. Nahe an der Mitte der untern oder kriechenden Seite sind zwei kleine Querspalten. Aus der ersten kann man einen trichterförmigen Mund herausstreben, der so reizbar ist, daß selbst wenn das Thier im Salzwasser oder sonst seinen Tod gefunden hat, dieß Organ noch eine Zeitlang seine Lebenskraft behält. Ich fand in den verschiedenen Theilen der südlichen Halbkugel nicht weniger als 12 verschiedene Arten Planarien. Einige hatte ich in Vandiemensland gefangen, und erhielt sie zwei Monate lang am Leben, indem ich sie mit faulem Holz nährte. Ich zerschnitt eine derselben in der Quere in fast gleiche Theile, und obwohl ich den Körper in der Art getheilt hatte, daß die eine Hälfte die beiden untern Oeffnungen erhielt, während der andere keine hatte, so bildete doch nach vierzehn Tagen jeder dieser Theile wieder ein fast vollkommenes Thier, und nach 25 Tagen hatte die Hälfte, welche die beiden untern Oeffnungen erhalten hatte, wieder eine solche Vollkommenheit erlangt, daß man sie unmöglich von einem andern gleichartigen Thiere unterscheiden konnte. Die andere Hälfte war bedeutend gewachsen, und gegen das hintere Ende zu hatte sich auf dem Fleische eine lichte Stelle gebildet, in der man einen roh geöffneten Mund ganz deutlich unterscheiden konnte. Indeß war unten noch keine entsprechende Spalte geöffnet. Wenn nicht bei der Annäherung an den Aequator die steigende Hitze alle diese Thiere mit einemmal getödtet hätte, so würde auch dieß letztere Bruchstück seinen Bau vollendet haben. So bekannt auch diese Probe ist, so war es doch nicht ohne Interesse, der allmählichen Wiedererzeugung eines jeden dieser wesentlichen Organe in den Bruchstücken desselben Thiers zu folgen.

Es ist äußerst schwer, diese Planarien aufzubewahren. Sobald das Aufhören des Lebens den gewöhnlichen Gesetzen der Umgestaltung Wirksamkeit läßt, wird der ganze Körper mit einer beispiellosen Schnelligkeit weich und flüssig.

Bevölkerung und Handel von Bali und Lombok.

(Nach dem Moniteur des Indes Orientales et Occidentales. N. 11.)

Es ist begreiflicherweise nicht möglich, die Bevölkerung dieser Inseln mit Genauigkeit anzugeben; die Angaben der einheimischen Fürsten sind höchst mangelhaft, denn einerseits gründen sie sich nie auf eine regelmäßige Zählung, andererseits geben sie nicht gern den Fremden genaue Nachrichten. Uebrigens führen die Balinesen gewöhnlich nur die waffenfähige Mannschaft auf, und da es die Politik der Fürsten mit sich bringt, stärker zu erscheinen, so ist diese Anzahl gewöhnlich übertrieben. Man darf das Verhältniß der Waffenfähigen nicht wie 1:5, vielleicht nicht einmal wie 1:4 annehmen. Crawfurd, der Bali im J. 1814 besuchte, schätzt die Bevölkerung auf 500,000 Menschen, Van den Broek, der im J. 1818 dahin kam, auf 184,500 Waffenfähige, was etwa 750,000 Menschen ergeben würden; andere Angaben aus späterer Zeit halten sich zwischen 6 und 700,000, was wohl der Wahrheit am nächsten kommen mag. Für Lombok kann man etwa als Mittelzahl 250,000 annehmen. Demnach kommen in Vergleichung mit der Ausdehnung des Landes in Bali auf eine Quadratlieue 6640, in Lombok auf 2415 Einw. Bali ist vergleichsweise fast bevölkert, denn in Bezgleich mit Java hat es die doppelte Einwohnerzahl auf der Quadratlieue.

Die Lage von Bali und Lombok ist für den Handel ausnehmend günstig, vielleicht mehr als die irgend anderer Inseln des Archipels. Sie liegen auf dem Weg, den die Schiffe auf der Fahrt von Java und den Inseln westlich von Celebes nach den Molukken und den andern Ostinseln nehmen, so wie auf dem Wege der aus Europa und Neuholland kommenden und nach China fahrenden Schiffe. Die Meerengen, welche diese Inseln bilden, sind nebst denen des Sunda-Archipels die sichersten, um in die innern Meere des Archipels einzudringen, und während gewisser Jahreszeiten zieht man sie selbst der Sundastraße vor. Bali und Lombok liefern dem Handel mit China und den östlichen Inseln eine Menge sehr gesuchter Artikel, namentlich Reis, und zudem haben sie verschiedene Häfen, wo die Seefahrer ihre Lebensmittel erneuern können; namentlich der Handel mit China wächst mit jedem Tage. Auf Bali ist der Handel hauptsächlich in den Händen der Chinesen und Buginesen, seit einigen Jahren aber ist auch ein europäischer Kaufmann zu Kreta im Staate Badong ansässig. Auch die holländische Handelsmaatschappy hatte im J. 1839 ein Comptoir daselbst gegründet, gab es aber späterhin wieder auf. Auf Lombok ist der Handel hauptsächlich in den Händen eines Hrn. King und der ihm untergebenen Chinesen und Buginesen. Hr. King ist ein Engländer, der sich im J. 1834 zu Anpannam niederließ, wo er einen überwiegenden Einfluß auf die Beschäftigung und auf die Fürsten zu erwerben wußte. Er verstand es die Schiffe von Sidney

Digitized by Google

und Mauritius an sich zu ziehen, welche Reis einnahmen und mit Piastern bezahlten; diese Piaster werden dann nach China geschickt und dort gegen Pitis ausgetauscht, welche die ganzbare Münze auf diesen Inseln sind. Die Hauptausfuhr derselben ist Reis, Lombok führt etwa 14,000 und Bali gegen 7000 Tonnen aus, was zusammen etwa 345,000 Piculs ausmacht. Singapur und Java nehmen nur etwa ein Sechstheil dieser Ausfuhr, der Rest geht auf englischen Schiffen direct nach China, oder auf einheimischen Praus nach Celebes und den Ostinseln des Archipels.

Chronik der Reisen.

Sturts Entdeckungsreise im Innern Australiens.

(Schluß.)

Die Vegetation am Fluß änderte sich jetzt, und er selbst ge wann das Ansehen eines Stromes. Das Wasser sogar wurde brackisch, es war von einem Binsengürtel umgeben, und Tausende von kleinen Fischen schwammen darin. Am dritten kamen sie zu einem Teich von tiefblauem Wasser, das salzig, in der That so salzig war, daß kein Thier darin hätte leben können, und doch war der nächste Teich weiter oben süß, und Gummibäume wuchsen an seinen Ufern. Weiter hin spaltete sich der Fluß in eine Menge schmaler Betten, die angenscheinlich ihr Wasser aus den unabsehbaren Grasebenen erhielten, die sich jenseits des Horizonts gegen Norden und Ost ausdehnten, im Süden aber durch niedrige, flutter Höhen begränzt waren. Die Reisenden trafen auf 16 Eingeborene, von denen einer 6' 3" maß und die sämmtlich schöne Männer waren. Sie sagten aus, Wasser sey nur gegen Norden zu finden. Diese Leute führten die Reisenden zu einem andern Stamm, und auf einer Strecke von nur acht Meilen trafen sie mit fünf Stämmen zusammen, die sämmtlich gastfrei waren. Als sie noch immer in der Gesellschaft ihrer Führer weiter zogen, und den Gipfel einer Kette erreichten, wurden sie durch das betäubende Geschrei von etwa 400 Eingebornen begrüßt, die sie mit der größten Freundlichkeit aufnahmen, Wasser für die Reisenden selbst und ihre Pferde herbeibrachten, und ihnen eine große Hütte anboten, um darin zu schlafen. Diese Eingebornen waren eine schöne Race, viele mehr als 6' hoch, und unter 69 keiner unter 5' 11". Diese Leute leben von den Samen, die auf den Grasebenen wachsen; sie dreschen solchen aus, zerdrücken ihn zwischen zwei Steinen und backen ihn. Bei Untersuchung der Ufer fanden sich die Flußläufe wasserlos, und somit endigte die Entdeckungsreise in dieser Richtung unter 27° 46' S. B. und 141° 54' O. L. Sturt zog nach dem Hauptstuß hinab und dann einen seiner Zuflüsse hinauf gegen Norden, wo er einen 500 Fuß hohen, aus Sand und Felsen in der größten Verwirrung über einander getürmten Hügel erstieg, von dessen Gipfel nichts als ähnliche Hügel gegen Norden und Nordwesten sich zeigten, während die zwischen liegenden Theile aus tiefem Sand ohne eine Spur von festerem Boden bestanden. Diese Hügel waren dieselben, die man früher, nur durch die Lichtbrechung erhoben und vergrößert, gesehen hatte. Da nicht daran zu denken war, in diese Gegend einzudringen, auch die Pferde völlig erschöpft waren, so beschloß Capitän Sturt nach Süden umzukehren. Die Pferde waren so schwach, daß er alles schwere Gepäck, Vorräthe und Mehl zurücklassen mußte.

Am neunten ward der Brunnen 86 Meilen von dem Depot erreicht und enthielt gerade genug Wasser, um den Durst der Pferde bei ihrer Ankunft zu stillen; er wurde bis auf den Grund geleert, so daß das letzte, was die Thiere einschlürften, mehr Schlamm als Wasser war. Der Thermometer stieg im Schatten eines Baumes auf 122° F., worauf die Kugel durch die Ausdehnung aus einander barst (!). Am 14ten wurde, der nächsten zwei Pferde unterwegs gefallen waren, das Depot erreicht, aber verlassen gefunden, indem die Mannschaft, weil das Wasser faul geworden, nach dem alten Depot zurückgegangen war. Capitän Sturt und Hr. Stuart ritten nun voraus, um ihren Leuten Wasser schicken zu lassen und erreichten nach einem Ritt von 18½ Stunden das Lager, als aber Capitän Sturt vom Pferde stieg, fühlte er sich sehr unwohl, und am folgenden Tag war er nicht im Stande sich von der Stelle zu rühren. Hr. Browne, der die Aufsicht über das Lager geführt hatte, war etwas hergestellt. Auf der letzten Meile waren 900 Meilen zurückgelegt worden, und zwar in fünf Wochen mit dem Verlust von nur drei Pferden. Die ganze Reisegesellschaft wünschte jetzt dringend den Darling wieder erreichen zu können. Seit etwas mehr als einem Jahre war mit Ausnahme des Gewittersturms nur an zwei Tagen Regen gefallen, und wo früher reichliche Vegetation gewesen war, konnte man jetzt kein Blättchen Gras mehr erblicken; wo früher alles lebendig gewesen, war es jetzt still wie ein Grab. Der Boden war von der Hitze wie geschmolzen, und wenn ein Schwefelhölzchen zufällig auf den Boden fiel, gerieth es augenblicklich in Brand. Der Darling war 270 Meilen von dem Depot entfernt, das nächste Wasserloch in dieser Richtung 40 Meilen, und als man dahin schickte war es trocken. Eben so suchte man gegen Osten Wasser zu finden, aber ohne Erfolg. Die nächste Quelle war 118 Meilen, und auch hier war es ungewiß ob man Wasser finden würde. In dieser Noth erbot sich Hr. Browne, da Capitän Sturt allzu unwohl war, selbst Wasser zu suchen; nach sechs Tagen kehrte er auch mit der freudigen Nachricht zurück, daß es gerade nach Zeit sey, noch fände sich Wasser genug in dem Fluß um die Reisegesellschaft bei einem kurzen Versuch zu versorgen aber nicht mehr, doch sey auch dies durch die Auflösung der hineingefallenen Gummiblätter schwarz wie Dinte. Es war jedoch keine Zeit zu verlieren; das Lager ward abgebrochen und der Rückzug angetreten. Der Darling wurde erreicht am 20sten nach 11tägiger Reise, während sechs Tagen zogen sie Tag und Nacht fort, und mußten vermittelst einer Lampe die alte Spur einzuhalten suchen. Bei der Einmündung des Williarara stießen sie auf die Mannschaft, die nun zu ihrer Unterstützung einen entgegengesendet hatte. Sieben Wochen lang mußte Capitän Sturt aus dem leichten Karren heraus und wieder hineingehoben werden, aber durch die kräftige Nahrung, die ihm von seinen Freunden entgegengeschickt wurde, erholte er sich, und erreichte Adelaide am 19 Januar 1846 vergleichungsweise in guter Gesundheit.

So lange auch dieser Auszug aus seinem Reisebericht ist, so gibt er doch nur einen schwachen Begriff von der elenden Beschaffenheit des Landes in demjenigen Theil desselben, welchen Capitän Sturt und seine Gefährten so mühevoll erforschten, und von den Entbehrungen, die sie erduldeten. Der äußerste Punkt, den sie erreichten, war, wie schon bemerkt, 24° 30' S. B. und 138° O. L. Wir können in keine Vermuthungen eingehen, zu denen das Ergebniß dieser merkwürdigen Expedition reichliche Veranlassung gibt; andere Expeditionen mögen vielleicht noch furchtbare Oden in den noch unbekannten Gegenden im Innern dieses außerordentlichen Landes finden.

Eine chinesische Unternehmung nach Europa. Französische und englische Blätter bringen folgende seltsame Nachricht: „Die Chinesen haben sich endlich an ein Unternehmen gewagt, das für ihr Land sehr vortheilhafte Resultate haben und ihre Ansichten über fremde Länder vollkommen ändern kann. Eine große Dschunke wurde auf den Werften der Seeprovinz Fokien nach den reinsten chinesischen Mustern gebaut, d. h. ohne allen die Modificationen im Bau, welche seit kurzem die europäischen Seefahrzeuge China's eingeführt haben, und diese Dschunke ist am 6 December nach England unter Segel gegangen. Die Mannschaft dieses Schiffs, das den Namen Ki-Ju führt, besteht größtentheils aus chinesischen Matrosen der Provinz Fokien, die allein im Stande sind mit den angeborenen Mattensegeln umzugehen, die man nicht durch gewöhnliche Leinwandsegel ersetzen wollte, um der ganzen Ausrüstung nichts von dem Stempel der Originalität zu nehmen. Die Ladung besteht in Merkwürdigkeiten aller Art, darunter gewiß die merkwürdigste eine zahlreiche und vollständige Truppe von Schauspielern, Tänzern und chinesischen Musikern, die vor den Dilettanten Londons das ganze Repertorium des tragischen, comischen und lyrischen Theaters von China zeigen wollen."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 67. 19. März 1847.

Vierundzwanzig Jahre in der argentinischen Republik.

Erster Abschnitt.

„Indem ich dieses Werk dem Publicum vorlege, muß ich bemerken, daß ich bei Abfassung desselben mehr von einem Gefühl der Pflicht, als von dem Wunsche schriftstellernd aufzutreten, geleitet worden. Allgemein verlangt man Nachweisungen über die argentinische Republik, nicht bloß um die öffentliche Neugier zu befriedigen, sondern auch zum Nutzen der europäischen und der amerikanischen Staatsmänner. Da es nun aber nicht wahrscheinlich ist daß es, mit Ausnahme der Eingebornen, auf der Welt noch irgend jemanden gibt, der so lange und so thätig Antheil an den Angelegenheiten dieses Landes genommen, so habe ich den Entschluß gefaßt die Ereignisse, welche während meines dortigen Aufenthaltes stattgefunden, in ihrer vollen Wahrheit zu schildern.“ So lautet das Vorwort des Obersten Anthony King. [1] Diese Einleitung und die Form die er für den Titel seines Buches gewählt, versprechen ein belangreiches, authentisches, über die kleinen Berechnungen menschlicher und schriftstellerischer Eitelkeit erhabenes Werk. Doch wollen wir nicht dafür stehen, daß alle Leser das Buch unseres kriegerischen Erzählers mit gleicher Befriedigung aus der Hand legen werden, denn der Verfasser verräth sichtlichen Mangel an Bildung. [2]

Von eigentlicher Geschichte kann bei einer Reihe persönlicher Abenteuer, die sich an die Verfassung über militärische Ereignisse und bürgerliche Unruhen knüpfen, welche seit 30 Jahren Bolivia, die argentinische Republik und die benachbarten Staaten in Aufregung halten, keine Rede seyn. Ja nicht einmal allen Abenteuern des Obersten — so ungewöhnlich sind einige derselben — können wir unbedingten Glauben schenken; vielleicht aber liegt die Dichtung mehr im einzelnen als im ganzen, so daß man, in Erwartung amtlicher Urkunden, dem Buche, als historischem Roman, immerhin relative Wahrheit wird zuschreiben dürfen. Zeuge und oft Urheber der von ihm gesammelten Thatsachen erzählt übrigens der trotz seines Vorwortes sich gerne voran stellende Oberst nichts, was die Gränze des Wahrscheinlichen überschritte. Wer weiß ob die Abenteuer eines Cortes oder Pizarro, als man sie zum erstenmal hörte, gewissenhaften Kritikern jener Zeit nicht dieselben Bedenken erregten? Wenn man heutzutage bei dem wahrheitliebenden Geschichtschreiber Prescott die Irrfahrt des ersten wiederum liest, so muß man nothgedrungen anerkennen, daß die ernste Geschichte einige der wunderbarsten Begebnisse der älteren Memoriographen bestätigt hat.

Im Jahr 1817 floh King, damals 14 Jahre alt, ein junger Brauselopf, aus dem väterlichen Hause, ohne recht zu sagen warum; er verließ Baltimore an Bord des Wycoona, einer Kriegsbrik, die ihn nach sechzigtägiger Fahrt in Buenos-Ayres ans Land setzte. Er hatte sich unter die Schiffsmannschaft aufnehmen lassen, allein die Probezeit war nicht günstig ausgefallen, und man hatte ihn als dienstunfähig in der argentinischen Hauptstadt zurückgelassen; unkundig der Sitten des Landes und der spanischen Sprache, wäre er beinahe Hungers gestorben, und man fragt sich billig, warum er sich nicht an den Consul der Vereinigten Staaten gewandt; allein sey dem wie ihm wolle, er zog es vor, seine Dienste einem französischen Parfumeur anzubieten, der ihn endlich einem höhern Officier empfahl. Dieser verschaffte ihm ein Fähndrichspatent und betraute ihn mit Briefschaften für den Statthalter von Santa Fé, welcher ihn sein*erseits dem General Ramarez in der Hauptstadt der Provinz Entre Rios zusandte. „Anglo-Amerikaner,“ sagte Ramarez zu ihm, „die Empfehlungen die Ihr mir bringt, sind mir Bürge für Euch. Ihr werdet gegen General Artigas kämpfen.“ Artigas? antwortete ich ihm. — „Ja, gegen dieses Ungeheuer, das seinem Gefangenen Quartier gibt.“ — In diesem Fall, erwiederte ich, muß man sich eben so schlagen, daß man nicht gefangen wird. — „Sehr gut: aber der Krieg hat seine Wechselfälle. Wißt Ihr wie er die jenigen behandelt, welche in seine Hände fallen?“ — Man hat mir gesagt, er lasse sie in noch nasse Ochsenhäute einnähen und setze sie so der Sonne aus. — „Ihr seyd gut unterrichtet. Benehmt euch also darnach.“

Der junge Fähndrich war in seinem ersten Feldzuge glücklich, und hatte die Freude, den General Artigas aus Uruguay vertrieben zu sehen; allein diesem folgten andere nicht viel bessere Häuptlinge. Hr. King trug ferner zur Verjagung des Directors Puyerredon aus Buenos Ayres bei, und stund bei dem Truppencorps gegen den General Carure, einen chilenischen Officier, der hier einen Staat gründen wollte. Endlich, nach verschiedenen Wechselfällen, sah er sich zum Gefangenen gemacht und mit Niedermetzelung bedroht. Daß er dem Tod entging und die Freiheit wieder erlangte, konnte nur unter allen Arten von Gefahren und Entbehrungen geschehen. Lieutenant geworden, mußte er sich glücklich schätzen, daß er, zur Deckung seiner

[1] Twenty four years in the Argentine Republic etc. etc. By Col. J. Aud. King.

[2] Selbst die Namen der vornehmsten Personen der Republik sind oft falsch geschrieben, aber doch hat man keinen Grund geradezu seine Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen, und da sich seine Mittheilungen bis auf die neueste Zeit herunterziehen, so haben sie bei dem noch fortdauernden innern Kampf ein nicht unbedeutendes Interesse. A. d. R.

Digitized by Google

Blöße, unter dem Schutt eines Lagers einige Kleidungsetzen mittelst einer magischen Laterne auffand, die ihm auch bei Einsammlung von Almosen in seinem Bettler- und Landstreicherleben nützliche Dienste leistete. Von einem Oberst Ortiz erkannt, nahm er Dienste im patriotischen Heer Ober-Peru's; er ward Hauptmann, Major, und — abermals ein Opfer des wechselnden Kriegsglücks — nach der Schlacht von Carripari mit seinen Truppen zur Flucht durch die Wälder genöthigt. Hier stößt er auf eine Anzahl Indianer, die noch in aller Unschuld des goldenen Zeitalters lebten.

„Unsere Flucht," erzählt er, dauerte den ganzen Tag; wir liefen ungeordnet einher und hielten uns für verloren. Abends, nach Ueberschreitung des Tarija-Flusses, machten wir Halt für die Nacht. Allein niemand schlief; wir blieben auf dem Boden sitzen und hielten die Zügel unserer Pferde. Der einzige Verwundete unter uns war Oberst Buteres; er bedurfte der Ruhe in hohem Grade, denn seine Hüftwunde machte ihm den Gang des Pferdes sehr schmerzhaft. Uebrigens ward Buteres geliebt und von uns allen sorglich gepflegt; man ließ seinem Muthe volle Gerechtigkeit widerfahren, und wußte, daß die von ihm als Chef begangenen Fehler nur eine Folge seines vorgerückten Alters waren. Unter den neun Offizieren, die uns blieben, waren der Oberst Buteres, die Hauptleute Linecares, Ponci und ich; wir beriethen was zu thun sey. Der eine machte den Vorschlag wir sollten uns nach Oran begeben; man verwarf den Rath, weil er uns einer fast gewissen Gefangennehmung durch die Spanier aussetzte. Andrerseits war aber auch die Alternative, auf die Wilden zu stoßen, nicht beruhigend, da die meisten in Feindschaft mit den Weißen lebten. Indeß einigten wir uns endlich in folgender Ansicht: zwei unserer Soldaten, welche das Land kannten, riethen uns unsern Weg nach den fünf Ortschaften der Chirivionen einzuschlagen, die, wie sie sagten, im Ruf eines sanften, friedlichen Völkleins ständen; dafür entschieden wir uns, und am Morgen des folgenden Tages setzte man sich in nordöstlicher Richtung in Marsch.

„Das Gebiet, das wir nun betraten, ist unter dem Namen Gran Chaco bekannt, und wird von verschiedenen indianischen Stämmen bewohnt. Doch hat südlich vom Flusse Pilcomayo die Gesittung angefangen ihre Zelte aufzuschlagen. Dieses Gebiet gränzt östlich an Paraguay; der Fluß dieses Namens bildet die Gränze, und der Pilcomayo ist einer seiner Zuflüsse. Da wir nur langsam vorwärts kamen, und aus Unkenntniß des Landes unnützen Umwegen ausgesetzt waren, so brauchten wir einen ganzen Monat, um diese Gegenden zu durchwandern, in denen wir, außer uns, kein einziges menschliches Wesen zu Gesicht bekamen. Uebrigens habe ich wohl nie schönere Gegenden gesehen. Der Boden war ununterbrochene Prairie, ähnlich denen, die man im Westen der Vereinigten Staaten trifft, d. h. ein kurzer, dichter, von Myriaden Blumen bedeckter, von Gehölz durchschnittener Rasen, voller Bäche und einer ziemlichen Menge Wildpret und wildem Vieh, das uns reichliche Nahrung lieferte.

„Je näher wir den chirivionischen Dörfern kamen, desto mehr Getreidefelder und Schafherden nahmen wir wahr; endlich stießen wir auf eine kleine Abtheilung Krieger, die mit einer kurzen Lanze bewaffnet waren und als ganze Kleidung nur ein Stück Zeug um ihre Lenden gewickelt hatten. Ihr einziger Schmuck, den, wie ich später sah, alle Männer des Stammes trugen, war ein an der Unterlippe angebrachter, mittelst eines kleinen Nagels im Innern des Mundes befestigter Knopf. Ihre Hautfarbe ist kupferig, aber hell; ihre Züge sind regelmäßig, die Formen schön und ebenmäßig. Sie gaben uns von Ferne ein Zeichen zum Halten, schickten dann einen Boten nach den Dörfern, um diese von unserer Annäherung in Kenntniß zu setzen, und hießen uns ihnen folgen, aber stets in gewisser Entfernung. Als wir auf dem Gipfel eines Hügels anlangten, erblickten wir eine Menge ihrer Krieger, 500 an der Zahl, in Einer Linie aufgestellt. Welcher Behandlung hatten wir uns von diesen Wilden zu versehen? Wir wußten es nicht. Allein konnten wir, an die Ersinnlichkeit unserer eigenen Stammsgenossen gewöhnt, etwas anderes erwarten als den Tod? Fünfzig Schritte von ihrer Linie mußten wir Halt machen, dann traten vier von ihnen hervor, und zeigten ihre friedlichen Absichten, indem sie die rechte Hand auf die Brust legen. Wir antworteten ihnen mit demselben Zeichen. Nun luden sie uns ein vom Pferde zu steigen und der Capitän Ponci und ich traten auf den wilden Häuptling zu, der uns mit dem spanischen Wort amigo! amigo! begrüßte. Dann forderte er in schlechtem Spanisch, wir sollten ihm unsere Pferde überliefern; ich willigte ein, jedoch unter der Bedingung, daß sie uns wieder zurückgestellt würden. Nach kurzer Berathung brachten sie die Reitthiere wieder zurück, und von diesem Augenblick an hatten wir das Gastrecht.

„Dieses Volk, an Zahl zweitausend Männer, lebt glücklich und friedfertig, fast in ursprünglicher Einfachheit der Natur. Ihr Land ist ein Paradies; sie haben wenig Bedürfnisse und befriedigen sie leicht. Ihre Weiber sind schön, haben eine glatte und durchsichtige Haut, helle Farbe mit leichter kupfriger Schattirung, rundes Gesicht, Formen voll Zierlichkeit und Anmuth, insbesondere aber einen Ausdruck der Keuschheit und Bescheidenheit, der uns eben so hohe Achtung als Bewunderung einflößte. Obwohl dieses Volk fünf unterschiedene Stämme bildet, deren jeder sein besonderes Gemeindewesen besitzt, sind doch Bodenbau und Ernten gemeinsam; sie leben in einer Art brüderlicher Genossenschaft, worin jedes Glied am Gemeinwohl arbeitet. Ihre mit langen Gräsern bedeckten Hütten, deren Fußboden die blanke Erde ist, sind erstaunlich rein gehalten. In der Ecke jeder Wohnung ist ein großes irdenes, vier Fuß tiefes und beinahe eben so weites Gefäß zur Bereitung eines Getränkes das sie Chicki nennen, — eines aus gegohrenem Mais gemachten Tranks, der große Aehnlichkeit mit reinem Ale hat. Die fünf Dorfschaften waren auf Anhöhen eine Viertelmeile von einander erbaut, und man bezeichnete uns als Lagerplatz einen auf Flintenschußweite von einer derselben gelegenen Ort. Hier schliefen wir und bereiteten unser Mahl; doch bald gestattete man uns den Besuch der Dörfer, wo man uns mit voller Herzlichkeit entgegen kam. Wie alle Naturmenschen, hatten auch die Chirivionen ihren Aberglauben; der sonderbarste ist daß sie glauben, sie würden, wenn sie Schaffleisch äßen, eine platte Nase ins Gesicht bekommen, — eine Meinung die wir uns zu Nutze machten, und die uns reichliche Vorräthe an diesem Fleisch eintrug. Eine andre abergläubische Meinung verbietet ihnen zwischen Abend und Morgen zu kämpfen, weil der Nachtgeist Schatten werfen und ihre Krieger vernichten könnte. Man wird bald sehen, daß diese Meinung uns sehr zu Statten kam. Die Gesundheit ihrer Niederlassungen wird erhöht durch das laufende klare Wasser des Pilcomayo, eines Flusses, der ihre Dörfer durchströmt, und in dem beide Geschlechter sich wenigstens einmal des Tages baden. Auf dem Grasteppich liegend, der das Ufer begränzte, habe ich oft mit Vergnügen den Wendungen der Bader und Baderinnen zugesehen, und die Leichtigkeit

Digitized by Google

und Raschheit ihrer Bewegungen, die Kraft und Geschmeidigkeit bewundert, welche Schwimmer und Schwimmerinnen jedes Alters entwickelten.

„Ich war, wie mir diese Wilden sagten, der erste Fremde der mitten unter ihnen gelebt hatte, und ich bekenne, daß ihre einfache und friedliche Lebensweise einen unbeschreiblichen Zauber auf mich übte. Ich fühlte mich zum ersten Mal in einer Atmosphäre wahren Glücks: es schien mir, daß ich, um es dauerhaft zu genießen, ohne Leid auf die Vortheile einer Gesittung verzichten konnte, deren Herrlichkeiten und Freuden fast immer vom Hauche des Giftes angeweht sind. Hier keine Täuschungen, keine jener habsüchtigen Kunstgriffe, welche die Seele in Ketten schmieden und das Gewissen betrügen; kein unruhiger Ehrgeiz, alles Zufriedenheit und Frieden. Mehr als Einmal war ich auf dem Punkte in die Worte der heiligen Schrift auszubrechen: „Von nun an wird dein Volk mein Volk, und dein Gott mein Gott sein.“

„Mittelst der spanischen Sprache, welche die Chirikonen erträglich sprechen, konnte ich über verschiedene mich interessirende Gegenstände unterhaltung mit ihnen pflegen. Eines Tags brachte ich das Gespräch auf die Religion, und fragte einen der Häuptlinge, ob er nicht gern Christ wäre und sein Volk bekehrt sähe. Seine Antwort war bezeichnend. Er sagte mir mit leiser Stimme und ernstem Kopfschütteln: „Christ! Nein, nein! Christ sehr schlecht . . . Christ bekämpft seinen Bruder, Chirikione bekämpft seinen Feind . . . Chirikione lebt glücklich.“

„Der Hauptmann Tinecares, den ich bereits genannt, war ein Mann, der keine andern Verdienste hatte als eine reizende Gestalt und ein angenehmes Aeußere, dem er große Pflege angedeihen ließ. Diese Vortheile gewannen ihm bald das Herz eines jungen unschuldigen Mädchens des Stammes, und wir sahen, daß sie ihn wahrhaft liebte. Indessen verursachte und dieser Umstand einige Besorgniß; seine Cameraden scherzten mit ihm darüber, weil man an keine weiteren Folgen dachte.

„Zwei Wochen hatten wir schon unter den Indianern gewohnt, und jeden Tag Beweise ihres Vertrauens und ihrer Hochherzigkeit erhalten, als wir unerwartet in ihrem Betragen gegen uns eine überraschende Kälte wahrzunehmen glaubten. Ihre Gastlichkeit war dieselbe, in unsern wechselseitigen Beziehungen aber fand jene Offenheit, jene Ungezwungenheit nicht mehr Statt, an die wir uns gewöhnt hatten. Wir glaubten anfänglich, diese Kälte sey nur das Ergebniß der Gewohnheit, allein die Ausnahme bei unsern Gastfreunden ward kälter und kälter, ohne daß wir die Ursache der Veränderung hätten errathen können. Unsere Besuche in den Dörfern schienen ihnen lästig; man empfing uns mit eisiger, unzufriedener Miene. Da wir uns scheu über unser Betragen keine Vorwürfe zu machen hatten, so wollten wir die Sache abwarten, vorläufig aber etwas Zurückhaltung beobachten.

„Die Muße, deren ich während meines Aufenthalts hier genoß, hatte mich zu vielen Betrachtungen veranlaßt. Ich fing an das Geschick, welches mir der Himmel beschieden, mit andern Augen anzusehen. Ich fragte mich um den Zweck meines herumschweifenden Lebens, um das Ziel, dem mich mein Sinn für Abenteuer zuführen würde, und welchen Nutzen es mir gebracht, daß ich Gesundheit und Wohlbehagen einem fremden Dienst geopfert. Wohin ich aber meinen Blick wandte, nirgends wußte ich Theilnahme, nirgends Ruhe, Freunde, Heimath, Hoffnung zu finden. Während ich mich traurigen Gedanken nachhing, hatte ich eines Tages unversehens den Gipfel eines Hügels bestiegen, auf welchem man eine ziemlich weite Aussicht über das Land genoß. Plötzlich erinnerte ich mich, daß ich fünfzehnhundert Meilen vom Ocean war; ich fühlte Thränen in meine Augen treten, ward aber bald wieder Herr dieses Gefühls der Trostlosigkeit, ergriff meinen Degen und rief in meiner Muttersprache aus: „Soll ich das Meer nicht mehr sehen? Hab' ich mein Vaterland für immer verlassen?“

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Castrens Reise in Sibirien. [1]

(Aus dem Bulletin de l'Academie imp. N. 67 f.)

Sage und Geschichte stimmen darin überein, daß die Wilden Sibiriens lange vor der Zeit als Jermaks Schaaren das Land betraten und die Einwohner zu einem Kampfe pro aris et focis zwangen, in ihrer Art wohl unterrichtet in des Krieges blutigem Spiel waren. Gerade auf dem Felde, wo Jermak seine meisten Siege gewann, lagen vormals Ostjaken und Wogulen oft in Fehde sowohl mit einander als mit ihren Samojedstämmen und Tatarischen Nachbarn. Aber außer diesen Streiten, welche von verschiedenen Nationen gekämpft wurden, stelen nicht selten kriegerische Ereignisse zwischen einzelnen Stämmen, oder zwischen Geschlechtern derselben Nation vor. Die Rath, Rauftacht, Rachegierde brachte den einen Stamm in Harnisch gegen den andern und veranlaßte zuweilen die blutigsten Auftritte. Noch dazu hat die Peste sowohl bei Samojeden, als bei Ostjaken und mehreren andern unter den Völkern Sibiriens das Andenken einzelner Helden verewigt, welche in den Krieg zogen, um mit ihrem ganzen Schwerte der Jungfrau Herz und Hand zu gewinnen. So lebten Nationen, Geschlechter, Individuen in einem fortwährenden Kriegszustande. Es waltete ein allgemeiner Unfriede im Lande — bellum omnium contra omnes. Die Gefahr stand oft lauernd hinter der Pforte, keine Traetate schützten gegen eine mögliche Ueberraschung. Diese Unsicherheit bewog einzelne Familien desselben Geschlechts oder Stammes sich näher an einander zu schließen und sich ein gemeinsames Oberhaupt, einen Stammfürsten zu erwählen. Die ostjakischen Stämme hatten sich sogar mit einer Art Veste (wosch, wasch) zum Schutz gegen feindliche Anfälle versehen. Wie diese jetzt gegenwärtigen Schutzbesten beschaffen gewesen seyn mögen, kann wohl jetzt nicht mehr ausgemittelt werden. Die Tradition weiß von ihnen nichts mehr, als daß sie auf hohen, steilen Landspitzen und anderen schwer zu erreichenden Stellen belegen waren. Wo solche Besten vormals gestanden, wurden zu unseren Tagen nur Erdhügel, zerbrochene Pfeile, verrostete Spieße, Panzerhemde und andere kriegerische Ueberbleibsel angetroffen.

Eine der genannten Ostjakenvesten stand zur Zeit der sibirischen Eroberung an der Stelle, wo später die Stadt Surgut ihre Zinnen emporgehoben. [2] Hier lebte zu jener Zeit ein Ostjakenfürst, Namens Pardak, der noch jetzt von den Ostjaken als ein mächtiger und tapferer Mann gepriesen wird. Obgleich Jermak schon die Macht Kutschum-Chans gebrochen, die Wogulen unterjocht und alle Ostjakenstämme am Irtisch besiegt hatte, wagte doch Pardak einen Kampf gegen den Feind. Die Ostjaken stritten wie gewöhnlich mit Bogen und Pfeilen, die Kosaken hatten Kanonen mitgebracht. Es ist natürlich, daß in einem Kampfe mit so ungleichen Waffen die Ostjaken bald unterliegen mußten. Die Veste wurde eingenommen, aber Pardaks Andenken ist noch geachtet und geehrt von seinen Stammverwandten und zunächst von seinen eigenen Geschlechte, welches bis auf diesen Tag den fürstlichen Namen beibehalten hat.

Nachdem die Pardaksche Veste eingenommen war, erbaute der Sieger an derselben Stelle einen Ostrog und gründete eine Stadt, welche nach einem nahe belegenen Arme des Ob den Namen Surgut bekam. Diese Stadt wurde in kurzer Zeit einer der mächtigsten Stützpunkte der Kosakenherrschaft und Ausgangspunkt ferner Operationen. Von hier zogen von Zeit zu Zeit raubsüchtige Kosakenschaaren aus, welche alle Ostjaken- und Samojedenstämme vom Gömeer im Norden bis zum Keißuß im Süden

[1] S. N. 55 ff. und 370 u. vor. J.

[2] Surgut liegt am obern Ob, etwa 500 Werst oberhalb der Mündung des Irtisch.

unterjochten und zinspflichtig machten. Es ist entschieden, daß zur Eroberungszeit wenige Orte in Sibirien eine so bedeutende Rolle, wie die kühne Kosakenstadt [2] Surgut, gespielt haben. Um so niederschlagender ist der Anblick, den die Stadt jetzt darbietet. Einige jammervolle Hütten, ohne alle Ordnung zwischen verbrannte Ruinen [3] zerstreut, sind die Ueberbleibsel der früher so mächtigen Stadt. Es gibt hier keine einzige anständige Straße, nicht einmal ein ordentliches Gebäude, ja! es ist sogar selten Glasfenster anzutreffen und ganze Fensterscheiben gehören, nicht ich sagen, zu den Ausnahmen. Die Armuth hat während der letzten zehn Jahre in so hohem Grade zugenommen, daß die Stadt nicht einmal die nöthigen Abgaben der Krone hat entrichten können. Sie hat dem zufolge ihre Privilegien verloren und besitzt sich nun mit dem bloßen Titel einer Stadt.

Hier verweilte ich während des vergangenen Herbstes den ganzen August und einen Theil der Septembermonats, mit dem Studium der verschiedenen Mundarten der angränzenden Ostjakenstämme beschäftigt. Von Surgut hatte ich mir einen Weg länge den Flüssen Wach und Tas nach dem Jenisei bahnen wollen, aber da diese Reise, wenigstens in gegenwärtiger Jahreszeit als unmöglich angesehen wurde, fand ich mich veranlaßt die Fahrt den Ob hinauf fortzusetzen. Das Hauptziel meiner Reise wurde Narym, ein kleines Städtchen im Tomskschen Gouvernement, bis zu welchem man von Surgut ungefähr 800 Werst zählt wenn die Reise zu Wasser gemacht wird. Das Land zwischen diesen beiden Städten besteht aus eben Gegenden welche von Russen fast verlassen und von Eingebornen nur dünn bevölkert sind. Man trifft auf diesem Wege nicht einmal provisorische Poststationen, die doch anderwärts in Sibirien sehr gewöhnlich sind. Aus dieser Ursache war ich gezwungen mich in Surgut schon mit allen für die Reise nöthigen Artikeln zu versehen. Zur Zahl dieser gehörte vor allen Dingen ein ordentliches Fahrzeug, denn in den offnjakischen Trögen ist die Fahrt sowohl mühsam als abentheuerlich; zugleich that mir große Noth um einen eingebornen Ostjaken, der da in einer Person die vielerlei Eigenschaften als Dolmetscher, Verdiener, Koch, Pestdiener und Zuchtmeister vereinigen und den Mangel am Reisepaß ersetzen könnte. In dieser und allen anderen Hinsichten wohl ausgerüstet, trat ich am 12—24 September meine Reise mit gutem Muth und froher Hoffnung an. Mein einziger Kummer war die späte Jahreszeit, welche aller Vermuthung nach sowohl Regen als Schnee, Kälte und Thauwetter, Nebel und Nachtfröste mitbringen würde. Einen etwaigen nicht hinreichenden Schutz gegen diese Uebel bereitete mir und meinem Waffendiener Bergdahl das kleine in Surgut angeschaffte Fahrzeug, das mit einer in den Obischen Booten gewöhnlichen Kajüte versehen war. Diese Kajüte war so eingerichtet, daß man nur kriechend hinaus und hinein kommen, nur liegend darin einen Platz finden und nur durch das Maskloch einen schwachen Strahl des Tageslichts erhalten konnte. Die Kajüte welche die ganze Mitte des Bootes gewöhnlichen Kajüte versehen war. Diese Kajüte war so eingerichtet, daß man nur kriechend hinaus und hinein kommen, nur liegend darin einen Platz finden und nur durch das Maskloch einen schwachen Strahl des Tageslichts erhalten konnte. Die Kajüte welche die ganze Mitte des Bootes einnahm war zwar an beiden Enden mit Thüren versehen, diese aber mußten stets geschlossen gehalten werden, weil sonst weder die Ruderer noch der Steuermann im Boote Platz haben konnten. In dieser finstern Wohnung richteten wir unsern Speisesaal, unser Schlafzimmer, unsere Schreib- und Studierkammer ein. Ein Kasten wurde als Tisch benutzt; Stühle waren nicht nöthig, weil der Mittag auf römische Weise eingenommen wurde; der Samowar war unser Kamin. Ich will nicht behaupten, daß unsere Kammer übermäßig prachtvoll ausgebaut war, jedoch versicherte der Magazinverwalter in Surgut, ein gutmüthiger Mann und guter Christ, das Tiegenen, von dem er sagte er sey einer der besten Philosophen der Welt und ein viel besserer Christ als Plato selbst gewesen, eine solche vortreffliche Wohnung nicht besessen habe. Indessen wurde die Kajüte während des Tages nicht öfter benutzt als wenn Regen und Ungewitter es unmöglich machten auf dem Bordecke zu sitzen oder auf den Ufern herumzustreichen. Für dieses letzterwähnte Vergnügen war leider die Umgegend nicht sehr geeignet. Obgleich nicht bergenen hoch, sind doch die Ufer des Ob meistens so steil und lehmig, daß man mit genauer Noth an denselben eine Stufe für den Fuß findet und sich leicht der Gefahr in das Flußbett hinunterzupurzeln aussetzt. Zur Herbstzeit werden zwar hie und da weite Sandflächen angetroffen, diese haben aber auch größtentheils einen Grund von welchem Theil woran der Wanderer bald sein Genüge hat. Das dem Ufer nächste Land besteht entweder aus sumpfigen Morästen oder ungeschlagenen Wiesen mit unburchdringlichem Morgrase oder am gewöhnlichsten mit dichtem Weidenbusch überwachsen. Vergebens bemüht man sich hier einen Fußsteig zu finden. Die saft einzigen Spuren von Menschen bestehen in erloschenen Feuerstellen und verlassenen Lagerstätten. Aeußerst selten trift man eine Menschenwohnung. Von Surgut zählte man bis zum russischen Dorfe Lechefewa 90 Werst, und auf dieser ganzen Strecke befanden sich nur zwei kleine Ostjakendörfer, aber auch diese waren nicht am Hauptflusse sondern wie gewöhnlich an dessen Zweigen [1] belegen. In unserem Wege lagen nur einige russische Fischerstellen, größtentheils bereits verlassen und so baufällig und von der Gewalt des Herbstwetters so mitgenommen, daß sowohl die Vögel des Himmels als die Thiere der Erde es verschmäht hatten, die zu ihrem freien Gebrauch überlassenen Herbergen in Besitz zu nehmen. Nachdem die zahlreichen Fischer von ihren Colonien aufgebrochen herrschte auch auf dem Flusse eine Todesstille und Einförmigkeit, die nur selten von einem schnell forteilenden Ostjakenkähnchen unterbrochen wurde. Wenn man durch eine so öde und volkleere Gegend eilet, wünscht man natürlicherweise durch eine eilige Fahrt sich wenigstens irgend einen Wechsel von Gegenständen bereiten zu können, wie man aber auch eilen mag, mehr als drei Werst in der Stunde geht es nicht. Bei aller der langen Weile die eine die Natur und eine so langsame Fahrt nothwendig erzeugen, war es doch ein Glück daß wir wenigstens im Anfange unserer Reise uns an schönem Wetter, an Vogelgesang, an dem Anblick grüner Ufern und Bäume und an dem im Sonnenschein heerlich glänzenden Wasserspiegel erfreuen konnten. Keine besondere Abenteuer begegneten uns, wenn man nicht zu ihrer Zahl ein kleines Mißgeschick rechnen will welches uns schon in der ersten Nacht unserer Reise traf, indem das Boot in der Finsternis sich zwischen einigen Sandbänken verirrte, von wo früher als bei Tagesanbruch kein Rückgang möglich war.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Zahl der Kattunfabriken in Manchester beträgt 179; davon arbeiten 92 alle Tage in der Woche, 66 nur vier Tage in der Woche und 17 stehen ganz still. Die Anzahl der Arbeiter ist 41,000; davon arbeiten gegenwärtig 22,000 die ganze Woche, 13,500 nur vier Tage und 5500 sind ganz arbeitslos. (Ungl. Bl.)

Unterirdische Senkungen bei Eisenbahnen. Das Journal des Debats vom 7 März meldet einen eigenthümlichen Umstand, der sich bei dem Bau der Centraleisenbahn nicht weit von Orleans ereignet hat. Es sind vor einiger Zeit mit einmal 1600 Cubikmeter Erde eingesunken wie in einen gähnenden Schlund. Man hat Ingenieure an Ort und Stelle geschickt, unter andern den durch die Bohrung des Brunnens von Grenelle bekannten Mulot, um die Sache näher zu untersuchen und hat in Folge von mehreren angestellten Bohrungen gefunden daß an verschiedenen Orten unterirdische Höhlungen sich finden, welche den Bau mehrfach gefährden. Die Ansicht der Ingenieure scheint dahin zu gehen, daß die Höhlungen durch das Wasser entstanden seyen, welches sich unter dem Boden den Weg nach der Loire bahnt. Eine gewöhnliche Straße hielt ein solcher Bau noch aus, nicht aber die Last eines vielleicht hohen Eisenbahndammes.

[2] Noch heute bilden die Kosaken den weit größeren Theil der Einwohner der Stadt.

[3] Surgut hat oft verheerende Feuersbrünste erlitten, unter welchen die letzte vom Jahr 1826 die ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelte.

[1] Der Ob bringt eine unzählige Menge größerer oder kleinerer Zweige. Sie werden von den Russen in zwei Arten eingetheilt: a) protoki oder gewöhnliche Zweige, b) starizy, d. i. Durchrne, die im Sommer größtentheils vertrocknen, aber früher den Hauptstrom getrübt haben sollen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 68. 20. März 1847.

Die neuerlichen Brodunruhen.

Frankreich iſt ſeit einigen Monaten von Unruhen heimgeſucht, welche durch die Theuerung veranlaßt wurden, jetzt haben ſie auch ihren Weg durch Belgien genommen und nähern ſich den Gränzen Deutſchlands. Es iſt alſo wohl an der Zeit, einige Worte über die allgemeinen Verhältniſſe, die dadurch in ein vielen unwillkommenes Tageslicht gezogen werden, zu ſagen. Nicht die augenblicklichen Vorfälle, ſo ernſt ſie an einigen Orten geweſen ſind, ſondern die allgemeinen Zuſtände, der Geiſt der Verwilderung und Rohheit, die Züge des Haſſes gegen die Bemittelteren ſind es, welche die Aufmerkſamkeit am meiſten in Anſpruch nehmen. Es iſt vielleicht nicht ſchwer, die mitwirkenden Urſachen da und dort hervorzuheben, in Belgien namentlich die Verarmung Flanderns durch das Sinken der uralten Linneninduſtrie — obgleich dieß für Lüttich und Verviers keineswegs gilt — in Frankreich wird man bedeutſam auf die Entſittlichung der Maſſen durch die Revolution hinweiſen u. dgl.; man wird den Communismus und ſeine Lehren anklagen, aber man wird nicht eingehen wollen auf den eigentlichen Grund, aus welchem dieſe Erſcheinungen und der Communismus ſelbſt als eine wahre Giftpflanze emporgewachſen, daraufnämlich, daß die jetzigen Steuerſyſteme am Schwerſten den Armen treffen. Sie vertheuern der großen Maſſe auf tauſendfeltei indirecten Wegen den Unterhalt, dieſe kann den Zuſammenhang der Urſachen zu wenig überſchauen, dieſe weiß nicht auf welche Weiſe ihr das ſauer verdiente Geld aus der Taſche gezogen wird, und klagt in blinder Wuth bald die Bäcker und Kornwucherer, bald die Regierungen an, die denſelben nicht ſteuern. Was auch von einzelnen Bäckern und wirklich wucheriſchen Kornhändlern gefehlt worden ſeyn mag, ſo kann man ihnen doch den Zuſtand der Maſſe, daß dieſe nur nothdürftig von der Hand in den Mund lebt, und beim erſten Unfall dem Mangel preisgegeben iſt, nicht zuſchreiben, und wir kommen immer auf den alten Satz zurück, die Steuerſyſteme, welche alle Nothwendigkeiten des Lebens vertheuern, und nicht immer durch den eigentlichen Belauf der Steuern, ſondern ſehr häufig durch die Monopole, die ſie ſchaffen, ſchwer auf den Armen drücken, tragen die Schuld an dem Zuſtand der ärmern Claſſen; ſie theilen das Volk mehr und mehr in Arme und Reiche ein, und vernichten den Mittelſtand, dieſen Ballaſt, wenn man will, ohne den jedoch die neuern Staatsſchiffe nicht fahren können. Aus dem Gefühl der bittern Armuth und der Reten, und doch nie ausreichenden Entbehrungen entſpringt die Niederträchtigkeit auf der einen, die Verwilderung auf der andern Seite, und hat erſt das Uebel noch weiter fortgefreſſen und den Mittelſtand verkümmert, dieß nothwendige Verbindungsglied zwiſchen Reichen und Armen, dieſe Claſſe, die ohne anſtrengende Arbeit nicht leben kann, und doch nicht darbt, dann mag man zuſehen, ob noch Militärgewalt auf die Länge den immer erneuerten Ausbrüchen Widerſtand leiſten wird.

Die Nothwendigkeit dringt ſich mit jedem Tag mehr auf, ſämmtliche auf den erſten Lebensbedürfniſſen laſtende Abgaben, wie Mehl- und Schlachtſteuer, Acciſe, vor allem aber die Salzſteuer zu ermäßigen und die ſtädtiſchen Octrois abzuſchaffen. Das iſt allerdings eine harte Arbeit, aber ſie muß unternommen werden, wenn in die bürgerliche Geſellſchaft der Friede einkehren ſoll. Das furchtbare Beiſpiel von Buzengais iſt lehrreich genug, nicht bloß wegen der Folgen, ſondern auch wegen des anfänglichen Verlaufs der Unruhen. Die Arbeiterbevölkerung der Stadt zeigte ſich anfangs eben ſo ſehr erbittert, erzwang eine Herunterſetzung des Getreidepreiſes, war aber ſelbſt wieder, als eine Rotte Geſindel nur Unruhe anrichten und im Trüben fiſchen wollte, die erſte, welche Einhalt zu thun verſuchte. Die Arbeiterbevölkerung weiß vortrefflich, daß Verwirrung und Unruhe ihr Intereſſe nicht fördern, und verübt nur dann Gewaltthaten, wenn ſie die Noth nicht mehr ertragen kann. Sie iſt durch Billigkeit leicht zufrieden zu ſtellen, ſie würde jede Ermäßigung der jetzt auf ſie drückenden Laſt mit Dank annehmen, und jedes ernſte Beſtreben einer gerechtern Steuervertheilung mit Freude begrüßen, und in Geduld die nothwendig langſame Umgeſtaltung der jetzigen Steuerverhältniſſe abwarten. Man zögere nicht, dieſe Claſſe durch wahre Wohlthaten zu gewinnen und nicht durch bloßen Schein täuſchen zu wollen, und man wird die günſtigen Folgen dieſer Bemühungen bald empfinden.

Wir ſind keineswegs ſo thöricht zu glauben, daß durch ſolche Maßregeln alles Elend und alle Noth verbannt werden würde, aber ſie wird dann auf eine verhältnißmäßig geringe Zahl beſchränkt, und dieſe Zahl iſt der Wohlthätigkeit der Gemeinden und Privaten erreichbar, während letztere jetzt häufig an der Maſſe der Bedürftigen erlahmt. Aller Reichthum Englands iſt nicht im Stande die Noth des Volks in Irland zu beſeitigen, und das Frühjahr wird ohne Zweifel die furchtbare Thatſache ans Licht bringen, daß Hunger und Seuchen eine bis anderthalb Millionen Menſchen hingemäht haben. Man ſage nicht, das ſey ein einzelnes, außerordentliches Beiſpiel, die Erſcheinungen in Belgien und einigen Gegenden Frankreichs, wo Bettlerhorden von Hunderten umherſtreifen, und die wachſende Klage über Unzulänglichkeit der Abhülfsmittel legen deutliche Beweiſe vom Gegentheil ab.

Digitized by Google

Wenden wir uns von dieser Beobachtung zu einer andern, aber nicht minder eingreifenden. Glaubt man die jetzige Besteurung und den jetzigen Zustand der Dinge dem jungen Amerika und dem mit Macht auf der Bahn der Erleichterung des Volks fortschreitenden England gegenüber aufrecht erhalten zu können? Das junge Amerika mit seinem fruchtbaren Boden und seiner fast unbesteuerten Bevölkerung wird das schreiende Handelskapital der alten Welt an sich ziehen, und nur England wird sich vermittelst seines alt erworbenen Reichthums dagegen behaupten, aber nur dadurch daß es riesenhafte Anstrengungen macht, die Industrie und das Geld des Continents an sich zu ziehen. Dieser Gewalt kann man nur durch größere Einigkeit im Innern, durch größere Einfachung der Industrie, durch Erleichterung der Masse des Volks, ohne welche die größere Entfaltung der Industrie gar nicht möglich wird, entgegen wirken. So lange die Verbrauchsfähigkeit des Volks keine höhere Stufe erreicht, ist alle Industrie ein ziemlich künstliches Gewächs. Erleichterung der Masse des Volks ist somit durch alle Rücksichten der Sicherheit und des künftigen allgemeinen Wohlstands geboten, ohne diese Vorbedingung wird der Continent und namentlich Deutschland in Armuth und deren gewöhnliche Folgen in Rohheit und Unwissenheit zurückſinken, und die wenigen, die mit geistiger Kraft in dem allgemeinen Sinken sich emporhalten, werden die „rari nantes in gurgite vasto“ seyn.

Vierundzwanzig Jahre in der argentinischen Republik.
Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

„In diesem Augenblick ward ich von einem unserer Sergeanten unterbrochen, der mich grüßte: Señor mayor! sagte er zu mir — Was wollt Ihr, antwortete ich streng, denn meine Gedanken an die Vergangenheit hatten mir die Galle ins Blut getrieben. — Señor mayor, wiederholte der Sergeant, Oberst Buteres wünscht Euch zu sprechen. — Ich ging zu ihm. Major, redete er mich an, ich weiß nicht was ich von dem Betragen unserer Wirthe denken soll. Sollen wir länger einen Zustand der Dinge dulden, der mit jedem Tage unleidlicher wird? Wißt Ihr vielleicht, wodurch sie beleidigt worden? — Nein, Oberst, versetzte ich. — Irgend etwas geht vor, fuhr er fort, und ich fange an für unsere Sicherheit zu fürchten. Vor einer halben Stunde hat sich einer ihrer Häuptlinge so weit vergessen, daß er nach mir schlug. — Dieß ist wirklich auffallend, Oberst; es scheint mir, wir sollten nach Oran marschiren, anstatt länger hier zu verbleiben. Ich bin bereit, wenn Ihr's wünscht, gleich morgen abzugehen und mit mit meinem Degen einen Weg durch die Spanier zu bahnen; ich bin es müde in diesem einförmigen Leben zu verkommen. — Es ist klar, sagte der Oberst, daß wir fort müssen, lieber früher als später. — Sonach ward allen unsern Leuten Befehl gegeben sich von den Dörfern fern zu halten, und Abends, nachdem wir zum erstenmal Wachen ausgestellt, legten wir uns zur Ruhe, entschlossen am kommenden Morgen aufzubrechen. Gegen Mitternacht, als wir schliefen, hörte die Wache Schritte im Grase; einen Augenblick später trat ein indianisches Mädchen hervor und verlangte in schlechtem Spanisch unsern Führer zu sprechen. Da Buteres krank war, hielt es die Wache für angemessener mich zu wecken, und ich erkannte sofort bei dem schwanken Schimmer unsers Lagerfeuers die junge Wilde, mit welcher sich Tincares eingelassen. — Amigo! Amigo! rief sie hastig. Ich beruhigte sie und forderte sie zum Sprechen auf. Man muß fliehen, sagte sie zitternd. Fliehen, alle fliehen. Unser Volk hat Rath gehalten, sie wollen euch alle tödten, alle, bei Tagesanbruch. — Aber warum denn? sag' mir's, mein Mädchen. Zittre nicht so, du hast nichts zu fürchten. Oh! rief sie, einer von euch hat mich beschimpft, mein Volk will euch alle tödten. — Augenblicklich ließ ich das ganze Lager wecken und gab unsern Befehl sich um uns zu reihen. Wie groß war ihr Erstaunen beim Anblick der jungen Wilden! Ich erklärte ihnen kurz was vorgefallen. — Jetzt, meine Tochter, sagte ich zu ihr, die so hochherzig über unser Wohl gewacht, nenne mir deinen Beleidiger. — Nein, nein, nein! rief das arme Kind händeringend, fliehet, fliehet schnell! — Mehrere Stimmen erhoben sich kräftig und bestanden auf der Bezeichnung des Schuldigen. Das arme Geschöpf schlug die Augen zu Boden, unbeweglich wie die Bildsäule der Schande und der Verzweiflung. Nach einigen Secunden aber erhob sie ihr Haupt und warf einen schüchternen Blick auf alle Gesichter, bis sie Tincares begegnete. Dann deutete sie, abgewandten Auges, mit ihrer schönen Hand auf den Schuldigen und sagte mit halbgebrochener Stimme: Este es el (Der ist's.)

Von einem Unwillen erfüllt, den ich nicht unterdrücken konnte noch wollte, trat ich dicht vor Tincares hin, und faßte ihn mit gefreyten Armen fest ins Auge. Er wandte den Kopf verlegen ab, und niemand zweifelte mehr an seinem Verbrechen. Feigling, sagte ich dann zu ihm, was habt Ihr getban? Nicht umsonst hatte mir der Oberst gesagt, Ihr schätzet eure äußere Schönheit mehr als Eure Ehre; ich sehe wohl, er hatte recht. Was verdient Ihr jetzt? Tod und Schande. Ihr habt der hochherzigen Gastfreundschaft dieses Volks mit niedriger Undankbarkeit gelohnt; Ihr habt sein Vertrauen verletzt, indem Ihr an diesem jungen Mädchen gefrevelt. Was ist die Folge davon? Das Heil dieser braven Leute ist gefährdet, und das einzige und übrigende Mittel die Gefahr zu beschwören besteht darin, daß wir als Beweis unserer Unschuld, des Unwillens, den uns Euer Fehler einflößt, Euern Leichnam denen überantworten, die Ihr beleidigt habt. Hier ward ich von der flehenden Stimme der jungen Indianerin unterbrochen: „tödte ihn nicht, tödte ihn nicht! Ich will dir sagen, wie ihr entrinnen könnt. Unser Volk kann euch jetzt nichts Uebles anthun; es weiß wohl, daß der Nachtgeist sich dem widersetzen würde. Ihr könnt ungefährdet vor Tagesanbruch fliehen. Fliehet! Fliehet'

Der Ton des jungen Mädchens beruhigte uns; es war augenscheinlich, daß ihre Liebe für jenen Feigling sie veranlaßte uns zu retten, um ihn selbst zu retten. Verführt durch die Schönheit eines Adonis, hatte sie ihre ganze Neigung einem Manne geschenkt, der ihrer so wenig werth war, und als sie erkannte, daß sie für ihn nur ein Spielzeug sey, hatte sie noch mit Gefahr ihres eigenen Lebens über der Sicherheit des Verräthers gewacht. Wir hoben daher rasch unser Lager auf und setzten uns in Marsch. Unser Schutzengel blieb bei uns bis zum letzten Augenblick; dann, als unsere Leute zu Pferd waren, ging sie langsam und schweigend von dannen. Wir zogen durch das nächste indianische Dorf, wo wir mehrere Chirivionen sahen, die uns mit Erstaunen betrachteten, und ihrem Glauben gemäß nicht daran zweifelten, daß der Nachtgeist uns ihren Plan verrathen habe.

„Wir entfernten uns eiligst, weil wir vor Sonnenaufgang die Chirivionen so weit als möglich hinter uns zu haben wünschten, allein die Schnelligkeit unserer Flucht hinderte unsere Leute nicht ihren Unwillen über Tincares auszudrücken. Als wir in

Digitized by Google

eine Entfernung gekommen waren, die uns vor jeder Gefahr absolut der Wilden sicher stellte, nahm das Murren und Drohen des Trupps einen so feindseligen Charakter an, daß unsere Officiere, obwohl sie in dieser Hinsicht die Gesinnungen der Soldaten theilten, die Nothwendigkeit erkannten sich zur Unterdrückung dieser Stimmung an mich anzuschließen. Buteres war leidend und mußte den Oberbefehl mir abtreten; unser rascher Marsch zu Pferde machte seine Wunde äußerst schmerzhaft, er glaubte sich am Rande des Grabes, und bat mich ihm den Todeskampf zu ersparen und ihm vier Pistolenkugeln durch den Kopf zu jagen. Ich sprach ihm tröstend zu, und es gelang mir ihn gefaßter und hoffnungsvoller zu machen.

Schon hatten wir unsern Marsch eine Woche lang fortgesetzt, durch nichts aufgehalten als den krankhaften Zustand unsers Befehlshabers, als der Geist der Empörung, den wir erstickt glaubten, aufs neue gegen Linecares losbrach. Vom Augenblick unserer Abreise an hatten Officiere und Soldaten ihn sorgfältig gemieden, allein ihre Aeußerungen verursachten ihm tödliche Angst. Er nahm mich bei Seite und sagte mit krampfhaftem Zittern: mein Major, ich habe schlecht gehandelt, ich bekenn es; aber . . . Schweigt, antwortete ich, ihn unterbrechend. Warum kommt und wehklagt Ihr so! Es ist zu spät... Behaltet Eure Gewissensbisse für euch. — Aber, fuhr er fort, ich fürchte die Soldaten werden mich niedermetzeln. — Fürchtet nichts, erwiedert ich ihm, bleibt bei uns, bis wir auf einige Spuren der Civilisation treffen, und dann verlasset uns. — Ich sprach mit unsern Leuten, und es gelang mir sie zu beschwichtigen, indem ich ihnen sagte, Linecares werde uns bei den ersten Wohnungen, die wir träfen, verlassen. Unter dieser Bedingung konnte uns der Schuldbare noch begleiten.

Am zehnten Tage unsers Marsches erreichten wir eine kleine Gruppe Hütten (choças). Hier nahm Linecares Abschied von uns; vorher aber bat er einige Worte an uns richten zu dürfen, was ihm zugestanden wurde. Wir machten Halt und er begann also: „Kameraden! ich bin schuldig gewesen, allein obschon mein Vergehen euer Leben in Gefahr gesetzt, bin und werde ich stets ein Patriot sein. Was ich gethan, ist eines Mannes meines Rangs unwürdig, und ich wundre mich nicht über eure Gesinnungen gegen mich. Ich will mein Unrecht nicht der Schwäche der menschlichen Natur schuld geben; ich hätte, wo nicht an die Handlung selbst, mindestens an ihre traurigen Folgen für euch denken sollen. Nehmt mein Lebewohl!“ Hierauf verlangte er mit den Officieren zu sprechen; die Soldaten zogen sich ein wenig zurück, und Linecares begann: „Meine Kameraden und besonders Ihr, mein Oberst, ich bitte euch um Verzeihung. Ihr, Oberst, habt in Cinti gewohnt, und ich hoffe euch wieder zu sehen oder wenigstens wertet Ihr dort meine Familie wieder sehen; offenbart ihr meine Schande nicht. Was den Major betrifft, so ist er aus einem fernen Lande, ich werde ihn vielleicht nicht mehr sehen; ich will daß er wisse, die Lehre welche ich erhalten, sey eine ernste, und daß ich entschlossen bin von nun an ein Ehrenmann zu seyn. Ich achte den Major, er hat sich tapfer für Peru geschlagen, und wenn er je meine Geburtsprovinz Potosi besucht, wird er erfahren, daß ich mich meinem Versprechen gemäß benommen.“ — „Linecares, antwortete ich ihm, ich hoffe wirklich nur Ehrenhaftes über euch zu erfahren. Ich will das Vergangene vergessen; ich bedaure die Ursache unserer Trennung, allein sie ist nothwendig. Gott sey mit Euch.“ Er verließ uns, und ich habe nie mehr von ihm gehört.

Die Anführung dieser Geschichte wird den Lesern beweisen, daß Oberst King romantische und dramatische Formen liebt. — Nach Verlauf eines Monats — denn der Zug ward durch die beständigen Umwege verlängert welche die Flüchtigen machen mußten, um nicht auf spanische Posten zu stoßen — kommt unser Abenteurer im Oranthal an, wo er von dem Statthalter Sicilia edelmüthig aufgenommen wird. Er wendet sich an Gorite, den Statthalter von Salta, und erhält nicht nur seinen rückständigen Sold, sondern auch eine Schadloshaltung von zehn Doublonen und das Oberstlieutenants-Patent. Mit der Vertheidigung eines Vorpostens zu Baratu beauftragt wird er seiner Unthätigkeit müde, und bemächtigt sich, an der Spitze von 280 Mann, Pacaye's, das 60 Stunden weiter entfernt liegt. Hier zeigt sich dieser zweite Dalgetty als Mann von Herz, indem er die Plünderung verbindert. Unter andern Episoden seiner militärischen Ausflüge folge hier ein ziemlich ergötzlich erzähltes Zusammentreffen.

Als wir eines Tags die dichten Wälder von Baratu durchstreiften, schlug unsere Vorhut Alarm wegen eines Geräusches, das vollkommen dem eines im Marsch befindlichen Armeecorps glich, und wir glaubten, daß der Feind, von unserm Plan in Kenntniß gesetzt, uns entgegen rücke. Ich wies jedem seinen Posten an, worauf wir wieder vorrückten. Nach Verfluß einiger Minuten war die Art des Geräusches eine ganz andere: allerdings zwar das einer Menge Personen, aber ein babylonisches Gesumm, das mehr dem verwirrten unaufhörlichen Geklatsch eines Trupps Weiber, welche halblaut plaudern, als dem eines Regiments Soldaten glich. Endlich brachte uns eine Wendung des Weges in die Nähe von mehr als zweihundert Affen, die von Baum zu Baum sprangen, sich mit ihren langen Schwänzen an die Aeste hingen, und in voller Freiheit die behendesten Bewegungen machten. Bei unserm Anblick hielten sie plötzlich inne, der Lärm hörte auf, sie blieben alle unbeweglich, und stellten sich todt. Als wir nach einigen Secunden Verdrusses erkannten, gegen welchen Feind wir in Schlachtordnung aufgestellt waren, zogen wir unter herzlichem Lachen wieder ab; mehrere Soldaten wollten ihre Gewehre auf dieses unschuldige Heer abfeuern, ich verbot es ihnen aber, und wir entfernten uns. Ohne Zweifel wünschten sich die Affen Glück so gut davon gekommen zu seyn.“

(Schluß folgt.)

Allmähliche Erhebung des Landes bei Plymouth.

Zu den zahlreichen Beispielen von Erhebung des Landes in der nördlichen Halbkugel — denn bereits kennen wir die Erhebung des Landes in Schweden und in Neufundland — gehört auch die an der Südküste Englands. Das Athenäum vom 6 März theilt nach dem Plymouth Herald folgendes mit: „Landet man an dem nordöstlichen Punkte von Mewstone, so findet man hier eine Bank von allerlei Schutt (debris), die auf einer Lage geroliter Kiesel von allen Größen aufliegt; dieser erhobene Uferstich ist jetzt gegen die Wellen geschützt, und dient als Zeugniß einer Veränderung der Land- und Meereshöhe. Geht man von Mewstone nach der Hauptküste fort, so findet man an den Felsen eine Reihe solcher Uferränder über einander, 15 bis 20 Fuß über der Wasserhöhe. Aber ein noch deutlicheres Zeichen sind die allenthalben von Pholaden durchbohrten Kalksteinfelsen. Um die niedere Wassermark und weiter abwärts sind diese noch am Leben, höher hinauf aber sind sie todt, und an manchen Stellen kann man ihre Löcher bis zur Hochwassermarke verfolgen. Diese Thiere können nur unter dem mittlern Wasserspiegel leben, da sie entweder ganz unter dem Wasser seyn oder wenigstens bei jeder Fluth bedeckt werden müssen. Da sich nun die hohen Löcher in einer Höhe finden, wo die Thiere durchaus nicht mehr leben können, so muß man daraus schließen, daß die Felsen emporgehoben wurden.“

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Gastrens Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Abend erlebten wir daselbst Abenteuer, nur wurden die Sandbänke diesmal nicht unsere Nachtherberge sondern die Entschlossenheit der Ostjaken verhalf uns spät am Abend zu dem erwähnten Dorfe Lechcsewa, wo das Sprüchwort über die Smäländischen Gastgeberein seine volle Anwendung hatte. Der ärmlichen Bewirthung ungeachtet wurde doch die Nacht im Dorfe zugebracht. Als ich am folgenden Morgen erwachte, sah ich zu meinem Erstaunen die noch gestern herrlich grünenden Felder mit einem weißen Schleier überzogen, den kürzlich klaren und von der Sonne beleuchteten Himmel mit des Winters grauem Mantel bedeckt, sah die Menschen in Felle gehüllt und die ganze Natur stumm, trauernd, verlassen. Dessen ungeachtet verfügten wir uns schon früh des Morgens in die Kajute, schlossen die Thüren zu und reisten ab. In der Kajüte von einer unbarmherzigen Finsterniß umgeben überfiel mich eine Art Gespensterfurcht; es kam mir vor, als würfhete draußen ein schrecklicher Wetter, und unwillkürlich wurde ich daran erinnert, wie ich vor zwei Jahren am Fuße des Ural alle Widerwärtigkeiten eines nordischen Herbstes prüfen mußte. Daß dieselben Widerwärtigkeiten jetzt wiederkehren sollten, war eine Furcht, welche mein Herz mächtig beunruhigte. Ich dachte mich an einem öden Ufer festgefroren, von Menschen verlassen, von Krankheit verzehrt und mit allem dem Ungemach das nur je einen Reisenden in den ärgsten Wildnissen treffen kann, überhäuft. Glücklicherweise wurde ich bald von diesem beängstigenden und überflüssigen Kummer befreit; denn als ich bei den Inwaschkinschen Jurten aus unserm wohlverschlossenen Winterzelt herausstrat, schien die Sonne wieder schön und klar an dem wolkenleeren Firmamente, der Boden war wieder grün, die Menschen hatten ihre Pelze abgelegt und entzückt sangen die Vögel in den Bäumen das Lob der Natur. Ich verfügte mich in die nächste Jurte. Dahin führte ein schmaler Gang, welcher von beiden Seiten mit schönen schlanken Weiden besetzt war. Der Gang war eben und gerade, und präsentirte im Fond eine saubere und einladende Jurte. Von meiner Ankunft aufgescheucht, liefen die Einwohner der Jurte davon und ließen mir eine um so bessere Gelegenheit einige Blick der Ostjakischen Wohnung wahrnehmen zu können. Sie hatte eine gewöhnliche viereckige Form, niedrige Wände und ein hohes, spitziges Dach. Die ganze Wohnung war von Birkenschieden verfertigt, welche, nachdem sie durch Kochen erweicht worden, in der Form gewöhnlicher Teppiche zusammengenäht worden, so daß sie zusammengerollt und mit Leichtigkeit von einer Stelle zur andern transportirt werden können. Von diesen werden sowohl Wände als Dach durch folgende einfache Mechanik gebildet. Man befestigt in der Erde einige Weidenstämme, welche dazu dienen, die Birkenwände sowohl von der äußern als innern Seite der Jurte aufzubalten. Gegen diese Grundlage werden einige Dachsparren, ebenfalls von Weiden, errichtet. Diese werden mit Berk überzogen, welche auch von der äußeren Seite mit Sparren bedeckt wird. Alle Stützen und Sparren werden mit biegsamen Weidenzweigen angebunden und befestigt. Im Dache wird ein Zugloch für den Rauch gelassen und am Eingange hängt man eine Thür von Brettern oder von Berke. Dieß ist nun in der Hauptsache alles, was zu einer Ostjakischen Sommerjurte erforderlich ist; Fenster und Diele, Bänke und Tische trifft man nie in solch einer Wohnung. Vergebens wir zu nicht die Fensterlöste, welche dem Ostjaken die Hauptbedingung seines Wohlbefindens ist. Die höchsten Genüsse des Lebens: ein gutes Mahl und eine behagliche Ruhe sind bei dem Ostjaken an dieses einfache Zubehör geknüpft, das aus einer mit Steinen umgebenen Grube in der Mitte der Stube besteht. Zu einer angenehmen Ruhe gehört natürlich auch ein weiches Bett. Dieses richtet der Ostjake von Rehrmatten, Rennthierfellen, Pelzen und andern Kleidungsstücken zu. Es macht uns sein Vergnügen die Breizgruben und Vorrtkörbchen der Ostjaken zu untersuchen, denn wir wissen von früher schon, daß sie Fischsuppen, Milchbrei, Grütze, Pirogen von Vogelkirschbeeren u. dgl. mehr enthalten. Um die meisten Ostjaken-Jurten trifft man kleine Buden oder Verwahrungshäuser von Balken gezimmert und, wie in Lappland, auf hohen Pfählen aufgestellt. Solche Anstalten hab es doch auf dieser Stelle nicht, sondern die Bedürfnisse des Hauses ruhten auf einer Bahre, auf vier Stützen errichtet und gewöhnlich zum Trocknen kleiner Fische benutzt. Vielleicht könnten in dem nahen Walde noch einige Entdeckungen gemacht werden, wir mußten aber unsere Reise beschleunigen, weil schwere Wolken im Westen sich erhoben, Regen und Ungewitter verkündigend. In Sibirien irrt man sich selten, wenn man die Zeichen des Himmels aufs Schlimmste deutet; so geschah es auch jetzt daß das Ungewitter mit voller Gewalt tostete, als wir in der Nacht bei einem kleinen Ostjakendorfe landeten. Von einer Art Sympathie mit der Natur getrieben, troch ich für einige Augenblicke aus der Cajüte; die Erde war von zehnfacher Finsterniß umgeben, schwere Winde sausten in der Luft und scharfe Regengüsse prasselten in den Bäumen. Es war eine der Nächte, von welchen die Wilden Asiens erzählten, daß die Geister der Verstorbenen in ihren Gräbern keine Ruhe finden, sondern wild und schreckliche auf der Erde herumirren; alles Lebende auf der Erde liegt still und todet, denn die Schatten treiben nun ihr nächtliches Spiel. Die klugen Geister der Schamanen schweben um die nächtlichen Lager der Menschen und stimmen Verderben allen denen, die durch Laster und Verbrechen den Schutzgeister ihres Lebens verwirkt haben. Im Feld einer Nacht führete uns das Ungefähr in die Nähe dreier Zelte, welche für den Augenblick einen schauderhaften Anblick darbieten. Von der nächtlichen Finsternis umhüllt sind die Zelte selbst unsichtbar; man erblickt nur den offenen Eingang von dem Feuerstein von innen erleuchtet. Wenn man vor den drei Zelthüren steht, glaubt man drei brennende Schlunde zu sehen, welche aus ihrem Innern dicke Rauchwolken und knisternde Funken ausspeien; kleine, halbnackte, phantastische Gestalten erscheinen durch den Rauch und die Flammen. Von Zeit zu Zeit schallen von den Schlünden wilde unverständliche Laute, welche bald von dem Regen und Sturmwinde übertönt werden. Es wäre eine vergebliche Mühe diese nächtliche Scene mit ihrer Finsternis, ihren Flammen und Gespenstergestalten, ihren Winden und Regengüssen in ihrer ganzen Schauerlichkeit schildern zu wollen. Genug ist, daß sie nicht geeigner war die angenehmen Gefühle hervorzubringen, und daß ich nach meiner Rückkehr in die Cajüte mit bedeutend leichterem Herzen athmete.

Während der Nacht legte sich der Sturm und am folgenden Morgen erreichten wir die Magljon'schen Jurten an der Mündung des Magljon belegen, eines kleinen Flusses, der sich von der rechten Seite in den Ob ergießt. Bei der Reise von diesen Jurten nahm ich meinen Sitz auf dem Verdecke und betrachtete in aller Stille den Lauf des Flusses und die wilde Landschaft die ich jetzt bereiste. Die eine Bucht war vollkommen gleich der andern, gleich still in ihrem Laufe, gleich wellenschwing, gleich öde und wild; überall dieselben niedrigen, sumpfigen, einförmenden Ufer mit ewig denselben Weiden bewachsen. Uebrigens nur Wiesen, Sümpfe und lehmhaltige Sandhügeln.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die dänische Kriegsflotte besteht jetzt aus 6 Linienschiffen (5 von 84 und 1 von 66 Kanonen), 8 Fregatten von 40 bis 48 Kanonen, 4 Corvetten, 5 Briggs, 3 Cuttern und einer Ruderfestille von 88 Schaluppen oder Zöllen, endlich aus fünf Dampfschiffen mit 630 Pferdekraft; ein Linienschiff von 80 und eine Fregatte von 48 Kanonen liegen auf dem Stapel. (Berlingske Tidende 26 Februar.)

*

Der Theeverbrauch in England schreint immer noch im Zunehmen, denn im vorigen Jahre wurden (siehe Economist 27 Febr.) nicht weniger als 54,765,299 Pfund eingeführt, und von diesen bezahlen 46,728,308 den Zoll, gingen also in Consumtion über.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 69. 22. März 1847.

Die Ruinen von El Balad im südlichen Arabien.

Das Journal der Londoner geographischen Gesellschaft (Vol. XVI. Part. II.) enthält eine ziemlich umständliche Schilderung der Ruinen einer Stadt, welche an der Südküste Arabiens in dem District Dhafar (Safar) unter 17° 1′ N. B. und 54° 12′ 30″ östlicher Länge von Gr. liegen. Wir heben aus dieser Schilderung nur dasjenige aus, was ein historisches und zum Theil auch ein ethnographisches Interesse hat, denn Geschichte und Ethnographie Südarabiens sind uns noch fast eine terra incognita. Fürs erste müssen wir bemerken, daß El Balad eine Stadt bedeutet, daß wir somit nicht wissen, was wir eigentlich für eine Stadt vor uns haben, und ob sie sonst in der Geschichte genannt wird. Wir kennen in diesen Gegenden Städteruinen aus vormohammedanischer und wahrscheinlich auch vorchristlicher Zeit, aus der Zeit, wo Yemen ein mächtiges Reich bildete, das in die Geschichte Mesopotamiens und noch mehr in die Abyssiniens eingriff, aber die Ruinen, die wir hier vor uns haben, sind nachmohammedanisch, die Stadt soll aus dem 6ten Jahrhundert stammen; nicht nur die Moscheen, sondern selbst die Vorderseiten der Häuser sind nach WNW., d. h. nach Mekka gerichtet, und Inschriften, die man fand, enthalten nicht nur die mohammedanischen Gebetsformel: „im Namen des allbarmherzigen Gottes," sondern sind auch in neuarabischer Schrift, wenn gleich sehr verziert geschrieben. Die Erbauung der Stadt scheint nach einigen Angaben am Ende des 12ten Jahrhunderts nach Chr., und ihre Zerstörung ins achtzehnte zu fallen, also verhältnißmäßig in eine sehr neue Zeit, und um so interessanter sind manche Einzelnheiten, welche die Bauart darbietet.

Die Ruinen, welche nur 100 Yards vom Meere liegen, sind über einen Raum von 2 (engl.) Meilen Länge und 600 Yards Breite zerstreut, und bestehen aus umfangreichen Hügeln von einzeln behauenen Steinen, die durch die Witterung allmählich geschwärzt sind. Säulengruppen überragen jeden einzelnen Hügel, Capitäle, Säulenschäfte und Piedestals nebst Bruchstücken von zierlicher Sculptur sind umher zerstreut; auch sieht man hie und da künstliche Badewannen; alles dieß ist kunstvoll aus festem Fels gehauen, und gibt den Ruinen dieser Stadt ein Ansehen von Pracht und Bedeutung, die auf ehemaligen großen Reichthum und Wohlstand hinweisen.

Die Stadt war in einen östlichen und westlichen Theil getheilt, der erstere innerhalb eines Raums von 1240 Y. Länge und 300 Y. Breite eingeschlossen, war auf drei Seiten mit Graben und Wällen, und auf der vierten gegen das Meer zu von einer stark befestigten Mauer eingeschlossen, der westliche Theil war weit größer, scheint aber eine Art Vorstadt gewesen zu seyn, denn sie ist nicht befestigt und die Ueberreste der Banten sind minder bedeutend. Innerhalb des östlichen Theils, an dessen nordwestlicher Seite, war ein großes Gebäude von 120 Y. Länge, umgeben von einer starken Mauer, und in der Mitte steht ein Ruinenhause, der sich auf 30 Fuß, und somit weit über alle andern Ruinen emporhebt. Auf dem Gipfel derselben steht man eine Oeffnung von 4 Fuß im Gevierte, welche zu einer Quelle hinabführte, und auf zwei andern Seiten führten zwei Bogengänge gleichfalls zu dem Brunnen. Wahrscheinlich war dieß Gebäude eine Art Citadelle. Hundert Yards davon, auf einem Erdhügel, der 8 bis 10 Fuß über dem umliegenden Boden emporragt, stehen die Reste eines Tempels von viereckiger Form, dessen längster Durchmesser gegen WNW. in der Richtung von Mecca hinweist. Er war 45 Yards lang, 26 Y. breit und enthielt ursprünglich 183 Pfeiler mit einem mittlern Raum von 13 Y. im Gevierte. Um diesen Raum waren die Pfeiler gegen WNW. in sieben Reihen, auf allen andern Seiten in vier Reihen aufgestellt. Die noch stehenden Pfeiler sind mit Capitäl und Unterstock 12′ hoch, sie waren meist ziemlich roh mit runden oder achteckigen Schäften, zwei Fuß im Durchmesser, und fast alle aus festen Steinblöcken ausgehauen. Auch die Wohnhäuser waren auf 8′ bis 12′ hohen Aufwürfen gebaut, und zwei oder mehrere Reihen Säulen stützten im Innern halbe elliptische Bogen, auf denen die Decke ruhte.

Von der zierlichen Sculptur, die durchaus im Arabesken-styl war, ist jetzt nur noch wenig in den Ruinen von El Balad übrig, die bedeutendsten Pfeiler und Zierrathen sind fortgeschafft worden, um die Moscheen von El Robat und Diriz zu schmücken, und auch die Moscher von Sallalah mag ihren Antheil genommen haben, dennoch ist genug übrig, um einen Begriff von der prächtigen Sculptur zu geben, mit welcher viele Gebäude verziert waren. Die Erbauer der Stadt El Balad, die Leute, welche die Plane der Baumeister entwarfen, sind jetzt nicht mehr in dem District Dhafar zu finden, sie waren augenscheinlich nicht die barbarischen Einwohner der Südküste von Arabien, der Geschmack, der sich in den wenigen erhaltenen, äußerst zierlichen Ornamenten zeigt, muß anders woher eingeführt worden seyn, und die welche ihn einführten, waren gleichfalls aus einem andern civilisirtern Lande. Die Lage von El Balad, die Fruchtbarkeit des Landes, die Nähe von Hadramaut und die Leichtigkeit, mit der der Weihrauch und die andern Erzeugnisse des Landes hieher zusammenströmen konnten, würden unter günstigern Verhältnissen dem Orte noch dieselbe Wichtigkeit verleihen können.

Digitized by Google

Vierundzwanzig Jahre in der argentinischen Republik. Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Der Oberst macht uns noch einmal mit einem wilden Stamm bekannt, dessen Sitten von denen der Chirivionen wesentlich verschieden sind: es ist der Stamm der Mattacas. „Die Mattacas," erzählt er, „besuchten uns oft in kleinen Gruppen, und ich meinerseits machte mir manchmal das Vergnügen in ihr Lager zu gehen und ihre Sitten und Gewohnheiten zu studiren, welche von denen meiner chirivionischen Freunde sehr abstachen. Die einen waren bis zur religiösen Aengstlichkeit reinlich, bei den andern fand ganz das Gegentheil statt. Mit jeder andern Menschenrace im Widerspruch, haben die Mattacas einen Menschen zum Gott, und hiezu wählen sie stets den ältesten Greis des Stammes. Damit jedoch ihr Gott nicht ins Gemeine herabsinke und die seinem Character als Gott schuldige Achtung verliere, ist er nach ihren Lehrbegriffen gehalten sich zu entfernen, abgeschlossen zu leben und nur zu gewissen bestimmten Zeiten wieder unter den Seinigen zu erscheinen. Wenn er bei einer dieser periodischen Erscheinungen nicht wieder kommt, wird er als todt betrachtet, und der älteste nach ihm nimmt seinen Platz ein.

Ich befand mich eines Tages bei einem dieser Besuche des regierenden Gottes, und kaum war er erschienen, als alle anwesenden Mattacas mit ihrem Gesicht zu Boden stürzten. Er blieb bei ihnen einen oder zwei Tage, ertheilte ihnen Rathschläge, unterrichtete sich von den Bedürfnissen eines jeden, und verschwand dann. Die Gebräuche der Liebe und der Heurath sind bei den Mattacas sehr sonderbar; sie erinnerten mich an die entsprechenden Gewohnheiten bei einigen unserer nordamerikanischen Stämme. So oft ein Mattaca die zarte Flamme der Liebe fühlt, bereit ist sich für der Auserkorenen kund zu thun. Wird er von ihr angenommen oder abgewiesen werden? Dieß entscheidet sich folgendermaßen: Abends legt der Verliebte ein Bündel Reisig vor ihre Thüre. Wird dieses Bündel genommen und verbrannt, so übrigt ihm nichts mehr als seine Frau abzuholen, denn sie ist die seinige: das verbrannte Bündel Reisig ersetzt die Heurathceremonie; ist aber folgenden Tags das Reisig noch da, so muß er es wieder fortnehmen und sich eine andere Genossin suchen.

Die Behandlungsweise der Kranken bei den Mattacas hat nichts sehr Christliches. Wird jemand von den Pocken befallen, so bringt man ihn in eine aus Pfählen gebildete kreisförmige Umzäunung, gibt ihm Lebensmittel und Wasser, entfernt sich und überläßt ihn seinem Schicksal. Wird er wieder gesund, um so besser; wo nicht, kümmert sich niemand mehr um ihn; weder Mann, noch Weib, noch Kind besucht ihn — solchen Schrecken flößt diese Krankheit ein. Die Mattacas sind ein träger Nomadenstamm.

Was der Verfasser von dem Menschen-Gott der Mattacas sagt, scheint und nicht ganz glaubwürdig. Um indeß seinen Episoden Abwechslung zu geben, erzählt er uns wie er in San Francisco die Eifersucht eines sechzigjährigen Ehemanns erregte, der ihm mit Ermordung drohte, aber sein Schwert nicht mit ihm zu kreuzen wagte. Unglücklicherweise kam ihm die Beleidigung eines Mönchs theurer zu stehen als die eines spanischen Ehemanns.

Ich war, erzählt er, mehrmals in der Banda. Mein Regiment zählte 700 Mann, gut ausgerüstet. Der Müßiggang des Garnisonslebens brachte mich auf den Gedanken einige Freunde in Juyuy und andern in derselben Richtung gelegenen Orten zu besuchen — ein Plan der den Lauf meines Glückes änderte und mich um meine Stelle brachte. Eines schönen Morgens nämlich machte ich mich mit einem berittenen Diener auf, und ließ diesen ein mit meinem Felleisen beladenes Maulthier führen. Aus Vorsicht — weil ich fürchtete, es möchte und davon laufen und in den Wäldern umherirren — hängte ich dem Maulthier ein Glöckchen um, dessen Getön uns stets auf seiner Spur erhielt. Meinem Diener und Maulthier vorauseilend, traf ich bei meiner Ankunft in Juyuy einen Freund, bei welchem ich beide erwartete. Zum bessern Verständniß des Lesers muß ich indeß bemerken, daß ich in einem sehr katholisch gesinnten, oder vielmehr in einem von dieser Religion regierten Lande war; denn obschon die bürgerlichen Behörden ihren Rang haben und die Militärbehörden despotische Macht ausüben, steht doch noch über beiden die Suprematie der Kirche, und wehe dem der in ihre Hände fällt. Sie fordert strenge Unterwerfung und Gehorsam von allen; der Statthalter, der Richter, der General, müssen sich vor der Hostie, wenn sie vorübergetragen wird, in den Staub werfen; jeder Mangel an Achtung würde den strengsten Strafen aussetzen. Das „heilige Sacrament" wird stets von einer Menge Mönche und Soldaten geleitet; eine Fahne und ein Glockenträger, dessen Geklingel schon von Ferne männiglich zur Kniebeugung auffordert, eröffnen den Zug. Ich stand auf dem Marktplatze, plauderte mit meinem Freund, und erwartete, wie gesagt, Diener und Maulthier; als ich den Ton der Glocke hörte, glaubte ich sie wären es. In lebhaftem Gespräch begriffen, unterbrach ich mich nicht schnell; da erhielt ich plötzlich von hinten einen so heftigen Schlag auf die Schulter daß ich fast zu Boden stürzte, ja mein Mantel in den Staub fiel. Ich wandte mich um mit der Gebärde eines Mannes, der eine Beleidigung zurückweist, und sah einen Mönch, der trübsinnig Blicke auf mich schoß. Er gehörte zur Procession, neben ihm stand ein Soldat mit einer Muskete, deren Kolben ich auf der Schulter gefühlt. Da ich mich stets gewissenhaft in die Gebräuche des Landes, das ich durchreist, gefügt habe, so beugte ich sofort mein Knie, um so mehr als mein Freund sich noch rechtzeitig mit musterhafter Andacht zu Boden geworfen hatte. Die Procession ging weiter. Ich sah wohl ein, daß ich einen Fehler begangen, der mich verdächtig machen konnte; indessen hoffte ich, daß er keine weitere Folge haben werde. Allein acht Stunden später ward ich verhaftet, und ohne weitere Umstände in eine schmutzige Reiche gesperrt, beschuldigt die heilige Kirche beleidigt zu haben. Meine Freunde unterrichteten den Statthalter Cirilio von dem Ereigniß, der aber, nach einigen vergeblichen Schritten zu meinen Gunsten, seine Bemühungen aufgab, so daß mir nichts mehr übrigte, als in Geduld mein Urtheil abzuwarten. Natürlich war mein Verbrechen übertrieben worden. Der Mönch, mein Angeber, hatte mich zu einem rücksälligen Kirchenschänder gemacht, und der Zeuge der Marktscene wagte meine Vertheidigung nicht zu übernehmen, um nicht als Mitschuldiger zu erscheinen. Dreimonatliches Gefängniß erbitterte mich und zog mir ein Fieber zu; endlich ward ich eines Nachts durch Riegelgeklärm aus meinem schmerzhaften Schlafe geweckt. Ich erhob den Kopf und sah deutlich einen in seine Kapuze eingehüllten Mönch, der in der Hand eine Lampe trug, deren zitternder Lichtschimmer mir alle Schrecken meines Gefängnisses offenbarte. Nachdem er sein Opfer einige Zeit betrachtet, nannte er meinen Namen, und ich erkannte den Mönch

Digitized by Google

des Marktplatzes. „Nun, heiliger Vater, fragte ich bitter, was wollt Ihr von mir?“ Mein Sohn, antwortete er, ich verzeihe Euch, denn Eure Strafe hat bereits, ich gestehe es, Euer Verbrechen gesühnt, allein unglücklicherweise habt Ihr noch schlimmeres zu gewarten, ohne daß ich im Stande wäre Euch Gnade zu erwirken. „Was kann man mir thun?“ erwiderte ich, „betrachtet diesen kranken Leib, mein Leben hängt nur noch an einem Faden, den man leicht vollends zerreißen kann, und es ist mir nicht sehr leid darum. Doch dieß fällt auf Euch, denn Ihr seid mein Mörder, wenn man mich im Gefängniß sterben läßt, oder gar mein Leben noch schneller endigt.“ — Was sagt Ihr, mein Sohn? fuhr der Mönch fort; ich wünschte Euch zu retten, obschon es faßt zu spät, denn das Volk ist sehr wider Euch aufgebracht. — „Noch einmal, mein Vater, die Schuld fällt auf Euch. Die Behandlung, die mir hier zu Theil geworden, macht mir das Leben mehr als gleichgültig.“ — Unglücklicher, sagte der Mönch, glaubt ihr auf den Tod vorbereitet zu seyn? Ihr seid es nicht; und was mich betrifft, den Ihr anklaget, so wünschte ich Euch Leib und Seele zumal zu retten. — „Unter welchen Bedingungen?“ — Werdet katholisch. — „Mönch, rief ich, Ihr kennt mich nicht. Ich wiederhole Euch, mein Leben hat keinen Werth für mich, allein es dieße es zu theuer erkaufen, wenn ich es durch Abfall verlängern wollte.“ — Es ist das einzige in Euren Händen liegende Mittel — versäumt es nicht! — „Wohlan, so faßt mich sterben.“ — Willigt wenigstens ein, Euch katholisch zu nennen, und die Pforten Eures Gefängnisses werden sich öffnen. — „Vater, ich werde nicht einmal lügen, um Euch einen gehäßigen Urtheilsspruch zu ersparen. Sagt denen, die Euch schicken, daß ich für Euer Vaterland als Ehrenmann gekämpft, und daß ich eben so zu sterben wisse.“ — Der Mönch machte das Zeichen des Kreuzes und entfernte sich.

Wo ging er hin? Ich weiß es nicht. Was war sein Zweck? Ich hab's nie erfahren. Nach 17 Tagen schien man darauf zu verzichten mich länger zu prüfen, und mein Gefängniß öffnete sich endlich: allein dem Befreiungsbefehl war ein Verbannungsbefehl aus der Stadt beigefügt. Ich begab mich nach Hause, wo ich mein Gepäck zu finden hoffte, um meine Kleidung zu wechseln, und mein Geld zur Rückkehr nach Oran. Ach! ich fand nichts mehr: Kelleisen, Pferd, Maulthier, alles war von der Kirche in Beschlag genommen. Ich hatte keinen Maravedi! Als ich durch die Vorstadt von Jujuy ging, ward ich von einem menschenfreundlichen Manne erkannt, der mich in seine Wohnung aufnehmen wollte. Ich schlug seine Gastfreundschaft aus, aus Furcht ihn bloßzustellen. Er nöthigte mich zur Annahme eines Maulthiers für die Reise. Ich dankte ihm für seinen Edelmuth, und verließ diese Stadt, in der ich, statt der Zerstreuungen die ich gesucht, nur Verfolgung, Gefängniß und Elend traf — alles im Namen des Gottes der Christen. Mir fiel unwillkürlich die Antwort des Ghiriviones-Häuptlings ein, und ich beneidete das Glück seines Volkes.

Nach Verfluß einiger Tage traf ich in Oran ein .... abermalige Täuschung! Während meiner Abwesenheit war Cisilia entsetzt worden; mein Regiment war zersprengt; ich hatte weder Freunde noch Aussprüche bei der neuen Gewalt, und anstatt eines gefälligen Statthalters sah ich mich einem rohen Menschen gegenüber, der, als ich mich ihm zu Befehl stellte, mir antwortete: wenn ich ein Regiment wolle, solle ich nur eines ausheben.

Oberst King begibt sich, fast als Bettler, in eine Stadt, Namens Cuacho, um seine Laufbahn gleichsam von vorn anzufangen; er findet herzliche Gastfreundschaft in der Familie des Commandanten Don Francisco Boedo und verliebt sich in dessen Tochter, Doña Buenaventura, zubenannt la Ninfa del monte (die Bergnymphe). Er fand Gehör bei ihr; allein der Vater mochte aus väterlicher Klugheit seine Einwilligung nicht ertheilen, weil er keinen armen Eidam wollte, da er seiner Tochter keine Mitgift geben konnte. Er steckte daher sein Haus in Brand und verschwand mit der Nymphe, dramatisch wie in einem Roman. Der Oberst versucht sein Glück in Cordova; seine Egeria, seine Bergfee, ist bald vergessen; er verheurathet sich, aber nach der katonischen Weise, in welcher der, manchmal so weitschweifige, Erzähler seines Honigmonds Erwähnung thut, steht man wohl, daß Don Francisco Boedo nicht Unrecht gehabt hatte, an dem dauernden Glück seiner Tochter mit einem solchen Gatten zu zweifeln.

„Während meines Aufenthalts in Cordova,“ sagt er, „lernte ich Doña Juana kennen, eine Verwandte des Statthalters Burta, aus guter Familie, eine reizende Frau, liebenswürdig, vollkommen; ich heurathete sie. Durch diese Heurath trat ich plötzlich aus einem sehr an Dürftigkeit gränzenden Zustand heraus zu Reichthum und Luxus über. Allein ich hatte meinen Charakter nicht in Anschlag gebracht, der damals für häusliches Leben, besonders ein solches, in dessen Gefolge Weichlichkeit, Müssiggang, Pomp und Glanz waren, ganz und gar nicht paßte. In den Lagern erzogen, gewöhnt auf hartem Boden zu schlafen, bei einem Soldaten wie ich als Bettgenossen, konnte ich mich nicht an die Genüsse des ehelichen Lebens, nicht an die unterwürfige Sorgfalt des Sklaven gewöhnen, der hinter meinem Lehnsessel Schildwache stand. Das Herz meiner Frau schlug allzu zärtlich für mich, aber ich empfand nichts von den paradiesischen Freuden, die ich bei ihr genießen konnte. Ich seufzte nur nach den Gefahren, der Thätigkeit, den Aufregungen des Krieges. Nach „respectveller Zeit,“ unfähig meinem unbesieglichen Hang zu widerstehen, beschloß ich eine Reise nach Buenos-Ayres. Ich nahm meinen treuen Diego, sagte meiner Frau ein kurzes Lebewohl, und ging.“

So weit die Hälfte eines Bandes. Das Mitgetheilte gibt einen Begriff von der Persönlichkeit des Obersten. Wer daraus einen Schluß auf seine Wahrheitsliebe ziehen will, wird im Verfolge dieser halb romanhaften, halb geschichtlichen Selbstbiographie Umständlicheres finden bei der Erzählung der Belagerung von Buenos-Ayres durch Rosas, bei der Schilderung dieses barbarischen Häuptlings selbst, und seiner nicht minder barbarischen Tochter, so wie bei der des Generals Paz, des Statthalters Francia, Oribes u. s. f.

Chronik der Reisen.

Gastrens Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Mit europäischen Augen gesehen ist der Ob ein wilder und einförmiger Fluß, der bei dem Beobachter kaum andere Gefühle als die der Sehnsucht und der Wehmuth zu erwecken vermag. Frage aber den eingeborenen Russen, mit welchen Augen er den Fluß ansieht, und die kurze aber inhaltschwere Antwort lautet: „Ob ist unsere Mutter.“ Oder richte dieselbe Frage an den grasen Ostjaken, welcher am Steuer sitzt und ohne Zweifel noch den Glauben und die Sitten seiner Väter achtet. Ist der Mann aufrichtig, so wird er umgefähr mit diesen Worten antworten: „Ob ist der Gott, den wir über alle unsere Götter ehren, den wir mit den inbrünstigsten Gebeten verehren und dem wir die reichsten Opfer bringen.“ Den Einwohnern des Landes ist der Ob der Geber alles Guten, und ohne ihn hätte gewiß

Digitized by Google

kein Mensch dieses elende Land betreten. Mögen auch wir daher mit frohen und verjöhnten Blicken den Fluß ansehen und hoffen, daß die Zeit nicht ferne entfernt sey, wo der Reisende an den Ufern des Ob andere Bilder als die gegenwärtigen schauen wird. Ungefähr in dieser Richtung lenkten meine Gedanken als schallendes Hundegebell unsere Ankunft bei den tschilsowschen Jurten verkündigte. Eine bessere Bewillkommnung auf der Stelle selbst hoffend, stieg ich aus Land und besuchte alle Jurten, traf aber mit Ausnahme einiger angebundenen Hunde kein lebendiges Geschöpf. Es schien, die Ostjaken hatten mich auf dem Berdecke wahrgenommen und aus Furcht sich in den Wald versteckt. Wir setzten also die Reise ohne Aufenthalt fort bis zum Jermakschen Odjarborfe, passirten noch denselben Tag die Wentpugolschen und Waetuiskschen Jurten und erreichten während der Nacht die Mündung des Wach.

Dieser Fluß nimmt unvillkürlich die Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch, weil er einer der mächtigsten Nebenflüsse des Ob ist. Seinen Ursprung weit im Jenisseischen Gouvernement nehmend, vollendet er in beständigen Krümmungen eine Bahn, die wenigstens 700, aber laut der Angabe der Einwohner etwa 1000 Werst beträgt. Auf seinem langen Wege nimmt er eine große Menge Nebenflüsse auf, unter welchen Kuljegan, Sabun, Lawasin-Jegan und Kalech-Jegan die größten sein sollen und mit Ausnahme des Lawasin-Jegan alle von der rechten Seite einfließen. Der größte Theil des Gebietes des Wach besteht aus öden, sumpfigen, vollseren Gegenden. Die Ufer sind meistens niedrig und dem zufolge den Ueberschwemmungen bloßgestellt. [1] In seinem unteren Laufe ist der Fluß überall fahrbar; Boote mit 2000 Pud geladen gehen jedes Frühjahr mit Mehlladen nach den am Ausfluß des Sabun-Jegan im Dorfe Larjatsky aufgebauten Kronsmagazinen ab. [2] Kleinere Boote laufen ungehindert bis zur Mündung des Kul-Jegan, in seinem oberen Laufe aber soll der Fluß nur mit kleinen Ostjakenkähnchen befahren werden können; vermuthlich aus der letztgenannten Ursache hat die alte Communicationslinie zwischen Ob und Jenisei vermittelst Wach und Jelogui schon längst aufgehört gebraucht zu werden. Hinsichtlich der Bevölkerung am Wach kann ich nur angeben, daß die sämmtlichen Anwohner desselben im Tobolskischen Gouvernement Ostjaken sind; wahrscheinlich beginnt am Kul-Jegan eine Samojedische Colonisation, aber ob diese auch bis zum oberen Wach hinaufreicht, ist mir bis jetzt noch unbekannt. Die Wachschen Ostjaken im Tobolskischen Gouvernement stimmen in Sprache, Sitten und Lebensweise mit den Obschen oberhalb Surgut nahe überein. Sie wohnen in Jurten von Balken, Bast und Torf, ernähren sich durch Jagd und Fischfang, besitzen weder Pferde noch Kühe, wohl aber kleiner Rennthierheerden. Während des Sommers halten sie sich am Wach selbst auf, ihre Winterwohnungen aber befinden sich in der Regel in einiger Entfernung vom Hauptflusse.

Von der Mündung des Wach an ging die Reise stets durch öde und unbewohnte Gegenden. Nur hier und dort ließ man auf Ostjakische Sommerjurten die meistentheils aus Bast aufgeführt, inzwischen auch von unbehauenen Balken zusammengeschlagen waren. Selbst die letztgenannten enthehten der Dielen, Fenster, Oefen und der gewöhnlichen Hausgerätschaften; der Feuerherd dieser letztern hatte seinen Platz in der Mitte der Stube und ihre Einrichtung überhaupt war gänzlich die der Borfjurten. — Die Zahl der Jurten an jedem einzelnen Orte belief sich gewöhnlich auf drei bis sechs. — Bei eintretender Uebervölkerung theilen sich die Dörfer in kleinere Jurtschaften, um mehr Raum zu gewinnen für Jagd und Fischfang, welche Nahrungszweige die Ostjaken der Surgutischen Abtheilung fast ausschließlich beschäftigen. — Unter den Jurten, die wie nach der Abreise von der Wachmündung antrafen, verdienen erwähnt zu werden: die Wach-Pugolischen, die Kalowschen, die an vier verschiedenen Stellen umhergestreut lagen, die Kalingarskischen (vom samojedischen Worte Kolda [3]) und die Mygalangischen. An einigen der obengenannten Jurten bemerkte ich, daß die Ostjaken dem Sonntag zu Ehren sich rein gewaschen, ihrer schwarzen Perücken gekämmt und geölt, und glänzende Feiertagstrachten angezogen hatten; die gewöhnliche Oberkleidung sowohl der Männer wie der Weiber, bestand in einem Paletot, dem sinnischen Mesko [4] nicht unähnlich, nur kürzer als dieser. Der Alltagspaletot war aus gegerbtem wollenem Zeuge, den für Feiertage aber und für andere seltnere Fälle bestimmten, hatte man aus Tuch oder sonst aus einem feineren Zeuge verfertigt, meist blau oder grün von Farbe; Kragen und Aufschläge waren mitunter von einer andern Farbe, und, die Pracht zu erhöhen, hatten einige sogar ihren Feiertagsstaat mit eothem Tuchlavpen zusammengenäht. Bei dem einen Geschlechte sah man zahlreiche Perlschnüre um den Hals, und überdies noch eine Menge von Perlenstickereien, theils angenäht an Kragen, Aufschlägen, Handschuhen und Schuhen, theils freihängend am Gurte. An denselben Gurt, an die langen, falschen Haarflechten und an den übrigen Schmuck hatte man auch Stücke von Eisen, Blech und Messing befestigt, geeignet, wie es schien, durch ihr Geklirre den Coquetten die Aufmerksamkeit der jungen Bursche zuzuwenden, d. h. Käufer herauzulocken.

Mit der Feiertagstracht schienen die Ostjaken auch einen freundlichern Blick und ein mehr als gewöhnlich freimüthiges Betragen angenommen zu haben. Ihr Wohlwollen und ihre Gastfreundschaft übertrafen jede Erwartung. Ohr wir noch fertig waren ans Land zu steigen, standen die Ostjaken wartend am Ufer, zogen das Boot heran, machten Brücken über den lehmigen Boden oder trugen uns auf ihren Armen auf eine trockene Stelle. Aus Furcht zu mißfallen getraute man sich niemals und in den Jurten Erfrischungen anzubieten, bei der Abreise aber wurden wir mit Ostjakischen Leckerbissen jeder Art überhäuft, mit frischen und getrockneten Fischen, mit Beerenkuchen u. s. w. Wenn diese Gaben auch nicht besonders anziehend sind, empfängt man sie doch gern, um das freumde, schuldlose Herz, woraus sie entspringen, nicht zu verletzen. Denn daß diese Gaben dargeboten werden ohne Ansprüche und Berechnung, das läßt sich deutlich aus den flehenden Blicken und den demüthigen Gebereden ablesen. Bald nach der Abreise von den Mygalangischen Jurten überraschten uns Nacht und Finsterniß, Regen und Sturm. Die Ruderer strengten ihre letzten Kräfte an, um uns zu der nächsten Jurte zu bringen, der Sturm war aber so gewaltsam, daß man sich bald genöthigt sah seiner Macht zu weichen und sich am Ufer niederzulassen. Bei Anbruch des Tages legte sich aber der Sturm wieder und die Reise ging weiter. Hier erreichten bald die Kiselowschen Jurten, passirten darauf die Laringischen und Kirschengischen Jurtschaften und erreichten an demselben Tage, nachdem wir vierthalb 24 Stunden hindurch keinen einzigen russischen Einwohner angetroffen und keine ordentliche Wohnung gesehen hatten, das untere Deef Lumpokolsk. Auch dieses untere Lumpokolsk war ein kleines elendes Dorf, das aus einer einstöckigen Kirche, drei zerfallenen russischen Häusern und drei in russischer Weise eingerichteten Ostjaken-Jurten bestand. Die steuerzahlenden Einwohner des Dorfes bestanden aus drei Russen und vier Ostjaken.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] So wie an den meisten Flüssen Sibiriens, soll auch hier das rechte Ufer höher und steiler sein als das linke. Man erwähnt auf der unteren Seite nur einer einzigen hohen Landreise, Layti (Ost), Lakkasty genannt, welche am unteren Laufe des Flusses nicht weit von der Mündung des Kalech-Jegan belegen ist.

[2] In demselben Dorfe befindet sich auch eine alte Kirche und eine nettlich angelegte Kinderschule. Die Einwohner des Dorfes besteben, mit Ausnahme der Krons- und Kirchenbediensteten, bloß aus einigen wenigen russischen Colonisten.

[3] Diese Benennung ist bei den nomadischen Samojeden gebräuchlich, und bedeutet mit Kual eingemachte Kual, wovon die drei Perf. Sing. Kualda = Kuldo), d. h. Geist, Seele.

[4] Uebertock aus Leinewand von der Form eines Hemdes.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 70. 23. März 1847.

Ein Blick auf die französischen Finanzen.

„Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber," oder mit andern Worten die gute Zeit, in der das Budget von etwa 700 Mill. im Jahr 1820 auf 1400 im Jahr 1847 stieg, ohne außerordentliche Anstrengung financieller Weisheit, ohne daß man auf wesentliche Hindernisse stieß, scheint nahe zu abgelaufen, und die Klagen und Besürchtungen einiger Journale sind allmählich in die Kammer gedrungen, so zwar, daß sie am 6 und 8 März ziemlich lebhafte Debatten veranlaßten, denen nur endlich durch den wohlgeschulten ministeriellen Phalanx Schweigen auferlegt wurde, indem man über den vorliegenden, so wie früher über manchen andern mißliebigen Punkt zur Tagesordnung schritt. Verdächtig ist der Umstand, daß der diesmalige Vorschlag, der zu der interessanten Debatte führte, von einem alten Mitglied der ministeriellen Majorität, dem Bankier Fould, ausging, wie denn überhaupt im Schooße dieser, bisher gegen die als mauvaise queue de la revolution bezeichnete Opposition unerbittlichen Majorität sich gar manche Velleitäten und Spaltungen zu zeigen beginnen. Es ist dieß ein sehr wichtiger Umstand, welcher den Beweis liefert, daß die alten Parteien sich vollkommen überlebt haben, daß die Majorität anfängt, die Partei welche einen Umsturz der bestehenden Regierung erstrebt, für definitiv besiegt anzusehen, daß sie nur darum so unbedingt mit der Regierung stimmte, um dieser Umwälzungspartei den Rest zu geben, daß sie aber, was innere Fragen betrifft, gar wohl auch gegen die Regierung auftreten kann. Noch hat sich dieß nicht zu einer bestimmten Form gestaltet, aber hierin liegt augenscheinlich die Hauptrichtung der Majorität der neuen Kammer: sie wird alles, was irgend den Bestand der jetzigen Regierung Frankreichs antasten könnte, ohne weiters zurückweisen, aber sie wird sich in manchen innern Maaßregeln freie Hand vorbehalten.

Einer der Hauptgegenstände, der hier natürlich zur Sprache kommt, ist die Lage der Finanzen, und ein bedeutendes Anzeichen, daß die Majorität an seine Partei mehr glaubt, welche der jetzigen Dynastie gefährlich werden könnte, liegt eben darin, daß man die Schäden offener darzulegen beginnt. Die Finanzen Frankreichs scheinen zu einer Art Krisis gediehen zu seyn, wo ihnen eine wesentliche Umgestaltung bevorsteht. Man hat seit mehr als 20 Jahren fort und fort die alten Abgaben gelassen, und nur bei gesteigertem Bedürfniß diese, so weit sie direct sind, durch Erhöhung, so weit sie indirect sind, durch etwas veränderte Erhebung ergiebiger zu machen gesucht, ohne andere Aenderungen vorzunehmen; so hätte man vor einigen Jahren bei der herrschenden Capitalfülle die fünfprocentlichen Renten herunterseßen können und sollen, aber klägliche politische Rücksichten hinderten einen Schritt, der mit Energie durchgeführt den Weg zu manchen Ersparungen hätte bahnen können. Jetzt bei der europäischen Geldkrise ist die Zeit der Umwandlung der fünfprocentigen Renten vorüber; sie würde jetzt durchaus nichts mehr seyn als eine Veraubung der Rentiers, da man das nöthige Capital, falls ein großer Theil der Rentiers, um die Regierung in Verlegenheit zu seßen, solches fordern würde, jetzt nicht wohl mehr aufbringen könnte. Inzwischen sind andere Forderungen aufs Tapet gekommen, die mit jedem Jahr dringender werden, und kaum mehr lange aufgeschoben werden können. Dazu gehört die Salzabgabe,[1] das Porto und die Getränkesteuer, deren vexatorische Einrichtung an Wahnwitz gränzt. Die Postreform wurde in derselben Sitzung, wie die Salzabgabe, und ebenfalls trotz des Widerspruchs von Seiten des Finanzministers in Erwägung gezogen, und gegen die Getränkesteuer, welche den Absatz des Weins im Innern Frankreichs unglaublich erschwert, rüstet man sich mit Hunderten von Petitionen, und einer der Deputirten der Garonne wird demnächst mit einem Vorschlag und mit Zahlenbeweisen über die Verderblichkeit und den Unsinn dieser Abgabe hervortreten. Wie gesagt, diese drei bedeutenden Items in der französischen Finanzverwaltung können einer baldigen Umgestaltung nicht mehr entgehen, und Hr. Lacave Laplagne mit seinem banalen Jammer, daß dieß alle seine Finanzplane umstoße, scheint nicht der Mann zu seyn, solche tiefgreifende Aenderungen durchzuführen.

Wir sind indeß weit entfernt, auf das ganze Finanz- und Steuersystem Frankreichs eingehen zu wollen; hier haben wir vorerst bloß den Vorschlag Foulds im Auge, welcher verlangte, daß die seit 1833 zurückgekauften dreiprocentigen Renten getilgt würden. Nach französischer Tilgungsart wirkt nämlich nicht bloß die jährlich ausgesetzte Summe zur Tilgung, sondern die zurückgekauften Rentenscheine werden in der Tilgungscasse niedergelegt, von der Staatscasse fortbezahlt, und diese Interessen gleichfalls wieder zum Rückkauf von Renten benützt. So hat man seit 1833 nicht weniger als 11½ Mill. mit einem Capitalaufwand von 311 Mill. zurückgekauft, und Fould trägt nun darauf

[1] Die Salzabgabe kam bekanntlich diesmal am 27 Februar wiederum zur Sprache, und trotz des Widerspruchs des Finanzministers beschloß die Kammer den Antrag mit fast völliger Einstimmigkeit in Erwägung zu ziehen. Als eine Probe, wie herb allmählich der Widerspruch gegen den banalen Einwurf des Ministers, daß der Schatz in der jetzigen Noth sich auf solche Veränderungen nicht einlassen könne, geworden ist, führen wir die Worte Dupins an: das Volk sey auch in Noth, und darum scheine es Zeit, einen Gegenstand erster Nothwendigkeit ihm wohlfeiler zu verschaffen:

Digitized by Google

an, diese Renten definitiv zu vernichten, so daß der Staat die Zinsen nicht mehr dafür zu entrichten habe, wie dieß im Jahr 1825 und im Jahr 1833 gleichfalls geschehen sey. Dieser Vorschlag führte, wie natürlich, auf zwei Fragen: wie wirkt die in Frankreich angenommene Tilgungsart, und ist der Zeitpunkt günstig und passend, um eine solche Aenderung vorzunehmen. Schlösse letztere Frage nicht die andere über jetzigen Zustand des französischen Schatzes ein, so wäre sie eigentlich von dem gesunden Menschenverstand gleich beantwortet, indeß hat die spitzköpfige Finanzverwaltung ein sehr künstliches System aufgebaut, so daß die Frage nicht so einfach ist, als sie scheint, und Fould hätte mit seinem Vorschlag nur dann Recht, wenn er ihn weit allgemeiner gestellt und Zurückführung der Tilgung auf einfachen Rückkauf verlangt hätte.

Das neue Anlehensßystem in Europa hat etwas sonderbares, das man wohl im Auge behalten muß, um so mehr, als es sich augenscheinlich seinem Ende zuneigt. Man sagt oft, der Staat sey wie ein gewöhnlicher Schuldner, der sich den Bedingungen der Gläubiger unterwerfen müsse, das ist bis zu einem gewissen Grade wahr, aber in der Form liegt ein wesentlicher Unterschied, und diese Form wirkt auf die Sache zurück. Die neuere Zeit hat es als einen unumstößlichen Grundsatz festgestellt, daß der Staat seine Verpflichtungen gegen Gläubiger erfüllen müsse, und so sehr auch gegen diese Ansicht von einigen Seiten gefehlt worden ist, so führt doch die Noth einen Staat um den andern dahin zurück, diesen Grundsatz anzuerkennen und demgemäß zu verfahren. Ein Staat muß sehr tief gesunken seyn, wenn man spezielle Garantien, Pfänder, von ihm verlangt, und im Allgemeinen gilt der Staat als der sicherste Schuldner. Unser neues Finanzwesen datirt sich aus dem letzten Kriege, wo man an vielen Orten sich noch sehr schlecht auf die Behandlung des Geldes im Großen verstand; dazu kam die Sucht, zu niedrigem Zinsfuß zu entlehnen, und man schloß die Anleihen zu einem Curs ab, der mehr oder minder stark unter Pari stand. Ein großer Theil der französischen fünfprocentigen Anlehen ist zu 52 abgeschlossen worden, und erst mit der steigenden Friedenssicherheit konnte man zu vortheilhaftern Bedingungen leihen. Indem man aber zugleich einen Tilgungsfond gründete, der fortdauernd Fonds einkaufte, mußte man also dad, wofür man 50, 60 bis 70 erhalten hatte, weit höher und endlich mit 100 bezahlen. Wie viele Hunderte von Millionen sind in diesen Schlund geworfen worden? Auf wen sind diese nutzlos verschleuderten Millionen zurück gefallen? Auf das steuerzahlende Volk. An wen gelangten die verschleuderten Millionen? an die großen Capitalisten und Geldmäckler. Darf man sich da noch verwundern, daß allenthalben in England, Frankreich und Deutschland die Klage sich erhebt, daß die Capitalien nicht dem Ackerbaue und den Gewerben sich zuwenden wollen. Wenn man, abgesehen von den regelmäßig bezahlten Zinsen, in zwanzig bis dreißig Jahren sein Capital in den Staatsfonds verdoppeln und mehr als verdoppeln konnte, wo ist das Gewerbe, wo der Ackerbaubetrieb, der einen so großen, und noch dazu so mühelosen Gewinn bot? Die Folgen für den wahren Reichthum der Völker, der nur in der Arbeit liegt, konnten nicht ausbleiben, wenn sie sich gleich protestartig in tausend verschiedenen Formen verstecken. Von den moralischen Folgen wollen wir gar nicht reden: die vornehmere, d. h. die reichere Classe wurde kosmopolitisch wie das Geld selbst, und verlor nur zu oft allen Sinn für das, was dem eigenen Land noth thut.

Das jetzige System des Anlehens ist nicht das der Aufnahme einer bestimmten Summe, sondern des Verkaufs einer gewissen Rente; der Staat fragt: wie viel Capital kann ich erhalten für eine bestimmte jährliche Rente? Diese Art von Anleihe ist im Princip falsch und völlig jüdisch, denn der Staat verschreibt stets mehr, als er empfängt, und wenn er auch bei der Tilgung nicht al Pari hinauszahlt, sondern die Schuldscheine zu dem laufenden Curse einkauft, so ist es doch ganz natürlich, daß der Staat zu Zeiten der Noth entlehnt, und in Zeiten der Wohlfahrt von seinen Schulden abträgt; in den Zeiten der Noth aber steht der Curs der Staatsfonds niedrig, und in Zeiten allgemeiner Wohlfahrt steht er hoch: der Staat ist also stets in dem Falle, wohlfeil seine Renten zu verkaufen und theuer einzukaufen. Braucht man, um das Uebergewicht und die Bedeutung der Geldmärkte in Europa zu begreifen, noch eine andere Erklärung? Doch wir kommen auf den speciellen Fall zurück, von dem wir ausgegangen sind, um zu zeigen, wie man, wenigstens in Frankreich, seine Schulden bezahlt. Fould machte den Vorschlag, von den seit 1833 zurückgekauften dreiprocentigen Renten 11,584,983 Fr. zu vernichten. Diese haben im Ganzen die Summe von 311 Millionen gekostet. Um aber diese Ausgabe bestreiten zu können, mußten am 18 Oct. 1841 150 Mill., am 9 Dec. 1844 200 Mill. entlehnt werden, welche mit dem durch das Gesetz vorgeschriebenen 1 Procent Tilgung 17,050,401 Fr. jährliche Ausgabe erforderten, zieht man davon die obige Summe von 11,584,989 Fr. ab, so bleibt eine höhere Ausgabenlast von 5,495,424 Fr. Man hat also 350 Mill. entlehnt, um 311 Mill. abzuzahlen, und es blieben der Regierung 39 Mill. Schlägt man die oben erwähnten 5½ Mill. Zinsen und Tilgung zu Capital an, so geben sie 140 Mill., und es bleiben nach Abzug der 39 Mill. 101 Mill. Franken, um welche man mehr entlehnte als bezahlte. Das heißt in unserer Zeit Schulden tilgen.

Die obige Berechnung ist wörtlich aus Foulds Rede genommen, und ist weder widersprochen worden, noch kann sie widersprochen werden, denn die offenkundigen Zahlen lassen keinem Zweifel Raum. Man hat mit einem Aufwand von 311 Millionen Geld und 5½ Mill. Renten (oder wenn man diese zu Geld anschlägt und die erübrigten 39 Mill. abzieht 101 Mill.), also zusammen 412 Mill. eine jährliche Rente von 11,584,983 Fr. abgekauft, d. h. für jeden Frank Renten 35½ Fr. Capital gezahlt, während das günstigste Anleihen, welches die französische Regierung je abschloß, und wie sie es in den nächsten zehn Jahren kaum mehr abschließen dürfte, das mit Rothschild im Oct. 1844 abgeschlossene, nur 28½ Fr. für 1 Fr. Rente einbrachte, und die frühere Anleihen noch viel weniger. Sie hat also für drei Franken Renten im Durchschnitt 106½ bezahlt, und beim günstigsten Anlehen 84,75 erhalten, bei frühern Anleihen aber nicht mehr als 70 bis 75. Reducirt man den ganzen Wirrwarr von Zahlen und hochtönenden Phrasen so auf die einfachen Elemente, so tritt das Verderbliche dieses ganzen Anleihesystems aufs klarste hervor, und es wird begreiflich, wie man in immer rascherer Aufeinanderfolge zu immer neuen Anleihen schreiten muß. Man hat im J. 1833 entlehnt, man hat im J. 1841 abermals und im J. 1844 zum drittenmal entlehnt, und man kann fast mit mathematischer Gewißheit voraussagen, daß die französische Regierung dieß Jahr auch wird entlehnen müssen.

Es liegen hier augenscheinlich zwei Fehler vor, der Art des Anlehens und der Art der Rückzahlung; bei der Art des Anlehens ist die englische Regierung gleichfalls bisher noch be-

Digitized by Google

harrt, die Art der Rückzahlung durch einen Sinkingfond hat sie aufgegeben; mit der Art des Anlehens, durch den Verkauf von Renten, hängt freilich auch die Art des Rückkaufs nach dem Tagescurse zusammen, denn die Regierung wäre gerade zu thöricht, wenn sie ohne Noth al pari zurückkaufen wollte, was sie nicht al pari empfangen hat, aber die englische Regierung hat wenigstens dem Unsinne entsagt, fortwährenden Rückkäufe zu bewerkstelligen, während sie auf der andern Seite immer wieder entlehnt. Wer Schulden hat, zahle sie vom Ueberschuß seiner Einnahme, aber mache nicht neue Schulden, um Gläubiger zu befriedigen, welche gar nicht befriedigt zu seyn begehren. Daraus entstehen nothwendig Geschäftsverwicklung und Kosten, wie sich von selbst versteht, aber die Folgen beschränken sich noch nicht hierauf, sondern greifen tiefer, und werden jetzt den Regierungen, welche Anlehen machen müssen, mancherlei Verlegenheiten bereiten.

Gewöhnlich steht man 1 Proc. Tilgungsfond für hinreichend an; bei den französischen Dreiprocents hat man 3 Proc. für nöthig erachtet, und diese sind durch das Hinzuschlagen der Zinsen der eingekauften Papiere auf 4½ Proc. gestiegen. Die Regierung wirft jetzt alle Jahre 32 Mill. oder 4½ Proc. des Nominalcapitals der dreiprocentigen Rente auf die Börse, um drei Procents an sich zu kaufen; durch diese unmäßige Tilgung hält sie natürlicherweise den Curs auf einer Höhe, den er sonst nicht erreichen würde, und setzt eine Eitelkeit darein, denselben möglichst hoch zu stellen. Diese Eitelkeit, welche man unter dem nichtigen Vorwand verbirgt, daß man den Zinsfuß in mäßiger Höhe erhalten müsse, kommt dem Land theuer zu stehen. Durch das Hineinwerfen von jährlich 32 Mill. auf die Börse lockt man eine Menge Geld in diese Papiere, die sich so leicht jeden Augenblick in Geld umwandeln lassen; dadurch setzt sich die Ansicht fest, daß dieser oder jener hohe Curs als der natürliche Creditmesser des Staats zu betrachten sey, und Rothschild selbst hat das letzte Anlehen von 200 Mill. zu 84,75 übernommen, ein Curs, den die 3 Procentigen seit dem Abschluß des Anlehens kaum zwei- oder dreimal erreicht haben. Die Art der Tilgung treibt die Curse in die Höhe, und dieser künstliche Curs wird zum wirklichen Verhinderungsmittel ein Anlehen zu erhalten, wenn der Staat es bedarf. Schon haben Staaten, die nicht durch eine solche künstliche Finanzschwindelei sich gebunden fühlen, zu 4½ und 5 Procent entlehnt, und Frankreich wird ähnlichen Bedingungen nicht entgehen, wenn sie gleich dem Schein nach besser aufhalten dürften. Der wahre Nachtheil dieses Rentenverkaufs statt der einfachen Anleihe, und dieses künstlichen Curses, wie man ihn in Frankreich erhält, liegt darin, daß er die Regierung in die Hände der Börsenmäkler liefert. Die Regierung will nicht ihre Anleihen unter dem Börsencurse schließen, und dieser Börsencurs ist zu hoch, als daß das eigentliche Publicum das Anlehen zu diesem Preis übernehmen könnte; die Börsenmagnaten wissen sich auf andern indirecten Wegen zu entschädigen, und die Regierung ist dadurch in eine Abhängigkeit versetzt, die unter Umständen sehr lästig, wo nicht gefährlich werden kann; sie geräth dadurch in ein fortlaufendes geheimes Einverständniß mit den großen Geldmäklern, ein Einverständniß, das man ihr schon bitter genug vorgeworfen, und das die Quelle der schimpflichsten Verdächtigungen geworden ist. Es war hohe Zeit, den falschen Grundsatz der Anleihen durch Rentenverkauf und den ganzen Plunder von fictivem Amortissement über Bord zu werfen.

(Schluß folgt.)

Der Weg von Ghat nach Tawat (Tuat) durch die große Wüste.

Der von uns oft erwähnte Reisende Richardson hat an die Londoner geographische Gesellschaft eine Schilderung dieses Weges eingesendet, der den nördlichen Theil der Sahara von Osten nach Westen durchschneidet. Sie ist ihm von einigen zuverlässigen Eingebornen mitgetheilt worden; der Weg wird von den Karawanen in gewöhnlicher Schnelle in 40 Tagen, bei beschleunigtem Marsch in 30 Tagen zurückgelegt, und muß nach dieser Zeit, den gewöhnlichen Karawanenmarsch auf 6 Stunden berechnet, 320 Stunden ausmachen. Wir erfahren aus dieser Schilderung gleich beim Eingang eine merkwürdige Thatsache, welche mit einemmal Aufschluß gibt, warum der Nigerlauf so lange ein Räthsel bleiben konnte. Der Weg vom Tschadsee nach dem Niger ist so wenig besucht, daß eine Menge Waaren statt direct vom Tschadsee nach Tombuctu zu gehen, den Umweg über Ghat und Tawat nach Tombuctu nehmen, der über 4 Monate erfordert. Darum hat man bis auf diesen Tag noch so wenig Nachrichten über das Land zwischen dem Niger und Tschadsee. Freilich ist auch der Weg von Ghat nach Tawat nicht sehr sicher und man muß eine Bedeckung von Tuariks (oder Tawarits, was der Plural von Tarka ist) haben. Außerdem wird die Straße unsicher durch die Schanbat (die Schaamba der Franzosen), welche gleichfalls Berbern sind, wie die Tuariks, mit denen sie häufig im Kampf liegen sollen. Was man die Oase Tawat nennt, ist eigentlich eine unabhängige Menge kleiner Oasen. Die Einwohner sind meistens Mauren, wie in Ghat, oder eigentlich eine Mischlingsrace von Arabern, Tuariks und Negern, welche sämmtlich den schwarzen Bannwollenturban der Tuariks tragen, der die Stirne und den ganzen untern Theil des Gesichts bedeckt. Unter dem Strich zwischen Ghat und Tawat darf man sich kein Sandmeer vorstellen, sondern fast allenthalben bedecken Felsenmassen die ganze Straße und Bergketten schließen sie in allen Richtungen ein. Nur an Einem Orte ist eine Kette oder Gruppe von Sandhügeln. Wasser ist reichlich und meistens gut, die Brunnen sind in nicht sehr großer Entfernung von einander, da die längste Strecke von einer Station zur andern nur vier kurze Tagreisen beträgt. Auch tritt auf dieser Straße häufig Regen ein, wahrscheinlich in Folge der Höhen der Berge, welche die Wolken anziehen und sie zu Regen verdichten. Diese bergigen Strecken mildern auch die Hitze sehr, und einer der Mauren, der den Weg wiederholt zurückgelegt hatte, versicherte, es sey den größten Theil des Jahres hindurch entschieden kalt, was freilich wohl nur so viel sagen will, daß es nicht brennend heiß ist wie in andern Theilen der Wüste. Indeß ist wegen der felsigen Beschaffenheit des Bodens der Anbau desselben unbedeutend. Die Quellen liefern Wasser für Menschen und Heerden in Fülle, und der Regen und Thau ruft Gras selbst in jeder Felsenspalte hervor; nur an den Ufern der größern Bäche wird Korn gebaut. (Journ. of the geogr. Soc. XVI. Part. II.)

Chronik der Reisen.

Castrens Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Ich bemerkte hier, wie nicht selten auch anderwärts, daß die Ostjaken, obgleich in jener Hinsicht russificirt, nicht nur ihre Stuben etwas entfernt von denen der Russen gebaut hatten, sondern daß sie auch einen besondern Beerdigungsplatz, der in einem schönen Haine belegen war, besaßen, da hingegen der russische an einem oden Ufer lag, wo der Fluß die Gräber aufspülte und greinende Todtenschädel herumkollerte. Im untern Lumpokolof erblickte ehedem ein besonderes Priester, jetzt aber schienen bloß die Krähen ihrem Gottesdienst zu feiern im Tempel des Herrn; die Menschen hingegen genossen ihrer eigenen Aussage gemäß die Religionspflege im obern Lumpokolof. Die Oekonomie der Einwohner war, wie schon das Aeußere darthat, im größten Verfall. Als Ursache dieses Verhältnisses wurde angegeben, daß die Fischereien in spätern Zeiten schlecht gerathen seyen und die Jagd von Jahr zu Jahr sich verschlimmert habe. Die Viehzucht hatte man weder in Aufnahme bringen wollen noch können aus Furcht theils vor der verheerenden Pest, theils vor der Schwierigkeit einen bedeutenderen Viehhof auf 10 Monate

Digitized by Google

des Jahres mit Futter zu versehen. [1] Die erwähnten Klagen kommen am Ob überall vor, und sie werden nicht eher aufhören, als bis die Cultur in das immer Land vorgedrungen, der Wald ausgerottet und die preßerzeugenden Sümpfe ausgetrocknet seyn werden.

Vom untern Lumpokolof zählt man etwa 70 Werst bis zum obern Dorfe Lumpokolof. Dieser Weg wurde in etwas mehr als einem Tage zurückgelegt, an welchem wir mehrere Sommerzurten antrafen, und namentlich die Pankowschen, Todaltschen, Ulasnyegolschen, Nachradinschen und Magijewschen. Winter-Jurten waren am ganzen Fahrwege nicht zu sehen; diese bilden die festen Wohnstätten des Ostjaken, seine eigentliche Wohnung. So eng, dürftig und erbärmlich diese Wohnung auch ist, so will der Ostjake sie natürlich doch nicht der Frühlingsfluth zum Opfer überlassen, sondern er stellt seine Jurte an einen erhabenen, vor Ueberschwemmung geschützten, vom Hauptflusse mehr oder weniger entlegenen Platz. Da jedoch der Fischfang auch während der kalten Jahrezeit ein wichtiger Nahrungszweig ist, so ist die Winter-Jurte meistens an einem kleinen Nebenflusse oder an einem Arme des Ob aufgebaut, wo sie oft von einem wilden und romantischen Walde umgeben ist. Die Furcht vor Ueberschwemmungen hat an sehr vielen Orten auch die Russen vom Hauptfluß entfernt gehalten. So liegt Obdorsk am Flusse Beliui, Berefsow am Sowa, Surgut am Bache Barabanowka u. s. w. Das untere Lumpokolof stand auf einer Höhe am Ob selbst, das obere Dorf aber soll an einem kleineren Arme des Flusses liegen. Weil dieser Arm im Herbst austrocknet, warm wir genöthigt den Hauptfluß zu halten und das Dorf unbesucht zu lassen, um so mehr, da die dunkle und regnerische Nacht keine Wanderung zu Fuß erlaubte. Man sagte, das Dorf habe eine Kirche, vier russische Häuser, aber keine Jurte. So wie am Wach, Jugan und an mehreren andern Orten, ist auch im obern Lumpokolof eine Schule zur Erziehung der Ostjakenkinder neulich eröffnet. Damit hängt eine Begebenheit zusammen, die sich bei meiner Ankunft bei den Magijonschen Jurten ereignete. Eben eingeschlafen im Boote wurde ich plötzlich erweckt durch ein lautes verworrenes Geschrei, welches in dem Dunkel der Nacht zu meinen Ohren drang. Von diesem Lärm überrascht, schickte ich sogleich meinen Dolmetscher, um sich über die Veranlassung dieser sonderbaren Serenade zu erkundigen. Ehe dieser noch Zeit hatte zurückzukehren, füllte sich das Boot mit lärmenden Ostjaken, die Thüren der Kajüte wurden aufgeschlagen und eine Stimme verkündigte in gebrochenem Russisch, daß die Ostjaken von der nächsten Jurte sich hier versammelt hätten, um durch mich Recht zu suchen. Hierbei redeten alle, der eine überschrie den andern, einer machte seine Behauptung auf Ostjakisch, ein anderer in schlechtem Russisch geltend, aber niemand konnte mit seiner Sache ins Reine kommen. Durch Hülfe meines Dolmetschers bekam ich endlich zu wissen, daß die Ostjaken bei mir ihre Beschwerden anbringen wollten, über ihren Priester und Seelenhirten, der da andersohin, das die Mitglieder der Gemeinde ihre Kinder ihm überlassen sollten, um gehörig erzogen zu werden; dagegen hätten die Ostjaken mit aller Macht protestirt, der Priester hätte sie aber nichts destoweniger gezwungen von den Magijonschen Jurten zwei Kinder in die Unterrichtsanstalt abzugeben. Ich wollte das arme Volk überzeugen, daß es dabei auf sein eigenes Wohl abgesehen sey. Die Ostjaken aber wollten solch eine Rede nicht anhören, sondern versicherten, daß sowohl sie als ihre Väter dem Zaare treulich gedient hätten, ohne weder lesen noch schreiben zu können. In der Vermuthung, daß die außerordentliche Erbitterung, welche die Stiftung der Schule bei dem zumüthigen Ostjakenvolke erweckte, vielleicht einen tieferen Grund als bloß die Liebe zum alten Guten habe, ließ ich meinen Dolmetscher einen der ältesten examiniren und erhielt von ihm folgenden Bescheid: 1) Fürchete man, daß ein lese- und schreibfähiger Mann bei der wilden Lebensweise der Väter nicht bleiben und folglich die Schule den Alten ihre Altersstützе rauben würde; 2) wußte man von früher her, daß die Ostjaken, welche zufälligerweise eine „russische“ Erziehung erhalten hatten, nicht Apostel sondern Feinde ihres Volkes geworden wären, und nicht selten sich auf Lieberlichkeit und ein sittenloses Leben gelegt hätten. Diese Uebelstände sind leichter einzusehen als abzuhelfen; für meinen Theil glaube ich, daß viel gewonnen wäre, wenn Geistliche und Schullehrer sich bemühen würden den Schülern Achtung für ihren eigenen Stamm einzuflößen und nicht umgekehrt, wie es jetzt der Fall ist, alles der Nation Eigenthümliche verdammen und als lauter Teufelszeug brandmarken — ein Lieb, welches die Eingebornen auch sonst gar oft vom Munde der russischen Bevölkerung zu hören haben.

Gegen den erwähnten Geistlichen wurden noch verschiedene andere Klagen vorgebracht. Insbesondere beschwerte man sich darüber, daß er die Ostjaken zusammenberufen und ihre Magen auf eine knappe Diät gesetzt habe, indem er weder das wahre Verhältniß vorgegeben, daß die Fastenzeit vorhanden sey. Diese Verletzung der Nationalschwachheit erweckte fast eine gleiche Erbitterung wie die Schuleinrichtung; man drohte mir mit Bitten und plagte mich so, daß ich ermüdet von so vielem Jammer gezwungen war den Befehl zum Aufbruch zu geben, obgleich die Nacht regnerisch und dunkel war. Dasselbe schweer und feuchte Wetter dauerte noch den ganzen folgenden Tag, wozu noch die Calüte einen Lech bekam, und alle Kleider, Mundvorräthe und übrigen Sachen durchnäßt wurden. Jetzt wäre ein Dach willkommen gewesen, leider aber besanden sich in unserem Wege nur einige erbärmliche Borken-Jurten, unter denen ich die Offesenschen, Mugtenschen, Jarzanschen (von Jargan, Samojede), Warmuitschen, Tschigaolkinschen, Kalowschen und Paninschen anzugeziehen habe. Nach einer Reise von beinahe zweimal 24 Stunden in diesem Wetter trafen wir in dem Ostjakendorfe Pirschina unter vielen Jurten von Borke auf eine solche Wohnung, daß man daselbst eine Nacht rasten und die vom Regen verursachten Beschädigungen reparieren konnte. Den folgenden Tag waren wir wieder in Bewegung, aber der fortdauernde Regen und die eingetretene kalte Witterung machten die Reise im höchsten Grade unangenehm. Ofenbar war die Zeit gekommen, wo Sommer und Winter um die Herrschaft stritten. Dieser Streit pflegt hier in einigen Tagen abgemacht zu werden, aber diese Tage sind nicht wie Tage anderwärts; der Regen gießt ohne Aufhören wie in den Zeiten Noah's, die Winde des Eismeeres heulen in die Wette mit dem Westse auf den öden Steppen, die Luft ist eingehüllt in einen nächtlichen Nebel, lehmige Regenbäche brausen auf dem erweichten Boden. Man hat unter solchen Umständen keine Lust zu Excursionen im Freien, ich war aber nichtsdestoweniger genöthigt mich in die benachbarten Jurten zu innemmedren, um etwas vorkommende Verschiedenheiten in der Sprache, den Sitten und der Lebensart der Ostjaken aufzuzeichnen. Hinsichtlich der Sprache bemerke ich in der That eine kleine Abweichung in dem südlichen Theile des Surgutschen Gebietes. So wurde hier das aspirirte t (tl) in j verwandelt, z. B. jábet statt tabet (Vater) saben; jágem statt tajem (tajem) Art; o ging oft in a über, z. B. sáram statt sorum trocken; welche Consonanten werden gegen harte vertauscht, z. B. attem statt adem böse u. s. w. In der Banart offendarte sich nur eine kleine Verschiedenheit darin, daß die viereckige Jurtenform anfing der runden zu weichen, welche im Tomskischen Gouvernement die gewöhnliche ist und vorzugsweise der Samojedischen Bevölkerung angehören mag. Etwas Eigenthümliches in Sitten und Lebensweise konnte ich nicht gewahr werden; doch war es augenscheinlich, daß die Bildung des Volkes zunahm in dem Maaße, als wir uns der Tomskischen Gränze näherten. Diese erreichten wir nach etwas mehr als einer Tagereise von Pirschina, nachdem wir die Paninschen, Lientinschen, Kogerschen und Murasschen Jurtschaften passirt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Weil die Frühlingsflut alle Weideplätze überschwemmt, ist man oft genöthigt das Vieh bis in den Junimonat hinein mit Heu vom vorigen Jahre zu füttern.

Die Wählbarkeit in Frankreich. Seit einiger Zeit mehren sich die Spöttereien der Journale über die Beschränkung der Wählbarkeit, und führen Fälle vor, wie manche durch die schmutzigsten Mittel „wählbar“ und somit „honorable“ werden kann. So der Voleur (10 März) einen Goldsticker, der sich damit abgibt den wandernden Fruchthändlerinnen Geld vorzustrecken, wofür er ihnen täglich vom Franken einen Sou berechnet, was also nicht weniger als 5 Procent der Tages ist. Der elende Wucherer hat sich bereits ein ziemliches Vermögen erworben und wird demnächst „wählbar“ werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 71. 24. März 1847.

Die Lage von Aschtaroth.

Die neuern Messen im Orient bringen mehr und mehr die einst berühmten Städte des biblischen Alterthums an den Tag, und liefern den Beweis, wie gut ausgezählt die Lage derselben meistens gewesen, und wie weit diese Länder von dem alten Wohlstand, den vermuthlich die Perserkriege unter den Saffaniden, und dann in zweiter Reihe die Kreuzzüge, weit mehr als die arabische Eroberung, verwüsteten. Capitän Newbold, ein Officier im Dienst der englisch-ostindischen Marine, und wahrscheinlich derselbe, der sich durch ähnliche Forschungen auf dem indischen Festland und im Archipel ausgezeichnet, hat an die Londoner geographische Gesellschaft (s. Jour. Vol. XVI. Part. II.) eine kurze Abhandlung über die Lage von Aschtaroth, der Hauptstadt Og's, Königs von Baschan, einen kurzen Bericht eingesendet, der über die Identificirung kaum einen Zweifel übrig läßt. Auf neuern Karten ist das Schloß Mezarib, drei Tagreisen südwestlich von Damascus als die Lage des alten Aschtaroth bezeichnet, in Folge der Behauptung Oberst Leake's in seiner Vorrede zu „Burckhardts Reisen in Syrien und dem heiligen Lande," daß Aschtaroth nicht weit von Mezarib liegen könne. „Während eines Ausfluges, den ich im letzten Winter (1846) im Hauran machte, blieb ich eine Nacht im Schlosse Mezarib und war angenehm überrascht, den Scheich von Mezarib in seiner Aufzählung der Ruinen in der Nachbarschaft den Namen Tel-el-Aschereh (Hügel von Aschereh) erwähnen zu hören. Ich war im Augenblick nicht im Stande den Ort zu besuchen, aber auf meiner Rückreise von Palmyra nach Damascus besuchte ich den Hauran nochmals und kam dann auch nach dem Tel-el-Aschereh, der zwischen Ikawa und Mezarib, von welchem Orte er W. 34° N. und etwa 5 englische Meilen entfernt liegt. Der Tel-el-Aschereh ist ein großer, theils künstlicher, theils natürlicher Hügel inmitten einer ungeheuren Ebene, sein Umfang beträgt über eine halbe Meile, seine Höhe fünfzig bis 100 Fuß. Seine Grundlage besteht aus Trappfels, der obere Theil ist mit einem eigenthümlichen, dunkel aschenfarbigen Boden bedeckt, der mit Steinen und alten Töpferscherben gemischt ist, wie man es stets an den Stellen der ältesten Städte Syriens findet, namentlich auf den Hügeln, welche über die jetzt von Turkomanen bewohnte Ebene zwischen Antiochia und Aleppo so reichlich zerstreut sind. Nahe am Fuße des Tel-el-Aschereh lassen sich alte Grundmauern von behauenen und unbehauenen Steinen ganz deutlich verfolgen. Zu der umliegenden Ebene zeigen zahlreiche Bruchstücke von Steinen und Töpferwaaren, daß hier eine alte Stadt lag, von welcher der Tel die Burg war. Der Gipfel bietet eine unregelmäßige Oberfläche, die jetzt zum Theil von rohen Steinmauern eingenommen, welche die Araber als Schafhürden errichteten. Aus dem Fuße des Hügels springen starke, nie versiegende Quellen vortrefflichen Wassers hervor, die einen kleinen mit Binsen überwachsenen Sumpf bilden. Im Jul. 1845 sah man über 20,000 Kameele und mehr als 50,000 Ziegen grasen, da die schönen Weiden der umliegenden Ebene während der Sommermonate große Schaaren der Aneze-Araber anziehen. Ueber 10,000 derselben lagerten am Fuße des Hügels in der Richtung von Ikawa hin. Der nie versiegende Born klaren Wassers muß dem Ort in alten Zeiten eine große Bedeutung gegeben haben. Zahlreiche Ueberreste der griechisch-römischen Zeit fanden sich in Mezarib und andern benachbarten Orten.

Ein Blick auf die französischen Finanzen.

(Schluß.)

Dieser Zustand des Geldmarkts, so nachtheilig und demüthigend für die Regierungen, droht allmählich auch den Geldmärkten selbst verderblich zu werden. Der lange Frieden, die stets beseitigten Ursachen einer Störung desselben haben eine blinde Zuversicht in den günstigen Stand des Geldmarkts erzeugt, so daß man jede Erschütterung als eine vorübergehende, bald vergessene und verschmerzte Sache ansieht. Aber seit zwei Jahren, namentlich jedoch seit anderthalb Jahren, sind Anleihen in ziemlicher Zahl abgeschlossen worden, die den Unternehmern gewiß keinen Gewinn, ja vielleicht Verluste zuzogen. Das neueste Anlehen in England, dem reichsten Lande der Welt, ist ein Beispiel: das Anleihen, von zwei großen Geldmännern unternommen und anfangs mit 2 Proc. Gewinn verkauft, ist schnell unter den Ausgabepreis gesunken. Man scheint allzuwenig zu bedenken, daß das Geldwesen Europa's seit acht Jahren, namentlich aber seit den zwei letzten eine gründliche Umwandlung erlitten hat. Wenn wir vom Geldwesen Europa's sprechen, so dürfen wir nur England als die tonangebende Macht auf dem Geldmarkt nennen. Seit 1839 hatte man dort eine und die andere Eisenbahn gebaut, aber die volle Entwicklung des Eisenbahnsystems trat erst mit den Jahren 1844 und 1845 ein. Dieß war das Ende einer langen Periode von Geldanhäufung in den Händen der Bankiers. Die unglücklichen Ergebnisse der Minenunternehmungen in Südamerika, die Suspendirung der Dividendenzahlung einiger südamerikanischen Staaten, die Republication und ihre Folgen in Nordamerika und der klägliche Finanzzustand von Spanien und Portugal hatten die Capita-

Digitized by Google

listen scheu gemacht, ihre Gelder in fremden Fonds anzulegen; die Ungewißheit über Krieg und Frieden vom J. 1840 bis 1845 hatte dazu nicht minder beigetragen, und die Handelszeitungen Englands wiederhallten von Aufforderungen an die Capitalisten, ihre Gelder in England und namentlich in Eisenbahnen anzulegen, wo wenigstens gewiß das Capital nicht verloren sey, wenn auch die Zinsen anfangs schwach ausfielen. So erklärt sich der wahnsinnige Ausbruch der Eisenbahnwuthheit, namentlich im Jahre 1845. Alle Welt prophezeite damals die verderblichsten Folgen und eine Krise ärger als die von 1825: die Prophezeihungen wurden zunichte; niemand kannte den ganzen Umfang der in den Banken durch alle die oben angegebenen Ursachen aufgehäuften Mittel, und zu dem half auch die Regierung vorsichtig und mild, um endlich noch die allzuargen Speculanten mit blauem Auge durchschlüpfen zu lassen. Dieser Eisenbahnschwindel öffnete mit einemmal die vergrabenen Schätze, und verbreitete sie über das Land. Die ungeheuren Gewinnste, welche die Baumwollenmanufacturisten und Eisenwerthesitzer von 1843 bis 1845 machten, vermehrten noch die Wirkung der in den Banken begrabenen und nun auf einmal eröffneten Schätze, denn ungeheure Ausfuhren fanden in jenen Jahren statt, und erzeugten ein beispielloses Einströmen von Gold und Silber. Aber dieß konnte für andere Länder nicht ohne Folgen bleiben, und wirkte auch auf Frankreich und Deutschland in um so verderblicherer Weise, als die Eisenbahnwuth auch hier grassirte. In Frankreich trat noch ein besonderer Umstand dazu, dessen Folgen sich jetzt erst fühlbar machen. Die Generaleinnehmer in den Provinzen nehmen gewöhnlich von Privaten ihre freien Capitalien zu leidlichen Zinsen, und schicken sie nach Paris, wo sie einen Theil der schwebenden Schuld ausmachen; im J. 1844, als der Eisenbahnsturm in England noch nicht losgebrochen war, und das Geld sich noch in der französischen Bank und in den Cassen der Regierung anhäufte, wirkte der Minister durch geringere Zinszahlungen und directe Aufforderungen dahin, den Geldzufluß zu mindern.[1] Dieß geschah, aber die Capitalien wandten sich nun der erwachenden Eisenbahnwuth zu, und wurden großentheils von der Pariser Börse verschlungen. So wirkten in England und in Frankreich verschiedene Ursachen dahin, auf einmal den Geldüberfluß wesentlich zu mindern. Die Summen gingen zwar nicht verloren, aber sie wurden aus einem schwebenden Capital zu einem fixen, das nur noch eine mehr oder minder gute Rente gewährt. So muß der Zinsfuß nothwendig steigen, die geheimen Schätze, aus denen man in den J. 1845 und 1846 in England und zum Theil auch in Frankreich geschöpft, sind furchtbar gemindert, und dieß kommen schlechte Ernten, steigender Preis der Baumwolle, ein mächtiges Item in England, das für den Rohstoff jetzt statt 9—10 wohl 15—16 Mill. Pfd. St. zahlen muß, daher Geldmangel im Gebiet der Industrie, und dabei wollen die Staaten den alten Zinsfuß aufrecht erhalten.

Die großen Geldmäkler sind allmählich bei der Höhe des Cursés nicht minder betheiligt worden, weil ihnen nothwendig große Massen von Renten in den Kassen bleiben mußten; das Streben der Regierungen und der Geldmäkler geht also gemeinsam dahin, den Curs in die Höhe zu schrauben, trotz der ungünstiger gewordenen Zeitverhältnisse. Wird das Bestreben gelingen oder nicht? Wir wagen keine Antwort auf diese Frage zu geben, und bemerken bloß, daß die Geldkrise, welche seit etwa anderthalb Jahren begonnen hat, unvermeidlich noch mehrere Jahre dauern muß, und daß auch dieser Zeit der Zinsfuß unmöglich wieder so niedrig werden kann, da durch die schlechte Ernte in Europa begünstigt Nordamerika seinen alten Plan das schwebende Handelscapital der alten Welt an sich zu ziehen, immer mehr in Ausführung bringt. Man schlägt die Masse von Geld, welche in diesem Jahre nach Nordamerika gehen wird, vielleicht nicht zu hoch auf 8—10 Mill. Pfd. St. an, die sobald nicht wieder herüberkommen dürften, denn die Zufuhr von Rohstoffen aus Amerika steigt, und die Masse der Fabricate, die aus Europa nach Nordamerika gehen, ist eher in der Ab- als in der Zunahme, zum mindesten gesagt steigt sie nicht in demselben Verhältniß, wie die Zufuhr von Rohstoffen. Unter diesen Umständen braucht es keiner Prophetengabe, um vorauszusagen, daß das Geld, was jetzt nach Nordamerika hinüber geht, nicht sobald den Rückweg finden wird, und daß bei verminderter Geldmasse der Zinsfuß steigen muß. Wäre nun die französische Regierung nicht durch ihr vorheriges Verfahren an ein falsches Anlehnensystem geknettet, so könnte sie al pari entleihen und einen höhern Zinsfuß bezahlen, ein solches Verfahren würde aber die jetzigen Fonds bedeutend drücken, wogegen sich die Geldmäkler mit allen Kräften sträuben; während aber diese das Sinken zu hindern suchen, verlangt die Regierung Geld, und zwar wie natürlich so ziemlich zu den laufenden Cursen, zu welchen aber das Anlehen unter den jetzigen Geldverhältnissen keine Käufer findet, und diese Summen selbst vorzustrecken, ohne das Publicum zu betheiligen, wird den Geldmäklern bald zu schwer, wo nicht unmöglich fallen.

Man ersieht hieraus, daß die Regierung und die Geldmäkler in eine Sackgasse hinein gerathen sind, aus der nicht so leicht zu entkommen ist. Hr. Fould wollte mit seinem Vorschlag ein kleines Schlupfloch öffnen, das wenigstens für eine Zeitlang hälfe, mit andern Worten, er will die alten Rentenscheine vernichten und jetzt gleich neue creiren, für welche durch die Vernichtung der alten die Zinsen sogleich gegeben wären. Es ist dieß ein Auskunftsmittel für sehr kurze Zeit, aber der Minister weigert sich, weil selbst dieß Auskunftsmittel das gegenwärtige Verhältniß der Börse und der Regierung stören würde. Wirft man nicht mehr mit 32 Millionen Tilgungsfond auf die 3 Proc., so müssen sie bei dem jetzigen Geldbedürfniß nothwendig sinken, und Fould hat wohl Unrecht, wenn er das Beispiel von 1833 anführt, daß sie nicht sinken würden. Sinkt aber die Rente, so kann der Staat mit geringerem Vortheil entlehnen und die Geldmäkler erleiden große Verluste. Zudem hilft der Finanzminister seinen lieben Freunden, den Geldmäklern, and, indem er sie aus den vollen Cassen der Amortisation nöthigenfalls schöpfen läßt, um durch Ankäufe den Curs der Rente hoch zu halten. Es fragt sich nur, wie lange kann dieß Spiel dauern?

Die Bedeutung von Foulds Vorschlag ist die, durch augenblickliche Aufnahme eines Anlehens eine Hülfe zu schaffen, welche für die zwei nächsten Jahre vorhält, wo denn vermuthlich das Schlimmste überstanden ist; der Minister will sich zu dem mißliebigen Schritt nicht entschließen, und Fould hält ihm nun seine Finanzrechnung vor, um zu beweisen, daß der Schritt jetzt schon nothwendig sey, zum mindesten jetzt mit viel größerer Leichtigkeit als später geschehen könne. So kam also die Lage des französischen Schatzes zur Sprache. Wir können unmöglich darauf eingehen, die von Fould, dem Minister und von Lasteyrie auf einander gestapelten Zahlen zu entwirren, die Nachweise, wo dieser zu viel, und jener zu wenig angesetzt hatte, würden am

[1] Das ist einer der von Fould als Geschworungsgrund erwähnten und vom Minister zugestandenen aber vertheidigten Punkte (s. Sitzung der Deputirtenkammer vom 6 März.)

Ende wenig nützen, wir beschränken uns also auf die Bemerkung, daß das Journal des Debats, das man seiner Opposition gegen die Regierung verdächtigen wird, das Deficit am Ende des Finanzjahrs 1847/48 auf 656 Mill. berechnet, andere wohl mit mehr Recht auf 700 Millionen und darüber, weil der Minister theils eine bei den jetzigen Theurungsverhältnissen nicht sehr wahrscheinliche Zunahme der Staatseinkünfte annimmt, theils die durch die Theurung vermehrte Ausgabe für den Unterhalt der Truppen noch nicht in Anschlag gebracht hat. Indeß kommt es selbst auf diesen Unterschied von 50 bis 60 Millionen sehr wenig an. Das Deficit von 700 Mill. läßt sich nur decken durch die schwebende Schuld [1] und durch Schatzkammerscheine. Wenn auch die schwebende Schuld trotz ihres wandelbaren Charakters sich nicht vermindert, so ist es doch nicht wohl möglich durch Schatzkammerscheine das Fehlende zu decken. Die Masse der Schatzkammerscheine hat nie 175 Millionen überschritten, und ihre Ausgabe ist ein Hausmittel sehr zarter Natur, das man nicht unaufgefordert über die Gebühr anwenden kann. Der Minister hat seit dem November den Zins der Schatzkammerscheine von 2 auf 4 Proc. erhöht, und dennoch seit dem 1 Januar nur für 12 Mill. untergebracht; dabei hat er noch die Gelder, welche der Staat in der Bank liegen hat, um 20, andere sagen um 27 Mill. (von 52 auf 25 Mill.) vermindert, und den Generaleinnehmern für die Einzahlung von Geldern Vortheile gewährt, die sich fast auf 5 Proc. belaufen. Alles dieß beweist, daß er in Geldverlegenheit ist. Die Generaleinnehmer schicken wenig Gelder ein, weil man ihnen wenig Capitalien zuschickt: seit der Zeit, wo der Minister sich veranlaßt sah, sie aufzufordern ihre Geldeinsendungen zu mäßigen, sind 600,000 Actien mit einem Capital von 300 Mill. auf den Markt geworfen worden und haben die verfügbaren Capitalien aufgezehrt. Wenn aber die Generaleinnehmer keine großen Capitalien herbeischaffen können, und bis jetzt die Erhöhung des Zinses der Schatzkammerscheine auf 4 Proc. nur schwache Früchte getragen hat, wo will dann der Minister die ihm nöthigen Gelder hernehmen? Er kann die Schatzkammerscheine nicht auf 5 Proc. erhöhen, weil sonst das Geld, das die Privatbanken nährt, dem Staate zufrömt, und die Bank von Frankreich genöthigt wäre, zu ihrer Sicherheit den Discontо auf 6, wo nicht noch höher anzusetzen. Dann wäre eine Handelskrise unvermeidlich. Dieß sind die Hauptgründe, die man gegen den Minister und für ein alsbaldiges Anleihen geltend macht, eine nahe Zukunft muß zeigen, ob sie richtig sind oder nicht. So viel aber ist gewiß, daß Verlegenheit da ist, daß ein Anleihen über kurz oder lang nöthig ist, daß eine ziemlich unbesonnene Wirthschaft geführt wurde, da der erste Unsern eine solche Verlegenheit herbeiführt, und daß das herrschende System der Anleihen und der Tilgung, welches Hunderte von Millionen unnütz verschlang, an der Verlegenheit einen großen Antheil hat. Herauszukommen aus der Verlegenheit ist jetzt schwer, denn der geringste Unfall kann sie bis zur Gefährlichkeit steigern. Die Tilgung, welche für die über Pari stehenden Fonds eingestellt ist, aber sogleich wieder eintreten muß, wenn diese Fonds unter Pari sinken, ist für eine Reihe von Jahren hinaus durch außerordentliche Unternehmungen in Anspruch genommen; tritt aber ein Unfall ein, der die Fünfprocents unter Pari herabdrückt, so kommt das berühmte Tilgungssystem auf einmal gänzlich ins Stocken.

[1] Die schwebende Schuld besteht in den von den verschiedenen Verwaltungsbehörden, von den Gemeinden, den Generaleinnehmern, von den Kassen der Armee und den Sparkassen in der Staatskasse niedergelegten Geldern und beträgt nicht viel unter 400 Mill. Fr.

Chronik der Reisen.

Castrens Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Da innerhalb des neuen Gouvernements, welches wir nun betreten, ohne Zweifel neue Sprachen und neue Völker uns entgegenkommen werden, wird es nicht unpassend sein einen Rückblick auf den Volksstamm, der bis jetzt unsrer Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat — den Ostjakischen — zu werfen. Concentrirt an dem mächtigen Flußsystem, welches vom Ob und Jenisei gebildet wird, ist unter den Eingebornen der erwähnte Volksstamm der zahlreichste im Tobolskischen Gouvernement. Nach officiellen Berichten beläuft er sich auf 18,657 Seelen, Männer und Weiber zusammengerechnet. Die Zahl der in demselben Gouvernement wohnenden Wogulen beträgt nur 4325 Personen, und die Samojedische Bevölkerung besteht aus einer ungefähr gleichen Anzahl, 3977 Seelen. Die Ostjaken wohnen größtentheils in dem Berezowschen Kreise und dessen drei Abtheilungen: der Obdorschen, Kendinschen und Gurgutschen. Diese Ostjaken gehören sämmtlich dem Obflusse an und erstrecken sich von der Tomskischen Gränze im Süden bis zum Obschen Meerbusen im Norden. Nur am Flusse Narym trifft man einen geringen Zweig der Berezowschen Ostjaken, welche außerhalb des Obschen Gebiets wohnen. Die zum Flußsystem des Irtisch gehörenden Ostjaken sind sämmtlich unter der Tjumenschischewschen Abtheilung des Tobolskischen Gouvernements eingeschrieben. Sie können jedoch nicht in der erwähnten Abtheilung auf, sondern werden noch südlicher am Flusse Alym und seiner Mündung angetroffen und wohnen dort zusammen mit Tataren und sind mit diesen in den Volkstabellen unter dem Namen Schagbezyhindere (Jassakzhnye) aufgenommen. Etwas unterhalb Alym ergießt sich in den Irtisch der Fluß Djemjanka, der auf der Barabinersteppe emporquillt, unweit der Quellen des Wagjugan — eines Flusses, der in den oberen Ob mündet. Man kann annehmen, daß die Flüsse Djemjanka und Wagjugan die südliche Gränze des ganzen Ostjakenstammes bilden. Selbst die Barabinersteppe ist nördlich von dieser Gränze mit lauter Ostjaken bevölkert; südlich von derselben wohnen Tataren und Samojeden. Auf der westlichen Seite der Steppe sind die Irtisch-Ostjaken nur hie und da von russischen Colonisten unterbrochen und auf der östlichen oder Obschen Seite nehmen die Samojeden am Tym, Tjumin See und dem Dorfe Tschebalowa einen so unendlich geringen Theil des unermeßlichen Feldes ein, daß sie bei einer allgemeinen Uebersicht über die Vertheilung des Ostjakenstammes gar nicht in Betracht genommen werden können. Am untern Laufe des Ob besitzen vorzugsweise die Ostjaken die Gewässer; die Samojeden dagegen nemadisiren theils auf den weiten Strömpfen zwischen Ob und Tas, theils und insbesondere an der Küste des Eismeeres selbst. Sowohl zu den unteren Obschen wie auch den Ostjaken vom Jenisei stoßen im Westen die Wogulen, um nicht von den Jassinschen und von den am Eismeere ierenden Samojeden zu sprechen. Im Süden sind die Ostjaken des Jenisei, wie schon bemerkt, von den Tataren begränzt. Die Ostjaken am oberen Ob sind sowohl von der nördlichen als der südlichen und östlichen Seite von Samojeden umgeben.

Aus dem linguistischen und ethnogeographischen Gesichtspunkte zerfällt das Land, dessen allgemeine Gränzlinien im Vorhergehenden angegeben sind, in drei kleinere Gebiete, welche benannt werden können: das Irtischsche, das Ober-Obsche und das Nieder-Obsche. Das Flußgebiet des Irtisch entspricht wie schon bemerkt worden, der sogenannten Tjumischischewschen Abtheilung des Tobolskischen Gouvernements, zum obern Gebiete gehört die Surgutsche Abtheilung und das untere Gebiet umfaßt die Kendinschen und Obdorschen Abtheilungen. Jedes dieser drei Ostjakenbistricte hat einen ziemlich bestimmten Charakter, welcher hier im kurzen angegeben werden soll.

Was zuerst das Linguistische anbetrifft, so begegnen uns innerhalb der drei erwähnten Gebiete eben so viele Hauptdialekte: der Irtischsche, der Surgutsche und der Obdorsche. Die ersterwähnte Mundart umfaßt das ganze Flußgebiet des Irtisch und reicht noch den Ob hinauf bis zum

Digitized by Google

Fluß Salym in der Surgutschen Abtheilung. Am eben erwähnten Flusse kommt eine Dialektveränderung vor, welche den Uebergang von dem Irtischischen zu dem Surgutschen Hauptdialekt bildet. Letzterwähnte Mundart begint eigentlich am Flusse Pym, setzt sich von da längs dem Ob und seinen Nebenflüssen bis zur Tomskischen Gränze fort und kommt noch in der Tegurschen Abtheilung des Tomskischen Gouvernements am Flusse Wasjugan vor. Innerhalb dieses weitläufigen Gebietes hat man einige kleinere Dialektveränderungen zu merken, als: 1) den untern oder sogenannten Jugan'schen, 2) den mittleren oder Wachschen, 3) den oberen und 4) den Wasjugan'schen Dialekt. Am unteren Laufe des Ob pflegt man auch einen Unterschied zwischen dem Kondinschen und Obdorschen Dialekt[1] zu machen, aber der erstgenannte mag wohl keinen ganz eigenthümlichen Charakter haben, sondern scheint ein vermittelndes Glied zwischen den drei übrigen Dialekten zu bilden. Wenn wir uns an denselben festhalten, müssen wir hinsichtlich ihrer besonderen Charaktere erinnern, daß die Russischredenheit, die sich zwischen verschiedenen Dialekten einer und derselben Sprachen offenbart, hauptsächlich auf dem Einfluß fremder Sprachen beruht. Hiermit ist keineswegs die Möglichkeit einer eigenthümlichen, von dem Fortschreiten des Volkes in der Kultur veranlaßten Entwicklung der Dialekte bestritten; aber was anderes ist es, was einzelne Zweige eines und desselben Volkes zu einer höheren Cultur als seine Stammverwandten bringt, wenn nicht eben der Verkehr mit fremdem mehr gebildeten Völkern? Jedoch hat der Einfluß, welchem die finnischen Sprachen in Rußland unterworfen gewesen sind, denselben zur Entwicklung und Vervollkommnung wenig gereicht. Denn so wie die russische Bildung bei den respectiven Völkern niemals etwas anderes als eine auswendiggelernte Lection geworden ist, so haben auch die Sprachen weit davon, daß sie sich durch den russischen Einfluß entwickelt hätten, im Gegentheil das Gelernte sich kaum geläufig aneignen können. In Betreff des Ostjakischen gilt die letzterwähnte Anmerkung vorzugsweise dem Irtischischen Dialekt; man trifft darin eine große Menge russischer Wörter und Ausdrücke die weder für die Sprache nöthig, noch mit dem Geist und Wesen derselben vereinbar sind. Viele eigenthümliche Laute, Endungen, Wörter und Wortformen sind theils verschwunden, theils anderen aus dem Russischen entlehnten gewichen. Auch der sonstatische Bau scheint in vielen Stücken sich nach dem russischen Sprachmuster zu fügen. Aber nicht nur die russische sondern auch die tatarische Sprache hat dem erwähnten Dialekt einen nicht zu verkennenden Stempel aufgedrückt. Man nimmt jedoch weniger Anstoß daran, weil sowohl das Ostjakische als das Tatarische im Grunde von demselben Stocke durchdrungen sind. In den zwei übrigen Dialekten des Ostjakischen thut sich derselbe doppelte Einfluß kund, aber in einem weit geringeren Grade, wenigstens was das Russische anbetrifft. Augenscheinlich ist das Obdorsche Dialekt insofern aus dem Samojedischen und Syrjänischen angenommen, als es weder besonders hierdurch von dem Surgutschen Dialekt ab, der ohne Zweifel sich am reinsten erhalten hat, wesentlich verschieden sein und in grammatikalischer Hinsicht nicht die Bestimmtheit wie die Irtischische Mundart erreicht hat.

Jetzt einige Worte über die ungleiche Bildungsstufe, welche die Ostjaken in den erwähnten drei Districten innehaben. So wie die russische Herrschaft sich zuerst am Irtisch befestigte und sich allmählich nach Norden und Osten ausbreitete, so ist es natürlich, daß die Irtischischen Ostjaken besser als ihre übrigen Stammverwandten sich der Früchte der russischen Bildung bemächtigen konnten. Sie sind schon längst getauft und beobachten treulich die Religionsgebräuche der griechischen Kirche. Von der christlichen Lehre haben sie zwar keine Kenntniß, glauben jedoch unbedingt an ihre Wahrheit und haben meistens schon ihren heidnischen Religionsculten vergessen. Auch die Surgutschen Ostjaken tragen das Kreuzbild um den Hals und hängen das Gottesbild an die Wand, aber etwas anderes zum Christenthume gehöriges wird man wohl schwerlich bei ihnen entdecken. — Besonders stellen die am Pym, Juzan, Trisnzan und andern Nebenflüssen des Ob wohnenden Ostjaken dem Heidenthume in hohem Grade zugethan sein. Am untern Ob befinden sich die Kondinschen Ostjaken überhaupt auf tiefselben Bildungsstufe mit den Surgutschen, aber unter den zur Obdorschen Woloß gehörenden Ostjaken sind alle unterhalb Obdorsk sogar noch ungetauft.

In sittlicher Hinsicht wird der ganze Ostjakische Stamm wegen seiner strengen Biederkeit und Rechtschaffenheit, seiner außerordentlichen Gefälligkeit, seines Wohlwollens und seiner Menschenliebe gepriesen. Die Irtischischen Ostjaken haben doch mit der steigenden Civilisation diese Tugenden abzulegen begonnen, und auch in den übrigen Theilen des Landes begegnet man schon um die Städte und an größeren Dörfern beinahe mehr Falschheit und Betrug bei den Ostjaken als selbst bei den Gelensiten. Die Völkerei ist ein allgemeines Laster bei den Ostjaken und nach der Faulheit das vornehmste Hinderniß für den Wohlstand des Volkes. Eheliche Verbindungen werden überhaupt als heilig geachtet, wiewohl sie von der elterlichen Macht gestiftet und durch Kauf abgemacht; die Kinder werden sorgfältig und liebevoll gepflegt, aber seine Strafkinder soll der Ostjake zuweilen mit vieler Härte und Ungerechtigkeit behandeln.

Nimmt man auf die äußere Civilisation Rücksicht, so haben, wie schon erwähnt, die Irtischischen Ostjaken einen unbestreitbaren Vorzug vor ihren übrigen Brüdern. Sie sind mit ordentlichen in russischer Art eingerichteten Häusern versehen, treiben Viehzucht und an gewissen Orten sogar Ackerbau, beschäftigen sich mit Handel und andern Gewerben des civilisirten Lebens. Die Jagd wird als ein Nebengewerbe angesehen, und auch der Fischfang ist ein nicht hinreichender Nahrungszweig. Dagegen ernähren sich die Surgutschen Ostjaken fast ausschließlich von Jagd und Fischfang. Ihre Lebensart ist noch zum Theil nomadisch, insofern sie jeden Herbst und Frühling ihre Wohnsitze verändern und im Winter weitschweifende Jagdreisen unternehmen. Sie wohnen, wie schon in Vorgehendem erwähnt worden, in elenden Jurten, aufgeführt entweder von Balken, Torf oder Berke.[1] Ungefähr auf gleiche Weise leben und wohnen die Kondinschen Ostjaken. Unter den Obdorschen sind viele noch vollkommene Nomaden, welche folglich in Zelten leben und mit ihren Rennthierheerden weit umherschweifen.

Was schließlich das geselige leben der Ostjaken betrifft, will ich bei dieser Gelegenheit nur bemerken, daß sie in eine Menge kleiner Districte oder Woloste (soll. mir, moro) vertheilt sind, eigene Oberhäupter, eigene Gerichtsbarkeit in kleineren Zwisten, etzehe von den Vätern ererbte Gesetze und Verfassungen, nebst gewissen von der Regierung ihnen ertheilten Privilegien, als: eine geringe Steuer, Befreiung vom Kriegsdienste u. s. w. haben. Die Obdorschen Ostjaken behalten noch immer ihre ursprüngliche patriarchalische Verfassung bei, welche wesentlich in der Eintheilung des Volkes in gewisse Geschlechter oder Stämme gegründet ist. Die Ostjaken am Irtisch haben mit der aufgehobenen Stammverschiedenheit auch ihre alten Sapungen vergessen und fügen sich jetzt so ziemlich nach der russischen Gerichtsordnung, jedoch mit Beibehaltung ihrer allgemeinen Privilegien. Die Surgutschen Ostjaken befinden sich in dieser so wie in vielen anderen Hinsichten in der Mitte zwischen den Irtischen und Obdorschen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein georgischer Litterat.

Die russische Biene vom 21 Februar berichtet von einem Georgier, Namens Salome Dodajew aus dem Dorfe Magare, welcher eine Legik in russischer Sprache, eine georgische Grammatik, und im J. 1832 sogar eine georgische Literaturzeitung drgann, von der freilich nur sechs Nummern herauskamen.

[1] Uebrigens alle es an den Flüssen Ljapin und Sobrea Wogulische Dialekte Beamterungen.

[1] Alle diese Jurtenarten entbehren sowohl Dielen als Fenster. Die ersteren werden durch Hen, Rohrmatten, Rennthierhäute u. s. w., die letztern durch ein mit Eis, Blase, Canzenhaut zugeschnittet Loch in der Wand, zuweilen durch ein Loch im Dache leidlich ersetzt. Unter den Jurten von Holz haben einige einen Feuerherd im Winkel, andere hingegen eine Feuerstätte in der Mitte der Stube. Die ersteren werden im Winter, die letzteren meistens im Sommer benutzt. Die Jurten von Torf werden nur im Winter bewohnt, weshalb sie immer mit einem Herde versehen sind. Von den Vorkommissen ist schon gesagt, daß sie die Sommerwohnungen der Ostjaken sind und eine Feuerstätte mitten in der Jurte haben.

Verlag der J. C. Gerstafchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 72. 25. März 1847.

Vierundzwanzig Jahre in der argentinischen Republik.

Zweiter Abschnitt.

Die erste Mittheilung aus Oberst Kings Buche war schon seit einiger Zeit aus dem Athenäum entnommen, als uns das Original selbst in die Hände kam. Wir sahen keinen Grund, den obwohl sehr unvollständigen Auszug abzuändern, da er von der Sinnesart und der Darstellung des Obersten ein ziemlich deutliches Bild gibt, indeß nehmen wir doch die Erzählung vor seiner Heurath da wieder auf, wo er von dem Nachfolger des ihm befreundeten Gouverneurs von Oran, Civilia, so schlecht aufgenommen wurde, weil dieselbe von da an mannichfach in die öffentlichen Verhältnisse des Landes eingreift. Um zu verstehen, weßhalb unser Abenteurer von dem Gouverneur Civilia so gütig, und von dem Nachfolger desselben so schlecht behandelt wurde, muß man sich erinnern, daß die ehemalige Unitarier-Regierung, welche den Heereszug nach Bolivia angeordnet hat e, um die Befreiung des Landes von den Spaniern zu vollenden, so eben im Innern durch die gegen die Stadtherrschaft empörten Gauchohäuptlinge gestürzt wurde, worauf sie auch der in den letzten Zügen liegenden Unitarierherrschaft in Buenos-Ayres ein Ende machten. Alle die welche der Unitarier-Regierung gedient hatten, und namentlich die regelmäßigen Truppen waren den neuen Gewalthabern sehr verdächtig. Wir werden deßhalb aus der Erzählung mit Hinweglassung der allzusehr persönlichen Vorfälle hauptsächlich nur das ausheben, was einerseits die Landessitten überhaupt, andererseits die öffentlichen Zustände in jener für die Laplatastaaten so merkwürdigen und entscheidenden Periode zeichnet, nicht als ob wir dem Werke eine besondere Wichtigkeit beilegten, sondern nur weil die meisten Berichte, die wir über jene Periode haben, in den Seestädten zusammengetragen und nicht aus dem lebendigen Anblick selbst geschöpft werden. Der Einfachheit halber lassen wir den Erzähler selbst sprechen, und führen nicht bloß hie und da Bruchstücke aus derselben an, sondern lassen sie gleichmäßig fortlaufen.

•

Nachdem ich nun noch von der ungnädigen neuen Excellenz, dem Gouverneur von Oran, einen Paß und den Befehl an die Postencommandanten, mir Pferde zu liefern, verschafft hatte, verließ ich Oran ohne einen Medio in der Tasche, müde der Unfälle, der Leiden und der erfahrenen Undankbarkeit, und völlig entschlossen mich nach Buenos-Ayres durchzuarbeiten und dort nach meiner Heimath einzuschiffen, wo ich zum mindesten frei von Verfolgung seyn konnte. Als ich die Stadt verließ, wandte ich mich auf einer kleinen Höhe noch einmal um, in der Absicht ihr mein letztes Lebewohl zu sagen, und stand einen Augenblick voll Verwunderung über die Pracht der Scene, die sich vor mir ausbreitete: fast jedes Haus in der Stadt hat seinen Orangengarten mit zehn, zwanzig bis fünfzig Bäumen; die Frucht war gerade reif, und von der Stelle, wo ich stand, schien die Stadt wie in einen Mantel von Grün und Gold gehüllt. „Ach, rief ich, hier ist ein Land, wie geschaffen zum Genusse des Menschen, nur dem Paradies vergleichbar, und alles ist verloren, verschlungen in dem scheußlichen Strudel des Bürgerkriegs.“ Die Bewohner von Oran sind auffallend klein, das Land ist nieder und flach, die Witterung außerordentlich heiß, was die Einwohner nöthigt im Sommer von Morgens sieben Uhr an in ihrem Hause oder in ihren Orangengärten zu bleiben, und diesem Umstand schreibt man die liliputische Größe des Volks zu. Das Zuckerrohr gedeiht üppig und liefert das Stapelerzeugniß des Landes.

Auf meiner Weiterreise versorgten mich die Postkommandanten mit Pferden, schienen aber es darauf anzulegen, gerade die schlechtesten herauszusuchen, und so kam ich endlich auf einem elenden Klepper zu Salta an, völlig erschöpft von Anstrengung und selbst von Hunger. Ich beschloß in meinem Unglück niemand aufzusuchen, der mich in meinem Glück gekannt hatte, denn das Unglück hatte mich mißtrauisch und stolz gemacht. In der Vorstadt hielt ich an einer Kneipe an, an deren Thür ein altes Weib stand, das meine Niedergeschlagenheit und meine Erschöpfung mitleidig bemerkte und äußerte: „Ach, mi militar, wie geht es?“

„Ich bin hungrig und müde, könnt Ihr mir Speise und eine Lagerstätte geben?“

„Ja, Señor, kommt herein.“

Ich stieg ab, die alte Frau rief einen Knaben herbei, dem sie mein Pferd übergab, und führte mich in ihr Häuschen. Ich sagte ihr, daß ich kein Geld hätte, sie stieß aber nur einen Ruf des Mitleids aus, und bereitete mir eine Schüssel Maisamora, oder Pilze mit Milch. Dann wies sie mir einen kleinen Schuppen an, der freilich nur vier Yards im Gevierte hatte, mit Backsteinen gepflastert und trübselig genug war, aber mit meinem Trübsinn zusammenstimmte. Zwei Tage verweilte ich hier, und als ich einst mit dem Hut in der Hand unter meiner Thüre stand, näherte sich mir ein Schuhmacher, der in der Nachbarschaft arbeitete, und rief voll Erstaunen aus: Mi Comandante! Erstaunt und gerührt über das Erkennwerden, fragte ich ihn anfangs etwas finster, wer er sey, erkannte ihn aber bald selbst als einen ehemaligen Kriegsgefährten. Ich nahm ihm sehr gegen seinen Willen das Versprechen ab, mich

Digitized by Google

niemand zu nennen, erzählte ihm mein Unglück, und theilte ihm meinen Wunsch mit, unbekannt nach Tucuman zu gelangen, um mich wo möglich einer Karawane nach Buenos-Ayres anzuschließen. Kaum hatte ich ihm diese Absicht ausgedrückt, so erklärte der gute Kerl, er wolle selbst mein Führer, mein Begleiter und mein Diener seyn, und unterwegs auf den Ranchos arbeiten, um die Mittel zur Reise zu bestreiten. Er sagte mir, er sey unverheurathet, kenne den Weg von Grund aus und bat mich, ihn in meine Dienste zu nehmen. „Ich habe," sagte er, „ein gutes Maulthier, ein Paar Satteltaschen, die ich mit Korn und Charca molida (getrocknetes, zerstörtes und gestoßenes Fleisch) füllen kann und bin überzeugt, wir kommen glücklich durch."

Natürlich nahm ich das freundliche Anerbieten an, in der Hoffnung, ihn eines Tages belohnen zu können. Wir machten alsbald unsere Zurüstungen, und da ich die alte Frau, die mich aufgenommen, nicht ohne Belohnung lassen konnte, so schickte ich meinen neuen Diener mit meinem Säbel, der einen silbernen, merkwürdig gearbeiteten Griff hatte, in die Stadt, um ihn zu verkaufen. Es war eine gute Waffe, die ich in manchem heißen Gefecht geführt, und ich trennte mich schwer davon. Mit dem Erlös kaufte ich einen gewöhnlichen Säbel, zahlte meine Wirthin und hatte noch etwas Geld für die nächsten Bedürfnisse übrig. Freilich war es sehr wenig, dennoch verließ ich die Stadt viel bessern Muths, als ich sie vier Tage zuvor betreten.

Wir zogen nicht durch die Stadt, sondern durch die Vorstädte, und bald athmete ich leicht, da ich der Gefahr erkannt zu werden entgangen war. Wir zogen ohne Unterbrechung vier Tage fort und hielten endlich, da das Wetter ausnehmend heiß und schwül war, nahe am Ufer des Flusses Passage, sattelten unsere Pferde ab, die seit einiger Zeit sich ganz seltsam widerspenstig gezeigt hatten, und legten uns unter einen Baum nieder. Die Thiere fühlten sich nicht so bald vom Zwang befreit, als sie hin und her rannten, die Luft nach allen Richtungen einschnüffelten, dann und wann zu uns zurückkehrten und wieder forttrannten, scheuend und zitternd. Mich ergriff die Furcht, der scharfe Instinct der Thiere möchte eine Gefahr wittern, und ich wollte eben aufstehen, als ich durch einen heftigen Erdstoß niedergeworfen wurde. Ich habe nie eine solche Empfindung von Furcht gefühlt, wie in diesem Augenblick. Alles Schreckliche schien sich in diesen kurzen Zeitraum, so lang der Stoß dauerte, zusammengedrängt zu haben, und meine Gedanken wandten sich instinctartig zu Gott mit einem Gebet um Erhaltung.

Sobald der Stoß vorüber war, fingen wir unsere Pferde ein, die gleich uns vor Furcht zitterten, legten ihnen die Sättel auf und eilten fort, ohne zu erwägen, daß wir eben so leicht und der Gefahr nähern als von ihr entfernen konnten. Gegen Sonnenuntergang kamen wir an den Fluß, setzten zum Theil schwimmend hinüber und ritten die Nacht hinein fort. Als unser Schrecken vorüber war, fiel das Gespräch wie natürlich auf Erdbeben, deren zerstörende Wirkungen Südamerika so oft schon erfahren hat. Mein Führer sagte mir, wir würden bald eine durch Erdbeben zerstörte Stadt erreichen, und am nächsten Abend kamen wir auch wirklich an derselben an. Reste von Mauern und gebrochenen Säulen, die aus der Erde hervorschauten, zeigten deutlich, daß hier einst eine Stadt gestanden; sie hatte den Namen La Sukkad de Estaca geführt.

Am folgenden Abend kamen wir nach dem Dorfe Gancho, wo wir bei einem Ranchero einkehrten und ein Fieber mich bald aufs Lager streckte, so daß ich einen Monat mich aufhalten mußte, ehe ich meine Reise nach Tucuman fortsetzen konnte. Zu meiner großen Freude erfuhr ich, daß mein alter Freund Don Pablo Latorie in der Nähe des Dorfes Arenas, das unmittelbar an unserm Wege lag, sich aufhalte: ich freute mich nicht wenig, einmal wieder ein altbekanntes Gesicht zu sehen, Diego brachte alles in Ordnung, der Ranchero, der mich so gastfrei aufgenommen, versah uns mit Lebensmitteln und so gings abermals weiter. Ohne Unfall kam ich bei meinem Freunde an, dem ich mein Schicksal erzählte und die Ursachen auseinandersetzte, die mich bestimmten nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren. Er bedauerte dieß, gab aber selbst zu, daß die Regierung in der nächsten Zeit wohl kaum im Stande seyn werde, ihre Verpflichtungen gegen mich zu erfüllen. Ich blieb einen Tag bei Don Pablo, und brach dann mit Diego wieder auf um nach Tucuman zu kommen.

In dieser Stadt angelangt suchte ich eine Unterkunft in einer der Vorstädte, um desto leichter verborgen zu bleiben, bis ich den Stand der Angelegenheiten in der Stadt und Provinz ausgekundschaftet hätte. Da ich bald erfuhr, daß während meiner Abwesenheit auch hier, wie zu Oran und an vielen andern Orten, eine Revolution vor sich gegangen sey, der mein alter Freund, Gouverneur Aroyz, als Opfer gefallen war, indem er öffentlich erschossen wurde, so beschloß ich mich niemand zu entdecken, und erklärte Diego nach drei Tagen, daß ich nach Santiago weiter wolle. Er zeigte sich bereit mich zu begleiten, und der treue Bursche, der überall mit seinem Schusterhandwerk etwas zu thun fand, bestritt die Kosten unserer Reise.

In Santiago hatte ich noch auf unserm ehemaligen Kriegszuge nur sehr wenig aufgehalten, und ich nahm deßhalb keinen Anstand, den Contrast meiner jetzigen Lage mit der frühern bekannt werden zu lassen; zudem war ich berechtigt, Beistand von der Regierung zu erhalten. Darum begab ich mich zu dem Gouverneur Oberst Ibara, nannte ihm meinen Namen und Rang, und berichtete, wo ich in den letzten Jahren meines Dienstes gestanden. Er entgegnete mir, während meiner Abwesenheit sey die ganze Republik von innern Erschütterungen heimgesucht worden, jede Provinz habe die benachbarte mit Krieg überzogen, und das Land sey in der größten Zerrüttung. Ich sagte ihm, daß ich über Cordova nach Buenos-Ayres wolle, da aber das Land von Labronedo durchzogen sey, so müsse ich einen großen Umweg über Catamarca nehmen. Dabei ließ ich einige Winke über den schlechten Stand meiner Börse fallen, in der Hoffnung, daß er mir wenigstens einigen Beistand gewähren werde. Ibara gehörte zu denjenigen, welche den Weg zu ihrer Würde in der Miliz gemacht hatten, und da man gewöhnlich die Stelle des Gouverneurs einer Stadt oder Provinz dem Militärcommandanten gab, der sie unterworfen hatte, so gelangten auch häufig Militärbefehlshaber zu diesem Rang: da aber die Operationen der regulären Armee solche Pläne ehrgeiziger Bürger oft durchkreuzten, so hatte sich außer einer ziemlich starken Provincialeifersucht auch ein feindseliges Verhältniß der Miliz gegen die Militärbefehlshaber entwickelt. Diese feindselige Gesinnung theilte Gouverneur Ibara in vollem Maaße, ich sah wohl, daß nichts von ihm zu erhalten sey, und bat ihn nur, den Commandanten auf der Straße Befehle zu geben, mir Pferde zu liefern.

„Das kann ich Ihnen nicht abschlagen," sagte er, augenscheinlich andeutend, daß er es gethan hätte, wenn es in seiner Macht gestanden wäre. „Wann wollen Sie abreisen?" fuhr er fort, sichtlich breiter, einen so armen Teufel wie mich loszuwerden.

Digitized by Google

Verletzt durch dieß Benehmen, erwiederte ich trotzig, im Fall ich erhielte, würde ich sogleich abreisen, wenn nicht, so müßte ich warten, bis ich die Mittel finde. „Dann," sagte er, „werden Sie wahrscheinlich ewig hier bleiben."

„Das verdüte Gott!" entgegnete ich, nahm meinen Abschied und ging.

In meinem elenden Quartier, wo die Postknechte einkehrten, erreog ich was zu thun sey: ich beschloß endlich seine Privatthätige zu suchen und die wenigen Personen von Rang, die ich bei meinem frühern Aufenthalt kennen gelernt hatte, zu vermeiden. Nur einen einzigen beschloß ich aufzusuchen, nämlich Don Miguel Sovage, in dessen Hause ich einige höchst angenehme Abende zugebracht hatte. Dieser Mann war ein Chemiker und Astronom, ich hatte seinen Erklärungen über das Planetensystem mit großem Vergnügen zugehört, und als ich nach einigen Tagen von ihm schied, geschah es mit größerem Bedauern, als sonst bei so flüchtigen Bekanntschaften. Ich fragte also nach ihm, erfuhr aber eine traurige Geschichte: Sovage selbst war todt, seine Gattin wahnsinnig. Ihnra hatte mehrere Personen unter dem Vorwand, daß sie sich gegen ihn verschworen hätten, verhaften und hinrichten lassen. Dieß erregte einen heftigen Unwillen, man drückte offen sein Mißfallen aus, und mehrere, die den Gouverneur geradezu wegen seiner Mordthaten tadelten, wurden gleichfalls verhaftet und erschossen. Der arme Sovage hatte gleichfalls seine Zunge nicht gehütet, und erfuhr eines Tages, daß ein Befehl zu seiner Verhaftung ausgestellt sey. Er wußte zu gut, daß als Verschwörer verhaftet zu werden, so viel hieß, als verurtheilt und hingerichtet zu seyn, und beschloß nicht ungerächt zu sterben. Er kannte die Gewohnheiten des Gouverneurs, der oft Nachts wegen der großen Hitze bei offenen Fenstern und Thüren schlief, begab sich mit gelabenen Pistolen dahin, und erschoß — den Secretär Ibara's, der zufällig gleichfalls außen an der Veranda schlief. In der Meinung, er habe den Gouverneur getödtet, überlieferte er sich ohne Widerstand den Wachen, wurde aber wie rasend, als er seinen Mißgriff vernahm, er zerraufte sein Haar, und bat ihn sogleich zu erschießen. Man ließ ihn jedoch ausloben und am andern Morgen ward er auf öffentlichem Marktplatz erschossen.

Ich blieb drei Wochen in der Stadt, ungewiß, was ich thun sollte und immer noch in der Hoffnung, Beistand von der Regierung zu erhalten, die mein starker Schuldner war. Ich war mit Gottes Hülfe so weit gekommen, und Mittel mußten sich finden, die Reise fortzusetzen. Der Gastwirth indeß, der mir ein redlicher Mann schien, warnte mich vor den Gefahren meines Weges. „Die ganze Straße von hier nach Catamarca ist durch Ladrones unsicher gemacht: Schaaren von unzufriedenen Soldaten durchstreifen die Berge und plündern das ganze Land. Es ist unmöglich durchzukommen."

„Was soll ich thun? Die Regierung, der ich gedient habe, gibt mir keine Unterstützung, und fort muß ich." Ich verließ das Zimmer und ging zu Diego, der außerhalb auf einer Bank saß: „Mein Freund, ich gebe nach Catamarca, wollt Ihr mich begleiten?"

„Mi Coronel," entgegnete er, „ich habe alles gehört, was drinnen gesprochen wurde, und jetzt da ich die ganze Gefahr kenne, würde ich mich schämen, Euch zu verlassen."

„Ihr seyd ein braver Bursche," sagte ich; „unter uns gesagt, ich glaube, die Gefahr ist nicht so groß, jedenfalls sind die Leute, welche wir zu fürchten haben, Soldaten, und werden uns, wenn sie erfahren, daß auch wir Soldaten und so arm, wie sie sind, nicht antasten."

Wir beschlossen alsbald aufzubrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenheit zwischen den See- und Landmalayen.

Lagan schildert in seinem Ausflug von Singapur nach Malacca und Pinang den Unterschied zwischen diesen beiden Abtheilungen des malayischen Stammes mit sehr starken Worten: „Der Contrast zwischen der offenen Einfachheit, der von einer gewissen Würde begleiteten Freundlichkeit und ächten Höflichkeit der Malayen von Kedah [1] und dem Küstern, unverschämten Benehmen der Insel-Malayen am Südende der Halbinsel ist sehr auffallend. Der erstere ist anfangs höflich aber zurückhaltend gegen den Europäer, der im allgemeinen dem malayischen Bauer, der unter einem nicht viel verschiedenen Aeußern ein lebhaftes Gefühl seiner eigenen Ehre und Achtung für die der andern verbirgt, zu roh aufdringlich erscheint, redet man ihn aber freundlich und höflich in seiner eigenen Sprache an, dann verschwindet alle Zurückhaltung und er wird äußerst gefällig und mittheilsam. Der letztere dagegen ist mürrisch ohne unverschämt, und beantwortet die an ihn gerichteten Fragen mit solchem Widerwillen und Argwohn, daß er allen freundlichen Verkehr mit ihm unmöglich macht. So angenehm die Gesellschaft der achtbaumenden Malayen von Kedah ist, so widerwärtig zeigt sich der auf der See oder auf den südlichen Inseln lebende, meist halb freebeuterische Malaye. — Die Provinz Wellesley (auf dem festen Lande von Malacca) hat während meines kurzen Aufenthalts zu Bukit Mertaj einen Anblick von Wohlhabenheit und allgemeiner Heiterkeit, um die es das alte Arcadien hätte beneiden können. Während der Ernte herrscht eine ungewöhnte Aufregung und Munterkeit."

Chronik der Reisen.

Castrens Reise in Sibirien.

(Fortsetzung.)

Hiermit verlassen wir das Tobolsk'sche Gouvernement und setzen die Reise zum Tomskischen fort. Die ersten Jurten, denen wir hier begegnen, sind die Kugeljurten, etwa 20 Werst von der Surgutischen Gränze belegen. Treten wir in diese Jurten und werfen einen Blick auf die umgebenden Gegenstände, so sehen wir hier wenig oder gar nichts, das wir nicht schon früher bei den Ostjaken des Tobolsk'schen Gouvernements bemerkt hatten. Die Zelten haben zwar eine andere runde Form, ihre Einrichtung aber und übrige Beschaffenheit ist ganz wie in der Surgutschen Abtheilung. Uebereinstimmend sind auch die Tracht und alle äußeren Gebräuche und Sitten. Vielleicht könnte ein Physiolog in dem Aussehen beider Völker gewisse specifische Verschiedenheiten entdecken, aber dem Auge eines gewöhnlichen Forschers sind sie verhüllt. Befragen wir die Autorität der Gelehrten, so gibt uns Klaproth zu wissen, daß die Einwohner am Tschulym, Narym, dem obern Tym und Ket Samojeden sind, aber am Ausflusse des Tym, wo wir uns jetzt befinden, heißt es ausdrücklich, daß sie Ostjaken seien. So werden sie auch von den Russen genannt, und lassen sich diese Benennung gefallen, nennen sich jedoch in ihrer eigenen Sprache: Tschümel-gob (unterhalb Narym), Schösschkom (oberhalb Narym), Syss-gom (am Ket), Tjuuje-gom (am Tschulym), d. i. „das Volk des Landes" (von tschu, tju, sye Lehm, Erde, Land). Dieses alles ungeachtet steht der Philolog seinen Augenblick an, sie zu den Samojeden zu zählen. Ihre Sprache enthält zwar viel Eigenthümliches und von dem nördlichen Dialekt Abweichendes; steht man aber entweder auf die Gesetze oder den Wortvorrath der Sprache, so ist die Verwandtschaft mit dem Samojedischen unbestreitbar. Zum Samojedischen Bettolkamme gehören zum Tomskischen Gouvernement, mit Ausnahme der Bewohner des Flusses Wasjugan, die geschlechtlich Ostjaken sind, die sämmtlichen Eingebornen des Landes, von der Surgutschen Gränze im Norden bis zum Fluß Tschulym im Süden. Um aber der

[1] Sunk Quedah geschrieben, auf der Halbinsel Malacca

Erzählung nicht vorgreifen, setzen wir die Reise von den Kagleschen Juraten fort. Nachdem wir einen Weg von einigen Werften zurückgelegt hatten, erreichten wir die Mündung des Tym, welcher Fluß von den Eingebornen Käsel-ky, d. i. Barsch-Fluß (von kaba, kasa, kassa Barsch und ky Fluß) genannt wird. Dieser Fluß entspringt aus den Jenisseiischen Sümpfen, ganz nahe bei den Quellen des in entgegengesetzter Richtung fließenden Flusses Sym. [1] Er ist übrigens ein ganz bedeutender Fluß und soll in seinem untern Laufe eine Breite von etwa 50 Saschen haben. Seine Ufer sind niedrig und ringsum von Sümpfen erfüllt. Längs seinem ganzen Laufe ist der Fluß mit Samojeden bevölkert, welche in gewöhnlichen Jurten wohnen und sich nur durch Jagd und Fischfang ernähren. Sie sind sämmtlich getauft und haben ihre Kirche am Ob, 20 Werst oberhalb der Mündung des Tym — in einem kleinen Dorfe, das nach dem Flusse Tymsk genannt wird. Dies war der erste russische Ort, welchen wir seit der Abreise von Lumpolsk unterwegs antrafen. Nachdem wir hier eine Nacht ausgeruht hatten, setzten wir die Reise ununterbrochen fort und erreichten binnen Kurzem eine russische Fischerei, welche aus wenigstens zwanzig Jurten bestand. Diese waren ohne alle Ordnung auf einem weiten Sandfelde am Ufer des Flusses zerstreut. Unter ihnen gab es nicht zwei, welche einander gleich gewesen wären. Einige waren rund, andere viereckig, andere wieder pyramiden- oder kegelförmig; die mehrsten aber hatten keine regelmäßige Form. Sie waren größtentheils aus Berst zusammengefügt, aber so schlecht aufgeführt, daß die Stürme des Herbstes sie nicht allein geplattet und gebogen, sondern auch Stücke von ihren Wänden losgerissen hatten. Hinsichtlich der Größe waren die meisten so beschaffen, daß man auf den Händen und Füßen hineinkriechen mußte und sich nicht anders in denselben helfen konnte, als in einer liegenden oder sitzenden Stellung. Alle solche Wohnungen gehörten theils Samojeden, theils Wogjuganschen Ostjaken, welche die äußerste Noth gezwungen hatte, in einen verhaßten Sold bei dem Verpächter der Fischerei zu treten, der der Ausfage nach ein Narymscher Kaufmann war. Aber doch über diese Jurten erhob sich eine koloffale, pyramidenförmige Wohnung, zusammengefügt von Heu und Weide, und mit schwarzer Erde bedeckt. Hier residirte der Häuptling der zwanzig Zelte — ein Mann, der jetzt eben mit langsamen Schritten das weite Feld mißt, in der Hand einen großen Stock tragend. Daß er ein Muße ist, können wir aus dem langen Bart und der blauen Uniform schließen. An der Seite seines Hotels dehnt sich eine lange Reihe von Magazinen aus, gebaut von demselben Material wie das Hotel selbst; in geringer Entfernung davon sieht man wieder eine Wohnung, von welcher sich nur das Dach über die Erde erhebt. Eine Treppe führt in die unterirdische Höhle — laßt uns unerschrocken hineintreten. Willkommen, sehr willkommen! gräßt uns mit einem Munde eine zahlreiche Gesellschaft luftiger Brüder — vermuthlich Handelsdiener, welche mit bunten Aermeln um eine rauchende Thermaschine herumsitzen. Der Wirth tritt uns mit einem demüthigen Bücking entgegen, bringt uns auf den Ehrenstuhl und macht Feuer auf, nicht der Wärme, sondern der Erleuchtung wegen; mit deren Hülfe sehen wir, daß die Höhle die meisten Bestandtheile einer ordentlichen Menschenwohnung besitzt. Hier gibt es folglich vier Wände, obgleich diese aus schwarzer Erde bestehen, und mit einem dicken Lager von Stroh bedeckt sind; hier findet man ein Dach, auswendig mit Torf belegt, einen Herd von Heu und Lehm zusammengeschmiert, eine Bank, eine Thüre, eine Anzahl Heiligenbilder u. s. w. Unser Wirth, obgleich Russe und Stadtbewohner, verschert, daß der Mensch zu seinem Wohlbefinden eine bessere Wohnung als diese nicht nöthig habe, und meint, daß er es vorzieht auch hier mit einem fatten Magen zu schlafen, als hungernd in einem Stadtgemache zu liegen. Dies mag nun allerdings wahr sein, aber derjenige, welcher außer den Forderungen des Magens auch ein Bedürfniß von frischer Luft und Licht fühlt, eilt gewiß mit mir die Jurte dem Schutze ihrer Heiligen zu überlassen.

Bei der Abreise von der Fischerei war die Dämmerung schon eingebrochen und ein Ungewitter im Heranzuhen. Im selben Maaße wie die Finsterniß zunahm, wuchs auch das Ungewitter und steigerte sich in der Nacht zu einem schrecklichen Sturm, von gewaltigen Regengüssen begleitet. Indessen lag ich wach in der finstern Cajüte und bemerkte, daß das Boot von Zeit zu Zeit auf den Grund gerieth. Ungeachtet mehrerer wiederholter Warnungen an den Steuermann, daß er weiter vom Ufer halten sollte, bemerkten wir doch keine Verbesserung in unserer Fahrt. In ähnlichen Fällen nimmt man seine Zuflucht zu strengeren Maaßregeln, und diese bewiesen endlich, daß das Boot ungehindert zu schwimmen begann. Ob es aber den Fluß hinauf oder hinunterfuhr, das konnte Niemand in der Cajüte entscheiden, und der Bursche am Steuer äußerte auf die Erkundigung darüber, daß er wohl vom Ufer wegsteuern könne, aber nicht im Stande sei über Wind und Wogen auf dem tobenden Flusse zu gebieten. Nachdem wir in der Cajüte Rath gehalten, beschlossen wir anzulegen und den Uebergang des Ungewitters abzuwarten, besonders da ein Weib eines der Ruderer einen Säugling bei sich hatte, welcher die Pflege seiner Mutter in einer solchen Nacht nicht entbehren konnte.

Nachdem der Sturm ausgerast, setzten wir die Reise am folgenden Tage bei kaltem und nebligem Wetter fort, vorbei den Kotinschen, Kamaschinschen, Jatinschen und Kaschtinschen Jurten. Am Abend erreichten wir die Mündung des Flusses Wasjugan, [2] Ostj. Lille-jógan großer Fluß, oder Wasjugan schmaler Fluß, Samoj. War-ky (von warg gros und ky Fluß.) Dieser Fluß entquillt in den großen Barabinzerſümpfen, umreit der Quellen der Flüsse Tui und Djemjanka, welche in den Irtisch münden, und des Jugan, welcher in den Juganschen Arm des Ob seinen Abfluß hat. Der Wasjugan soll mehr als 600 Werst lang, in seinem Laufe schlangenförmig, still und überall fahrbar sein. Unter seinen Nebenflüssen werden als die bedeutendsten erwähnt: Kwenelka, Purelka, Myurelka (Ostj. Jargan-jógan, d. i. der Samojeden-Fluß), Halas oder Salat, Tschetschabka (Samoj. Tschädschap-ky, Ostj. Wai-jógan der Glenn-Fluß) u. s. w. Wie schon erwähnt ist, wird dieses Flußsystem von Ostjaken bewohnt, mit Ausnahme der Tschestsabka, welcher von Samojeden schwach bevölkert und in seinem obersten Laufe ganz unbewohnt ist. Sowohl die Ostjaken wie die Samojeden befinden sich hier auf ungefähr derselben Bildungsstufe wie am Ob. Sie wohnen in Jurten mit offenem Herd, besitzen wohre Pferde nach Kühe und ernähren sich hauptsächlich von Jagd und Fischfang. Ungefähr 200 Werst oberhalb der Mündung des Flusses sieht seit älteren Zeiten eine Kirche, aber ohne Priester.

Von der Mündung des Wasjugan zählt man nur 60 Werst bis Narym. Dieser Weg ist zahlreich bevölkert, sowohl mit Russen als Ostjaken, ihre Wohnungen aber liegen nicht am allgemeinen Fahrwege, sondern wie gewöhnlich an kleinen Armen und Nebenflüssen. Mit Ausnahme des russischen Dorfes Ilsina trifft man hier nur einige provisorisch aufgeführte Jurten, welche nicht von ganzen Familien, sondern von einzelnen Fischern bewohnt waren. Die Gegend war vorwiegend wild und unangebaut wie früher. Nichts gab die Nähe einer alten Stadt zu erkennen, und es scheint nicht ohne Ursache zu sein, daß selbst der Hafen vor Narym den Namen Kamitschatka führt. Diesen erreichten wir am 25 September (7 Octobre) in der allerbesten Zeit, denn ein paar Tage darauf war der Hafen schon gefroren.

(Schluß folgt.)

Viehreinfuhr in England.

Im J. 1842 wurde bekanntlich zuerst England der Einfuhr fremden Viehes geöffnet, und die Gesammtzahl der in jenem Jahre eingeführten Stücke betrug nur 5350, noch im Jahr 1844 betrug die Zahl kaum etwas über 8000, aber im Jahr 1845 stieg sie auf 34,426, und im vorigen Jahr auf 140,572. (Engl. Blätter.)

[1] Wie bekannt, dienten die Flüsse Tym und Sym in den ältesten Zeiten dazu eine Communicationslinie zwischen dem Ob und dem Jenisfei zu bilden.

[2] Was Sandenberg über die Bedeutung des Was (groß) sowohl als Tom (klein) anführt, hat gar keinen Grund. Das Wort Tom bedeutet im Ostjakischen Gott und Wasjugan ist wahrscheinlich blos eine russische Verbrehung von Wati-jógan.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 73. 26. März 1847.

Die scandinavische Spracheinheit. [1]

Alle die verschiedenen in den dänischen, norwegischen und schwedischen Inseln und Thälern gesprochenen Dialekte des Scandinavischen sind nicht mehr von einander verschieden, als die verschiedenen deutschen Dialekte in den deutschen Gauen. Die gemeinsame, einige, dialektlose Muttersprache aller jener scandinavischen Dialekte liegt natürlich viel tiefer in das Dunkel der Zeiten zurück, als irgend ein historisches Licht leuchtet. Ohne Zweifel bestanden schon in Dans und Odins Zeiten eine Menge verschiedener Dialekte. Doch scheint es, daß es schon sehr früh eine Art literarischer Sprache gegeben habe, welche allen Scandinaviern gemeinsam war. Wenigstens wird im 12ten und 13ten Jahrhundert von einer in Scandinavien bei den Skalden und in den Schriften herrschenden Sprache gesprochen, der sogenannten Danske oder Norraena Tunge (dänische, nordische Sprache). Diese alte dänische oder scandinavische Haupt- und Schriftsprache wurde aber später allmählich durch zwei sich hervorbildende neue Schriftsprachen verdrängt, durch die neuere dänische und die schwedische Schriftsprache. Und jene alte Danske Tunge blieb nur noch in den Schriften der Isländer.

Demnach schreiben also jetzt über all' den verschiedenen Dialekten drei verschiedene scandinavische Schriftsprachen: die dänische, die schwedische und die isländische oder die sogenannte alte dänische Sprache, die erste in Dänemark und Norwegen, die zweite in Schweden und Finnland, die dritte in Island herrschend. Auch alle diese drei Schriftsprachen welchen in nicht höherem Grade von einander ab, wie die Dialekte einer und derselben Sprache. Die isländische verhält sich zur dänischen etwa wie das alte Deutsch der Nibelungen zu dem neuen Schriftdeutsch. Die dänische zur schwedischen stehen noch weit intimer mit einander als Hochdeutsch und Plattdeutsch oder als Portugiesisch und Spanisch. Sie haben sich beide unter sehr ähnlichen Umständen und Einflüssen ausgebildet. Insbesondere haben beide von Deutschland her sehr ähnliche Einwirkungen erfahren. Auch haben sie offenbar selbst direct von einander eingewirkt, namentlich das dänische auf das schwedische, vorzugsweise während der Zeit der sogenannten scandinavischen Union. Die dänischen Könige gaben in Schweden, so lange sie dessen Krone trugen, sehr häufig Gesetze in dänischer Sprache. Die dänischen und schwedischen Diplome des 13ten Jahrhunderts sind einander so ähnlich, daß man sie kaum von einander unterscheiden kann, während die schwedischen Schriften aus dem 14ten Jahrhundert viel bedeutender von den dänischen abweichen und eine weit ältere Form haben. Von jeher mögen die durch ihre höhere Cultur den anderen Scandinaviern überlegenen Dänen von den Schweden zum Muster genommen worden seyn.

Der Unterschied zwischen beiden Sprachen, so wie sie jetzt sind, ist so gering, daß wer eine von diesen beiden Sprachen liest und versteht, auch sehr leicht durch einige Uebung das Verständniß der andern sich aneignet. Die Constructionen in beiden Sprachen sind so ähnlich, die Formen der Worte sind so wenig abweichend, daß sie Einem nur auf den ersten Anblick etwas fremdartig erscheinen und daß man sich sehr bald an sie gewöhnt. Es ist daher sehr gewöhnlich, daß Schweden und Dänen sich ohne Schwierigkeit mit einander in ihrer eignen Sprache unterhalten und verstehen.

In den Versammlungen der scandinavischen Gelehrten und Patrioten hält der Schwede eine Rede in schwedischer und der Däne in dänischer Sprache, und ist gewiß, von den andern verstanden zu werden. Die Correspondenzen zwischen Schweden und Dänen werden ohne weiteres von der einen Seite in dänischer, von der andern in schwedischer Sprache geführt, und dieß hindert in nichts den Gang und Fluß der Geschäfte und Gefühle. Ja man erlaubte sogar der schwedischen Sängerin Jenny Lind auf dem Theater in Kopenhagen schwedisch zu singen und zu sprechen, während ihr die andern Schauspieler dänisch antworteten, und dem fremden Reisenden begegnet es zuweilen, daß ein Schwede, den er dänisch anredet, ihm sagt: „Ah, Sie verstehen auch schon unsere Sprache?"

Die einzige bedeutende Sprachverschiedenheit auf scandinavischem Terrain bildet die isländische Sprache, die sowohl vom heutigen Schwedischen, als vom heutigen Dänischen so sehr abweicht, daß sie den Dänen und Schweden, wenn sie sie nicht besonders erlernt haben, fast ebenso unverständlich ist, wie uns das Mösogothische. Es ist die uralte Muttersprache des Scandinavischen, die sich auf jener entlegenen Insel in der Nähe des Nordpols noch bis heute unter dem Volke erhalten hat. Da in dieser Sprache nicht nur der gemeine Mann in Island noch heutiges Tages spricht, sondern da auch in ihr in dem isländischen Parlamente, dem Alting, geredet und auch in ihr geschrieben wird, so müßte man sie also, wenn ihr Lebenskreis nicht gar zu klein wäre, als dritte scandinavische Schriftsprache immer neben der dänischen und schwedischen in Betracht ziehen.

---

[1] Aus dem neuesten Werke von J. G. Kohl: Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthume Schleswig. J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1847.

Digitized by Google

Vierundzwanzig Jahre in der argentiniſchen Republik.

Zweiter Abſchnitt.

(Fortſetzung.)

Als wir unſere Päſſe erhalten hatten, brachen wir auf beide wohl bewaffnet, und obwohl ich ſicher darauf rechnete, mit ſtreifenden Banditen zuſammenzutreffen, ſo fürchtete ich doch kaum eine ernſtliche Gefahr. Nachdem wir zehn Leguas zurückgelegt, kamen wir in ſteile, rauhe Berge, durch finſtere Schluchten und ſchmale Päſſe mit überhangenden Felſen, manchmal über den Gipfel einer ſteilen Höhe. Das Land war für die Operationen von Ladrones trefflich geeignet, indeß, obwohl wir hie und da kleine Menſchenhaufen in der Ferne erblickten, fließen wir doch auf keine Räuber. Am vierten Tage, als wir eben einen ſteilen nicht über ſechs Fuß breiten Paß hinanzogen, wo die Felswand auf der einen Seite ſo ſteil anſtieg, als ſie auf der andern Seite hinabfiel, erſcholl plötzlich über uns das Wort: Rendicion! Ich hielt an, und ſah oben am Paß fünf oder ſechs Männer, welche die Musketen auf uns anſchlugen. Ich erwiederte, da wir nicht in Feindes Land ſeyen, ſo wüßten wir nicht, wem wir uns ergeben ſollten. „Rendicion!“ erſcholl es nochmals.

„Setzt Eure Gewehre ab und laßt uns hinaufkommen; wir ſind nur zu zwei, und wenn ich ſehe, wer ihr ſeyd, will ich mich ergeben.“

Sie thaten es, wir ſtiegen hinauf, und erreichten in wenig Minuten eine kleine, von 16 Mann beſetzte Hochfläche. „Wo iſt Euer Comandante?“ fragte ich.

„Ich bin Comandante!“ ſagte ein kleiner Kerl, der uns oben empfangen hatte; „wer ſeyd Ihr?“

„Ich bin Comandante eines Regiments von Alto-Peru.“

„Gut, Ihr ſeyd jetzt mein Gefangener!“ Dann wandte er ſich zu ſeinen Leuten und ſprach hinzu: „wir haben jetzt einen von ihnen.“

Das verſtand ich nicht, und fragte, was er meine. Er erwiederte mir, er ſey Capitän der Miliz in der Provinz Catamarca und nebſt andern auf dem Wege aufgeſtellt, um jeden, der aus Peru käme, feſtzunehmen und vor den Gouverneur zu bringen.

„Und wer iſt jetzt Gouverneur von Catamarca? fragte ich.

„Señor Caril,“ war die Antwort.

Ich war dem Señor Caril für ſeine Höflichkeit, mit eine Escorte durch die Berge zu gehen, ſehr verbunden, und der kleine Comandante ſchien über die Siegestrophäe, die er ſeinem Herrn und Meiſter in der Perſon eines armen Oberſten aus Peru und ſeines ſchuſterndon Dieners vorſtellen wollte, ungemein vergnügt. Wir begannen unſern Marſch, und ich war mit der Veränderung meiner Lage nicht unzufrieden. Wir waren gut genährt, mit Achtung behandelt, und aus Rückſicht für meinen Rang durfte ich meinen Säbel tragen. Aus demſelben Grunde wahrſcheinlich escortirte mich der Capitän mit ſeinem ganzen Commando, wenn man die Truppe, in der alle in Inſubordination zu wetteifern ſchienen, in allen Richtungen umherſchweifen und wie die Wilden ſich gebärdeten, ein Commando nennen kann. Diego erſchrack und drückte mir mehr als einmal ſeine Befürchtung aus, ſie würden uns erſchießen, ich tröſtete ihn aber, er ſolle nichts fürchten, wir ſeyen nicht in der Hand von Ladrones, ſondern gewiſſermaßen Kriegsgefangene und würden zu Catamarca alsbald freigelaſſen werden. Dieſe unwiſſenden Burſche hatten eine Verhaftung vorgenommen, für welche ſie wahrſcheinlich keinen Dank erneten, und wir hatten dadurch eine ſichere Escorte nach der Stadt bekommen.

Wir kamen endlich in der Hauptſtadt der Provinz Catamarca an, und wurden ohne alle Umſtände wie Verbrecher durch die Straße paradirt, bis wir das Haus des Gouverneurs erreichten, jenen Ort, in welchem der geneigte Leſer wohl bereits den Springaufall aller Gerechtigkeit oder vielmehr Ungerechtigkeit in den meiſten Städten der ſogenannten Republik entdeckt hat, da jeder Beamte dieſes Grades ohne alle Scheu nach ſeinem Gefallen über Leben und Tod gebietet. * Hier fand ich indeß eine kleine Ausnahme, der Gouverneur war nämlich in ſichtlichem Schrecken vor einem gewiſſen, damals nicht ſehr entfernten General, Namens Quiroga, der ſich als einer der ruchloſeſten Menſchen des Landes einen Ruf erworben hat. Am Hauſe des Gouverneurs hielt die Cavalcade, unſer Capitän ging hinein und ließ uns im Angeſicht der gaffenden Volkmenge ſtehen. Bald erſchien er wieder, um uns vor Seine Excellenz zu führen. Man nahm uns die Pferde ab, und wir fanden den Don ſehr ruhig mit einer gewiſſen Oſtentation ſeinen Maté durch das Silberröhrchen ſchlürfen. Ueber dieß Benehmen gerärgert, nahm ich eine vornehme Miene an, und ſagte, „Señor, ich vermuthe, Sie ſind der Gouverneur von Catamarca?“

„Ich habe die Ehre,“ erwiederte er, kaum das Röhrchen aus dem Munde nehmend.

„Euer Excellenz wird die Güte haben, mich zu benachrichtigen, welches Verbrechen ich begangen habe, daß ich und mein Diener ſo wie Verbrecher durch die Straßen der Stadt geführt werden.“

Ihr wißt, daß Ihr verhaftet ſeyd, und im Quartel (Caſerne) werdet eingeſperrt werden, bis ich weiß, wer Ihr ſeyd,“ entgegnete er hochmüthig.

„Das kann ich Euer Excellenz ohne allen Aufſchub ſagen. Mein Name iſt Quino, ich bin Regimentscommandant, und war kürzlich im Dienſt der Patrioten von Alto-Peru, ich habe als Officier in der regulären Armee der argentiniſchen Republik gedient, bin jetzt auf dem Weg nach Buenos-Ayres, und will gerade nach Cordova gehen.“

Der Gouverneur ließ ſein Röhrchen einen Augenblick ſinken, und erwiederte mit ſelbſtgefälligem Lächeln: „Das hängt von der Antwort ab, die ich von dem General Don Facundo Quiroga erhalte, der jetzt entweder zu San Juan oder zu Rioja iſt. Vielleicht werdet Ihr die Ehre haben dahin zu gehen und ihm vorgeſtellt zu werden, in welchem Fall er beſſer wiſſen wird, was mit Euch geſchehen ſoll, wie ich. Für jetzt werdet Ihr im Quartel bleiben . . . .“

Ich ſah, daß ich es nur mit einem Werkzeug in der Hand anderer zu thun hatte, wandte mich um zu meiner Escorte und murmelte in mich hinein: „wann werde ich aus dieſem verfluchten Lande fortkommen?“ Diego und ich wurden nun getrennt; ich kam in das Quartel, durfte jedoch frei im Haus und Hof umhergehen. Wenige Officiere nächteten ſich mir, und auch dieſe vermied ich, da ich die Einſamkeit einer ſolchen Geſellſchaft vorzog. Man kann die herrſchende Unordnung im Lande aus dieſem einzigen Vorfall beurtheilen. Der Grundſatz der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten wurde mit einer Art von Abſichtlichkeit durchgeführt. Die Provinz Catamarca maßte ſich durch die Unwiſſenheit ihres Gouverneurs die Gewalt an, einen höhern Officier der ſogenannten Republik aufzuhalten und gefangen zu ſetzen, ohne daß man ihn darüber

Digitized by Google

zur Rechenschaft ziehen konnte. Zwischen der Regierung und den Provinzen, so wie zwischen den Provinzen unter einander, herrschte keinerlei Sympathie, jeder kleine Gouverneur war unverantwortlich in seiner Provinz, und die verschiedenen Provinzen erklärten selbst Krieg gegen einander, wie dieß zwischen Salta und Tucuman der Fall war, ohne daß jemand es hinderte.

Hier blieb ich mehrere Wochen, worauf endlich der Gouverneur mich vorladen ließ; ich ging hin escortirt von zwei Soldaten, die jedoch nur mit dem Bajonnet bewaffnet waren, das sie in der Hand hielten. Der Gouverneur empfing mich diesmal gnädiger, und nach wenigen Fragen über meine frühere Laufbahn, sagte er, er habe von mir gehört, und hoffe bald den Befehl zu meiner Freilassung zu empfangen. Ich ward zurückgeführt in das Quartel, wo ich Diego traf, dem man jetzt gestattete, bei mir zu bleiben. Bald entdeckte ich, daß die Officiere jetzt mehr Neigung zeigten, sich mit mir einzulassen, ich vermied aber verrrauter Gespräche, so weit dieß immer nur die Höflichkeit gestattete; einer derselben indeß besuchte mich in meiner Wohnung und begann ein Gespräch über General Quiroga, unter dessen unmittelbarem Oberbefehl er ein Jahr lang gestanden hatte. Nachdem er allmählich etwas wärmer geworden, erzählte er mir als Probe seines Charakters folgende Geschichte.

Vor etwa drei Jahren gingen einige Leute mit Proben von Erz aus werthvollen Minen in der Provinz Rioja nach England, gaben an, die Minen gehörten ihnen, und bewirkten das Zusammentreten einer Actiengesellschaft mit sehr bedeutenden Mitteln. Die englischen Käufer schickten mit ungeheuren Kosten Menschen und Maschinen ab, um die Minen zu bearbeiten, fanden aber nach ihrer Ankunft, daß sie betrogen worden seyen, indem das Land der Regierung gehörte. Sie wandten sich an Quiroga, den damaligen Gouverneur der Provinz, und dieser, der aus der Unternehmung Gewinn zu ziehen hoffte, gab ihnen die Erlaubniß die Minen zu bearbeiten, vorenthielt ihnen jedoch den Besitztitel; sie gaben bedeutende Summen aus, als sie aber ihren Gewinn zu ernten begannen, warf ihren Quiroga Schwierigkeiten in den Weg, forderte große Summen für das ertheilte Privilegium, ließ die Arbeiter peitschen und einkerkern, kurz er plagte sie so, daß die Arbeiten endlich eingestellt wurden und die ganze Compagnie ruinirt war. An Abhülfe war nicht zu denken, wer die Mittel fand, kehrte nach Europa zurück, viele aber mußten bleiben, und darunter zwei Deutsche, mit den Taufnamen Friedrich und Wilhelm, die mit außerordentlicher Liebe an einander hingen. Kurze Zeit darauf erklärte Quiroga, er habe eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt, und unter mehrern Personen, die eingekerkert wurden, befand sich auch Wilhelm. Friedrich that alles Mögliche ihn zu retten, und gebärdete sich wie ein Wahnsinniger, als aber das Todesurtheil unterzeichnet war, wurde er mit einem Mal ruhig; er hatte sichtlich einen großen Entschluß gefaßt.

Er hatte sich ein rasches Roß verschafft, ritt vor das Wachhaus, wo Wilhelm gefangen saß, stieg ab, übergab dem Wachcapitän sein Pferd und sagte: „Capitain, ich gehe zu dem Gouverneur, um die Loslassung meines Freundes zu erlangen; wenn der Gouverneur einen Befehl zu seiner Loslassung schickt, so gebt meinem Freunde das Pferd.“ Der Officier versprachs und Friedrich ging zu dem Gouverneur, bat diesen nochmals um die Freilassung seines Freundes, dessen Unschuld er ihm betheuerte, und als der Gouverneur sich immer noch weigerte, drehte Friedrich den in der Thüre steckenden Schlüssel um, und drohte nun ihn zu erschießen, wenn er nicht augenblicklich einen von Friedrich schon bereit gehaltenen Befehl zu Wilhelms Freilassung unterzeichne. Quiroga sah die furchtbare Entschlossenheit des Mannes, er unterzeichnete, und Friedrich, der auf den Befehl einige Worte in deutscher Sprache geschrieben hatte, um seinen Freund zur eiligsten Flucht zu mahnen, öffnete die Thüre, rief einen Mann von der Wache herbei, übergab ihm den Befehl zu Wilhelms Freilassung, wandte sich dann um, und erklärte dem Gouverneur, daß er jetzt noch eine halbe Stunde allein mit ihm zu sprechen habe. Quiroga fügte sich in das Unvermeidliche, und die Unterredung dauerte eine volle Stunde. Endlich der Gefangenschaft überdrüssig, sagte Quiroga: „Nun, Señor Friedrich, Ihr habt Euren Zweck erreicht, Euer Freund ist sicher und ich denke, Ihr zieht Euch jetzt zurück.“

„Das werde ich, wenn ich ein Versprechen von Euch erhalten habe.“

„Und das ist?“

„Daß Ihr mir auf Euer Ehrenwort als spanischer Amerikaner versprecht, binnen einer Stunde von jetzt an mich nicht zu verfolgen.“

„Gut, ich verspreche es,“ sagte Quiroga, indem er ruhig die Uhr zog, „wenn Ihr in dieser Zeit ankommen könnt, soll Euch nichts geschehen.“

Friedrich verbeugte sich höflich und ging, aber er hatte mehr an seinen Freund als an sich selbst gedacht und kein Pferd für sich in Bereitschaft gehalten. Ehe er Zeit verlieren wollte, eines zu suchen, traute er auf seine Schnelligkeit, die Berge noch zeitig genug zu erreichen, und sich vor der Verfolgung sicher zu stellen.

Der Spanier hält sein Wort heilig, und auch Quiroga wollte das seinige nicht brechen. Mit der Uhr in der Hand schritt er in wüthender Ungeduld im Zimmer auf und ab, und kaum war die Stunde verflossen, so gab er Befehl den Fremden zu verfolgen, und versprach demjenigen, der ihm seinen Kopf bringen würde, 100 Unzen. Die Verfolgung begann sogleich in allen Richtungen, und bald sah der arme Friedrich die Verfolger auf seinen Fersen. Er hatte gerade einen Engpaß in den Bergen erreicht, als sie ihn erblickten. Bei der ersten Ecke, um die er sich bog, eilte er vorwärts, und suchte eine Zuflucht in einer engen Felsenspalte, wo er unbeachtet zu bleiben hoffte. Eitle Hoffnung, er wurde entdeckt und sank nach kurzem Kampf von zahlreichen Wunden durchbohrt zu Boden. Wilhelm entkam in die Provinz Catamarca, und kehrte später nach Europa zurück.

Quiroga erzählte seine Unterredung mit Friedrich später selbst, lachte oft darüber, und sagte, das sey der best angelegte Streich gewesen, der ihm je vorgekommen. Das war der Mann, von dem ich vorher wenig gehört hatte, und der später eine große Rolle im Lande spielte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Castrens Reise in Sibirien.

(Schluß.)

Obwohl erschöpft von einer langwierigen Reise, beeile ich mich dennoch Sie über meine Ankunft in Makowskij zu benachrichtigen, einem kleinen Dorfe 90 Werst im Westen von Jeniseisk. Wenn ich sage, daß dieses Dorf mitten in einer wilden Wüstenei belegen ist, rund herum von

Digitized by Google

den dichtesten Wäldern umgeben und in der gegenwärtigen Jahreszeit faſt ohne alle Communication mit der übrigen Welt, ſo brauche ich wohl keine weitere Entſchuldigung wegen meiner kleinen Abweichung von den letzten mir zuertheilten Vorſchriften. Meiner Meinung nach hat es ſich vortrefflich gefügt, daß ich nun in einem Zuſammenhange meine Unterſuchungen über den Tomskiſchen Dialekt nebſt allem, was dazu gehört, ſchließen und gleich nach dem Eisgange meine Flußreiſe den Jenisſei hinunter antreten kann. Von dem letztgedachten Umſtande hängt unendlich viel ab. Es dürfte Ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß die von Klaproth ſo genannten Jenisſeier in den meiſten Jahrezeiten jeder Nachforſchung größtentheils unzugänglich ſind, weil ſie ſich in tiefen Wäldern, auf den Tundren, bei entlegenen Seen, kleinen Flußarmen u. ſ. w. aufhalten. Einmal des Jahres treten ſie doch gewöhnlich aus ihren Schlupfwinkeln hervor und ziehen ſich in Maſſe an den Ufern des Jenisſei. Dieſe Erſcheinung trifft in derſelben Zeit ein als die der Zugvögel. Bei der erſten Ankunft des Frühlings ſegeln Jenisſeiſche Kaufleute mit Waaren für die Samojeden nach Tetiſei Nos herab und die Eingeborenen ſind bereit, längs dem ganzen Fluſſe herunter ihnen zu begegnen. Ich würde in der That meinen wiſſenſchaftlichen Auftrag ſchlecht erfüllen, wenn ich es verſäumte, von einer ſo ausgezeichneten Gelegenheit zur Beförderung der Wiſſenſchaft Nutzen zu ziehen. Um ſolche andere Vortheile nicht aus den Augen zu laſſen, bin ich gegen Ihren geäußerten Wunſch genöthigt geweſen, den fröhlichen Städten Tomsk, Krasnojarsk und Jenisſeisk ſchnell Lebewohl zu ſagen und mich auf eine kurze Zeit in dieſer dürftigen Gegend anzuſiedeln, um endlich den Streit über die Pumpokolſchen Oſtjaken zu ſchlichten, welche von Klaproth zu den Jenisſeiſchen Oſtjaken gerechnet, von Stepanow dagegen für Samojeden gehalten werden. Wenn man in dergleichen Sachen ſich auf Hörenſagen verlaſſen darf, ſo hat Stepanow recht; gewiß kann ich aber zur Zeit noch nichts entſcheiden, inſofern es dem Dorfsbaurie (Golowa) noch nicht gelungen iſt, ein einziges Individuum des ſtreitigen Geſchlechtes aufzutreiben.

Der Pflicht gemäß müßte ich wohl einige Worte über meine letzte Reiſe von Tomsk nach Jenisſeisk aber vielmehr von Motſchanowa nach Makowskij melden; leider hat ſie aber mir nur wenige Eindrücke hinterlaſſen. Daß die Straße von Theetarawanen, Branntweinfuhren, großen Schaaren von theils frei einhergehenden, theils in Eiſen geſchmiedeten Verbrechern erfüllt war, der Boden uneben und gebirgig, die Wege ſchlecht und die Ende Aprilmonate bereits kahl, das Bild des Gefrierzigten faſt bei allen Wertsſtäblen errichtet war, und außerdem hinter dem Pferdeſchweife in jedem Schlitten, der eine Theetarawane anführte, ſolche Aufklärungen dürften Sie noch am liebſten ſelbſt vermiſſen. Was die Bevölkerung anlangt, ſo beſtand ſie den ganzen Weg entlang aus lauter Ruſſen, mit Ausnahme des kleinen Dorfes Tſyrla Mäſchta, 140 Werſt im Oſten von Tomsk, wo die Einwohner beputirte Kaſanſche Tataren waren. In der Stadt Atſchinsk traf ich Tſchulymſche Tataren an, welche die Ausſage Klaproth's beſtätigten, daß es nähre am Fluſſe hinauf keine Tataren gebe. Bei Krasnojarsk ſtieß ich ganz unerwartet auf einige ſogenannte Jaſaſſchinſze, welche an dem kleinen Fluſſe Kaſcha feſthaft waren. Sie kannten jedoch keine andere Sprache als die ruſſiſche, geben ſich aber nichtsdeſtoweniger für Nachkömmlinge der Kaiſchinſchen Tataren aus, welche nach der Ausſage eines alten Mannes ehemals in der Gegend der Kaiſcha gewohnt, bei der Ankunft der Ruſſen aber in ihre gegenwärtigen, ſüdlichen Wohnſitze gezogen wären. Derſelbe Mann wußte zu melden, daß ſein Vater noch des Tatariſchen mächtig geweſen ſey. Ich erwähne dieſes, um die mögliche Vermuthung von der Herkunft der gedachten Individuen von den Arinern zu beſeitigen, von einem Volke, welches dieſe Gegend einſt bewohnt haben ſoll, nunmehr aber nicht einmal dem Namen nach bekannt iſt. Die Kirgiſi der Kaiſchinzen bei Krasnojarsk beläuft ſich nur auf 240 männliche Seelen, welche ſämmtlich zu den ſogenannten Kaiſchinskoja Upravna gehören. Sie entrichten ſeit dem Jahre 1833 gewöhnliche Steuern, ſind aber bis auf weiteres von Recrutirung befreit. In ihrer Lebensart unterſcheiden ſie ſich gar nicht vom ruſſiſchen Bauer; die Phyſiognomie aber trägt ein unverkennbares tatariſches Gepräge.

Im Vorbeigehen will ich hier auch ein paar Worte von ihren Stammverwandten den Koibalen ſprechen, welche ehemals einen Zweig der Jenisſeier bildeten, von Stepanow aber nachdrücklich für Tataren erklärt werden. Stepanow hat ſeinen Vorgängern ganz ordentlich den Text geleſen wegen ihrer falſchen Angabe über die Tſchulymſche Abkunft der Koibalen; dieſer Gouverneur verbietet aber ſelbſt eine noch ſtrengere Zurechtweiſung ob ſeiner Ungerechtigkeit, den Koibalen denſelben Vortheil nicht zu gönnen, den er doch in Gnaden den Arinern, Ketten und Pfanen zuerkannt hat, den Vortheil nämlich zu ſterben. Indeß hat doch Stepanow unwiderſprechlich Recht in der Behauptung, alle jetzt ſo genannten Koibalen ſeien reine Tataren; denn ich habe mehrere ſachkundige Perſonen angetroffen, welche gleich Stepanow nicht im Stande waren zu begreifen, wie man die Koibalen je für etwas anderes als einen ächten Tatarenſtamm habe anſehen können. Der gegenwärtige Gouverneur von Krasnojarsk hatte die Güte mir einen Koſaken zu ſchicken, der in Minuſſinsk geboren war und das Koibaliſche eben ſo gut wie das Ruſſiſche zu kennen behauptete. Auch er beſtätigte die Ausſage aller anderen, nachte aber zugleich die Anmerkung, daß man in der Sprache der Koibalen ſowohl, als der Kiſtjen, Katſchinzen und anderer im Minuſſinskiſchen Kreiſe wohnender Tatarenſtämme kleine Verſchiedenheiten antreffe. Ich ließ den Mann alles anführen, weſſen er bei dieſer Gelegenheit ſich erinnerte, konnte aber darin nichts Samojediſches entdecken.

Von meiner Geſundheit habe ich weiter nichts zu melden, als daß die letzte etwa über 1000 Werſt betragende Reiſe einige kleine und vermuthlich bald vorübergehende Unpäßlichkeiten zurückgelaſſen hat. Mein Reiſegefährte müßte gegenwärtig nach meiner Berechnung in der Anſiſeroswſchen Weloſt ſich befinden, um ſich mit der Sprache der Jenisſeiſchen Oſtjaken vertraut zu machen, allein ein Gerücht meldet, er habe ſeinen Plan geändert und hatte ſich in der Umgegend von Jenisſeisk auf . . . . . Meine Relation über die Samojeden des Tomskiſchen Gouvernements iſt beinahe fertig, aber wegen der bevorſtehenden ſchlechten Bahn kann ich ſie vor meiner Zurückkunft nach Jenisſeisk in der Mitte des Mai nicht abſenden. Der Gouverneur von Krasnojarsk empfing mich mit vielem Wohlwollen und verſprach meinetwegen Empfehlungen ins ganze Gouvernement auszufertigen.

P. S. Ehe ich Zeit hatte dieſen Brief zu vertſegeln und abzuſertigen, ſtellte ſich der ausgefandte Golowa mit einem der Pumpokolſchen Oſtjaken ein. Was ich in einem Augenblicke von dieſer Perſon hatte erfahren können, läßt ſich in der Anmerkung zuſammenfaſſen, daß die zur Nazelet-Pumpokolſchen Weloſt gehörenden Eingebornen, überhaupt nur 24 männliche Seelen betragend, perſiſche Samojeden ſind und in Hinſicht der Sprache ſich nur unbedeutend von den Tomskiſchen unterſcheiden. Klaproth's Wörterverzeichniß iſt alſo falſch, wie iſt es aber hergenommen? Das Gerücht von Bergſtadt war, wie ich eben erfahre, falſch. Wege er in Hinſicht eines Dolmetſchers glücklicher geweſen ſein als ich ſelbſt; denn der mit zugeführte hat Weib und Kinder im Walde zurückgelaſſen, wo ſie unvermeidlich zu Tode hungern werden, wenn der Mann nicht innerhalb zwei Wochen wiederkehrt. Innerhalb dieſer Zeit muß alſo mein Curſus in dem Pumpokolſchen Dialekte vollendet ſeyn, weil es in der gegenwärtigen Jahreszeit rein unmöglich iſt, der herumirrenden Waldmenſchen habhaft zu werden. Ganze zehn Tage lang machte man Jagd nach dem jetzt angelangten und der Weg wird mit jedem Tage immer ſchlechter.

Der Schatz Toussaint Louverture's. Auch in Hayti, wie allenthalben, iſt man auf vergrabene Schätze aus, und es ſollen jetzt Nachgrabungen angeſtellt werden, um den berühmten Schatz Touſſaint Louverture's aufzufinden. Als dieſer berühmte Anführer von den franzöſiſchen Truppen unter Leclerc verfolgt wurde, ließ er in faſt unzugänglichen Bergen eine Summe von etwa 15 Mill. vergraben, und um jede Nachforſchung unmöglich zu machen, die dazu gebrauchten Neger nachher ermorden. Nur einer, der damals noch ſehr jung war, ſoll ſich auf ein Kauffahrtheriſchiff gerettet haben, aber von dem Capitän nach Cuba verkauft worden ſeyn. Seit dieſer Zeit habe der Unglückliche mehrmals an die Regierung von Hayti geſchrieben, aber kein Gehör gefunden, endlich aber dem jetzigen Präſidenten Richter ſo genaue Nachrichten gegeben, daß dieſer ihn loskaufen zu müſſen glaubte. (Comm. 16 März.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 74. 27. März 1847.

Ueber die moderne Richtung des Reichthums.

Das Edinburgh Review vom Januar d. J. enthält einen Aufſatz über W. Th. Thomſons Buch „Uebervölkerung und ihre Abhülfsmittel.“ Wir können für jetzt nicht auf dieſen Gegenſtand eingehen, und führen hier nur die Hauptſätze des Schluſſes an, welcher auf die moderne Richtung des Reichthums nicht bloß in England, ſondern in allen civiliſirten Ländern einiges Licht wirft, und zeigt mit welchen Gegenſtänden engliſche Staatsphiloſophen ſich gegenwärtig mannichfach beſchäftigen.

Thomſon iſt der Anſicht, daß kleine Pachtgüter eine höhere Rente gewähren, das Edinburgh Review läßt aber dieſe Anſicht nur bis zu einem gewiſſen Grade gelten, jenſeits deſſen das Nettoeinkommen ſinken werde; dann fährt das Journal fort: „So weit iſt die Sache ganz klar, wenn wir aber das Glück und nicht den Reichthum der Nationen unterſuchen, werden die Ausſichten viel zweifelhafter, und ſchwierigere Fragen bieten ſich zur Löſung dar. Vergebens ſuchen wir uns die Uebel eines Syſtems zu verbergen, bei welchem die Arbeit des Menſchen durch die Hülfe großer Capitalien möglichſt lohnend gemacht, wobei aber der Arbeiter ſelbſt von dem Capital völlig abhängig gemacht wird. Große Landgüter und eine beſitzloſe Bauerſchaft gehen nothwendig Hand in Hand. Wir mögen uns die Thatſache verbergen wie wir wollen, die Lage des beſitzloſen Arbeiters iſt in bloß phyſiſcher Beziehung ſelten ſo glücklich, und auf der geſellſchaftlichen Stufenleiter ſteht er, wegen der moraliſchen Eigenſchaften, die dadurch entwickelt werden, ſelten ſo hoch, als der kleine Grundbeſitzer. Dennoch wäre es, wie wir fürchten, durchaus unmöglich, unſere großen Güter zu theilen, und den Handelsreichthum unter eine größere Anzahl Beſitzer zu verbreiten, ſo unmöglich als den Fortſchritt der menſchlichen Geſchicklichkeit und des Unternehmungsgeiſtes aufzuhalten. Alles nimmt die entgegengeſetzte Richtung, nicht bloß unſere Gewohnheiten und Einrichtungen, ſondern auch alle Fortſchritte in mechaniſchen Künſten und Staatswiſſenſchaften. Es gibt nur Eine praktiſche Gränze der Concentration des Capitals in wenigen Händen, und dieß iſt die Schwierigkeit, große ſtets wachſende Geſchäfte zu beaufſichtigen. Aber alle Verbeſſerung in den Verbindungsmitteln, in Maſchinerie u. ſ. w. vermindern dieſe Schwierigkeit. Banken und Wechſel ſind Erfindungen, welche durch Vereinfachung der Handelsbeziehungen die Behandlung mächtiger Capitalien ſehr erleichtert und den Handel der Welt von dem Krämer auf den Weltkaufmann übertragen haben. Die Wirkungen, welche Straßen, Canäle, Poſtanſtalten, und vor allem Eiſenbahnen und Telegraphen haben müſſen, laſſen ſich gar nicht ermeſſen. Wie leicht wird es dadurch dem großen Capitaliſten, größere Mittel unter ſeiner perſönlichen Leitung zu vereinigen, und wie ſehr wird alles dieß ihm günſtig ſeyn im Kampf mit ſeinem ärmern Nebenbuhler. Niemand kann die Zeichen fortſchreitender Aenderung in dieſer Beziehung mißkennen. Vielleicht ſind der auffallendſten ſtaatswirthſchaftlichen Zeichen der Zeit, — mehr noch als die Vergrößerung der Pachtgüter, — iſt die wachſende Verwendung großer Capitalien auf den Detailhandel. Bereits breiten große Detailhandlungen ihre Commanditen über das Land aus, und das alte Geſchlecht der kleinen Krämer iſt vermuthlich verurtheilt, gänzlich, wenn auch nur allmählich zu erlöſchen.

„So weit der menſchliche Scharfſinn geht, führt der Gang der Dinge, wenn nicht irgend eine Revolution dazwiſchen tritt, fortwährend zur Theilung der Geſellſchaft in die Claſſen der Grundherren, der großen Capitaliſten und der Arbeiter. Und wir wiſſen, inſoweit gleiche Urſachen auch in ſtaatswirthſchaftlichen Dingen gleiche Wirkungen erzeugen, welche eigenthümliche gute und ſchlimme Folgen dieſer Gang der Dinge mit ſich führt. Gegen die Tendenz des Capitals, ſich in wenigen Händen anzuhäufen, gibt es nur Ein Mittel, das bereits in Wirkſamkeit iſt, und wahrſcheinlich nach und nach zu einer bis jetzt ungekannten Wichtigkeit heranwachſen wird. Wir meinen den Grundſatz der Handelsverbindungen. Einzelne können den Kampf gegen große Capitaliſten nicht aushalten, aber mehrere können es, wenn nicht beſondere Umſtände hemmend entgegen treten. Auch hier helfen die Richtungen der Zeit die Schwierigkeiten abkürzen, und die Verbreitung ſolcher Handelsgenoſſenſchaften iſt eine auffallende Neuerung im Vergleich mit den alten Gewohnheiten. Selbſt im Ackerbau zeigt ſich dieß in Frankreich, wo Landleute zum Behuf von Ent- oder Verſäſſerung des Landes, ja ſelbſt zur Bereitung von Runkelrübenzucker zuſammentreten. Dieß zeigt das praktiſche Gefühl der Vortheile großer Operationen im Ackerbau, und der Kampf kleiner Capitaliſten mit den großen wird auch unter ihnen mehr und mehr die Vereinigung herbeiführen. Wir ſind ſehr geneigt, dieſen Beſtrebungen eine große Zukunft zu prophezeihen.“

Vierundzwanzig Jahre in der argentiniſchen Republik.

Zweiter Abſchnitt.

(Fortſetzung.)

Nach wenigen Tagen geſtattete uns der Gouverneur die Reiſe fortzuſetzen. Auf dem Wege traten allenthalben die Kennzeichen des Bürgerkriegs immer deutlicher hervor: jedes Dorf

Digitized by Google

war in Waffen und Militzabtheilungen durchzogen in verschiedenen Richtungen die Provinz, indeß hatte ich immer noch keine klare Ansicht von der Sache. Wir zogen längs der Bergkette fort, welche die Ostseite der Provinz umsäumt, und dann quer über die Südspitze von Santiago, worauf wir nach mehrern schwierigen Reisetagen die Provinz Cordova erreichten. Hier wurden die Zeichen des kommenden Sturms immer deutlicher. Wir kamen endlich nach der Hauptstadt und hier fand ich zu meiner unendlichen Freude meinen alten Freund, General Bustes, an der Spitze der Regierung, stellte mich ihm alsbald vor, und wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, obwohl seit unserer Trennung im J. 1829 zehn Jahre verflossen waren.

Ich hatte bereits erfahren, daß nach Erlangung der völligen Unabhängigkeit die Truppen der Republik unter General Albara gegen die Banda Oriental geschickt worden waren, um diese den Händen der Brasilianer zu entreißen; auch hatte ich die Errichtung einer dictatorischen Regierung in Buenos-Ayres selbst vernommen, und erfuhr jetzt von General Bustes, daß Albara noch während des Kriegs sein Commando an Lavalleja abgegeben, und dieser sich nach der Rückkehr aus dem Feldzug gegen den damaligen Gouverneur von Buenos-Ayres, Dorrego, gewendet, ihn verjagt, und nachdem derselbe Truppen von General Rosas an sich gezogen, ihn nochmals angegriffen, geschlagen und gefangen genommen habe. „Jetzt," fuhr General Bustes fort, erwarte ich einen Besuch von Señor Paz, der Oberst in der Armee war, und welchen Lavalleja mit dem Rang eines Generals abgeschickt hat, um mir die Last meines Amtes abzunehmen. Ihr seyd deßhalb gerade zur rechten Zeit gekommen, um mich in der Aufrechthaltung der gesetzmäßigen Regierung zu unterstützen, und wenn es Euch gefällt, sollt Ihr sogleich ein Commando haben."

Ich hatte keine große Lust, mich in den Bürgerkrieg zu mischen, um so weniger, als ich bereits die öffentliche Stimmung hinreichend kannte, um meinem Freunde nicht viel Gutes zu prophezeihen. Dieser konnte mir in meinem Entschluß nicht Unrecht geben, und forderte mich bloß auf, so lang wie möglich in Cordova zu bleiben. Ich mischte mich nun wieder in Gesellschaft, und machte Bekanntschaften, bis die Nachricht kam, daß General Paz sich der Stadt nähere. Das Volk sprach im allgemeinen wenig, und wartete schweigend die Wendung des Waffenglücks ab, denn bereits war es durch die Abscheulichkeiten, die in andern Provinzen vorgefallen, so erschreckt, daß es bereit war, jeden Sieger mit Vivas aufzunehmen. Etwa drei Leguas von der Stadt kam es zum Kampfe zwischen beiden Gegnern und Bustes unterlag. Den Tag darauf zog Paz an der Spitze von etwa 1500 Mann in die Stadt, und seine Truppe war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung: es war das erste gut regulirte Corps, das ich seit meinem Abgang aus Peru gesehen. Die Mannschaft war gut genährt und gekleidet, schien sehr guten Muths und ihr Einzug in die Stadt, wo sie mit allen Zeichen der Freude empfangen wurde, geschah in völliger Ordnung.

Unter vielen andern ward auch ich ihm vorgestellt, und mit sehr schmeichelhaften Bemerkungen über meine Laufbahn in Peru aufgenommen, auch deutete er darauf hin, daß die Armee, welche die Unabhängigkeit der argentinischen Republik errungen, jetzt ihre Kraft zur Sicherung derselben verwenden müsse; wir schieden in gutem Vernehmen. Ich war jetzt anerkannt als ein Officier der regulären Armee, obgleich nicht in activem Dienst, und bezog in dieser Eigenschaft ein kleines Wartgeld für vergangene Dienste; so blieb ich mehrere Monate in Cordova, einem der schönsten und angenehmsten Orte in der Republik. Es liegt am Flusse Primero mitten in einer herrlichen Landschaft, und die innere Anlage der Stadt selbst steht nicht einmal der von Buenos-Ayres nach. Die Alameda ist mit einem künstlichen, runden See geschmückt, der einen Raum von mehrern Acres enthält, und in dessen Mitte ein kleines Sommerhaus errichtet ist, das jedermann offen steht. Man gelangt nach diesem Ort durch ein einziges Boot, das für den Augenblick das Eigenthum desjenigen wird, der so glücklich ist, es in seinen Besitz zu bekommen, und da das Sommerhaus nur 6 bis 8 Personen faßt, so kann man sich denken, daß jeder dem andern zuvorzukommen sucht. Rund um den See her ist ein prächtiger Kiesweg von etwa 60 Fuß Breite, der als Spaziergang dient, und das Ganze ist in dichtes Blätterwerk hoher, wohlgezogener Bäume eingehüllt.

Nach mehrmonatlichem Aufenthalt [1] brach ich mit meinem treuen Diego wieder auf, um nach Buenos-Ayres zu ziehen; der Weg mochte etwa 160 Leguas ausmachen, führte aber durch ein bevölkertes Land, als ich bisher getroffen hatte, und hier sah ich die schauderhaftesten Scenen der Verwüstung. Die Indianer hatten viele Dörfer überfallen, die Einwohner ermordet oder fortgetrieben, alles Eigenthum vernichtet, und oft die Häuser in Brand gesteckt. Aus der systematischen Art und der Straflosigkeit, womit sie ihr Werk verrichteten, da sie ihre Gefangene oft gerade durch diejenigen Städte führten, die sich für Rosas erklärt hatten, ist es mehr als wahrscheinlich, daß diese furchtbaren Scenen mit seiner Zustimmung oder selbst auf seinen Befehl vorfielen. Oft wenn eine große Schaar Indianer eine Stadt fast in Trümmer gelegt hatte, zog sie eilig nach der nächsten und ließ nur eine geringe Anzahl zurück, um das Werk der Zerstörung zu vollenden. Nach einer langen, durch solche Scenen mannichfach unterbrochenen Reise kamen wir endlich ohne besondern Vorfall etwa drei Leguas von Buenos-Ayres bei dem Poststaus La Figurita an, und beschlossen hier zu übernachten, ehe wir die Stadt betraten.

Auf meiner Reise hatte ich einen Herrn Namens Don Freres getroffen, und da wir einerlei Ziel hatten, so machten wir die Reise zusammen. Freres war bewaffnet, ich aber wegen meiner Stellung als Officier der Armee, der durchaus keinen Antheil an den bürgerlichen Streitigkeiten nehmen wollte, hatte beschlossen so neutral wie möglich zu erscheinen, und zog daher ohne Waffen irgend einer Art fort. Als die Sonne unterging, stieg ein köstlicher Abend herauf, dessen milde Schatten alles in Ruhe hüllten, nicht der leiseste Wind bewegte die Blätter der drei großen Bäume vor dem Gasthaus. Kein Laut ließ sich hören, außer hie und da das Brüllen von Vieh und das Wiehern eines fernen Rosses. Außer den Bewohnern der wenigen Chozas in der Nähe, von denen einige ruhig ihren Maté in der freien Luft schlürften, ließ sich kein menschliches Wesen blicken. Die Dunkelheit sank endlich herab, und nach einem kurzen Spaziergang mit Freres legten wir uns zur Ruhe, er auf ein schlechtes Bett, ich wie gewöhnlich auf meine Decke. Ich schlief vortrefflich, war aber nicht wenig erstaunt, am Morgen durch einen groben Stoß aufgeweckt zu werden, und einen Kerl in Uniform und Schnurrbart vor mir stehen zu sehen, der mir

[1] Während dessen unser Abenteurer mit einer reichen Verwandten des Gouverneurs Bustes sich verheurathete, wie können aber darüber nichts näheres mittheilen, denn seine Nachricht darüber ist von einer ganz exemplarischen Kürze.

Digitized by Google

die Lanzenspitze an die Kehle hielt. „Rendicion, vos malditos Unitarios Franceses!“ schrie er mich an.

Es war das erstemal, daß ich das Wort Unitarier in diesem Sinne gebrauchen hörte, ich besann mich aber schnell und sagte: „ich bin kein Franzose.“

„Wer send Ihr denn?“

„Ein Officier aus dem Innern.“

„Ist das wahr?“ — „Ja.“ — „So steht auf,“ sagte er, zog die Lanze zurück und ging weg.

Meine Toilette war bald gemacht, denn ich hatte nichts als meinen Ueberrock und den Poncho umzuwerfen. Frevel war erwacht, und sobald wir angekleidet waren, gingen wir hinaus vor das Haus, wo etwa 1000 Lanceros und Carabineros von Rosas' Armee versammelt waren. Ich suchte den Commandanten auf, fragte, ob er Befehl habe mich aufzuhalten, und auf seine verneinende Antwort setzten wir unsere Reise fort, und kamen um Mittag nach Buenos-Ayres, wo wir in einem prächtigen Gasthof ein Unterkommen fanden.

Hier erfuhr ich, daß Rosas nach den von Lavalleja über Dorrego erlangten Erfolgen sich in die Pampas zurückgezogen, mit dem Gouverneur Lopez von Santa Fé sich verbunden und nun eine Art Guerillakrieg begonnen habe, indem er die einzelnen Städte angriff, die Indianer aufreizte und Buenos-Ayres die Zufuhr abschnitt, so daß dieß sich aus Montevideos versorgen mußte. Dadurch wurde alles so theuer, daß Tausende ihren Unterhalt nicht erschwingen konnten. Wo eine feindliche Schaar sich blicken ließ, schickte ihr Lavalleja Truppen entgegen, aber die Guerillas wußten immer der Verfolgung auszuweichen. Lavalleja sah, daß er nicht länger ausdauern könne, und beschloß der Sache ein Ende zu machen. Er ritt allein in die Pampas hinaus, fand endlich das Lager von Rosas, und fragte nach seinem Todfeind. Dieser war abwesend. Er nannte sich nun dem commandirenden Officier, erklärte seine Absicht die Rückkehr von Rosas abzuwarten, und legte sich nieder zum Schlafen. Als der General zurückkehrte und man ihm die Sache erzählte, rief er aus: „es ist unmöglich; laßt mich ihn sehen!“ Eine Unterredung fand statt, worin sie über gewisse Punkte übereinkamen, denen gemäß Lavalleja Buenos-Ayres räumte, und Rosas den Einzug in die Stadt gestattete. Dieß war der große Sieg, der von dem Dictator errungen worden seyn sollte.

Bei meiner Ankunft hatte sich Lavalleja gerade aus Buenos-Ayres zurückgezogen, und die Anhänger von Rosas rüsteten sich „ihren Helden“ zu empfangen. Ich begab mich an dem für den öffentlichen Einzug bestimmten Tag auf den Marktplatz, um das Schauspiel mit anzusehen. Weder Mühe noch Kosten waren gespart worden, um denselben möglichst glänzend zu machen: Bogen waren errichtet, Fahnen flatterten, zahlreiche Musikbanden waren aufgestellt, und als endlich Rosas sich näherte, wurden die Pferde ausgespannt, und er an rothseidenen Stricken fortgezogen von etwa 200 jener Elenden, die man miethet, um die „schmutzige Arbeit“ ihrer Parteien zu verrichten, und aus denen Rosas später seinen schauderhaften Mazzorca-Club errichtete.

Nachdem ich mich einige Tage in Buenos-Ayres aufgehalten, wandte ich meine Schritte zurück nach Cordova, aber ich traf auf dem Wege die schauderhaftesten Scenen der durch die Indianer angerichteten Verwüstungen; seltsam genug, hatten die Indianer nur die Weiber fortgeschleppt, die Männer aber nach Santa Fé zu Lopez gebracht. Als ich endlich nach Cordova zurückgekommen war, wo ich meine sehnlichst nach mir verlangende Gattin wieder fand, hatten dort die öffentlichen Angelegenheiten eine etwas andere Wendung genommen: das Volk, glücklich im Besitz seiner gewonnenen Provincialfreiheit, hatte freigebig zum Unterhalt einer Armee beigesteuert, und obwohl die Regierung noch immer das Ansehen einer Militärgewalt hatte, so ging dieß doch nur so weit als nöthig war, um seine Unabhängigkeit gegen die Gewalt eines Tyrannen zu schützen. Alles in der Stadt zeigte Ordnung und Wohlstand, und die Bemühungen des General Paz, das Vertrauen und die Zuneigung der Bürger zu gewinnen, schienen einen vollständigen Erfolg zu haben, außer bei den wenigen, die durch ihr Vermögen und ihre Neigungen unmittelbar mit den Interessen des abgesetzten Gouverneurs zusammenhingen und zu denen die Familie meiner Frau gehörte. Ich machte dem Gouverneur am Tag nach meiner Ankunft einen Besuch, und hatte eine lange Unterredung mit ihm, aus der hervorging, daß er die Verheerungen der Indianer den directen Aufmunterungen des Dictators Rosas zuschrieb, und daß er entschlossen sey, früher oder später die innern Provinzen seiner gewaltthätigen Hand zu entreißen. Die Erfahrungen, welche ich in Betreff der kleinen Provinzialtyrannen gemacht hatte, setzten mich in den Stand ihn zu versichern, daß sein Auftreten in den meisten Provinzen mit dem größten Dank aufgenommen werden würde. Ich schilderte ihm den Stand der Angelegenheiten zu Tucuman, Santiago und Catamarca, die Leiden des Volks unter der Herrschaft der verschiedenen Gouverneure, die sich, oft bloß aus Privathaß, das Recht über Leben und Tod anmaßten, das Mißvergnügen, welches die Soldaten in Räuber umgewandelt und dadurch fast allem Verkehr ein Ende gemacht hatte, und endlich die Rüstungen Quiroga's, dessen letzte Zwecke ich allerdings nicht kannte, der aber gewiß nicht das Wohl des Volks und die Ruhe der benachbarten Provinzen im Auge hatte. Gouverneur Paz hatte mehr als einmal mich aufgefordert, wieder in activen Dienst zu treten, ich hatte es aber jedesmal, wie bei Bustos, aus dem Grunde abgelehnt, weil ich keinen Theil an den innern Streitigkeiten des Landes nehmen wollte. Darum wies ich das Anerbieten auch jetzt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Siebenter Brief.

Padang Sidim Puang, den 20 Nov. 1844.

Dieses wird nun doch endlich der letzte Brief seyn, den Ihr aus diesem ultima Tabropane (ich möchte übersetzen sumatraisch Sibirien) von mir bekommen werdet. Es war zwar früher mein Plan, hier still abzuwarten, bis man mich von selbst abrufe und die Reihe an mich käme, nach Batavia zu gehen. Die Sachen haben sich indessen geändert und das sociale Verhältniß zu Padang Sidim Puang hat seit einiger Zeit eine unvorhergesehene Störung erhalten, welche eine baldige Versetzung in andre Umgebungen für mich sehr wünschenswerth gemacht hat. Ich bin nämlich vor anderthalb Monaten mit dem hiesigen Commandanten in einen Conflict gerathen, und so groß unsre frühere Freundschaft war, so heftig ist jetzt die Erbitterung. Ich will Euch die Geschichte erzählen, urtheilt dann selbst darüber. — Die Hauptheldin des hiesigen Capitäns, eine Lippdappin, wie man die Spreßlinge von europäischen Vätern und javanischen Frauen nennt, welche wegen ihres pänsilchen, bösartigen Charakters der Schrecken ihrer Untergebenen ist, hatte vor ungefähr drei Monaten das schönste Mädchen eines javanischen Soldaten zu sich ins Haus genommen, um es zu einer Leibdienerin aufzuziehen. Das Kind, welches etwas schwachsinnig ist, schien aber nicht schnell genug die nöthigen Fortschritte im Kochen und Nähen, worin es

Digitized by Google

unterrichtet wird, zu machen. Seine Lebensweise fing daher bald an, es nicht allein mit Schlägen, sondern noch auf andre Weise zu mißhandeln, worin diese corrupte Menschenrace besonders erfindungsreich ist, und beinahe den ganzen Tag konnte man das Geheul des armen Geschöpfes hören. Jedermann hier war über die Sache empört, um so mehr, als man wußte, daß der Capitän diese Mißhandlungen sah und duldete. Ich machte ihm einigemal auf bescheidene Weise auf die Sache aufmerksam, aber er wollte nie etwas davon hören. Nach ein paar Monaten endlich faßte der Vater auf allgemeines Ansuchen das Herz, und forderte sein Kind zurück, welches ihm auch zurückgegeben wurde, aber in einem so schrecklichen Zustand, daß er es zu mir brachte, um es mir zu zeigen und meine ärztliche Hülfe anzurufen. Bei der Untersuchung zeigte es sich nun, daß nicht allein auf dem ganzen Körper beinahe kein Platz war, der nicht Spuren von Schlägen trug, sondern die Furie hatte mit Schlagen nicht zufrieden — das Kind auch gebissen, gebrannt, mit Nadeln gestochen, gekneipt, die empfindlichsten Theile mit spanischem Pfeffer gerieben u. s. w. Ich wollte und konnte nun die Sache nicht beruhen lassen, verfaßte daher ein Gutachten und übergab es an den dießigen bürgerlichen Beamten, welcher den Fall sofort officiell behandelte. Der Capitän beeilte sich aber durch ein ziemliches Geldopfer die Eltern des Kindes zufrieden zu stellen und somit die Sache zu vertuschen. Ein der Prostitution, die ihm diese Geschichte zuzog, wäre ihm wahrscheinlich nicht viel gelegen gewesen, denn in Indien, besonders in Sumatra, wo es kein Publicum gibt, ist dieß ein unbekanntes Wort: aber das er in die Beine greifen mußte, dieß konnte er bei seiner großen Sparsamkeit nicht verschmerzen. Sein Aerger machte sich also zuerst dadurch Luft, daß er seiner Hausbalterin eine tüchtige und längst verdiente Tracht Schläge gab, sodann aber wendete er mir, den er als den Hauptverbeter seines Unglücks ansah, in vollem Maaße seine Ungnade zu. Seitdem meidet er meine Gesellschaft und läßt mich, wo er nur kann und zwar nicht immer auf die ehrliche Weise, seinen Unwillen fühlen. Ob ich nun gleich in meinem eigentlichen Dienste durchaus unabhängig bin und zum Commandanten ungefähr in demselben Verhältnisse stehe, wie der Oberamtsarzt zum Oberamtmann, so kann doch ein solcher Stationsbefehlshaber, wenn er Gelegenheit suchen will und in der Wahl der Mittel nicht delicat ist, immer noch Veranlassung genug finden, um dem Gesundheitsofficier des Platzes das Leben unangenehm zu machen. Wenn er auch seine Befugniß überschreitet, so ist doch das Klagen sehr schwierig und hat selten großen Erfolg. Dazu kommt, daß auf einem so kleinen Platze und einem so ganz auf sich beschränkten gesellschaftlichen Kreise, wenn man froh und zufrieden leben will, allgemeine Einigkeit die erste Bedingung ist, und ich finde nichts unerträglicher, als in gegenseitiger Nähe von jemand leben zu müssen, den man meidet. Ich denann mich darum nicht lange und schrieb im Anfange dieses Monats an unsern Chef zu Padang, den Gesundheitsofficier erster Classe Dr. Kuhnhardt, theilte ihm meine Lage mit, und bat um bald möglichste Versetzung auf einen beliebigen andern Platz. Vor acht Tagen erhielt ich Antwort, daß meine Bitte berücksichtigt werden sollte, und ich zwischen Padang und Fort Rau, wo Vacaturen entstehen, wählen könne. Nach reiflicher Erwägung schrieb ich zurück, daß ich Fort Rau vorziehen werde. Es ist dieß einer der kleinsten und abgelegensten Plätze in der Residentschaft Padangsche Bovenlande, und nur 10 Tagreisen (50 Stunden) von hier entfernt. Die Besatzung ist eine Compagnie (160 Mann) mit drei Officieren. Ihr wertes Euch wundern, daß ich des Buitenpesten-Lebens noch nicht satt bin, und diese Gelegenheit wieder in einen größern Kreis von Collegen und civilisirten Menschen zu kommen, nicht mit beiden Händen ergriffen haben. Ich hätte dieß auch sicher gethan, wenn geselliger Genuß das einzige wäre, worauf ich Rücksicht zu nehmen brauchte. Meinen Hauptzweck, vor dem Vergnügen und allen andere vorerst zurücktreten muß, erreiche ich aber auf einem kleinen Posten viel besser, als auf einem großen. Dieser ist nämlich, ein erfolgreiches Examen für Gesundheitsofficiersstellen zweiter Classe zu machen, zu dessen Vorbereitung ich Muße und Unabhängkeit haben muß, welche ich wohl zu Nau finde, nicht aber zu Padang. Dazu kommt, daß ich auf dem Außenposten weit wohlfeiler lebe, während zu Padang, wo ich für Hausmiethe allein monatlich 30 fl. — 36 fl. bezahlen mußte, mein ganzer Gehalt aufginge. Dazu hat Fort Rau noch das Angenehme für sich, daß ich den Commandanten, einen sehr braven Mann, von Holland und Batavia aus sehr gut kenne.

Bis ich übrigens zum Examen nach Batavia berufen werde, kann es noch ein Jahr dauern, was mir lieb ist, da ich wenigstens noch ein halbes Jahr der gehörigen Vorbereitung widmen möchte. Das Verschreiben der Verwaltung der Gesundheitsofficiersstellen 2ter Classe scheint nur darum publicirt worden zu seyn, um Leute, namentlich Holländer (denn den Ausländern wird der Zutritt immer mehr erschwert) für den Dienst zu gewinnen, und das intrigante Gouvernement, das nicht selten dir in Holland gegebenen Versprechungen zu modificiren sich erlaubt, scheint mit der Ausführung dieses königl. Decrets sich nicht übereilen zu wollen, und hat namentlich in der Prüfung ein Mittel gefunden, diese möglichst hinauszuschieben. Die neue Prüfungscommission in Batavia hat nämlich die Zumuthung, in ihren Forderungen so hoch wie möglich zu gehen, so daß im vorigen Jahre von 33 Gesundheitsofficieren 2ter Classe nur vier zu Gesundheitsofficieren 2ter Classe befördert wurden, alle anderen aber durchgefallen sind, unter welchen einige sich befanden, die ich selbst als sehr fleißige und geschickte Mediciner kenne, die in Deutschland ihre Examina mit Erfolg gemacht haben. Auch scheint es noch, daß man geborne Holländer in diesen Prüfungen wesentlich begünstige, und es soll Grundsatz seyn, bei gleichen Kenntnissen die Holländer vorzuziehen, was ich — wenn es wahr ist — sehr unbillig finde, da man zwar wohl daran thut, den Ausländern den Eintritt in holländische Dienste zu erschweren, dagegen bei einmal im Dienste stehenden keinen Unterschied zwischen Inländern und Ausländern machen sollte, zumal nach dem unsichern, manchen Willkür Raum lassenden Maaßstabe einer Prüfung. Ein Landsmann — Dr. Stumpf — schreibt mir, daß man gegenwärtig zu Batavia mehr verlange und das Examen schwerer sey, als irgendwo in Deutschland. Wer sollte denken, daß Examens-Manie und Examenenech auch im heißen Indien zu finden sey! —

Für unsre gelänchten Hoffnungen auf schnelles Avancement hat das Gouvernement uns durch eine bedeutende Gehaltsverbesserung wieder zu trösten gesucht. Seit Julius 1846 ist der Gehalt der Gesundheitsofficiere 3ter Classe mit zwei Pferdrationen erhöht worden, welche uns in Geld ausbezahlt werden und zusammen 240 fl. Silber jährlich betragen, so daß nun der Unterschied des Gehalts von dem der 2ten Classe nur noch 45 fl. monatlich beträgt, und der Gesammtgehalt, nach Abzug der mancherlei Beiträge für Wittwen-, Pensions- ꝛc. Fonds, jährlich auf 2400 fl. in Silber oder auf 2850 fl. in Kupfer sich beläuft, wovon sich auf Außenposten bei ganz ehrenhaftem, comfortablem Leben noch manches ersparen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Chinesische Maulbeerbäume in Frankreich. Man hat bekanntlich im J. 1841 aus China eine neue Art Maulbeerbäume in den südlichen Departements von Frankreich eingeführt. Sie sind unter dem Namen der Lu-Maulbeerbaum jetzt völlig naturalisirt, und nach einem officiellen Bericht zählt man bereits über 6000 junge Bäume. (Voleur. 15 März.)

Merkwürdige Thermalquelle in Südamerika. In der Sitzung der französischen Akademie vom 14 März gab Hr. Levy die Analyse einer von einem jungen Reisenden, Namens Degenhardt, an dem Berge de Ruiz entdeckten Thermalquelle, welche in einer Höhe von 3800 Metres sich findet, da wo der Guali, einer der Zuflüsse des großen Magdalenenstroms, entspringt. Die Masse der darin enthaltenen Schwefelsäure soll die der früher bekannten bei weitem übersteigen. Ihre Temperatur ist 69, 4° C. Diese Thermalquelle erinnert durch ihre Säure an das Wasser des Rio Vinagre (Essigfluß) der am Vulcan von Purace entspringt. Boussingault hat auch im Zunius 1831 am Crater von Pasto starke säurehaltige Quellen entdeckt, und man hofft sie in der Vereinung des Chimins, zu denen die Wälder am Ruiz, am Purace und am Paße reichliches Material liefern, benutzen zu können, indem Hr. Levy das ihm zugeschickte Wasser mit der Quelle am Ruiz dazu tauglich befunden hat. (Commerce. 17 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 75. 29. März 1847.

Der griechisch-türkische Streit.

Nach Jahren endlich, nachdem die öffentliche Theilnahme an den griechischen Angelegenheiten wieder bedeutend abgenommen und der altklassische Enthusiasmus für die Griechen zu einem Schemen zusammengeschwunden, der nur noch in einzelnen Köpfen spukt, hören wir wieder von einer Streitigkeit zwischen Griechenland und der Türkei. Die Veranlassung dazu, nämlich die Verweigerung eines Reisepasses an den k. Adjutanten Karatasse, die tadelnde Bemerkung des Königs gegen Hrn. Musurus, die Genugthuungsforderungen des letztern, seine Abreise, der Briefwechsel zwischen dem König und dem Sultan, dem Pfortenminister und Kolettis, alles das können wir als bekannt voraussetzen. Läge hier nichts als ein Etikettenstreit vor, so wäre die Schlichtung bald zu erwarten, obgleich die Erbitterung der Türken gegen das verachtete Griechenvolk, und der Haß und das Mißtrauen des letztern gegen die Türken einer Ausgleichung große Schwierigkeiten entgegenzusetzen scheinen, aber der wahre Grund liegt nur in dem Kampf des französischen Einflusses mit dem englischen, ein Kampf, der sich fast auf allen Uferstrichen des mittelländischen Meeres kundgibt, wie in Aegypten und Syrien, in Italien und in Tunis, so in Griechenland und der Türkei. In letzterm Reiche ist die Stellung Frankreichs nicht die günstigste, wenigstens zur Regierung. Die Türkei macht aus alter Zeit Herrschafts- und Suprematie-Ansprüche fast auf allen Küsten der östlichen Hälfte des Mittelmeers, und mit diesen Ansprüchen kommen die erneuerten Bestrebungen Frankreichs mehr und mehr in Conflict, während die Engländer sich die Miene geben, diese Ansprüche zu unterstützen, wie dieß am deutlichsten in Tripoli und bei den verschiedenen von den Engländern geleiteten Anschlägen auf Tunis[1] sich kundgab. Dagegen hat sich der französische Einfluß in Griechenland bei Regierung und Volk ziemlich festgesetzt, und Frankreich hat sich mit den jugendlichen, freilich auch ziemlich chimärischen Hoffnungen der Griechen nicht bloß im eigentlichen Griechenland, sondern auch weiter hinein im griechischen Reiche verbunden. Wie viel auf diese Verbindung zu bauen ist, möchte freilich schwer zu sagen seyn, denn Nationalcharakter und Nationalglaube sind den Franzosen nicht sehr günstig, und wenn dieß mit den Engländern noch mehr der Fall ist, so steht doch eine andere Macht im Hintergrund, der die Aufregung sehr gelegen kommen kann, da sie sicher ist, die Früchte derselben zu ernten und den Franzosen bei Gelegenheit ziemlich unceremoniös die Thüre zu weisen.

Es ist von mehreren, zum Theil sehr competenten Männern behauptet worden, daß die griechische Revolution, mit andern Worten der Aufstand der Rayas gegen die Türkenherrschaft, etwas unfertiges sey, das nur durch zufälliges Einschreiten übermächtiger Vermittler zum Stillstand gekommen sey. Das ist zwar sehr richtig, nur ist nicht zu vergessen, daß die Einmischung der europäischen Mächte nicht sowohldas revolutionäre Griechenland in seinem Siegeslaufe aufzuhalten, als die schwachen Ueberreste vor dem Mordschwert der Türken und Aegyptier geschert hat. Wenn nun auch bei den Griechen neue Hoffnungen auftauchen und, wie englische Blätter berichten, die griechischen Bräute geloben sich nur in Stambul in der Aia Sophia trauen zu lassen, so sind diese Träume ziemlich unschuldiger Art, und die Bräute dürften erkleckli che Jungfern werden. Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß die Aufregung der Griechen und der Rayas überhaupt sich über Thessalien und Macedonien nach Rumelien hinein erstreckt, und daß der alte Satz, die Türken seyen in Europa nur in feindlichem Lande gelagert, mehr und mehr zur Wirklichkeit wird. Ein solcher Zustand der Dinge, der die Kraft der Türken langsam aber sicher aufzehrt, muß in ziemlich kurzer Zeit zu Erschütterungen führen, und kann Europa, d. h. die Mächte, welche gegenwärtig dessen Schicksale leiten, zur allerungünstigsten Zeit überraschen. Der Bestand Griechenlands ist eine ewige Mahnung der übrigen Griechen, und muß nothwendig ihre Unterordnung unter die Türken in einen gewissen Trotz umwandeln, so wenig sie auch im Stande sind mit den Türken selbst in ihrem jetzigen Zustande sich zu messen. Der Einfluß der Franzosen und der Engländer, so viel beide Theile sich auch Mühe geben, wird sich nie viel über die Uferstriche hinaus erstrecken, im Innern gähren Kräfte und Elemente, die sie nicht zu bewältigen und vielfach auch nicht zu behandeln verstehen, denn selbst die mannichfachen Missionsbestrebungen Frankreichs werden eher Ab- als Zuneigung erwecken, so vielen Dank sie sich auch bei Einzelnen verdienen mögen. Die Bemühungen der Engländer, den Einfluß der Franzosen zu bekämpfen, gleichen gar zu oft den Angriffen eines gewissen weisen Junkers auf die Windmühlen, aber — duobus certantibus tertius gaudet.

[1] In neuern Zeiten wollte man sogar behaupten, eine türkischenglische Flotte werde demnächst vor Tunis erscheinen, um die Herrschaftsrechte des Sultans geltend zu machen, d. h. den Bey, der sich auf Frankreich stützt, zu verjagen, und hier, wie in Tripoli, ein türkisches Paschalik zu gründen, das man als den Hebel benützen könnte, um den Franzosen in Algier Verlegenheiten zu bereiten, wenigstens in Constantine, während Abdel-Kader von Westen her dasselbe unternähme. Ein solches Auftreten wäre aber nichts mehr und nichts weniger als eine Kriegserklärung, und so unfreundlich sich auch die Verhältnisse im Mittelmeere zwischen England und Frankreich gestaltet haben, so ist es doch noch nicht so weit.

Digitized by Google

Vierundzwanzig Jahre in der argentinischen Republik. Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Gouverneur Paz sammelte, nachdem er seinen Regierungssitz in Cordova gegründet, seine höhern Beamten um sich; ich wurde mit den meisten derselben vertraut, und da ich mit Paz selbst in gutem Vernehmen stand, so sprach ich mit allen ohne Zwang über die öffentlichen Angelegenheiten. Da ich auch öfters zu Rathe gezogen wurde, so fing man an meine Stellung als einflußreich zu betrachten, und dieß erregte bald Eifersucht unter den Officieren der Armee. Keine Kertutlias, politische oder gesellige, wurden gehalten, zu denen ich nicht eingeladen wurde, und obwohl ich den Gastmählern meistens auswich, fühlten manche sich doch verletzt, daß ein nicht im Dienste befindlicher Officier, und noch dazu ein Fremder, mit mehr Auszeichnung als sie behandelt wurde. Die Folgen dieser Gesinnung machten sich bald bemerklich. Die Beamten und Officiere waren dem Gouverneur sehr unterthänig, und ihre Schmeichelei verdarb oft sein gesundes Urtheil und machte ihn stolz. Man nannte ihn so oft den Washington oder auch den Napoleon seines Landes, daß er allmählich übermüthig und zu dem großen Werke, das er so gut begonnen hatte, fast untauglich wurde. Er war zu rasch vom Oberst zum General und zum Gouverneur avancirt, um der Eitelkeit nicht zugänglich zu seyn. Dieß bemerkte ich und sprach es auch ohne Scheu gegen einige der hauptsächlichsten Schmeichler aus, indem ich ihnen sagte, daß sie einen wirklich guten Gouverneur verderben würden, er habe ohnehin schon zu lange auf seinen Lorbeern ausgeruht, statt die errungenen Vortheile zu verfolgen. Das war im Vertrauen und in der besten Absicht gesprochen, kam aber doch zu den Ohren des Gouverneurs und klang natürlicherweise nicht sehr angenehm.

Um diese Zeit kam ich mit Señor Losano, dem Finanzminister, ins Gespräch, und dieser sagte mir, er fürchte der Gouverneur habe die Absicht ihn abzusetzen, und er bitte deßhalb um meine besondere Freundschaft, da der Gouverneur mich nicht gern beleidigen, und seine vermuthlichen Absichten gegen ihn nicht so leicht ausführen würde, wenn er wisse, daß ich sein, Losano's, Freund sey. Da ich ihn hochachtete, versicherte ich ihm, daß, was in meinen schwachen Kräften stehe, gewiß geschehen solle, und auf seine Bitte versprach ich ihn öfters zu besuchen.

Vorbereitungen wurden jetzt gemacht, die Truppenzahl zu verstärken und die innern Provinzen zu unterwerfen: Oberst Taja erhielt Befehl nach Santiago zu rücken, und kam zu mir, um Aufschlüsse über den Zustand des Landes zu verlangen. Dieß that ich, und versicherte ihn, das Volk würde ihn mit Vergnügen empfangen und den Tyrannen Ibara absetzen; auch habe er wenig von den elenden Truppen der Provinz zu fürchten, die der Disciplin und dem Muthe der Veteranen unter seinem Befehl nicht widerstehen würden. Dieß war nicht geschmeichelt, da seine Truppen meist aus denselben Leuten bestanden welche die Schlachten in der Banda Oriental geschlagen, und Paz auf seinem Triumphzug nach Cordova begleitet hatten. Auch Oberst Padrenerez, der mit einer Truppenabtheilung nach Punta San Luiz geschickt wurde, wo Oberstlieutenant Ortiz nach Gouverneur war, kam zu mir, ich gab ihm Nachrichten über den Weg, den er zu nehmen hatte, über Land und Volk, und bald brachen beide Abtheilungen auf, die von Taja gerade nordwärts über die Tampas nach Santiago, die von Padrenerez über die westlichen Bergketten, welche zwischen Cordova und der Punta San Luiz liegen. Bald erhielten wir günstige Nachrichten von beiden Seiten.

Padrenerez hatte San Luiz erobert und den Ob. Ortiz gefangen genommen; bald kamen auch Transporte von Gefangenen aus Mendoza an, darunter einer, der durch seine Grausamkeit, und dadurch daß er die Kutte mit dem Schwert vertauscht hatte, ziemlich berüchtigt worden war. Dieß war der General Aldao, den man, weil er Priester gewesen, immer noch Padre Aldao nannte. Er hatte durch seine Energie und seinen Einfluß eine Armee auf die Beine gebracht, zu Mendoza die Obergewalt errungen, und als Padrenerez sich näherte, ihm ein blutiges Treffen geliefert, in welchem er geschlagen und gefangen genommen wurde. Da er als ein mordsüchtiger Spitzbube bekannt war, schickte man ihn in Ketten nach Cordova, und sein graues Haupt der Sonne ausgesetzt, die Füße unter dem Bauch seines Pferdes zusammen gebunden betrat er die Stadt, wo tausend Stimmen alsbald seinen Tod verlangten, so sehr war er allgemein verabscheut, und so vollständig war das Volk an die summarische Behandlung seiner Feinde gewöhnt. Zum Glück war der Gouverneur von Cordova von menschlicher Gesinnung, wenigstens weit mehr, als man sie sonst unter den Männern der Gewalt in diesem Lande findet, und rettete ihn vor der Volkswuth; er ward einsam in einer der untern Kammern des Cabildo eingesperrt und scharf bewacht. Padrenerez, ein kühner, energischer Officier, richtete die Regierungsgewalt zu Mendoza ein nach dem Plane, den ihm Paz vorgezeichnet hatte, verstärkte dann seine Truppen, zog gegen San Juan, das er in seine Gewalt bekam, und dann gegen Catamarca, um meinen Freund Cavil abzusetzen; die Stadt Catamarca fiel auch in seine Hand, aber La Rerra hielt sich unter Quiroga, der sein Hauptquartier in den Gebirgen aufschlug, und seine Armee unter den Gauchos des Landes recrutirte.

Um diese Zeit beschenkte mich meine Gattin mit einem Sohn, so daß ich durch ein neues Band in einem Lande zurückgehalten wurde, dessen politische Erschütterungen ich so gerne gemieden hätte, und um diese Zeit entdeckte ich auch, daß mein Freund Paz so gegen mich eingenommen wurde, daß er mich mit Mißtrauen behandelte. Die schon oben erwähnte Eifersucht war zu meinem Nachtheil thätig gewesen, und meine Bemerkungen gegen ihn schienen die einem Freund schuldige Achtung zu verletzen. Meine Heurath mit einer Familie, die, wie allgemein bekannt, seinen Interessen feindlich gesinnt war, wurde als sicherer Beweis verrätherischer Absichten bezeichnet, und meine vorgeschützte Freundschaft sollte bloß aus feindseligen Absichten entsprungen seyn. Ich sah die Wirkung, ohne, wenigstens geraume Zeit lang, die Ursache zu kennen: Paz war kalt und gleichgültig gegen meine Gesellschaft geworden, meine Besuche wurden deßhalb minder zahlreich und hörten endlich ganz auf. Da ich indeß mir keiner Schuld bewußt war, widmete ich der Sache nur geringe Aufmerksamkeit. Unter diesen Umständen näherte sich mir eines Morgens, als ich eben meinen gewöhnlichen Spaziergang machte, ein Subalternreamer höflich und ziemlich verlegen, und sagte: „guten Morgen, Oberst, ich habe Befehl, Sie zu verhaften."

„Mich zu verhaften?" fragte ich erstaunt. Auf wessen Befehl?"

„Auf Befehl des Gouverneurs."

„Gut," sagte ich lachend, „kurzt kommen Sie mit mir nach Hause und trinken Sie eine Tasse Chocolade." Er wollte sich

Digitized by Google

weigern, da er sich aber nicht getraute Hand an mich zu legen, so folgte er mir, und ich lud ihn ein, bei mir einzutreten, mit dem Versprechen ihm zu folgen, sobald ich meine Frau benachrichtigt hätte. Er gehorchte, und kaum hatten wir uns niedergesetzt, so trat meine Frau ein, der ich sagte: „meine Liebe, ich bin wiederum Gefangener.“

„Ihr scherzt,“ sagte sie mit forschendem Blicke.

„Keineswegs, es ist wahr, aber Du hast nichts zu fürchten. Ich vermuthe, es ist ein Mißgriff, denn Gouverneur Paz hat gewiß keinen Grund mich zu verhaften, und ich werde bald wieder in Freiheit seyn. Jedenfalls bin ich aus Gefängniß gewöhnt, und eine kurze Haft wird mir nicht sehr schwer fallen.“ Sie antwortete nicht, aber eine Thräne trat in ihre Augen, ich suchte ihre Besürchtungen zu beschwichtigen und ging nach dem Cabildo.

Das Cabildo ist ein großes Gebäude, das zugleich als Rathhaus und als Gefängniß dient; im untern Stocke ist der große Hofraum mit seinen Vorzimmern, oberhalb sind die Zimmer für die Staatsgefangenen der höhern Classen, und unten die Cellen für die, welche einsam eingesperrt werden. Vor der Vorderseite ist eine weite, von Pfeilern gestützte Halle und daran stößt der Coral oder Hofraum, wo die zum Tode verurtheilten Gefangenen hingerichtet wurden. Die Art, wie dieß geschieht, wechselt nach der Laune der verurtheilenden Macht und den Umständen. Manchmal werden sie erschossen, andere sterben durch die Hand zweier Lanciers, welche zu beiden Seiten des Gefangenen aufgestellt, auf ein gegebenes Zeichen ihre Waffen ihm in den Leib stoßen; noch andern wird mit einem scharfen Messer die Kehle abgeschnitten. Alle diese Hinrichtungsarten mußte ich mit ansehen, und nie wußte das Opfer sein Todesurtheil, als den Augenblick zuvor, und auch dieß nur wenn man Anstalt machte es zu erschießen. In den andern Fällen war die Berührung mit dem Eisen das erste Anzeichen ihres Schicksals. Derlei Dinge scheinen den Bewohnern eines friedlichen, wohlregierten Landes unglaublich, sind aber nichtsdestominder wahr. Paz, das muß ich zu seiner Ehre sagen, überließ sich keinen solchen Barbareien, seine Gefangenen wurden wenigstens regelmäßig unter Beistand eines Advocaten verurtheilt, und wenn auf den Tod erkannt wurde, geschah es mit guten Gründen. Ich hatte deßhalb wegen meiner Verhaftung nicht dieselben Besorgnisse wie früher, immerhin aber wußte ich gar nicht, weßhalb ich verhaftet war, und schon dieß machte meine Lage unangenehm, und ich erreichte mein Gefängniß in einem Zustand großer Beunruhigung. Als ich im Coral angelangt war, fragte ich die Wache, wohin sie mich bringen solle, und da sie deßhalb keine besondern Befehle hatte, so wählte ich mein Zimmer in dem obern Theil des Gebäudes. Hier wurde ich dem Wachcapitän übergeben und von ihm nach einem großen Zimmer gebracht, wo sich schon sieben oder acht Gefangene befanden, und darunter mein alter Freund, Obr. Ortiz, welcher Gouverneur von Punta San Luis gewesen war. Dieser erkannte mich, schritt auf mich zu, schüttelte mir herzlich die Hand, und sagte: „es freut mich, Sie wieder zu sehen, Señor, und ich bedauere nur, daß es in einem Gefängniß geschieht.“

„Ach,“ sagte ich, „in einem Lande, wo alles in Unruhe ist, kann jeder seinen Freund treffen, wie wir uns jetzt. Hier gibt es kein Gesetz, keine Freiheit, keine Ordnung, nichts als Anarchie, Verwirrung und Bürgerkrieg, ich bin dessen längst müde.“ Er schien sehr niedergeschlagen, sprach oft von seinen Unfällen, seinen Verlusten, seiner Familie, und weinte sogar bei dem Namen seiner Kinder. „Gott möge sie schützen!“ rief er aus, „ich weiß nicht, wo sie sind.“

Jeder der Gefangenen hatte eine kleine Matratze, um darauf zu schlafen, mit den Stühlen aber waren wir nicht so glücklich, denn es waren nur drei oder vier im Zimmer, so daß wir uns abwechselnd der Betten bedienen mußten. Nach meinem Gespräch mit Ortiz sammelten sich auch die andern Gefangenen um mich, von denen allen, als von Officieren in den verschiedenen Provinzen, ich schon früher gehört hatte, ohne sie persönlich zu kennen. Sie waren alle von Dasa und Padrenerez gefangen genommen und nach Cordova gesendet worden, wo sie jetzt in großer Besorgniß ihr weiteres Schicksal abwarteten. Mehrere Tage blieb ich so in völliger Unwissenheit über die gegen mich vorgebrachten Klagen, niemand von meiner Familie oder meinen Freunden durfte mich besuchen, und so stieg allmählich meine Besorgniß. Endlich wurde ich vor eine Versammlung von Richtern in den Saal des Cabildo geführt, und aufgefordert, einen Padrino (Advocaten) zu bezeichnen, ich entgegnete aber, daß ich, was man auch gegen mich vorgebracht haben möchte, keines Vergehens mir bewußt sey, und darum mich selbst vertheidigen werde.

Jetzt wurde ich einem strengen Verhör über meine Besuche bei Losano und andere Dinge, von denen ich gar nichts wußte, unterworfen, und nach zweistündiger Befragung, während welcher man mich stehen ließ, ins Gefängniß zurückgeführt. Meine Mitgefangenen sammelten sich um mich, alle begierig zu erfahren, was vorgegangen sey, ich war aber nicht gesprächigen Sinnes, bemerkte ihnen bloß, was vorgegangen, berührte sie gar nicht, und bat mich mit Fragen unbehelligt zu lassen. Ich gehörte zwar nicht zur Partei der andern Gefangenen, aber da sie einmal meine Gefangenschaftsgenossen waren, fürchtete ich, im vertrauten Gespräch Ausdrücke zu gebrauchen, die man zu meinem Nachtheil hätte drehen können; denn ich wußte wohl, wenn ein Befehlshaber einmal jemand hatte verhaften lassen, so sey es bemühigend für ihn seinen Irrthum anzuerkennen, und er könne auf den leichtesten Vorwand hin eher mich opfern als seinen Schritt zurücknehmen, durch den er sein Unrecht anerkannt hätte. Gegen Ortiz sprach ich nachher freier, und den andern sagte ich bloß, da kein haltbarer Grund zu meiner Verhaftung vorläge, so müßte ich bald in Freiheit gesetzt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Siebenter Brief.

(Fortsetzung.)

In meinem Hauswesen hat sich seit meinem letzten Briefe nichts Wesentliches geändert. Mein javanischer Knabe ist noch munter und wohl. Ich kann ihn schon gut gebrauchen; er gibt auf alles acht und erzählt mir sogleich, wenn die Bedienten etwas verkehrt thun. Seinen Spielgenossen, den jungen Bären, hat er vor einiger Zeit verloren. Da er anfing wild zu werden, wie die Hühner fraß und die Menschen biß, mußte er in einen Stall gesperrt werden, worüber er sich so grämte, daß er erkrankte und verschied. Daß ich vollkommen gesund und wohl bin, soll als Regel ein für allemal angenommen werden. — Seit ein paar Monaten haben wir Winter, d. h. Regenzeit. Es regnet aber nicht alle Tage und meistens nur Nachmittags oder bei Nacht. Dabei ist die Temperatur ziemlich gemäßigt: Morgens 6 Uhr 17—18°; Mittags 2 Uhr 22—23; Abends 6 Uhr 19—20° Reaum. Im Augenblick, wo ich dieß schreibe, Morgens 10 Uhr, ist es 21 Grade. Die höchste Hitze, die ich hier beobachtete, war 26½° im Schatten. Da wir jetzt im Weh-Monden leben, sind wir seit 30 Tagen ohne Nachrichten von Java, und das

Digitized by Google

einzig Neue aus unserm Indien, das ich Euch schreiben kann, sind zahlreiche Expeditionen gegen Seeräuber, die der holländischen Marine allezeit viel zu schaffen machen, und nie ganz in dem inselreichen Meere zu vertilgen sind.

Nun zur Beantwortung einiger Eurer Fragen. Unser Station hat ihren schönen Namen von dem Thale, worin sie liegt. Bobang heißt Ebene oder Thal; Sidim Puang heißt ein kegelförmiger Berg, wovon mehrere unser Thal begränzen. Der Grund, warum unser Distriete bis jetzt dem Gouvernement nichts tragen, liegt nicht in der Unfruchtbarkeit, denn sie sind reich an herrlichen Naturprodukten, auch nicht an Platz für Cultur, denn es hat besten genug, sondern allein am Mangel an Menschen, und diese sind hier mehr nöthig, als in Europa, denn was bert Ein Mann thut, dafür hat man hier wenigstens sechs nöthig. Man darf nur daran denken, daß dieser große Distriet, der nur einen Theil der Residentschaft Tappanuly ausmacht und 80 Quadratmeilen groß ist, kaum 15,000 Einwohner zählt, welche in kleinen, oft unzugänglichen Dörfern sehr zerstreut wohnen, und frei sind, wenn sie nicht mehr zu thun haben, als Reis und Wälschkorn zu bauen, und gerade nur so viel, als sie für ihren eigenen Unterhalt bedürfen. Eine andre große Schwierigkeit für die Cultur ist die Kostspieligkeit der Transports an die Seeküste. Denn bei dem äußerordentlich unebenen und bergigen Terrain, wo die Anlegung von gehörigen Wegen faß unmöglich ist, muß alles durch Menschen getragen werden. Das Urbarmachen der großen Alangfelder kostet mehr Mühe, als man glaubt, mit dem blosen Abbrennen ist es nicht gethan. Indessen leidet es keinen Zweifel, daß Niederland, das seinen Vortheil sehr gut kennt und seine Colonien besser benützt als irgend eine andere europäische Macht, auch aus diesen Districten zieht was es ziehen kann. Da Kampherfabrication, Zuckerbau u. s. w. in diesen Districten nur sehr geringe Vortheile abwerfen würden, und mit großen localen Schwierigkeiten verbunden wären, so hat man sich hier allein auf Kaffeepflanzung beschränkt. Jedes Dorf von einer gewissen Einwohnerzahl in unserm Distriete muß jetzt seine Kaffeepflanzung anlegen, welche nach der Zahl der Familien verschiedene Größe haben muß. (Auf eine Familie rechnet man hundert Kaffeebäume.) Den reifen Kaffee kauft dann das Gouvernement den Eingebornen für einen bestimmten Preis ab, nämlich 4½ — 6 fl. für 125 Pfund, je nach der Qualität. Die Civilbeamten haben die Aufsicht über die Kaffeepflanzungen, die gehörige Einsammlung u. s. w., und sie haben auch den Antauf zu besorgen. Wenn diese Kaffeepflanzungen in unserm Distriet, die meistens noch sehr jung sind, einmal Früchte tragen, so werden die Einkünfte die Verwaltungskosten weit decken. In der benachbarten Residentschaft Batta-Mandheling (auch noch zu Tappanuly gehörig), welche viel besser bevölkert ist als Ankola, wird gegenwärtig neben dem Kaffeebau auch die Indigocultur eingeführt. Auf Sumatra, besonders in den malaischen Landen, bleibt aber noch viel für die Bodencultur zu thun übrig; das Gouvernement muß dawit bei der großen Abneigung der Eingebornen gegen alle, besonders gezwungene, Arbeit sehr vorsichtig und langsam zu Werke gehen, sonst wandern die Eingebornen aus, wie schon viele gethan haben, oder es entstehen Aufstände, wie wenn sie auch unterdrückt werden, die Cultur des Landes wieder auf mehrere Jahre zurückbringen. Die vielen Kriege sind auch schuld, daß Sumatra seine Verwaltungskosten noch nicht ganz trägt, oder — wie man hier sagt — noch ein Labyrsten ist. Es ist jedoch nicht zu bezweifeln, daß bei dedartlicher Fortführung des bisherigen Systems dieß in wenigen Jahren nicht mehr der Fall sein wird.

Die Anthropophagie der Batta's ist nicht gerade abgeschafft, doch selbst den unterworfenen Stämmen, weil sie keine Fehden mehr untereinander führen können, meistens die Gelegenheit dazu; Menschenfleisch ist inbessen noch immer ihre Liebloberei. In gewissen Fällen ist das Menschenfressen sogar legitimirt, namentlich bei zum Tode verurtheilten Verbrechern. Es fehlte nicht viel, so hätten wir vor einigen Monaten ein solches Schauspiel hier gehabt. Es fasen nämlich kurz vor der Ankunft des Generals von Gagern — etwa vor vier Monaten — drei Batta'sche Missethäter im hiesigen Militärgefängnisse, welche wegen Ermordung eines Häuptlings und Raub seines Kindes von dem Rathe der Häuptlinge unter Präsidium des Assistent-Residenten Radenburg zum Tode verurtheilt worden waren. Sie hätten dann der Landessitte zufolge auf dem Markte dahier durch die Blutsverwandten des Ermordeten lebendigstechen und hierauf von sämmtlichen Häuptlingen en compagnie und mit Feierlichkeit aufgefressen werden müssen. Das Urtheil wurde von dem Gouverneure von Sumatra General Michiels bestätigt, jedoch mußte mit der Execution gewartet werden, bis er selbst hieher kam, weil er — wie man meinte — seinem hohen Gaste dem General von Gagern [illegible] ein Batta'sches Nationalschauspiel geben wollte. Die drei Batta'schen Delinquenten aber schienen über die Ehre, die ihnen zugedacht war, nicht besonders erfreut zu sein, und in der Nacht vor der Ankunft der zwei Generale brachen sie aus, verschwanden und wurden nicht mehr gesehen. General Michiels war sehr böse darüber, und unser Capitän bekam einen tüchtigen Verweis über seine schlechte Wachsamkeit, noch größer war aber der Schmerz unserer Häuptlinge, denen diese seltene Festmahlzeit so schnöde entgangen war. Einer derselben, Radja Alahan, mein Hausfreund, versicherte mich im Vertrauen, daß er den Mördern eigentlich das Leben wohl gönne, daß es ihm aber doch um seine Portion Fleisch, nach der ihm schon der Mund gewässert habe, recht leid thue. Dieser Häuptling ist ein großer Gourmand und besonderer Liebhaber von Nattern und Mäusen. Seine Unterthanen sind deßhalb verpflichtet, jeden Tag seine Tafel damit zu versehen. Die größte Delicatesse ist ihm jedoch Hundefleisch; um ihm daher einen Gefallen zu erweisen, habe ich unlängst einen sehr häßlichen Hund gegen ein fettes Schwein mit ihm vertauscht.

Obwohl die Häuser auch der Europäer bei uns von Holz (Bambus) und mit Alang-Alang bedeckt sind, so hindert dieß doch nicht große Feuer darin zu brennen. Die Küchen sind stets in abgesonderten Gebäuden; in der meinigen wie in den andern ist ein großer Herd von Stein und Erde, auf dem Tag und Nacht das Feuer nicht ausgeht. Einen Kamin haben die Küchen nicht; der Rauch muß also selbst den Ausgang suchen, dessenungeachtet raucht es weniger darin als in Eurem Küchen in Europa.

Die Einrichtung des Spitals ist wie überall in Niederländisch-Indien gut und macht dem Gouvernement, das hier nicht spart, Ehre. Es hat drei Krankenzimmer, eines für javanesische Soldaten, eines für Europäer, eines für ansässende Kranke. Außerdem sind noch Gelasse vorhanden für die Apotheke, das Magazin, die Bedienung u. s. w. Die Kost ist gut. Es ist ein eigener Menagemeister dafür aufgestellt, ein europäischer Unterofficier. Kranke, die es nöthig haben, bekommen Wein. Ich habe in meinem Spitalmagazin, Bordeaux-, Madera-, Teneriffa-, Rheinwein, Portwein. Auch für die Krankenbedienung ist gut gesorgt; die Kranken im Spitale sind nicht lauter Soldaten wenn diesigen Detachement, auch die kranken Soldaten von der Garnison Fort Cleut, wo sich kein Arzt befindet, werden hier Tagreisen (20 Stunden) weit hieher gebracht. Ueberhaupt werden noch kranke Officiersbediente, Soldatenfrauen und Kinder, selbst arme Battas, im Hospitale unentgeltlich verpflegt. Die Bedienung besteht aus einem europäischen Krankenwärter und sechs javanischen Sträflingen. In Gebäuden habe ich noch für die Arzneibereitung einen Javanesen, der es in den pharmaceutischen Operationen zu großer Fertigkeit gebracht hat, und selbst die täglich vorkommenden Arzneien sehr gut allein machen kann.

Das hiesige Detachement ist 160 Mann stark, und zwar hundert Javanen, 45 Europäer, 15 Neger; die Officiere sind außer dem Capitän und mir drei Lieutenants, alle geborne Holländer.

(Schluß folgt.)

Sibirische Seltenheit. Man hat schon vor längerer Zeit (1772) in Sibirien einen auf einer Eisenta Art, so wie auf potentilla fruticosa lebenden Wurm entdeckt, der eine hochrothe Farbe gibt, und brauchbarthal jetzt (f. Journal für Manufacturen und Handel, Julius und August 1846) die Sache weiter zu verfolgen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 76. 30. März 1847.

Das Edinburgh Review über die deutsche Wissenschaftlichkeit.

Wenn wir nachstehende Stelle aus dem Edinburgh Review aufnehmen, so geschieht es nicht, um der in neuerer Zeit etwas anrüchig gewordenen deutschen Bescheidenheit unter die Arme zu greifen, sondern um unsern Lesern Gelegenheit zu geben, über diese Aeußerungen ihre Glossen zu machen, die sich zu sehr von selbst darbieten, als daß wir nöthig hätten sie unsern Lesern in den Mund zu streichen. Die Stelle bildet den Schluß eines Artikels über Bunsens Werke „Beschreibung der Stadt Rom“ und die „Basiliken des christlichen Roms“ und lautet folgendermaaßen: „Wir können von diesen Bänden nicht Abschied nehmen, ohne dem Lande, das sie erzeugt hat, unsern Dank zu sagen. Wir hören oft Bekürchtungen aussprechen über das Einströmen deutscher Literatur in England, über den steigenden Antheil, den das heranwachsende Geschlecht an den philosophischen und theologischen Werken Deutschlands nimmt. Daß Deutschland in hitzigen Speculationen und launenhaften Theorien viel zu verantworten hat, geben wir gerne zu, aber die vorliegenden Werke sind einer der tausend Beweise, daß die Deutschen als Nation etwas besitzen, das wir nicht entbehren können, außer wir eignen es uns selbst an. Sie lehren uns z. B. nicht bloß, wie man Thatsachen sammeln, sondern auch, wie man sie ordnen muß; sie machen uns begreiflich, daß wir durch Kritik wenigstens eben so viel gewonnen als verloren haben, und daß die, welche in die Fußstapfen des großen Gelehrten traten, welchen man mit Recht nicht den Zerstörer, sondern den Wiederherstelle der römischen Geschichte genannt hat, uns mehr zurückgeben werden, als sie uns genommen haben. Die Materialien lagen bereit vor in den Werken von Italienern und Engländern, aber — welch ein Unterschied zwischen Niebuhr und Bunsen! Nicht indem wir deutsche Werke übersetzen, sondern sie mit englischem Geiste studiren, nicht indem wir unsers englischen Charakters uns entkleiden, sondern indem wir ihn entzünden mit dem prometheischen Funken der deutschen Forschung, kann mit Vortheil für beide eine Brücke geschlagen werden über die Kluft, welche beide Völker scheidet. Und wir hoffen nicht der Nationaleitelkeit beschuldigt zu werden, wenn wir unsere feste Ueberzeugung ausdrücken, daß die englische Geschichte und Theologie, die aus solch einer Verbindung hervorgehen kann, alles was bis jetzt in Deutschland erschienen, um eben so viel überragen würde, als das was bis jetzt in England erschienen ist, und weit entfernt von gefährlichen Folgen für den christlichen Glauben unter uns, erhob sich vielmehr menschlich gesprochen nirgends eine so schöne Hoffnung auf eine gründliche und gesunde Werthschätzung des wahren Ziels und der wahren Grundsätze des Christenthums, durch den Geist und durch den Verstand, in der Kirche und in der Welt, als auf diesem Wege.“

Vierundzwanzig Jahre in der argentinischen Republik.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Meiner Frau gestattete man endlich mich in Begleitung eines Officiers im Gefängniß zu besuchen. Es wäre unnütz ihre und meine Gefühle bei dieser Zusammenkunft zu schildern; ich suchte sie zu beruhigen, aber als sie mich nach einer Viertelstunde verließ, fühlte ich erst recht, was mir in Folge meines frühern unsäten Lebens bisher entgangen war, daß ich nicht allein leide, und daß ich nach andere Rücksichten als die auf meine eigene Person zu nehmen hätte; in meiner frühern Gefangenschaft hatte ich der Trübsal der mich einschließenden Mauern getrotzt, jetzt aber wurde ich weichmüthig und seufzte nach Freiheit, obwohl ich im Vertrauen auf meine bekannte Anhänglichkeit an die Regierung des Gouverneurs Paz mich völlig sicher fühlte; hätte ich damals gewußt, was alles gegen mich vorgebracht wurde, ich hätte mich keiner solchen Zuversicht hingegeben.

In einer Nacht gegen 12 Uhr fühlte ich mit einem Mal eine schwere Hand auf meiner Brust, und vernahm die Worte: „Señor, steht auf!“ Als ich bei dem schwachen Licht einer Laterne aufblickte, sah ich einen Sergeanten vor mir stehen, und hinter ihm zwei Lanceros. Der Sergeant wiederholte die Aufforderung, ich stand auf und kleidete mich an, während meine Mitgefangenen in trübem Schweigen mich anschauten. Kein Wort ward gesprochen, und als ich mich nach ihnen umschaute, drückten ihre Gebärden augenscheinlich ein letztes Lebewohl aus. Ich hätte ihnen gerne Lebewohl gesagt, denn die Umstände dieses nächtlichen Besuches zeigten mir, daß der Augenblick kritisch sey, aber ich durfte weder zu ihnen noch sie zu mir reden; so kleidete ich mich denn schweigend an, und fragte dann den Sergeanten leise, welche Befehle er in Beziehung auf mich habe?

„Ich weiß nicht,“ war die Antwort.

„So macht vorwärts,“ erwiderte ich, „ich bin fertig.“ Die Lanceros nahmen mich in die Mitte, der Sergeant ging voran, und führte uns durch einen langen dunkeln Corridor, an dessen Ende er uns halten ließ, und allein die Treppe hinabstieg. Ich fragte nun einen der Soldaten, erhielt aber eben so wenig eine

Digitized by Google

Antwort. Der Sergeant kehrte gleich darauf zurück, und wir gingen hinab nach dem Coral. Hier hielten wir abermals, die Lanceros erhielten nun Befehl, von mir zurückzutreten, was sie auch thaten, indem sie einen Schritt von mir sich entfernten, und in dieser Stellung blieben wir etwa 15 Minuten lang. Das Schweigen des Todes herrschte in der Stadt, und alles war Dunkelheit mit Ausnahme des schwachen Schimmers, den die einige Schritte von uns auf den Boden gestellte Laterne von sich gab. Diese Minuten waren höchst angstvoll, ich hörte jeden Athemzug der Leute an meiner Seite; der Sergeant, der sich, wahrscheinlich um ein Gespräch zu vermeiden, etwas abseits hielt, wartete mit verschlungenen Armen den Befehl ab, den wir alle fürchteten, und dessen Inhalt keiner wußte. Eine Thüre, die von dem Coral nach dem Säulengang führte, öffnete sich endlich, ein Mann trat mit einer Laterne in der Hand herein, legte einen geschriebenen Befehl in die Hand des Sergeanten und entfernte sich.

Der Sergeant las denselben beim Schein der Laterne, näherte sich dann und befahl uns ihm zu folgen. Er führte uns hierauf nach dem andern Eingang des Gebäudes, die Flügelthüren thaten sich vor uns auf, wie durch Zauber, denn ich sah niemand, der sie öffnete, und ich trat in ein Zimmer, wo der Gerichtshof versammelt war. Alle Richter saßen, als erwarteten sie meine Ankunft, schweigend an ihren Plätzen; das Zimmer war matt erleuchtet, und die dunkeln Tapeten, mit denen dasselbe behangen war, verbunden mit dem schreckhaften Schweigen und der schrecklichen Angst, die ich so eben durchgemacht, alles dieß erregte in mir einen unbeschreiblichen Schauder. Dennoch hatte keine Todesfurcht mich ergriffen und ich stand aufrecht vor meinen Richtern.

Der Vorsitzer, den ich wohl kannte, brach das feierliche Schweigen mit Fragen ähnlich denen bei dem ersten Verhör, deren Beantwortung ich ablehnte; dann sagte er mit gebämpfter Stimme: „Gefangener, wollt Ihr einen Advocaten wählen?“ Ich lehnte es ab, wie das erstemal. „Dann müßt Ihr auf meine Fragen antworten.“ Bei diesen Worten hob er seine Augen zum erstenmal auf gegen mich, schlug sie aber, sobald er meine Blicke traf, wieder nieder.

„Ich habe meine Erklärung abgegeben,“ sagte ich, „und kann nichts hinzusetzen. Ich habe keine Antwort zu geben.“

Alle sahen mich erstaunt an, flüsterten einander einige Augenblicke zu, und ich ward dann in mein Gefängniß zurückgeführt. Als ich daselbst ankam, waren alle Gefangenen auf, und fragten mich eifrigst, was denn vorgegangen sey, ich war aber nicht in der Stimmung darauf zu antworten, sondern warf mich auf mein Lager und überließ mich meinen Gedanken. Daß man irgend ein verfluchtes Complott gegen mich geschmiedet, war nun klar, und vergebens zermarterte ich mich, das Geheimniß auszugrübeln. Am folgenden Tag kam ein Herr mit einem zusammengefalteten Papier in mein Gefängniß, kündigte sich als Oberst Bedoya an, und stellte mir nach kurzem Eingang das Papier zu, nach dessen Unterzeichnung ich, wie er sagte, sogleich auf freien Fuß gestellt werden sollte. Das Papier enthielt eine in meinem Namen und in den demüthigsten Ausdrücken abgefaßte Bittschrift, worin ich um meine Befreiung bat. Ich las das Papier, gab es zurück, und erklärte daß ich es nicht unterzeichnen, und nicht, um meine Freiheit zu erlangen, meine Ehre aufopfern könne.

„Aber hier ist von keiner Aufopferung der Ehre die Rede.“ „Die Bittschrift ist demüthigend, ich bin unschuldig und will niemand bitten.“

Er erinnerte mich an meine Frau, die durch meine Gefangenschaft leide, und an meine Freunde; ich erklärte aber fest, meine Frau und meine Freunde müßten mich verachten, wenn ich es unterzeichnete, und ich würde es nicht thun. Er ging fort und berichtete, was vorgefallen, an den Rath, der, wie ich glaube, aus dem Gouverneur Paz und mehrern höhern Staatsbeamten bestand. Meine unabhängige Haltung war nicht nach dem Geschmack dieser Herren, und einige nannten mich starrköpfig, andere, namentlich der welcher als Staatssecretär fungirte, erklärten mein Benehmen für beleidigend gegen die Regierung. Zum Glück waren auch andere da, die kälteres Blut bebielten und anerkannten, daß mein Benehmen unter den vorwaltenden Umständen nicht wohl anders seyn könne. Dennoch gaben sie die Hoffnung nicht auf mich zu demüthigen, und man ließ mehrere meiner persönlichen Freunde in mein Gefängniß zu, welche sämmtlich in mich drangen die Schrift zu unterzeichnen, die Angst meiner Frau habe ihre Gesundheit angegriffen, und von meinem Benehmen hänge großentheils die Sicherheit Losano's ab, dessen vertrauter Umgang mit mir ihn verdächtig gemacht habe. Durch alle diese Bemühungen endlich aufs Aeußerste gebracht, erklärte ich, unterzeichnen zu wollen, in zwei Stunden nachher erbielt ich zu meiner tiefen Beschämung meine Freiheit wieder; ich fühlte, daß ich mich in der Achtung anderer herabgesetzt hatte, wünschte meinen Mitgefangenen einen kalten guten Abend, und verließ mein Gefängniß weit unzufriedener mit mir selbst, als ich es betreten hatte.

Als ich in meiner Wohnung angekommen war, fand ich alles höchst erfreut über meine Befreiung und fühlte mich glücklich, meine Familie wieder zu umarmen. Dennoch lag eine Last auf meiner Seele, mich peinigten Selbstvorwürfe und ich war mit der Art meiner Befreiung nichts weniger als zufrieden. Ich hatte nie geglaubt, daß wirklicher böser Wille gegen mich den Gouverneur Paz zu meiner Verhaftnahme bewogen hatte, und bald erbielt ich darüber bestimmten Aufschluß, aber ich tadelte ihn, daß er Einflüsterungen Gehör gegeben, ohne mir Gelegenheit zu geben, mich selbst über meine Stellung auszusprechen, ehe er zum Aeußersten schritt, und obwohl wir nachher, wenn wir zusammentrafen, die gewöhnlichen Höflichkeiten gegen einander austauschten, so trat ich doch nie wieder mit ihm in freundlichen Verkehr.

Bald erfuhr ich, daß Quiroga sich gegen Padrenera und Dasa behaupte, daß er über 5000 Mann zusammengebracht habe — eine ungeheure Armee in diesem Land — und gegen Cordova anrücke, um Paz in seiner eigenen Veste anzugreifen. Dieß erregte allgemeine Bestürzung, denn Quiroga war ein blutdürstiger Mensch, und bei einem allenfallsigen Erfolge eine gänzliche Plünderung der Stadt zu fürchten. Cordova war vielleicht die reichste Stadt im Innern, und die Aussicht auf Plünderung konnte aus Leuten, die für wenig besser als Barbaren gelten konnten, wahre Teufel machen. Dasa und andere Officiere wurden nun berbeigezogen. Paz traf alle militärischen Vorbereitungen und seine Macht betrug bald gegen 4000 Mann wohlgerüsteter, gut disciplinirter und von erfahrenen Officieren befehligter Truppen. Dennoch herrschte schauderliche Bestürzung in der Stadt. Die Bürger wurden auf den Marktplatz zusammengerufen, und Maaßregeln für die innere Vertheidigung der Stadt ergriffen, falls die Truppen überwältigt und zurückgetrieben werden sollten; die Hauptstraßen sollten barrikadirt, die

Digitized by Google

bedeutendsten Gebäude befestigt, und die Dächer mit Mannschaft besetzt werden. Außerdem wurden die meisten öffentlichen Gebäude in Spitäler für die Verwundeten umgewandelt, und mit Matratzen, Leinwand und sonstigen Bedürfnissen versehen.

Ouiroga näherte sich endlich und Paz zog mit seiner ganzen Macht auf die Tablada hinaus, eine große, von den Hausdächern aus schiefbare Ebene, etwa eine Stunde von der Stadt. Ich hatte mit mehrern andern, die, wie, ich sämmtlich wohl bewaffnet waren, mich auf das Dach des Hauses eines der Staatsbeamten begeben, das am Eingang der Stadt in der Richtung, wo der Feind herkam, lag, und von hier aus überschauten wir sowohl die anrückenden Feinde, als die Stellung von Paz. Eine schwache halbe Stunde von letzterer hielt Ouiroga, um seine Infanterie in Ordnung zu stellen; die Art, wie diese Waffe hier zu Lande behandelt wird, verdient eine Erklärung. Die Truppen der argentinischen Republik bestehen meist aus Reiterei, doch bildet jeder General immer auch ein kleines Corps Infanterie, und da die Operationen sich oft über einige hundert Leguas weit erstrecken, so wird die Infanterie, um sie schneller fortzubringen, hinter den Reitern auf die Pferde gesetzt; kommt es zum Gefecht, so steigt die Infanterie ab und bildet sich in ihrer Weise.

Wie erwähnt, ließ Ouiroga seine Infanterie absitzen, stellte sie eine kleine halbe Stunde von Paz in Ordnung und rückte sodann mit seiner gesammten Reiterei vor. Paz hatte alle Vortheile, nur nicht den der Ueberzahl. Außer seiner Reiterei und Infanterie, unter der sich auch ein kleines Bataillon Neger unter Anführung eines Engländers, Namens Wild, befand, hatte er auch etwas Artillerie, seine Mannschaft und Pferde waren frisch und gut disciplinirt, und er hatte seine Stellung an einem sanften Abhang der Tablada genommen. Sein Fußvolk, etwa 1000 Mann stark, war in Front aufmarschirt, auf beiden Seiten von Infanterie flankirt. Etwa 200 Schritte rückwärts war eine Linie Reiterei, gegen 2500 Mann, und etwas weiter rückwärts ein schöner Rückhalt von Reiterei etwa 500 Mann. Die Aufregung, welche dieser Anblick in mir erregte, war fast überwältigend, kaum konnte ich dem Antrieb widerstehen mich unter die Kämpfenden zu mischen, aber ich hatte einmal eine neutrale Stellung genommen, und überdieß war ich mit mehreren andern übereingekommen, nur im äußersten Nothfalle für unsere wenigen Freunde und Verwandte zu fechten; die welche in der Stadt blieben, wurden von Weibern, Müttern und Kindern als ihre letzte Hoffnung betrachtet, und zu ihrem Schutz blieben wir. Gegen drei Uhr Nachmittags begann Paz den Angriff mit einem Feuer seiner Artillerie gegen Ouirogas Colonne in dem Augenblick, wo sie sich zu entwickeln begann. Die Wirkung war sichtbar, und ehe die Truppe sich vollständig entwickelt hatte, begann der rechte Flügel eine rasche Bewegung, augenscheinlich um die Infanterie von Paz anzugreifen. Durch die Eilfertigkeit seiner Bewegungen kamen die Linien bereits etwas in Unordnung, und der rechte Flügel wurde durch eine Salve der Infanterie empfangen, so daß er umwandte, und nun die Reitergeschwader unter dem Kreuzfeuer der Artillerie vordrangen. Der zweite Angriff wurde von der Infanterie, welche einer Mauer gleich stand, wie der erste empfangen, und bald wollten die feindlichen Pferde, von denen sehr viele verwundet waren, nicht mehr vorwärts. Inzwischen hatte sich Ouirogas Fußvolk hinter der Reiterei entwickelt, und ihr Anführer beschloß augenscheinlich sie zu demasiren und zugleich die Flanke der Infanterie von Paz zu umgehen, um mit seinen 4000 Reitern über die an Zahl schwächere Reiterei von Paz herzufallen, aber Paz hatte diese Bewegung erwartet, und war bereit ihn zu empfangen. Eine Stunde nach dem Beginn der Schlacht war das Gefecht allgemeiner: Fußvolk war mit Fußvolk, Reiterei mit Reiterei im Kampf, und die ganze Masse wurde so verworren und in Staub und Rauch gehüllt, daß man nichts mehr unterscheiden konnte. Geraume Zeit blieb die Reserve von Paz unbeweglich, endlich sahen wir aber auch sie in den Kampf eilen. Es war ein Augenblick der größten Aufregung für uns alle, niemand konnte im mindesten sich eine Ansicht über den wahrscheinlichen Ausgang bilden, und unfähig die ängstliche Spannung länger zu ertragen, stiegen wir endlich zu 20 herunter, um uns dem Schauplatz des Gefechts zu nähern, ohne einen andern Zweck als um die glühende Neugier zu befriedigen. Eilig verließen wir die Stadt und sprengten gegen die Tablada, von der und der Lärm der Schlacht immer lauter und lauter entgegen schallte. Beide Heere waren in kleine Abtheilungen aufgelöst und fochten allenthalben Mann gegen Mann. Wir sahen Ouiroga, der alle Kleider weggeworfen mit Ausnahme der weiten Hosen, die er aufgerollt und an den Schenkeln befestigt hatte. Er und sein Pferd waren mit Blut bedeckt und boten ein Bild, das gar nichts menschliches mehr hatte. Aufgeschaucht durch die Aussicht auf eine Niederlage sprengte er hin und wieder, hieb einige seiner eigenen Leute nieder wenn sie zurückweichen wollten, und führte einzelne Abtheilungen ins hitzigste Kampfgewühl. Nackt wie er war, und überströmt von dem Blut, das von seinen Opfern auf ihn gespritzt war, sah er aus wie ein Teufel, der eine Schlächterei leitet. Seine Truppen hatten bereits begonnen zu fliehen und eilten in kleinen Schaaren vom Kampfplatz weg, andere hielten aus, und stürzten bei einem günstigen Augenblick wieder in den Kampf. So kam auch unsere kleine neutrale Partei in die Masse der Kämpfenden hinein, und einmal mußten wir in der That mit dem Säbel und den Weg bahnen. Doch mit Sonnenuntergang war die Schlacht entschieden: Paz war Sieger, und Ouiroga wandte sich, als er alle seine Bemühungen fruchtlos sah, zur Flucht. Die Niederlage war allem Anschein nach vollkommen, Paz kehrte in die Stadt zurück und überließ das Commando dem Oberst Dasa. Die Nacht sank hernieder, wir kehrten zurück, und während das Volk, nachdem es seiner Freude durch einige laute Ausbrüche Luft gemacht hatte, nochmals in sicherer Ruhe sich schlafen legte, blieben unsere Wachen auf den Hausdächern und an den Barrikaden aufgestellt. Glücklich, wenn Dasa und seine Truppen gleiche Vorsicht beobachtet hätten.

(Schluß folgt.)

Salawat, Julais Sohn, der Baschkire.

In der Orenburgischen Gouvernementszeitung [f. Nord. Biene 28 Febr.] findet sich folgendes: „Wer im Gouvernement Orenburg gelebt hat, hörte wohl mehr als einmal von Salawat, den die Baschkiren als ihren Helden und großen Anführer vergangener Zeiten verehren. In seinem Namen fließt alles Heldenmüthige, alles was an ihre unbezähmte Freiheit und an die Raubzüge erinnert, mit diesem sie manchmal das friedliche Leben der neuen Ansiedler in diesem Lande stören, zusammen. Namentlich im Frühjahr, wenn der Baschkir sich an frischem, kräftigem Kumys gelabt hat, und seine von wohlriechenden Kräutern und Blumen bedeckte Steppe durchreitet, dann entkommt sich seine glühende Einbildungskraft und man hört ihn in gezogenen Tönen das „Salawat, Salawat, Julais Sohn," singen. Dieß hat uns veranlaßt, den Zauberschein, der den Namen und die Zeiten Salawats umgibt, zu zerreißen und aus einem im Gouvernementsarchiv aufbewahrten Werke seine zuverlässige

Digitized by Google

Nachricht über ihn auszuziehen. Im Kreise Ufa, im Distriete Schaitanskoi im Dorfe Julat, lebte der Baschkir Salawat, ein Sohn des Baschkirenältesten Julai Abalin. Als im Herbst 1773 der Aufstand Pugatscheffs ausbrach, wurde Salawat, damals 20 Jahre alt, im Dienst gegen die Aufrührer im Corps des Reiterlen Elwi fortgeschickt, das 1200 Baschkiren und Meschtscheräken stark von Sterlitamsk aus marschirte, um zum General Kaznow zu stoßen. Die Abtheilung war noch nicht weit gekommen, als sie auf eine Schaar Pugatscheffs stieß, und ohne einen Schuß zu thun, nach kurzer Unterredung sich mit den Aufrührern vereinigte und gegen Orenburg geführt wurde. Was Salawat vor Orenburg ausführte, ist nicht genau bekannt; man weiß bloß, daß er von Pugatscheff am Ende des Jahres zum Obersten ernannt und nach seiner Heimath gesandt wurde, um von seinen Wunden zu genesen und die Baschkiren für Pugatscheff aufzubieten. Seit dieser Zeit erscheint Salawat stets als ein eifriger Anhänger Pugatscheffs. Er sammelte in seinem Dorf eine Schaar; drei Baschkiren, welche nicht zu ihm übertreten wollen und sich in ihren Wohnungen einschließen, verbrannte er darin und schreckte so die andern. Nur wenige Tage blieb Salawat zu Hause und mit einer Schaar von 2000 Mann stieß er zu den übrigen Anhängern Pugatscheffs an der Beste Krasnoufimskaja. Die nach der Einnahme der Beste gefundenen 2000 Rubel schickte er an den Kosaken Tschika, welcher Ufa belagerte, Kanonen und Pulver aber nahm er mit sich, und griff die Stadt Kungur an, die er jedoch nicht einnehmen konnte, sondern beim Angriff verwundet wurde. Nach seiner Wiederherstellung schlug er sich wiederholt gegen Abtheilungen des Ob. Popoff und des Obersten Michelson, und bei der Einnahme der Stadt Ufa wurde er durch eine Kugel in den Fuß verwundet, worauf Pugatscheff ihn zum Brigadier ernannte, und zur Heilung seiner Wunde nach Hause entließ. Salawat setzte, auch nachdem Pugatscheff das Gebiet von Orenburg verlassen hatte, den Aufstand daselbst fort, nannte sich Brigadier, setzte in der Festung Elbikai den Kosaken Semen Schemitoff als Ataman ein, und als Oberst Mollejeff heranzog, lieferte er ihm ein Gefecht, wobei aber die Baschkiren nach den ersten Schüssen auseinander liefen. Von nun an setzte Salawat den Kampf nur räubermäßig fort, verbarg sich in den Wäldern, zerstörte und verbrannte die Häuser der treuen Baschkiren, wurde aber endlich von der Abtheilung des Ob. Reschenowski am 25 November gefangen genommen und nach Kasan, von da nach Moskau an die geheime Kanzlei, dann aber nach Ufa zurückgeschickt, wo das Gericht ihn verurtheilte, daß er an den Hauptschauplätzen seines Verbrechens je 25 Knutenhiebe erhalten, dann aber ihm die Nase aufgeschlitzt und er auf Stirne und Wangen gebrandmarkt werden sollte. Hierauf wurde er zur ewigen Arbeitsstrafe nach Negerwiek geschickt." Das russische Blatt findet es höchst seltsam, daß die Baschkiren diesen Mann, der seine eigene Stammgenossen nicht schonte, als den Helden ihres Stammes betrachten.

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Siebenter Brief.

(Schluß.)

Und nun noch als Nachtrag etwas über die Sterblichkeit zu Batavia aus den officiellen Listen in dem Natur- und gewerbskundigen Archief voor Neerland Indie von 1846.

Die Bevölkerung der Stadt Batavia mit den Vorstädten Weltevreden, Rhijswyk u. s. w. betrug 1844 Europäer (die Creolen und Einwohner von gemischtem Blut darunter gerechnet) 2969; Chinesen 17,207; Malayen 38,744; Araber 365; Sklaven (von verschiedenen Nationen) 1365; zusammen 60,650. Die Bevölkerung der Umgebungen von Batavia, die man gewöhnlich noch zur Stadt rechnet, betrug Europäer 509; Chinesen 14,164; Malayen 204,120; Araber 33; Sklaven 210; zusammen 218,527; also in Stadt und Umgebung mit einander in 279,377. In den letzten sechs Jahren war die mittlere Sterblichkeit unter den Chinesen 1:14, unter den Malayen 1:16.

Was die Europäer in Batavia betrifft, so sind unter den 2969 begriffen: Männer 1059; Frauen 912; Knaben 529; Mädchen 469. Die mittlere Zahl der jährlich unter den Europäern eingegangenen Ehen beträgt 52. Man hat bemerkt, daß die Zahl der geschlossenen Ehen in umgekehrtem Verhältnisse steht zu der Zunahme der Bevölkerung; denn z. B. 1820 wurden bei einer europäischen Bevölkerung von 2200 (mit denen in den Umgebungen) 76 Ehen geschlossen. Der Grund von der Verminderung der Ehen liegt weder in der Verminderung der heirathsfähigen Frauenzimmer, noch in der Verschlechterung der Sitten, denn die Sittlichkeit ist viel besser geworden, sondern — wie in Europa — in Verminderung des Reichthums und des dem gesteigerten Luxus entsprechenden Vermögens.

Die Geburten unter den Europäern sind durchschnittlich 1:18 im Jahr. Im Jahre 1844 wurden 193 Kinder geboren; doch läßt sich für die Richtigkeit dieser Angabe nicht einstehen, da viele mit eingebornen Frauen erzeugte Kinder nicht officiell bekannt werden.

Die Sterblichkeit der Europäer in der Stadt und Umgebung war 1820 1:6, 1825 1:10, 1830 1:10, 1835 1:15, 1840 1:18, 1842 1:17, 1844 1:18½. Durchschnittlich in dem letzten Decennium 1:15,67; im Jahre 1819 war sie 1:4. Die Ursachen dieser großen Verbesserung sind: 1) das mäßigere leben der Europäer; 2) daß man die ungesunden Wohnplätze mehr und mehr verlassen hat. Unter den Männern ist die Sterblichkeit, wie 1:14,78; unter den Frauen 1:15,38; unter den Kindern 1:12,28.

Sterblichkeit unter der Garnisen in Batavia. Unter den eingebornen Soldaten 1:20, den Negern 1:10, den Europäern 1:8,93. Beträchtlich größer ist die Sterblichkeit unter den europäischen Matrosen und Seeleuten, die mit Schiffen zu Batavia ankommen.

Uebersicht:

Sterblichkeit unter den europäischen Einwohnern			= 1 : 15,67.
"	" "	Militär	= 1 : 8,93.
"	" "	eingebornen Einwohnern	= 1 : 24,80.
"	" "	Soldaten	= 1 : 20,34.
"	" "	afrikanischen Soldaten	= 1 : 10,44.
"	" "	chinesischen Einwohnern	= 1 : 16,53.

Sterblichkeit unter den Gesundheitsofficieren in Niederländisch-Indien.

(Ihre Zahl betrug 1845 — 53.)

im Jahre	1816—1 : 16.		1831—1 : 11,60.	
	1817—1 : 8,90.		1832—1 : 26,80.	
	1818 (?)		1833—1 : 8,33.	
	1819—1 : 13,67.	Kriege	1834—1 : 23,33.	
	1820—1 : 15.	auf	1835—1 : 15,22.	
(Cholera)	1821—1 : 7,71.	Sumatra.	1836—1 : 49,33.	
	1822—1 : 12.		1837—1 : 31.	
	1823—1 : 10,63.		1838—1 : 13,80.	
	1824—1 : 8,92.		1839—1 : 12,83.	
	1825—1 : 6,66.		1840—1 : 15,60.	
Kriege	1826—1 : 9,28.		1841—1 : 31,60.	
auf Java.	1827—1 : 13.		1842—1 : 19,87.	
	1828—1 : 12,50.		1843—1 : 31,35.	
	1829—1 : 9,13.		1844—1 : 40,25.	
	1830—1 : 22,66.		1845—1 : 30,60.	

Gesammt-Durchschnitt jährlich 1,19,99.

im ersten Decennium — 1 : 11,25.
im 2ten " — 1 : 15,19.
im 3ten " — 1 : 32,65.

Die Sterblichkeit unter den Gesundheitsofficieren ist also in dem letzten Decennium nicht so groß, als die in Griechenland, der Türkei und Italien, und beinahe gleich der in Paris und Amsterdam.

Aschenregen auf den Farören. Wie im Spätjahr 1845, so fiel auch am 14 und 15 Januar d. J. auf mehreren der Faröer ein Aschenregen nieder, woraus man schließen kann, daß abermals ein Ausbruch des Hekla erfolgte. Doch war der Aschenregen diesmal minder stark. (Berlingske Tidende. 13 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 77. 31. März 1847.

Vierundzwanzig Jahre in der argentinischen Republik. Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Eine wichtige Krisis in den Angelegenheiten der Republik schien nun eingetreten zu seyn: Paz hatte, wenn auch etwas spät, alle innern Provinzen der Herrschaft des Dictators entrissen, und die einzige Hoffnung, welche hier demselben noch übrig blieb, war der wilde Quiroga. Die einzigen Provinzen von Bedeutung, welche dem Plan des Gouverneurs Paz noch entgegenstanden, waren Buenos-Ayres unter Rosas, und Santa Fé unter dessen vertrautem Freund Lopez. War Quiroga einmal im Innern geschlagen, so standen diese allein, und wurden leicht von dem unitarischen Befehlshaber bezwungen, war aber dieß geschehen, so stand der Errichtung einer reinen republicanischen Regierung nichts mehr im Wege. Das ganze Geschick des Landes schien mir also an dem einen Kampfe zu hängen; dieser aber war noch nicht vorüber.

Wir hielten, wie gesagt, die Nacht über auf den Hausdächern und in den Straßen der Stadt Wache. Das Freudengeschrei, das sich mit den Wehklagen der Verwittweten und Verwaisten gemischt, war allmählich verstummt und nochmals lag Schweigen über der Stadt. Die Nacht zog träge hin, als aber die Morgendämmerung anbrach, schlug der Ton einer Gewehrsalve, der in der Richtung des gestrigen Schlachtfeldes herkam, an mein Ohr. Alsbald folgten menschliche Stimmen, so traurig und so durchdringend, daß das Blut erstarrte und das Haar sich sträubte. Nun ward die Stille unterbrochen von verworrenem Geschrei, vom Klirren der Säbel, vom Rasseln des Gewehrfeuers, so daß bald kein Zweifel übrig blieb, der Kampf habe aufs neue begonnen. Die Lärmsignale erschollen, die Stadt war augenblicklich in Bewegung, und wie das Tageslicht stärker wurde, sahen wir abermals das Kampfgewühl in der Ferne, das durch den in Wolken emporsteigenden Rauch bezeichnet wurde.

Die Schlacht hatte in der That mit aller Wuth des gestrigen Tages neu begonnen, und als die Sonne aufging, kamen die nähern Nachrichten in die Stadt. Dasa hatte die Niederlage Quiroga's für vollständig gehalten, am Abend seine Truppen nicht weit vom Schlachtfeld in einem kleinen Thale zusammengezogen, und hier mit Ausstellung einer einzigen Wache ohne Zelte campirt. Die Todten lagen noch auf dem Feld, bloß die Verwundeten waren in die Stadt geschafft, und ermüdet von den Anstrengungen des Tages versank das ganze Lager, die Wache selbst nicht ausgenommen, in tiefen Schlaf. Quiroga hatte in der Zwischenzeit seine zerstreuten Schaaren gesammelt, stellte sich vorsichtig auf den umliegenden Höhen auf, und ließ nun auf die Masse von Schlafenden eine furchtbare Salve regnen. Zwischen zwei- und dreihundert fielen auf diese Weise. Die Lebenden sprangen auf und stürzten ohne Ordnung die Höhen hinan auf ihre Angreifer los, wo der Kampf wiederum Mann gegen Mann begann, bis gegen zehn Uhr der Feind von neuem durchbrochen und in gänzliche Flucht gejagt war. In diesen beiden Gefechten waren 1700 Mann auf dem Platz geblieben, und 700 von Quiroga's Leuten, nebst einer großen Anzahl Officieren fielen in Dasa's Hand. Nach Beendigung der Schlacht strömten die Bürger zu Hunderten hinaus, ich selbst mit ihnen. Wir fanden Dasa, der dießmal eine Verfolgung angeordnet hatte, nebst den meisten seiner Officiere in höchster Entrüstung über den verrätherischen Ueberfall. Einige von Dasa's eigenen Verwandten waren gefallen, und er erklärte entschieden seine Absicht, sämmtliche Gefangene zu erschießen. Lange bemühten wir uns umsonst ihn davon abzubringen, und er gab nur dann einigermaßen nach, als ich ihm sagte, daß er sich dadurch auf Eine Linie mit Quiroga stelle, und die armen Teufel, welche nur ihren Anführern gehorcht hätten, völlig unschuldig seyen. Dieß wirkte, aber nicht viel, denn die Officiere und von den Gemeinen je der fünfte Mann wurden dennoch erschossen.

Als Quiroga's Truppen völlig versagt waren, zog der Rest unserer siegreichen Truppen in die Stadt unter den widersprechendsten Scenen von Freude und Kummer. Das Volk hatte auf beiden Seiten die Straßen besetzt und empfing die Truppen mit Geschrei und Beifall. Unter den letztern befand sich auch das Bataillon der Neger, das in beiden Treffen furchtlos und mit dem Muth der Verzweiflung gefochten hatte; noch waren ihre Augen roth und mit Blut unterlaufen, während ihre weißen Zähne in grellem Contrast erglänzten, und das freundliche Grinsen, mit denen sie auf die Zurufe der Menge antworteten, bot in der That einen scheußlichen Anblick dar.

Quiroga hatte seine Truppen für den Fall einer Niederlage nach den Ebenen der Rioja in der Provinz Catamarca beordert, und dahin eilte er, allenthalben bethenernd, in zwei Monaten würde er mit einer Macht zurückkehren, stark genug, seinen Feind zu erdrücken, und alles, was sich ihm entgegenstelle, zu vernichten. Paz kannte seinen Mann und rüstete sich zur kräftigsten Vertheidigung. Allenthalben bot auch Quiroga Truppen auf, übte sie in den strengsten militärischen Formen, und in wenigen Monaten schickte er, getreu seiner Drohung und zuversichtlich auf seine Macht, Nachricht, daß er komme, und rieth Paz sich in Bereitschaft zu halten, ihn zu empfangen.

Digitized by Google

Dieser erfuhr bald die Richtung des feindlichen Marsches durch ausgeschickte Kundschafter, und um den Schauplatz des Kampfes weiter von der Stadt zu entfernen, ließ er hier nur eine schwache Truppenzahl zurück, und zog mit der Hauptmacht dem annähernden Feinde entgegen. Er war etwa 20 Leguas weit vorgerückt, als er mit Einbruch der Nacht den Feind zu Gesicht bekam, und beide Theile nur in der Entfernung einer halben Legua von einander scheinbar ein Lager bezogen. Beide Theile sahen die feindlichen Wachfeuer, und Paz, der dieß für eine vortreffliche Gelegenheit zu einem nächtlichen Ueberfall hielt, rückte um Mitternacht mit einem bedeutenden Theil seiner Truppen, darunter die Artillerie, vor bis fast an die feindlichen Vorposten. Von hier aus sah er Menschen und Pferde um die Lagerfeuer sich herumbewegen, und nachdem er alles geordnet, eröffnete er ein heftiges Artilleriefeuer. In der Erwartung eines Ausfalls hatte er alle Anstalten getroffen, solchen zurückzuweisen, zu seinem Erstaunen aber erfolgte der Ausfall nicht, und sein Feuer ward schwach erwidert. Ungewiß über die Ursache und in der Furcht, während der Dunkelheit durch eine Flankenbewegung aufgehalten zu werden, fuhr er mit seinem Feuer bis zu Tagesanbruch fort, wo er erst die Wahrheit erkannte, — alle seine Anstrengungen waren gegen eine kleine Schaar gerichtet gewesen, während Quiroga sich durch einen Meisterstreich in den Rücken seines Feindes geschlichen hatte, und mit einem Vorsprung von acht Stunden auf dem Weg nach Cordova war. Wir verlassen jetzt den Gouverneur Paz in seiner Verlegenheit und folgen Quiroga nach der Stadt.

Durch einen raschen Nachtmarsch hatte er Cordova vor Sonnenaufgang erreicht, und das Volk, welches ihn von ferne heranziehen sah, hielt seine Truppen für die unsrigen. Jeder Zugang zur Stadt war jedoch stark verbarrikadirt, und sobald man erkannte, daß feindliche Truppen heranrückten, war alles entschlossen zum äußersten Widerstand, in der Meinung es sey nur eine einzelne Abtheilung des Feindes. Die von Paz zurückgelassene Wache, etwa 300 Mann, hielt unterstützt von den Bürgern und Barrikaden Quiroga gegen drei Stunden auf, wo dann eine Stillstandsflagge erschien mit der Erklärung, er habe 4000 Mann bei sich, Paz sey geschlagen, und wenn nicht die Stadt augenblicklich übergeben werde, so lasse er stürmen, und gebe keinen Pardon. Widerstand wurde unter diesen Umständen für hoffnungslos betrachtet und aufgegeben. Quiroga marschirte herein, entwaffnete die Truppen und diejenigen Bürger, die man Zeit hatte gefangen zu nehmen, befreite die Gefangenen im Cabildo, ließ ein Regiment als Besatzung zurück, und zog dann eilig wieder hinaus, um die Rückkehr von Paz abzuwarten, da er nur durch dessen Niederlage seine jetzigen Vortheile behaupten konnte.

Paz hatte unterdessen den ihm gespielten Streich entdeckt, und ungewiß, welchen Weg Quiroga genommen, erst die nahen Berge durchsucht, und dann, als er hier keine Spur des Feindes fand, sich eiligst nach der Stadt in Marsch gesetzt. Als er an der Lagona Lago ankam, entdeckte er den Feind, war aber jetzt unschlüssiger als je. Er fürchtete Quiroga möchte bereits die Stadt besetzt haben, wünschte jedoch, im Fall dieß nicht geschehen sey, diese zu vertheidigen, wollte aber zugleich nicht zurückkehren, ohne wenigstens einen Versuch zur Vernichtung des Feindes gemacht zu haben. Unschlüssig was er thun sollte, versammelte er seine Officiere um sich, die, erschöpft durch den Nachtmarsch, fast insgesammt vorschlugen eine Schlacht zu vermeiden, und in möglichster Eile nach der Stadt zurückzukehren. Unter den anwesenden Officieren war auch der schon von mir erwähnte Oberst Bedoga, der nicht in regelmäßigem Dienste stand, sondern nur Paz als Freiwilliger begleitet hatte. Als der Vorschlag zum Rückzug gemacht wurde, bat er, doch einen so schimpflichen Schritt nicht zu thun, und den letzten günstigen Augenblick zur Befreiung der Republik nicht zu verlieren. Trocken bemerkten ihm einige Officiere, er habe hier nichts zu sagen, da er nicht im eigentlichen Dienst stehe, und der General brauche seinen Rath nicht, dennoch drang er aufs heftigste in Paz und sagte: „Fallen Sie jetzt über den Feind her, General, dieß ist der vom Himmel gesendete Augenblick, um das Land zu befreien. Lassen Sie diesen verstreichen, so werden die Truppen entmuthigt, das Vertrauen des Volks erschüttert, und alles ist verloren!“

Paz ließ sich bereden und beschloß den Kampf. Quiroga's Truppen wurden vollständig geschlagen, er selbst entkam nur mit 50 Mann, aber Paz statt seinen Vortheil zu verfolgen, kehrte nach der Stadt zurück, um die Schmeicheleien des Volks entgegen zu nehmen. Er ward abermals mit öffentlichen Freudebezeugungen empfangen, aber unter Festen und Schmeicheleien vergaß er, daß das Schicksal der Republik von seiner Thatkraft abhing. Als Rosas die Niederlage Quiroga's vernahm, erwartete er mit Zuversicht, daß nun auch Lopez zu Santa Fé, der wirklich in großer Furcht geschwebt haben soll, vor Paz unterliegen werde; die Unitarier an den Gränzen riefen ihm Vivas voll Freude, und blickten sehnlichst nach den Truppen aus, die leider nicht kamen. So groß war meine Spannung bei diesen Ereignissen, daß ich, alle persönlichen Gesinnungen und meine Neutralität bei Seite lassend, den Gouverneur aufsuchte und ihn bat, vorzurücken und seine Vortheile zu verfolgen. Auch andere drangen in ihn, aber alles war umsonst, er war nicht vorwärts zu bringen.

Quiroga floh nach seiner Niederlage eilig nach den Bergen von Alto Garcio in der Richtung von Buenos-Ayres, und glaubte jeden Augenblick Paz auf seinen Fersen zu haben. In den Bergen hielt er sich einige Tage verstekt, und da er sah, daß der Feind keine Bewegung gegen die Gränze mache, schickte er an Rosas die Meldung, und bemerkte, da jetzt alle Aussicht, seine Truppen im Lande wieder rectruiren zu können, verloren sey, werde er selbst nach der Stadt kommen.

Sobald Rosas erfuhr, daß Paz nicht anrücke, und daß Quiroga mit einigen Officieren und der wenigen Mannschaft, die sich mit ihm gerettet, selbst nach Buenos-Ayres komme, schöpfte er neue Hoffnung und entwarf einen Plan, um die Niederlage zu seinen Gunsten zu wenden. In dieser Absicht schickte er Couriere an Quiroga und erließ zugleich eine Proclamation, worin er die aus dem Innern erhaltenen Nachrichten umkehrte und keck verkündigte, der Unitarier Paz sey von dem tapfern General Quiroga geschlagen worden, und dieser nähere sich jetzt der Stadt, um seinen siegreichen Einzug zu halten. Zugleich wurden Vorbereitungen zu seinem Empfang getroffen, die Stadt mit Flaggen geschmückt, die Schiffe im Hafen geziert, Triumphbogen errichtet, und auf einem Triumphwagen, umgeben von seinen Officieren, worunter Ortiz und Aldao, hielt Quiroga seinen Einzug.

Fast alle Provinzen der Republik hatten vor diesem Ereigniß Rosas das Recht zugestehen müssen, allein mit den auswärtigen Mächten zu unterhandeln, aber unmittelbar nach der Niederlage Quiroga's sagten sich sämmtliche Provinzen mit Einschluß von Tucuman und Salta von der Obergewalt des Dicta-

Digitized by Google

tors los und erklärten sich für die Grundsätze der unitarischen Partei. Ein liberales System republikanischer Verwaltung ward eingesetzt, aber es war nur für die innern Zustände, und konnte für die Verhältnisse zu andern Nationen nicht geltend gemacht werden. Buenos-Ayres und Santa Fé, die beiden Seeprovinzen, standen noch unter der Verwaltung von Rosas, somit waren die innern Provinzen durch das Zwischentreten eines feine Stellung behauptenden Feindes wie von der ganzen Welt abgeschlossen, und obwohl etwas mehr Energie auf Seite des Gouverneurs Paz die Schranke leicht durchbrochen hätte, so war doch diese Energie nicht in Bewegung gesetzt worden. Das Volk begann endlich die aus dieser politischen Stellung hervorgehenden Nachtheile zu fühlen: sein Handel war gelähmt, seine Hülfsquellen gelähmt abgeschnitten, und in Anbetracht dieser Schwierigkeiten, als erster Schritt, um den Uebeln abzuhelfen, annullirte der aus Abgeordneten aller Provinzen bestehende und zu Cordova in Aufforderung von General Paz zusammengetretene Congreß die Gewalt, welche Rosas bisher sich angemaßt hatte, und beschloß den verschiedenen fremden Ministern zu erklären, daß sein Vertrag, den sie mit Rosas abschlossen, außerhalb der Gränzen der von diesem unmittelbar beherrschten Provinz anerkannt werden würde.

Diese Ankündigung geschah mehrere Monate nach der Schlacht an der Lagena, während welcher Zeit das Land vergleichungsweise ruhig blieb, indem Quiroga zu Buenos-Ayres seine Zeit mit Spielen und Ausschweifungen vertrieb. Nach dem Eintreffen der genannten Ankündigung hielt es Rosas für gerathen andere Maßregeln zu ergreifen, denn diese Erklärung hatte die fremden Minister in eine Stellung gebracht, daß sie nicht wußten, was sie thun sollten. Rosas fühlte jetzt, daß er der Gouverneur einer einzigen Provinz, nicht das Haupt einer großen Nation sey, und so fühlte er sich selbst in seinem Thun gehemmt. In dieser Lage der Dinge schickte er einen Boten an seine rechte Hand, den Gouverneur Lopez, stellte ihm die Wichtigkeit vor, jetzt mit gemeinsamer Kraft thätig einzugreifen, und sie verstärkten nun ihre Truppenzahl, wozu sie das Geld aus den Taschen oder den Gütern der Unitarier nahmen, die in ihren Bereich kamen; viele wurden dadurch gänzlich ruinirt. Nach großen Anstrengungen brachten sie endlich 8500 Mann zusammen, womit sie das Land von Buenos-Ayres bis Salta unterwerfen und jede Spur des Widerstands erdrücken wollten. Die Armee sollte in drei Abtheilungen aufbrechen. General Lopez war nach Buenos-Ayres gekommen und zwischen den drei großen Männern des Tages, Lopez, Rosas und Quiroga ward folgender Feldzugsplan entworfen. Da angenehmen war, daß Paz um seine Macht zu Cordova zusammenzuziehen, seine westlichen Provinzen schwächen würde, so sollte Quiroga mit 1500 Mann am Rio Quarto hinauf gegen Padrenetz nach den Provinzen Mendoza, San Juan und Catamarca vordringen, ein Land mit welchem er wohl bekannt war; General Bleamont sollte die Hauptmacht mit 4000 Mann, und Lopez die Vorhut mit 3000 Mann befehligen, beide aber direct gegen Cordova vorrücken.

Als diese Rüstungen zu Cordova bekannt wurden, begann das Volk über die lange Unthätigkeit des Gouverneurs zu murren, der einem Feind, welchen er bereits in der Gewalt gehabt, gestattet hatte, wieder angriffsweise zu Werke zu gehen. Jedermann fühlte dieß, ihn selbst nicht ausgenommen, und jetzt wo die Noth eintrat, rüstete er sich mit seiner gewohnten Thätigkeit. Er sammelte seine Truppen um Cordova, in der Ansicht, daß diese Stadt der erste Angriffspunkt seyn werde, und bald hatte er 5000 Mann guter Truppen beisammen, mit denen er hoffen konnte, als Sieger aus dem Kampf hervorzugehen. Dem entworfenen Plan gemäß hatte Quiroga den Feldzug eröffnet, indem er am Rio Quarto hinauf gegen die westlichen Provinzen zog, während Bleamont und Lopez von Santa Fé her über die Pampas nach Cordova marschirten. Gouverneur Paz brach auf diese Nachricht gleichfalls in der Richtung von Santa Fé auf, um über Lopez herzufallen, als ein ganz zufälliger Umstand plötzlich einen entscheidenden Umschwung in den Angelegenheiten des Landes herbeiführte. Gouverneur Paz war seit drei oder vier Tagen auf dem Marsch, als er eines Abends seine Truppen halten ließ, und nur von zwei Offizieren begleitet vorwärts ritt, um einen passenden Lagerplatz auszuwählen. In einer Entfernung von einer halben Stunde von seinen eigenen Truppen stieß er auf eine feindliche Streifwache von fünf oder sechs Mann. Natürlich suchte die schwächere Partei zu entrinnen, als einer der Verfolger die Bolas nach dem Pferde des Gouverneurs warf und demselben ein Bein zerschmetterte. Roß und Reiter stürzten zusammen, in Einem Augenblick fielen die feindlichen Reiter über ihn her, während seine Gefährten unter dem Geschrei: der General ist gefangen! davon ritten und die Nachricht der Armee verkündigten.

Die cimbrische Halbinsel und ihre Bewohner. [1]

Die cimbrische Halbinsel ist ein sehr langes und schmales, größtentheils vom Meer umgebenes Land, das bei 60 Meilen Länge und mehr als 150 Meilen Meeresgränze nur auf einem schmalen Streife von kaum 15 Meilen Breite mit dem europäischen Continente und zwar zunächst mit Deutschland zusammenhängt. Der Uebergang von der Halbinsel zum Continente ist natürlich allmählich, und die Gränze zwischen beiden läßt sich nur schwer genau angeben. Doch kann man behaupten, daß wenn man eine Linie von der innersten Spitze des Meerbusens von Lübeck nach dem Busen, der die Elbmündung bildet, zieht, dann alles Land im Süden zum Continente gehöre; alles Land dagegen im Norden dieser Linie zur cimbrischen Halbinsel gerechnet werden könne. Statt dieser Linie kann man auch den Lauf der breiten unitern Eide nehmen, die, ungefähr in derselben Richtung gehend, eine gute Naturgränze abgibt. Man kann daher mit Recht die Länder Holstein, Schleswig und Jütland als diejenigen Länder bezeichnen, welche die cimbrische Halbinsel [2] bilden.

Gab es in diesen Gegenden schon Bewohner, ehe noch der Mensch das Meer zu beschiffen verstand, so kann in uralten Zeiten, welche sich dem Auge der Geschichte entziehen, auch die ursprüngliche Bevölkerung der Halbinsel einzig und allein von Deutschland aus gekommen seyn. Doch liegen uns diese ursprünglichen Bewohner, die vielleicht rein finnischer, nachher celtischer Race gewesen sind, zu fern. Die später aus Asien von Südosten nach Nordwesten vordringenden Germanen theilen sich in zwei große Stämme, in den skandinavischen und den deutschen Stamm. Jener breitete sich über den Norden, dieser über die Mitte Europa's aus. Es ist zwar nicht gewiß, wie und auf welchem Wege die Skandinavier, ob sie über Ternea auf dem breiten lappländischen Isthmus oder über die Oster, oder über Deutschland und die dänischen Inseln zu ihrem jetzigen Wohnsitze kamen. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß sie alle diese drei Wege zugleich betraten. Die cimbrische Halbinsel schreint bei diesen germanischen Einwanderungen zuerst wieder von dem Continente aus bevölkert zu seyn, und zwar durch deutsch-germanische Völker, welche sich über die alten celtischen und finnischen Ureinwohner hin ergossen. Wenigstens haben sich die Meinungen der

[1] Aus J. G. Kohls Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig.

[2] Ptolemäus gebraucht diesen Ausdruck zuerst. Wenn er sagt: „Auf dem Nacken des cimbrischen Chersonneses wohnen die Sachsen," so deutet er damit wahrscheinlich auf Holstein und das südliche Schleswig.

Digitized by Google

meisten Gelehrten (auch der dänischen) dahin geneigt, daß die alten Angeln und Jüten Völker gewesen seyen, welche dem sächsischen Volksstamm näher verwandt waren, als dem skandinavischen, daß erst später dann von Norwegen, Schweden und den dänischen Inseln her eine skandinavische Einwanderung und ein Vordringen nach Süden stattgefunden habe. Nach der bedeutenden Auswanderung der deutschen Sachsen, Angeln und Jüten nach England, so stellt man die Sache dar, sey die deutsche Bevölkerung in der cimbrischen Halbinsel so geschwächt geworden, daß die Skandinavier, die natürlich schon lange von jenen früher durch sie besetzten Gegenden aus mit ihnen hadern mochten, das Uebergewicht erhielten und vom Norden her in die cimbrische Halbinsel erobernd vorgedrungen seyen.[1] Demnach hätte sich dieß Fortschreiten der Skandinavier eben zu derselben Zeit und ungefähr auf dieselbe Weise gemacht, wie das Eindringen der slavischen Völkerschaften in die Sitze der germanischen Nationen bei der Wanderung derselben nach Gallien und Italien. Und Jütland mit seinen alten deutschen Einwohnern und seinen später eingewanderten Dänen würde demnach eine sehr gute Parallele zu Böhmen mit seinen alten Markomannen und seinen später eingedrungenen Tschechen geben. Es ist sehr natürlich, daß die Dänen sich in Jütland nach allen Seiten hin so weit als möglich ausbreiteten und sich in dem ganzen Lande festsetzten, bis wo das Meer ihnen Gränzen setzte. Dieß war nach Norden, Osten und Westen der Fall. Nur nach Süden hin gab es keine Meeresgränze und in dieser Richtung widerstrebten der weitern Verbreitung der Dänen die im Süden starken und zahlreichen deutschen Völkerschaften.

Der nördliche Theil der so lang gestreckten cimbrischen Halbinsel lag eigentlich, obgleich mit Deutschland landfest verbunden, doch den Einwirkungen der Deutschen sehr fern, ragte hingegen als vor den Küsten Norwegens, Schwedens und den dänischen Inseln nahe umgeben, so zu sagen mitten in skandinavische Kreise hinein, und es war daher sehr natürlich, daß er, als die Schifffahrt erfunden und als ein so geübtes Schiffervolk, wie die Skandinavier es von jeher waren, auftrat, von Deutschland getrennt wurde. Es fragt sich nun, in welcher Gegend im Süden die nach Norden drängenden Deutschen und die nach Süden herabstrebenden Dänen sich von einander trennten und wo sie ihre sie scheidenden Gränzen annahmen.

In Bezug auf jene Frage ist der Umstand entscheidend, daß die cimbrische Halbinsel in ihrem mittleren Theile eine bedeutende Verengung erfährt. Im Norden ist sie bei großer Länge von ebenfalls der bedeutender Breite. Die hier im Norden wohnenden Dänen bilden also eine bedeutende compacte Bevölkerungsmasse. Im Süden ist sie ebenfalls wieder breit ausgedehnt. Die hier im Süden wohnenden Deutschen, die Sachsen, bildeten also hier ebenfalls eine sehr compacte Masse. In der Mitte dagegen zwischen dieser südlichen breiten Base und jenem nördlichen dicken Kopfe der Halbinsel schmälert sich das Land beträchtlich ab. Es hat hier auf einer langen Strecke nur eine Breite von 8—9 Meilen, während es im Norden und Süden sich bis auf 20 und mehrere Meilen erweitert.

Durch diese natürliche Gestaltung und Gliederung zerfällt die cimbrische Halbinsel in drei sehr bestimmt von einander geschiedene Ländertheile, in das breite nördliche Stück oder Jütland, in das breite südliche Stück oder Holstein, und in das schmale Mittelstück, das wir jetzt das Herzogthum Schleswig nennen, das gewissermaßen als ein Isthmus zwischen dem Continente Deutschlands und der Insel Jütland angesehen werden kann, und die Brücke zwischen dem dänischen Norden und dem deutschen Süden bildet. Es liegt demnach in der Natur dieses Landes, das Uebergangsland zwischen Dänen und Deutschen und der Hauptschauplatz der Kämpfe dieser beiden Nationalitäten zu seyn, was es denn allerdings auch von jeher gewesen ist. Zu Zeiten sehen wir die Dänen auf dieser Brücke vordringen und sie ganz besetzen, zu Zeiten haben wieder die Deutschen dasselbe das Uebergewicht und drängen dänischen Einfluß zurück. Gewöhnlich aber mischen sich beide Nationalitäten so in diesem Engpasse, daß das Land weder ganz für ein dänisches, noch ganz für ein in jeder Beziehung deutsches gehalten werden kann.

Die natürlichen Gränzen dieses Zwischenlandes sind im Osten und Westen durch das Meer fest bestimmt vorgezeichnet. Im Norden und Süden finden sich gerade in der Gegend, wo die Isthmusnatur des Landes aufhört, und die Verbreiterung beginnt, Flüsse und Meerbusen, welche sehr bequem als natürliche Gränzen in dieser Richtung betrachtet werden können.

So findet sich im Süden auf der einen Seite der größte Fluß der Halbinsel, die Eider, und auf der andern Seite der Kieler Meerbusen, an dem die Eider nahe vorüberstreift. Im Norden dagegen findet sich gerade da, wo das Land auf beiden Seiten sich weiter ausbreitet, der Koldinger Meerbusen, der von der engsten Stelle des kleinen Belten aus landeinwärts schneidet, und dann der hier zu Lande so berühmte und selbst in den isländischen Sagenbüchern so viel genannte kleine Fluß, welcher den Namen die Scheidburger Au oder die Königsau trägt.[1]

Dieses so begränzte Zwischenland zwischen Jütland und dem alten Sachsenlande trennt sich also auf sehr natürliche Weise von Jütland und es ist wichtig, daß man dieß ins Auge faße, weil man nur dann, wenn die physikalische Trennung und die geographische Begränzung gehörig begründet ist, auch die beständige Tendenz zu politischer Sonderung begreiflich finden wird.

Die Hauptzüge der weitern physikalischen Verschiedenheit zwischen dem Mittelstück und dem Kopfstück der cimbrischen Halbinsel bestehen etwa in Folgendem: Jenes ist sowohl auf der Ost- als auf der Westseite in eine zahllose Menge von Halbinseln und Inseln zerschnitten, die alle dicht an seiner Küste zusammenliegen. Auf der Westseite sind es die Halbinseln und Inseln Eiderstädt, Sylt, Föhr, Nordstrand ꝛc., auf der Ostseite die Inseln und Halbinseln Alsen, Swansen, Sundewitt, Dänischwold ꝛc. Man könnte daher das Land fast als einen zwischen dem Sachsen- und Jütenlande gestellten Inselarchipel, der zu einem schmalen continentalen Landrücken verwachsen ist, betrachten. Jütland wie Holstein sind viel compacter und massiver.

Im Westen ziehen sich an der Küste jenes Mittelstücks noch die nördlichen Ausläufer der norddeutschen Marschen hin, die bei Jütland völlig aufhören. Im Osten ist der fruchtbare Hügellandstreif breiter, und in der Mitte die unfruchtbare Heide schmäler als in Jütland, und alle diese physikalischen Verschiedenheiten zwischen diesem Mittelstück und Jütland zwingen und ermächtigen uns, das erstere als ein von Jütland verschiedenes und getrenntes physikalisches und geographisches Ganze aufzufassen, und diese natürliche Trennung hat sich auch zu allen Zeiten in der politischen Welt geltend gemacht, so es, daß dieß Land seine eigenthümliche Bevölkerung besaß, sey es, daß es als ein kleines dänisches Königreich, oder wenigstens als eine Provinz des großen vereinigten dänischen Königreichs mit gesonderter Verwaltung, oder als ein besonderes dänisches Reichslehen oder endlich gar als ein souveränes oder mit Dänemark vereinigtes Herzogthum laßand.

Steigen des Bodens in Aegypten. Die alte schon von der Akademie des Inscriptions im vorigen Jahrhundert mannichfach besprochene Frage, ob der Boden von Aegypten durch den Nilschlamm sich fortdauernd hebe, scheint wieder beginnen zu wollen. Das Athen. vom 23 März führt nach dem Galignani an, daß sich aus den von Mehemed Ali angeordneten Cadasteroperationen ergeben habe, daß der Boden Aegyptens sich im vorigen Jahrhundert, in den dem Nil benachbarten Provinzen, um 30 Fuß erhoben habe. Das ist wohl eine durchaus keine genaue Forschung gerechtfertigte Angabe, denn wenn man sie bis auf dem Jahrhunderte nur den dritten Theil annimmt, so müßte, seit den Zeiten Herodots, also seit mehr als 2000 Jahren der Boden am Saum des Stroms um mehr als 200 Fuß sich gehoben haben, eine Annahme, die schon durch das Niveau des übrigen Landes ihre Widerlegung finden muß.

[1] Es sind noch mehrere Sagen von den Kriegen übrig, durch welche die Dänen allmählich die Angeln mehr und mehr beschränkten.

[1] Die isländischen Sagenbücher nennen ihn auch wohl bloß schlechtweg „die Au“ und das Land Schleswig heißt bei ihnen „das Landthun Süden der Au.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann
(Beilagen: Intelligenzblatt: Nr. 3 und Umschlag zum Monat März.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 78. 1. April 1847.

Reiseskizzen von der Ostsee, von der preußischen, russischen, finnländischen und schwedischen Küste.

1. Danzig und seine Umgebungen.

Die hier folgenden Reisefahrten beginnen von Danzig aus, dessen Besprechung als deutsche Stadt freilich in diesen, nur dem Ausland gewidmeten Blättern, ausgeschlossen bleiben sollte. Indem ich aber, mich darauf stützend, daß Westpreußen und seine ebengenannte Hauptstadt nicht zum deutschen Bunde gehört, hienach in politischer Hinsicht Danzig zum Auslande zähle, erlaube ich mir einige Skizzen dieses Ortes und seiner eigenthümlichen Merkwürdigkeiten — die in Deutschlands inneren Gauen wenig gekannt seyn dürften — vorauszusenden, bis ich mich auf das mich nach dem Norden führende Schiff setze. Sobald der ungünstige Wind, der mich im Mai 1845 lange an der Abfahrt hinderte, umspringt, breche ich diese Skizzirung augenblicklich ab; — bis dahin folge mir also der geneigte Leser freundlichst auf der Wanderung durch die einst hochberühmte, originelle, wohl erhaltene, mittelalterliche Stadt. Es lohnt sich schon der Mühe.

Vor zwanzig Jahren und noch früher, als phantastischer Student alles Phantastische aufsuchend, war ich ein enthusiastischer Verehrer und „lesender Verschlinger“ aller Opera meines verstorbenen Landsmannes E. T. A. Hoffmann. Daß er gleich mir in Königsberg geboren, daß mir, dem Knaben schon, meine alte Großmama allerlei Wunderbares von dem wunderbaren kleinen Hoffmann, mit dessen Eltern sie befreundet gewesen, erzählte, — steigerte meine Verehrung für den berühmten Schriftsteller bis zur — versuchten Nachahmerei! Es entstand nämlich in Folge dessen meine erste, schriftstellerische Jugendsünde à la Hoffmann: „Phantasiestücke und Erzählungen,“ die Herr Buchhändler Hartmann in Leipzig damals zu verlegen die Güte hatte, und zu welchem mein, nun schon in Gott in seiner Familiengruft ruhender Gönner, der ächt-ritterliche de la Motte Fouqué ein recht sinniges Vorwort schrieb.

Unter den Erzählungen Hoffmann's sprach mich absonderlich: „der Artushof“ an, dessen Scenerie in dem, meiner Heimath nahen Danzig spielt, und wobei die lebendige Schilderung des Schauplatzes mich mit gewaltiger Sehnsucht dorthin zog. Wie das aber in der Welt mit der Befriedigung der Sehnsüchten zu gehen pflegt: es machte sich nicht — es kam stets etwas dazwischen — es wäre wohl gegangen, aber es ging nicht! — Wohl zwanzigmal trug mich der Postwagen von Königsberg nach Berlin und wieder zurück — mein ersehntes Danzig blieb stets vier Meilen seitwärts liegen. Ich kam doch nach Norden hinauf bis nach Petersburg — tief hinab nach Süden, so daß ich die Küstens Aegyptens sah — aber immer nicht nach Danzig! — Als ich nun endlich meine größeren Reisezüge für einige Zeit beendet und ein schlichter ostpreußischer Gutsbesitzer geworden war, wurde der bestäubte E. T. A. Hoffmann aus meiner kleinen Bibliothek wieder hervorgeholt, um die langen, arbeitsfreien Winterabende zu verkürzen. Da gaukelte nun aufs neue der alte Artushof mit seinen Bildern, seinem Schnitzwerk, seinen hölzernen Menschen- und Thiergestalten, seinen bunten Fenstern und all seinem wunderbaren Geschnörkel, lockend „an meinem innern Gesicht vorüber,“ und als im Frühjahr das Feld bestellt war, und eine Pause in den Geschäften des Landwirths eintrat, da wurde das alte Danzig zum erstenmale und seitdem noch öfter heimgesucht, zuletzt sogar sieben Monate darin verweilt, und nur mit schwerem Herzen trennte ich mich von der sonderbar fesselnden Stadt.

Während an dem rechten Ufer der Weichsel von Danzig aus die fruchtbare Niederung meilenweit sich ausdehnt, in welcher die Dörfer kleinen Städten gleichen, mit Bauern, von welchen mancher ein Vermögen von 50,000 Thalern besitzt, und, die silberbeschlagene Meerschaumpfeife im Munde, wohlgefällig zuhört, wenn die Bauerstochter dem Herrn Vater auf elegantem Pianoforte neue Tonsetzstücke und Berlinsche Melodieen vorspielt, — zieht sich auf der linken Seite des mächtigen Stromes, ein paar tausend Schritte von demselben entfernt, ein bedeutender Höhenrücken hin, der an der Flußmündung sich allmählich vom Ufer entfernt und nun längs dem Ostseestrande den Halbzirkel jener anmuthigen Bucht bildet, die eine, nicht zu kühn gewagte, Vergleichung mit jener zwischen Neapel und dem Vesuv zuläßt. Wäre Danzig mit seiner Masse von schönen Thürmen eben jene paar tausend Schritte von der Weichsel auf die nahe Anhöhe gebaut, so dürfte die Lage der dadurch entstandenen Bergstadt eine imposante geworden seyn. Aber um die gewinnreiche Geschäftigkeit mit Bequemlichkeit zu verbinden, stieg das sich hier ansiedelnde Handelsvölkleln von der luftigen Bergeshöhe hinab und ließ sich in dem sumpfigen, durch eingesenkte Steine und Pfähle bewohnbar gemachten Uferboden nieder, wo die Raaen der anlandenden Schiffe fast die thurmhohen, getreidestrotzenden Speicher berühren. Wann überhaupt die Stadt Stadt wurde, ist ungewiß; doch zählt sie ein sehr hohes Alter, denn schon im J. 997 hat hier der Heidenbekehrer St. Adalbert eine „nicht unbedeutende Stadt“ gefunden und viele Bewohner derselben getauft. Sie hat das Schicksal gehabt, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten in vieler Herren Hände zu fallen. Der Dänenkönig Waldemar II eroberte sie

Digitized by Google

1209; vierzehn Jahre später der pommersche Slavenfürst Sambor II. Seine Politik. 1245 trat sie dem Bund der Hansa bei und gewann in diesem Vereine nach dem Verfall Wisby's eine blühende Stellung. Die pommerschen Fürsten traten Danzig 1309 dem deutschen Orden ab, und als dieser 1410 seinen Feinden unterlegen, unterwarf sich 1454 die Stadt an Polen. Nachdem diese Schutzherren sie nicht mehr zu schützen vermochten, fiel sie, von den Russen belagert, 1734 in deren Hände. Bei der Theilung von Polen ward Danzig 1772 freie Reichsstadt, dann im J. 1793 preußisch, hierauf 1807 von den Franzosen belagert und eingenommen, wiederum freie Reichsstadt, aber nur dem Namen nach, denn in seinen Mauern — und wie die chronique scandaleuse sagt, in den Danziger Damenkerzen — herrschte Napoleons General Rapp gleich einem Könige, und hielt es, trotz Belagerung und fürchterlicher Hungersnoth noch in seinen Händen, als schon die Verbündeten siegend in Frankreichs Hauptstadt eingezogen. Der Frieden von Paris machte es endlich zu dem, was es noch jetzt ist, zu einer preußischen Festung, der Provinzialhauptstadt Westpreußens.

Eine Revolutionsepisode, die wohl fast unbekannt, aber interessant ist, dürfte hier eingeschaltet werden. Als 1793 die Preußen Danzig in Besitz genommen, wollte dieses politische Changement den Bewohnern nicht behagen, zumal da auch die gleichzeitige französische Revolution den Geschmack an republicanischer Freiheit gereizt hatte. Besonders war dieß bei der Jugend der Fall, die alles Neue lebhafter auffaßt. Es bereitete sich ein Plan vor, mit gewaffneter Hand die preußische Herrschaft zu entfernen und, koste es auch Menschenleben, die alte Republik um jeden Preis wieder herzustellen. Das Haupt dieser Verschwörung war ein siebzehnjähriger Gymnasiast Namens Bartholdi, ein, nach dem Urtheil aller derer, die ihn noch persönlich gekannt, und die mir als Zeitgenossen umständlich diesen Umwälzungsversuch schilderten, sonst sehr ruhiger, fleißiger und achtungswerther junger Mann. Fast sämmtliche Schüler der obern Classen des Gymnasiums waren Mitglieder dieser Propaganda, welche durch Emissäre aus ihrer Mitte auch die untere Volksclasse — die hier in Danzig ein sehr gefährliches Element wie in allen Seestädten bildet — für ihren Plan zu gewinnen suchten und sich auch wirklich einen bedeutenden Anhang verschafften. An einem bestimmten Tage, am Gründonnerstage — sollte, nachdem man sich schon vorher mit den nothwendigsten Waffen versehen, das Zeughaus gestürmt werden, um genügendes Kampfgeräth und Munition zu erlangen, und dann die Niedermetzelung des preußischen Militärs und alles was preußisch war — eine veritable „Danziger Vesper“ — vor sich gehen. Die Sache kam wirklich bis zu diesem extravaganten Ausbruch; der commandirende General der preußischen Besatzung war aber, wenn auch nicht vollständig unterrichtet, so doch gewarnt und also nicht unvorbereitet. Es entspann sich auf den Straßen ein hartnäckiger Kampf, der manches Menschenleben kostete, aber mit Unterdrückung dieser Revolution und mit Gefangennehmung ihres Haupts und vieler Mitgenossen endete. Diese letztern wurden nach der Festung Weichselmünde gebracht, Bartholdi aber zur Enthauptung verurtheilt, und nun folgte ein grausames Spiel, wohl fast härter, als die Todesstrafe selbst. Man führte den jungen Mann, nachdem er mit dem Leben abgeschlossen und als Katholik im Gefängniß den letzten Religionspflichten genügt hatte, nach dem vor der Stadt belegenen Schaffot. Zwar bleich, aber fest und muthig legte er seinen Todesgang zurück. Auf der Blutstätte angekommen, wo sich auch der commandirende General befand, wurde die jeder Hinrichtung vorangehende langsame Marter der Todespein mit dem Delinquenten vorgenommen: letzter Zuspruch des Geistlichen, Vorlesung des Urtheils, Uebergabe an die Henkersknechte, Abschneidung des Haars, Entkleidung, der letzte Blick auf Gottes schöne Welt, auf seinen eigenen Sarg und das offene Grab unter dem Rabenstein, das Verbinden der Augen, das Festbinden auf den Hinrichtungsstuhl, und nun —' dreimal schwingt der Scharfrichter, wie zum tödlichen Hiebe ausholend, das Richtschwert über Bartholdi's Haupt, da ruft der General: Gnade! — Man will den Delinquenten emporrichten, er ist ohnmächtig. Man erweckt ihn wieder zum Leben, es wird ihm noch einmal die königliche Gnade verkündet, welche die Todesstrafe in lebenslänglichen Kerker verwandelt. Kalt hört er die Sentenz an und äußert nur: „der Tod wäre mir lieber gewesen, denn die Todesangst war für mich schon geendet.“ — Bartholdi wurde nach dem Fort Weichselmünde gebracht.

Als bald darauf der treffliche, jedem Preußen unvergeßliche König Friedrich Wilhelm III den Thron bestieg, erfolgte die vollständige Begnadigung des jungen Mannes, der, nachdem er wieder als Gymnasiast seine unterbrochenen Vorbereitungsstudien in Danzig fortgesetzt hatte, die Universität Königsberg bezog. Viele meiner ältern Bekannten haben den, von seltenem Geschick betroffenen Jüngling damals noch gekannt. Der Kanzler des Königreichs Preußen, Hr. von Wegnern, in dessen gastfreundlichen Cirkel ich jahrelang aufgenommen war, stand in jener Zeit mit Bartholdi in freundschaftlicher Beziehung. Ihm verdanke ich die Mittheilung dieser Begebenheit, die, im Laufe der ereignißreichen Zeit verklungen, selbst in Danzig kaum noch in schwacher Erinnerung fortlebt. Die äußere Erscheinung Bartholdi's soll, wie Hr. von Wegnern ihn mir schilderte, eine gefrenstische, fast grauenerregende gewesen seyn. Stets ganz schwarz gekleidet, bedeckte eine vollständige kahle Leichenfarbe das regelmäßige, aber in seinen Zügen unbewegliche Antlitz, aus welchem nur die dunkeln Augen feurig hervorblickten. Das schwarze Lockenhaar des zwanzigjährigen Jünglings hatte sich stark mit Grau gemischt, eine Folge des Todesschreckes. Er mied Gesellschaften und wandelte Stundenlang düster und in sich gekehrt auf einsamen Spaziergängen. Seine Unterhaltung war kalt und einsilbig, aber von geistreicher Beobachtungsgabe zeugend. Bartholdi war ein „Zerrissener,“ aber in tiefernsterer Bedeutung des Worts, als es jetzt von flaumbärtigen Männlein gebraucht wird, die wegen eines vom Schneider verpfuschten Fracks oder dergleichen niederschmetternden Begebenheiten ihren „Weltschmerz und ihre Europamüdigkeit“ in schlechten Versen auszuröcheln pflegen.

Was ist aus dem gerstörten Leben Bartholdi's geworden? Er verließ die Universität und soll unter Napoleons Adlern die Schlachten des Kaisers mitgefochten haben. Nach dem Sturze des Imperators fand sich in Danzig ein verabschiedeter französischer Officier ein, ein obgleich im kräftigsten Alter stehender, so doch bleicher, graulockiger, wortkarger Mann, der sich mit Unterricht in der französischen Sprache ernährte, in den ersten zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts starb, und auf einem Danziger Kirchhofe beerdigt wurde. Dieser Mann hieß nicht Bartholdi — er soll es aber gewesen seyn. Requiescat in pace!

Die Lage Danzigs ist eine der schönsten, die ich kenne, denn alle Erfordernisse, von denen schon ein einzelnes die Anmuth eines Orts erhöhen könnte, finden sich hier vereinigt.

Digitized by Google

Ein majeſtätiſcher Strom, große Seeſchiffe tragend, das Meer, die ſaftigen Reize einer holländiſchen Niederungslandſchaft, auf der andern Seite waldige Bergshöhen, eine von dieſen umgürtete, alſo nicht ſandöde Seebucht, heitere Villen, aus dunkelm Grün über Meer und Land hinausſchimmernd, in der Nähe das Prachtkloſter Oliva, umgeben von ſchattigen, ſtilldurchwehten Gartenpartien, nur eine Stunde davon entfernt als Gegenſatz das bunte, laute, fröhliche Treiben des Badelebens zu Zoppot, dem Namen nach nur ein Dorf, mit ſeinen von Luxus glänzenden Gebäuden aber einer eleganten kleinen Stadt ähnelnd, Danzig ſelbſt mit ſeinen reich gezierten, ehrwürdigen Bauwerken und kräftiger Zeit herſtammend, ſchützend umringt von den auf den Anhöhen drohend emporſteigenden Feſtungswerken, die ihre ernſte Bedeutung unter einer gewiſſen elegantimpoſanten äußern Form zu verdecken ſtreben. In dieſen wenigen Worten liegt der Kern deſſen, was der Beſchauer, der ſeinen Standpunkt auf dem Belvedere des zu einem anmuthigen engliſchen Park umgeſchaffenen Karlsberges genommen, von hier aus panoramiſch mit dem befriedigten Blicke erſchaut. Der prunkenden und kokett haiberborgenen Reize hat dieſes Fleckchen Erde ſo viele, daß ſelbſt eine poetiſche Feder Stoff genug zur Darſtellung finden würde. Und dieſes reizende Panorama liegt ſo verſteckt im äußerſten Zipfel deutſchen Landes, daß auch ſelbſt der Rüſtig aus dem Herzen Deutſchlands nach dem fernen Norden eilende Reiſende es nicht einmal zu ſehen bekommt. Die Poſt hält es mit der Meinung: „der gerade Weg iſt der beſte,“ und rollt an der anmuthigen Stadt vorüber, die ſich unvorſichtigerweiſe vier Meilen ſeitwärts von dem „geraden Weg“ entfernt hat, um von den poſtlichen Beförderungsmitteln mit Nichtbeachtung übergangen zu werden. — Glaube der Leſer nicht, daß meine Andeutungen zu enthuſiaſtiſch ſind ſvenden, ſie ſind nur wahr.

Das Hauptthor Danzigs, durch welches faſt allein nur der Fremdenzug einpaſſirt, iſt „das hohe Thor.“ Eine, in ſo bedeutender Höhe über dem Wallgraben ſchwebende Zugbrücke, daß man ſchwindelt, ſchaut man über das leichte Kettengeländer hinab, führt zu dem aus grauem Sandſteine in Form einer römiſchen Ehrenpforte errichteten Bauwerke, auf der äußern Seite lateiniſche Inſchriften in goldenen Buchſtaben auf eingelegten Marmortafeln, ſo wie auf vergoldeten Metallſchäden die Bruſtbilder (in Basrelief) einiger Polenkönige, der ehemaligen Beherrſcher der Stadt, tragend. Wie alle Feſtungsthore iſt auch dieſes nicht ein gewöhnlicher Eingang, ſondern ein gewölbter Gang, der ſich durch den Wall in gewundener Richtung auf eine Länge von mindeſtens fünfzig Schritt hineinzieht und durch Fallgitter, coloſſale Ketten und dergleichen Hemmungsmittel ſeinen militäriſchen Charakter andeutet. Vor der innern Seite des Thors breitet ſich ein weiter Platz, mit dem recht hübſchen Schauſpielhauſe, und einem gewaltigen, iſolirt ſtehenden Thurme auf, gebaut 1346, und damals mittelſt eines gewölbten Durchgangsbogens den Eingang zur Stadt bildend. Er iſt Verwahrungsort gefährlicher Verbrecher und führt im Danziger Jargon den Namen „Schidder-Kopp,“ d. h. Schüttelkopf, aus welchem Anlaß iſt mir unbekannt.

Unter einem hohen gothiſchen, neuerdings wieder in ſeiner reinen Eigenthümlichkeit hergeſtellten Gebäude führen drei Hallen in die eigentliche Stadt: wir betraten die „Langgaſſe,“ die bis zum „Langenmarkt“ fortführt, und den Kern Danzigs bildet, was die mittelalterliche Pracht ſeiner Gebäude und das Zur-Schau-Tragen des Reichthums ſeiner Handelsherren betrifft. Sämmtliche Häuſer kehren ihre ſchmale Giebelſeite hier nach der Straße, ſo daß nach dieſer hinaus nur die wenigſten Zimmer liegen, während die meiſten Räumlichkeiten ſich in der Tiefe der Häuſer befinden, wo ſie das Tageslicht theils von kleinen Höfen, theils, wie in den oberſten Etagen durch gläſerne Dachbedeckung erhalten. Wenn die Bauart der Lübecker und Nürnberger Häuſer der Danziger auch ähnelt, ſo kann keine der beiden genannten ſich doch mit der „Steinpracht“ des letztern meſſen. Faſt alle Häuſer der ältern Stadttheile, in der Langgaſſe und auf dem Langemarkte aber alle, haben „Beiſchläge,“ nämlich vor der untern haben Parterre-Etage längs der ganzen Breite des Hauſes einen geräumigen Balcon, von dem eine Treppe zur Straße hinabführt, und der häufig von ein paar hart nebenbeigepflanzten und ſorgſam gepflegten Lindenbäumen beſchattet wird. An heitern Sommerabenden ſind dieſe Beiſchläge das Ruheplätzchen, auf welchem die Familien, unbekümmert um die Blicke der Vorübergehenden, ihren Thee zu trinken pflegen, hier tief im Norden eine Erinnerung an italieniſche Sitte, die auch die Genieſſenden, aber auch die Arbeitenden aus den Häuſern vor dieſelbe treibt.

(Fortſetzung folgt.)

Der Canal von Marſeille und die Waſſerleitung von Roquefavour.

Ich kenne keinen vollkommenern, ergreifendern Gegenſatz als den, welcher ſich meinem Auge darbot, als ich zum erſtenmale von den grünen Bergen des Jura in der Franche-Comté niederſtieg, um die Provinzen des ſüdlichen Frankreichs zu beſuchen. Faſt war ich verſucht an eine Luftſpiegelung zu glauben, oder an die Zauberfabeln der Mitter unſerer alten Legenden, ſo ſehr hatte ſich die Natur in wenig Augenblicken umgeſtaltet.

Eine Nacht im Poſtwagen verſchlafen genügt, um ſich aus der friſchſten Landſchaft mitten in die verbrannten Gegenden des Südens verſetzt zu ſehen. So lebt wohl denn, ihr Eichen- und Tannenwälder, ihr ſchneebedeckten Berge; lebt wohl ihr ſteilen Felſen und bebenden Abgründe; keine Silberſeen, keine ephenumrankten Ruinen mehr, noch die dröhnenden Waſſerfälle bei jeder Biegung des Weges; keine feuchten Gründe, keine kühlen Schatten mehr, und die kleinen Vögel, die zwiſchen und hüpfen und flattern nach allen Seiten hin in Buſch und Laub. Es iſt, als ſey dieß alles vor dem Zauberſtab eines Magiers verſchwunden. So weit auch der Blick ſich ausdehnt, ſo ſieht man nur einen von der Sonne verbrannten Pflanzenwuchs, kahle Berge, dürre Thäler. Nicht mehr den wogenden Morgen- und Abendnebel, den Schatten um Mittag, keine Wälder, keine Bäume mehr, nur hier und da einige Olivengruppen, deren bleiches aſchfarbiges Laub weniger eine Schönheit der Natur als ein künſtliches Ergeugniß ſcheint: wohl ſteht man noch Weinberge, aber nicht mehr an den Abhängen mit Buchwäldern gekrönt, und von Wieſen oder Fruchtfeldern eingefaßt. Hier ſchreit die Rede allenthalben eine Stütze zu ſuchen, die ihr beſtehen ſich in die Lüfte zu erheben, als wollte ſie der Berührung eines brennenden Bodens ausweichen; anſtatt des lauen Hauches der baltamiſchen Lüfte weht der Sirocco mit glühendem Staube geſchwängert. Die Ferne, ſonſt in blaue Dämme gehüllt, iſt hier nahe gerückt, beſtimmt, deutlich wie der Vordergrund. Die entfernteſten Berge zeichnen ſich grell am Horizonte ab. Selbſt der Rauhlid des Himmels iſt verändert und ſein Blau tiefer aber minder ſanft; ſchwere Wolken haben das leichte Gewölf erſetzt.

Dennoch ermangelt dieſe ſüdliche Natur weder des Charakters noch der Größe; aber beide ſind mehr italieniſch als franzöſiſch. Selbſt die Städte, wie die Einwohner, haben ein ganz italieniſches Gepräge. Keine Stadt im Norden hat ſo ſehr wie Rismes den Stempel der Römerherrſchaft aufgedrückt. Avignon trägt an ſeiner Stirne, in ſeinem päpſtlichen Schloſſe das Siegel des mittelalterlichen Italiens. Was

Digitized by Google

Marseille betrifft, so ist es ganz verschieden und bewahrt weder eine Spur der Römerzeit, noch seiner phokäischen Gründer. Marseille ist heutzutage vor allem eine orientalische Stadt. Es vereinigt in sich das ganze Uebergebiet des Mittelmeeres, dessen Königin es durch Handel und Schifffahrt geworden ist. Aber ach! die arme Königin ermangelte des Wassers zu ihrem Putze. Nehmlich den Bäuerinnen im Sonntagsgewande, deren gehickte Strümpfe bald von Koth bespritzt sind, bildete es sich in prächtige Gewänder, und dachte nicht daran die Fußgestelle seiner Monumente zu reinigen. Marseille hatte kein Wasser!

Seit Jahrtausenden bestand die alte südliche Stadt reich und mächtig, auf einem dürren Boden, der kaum genug des Wassers hervorbringt um den Durst ihrer Einwohner zu stillen. Nur einige Meilen von der Rhone und Durance entfernt, konnte Marseille auch nicht ein Bächlein erlangen, das unter Weiden murmelt, wie es jedem Dorfe zu Theil wird.

Seit vielen Jahren hatte die städtische Verwaltung sich diesen Uebelstand zu Herzen genommen, und man hatte beschlossen ihm um jeden Preis abzuhelfen, da eine Handelsstadt von solcher Bedeutung nicht länger siechendes Wasser entbehren konnte. Aber wie es erlangen und woher? Zwanzig Entwürfe wurden vorgelegt, und als unausführbar oder nur unvollständiges Ergebniß liefernd, bei Seite geschoben.

Die Einen wollten, gleich Neptun, das Wasser aus dem Boden springen machen, indem sie die Sonde bei 6. Mulet dem Dreizack des Meergottes unterschoben. Andere schlugen eine Anlage von Teichen und Dohlen in der Art, wie jene, die unter Ludwig dem XIV in der Gegend von Versailles gemacht wurden, um das Regenwasser zu sammeln; andere zogen einen Canal vor, der von der Rhone hergeleitet worden wäre; noch andere meinten, es sey besser sich an die Durance zu halten. Jeder bemühte sich seine Meinung geltend zu machen und unterstützte sie mit mehr und minder triftigen Gründen; aber nichts von all diesem schien unmittelbar ausführbar zu sein.

So standen die Sachen, und die Verwaltung verhandelte über Vorschläge voll limitischer Einfachheit oder übertriebener Verwicklung, als Hr. von Montricher den Plan vorlegte, welcher gegenwärtig ausgeführt wird. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um einen Canal von neun Metres 40 Centimetres Breite, auf zwei Metres und 40 Centimetres Tiefe, was im Durchschnitt eine Oeffnung von 14 Metres 72 Centimetres ausmacht, die 10 Kubikmetres Wasser in der Secunde liefern kann. Nun muß diese Masse kaufenden Wassers von Pertuis nach Marseille geschafft werden durch ein sehr wechselndes Terrain, das die Schwierigkeiten nur vergrößert, das heißt man mußte Thäler überschreiten durch Raubkulte von fabelhaften Verhältnissen, Berge durchbohren und sich einen Weg durch ihren Schooß bahnen, den Boden umwühlen, Felsen sprengen, ungeheure Steinblöcke zu wunderbarer Höhe emporschaffen, einen Tag gegen die Gewalt der Wasser ankämpfen, einen andern gegen den Widerstand des Gesteins und gegen das Einstürzen; endlich auch noch gegen alle Schwierigkeiten und Hindernisse in Beziehung der Kosten; denn auf eine Strecke von 83 Kilometer von dem Ausgangspunkt bis zum Ende zählt man drei wichtige Raubbaue, den von Beaucaveure nicht mit eingeschlossen, der außer der Linie ist, und mehr als 21,000 Metres Arbeit unter der Erde.

Die ganzen Kosten sollten sich nach dem ersten Anschlage des Hrn. von Montricher wenigstens auf 15 Millionen belaufen; dieser hohen Summe gegenüber hätte man einiges Zaudern von Seite der Stadtverwaltung befürchten können; aber Marseille bedurfte des Wassers. Die Summe wurde augenblicklich bewilligt und zur Verfügung des geschickten Ingenieurs gestellt. Am 15 November 1839 legte der Herzog von Orleans den ersten Grundstein des Canals am Longchamps, dem Mündungspunkte in der Stadt Marseille.

Gegenwärtig sind die Arbeiten nahezu vollendet. Mehr als 82,000 Metres Grabarbeit sind fertig und es ist möglich, daß in einigen Monaten schon die Wasser der Durance nach Marseille fließen, so daß nicht mehr als sieben Jahre erforderlich waren, um dieses riesenhafte Unternehmen zu Ende zu führen. Indeß wurde vom Beginn der Arbeit an die Ausführung gleichsam in Frage gestellt durch Zufälle und unvorgesehene Hindernisse von solcher Wichtigkeit, daß sie den Betrag des Voranschlage bedeutend vermehren oder fast verdoppeln mußten.

Dieß war der Fall in dem Durchbruche in der Kette von Taillades, wo die Wasser plötzlich in die unterirdischen Gräben eindrangen sich auf 60 Metres über den Grund des Ganges erhoben und durch einen Abzug des Tunnels in der Stunde 3000 Liter ausströmten, das heißt mehr als 83 in der Secunde, so daß auf diesem Punkte allein beständig eine Dampfmaschine von 100 Pferdekräften angewendet werden mußte, um eine Auschöpfung zu bewerkstelligen, welche gestattete das Werk wieder aufzunehmen und es ohne Gefahr für die Arbeiter fortsetzen zu können.

Bei Schwierigkeiten von solcher Bedeutung, und gezwungen beständig gegen einen stets sich neu erzeugenden Widerstand einer unbezähmbaren Natur anzukämpfen, war Montricher auch nicht eine Stunde entmuthigt oder verlegen, denn er gehört der Schule junger Ingenieure an, die als Männer von großem Wissen und Entschlossenheit das Wort „unmöglich“ in der Kühnheit ihres hellen Geistesmuth gar nicht zulässig finden. Er sah ein, daß in diesem Kampfe des Verstandes gegen die Materie der Sieg dem Genius bleiben mußte, und gekärt durch diese innere Ueberzeugung fand er sich gerüstet, allen Zufällen zu begegnen, alle Hindernisse zu besiegen. Bei jeder neuen Schwierigkeit erfand er ein neues Mittel, sie zu überzeigen.

Sobald es sich erwies, daß der Voranschlag der Gesammtausgabe unzulänglich war, bereitete er einen neuen Plan vor nach den Resultaten, die ihm die Erfahrungen des beginnenden Unternehmens geliefert hatten, und bevor er fortfuhr, meldte er die Berechnung dieser neuen Arbeit dem Gutachten des Municipalrathes vorlegen. Aber die Stad Marseille war entschlossen vor keinem Opfer zurückzuweichen. Millionen wurden den Millionen hinzugefügt und das Werk, in größerer Ausdehnung wieder aufgenommen, wurde nach allen Punkten hin mit wunderbarer Emsigkeit gefördert. Die Wasserdurchläße an der Durance mitten in einer üppigen Landschaft, nicht weit von der Hängebrücke von Pertuis im Departement von Vaucluse bestehen in sieben Oeffnungen, jegliche von einem Meter, die mit Aufzügen von Gußeisen versehen sind. Ein Rad ist in das Flußbett gelegt, dessen Ufer rechts und links von unüberschwemmbaren Dämmen geschützt werden. Diese Vorsichtsmaßregeln, welche in gewöhnlichen Verhältnissen überflüssig scheinen können, waren hier von absoluter Nothwendigkeit. Die Durance stürzt von den Alpen herunter zwischen Felsen und Abgründen hindurch, und wenn sie auch im Sommer in der Ebene den Anschein eines unschädlichen Gewässers hat, das majestätisch zwischen den Feldern hinfließt welche sie befruchten soll, so wird sie dennoch zur Zeit des Schneeschmelzens, und Dank der Entholzung der Berge plötzlich zum verwüsten den Strome, der weithin das Land überschwemmt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Hallunzgesellschaft, welche sich kürzlich zur Herausgabe alter, seltener Land- und Seereisen bildete, hielt am Anfang März ihre constituirende Gesellschaft, worin die Vorsitzer gewählt und auch eine Liste von herauszugebenden Werken vorgelegt wurde. Wann kann erwarten, daß die Gesellschaft sich jetzt bald an die Arbeit begeben und manches interessante und kaum gekannte aus Tageslicht bringen wird. (Liter. Gaz. 23 März.)

*

Steigen der Themse. Ein Correspondent der Zeitschrift „the Builder“ (s. Athen. 23 März) meldet, daß er seit fast einem halben Jahrhundert das allmählische und regelmäßige Steigen der Themse beobachtet habe. Architekten behaupten jetzt, die Abzugsgräben seyen an einigen Orten zu tief angelegt, es scheint aber, daß sie bei der anfänglichen Anlage ganz recht gebaut wurden und nur jetzt zu tief liegen wegen des Steigens der Fluthen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 79. 2. April 1847.

Desprez über den Illyrismus.

Seit vier bis fünf Jahren hat Hr. Cyprian Robert mit ſeinem Gräcoſlavismus in der orientaliſchen Frage wie ein Geſpenſt herumgeſpukt und den argen Verſtoß begangen, Griechen und Serben, Albaneſen und Magyaren, Polen und Böhmen in ſeinem gräcoſlaviſchen Herenkeſſel untereinander zu kneten, bis er endlich wenigſtens über die letzteren zu einer etwas nüchternen, wenn gleich mannichfach verfehlten Anſicht gekommen iſt. Jetzt tritt an ſeine Stelle als Wortführer über die künftigen Geſchicke des illyriſchen Dreiecks, — wir müſſen dieſen Ausdruck Fallmerayers wegen ſeiner Angemeſſenheit gebrauchen trotz des damit getriebenen Mißbrauchs, — ein Hr. Desprez, mit geringern Kenntniſſen, aber etwas ſolliderem Urtheil. Seine Schilderung des Illyrismus in ſeiner kurzen hiſtoriſchen Entwicklung halten wir im allgemeinen für durchaus richtig, und daß die Wünſche und Beſtrebungen der illyriſchen Partei über den ganzen Umfang der öſterreichiſchen Staaten hinausreichen nach Montenegro, Bosnien, Serbien und Bulgarien iſt gleichfalls wahr. Ob die Annäherung der „Illyrier." — dieß Wort in ſeinem ganzen Umfang genommen, — in ihren verſchiedenen Zweigen, in Croatien, Bosnien, Serbien u. ſ. w. ſo gut angebahnt iſt, ob die Animoſitäten des Glaubens ſo einer Ausgleichung ſich nähern, wie der Verfaſſer zu glauben ſcheint, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen; daß der Illyrismus den Magyaren manche bittere Stunde bereitet hat und wohl noch mehr bereiten wird, können wir ohne Mühe glauben, daß aber Oeſterreich dem Illyrismus heimlich die Hand geboten, um durch denſelben Abſichten auf die türkiſchen Provinzen zu verfolgen, in ſpäterer Zeit aber ſelbſt erſchreckt durch das Anwachſen des Illyrismus zurückgewichen ſey, iſt eine rein willkürliche, wenigſtens durch keine offenkundige Thatſache geſtützte Annahme.

Wir legen indeß auf alle dieſe Dinge hier keinen beſondern Werth, wohl aber darauf, daß Hr. Desprez in ſeinem Artikel (Revue des Deux Mondes 15 März) in dem Illyrismus die Löſung der orientaliſchen Frage ſieht, und ſich darüber am Schluß folgendermaßen ausdrückt: „Wenn das Schickſal Groß-Illyriens ſich wirklich ſo erfüllen ſollte, wie ſeine Söhne ſich einbilden, ſo wären viele höchſt ſchwierige Fragen mit einemmal gelöst, denn Groß-Illyrien im Beſitz der ſüdlichen Provinzen Oeſterreichs würde auch nahezu das ganze türkiſche Europa umfaſſen, und dann würde vielleicht Konſtantinopel, von den jetzt ſchon in ſeiner Nachbarſchaft verbreiteten und mit jedem Tage an Zahl wachſenden Illyriern gedrängt, endlich in andere Hände übergehen. Durch den natürlichen Lauf der Ereigniſſe und ohne Gefahr für das europäiſche Gleichgewicht würde das Beſitzthum der Türken an ſeine natürlichen Erben fallen, das Reich hätte dann nur Namen, Regierungsform und Grundſätze getauſcht." Alſo noch ein Prätendent auf das Erbe der noch nicht verſchiedenen Türkei. Vor kurzem führte ein kriegsluſtiger Schriftſteller ſeine Hellenen über Theſſalien, Macedonien und Rumelien nach Konſtantinopel, und Hr. Desprez führt ſeine Illyrier dahin, indem er die moslemitiſchen Beys und Spahis von Bosnien mit ihren chriſtlichen Sklaven, die orientaliſchen und occidentaliſchen Chriſten, kurz Croaten, Serben, Bosnier und Bulgaren ohne weiters, und ohne daß Oeſterreich, dem man einige ſeiner wichtigſten Provinzen entzieht, am mindeſten Einſpruch thut, zu einem gewaltigen Groß-Illyrien zuſammenwachſen und ſo ſtark werden läßt, daß ſie ohne Rückſicht auf andere europäiſche Staaten ſich Konſtantinopels bemächtigen können. Man möchte bald wünſchen, daß doch das unglückliche, zum Fall beſtimmte Konſtantinopel einmal definitiv ſeinen Herrn gewechſelt hätte, um des Geſchwätzes über dieſe orientaliſche Frage loszuwerden, wo eine Unwahrſcheinlichkeit und Unmöglichkeit der andern die Hand bietet. Sehen denn die weitſchauenden Herren nicht, daß die türkiſche Herrſchaft gerade darum, oder wenn man will dadurch beſteht, daß keines der verſchiedenen Völker in der Türkei im Stande iſt die Herrſchaft über alle andern an ſich zu reißen, indem die jetzt herrſchenden Türken das eine gegen das andere gebrauchen, und indem ſie das Gewicht der Centralregierung mit in die Wagſchale werfen, ſolches — ſo lange keine fremde Einmiſchung ſtattfindet — ſtets zu ihren Gunſten lenken. Auffallen muß nur, daß die bäuriſchen aber kräftigen und kriegeriſchen Schkipetaren von den Rittern des Hellenenthums und des Illyrismus vermuthlich als zu unbequem aus dem Spiel gelaſſen werden, obgleich ſie, was die Urſprünglichkeit der Race anbetrifft, es mit den Neuhellenen ſowohl als den Slaven vollkommen aufnehmen dürfen, denn wie die Vertheidiger der Hellenen ſich auf das alte Griechenland berufen, ſo die des Illyrismus — unter andern auch als Nachfeter einiger Slavomanen Hr. Desprez — auf die alten Illyrier, von denen die jetzigen, wie ſich von ſelbſt verſteht, in directer Linie abſtammen, obwohl ſich die allmählige Einwanderung ſlawiſcher Stämme ins alte Illyricum faſt bis ins Einzelne hinein hiſtoriſch nachweiſen läßt. Die Albaneſen führen im türkiſchen Reich nächſt den Türken am meiſten das Schwert, mehr als die ſlawiſchen Völker und bei weitem mehr als die Griechen; ſie außer Acht zu laſſen in dem großen Völkerdrama des illyriſchen Dreiecks iſt alſo völlig thöricht, und doch iſt es ganz gewöhnlich; ſelbſt Cyprien Robert gedenkt ihrer faſt nur

Digitized by Google

zu Vorübergehen, und widmet seine Hauptaufmerksamkeit den Slaven. Was noch aus dem Wirrwarr der europäischen Türkei hervorgehen soll, mag der Himmel wissen, so viel ist aber gewiß, daß weder Griechen noch Illyrier, und überhaupt keines der gehorchenden Völker aus eigner Kraft und eigenen Mitteln die türkische Herrschaft in Konstantinopel stürzen wird. Ereignisse wie in Serbien und Griechenland können sich, namentlich bei fremder Unterstützung, wiederholen, aber das Reich, das hauptsächlich an dem Besitz Konstantinopels gekünpft ist, wird noch nicht fallen, selbst wenn sie sich in Bulgarien, Bosnien, Albanien und Macedonien wiederholen sollten, was jedenfalls noch in sehr weitem Feld steht. Die in der Türkei wohnenden Völker werden stets ein höchst wichtiges Element der Entscheidung bei führen, aber die großen Mächte Europa's und ein allgemeiner Krieg werden jedenfalls das letzte Wort aussprechen.

Reiseskizzen von der Ostsee, von der preußischen, russischen, finnländischen und schwedischen Küste.

1. Danzig und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Die Außenseite der hiesigen alten Häuser zeigt nicht die glatte, fensterreiche der modernen; aus den dicken Mauern drängen sich, namentlich rings um die gewaltigen Thürbogen, Steinbasreliefs, so kunstvoll, daß sie auch wohl die Aufmerksamkeit eines kunstgewornten Auges auf sich ziehen dürften. Menschen- und Thiergestalten durchschlingen sich in seltsamer Arabeskenunterbrechung und Verbindung, bis zu den gezackten, spitzen Giebeln hinauf, auf welchen gewöhnlich als Schlußschmuck Statuen von Sandstein, auch wohl von grauem Marmor in die blaue Luft hinaufragen.

Im Einklange mit diesem ehrenfesten Aeußern steht gewöhnlich das Innere, das freilich moderne Eleganz und Comfort in sich aufgenommen, diesen aber so viel wie möglich mit dem mittelalterlichen zu verschmelzen sucht. Wenn ich hier nur beispielsweise eine Skizze des Hauses des Bankiers Naumann auf dem Langmarkte liefere, so gebe ich damit zugleich ein kleines Bild fast aller übrigen ansehnlichen Privatgebäude, die sich im Besitz wohlhabender und reicher Handelsherren — und deren gibt es in dem wirtzenreichen Danzig viele — befinden. Wir treten über den Beischlag durch die hochgewölbte steinerne Hausthüre, deren Flügel aus massivem Eichenholze des phantastischen Schnitzwerkes nicht entbehren, in eine weite Vorhalle, hoch, die ganze Breite des Hauses und eine ansehnliche Tiefe einnehmend. Der Boden ist ein Getäfel von weißen und schwarzen Marmorfliesen; zwei Reihen freistehender Säulen theilen die Halle in drei Gänge und tragen die mit reicher Stuccatur geschmückte Decke, von welcher herab in der Mitte ein künstlich aus Hirschgeweihen geformter Kronleuchter, zu beiden Seiten aber an eisernen Ketten zwei kolossale Wallfischrippen, ein seltsamer Schmuck, hängen. Dem Charakter der Halle, durch zwei fast 15 Fuß hohe Fenster erhellt, angemessen, reihen sich ringsum nicht nachgeahmte, sondern ächt antike Meubel, deren kräftige Zierlichkeit drei bis vierhundert Jahre lang der Zeit getrotzt hat. Es ist, als wären diese hochlehnigen, reichgeschnitzten Stühle, diese schwarzen Marmortische auf kolossalen, gewundenen Füßen stehend, und vor allem diese Riesenschränke mit ihrer wunderschönen bunten Holzeinlegung so eben erst aus der Hand eines kunstsinnigen Tischlers als seltsames Meisterstück hervorgegangen. Danzig ist übrigens eine Vorrathskammer dieses antiken Zimmergeräths, das sich in solcher Menge wohl an keinem andern Orte vorfinden dürfte, und auf das eigens in dieser Absicht allsommerlich hieher kommende Engländer Jagd zu machen pflegen. Die Beute soll aber mager ausfallen, da es ein Ehrenpunkt der Privatbesitzer dieser so selten werdenden Geräthschaften zu sein scheint, selbst bedeutende Geldgebote auszuschlagen, und jene für sich zu behalten. Der mit bekannte einzige Mann, der ein Geschäft aus diesem Handel macht, ist der Gastwirth im „Englischen Hause," auf dessen klosterartigen langen Gängen ich einen Vorrath von 40 bis 50 dieser, in ihrer Art wirklich prachtvollen Schränke, von denen mancher mit 500 bis 800 Thalern, namentlich von Engländern, bezahlt wird, gesehen habe. Das vollständigste mittelalterliche Mobiliar findet sich — obgleich wie gesagt Privathäuser auch viel davon besitzen — in den Sälen des Rathhauses, ein Gebäude, vollendet im Jahre 1311, von solch würdiger Schönheit im Aeußern wie im Innern, und mit seinen Hinterhöfen von solcher Ausdehnung, daß in manchem kunstsinnigen Fürsten das Verlangen erwachen dürfte, eine solche Residenz bewohnen zu können. Wahre Meisterwerke sind die herrlichen Marmorkamine, die man in vielen Privathäusern ebenfalls von seltener Schönheit antrifft.

Indem ich den Leser noch einmal zu der oben begonnenen Skizzirung eines Danziger Hauses zurückführe, bemerken wir, daß die Wände der Vorhallen gewöhnlich mit alten Oelbildern geziert sind, außer Porträts der Ureltern des Hausbesitzers, und der frühern Landesherrscher, gewöhnlich Landschaften, Stillleben und Fruchtstücke von Niederländern, wobei unter viel Werthlosem manches höchst Vorreffliche vorfindet und dem Kunstsammler eine reiche Ernte liefern würde. Die im Hintergrunde des Vorhauses zweifach beginnende und in der Höhe der Beletage in eine kleine offene Galerie zusammentreffende Steintreppe zeigt gewöhnlich, und auch in diesem Hause, welches wir als Vorbild anführen, ein Geländer mit sorgfältigem Schnitzwerk. Wenn nun die von der neuen Generation bewohnten obern Zimmer der Danziger Häuser sich, wie schon bemerkt, den neuern Anforderungen gemäß einer Umwodelung haben unterwerfen müssen, so ist doch, wie wir mitgetheilt, jene untere Halle bisher gewöhnlich das geblieben, was sie vor drei, vier oder fünfhundert Jahren bei ihrer Gründung war, und würde ein wunderlich treuer Blik jener Zeit geben, wenn sich in derselben noch der alte Handelsherr mit seinen Genossen in schwarzen Sammetmänteln und Puffhosen, kurz in dem kleidsamen Costüm jener Tage bewegte, statt daß jetzt die ernsten Räume von Opernreminiscenzen trällernden, betrachten Eleganz durchdüpft werden, wo sonst schon der dröhnende Fußtritt die Gerechtigkeit des Danziger Bürgers ausdrückte.

Flüchtende Schnelligkeit ist das Wahrzeichen der neuern Zeit; wir unterwerfen uns dem Gesetz derselben und eilen nur noch flüchtig durch einige der merkwürdigsten Orte der alten Hansastadt, von der man sich, hat man sie einmal gesehen, nur ungern trennt. Schlüpfen wir durch eine für zwei Wagen nur mit genauer Ausweichungsberechnung zu passirende Nebenstraße, so gelangen wir zu der zwischen Häusern eingezogen Pfarrkirche Sta Maria, eine der größten in Deutschland existirenden. Ein unvollendeter Thurm, von dessen nur mit einem dünnen Eisengeländer geschützten Plattform man, dem Schwindel trotzend, eine Danzig und dessen weitere Umgebungen umfassende Aussicht genießt, ragt über die im 15ten Jahrhundert in Kreu-

Digitized by Google

zesform erbaute Kirche empor. Es ist zu bedauern, daß gerade diese Kirche den Protestanten zum Gebrauche übergeben ist, einem Gottesdienste, der in seiner Einfachheit auch die des Ortes liebt und den Schmuck und Prunk verschmäht. Obgleich noch eine Masse von Kunstgegenständen in diesem ehrwürdigen Abile ruht, so herrscht anderseits eine Leere vor, die man nicht mit der jetzigen Unbedeutsamkeit in der katholischen Marienkirche erblicken würde. Dem herrlichen Hochaltar fehlt die glänzende Pracht, mit welcher die Katholiken ihren „Gottestisch" schmücken; die wenn ich nicht irre 24 Seitenaltäre an den schlanken, hoch oben in der Wölbung sich verlierenden Säulen bieten jetzt nur den tristen Anblick viereckiger Steinklumpen dar, während früher Sammet, Silber, Blumenduft und Kerzenschein die Heiligkeit dieser Gebet- und Opferstätten auch im Aeußern bezeichneten. Man hat in zu strengem protestantischem Purificationseifer die Reste frommer Dankgesinnung, die als Reliquien niedergelegt in diesen Altären diese nach katholischer frommer Sitte dadurch zu heiliger Stätte weihen, herausgerissen, und sie — größtentheils Gebeine — in der Sacristei übereinander in mehrere Kästen geworfen, wo sie den Neugierigen von einem witzelnden Kirchendiener lächelnd vorgewiesen, eins oder das andere auch wohl unter der Hand gegen „einige Groschen zu Schnaps" käuflich überlassen werden. Es ist dieses keine verleumderische Erfindung, denn ich selbst habe für eine kleine Summe eine dieser Reliquien erworben: es ist ein „Zahn," von dem ich freilich nicht erfuhr, welchem Heiligen er angehört habe.

Der Hauptschmuck der Marienkirche bleibt wohl das weltberühmte Bild: „das jüngste Gericht" von van Eyk. Warum man bezweifelt, daß es wirklich von Eyk gemalt, ist mir nicht erklärlich; auch habe ich nirgend den Beweis gefunden, daß es nicht von diesem Meister sein sollte. Es befindet sich als Altarbild in einer der vielen Seitencapellen und übt, trotz der bei jener Schule vorherrschenden Verzeichnung und Fleischlosigkeit der Figuren, dennoch einen wunderbaren Eindruck auf den Beschauer durch die Wahrheit der Composition, die sich hier im Anmuthigen und Gräßlichen gleich meisterhaft ausspricht, so wie durch den unbeschreiblichen Ausdruck in den Gesichtern. Das Bild hat mancherlei Schicksale erlebt und Reisen gemacht. Für den Papst gemalt, wurde es in Brügge eingeschifft, von Seeräubern geraubt, dann aber von einem Danziger Schiffer wieder erbeutet und von diesem mit fromm-patriotischem Sinn der Hauptkirche seiner Vaterstadt geschenkt. Wie viele Kunstwerke anderer Länder ließ es Napoleon von seinen fliegenden Schaaren nach Paris entführen, von wo es aber die Preußen sich wieder holten. Von welchem Werth das Bild, beweist das Gebot von 40,000 Thalern, welches das Berliner Museum der Stadt Danzig dafür machte. Die ablehnende Antwort der Danziger bezeugte, daß dieß, außer ihrem Sinn für „Weizen," auch den für „Kunst" besitzen. Sie behielten das jüngste Gericht für sich.

Ein Taufstein, oder vielmehr Taufkaus, da von Stein keine Spur dabei, dürfte dem pekuniären Werthe nach wohl die nächste Merkwürdigkeit sein. Das kolossale Becken, in welches man ein halbduzend Täuflinge auf einmal hineinlegen könnte, der große Baldachin, der über demselben schwebt, die Balustrade, die den ganzen Raum umgibt, — alles ist aus massivem Messing gegossen, und soll einen Werth von gegen 20,000 Thaler haben. Die ganze Arbeit ist in seiner Art ein Meisterstück, in den Niederlanden auf Bestellung eines Danziger Rathsherrn im Jahr 1554 gegossen, und von ihm ebenfalls der Kirche als Geschenk übergeben.

An eine Menge anderer Curiositäten knüpfen sich seltsame Sagen, die freilich größtentheils für starkgläubige Gemüther berechnet sind. So gewahrt man in einer Seitencapelle eine metallene Grabplatte, in welcher sich nebeneinander fünf kleine Löcher befinden. Eine Tafel berichtet, diese rührten von den Fingern eines Kindes her, das seine Eltern geschlagen, und dessen Hand dafür, als göttliches Strafgericht, zum Grabe herausgewachsen sey. Die Hand selbst, im mumienartigen Zustande, wird in der Sacristei aufbewahrt.

Unfern des Hochaltars steht in einer Nische die kolossale thönerne Statue der Jungfrau mit dem Kinde. Es ist die Kerkerarbeit eines zum Tode verurtheilten Töpfers, dem dieses fromme Werk Begnadigung Seitens des kunstliebenden hochweisen Raths verschaffte.

Poetischer klingt die Sage von dem kunstreichen Uhrwerke, dem in der Lübecker Marienkirche ähnlich. Der Künstler, der dieß Werk geschaffen, ward dafür vom Rathe hochbelohnt, denn es war ein Meisterwerk und war kein zweites der Art zu finden. Damit es aber das einzige bleibe und der Meister kein ähnliches anfertige, ließen ihm die Herren der Stadt die Augen ausstechen. Da saß nun der Arme in ewiger Nacht, aber in ihm flammte der Gedanke an Rache. Mit anscheinender Demuth bat er den Rath, man solle ihn noch einmal zu seinem Kunstwerke führen lassen, zur Vollendung desselben habe er noch etwas auszusonnen. Und als man seiner Bitte gewillfahrt, da riß die sichere Hand des Blinden einen kleinen Stift aus der Uhr, — laut schrillte das Räderwerk, dann ein Knall — und für immer war der belebende Mechanismus zerstört, und bis auf den heutigen Tag hat keine kunstverständige Hand sich gefunden, welche die Uhr wieder in Gang gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Phönicische Inschrift auf dem Bein des zerbrochenen Kolosses von Ibsambul.

Unsere Leser kennen wohl hinlänglich den berühmten Felsentempel von Ibsambul. Einer der vier großen Kolosse ist in sehr alter Zeit durch eine bis jetzt unbekannte Ursache zerbrochen worden. Kürzlich kam der bekannte Reisende Ampère nach Ibsambul, und bemerkte an einem der beiden Beine zwei Inschriften, worein er Abdrücke machte. Diese Inschriften in phönicischer Schrift gelangten an Hrn. Saulcy, der bekanntlich sich vorzugsweise mit alten phönicischen Inschriften abgibt; dieser fuchte die sehr deutliche Schrift zu erklären und brachte folgende Uebersetzung heraus: „während der Anwesenheit Abd Phtha's, Sohn Jnaris, traf dieß Thor die Gewalt Phtha's, der den Blitz schleudert." Merkwürdig ist der Name „Abd Phtha" der Knecht Phtha's, was auf einen in Aegypten sich anfallenden und dem ägyptischen Glauben anhängenden Semiten deutet — eine Erscheinung, die eben nicht gerade Wunder nehmen kann. Saulcy bemerkt, nachdem er seiner Erklärung der Inschrift erwähnelt, folgendes: „Sollte auch nicht die ganze Erklärung richtig sein, so scheint mir doch aus den beiden phönicischen Inschriften hervorzugehen, daß das Feuer des Himmels den Eingang des unterirdischen Tempels von Ibsambul traf, wahrscheinlich in sehr alter Zeit, und daß man diesem Umstand die Verstümmelung des Kolosses an der linken Seite der Thüre zuschreiben muß. Was die Form der phönicischen Buchstaben betrifft, so ist sie sehr rein und correct, und ich glaube eben nicht zu viel zu wagen, wenn ich sie ins vierte oder fünfte Jahrhundert vor Chr. hinaufsetze." (Rev. Arch. Mars 1847.)

Digitized by Google

Der Canal von Marseille und die Wasserleitung von Roquefavour.

(Fortsetzung.)

Den Portmis an durchschneidet der Canal vorerst die weite Ebene von Pun-Sainte-Reparade, indem er sich nach dem hübschen Dorfe Saint-Estève wendet, hinter welchem er sich in dem ersten unterirdischen Durchbruch verliert, dann erscheint er wieder unfern der malerischen Ruinen der alten Burg Janson, an deren Fuß er sich hinzieht, um alsdann über die Departementsstraße von Aix nach Cadenet zu setzen, in einer Erhebung von 14 Meter Höhe. Von hier aus kann man die Zinnen der alten Veste, die Cadenet beherrscht, in der Ferne sehen und das Rauschen der Durance hören, wie sie ihre Fluthen in die Ebene stürzt; aber die Wasser des Canals, durch den menschlichen Willen bewältigt, beantworten kaum mit harmlosem Gemurmel das Wuthgeschrei des unbändigen Stromes, und setzen demüthig ihren Weg fort in der steinernen Bahn, worein der Geist der Civilisation sie gebannt hat. Sie fließen ruhig längst der Mauern der alten Abtei Silvacanne hin, die von Sagen und Legenden des Mittelalters wimmelt; dann spiegeln sie die großen Bäume ab, die dunkeln Laubgänge und die Lichtungen des prächtigen Parks von La Roque-Antheron.

Aber in dem Maaße als wir weiter schreiten, nehmen auch die Schwierigkeiten des Bodens zu und vermehren die Wichtigkeit und Größe der künstlichen Arbeiten. Auf dem Uebergang der Straße von Aix nach Cadenet folgen drei Charleval zwei Aquäducte, die zierlichen und zugleich originellsten Constructionen, die man sich in dieser Art vorstellen kann; zuerst der von Jacenvelle, von 19 Meter Höhe und 64 in der Länge, der mit seinem weiten Halbkreis die düstere Aussicht eines prächtigen Nadelwaldes umfaßt, dann der von Baldenette, der um einen Meter minder hoch um 16 länger ist, und sich in einem Thal von dem schönsten malerischen Anblick erhebt.

Auf der Anhöhe von Vernegens wendet sich der Canal rasch gegen Mittag und durchschneidet die Kette von Taillades in dem berühmten Tunnel von 3700 Metre Länge, dessen Ausführung so viele und große Schwierigkeiten barbot; von da bringt er in das Thal von Lambesc, und unweit dieser alten Fürstenstyes, der jetzt zum Hauptort des Bezirkes herabgesunken ist, setzt er über den Cnapas durch den Aquäduct von Valmeuffe, der nicht weniger als 170 Meter lang und 26 hoch ist.

Diese bewundernswerthe Construction, vor der man mit Erstaunen verweilt, wenn man das riesige Bauwerk von Roquefavour noch nicht betrachtet hat, erscheint dann nur noch als ein schüchterner Versuch gegen dieses Wunderwerk an dessen großartigen Anblick es erinnert, aber freilich nur in sehr verjüngtem Maaßstabe.

Der Canal setzt nun seinen Weg durch den Wald von Labarben fort, wo man die alte Burg der Ferbin gewahrt, durchschneidet die Kette von Aiguilles, acus mons, mons inaccessus, mit 14 unterirdischen Gewölben, und mündet ein wenig über Cendom in das Thal von Arc aus. Er steigt einige Zeit das Thal aufwärts, wendet sich um den Berg Ventabren und tritt endlich in den ungeheuren Engpaß von Roquefavour, den er auf einem Aquäduct von 400 Meter Länge und 82 Meter 50 Centimeter Höhe überschreitet. Er durchschneidet dann das Thal von Merindolle, dann die Straße von Aix nach Martigues, und berührt endlich das Gebiet von Marseille zu Saint-Antoine, nachdem er die Kette von Etoile mittelst zweier Durchbrüche, jeglicher von 3500 Meter, durchschritten hat. Zwischen diesen beiden Durchbrüchen steht der Canal nur auf einer geringen Strecke des Tageslicht in dem berühmten Thale des Huffasine, bei dem Dorfe Les Pennes.

Wir haben nun den Lauf des Durancecanal flüchtig verfolgt, und unterwegs die wichtigsten Arbeiten mit genauen Angaben ihrer Verhältnisse aufgezählt. Wir versuchten zugleich rechts und links einen Blick auf die Landschaft zu werfen. Aber wie ungenügend ist das Wort, um eine richtige Vorstellung von der Wirklichkeit zu geben! Kaum vermöchte die vollendetste Beschreibung eine Ahnung von dem Eindrucke hervorzubringen, den der Anblick einer Gegend oder eines Bauwerkes erregt. Wie kann man mit der Feder eine genaue Vorstellung geben von einem Durchbruche von mehr als einer Stunde Länge, der kaum durch einige Meter Arbeit, die zu Tage liegt, von einem zweiten Durchbruche von gleicher Länge getrennt ist? Wie den Eindruck schildern den man beim Anblick eines Aquäduct erhält, der alles übertrifft, was in dieser Art in den seltsamsten Verhältnissen erbaut worden? Wie mit Worten ein Riesenwerk darstellen, dessen ungeheure Pfeiler eine feste Masse bilden, die viermal beträchtlicher ist als die der Thürme der Kathedrale von Paris, und welche 12 oder 13 Meter über deren Gipfel einen Fluß tragen der an seiner Oberfläche 28' breit ist?

Der Landschaftmaler kann genau den allgemeinen Charakter dieses oder jenes Bauwerkes nachbilden; er kann ihn nicht allein mit den ihm eigenthümlichen Einzelheiten wiedergeben, aber auch mit der malerischen Umgebung von Ebenen, Felsen, Wäldern und Bergen, die ihm als Rahmen dienen. Ganz wohl; ihr habt das Gebäude, so wie es erschient oder in der Wirklichkeit besteht, zu gewisser Tageszeit in gewissem Lichteffect: aber die wechselnde Ansicht des Himmels, der Gegend und selbst des Bauwerkes, je nachdem der Beschauer sich hier oder dort hinstellt, rechts oder links, vor oder zurück, und den unendlichen Abstufungen des Lichtes folgend: aber den ergreifenden Eindruck der Wirklichkeit, den Eindruck des Ganzen der aus der Betrachtung einzelner dieser riesenhaften Arbeiten hervorgeht, von denen eine einzige genügend wäre eine Stadt zu verewigen, welche sie aufführen ließ, und den Ingenieur der sie errichtete; aber die historischen Erinnerungen, welche bei jedem Schritte vor Euch auftauchen auf diesem Boden, der so oft von römischen Legionen betreten, bei den Einfällen der Barbaren zermalmt, von den Religionskriegen verwüstet wurde, wie dies alles wieder geben? Allenthalben Erinnerungen an Mord und Blut, allenthalben Niederlagen; mitten in der üppigsten Natur, in den anmuthigsten lachendsten Thälern, wie in den wildesten Schluchten, den schrecklichsten Engpäßen. Hier ist das Thal der Mörder. Dort die Straße von Martigues, ein köstliches Dörfchen mitten unter Maulbeer- und Oelbäumen, dessen Einwohner 1345 nach einem Parlamentsbefehl bis auf den letzten Mann hingeschlachtet wurden; weiterhin ist die Schlucht von Roquefavaux, Rupes favoris, der dem Siege günstige Felsen: denn an dieser selben Stelle, mitten in dieser wilden Natur fanden die Hauptreisefeder der berühmten Schlacht von Aix statt, worin der Consul Marius 200,000 Ambronen und Teutonen schlug.

Der bloße Anblick dieses Thales scheint schon anzukünden daß es zu großen Dingen bestimmt war; die ganze Umgebung scheint eigens dazu gemacht dem Sieg des Marius und dem Bauwerk des Hrn. von Montricher als Rahmen zu dienen. Jetzt, da der Steinkeloß beinahe vollendet ist, wird selbst der nüchternste Verstand von Bewunderung erfaßt vor dieser wundervollen Offenbarung menschlicher Herrschaft über die materielle Welt. Was uns unwahrscheinlich bedünken könnte, findet sich hier verwirklicht. Dann wächst diese Riesenbrücke, die kolossen Menschen Fuß betreten soll, noch mehr in der Einbildungskraft an; dann erscheint sie gleichsam von übernatürlichen Kräften zum Fußgestell des römischen Kriegers erschaffen, dessen erhabener Schatten noch über dem Felsthale zu schweben scheint; denn mitten unter den Steinriesenmenschen, den kahlen Tannen, den steilen Bergen mitten in dieser rauhen und wilden Natur erkennt man noch den Umkreis seines Lagers; man zeigt noch die Spuren seiner Verschanzungen ganz nahe an den abschüssigen Ufern des Arc, eines wilden Stromes in tiefem Bette, dessen schäumende Wuth sich brausend an den Felsen bricht. Aber der ungeheure Aquäduct hat nicht allein seine Pfeiler aus einander gerückt um ihm einen Durchgang zu gewähren, er läßt ihn auch nach Gefallen zwischen seinen feiner Bogen hinwiderhen.

(Schluß folgt.)

Brücke über den Niagara. Das Athenäum vom 13 März will von einer Hängebrücke wissen, die über den Niagara gebaut werden und sich 800 Fuß über das Wasser erheben soll.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 80. 3. April 1847.

Waſſerhoſen im Mittelmeer.

(Aus einem Schreiben im Athenäum 13 März.)

Zu den merkwürdigſten Erſcheinungen, welche im Mittelmeer bei Wetterveränderungen, namentlich um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche ſtattfinden, gehören die bei den Seeleuten ſogenannten „Trombe di mare“ oder „ſifoni“ d. h. Waſſerhoſen. Ich habe ſie oft von der Küſte aus beobachtet, wie ſie über die weite Waſſerwüſte hinſtürzten gleich rieſenhaften nebligen Schlöſſern, wie ſie von einer unſichtbaren Macht fortgetrieben, gleichſam das Meer in ihrem Laufe aufriſſen, und rings umher Schrecken und Verheerung verbreiteten. Namentlich an Einem Punkte habe ich ſie mit mehr als gewöhnlichem Staunen und Verwunderung betrachtet, wenn ſie von einem ſtarken Mezzogiorno-Wind getrieben durch die ſchmale Straße zogen, welche Maſſa von der Inſel Capri trennt. Hier ſind hohe Landmarken, von denen aus ich mit einen Begriff von ihrer erſtaunlichen Höhe und ihrem Umfang machen, und dann mich in Gedanken über ihre furchtbare Gewalt ergehen konnte. Groß iſt die Furcht, mit der der Seemann in ſolcher Jahreszeit hinausführt aufs offene Meer, und mit gutem Grunde, denn für kleine Schiffe ſind ſolche „Tromben“ der ſichere Untergang. Es iſt darum nicht zu verwundern, daß unter einer ſo außerordentlich unwiſſenden und abergläubiſchen Bevölkerung Zauberkunſt gegen einen ſo mächtigen Feind zu Hülfe gerufen wird. Von der Gewalt dieſer „Tromben“ habe ich mehrmals, hauptſächlich aber dieſen Winter Gelegenheit gehabt mich zu überzeugen, und ehe ich des durch dieſe Erſcheinungen erzeugten Aberglaubens erwähne, will ich einen Vorfall erzählen, der mir ſelbſt zuſtieß. Ich ſtand mit einem meiner Bekannten, einem Italiener, auf einer hoch über das Meer aufragenden Klippe, die Luft war vergleichungsweiſe ruhig, und dennoch fühlte ich mich plötzlich wie von einer unſichtbaren unwiderſtehlichen Kraft umfaßt: ehe ich mich beſinnen konnte, war ich trotz aller meiner Anſtrengungen mit der Schnelligkeit eines Ballons in die Luft geſchleudert. Alles was ich weiß iſt, daß ich nach einer nur einige Augenblicke dauernden Luftreiſe mich halbwegs unterhalb an der Klippe mit einem furchtbaren Stoß inmitten eines trockenen Kalkofens nicht weit vom Meere wieder fand. Noch ein ſchwerer Fall und mein Freund ſtand mir gegenüber. Der Ruck war ſo heftig, daß wir zwar, da eine auf allen Punkten gleiche Gewalt uns erfaßt hatte, auf die Füße niederfielen, aber ſogleich zu Boden ſanken, und einander anſtarrten, unfähig und zu rühren oder zu ſprechen. Zum Glück war kein Glied gebrochen, aber die innere Erſchütterung war ſo ſtark, daß wir uns einige Tage zu Bett legen mußten, und vielleicht werden die äußern Zeichen der erlittenen Verletzung uns ſtets an die gefährliche und unfreiwillige Luftreiſe erinnern.

Die Leute in der Nachbarſchaft ſagten, es ſeyen mal' ombre (böſe Geiſter) in dem Kalkofen, die uns hineingezogen haben müßten, und ſie ſchrieben unſere Erhaltung der Fürbitte der Seelen im Fegefeuer zu, welche und für einige Handlungen der Mildthätigkeit belohnt hätten. Die Sache war aber, daß wir nicht von böſen Geiſtern, ſondern von einer Windhoſe auf ihrem Weg zum Meere ergriffen worden waren. Es iſt nicht zu verwundern, daß die Seeleute von Neapel dieſe furchtbaren Erſcheinungen dem Einfluß des Teufels zuſchreiben und Beſchwörungen anwenden, um ihre Kraft zu brechen. Die Kunſt ſie zu „ſchneiden,“ iſt ein beſonderer Zweig der hieſigen Zauberei, und wenige Barken wagen ſich hinaus auf die Korallenfiſcherei oder den Küſtenhandel, ohne einen an Bord zu haben „chi sa a bagliaro trombe.“ Ich kenne mehrere, die ſich mit dieſer ſchwarzen Kunſt abgeben. Es ſind geheimnißvolle Leute, welche von ihren Gefährten mit einem aus Furcht und Achtung gemiſchten Gefühl betrachtet werden, als hätten ſie einen Verkehr mit dem Böſen.

Wenn man eine Tromba in der Richtung des Boots ſich nähern ſieht, tritt der Zauberer vor, und ſchickt die ganze Mannſchaft rückwärts, damit keiner Zeuge iſt von dem was er ſagt und thut; er gebraucht dann gewiſſe Zeichen und Worte, und macht eine Bewegung mit dem Arme, als ſchneide er, der Feind ſpaltet und zerſtreut ſich; — ſo erzählten mir die Schiffsleute, die es oft geſehen zu haben behaupteten. Die Antwort auf meine ſichtliche Ungläubigkeit war: „Ihr, Signor, glaubt weder an die Madonna, noch an die Heiligen, wie ſollet Ihr daran glauben?“ — „Habt Ihr es wirklich je geſehen?“ — „Jeſus Maria! oftmals!“ riefen ſogleich mehrere Stimmen. — „Gut,“ ſagte ich, „ich wünſchte zu erfahren, auf welche Art die Sache gemacht wird. Schickt Aurelio zu mir;“ dieß war ein wohlbekannter Windhoſenzauberer. „Ach, Signor, das ſagt Euch niemand, ſarebbe un gran peccato.“ Die welche dieſe Kunſt üben oder ſie andern mittheilen, ſagte man mir, können von einem gewöhnlichen Beichtvater keine Abſolution empfangen. Dieſer Zweig der ſchwarzen Kunſt wird unter dem allgemeinen Namen „Maleficia“ begriffen, und iſt eine von den vorbehaltenen Sünden, die ſich in der gedruckten, an den Beichtſtühlen in Italien angehängten Liſte befinden.

Zufrieden die Anſicht der einen Claſſe von Gläubigen ſo weit erprobt zu haben, beſchloß ich es mit einer andern zu verſuchen. Der Zufall brachte mich in die Geſellſchaft eines alten

Digitized by Google

Officiers von Murat, eines verständigen und ziemlich gebildeten Mannes, dem ich mit einigem Erstaunen von diesem herrschenden Aberglauben sprach. „Ich kann," erwiederte er, „den Angaben der Seeleute nicht widersprechen, obgleich ich, wie sich von selbst versteht, nicht an Zauberer glaube, ich kann nur annehmen, daß solche Dinge ausgeführt werden in Gemäßheit gewisser physischen Gesetze, die wir nicht kennen. Doch ich will Ihnen erzählen, was mir selbst passirte. Ich fuhr einst, als ich zu Ponza stationirt war, auf einem kleinen Boot von dieser Insel nach Wentotene, als mich eine „Burrasca" losbrach, und alsbald sah ich eine der furchtbaren „Tromben" heranrücken. Ich war voll Schrecken, denn ich wußte, wir seyen verloren, wenn sie uns treffe, und das Ungethüm rückte gerade gegen uns heran. Ein Mann der neben mir saß und meinen Schrecken sah, sagte ganz ruhig: „fürchten Sie sich nicht, es ist keine Gefahr; wenn die Tromba nahe genug ist, will ich sie schneiden." Als sie sich näherte, das Meer aufwühlte und auf dem Punkte stand uns zu verschlingen, stand er auf, schritt an den Bug vor und hieß alle zurückbleiben. Dann sprach er einige Worte, bewegte die Hand, in der er ein Messer hielt, als wolle er etwas durchschneiden, und — die Tromba war in Einem Augenblick zerstreut. Wie es geschah, will ich nicht erklären, aber die Sache fiel in meiner Gegenwart vor."

Hier wäre also das Zeugniß des Repräsentanten einer andern Classe über seinen Glauben, daß die Tromba durch unbekannte Mittel zerstreut werden könne, obgleich er erklärt nicht an Zauberei zu glauben. Ich meine jedoch, daß mein Freund in dieser Beziehung nicht sehr capitelfest war; dem sey indeß wie ihm wolle, der Aberglaube besteht, und ist interessant genug."

Reiseskizzen von der Ostsee, von der preußischen, russischen, finnländischen und schwedischen Küste.

1. Danzig und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Ein lebensgroßer Christus am Kreuze, aus Holz geschnitzt, ist die verkörperte gräßlichste Wahrheit des martervollen Todes, von solcher Wirkung, daß öfter nervenschwache Beschauer des Bildes ohnmächtig geworden seyn sollen. Die Sage erzählt: der Meister, der mit der Anfertigung dieses Crucifixes beauftragt worden, grübelte Monatelang, um etwas Ausgezeichnetes zu schaffen, ohne daß es ihm gelang, in seiner Phantasie ein Musterbild zu finden. Er besaß eine Tochter, die von einem wackern Jünglinge geliebt wurde, dessen Armuth aber in den Augen des Vaters ein Hinderniß zur Ehe war. Doch plötzlich ward er freundlicher und gestattete dem Jüngling den Eintritt in sein Haus. Eines Tages, als die Stunde seines Besuches schon verstrichen und das Mädchen vergebens seiner geharrt hatte, glaubte dieses aus den untern Räumen des alten Hauses ein herzzerschneidendes Stöhnen heraufschallen zu hören. Eine unerklärliche Angst überfiel die Jungfrau und bebend schlich sie hinab zu des Vaters Arbeitssaal, denn aus diesem schollen jene schauerlichen Töne. Das Auge zum Schlüsselloche geneigt, erblickte sie das Fürchterlichste. An ein großes hölzernes Kreuz hatte der Vater, ein starker Mann, den Jüngling lebend, gleich dem Erlöser, genagelt, ihm auch, wie einst dem Heiland geschah, mit einem Speere die Seite verwundet. Die Todesqualen des Verscheidenden schienen dem Künstler ein Labsal, der mit gierigem Lächeln die Züge des Sterbenden auf einem Pergamente mit geschicktem Griffel nachbildete. Ohnmächtig sank die Jungfrau ob dieses Anblicks zu Boden: als sie wieder zum Leben erwachte, war ihr Verstand zerrüttet, die Sprache ihr geraubt. Um das Verschwinden des unbedeutenden, allein stehenden Jünglings hatte sich Niemand gekümmert. Nach wenigen Wochen aber übergab der alte Künstler das vollendete Crucifix der Kirche und ward reich belohnt und hoch belobt. Am ersten Sonntage, als das Bild öffentlich im Gotteshause aufgestellt und viel Volk versammelt war, und die Bewunderung aller das eine Ohr des verbrecherischen Meisters traf, der neben seinem Werke stand, da drängte sich durch die Reihen der Kirchgänger das wahnsinnige Mädchen, das die Sprache plötzlich wieder gewonnen hatte, aber nur um mit freischender Stimme die Schandthat des Vaters zu verkünden. Der aber gestand die böse That und litt den Tod.

Unsern von diesem Crucifix befindet sich das Bethäuschen des hochweisen Danziger Raths, ein geschlossener, von allen Seiten freistehender kleiner Salon mit altmodischen Tischen, Schränken, sehr bequemen Lehnsesseln und andern comfortablen Gegenständen, z. B. einem großen, gluthathmenden Kachelofen aufgestattet. Schiebsessen, an der nach der Kanzel gekehrten Seite, erlauben das Eindringen von Gottes Wort. Dieses „Kirchenzimmer" ist so nett und wohnlich, daß, als ich es zum erstenmale in Gesellschaft mehrerer Damen besah, und diese, in der Absicht meinen Muth auf die Probe zu stellen, mich fragten, ob ich wohl eine Nacht hier zubringen würde, ich unbedenklich mit „Ja" antwortete. Eine Zusage, die, wenn sie auch nicht angenommen wurde, ich doch auch kaum erfüllt hätte, seitdem mein Blick wieder auf den gekreuzigten Christus fiel. Ich habe auf meinen frühern Reisen oft an sehr unheimlichen Orten übernachtet, auch in der Türkei, einige Meilen von Adrianopel, eine Nacht sehr sanft auf einem Kirchhofe, ein Grab zum Kissen unter dem Haupte benutzend, geschlafen, ohne das mindeste Grauen zu empfinden. Dagegen wiederhole ich aber, daß es fast unmöglich ist, den Blick auf diesem Holzbilde lange festzuhalten, das nicht nur in dem leidenden Antlitze, sondern in jeder Muskel des nackten Körpers den Schmerz eines fürchterlichen Todes zur Schau trägt.

Dieses Bethäuschen ist, trotz der Heiligkeit des Orts, dennoch der Schauplatz einiger komischen Scenen gewesen. Peter der Große von Rußland besuchte auf seiner europäischen Civilisations- und Bildungsreise auch Danzig, wo es, schon des nahen Meeres wegen, dem russischen Flottenschöpfer so wohl gefiel, daß er dort fünf bis sechs Wochen verweilte. Obgleich griechischer Christ, versäumte der tolerante Zaar doch nicht, alsonntäglich die Predigt in der protestantischen Pfarrkirche mit großer Andacht anzuhören, wobei er aber seinen originellen Launen freien Spielraum ließ. Nur ein paar Anekdoten, die in diesem Bethäuschen spielen, wo der hochweise Bürgermeister der freien Stadt dem russischen Herrscher mit hochmüthiger Gastfreundschaft einen Lehnsessel neben dem seinigen bewilligt, mögen hier eingeschaltet werden, da sie außerhalb Danzig wohl wenig bekannt seyn dürften.

Peter und der Herr Bürgermeister sitzen an einem Sonntage andächtiglich beisammen, als der Klingelbeutel — dieser alte kirchliche Bockbeutel — sich näher kommend hören läßt. Der Bürgermeister zieht einen Ducaten aus der Tasche, und legte ihn, als zu opfernde Gabe, vor sich hin. Peter zwei Ducaten. Als Danzigs hochmüthiger Regent dies gewahrt, er drei. Peter sechs. Und so steigert sich dieser Wettstreit, bis jeder der beiden Herren seine ganze Baarschaft, in einem Goldhäufelein

Digitized by Google

vor sich liegen hat. Der Klingelbeutel ist unterdeß erschienen, und wird von dem Träger desselben zuerst dem erhabenen Herrn Bürgermeister dargereicht, der seinen Goldhaufen hineinwirft. Nun kommt die Reihe an die, in den Augen des Klingbeutlers zweite Person: Peter von Rußland, der — mit gespitzten Fingern einen Ducaten opfern, mit lächelndem Blick auf den beschämt erbosten Herrn Bürgermeister seine übrigen Ducaten aber ruhig wieder in die Tasche steckt.

Vermuthlich um seinen Verlust einzubringen, hatte Danzigs Consul regens am nächsten, sehr kalten Sonntage bei Heizung des Bestübchens das Holz sparen lassen. Peter fror gewaltig am Haupte und setzte seine Pelzmütze auf. Der fromme Bürgermeister setzte ihm in eiferner Rede auseinander, wie sich solches nicht schicke, worauf der Zar Gehorsam seine Mütze wieder abnahm, von des Mentors Haupt aber dessen mächtige Allongeperücke hob, und nun mit dieser seinen frierenden Kopf bedeckte. Den Consul aber, der, höchlich erzürnt, sich entfernen wollte, hielt der Kaiser mit eisenstarker Hand auf dem Stuhle fest, bis die Predigt geendet, worauf er ihm höflich dankend die Perücke wieder gab und nach Hause ging. In einem Danziger Weinkeller befindet sich ein recht gutes Bild dieser Scene, die dadurch viel an Komik gewinnt, daß der Bürgermeister unter der Perücke ganz haarlos erscheint.

Noch eine Menge solcher närrischen Auftritte erzählt man dort von dem russischen Zaaren, und von daher soll auch die noch jetzt übliche danziger Redensart: „dwatscher Peter" herstammen, mit welcher man einen originellen Spaßmacher zu bezeichnen pflegt.

Nachdem wir noch erwähnen, daß in der Sacristei der Kirche unter der Menge prachtvoller Meßgewänder auch katholischer Zeit, welche jetzt schonungslos den Motten und Mäusen anheimgegeben sind, sich ein paar mit eingewebten arabischen Schriftzeichen befinden, die von frommen Kreuzfahrern aus dem Orient mitgebracht sein sollten, enteilen wir dem herrlichen Gotteshause, um noch einige Wandersprünge durch Danzig zu machen. Wenden wir uns und zufördert wieder zu dem nahen Langenmarkte, betrachten wir möglichst fällig den schönen Brunnen, den eine ganz vortreffliche Bronzestatue Neptuns, umgeben von allerlei Meerungeheimen schmückt, und schreiten wir die breite, weite Vortreppe hinauf, die zu der gothischen, reichverzierten Façade des berühmten Arthurhofes hinaufführt. Ein historisch und architektonisch interessanter Bau, dessen Innered von den alten Danzigern zu sang- und klangreichen Trinkgelagen seit dem Jahre seiner Errichtung, 1379, benutzt wurde. Es ist eine hohe, luftige, schöne, von vier Granitsäulen getragene Halle, besetzt mit kolossalen Schenktischen, ein herrlicher Ort zum sorglosen Jubeln und Schmausen. Die Ausschmückung des weiten Saals aber ist so barock zusammengewürfelt, als ob die alten Danziger Herren dieß nicht vor den Trinkgelagen mit nüchternem, bedächtigem Sinne, sondern nach bereits vielfach geleerten Humpen mit vollem beneheltem Haupte arrangirt hätten. Da findet sich unter manchem Guten vieles, was freilich bedeutenden Geldwerth, aber wenig Kunstwerth hat. Es ist eine phantastische Aufhäufung von allerlei Seltsamkeiten, wie sie den das Hyper-Phantastische liebenden E. T. A. Hoffmann wohl ungemein ansprechen und ihn zu seiner Erzählung: der Artushof, veranlassen konnte. Während gute Christus-, Madonnen- und Heiligenbilder den Ernst des Beschauers in Anspruch nehmen, geht diese ernste Kunststimmung in herzlichem Lachen unter beim Anblick einer niederländisch-fleischigen Diana im Bade, die uns ihre geheimsten Reize nait-ungenirt präsentirt, während der gemalte Actäon dafür von der ergrimmten Göttin metamorphosirt wird, und diese thierische Metamorphose durch ein ächtes, veritables Hirschgeweih von 24 Enden angedeutet wird, das dem Kopfe des lüsternen, aber sehr einfältig aussehenden Jünglings aus dem Bilde heraus entspreißt und jetzt oft dazu dient, um die daran gehängten Hüte der modernen Danziger zu tragen.

Fesselt den Fremden nun wieder „ein jüngstes Gericht," ein wackeres Oelbild von Anton Möller aus dem Jahre 1603, so wird er, wenn der Cicerone ihn zu dem einem kleinen Hause an Größe gleichenden Kachelofen führt, und diesen zu umarmen bittet, den derben Scherz nicht übel deuten, sondern mit den Lachenden einstimmen, nachdem er gewahr worden, daß bei dieser Umarmung sein Mund gerade auf die unanständige Kehrseite eines baroden Mannes küssend trifft, der in halberhabener Arbeit sich rücklings aus dem Ofen zu drängen scheint. Selbst August des III weiße, dicke, behaglich Marmorstatue, scheint über den Scherz mitzulachen, obgleich er vor seinen kleren Augen gewiß viele tausendmal practicirt worden.

(Schluß folgt.)

Eine Pariser Sittengeschichte.

Ein Correspondent der Liter. Gaz. (vom 13 März) meldet aus Paris unter anderem folgendes: „Ich warf einen flüchtigen Blick auf die Feuilletons der letzten 14 Tage, um zu sehen, mit was die Journale hauptsächlich ihre Leser unterhalten hätten, und was meinen Sie, daß der Hauptgegenstand sey? eine Orabrede auf ein Freudenmädchen. Marie Duplessis, umbelannt in ihrem Leben, außer den Unglücklichen, welche sie zu Grunde richtete und betrog, stark in einem Alter von 25 Jahren, und hinterließ ein Andenkement, ferner schamlosen Luxus die Auctionäre noch übertrieb sehr übertrieben haben. Bei der Auction hatten alle die vornehmsten Journale von Paris ihre gewöhnlichen Berichterstatter für die Pariser Chronik, und am folgenden Montag fand man allenthalben ein langes Geschwätz über ihre wunderbaren Zimmer, ihre seidenen Draperien, ihre Spitzenvorhänge u. s. w., gerade als wollte man die arme Kreischerin und die Schönheit, die sich nicht verkauft, damit verhöhnen. Ein minder entschlafischer Zuschauer schilderte den Eintritt, den dieser skandalöse Besuch der Verlassenschaft eines Freudenmädchens auf ihn gemacht hatte, folgendermaßen: „„man kann sich keinen Begriff von dem elenden Geschmad und dem lächerlichen Prunk machen, den dieß unglückliche Geschöpf in ihrer Wohnung zur Schau trug; es ist augenfällig, daß sie sich durch diesen zügellosen Luxus gleichsam dafür rächen wollte, daß ihr in der Jugend manchmal selbst das Nothwendige abging. Zwei oder drei schlüpfrige Skizzen, die von Baudet sein sollen, ein Kaminstück, größer als es für das Zimmer paßte, eine zierliche Zeichnung von Vidal, betitelt L'amour de soi-même, und endlich im Saal traurig auf einer Stange sich wiegend ein Papagai, groß wie ein Truthahn, das waren die Gegenstände, die uns am meisten auffielen."" Ist es nicht seltsam, daß diese ärmliche Schaustellung alle Jungen und alle Federn der Journalisten in Anspruch nahm."

Der Canal von Marseille und die Wasserleitung von Roquefavour.

(Schluß.)

Man denke sich nun ein solches Bauwerk neben allem, was das Alterthum großes in dieser Art hervorgebracht hat. Die Brücke über den Gard hat kaum die Hälfte dieser Höhe und ist kaum halb so lang, und dann, welcher Unterschied der Charakteres des Style, der monumentalen Größe! Mit ihren zerbrückten Bogen, die sich schwerfällig über einander hinziehen, scheint die Gardbrücke auf dem Boden zu kriechen, während der Aquäduct von Roquefavour majestätisch und groß emporsteigt. Seine mächtigen und kühnen Pfeiler erheben sich in freiem Guß

Digitized by Google

bis zu den kleinen Bogen, welche den Canal tragen, die ungefähr auf zwei Drittheile ihrer Höhe durch Gewölbekrümmungen bewunderungswerth verbunden sind, ohne daß dadurch die verticalen Linien, die in der ganzen Construction vorherrschen, unterbrochen werden und ihr einen so entschiedenen und eigenthümlichen Charakter verleihen. Das ganze Werk ist von großer Einfachheit. Die angebrannten Steinblöcke, welche benutzt wurden, sind nur an den Fugen behauen, die ganze äußere Fläche wurde rauh gelassen, doch nicht so wie man es an einigen Gebäuden der Renaissance sieht, sondern wie an den alten florentinischen Palästen, so wie es durch die Härte des Steins und das Vergebliche einer vermehrten Ausgabe bedingt wurde, und wie es dem wilden Charakter des großartigen Bauwerkes zukömmt.

Ich verweile bei diesen Erläuterungen, weil die Arbeit des Hrn. von Montricher eines der seltenen Beispiele von Anwendung der wahren Grundsätze der Baukunst in unserer Zeit darbietet. Hier sind alle Details vollkommen dem Charakter des Ganzen untergeordnet; jegliche Form ist die Folge ihrer Bestimmung und entspricht dieser unmittelbar. Die allgemeinen so wie besondern Anlagen sind durch ihre Wissamkeit unabänderlich bestimmt; es geht deßhalb eine gewaltige eigenthümliche Wirkung, ein großartiger Anblick, ein ergreifender Eindruck daraus hervor.

Um die Kraft zu besitzen, ein den Traditionen der Schule so völlig fremdes Werk zu entwerfen, und besonders um den Muth zu haben es auszuführen gehörte ein Mann dazu, der sich frei machte von allen akademischen Vorurtheilen und diesem Plunder von engherzigen Vorschriften, womit der Verstand unserer jungen Baukünstler verkehrt wird. Es gehört dazu ein tiefes Wissen mit vollkommener Unabhängigkeit des Geistes verbunden.

Hr. von Montricher besaß sich glücklicherweise in einer ganz besondern Stellung in Bezug auf architektonische Studien. Mit einem rechtschaffenen Sinne und einem unerschütterlichen Verstande begabt, der noch durch die Ausübung der exacten Wissenschaften verstärkt wird, hat er die Schwierigkeiten seines Werkes mit Kühnheit angegriffen. Durch seine Erziehung vor dem falschen Wissen bewahrt, das so manchen unserer jungen Leute der Besuch von Kunstschulen aufzwängt, konnte er mit der ganzen Unabhängigkeit und der ganzen Kraft seines Genius sich ans Werk machen.

In der Leitung sämmtlicher Arbeiten hat er sich als sehr geschickten und gewissenhaften Ingenieur gezeigt. In dem Entwurfe der Kanäle hat er sein Talent und die Unabhängigkeit des übergangenen Künstlers gezeigt. In der Ausführung des Werkes hat er alle Hülfsmittel eines praktischen und zugleich erfinderischen und erfahrenen Geistes angewendet.

Das Fortschaffen und die Anwendung des Materials geschieht mit einer Einfachheit und Eleganz, welche die Ausführung der Arbeiten zur Würde eines Kunstwerks erheben. Allenthalben erkennt man das verständige Schaffen eines überlegenen Geistes, überall werden die Naturkräfte dazu benützt, die größtmögliche Sparsamkeit an Zeit und Kostenaufwand zu erzielen.

So hat, um das Kanälkult von Neufchatel zu erwähnen, Hr. von Montricher sich zuerst damit beschäftigt einen Steinbruch aufzusuchen, der eine hinlängliche Masse von Werksteinen liefern konnte, denn er mußte darauf sehen, daß alles Material von gleicher Art und Beschaffenheit wäre. Er fand diesen Steinbruch ungefähr eine Meile weiter oben im Thale, und nachdem er seine Ausdehnung untersucht hatte, wurde er sogleich in Angriff genommen. Dann den natürlichen Abhang des Terrains benützend, legte er einen Schienenweg an, welcher die Steine bis an den Fuß der Bauten förderte, ohne daß eine andere Bewegkraft als die Schwere und seine unmittelbare Aufsicht vom Ausgangspunkt bis an das Ende nöthig gewesen wäre. Jedes Werkstück wurde in dem Bruch behauen, auf einen kleinen Wagen geladen und dann sich selber überlassen; so rollte es auf der geneigten Bahn sachte abwärts durch das Thal bis an den Fuß der Wasserleitung. Hier wendet ihn ein Arbeiter um auf einen andern Schienenweg, der an dem mindest steilen Abhang des Thales angebracht ist. Um da hinauf zu gelangen befestigt man ihn an einem Seil, das sich um eine Rolle windet, die an dem obersten Ende der Bahn angebracht ist, und das gleichlaufend sich auf eine Trommel rollt, die mittelst eines Schaufelrades durch den Fluß in Bewegung gesetzt wird. Man begreift, daß diese kleine Eisenbahn sich in dem Maaße aus, dehnen mußte als die Schichten des Baues sich erhoben. Wenn unser Wagen diesen neuen Lauf beendigt hat, wendet man ihn von neuem und schiebt ihn auf einen dritten Schienenweg, der sich der ganzen Länge nach an der Construction hinzieht. Er hält erst an der Stelle selber, wo der Stein, den er fortschafft, benützt werden soll. Hier wird dieser durch ein kleines sehr bewegliches Hebzeug aufgezogen, das ihn durch einen simmreichen Mechanismus senkrecht über die Stelle schafft, wo er versetzt werden soll. Es genügt alsdann ihn einige Centimeter herunterzulassen damit er endlich seinen Bestimmungsort erreicht. Auf diese Weise wird der Steinblock, der gerade aus dem Bruche kömmt, fast immer durch seine eigene Schwere in Bewegung gesetzt und nimmt fast von selber die Stelle ein, zu welcher er bestimmt ist, indem er den ganzen Zwischenraum in geringerer Zeit durchlaufen hat, als ein Mann brauchen würde, um zu Fuß dahin zu gelangen. Dank der sinnreichen Anwendung aller Hülfsmittel welche Wissenschaft und moderner Gewerbfleiß liefern konnten, wurde dieses große Unternehmen mit einer so bewundernswerthen Schnelligkeit und solcher Ersparniß ausgeführt wird, daß man gegenwärtig noch kaum daran zu glauben wagt, nachdem man seine Verwirklichung dargethan hat.

Aber werfen wir, bevor wir uns von Neufchatel entfernen, noch einen Blick auf diese reiche Landschaft, auf diese malerische Natur, auf das köstliche Thal von Ree, das gleich einer fühlen Oase, gleich einer grünen Insel mitten in dem dürren Landstrich der südlichen Provinzen erscheint; folgen wir dem Laufe des wirbelnden Stromes, des wüthenden tückischen Wildbaches, die zum See von Barre, ein kleines Binnenmeer, das mit dem Mittelmeer in Verbindung steht, wandeln wir in der weiten Wiesen und unter dem kühlen Schatten dunkler Wälder umher; dringen wir in den Grund dieser Schluchten die zu dem alten Cistercienserkloster, das seines Reliquien Nachdem hatrenn nur deßhalb so viele Jahrhunderte überdauert zu haben scheint, um durch den Contrast der beiden Bauwerke zu zeigen, wie sehr die Neuzeit von der Alten verschieden ist. Leben wir daher für unsere Zeit, und wenn wir uns etwa in unserm Innersten von jener Lebensmäßigkeit, durch den nicht zu heilenden Uebelstand ergriffen fühlen, der die Krankheit der Gegenwart ist, so laßt uns diese schädliche Betäubung abschütteln, indem wir im Gedanken an die großen Werke, welche moderne Gesittung ausführt, an die noch größern, welche sie fortan ausführen muß, uns wiederheben, daß das Leben schön ist in einer Zeit, wo solche Wunderwerke gleichsam wie durch Zauberei aus dem Boden steigen. Sollten wir auch keinen Theil an diesen Werken haben, so laßt uns dennoch ihnen Beifall zurufen; ist es nicht schon sehr viel, ihren Schöpfungen anwohnen, ihren Werth und ihre Wichtigkeit begreifen zu können?

Glücklicherweise kennte die Stadt Marseille 25 Millionen an den Summen erübrigen, die anderwärts für gemeine oder unvollständige Dinge verschleudert werden und sie zu einem wichtigen und nützlichen Werke anwenden. Sie konnte sich deßhalb auch an einen Mann wenden, der einer Arbeit von solcher Wichtigkeit gewachsen ist; was nun zur Folge hat, daß sie vor dem Ende des Jahres einen ganzen Fluß haben wird, um ihre Brunnen zu speisen und ihren Hafen zu reinigen, worin aus Mangel an Strömung sich seit Jahrhunderten aller Unrath der Stadt angehäuft hat. Einige Monate noch und der Durancecanal wird vollendet sein.

Um dieses kolossale Unternehmen so rasch zu Ende zu führen, waren zwei Dinge vonnöthen, das Geld auf der einen Seite und zwar viel Geld, und auf der andern ein tiefes Wissen, vereint mit dem hohen Verstand, der nichts anderes ist, als das Gewissen. Geld gab die Stadt Marseille mit vollen Händen; Geist und Wissen trug Hr. von Montricher bei.

Die berühmte Mazarin-Bibel in der Sammlung des Hrn. Wilkes in London wurde in der Versteigerung um 500 Pfd. St. für das Museum in New-York angekauft. (Lit. Gaz. 20 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 81. 5. April 1847.

Die Kornge[illegible] in Frankreich, Belgien und Holland.

Wir haben im J. 1845 (s. Nr. 277) den Satz aufgestellt, daß die (damals beginnende) Theurung den Korngesetzen in England, Frankreich, Holland und Belgien ein Ende machen müsse. England hat bekanntlich im vorigen Jahre dieselben abgeschafft, und jetzt regt es sich gewaltig in Belgien und in Holland, solche gleichfalls abgeschafft zu sehen. Beide Staaten haben hauptsächlich das Handelsinteresse vor Augen; so wie der Kornhandel in England frei ist, kann er in Belgien und Holland ohne wesentlichen Nachtheil für den Handel nicht gebunden seyn, daher die Unzufriedenheit mit dem neuen von der Regierung vorgeschlagenen Korngesetz, welche sich in Holland geltend macht, und daher in Belgien der beginnende Sturm von Petitionen, um dem Korngesetze, das jetzt durch die Noth suspendirt wurde, ganz ein Ende zu machen. In Belgien sprechen es die Petitionen ganz offen aus, daß es sich darum handelt, das Land und namentlich den Hafen von Antwerpen zum Kornspeicher Europa's zu machen; gleiche Ansichten haben die Holländer, welche den neu vorgeschlagenen gemäßigten fixen Zoll verwerfen; ihr Interesse ist einleuchtend: soll nicht die gegenüberliegende Küste Englands, die für den Handel bei weitem minder günstig gelegen ist, den ganzen Handel mit Korn, und damit eine unermeßliche Rhederei an sich reißen, so müssen die Kornspeise in Belgien und Holland fallen, wie sie in England gefallen sind. Hier herrscht das Handelsinteresse über das national-ökonomische vor.

Anders ist es in Frankreich, wo gleichfalls die Stimmen für Aufhebung aller Kornzölle sehr laut werden; hier muß natürlich das Handelsinteresse von wenigen Städten vor dem allgemeinen Interesse der Nation zurücktreten, und es fragt sich hauptsächlich, wie es mit dem Ackerbau in Frankreich bei der gleichen Concurrenz mit ausländischem Getreide stünde. Nachdem England für seine Ackerbaubevölkerung den Schutz aufgegeben, werden sich kaum noch die Schutzzölle für das Getreide in Frankreich geltend machen lassen. Das Journal des Debats präludirt mannichfach auf die Nothwendigkeit einer Abschaffung, worüber der Moniteur Industriel sich gewaltig erbost, und zu Gunsten eines Schutzzolls für das Getreide ganz die nämlichen Gründe anführt, wie sie in England angeführt wurden, daß nämlich der theure, und noch dazu mit starken Steuern belastete Boden Frankreichs die Concurrenz mit Rußland und mit Amerika nicht aushalten könne. Der Moniteur Industriel (vom 21 März) berechnet den Preis des Hektoliters Weizen in gewöhnlichen Zeiten in Frankreich auf 20, in Odessa auf 10 Franken, und fährt dann fort: „Um nun die Concurrenz auszuhalten, um neben der rivalen Production zu verkaufen, muß man nothwendigerweise die Preise nach denen der Concurrenten richten, mit andern Worten, um mit Rußland in Concurrenz zu treten, muß der französische Ackerbau um die Hälfte wohlfeiler erzeugen wie jetzt. Wie kann man dazu gelangen? durch die Abschaffung des Pachtschillings, durch den Ruin des Grundeigenthümers? Aber der Pachtschilling macht nur den vierten Theil des Werths des Getreides aus, seine gänzliche Abschaffung würde also nur den Preis auf 15 Franken herunterbringen. Man muß also noch fünf Franken gewinnen, und diese fassen nur an dem Lohn der Landbauer sich absparen. Und diese Verkümmerung ihres Unterhalts ist so bedeutend, daß sie eben dadurch unmöglich wird.“ Dieß ganze Gebäude von Folgerungen ist falsch, denn der Verfasser hat nur eins vergessen, daß die Fracht aus dem baltischen Meere nach Havre wenigstens 6 bis 7 Fr. und aus dem schwarzen Meere nach Marseille wenigstens 7 bis 8 Fr. ausmacht; man kommt also dem Preis in Frankreich selbst schon ohne Vergleich viel näher, und wenn die an den Seeplätzen aufgespeicherten Getreidevorräthe nicht bloß zur Versorgung dieser großen Mittelpunkte der Bevölkerung selbst und ihre nächsten Umgebungen dienen, sondern auch ins Innere geschafft werden sollen, so oft dort Bedürfniß ist, so bringt die Umladung und die Fortschaffung auf der Achse oder dem Dampfboot wieder eine Erhöhung des Preises zuwege, daß derselbe hinter dem des Einfuhrlandes kaum noch zurückstehen dürfte.

Damit wollen wir indeß nicht läugnen, daß im allgemeinen einiges Sinken der Getreidepreise eintreten müsse, und daß dieß in dem Maaße stark auffallen werde, als man vorher die Preise künstlich hinaufgeschraubt hat, allein von einem gänzlichen Wegfallen des Pachtschillings und einer unmäßigen Schmälerung des Verdienstes der Landbauer selbst ist nicht die Rede. Das Korn ist nicht, wie ein Ballen Baumwollen- oder Seidenwaaren, den der Fabricant jetzt auf eine innere Messe und jetzt nach Amerika schedirt, um ihn dort abstehen zu lassen. Die Transportkosten dieser schweren Waare sind im Verhältniß zu ihrem Werth so groß, daß man sie nicht nach Laune in der Welt herumschicken kann, und daß wenig ungünstige Umstände eintreten dürfen, um eine Kornspeculation in ein sehr mißliches, nachtheiliges Geschäft umzuwandeln. Zu dem erfordert der Kornhandel große Capitalien, nicht jeder kann sich auf so weit aussehende Geschäfte einlassen, und wenn man dem Kornhandel an Einem Ort Hindernisse in den Weg legt, so zieht er sich bald von diesem weg an einen andern, wie man dieß bei Amsterdam

Digitized by Google

gesehen hat, dessen Kornhandel seit dem Jahre 1835, dem Zeitpunkt der Einführung des leitherigen Korngesetzes, bedeutend gelitten hat.

Für die neuern Nationen, die nicht mehr mit Sklaven den Boden bebauen, und deren Bevölkerung riesenhaft anwächst, kann es nur Ein Feldgeschrei geben: wohlfeiles Brod und Arbeit! Was diesen beiden Bedürfnissen entgegensteht, wird der fortschreitende Geist der Zeit zerbrechen, welchen Namen und welche Farbe es auch haben mag. Die Völker sind zur Arbeit berufen, und sollen im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod essen; wer ihnen dieß verkümmert, ist ihr Feind. Alles was dahin wirkt, das Brod wohlfeiler zu schaffen, heißt den Bedürfnissen der Zeit entgegenkommen, und wenn die Lasten eines Landes so groß sind, daß es die Concurrenz fremden Getreides nicht aushalten kann, so beweist dieß nur eine radical falsche Anlage der Steuern, und je bälder man an deren Umänderung Hand anlegt, desto besser. Die Freiheit des Kornhandels ist ein mächtiges Mittel, um dem Getreide einen stetigern Preis zu verschaffen und den verderblichen, die Sicherheit der Gesellschaft bedrohenden Schwankungen vorzubeugen, und zudem gibt der Kornhandel einer mächtigen Anzahl Schiffe und einer großen Menge Menschen Beschäftigung. Die Bewegung, welche in England begonnen hat, und mit jedem Tage ihre Wirkungen weiter entfalten wird, kann nicht ohne den bedeutendsten Einfluß auf die innern Verhältnisse des Continents bleiben, man wird mehr und mehr zu der Einsicht gelangen, daß diejenige Nation die reichste und mächtigste sein wird, in welcher Lebensunterhalt und Verbindungsmittel am wohlfeilsten sind. Für letztere wendet man jetzt Hunderte von Millionen auf, für erstere braucht man hauptsächlich nur den Kopf anzustrengen um die Schwierigkeiten, die noch zu überwinden sind, zu erkennen und zu beseitigen.

Reiseskizzen von der Ostsee, von der preußischen, russischen, finnländischen und schwedischen Küste.

1. Danzig und seine Umgebungen.

(Schluß.)

Zum Trinken dient jetzt die Halle nicht mehr, sondern ist zur Börse umgewandelt, wo Danzigs kolossale Weizengeschäfte verhandelt werden. Bei nur irgend gutem Wetter pflegen sich die Handelsherren, gleich als ob es in den beengenden Mauern an Platz für ihre hochfliegenden Pläne fehle, über den davorliegenden Markt zu verbreiten. Denen, die nach geistiger Anstrengung den Körper stärken wollen, bietet der Rathskeller Gelegenheit dazu dar, der unter dem Artushofe in seinen Tiefen das Gold und Blut der Rebe in kolossalen Fässern und hoffnungsgrünen Flaschen birgt. Die Worte über dem Kellereingang:

„In unsrer guten Väter Hallen
Laß Jedermann sichs wohl gefallen!“

werden gehorsam und gern befolgt, denn selten findet man diesen Keller, so wie die anderen zahlreichen Weinlocale Danzigs, nicht mit Gästen angefüllt. Trinken ist die Leidenschaft aller Seestädter: die Vornehmen laben sich an Wein, die Niedern an Schnaps. Die hiesigen Liqueure sind weltberühmt, und in Petersburg so wie in New-York spricht man vom „Danziger Lachs,“ einer renommirten Branntweinsboutique, die an Großartigkeit und Eleganz mit den Londner Gin-Tempeln rivalisiren kann. Hat doch der hiesige Volkswitz sich sogar bis ins gelehrte Latein verstiegen und die Inschrift auf dem hohen Thore:

„Justitia et pietas regnorum omnium fundamentum.“

zu seinen Gunsten dermaßen gedolmetscht, daß er mit Ignorirung der ersten Zeile, bei der zweiten bleibt: „Rum ist das Fundament aller Dinge,“ und der Meinung ist, dieser Ausspruch, den die hochweisen Väter der Stadt selbst in goldnen Buchstaben zur Kenntniß des Volks gebracht haben, müsse in Ehren gehalten werden. Und wie dieß geschieht, der thue nur einen Blick in das hiesige Volksleben, besonders wenn dabei die Seeleute concurriren. Dieß Treiben und Weben zeigt sich eben so von seiner barock-komischen Seite, wie von der schauderhaftesten, als ein ächtes Seitenstück jenes Gewühls in der Hamburger Vorstadt St. Pauli. Der Danziger Pöbel, größtentheils aus Polizei-Observaten bestehend, ist in seiner tiefen Entartung stets zu Raub, Mord und Todtschlag bereit, und selbst die thätige Polizei fühlt sich gegen diesen Auswurf zu schwach, so daß Danzigs Bürger unter sich einen Aufsichtsverein gebildet, dem es allein möglich wird, diese Race nothdürftig in Zaum und Zügel zu halten.

Wenn der gewöhnliche geographische Sprachgebrauch: „Danzig an der Weichsel,“ nennt, so ist dieß eigentlich ein Irrthum. Dieser Strom umfließt die Stadt im Halbzirkel, während durch dieselbe zwei kleinere Flüsse, die Radaune und die Mottlau, hinziehen, die sich mit der Weichsel vereinigen, und von welchen die Mottlau so tief ist, daß in ihr die größten Seeschiffe bis mitten in die Stadt gelangen können. Am südlichen Ende der Stadt liegt die Vorstadt Langgarten, die in ihrer ganzen Länge von einer Lindenallee durchschnitten wird, an welcher mehrere schöne, moderne Häuser von der Aristokratie Danzigs bewohnt werden. Das sogenannte königl. Palais ist die Wohnung des Gouverneurs und Absteigquartier des Königs und der Prinzen. In der sogenannten „französischen Zeit“ war es Residenz des General Rapp, der hier, nicht erreicht von den auf die Stadt niederregnenden Bomben und Kugeln der Belagerer, bis zum letzten Augenblick seiner Herrschaft seine raffinirten Orgien feierte.

Unsern dieses Königshauses ist der Kaiser von Rußland Besitzer eines großen Gebäudes, des sogenannten „russischen Palais,“ seit Peter dem Großen Eigenthum der russischen Krone, und von dieser dem jedesmaligen Generalconsul mit seinen Consulatsbeamten als Wohn- und Geschäftslocal überwiesen. Von den neuern ist dieß wohl das imposanteste und schönste Gebäude der Stadt, aus einem Hauptbau und zwei nach der Straße vorspringenden Seitenflügeln bestehend, hinter welchen sich ein ausgedehnter Garten ausbreitet, und dem politischen Handelsagenten jener Macht neben seiner Gage von 6000 Silber-Rubeln eine behagliche Existenz darbietet. Die während des Sommers mit immensen Weizenvorräthen die Weichsel herabkommenden polnischen ungeheuren Barken, Struzen und Wittinnen genannt, bringen alljährlich 3 bis 4000 sarmatische Schiffsknechte mit, die dem Consulate Arbeit genug verschaffen, bis sie im Herbste, nachdem die Fahrzeuge, welche in ihrer Unbeholfenheit die Rückreise stromaufwärts nicht zu machen im Stande sind, hier als Nutz- und Brennholz verkauft worden, in Trupps von mehrern Hunderten ihren Rückmarsch nach Polen zu Fuße antreten.

Alle handeltreibenden Nationen haben in Danzig Consuln, größtentheils selbst Kaufleute, nur der französische und englische Generalconsul sind, außer dem russischen, wirkliche diplomatische Beamte ihrer resp. auswärtigen Ministerien.

Digitized by Google

Zwischen der Vorstadt Langgarten und der wirklichen Stadt bildet die Motlau eine bedeutende Insel, angefüllt mit großen Gebäuden, während des Tages durch das regste Treiben belebt, und doch ganz unbewohnt. Es ist dieß nämlich die sogenannte „Speicherinsel," in deren kolossalen Magazinen die ungeheuren Getreidevorräthe lagern. Wegen Feuersgefahr darf hier kein Wohngebäude errichtet werden; zahlreiche, bewaffnete Wächter hüten von anbrechender Dunkelheit an diesen Danziger Nibelungenhort. Früher — es sind kaum 20 Jahre her — assistirten bei der Bewachung noch böse, große Doggen, die aber, nachdem einige Nachtwandler von ihnen buchstäblich zerrissen worden, ihres Amtes ohne Pension entlassen sind.

Was den Verkehr in Getreide betrifft, so dürfte Danzig wohl die erste Handelsstadt dieses Genres seyn; beziehe doch England fast zwei Drittel seines ungeheuren Weizenbedarfs aus diesem Hafen, der alljährlich gegen anderthalbtausend Schiffe entsendet und eben so viel empfängt. Als originellen Ausfuhrartikel, und zwar nur nach Petersburg, erwähne ich noch der Singvögel, von welchen alljährlich 3 bis 4000 Stück als gezwungene Auswanderer diese Reise machen. Hinsichts ihrer vaterländischen Abstammung haben mich diese kleinen gelben Sänger an die portugiesischen Juden in Hamburg erinnert, die im Norden nur noch mit südlichem Namen geboren, sich gerne „Portugiesen" nennen, eben wie die in Danzig erzeugten bestederten Zweibeinchen „Kanarienvögel" bleiben, wenn auch nur vor etwa 300 Jahren ihre Vorältern auf jenen Troveninseln das Licht der Welt erblickten.

Mit Königlich-Preußischem Nationalstolze blickt mein Auge noch auf unsere Kriegsflotte, die hier überwintert, um dann im Frühjahre ihre Uebungsreisen anzustellen. Sie ist freilich kleiner als die englische, französische oder russische, und kann sich nur mit der mellenburg-schwerinischen gleichstellen; da aber die Bezeichnung „Flotte," keine genaue Zahlenangabe in sich schließt, wie das der seekundige Leser wissen wird, und da die Eins auch eine Zahl, und jedenfalls mehr wie Null ist, so ist, logisch geschlossen, die k. preußische dreimastige Corvette „Amazone" mit, ich glaube 16 Kanonen nicht allein Schiff, sondern auch Flotte. Es ist übrigens ein schmucks Schiff, commandirt von einem Marine-Staabsoffizier, freilich kein Preuße, sondern ein Schwede und Nachfolger eines Dänen. Die Besatzung besteht aus den Schülern der hiesigen Navigationsschule, flinke, hübsche Leute. Daß seit vier Jahren, so lange existirt nämlich diese Flottenei, noch keine Nachkommenschaft am Tageslicht gekommen, mag daran liegen, daß es eine Amazone ist, die bekanntlich weniger Fortpflanzungstrieb in sich tragen.

Obgleich Danzigs Bewohner größtentheils Kaufleute sind, so herrscht doch selbst auch bei diesen eine freie, geistige Bewegung, zu welchem Aufschwunge wohl das in neuerer Zeit mit liberalen Ideen auftretende Königsberg den Anlaß gegeben hat. Kunst und Wissenschaft erfreuen sich einer Menge von Hülfsmitteln. Außer mehrern unbedeutenden Blättern erscheinen bei dem Buchhändler Gerhard eine politische Zeitung und das „Dampfboot." Selten dürfte eine eigentlich nur für die Provincialinteressen berechnete Zeitschrift auch für das Ausland eine größere Verbreitung haben, als das letztgekannte Blatt. Gerhard ist ein noch in den mittlern Jahren stehender, thätiger Mann, der in seinen letztjährigen Kämpfen für den Deutsch-Katholizismus (er selbst ist Protestant) das besonnlichste beabsichtigt haben mag, dabei aber mit zu großem Enthusiasmus seine Angriffe formirte, ohne dabei eine strategische Besonnenheit zu Rathe zu ziehen, die doch am Ende zur Erreichung jedes Zweckes hauptsächlich nöthig ist. So hat er denn in seinen literarischen Gefechten, von seinen Gegnern, den römisch-katholischen, die die Hauptreinwohnerzahl der Provinz bilden, manche Wunde fortbekommen, wozu wir etwa ein halb hundert Injurien- und Verläumdungsprocesse rechnen mögen. Es ist kein Spaß, in Preußen schon Einen Prozeß zu haben, also ein bitterer Ernst, fünfzig. Der dabei Betheiligte glaubt freilich Recht zu haben, allein das gerichtliche Recht ist oft ein anderes, als das, das man in seiner eigenen Brust trägt. Bei solchen Kämpfen, wo das Gesetz ins Mittel tritt, leidet empfindlich der Geldbeutel, und die eigene Stimmung nimmt einen bittern Geschmack an, der das Leben vergällt und den Appetit zur Freude verdirbt. Hr. Gerhard ist übrigens ein in Danzig geachteter Mann und excentrischer Kunstfreund, dessen sinnliches, alterthümliches Haus in der Langgasse eine architektonische Merkwürdigkeit bewahrt, die die Aufmerksamkeit jedes Fremden fesseln dürfte. Bei der beabsichtigten Reparatur einer Saaldecke von Gyps stürzte diese vor einigen Jahren stückweise herab und es kam darunter ein wundervoll, von verschiedenen Holzarten gearbeiteter Plafond zu Tage, der zu den kunstreichsten Werken dieser Art aus dem 15ten Jahrhundert gehört.

Im Vorübereilen und ad vocem „geistige Bewegung" erwähnen wir noch eines Nachbarhauses, das den Namen „Adam und Eva" aus Veranlassung zweier auf der massiven Hausthüre in Basrelief gearbeiteter Holzfiguren unserer Stammeltern führt, und fast 30 Jahre lang der Schauplatz eines bis jetzt noch unerklärten Gespensterunfugs war, so daß es trotz aller Bemühung nicht bewohnt werden konnte, und allmählich mitten in der schönsten, volkreichsten Straße zur Ruine ward. Seit etwa 20 Jahren scheinen die Gespenster und Unholde ausgewandert zu seyn, und gegenwärtig treibt ruhig und zufrieden ein Conditor darin sein schmackhaftes Gewerbe. Die Sache ist insofern interessant, da das Factum erwiesen ist, und sogar durch die Untersuchungsbehörde (welche sich mehreremal in das Haus begab, und durch, von unsichtbarer Hand gegen sie geschleuderte Stühle und Tische, ja man behauptet sogar durch unsichtbare, aber sehr fühlbare Ohrfeigen jedesmal in die Flucht getrieben wurde), die Begebenheit trotz der sorgfältigsten Forschung nie ergründet worden ist. Danzig rühmt sich außer diesen unbekannten Geistern auch rühmlichst bekannter, die freilich schon lange in der Mutter Erde schlummern, aber in dem was sie geleistet fortleben. Der Physiker Fahrenheit war ein Danziger, und während man in fast ganz Europa Hitze- und Kältegrade nach dem modernen Reaumur zählt, berechnet man sie hier mit einer Art von Pietät für den Landsmann nach seinen Bestimmungen. Wer die vortrefflichen Kupferstiche in alten Taschenkalender und Romanen mit Wohlgefallen an der saubern Arbeit betrachtet und darunter den Namen des Meisterd Chodowiecki liest, erinnere sich dabei, daß auch er hier geboren. Martin Opitz, der Stifter der Schlesischen Dichterschule, war ein Danziger, eben so die, deren Namen den Gelehrten von Fach nicht unbekannt seyn dürften, z. B. der Geograph Cluver, der Arzt Oelhafius, der Astronom Johann Hevelius (dessen Denkmal sich in der Katharinenkirche befindet), der Historiker Uphagen, die Künstler Schüter, Möller und Ranisch, so wie wir auch die geachtete Schriftstellerin Frau Schopenhauer nicht vergessen wollen.

Was die Umgegend Danzigs so reizend und mannichfaltig überraschend macht, ist das coupirte Terrain, das sich meilen-

Digitized by Google

weit von der See und dem Strome in dieser Gestaltung ins Land hinein erstreckt. So gelangt man durch die Vorstädte Alt-Schottland und Ohra (wo die alte, in einem gartenähnlichen Kirchhofe liegende Heiligen-Leichnams-Kirche deßhalb merkwürdig ist, daß an schönen Sommersonntagen der Prediger von einer an der Außenseite der Kirche angebrachten Kanzel predigt, indeß die andächtige Zuhörermenge auf Bänken, grünen Gräbern und im duftigen Grase unter Gottes freiem Himmel placirt ist) nach dem romantisch gelegenen Dorfe Kahlbude. Hier befinden wir uns in einer Gegend, die an Thüringen erinnert. Kristallhelle Bäche plätschern durch anmuthige Schluchten, es rauschen kleine Wasserfälle, Mühlen- und Hammerwerke klappern und tosen, während ringsum wieder tiefe Waldeinsamkeit herrscht. Auf einer andern Seite wandern wir durch eine herrliche Linden-Doppelallee nach der eine halbe Meile entfernten, mit geschmackvollen Villen gezierten Vorstadt Langfuhr, und sind hier zweifelhaft, ob wir uns nach den romantischen Thal- und Bergpunkten, die an die Gegend zwischen Bamberg und Würzburg erinnern, Königsthal, Zirchenthal, Heiligenbrunn, Johannisberg wenden, oder unsern Weg eine Meile weiter nach dem stillen, lieblichen Kloster Oliva fortsetzen sollen. Wir thun das letztere und bewundern das von Subislav von Pommern 1170 erbaute, nach siebenmaliger Brandzerstörung aber in seiner jetzigen Gestalt 1579—81 wieder hergestellte fromme Asyl, dessen klösterliche Regel vor einigen Jahren aufgehoben wurde und jetzt zur katholischen Pfarrkirche des umherliegenden Fleckens dient. Nachdem das edle und erhabene Aeußere des Baus unsere Blicke befriedigt hat, und wir nun auch ins Innere treten, umfängt uns das majestätische, auf hohen, schlanken Säulen ruhende Gewölbe, — winken in schimmernder Pracht vierzig Altäre und zum Gebet einladend entgegen, während die Orgel, eine der größten und schönsten der Welt, den Strom ihrer Töne durch die weiten Hallen rauschen läßt. Es birgt das Gotteshaus zugleich eine Fürstengruft, denn neben der Kanzel ruhen bedeckt mit schwarzem Marmor die Herzoge der Pommern, indeß unsern dieses letzten Friedensbettes ein Denkstein die Stelle bezeichnet, wo 1660 nach dreißigjährigem blutigem Glaubenskampfe der Friede zu Oliva unterzeichnet wurde. Während der letzte Glanz der scheidenden Sonne golden durch die hohen Fenster des stillen Tempels bricht, rauscht draußen das Abendwehen durch die grünen Wipfel der Linden. Wir treten hinaus in den Klostergarten, wo ich noch vor wenigen Jahren die Ehre hatte, dem seitdem dahin geschiedenen fürstlichen Abte von Oliva und Bischof von Ermland, dem Prinzen von Hohenzollern-Hechingen, vorgestellt zu werden. Mit ächter Liberalität waren zu Lebzeiten des fürstlichen Prälaten der im altfranzösischen Geschmack angelegte Garten, so wie die Säle der Abtei jedem anständigen Fremden geöffnet, und viele haben sich der Huld erfreut, von dem hohen Abte selbst auf die hübschen Partien, namentlich auf die herrlichen Durchsichten, die sich aus den Laubgängen nach dem Meere öffnen, aufmerksam gemacht worden zu seyn. Jetzt ist jene Stelle zum „königlichen Schloßgarten" avancirt, aber dieser ist todt und öde, denn der freundliche Herr, dessen Geist hier belebend einwirkte, ruht in stiller Gruft.

Aus den hintern Pforten des Gartens tretend, gelangen wir auf den, ebenfalls von dem Fürsten Johann Carl zu einem englischen Park umgestalteten Carlsberg, auf dessen 350 Fuß hohem Gipfel ein Belvedere die Aussicht über ein Panorama gestattet, wohl das schönste, das östlich von der Elbe auf deutscher Erde existirt. Wir besuchen noch die nahen, wieder an Süddeutschland erinnernden romantischen Mühlen- und Hammerwerke: Freudenthal und Schwabenthal, und gelangen bei einbrechendem Mondscheinabende nach dem Seebade Zoppot, von allen am Ostseestrande gelegenen, das traulichste und wohnlichste. Am folgenden Morgen fährt und eine der, seltsamerweise mit sechs Rädern versehenen Journalieren, die täglich viermal ihre Tour machen, nach Danzig zurück, von dem wir mit dem Wunsche schreiben, daß es jedem Fremden in dieser, in romantischer und malerischer, in historischer und architectonischer Bedeutung allen übrigen Ostseestädten voranstehenden stattlichen alten Stadt so wohl gefallen möge, als uns!

Miscellen.

Die ghasnavidischen Münzen. Ein Herr Thomas schickte an die Londoner asiatische Gesellschaft eine Abhandlung über diese Münzen ein, namentlich denjenigen Theil derselben, welche Hr. Masson zurückgebracht und im ostindischen Hause niedergelegt hat. Als jetzt sind von diesen Münzen wenige bekannt, und noch weniger hat man derselben Aufmerksamkeit geschenkt, obgleich sie auf die Geschichte dieser für die Ausbreitung des Islam so wichtigen Dynastie ein großes Licht werfen. Es geht aus den Münzen hervor, daß Sebektegin, den man für den Gründer der Dynastie betrachtet, selbst noch Vasall war, eben so sein Nachfolger Ismael, noch der berühmte Mahmud selbst erkannte die Oberherrschkeit der Samaniden an, und erklärte sich erst im J. 389 d. H. (999 n. Chr.) für unabhängig. Die Münzen zeigen deutlich den Uebergang vom Vasallen zum Souverain. Der Abdruck einer solchen Münze, deren Original sich im brittischen Museum findet, ist sehr merkwürdig, da er den Namen und die arabischen Titel Mahmuds auf ungeschickte Weise in Sanskritbuchstaben ausgedrückt enthält. Da das Datum fehlt, so kann man nicht wissen, für welchen Ort eine so seltene Form gewählt wurde. Die Münzenreihe zeigt auch, daß diese Dynastie schon sehr früh das indische Symbol des Stiers Siwas annahm. Es kann blos bei dem bigotten Sinn dieser Dynastie auffallen, es ist aber wahrscheinlich, daß die Ghasnaviden im ganzen Laufe ihrer Eroberungen die Formen der Localmünzfüße annahmen, und nur ihre Namen und Titel den gewöhnlichen Münzen beifügten, welche sie vielleicht aus finanziellen Gründen nicht ändern wollten. So finden sich Münzen, die in Bamian und Nischapur, in Seistestan geschlagen wurden, und auf einer Münze mit indischem Symbol ist selbst der Name von Lahor sichtbar, was die Vermuthung bestätigt, daß die Hindufürsten, welche den Vendschab zu der der mohammedanischen Eroberung unmittelbar vorangehenden Zeit besaßen, bereits Münzen von ähnlichem Stempel hatten. (Liter. Gaz. 20 März.)

*

Ein assyrisches Monument in der Nähe der Orontesquelle. Capitän Newbold, der sich bekanntlich gegenwärtig in Syrien mit alterthümlichen Forschungen beschäftigt, berichtete an die asiatische Gesellschaft in London, daß der amerikanische Missionär Thompson in der Nähe der Quelle des Orontes einen merkwürdigen alten Bau entdeckt habe; er hat 25 Fuß im Gevierte, ist etwa 70 Fuß hoch, und ruht eben in einer Pyramide. Die Seiten sind bedeckt mit Figuren von Thieren in lebensgroße und andern bewundernswürdig ausgeführten Gegenständen, Rehe, Bären mit ihren Jungen, wilde Eber mit Hunden im Kampf, Speere, Bogen und Pfeile, Schwerter und andere Waffen. Capitän Newbold ist geneigt, dieß für einen von den assyrischen Eroberern des Landes errichteten Bau zu halten, bestimmt das Andenken ihrer Siege und Zagdzüge zu verewigen. Er liegt nicht weit von Riblah, wo die Assyrier lagerten, und wo ihr letzter König die Leiden von Judah erschlug. Dieser so lange verlorene Ort ist von Thompson wieder entdeckt worden: er heißt bei den Eingebornen jetzt Rablah, und die Ebene soll zu einem großen Heerlager ausnehmend geeignet seyn. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 82. 6. April 1847.

Mittheilungen aus dem Tagebuch eines deutſchen Naturforſchers im Koſakenlande.

Politiſche Verhältniſſe der cis-kaukaſiſchen Steppenvölker. — Der Markt von Georgiefsk. — Deutſche Anſiedler. — Ankunft in Jekaterinograd. — Anblick des Kaukaſus. — Faſanenjagd. — General Gurko. — Gefährliches Reiſen am Terek. — Wladikawkas.

Wenige Werſte ſüdlich von Stawropol verſchwinden die Hügel mit ihren tertiären Muſcheln und ihren Eichenbüſchen; das kahle, traurige Flachland der Steppe beginnt wieder. Bei reinem Wetter ſollen von Stawropol aus die Spitzen der größten kaukaſiſchen Berge und namentlich die weiße Pyramide des Elbrus ſichtbar ſeyn. Uns kam nichts davon zu Geſicht, da es beſtändig regnete. Wir machten die Reiſe bis Georgiefsk ziemlich raſch; weder Geſahren noch Sehenswürdigkeiten veranlaßten irgendwo zu einem Aufenthalt. Bis nach Jekaterinograd am Terek reiſet ſelbſt ein ruſſiſcher General ohne Escorte, denn zu beiden Seiten der Landſchaft wohnen nur friedliche Nogaierſtämme und wenige Kabarden; letztere verläugnen trotz ihres rein tſcherkeſſiſchen Blutes den kreitbaren Sinn ihrer Voreltern und ihrer Stammgenoſſen im Gebirge. Sie ſind den Ruſſen zwar nicht mit Liebe zugethan, aber durch den Drang der Umſtände faſt ſo gänzlich wie ihre nogaiſchen Nachbarn unterworfen. Als Steppenbewohner vermochten ſie den Bajonnetten der Ruſſen von Anfang an keinen wirkſamen Widerſtand zu leiſten, und da ihre Freiheitsliebe nicht ſo weit ging, die fetten Weidegründe in der Kabardei und das bequemere Leben in der Ebene mit dem Wohnſitz zwiſchen den Felsſchluchten und dem ewigen Schnee der kaukaſiſchen Berge zu vertauſchen, ſo blieb ihnen keine Wahl als Unterwerfung. Das Verhältniß dieſer kabardiniſchen und nogaiſchen Stämme iſt nicht zu verwechſeln mit dem der neutralen Tſcherkeſſenſtämme am linken Kubanufer; letztere haben die Berge als Zufluchtſtätte und den immer ſchlagfertigen Manſur Beg mit ſeinem kriegsluſtigen Anhang in bequemerer Nähe, und noch hat man nicht gewagt, ruſſiſche Naſchalniks und Priſtafs in ihre Aule zu ſchicken und an hohe Steuern und Reitſchenhiebe ſie zu gewöhnen, wie die Bewohner von Gurien und Armenien. Auch gegen die Kabarden wird noch immer mit ungleich mehr Rückſicht und Schonung verfahren, wie gegen andere Völkerſchaften des großen ſüdruſſiſchen Steppenreiches, deren geographiſche Stellung jede Flucht unmöglich macht. Ein ruſſiſcher Beamter trägt das Haupt ungleich höher unter dem feigen Volk der Nogaier am Aſow'ſchen Meer als in einem Aul der Kabarden, wo er wohl weiß, daß eine aufs äußerſte gereizte Bevölkerung noch immer Mittel fände mit Rückſaſſung ihrer unbeweglichen Habe zu fliehen und ſpäter Rache zu nehmen. Man muß der ruſſiſchen Verwaltung Umſicht und kluge Beurtheilung der Verhältniſſe in den eroberten Provinzen billig zugeſtehen. Die Tataren der Krim, die Nogaier jenſeits von Perekop, die Kalmüken am Don und Manytſch mußten ſich dem ruſſiſchen Syſtem unbedingt fügen; ſie ſind ziemlich beſteuert, zittern, wenn der moskowitiſche Kreishauptmann eine finſtere Miene macht, und verdanken es nur dem Zufall, ſo lange ein ſo guter, gerechter und menſchenfreundlicher Generalſtatthalter wie Woronzow an der Spitze der Verwaltung ſteht, daß ſie von untergeordneten Beamten nicht aufs äußerſte ausgeſaugt werden. Seit mehr denn vierzig Jahren iſt den Eingebornen Auswanderung nicht mehr geſtattet, das Meer und die weite Entfernung aber hindert ſie mit Familie und Habe zu entfliehen. Wenn morgen der Kaiſer Nikolaus die Einführung der Conſcription, welche die Tataren beſonders fürchten, befehlen würde, müßten ſich dieſe Stämme darein ergeben, denn zum Widerſtand wie zur Flucht fehlen ihnen alle Mittel. Der Koſak bewacht ſie in der Nähe wie der Schäferhund die Schafe. Die Kabarden und zum Theil auch die Nogaier in der großen Steppe zwiſchen dem Terek und Kuban werden als privilegirte Unterthanen mit Milde behandelt, zahlen nur eine ganz kleine Abgabe und ſtehen nicht unter der Fuchtel des ruſſiſchen Polizeimeiſters. Lägen Meere oder Wüſten zwiſchen ihnen und der ſchützenden Feldburg des Kaukaſus, jener großen Zufluchtſtätte aller unterdrückten Völker, man würde ſchwerlich ſo ſchonungsvoll verfahren. Die tſcherkeſſiſchen Stämme am linken Ufer des untern Kuban hingegen werden nicht als Unterthanen, ſondern als nützliche Freunde, als Alliirte behandelt, da man ihre ſchwankende Stimmung kennt und ihres Beiſtandes, ihrer Späherdienſte ſehr bedarf. Nicht nur bezahlen ſie keine Abgaben, ſondern man hat ihnen beim Marktverkehr große Vortheile eingeräumt, beſoldet ſie gut, wenn ſie mit der ruſſiſchen Colonne gegen die feindlichen Bergbewohner marſchiren, und beſchenkt häufig ihre einflußreichſten Häuptlinge. Zu dieſe drei Kategorien zerfallen die Völkerſchaften der ſüdruſſiſchen und kaukaſiſchen Steppe. Einer eigentlichen Unabhängigkeit genießen durchaus nur die Bewohner des Gebirges, von denen aber doch etwa ein Zehntheil es mit den Ruſſen hält, theils wegen der Nähe ruſſiſcher Feſtungen, theils wegen materieller Vortheile oder aus Haß gegen die übrigen eingebornen Stämme.

Das Städtchen Georgiefsk ſchien mir intereſſant genug, kurze Zeit zu verweilen, denn hier war großer Markt, an Trachten und Geſichtern herrſchte wunderliche Mannichfaltigkeit und Re-

Digitized by Google

präsentanten aller Völkerracen der weiten Umgegend waren beisammen zu schauen. Auf dem großen Steppenmarkt von Simpheropol wogt gewöhnlich eine bei weitem zahlreichere Menschenmasse, aber ihre Bestandtheile sind lange nicht so bunt, und bieten dem Beobachter nicht dasselbe Interesse. Eher würde in dieser Hinsicht der afrikanische Markt von Buffarik im Süden von Algier den Vergleich aushalten. Aus Kabarden, Nogaiern und Russen bestand die Masse der Georgiefskischen Marktversammlung; Zigeuner, Gibrustataren, Tschirkessen und Armenier waren in weit geringerer Anzahl gegenwärtig. Die Kabarden haben schlanke und edle Körperformen, eine Adlernase und sind dunkler gefärbt als die Tschirkessen, welche ich in Jekaterinodar gesehen hatte. Ihre Aussprache des Adighe-Idioms schien mir deutlicher, klangvoller; man konnte beim Zuhören ihrer Gespräche einzelne Wörter leichter behalten. In der Tracht ist zwischen ihnen und den Tschirkessen keine Verschiedenheit. Auch ihre Waffen sind die gleichen, und Stahlpanzer, Bogen und Pfeile sind bei ihnen wie bei den kaukasischen Bergbewohnern seit einem halben Jahrhundert ganz außer Gebrauch gekommen, werden nur von wenigen Uoden-Familien als Raritäten aufbewahrt, und sind selbst für theures Geld nicht leicht zu haben. Die anwesenden Nogaier hatten ächte Mongolengesichter, kleine geschlitzte Augen und vorstehende Backenknochen, ganz wie die Kalmücken. Ein alter Kerl von mindestens 80 Jahren, mit schneeweißem Bart, sah wie ein Waldteufel aus; sein Gesicht kam mir häßlicher, thierischer vor als selbst die scheußlichen Fratzen der Sudan-Neger in Algier. Neben einer so grundgarstigen Menschenrace that die Schönheit des kaukasischen Blutes und der prächtigen Gibrustataren vom Stamm Karatschai noch mehr Wirkung, als wenn man diese allein gesehen hätte. Doch bemerkte ich unter den Hunderten von Kabarden und Gebirgstataren keine so ausgezeichnete Herosgestalt wie den Tschirkessenhäuptling Chara-Beg in Jekaterinodar. Was den muskulösen Körperbau, die Breite und Stärke des ganzen Knochengerüstes betrifft, so übertreffen die Kosaken alle mohammedanischen Völkerschaften der Steppe und des Gebirgs, wie man auf dem Markt von Georgiefsk, wo all diese Menschen unter einander gemischt waren, deutlich wahrnehmen konnte. Nur bemerkten wir noch ein Dutzend blonder Männer, welche halb wie Kabarden, halb wie Kosaken gekleidet waren, den kaukasischen Turban und Röcke von Schafspelz trugen und einen breiten Kinschal im Leibgürtel stecken hatten. Ihr schwerfälliger Körper, ihre ungraciöse Haltung und ihr dusseliger Gang, dann der gemeine, etwas einfältige Ausdruck ihrer Gesichter paßte so wenig zu dem rein orientalischen Gemälde dieses großen Steppenmarktes. Selbst die garstigen Nogaier haben in ihrem ganzen Wesen etwas vom orientalischen Typus; ihre Häßlichkeit ist nicht ganz uninteressant, ihre Haltung und Bewegung war nicht so plump und linkisch wie die jener blonden Männer in Schafpelzröcken. Im ersten Augenblick wußte ich nicht was ich aus den Leuten machen sollte. Als ich sie indessen näher ins Auge faßte, waren die schwäbischen Dorfgesichter unter der seltsamen Vermummung und im kaukasischen Waffenschmuck unverkennbar. Es waren deutsche Ansiedler von den Colonien Kharas, Nikolajefsk und Constantinofsk, die in der Nähe der berühmten Bäder von Piatigorsk nördlich vom Elbrus liegen. Erstgenannte Colonie existirt seit beinahe vierzig Jahren, die beiden andern Niederlassungen wurden erst 1836 gegründet. Ich redete die Leute an und sie antworteten mir in ziemlich gutem Deutsch, zeigten übrigens weder Verwunderung noch Freude, einen Landsmann zu treffen, und keiner von ihnen fragte mich nach dem deutschen Vaterland. Mit ihrer ökonomischen Lage schienen sie zufrieden. Die deutschen Ansiedler in Cis-Kaukasien wurden von der russischen Regierung ziemlich begünstigt und erhielten schöne, fruchtbare Ländereien. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit Kartoffel- und Getreidebau, und setzen im Sommer ihre Producte zu sehr guten Preisen an die zahlreichen Badgäste in Piatigorsk ab. Nach Georgiefsk waren sie gekommen um Vieh zu kaufen, und mich amüsirte es, sie während dieses Geschäfts zu beobachten. Die dummen Gesichter unserer Landsleute contrastirten nicht wenig neben den feinen und listigen Mienen der armenischen Händler; wer aber nach dem äußern Anschein hätte glauben mögen, die schwäbischen Tölpel müßten von den pfiffigen Armeniern nothwendig übervortheilt werden, würde sich doch getäuscht haben. Die deutschen Ansiedler von Kharas, welche größtentheils am Fuße des Kaukasus zur Welt gekommen, sind keineswegs so einfältig wie sie aussehen, zeigen sich vielmehr in allen ökonomischen Dingen ungemein praktisch, wissen die Fehler eines Pferdes augenblicklich zu entdecken, den Werth eines schönen Ochsen genau zu schätzen, und lassen sich weder von den Orientalen noch von den Russen anführen. Sie zeigten sich bei dem ganzen Handel sehr ruhig und bedächtig, und kauften erst nach langer und sorgfältiger Prüfung; die ganze Verhandlung ward tatarisch geführt, welches die Deutschen von Kharas meisterhaft sprechen. Unter andern Dingen erzählten mir diese Colonisten, daß in ihrer Gegend mehr Sicherheit herrsche als irgendwo am Kuban, und daß im Sommer russische Detachements von 4 bis 500 Mann bis auf die Abhänge des Elbrus vordringen, um in den dortigen Urwäldern Holz zu fällen. Auf diese Aussagen hin entwarf ich sogleich den Plan zu einer Sommerreise nach dem Elbrus, wo ich gute Ausbeute zu machen hoffte.

Unter den Verkaufsartikeln des georgiefskischen Marktes fiel mir besonders der schöne Honig auf; es gab davon dunkel- und hellgefärbten, süßen und bald bitterlichen Honig; von der besten Qualität kostete das Pfund 36 Kopeken. Während wir uns dieses süße Naschwerk, auf Brod gestrichen, wohl schmecken ließen, drängte sich eine Zigeunerin heran, und wollte mir aus der Hand wahrsagen. Gerne hätte ich sie eine Probe ihrer Kunst ablegen lassen, wäre sie nur weniger schmutzig und weniger häßlich gewesen; ein Brod mit Honig, das ich ihr hinwarf, verschmähte sie: „Dengi! Dengi!“ rief sie dagegen, d. h. sie wollte Geld. Mit ein paar Kopeken befreite ich mich von ihrer ekelhaften Zudringlichkeit.

Auf der Weiterfahrt von Georgiefsk nach Jekaterinograd begegneten wir einem alten Mann mit langem, weißem Bart, der einen Bündel auf dem Rücken schleppte und eine Kürbisflasche an der Seite trug. Er war ein Russe, vormals Soldat, jetzt Colonist am Terek, und stand im Begriff, trotz seiner 75 Jahre zu Fuß die Wallfahrt nach Kiew zu unternehmen. Noch immer bemerkten wir in diesen Steppen einzelne Mohillen, d. h. kegelförmige Grabhügel, die den Mongolen zugeschrieben werden, und sich wahrscheinlich vom Pontusgestade bis zum kaspischen Meer erstrecken. Sonst war auf dieser Reise gar wenig Interessantes zu sehen; der Nebel, die Regenwolken verhüllten uns den Kaukasus, dem wir bereits ziemlich nahe gekommen waren. Müde und in ziemlich übler Laune erreichten wir endlich Jekaterinograd, die Hauptstadt der Linienkosaken, welche am linken Ufer des Terecks gelegen und eben so groß ist wie Jekaterinodar am Kuban, aber lange nicht dasselbe Interesse

Digitized by Google

bietet, wie diese Stadt der Aschermonorzen, wo man besser als irgendwo Gelegenheit findet, die Tscherkessen kennen zu lernen.

Wenige Stunden vor meiner Ankunft in Jekaterinograd war ein Kosak mit der Meldung angelangt, daß Se. Gurko, Bruder des in Starowpol commandirenden Generals, nach Tiflis reise, und Pferde für ihn und sein Gefolge bereit zu halten seyen. Der russische Postschreiber verweigerte nun allen Passagieren die Pferde zur Weiterfahrt, obwohl der General erst zwei Tage später ankommen sollte. Um sich die Grobheiten oder gar Mißhandlungen der russischen Passagiere, die über den Aufenthalt ärgerlich waren, vom Leibe zu halten, hatte der Postschreiber seinen Stanislausorden in das Knopfloch des geflickten Rockes gesteckt. Dieses Ehrenzeichen schützte ihn wohl gegen Ohrfeigen und Püffe, welche die russischen Postschreiber gar nicht selten empfangen, doch nicht gegen die Flüche der ungeduldigen Passagiere. Ich geduldete mich gerne einen Tag, in der Hoffnung, besseres Wetter zur Weiterfahrt zu haben. Wir schmausten delicate Fasanen, die hier um ein Spottgeld zu haben sind, tranken schlechten grusinischen Wein und streckten uns dann auf die harten Strohbetten. Als ich am Morgen darauf erwachte, lachte die helle Sonne durch die Scheiben — ein langentbehrter Anblick; mein Diener war vor mir ausgegangen und trat nun plötzlich in das Zimmer mit dem freudigen Ausruf, man sehe den ganzen Kaukasus in allerschönster Klarheit. Ich eilte hinaus und da stand ein Naturgemälde vor mir, das mir unvergeßlich bleiben wird bis zum jüngsten Tag. Der Nebel, der uns so lange den Anblick des Kaukasus mißgönnt hatte, war gefallen, und eine helle Atmosphäre leuchtete über Steppe und Gebirge. Jetzt freute ich mich fast des düstern Wetters der letzten Tage, denn die Ueberraschung war nun um so schöner, die Wirkung des unbeschreiblich grandiosen Bildes um so gewaltiger, da nun der Vorhang so mit einmal gefallen war. In unabsehbarer Reihe standen die kaukasischen Eisklosse im Hintergrund der Steppe, sie schienen ganz nahe, obwohl die wirkliche Entfernung noch einige Tagreisen betrug. Ueber das dunkle bewaldete Vorgebirge ragten sie in den bizarrsten Formen, als Zacken, Säulen, Hörner, Kuppen, Pyramiden; so zerklüftete, wild zerrissene Fels- und Schneewände, so kühne Gipselformen, wie die Riesen der kaukasischen Centralkette haben weder die Alpen der Schweiz, noch der Taurus, noch der Atlas, der Balkan, die Apenninen oder irgend eines von den mir bekannten Gebirgen Europa's. Die Orientalen nennen ihn mit Recht den „Tausendgipfligen." Unter den Gebirgsländern, die ich in drei Welttheilen durchwanderte, ist mir kein Punkt bekannt, der so günstig gelegen wäre, ein ganzes Gebirge in seiner größten Ausdehnung zu überschauen, wie die Terekſteppe bei Georgiefsk. Hier befindet man sich in fast gleicher Entfernung von den beiden äußersten Enden des Kaukasus am schwarzen und kaspischen Meer. Man denke sich eine fast völlig flache Steppe mit geringer Erhebung über dem Meeresspiegel, nur äußerst sparsam mit Bäumen bedeckt, im Hintergrund dieser kahlen Ebene aber plötzlich fast ohne Unterbrechung eine gegen hundert Meilen lange Reihe von Riesenbergen emporragen, deren absolute Höhe über der Terekſteppe im Durchschnitt 10 bis 12.000 Fuß beträgt. Ob es irgendwo auf der Erde günstigere Punkte gibt, Ketten von solcher Größe und Ausdehnung mit einem einzigen Blick zu überschauen, bezweifle ich. Von Außen und in einiger Entfernung gesehen übertrifft der Kaukasus an malerischer Schönheit die Alpen Europa's, aber im Innern kann er bei dem Mangel an Seen und großen Wasserfällen, bei der geringen Zahl seiner Gletscher den Vergleich mit der Schweiz und Tyrol nicht aushalten. Der Elbrus im Südwesten zeigt sich von Georgiefsk gesehen in vollkommen reiner Kegelform mit abgeglätteram Gipfel, und vom Haupt bis zum Fuß mit einem Schneemantel bekleidet; nach der barometrischen Messung der HH. Akademiker, welche die Expedition des Generals Emanuel begleiteten, erhebt sich derselbe 15,420 Par. Fuß, und bildet den Mittelpunkt eines malerischen Amphitheaters. Obwohl er keine Höhenrivalen in seiner nächsten Nachbarschaft hat — die Berge Inal, Kindschal und Bermamuk, die ihn im Halbkreis umgeben, sind um 4 bis 5000 Fuß niedriger — so erscheint der Elbrus dem Auge doch weniger erhaben, weniger prächtig als der Kasbek im Süden, der nach Mayers Messung mit dem Montblanc fast gleiche Höhe hat. Der Kasbek, dessen Gipfelform dem Buckel eines Kamels gleicht, ist von gewaltigen Kolossen umgeben, überragt dieselben aber deutlich. Ich hatte die Freude, an dem Director der Quarantäne in Jekaterinograd, Hrn. Misuref, einem warmen Freude der Natur zu finden, der mir alle Namen der ihm bekannten Berge nannte, und mit dessen Hülfe ich mich bei der Ueberschau der großen Kette ziemlich schnell orientiren konnte.

(Schluß folgt.)

Aufenthalt in Guatemala. [1]

1. Ankunft in Guatemala-Nueva. — Mehrere gleichnamige Städte in diesem Theile Amerika's. — Beginn des neuen Guatemala. — Physiognomie der Stadt und ihrer Umgebungen.

Am 15 October um 11 Uhr Morgens entdeckten wir die Stadt Guatemala, die durch die blendende Weiße ihrer Häuser ein ziemlich freundliches Ansehen darbietet; bald waren wir auch vor dem Thore des Golfet, durch das wir, nach Durchsuchung mehrerer von Indianern bewohnten Dörfer, in das Innere der Stadt gelangten. Guatemala liegt auf einer Ebene, deren Boden von Natur aus fruchtbar ist, auf dem man aber keine Spur von Anbau wahrnimmt. Guatemala-Nueva (nicht Guatimala, wie es mehrere Schriftsteller schreiben) wurde im Jahr 1777 gegründet, in Folge des Erdbebens, das am 29 Julius 1773 um 3½ Uhr Nachmittags die Stadt Guatemala-Antigua großentheils zerstörte.

Nach diesem schrecklichen Unglück, wobei mehr als 9000 Menschen den Tod fanden, ward in dem kleinen, ungefähr neun Stunden von der zerfallenen Hauptstadt entlegenen Dorfe Hermitage eine provisorische Regierung errichtet, die hier blieb bis zu dem Augenblick wo der Hof von dieser entsetzlichen Catastrophe Kenntniß erhalten und zur Erbauung der neuen Stadt Befehl gegeben hatte. Dieser Befehl ward von Carl III am 16 Junius 1774 erlassen, erst nach zwei Jahren aber erhielt das Dorf Hermitage den Namen Guatemala-Nueva, das, wie gesagt, nur etwa neun Stunden von der alten Stadt entfernt liegt.

An dem Erdbeben, welches Antigua-Guatemala faß ganz zerstörte, ist der Ausbruch eines der nahegelegenen Vulcane schuld, der schon früher, am 22 November 1527, den Untergang Ciudad-Vieja's, das ebenfalls die Spanier gegründet, herbeigeführt hatte. Nach dem vollständigen Zusammensturz dieser am Fuße des Vulcans selbst erbauten Stadt verlegte man den Regierungssitz dahin, wo man jetzt die Trümmer von Antigua-Guatemala sieht, das 1592 angelegt wurden.

Am 5 Februar 1830 verspürte man in Guatemala-Nueva mehrere Erdstöße, welche daselbst eben so wie in Amatitlan, sechs Stunden von dieser Stadt, große Bestürzung verbreiteten. Die Stöße dauerten fast ununterbrochen bis in die ersten Tage Mai's mit zunehmender Heftigkeit

[1] Aus d'Orbigny's Reisebericht. Revue indépend. 10 März. Auf der ersten Mittheilung hatten wir den Artikel „der See und die Stadt Pyadai" S. Nr. 44 gegeben. Obige fortgesetzte Mittheilung gibt der neuen Geschichte des Landes und ist, da wir sein Stephens so wenig von demselben wissen, immer dankenswerth.

A. d. R.

Digitized by Google

fort; dann ließen sie nach, und jetzt zerfallen sich die Bewohner, welche ihre Häuser verlassen hatten und aufs Land geflüchtet waren, wieder an ihre Heerde zurückzukehren.

Mehrere schlecht gebaute Kirchen hatten von diesen Erdbeben viel zu leiden, sind jedoch Häuser aber zweckmäßig wieder hergestellt: so die Cathedrale und die Klöster San-Augustin und de la Merced. Seitdem hat man in Guatemala-Nueva zwar noch mehrere neue Städte verspürt, doch waren sie nicht so heftig um die Einwohner in Angst zu versetzen. Ohne die Furcht vor den Erdbeben und die Gräuel des Bürgerkrieges, der diesen Staat bis auf den heutigen Tag zerfleischt, müßte die Hauptstadt Central-Amerika's mindestens 80—100,000 Einwohner zählen, während sie jetzt nicht über 35—40,000 hat.

Guatemala ist sehr umfangreich, allein es herrscht so wenig Leben in dieser Stadt, daß man sie mit einem weiten Kirchhof vergleichen könnte. Man kann sich in der That kaum einen Begriff machen von dem düstern, traurigen, leblosen Anblick, den sie darbietet; tagsüber verschließen sich die meisten Einwohner in ihre Tiendas, eine Art Magazine, in denen sie sich mit Handelsgeschäften befassen, und die sie nur verlassen, um sich in das Innere ihrer Häuser zurückzuziehen. Auch sind von 6 Uhr Abends an die Straßen ganz verödet, und die Umgebung hat dann etwas so erschreckendes, daß man, bei der Stille die ringsum herrscht, fast glauben könnte man irre einsam auf einem weiten Gräberfelde umher. Man findet in Guatemala keine Zerstreuung; es gibt weder Comoedie noch Bälle, weder Theater noch Spaziergänge. Auch öffnen die Bewohner, die von ihrer traurigen Einsamkeit an diese einsame Leben gewöhnt sind, ihre Häuser nie, was den Aussenhalt in dieser Stadt für die Fremden wahrhaft unerträglich macht, da sie keine der Annehmlichkeiten finden, welche die Geselligkeit sonst überall bietet: in Guatemala lebt man ganz seinen Geschäften, und wenn man nicht mehr von Cafés oder Gesellschaft spricht, weiß man sich nur von dem zu unterhalten, was bei seinen Nachbarn vorgeht, wie's übrigens meist auch in unsern Provinzialstädten der Fall ist.

Beklagenswerth vereinzelt inmitten der weiten Einöden der neuen Welt, haben nur einige wenige, auf ihren Wanderungen in Amerika in diesen Theil des Festlandes verschlagene Reisende in ihren Schriften den Staat Guatemala erwähnt; ja diese unermeßlichen Provinzen sind noch so wenig in den Kreis der Forschung gezogen, daß man in Europa die verschiedenen Städte fast nur dem Namen nach kennt. Fremde Besucher sind in Guatemala so selten, daß der zum ersten mal in dieser Hauptstadt Ankommende kein Unterkommen zu finden weiß; er muß entweder zur Gastfreundschaft der Einwohner Zuflucht nehmen, die keine besondere Liebe für die Fremden hegen, oder in die Mayen de la Plaza, eine Art Schuppen hinabsteigen, wo er sich unter dem niedrigsten Pöbel befindet. Guatemala besitzt kein der Aufmerksamkeit eines Reisenden, welcher die verschiedenen Länder Europa's durchwandert hat, wahrhaft würdiges Denkmal. Die Stadt, in der man schon beim ersten Blick den bis aufs äußerste getriebenen spanischen Fanatismus erkennen kann, enthält so zu sagen nur Kirchen und Klöster, oft unförmliche, umfangreiche Steinhaufen einer noch in der Kindheit liegenden Baukunst; allein man wird leicht begreifen, daß die im 10ten Jahrhundert in Central-Amerika noch herrschende Unwissenheit die Fortschritte der Gesittung sehr verlangsamen muß. Nur der Regierungssitz und die Cathedrale sind einigermaßen der Beachtung werth; ersterer durch seine Größe und Regelmäßigkeit, gethan dadurch daß er mit Säulengängen und Gebäuden der neueren Baukunst geschmückt ist, dennoch aber in der Mitte einen ziemlich unansehnlichen Brunnen hat. Was die Cathedrale betrifft, so ist sie zwar kein Meisterwerk der Architektur, jedoch immerhin eine der schönsten Zierden der Hauptstadt. Bemerkenswerth ist ferner der erzbischöfliche Palast, das Mauth- und das Münzgebäude, so wie die Universität mit ihren zwölf Stühlen.

Die Anzahl der religiösen Gemeinschaften der Stadt ist beträchtlich; in erster Linie zählt man die Klöster San Francisco, La Merced, San Augustin und Santo Domingo. Letzteres besonders ist der Aufmerksamkeit werth wegen seiner ziemlich ungewöhnlichen Größe, denn man könnte leicht eine kleine Stadt auf dem Platze bauen den es einnimmt. Als wir in dieses umgeheure Gebäude traten, in welchem noch alles an den Glanz der Dominicaner erinnert, wie er vor den Unabhängigkeitskriegen war, fanden wir es nur von sechs Priestern bewohnt, die sich eine Galerie vorbehalten und darin niedergelassen hatten; die ganze übrige Räumlichkeit stand leer und brohte an mehreren Punkten den Einsturz. Unter den merkwürdigsten Gegenständen dieser weiten Einsamkeit bewunderten wir insbesondere die auf den „Ehrentheil" gebaute prachtvolle Capelle welche noch fast sehr kostbare Zierden enthält.

In Guatemala sind die Häuser im allgemeinen bequem, und obwohl sie wegen der Furcht vor den Erdbeben nie ein Erdgeschoß haben, trifft man doch einige wirklich schöne. Die hübschesten, bequemsten sind in der Handels- und in der „Königsstraße" — ein sonderbarer Name in einer unabhängigen, freien Republik. Die meisten sind mit Gärten umgeben und haben Wasser in Fülle. Die Straßen sind breit, gerade und ungemein ziemlich gut gepflastert; die Bäche welche sie durchfließen, sind sehr tief. In den weniger besuchten Straßen wächst wildes Gras in Menge und verbreitet manchmal stinkende, ungesunde Ausdünstungen. In einiger Entfernung von der Stadt ist eine ansehnliche, in zwei Quartiere getheilte Vorstadt, deren Häuser zumeist aus jungen Palmbäumen erbaut sind, und ein sehr beschränktes Ansehen zeigen. Die Straßen sind eng, unregelmäßig und fast immer schmutzig. Vielleicht war diese Vorstadt, die einen sonderbaren Gegensatz zu der übrigen Stadt bildet, der erste Ort an welchem die Bauarbeiten ihren Anfang nahmen, als man den Sitz der ehemaligen Regierung wie den des Bisthofs nach Guatemala verlegte.

Eine bereichte etwa zwei Stunden lange Wasserleitung durchsetzt diese Vorstadt und liefert derselben klares Wasser in Fülle. Der Bau dieses Kunstwerkes ist bewundernswerth; es mußte unermeßliche Arbeiten erheischt haben, und die geschickte Hand welche es ausgeführt, hat ein volles Recht auf die Bewunderung der Besucher. Ferner besitzt Guatemala drei Pfarrkirchen, deren merkwürdigste die Himmelfahrtskirche ist, mehrere Hospitäler und ein Collegium; auch zählt man dazu das Carmeliterkloster, auf einem ansehnlichen Hügel gelegen, von dessen Gipfel man die Stadt überschaut, welche von diesem Punkt aus einen freundlichen Anblick gewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ueber einige alte Vasen und Bruchstücke von Töpfergeschirren wurde in der königl. Literatur-gesellschaft in London eine Abhandlung von einem Hrn. Burgon vorgelesen, welche hauptsächlich diejenigen Vasen zum Gegenstand hatte, an denen Zickzack- und Spiral-linien die vorherrschenden Zierrathen sind. Der Verfasser suchte aus dem Umstand, daß solche Proben von Töpfergeschirren sich namentlich in der Nähe von cyclopischen Bauten, zum Beispiel der Schatzkammer des Atreus zu Mycene finden, den Schluß zu ziehen, daß diese ganze Art von Töpfergeschirren einer sehr alten Zeit der griechischen Geschichte, namentlich der von 1200 bis 1000 v. Chr. angehören. (Liter. Gaz. 20 März.)

Wahrscheinlicher Cultuswechsel in alten Aegypten. Die bekannten Archäologen Hincks und Bonomi haben mehrfach die Auslöschung von Namen und Figuren auf ägyptischen Denkmalen besprochen. So sind z. B. auf dem lateranischen Obelisk und auf manchen andern Denkmalen die Namen und Titel von Neith und Amun sorgfältig verlöscht worden. Hincks schrieb deß den Sonnenanbetern aus der Zeit Amnophis IV zu, was Bonomi nicht gelten lassen will, indem er von solchen Sonnenanbetern keine Spur gefunden haben will. Bemerkenswerth ist, daß der Name von Amun mehrfach wieder hergestellt wurde, wahrscheinlich von seinen Verehrern in der Familie von Horus und Rameses. Die Austilgung von Namen auf mehrern alten Monumenten ist eine einschiedene Thatsache und deutet auf einen Wechsel im Cultus hin, den man aber bis jetzt noch in keiner Weise zu erklären vermag. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 83. 7. April 1847.

Die Lage der englischen Navigationsgesetze.

Man kann freilich nur sehr uneigentlicher Weise von der Lage eines Gesetzes sprechen, allein es ist dennoch wahr, die Navigationsgesetze fanden sich durch den Freihandelssturm in England in eine sehr fatale Lage versetzt. Man hatte, wie es in unserer Zeit zu geschehen pflegt, die Aufhebung der Monopole, deren sich die Grundherrn Englands und die Pflanzer in den englischen, namentlich den westindischen Colonien bisher erfreuten, in ein System gebracht, und den Grundsatz des freien Handels durch Dick und Dünn vertheidigt, um zwei der Entwicklung des Handels und der Industrie höchst schädliche Monopole zu brechen. Der Zweck wurde erreicht, aber der Grundsatz, ein Ding für sich, wirkt nun fort, und eine Anzahl Personen hat sich in den Kopf gesetzt, wenn man die Freiheit des Handels auch dahin ausdehne, daß alle Waaren der Welt von jedem beliebigen Schiffe, fremdem oder englischem, nach England gebracht werden könnten, sodann England als das reichste und consumtionsfähigste Land auch ohne allen Zweifel den größten Handel haben und denselben immer noch ausdehnen müsse. Kurz die Theorie lief ihren Weg weiter, und wie man schon im vorigen Jahre mehrfach erwartete, ein Antrag auf gänzliche Aufhebung der Schiffahrtsgesetze und vorläufig wenigstens auf eine Untersuchung der Wirkungen derselben ward durch einen Hrn. Ricardo gestellt. Jetzt aber fing der praktische Sinn der Engländer an gegen die Theorie zu rebelliren, und die Theorie stößt auf Klippen, an denen sie wohl scheitern dürfte.

Die Untersuchungen vor den englischen Parlamentscommittees sind berühmt wegen der Menge praktischer Notizen, die dadurch zu Tage gefördert werden, von der zur Untersuchung der Navigationsgesetze niedergesetzten Committee aber wurden Leute berufen und ausgefragt, von denen man in der That nicht begreift, wie sie zu der Ehre kamen, von einer solchen Committee vernommen zu werden. Inzwischen werden in den Seestädten Meetings gehalten, Petitionen in Menge vorbereitet, und es scheint sich eine Liga bilden zu wollen, wie früher gegen die Kornsetze, so dießmal für die Navigationsgesetze. Wenn man sich erinnert, welche Zeugenaussagen vor den Committees der Jahre 1844 und 1845 erfolgten, die auch zur Untersuchung des englischen Schiffahrtswesens niedergesetzt wurden, und man sie mit den Reden zusammenhält, die jetzt in den Meetings zu Gunsten der Schiffahrtsgesetze gehalten werden, so sind die Gründe, welche gegen die Aufhebung der letztern sprechen, höchst einfach. England baut und verköstigt seine Schiffe weit theurer, als die Anwohner der Nord- und Ostseeküsten, ein sehr großer Theil des englischen Transportheandels, und dadurch allmählich auch der Handel selbst, würde dadurch in fremde Hände gerathen; die Schiffe müßten zum Nachtheil der englischen Handwerker aller Art in Holland, Deutschland und Skandinavien gebaut, und mit holländischen, deutschen oder skandinavischen Matrosen bemannt werden, bis sich der englische Matrose entschlösse, um gleich geringen Lohn und gleich geringe Kost zu dienen; wollte er sich zum letztern entschließen, so können Weib und Kinder mit dem geringen Lohn nicht leben. Die Mehrzahl der Matrosen müßte also künftig aus Fremden bestehen, und was soll dann aus der englischen Kriegsmarine werden, wenn ein Seekrieg ausbricht und man mehr als 100,000 Matrosen braucht, auf deren Vaterlandsliebe man sich muß verlassen können.

Den Korn- und Zuckerhandel wird England, geschützt auf seine ungeheuren Capitalien großentheils an sich reißen, darum hat es denselben freigegeben, aber die Schiffahrt würde es nicht an sich reißen, darin würde es verlieren, deßhalb müssen die Schiffahrtsgesetze aufrecht erhalten werden. Das ist die englische Consequenz der Handelsfreiheit. An dem Grundsatz der Schiffahrtsgesetze wird also nicht gerüttelt werden, wohl aber dürften manche, durch die Umstände nothwendig gewordene Aenderungen namentlich in Bezug auf die Colonien eintreten. Wenn England seinen Colonien für ihre Waaren nicht mehr einen Vorzug gewährt, so kann es sie auch nicht hindern, ihre Producte wo möglich auf dem besten Markt abzusetzen, und ihre Bedürfnisse auf dem wohlfeilsten zu befriedigen. Diese Forderung ist in Canada und Westindien ausgesprochen worden, und man wird ihr bis zu einem gewissen Grade Rechnung tragen müssen, aber bis zur Aufhebung der Schiffahrtsgesetze wird diese Nachgiebigkeit nicht gehen, und in England dürfte sich gegen die „Oekonomisten" von der strengen Observanz, gegen die Männer der Theorie und der Schule, ein solcher Geist des Mißtrauens und der Feindschaft erheben, daß alles, was von ihnen ausgeht, einer doppelten Sichtung bedarf, ehe es zur Ehre einer öffentlichen Berathung zugelassen wird. Die „Oekonomisten" das heißt die Theoretiker des Staatshaushalts haben in der leidigen Sache eine Schlappe bekommen, deren sie gedenken werden, und andere werden nicht ausbleiben. In einem so künstlichen Zustande, wie der Englands und überhaupt der modernen Staaten mag ein Staatsökonomisches System ein sehr guter Richtpunkt seyn, man muß sich aber hüten, aus dem Zusammenhang heraus alle Maaßregeln danach abmessen zu wollen.

Digitized by Google

Mittheilungen aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers im Kosakenlande.

Politische Verhältnisse der cis-kaukasischen Steppenvölker. — Der Markt von Georgiefsk. — Deutsche Ansiedler ꝛc.

(Schluß.)

Jekaterinograd ist eine gewöhnliche Kosakenstadt, regelmäßig nach der Schnur gebaut, mit ziemlich ärmlichen Häuschen und enthält gar wenig Merkwürdiges; der Terek fließt in einiger Entfernung vorüber, und ist hier weniger breit und tief als der Kuban bei Jekaterinodar. Ich spazierte einige Stunden am Ufer, um Fasanen aufzusuchen, fand aber keine, während mehrere kosakische Jäger, obwohl sie auch keine Hunde hatten, mit schöner Beute nach Hause kamen. Diese Jäger versehen alle Reisenden mit dem leckern Gericht; ich kaufte das Paar Fasanen zu anderthalb Papier-Rubeln, ein russischer Officier bekommt sie wohl um die Hälfte; aber die Zahl dieser Vögel ist so groß, daß die Officiere der Besatzung und die Reisenden nicht hinreichen, sie zu consumiren, und der Kosak steckt selbst seine schönsten Fasanen in den Topf oder bratet sie am Spieß für sich, sein Weib und seine kleinen Kosaken. So hat die gute Natur durch ihre Freigebigkeit etwas beigetragen, die Armuth dieser militärischen Ansiedler zu lindern; es ist ein eigenthümlicher Anblick, eine Kosakenfamilie essen zu sehen. Sie bestreichen ihr kohlschwarzes schlechtes Commißbrod mit einer köstlichen Honigschicht und schmausen nach der Zwiebelsuppe gebratene Fasanen, die bei und nur der Gaumen der Reichsten kostet.

Während wir im Kosakenhäuschen leckere Tafel hielten, kam eine Hiobspost, die das ganze Städtchen in Bewegung setzte. Ein Schwarm von berittenen Tschetschenzen hatte die Umgegend von Mosdok verheert, ja sich in die Gassen dieser Stadt selbst gewagt, unbewaffnete Menschen getödtet und Gefangene fortgeschleppt. Mosdok liegt nur wenige Werste östlich von Jekaterinograd. Solche Frechheit der Schamyl'schen Krieger war seit einem halben Jahr nicht vorgekommen, und die russischen Staabsofficiere machten bedenkliche Mienen, da sie einsahen, wie wenig Schutz eine doppelte Festungskreihe gegen einen so beweglichen und kecken Feind gewährte. Hr. V—f, der kaum geheilt war von der Schußwunde, die er in den Wäldern von Irschkeri davongetragen, sah einen bösen Sommer voraus, doch faßte er sich mit ächtem Soldatenmuth und nahm von uns heitern Abschied. Er reiste noch an demselben Tag nach Mosdok und wollte sich von dort nach Grosnaia zu seinem Regiment begeben. Ich verlor an ihm einen unterrichteten, nützlichen und freimüthigen Reisegefährten, dessen Erzählungen von seinem Feldleben, den kriegerischen Abenteuern, die er im Osten und Westen des Kaukasus bestanden, mir eben so viel Belehrung als angenehmen Zeitvertreib gewährt hatten.

Der General Gurko wollte nicht eintreffen, der decorirte Posthalter blieb unerbittlich und unbestechlich; so entschloß ich mich denn endlich, drei Kosakenpferde bis Wladikaukas zu miethen, obwohl auf diese Weise die Fahrt nur sehr langsam von statten ging. Am ersten Tag genossen wir des Anblicks der Kaukasuskette bis zur sinkenden Nacht. In der Stanitze Alexandreff, wo wir das Abendquartier nahmen, sah ich die Sonne prachtvoll hinter dem Elbrus untergehen, das Riesenhaupt dieses gewaltigen Berges erglänzte in Rubinflammen; als die Sonne bereits versunken und der Elbrus düster geworden und kaum noch sichtbar war, zog noch ein lichter Schimmer vom Kessel der Abendröthe um die weißen Kolosse, welche den Kasbek umgeben, am längsten leuchtete der Gipfel des Kasbek selbst. Am zweiten Tag verfinsterte sich der Himmel, das Gebirge verschwand und wir hatten am Abend Schneegestöber und rauhen Steppenwind. Mein Wagen wurde bis Wladikaukas von wenigen donischen und uralischen Kosaken escortirt; eine zahlreiche Begleitung zu erhalten war nicht möglich, da jeder Posten 25 Reiter zur Bedeckung des Gr. Gurko in Bereitschaft halten mußte. Endlich traf dieser hochgestellte Mann, den der Kaiser zum Civil-Gouverneur in Transkaukasien ernannt hatte, ein, und wir übernachteten zusammen in der Stanitze Nikolajefsk. Ich machte dem General meinen Besuch, überreichte ihm meine Papiere und sagte ihm zugleich, daß ich seinem Bruder in Stawropol ein Schreiben vom Grafen Woronzow überbracht habe. All das that keine sonderliche Wirkung bei dem General, der für einen ziemlich gutmüthigen, doch wenig gebildeten, vornirten und barschen Mann gilt, und im Gesicht, Benehmen und Manieren dem Messerschmied G. in L. auffallend gleicht. Als ich ihm den wissenschaftlichen Zweck meiner kaukasischen Reise erklärt hatte, überzog ein komischer Ausdruck von äußerster Verwunderung sein wohlgenährtes Angesicht. „Was! Um solchen Quarks willen kommen Sie in dieses verteufelte Land! Haben Sie die Sache auch überlegt? Kennen Sie nicht den Zustand des Kaukasus? Kein Reisender ist hier eine Stunde seines Lebens sicher. Ich habe nicht nur eine starke Escorte, sondern jeder Posten hat Befehl, zwei Stunden vor meiner Ankunft die Gegend zu recognosciren und Kosaken an den Terek hinauszuschicken, um sicher zu seyn, daß die Feinde dort nicht im Hinterhalt liegen. Dergleichen thut man nur für einen General. Ein Civilist, ein Fremder ist hier in viel üblerer Lage, und doch ist selbst für mich die Gefahr nicht klein, denn wie leicht entgehen feindliche Haufen im Buschwald den Augen der Späher. Bei Gott, ich wäre in dieses verwünschte Land nicht gekommen, wenn mird der Kaiser nicht befohlen hätte. Aber Sie, ein Fremder, wie mögen Sie sich ganz unnützerweise in Gefahren stürzen! Das ist mir unbegreiflich!“ So etwa lauteten des Generals Worte, die ich noch an demselben Abend in mein Tagebuch notirte, und sie scheinen mir charakteristisch genug, sie mitzutheilen. Ich muß dabei bemerken, daß von all den russischen Generalen, die ich im Kaukasus kennen gelernt, dieser Herr der einzige war, der sich barsch und ungefällig benahm, und einiges Mißtrauen sich deutlich merken ließ. Von allen übrigen russischen Staabsofficieren habe ich die größte Zuvorkommenheit, die freundlichste Aufnahme zu rühmen. Ich hat den General Gurko, daß er mir gestatte, mit ihm unter dem Schutz seiner Escorte weiterreisen zu dürfen. Er versprach es zwar, reiste aber doch Tags darauf ab, ohne meinen Wagen zu erwarten, mein Kosak hatte sich um zwei Minuten verspätet. Doch wäre es ohnehin nicht möglich gewesen, mit dem General gleichen Schritt zu halten, da er mit frischen Postpferden zweimal so schnell vorwärts kam.

Am dritten Tag nach meiner Abreise von Jekaterinograd befanden wir uns in einer wahrhaft traurigen Lage. Die Landstraße war mehrere Fuß hoch mit Schnee bedeckt, die müden Pferde waren kaum noch vorwärts zu bringen, ein rauher Wind wehte uns ins Gesicht, und dabei mahnten die Kosaken der Escorte unaufhörlich zur Eile, weil diese Gegend besonders verrufen und gefährlich sey. Mein Kutscher war ein Kosakenjunge von vierzehn Jahren, der entsetzlich Angst hatte und mit Leibeskräften die Pferde peitschte, ohne sie auch nur zu einem Trabe

Digitized by Google

bringen zu können. Ich berieth mit meinem Begleiter, was zu thun sey, wenn ein Tschetschenzenhaufe sich am Terek zeigen sollte. Wir würden natürlich die Pferde sogleich abgeschnitten haben, um davon zu laufen, denn was hätte ein Widerstand von fünf Männern gegen Hunderte vermocht! Nun war aber nur ein einziges Wagenpferd gesattelt und der Kutscher hätte wahrscheinlich dasselbe zuerst bestiegen. Mein getreuer, trefflicher Ungar schwur aber, daß er dieß verhindern würde und erklärte sich bereit, im Fall einer Gefahr den Kutscher sogleich beim Fell zu packen und ihn so lange festzuhalten, bis ich das gesattelte Pferd bestiegen hätte; dann wolle er ihn loslassen und das Heil der Flucht auf den ungesattelten Pferden mit ihm versuchen. Dieser treuherzige Vorschlag meines wackern Dieners und Freundes machte mich lachen, und wir suchten uns durch mancherlei Scherze über die traurige Gegenwart und die Gefahren der Zukunft zu trösten. Ich recitirte Puschkin's Tschetschenzenlied und betonte, um den Schrecken des Kosakenjungen zu vermehren, die letzten Worte „Tschetschenez chodit sa rekoi!“ (der Tschetschenze geht am Fluß!) mit starker Stimme. Der Bube schrack zusammen und blickte angstvoll nach den weißen Ufern des Terek's. Das rauhe Schneegestöber benahm wohl auch dem Feind alle Lust „Mausbürge in die Steppe zu machen,“ und wir erreichten endlich Wladikaukas mit heiler Haut, ohne einen feindlichen Tschetschenzen gesehen zu haben.

Wladikaukas, der stärkste und wichtigste Waffenplatz der Russen in Cis-Kaukasien, liegt am Fuß des kaukasischen Vorgebirgs in einer Ebene, an beiden Ufern des Terek und beherrscht den Eingang der Bergstraße, die von hier durch die Schluchten und Engthäler des Terek's nach Grusien führt. Die Berge der Umgebung sind schön bewaldet, besonders auf der Ostseite, wo aber Spaziergänge gefährlich sind, und kein russischer Holzfäller ohne starke militärische Begleitung sich hinwagt. In Wladikaukas gibt es ein einträgliches Wirthshaus, von einem Polen gehalten, man findet daselbst Billard und zahlreiche Gesellschaft von russischen Officieren. Die Besatzung besteht aus mehreren Regimentern unter dem Commando des Generals Baldwin, eines tapfern und lebensfrohen Mannes, den die Soldaten wie ihren Vater lieben. Als Commandant der Festung fungirte Obrist Resoroff, ein Mann von wissenschaftlicher Bildung und feinen Salonmanieren. Er hatte sich in der letzten Schlacht gegen Schamyl im innern Tschetscheniá rühmlich hervorgethan und dafür eben einen neuen Orden erhalten, deren bereits ein halb Dutzend seine Brust schmückte. Am Tag meiner Ankunft fand eine große militärische Parade statt, und Hunderte von Bergbewohnern waren aus der Umgegend gekommen, um diesem Schauspiel beizuwohnen. Die Mehrzahl dieser Kaukasier bestand aus Osseten, Tschetschenzen und Inguschen. Da ich nicht so bald wieder Gelegenheit finden konnte, so viele Individuen aus diesen Völkerstämmen der Nordseite des Kaukasus beisammen zu finden, so beschloß ich, in Wladikaukas einige Tage zu verweilen. Nirgends habe ich anziehendere Einzelheiten über das Leben dieser Völker und den kaukasischen Krieg erfahren, wie hier aus dem Mund zuverlässiger Augenzeugen der wichtigsten Begebenheiten in den letzten Jahrzehnten. Die interessantesten Mittheilungen erhielt ich aus dem Mund eines ehemaligen Gefangenen und Sklaven Schamyl's, der zwei Jahre unter den Tschetschenzen zugebracht hatte. Seine Aussagen, wie ich solche in meinem Tagebuch aufgezeichnet, behalte ich einer spätern Mittheilung in diesen Blättern vor.

Aufenthalt in Guatemala.

(Fortsetzung.)

2. Schilderung der zeitgenössischen Kämpfe. — Morazan und Carrera. — Ihr abenteuerliches Leben. — Sturz Morazans; Sieg Carrera's, des gegenwärtigen Präsidenten der Republik.

Das Land Kachiquel — wie die Indianer es nennen — ward im 16ten Jahrhundert, Dank der Eroberung Alvarado's, eine Beute Spaniens. Es ging hier wie anderswo. Die Spanier lasteten schwer auf den Eingebornen, welche mehr als Einmal dieses verhaßte Joch zu brechen suchten. Alle Versuche schiterten. Erst zu Anfang unsers Jahrhunderts sannten sie wieder aufzunehmen worden. In Folge des Napoleonischen Einfalls war Spanien in die Rothwendigkeit versetzt, alle seine Truppen auf der Halbinsel zu verwenden, und diesen Umstand benützten die amerikanischen Provinzen um zu den Waffen zu greifen. Indessen trugen die Abgeordneten Guatemala's, welche als Vertreter dieses Theils von Amerika ihre Sitze in den Madrider Cortes eingenommen hatten, erst einige Jahre später, im Dezember 1821, mit den Wünschen der Nation hervor, welche ihre Rechte und ihre ungetheilte Souverenität wieder gewann. Allein Guatemala sollte eine Freiheit, die es doch um den Preis so vieler Leiden erkauft hatte, nicht lange genießen; denn kaum hatte es sich von Spanien losgerissen, sie es wieder unter die Herrschaft Mexico's, das, nachdem es sich seinerseits zu einer unabhängigen Republik umgeschaffen, sofort Betreiber nach Guatemala schickte, um hier seine Absicht kund thun zu lassen, alle vormals spanischen Provinzen unter mexicanischer Oberhoheit in einem und demselben Staat vereinigen zu wollen.

Auf diese unerwartete Kunde bewaffneten sich die Freunde der Unabhängigkeit aufs neue, und fanden hauptsächlich Unterstützung in der Stadt San Salvador. Um diese Unruhen zu stillen, griff Obrist Arzu am 3 Junius 1822 diese Stadt an, ward aber vollständig geschlagen und mußte sich zurückziehen. Nach Arzu's Niederlage sandte der Kaiser Iturbide einen Italiener, den General Filisola, in aller Eile nach San Salvador. Dieser brach an der Spitze eines mexicanischen Truppencorps auf und lieferte den Salvadorianern am 14 Januar 1823 eine Schlacht, worin diese etwa dreißig Mann verloren. Bald nach diesem ersten Zusammentreffen rückte Filisola in San Salvador ein, und zwang die Einwohner zur Capitulation. Diese politischen Kämpfe, deren Folgen sehr ernst hätten werden können, zogen sich nicht sehr in die Länge; der Fall Iturbide's steckte ihnen ein Ziel. Die Stadt Guatemala gewann wieder freie Hand, und ward bald der Mittelpunkt einer aus fünf Staaten, Costa-Rica, Guatemala, Honduras, San Salvador und Nicaragua, zusammengesetzten Föderal-Republik. General Morazan wurde zum Präsidenten des Staats Guatemala ernannt, aber kaum war er ein Jahr lang im Besitz der Präsidentschaft, so erregte, am 25 September 1825, der von der spanischen Regierung unterstützte General Ariza einen Aufruhr in Guatemala; er wurde gedämpft, und die Urheber dieses Attentats, welches ohne Unterschied unter allen Classen der Gesellschaft allgemeinen Unwillen erregt hatte, erlitten was sie verdient. Kaum war die Ordnung wieder hergestellt, als ein Colombischer Flüchtling, Oberst Zamora, neue Unruhen in der Stadt zu erregen suchte, welche, seit den kaum zwei Jahren ihrer Trennung von Mexico, bereits der Schauplatz zahlreicher politischer Zwistigkeiten gewesen war; allein der Präsident der Republik, zeitig unterrichtet von dem Complott, das man gegen die Sicherheit des Staats angezettelt, wußte den Anschlag glücklich zu vereiteln. Oberst Zamora ward in dem Augenblick verhaftet, wo er sich zur Flucht anschickte, und in Costa-Rica, dessen Bevölkerung er zum Aufstand zu verleiten gesucht, erschossen. Die in Folge dieser beständigen Unruhe aufgeregten Gemüther waren einen Augenblick unschlüssig, ob die fünf Staaten, welche die Föderal-Republik Central-Amerika's bildeten, das sie vereinigende Band lösen sollten oder nicht; die Masse des Volkes aber, durch blinden Eigennutz und Habgier verlockt, versammelte sich in den Districten Leon und Grenada, organisirte sich und versetzte die benachbarten Provinzen in Aufstand.

Digitized by Google

Indessen waren die Folgen dieser Conflicte, welche keinen andern Zweck hatten, als die Trennung der Staaten, nicht so beklagenswerth als man hätte erwarten sollen; denn die Regierung erstickte rasch die Keime eines neuen Bürgerkriegs, und als Friede und Ordnung wieder hergestellt waren, gab der Präsident der Republik am 15 November, zur Feier des Triumphes der Föderation, in Guatemala ein öffentliches Fest.

Nachdem einige Jahre ohne neue Unordnungen verflossen waren, verlegte General Morazan den Sitz der Regierung nach San Salvador, damals der Hauptstadt der fünf Staaten, und Dr. Galvez übernahm die Generalstatthalterschaft Guatemala's, das er im Einvernehmen mit dem Generalen Zalazar und Prem, welcher letztere den Oberbefehl über die Truppen erhielt, regierte. Morazan wußte sich gleich anfangs die Achtung der Wohlhabenden zu gewinnen, und zählte in Guatemala viele Anhänger unter der höhern Classe der Gesellschaft. Als thatkräftiger und talentvoller Mann schätzte er die Wissenschaften und Künste, und wollte einige Tage des Glanzes aufgehen lassen über der Hauptstadt Central-Amerika's, aber ein nicht genug zu beklagender Tod setzte nach wenigen Jahren seinen Entwürfen ein Ziel.

Während eines Zeitraums von ungefähr zehn Jahren hatte General Morazan die Ordnung aufrecht zu halten vermocht; allein inmitten der bestandenen Aufregung der Gemüther konnte er die Verbesserungen nicht ins Werk setzen, deren Nothwendigkeit täglich fühlbarer wurde. Endlich, gegen Anfang des Jahres 1837, stieß der Präsident auf Hindernisse in der Vollziehung der Regierungsbefehle. Die verschiedenen Staaten wollten die Handlungen der souverainen Behörde nicht mehr anerkennen und bildeten viele Parteien, welche sich in den Landschaften der Umgegend ausbreiteten und dumpfes Murren gegen Morazan ausstießen.

Sofort beschloß der General Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und zahlreiche Truppen wurden von ihm auf die bedrohten Punkte entsendet. Die Einzelregierungen, müde des unaufhörlichen politischen Schwankungen, welche kein befriedigendes Ende nahmen, waetgen nur auf eine günstige Gelegenheit um sich auszusprechen. Sie zogte sich bald. Im Augenblick, wo die Truppen Morazans sich in Marsch setzen sollten, um die aufrührischen Provinzen zu züchtigen, brach eine furchtbare Geißel in Amerika aus und wüthete dort mit äußerster Heftigkeit. Auf ihrem verheerenden Wellauge suchte die Cholera auch Guatemala heim; das Volk, auf seine Sitte Seuche gefaßt, beschuldigte die Regierung der Vergiftung der Brunnen, und griff in Masse zu den Waffen.

Der junge Rafael Carrera, der an der Spitze der Aufständischen war, als sich die ersten Spuren zu Gunsten einer Trennung der fünf Staaten in den Provinzen kundthaten, konnte nicht verhaftet werden; um den Nachforschungen der Behörde zu entgehen, hatte er sich in ein kleines Dorf Namens Matagua-Gecuinila geflüchtet, wo er als Bauerbursche bei einem der Einwohner Aufnahme gefunden.

Carrera verzichtete jetzt auf seine politische Rolle, that sich aber in seinem neuen Berufe bald so hervor, daß ihm seine Herren die Mittel lieferten sich auf eigene Rechnung dem Viehhandel zu widmen. Den Vorgängen in den Staaten der Republik blieb er von nun an fremd und beschäftigte sich nur noch mit der Förderung seines Handels, der täglich ausgedehnter wurde. Während dieser Zeit folgten die politischen Ereignisse in Central-Amerika mit erschrecklicher Raschheit aufeinander, und der Augenblick war nahe, wo die fünf Staaten der Föderalrepublik wieder der Schauplatz jener politischen Dramen werden sollten, welche gewöhnlich kein andres Resultat haben, als das Vergießen des Blutes unfruchtbarer Opfer. Mittlerweile begab sich ein Guatemalianer, Jose Barumbia, in aller Hast nach Matagua-Gecuinila, unterrichtete Carrera von den Ereignissen die sich vorbereiteten, erweckte die schlummernden Leidenschaften, sagte ihm, daß man das sehen in Aufregung versetzte Volk, dem nur noch eine Gelegenheit fehle sich zu erheben, schlüssig machen müsse; daß die Cholera, deren Verheerungen täglich größer wurden, in der That nur die Wirkung eines abscheulich in alle Brunnen der Stadt gewossenen Giftes sey. Bald setzte sich der junge Carrera in Marsch an der Spitze einiger Anhänger, welche alle jener Classe der Gesellschaft angehörten, die, weil sie nichts besitzt, beim Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge alles zu gewinnen hat. Unterwegs vergrößerte sich sein Haufe mit einer Menge Unzufriedener; von allen Seiten eilte man unter seine Fahne.

Eine Regierungsveränderung ward von jetzt an wahrscheinlich, und die Parteien rüsteten sich auf eine Umwälzung, welche dieses unglückliche Land in alle Gräuel eines Bürgerkriegs stürzen sollte. Rafael Carrera kommt an der Spitze von 5000 Mann, deren Zahl wächst, jemehr er Boden gewinnt, bis unter die Mauern Guatemala's. Er zieht sich an den Thoren, läßt sie öffnen, dringt in die Stadt, und bleibt nach mehre stündigem Kampfe Herr derselben. Da jedoch Guatemala seinem Heere keine Unterhaltsmittel liefern kann, sieht er sich in die Nothwendigkeit versetzt seine Truppen zu verabschieden, und bald darauf findet er es für gut sich selbst zurückzuziehen. Er verläßt daher die Stadt, sucht eine Zufluchtsstätte in den Bergen, und bleibt hier lange in gänzlicher Unthätigkeit. Nichtsdestoweniger hatte sein unvermuthetter Einzug in Guatemala den Sturz des Dr. Galvez zur unmittelbaren Folge. Da dieser nämlich sah, daß Morazan dem Aufstand nur einen erfolglosen Widerstand leisten könne, trat er die Generalstatthalterschaft einem gewissen Balenguela ab und schiffte sich nach Merico ein.

General Morazan, unterrichtet von den jüngsten Ereignissen in Guatemala und von den stets größeren Fortschritten des Aufstandes, verläßt San Salvador, und trifft mit einer kleinen Truppenzahl in Guatemala ein. Hier erfährt er nach einigen Tagen, daß Carrera an der Spitze der Indianer große Kriegsrüstungen in der Umgegend von Amatitlan mache.

Er begibt sich sofort nach diesem etwa fünf Stunden von der Stadt entlegenen Punkt, stößt hier wirklich auf die Truppen Carrera's und liefert ihnen ein haarnäckiges Treffen. Der Sieg, einen Augenblick unentschieden, neigt sich endlich auf die Seite Carrera's; da zieht General Morazan alle seine Streitkräfte zusammen, stellt sich an ihre Spitze und stürzt ungestüm und muthig auf das feindliche Heer los, bricht dessen Reihen und jagt es in wilde Flucht, oder haut die Widerstehenden nieder. Auch Carrera suchte sein Heil im Weiten, und mußte sich zum zweitenmal in die Gebirge begeben, die ihm schon einmal eine Freistätte geboten, und wo er alle Arten von Entbehrungen zu erdulden hatte. Endlich aber, nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, gelang es ihm sämmtliche Indianer des Landes um seine Sache zu schaaren; er traf dabei Anstalten Guatemala wiederholt anzugreifen und die Stadt der Plünderung preiszugeben, als Morazan, von den Entwürfen Carrera's unterrichtet, an der Spitze seines, durch einige Stadtbewohner verstärkten Heeres dem Feinde glücklicherweise entgegenrückte. Unterweegs erfuhr der General, daß Carrera in Villa Nueva biwouakire und mehr als 10,000 Mann um sich vereinigt habe, während er selbst nur über 7—800 verfügen konnte. Dßchten er die ganze Gefahr seiner Lage erkannte, war er doch seinen Augenblick unschlüssig, und nach einigen Tagmärschen kam er vor dem Lager der Carreristen an, die, zweifelsohne auf ihre Anzahl bauend, süßen Weines voll gewaltig dalagen. Im ganzen Lager herrschte Unordnung: die einen spielten und tranken, die andern lagen todtmunken auf dem Boden. Der Führer selbst, nach Stillung seiner thierischen Leidenschaften, schlief auf einem Ruhebett, als plötzlich das ganze Heer Morazans sich auf die Verpesten stürzte, sie niederhieb, ohne Schwierigkeit bis in die Mitte des feindlichen Lagers drang und ein entsetzliches Blutbad anrichtete.

(Fortsetzung folgt.)

Milchversorgung von Paris. Mehrere Milchlieferanten von Paris haben mit der Nordeisenbahn Verträge abgeschlossen, um Milch zu bestimmter Stunde nach Paris schaffen zu können. Die Sendungen sollen Nachts beiverkstelligt werden, und sie sollen von einer einzigen Lieferungsgesellschaft 40,000 Litres täglich Morgens zwischen 2½ und 4 Uhr ankommen, nicht später, denn um 5 Uhr soll bereits die Hälfte etwa durch die zahllosen Marktleute, die in Paris zusammenströmen verzehrt seyn. (Voleur. 25 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 84. 8. April 1847.

Die Seinereiſe von Paris bis an das Meer.

4. La Roche-Guyon bis Rouen.

Der erſte Ort von einiger Bedeutung, zu dem wir nun kommen, iſt das auf dem linken Seineufer liegende Dorf Freneuſe, welches wegen ſeinen kleinen, überaus wohlſchmeckenden Rübchen berühmt iſt, die beſonders von den Pariſer Gutſchmeckern eben ſo geſucht ſind, wie von den Berlinern die Teltower Rübchen. Eine Stunde ſpäter fahren wir an dem ſchönen Flecken Bonnieres vorüber, der einen Hafen hat, in welchem hauptſächlich Kohlen, Gyps und Holz verſchifft werden. Bonnieres wird von dem ihm gegenüberliegenden Dorf Benneceourt durch die Seine und einige Inſeln getrennt, welche ſchön angepflanzt ſind und treffliche Wieſen haben. Auf den Hügeln, die ſich hier an den Ufern der Seine erheben, wird ein in dem Land ſehr geſchätzter Wein gezogen.

Nach einer kurzen Weiterfahrt kommen wir nun an die beiden Mündungen des Fluſſes Epte, der ſich auf dem rechten Ufer in die Seine ergießt und an dem, einige Tauſend Schritte von ſeinem Ausfluß, das Dorf Limey liegt. Zwiſchen den beiden in die Seine ſtrömenden Armen des Epte liegt, jedoch auf dem linken Ufer, Port Villez, ein Flecken, deſſen nördliche Gränzmark ein Bach bezeichnet, der hier ehemals die Scheidewand zwiſchen Frankreich und der Normandie machte. Dieſer Bach war damals der Rubikon dieſer Gegend, und viel Blut röthete ſeine Wellen.

An dem ganz unbedeutenden, auf dem rechten Ufer liegenden Dorf Giverny vorbeifahrend, kommen wir nun zu der in einer angenehmen und fruchtbaren Ebene liegenden alten Stadt Vernon, die bis zum eilften Jahrhundert nur ein feſtes Schloß war, das den Namen Vernonicum Caſtrum führte; unter dieſem Namen geſchieht ſeiner zum erſtenmal in ſchriftlichen Documenten im Jahr 1047 Erwähnung, wo es Wilhelm der Baſtard, Herzog von der Normandie, ſeinem Anverwandten Guy, einem Sohn Reginalds, des Grafen von Burgund, zum Geſchenk machte. Es ſind ſichere Anzeigen vorhanden, daß hier die Römer gehaust haben, und am öſtlichen Ende eines Gebäudes, welches die Vorſtadt Vernonet dominirt, findet man die Rudera eines jener römiſchen Lager, die man in ganz Frankreich unter dem Namen Cäſars-Lager kennt. Vor der Revolution war Vernon eine der Städte Frankreichs, die den Zunamen der Guten führten, was ſie beſonders ihren ſehr hohen Mauern, ſehr tiefen Gräben, ſechs wohlerwahrten Thoren und einem furchtbaren Thurm oder vielmehr einer Veſte verdanken mochte. Von ihren vielen Klöſtern, Stiftungen, Kirchen ꝛc. iſt jetzt nur noch das Hoſpital des heiligen Ludwigs und die ſchöne Hauptkirche Notre-Dame übrig, ein merkwürdiges Kunſtwerk gothiſcher Architektur, deſſen Schiff imponirend iſt. Eine ihrer Seitencapellen enthält ein weißes, marmornes Grabmal, welches beſonders die Aufmerkſamkeit wegen der Trachten und jenen Zeiten, die darauf abgebildet ſind, verdient. Das Collegium, das Heinrich IV hier gründete, wurde durch den Großvater des Königs Ludwig Philipp wieder hergeſtellt. In der Vorſtadt befand ſich ehedem eines der ſchönſten Schlöſſer der Normandie, das der Marſchall von Belle-Isle hatte bauen laſſen; es wurde bis auf ſeine Wälle niedergeriſſen. Nachdem es an den Grafen von Eu übergegangen war, kam es zuletzt an den Herzog von Penthievre, Ahnherrn Ludwig Philipps. Jetzt ſteht ein niedliches, modernes Schloß mit einem hübſchen Park und Waſſerfällen an deſſen Stelle, welches dem jetzigen Beherrſcher Frankreichs gehört, der vor ſeiner Thronbeſteigung oft daſelbſt verweilte. Von den alten Stadtmauern iſt noch ein ſehr hoher Thurm übrig, in welchem das Archiv der Gemeinde aufbewahrt wird. Die anmuthigen Spaziergänge um die Stadt ſind mit viel Geſchmack angelegt, und auf Art der Boulevards mit ſchönen Häuſern verſehen, welche die engen und winklichten Gaſſen im Innern von Vernon, deſſen meiſte Häuſer von Holz, ſchlecht gebaut und ſehr alt ſind, nicht vermuthen laſſen.

Drei Jahre, nachdem der oben erwähnte Guy das Schloß Vernonicum zum Geſchenk erhalten hatte, lohnte er ſich, von einigen Herren der Umgegend angeſtiftet, gegen ſeinen Wohlthäter auf, wird aber überwunden und erhält Verzeihung, verläßt jedoch den Hof der Normandie, an dem er nun allgemein verachtet wird, um ſich an den ſeines Vaters in Burgund zu begeben. Im J. 1123 beſeſtigt Heinrich I, Herzog der Normandie und zugleich König von England, den ſchon bedeutenden Flecken Vernon und erbaut den noch vorhandenen großen Thurm.

Die Kriege, welche ſich zwiſchen Ludwig VII, König von Frankreich, und den Herzogen der Normandie entzünden, geben Vernon eine traurige Berühmtheit. An der Spitze eines zahlreichen Heeres belagert es Ludwig 1151 und erobert es. Der Normann, über dieſen Erfolg erſchrocken, unterwirft ſich und erhält Vernon zurück. Richard, der Sohn des Schloßherrn von Vernon, überfällt und beraubt bald darauf die auf der königlichen Heerſtraße reiſenden Kaufleute; als dieß Ludwig VIII hört, verläßt er eines Morgens in aller Frühe Nantes, und brennt den Flecken, der das Schloß umgibt, nieder. Noch in demſelben Jahr, gegen das Ende des Monats Julius, belagert derſelbe König mit zahlreichen Söldnern Vernon, aber nach

Digitized by Google

vierzehntägigen, erfolglosen Bemühungen und Angriffen will sich Thierry, der Graf von Flandern, dessen Truppen die Mehrzahl des königlichen Heeres bilden, zurückziehen. Ludwig VIII unterhandelt nun mit Richard; man kommt überein, daß das Banner des Königs auf dem großen Thurm aufgepflanzt werden und ein bewaffneter Edelknecht daselbe bewachen soll, der aber keiner der beiden Parteien angehören darf. In Folge dieser Art Capitulation wird der Platz dem Monarchen übergeben, der im August Frieden mit dem Herzog von der Normandie schließt und demselben Vernon zurückgibt, wegegen dieser als Entschädigung für die Belagerungskosten 2000 Mark Silber bezahlt. Vernon bleibt jetzt im ruhigen Besitz der Normänner bis zum Jahr 1195, wo Herzog Richard, König von England, es bei Gelegenheit der Heurath Ludwigs, eines Sohns Philipp Augusts, mit seiner Nichte Blanche, an diesen Prinzen abtritt. Die Uebergabe fand im J. 1196 statt, als aber im J. 1198 im Monat September zwischen Gamaches und Vernon eine Schlacht geliefert wurde, in der Richard Löwenherz den König Philipp August überwand, flüchtete sich letzterer mit großer Mühe in die Veste. Noch jetzt findet man in der Ebene, wo diese Schlacht stattfand, täglich Stücke von Rüstungen, zerbrochenen Waffen, verrosteten Eisen u. dgl.

Die Veste sammt dem Flecken blieb jedoch in der Gewalt der Könige von Frankreich, und der heilige Ludwig ließ ein Gotteshaus oder Hospital in dem gesundesten Theil des Ortes erbauen, bei dem 25 mitleidige Schwestern, zwei Priester und eine große Zahl Krankenwärter angestellt wurden. Diese Stiftung hatte den frommen König die damals sehr bedeutende Summe von 30,000 Livres gekostet. So oft der heil. Ludwig nach Vernon kam, war sein erster Gang, noch bevor er sich auf das Schloß begab, ein Besuch bei den Kranken in diesem Hospital.

Als unter Philipp von Valois die Engländer, nachdem sie Flandern vergeblich bekriegt hatten, in die Normandie einfielen und Caen genommen hatten, verbrannten sie Vernon und dessen Umgebungen. Durch die Uneinigkeit der Parteien, die unter dem Namen der Bourguignons und der Armagnacs bekannt sind, wurden sie Herren der Stadt Vernon, und hielten sich daselbst, bis Karl VII die Franzosen zu den Waffen rief. Als dieser König den Gouverneur, Grafen Orgemont aufforderte, ihm die Festung zu übergeben, ließ dieser bei allen Schlossern der Stadt alle alten und verrosteten Schlüssel wegnehmen, und übersandte solche dem König von Frankreich. Als sich aber den andern Tag die Truppen dieses Fürsten näherten, stimmte der unerschämte Graf den Ton gewaltig herab und endigte mit einer Capitulation.

Mehrmals haben die Könige von Frankreich diese Stadt ihren Gemahlinnen zur Apanage angewiesen, und diese Damen befanden sich wohl dabei, da die Einkünfte reichlich waren.

Die Vorstadt Vernonet liegt auf dem rechten Ufer der Seine und ist durch eine uralte Brücke, die zehn Bogen zählt, mit der Stadt Vernon verbunden. In der Nähe der Stadt befindet sich eine eisenhaltige Mineralquelle. Vernon hat drei Messen und treibt viel Handel mit Getreide, Mehl, Wein, Federn, Schlachtvieh u. s. w. Was dieser Stadt noch eine besondere Berühmtheit in ganz Frankreich verlieh, ist, daß einer der besten neuern französischen Lustspieldichter, der geistreiche Picard bei dem Lustspiel: „la petite ville,“ besonders die Einwohner von Vernon im Auge hatte, die auch naiv genug waren, das Sujet als auf sie selbst passend anzuerkennen. Das Stück ist in hohem Grad witzig und eben so klassisch, als Kotzebue's deutsche Kleinstädter. Vernon zählt jetzt 6000 Einwohner.

Wir verlassen nun die einlandende Gegend um Vernon und befinden uns bald darauf dem Flecken Pressagny gegenüber, der zwischen einem schönen Wald, der eine Anhöhe krönt, und dem rechten Seineufer liegt. Auf dem Strom weiter fahrend erblicken wir jetzt auf dem linken Ufer das bedeutende Dorf Portmort, dadurch berühmt, daß in dessen Kirche den 25 Mai 1200, Ludwig VIII, der Vater des heiligen Ludwig, mit Blanche von Castilien getraut wurde, weil er in den Staaten seines Vaters Philipp Augusts, die mit dem päpstlichen Interdict belegt waren, keinen geweihten Ort fand, in dem diese Trauung vollzogen werden konnte. Diese Vermählung war eine der Bedingungen des Friedens zwischen Philipp August und Johann ohne Land. Es war gleichfalls ganz in der Nähe von Portmort, zwischen Andelys und Gaillon, wo die beiden Könige gegen das Ende des Jahres 1219 die Conferenzen hielten, durch welche dieser Frieden zu Stande kam, und endlich die Normandie mit Frankreich vereinigt wurde, nachdem sie über 300 Jahre unter der Herrschaft Englands gestanden.

An mehreren recht malerischen Inseln und dem Dorf St. Pierre la Garenne vorüberfahrend, das zur Zeit der normännischen Herzoge durch seinen großen Ueberfluß an Hochwild, das sich in den umgebenden Wäldern aufhielt, berühmt war, gelangen wir nach Courcelles, von wo aus man die alten gothischen Thürme des großen Flecken Gaillon in geringer Entfernung vom linken Seine-Ufer liegend, erblickt. Das Schloß Gaillon war eine jener Burgen, die Richard Löwenherz dem König Philipp August abtrat. Unter dem heiligen Ludwig erhielten die Erzbischöfe von Rouen diese Domäne und errichteten daselbst einen Landsitz, auf dem sie ein schwelgerisches Leben führten. Einer derselben, der Cardinal Amboise, Minister Ludwig XII, ein unermeßlich reicher Prälat, baute dieses Schloß, welches die Engländer im Jahr 1423 zerstörten, von Grund aus neu und prächtig auf, und gründete ein Domherrnstift daselbst für den Dienst der Capelle. Dieses Schloß, das Colbert noch sehr verschönert hatte, wurde während der französischen Revolution abermals zerstört, und jetzt steht ein Centralgefängniß an dessen Stelle, in welchem fünfzehnhundert Verurtheilte gehütet werden. Die vier schönen gothischen Thürme, welche das erzbischöfliche Schloß flankirten, sind erhalten und dienen nun zum Eingang in das Gefängniß. Eine reich verzierte gothische Galerie ist gleichfalls erhalten, so wie die schöne Terrasse, von der man eine herrliche Aussicht in die Ebene von Gaillon und auf die beiden Andelys hat.

Wir kommen nun an das Dorf Tosny oder Thony, das durch den Aufenthalt der Bertrade von Montfort, einer der vier Weiber des mächtigen aber wenig liebenswürdigen Grafen Foulques, der wegen seiner Häßlichkeit den Beinamen le Rechigné (der Sauertöpfische) führte, berühmt ist. Bertrade beging die Schwachheit, den König Philipp I von Frankreich liebenswürdiger als ihren Herrn und Gemahl zu finden, und ließ sich von diesem Monarchen, der sie trotz der Donnerkeile und Bannflüche Urbans II heurathete, entführen. Das Schloß von Tosny gehört jetzt dem Herrn von Courteuil. — Abermals an einigen wenig bedeutenden Dörfern vorüberfahrend, kommen wir nun zu den beiden Andelys, zwei Städte, Klein- und Groß-Andely, die nur ein eine kleine Viertelstunde langer Weg trennt. — Groß-Andely liegt in einem Thal am Bach Gambon, und Klein-Andely hart am linken Seine-Ufer. — Ersteres bezeichnen die alten Autoren

Digitized by Google

mit den verschiedenen Namen Andilegum, Andelia, rupes Andeli, und einige führen diesen Ursprung bis auf die Gallier zurück. Der anonyme Verfasser des Lebens der heiligen Clothilde, Chlodwigs Gattin, schreibt dieser Königin die Gründung eines Nonnenklosters zu Andeleins fur Seine zu. Die Fürstin soll daselbst mehrere Wunder verrichtet und unter andern das Wasser der an dem Bau des Klosters arbeitenden Maurer in Wein verwandelt haben. Bald umgaben daselbe mehrere Häuser und Hütten, und so entstand nach und nach die Stadt.

Andely wurde 1160 den Engländern überlassen, als aber sieben Jahre darauf der Krieg mit erneuerter Wuth wieder ausbrach, und von beiden Seiten nach Herzenslust gemordet, gebrannt, gesengt, geraubt und zerstört ward, verbrannten die Franzosen Andely, mußten sich jedoch zurückziehen, und wurden durch Hunger, Durst, Hitze und Ermüdung decimirt. Auch das Kloster und die Abtei waren zerstört worden, und auf ihren Ruinen wurde ein weltliches Collegium erbaut, das aber schon im 13ten Jahrhundert reformirt werden mußte. Unter der Regierung Philipp Augusts war die Herrschaft Andely, die dem Erzbischof von Rouen angehörte, ein Gegenstand fortwährenden Haders zwischen den Königen von Frankreich und England und dem Erzbischof Gauthier von Rouen. Der letztere übergab endlich dem König von Frankreich die Veste Andely, aber Richard Löwenherz bemächtigte sich der Insel welche dem Ort gegenüber liegt, und nachdem er eine Festung auf derselben angelegt hatte, umgab er die Stadt mit steinernen und hölzernen Thürmen, und erbaute auf dem Gipfel der Hügel am Ufer des Flusses eine Citadelle, die mit hohen Mauern und tiefen, in Felsen eingehauenen Gräben umgeben war. Diese Gräben waren wieder durch hohe Thürme geschützt, und abermalige Mauern bildeten eine dritte Vertheidigungslinie. Die ganze Festung nannte er das Schloß Gaillard, dessen große Ruinen man noch jetzt aus weiter Ferne erblickt, und das in den Jahrbüchern der Geschichte der Normandie, so wie durch die scheußlichen Verbrechen, die in seinen finstern Kerkern begangen wurden, eine große und traurige Rolle spielt. Dieses Schloß gab neuerdings Veranlassung zu Zwistigkeiten zwischen den beiden Monarchen, endlich schert ein Vertrag zwischen dem König Philipp August und Johann ohne Land dem letztern dessen Besitz; aber angeklagt seinen Neffen Arthur getödtet zu haben, den er in dem Thurm von Rouen hatte meuchlings ermorden lassen, wird er als Vasall des Königs von Frankreich von diesem vorgeladen sich zu rechtfertigen. Da er nicht erscheint, wird sein Herzogthum confiscirt, die Normandie mit Truppen überzogen und Philipp August belagert fünf Monate lang Andely und sein Schloß, dessen er sich endlich durch den Hunger bemächtigt und das Land wird mit Frankreich vereinigt. Während der Belagerung hatte man mehr als 400 Einwohner von Andely, meistens Weiber und Kinder, als unnütze Brodfresser aus der Festung geschafft, und sie erduldeten nun zwischen den Belagerten und den Belagerern eingeschlossen, alle Gräuel der Hungersnoth. Eine Frau, die im Wochenbett gekommen war, mußte zusehen, wie die Menschen die sie umgaben, ihr neugebornes Kind verzehrten! Die Königin Margaretha von Burgund, Gemahlin Ludwigs le Hutin, wurde auf Befehl ihres Gatten 1315 in diesem Schloß eingesperrt und mit ihren eignen Haaren erdrosselt. Dieses Weib hatte eine der Hauptrollen bei den schauderhaft blutigen Ausschweifungen ihrer Schwägerinnen Blanche und Johanna in dem geheimnißvollen Thurm von Nesle gespielt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Riesenden Douville.

Unsere Leser werden sich kaum des Mannes erinnern, der im J. 1832 die Schilderung einer Reise herausgab, die er von Angola nach Mozambique quer durch Afrika gemacht haben wollte; er erhielt von der französischen geographischen Gesellschaft die große Medaille, aber der Engländer Barrow wies nach, daß der größte Theil seiner afrikanischen Reise nicht gemacht worden sey. G. Gardner berichtet in seinen „Travels in the Interior of Brazil" dessen Tod auf folgende Weise: „im Jahr 1836 besuchte er Formigas, das auf dem Wege von San Romao nach dem Diamantendistrikt liegt, hielt sich gewanne Zeit dort auf und gewann viel Geld durch Ausübung der Medicin; auch trieb er einen Pferdehandel, obwohl er vorgab, daß er von dem König von Frankreich zur Untersuchung der natürlichen Eigenquelle des Landes nach Brasilien geschickt worden sey. Er prahlte viel von seinen afrikanischen Reisen, und wies allenthalben die von der geographischen Gesellschaft in Paris erhaltene Medaille vor. Der Bigarie, bei welchem er wohnte, so wie andere einflußreiche Personen von Formigas, argwöhnten, er sey ein Betrüger, und vermutheten, er sey nicht der ächte Douville, sondern jemand anders und habe sich der Papiere desselben hinterlistig bemächtigt. Gewöhnlich verlangte er für seine ärztlichen Besuche unmäßige Summen, und einem Fall dieser Art dankte er den Tod. Einesmals wurde er in der Nähe des Rio de San Francisco zu einem kranken Fazendeiro gerufen, von dem er für seine ärztliche Behandlung 200 Milreis (etwa 280 fl.) verlangte; als der Patient hart, verlangte er das Geld dennoch, die Erben weigerten sich anfangs, willigten aber endlich auf sein ungestümes Andringen ein, und zahlten ihn aus. Als jedoch Douville sich eingeschifft hatte, um den Strom hinabzufahren, schickten sie ihm einen Mann nach, der ihn Nachts, während er in seinem Kahn schlief, tödtete, und ihm nicht nur die 200 Milreis, sondern auch alles was er sonst besaß, abnahm."

Aufenthalt in Guatemala.

2. Schilderung der zeitgenössischen Kämpfe ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die wenigen Soldaten, welchen es gelungen zu entrinnen, ließen Waffen und Gepäck im Stich. Noch einmal hatte Carrera das Glück dem Tode zu entgehen, indem er sich eilig aus seinem Lager rettete und eine seiner vielen Maitressen, eine schöne junge Frau, darin zurücklieg, welche den Siegern in die Hände fiel.

Einmal außer Gefahr, floh er auf nur ihm bekannten Fußpfaden und erreichte bald wieder dieselben Gebiege die er wenige Tage zuvor an der Spitze eines zahlreichen Heers verlassen hatte.

Hier, in einem nur ihm bekannten unzugreifbaren Schlupfwinkel, war er in Sicherheit; allein da es ihm unmöglich war neue Streitkräfte zu sammeln, so durchstreifte er in Gesellschaft einiger elenden Indianer das Land. Bald jedoch zwang sie die Furcht vor Entdeckung sich zu verbergen, und so fehlte es ihnen oft an Nahrung, weßhalb sie bald da bald dort gleich wilden deutschenden Thieren herumschweiften. Cacerera sah sich in die bitterste Noth versetzt und hatte sehr oft zur Stillung seines Hungers nur die Kräuter oder Wurzeln die es aus dem Boden herausreiß; dennoch ließ er den Muth nicht sinken, und seine Thätigkeit verließ ihn nicht.

Während so Carrera mit den grausamsten Leiden kämpfte, hielt der tapfere General Morazan, nachdem er den größten Theil des Carrerischen heeres niedergebauen, mit unermeßlicher Beute beladen seinen Einzug in Guatemala, wo alles zur Ordnung zurückkehrte und der Namen Carrera's in kurzem der Vergessenheit anheimgegeben schien; diese Umstände hielt Morazan daher für günstig, um nach San Salvador, wohin er gleich Anfangs den Regierungssitz verlegt hatte, zurückzukehren, glaubte aber vor seiner Abreise nach Guatemala vollständig entwaffnen zu müssen. Warum er dieß gethan, wird nie recht klar. So viel ist gewiß, daß von diesem Tag an General Morazan seine andere Macht mehr hatte als muthwoll dem harten Geschick entgegen zu gehen, das ihm eine nahe Zukunft in Aussicht stellte. Sein Betragen, dessen

Digitized by Google

Beweggründe sich keine Partei klar zu machen wußte, mußte die Reizbarkeit eines Volkes, das sich stets durch rieilen Sieg leiten ließ, selbst inmitten der schrecklichsten Phasen seiner politischen Geschichte tief verwundet. Auch hatte General Morazan kaum Zeit San Salvador wieder zu erreichen, als sich überall in Guatemala Parteien bildeten, und Carrera selbst, der nur auf eine günstige Gelegenheit harrte, war bald von einigen seine Einsamkeit theilenden Indianern über die sich vorbereitenden Ereignisse unterrichtet. Die Hoffnung auf Rache belebte ihn aufs neue, seine schwindenden Kräfte kehrten wieder, denn Elend und Krankheit hatten ihn tief herabgedrückt.

Seine letzten physischen und moralischen Kräfte aufbietend, schleppte er sich mühselig bis zum nächsten Dorfe, wo ihn die Bevölkerung mit großen Freudenbezeugungen aufnahm. Hier pflegte er einige Tage der Ruhe, die er benützte, um neue Verstärkungen an sich zu ziehen, was ihm über alle Erwartung gelang. Dann stellte er sich an die Spitze einer Horde Wilder, rückte rasch auf Guatemala los, schleppte alle Völkerschaften auf die er unterwegs traf, mit sich, und bemächtigte sich dieser Stadt, die seit der Abreise Morazans vertheidigungslos war.

Nie hatte ein gestiftet Volk in den Tagen der Trauer und Betrübniß ein so häßliches Schauspiel gesehen, als das welches sich jetzt dem Bewohnern Guatemala's darbot. Diese Masse Zügelloser füllte bald alle Straßen der Stadt, und die Luft erdröhnte von dem düstern Rufe: Es lebe die Religion! Tod den Fremden!

Auf die erste Kunde von der Ankunft dieser Horden Wilder flüchteten sich die Einwohner in ihre Häuser, welche meist eisenvergitterte Fenster und sehr feste, zum Widerstand gegen Eindringlinge geeignete Thorwege haben. Der würdige Führer dieser Banditen, der berufen war in den Geschicken Central-Amerika's eine so wichtige Rolle zu spielen, ritt ein ziemlich schönes Pferd, das durch die Zierlichkeit seiner Formen einem sonderbaren Gegensatz zum Reiter bildete. Er war mit einer runden Mütze bekleidet, welche bis auf die großblinnen, schmutzigen, abgenützten Hosen herabging; seinen Kopf deckte ein Panama-Strohhut, geziert mit Baumzweigen als Lorbeeren. Hätte man die düstern Rufe der Menge nicht gehört, man hätte glauben können Zuschauer irgend einer possenhaften Carnevalsscene zu seyn.

Nachdem Carrera einen Theil der Stadt durchzogen, kam er an die Cathedrale, deren Thore er sich öffnen ließ, und wo ein Lobgesang zu Ehren der heiligen Jungfrau angestimmt wurde. Während dieß in der Kirche vorging, begab sich einer der würdigen Helfershelfer Carrera's im Gefolge einiger Männer in das von der Familie des Generals Prem, der unter Morazan die Truppen befehligte, bewohnte Haus, beraubte die Gemächer all ihres Inhalts, schleppte unter anderen ein mit reichen Goldstickereien bedecktes Kleid mit fort, und zog es dem neuen Herrn an, der, da er seine erste Tracht saß ganz beibehielt, in dieser Vermummung eine der burlesksten Carricaturen darstellte, die man sich denken konnte.

Beim Heraustreten aus der Cathedrale wurde Carrera, der wegen Waffenfähigkeit des Volkes auf seinen Widerstand gestiegen war, als Oberbefehlshaber des Heers ausgerufen. Morazans Lager ward von Tag zu Tag kriegischer, und er sah ein, daß von nun an jeder Widerstand unnütz sey; daher bat er um gastliche Aufnahme bei den Einwohnern von Costa-Rica, einem der fünf Staaten, welche damals die Föderal-Republik Central-Amerika's bildeten.

Von dem Augenblick an, wo General Carrera mit der von seinem Ehrgeiz so lange angestrebten Gewalt bekleidet war, suchte er alle Mittel um sich gewaltsam auf dem erklommenen hohen Posten zu behaupten. Seine erste Sorge war dahier die Organisirung eines zahlreichen Heers. Obschon mit allen Anfängen der Ehre bekleidet, blieb der General doch immerhin was er gewesen — der simple Schweinshändler, welcher keine der Eigenschaften besaß, deren zu so hohen Verrichtungen berufene Männer nothwendig theilhaft seyn müssen. Durch Gewalt emporgekommen und emporgehalten, war er in seiner Hinsicht dem Posten gewachsen, auf welchen die Ereignisse ihn gestellt: sein ganzes Talent, sein ganzes Wissen lag in seinem Degen. Ein solches Oberhaupt paßte nicht für ein Land, das nach so vielen Leiden der Ruhe bedurfte und sich nach Frieden sehnte.

Während Carrera seinem persönlichen Interesse diejenigen opferte, welche ihn in Schatten stellen, dachte General Morazan, der, wie wir gesehen, nach Costa-Rica geflüchtet war, nur auf die Mittel zur Rückkehr in die Hauptstadt und zur Wiedergewinnung seiner verlorenen Rechte. Da er's sich zur Ehrensache machte, eine Freiheit wieder zu erobern, auf die er in offen Anfurruch machen konnte, und ihn unversöhnlicher Haß gegen seinen geschworenen Feind beseelte, so raffte er alles zusammen was er an Mannschaft auftreiben konnte, und rückte mit diesen theils freiwillig, theils gezwungen ihm folgenden Haufen bis unter die Thore Guatemala's vor, wo er die stets wachsenden Erfolge Carrera's erfuhr. Unter den Mauern dieser Stadt kam es denn am 19 März 1839 zwischen den beiden Gegnern zum Handgemenge. Nach einem zweitägigen erbitterten Kampfe, der über die Zukunft des einen der beiden Präsidenten entscheiden mußte, erklärte sich die Siegesgöttin zum zweitenmal für Carrera; die Truppen Morazans wurden niedergehauen, ein kleiner Theil nur suchte sein Heil in der Flucht. Morazan, von den Seinigen verlassen und nicht gewegt wieder nach Costa-Rica zurückzukehren, suchte einen Zufluchtsort in der Stadt San Salvador, welche ihm die Thore öffnete. Wenige Tage darauf ließ Carrera durch den Congreß die Auflösung der die Föderalrepublik von Central-Amerika bildenden fünf Staaten verkünden.

Als Morazan sah, daß er in San Salvador nichts erzielen könne und es ihm unmöglich sey, einen neuen Krieg gegen Carrera zu unternehmen, entschloß er sich nach Chili zu gehen, wo er einige Zeit blieb. Hier sammelte er jedoch neue Streitkräfte, als das Volk von San José ihn wieder nach Costa-Rica zurückrief. Dieses Volk, das gewissermaßen einen besondern Staat bildet, ist durchaus friedlich gesinnt, und hat nichts gemein mit den übrigen Provinzen, welche einander beinahe immer in den Haaren liegen. Aus Furcht General Morazan möchte mit beträchtlichen Streitkräften wieder erscheinen, die Keime eines unendbaren Bürgerkriegs von neuem ausstreuen, und so den Frieden stören, legte man ihm eine Falle, bemächtigte sich seiner, warf ihn nebst einem gewissen Vega Senor, der sein Mißgeschick eben so theilen wollte wie er sein früheres Glück getheilt, ins Gefängniß, und vermuthlich hätte bald darauf beide zum Tode durch Erschießen. Morazan empfing diese Botschaft mit jener Kaltblütigkeit, die er bei großen Gelegenheiten stets gezigt. vernahm den Tag der Volkstreckung mit vieler Ruhe und verbrte als Gunst nur, daß man ihm nicht, dem gewöhnlichen Gebrauch gemäß, die Augen verbinde und erlaube selbst Feuer zu befehlen, was ohne weiteres zugestanden ward.

Am angezeigten Tage öffneten sich die Thüren des Gefängnisses und Morazan trat heraus. Festen und sichern Schrittes ging er der Richtstätte zu; hier commandirte er mit lächelndem Munde und kräftiger Stimme, die nicht die geringste Gemüthsbewegung verrieth, seinen ausdrücklichen Wunsche gemäß Feuer! und in demselben Augenblick fiel er von mehrern Kugeln durchbohrt zu Boden. So starb im Jahr 1842 General Morazan, noch in der Blüthe seines Alters. Er hinterließ in der Stadt San Salvador eine Wittwe und mehrere Kinder. Sein tragischer frühzeitiger Tod beraubte Central-Amerika eines seiner größten Bürger, machte aber jenen blutigen Kämpfen ein Ende welche unter dem Namen „der Kriege Morazans und Carrera's“ das Land so lange Zeit verwüsteten.

(Schluß folgt.)

Asiatische Gesellschaft junger Syrer. Der amerikanische Missionär Thompson soll eine Anzahl eingeborner junger Leute zu Beyrut bewogen haben, eine asiatische Gesellschaft zu bilden, und sich mit der Geschichte und Literatur des Orients zu befassen. Sie sind eifrig bemüht eine Bibliothek aller bekannten Werke der arabischen Literatur zu sammeln. (Liter. Gaz. 20 März.)

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 85. 9. April 1847.

Ein Mammuthſkelett an der Moskwa.

Hr. Roulier, Profeſſor an der Moskauer Univerſität berichtet in dem Journal des öffentlichen Unterrichts (Jan. 1847) über ein in der Nähe von Troizk bei Swenigorodok aufgefundenes Mammuthſkelett. Der Fund fand ſtatt an einem Ort und in einem Boden, der ſchon vor einigen Jahren einen gewiſſen geologiſchen Ruf erlangt hatte; es iſt dieß eine Süßwaſſerſchichte, die größtentheils aus organiſchen Ueberreſten von Waſſerpflanzen und Waſſerthieren beſteht, und am rechten Ufer der Moskwa zwiſchen Tatarow und Troizk liegt. Es findet ſich hier eine Maſſe rothen oder eiſenſchüſſigen Sandſteins, in welchem ſchon vor etlichen Jahren das Daſeyn mikroſkopiſcher vorweltlicher Thiere nachgewieſen wurde. Unter dem rothen Sandſtein und über dem alten Diluvialſand findet ſich der oben erwähnte Süßwaſſerniederſchlag, der in dreierlei Schichten zerfällt, von denen die oberſte röthlich und ſtark von Eiſen durchdrungen, die zweite grünlich und die dritte dunkelgrün iſt. Die Gränzen dieſer beiden letztern, die von ziemlicher Tiefe ſind, laſſen ſich nicht leicht angeben. Alle drei ſchließen Ueberreſte von antediluvianiſchen Thieren ein, die ſich jedoch in der zweiten in beſonderer Menge finden; in dieſer letztern lag auch das Mammuthſkelett, und zwar in vertiealer Richtung, ſo daß die Knochen, obwohl durch das Vermodern der ſie verbindenden weichen Theile gelöſt, doch in gehöriger Ordnung ſich fanden, daß man ſchließen mußte, das Thier habe hier ſeinen Tod gefunden. Ein Theil des Kopfes und die daranſtoßenden Halswirbel lagen in der Richtung des Fluſſes abwärts, und die Rückenwirbel durchaus in derſelben Richtung. Im Anfang ſah man nur die Rückenſäule, und in dem Maße als man tiefer in den Boden grub, kamen die Rippen, die Schenkelknochen und endlich die untern Theile der Füße an den Tag. Es gelang faſt das ganze Gerippe zu erhalten; nur ſehr wenige Theile der Vorderknochen waren von den benachbarten Bauern weggenommen worden. Eben ſo fehlt ein Theil des Kopfes und der Stoßzähne, welche vielleicht am Ufer rand vorſtanden und vom Waſſer fortgeſpült wurden. Alle Knochen ſind grau von Farbe, nur ſpielen die Wirbelknochen, die in die obere Schichte eindrangen ins Röthliche, die untern Extremitäten ſind dunkler. Eben hier liegen auch Reſte einer dünnen Schichte blauen Pulvers, Vivianits, der ſich wahrſcheinlich unter dem Einfluß der Feuchtigkeit Theile des Mammuths gebildet hat. Die langen Knochen ſind namentlich an den Enden ſtark verdorben. Das Thier war, wie theils aus der geringern Stärke der Knochen in Vergleich mit andern ähnlichen Thieren, theils aus einigen andern Umſtänden zu entnehmen, noch nicht völlig ausgewachſen, als es hier ſeinen Tod fand.

Der Fund gibt zu mehrern intereſſanten Bemerkungen Anlaß. Das Mammuth lebte zu gleicher Zeit mit andern vorweltlichen Thieren, mit den Fiſchen und Pflanzen, deren Ueberreſte ſich in dem erwähnten Süßwaſſerniederſchlag finden, d. h. am Ende der tertiären Epoche. Die Süßwaſſerniederſchläge wurden nicht erſt nach ſeinem Tod niedergeſchlagen, ſondern es verſank lebend darin nach dem Niederſchlag, ſonſt hätte das Gerippy ſich nicht in verticaler Lage befinden können. Auch in Nordamerika fand man ein Mammuthgerippy in verticaler Lage in Süßwaſſerniederſchlägen; das Thier liebte, wie alle Dickhäuter, ſumpfige Stellen, und wenn es in einer ſolchen ſeinen Tod fand, ſo iſt anzunehmen, daß es nicht durch das Waſſer dahin geſchwemmt ſondern eingeboren war, wie ſich auch aus dem Vorhandenſeyn von Vivianit ergibt. Dieſes Mammuth wurde alſo in ſeiner urſprünglichen Lage, ſo wie es ſtarb, gefunden, ein Fall, den man bis jetzt im europäiſchen Rußland noch nicht beobachtet; ſelbſt über das Gerippy, welches Adams an der Mündung der Lena fand, weiß man in dieſer Beziehung nichts gewiſſes. Das Bett des Moskwaſluſſes muß im allgemeinen ſchon gebildet geweſen ſeyn, und alle Thiere und Pflanzen, deren Reſte ſich im Boden finden, gedeihen noch jetzt in und an der Moskwa.

Aus den Beobachtungen Kochs und Lunds iſt es bekannt, daß das Mammuth und die ihm gleichzeitigen großen Thiere in Amerika zugleich mit dem Menſchen lebten, während der Menſch nach Europa wahrſcheinlich erſt nach Vernichtung der großen grasfreſſenden und vieler Raubthiere kam. Aus der Aehnlichkeit, ja man kann ſagen Identität der Pflanzen und Fiſche, die ſich in den beſagten Süßwaſſerniederſchlägen finden, mit denen die jetzt noch im Lande leben, kann man den Schluß ziehen, daß das Klima der Zeit, wo das Mammuth lebte, nicht ſehr verſchieden von dem jetzigen ſeyn kann, und dieſe wichtige Frage über die Klimatologie der alten Welt hängt nothwendig mit der zweiten über die geographiſche Verbreitung der alten foſſilen Thiere zuſammen. Bekanntlich finden ſich Mammuthknochen in ganz Europa, in ganz Aſien von Bengalen bis zu den Inſeln des Eismeeres, — ja ſogar hier in größerer Menge als irgendwo anders, — ferner in Nordamerika, ja ſogar vielleicht in Neuholland. Die jetzige Wiſſenſchaft kann es ſich nicht erklären, wie das Mammuth in Ländern leben konnte, die jetzt ſo ſehr ſich von einander unterſcheiden, und man muß nothwendig von drei Vermuthungen Eine gelten laſſen. Entweder hatten alle dieſe Länder zur Zeit, wo der Mammuth lebte, ein ziemlich

Digitized by Google

gleichförmiges Klima, was aber in vollkommenem Widerſpruch ſteht mit dem, was wir über das Ende der vorhiſtoriſchen Epoche wiſſen; oder das Mammuth wurde auf gewaltſame Weiſe aus einigen der oben erwähnten Länder in die anderen gebracht, was wir wiederum kaum annehmen können; oder endlich das in den verſchiedenen genannten Ländern lebende Mammuth gehörte verſchiedenen Arten an, die wir jetzt nach den bloßen Knochen nicht mehr unterſcheiden können, wie wir auch einige unzweifelhaft verſchiedene Arten jetziger Thiere nicht nach den Knochen unterſcheiden können. Die letztere Anſicht iſt die wahrſcheinlichſte. Am Rhein fand man Ueberreſte, die an das afrikaniſche Mammuth und den Elephanten erinnern, und in einer Menge dem gewöhnlichen Mammuth zugeſchriebenen Knochen wollen mehrere Gelehrte einen ziemlich bedeutenden Unterſchied finden.

Die Seinereiſe von Paris bis an das Meer.

4. La Roche-Guyon bis Rouen.

(Fortſetzung.)

Karl von Melun, in dem Schloß Gaillard verhaftet, wurde von dem ſchändlichen Cardinal von Balun hier auf das martervollſte hingerichtet; der Wüthrich hatte ihm nicht verzeihen können, daß der von ihm Ermordete ſein Beſchützer bei Ludwig XI geweſen war. Als der König von Schottland, David Bruce, nach Frankreich kam, um in dieſem Land eine Freiſtätte zu ſuchen, bewohnte er 1334 dieſes Schloß, und zwei Jahre ſpäter wurde Karl der Böſe, König von Navarra, auf Befehl des Königs Johann auf demſelben eingeſperrt.

Im Jahre 1418 wurde es wieder belagert; Rouen und alle Plätze der Umgegend waren bereits in die Hände der Engländer gefallen, aber das Schloß Gaillard hielt ſich noch ſechzehn Monate. Die Garniſon ergab ſich erſt, als ſie keine Stricke mehr hatte um Waſſer zu ſchöpfen. Schneller wurde die Veſte im J. 1429 durch Karl VII zur Uebergabe gezwungen; ein Jahr darauf abermals von den Engländern belagert, capitulirte ſie nach ſechsmonatlichem Widerſtand. Endlich, als 1449 die Engländer gezwungen waren Frankreich zu verlaſſen, belagerte der König das Schloß Gaillard in Perſon, das ſich ihm auch ohne Widerſtand ergab. Zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts begann die Veſte in Ruinen zu fallen, und Heinrich IV und Ludwig XIII erlaubten den Einwohnern von Andely, ſich Häuſer aus ihren Trümmern zu bauen; aber dennoch ſind die ſehr maleriſchen Ruinen anſehnlich, und noch viele unterirdiſche Gewölbe und Caſemattен vorhanden; einen Theil derſelben bewohnt eine alte, arme Polin, Wittwe eines napoleoniſchen Soldaten.

Ehemals hatte Groß-Andely mehrere Klöſter und eine bedeutende Priorei zum heiligen Johannes. Das Portal des hieſigen Collegiums verdient wohl genauer unterſucht zu werden, da ſeine reichen gothiſchen Verzierungen von bewundernswürdiger Arbeit ſind. Die in der Nähe dieſes Gebäudes ſich befindende Capelle der heiligen Clotilde gehört jetzt einem Privatmann, ihre kleine Kuppel mit der vergoldeten Bildſäule der Heiligen iſt gut erhalten; ein Brunnen, der ihren Namen trägt, gilt noch als eine der Merkwürdigkeiten der Stadt. Man behauptete, daß deſſen Waſſer ehemals die Eigenſchaft hatte, unheilbare Kranke zu curiren und unfruchtbare Weiber fruchtbar zu machen, und noch jetzt gibt es Perſonen im Lande, die ihm dieſe ſchätzbaren Tugenden zuſchreiben. Jedes Jahr bis zur Revolution begab ſich der Pfarrer der Collegialkirche den 2 Junius in feierlicher Proceſſion zu dieſem Brunnen, und goß, zum Andenken an das Wunder der Heiligen, Wein in denſelben; ſogleich ſtürzten ſich die von allen Seiten herbeigekommenen Pilgrime nackend in das eiskalte Waſſer deſſelben, die Männer auf der einen, die Weiber auf der andern Seite, welche eine Mauer des Baſſins ſchied, und alle rechneten nun feſt auf ihre baldige Heilung. Die Gebäulichkeiten des ehemaligen Urſulinerkloſters dienen jetzt zur Hälfte als Schauſpielhaus, während die andere Hälfte ein Gefängniß für Verbrecher iſt.

In Klein-Andely hat der wohlthätige Herzog von Penthievre das zerſtörte Gotteshaus, deſſen Dom die Form eines Eies hat, neu und nicht ohne Pracht wieder aufbauen laſſen. Mehr als 400,000 Livres koſtete ihn dieſer Bau, und außerdem dotirte er das Hoſpital reichlich. Der Glockenthurm der Kirche von Klein-Andely iſt ſehr kunſtreich verziert. Die beiden Andelys enthalten mehrere Tuch- und Caſimirfabriken, Gerbereien und Spinnereien, und der Handel mit Schlachtvieh, Getreide, Wolle und Tüchern iſt lebhaft. Der berühmte Maler Pouſſin, der Luftſchiffer Blanchard, der Ingenieur Brunel, der den Tunnel unter der Themſe erbaute, ſind Söhne der beiden Andelys. Am Fuß des Schloſſes Gaillard hat man jetzt eine 163 Meter lange Hängebrücke erbaut, um die Verbindung des Departements de l'Eure mit dem der Oiſe zu erleichtern.

In dem nächſten Ort, zu dem wir jetzt kommen, Le Thuit, auf dem rechten Seineufer gelegen, hatte der berühmte Kanzler Maupeou ein prächtiges Schloß, von dem noch ein kleiner, rother Pavillon auf einer Anhöhe übrig iſt. Der folgende Ort iſt La Roquette an demſelben Ufer. Von Groß-Andely bis hieher hat man vorwährend ſteile Felſenwände im Auge, die aber jetzt mit der äußerſt romantiſchen Gegend um das auf dem linken Ufer gelegene Dorf Bernieres wechſeln. Dieſe Gegend iſt ſo ſchön, daß man ſich in einen der herrlichſten engliſchen Parks verſetzt glaubt, es iſt eine der anmuthigſten Partieen auf der ganzen Reiſe. An einem halben Duzend ganz unbedeutender Dörfer und Weiler vorüberfahrend, unter denen Heroueville wegen des patriarchaliſchen Zuſammenlebens ſeiner 150 Bewohner bekannt iſt, gelangt man zu den anſehnlichen Ortſchaften Tournedos und Poſes, die an 2000 Einwohner zählen und eine lange Straße längs dem Ufer der Seine bilden, in der faſt lauter Schiffer wohnen, welche die Schiffe auf der hier ſehr gefährlichen Fahrt eine große Strecke längs einem Leinpfad ziehen. Die großen, maſtloſen Schiffe, welche oft 400 Tonnen Waaren enthalten, werden hier nicht ſelten durch 15 bis 20 Pferde gezogen, die oben drein noch von Strecke zu Strecke gewechſelt werden müſſen, wenn die Fahrt ſtromaufwärts geht. In der neueſten Zeit iſt dieſe gefährliche Paſſage ſehr verbeſſert worden.

Von Poſes aus befindet man ſich in wenig Minuten dem reizend gelegenen Dorf Amfreville am Berge, (sous les monts), gegenüber, unweit deſſelben fällt der Fluß Andelle in die Seine. An dem Zuſammenfluß der beiden Flüſſe liegt ein herrliches Thal mit Weilern, Dörfern und üppig angepflanzten Feldern; im Hintergrund deſſelben erheben ſich zwei Bergköhen, die zwei ſich ganz ähnliche Zwillinge ſcheinen und von denen man eine der ſchönſten Ausſichten der ganzen Normandie hat; man nennt ſie die Hügel der zwei Liebenden. Ein Dichter des 13ten Jahrhunderts, Maria de France, hat die romantiſche und rührende Begebenheit erzählt, welche dieſen Hügeln den Namen verliehen hat. Auf der Seite der Anhöhe, wo ſich jetzt die hübſchen Bauernhäuſer von Amfreville erheben, ſtanden vor Zeiten die

Digitized by Google

hohen Mauern einer mächtigen Burg, deren Ruinen schon längst verschwunden sind. Hier hauste ein Tyrann, dessen Tochter, eine außerordentliche Schönheit, einem Ritter in der Nachbarschaft, den auch sie liebte, eine heftige Leidenschaft einflößte. Der Vater des Fräuleins, der diese Liebe mit ungünstigen Augen sah, knüpfte eine Bedingung an die Verbindung der beiden Liebenden, deren brutale Thorheit sich kaum durch die Rohheit des wilden Burgherrn erklären läßt. Der Ritter sollte erst dann der Gatte seiner Geliebten werden, wenn er dieselbe, ohne auszuruhen oder stille zu stehen, von dem Fuß bis zum Gipfel des Berges auf den himmelstellen Fußweg der dahin führt, auf seinen Schultern getragen haben würde. Nichts vermochte seinen Muth abzuschrecken, nichts seinen gefaßten Entschluß wankend zu machen. Mit der theuern Last beladen, klimmt er kühn den steilen Berg empor .... schon ist er der Platte nahe, auf welcher ihn die Richter erwarten, um seinen Muth zu krönen. Aber ach, jetzt wankt er, sinkt nieder, und als ihm das erschrockene Fräulein helfen und ihn aufheben will, da ist er nur noch eine Leiche, die sie fest in ihre Arme schließt und sich sodann mit derselben den Felsen hinab in den Abgrund stürzt. Der alte Burgherr, von Reue und Schmerz zerknirscht, läßt eine Todtencapelle an dieser Stelle erbauen, aus der ein großes Kloster wurde, das man die Probstei der zwei Liebenden nannte. Das Gebäude, das jetzt noch auf dem Gipfel des Berges steht, und diesen Namen führt, stammt wahrscheinlich aus dem 15ten Jahrhundert, obgleich ein Stein die Inschrift 1685 trägt. Vor längerer Zeit war hier eine Erziehungsanstalt. Am Einfluß der Andelle in die Seine liegt auf dem rechten Ufer der beiden Flüsse auch noch der Flecken Pitres, gerade im Angesicht der Gipfel der beiden Liebenden; der Ort ist ziemlich groß, hat an 1200 Einwohner, und Karl der Kahle hielt im J. 862 hier ein Concilium, welchem die Großen seines Reichs, die Bischöfe und Vasallen beiwohnten. Der berühmte Erigena, bekannter unter dem Namen Johann Scott, spielte eine Rolle dabei. Karl ließ hier ein königliches Schloß aufführen und eine Veste erbauen, um das weitere Vordringen der wilden Normänner zu verhindern. Unfern dem Einfluß der Andelle ergießt sich in der Nähe des Dorfes Damy die Eure auf der linken Seite in die Seine, und führt viel nach Rouen bestimmtes Bau- und Brennholz dem Strom der sie aufnimmt, zu. In wenig Minuten gelangt man von Damy nach Pont de l'Arche, einem uralten Städtchen, das ungefähr 2000 Seelen zählt und an dem Abhang eines ziemlich steilen Hügels recht malerisch an dem Ufer des Stroms liegt. der hier eine große Zahl Inseln bildet, und über dessen drei Arme eine alte, lange, sehr schmale Brücke führt, die 24 Bogen zählt. Hier spürt man schon die Ebbe und Fluth des Meeres im Strom.

Diese Stadt hat Karl der Kahle im Jahre 854 zu erbauen angefangen, sie wurde bald eine wichtige Festung mit starken Mauern, dicken Thürmen und tiefen Gräben, und erhielt ein festes Schloß, das auf einer kleinen Insel am rechten Seineufer lag. Der König ließ auch einen Palast hier erbauen, in dem er zwei Concilien, 862 und 869, so wie zwei Reichsversammlungen 862 und 864, hielt. Das alte, jetzt ganz in Ruinen liegende Schloß nimmt noch einen großen Raum an dem Ufer ein. Pont de l'Arche war die erste Stadt in Frankreich, die sich Heinrich IV unterwarf, und zwar nicht erst nachdem er gesiegt hatte, sondern gleich nach dem Tod Heinrichs III. Die Stadt hat sehr angenehme, auf den ehemaligen Wällen angelegte Spaziergänge; ihre Kirche, die aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt, hat merkwürdige gemalte Fenster, welche das Volk der Stadt in den unter Karl IX und Heinrich III üblichen Trachten darstellen, wie es im Begriff ist, ein großes Schiff, die Maitresse-Arche genannt, den Strom hinaufzuziehen. Pont de l'Arche, das im Ganzen einen traurigen Anblick gewährt, hat mehrere Tuchfabriken, Webereien, und treibt mit Obstbäumen, Pferden und Schlachtvieh Handel nach Rouen und Paris. Die Stadt hat vier sehr besuchte Jahrmärkte; ihr gegenüber liegt das Dorf Alize, das durch die Wundereuren seines Pfarrers Leblond so berühmt wurde, daß viele Kranke von Rouen, Havre und sogar aus Paris demselben zuströmten, von denen jedoch wenige oder keine geheilt heimkehrten. Befriedigter mit dem Zweck ihrer Hieherkommens finden sich diejenigen, welche durch köstliche frische Forellen, Hechte und Aalen ihren Gaumen kitzeln wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Aufenthalt in Guatemala.

(Schluß.)

3. Präsidentschaft Carrera's. — Interessen, welche er unter den mittelamerikanischen Völkern vertritt. — Seine Verwaltung. — Seine Sitten. — Unterredung mit dem General.

Der Fall Morazans war das Zeichen zu einer Umwälzung in Central-America. Die Föderativverfassung war aufgelöst, und Guatemala hatte eine von seinen Nachbarstaaten unabhängige Existenz. Seine Regierung war minder verwickelt, allein sie erhielt sich in ihrer republikanischen Form, und Carrera, anfangs Heerführer, ward bald zur Präsidentschaft erhoben. Zum ersternmal hatte ein Mann seiner Abstammung diese hohe Stellung inne, und diese Besonderheit gab seinem Amtsantritt eine größere Bedeutung. Der Staat Guatemala besteht aus Indianern, Ladines oder Mischlingen, und Weißen von spanischem Ursprung. Die weiße Race hatte sich seit den Zeiten der ersten Gründer der amerikanischen Pflanzstaaten unvermischt erhalten. Sie bildet eine bevorrechtete Kaste, indem sie sich in seiner Weise mit den Farbigen mischt. Die Ladines sind zahlreicher als die eigentlich sogenannten Weißen; sie besitzen Güter, Kaufmannshäuden, sind mächtig, selbst in Guatemala, allein sie kommen den Abstand, der sie von den Hidalgos trennt — den bestandigen Gegenstand ihrer Eifersucht — nicht überschreiten. Die Indianer bilden den größern Theil der Guatemalianischen Bevölkerung; ihre Haut ist kupferfarben; sie haben wenig Bart, ihre Haare sind schwarz und anliegend, der Kopf länglich und die Lippen dick. Den allen Urstämmen, welche Guatemala vor Alvarado's Eroberung in Besitz hatten, war der indianische der zahlreichste; [1] er hatte eine regelmäßige, in einigen Beziehungen von dem allen merkwürdigen Reich unabhängige Regierung.

Diese Annäherung unter den nach Ursprung und Charakter verschiedenen Völkern mußte nothwendig Haß und Reibung erzeugen, und die Ausschweifungen der Fremdherrschaft begünstigten die Entwicklung dieser Keime der Zwietracht: daraus geht hervor, daß die drei Racen welche den Boden Guatemala's innehaben, einander feindlich gegenüberstehen. Der Indianer ist im allgemeinen voll Abneigung gegen den Weißen, ja selbst gegen den Ladine, der sich seinerseits vom Spanier und Indianer gleichfalls fern hält. Raphael Carrera ist gemischten Bluts; diese Abstammung, die ihn eben so mit dem Eingeborenen wie mit den Fremden verknüpft, machte ihm die Anziehung und Vereinigung dieser beiden Hälften eines und desselben Volkes leichter als jedem andern — eine Rolle, welche die Ereignisse ihm bestimmt zu haben schienen. Ging sie nicht über seine Kräfte?

[1] Dieß ist eine sehr unverhältnißliche Angabe, denn wir kennen vor der Eroberung des Landes durch die Spanier keine andern als indianische Stämme. Ueberhaupt ist in dieser ganzen Darstellung das Racenverhältniß nicht hinreichend berücksichtiget, und wir finden außer der Geschichtserzählung wenig Neues; doch ist auch diese Zusammenstellung kantonsreern, wo wenige Nachrichten fast gänzlich mangeln. A. d. R.

Digitized by Google

Carrera ist, wie sich nicht läugnen läßt, ein Mann der That. Sein erstes Auftreten unter General Morazan während des Unabhängigkeitskriegs bezeichnete ein wilder Muth und eine durch keinen Unfall zu erschütternde Ausdauer. Hatte General Morazan, der spanischen Blutes war, bei seinem jungen Kriegsgefährten wahrgenommen, daß dieser alles Fremde haßte? Man möchte es glauben. Immer mußte Carrera, ein Opfer der Rechtungen Morazans, eine Zufluchtsstätte in den Gebirgen suchen. Von spanischen Soldaten in seinem Asyl überfallen, sah er sich in seiner häuslichen Ehre beschimpft; zornentbrannt versammelte er eine Menge Unzufriedener um sich, Indianer wie Ladinos, und schwur Rache seinen Feinden, welche überhaupt die Unterdrücker seines Vaterlandes waren. Die Schilderhebung Carreras ward so im Grunde ein Nationalunternehmen. Ob er sich dessen bewußt gewesen oder nicht, daran liegt wenig und kommt hier nicht in Frage. Gewiß ist, daß bei ihm der Muth über materielle Hindernisse siegte, und daß, wie seine Macht mit jedem Tage sich vergrößerte, sein Ehrgeiz sich auf der Höhe seines Glücks zu erhalten wußte.

Die Diktatur, welche er jetzt ausübt, hat ihre Quelle augenscheinlich in patriotischer Gesinnung, und wenn der Gebrauch seiner Machtvollkommenheit noch viel zu wünschen übrig läßt, so sind daran theilweise die Elemente schuld, welche diese Macht bilden, und innerhalb deren sie sich entwickelt. Als Carrera, in Lumpen gekleidet und einen Strohhut auf dem Kopfe, triumphirend in Guatemala einzog, war Don Mariano Rivera Paz Präsident der Republik — ein durchaus schwacher, thörichten Neigungen hingegebener, regierungsunfähiger Mann. Die Unordnungen in den Geschäften und besonders den Finanzen ward bald so groß, daß neue Unruhen in Guatemala ausbrachen. General Carrera mußte sie stillen. Indessen hatte man die Wohnung des Präsidenten nicht geachtet, alles darin geplündert, zerbrochen, und er selbst sah sich gezwungen in eiliger Flucht über Mauern hinaus Schutz gegen die Volkswuth zu suchen. Man beschuldigte den jungen General, er sey dieser Meuterei nicht fremd gewesen. Ich habe diese meiner Meinung nach nicht unwahrscheinliche Thatsache hier nicht zu erörtern. Gewiß ist, daß in Folge der Bewegung, welche mit der Flucht Riveas Paz endigte, die constituirende Versammlung dem General Carrera die Präsidentschaft des Staates anbot und ihm zugleich den Oberbefehl über das Heer ließ. Vielleicht würde man in Europa eine unter solchen Aufspielen entstandene Macht nicht anerkennen, obschon die Geschichte Beispiele davon liefert. In Central-Amerika aber, wo fast kein anderes Recht besteht als die Gewalt, stößt man sich an solchen Vorgängen nicht, noch überraschen sie Jemanden. Das unnütz und grausam vergossene Blut, ja das Verbrechen selbst macht kaum einen Eindruck auf die Bewohner dieser Länder, in welchen die Gesittung mit saft wüstenwirblichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Von diesem Gesichtspunkt aus ist Carrera gewiß nicht verwerflich. Viele Opfer fielen unter seinem Schwerte; andrerseits aber erheischt die gemeinste Gerechtigkeit, anzuerkennen daß unter seinem Namen viele barbarische Handlungen begangen worden, von denen er keine Kenntniß gehabt. Wie dem sey, die Ungerechtigkeiten einer Gewalt treffen stets den obersten Inhaber derselben von dem alles ausgeht. Tadel oder Lob, alles fällt auf den Scepter, unter welchem Titel oder Namen man ihn trage.

Carrera wird daher stets für die unter seiner Regierung von General Paez begangenen Gräuel verantwortlich seyn. Er hätte nicht leicht einen barbarischeren und gefühlloseren Minister finden können. Paez's einzige Freude ist das Blut. Es gibt keinen Sultan, der launenhafter mit Menschenleben spielt. Wie man versichert, kennt Carrera sehr häufig die Verbrechen seines Agenten nicht, und darf oder will ihn nicht strafen. Hierin liegt das Unrecht des Präsidenten, dessen gute Absichten übrigens durch Anfeuerungen paralysirt werden, die zu dulden er für nothwendig hält, um seine persönliche Allmacht mehr zu befestigen. Vom europäischen Gesichtspunkt aus wäre Carrera ein Ungeheuer; allein inmitten der Ladinos und Indianer Guatemala's, inmitten selbst der Spanier, welche sich in Folge der Eroberung daselbst niederließen, sind die Anschauungen seiner Regierung fast ganz natürlich. Kaum würdigt man sie der Aufmerksamkeit. Flößen sie manchmal Unwillen ein, so ist dieses Gefühl von keiner langen Dauer: es verschwindet, ohne eine Spur zurückzulassen. Der europäische Spanier zittert wie beim Anblick vergossenen Bluts, was aber soll man von den spanischen Abkömmlingen der Pizzaro, der Vernichter der Incas und der Beherrscher Mexico's sagen? Der Indianer, von Natur scheu und grausam, behält, wenn man sich so ausdrücken darf, das kühne Blut des Spaniers nicht, und beklagt und rächt auch denjenigen nicht der fällt. Der von Beiden abstammende Ladino hat fein viel zärtlicheres Herz, und ehe diese angeborenen Gemüthseigenschaften sich umbilden und vermenschlichen, wird noch viel zu thun seyn. Eine wenn auch noch so rohe Erziehung hätte in Carrera den Ungestüm einer halbwilden Natur mäßigen können; allein er hat sie nicht genossen; er kann weder lesen noch schreiben, und erst seit er zur Macht gelangt, hat er die Rothwendigkeit gefühlt, wenigstens seinen Namen unterzeichnen zu lernen; und dieß thut er genau und rasch. Wie alle von Glück begünstigten Männer ist er eitel und keck; sein Verdienst macht ihn aufgeblasen und trunken; er gefällt sich in der Erzählung seiner Kriege und stellt sich unbedingt neben Napoleon. Das Haus, welches dieser fenderbare Nebenbuhler des Kaisers bewohnt, hat ein ärmliches Ansehen; es enthält ein mehr als bescheidenes Zimmer, dessen Ausstattung aus einem Bett, zwei Stühlen und einem eichenen Tische besteht; an der Mauer hängen schlechte Kupferdrucke mit Darstellungen der Schlachten des Kaiserreichs. Einen sonderbaren Gegensatz zu diesen rohen Möbeln aber bildet ein prächtiges mit Elfenbeine Lack überzogenes Pult, nebst den für einen Staatsmann erforderlichen Zubehörden. Ich kannte Guatemala nicht wohl verlassen ohne eine Zusammenkunft mit dem außerordentlichen Manne gehabt zu haben, der sich zu dessen Herrn gemacht. Ich bat ihn um eine Audienz, die mir gern bewilligt wurde. Ein ziemlich wohlwollend aussehender Ordonnanzoffizier führte mich bei ihm ein. Carrera saß vor seinem Tische, sein Putz war offen, und man sah dunt untereinander ausgelegte Briefe, Staatsschriften und verschiedene andere Papiere. Er hielt eine Feder in der Rechten, die Linke an die Stirne, anscheinend in tiefes Denken versunken über die Antworten, die er auf alle diese Urkunden geben sollte. Allein diese Spaltung war eine entlehnte. Der Präsident Guatemala's deutet an und besteht; er läßt sich Bericht erstatten über den Stand der Angelegenheiten und wohnt dem Ministerrathe bei, und hierin allein besteht seine Regierungsthätigkeit. Er hatte sich so sehr beeilt die angezeigte Haltung anzunehmen, daß er vergessen die Feder einzutunken; als er aber seinen Irrthum gewahr wurde, lief er sie fallen, und entfernte sie dann aufs geschickteste mit dem Fuße. Dieser Umstand ist an sich geringfügig, könnte er aber nicht zur besseren Kenntzeichnung des Mannes dienen? Carrera würde sich für entehrt halten, wenn er, Angesichts eines Europäers, nicht mit allem umgehen gewesen, was einem unterrichteten Mann anbetreffe. Sollte dieß seine unserm auf seine geistige Ueberlegenheit mit Recht stolzen Europa dargebrachte mitleidvare Huldigung seyn? [1]

Rasche Segelfahrt. Am letzten Februar kam in Neuyork ein Schiff, der Regenbogen, aus Canton an, nachdem es von Neuyork nur neun Monate und eilf Tage abwesend gewesen war. Es hatte das Cap Horn umsegelt, zu Valparaiso und Coquimbo angelegt, war dann nach Canton gefahren, hatte dort seine Ladung abgesetzt und eine neue eingenommen. (Shipping Gazette. 26 Mrz.)

---

[1] Einige Angaben von Stephens und abgerissene spärere Nachrichten lassen über den Charakter von Carreras Herrschaft kaum einen Zweifel. Er ist das Haupt der Ladinos und der aus ihrem Schoßmmel aufgeworfenen Indianer somit der Feind der Weißen, von denen nur die Geistlichkeit auf ihn rete auf seine Untergebenen Einfluß ausübt. Darum sehen wir in Verbindungen mit Aufständen alle spanischen Abkömmlinge, z. B. Aschenen auftreten. Mit Morazan ist die liberale Erscheinungsart gefallen, die im entgegengesetzte Adels- und Mönchspartei hat sich erhalten, muß aber den Schutz der bewaffnete Indianer und Ladinos halben: diese Partei steht zu den Indianern zeigt ungefähr in demselben Verhältniß, wie im untergegangenen Römerreich der Geistlichkeit zu den eingedrungenen deutschen Völkern; ob sich für die Indianer aus diesen Verhältnissen eine neue Zeit des Glanzes entwickelt, kann nur die Zeit lehren. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 86. 10. April 1847.

Das Klima von Neu-Braunſchweig.

(Aus Geſſner's New-Brunswick.)

Eine der auffallendſten Eigenthümlichkeiten von Neu-Braunſchweig und überhaupt von ganz Nordamerika iſt die niedrige mittlere Temperatur und die außerordentliche Verſchiedenheit von Hitze und Kälte, verglichen mit Landſtrichen von entſprechender Breite in Europa. Die Temperaturwechſel ſind vielleicht nicht launenhafter als in England, aber ſie ſind ſtärker und üben auf die Pflanzenwelt einen Einfluß aus, den man in letzterem Lande kaum kennt. Edinburgh liegt neun Grade nördlicher als Quebec, dennoch iſt ſeine mittlere jährliche Wärme um ſechs Grade höher als am letztern Orte. Längs der ganzen Küſte des atlantiſchen Meeres und namentlich in Neuſchottland iſt ein Südwind ſtets warm. Die Wärme, welche der Atmoſphäre durch den Golfſtrom mitgetheilt wird, der an dem Südrand des Continents hinſtreift, erhöht die Temperatur der Küſte bedeutend. Ein Südweſtwind, der längs dem Lande des amerikaniſchen Continents hinſtreift, iſt warm und angenehm, außer an den Küſten der Fundy-Bay, wo ſeine Dünſte ſich in ſtarke Nebel verdichten, welche den Sommer über vorherrſchen. Dieſe Nebel liegen längs der Küſte und erſtrecken ſich nicht über 15 bis 20 (engl.) Meilen ins Innere hinein, wo ſie durch die größere Wärme der Luft ſchnell zerſtreut werden. Da Neu-Braunſchweig einen kalten Continent auf der einen Seite und ein warmes Meer auf der andern hat, ſo erzeugt ein Windumſprung eine ſtarke Temperaturveränderung, die oft in 24 Stunden 60° F. (26 — 27° R.) beträgt. Das Lichten der dicken Wälder mäßigt indeß die Strenge des Winters und die Hitze des Sommers, denn die ununterbrochene Waldwildniß verſpätet das Schmelzen des Schnees im Frühjahr, und in dem Maaße, als der Wald gelichtet wird, muß auch die der Vegetation günſtige Jahreszeit ſich verlängern.

Wegen der ſtrengen Kälte und weil der Saum der Fundy-Bay-Küſte im Anfang des Sommers mit Nebel bedeckt iſt, haben einige Schriftſteller und Geographen das Klima von Neubraunſchweig ſehr ſchlimm geſchildert, das ganze Land ſolle während des Sommers in Nebel gehüllt, und der übrige Theil des Jahres ungemein kalt ſeyn; auch hat man behauptet, das Klima ſey europäiſchen Conſtitutionen ungünſtig und dem Ackerbau unangemeſſen; ſolche Behauptungen zeugen aber von ſehr mangelhafter Kenntniß der Provinz und ihres Klima's. Man ſollte nach der obigen Schilderung glauben, die Zeit der Vegetation ſey zu kurz, um Korn, Gemüſe und Früchte zur Reife zu bringen, oder die Hitze des Sommers veranlaſſe eine dem Ackerbau gleichfalls nachtheilige Dürre. Aber die Kürze der günſtigen Jahreszeit iſt reichlich erſetzt durch die faſt wunderbare Schnelligkeit der Vegetation und die Kürze der zum Reifen nöthigen Zeit. Nur 90 Tage ſind erforderlich, um unter einer mittlern Temperatur von 52° F. (9° R.) Weizen, Roggen, Gerſte und Hafer zur Reife zu bringen; Gemüſe, Erbſen und eine Menge Gartenerzeugniſſe reifen noch viel ſchneller. Auch hat man behauptet, Neubraunſchweig habe nur zwei Jahreszeiten, die heiße und die kalte, und das Land habe weder Frühling noch Herbſt. Auch dieß iſt nicht wahr, denn ehe noch der Boden ganz von Schnee frei iſt, regt ſich ſchon längs der Wege und Hecken die Vegetation und die Bäume ſchlagen aus. Ehe der Junius herankommt, entfaltet die Natur ihre Schönheiten in tauſenderlei Formen: die ausgetretenen Ströme treten in ihr Sommerbett zurück und das ganze Land iſt belebt von den ſüßen Sängern des Waldes. Die Schönheit und Heiterkeit des Herbſtes in Nordamerika hat ſeinesgleichen nicht in der übrigen Welt. Nach einigen ſcharfen Nachtfröſten iſt das endloſe Grün des Waldes und des Buſchholzes an den Ufern der Bäche umgewandelt in alle möglichen Farben vom Scharlach bis zum fahlen Gelb. Ehe der Froſt im November ſtärker wird, tritt auch hier, wie im übrigen Nordamerika, eine köſtliche Zwiſchenzeit ein, der indianiſche Sommer. Das Wetter iſt ruhig, die Luft weich und warm, der Himmel rein und klar. Die Indianer, welche während des Sommers im Lande hin und her zogen, benützen dieſe Zeit, um ihre Winterquartiere aufzuſuchen. Um dieſe Zeit iſt die Morgenröthe ungemein glänzend, und Schnepfen, Waldhühner und andere Zugvögel ziehen nach Süden. Die Erſcheinungen dieſer eigenthümlichen Jahreszeit ſind noch nicht hinreichend aufgeklärt, wahrſcheinlich liegt aber die Haupturſache in dem raſchen Faulen der abgefallenen Blätter und andern Pflanzenſtoffe, das durch Nachtfröſte und die Sonnenhitze um Mittag beſchleunigt wird. Die große Menge Gaſe, die ſolchergeſtalt entwickelt werden, bewirken ohne Zweifel bedeutende Aenderungen in der Atmoſphäre und ihrer Temperatur; die ſtark vermehrte Elektricität der Erde mag gleichfalls zur Ausdehnung der Morgenröthe um dieſe Zeit beitragen.

Im allgemeinen genommen iſt das Klima von Neubraunſchweig geſund, und das Land hat keine ihm eigenthümliche Krankheiten, mit Ausnahme der Küſte von Fundy-Bay. Die Feuchtigkeit der Atmoſphäre und die Nebel dieſes Ufers erzeugen Huſten, Influenza, Rheumatismen und Lungenſchwindſucht, aber dieſe Krankheiten ſind hier nicht häufiger als in Newyork, wo ein Siebentel aller Todesfälle von Lungenkrankheiten herrührt. Das Wechſelfieber, ein bekannter Nachtheil der Anſied-

Digitized by Google

lungen in Obercanada und der Schrecken der Bewohner der südlichern Breiten, ist unbekannt in der Provinz, ja es kann hier gar nicht vorkommen, und Leute, die daran leiden, werden bald wieder hergestellt, wenn sie an diesem Ufer landen.

Die Seinereise von Paris bis an das Meer.

4. La Roche-Guyon bis Rouen.

(Fortsetzung.)

Von Pont de l'Arche bis zu dem bedeutenden Flecken Criquebeuf fährt man in einer halben Stunde. Vor diesem Ort, der nahe an 1400 Einwohner zählt, liegt ein kleiner Archipel grüner Inseln, die eine Art Park bilden, in dem sich die alte Abtei Bon Port romantisch erhebt. Sie gehörte den Benedictinern und wurde im J. 1190 von Richard Löwenherz gestiftet, der an diesem Ort beinahe in der Seine umgekommen wäre, und wegen seiner Rettung das Gelübde, eine Abtei zu bauen, gethan hatte. Unter Karl VII wurden hier wichtige Unterhandlungen mit den englischen Agenten gepflogen, so wie später während der Religionskriege zwischen den Häuptern der beiden Parteien. Ertquebeuf gegenüber liegt das Dorf Frenouse-sous-le-Val in einer lachenden Gegend am Ufer der Seine. An vielen kleinen Inseln, aber keinen Ortschaften vorbei kommen wir nun zu der wegen ihrer trefflichen Tuchfabriken berühmten Stadt Elbeuf, die schon im Bezirk von Rouen liegt und 15,000 Einwohner zählt. Sie ist eine der wichtigsten Städte des Departements, Hauptstadt des Kantons, der ihren Namen führt, und liegt noch fünf Stunden von Rouen in einem sehr angenehmen Thal, am linken Ufer der Seine; ihre Entstehung ist nicht bekannt, man weiß nur, daß sie zu Anfang des zwölften Jahrhunderts zu der Herrschaft Harcourt gehörte, die 1581 zu Gunsten des Hauses Lothringen zu einem Herzogthum erhoben wurde. Der Fürst von Lambye hatte hier ein schönes Schloß, das in der Revolution zerstört und seitdem in große Werkstätten verwandelt wurde.

Die Elbeufer Tuchfabriken müssen zum Theil schon vor dem 16ten Jahrhundert existirt haben, indem man aus ältern Schriften sieht, daß es zu jener Zeit schon achtzig Tuchmacher hier gab, sowie mehrere Tapetenwirker. Aber erst seit Colberts Zeiten kamen seine Tuchfabriken so empor, bekamen jedoch durch den unsinnigen Widerruf des Edicts von Nantes bald einen harten Schlag, da hiedurch seine besten und fleißigsten Arbeiter und Fabricanten, welche der reformirten Religion angehörten, gezwungen waren auszuwandern, und ihre Industrie und was sie von ihrem Vermögen retten konnten, nach Holland und England, Leyden, London und Leicester trugen. Erst zu Anfang der Revolution von 1789 erhoben sich die hiesigen Tuchfabriken wieder, aber nur seit der Trennung Belgiens von Frankreich (1814) erhielten sie die ungeheure Ausdehnung, die sie jetzt haben, und produciren seitdem das Fünffache. Zwei Drittheile der Einwohner und mehr als 4000 Personen aus der Umgegend sind mit der Tuchfabrication beschäftigt, so wie mit den Wollwäschereien, Wollfärbereien, und was zur Bereitung der Tücher gehört, die wegen ihrer Güte und Feinheit in ganz Europa und Amerika gesucht sind. Ungeheure Magazine sind fortwährend mit spanischer, deutscher, englischer und italienischer Wolle angehäuft, so wie sich auch Niederlagen von Tüchern aus Dueler und Sedan hier befinden. Zwei nicht unbedeutende Messen werden jährlich hier gehalten, die eine um Ostern, die andere im September. — Die Stadt selbst ist schlecht gebaut, zwei Hauptstraßen durchschneiden sie in Kreuzesform, indessen hat sie einen schönen Platz, viele hübsche Häuser und zwei große Kirchen mit merkwürdigen Fenstermalereien. Die Kirche des heiligen Stephan ist aus dem 12ten Jahrhundert, die des heiligen Johannes stammt aus neuerer Zeit und ist die größte. Die Umgebungen von Elbeuf und namentlich der schöne Wald la Londe, und das niedliche Dorf Saint-Aubin, das auf der andern Seite des Flusses liegt, so wie die Zugänge des Gehölzes von Landry sind reizende Spaziergänge. — Caudebec-les-Elbeuf, das gewissermaßen nur eine Fortsetzung der Vorstadt Elbeufs ist, und an 6000 Einwohner zählt, hat gleichfalls große Tuchmanufacturen, Färbereien, Spinnereien und besonders viele Werkstätten zum Scheeren der Tücher und zur Bereitung der Wolle.

Kaum hat man Elbeuf im Rücken, so befindet man sich schon vor dem niedlichen Dörfchen Saint-Aubin, das man noch als eine Vorstadt der reichen Fabrikstadt ansehen kann. Hierauf kömmt man an das ansehnliche Dorf Orival, das auf dem linken Ufer der Seine liegt, und das mit den Weilern Roche-Foulon, Hautes und Basses-Roches und la Roquette zusammenhängt. Am Ende des kleinen Thals von Elbeuf, noch fünf Stunden von Rouen entfernt, befindet sich eine Reihe, meistens sehr steiler Felsen, in Zwischenräumen mit grünem Gebüsch und Bäumen bewachsen. Diese Felsenwand, die ein sehr malerisches Ansehen hat, erstreckt sich auf eine ziemliche Länge an dem Ufer des Flusses hin, und verbirgt die dahinter liegenden Waldungen von la Londe, Elbeuf und Rouvray. In diesen Felsen, welche mehrere Abstufungen haben, sind viele Familienwohnungen eingehauen, die sich oft in Felsenstücken befinden, welche man jeden Augenblick herabstürzen zu sehen fürchtet. Eben so sind große Keller und Gewölbe in dieselben eingegraben, die als Weinkeller und Branntwein-Magazine dienen. Auch eine kleine Capelle, die auf einer schmalen Platte liegt, ist zum Theil in einen solchen Felsen gehauen. Diese traurigen Wohnungen, die eine ganze Stunde Raum einnehmen, bilden größtentheils die eben genannten Ortschaften, die an 1600 Einwohner zählen. In der Gegend von Orival befinden sich Marmorbrüche die einen schwärzlichen, weißgesprengelten Marmor liefern. — Wenn man an dieser Felsenwand vorüber ist, erblickt man auf der rechten Seite das außerordentlich freundlich liegende Dörfchen Cleon, das bewohnten und bebauten Inseln gegenüber liegt, deren Hütten von wunderlicher Bauart und einer sonderbaren Farbe sind.

Wir kommen jetzt zu dem Städtchen Oissel, das ebenfalls auf dem rechten Ufer liegt, vierthalbtausend Einwohner zählt, und viele Fabriken hat, die seit einigen Jahren eine große Ausdehnung erhalten haben. Die Kirche dieses Orts hat einen äußerst zierlichen Glockenthurm, der sich schlank und durchbrochen zu den Wolken erhebt.

Von Oissel bis Rouen ist jetzt die Seine fortwährend mit kleinen Inseln besäet, welche den Reiz dieser Fahrt erhöhen. Man befindet sich fortwährend zwischen bezaubernden Ufern, hochwehenden Pappeln und Weidengebüsche. Eine dieser Inseln hatten die Normänner im 9ten Jahrhundert befestigt, aber welche es war, hat selbst die französische Akademie und ihre vierzig Unsterblichen nicht mit einiger Gewißheit erforschen können, da jede Spur dieser Befestigung verschwunden ist. Nur so viel weiß man, daß diese Insel im Jahr 888 eine Belagerung gegen die Franken bestand.

Unter den Orten, an denen wir jetzt noch bis Rouen vorüberkommen, verdienen das große Dorf Belbeuf, Saint-Etienne du Rouvray, und der Flecken Sotteville-les-Rouen noch erwähnt

Digitized by Google

zu werden. — Belbeuf, das an 1000 Einwohner zählt, liegt in einer sehr angenehmen Gegend noch zwei Stunden von Rouen entfernt, und von mehreren Weilern umgeben. Hinter diesen liegen jene pittoreske Felsen, auf welchen die unglückliche Rima, deren Begebenheiten auf der Bühne dargestellt so viel Theilnahme erweckten, vierzig Jahre lang, zu jeder Jahreszeit und bei allem Wetter, in ihrer Narrheit, von Elend und Hunger heimgesucht, durch Eis und Schnee, in Regen und Ungewitter auf den schmalen Fußwegen barfuß einherirrte, um den Geliebten zu erwarten, den ihr der Tod in fernen Landen geraubt hatte. Auf diesen Höhen befindet sich das Schloß von Belbeuf, und dessen großer schöner Park mit einem Labyrinth, aus dessen Irrgängen sich ohne Faden oder Führer allerdings schwer herauszufinden seyn mag. Von den Terrassen dieser Gärten, die wie das Schloß dem Marquis von Belbeuf gehören, hat man eine herrliche Aussicht, von hier aus erblickt man, von Paris kommend, zum erstenmal Rouen mit seinem reizenden Panorama. Belbeuf wurde erst im Jahr 1719 zum Marquisat erhoben. In der schönen Jahreszeit wird der Ort von den Einwohnern von Rouen häufig besucht. Der Flecken Saint-Etienne du Rouvray, der 1800 Einwohner zählt, hat seinen Namen von dem Wald Rouvray, in welchem Wilhelm der Eroberer jagte, als ihm der Tod Eduards und die Thronbesteigung Haralds auf den Thron von England gemeldet wurde. Dieser Wald hängt mit dem von Elbeuf und la Londe zusammen. — Sotteville-les-Rouen ist ein großer, nur noch eine Stunde von Rouen entfernter Flecken, der über 4000 Einwohner zählt. Von weiter Ferne sieht man dessen sonderbaren Glockenthurm. Der Ort, der sich längs der Hügel vor dem Wald von Rouvray hinzieht, dehnt sich fast bis an die Vorstadt Saint-Sever von Rouen aus, und hat große Tuchmanufacturen und Wollspinnereien.

Jetzt befinden wir uns schon ganz in der Nähe des uralten Sitzes der Druiden, der spätern Hauptstadt der Normandie, und der jetzigen des Departements der Seine-Inferieure, Rouen. Der Ort war den Römern unter dem Namen Rothomagus bekannt, den er bis ins 10te Jahrhundert führte, und den die Normänner erst in den von Rouen umwandelten.

Keine andere Stadt Frankreichs, ja wohl Europa's bietet ein so mittelalterliches Ansehen dar, als das Innere von Rouen, das noch manches tausendjährige Gebäude und viele Wohnhäuser aus dem 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert aufzuweisen hat, und dessen enge, krumme und finstre Straßen, überhängende, oft halbverfallene und unbewohnte, schwarzgraue Häuser wohl ein vollkommenes architektonisches Bild aus jenen Zeiten bieten. Manche Straßen dieser großen Stadt sind wahrhaft schauerlich zu durchwandern, selbst in Paris in der Cité und dem Quartier des Tempels sind keine ähnlichen, die ein so unheimliches Gefühl hervorrufen, aufzufinden, und wenn das Judenquartier zu Frankfurt am Main, und seine schmutzigen Häuser Ekel erregen, so verursachen die düstern Quartiere Rouens, in denen man nicht selten lange Gassen antrifft, wo nicht drei Personen neben einander gehen können, und die Giebel und Dächer der Häuser jedes Eindringen eines Sonnenstrahles verhindern und ewige Dämmerung herrscht, eine peinliche Bangigkeit und Beklemmung.

Nur die Kais, der Stadttheil auf dem linken Seineufer, die neuen Quartiere und einige größere Plätze und Straßen machen eine Ausnahme; und doch bietet Rouen, das eine sehr schöne, bewundernswürdige Lage in einem von hohen, wohl angebauten Hügeln umgebenen prächtigen Thale hat, einen äußerst romantischen und pittoresken Anblick dar, man komme von Paris oder von Havre.

Die Seine ist längs den prächtigen Kais fortwährend mit Schiffen jeder Größe bedeckt, deren Mastenwald imponirt: da die Fluth des Meers hier schon sehr hoch anströmt, so fährt sie Schiffe bis zu 300 Tonnen Gehalt herbei. Die Hügel, welche den Stadttheil des rechten Seineufers, bei weitem der größte und älteste, umgeben, erheben sich amphitheatralisch im Halbkreis hinter demselben empor, und von ihren Höhen genießt man eine unbeschreiblich schöne Aussicht auf die zu ihren Füßen liegende Stadt, auf die mit grünen Inseln besäete Seine, auf der die Flaggen und Wimpeln aller Nationen wehen und die freundlichen Promenaden, Anlagen und Boulevards, welche an die Stelle der alten Stadtmauern, Wälle und Gräben getreten sind. Auf dem linken Ufer steht man die heitere Vorstadt Sain-Sever, die stark bevölkert ist, und sehr viel Fabrikgebäude enthält: Rouen zählt jetzt über 100,000 Einwohner. Diese Stadt war früher eine der furchtbarsten Festungen Frankreichs, von ungeheuer tiefen und breiten Gräben, dicken Mauern und hohen Thürmen umgeben, jedes ihrer Thore bildete eine starke Veste für sich, die Casematten waren ein tiefes und geräumiges Labyrinth, das viele tausend Krieger aufnehmen konnte, und außerdem waren noch mehrere feste Schlösser oder Burgen in der Stadt. Dieß alles ist seit der Revolution beinahe spurlos verschwunden, nur auf dem höchsten Gipfel der Stadt umgebenden Berge, dem von St. Katharina, steht man noch die Ruinen der Veste, von welcher Villars die Stürme des Königs von Navarra abschlug. Die Boulevards, welche schon 1770 und 1780 angelegt wurden, trennen die Stadt von den Vorstädten Martainville, Saint-Hilaire, Beauvoisine, Bouvreuil und Cauchoise. Zwei sehr schöne Brücken, die eine von Quadersteinen, die andere eine Hängebrücke von Eisendraht, verbinden die beiden Stadttheile und Ufer der hier schon sehr breiten Seine. Noch nicht vor gar langer Zeit mußte man sich mit einer Schiffbrücke behelfen, die mit der Ebbe und Fluth bald sehr hoch stand und wieder tief sank. Die steinerne Brücke wurde im Jahre 1810 durch ein kaiserlich napoleonisches Decret zu bauen verordnet, aber erst im J. 1829 fertig und der Passage übergeben. Seit 1834 ist sie mit der Bildsäule Corneille's geschmückt. Die Drahtbrücke, welche Säulen von Gußeisen hat, liegt der Vorstadt Saint-Sever gerade gegenüber, und ist äußerst zierlich und geschmackvoll. Man bezahlt einen Centime (weniger als einen Heller) Brückengeld à Person. In der Mitte derselben befindet sich eine Zugbrücke, die aufgezogen wird, um die Schiffe durchlassen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Entdeckung eines römischen Grabes von dem Cav. Campana.

(The Roman Advertiser. 6 März.)

Eine Entdeckung von großem Interesse für den Archäologen wurde kürzlich von dem thätigen, gelehrten Cav. Campana gemacht, einem Mann, dessen wissenschaftliche Verdienste man mit Dank erkennen muß. Sein berühmtes Museum ist hinreichend bekannt, so wie die Entdeckung der zwei Colombarien zwischen der Porta Latina und Porta San Sebastiano. Außerdem hat er einige der seltsamsten Alterthümer des etrusischen Gebiets ans Licht gebracht. Was aber ihm am meisten zur Ehre gereicht, ist der richtige Geschmack und der ächte antiquarische Sinn, der die classischen Stellen alter Denkmäler als heilig achtet; wo er mehr als bloß Bruchstücke entdeckte, wie bei den beiden Colombarien

Digitized by Google

und seiner letzten Erwerbung hat er den ganzen Schatz mit allen seinen Zugaben unberührt und unangetastet gelassen. Statt jeden Stein, jeden Sarkophag, jede Base in sein Museum zu schleppen hat er sich bemüht, die ursprüngliche Anordnung möglichst wieder herzustellen, indem er das, was durch Einsinken des Bodens oder sonstigen Verfall von der Stelle gerückt seyn mochte, an seinen Platz stellte. Am 4 Februar d. J. hatte er in der Versammlung der archäologischen Akademie Bericht ad von seiner neuerlichen Entdeckung. Er benachrichtigte die Akademie, daß er ein römisches Grab entdeckt habe, das die späteren Zeiten der Republik und die ersten Cäsaren umfasse, und das die archäologische Wißbegierde mit neuen und lehrreichen Lapidarschriften bereichere. Die Stelle dieses Grabes war in dem Districte Roms, welcher den jetzigen Stadtkreis zwischen der Porta Latina und Porta San Sebastiano umfaßt, aber von dem Kaiser Aurelian als nicht zur Stadt gehörig und außerhalb der Porta Capena gelegen, erklärt wurde, eine Gegend welche im vorigen Jahrhundert durch die Entdeckung des Hypogäums der Scipionen und in den letzten Jahren durch die der sogenannten Colombarien, zweier Grabdenkmale aus der Epoche des Kaisers Augustus, berühmt wurde; letztere wurden gleichfalls von Cav. Campana entdeckt. Dieser beschrieb nun die Art und die erstaunliche Erhaltung der innern Theile des neuentdeckten Monumentes, in welchem sich nicht weniger als 400 Inschriften auf Marmor, zum Theil noch an ihrer Stelle, zum Theil unter den Ruinen, womit der Boden bedeckt war, zerstreut vorfanden, so wie auch Gippen, Aschenkrüge von Marmor und Terracotta, Sarkophage, Büsten und andere Gegenstände der Bildhauerkunst. Er bemerkte, wie nützlich es für die klassische Kunst sey, solche Denkmäler in ihrer Localität vollständig zu erhalten, und wie sehr diese Art von Aufbewahrung der Zerstreuung alter Kunstgegenstände, so selbst der architektonischen Zierrathen und Inschriften, in Museen vorzuziehen sey, wo sie unter tausend verschiedenen Gegenständen zerstreut und unbeachtet liegen. Er hatte weder Mühe noch Kosten gespart, das neuentdeckte Grab zum Vortheil und zum Ruhm der ewigen Stadt unangetastet zu erhalten, und machte endlich auch aufmerksam auf die Wichtigkeit der Entdeckung hinsichtlich der Epigraphik, die so manches enthülle, was die Geschichte habe in Vergessenheit fallen lassen, oder was von dem Parteigeist oder der Unwissenheit späterer Schriftsteller verfälscht worden sey.

Aus der Untersuchung der Inschriften zog er vorerst den Schluß, daß das fragliche Grab weder das Eigenthum einer besondern Familie, noch ein gemeinsames gewesen sey, wo die verschiedenen Grabnischen oder Colombarien an jedem, der sich meldete, verkauft wurden; denn er hatte bemerkt, daß in den Inschriften manchmal Verordnungen des Senats, und noch häufiger der Curatoren erwähnt waren, aber nie der Preis des Grabes, wie es in so vielen andern Fällen vorkommt; daher glaubte er, das Grab sey auf öffentliche Kosten errichtet worden, und nur einige privilegirte Classen hätten ein Recht daran gehabt. Nach der Form der Schrift und deren Inhalt ist es kein Zweifel daß das Grab aus der letzten Zeit der Republik stammt, es sind Freigelassene von S. Paulus Aemilius, von Sextus Pompejus, Julius Cäsar und andern genannt, und aus einer großen Mosaikinschrift in der Mitte des Bodens geht hervor, daß das Grab auf besonderen Befehl der Decurionen auf Kosten zweier Freigelassenen, von denen einer dem berühmten Sohn Pompejus des Großen, der andere dem C. Memmius angehört hatte, wieder hergestellt wurde; andere Inschriften beweisen, daß das Grab unter den 12 ersten Cäsaren bis auf Domitian herab benützt wurde. Alle die verschiedenen Classen und die Verhältnisse der auf den Marmorplatten erwähnten Personen zu schildern würde ein Werk von mehreren Bänden erfordern. Campana zählte Ingenui oder von Geburt Freie auf, die zu vielen der bekanntesten Geschlechter Roms gehörten, und priesterliche Aemter bekleideten, ferner Curatoren, Decurionen und Sclaten, endlich öffentliche Diener, die Rufiani, Clodiani, Aemiliani, Caluzmiani u. s. w., erklärte ihre Stellung und ihr Verhältniß zu den berühmten Geschlechtern der Republik; dann viele kaiserliche Freigelassene und Diener, wob er Beispiele und Ursachen, weßhalb sie mit Personen von freiem Geschlecht unterschieden waren, angab. Auch fehlte es nicht an Bemerkungen über den unbegränzten Luxus der reichen Römer unter dem Kaiserthum, namentlich des kaiserlichen Hofs selbst, wovon der Beweis in der unglaublichen Zahl von Beamten desselben liegt, wie sie in den Grabtiteln sich finden. In solchen Angaben steht auch diese neue Entdeckung dem Grabmale der Freigelassenen der Livia, welches Gori entdeckte, nicht nach. Aus den Marmortafeln geht hervor, daß der größte Theil der Begräbnißstellen der Antonia Augusta, Messalina, Octavia und Marcella angehörte; es finden sich darunter eine Menge Dienerinnen, denen der Schmuck und Kibernen Geräthe anvertraut war, Kunkelsträumen u. s. w., auch fehlt es nicht an Ammen, Hebammen, Hofmeisterin, Kämmerern (cubicularii) Lehrern, Dolmetschern, Amanuensen und Bibliothekaren. Die Inschriften enthalten neue lateinische Formeln, zärtliche Benennungen und zierliche Ausdrücke, so daß man alle Ursache hat, in dieser Epigraphik den Reichthum und die Anmuth der Sprache zu bewundern. Diese Inschriften sollen herausgegeben werden und die Untersuchungen über die Sprache einer genauern Forschung vorbehalten bleiben. Inzwischen führte er nur einige Beispiele an, um die Wichtigkeit der Entdeckung zu zeigen. So sind z. B. auf einer Marmortafel die Namen der Consuln im J. Roms 762 (gegen Ende der Regierung Augusts) angegeben, nämlich Sergius Lentulus Maluginensis und Quintus Junius Blesus. Durch diese Inschrift werden die Fasti Capitolini ergänzt, wo der Name des zweiten dieser Consuln fehlt, will der Marmor zerbrochen ist. Dieß trifft vortrefflich zusammen mit den Conjecturen des gelehrten Cav. Borghesi, der den fehlenden Consulnamen mit Hülfe einer von ihm erklärten gladiatorischen Lesseru zu ersetzen suchte; die Entdeckung ist auch bestätigt durch die Fasti Anziani, die im vorigen Sommer in dem Hafen von Anzio ausgegraben wurden, und durch eine von Gruter mitgetheilte Inschrift, in welcher dieser Consulstatt gedacht wird.

Dann machte Campana auf die Namen von vier alten Aerzten aufmerksam, welche Pinbarus, Staccus, A. Valerius Pamphilus und Primus hießen; der erste war Arzt von Antonia Augusta, der zweite von Marcella, beide blühten also unter Augustus, und obwohl sie nicht den Ruf von Antonius Musa hatten, so müssen sie als Aerzte von so vornehmen Personen doch nicht zu den gewöhnlichen gehört haben. Eine andere Inschrift gibt Nachricht von dem Dasein eines Musikcollegiums, Collegium Symphoniacorum genannt, das unter August von dem Gesetze anerkannt war, und das namentlich bei religiösen Ceremonien mit Vocal- und Instrumentalmusik auftrat. In der Inschrift ist das Gesetz des Augustus erwähnt, die Rechte die das Collegium genoß, und die vom Senat erhaltenen Bewilligungen hier begraben zu werden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Unermeßliche Austerbank. Französische Blätter (Voleur, 25 März) melden nach dem Journal de Secamp, daß man kürzlich eine Austerbank entdeckt, welche sich von der Landzunge von Barfleur bis zum Cap la Hève in einer Länge von neun und einer Breite von zwei Lieues erstreckt. Man ist eifrig darüber aus, sie auszubeuten, und dadurch den andern Austerbänken Zeit zu lassen, sich wieder zu bevölkern.

*

Dampfschifffahrt den Tigris aufwärts. In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft am 8 März wurde das Journal einer Fahrt den Tigris hinauf im April 1846 vorgelesen. Der Commandant der Fahrt, welcher beweist, welchen Werth die Engländer auf den untern Theil des Euphratgebiets und ihre Festigung daselbst legen, war Lieut. J. T. Jones. Dir Dampfmaschinen scheinen etwas zu schwach gewesen zu seyn, und die Strömung des gerade durch die Frühjahrsschneeschmelze angeschwollenen Flusses war so stark, daß sie vom zweiten bis 13 April nur die etwa 35° N. B. vordrangen. Die ganze Rückfahrt von Bagdad bis dahin, wo die Strömung ihren heftigen Stillstand gebot, hatte 86½ Stunden Dampfschifffahrt gedauert, während die Hinabfahrt in 19 Stunden bewerkstelligt wurde. Die Mittheilung, welche antiquitätsweise in der Liter. Gaz. vom 27 März steht, deutet auf manche Alterthümer hin, so wie auf die Verhältnisse der dortigen großen Araberstämme, die sicherlich später in dem Journal of the geograph. Society umständlich erscheinen werden, weßhalb wir sie hier nicht mittheilen, da es nur in sehr unvollständiger Weise geschehen könnte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 87. 12. April 1847.

Die nächtlichen Schulen in Rom.

(Nach Graf Giulio Terzaglio. Rom. Avvert. N. 20. 6 März.)

Diese Schulen wurden in Rom im J. 1819 von einem gewissen Giacomo Casaglio begonnen, einem Holzschneider, der aus Liebe zu seinen Handwerksgenossen den Plan faßte, ihre Kinder am Abend in einem großen Zimmer in der Via Giulia zu versammeln, wo er sie außer dem Katechismus Lesen und etwas Schreiben lehrte, und seine Zöglinge durch Geschenke an sich zog. Dieß Werk der Liebe, so unvollkommen es noch in der Hand eines Handwerkers war, erhielt noch in demselben Jahr einen Beistand durch das nächtliche Oratorium, welches Cardinal Giannoli in der Nähe der Schule in der Kirche San Nicola degli Incoronati eröffnete. Das Oratorium unterstützte die Schule, so lange Casaglio lebte, und nach seinem Tode setzten die Priester das Werk des Handwerkers fort. Der Same trug bald größere Früchte, als der Advocat Gigli, voll Wohlwollen für das Volk, im J. 1830 auf eigene Kosten in S. Maria dei Marcheggiani eine Schule eröffnete, die, als das Local zu klein befunden ward, nach San Simone e Giuda verlegt wurde. Er gründete im J. 1835 eine zweite Schule, und da er die Vortheile derselben über die ganze Stadt zu verbreiten wünschte, verlegte er die von S. Simone e Giuda nach einem passendern Platz an der Maschera d'Oro, und richtete sie so ein, daß sie als Muster für die übrigen gelten konnte. Unglücklicher Weise raffte ihn aber im J. 1837 der Tod hin: er hatte zur Zeit der Cholera seine Schule in ein Hospital umgewandelt, und ging jeden Tag mit andern, die sich gleichfalls zum Krankendienste gemeldet hatten, in die Häuser der Choleraktanken, wurde selbst ergriffen und starb als ein Opfer seiner Menschenfreundlichkeit.

Indeß starb sein Werk nicht mit ihm, da seine beiden Schulen, wenn auch durch den Unfall unterbrochen und ihrer gewöhnlichen Einnahmen beraubt, in die Hände des Abbate Pallota, eines Musters von Menschenfreundlichkeit, übergingen, der sie nicht nur in ihren vorigen Zustand herstellte, sondern auch sich so sehr darum bemühte, daß die Beisteuern stiegen; er bewog seine reichern Pfarrkinder, da wo die Schulen bestanden, zwei Scudi monatlich beizusteuern. So vermehrte er das Einkommen auf 500 Scudi, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, in der Via dell' Arancio eine neue Schule zu eröffnen. Als er gesundheitshalber Rom verlassen mußte, nahm sich der Cardinal della Porta der Schulen an, und bewog viele Geld oder Arbeit für dieselben beizusteuern. Um die daraus fließenden Vortheile zu erhöhen, suchte er einen Mann, der sich freiwillig mit der Leitung und Förderung dieser Schulen befaßte, und fand ihn in dem Abb. Morichini, der schon auf Pallota's Bitte sich daran betheiligt hatte, und jetzt auf den Wunsch des Cardinals die Leitung fortführte. Die Wahl hätte auf keinen bessern fallen können: jetzt erhielten die Schulen eine bestimmte Ordnung, die Verwaltung ward auf einen festen Fuß gesetzt, und die Verordnungen darüber gesammelt. Von jetzt an (1839) nahmen sie mit jedem Jahre zu, und dehnten ihre segenreiche Wirkung allmählich über die wichtigsten Theile der Stadt aus. Die Gesellschaft, die theils durch Geld, theils durch thätige Mitwirkung die Sache leitet, tritt alle Jahre zusammen, um die Rechnungen zu ordnen und einen Rath zu wählen, der einen Präsidenten wählt und alle Monate zur Besorgung der laufenden Geschäfte sich versammelt. Die Abende der Vigilien und Festtage sind religiösen Uebungen gewidmet, die Schüler versammeln sich in ihren verschiedenen Oratorien, wo der Katechismus gelehrt und Gebete gesprochen werden; zwei Feste werden besonders gefeiert, das der schmerzenreichen Mutter und das des heil. Luigi Gonzaga. Am Nachmittag der Festtage werden die Zöglinge in Gärten geführt, wo sie die Zeit bis zum Abend mit Spielen zubringen. Die Schulen werden um 24 Uhr (6 Uhr Abends) eröffnet, der Unterricht beginnt eine halbe Stunde später und dauert etwa fünf Viertelstunden. Jede Schule ist in drei Classen getheilt, in denen nach einander Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird; der Katechismus nimmt die letzte Viertelstunde ein. In der dritten Classe wird das Linearzeichnen und Geometrie in Anwendung auf Gewerbe gelehrt. Auch in der Choralmusik wird Unterricht gegeben, wodurch die Kinder in den Stand gesetzt werden, bei ihren frommen Uebungen und bei der Rückkehr nach Hause zu singen. Es erweckt sicherlich eigene Empfindungen, wenn man gegen 2 Uhr Nachts (8 Uhr Abends) Schaaren von solchen Kindern begegnet oder sie unter seinen Fenstern vorüberziehen hört, indem sie das Lob der heil. Jungfrau singen. Im J. 1839 betrug das Einkommen dieser Schulen 549 Scudi, 50 Baj., und die Ausgaben 516 S. 14 B. Im J. 1844 war das Einkommen auf 1280, die Ausgaben auf 1289 Scudi gestiegen.

Die Seereise von Paris bis an das Meer.

4. La Roche-Guyon bis Rouen.

(Fortsetzung.)

Unter den öffentlichen Plätzen der Stadt ist, wenigstens in historischer Hinsicht, der Platz der Jungfrau (pucelle) der merkwürdigste, denn hier wurde Johanna d'Arc verbrannt. In der

Digitized by Google

Mitte deſſelben befindet ſich ein Brunnen mit Johanna's Bildſäule, die 1755 eine andere Bildſäule dieſes Wundermädchens, wie es zu den Füßen Karls VII liegt, und die von weit vorzüglicherer Arbeit war, erſetzte; noch früher ſtand nur ein einfaches Kreuz an dieſer Stelle, welches dieſer König ſeiner Retterin hatte ſetzen laſſen. Es war den 30 Mai 1431, als das Heldenmädchen auf dieſer Stelle verbrannt wurde. Die Engländer waren damals im Beſitz dieſer Stadt, und der Baſtard von Vendome, ein ominöſer Name, Lyonel war es, der Johanna für 10,000 Livres an ihre Feinde auslieferte; er hatte ſie zu Compiegne gefangen genommen. Ein Gericht von Pfaffen und Mönchen war es, welches ſie verurtheilte als Ketzerin und lebendig verbrannt zu werden. Den 21 Februar 1431 begann der Proceß, und ein gewiſſer Peter Cauchon, Biſchof von Beauvais, ein den Engländern verkaufter Prälat, verfolgte ihn mit der eingefleiſchteſten Teufelei. Prieſter, Caſuiſten und Mönche, die das Mädchen umgaben, hörten mehrere Wochen lang nicht auf, ſie mit den einfältigſten und lächerlichſten Fragen zu beſtürmen. Oft redeten ſie alle zumal, weßhalb ihnen Johanna eines Tages ſagte: „Liebe Brüder, ſprecht doch einer nach dem andern.“ Und wenn man nach langen Gerichtsſitzungen das arme Mädchen entſetzlich gequält hatte, ſo wiederholte ſie formwährend ihren Richtern: „Lieber will ich ſterben, als die Handlungen widerrufen, die ich auf den Befehl des allmächtigen Gottes für den König von Frankreich verrichtete,“ und dann ſetzte ſie noch mit feierlicher Stimme hinzu: „bald werden die Engländer, was ſie auch thun mögen, aus dem Königreich gejagt werden.“ Eine der Hauptbeſchuldigungen, die man ihr zur Laſt legte, war die, daß ſie während den Gefechten und beſonders auch noch im Gefängniß Mannskleider getragen hatte. Hierauf erwiederte ſie hinſichtlich des letztern Punkts, daß fünf Engländer, deren Bewachung man ſie übergeben habe, ihr hätten Gewalt anthun und ſie entehren wollen, und um dieſen viehiſchen Angriffen zu entgehen, habe ſie dieſe Tracht beibehalten; in der That ſchlief ſie auch immer ganz angekleidet in ihrem Kerker.

Der von den Engländern beſoldete Ankläger verlangte: „daß Johanna für eine Hexe, Wahrſagerin, falſche Prophetin, Teufelsbeſchwörerin, Irrgläubige, als der Zauberei ergeben, dem katholiſchen Glauben abtrünnig, gottesläſternd, Abgötterei treibend, den Namen Gottes und der Heiligen ſchändend, und als eine verführeriſche Friedensſtörerin, die nur Menſchenblut zu vergießen trachte, die aller weiblichen Scham und Ehrbarkeit entſagt habe, indem ſie die Kleidung bewaffneter Männer anlegte, als aller geiſtlichen Zucht vor Gott und Menſchen entblößt, Fürſten und Völker verführend erklärt werde, indem ſie eingewilligt habe, daß man ſie anbete, ihr, den Dienſt Gottes verachtend, Hände und Kleider küſſe.“ Er begehrte deßhalb: „daß ſie für eine Ketzerin, oder wenigſtens als der Ketzerei hochverdächtig erklärt, und dafür nach den göttlichen und kanoniſchen Rechten beſtraft werde.“

Dieß waren die Beſchlüſſe, die der Ankläger auf ungefähr ſiebenzig einfältige und unſinnige Anklagepunkte, die jeder auch nur ſcheinbaren Wahrſcheinlichkeit entbehrten, verlangte. Das erſte Urtheil erkannte Johanna nur lebenslängliche Gefängnißſtrafe zu, und nun legte das Mädchen wieder weibliche Kleider an. Mit Feſſeln an den Füßen ſandte man ſie in einen ſichern Kerker, und legte auch Männerkleider neben ſie, um zu ſehen, ob ſie Gebrauch davon machen würde. „Kaum war ſie wieder allein,“ berichtet Pasquier, „als ſie auch die verpönten Kleider wieder anlegte. Als man ſie den kommenden Morgen beſuchte und wieder in ihrer frühern Tracht fand, und ſie deßhalb verhörte, antwortete ſie: dieß habe ſie auf den ausdrücklichen Befehl der Heiligen gethan, und daß ſie lieber den Befehlen Gottes als den Menſchen gehorchen wolle. Nun wurde ſie für eine rückfällige Ketzerin erklärt und vor das weltliche Gericht geſtellt, von dem ſie verurtheilt wurde, lebendig verbrannt zu werden.“

Von dem undankbaren König Karl VII, für den ſie gekämpft, und den ſie wieder auf den Thron geſetzt hatte, verlaſſen, wurde ſie zum Scheiterhaufen geführt, den man auf dem alten Markt errichtet hatte. Auf der Ketzermütze, mit der man ſie bedeckt hatte, las man die Worte: „Rückfällige Ketzerin, abtrünnige Götzendienerin.“ Vor ihr her trug man ein Brett, auf dem die größten Schimpfworte gegen das unglückliche Schlachtopfer zu leſen waren, deſſen Tod nicht einmal ſeine niederträchtigen Feinde zu verſöhnen vermochte. Johanna's Standhaftigkeit verläugnete ſich auch keinen Augenblick; mitten unter den Flammen erhob ſie ihre Augen gen Himmel, und hörte nicht auf, den Beiſtand Jeſus Chriſtus anzurufen, bis ſie den letzten Athemzug gethan, „worüber,“ ſagt der Geſchichtſchreiber Dunglet, „ſich ſelbſt der Henker wunderte, dem es durchaus nicht gelingen wollte ihr Herz zu verbrennen, ſo ſehr er auch das Feuer ſchürte. Die Engländer ließen es ſammt der Aſche und den Knochen der Unglücklichen in die Seine werfen.“

Ungeachtet aller Documente und Berichte, und der höchſten Wahrſcheinlichkeit dieſes abſcheulichen Juſtizmordes haben ſich doch zu verſchiedenen Zeiten mehrmals Zweifel gegen denſelben erhoben. So befindet ſich unter andern in einer periodiſchen Schrift vom November 1683, der Merkur betitelt, ein an Hrn. von Grammont gerichtetes Schreiben, in welchem nicht nur behauptet wird, daß dieß Heldenmädchen gar nicht verbrannt worden ſey, ſondern daß ſie ſich nach ihrer Zurückkunft von dem Heer ſogar verheurathete, Kinder und Nachkommenſchaft bekam, welche ſich ihrer Abkunft würdig zeigten. In derſelben Zeitſchrift iſt der Auszug eines alten Manuſcripts abgedruckt, in welchem es heißt: „Im J. 1436, am Tag des zwanzigſten Mai kam Johanna die Kriegerin in die Gegend von Saint-Prive, wohin ſie geführt wurde, um mit einigen Herren aus Metz zu ſprechen, ſie ließ ſich Claude nennen, und denſelben Tag bekamen auch ihre beiden Brüder, von denen der eine, ein Ritter, ſich Meſſire Pierre nannte, und der andere, Jehan, Stallmeiſter war, und die geglaubt hatten, daß man die Schweſter verbrannt habe, aber ſobald ſie dieſelbe erblickten, erkannten ſie ſie, ſo wie auch Johanna ihre Brüder erkannte, und Montags den 21 deſſelben Monats nahmen ſie die Schweſter mit nach Boquelon, und der Herr Nicole, ein Ritter, ſchenkte ihr ein Streitroß, 30 Livres werth, nebſt einem Paar Schabracken, und der Herr Boulle eine Schreitkappe, und der Hr. von Grognet ein Schwert. Und beſagte Johanna lebtlieg fehr geſchickt das genannte Roß, und ſie ſprach zu dem Hrn. Nicole mehrere Dinge, an denen er erkannte, daß ſie es war, die in Frankreich geweſen, und es wurde erkannt, daß es dieſelbe Dirne, Johanna aus Frankreich geweſen, welche den König Karl zur Krönung nach Rheims geführt, und von der mehrere geſagt hatten, daß ſie in der Normandie verbrannt worden ſey.“ Man findet noch mehrere Thatſachen, welche dieſe ſeltſame Behauptung beſtätigen, in dem Werk: „Curiosités historiques ou Recueil de pièces inédites à l'histoire de France“ tome II, pag. 254. Auch befindet ſich ein altfranzöſiſches Manuſcript auf Pergament ge-

Digitized by Google

schrieben in den Händen eines Geistlichen zu Rouen, der bei der S. Ouenskirche angestellt ist, und das aus einer alten Klosterbibliothek stammt, in dem es unter anderem heißt: „Da die Ketzerin Johanna mit Hülfe des bösen Feindes aus ihrem Kerker entkommen war, so verbrannte man an ihrer Stelle eine mit ihren Kleidern angezogene Figur, aber dieselbe war so künstlich gemacht, daß das Volk die wirkliche Verbrecherin auf dem Scheiterhaufen glaubte brennen zu sehen." Auch der jetzige Erzbischof von Rouen, Hr. Blanquart, will die Gewißheit haben, daß Johanna d'Arc nicht verbrannt, sondern nach mehrjährigem Gefängniß freigegeben wurde. Trotz all diesem scheint die Sache sehr unwahrscheinlich, und es ist leicht möglich, daß jene Dirne, die sich zu Metz für das Mädchen von Orleans ausgab, nur eine schlaue Betrügerin war, der es die damaligen schwierigen Communicationsmittel leicht machten, Johanna's Rolle zu spielen. — Der Platz der Pucelle war bis in das fünfzehnte Jahrhundert mit dem alten Markt, von dem er einen Theil ausmachte, vereinigt.

Auf dem neuen Markte befand sich früher das geschlossene Judenquartier; hier ließ Ludwig XIII im Jahr 1439 den Justizpalast anlegen, und seit 1520 heißt ein Theil dieses Platzes, der Palastplatz. Unter den übrigen Plätzen ist der von St. Ouen wegen seiner Größe, und der Platz Rougemare durch das entsetzliche Blutvergießen, das während der Belagerung von 949 auf ihm statt fand, merkwürdig; jetzt ist es der Buttermarkt. Unter den Kirchen ist die von Notredame, die Kathedrale, unstreitig nebst der von St. Ouen die merkwürdigste. Sie steht auf der Stelle wo sich zuerst eine Capelle des heiligen Mellon befand. Dieser, durch viele Erzbischöfe von Rouen nach und nach sehr vergrößerte Tempel, brannte im Jahr 1200 ganz ab. Johann ohne Land verordnete seinen Wiederaufbau, zu dem er die nöthigen Gelder anwies. Mehrere Jahrhunderte, nämlich vom dreizehnten bis zum sechzehnten wurde an dieser Kirche gebaut, und erst im siebzehnten wurde sie ganz vollendet, doch scheint der Thurm, Saint-Romain genannt, noch aus weit ältern Zeiten zu stammen. Die Hauptfacade dieses merkwürdigen Gebäudes, obgleich aus verschiedenen Zeiten herrührend, bildet dennoch ein majestätisches Ganze, und hat einen großen Reichthum an überaus künstlichen Verzierungen: die Länge dieser Kirche vom großen Portal bis an das äußerste Ende der Capelle beträgt vierhundert und acht Fuß, ihre Breite 97 Fuß, die Höhe der Wölbung des Schiffes ist 84 Fuß, und die der Kuppel 160 Fuß. Ueber der Kuppel, welche vier kolossale Pfeiler tragen, erhob sich ein pyramidenartiger Glockenthurm von 390 Fuß Höhe, der mit Blei gedeckt war, dieser schöne Thurm wurde aber den 15 September 1822 durch den Blitz zerstört, ist jedoch jetzt in Gußeisen, und zwar 456 Fuß hoch in durchbrochener Arbeit, wieder hergestellt. Die eiserne Spitze dieses Thurms wiegt eine Million und zweiundsechzig Tausend Pfund. Der südliche Thurm, der eine sehr schöne Architektur hat, ist mit vielen Statuen verziert, unter denen Adam und Eva besonders hervorragen. Zwei Galerien umgürten ihn. Dieser Thurm wurde früher der Butterthurm genannt, weil er von dem Geld erbaut wurde, das die Geistlichkeit dem Volk für die Erlaubniß während der Fasten Butter essen zu dürfen abnahm, jetzt ist er George d'Amboise getauft. In demselben befand sich die berühmte Glocke, ebenfalls George Amboise genannt, die im Jahr 1793 eingeschmolzen und deren Erz in Kanonen verwandelt wurde. — Aus einigen Bruchstücken dieses Metalls schlug man jetzt sehr selten gewordene Medaillen, welche die Inschrift führen:

Monument de Vanité
Detruit pour l'Utilité
L'An deux de l'Egalité.

Das mit Sculpturen reich verzierte Portal dieser Kirche wurde zu Anfang des 16ten Jahrhunderts erbaut, und hat drei kolossale Kirchenthüren. — Das Innere dieser Kirche bietet einen imponirenden Anblick. Hundert und dreißig hochgewölbte Fenster, meistens mit gemalten Scheiben, zum Theil aus dem zwölften Jahrhundert, zum Theil aus der Zeit der Renaissance, erleuchten Schiff und Capellen. Die Capelle der Jungfrau hat ein herrliches Gemälde, die Verehrung der Hirten darstellend, und schließt die Gräber des Cardinal Amboise und Cambacérès ein.

Der erzbischöfliche Palast stößt an diese Kirche. Er wurde im Jahr 1461 von dem Cardinal von Estouteville zu bauen angefangen, und durch den Cardinal Amboise 1 vollendet. Er enthält die Bibliothek des Capitels, die Galerie der Stände und einige vorzügliche Gemälde. Seine Architektur ist nicht von besonderem Belang.

(Schluß folgt.)

Ein merkwürdiger Aufzug in London.

Die Gaffer von London hatten am 30 März ein außerordentliches und ganz unentgeltliches Schauspiel, indem eine Gruppe zwei- und vierspänniger Schaustellerwagen von dem Birminghamer Eisenbahnhof bis Farringdenstreet, wo die Vorstellungen stattfinden werden, die Straßen der Hauptstadt durchzog. Dieser völlig orientalische Zug geschah in folgender Ordnung: 1) der Anführer auf einem reichgeschirrten Pferde; 2) ein prächtiger orientalischer, 21 Fuß hoher Wagen von vier mit goldgestickten Teppichen bedeckten Kamelen gezogen; der Wagen enthielt ein Orchester von 22 Musikern, welche orientalische Melodien spielten; 3) zwei reiche Reisewagen, jeder von zwei Kamelen gezogen; 4) ein großer Packwagen; 5) der große birmanische Wagen von zwei orientalisch aufgeschirrten Elephanten gezogen; 6) der Privatwagen des Eigenthümers Hrn. Hughes, in welchem Mdme. Hughes und ihre Kinder fuhren; 7) acht Araberpferde zu Pferde; 8) zehn Packwagen; 9) Hr. Hughes in einem vierspännigen Wagen; 10) ein großer Paradewagen; 11) acht birmanische Ponies von Reitknechten an der Hand geführt; 12) ein reich geschirrtes Kamel. Eine ungeheure Menschenmasse, wie man sie bei dem Zuge der Lord Mayor nach dem Westminsterschloß nicht sieht, begleitete den ganzen Zug.

Entdeckung eines römischen Grabes von dem Cav. Campana.

(Schluß.)

Bei der Schilderung dieses Grabes können wir nicht umhin, der beiden andern zu erwähnen, welche Cav. Campana vor einigen Jahren entdeckte, und die in einem prächtigen, von Monaldi herausgegebenen Werke näher beschrieben sind. Nichts ist mehr geeignet, die Denk- und Geschichtsweise alter Völker, wie sie unter dem Einfluß religiöser Ansichten sich kundgeben, zu bezeichnen, als die Art und Weise der Behandlung der Todten. Die Römer sollen alle alten Völker in der Pracht der Grabceremonien und in achtungsvoller Verehrung der Ueberreste und des Andenkens der Todten übertroffen haben, ihre alten Einrichtungen und Ansichten wirkten dahin, den Grundsatz festzustellen, daß die Mitbürgerschaft nicht ganz mit dem Tod erlösche, daß der Abgeschiedene je nach dem Maaß ihrer Tugenden geehrt und daß so der Einfluß ihres Beispiels für künftige Geschlechter fruchtbringend gemacht werde. Die Mausoleen, die für Einzelne oder für Familien über der Erde errichtet wurden, nahmen mit der wachsenden Bevölkerung zu viel Raum ein, und man baute unterirdische Gräber, in denen die Urnen kaufbar waren, und die wegen der Aehnlichkeit mit den Zellen eines Taubenschlags

Colombarien genannt wurden. Auf diese Grabkammern wurde aller Schmuck verwendet, den Reichthum und Kunst nur immer liefern konnten. Die Gewölbe sind mit den zierlichsten Kränzen, Guirlanden und Früchten bemalt. Kleine fliegen zwischen dem Blätterwerk oder picken an der reifen Frucht; kleine geflügelte Genien wiegen sich zwischen den Blumen und mannichfache symbolische Figuren sind eingefügt. Der munitere Charakter des Ganzen spielt auf die elysäischen Felder an, wo der Rechtschi sich wiegte und der unsterbliche Amaranth blühte, während die Genien die zu ätherischem, ewig seligem Leben erhobene Seele andeuteten. Der Gedanke des Kummers war verbannt und das Grab stellte den Garten, den Tempel, die festliche Halle dar.

Mehrere Andeutungen, daß eine Necropolis in der Nähe des Grabes der Scipionen sich finde, veranlaßten den Cav. Campana die Nachgrabungen in dem Umkreise, welcher vor der Erweiterung der Stadt durch die Mauern Hadrians jenseits ihrer alten Gränzen gelegen war, fortzusetzen. Unter ungeheuren Trümmermassen fand sich in der Nähe der jetzt verlassenen Basilica San Giovanni an der Porta Latina der Eingang zu einer schmalen Treppe, die in ein unregelmäßig geformtes Gewölbe hinabführte, das einst durch ein nach der Oberfläche gehendes Fenster erhellt gewesen war. Die Malereien auf Stuff in dieser Kammer waren von derselben Art, wie die in den Thermen von Titus, d. h. aus einer Periode, die man als das goldene Zeitalter der römischen Kunst betrachtet, wo die Nachahmung der Griechen zur höchsten Vollkommenheit gediehen, und jene Verdübter erzeugt hatte, welche von den Meistern des 16ten Jahrhunderts so sorgfältig studirt wurden, und in deren Geist Rafael seine Ausschmückung der Loggia im Vatican entwarf. Das erste, worauf der Blick trifft, sind zwei Wiesel, einer oben und das andere unten, mit einer Inschrift in Mosaik auf Purpurgrund und zwei Figuren von Greifen mit einem delphischen Dreifuß dazwischen. Dieß fabelhafte Thier war dem Apollo geheiligt, und galt auch für den eifersüchtigen Beschützer vergrabener Schätze, daher die häufige Darstellung derselben in Gräbern, indem die hier niedergelegte Asche von allen Schätzen der heiligste sei. Die Grabkammer, im Fußboden ausgehöhlt, zeigt zwei Reihen Nischen zwischen kleinen kannelirten Säulen zum Theil mit dorischem Capitäl und Sockel. Die Asche war theils in kleinen Sarkophagen, theils in einfachen Höhlungen niedergelegt, die mit dem Gefäß, Olla genannt, bedeckt waren, und jede Asche hatte ihre eigene Inschrift. Ein hohler Klang und die Erhebung des Pflasters an einer eingelnen Stelle führte auf die Vermuthung, daß hier Schätze versteckt seyen, und bei näherer Untersuchung fand man einen Sarkophag von Terracotta, der die Leiche einer reichgekleideten jungen Frau enthielt, deren Züge sowohl als Kleidung die Glasvase, die Goldfigürchen und die Emaille der Zierrathen bisher als Andenken an diese Entdeckung, welche den Beweis verstärkte, daß Begrabung ohne Verbrennung zum Theil auch bei den Römern herrschte. Beide Begräbnißarten waren von hohem Alter, von den Etrustern ererbt, denen die Römer in so manchen Gebräuchen und Ansichten folgten. Die ersten verbrannten manchmal die Leichen, und legten die Asche in Alabaster- oder gemalten Vasen nieder; zu andern Zeiten legten sie die Leiche auf ein Lager oder in Sarkophage, ohne sie zu verbrennen. Plinius sagt, das Verbrennen der Todten sey bei den ältesten Römern nicht üblich gewesen, aber Virgil schildert es als einen bei den Lateinern vor der Gründung Roms üblichen Brauch, und Ovid (Fasti, Lib. 14) behauptet, die Leiche des Remus sey den Flammen übergeben worden.

Plinius sagt auch, Sulla sey der erste aus dem Hause der Cornelier gewesen, der den Wunsch ausgesprochen, daß seine Leiche verbrannt werden möchte, denn er fürchtete dieselbe Behandlung, wie er sie seinem Nebenbuhler hatte angedeihen lassen. Daß beide Begräbnißarten neben einander bestanden, geht zur Genüge aus dem Gesetz der Decemvirn hervor: hominem mortuum in urbe ne sepelito, neve urito, und die verschiedenen philosophischen Ansichten, die ihre Anhänger in Rom hatten, waren von Einfluß auf die Wahl der einen oder der andern Begräbnißart: die Anhänger einiger orientalischen Secten und, wenn wir dem Zeugniß des Servius glauben dürfen, auch die Stoiker suchten den Körper durch Einbalsamirung zu erhalten in der Ansicht, daß die Existenz der Seele von seiner Dauer abhänge oder daß beym Geist eine stille Ruhestätte in seiner sterblichen Hülle erhalten werde; die Pythagoräer verwarfen dieß als gottlos, da es mit ihrem Glauben an Seelenwanderung völlig in Widerspruch stand. Wie nun auch die entgegengesetzten Gebräuche die römischen Familien trennen mochten, die Sitte der Verbrigung wurde seit der Zeit der Antonine immer allgemeiner bis sie endlich unter den christlichen Kaisern gesetzlich gebeten wurde.

Das zweite und größere Grab in den Gärten nahe am Grab der Scipionen war hauptsächlich den Freigelassenen bestimmt, welche im kaiserlichen Rom eine außerordentlich zahlreiche Classe bildeten. In der Mitte stand eine viereckige Säule oder vielmehr ein Thurm, welche dem doppelten Zweck entsprach das alte (jetzt durch ein neues ersetzte) Dach zu stützen, und Raum für eine große Anzahl von Grabnischen zu gewähren, deren Anzahl sich auf 500 belief, die meistens zwei Höhlungen für die Asche hatten. Die Kammer war ganz mit Erde angefüllt, und die Lampen, Thränenschaalen und Urnen der Grabnischen lagen in dem Schutt auf dem Boden, bis Campana sie wieder an ihre ursprüngliche Stelle setzte. Campana verwirft die Ansicht, daß die Thränenschaalen wirklich zur Aufnahme der Thränen der Ueberlebenden bestimmt waren und behauptet, ihr eigentlicher Zweck sey gewesen Balsam und andere wohlriechende Dinge zu Ehren der Todten zu bewahren, wie er denn beim ersten Aufreden der Urnendeckel noch mehrfach Wohlgerüche wahrnahm. Die Anwendung von Spezereien bei Begräbnissen war so klar, daß sie durch Gesetze eingeschränkt werden mußte: beim Begräbniß der Poppäa opferte Nero eine solche Menge Gewürze, daß Plinius sagt, ganz Arabien hätte sie nicht in Einem Jahr erzeugen können. Die Libationen für die Todten bestanden aus Wein, Milch und Blut, Honig und gesalzenen Kuchen, ferner Blumen, Blätter und Wolle. Die Urnen, größer als die Lachrymatorien und mit engem Hals versehen, dienten zu den Libationen der ersten Art, die an den Begräbnißgastmählern, an den Sterbe- und Opfertagen auszugießen waren. Das Lampenbrennen war eine andere, dem Grab sehr gewissenhaft erwiesene Ehre; oft war in dem Testamente bestimmt, daß der Erbe jährlich oder monatlich, oder selbst täglich eine Grablampe anzünden solle. Die Gewohnheit die Gräber um diese Zeit mit Blumen zu schmücken ist so allgemein, daß eine Bache, stationes genannt, aufgestellt wurde, um das Grab zu bewachen, die Asche zu hüten, die berechtigten Personen, Verwandte oder Erben zuzulassen, und andere Leute fern zu halten.

Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß der Glaube an Unsterblichkeit, wie sehr er auch durch die philosophischen Schulen vorgeschritten seyn mochte, doch im Volk d. h. in denjenigen Classen, die sich am wenigsten durch Sophismen blenden lassen, tief gewurzelt war. Bei den Begräbnißgastmählern war der Austausch von Kummer unterlagt, die Gäste waren beträuft, und die Circumpotatio oder das Trinken zur Ehre der Todten im Kreise umher stimmt zu dem festlichen Anstrich, dem alles andere hatte. Die symbolischen Zierrathen des Grabes hatten meist einen rückblickenden Charakter, Siege, Ehrenbezeugungen und Vergnügungen waren dargestellt, und war auf das Glück eines künftigen Lebens hingewiesen wurde, so geschah es wiederum in festlicher Weise. Campana beleuchtete diese Gebräuche und Ansichten mit zahlreichen Citaten aus den Classikern, so daß sein Werk eine werthvolle Darstellung der Gebräuche und Ansichten der Römer bezüglich der Todten darbietet. Das Besuchen dieser Gräber und das Vergleichen derselben mit den Catacomben ist ein Mittel, so interessant als nur irgend Ueberreste des Alterthums es bieten können, um das Heidenthum in seinem Verhältniß zum Christenthum zu studiren.

Expedition nach dem Golf von Benin. Nach dem Globe vom 16 Januar soll die englische Regierung die Absicht haben, vier Schraubendampfschiffe nach der Bai von Benin zur Untersuchung des großen See Lagu in der Nähe der Nigermündung abzusenden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 88. 13. April 1847.

Die zerlumpten Schulen in London.

(Nach dem Quarterly Review.)

England, das seit lange schon an tiefen gesellschaftlichen Wunden leidet, die ihm zur Schmach gereichen, und seine Zukunft ernstlich bedrohen, fühlt endlich die Nothwendigkeit, energische Mittel zu ergreifen, und die „zerlumpten Schulen“ (ragged schools) sind ein Symptom des gesellschaftlichen Uebels sowohl als des Versuchs demselben abzuhelfen. Man kann die Straßen der Hauptstadt nicht durchwandern, ohne auf junge Leute zu stoßen, schmutzig und unverschämt wie die Spatzen. Ihre wahre oder scheinbare Beschäftigung wechselt je nach den Localitäten. In den reichen Quartieren Londons verkaufen sie Zündhölzchen, betteln unverschämt um Almosen oder erzählen den Vorübergehenden eine klägliche Geschichte. In der Umgegend von Holborn und dem Strand patschen sie in den Gießbächen herum oder durchsuchen die zusammengefahrten Kothhaufen, um etwas Brauchbares noch herauszufinden. Am zahlreichsten sind sie in Whitechapel und Spitalfields, in den untern Quartieren von Westminster, in den engen, unreinen Straßen, wo man Kinder von drei bis zwölf Jahren in Menge herumlungern sieht. Trotz ihres fahlen Teints, ihres kränklichen Aussehens sind sie stets in Bewegung, stets beschäftigt, nur nicht mit etwas, das ihnen nützlich ist und der Nachbarschaft zur Ehre gereicht. Ihr Aussehen hat etwas Wildes, ihr verworrenes Haar, die Schichte von Schmutz, die auf ihnen liegt, so daß man auf den ersten Blick nicht ihre Haut von den sie halb bedeckenden Lumpen unterschreiden kann, ihre Frechheit, die weder eine Aufsicht noch einen Zwang kennt, müssen den, der nicht daran gewöhnt ist, erschrecken und beunruhigen. Man fragt sich in der That, ob diese Wesen je Eltern und Familie gehabt haben; ein Gefühl der Neugierde erhebt sich, ihre Naturgeschichte, ihre Wohnungen, Sitten, Ansichten und ihr Verhältniß zu den übrigen Menschen kennen zu lernen. Wir dringen ein in diese Höhlen, aus denen sie hervorzukriechen scheinen, und kaum haben wir den Fuß dahin gesetzt, so tritt einem alles was die Sinne beleidigen und die Sitten vergiften kann, unter allen denkbaren Formen entgegen. Hier entstehen, hier vegetiren und sterben die Unglücklichen, mit denen wir uns hier beschäftigen. Darf man sich über den Zustand, in dem sie sich befinden, verwundern? Wir sind eingedrungen in die Gäßchen, lang und schmal wie ein Pfeifenrohr, und auslaufend in eine Sackgasse, wo Luft und Sonne ein ganz unbekannter Luxus sind; auf der einen Seite eine finstere, feuchte Mauer, auf der andern aber, in einer Entfernung, daß man nicht die beiden Arme ausstrecken kann, elende Häuser von noch traurigerem Aussehen. Die Kinder athmen nur die verpestete Luft ein, die aus diesen schmutzigen Gäßchen aufsteigt. Die fahlen Gesichter, die ausgemergelten Körper, das vernachlässigte Aeußere, alles mahnt an die lebenden Skelette der pontinischen Sümpfe, und zeugt genugsam für die Einflüsse, die aller physischen und moralischen Besserung widerstreben.

Die Geschöpfe, die hier leben, haben ihre eigenthümlichen Geschäfte und ihre besondere Industrien, vermittelst deren sie ihr unsicheres Daseyn fristen. Die Kinder, welche allen diesen ungünstigen Einflüssen zum Trotz dennoch am Leben bleiben, entdecken bald, daß sie für ihre Nahrung selbst sorgen müssen. In einem Alter, wo die Kinder der Reichen noch am Gängelband laufen, gehen diese armen einzeln oder in Schaaren hinaus, um zu betteln, zu entlehnen, zu stehlen. Häufig treiben die Eltern selbst, oft Stiefmütter, am meisten der Hunger und das böse Beispiel dazu. Die Leidenschaft für Spektakel ist allgemein bei ihnen, die Pennytheater sind das Ideal ihres Glückes und zugleich ein Reizmittel zum Verbrechen. Von Unterricht, Aufsicht, Ermahnungen, freundlichen Worten ist keine Rede: die Begriffe anderer Menschen sind für sie gar nicht vorhanden; da sie nichts eigen besitzen, so scheinen sie dieß für den normalen Zustand der Gesellschaft zu halten, darum eignen sie sich fremdes Eigenthum ohne Scheu zu, und wenn sie auf der That ertappt und von einem Richter verurtheilt werden, können sie die Gerechtigkeit eines Spruches nicht begreifen, der sie für eine Handlung straft, die zu ihrem Leben fast unerläßlich war.

Indeß wächst diese Bevölkerung fortdauernd an Zahl in dem Maaße, als die ungeheure Hauptstadt sich ausdehnt, und mit dem steigenden Luxus scheint ihr physischer und moralischer Zustand sich wo möglich noch zu verschlechtern. Es ist dieser Zustand ein steter Vorwurf gegen die höhern Classen so wie gegen die Regierung, und wer legte endlich Hand ans Werk um zu helfen? Die „zerlumpten Schulen“ danken ihr Daseyn einigen Leuten niedrigen Standes, die durch ein menschliches Gefühl bewogen vor einigen Jahren den Gedanken faßten, diese elenden Gäßchen zu durchwandern und diesen Parias die Sprache des Wohlwollens und des Mitleidens zu reden. Wir können weder genau die Zeit angeben, wann die ersten Versuche gemacht wurden, noch die Personen bezeichnen, denen das Verdienst zukommt: Lob und Ruhm waren das letzte, an was diese edlen Menschen dachten und noch denken. Die, welche das Werk unternahmen, gehörten verschiedenen Glaubensbekenntnissen an, und alle bewiesen die Aufrichtigkeit ihres Bestrebens durch Geldopfer, die um so größer sind, je bescheidener ihre Hülfsmittel waren. Man

Digitized by Google

miethete so wohlfeil wie möglich einige große Zimmer in den schlechtesten Quartieren, beleuchtete sie, und alle Sonntage Abends begab sich eine Anzahl freiwilliger Lehrer und Lehrerinnen mit Geduld und Glauben gewaffnet dahin, um ihr niedriges, aber verdienstliches Geschäft zu treiben. Ein umständlicher Bericht über die verschiedenen Vorfälle, über die Scenen von Lärm, Unordnung und Gewaltthat, welche die Eröffnung der meisten dieser Schulen bezeichneten, würde merkwürdige Einzelnheiten liefern. Einmal kam ein Herr ganz erschrocken zu einem der Vorstände, um ihm zu berichten, daß sich die Schüler einer neueröffneten Schule sehr ungezogen benähmen, daß die Nachbarn in Unruhe seyen, daß die Lehrer sich flüchten müßten, und der Hauseigenthümer die Thüren schließen werde. Der Vorsteher erwiederte ganz ruhig: „das ist nur ein Beispiel, wie wir schon viele gehabt haben. Keine „gerlumpte Schule“ wird eröffnet, ohne diese Vorspiel durchzumachen, das ist gleichsam eine obligate Zugabe. Man muß nur aushalten und kommt dann bald zum Ziel: die, welche nur gekommen sind, um sich lustig zu machen, um ihre Possen zu reißen, werden müde werden und ausbleiben, die welche auch nur im mindesten Lust haben etwas zu lernen, werden bleiben und geborchen.“

(Schluß folgt.)

Die Seereise von Paris bis an das Meer.

4. La Roche-Guyon bis Rouen.

(Schluß.)

Die Kirche Saint-Ouen, die noch von der ältesten Abtei der ganzen Normandie, welche diesen Namen führte, stammt, und die unter der Regierung Chlodwigs gestiftet, und verschiedenemal zerstört und wieder hergestellt worden, wurde zu Anfang des 16ten Jahrhunderts zu bauen angefangen. Der Graf von Valois, dessen Freigebigkeit den prächtigen Bau sehr förderte, legte den 25 Mai 1518 den Grundstein zu der Kirche, wie sie jetzt noch bewundert wird. Saint-Ouen hat, wie die meisten Tempel des Mittelalters, die Form eines lateinischen Kreuzes. In allen einzelnen Theilen dieses Gebäudes herrscht eine große Uebereinstimmung, obgleich sie zu verschiedenen Zeiten erbaut wurden. Von dem großen westlichen Portal übersieht man das ganze Chor, das einen ovalen Kreis bildet, dessen sehr hohe Pfeiler aus in Fascen verbundenen Säulen bestehen. Man kann sich keinen imposantern Anblick denken als die kühnen luftigen Wölbungen und die erstaunende Zierlichkeit ihrer Pilaster. Es gibt geräumigere Kirchen als die von St. Ouen, aber gewiß nur wenige, die wie diese, bei so wenig Mängel in den Proportionen, eine so große Vollkommenheit im Ganzen haben; auch wird sie mit vollem Recht als eines der größten Meisterstücke der gothischen Baukunst betrachtet. Elf Capellen, die der Jungfrau mit einbegriffen, umgeben das Chor der Kirche, dessen Länge 416, und dessen Breite 78, und dessen Höhe 100 Fuß ist. Hundert und zwanzig Fenster in drei Reihen lassen das Licht zu, viele derselben haben gemalte Schieben von großem Kunstwerth. An dem ersten Pfeiler rechts, wenn man durch das westliche Portal tritt, befindet sich ein großer marmorner Weihkessel, welcher durch eine seltsame optische Wirkung auf seinem Grund das Kirchengewölbe in seinem ganzen Umfang erblicken läßt. Auf beiden Seiten des Hauptportals befinden sich zwei abgestumpfte Thürme, ein anderes Portal befindet sich an der Mittagsseite. Aus der Mitte des Gebäudes erhebt sich ein prächtiger Thurm majestätisch empor, dessen Bauhol so reich als graziös ist. Der obere Theil bildet ein Octogon, und ist von vier Thürmchen flankirt, die mit schönen Sculpturen geschmückt sind. Den Thurm krönt die durchbrochene herzoglich-normännische Krone, was sehr pittoresk aussieht. Die Höhe des Thurms ist 240 Fuß.

Außer den beiden beschriebenen Kirchen sieht man noch die des heiligen Maclou, eine Copie der von St. Ouen, die eine sehr künstliche Treppe, welche zur Orgel führt, und im innern sehr geschmackvolle Bildhauerarbeiten hat; die Kirche Saint-Patrice, im 16ten Jahrhundert im elegantesten Styl der Renaissance erbaut, und deren schöne Fenster aus der glänzendsten Periode der französischen Glasmasmalerei hervorühren; die Kirche Saint-Romain, mit sehr merkwürdigen Alterthümern und dem Grabmal des heiligen Romain von Granit, und die Kirche Saint-Gervais, die auf der Stelle erbaut ist, wo schon 386 eine alte christliche Capelle stand. Sie hat eine Gruft, die nicht weniger als sechzehn Jahrhunderte zählt, und zu der man unter dem Chor auf vielen Stufen hinabsteigt. Hier liegen die ersten Erzbischöfe von Rouen, der heilige Mellon und der heilige Avitian begraben. Den Protestanten, deren Rouen ungefähr zwei Tausend zählt, hat man seit 1803 die alte Kirche Saint-Eloi für ihren Gottesdienst eingeräumt. Mitten im Chor derselben befand sich früher ein Brunnen, mit einem Eimer an einer eisernen Kette, der das noch jetzt zu Rouen übliche Sprüchwort: „Fait wie der Strick des Brunnens in Saint-Eloi,“ hervorrief. Dieser Brunnen ist jetzt zugeworfen.

Von weltlichen Gebäuden ist noch das Stadthaus, das ehemals ein Theil der Abtei von Saint-Ouen, nämlich das Schlafhaus der Mönche ausmachte, das zugleich an die Kirche Saint-Ouen stößt, und in dem sich das 1809 auf Befehl Napoleons gegründete Museum und die Bibliothek befinden, die an 1200 zum Theil äußerst seltene und merkwürdige Handschriften enthält, zu bemerken, ferner das königliche Collegium, das aus dem ehemaligen Jesuitencollegium und dem durch den Cardinal Joyeuse gestifteten großen Seminarium gebildet wurde. Zu der Kirche dieses Gebäudes legte Katharina von Medicis den Grundstein; sodann ist die Börse, vor allem aber der Justizpalast eines Besuchs werth. Diesen ließ Ludwig XII im Jahr 1499 für das Schatzkammergericht, dessen Sitz er nach Rouen verlegte, erbauen; der prächtige Saal der Procuratoren ist nicht weniger als 160 Fuß lang und 50 breit. Die Façade dieses Gebäudes bietet die reichste und eleganteste Architektur aus jener Zeit dar, namentlich umgibt eine wundervolle Balustrade den obern Theil des Palastes, dessen Façade ein schöner achteckiger Thurm in zwei gleiche Theile trennt. Der Assisensaal, der ehemals zu den Sitzungen des großen Kammergerichts diente, und in dem noch vor kurzem der berüchtigte Proceß Beauvallons, der Dujarrier im Zweikampf getödtet hatte, und bei dem A. Dumas, Lola Montes, Hr. Girardin und viele Industrieritter und Abenteurer figurirten, verhandelt wurde, ist der schönste Saal in ganz Frankreich.

Noch ist auch ein großer Thurm, das alte Schloß genannt, von der alten Festung übrig, die Philipp August anlegte, und in welcher sich das Gefängniß befand, in welchem Johanna d'Arc schmachtete. Der dicke Thurm, in welchem sich die große Stadtuhr befindet, wurde 1388 erbaut, und stößt an das alte Rathhaus. Diese kunstreiche Uhr wurde 1447 vollendet, und über derselben hatte man die große Sturmglocke aufgehängt, weßhalb man dieses einfache, viereckige, gothische Gebäude auch lange den „Sturmthurm“ nannte. Eines der merkwürdigsten ältern Monumente Rouens ist das Hotel Bourg-Theroude, das, wie man glaubt, im 14ten Jahrhundert auf der Stelle eines ältern Ge-

Digitized by Google

bäudes errichtet wurde. Es steht auf dem Platz der Pucelle, und hat außer einem zierlichen Thürmchen sehr kostbare und mit großer Kunst ausgeführte Basreliefs, von denen 5 Scenen die Zusammenkunft zwischen Franz I und Heinrich VIII darstellen: kein Alterthumsforscher läßt dieses seltsame Gebäude unterfucht. So gibt es noch viele alte Häuser zu Rouen, die wegen ihrer Bauart und ihrer Basreliefs merkwürdig sind; unter ihnen verdient das Haus, in dem Fontenelle den 11 Febr. 1657 das Licht der Welt erblickte, und das, in dem Peter Corneille den 6 Junius 1606 geboren wurde, besucht zu werden. Rouen hat mehrere große Spitäler und andere wohlthätige Anstalten, unter denen das Hotel Dieu, das unter Ludwig XV erbaut wurde, oben ansteht. Auch fehlt es nicht an großen Casernen, schönen Brunnen, und zwei Theater sorgen für die Unterhaltung des Publicums. Unter den öffentlichen Spaziergängen ist der große Cours eine der schönsten Promenaden in Frankreich, aber der gemüthlichste, obgleich wenig besucht, ist der Garten, der einen Theil der Kirche S. Ouen umgibt, und dessen Alleen und Gebüsche in dem ehemaligen Garten der Abtei angelegt sind. Hier steht man zwischen und über den Gipfeln uralter Ulmen und Linden einzelne Theile der herrlichen Kirche von S. Ouen hervorragen, und die einsamen Baumgänge dieses Gartens, seine gut unterhaltenen Blumenbeete, seine abgesonderte Lage versetzen den Spaziergänger ganz in das Stillleben und die Einsamkeit alter Klostergärten. Meistens sind es auch nur Personen, die irgend ein Schmerz, ein Unglück verfolgt, oder ältere Leute, die über die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Hoffnung, bald in ein besseres Leben überzugehen, hier auf den Ruhebänken ihre Betrachtungen anstellen, die ihn besuchen.

Unter der römischen Kaisern war Rothomagus die Hauptstadt der zweiten Lyonnaise. Im J. 841 oder 842 kamen die Normänner durch die Mündung der Seine bis nach Rouen, das sie verwüsteten, nachdem sie es vorher ausgeplündert hatten. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts bemächtigte sich Rollo, das Oberhaupt der Normänner, abermals der Stadt und befestigte sie. Von hier aus verbreitete er so großen Schrecken in der ganzen Umgegend, daß Karl III für gut fand, einen Vertrag mit ihm zu schließen, durch welchen die Normandie zu einem Herzogthum geschaffen, dem Rollo förmlich abgetreten und Rouen die Hauptstadt desselben wurde.

Rouen blieb nun die Residenz der Herzoge der Normandie, bis sich Wilhelm der Eroberer des Throns von England bemächtigte. Nach der Ermordung Arthurs, des jungen Herzogs von der Bretagne, durch Johann ohne Land, belagerte Philipp August im J. 1204 Rouen, und nahm die Stadt ein, die er, so wie die ganze Normandie, mit der Krone von Frankreich vereinigte. Als während des Blödsinns Karls VI Heinrich V von England die Stadt nach einer sechsmonatlichen Belagerung eroberte, hatten über 30,000 Einwohner den Hungertod erlitten. Jetzt blieben die Engländer 30 Jahre im Besitz dieser Stadt, während welcher sie Johanna d'Arc verbrannten. Karl VII bemächtigte sich endlich 1448 wieder der Hauptstadt der Normandie, und ließ den guten Ruf der unglücklichen Jungfrau, die ihm mehr genützt als die Schwerter Dunois und Lahires, wieder herstellen. Rouen wurde abermals unter Karl IX belagert; die letzte berühmte Belagerung, welche diese Stadt zu bestehen hatte, war die, welche Heinrich IV 1591 leitete, und die seinem Vater, dem König von Navarra, das Leben kostete.

Gewerbe und Handel stehen jetzt in Rouen auf einer hohen Stufe, besonders seitdem Dampfschiffe und Eisenbahnen den Verkehr mit Paris so außerordentlich erleichterten, daß man sie so zu sagen als eine große Vorstadt von Frankreichs Hauptstadt betrachten kann; auf der andern Seite führt ihr die Seine und die Meeresflut die großen Kauffahrteischiffe aus allen Welttheilen zu, und ihre Kaufleute haben bedeutende Verbindungen mit Amerika, der Levante, Italien, Spanien, Portugal, Holland, England, Hamburg und der ganzen Nordküste. Der Handel besteht größtentheils in Getreide, Mehl, Wein, Branntwein, Thran, Leder, Spezereien, Wolle, Flachs, Schiefersteinen, Tüchern, Baumwolle, Colonialwaaren ꝛc. Ihre wichtigsten Fabriken liefern Baumwollenzeuge, die unter dem Namen Rouenneries sehr bekannt sind, Tücher, Callicots, Zitze, Nankin, Shawls, Sammet, Flanelle, Strumpfwaaren, feine Liqueure, Seife, bunte Papiere, Wachstuch, Karten, Pappendeckel, Gußeisen, treffliche Maschinen u. s. w. Die eingemachten Früchte und besonders der Apfelzucker von Rouen sind berühmt und sehr gesucht.

Rouen hat vielen berühmten Männern das Dasein gegeben, unter ihnen sind die beiden Corneillen, Fontenelle, Benserade, Paul Lukas, Letellier, Boieldieu, die Damen von Beaumont und Du Boccage u. s. w.

Scenen aus der Wüste und dem Leben von Mexico.

Der Salteador.

Der Augenblick kam für mich heran, wo ich von dem Leben in der Wüste Abschied nehmen mußte. Ich wollte indeß nicht nach Hermosillo zurückkehren, ohne das Presidio von Tubac zu besuchen. Es war das Ziel, welches ich meinem Umherschweifen in den mexicanischen Wildnissen gesteckt hatte. Die Begegnisse und verschiedenen Zwischenfälle, welche den ersten Theil meiner Reise bezeichnet hatten, waren nicht geeignet, meine Neugierde zu ermüden. Auch fand mich der Tage meiner Abreise ganz vorbereitet neuen Gefahren und neuen Mühsalen entgegenzugehen. Ich bedauerte nur Einen und zwar, mit dem Boden nur allzuwohl bekannt zu seyn, den ich nun betreten sollte. Das Unerwartete war bis auf diesen Tag der größte Reiz meiner abenteuerlichen Streifzüge gewesen, und sollte ich es nun vielleicht nicht missen? — In Sonora, sagte ich mir selber, kann ich nichts Neues mehr auffinden. Ich täuschte mich, und der Zufall sollte mir noch zwei neue Seiten einer Welt zeigen, deren Geheimnisse ich alle aufgedeckt zu haben glaubte. Nach einem Besuch in den Prairien, welche Cooper ausgebeutet hat, und wo ich das Leben der Wilden in der ganzen Freiheit und dem Uebermuthe seines Wesens kennen lernen sollte, war es mir vorbehalten in einer kleinen Stadt näher den innern Provinzen, auf der Messe von San Juan de los Lagos den Kampf der Barbarei mit der Gesittung zu beobachten, wie sie sich nur allzuoft in Mexico in ihren traurigsten Mißbräuchen, in ihren unlautersten Elementen zeigt.

Im Geleite des mexicanischen Jägers Bermudez el Matasiete, und des canadischen Waldläufers machte ich mich von der Hacienda de la Noria auf den Weg nach dem Presidio von Tubac. Die beiden Abenteurer wandten sich nach den Prairien, von dem wilden Hasse getrieben, den sie den Indianern geschworen, und vielleicht auch ein wenig durch die unwiderstehliche Anziehungskraft, welche die Wüste auf den Jäger, gleich jener, die das Meer auf den Seemann ausübt, verleckt. Die Otterjagd war für sie nur ein Vorwand. Entschlossen, die beiden Jäger erst an der Gränze der Prairien zu verlassen, nahm ich fröhlich Abschied von Den Namen, dem Herrn der Hacienda, nachdem ich in seiner Cayenera zwei schöne Pferde ausgesucht, die ich ihm ohne zu markten, großmüthig jegliches mit 25 Franken bezahlte. Wir zogen weiter und zwei Tagereisen brachten uns nach Tubac, eine enahe Ortschaft, welche eine zweifelhafte Gesittung bis an die Wüste vorgeschoben hat.

Digitized by Google

In geringer Entfernung von Tubac, jenseits des Flusses San Pedro, beginnen die Prairien. Ich folgte den beiden Jägern bis an die Ufer des Flusses; hier trennten wir uns, und ich sah sie nicht ohne einige Bewegung in diese Wildnisse eindringen, wo schon so viele kühne Männer ihr Grab gefunden haben.

Erst nachdem meine Gefährten im hohen Grase verschwunden, blickte ich um mich auf die Landschaft, deren Schönheit ich bisher auch flüchtig gesehen. Die Prairien welche nach der Seite von Tubac am San Pedro enden, haben in der entgegengesetzten Richtung keine andern Gränzen, als die Wasser des Missouri. Jenseits des Flusses zogen sich grüne Savannen bis an den Rand des Gesichtskreises wellenförmig hin, zu meinen Füßen dehnte ein kleiner See, durch eine Landzunge von dem San Pedro getrennt, seine schlammigen Wasser aus. Auf den breiten Blättern der Wasserpflanzen spiegelten geringelte Schlangen ihre glänzenden Leiber an der Sonne. Ueber dem See flatterten Flüge von Kranichen, welche die zahllosen Reptilien angelockt hatten. Lange Heerden von Büffeln zogen durch die schweigende Fläche. Andere in Gruppen oder paarweise zerstreut, weideten das dichte Gras ab, oder am Abhang des Hügels ruhend, überschauten sie ihr weites Gebiet. Weiterhin bekämpften sich diese unbändigen Thiere; ihr dumpfes Gebrüll drang an mein Ohr, gleich dem fernen Brausen des Meeres, und als sollte selbst in der Wüste der Mensch seine Allgegenwart bethätigen, so kam in diesem Augenblick ein Trupp Jäger, befreundete Indianer auf Flößen den San Pedro herab, die aus dicken Schilfbündeln zusammengebunden waren, und von hohlen Calebassen über dem Wasser erhalten wurden. Eine Heerde von Maulthieren mit Silberbarren beladen und von ihren Führern begleitet zeichnete sich in endloser Reihe am Gesichtskreise. Ich sah lange mit Entzücken diesem Schauspiel zu, indem ich nach dem traurigen Getöne der Maulthierschellen und den indianischen Gesängen hinhorchte, welche allmählich hinstarben das Schweigen der Einsamkeit allein noch unterbrachen.

Dieser Silbertransport mit der alleinigen Bewachung einiger Arrieros wäre hinreichend gewesen, mir ins Gedächtniß zu rufen, daß ich einen peinvollen Boden betrat. Im Innern der Republik ist bisweilen ein ganzes Regiment nur ein allzu schwacher Schutz für diese reichen Karawanen. An gewissen Gränzen können unermeßliche Summen ungestraft durch Städte und Dörfer geführet werden, die gerade nur mit der nöthigen Mannschaft zum Auf- und Abladen der Maulthiere an den Ruheplätzen versehen sind. Durch einen Gegensatz, der beachtenswerth ist, wird nirgend das Eigenthum so sehr respectirt, wie in diesen feinen Staaten, wo die Deportirten aus den Presidien, der Abschaum der großen Städte, zuerst den Kern der Bevölkerung ausmachten. Die Verbrechen, welche dort begangen worden, zeugen eher von der Heftigkeit der Leidenschaften als von der kalten Berechnung der Gelehrter. Jedermann lebt so zu sagen außer dem Hause; die Häuslichkeit hat keine Geheimnisse, und wird durch die öffentliche Meinung überwacht. Unglücklicherweise kommen täglich heimathlose Leute, Diebe, Mörder, die den Gefängnissen oder dem Hochgerichte entronnen sind, und forechen in diesen Einöden das Gastrecht an. Das ist der schlimme Einfluß, unter welchem in Senora die Sitten verderben werden. So erreicht die Verderbniß der Staaten im Innern (Tierra Adentro) allmählich selbst die Gränzen der Republik, und man kann den Tag voraussehen, wo Senora gegen seine alten Sitten nur die Laster und das Elend eingetauscht haben wird, welche überall von einer halben Gesittung unzertrennlich sind.

Ich wankte mich nach Tubac und nach einigen Stunden wurde ich gewahr, daß die Sonne im Untergehen nur noch schiefe Strahlen über die Prairien warf, und wunderte mich, daß ich das Presidio noch nicht erreicht hatte. Ich ging immer weiter, und bald wurde mir die schreckliche Gewißheit, daß ich mich getäuscht von der unendlichen Reihe grüner Hügel vollkommen verirret hatte. Ich bestieg eine der Erhöhungen die mich umgaben; so weit auch mein Auge dringen konnte, sah ich nur unendliche Savannen vor mir, die sich ohne Bäume, ohne Häuser, ohne Zufluchtsort hindehnten? und der Fluß der allein mich leiten konnte, war durch den wellenförmigen Boden versteckt und unsichtbar wie das Presidio. Zwei Schüsse die ich als Lärmzeichen entsandte, wurden nur das Echo. Ich war also verurtheilt die Nacht in der Einöde hinzubringen, und sah nicht ohne Angst den Augenblick herbeikommen, wo diese ungeheuren Ebenen, welche so manchen fruchtbaren Bewohner beherbergen mußten, in Finsterniß gehüllt seyn würden. Eine kleine graue Wolke, welche über dem erbleichenden Purpurrreife des Abendhimmels auftieg, gab mir plötzlich wieder einige Hoffnung. Diese Wolke, welche den Boden zu berühren schien, und deren Rand sich verbreitete und nach oben sichter wurde, mußte der Rauch eines Feuers seyn, das in der Savanne angezündet worden. Ich ging rasch nach dieser Seite hin, indem ich mich befragte, was ich wohl bei diesem Feuer treffen werde. War es ein Trupp Jäger, ein Nachtlager wilder Indianer oder ein Hato der Maulthiertreiber? Der Silbertransport, den ich des Morgens gesehen, kam mir ins Gedächtniß zurück, und diese Erinnerung beruhigte mich. Die Dunkelheit nahm indeß zu, und bald konnte ich die Wolke nicht mehr unterscheiden. Einige Augenblicke gingen in schrecklicher Ungewißheit hin; aber als die Nacht gänzlich angebrochen war, zeichnete sich der Feuerschein klar und leuchtend mitten in der Finsterniß. Ich konnte mich wieder auf den Weg machen.

In dem Maaße als ich vordrang, erweiterte sich der Schein der Flamme, und ich gewahrte endlich den dunkeln Schattenriß zweier Männer die an einer Feuerstätte saßen. Zwei ungeheure Hunde, die sich mit wüthendem Gebell auf mich stürzten, ließen mir nicht Zeit, mich bevor ich näher kam, anzuschauen, mit wem ich es zu thun haben würde. Eine rauhe Stimme rief glücklicherweise die Hunde zurück, die sich langsam aus einer Ferne legten. Ungeachtet dieser friedlichen Begegnung war der Anblick meiner neuen Gastfreunde keineswegs beruhigend. Das gutmüthigste Gesicht nimmt beim Scheine des Feuers immer etwas verdrießliches an, und die wilden Züge der beiden Unbekannten worfen meinen Gedanken auf die Flamme gemildert? Ihre Kleider von weißer Leinwand waren mit einer dichten Kruste gestockten Blutes überzogen, und im Augenblick, als ich in den Lichtkreis trat, bemerkte ich auch Blutspuren an dem Felle ihrer beiden Hunde, die mich knurrend anfahen.

Nähret Euch ohne Furcht, sagte einer der beiden Männer zu mir; wir haben die Stimme eines Christen gehört, und ihr dürft unbesorgt seyn. Wer allein reitet vom Pferde, denn diese Hunde sind darauf abgerichtet nur in einem Reiter einen Feind zu sehen, denn die Apatschen gehen niemals zu Fuß.

Gerne, erwiderte ich, abstreigend; aber ich will nicht unbescheiden seyn und Euch nur um den Weg nach dem Presidio von Tubac befragen, dem ich ganz nahe seyn muß.

Wenn ein Halbdutzend Meilen Eurem Pferde von keinem Belang sind, ja, erwiderte mein Sprecher barsch genug. Und mein Erstaunen gewahrend, setzte er bei: Wenn Ihr, wie Eure Ueberraschung und Eure Frage es bezeugen, verirret seyd, so könnt Ihr nichts Besseres thun, als die Nacht an dieser Feuerstätte zubringen, denn Ihr würdet Euch aufs Neue verirren, ohne Hoffen zu dürfen, ein Feuer, woran Ihr Euch wärmen könntet, und ein Stück Büffelfleisch zu Eurem Nachtessen zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Utulio. Bekanntlich gab es zur Zeit der Ptolemäer und Römer am ägyptischen Gestade des Rothen Meeres mehrere bedeutende Städte, zu denen Berenice und Utulis gehörten. Bieuenant Wellsted hat schon vor mehreren Jahren Nachrichten über die Ruinen von Berenice gegeben, der Hr. Bigaud und Petit (L. Nouv. Ann. des Voyages. Juni-Heft. 1847) besuchten das alte Utulis, das nur eine Stunde von dem neuen Dorfe Zalla liegt. Die Einwohner dieses letztern haben auf den Ruinen einen Friedhof angelegt, wo sie sehr Marmorplatten finden, die aus dem Pflaster eines Tempels Kaisers genommen scheinen. Das Merkwürdigste unter den Ruinen sind schwarze basaltische Steine, welche Ueberreste dreier Tempel zu seyn scheinen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 89. 14. April 1847.

Die Sprachen und Verwandtschaft der südafrikanischen Stämme.

Eugene de Froberville, bekannt durch mehrere Arbeiten über Ostafrika und Madagascar hat kürzlich eine Abhandlung über die Sprachen und die Racen Ostafrika's südlich vom Aequator herausgegeben, worin die Nouv. Ann. des Voy. (Jan.-Febr. 1847) einen Auszug mit Bemerkungen mittheilen. Froberville hat ein vergleichendes Wörterbuch dieser Sprachen von etwa 2000 Wörtern der ethnologischen Gesellschaft mitgetheilt, und zieht daraus den Schluß, daß sämmtliche Sprachen Südafrika's vom Aequator an Einem großen Stamm angehören, mit alleiniger Ausnahme der Hottentottenstämme. Diese Sprache ist die, welche man am Cap unter dem Namen der Setschuanasprache kennt. Die zahlreichen Namen der Völker, welche Froberville aufführt, fangen fast alle mit der Silbe Ba oder Ma an; letzteres scheint mehr an der Küste, ersteres mehr im Innern gebräuchlich zu seyn und ist augenscheinlich nichts anderes, als das im Kaffrischen sehr gebräuchliche Wort Ama, Volk oder Stamm; so spricht man von Ama-Ponda-, von Ama-Kosa-Kaffern, die bekannten Zulas werden gleichfalls häufig Ama-Zula genannt, während jenseits des Gebirgs im Innern die Volksnamen gewöhnlich mit Ba beginnen, z. B. Ba-tlapi, Ba-suto u. s. w. Froberville ist von der Sprache der Sobeilis ausgegangen, welche an der Küste von Zanzibar und auf den Comorn-Inseln leben.[1] Er sammelte von einigen Sobeilis gegen 1500 Wörter, und begann nun, da man lange Zeit glaubte, die Sprache der Sobeilis sey wie ihr Name eigentlich arabisch, eine Vergleichung mit der arabischen Sprache, entdeckte aber bald, daß die Sobeilisprache zwar eine Menge arabischer Wörter enthalte, was sich aus der langen Herrschaft der Araber an dieser Küste leicht erklärt, daß aber die Sprache selbst gänzlich verschwunden sey. Eben so grundverschieden war sie von der Sprache der Gallas und Somalis, die im Norden dieser Völker wohnen. Somit wandte er sich gegen Süden, und da sich in Bourbon eine Anzahl Neger hauptsächlich aus diesen südlichen Stämmen findet, so fand er bald, daß die Völker um den Inhambane, Zambese, und tiefer hinein ins Innere verwandte Sprachen sprächen, und indem er das gewonnene Ergebniß mit den Proben der kaffrischen Sprache, wie sie Sparrmann geliefert, und denen von Congo, welche Tuckey mitgetheilt, verglich, kam er zu dem Schluß, daß alle diese Völker von der West- wie von der Ostküste Eines Stammes seyen. Auch die Bewohner der Insel Anjouan gehören dazu. Wo und ob sie mit den Gallasprachen zusammenstoßen, und ob die Verwandtschaft sich auch auf die Westküste weiter nordwärts geltend macht, ist bis jetzt noch ungewiß.

[1] Der Name ist arabischen Ursprungs und bedeutet „Uferanwohner" von Sahel, das Ufer.

Die zerlumpten Schulen in London.

(Schluß.)

So ging es gewöhnlich in den schlechtern Stadtvierteln. Herein stürmte oft der wilde Haufen unter Geschrei und Lärmen, löschte alle Lampen, Steine und Wurfgeschoße aller Art flogen hin und her, so daß das Werk der Liebe oft gefährlich wurde. Manchmal kam es vor, daß die jungen Tollköpfe Besitz nahmen von dem Schulsaal, daß sie sich weigerten sowohl die Lehrer zu hören als den Saal zu räumen, so daß man die Polizei zu Hülfe rufen mußte. Aber Geduld siegte am Ende immer über den tollen Lärmen, das Uebergewicht wahrer Ueberzeugung zähmte die Ungebärdigsten, und jetzt kann man alle Tage Hunderte dieser kleinen Vagabunden sehen, die sich ordentlich aufführen und des Lernens befleißigen. Aber man kann sich keinen Begriff von der mühseligen Arbeit der Gründer und Leiter dieser Schulen machen, und daß man sich all dieser Mühsal unterwarf bloß aus Nächstenliebe, aus rein evangelischem Sinn, das scheint auf den ersten Anblick unglaublich und ist dennoch wahr.

Schwierigkeiten ganz eigener Art mußten in diesen Schulen sich ergeben. Das regellose Leben der Eltern und aller andern Umgebungen, die physische und moralische Vernachlässigung, in der die Kinder aufwuchsen, die Abneigung gegen jeglichen Zwanges, oder vielmehr die gänzliche Zügellosigkeit, in der sie von frühester Kindheit an lebten, die gänzliche Unwissenheit außer in schlechten Dingen, alles dieß macht, daß man sie mit armen, aber friedlichen Kindern gar nicht vergleichen kann. Die Gründung dieser Schulen ist vollkommen erklärt durch die Bekanntschaft, welche die Gründer derselben mit den Sitten und dem Zustande der untersten Classen hatten. Schon ihr Name zeigt den Zweck an: sie sind bestimmt alle diejenigen aufzunehmen, welche aus den Schulen besserer Art durch die darin nothwendige Disciplin ausgeschlossen sind. Anständige Kleidung, Reinlichkeit, Anwesenheit während des Tages und der Beitrag eines Penny wöchentlich sind eben so viele Bedingungen, welche diesen Unglücklichen den Besuch der Nationalschulen unmöglich machen, wollten sie auch um Zulassung zu denselben bitten; zudem würden auch die Eltern anderer Schüler veranlaßt werden, ihre Kinder aus den Schulen zu entfernen, wo eine solche Mischung geduldet würde. Die Benennung „zerlumpte Schulen" hat etwas Widerliches, aber es ließe sich allenfalls beweisen, daß die Ent-

Digitized by Google

arretirten dieser Classe hauptsächlich dadurch angezogen wurden, daß das Asyl, welches man ihnen bot, nicht zu sehr mit ihrem Elend contrastirte. Der Name erinnert stets an die besondere Sphäre, in der diese Schulen sich halten müssen, und dieser Name hindert die Schüler nicht, wenn eine merkliche Besserung sich bei ihnen zeigt, in Schulen höherer Art aufzusteigen; die „zerlumpte Schule“ bleibt aber immer für die, welche „zerlumpt“ bleiben.

Es ist immer schwer die numerische Bedeutung dieser Classe auch nur annäherud zu bestimmen, denn das Mißtrauen derselben ist so groß, daß sie sich jeder Zählung entzieht; indeß geben die Archive der Polizei doch einige Nachweisungen, die wir hier mittheilen, ohne ihnen eine besondere Genauigkeit beizulegen. Die Polizei verhaftete im Laufe des Jahrs 1845 14,887 Individuen beiderlei Geschlechts unter 20 Jahren. Davon verurtheilten die Magistrate durch summarische Entscheidung

38	Knaben	und	15	Mädchen	unter 10 Jahren
1187	—	—	123	—	von 10—15 J.
3519	—	—	1591	—	— 15—20 J.

und schickten an die höheren Gerichtshöfe

12	Knaben	und	4	Mädchen	unter 10 Jahren
370	—	—	44	—	von 10—15 J.
1139	—	—	257	—	— 15—20 J.

Das ist Arbeit genug, daß Polizeibeamte in ihrem Amte nicht durch Unthätigkeit allzu fett werden. Und doch zeigen auch diese Zahlen nicht die ganze Ausdehnung des Uebels. Ein großer Theil entgeht der Wachsamkeit des Gesetzes, ein anderer Theil gehört nicht vor die Polizei, sondern vor das Criminalgericht, und manches, so strafbar es seyn mag, läßt sich gar nicht gesetzlich als Vergehen oder Verbrechen bezeichnen. Doch wir wollen einen Blick auf das Vergehen werfen, welche die Polizeibeamten summarisch behandelten. So finden wir von Kindern

	unter 10 J.	Von 10—15 J.	Von 15—20 J.
Gewaltthätigkeiten	1	58	714
Diebstahlsversuche	3	62	128
Ungesetzlicher Besitz von fremdem Eigenthum	22	446	591
Absichtliche Beschädigung	2	142	500
Ruhestörung	--	111	505
Trunkenheit	—	—	473
Handwerksmäßiger Diebstahl	2	38	140
Herumstreichendes Leben	22	242	548

Dieß ist der moralische Cloak, in welchem diese Kinder aufwachsen, und im Vergleich mit der Größe des Uebels ist die Abhülfe noch gering. Nach dem zweiten Jahresbericht vom Juni 1846 zählte man 26 Schulen mit etwa 2600 Schülern und 250 Lehrern. Seitdem sind 4 neue noch hinzugekommen. Indeß zählt man durchschnittlich nur etwa zwei Drittheile Schüler, indem die andern aus den mannichfachsten Gründen zeitweise wegbleiben. Einige Schulen sind nur Sonntag Abends geöffnet, andere zweimal, noch andere fünfmal in der Woche, letztere haben bezahlte Lehrer. In den Schulen, die bloß Sonntags offen sind, lehrt man nur die Religion, in denen, die während der Woche geöffnet sind, kommt Lesen, Schreiben und Rechnen dazu, und die welche viermal in der Woche in die Schule kommen, erhalten noch Arbeitsunterricht, die Mädchen im Nähen, die Knaben im Schuster- und Schneiderhandwerk. Die Zulassung in diese Classe gilt als Belohnung, bis jetzt haben aber nur 283 Kinder dieser Belohnung sich theilhaftig gemacht, und ihr unruhiger Sinn ist so stark, daß man dennoch durchschnittlich nur 53 Knaben und 71 Mädchen darin findet. Diese Schule ist von 6½ Uhr bis 9 Uhr offen. Die Kosten derselben sind sehr mäßig, denn sie machen mit Einschluß des Lohnes für den Schuster- und Schneidermeister, so wie für die Nähslehrerin nur etwa einen Penny wöchentlich für die Gesammtzahl der 283 Schüler aus.

Die schönen Damen und zarten Herzen, die stets für irgend ein Unglück eine Thräne in Bereitschaft haben, und in einem Gedicht oder einer phantastischen Erzählung die Schilderungen des Unglücks suchen, können hier mit wenig Aufwand lernen, daß die Wirklichkeiten des Lebens ein viel mächtigeres Interesse bieten, als die Bocksprünge der Einbildungskraft. Man hat in 15 dieser Schulen bei etwa 1600 Schülern Nachforschungen über ihre Verhältnisse angestellt, die folgendes ergeben: 162 gestehen ein, daß sie im Gefängniß waren; 116 sind ihren Eltern entflohen, 170 schlafen bei Logisgebern, das heißt in den schändlichsten Höhlen des Lasters, die in der Hauptstadt existiren; 253 kennen kein Unterhaltsmittel als den Bettel, 216 haben weder Schuhe noch Strümpfe, 280 weder Hut noch Mütze, 104 sind ohne Hemden, 249 kennen den Luxus eines Bettes nicht; 68 sind Kinder deportirter Verbrecher; 125 haben Stiefmütter; 306 sind vater- oder mutterlose Waisen, und viele sind sogar doppelte Waisen.

Was die Wirkungen der Schule bei einer solchen Lage der Sachen seyn können, kann man sich leicht denken; bringt man indeß alle Hindernisse des Erfolgs in Anschlag, so hat man Ursache sich über das, was gewonnen wurde, zu freuen. Auch sind alle, welche den hier in Betracht kommenden Theil der Londoner Bevölkerung kennen, über das Geleistete erstaunt, denn es haudelt sich um nichts geringeres, als ein wildes Geschlecht, das weder einen Zügel noch ein Gesetz kennt, das nie die wohlthätige Wirkung eines moralischen Einflusses fühlte, allmählich zu den Ideen der Civilisation und des häuslichen Lebens zu führen. Eine Hauptschwierigkeit liegt in den nomadischen Gewohnheiten der meisten dieser Naturkinder, welche oft ihren Aufenthaltsort verlassen und in Schaaren nach andern Theilen der ungeheuren Stadt auswandern; andere, welche während ihres Aufenthalts in London regelmäßiger an demselben Ort die Nacht zubringen, gehen doch manchmal Wochenlang fort, und streifen in den benachbarten Grafschaften umher. Die schönen Sommermonate sind gewöhnlich den zerlumpten Schulen nachtheilig, die Kälte und die Regenzeit führt aber die Wanderer in die Schule zurück, wo sie gewiß sind, Schutz gegen die Witterung und Feuer zu finden. Aber diese Unterbrechungen und diese unvollständige Disciplin verwischen natürlich bei diesen jungen Vagabunden leicht die wenigen Fortschritte, die sie gemacht haben mögen. Die Gewalt der Lehrer ist hier völlig illusorisch, sie können versuchen ihre Schüler durch Milde und Ueberredung zurückzuhalten, aber sie haben kein anderes Zwangsmittel; von Strafen kann keine Rede seyn, denn Körperstrafen wären unwirksam und nicht immer gesetzlos, und die Ausweisung würde keine Strafe seyn. Man muß sie kommen oder nicht kommen lassen, wie es ihnen einfällt; da man ihnen keine Nahrung, noch Kleidung, noch sonstige unmittelbare Vortheile zu bieten hat, die als Gegengewicht gegen die natürliche Neigung zum herumschweifenden Leben dienen könnten, so genügt irgend ein Aufzug, das Herumwandern einiger Seiltänzer, um eine ganze Classe in Unruhe zu versetzen und die Hülfte in Einem Augenblick verschwinden zu sehen. Ein Verstand trat

Digitized by Google

eines Abends um 8 Uhr in eine dieser Schulen ein, und fand die Bänke sehr spärlich besetzt; das Geheimniß klärte sich bald auf, denn es war der Tag des Aufzugs des Lordmayor, und viele Schüler wollten eine so günstige Gelegenheit zum Vergnügen und zum Gewinn nicht entschlüpfen lassen.

Die Gewohnheiten ihres täglichen Lebens, die Gesellschaft, in der sie sich nothwendig befinden, sind nicht minder ernste Hindernisse für die Lehrer; die Lehren des Abends sind verlöscht durch die Erfahrungen des andern Tages, der nur allzu wahrscheinlich unter Scenen des Lasters und der Trunkenheit hingebracht wurde. Bleiben die Kinder zu Hause, so sehen und hören sie, was man sich nur an Gemeinheit im Benehmen und von Schmutz der Sprache denken kann. Schickt man sie hinaus, so ist es um zu betteln unter vorher ersonnenen lügenhaften Vorwänden, um in ihrem kleinen Handel methodisch den Betrug zu üben, um zu stehlen, und das Gestohlene an den Hehler alsbald zu verkaufen. Daher die Schwierigkeit, bei ihnen das Gefühl der Schaam zu erwecken und den Unterschied von Mein und Dein begreiflich zu machen. Da sie nichts besitzen, so fürchten sie auch das Gesetz der Wiedervergeltung nicht, und da ihnen das Nöthige fehlt, so ist ihnen unbegreiflich, daß ein anderer an den ausschließlichen Besitz des Ueberflüssigen ein Recht haben soll. Auch machen sie auf ihren glücklichen Operationen kein Geheimniß und begnügen sich nur mit einem Euphemismus: sie nehmen niemals etwas, sie finden es nur. Oft hört man sie auch laut und bitter über die Habsucht der „Marinevorräthehändler", mit andern Worten des „Hehlers" sich beklagen, daß er ihnen nur die Hälfte des wahren Werths der Waare bezahlt habe. Der Strafen schämen sie sich eben so wenig als des Verbrechens; sie sehen nie die Gerechtigkeit des Gesetzes, sondern nur die Gewandtheit des Polizeimanns; werden sie entdeckt und verurtheilt, so verheimlichen sie es nicht; häufig entschuldigen sie sich, wenn sie eine Zeitlang aus der Schule ausgeblieben sind, mit den Worten: „ich konnte nicht früher kommen, ich war zehn Tage im Gefängniß." Charakteristisch ist folgende Anekdote. Einer der Lehrer, welcher sich in dem Quartier, wo er sein mühseliges Geschäft ausübt, die allgemeine Zuneigung, namentlich der Kinder erworben, ging eines Abends in einen neuen Kleide durch eine Straße, und einer der kleinen Vagabunden zog ihm, ohne daß er es merkte, das Schnupftuch aus der Tasche. Der gute Mann setzte seinen Weg fort, der Dieb flüchtete sich ans andere Ende der Straße und hier erst erkannte er in dem Bestohlenen, als dieser sich umwandte, seinen alten Lehrer. Er lief athemlos auf ihn zu: „wie, Ihr seyd es," sagte er, „ich habe Euch nicht erkannt in Eurem neuen Kleid, da ist Euer Schnupftuch." Der Diebstahl ist für diese Leute ein stetiges Gewerbe, dem sie ihren Unterhalt verdanken, so wie einen gewissen Ruf; das Laster herrscht unumschränkt über diesen Theil der Bevölkerung und sein Einfluß wird, wie in dem vorliegenden Fall nur gemildert durch einige rein zufällige Instinkte einer Tugend, die fast eben so brutal und barbarisch ist, als das Laster selbst.

Indeß waren die Arbeiten der Lehrer keineswegs erfolglos, und der Same beginnt Früchte zu tragen. Man muß nicht nur das bewirkte Gute beachten, sondern auch das verhinderte Böse. Gewohnheiten der Ordnung und des Anstandes lassen sich nicht an Einem Tage gewinnen, besonders unter Umständen, wo die Praxis mit der Theorie in so schneidendem Contrast steht. Ein gewaschenes Gesicht ist ein sehr geringer Anfang, und dennoch kann man es nicht mit Einemmal von einem Kinde verlangen, das gewohnt ist mitten im Schmutze und in einem Quartier zu leben, wo das Wasser selten ist. Die Ausdauer hat indeß den Sieg davon getragen, viele dieser Kinder sind jetzt reinlich, eine noch größere Zahl ist gezähmt, und mehrere sangen an zu begreifen, daß sie nach einer Besserung ihrer Lage streben können. Die Zuneigung, die sie ihren Lehrern zeigen, ist merkwürdig, beruht indeß leider großentheils auf dem nur allzu wahren Umstand, daß sie außer aus dem Munde dieser Männer nie ein liebreiches Wort gehört haben. Die Besserung ist auch nicht vorübergehend; mehrere hat man bereits in kleinen Stellen untergebracht, und wenn es gleich nicht an Täuschungen fehlte, so haben doch auch viele, namentlich die Mädchen, eine dauernde Besserung gezeigt und sich in den Diensten, die man ihnen verschaffte, gut benommen. Zu erwähnen ist auch, daß die in London gemachte Erfahrung Nachahmer in Birmingham, Manchester und Liverpool, so wie in mehrern Städten Schottlands erweckt hat.

Offenkundig ist jetzt, daß gewöhnliche Menschen und die gewöhnlichen Mittel hier nicht anschlagen, daß man aber dennoch diese Classe der Gesellschaft in den Schooß der Civilisation zurückführen kann. Hätten die zerlumpten Schulen auch nichts geleistet als daß sie diese Möglichkeit zeigten, so hätten sie doch schon den Dank aller Menschenfreunde und aller guten Bürger verdient. Jetzt beschäftigt man sich mit Errichtung einer täglichen Arbeitsschule, die im schlimmsten Quartier der Hauptstadt eingerichtet werden und nur die verlassensten Kinder aufnehmen soll. Durch die Arbeit, die man sie lehrt, entzieht man sie dem Müssiggang und dem Laster, und sie gewöhnen sich ihren Unterhalt durch Arbeit zu verdienen. Viele haben die Schulen gestohen, weil man sie bloß Lesen und Schreiben lehrte und keine unmittelbar vortheilhafte Aussicht eröffnete; bietet man ihnen aber die Aussicht auf einen „nützlichen Unterricht," so werden sie gewiß zu Hunderten kommen, und ihr Beispiel wird allmählich auch auf ihre Eltern einen wohlthätigen Einfluß üben.

Scenen aus der Wüste und dem Leben von Mexico.

(Fortsetzung.)

Der Salteador.

Dieser letztere Grund schien mir entscheidend; ich faßte seit dem Morgen und nahm von Herzen gern die beschriebene Gastfreundschaft an, welche Zeit und Ort mir so sonderbar machten. Von meinen quälenden Kümmernissen befreit, das heißt von Hunger, Durst und Verlassenheit, blickte ich weniger verstreut um mich her. Halb in schwarzen Schatten gehüllt, halb von der lodernden Flamme erleuchtet, lag ein dritter nicht weit von dem Herde; sey es, daß er in tiefem Schlafe oder noch tiefern Gedanken war, er schien weder das Gebell der Hunde, noch das Geräusch meiner Ankunft gehört zu haben. Sein Gesicht war im Schatten und was ich von seiner Kleidung sehen konnte, unterschied sich nicht von der meinigen. Ein Pferd, das mit einer Leine an einen Pfahl befestigt war, graste neben ihm. Weiterhin lagen Häute auf den Boden gebreitet, der Körper eines fetsch abgezogenen Thieres, Werkzeuge und Waffen aller Art, welche bewiesen, daß meine beiden Geschlafen in diesen Prairien das rauhe und gefährliche Handwerk von Büffelsägern ausübten. Dadurch beruhigt, legte ich meinem Pferde Fesseln an, ohne ihm den Sattel abzunehmen und setzte mich nieder.

Indeß beschäftigten sich unsere Wirthe mit den Vorbereitungen der Abendmahlzeit, welche in einem Stück Büffelfleisch (tatemada) bestehen sollte; sie holten das Wasser zum Trinken von einem nahen Flusse herbei, der zu meinem Erstaunen der San Petro war, von dem ich mich so entfernt glaubte, und den ich nun ohne es zu wissen, wieder erreicht hatte. Alles war nun zum Mahle bereit und das ruhende Individuum

Digitized by Google

schien sich durchaus nicht um diese Zurüstungen zu bekümmern, die mir so wichtig däuchten; aber das ist gerade die Verschiedenheit zwischen dem Europäer und Mexicaner, daß dieser letztere, unempfindlich gegen Hunger und Durst, sich selbst da im Ueberflusse glaubt, wo ersterer vor Hunger umkommen will. Auf die Einladung unserer Wirthe (ich erkühne dann, daß er gleich mir den Büffeljägern fremd war), schien er seine Betäubung abzuschütteln, und setzte sich zu uns, um ebenfalls seinen Theil an der Gastlichkeit der Wildniß zu nehmen. Die Gestalt des neuen Gastes, der mir von diesem Augenblicke an unendliche Neugier einflößte, deutete Kraft und Gewandtheit an; sein Gesicht war finster und ausdruckvoll; seine harten scharfen Züge zeugten von einer Geistesstärke, die vielleicht seine physische überwog. Die ersten Worte, welche er aussprach, indem er eine Art Tischgebet murmelte, hatten nichts von dem schlechten Dialekte an sich, welcher die Einwohner des Staates Sonora auszeichnet; es war leicht in ihm einen Mann aus den innern Staaten der Republik zu erkennen. Als unser Mahl geendigt war, nahm ich das Wort: Es ist gebräuchlich, sagte ich, mich zu den beiden Jägern wendend, daß derjenige, welcher Gastfreundschaft empfängt, den Fragen zuvorkomme, welche sein Wirth an ihn richten kann; ich will Euch daher sagen, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich gehe. Ich hatte bald alle Einzelnheiten aufgezählt, die mich betrafen und muß gestehen, daß sie meiner Zuhörerschaft nur sehr mäßig zu interessiren schienen. Als ich indeß von der Conducta des Morgens sprach, glaubte ich zu bemerken, daß der Unbekannte mir mit verdoppelter Aufmerksamkeit zuhöre.

Eine Conducta! sagte er, als ich meine Erzählung beendigt hatte. Und, wie Teufels kann sie in diese Einöden kommen?

Wahrscheinlich von Santa Maria aber Chihuahua aus, erwiederte ich; sie macht diesen Umweg allein, um den Gemanchen auszuweichen. Seyd Ihr denn so kurz erst in diesem Lande, daß Ihr das nicht wissen könnt?

In der That, sagte der Unbekannte, ich bin ein Fremder, und weil Ihr, Herr Franzos mir das Beispiel gegeben habt, werde ich Eure Neugierde befriedigen, obgleich meine Mittheilungen gefährlicher sein können, als die Eurigen.

Bei diesen Worten wandten die beiden Büffeljäger ihre Blicke auf den Unbekannten, worin sich ein Erstaunen mit dem lebhaften Antheil mischte, den in gewissen Fällen die Erzählungen von Abenteuern bei dem wilden wie bei dem civilisirten Menschen erzeugen. Der Fremde fuhr fort: Diese Hand, welche ich hier zum Himmel erhebe, blieb bis jetzt rein von Menschenblut und dennoch bin ich behandelt worden wie ein Mörder, und auf meinen Kopf wurde ein Preis gesetzt, wie auf den eines Uebelthäters!

Und welcher Preis? fragte einer der Jäger.

Möchtest du ihn gewinnen?

Nein, erwiederte einfach der Jäger; wäre Euer Kopf auch 20,000 Piaster werth, so wäre er mir doch heilig, als der eines Gastfreundes; ich möchte einzig nur wissen wie hoch man ein Menschenleben in der Tierra Adentro schätzt.

Auf 500 Piaster.

Das ist theuer genug für einen einzigen Menschen; mein Camerad und ich, wir setzen täglich unsres Spiel für eine Cidvlehaut, die nur fünf Piaster werth ist. Aber was habt Ihr denn verübt?

Eine gute That. Es sind sechs Monate her, ich war damals Viehhändler und kam aus einer Hacienda in der Nähe von Guadalaxara wo ich ein Geschäft beendigt hatte. Einige Meilen von der Stadt fand ich auf der Heerstraße einen erschlagenen Mann. Den Mitleid bewegt und noch einiges Leben in ihm zu erblicken glaubend, stieg ich vom Pferde um ihm beizustehen und eine tiefe Wunde zu verbinden, die er am Halse hatte; aber es war zu spät, und der Reisende starb in meinen Armen. Ich setzte meinen Weg fort, indem ich sein Pferd mitführte in der Hoffnung, durch dieses Angelegenheiten der Reiter zu erkennen; aber ich hatte keine Stunde zurückgelegt, als eine Abtheilung Dragoner, die mit im Galopp folgte, auf mich eindrang und mich als den Mörder des Mannes verhaftete dessen Wunde ich verbunden hatte. Wie ich auch meine Unschuld betheuern mochte, es half nichts, und einer der Dragoner feßelte mir die Hände mit seiner Säbelkuppel und so wurde ich nach Guadalaxara geführt. Der Ermordete war ein Senator: die Gerechtigkeit, im Sold seiner Familie, verfolgte das böse Werk und ich wurde in das Stadtgefängniß geworfen. Nach verlängerter Haft erschien ich vor dem Richter. Ihr behauptet Eure Unschuld, sagte er, mein lieber Freund, aber Ihr könnt Euch wohl verstellen, daß ich nur wenig auf Euer Wort baue. — Ich sah, wohin der Richter zielte. — Habt Ihr, sahr er fort, Entlastungszeugen? — Ich berechnete rasch die wenigen Hülfsmittel, welche mir blieben, und antwortete: Ich habe tausend Zeugen, die ich aufrufen werde, die alle geneigt sind, zu meinen Gunsten auszusagen. — Das ist wohl etwas, sagte der Richter; aber die Familie hat 2000 Zeugen gegen Euch; Ihr seht daß das Spiel nicht gleich ist. — Ich begriff, daß ich verloren war und beugte mein Haupt vor dem Urtheilsspruch, der mich verdammte, indem ich nur in mir selber und vor Gott dagegen appellirte.

Der Unbekannte schwieg einige Augenblicke, indem er mit seinem Messer in dem Boden wühlte. Ein augenscheinlicher Widerspruch war mir in seiner Erzählung aufgefallen.

Saget Ihr mir nicht, fragte ich ihn, daß Ihr allein gewesen, als Ihr den ermordeten Senator gefunden? wie konntet Ihr daher tausend Zeugen aufstreiben?

Der Fremde lächelte über meine Naivetät.

Wißt Ihr denn nicht, daß vor dem Richterstuhle unseres Landes tausend Zeugen tausend Piaster sind, und daß die Summe, welche ich anbot, nicht die Opfer einer mächtigen Familie überstiegen konnte, welche mit baarem Gelde das Gewissen meines Richters erkaufte? Aus Mangel an Baarschaft mußte ich fortan von der List Gebrauch machen. Ich entfloh aus dem Gefängnisse, und wurde trotzdem von den Gerichten verfolgt und von der Staat zu Staat getrieben; durch stets verschärfte Befehle bin ich in diese Einöden gelangt indem ich nur Nache athme. Hier habe ich mir Anhänger gesammelt, und wenn meine Maasregeln gut sind, ist vielleicht die Zeit nicht ferne, wo, von den Gestaden des atlantischen bis an die des stillen Meeres, diese verkäufliche Justiz ihrerseits vor mir erzittern wird!

Das Gebell der Doggen unterbrach diesen Augenblick den Erzähler. Wir horchten hin und vernahmen Tritte in dem hohen Grase. Die Hunde stürzten sich wüthend nach der Savanne, und bald hörten wir diese Worte mit klägicher Stimme ausstoßen: Jesus Maria! Soll ich von Hunden zerrissen werden, nachdem ich kaum den Tatzen der Bären entronnen bin!

Steigt ab, rief der unbekannte Mann, ihr seyd ein verlorner, rief einer der Jäger, der unsernd die beiden Hunde beschwichtigte, die taub für seine Stimme waren; sie sprangen an dem neuen Ankömmling vorüber, ohne weiter auf ihn zu achten, und bellten einige Schritte weiter aufs wüthendste. Während dieser Zeit kommt der Reiter, dessen Hülferuf wir vernommen, sich uns nähern und bald sahen wir nahe an unserer Feuerstätte einen bleichen zitternden Mann absteigen, der furchtsam um sich blickte, indem er das Vaternoster murmelte. Das Pferd, ganz bedeckt, mit hitzern Augen, offenen Nüstern, schien noch mehr geängstigt als sein Herr. Einstehend, daß wir von einer großen Gefahr bedroht wurden, standen wir alle auf, ohne uns Zeit zu nehmen, diesen Mann zu befragen. Die beiden Büffeljäger griffen nach ihren Büchsen, der Geächtete schwang sich in den Sattel und zog ein langes Messer aus der Scheide die am Bügel hing. Der neue Ankömmling schien alsdann ein wenig Muth zu gewinnen und stammelte mit erstickter Stimme die Worte: Sedd da unten! Jesus Maria, steht uns bei!

(Fortsetzung folgt.)

Englischer Ausfuhrhandel nach den Colonien. Das Journal of Commerce vom 28 März schätzt die Ausfuhr englischer Naturalprodukte und Kunsterzeugnisse nach sämmtlichen Colonien auf 12 Mill. Pfd. St. Hiervon fallen 4 Mill. auf Indien.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 90. 15. April 1847.

Reiseskizzen von der Ostsee, von der preußischen, russischen, finnländischen und schwedischen Küste.

2. Auf der Ostsee. — Insel Gothland. — Kronstadt.

In Neufahrwasser, einem längs den Ufern der hier ins Meer strömenden Weichsel sich hinstreckenden kleinen Städtchen, das aber noch als Vorstadt der eine Meile entfernten Mutterstadt gilt, traf ich einen alten Bekannten, den 63jährigen Schiffscapitän Stolz, einen rüstigen Seemann, der noch manche 24jährige „Landratte" beschämen konnte. — „Wohin, Herr Gevatter?" (eine alt-preußische vertrauliche Anrede) fragte er mich mit derbem Handschlage. — „Ich suche Gelegenheit nach Kronstadt und Petersburg!" meine Antwort. — „Dann fahren Sie mit mir! ich gehe, sobald der Wind umspringt, was in 2 bis 3 Tagen geschehen muß, in See." — In Zeit von fünf Minuten war unser Handel in Richtigkeit; ich ging mit ihm zum Hafen, um seinen Schooner, „Ida" benamset, mit anzusehen, und fand daß es ein neues, schmuckes Schiff war mit guter, sauberer Cajüte. Einige hundert Passagiere waren bereits eingeschifft und mit hellem Gesang lustig und guter Dinge, Passagiere, die zu den angenehmen gehörten und wenig Platz einnahmen, nämlich — Canarienvögel und Lerchen, ein gangbarer danziger Handelsartikel, der alljährlich in mehrern Schiffsladungen nach St. Petersburg verführt wird, und dort lebhafte Abnahme zu 10 bis 20 Silber-Rubel für ein gelbes, gutsingendes Hähnlein findet.

Auf einem der kleinen Dampfboote, die allstündlich zwischen Danzig und Neufahrwasser gehen, fuhr ich nach der Stadt zurück und fand mich am folgenden Morgen, einem herrlichen Maisonntage, mit meinem Gepäcke bei meinem alten Schiffsherrn wieder ein. Noch immer steifer Nordost, und also noch keine Hoffnung zu naher Abfahrt. So wurde denn der Sonntag benutzt, um in Gesellschaft des Capitäns einen Landausflug nach einem der an der reizenden Meeresbucht auf buschiger Anhöhe belegenen Lustorte zu machen, wo Danzigs schöne Welt es sich im Grünen — Phäaken-gleich — wohl seyn ließ und wir um so mehr die freundlichste Aufnahme fanden, da die Wirthin, eine rüstige Wittwe von 48 Jahren die Braut meines Capitän-Wittwers von 63 Jahren war. Beide waren freilich, wie bemerkt, trotz des liebe-überreisen Alters noch ein paar sehr rüstige Menschenkinder, aber sowohl Bräutigam als Braut schaukelten bereits Enkel auf ihren Knien. Die Rückkehr nach dem Schiffe, in lauem, duftigem Mondscheinabend war sehr angenehm, wenn uns nur die Windnoth nicht, wie dieß bei Seefahrern und Windmüllern gäng und gäbe ist, beunruhigt hätte. Da ich als neuer Einwohner heute zum Erstenmale meine Cajüte bezog, so hielt ich es für nicht übel angebracht, unserer sieben Mann starken Schiffsbesatzung noch an demselben Abend einige Thaler als Einkaufsgeld zu spenden, die denn in der Nacht auch in einer Tabagie vertanzt und vertrunken wurden; dafür hatte ich mir aber auch für die ganze Reise die Willfährigkeit der Leute erkauft, die mir jeden meiner erfüllbaren Wünsche zuvorkommend abzulauschen suchten. Auch der Montag hatte Gott Aeolus noch nicht auf andere Gedanken gebracht, aber gegen Abend fing der Wind an mit den bis dahin stabilen Thurmfahnen ein bewegliches Spiel zu treiben. Der günstige, aber höchst schwache Luftzug wurde auch noch an demselben Abend von wenigstens zwanzig Schiffen benutzt, um aus der weiten Bucht zu kommen und dann jenseits des Vorgebirges von Hela, theils nord-, theils südwärts ihrer Bestimmung entgegenzugehen. Doch war die Windhülfe so wenig ergiebig, daß wir am nächsten Morgen noch sämmtliche Ausreißer im Gesicht hatten.

Dienstag früh 11 Uhr legten dann auch wir aus dem Hafen, salutirten als Abschiedsgruß mit drei Böllerschüssen das gegenüber von Neufahrwasser liegende starke Fort Weichselmünde, erhielten gefälligen Gegengruß, und schwammen, freilich mit nicht viel mehr als Viertelwind, inmitten der meisten, schon gestern ausgegangenen Schiffe dem Städtchen Hela zu, das mit seinem schlanken Leuchtthurme die Spitze der gleichnamigen Landzunge und den Schlußpunkt der Bucht bildet. Nach einigen mühsamen Stunden langten wir an dem einsamen Schiffer- und Fischerstecken an, und erhielten, auf wenige Minuten beilegend, nach auf kleinem Boote Besuch von Vater und Brüdern unsers jungen, kräftigen Steuermanns, die uns mit delicaten frischen Seefischen beim Abschiede verproviantirten; nach wenigen Stunden war das helle Licht des Leuchtthurms verschwunden, denn im freien Fahrwasser blies der Wind frischer, und so wurde nach gutem Abendlisch das Bett gesucht und, nicht von Seekrankheit beunruhigt, Ruhe gefunden.

Das Meer, umkränzt von grünen Ufern oder mächtigen Felsbollwerken, ist schön, herrlich! Das Meer allein aber, diese unbegränzte Wasserwüste, dieser blaugrüne, runde Riesenteller, ist es nicht. Heine mag in seinen Nordseeliedern, wie er das Meer beschreibt, im Leser, der es noch nie sah, eine gewaltige Sehnsucht erregen, aber auf dem leichten Brettergerüste des Schiffes über diese unendliche Fläche hingleiten, bleibt dennoch langweilig. Der folgende Tag fand uns bereits so weit, daß von Landsehen nicht mehr die Rede war, und so wurde denn

Digitized by Google

die Zeit mit Essen und Trinken, was mein Capitän mit in Fülle und gutem Gehalt vorsetzte, mit Lesen und sogar mit Bereicherung meiner nautischen Kenntnisse durch Studiren der trefflichen Seekarten und Beobachtungen auf dem Verdeck verbracht. Der Abend sendete dunkle Wolken, starken Westwind und hohle See, die sich in der Nacht so mehrte, daß, während sich das Schiff auf die Seite legte, ich aus meiner Koye herausrollte. Da war's, obgleich gerade erst zwölf Uhr Mitternacht, das Beste aufzubleiben und in Compagnie mit dem Capitän und dessen Schwiegersohn, der als Supercargo mitreiste, beim Punschglase aufzubleiben. Erst gegen Morgen wurde das Bett gesucht, und als wir vom Schlafe gestärkt wieder auf dem Verdeck erschienen, hatten wir, ungefähr auf zwei Meilen Abstand, Schwedens größte Insel, Gothland, westlich von uns. Als Kind hatte ich von meinem Großvater ein kleines Reitpferd — kein Spielwerk, sondern ein lebendiges — zum Geschenk erhalten, der Gegenstand großen Neides meiner Spielgenossen. Obwohl das Brauchen wohl aus dem Preußisch-Litthauen stammen mochte, so ward es doch zum „Gothländer" getauft, mit welchem Collectivnamen man in Ostpreußen alle diese ganz kleinen, neugebauten Rößlein zu belegen pflegt. Von jener Zeit her schreibt sich der anfangs kindische und kindliche Wunsch, der aber später ein ganz ernstlicher, männlicher wurde, als ich viel über die Insel gelesen, dieselbe einmal selbst zu besuchen. Leider aber ist derselbe auch bei meiner, im Spätherbste 1846 gemachten schwedischen Reise nicht in Erfüllung gegangen. Gothland und seine Hauptstadt sind aber, wenn auch nur als Erinnerung vergangener Zeit, so interessant, daß einige Mittheilungen darüber nicht unwillkommen erscheinen dürften, die ich frühern Reiseberichten, größtentheils aber den Erzählungen meines Capitäns Stolz, welcher vor drei Jahren nothgedrungen in Wisby überwinterte, und meines schwedischen Reisegefährten, des Kaufmanns H., eines sehr unterrichteten Mannes, entnommen habe.

Alle meine Gewährsquellen, gedruckte und mündliche, wiederholen, daß das auf der Westküste der Insel belegene Wisby der merkwürdigste Ort im nördlichen Europa sey: „eine Stadt des Mittelalters, die bis auf den heutigen Tag größtentheils unverändert geblieben und durch die Zeit, durch Verheerung oder Verbesserungen weniger als andere Städte von gleichem Alter umgewandelt worden ist." Die zahlreichen Ueberreste von Kirchen und alten Gebäuden in einem so beschränkten Raume — von der Seeseite kommend, zählt das Auge mehr als 30 Mauerthürme, Kirchthürme oder vorragende Trümmer — bieten einen pittoresken Anblick dar. Man betritt die Stadt. Alte, gut gepflasterte Straßen kreuzen sich in allen Richtungen, die Fahrwege sind mit zwei oder drei parallelen Streifen von größern, meistentheils andersfarbigen Steinen ausgelegt und sehen wie kolossale Mosaikarbeit aus. Aber die Häuser sind größtentheils ärmliche Hütten, umgeben von Gärten und kleinen Feldern, und bilden einen um so abstechendern Contrast mit den malerischen, sehr wohl erhaltenen Kirchentrümmern von ungemein schöner Arbeit. Eine ganz erhaltene Mauer, 30 Fuß hoch, mit 45 viereckigen, achtseitigen und runden Thürmen, seit ihrer Erbauung im dreizehnten Jahrhundert, wie früher dem Feinde, so noch immer der Zeit trotzend, umgibt die Stadt, indem sie sich von einem Punkte des Ufers im halben Bogen und allen Unebenheiten des Felsenterrains folgend, um dieselbe bis wieder zur See hinzieht. Diese Mauer, im J. 1189, also zur Zeit vor Erfindung des Geschützes gebaut, dürfte mit ihren drei Thoren der vollständigste Ueberrest alter Befestigungen im nördlichen Europa seyn.

Man denke sich aber nun die Oede der Straßen, die Raum für die Wohnungen von mehr als 40,000 Menschen geben könnten, und jetzt nur von 4300 Einwohnern bevölkert werden. Wo der Fuß reicher Kaufherren aller fremden Länder sonst gewichtig über das Pflaster dahinschritt, wuchert jetzt das Gras, aber es ist kein Hoffnungsgrün neuer Blüthe und Auferstehens eines alten Wohlstandes. Noch ehe die Hansestädte ihr Haupt erhoben, war Wisby schon um die Hälfte des elften Jahrhunderts ein Stapelplatz im nördlichen Europa, einer der bedeutendsten Handelsorte, während fein im 12ten Jahrhunderten in niederdeutscher Sprache geschriebenes „Seerecht" ähnlichen Gesetzgebungen anderer Länder zum Vorbilde diente.

Wie ausgedehnt übrigens die Handelsverbindungen dieser jetzt so wenig bekannten Inselstadt waren, sehen wir aus den Schriften Schlözer's, Geijer's, D'Ohsson's, Rudbeks u. a. m., die unläugbar die Gemeinschaft der Skandinavier mit dem südlichen Europa, und weiter den Dnepr hinab zum schwarzen Meere, so wie auf der Wolga zum kaspischen Meere darthun. Die Bevölkerung der Stadt im dreizehnten Jahrhundert mag ungefähr gegen 24,000 betragen haben; es ist mir aus den Quellen, die mir vorliegen, nicht genau ersichtlich, ob hierunter die Ausländer der verschiedenen Länder mit eingezogen waren, deren Anzahl überall „sehr groß" genannt wird, und welche nach ihren verschiedenen Landsmannschaften eigene Kirchen und eigene Versammlungshäuser besaßen. Jedenfalls zeigen die Trümmer zahlreicher, großer Gebäude mit den Spuren einstiger Pracht, daß Wisby eine mächtigere Stadt wie Lübeck gewesen, das später, nach des ersten Verfall, Sitz der Hansa wurde. Wisby darf zweifelsohne als die Mutter des Hansabundes betrachtet werden, der durch jene Verbindung vorbereitet wurde, in welche auf Gothland Kaufleute aus verschiedenen deutschen Städten getreten waren. So entstand Wisby's Glanzperiode, auf welche Lübeck mit eifersüchtigem Auge blickte. Das auch noch jetzt in Gothlands Hauptstadt hervortretende deutsche Element herrschte damals bedeutend vor, so daß nicht nur hier, sondern überall in Schweden, der innere so wie der äußere Handel fast nur von Deutschen betrieben wurde. Der Stadtrath in Wisby bestand zur Hälfte aus Deutschen, zur Hälfte aus Schweden, und jene erschienen z. B. in dem Streite zwischen Norwegen und den Hansestädten, den der Schwedenkönig Magnus in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts schlichtete, in Wisby eben so selbstständig als die übrigen Parteien. Die unmittelbare Ursache des Sinkens dieser alten Schwedenstadt war ihre Erstürmung und Plünderung im Jahre 1361 durch König Waldemar III, seit welcher Zeit sie ein immerwährender streitiger Besitzpunkt zwischen den Dänen und Lübeck blieb. Im Jahre 1438 flohen die verjagte Schwedenkönig Erich von Pommern dorthin, und trieb von Wisby aus zehn Jahre lang das saubere Gewerbe der Seeräuberei.

Die Kirchen Wisby's sind um so merkwürdiger, da sie aus dem 11ten und 12ten Jahrhundert stammen, also älter sind wie die ältesten normannischen und angelsächsischen Gebäude dieser Art in England. Und so dürfte es gewiß interessant seyn, auch für den wissenschaftlichen Kunstkenner, einige beschreibende Worte über diese Bauwerke hier zu finden, die nicht so auf der großen europäischen Tour liegen, wie die Münster Deutschlands, Frankreichs und Englands. Es finden wir zuerst die „Kirche zum heiligen Geist," deren Bau im J. 1046 vollen-

Digitized by Google

det worden seyn soll, ein merkwürdiger Ueberrest der Baukunst jener Zeit, sowohl hinsichtlich ihrer Gestalt wie auch der Verhältnisse der Ausdehnung und ihrer feinen Arbeit. Es ist kein großes Gebäude, 100 Fuß hoch, 50 Fuß im Innern lang und in zwei Stockwerke getheilt, das Ganze von achteckiger Form. Im untern Raume tragen vier mächtige, achteckige, 14 Fuß hohe Säulen das in 12 Felder getheilte Gewölbe; die Fußgestelle und Knäufe dieser sind behauenen und schön gearbeiteten Steinen bestehenden Pfeiler sind einzelne kolossale Felsstücke. In der Mitte des Gewölbes befindet sich eine große, achteckige, mit bunter Steinarbeit eingefaßte Oeffnung; zwei kleine Wendeltreppen führen in der dicken Mauer in das obere Stockwerk hinauf, in ihrer Windung oben zusammenstoßend. In dieser obern Etage treffen wir wiederum auf vier runde, ebenfalls 14 Fuß hohe Pfeiler, die auf den untern ruhen und ein zweites ähnliches Gewölbe tragen, das aber schon sehr durch den Zahn der Zeit gelitten hat. Der Chor geht durch beide Stockwerke und bildet ein 32 Fuß tiefes und 25 Fuß breites Viereck mit einer halbkreisförmigen Nische für den Altar; in den Ecken dieses Vierecks befinden sich noch drei Nischen übereinander, zugänglich vermittelst kleiner Treppen. Die untere Kirche hat drei Fenster, eben so viel die obere; die letztere außerdem einen großen, offenen Bogen, welcher einen Einblick in den Chor gestattet. Die Fenster so wie der Hauptzugang zur Kirche bilden mächtige runde Bögen, wie bei den angelsächsischen Bauwerken. Da hier beide Kirchen, die untere und die obere von gleicher Bedeutung in dem Plane des Gebäudes zu seyn scheinen, die erstere auch noch feinere Arbeit und sorgsamere Verzierungen aufweist, also nicht wie in ähnlichen Bauwerken, z. B. zu St. Denis, als Krypte benutzt worden seyn kann, so dürfte die Meinung an Haltbarkeit gewinnen, daß der achteckige Bau ursprünglich ein heidnischer Tempel gewesen, dem, als man ihn zum Cultus des Christenthums weihte, der Chor für den Altar hinzugefügt ward. Obinö Glaube herrschte bekanntlich in Schweden noch im 10ten Jahrhundert, als das ein Jahrhundert früher erbaute Wisby schon eine Handelsstadt war und steinerne Gebäude besaß, die mit denen in Alt-Upsala und Sigtuna hinsichts der feinen Arbeiten wetteifern konnten. In dem sogenannten normännisch-gothischen Baustyle mit vorherrschenden Spitzbogen finden wir hier noch die St. Lorenzkirche, deren Bau in demselben Jahre 1046 vollendet ist, und die große Nicolauskirche vom Jahre 1097, mit langen Fenstern und schönen Spitzbögen. Alle diese Gotteshäuser werden zu ihrem Zwecke jetzt nicht mehr benutzt sondern stehen öde und leer, unbeachtet von den Bewohnern der Stadt, unter denen sich wohl wenige finden dürften, die mit Kennerauge auf diese steinernen Erinnerungen einer längst verklungenen, kunstverständigen Zeit hinanblicken möchten. Ein englischer Reisender lobt bei diesen Kirchen die Reinheit des Geschmacks, den Ernst der Wirkung, die Schönheit der Zeichnung und die Festigkeit des Baues, und fügt hinzu: „Wisby ist das Rom unserer Baumeister, die im gothischen Styl bauen wollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Einfluß des Klima's auf die Thiere in Abyssinien.

Lefebvre läßt sich in seiner „Reise in Abyssinien“ ziemlich umständlich über den Einfluß des Klima's auf die verschiedenen Stämme in Abyssinien aus; da aber der Mensch vielfach wandert und diesem Einfluß minder Statt unterworfen ist, so ist es interessant denselben in Bezug auf die Thiere zu verfolgen, worüber er einige auffallende Beispiele anführt. Die Schafe erlangen auf den Hochflächen, wie Wadela, Lasta, Wello und an einigen Orten von Schoa eine ungewöhnliche Größe, haben ein zartes Fleisch und eine reichliche Wolle, in den gemäßigten Strichen dagegen und in den Niederungen sind sie schmächtig und an ihrer Stelle tritt eine sehr schöne Race von Ziegen. Doch gibt es auch einige Arten von Schafen, die in den Niederlanden des Sidens gut gedeihen, statt der Wolle aber haben sie Haar und man kennt sie unter dem Namen der abyssinischen Schafe. Bei den Pferden ist der Unterschied noch auffallender, und Lefebvre sah selbst wie mehrere dunkelbraune Pferde nach einwöchentlichem Aufenthalt am Ufer trich die Farbe des Milchkaffees annahmen, nach 20 Tagen aber, als sie nach der Hochfläche zurückgenommen waren, wieder ihre vorige Farbe erhielten; das Haar war minder lang und seidenartiger als in den warmen Ländern. Die grauen Dächsenracen mit riesenhaften Hörnern lassen sich gleichfalls aus ihrer besondern Heimath nicht entfernen, ohne zu entarten. Diese Racen finden sich auf den Ebenen, welche die erste Stufe der äthiopischen Terrasse bilden; diese Gegenden sind bewaldet und feucht, und der Weidegrund ist salzig. Hier findet man auch Ziegen mit vier bis sechs Hörnern.

Scenen aus der Wüste und dem Leben von Mexico.

(Fortsetzung.)

Der Salteador.

Es genügte ein Blick in der angegebenen Richtung um das Räthsel zu lösen. Nicht weit von dem Dickichts unseres Feuers wiegte sich eine dunkle Masse von der Linken zur Rechten, mit dumpfem Knurren und Zähnknirschen. Die beiden Doggen mit empor gesträubten Haare und glühenden Augen stellten ein Thier, dem die Dunkelheit riesenhafte Formen lieh; es war ein grauer Bär, der Schrecken der Prairien. Auf dem ganzen amerikanischen Festlande ist der graue Bär der furchtbarste Bewohner. An Größe fast einem Stiere gleich, ist seine Stärke wunderbar und seine Wildheit kömmt ihr gleich. Beinahe unverletzbar durch sein dichtes Fell macht eine Wunde ihn wüthend. Wehe dem Jäger, dessen Kugel ihn nicht in das Auge, den Kopf oder das Herz trifft, denn er stürzt sich alsdann auf seinen Angreifer, und hätte der Unglückliche auch die Stärke eines Büffels, so würde er ihn dennoch erdrücken. In Höhlen oder Löchern verborgen, die er sich selber gräbt, greift der graue Bär den stärksten Büffel an und schleppt seine Beute in die Nähe seiner Grube, um ihn nach Gemächlichkeit zu verzehren. Dieß war der unerwartete Feind, der uns zu belagern schien und dem allein ein Reiter mit flinkem Roße zu entgehen hoffen konnte.

Steigt alle zu Pferde, sagte einer der Jäger mit leiser Stimme.

Der Reisende ließ es sich nicht zweimal sagen. Für mich war dieser Rath schwerer zu befolgen, denn mein Pferd obgleich gefesselt, hatte sich in Sprüngen vor unserm furchtbaren Gaste entfernt und war in der Dunkelheit verschwunden. Mein Gewehr hing am Sattel, und zum zweitenmale befand ich mich zu Fuß und ohne Waffen vor einer fast unausweichlichen Gefahr. Wie sehr bedauerte ich da die Abwesenheit des tapfern Matasiste oder seines Gefährten, dessen Büchse uns unfehlbar befreit hätte. Glücklicherweise stürzte der Instinct meines Pferdes die gefährliche Nachsuchung ab. Kaum hatte ich einige Schritte auf gut Glück gemacht, als ich von dem treuen klugen Thier bemerkt wurde, das stehen blieb, als wollte es mich erwarten. Einige Augenblicke später war ich im Sattel, und mein Gewehr in der Hand stieß ich zu den Gefährten.

Der riesenhafte Bärenjäger war noch an derselben Stelle, von dem Schein des Feuers und der Zahl seiner Feinde in Respect gehalten. Mit der gravitätischen Haltung, die sein Geschlecht bezeichnet, schien er rathzuschlagen ob er uns angreifen oder die Belagerung aufheben wollte, obgleich das fast feamyshafte Klappern seiner Kinnladen seinen Hunger verrieth. Wir verhielten uns dagegen auf der Defensive und in einer Ungewißheit, der allein der Angriff oder die Flucht der Bestie ein Ziel setzen konnte. Während dieser paar Minuten voll peinlicher Erwartung wagte unser neuer Gast, der sich etwas gefaßt hatte, uns den Zweck seiner nächtlichen Reise mitzutheilen. Genöthigt diese Nacht noch sich eine Meile weiter als Tubar zu verfügen, um einen Silbertransport zu

Digitized by Google

erreichen, war er seit zwei Stunden barmachig von dem Bären verfolgt worden. Sein Pferd, das überdieß einen Sack mit Geld am Sattel trug, war nahe daran zu erliegen, als das Feuer unserer Beiwacht ihm wie ein rettender Gestirn erschienen war. Wir hörten diese Erzählung, wie man leicht glauben wird, nur sehr zerstreut an. Der Bär fuhr fort zu schnauben und nach allen Winden zu schnoberen; dann riß er, gleichsam um seine Kraft zu erproben, große Rasenstücke mit seinen Tatzen aus. Die Lage wurde kritisch; die erschreckten Hunde legten sich ängstlich heulend zu den Füßen ihrer Herrn nieder. Der Gedächtnis zeigte eine große Unbehilf, als wäre jeder Augenblick ein Jahrhundert für ihn. Er ging und kam mit einem Ingrimm in der Hand, wie der Matador in der Arena.

Was soll das, Ihr Herren? sagte er, sollen muthige Männer so von der Gnade einer Bestie abhängen? Gebt Feuer auf sie und ich will ihr den Garaus machen.

Die beiden Büffeljäger schienen sich zu berathen.

Eigentlich, sagte der Eine, haben wir vier Schüsse und wie der Caballero meint, sollten fünf Männer nicht so unbewaglich vor einem Thiere stehen, so wild es auch seyn mag.

Gebraucht erwiderte sein Gefährte, laßt mich vorerst ein friedsameres Mittel versuchen, und wenn es nicht gelingt, so wollen wir den Bären angreifen, indem wir uns der göttlichen Gnade befehlen! Es ist die Witterung des abgezogenen Büffels, die das hungrige Thier festhält. Es laßt denn zwei von uns den Bären in Respect halten, während die drei andern den Körper des Büffels weiter vom Feuer wegschleppen. Der Bär kann sich alsdann auf seinen Raub stürzen und wir werden von dem Feinde befreit seyn.

Der Vorschlag des Jägers wurde einstimmig angenommen und wir vertheilten uns nach zwei Seiten. Die beiden Jäger schlangen den Lazo des Reisenden um den Büffel und jener befestigte das andere Ende an seinem Sattelknopfe, und schleppte so die schwere Masse durch das Gras. Der Flüchtling und ich blieben an derselben Stelle um den Bären zu bewachen, der seinerseits nicht vom Flecke wich. Nach einigen Augenblicken kehrten die drei Uebrigen zu uns zurück.

Es ist gethan, sagte der Eine, und es ist uns leid unser Wild der Gefräßigkeit des schrecklichen Thieres überlassen zu müssen.

Ja nehme das Uebrige auf mich, sagte der Gedächtnis. Ohne vom Pferde zu steigen bückte er sich bis auf die Erde nieder, nahm aus der Glutz einen Feuerbrand, und den Zügel zwischen den Zähnen und den Degen in der andern Hand, ritt er gerade auf den Bären zu. Es war ein schrecklicher Augenblick für uns alle. Beim Anblick der Reiters, der langsam auf ihn zukam und mit den Sporen sein leuchtendes Roß antrieb, ließ der erhaunte Bär ein eigenthümliches Blöken vernehmen und stellte sich auf die Hinterfüße, indem er mit den Vorderlatzen in die Luft schlug. Dann eingeschüchtert von der Kühnheit seines Angreifers oder durch den Feuerbrand erschreckt, fiel er auf seine vier Füße zurück und begann zu weichen. Endlich sah ich ihn zu meiner großen Freude einen weiten Kreis um uns beschreiben und endlich im Dunkel verschwinden. Wir horchten einige Minuten schweigend nach dem Rauschen des Grases und vernahmen bald aus der Richtung, welche der Bär verfolgt hatte, ein Schnauben und Knurren und das dumpfe Geräusch eines schweren Körpers der über den Boden geschleppt wurde. Der Bär hatte seinen Raub erfaßt und brachte ihn nach seiner Höhle, um ihn zu verzehren. Die Belagerung war aufgehoben und die Savanne zugänglich. Der Gedächtete steckte seinen Degen wieder ein und trat vor die beiden Jäger, die ihrem Platz am Feuer von neuem eingenommen: Es bleibt mir nun nichts mehr zu thun übrig, sagte er, als Euch lieben Freunde für die Gastfreundschaft zu danken, die Ihr mir gewährt habt und ich werde stets ihrer eingedenk seyn. Ich gehe nun, wohin mein Schicksal mich ruft!

Und sich über den Sattel beugend, reichte er mit höflichem Anstande den beiden Jägern die Hand, die sie lebhaft mit ihren Fäusten drückten. Möge es Gott gefallen, Caballero, sagte der Eine, daß Ihr überall wie hier eine sichere Zuflucht finden mögt und eine so herzliche Aufnahme wie die unsere! Auch ich wollte dem Gedächtnis meinen Antheil an seinem traurigen Schicksale bezeugen, aber der Reisende mit dem Sacke voll Geld kam mir zuvor, der ihn für den Rest der Nacht um sein Geleite bat.

Darf ich Euch fragen, Caballero, sagte er flammelnd, nach welcher Seite Ihr Euch wenden wollt?

Der Unbekannte wies mit dem Finger nach einem Flecke hin, wo man seit einiger Zeit eine Flammensäule in röthlichen Windungen am Horizonte aufsteigen sah. War es ein Zeichen für den Flüchtling, von einigen Gefährten die über ihn wachten? Eine Frage, die ich darüber wagte, erhielt nur eine ausweichende Antwort. Der Flüchtling hob seine Hand zum Himmel auf, wo schon das Sternbild des Wagens erschien.

Es sind diese Gestirne, die mich leiten, sagte er. Indem ich mich nach dieser Seite wende, muß ich das Presidio von Tucbac erreichen.

Welch glücklicher Zufall! rief der Reisende. Gerade nach dieser Seite hin rufen mich dringende Geschäfte, und obgleich das Land, Gott sey Dank! niemals von Straßenräubern (salteadores) heimgesucht wurde, so wäre es mir doch lieb den Weg mit einem so tapfern Mann, wie Ihr seyd, zurücklegen. Ueberdieß bin ich für eine große Summe verantwortlich, die mir anvertraut worden.

Die Summe, welche dieser Sack enthält? fragte der Gedächtete, indem er den Reisenden mit einem seltsamen Ausdruck des Mitleids ansah.

Ja, breitausend Piaster in Gold.

Wohlan! glaubt mir, warret den Tag hier ab. Die Nacht ist finster, mein Pferd rasch und Ihr könnet mir vielleicht nicht folgen. Glaubt mir, sag ich Euch, bleibt hier.

Der Reisende drang in ihn; er war schon verpflötet und wichtige Gründe nöthigten ihn den Silbertransport, der bei Tubac Halt gemacht, zu erreichen. Der Flüchtling gab endlich seinen Bitten nach und willigte, obgleich mit sichtlichem Widerwillen ein, ihn zum Gefährten anzunehmen. Er stieg ab und gürtete sein Pferd fester, dann sich zu mir wendend: Herr Franzose, sagte er, wenn jemals der Zufall will, daß wir uns wieder begegnen, so werdet Ihr vielleicht sehr froh seyn, mich daran zu erinnern daß wir die Gastlichkeit an demselben Herde getheilt haben

Ein wenig überrascht durch dieses seltsame Lebewohl, suchte ich nach einer Antwort, als schon die beiden Reisenden in der Richtung des Siebengestirnes fortgaloppirt waren.

Das Lamm und der Schaguar, murmelte einer der beiden Büffeljäger, indem er feierlich und geheimnißvoll den Kopf schüttelte, das Lamm und der Schaguar wandern nicht weit mit einander auf demselben Pfade!

Dann schürte der Jäger die Feuerbrände zusammen und legte sich nieder, die Füße gegen den Herd gekehrt. Sein Gefährte und ich thaten ein Gleiches. Der Ueberrest der Nacht ging ruhig hin und nur der durchdringende Thau des amerikanischen Morgens konnte uns erwecken. Der Bär hatte zum Glück unser Frühstück nicht fortgeschleppt: einige Fleischstreifen, die letzten Ueberbleibsel des Büffels, dessen Körper er aufgefressen, prasselten bald auf den glühenden Kohlen und ich konnte mich zum zweitenmale überzeugen, daß unsere Reisenden die Schmackhaftigkeit des Büffelfleisches nicht allzu sehr gerühmt hatten. Die Sonne ging auf, während wir mit einem wahren Jägerappetit frühstückten und das Schauspiel, während die Nebel auf der Ebene sich zerstreuten, kündete uns einen Tag an, der mindestens eben so abenteuerlich werden mußte, wie die vergangene Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Witterung auf Island. Die neuesten Nachrichten aus Island gehen bis auf den 6 März (Berlingsts Tidende 30 März) und melden seltsamer Weise nichts von einem neuen Ausbruch auf der Insel, sondern besagen vielmehr daß sich der Hekla ganz ruhig verhalte, und kein vulcanischer Ausbruch zu bemerken sey. Erklären läßt sich dann kaum, woher auf den Faröern am 4 und 15 Jan. (s. Ausland N. 76) Asche gefallen seyn soll. Das Wetter auf Island war auch diesen Winter ungewöhnlich mild und man bemerkte kaum Schnee.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 91. 16. April 1847.

Die Statue des Gottes Aschmun zu Scherschell.

Wir haben vor kurzem unter den zu Scherschell aufgefundenen Alterthümern (s. Nr. 62) auch einer rohen Statue gedacht, aus welcher der dortige Berichterstatter nichts zu machen wußte, seitdem aber haben einige Alterthumsforscher, namentlich Hr. Saulcy darin eine Abbildung des phönicischen Gottes Esmon oder eigentlich Aschmun erkannt. Aschmun ist, wie sein Name [1] anzeigt, der achte der Cabiren und wahrscheinlich der Prototyp des griechischen Aesculap. Auf den Münzen von Cossura (jetzt Pantellaria) steht man einen der Cabiren, dessen Schutz die Insel besonders geweiht war, dargestellt, den Kopf mit acht Strahlen umgeben und eine Schlange in der Hand. Dieß ist ohne Zweifel Aschmun, der achte der cabirischen Ogdoade. Der Ophiuchus oder Schlangenträger war bekanntlich ein Gestirn, das auch den Namen Aesculaps trug, und die Schlange war ohnehin das symbolische Thier des Gottes von Epidaurus. Eine von Photius aufbewahrte Stelle des Damascius spricht die Identität von Aesculap und Aschmun vollständig aus, und bestätigt eine Stelle aus Sanchuniathons Fragmenten, was übrigens von Creuzer und Böttiger seit geraumer Zeit hergestellt ist.

In den astronomischen Ansichten, welche der Religion der Phönicier zum Grund lagen, muß man den Sinn der Mythe der acht Cabiren suchen. Xenocrates, ein karthagischer Schriftsteller, sagte daß die sieben Cabiren die sieben Planeten seyen, und der achte, Aschmun, die aus ihrer Verbindung gebildete Welt. Hieraus ergibt sich leicht die Uebereinstimmung von Aschmun oder Aesculap mit Belus (Baal, der Herr) und seine Verehrung als oberste Gottheit, wie wir dieß in Babylonien und in Cyrenaika finden. Aschmun und Belus waren eine Personification des gestirnten Himmels, daher der Gebrauch, ihre Tempel an hohen Orten zu errichten, oder hohe Thürme zu dem Ende aufzuführen. Auf der höchsten Spitze der Citadelle von Carthago hatte Aschmun oder Aesculap seinen Tempel.

Die Vermischung der Gottheiten geht noch weiter. In gewissem Sinne entsprach auch Pan dem Gotte Aschmun. Man kann sich somit denken, welcher Synkretismus in der spätern Zeit aus dem Gemisch phönicischer, griechischer und ägyptischer Gottheiten entsprang. Die Spuren des Uebergangs dieser verschiedenen Religionssysteme sind deutlich, aber schwer läßt sich enträthseln, was in der spätern Zeit von Alexander dem Großen bis zum Sieg des Christenthums daraus wurde, in jener Zeit, wo die Kenntniß der ursprünglichen Bedeutung der verschiedenen Gottheiten mehr und mehr erlosch, und nur noch die äußern Formen blieben, als denen der Geist allmählich entwichen war. Und doch hatten unsere Nachrichten größtentheils aus jener schreibseligen, klagenden Zeit. Die mancherlei verworrenen mythologischen Systeme der neuern Zeit dürfen deßhalb niemand Wunder nehmen, und es ist ein gutes Zeichen wenn man wieder darauf hinauskommt, die einzelnen Entdeckungen wie die der Bildsäule des Gottes Aschmun zu Scherschell nach Zeit und Ort zu ordnen. Aber in welche Zeit fällt jene Bildsäule? Sie war sehr roh, gehört also wohl wahrscheinlich in eine Zeit, wo die Verehrung der alten Götter schon mehr eine Sache des Pöbels war, der keine prächtigen Statuen bestreiten konnte, und wo die Römerherrschaft keine Verehrung der alten Nationalgottheiten mehr begünstigte.

[1] Aus dem Hebräischen Schemona acht; auch im Aegyptischen heißt Schmun acht, und die Verehrung dieß phönicischen Gottes scheint mit dem Namen nach Aegypten gewandert zu seyn, wie denn auch die Stadt, welche bei den Griechen Hermopolis heißt, den Namen Schmun führt, und vielleicht phönicischen Ursprungs war.

Reiseskizzen von der Ostsee, von der preußischen, russischen, finnländischen und schwedischen Küste.

Auf der Ostsee. — Insel Gothland. — Kronstadt.

(Fortsetzung.)

Die Marienkirche, die einzige in Wisby, welche gegenwärtig noch gebraucht wird, ist ursprünglich von deutschen Kaufleuten im Jahr 1190 gebaut, und später öfter renovirt worden. Sie ist mit vielen Grabsteinen, aus einem weißen sehr dichten Kalkstein, der freilich wie Marmor aussieht aber natürlich nicht so hart ist, angefüllt, von denen einige Jahreszahlen des 16ten und 17ten Jahrhunderts tragen aber weit älter sind. Man hat nämlich die Sparsamkeit benutzt, die ursprünglichen Inschriften abzuschleifen und darauf neue Grabschriften für spätere Todte einmeißeln zu lassen. Der älteste Stein dieser Art trägt die Jahreszahl 1286, und eine deutsche, aber fast ganz unleserlich gewordene Schrift.

Ein seltsames Räthsel fand hier vor kurzem eine prosaische, nicht geahnte Auflösung. Mehrere Leichensteine zeigten nämlich eine Art Runen- oder Hieroglyphenschrift: Dreiecke, Kreise, Striche von andern durchkreuzt und dgl. m., die man gar nicht zu deuten vermochte, und auch wohl nicht für Runenzeichen halten konnte, da die Steine neben diesen Zeichen Jahreszahlen aus der Zeit von 1500—1600 trugen. Die Gelehrten zerbrachen sich die Köpfe und edirten darüber Broschüren und Abhandlungen, — alles vergeblich! — Ein junger Jurist aber löste das Räthsel, indem er im handelsgerichtlichen Archiv dieselben Hieroglyphen wie auf den Leichensteinen wiederfand. Als das

Digitized by Google

Schreiben nämlich noch nicht eine gewöhnliche Fertigkeit der Kaufleute von Wisby war, hatte jeder von ihnen sein eignes Zeichen, das seinen Geschäftsfreunden eben so bekannt war, als ob er seinen Namen in Buchstaben geschrieben. Diese Zeichen waren, wie bei den Adelsgeschlechtern die Wappen, erblich in den Kaufmannsfamilien, und ihnen so werth und theuer, daß sie sich auch im Tode nicht davon trennen mochten und sie, wie auf ihre Waarenballen, auch auf ihre Leichensteine setzen ließen. So war die unergründliche Wisby'sche Runenschrift erklärt!

Von dem, im Jahre 1468 zerstörten Schlosse des königlichen Piraten Erich, dessen wir schon oben erwähnten, finden sich keine Ruinen mehr vor, da man sämmtliche Bausteine zu Kalk verbrannt hat. Dagegen haben sich aus dieser Burg andere Ueberbleibsel, von weniger unvergänglichem Material erhalten, nämlich ein Dutzend alter Stühle mit hohen Rücklehnen und schönem Schnitzwerke, so wie einige Ledertapeten, die sich jetzt in dem Landhause eines reichen Wisby'schen Kaufmanns befinden. Kirchenkostbarkeiten sind nicht mehr vorhanden; sie wurden im Jahr 1361 von dem Dänenkönige Waldemar, nachdem er die Wisby'er überwunden, in zwei Schiffen weggeführt. Doch brachte er sie nicht nach seiner Heimath, denn die Schiffe gingen mit ihrer Ladung bei den, an der Südwestspitze Gothlands gelegenen Carls-Inseln unter. Zu diesen verlorenen Schätzen sollen auch jene „Karfunkel" gehört haben, welche in der Mitte der beiden, an der Vorderseite der Nicolaukirche noch vorhandenen Steinrosen eingefügt waren und so weit in das Meer hinaus strahlten, daß sie den Schiffern eine Leuchte des Weges gewährten. Man meint aber, daß diese „mystischen Karfunkel" nichts weiter, als glänzender Spath gewesen seyn mögen.

Gothland bildet eine 18 Meilen lange und 6 Meilen breite Hochebene, mit wenigen Erhöhungen, die kaum 200 Fuß betragen mögen, wogegen die zahlreichen Vertiefungen von 80 –100 Fuß mit Sümpfen und kleinen Seen angefüllt sind. Höchst bemerkenswerth ist, daß der Kalkfelsinboden des Insellands eine ungeheure Menge von Ueberresten ausgestorbener Mollusken enthält, wogegen Schweden und Finnland in ihrem granitnen Urgestein keine Spur dieser organischen Bestandtheile zeigen. Gleiches haben die an der Küste Gothlands liegenden kleinen Inseln, z. B. Faro aufzuweisen. Diese ausgestorbenen Wasserthiere finden sich in solcher Quantität vor, daß das Gestein theilweise aus einer Masse von zertrümmerten Enkriniten und Koralliten besteht, und hienach auch enkriniti scher Kalkstein genannt wird. In ganzer Form findet man das Thier nicht vor, sondern an einigen Orten nur häufig die Fühlhörner, an anderen wieder die Kronen, woran jene befestigt waren. Eine ähnliche Merkwürdigkeit sind auch die zahlreichen Ueberreste der Trilobiten. Der Strand bei Wisby, Kapellshamn, Klinte, Slitehamn und Oesterga en ist an diesen Thiertrümmern am reichsten, wo man auch in den von Wasser durchflickerten Kalkschichten merkwürdige Versteinerungen z. B. Wirbelbeine des Ichthyosaurus antrifft.

Eine, für deutsche Landwirthe interessante Mittheilung dürfte die seyn, daß — abgesehen von den schwindelnd-hohen Preisen, die die Güter in Deutschland, und namentlich auch in Preußen erreicht haben — hier, wie überhaupt in Schweden, in dieser Hinsicht noch ein guter Handel zu machen wäre, zumal da der Betrieb der Landwirthschaft hier genau dem im östlichen Preußen ähnelt, was ich richtig beurtheilen kann, da ich selbst in letzterer Provinz mehrere Jahre lang Gutsbesitzer war. Aus zuverlässiger Quelle habe ich noch vor kurzem erfahren, daß 1847 auf Gothland ein Gütchen von 360 preußischen Morgen, wovon 45 gute Lehmerde mit Weizen und Roggen besäet, durchschnittlich das sechste Korn trugen, mit gutem Heuschlage und 140 Morgen Wald, das außer 8 Kühen, 4 Ochsen und 4 Pferden eine Menge Schafe ernährte, und mit guten Wohn- und Wirthschaftsgebäuden versehen war, für 5000 Thaler Banco (also 2800 Thaler preußisch) verkauft wurde. Nach diesem Kaufpreise richten sich auch die Wirthschaftskosten und die der Anschaffung von Nutzvieh, so daß z. B. ein tüchtiges Pferd 40 Thaler preußisch, eine Kuh 14—20 Thl., ein Schaf ungefähr einen Thaler kostet. Da der Preis des Getreides aber in dieser Zeit in allen Ländern verhältnißmäßig ziemlich gleiche Höhe erreicht, so ist der niedere Werth der ländlichen Grundstücke schwer zu erklären, zumal da zu der Getreideverwerthung und Ausfuhr noch die von Kalk und Brettern hinzukommt. Wobei noch außerdem zu bemerken, daß Gothland zu dem bevölkertsten Theile Schwedens (durchschnittlich 1000 Menschen auf die geographische Quadratmeile) gehört, und unter einer Breite von 57° 30' ein so fabelhaft mildes Klima hat, daß man im Winter nur ungefähr acht Tage auf Schlittenbahn rechnen kann, und in günstigen Jahren der Weinstock, der Maulbeerbaum und der Wallnußbaum regelmäßige Früchte liefern.

Der liebe Gott hat mich, so oft ich das schwarze Meer, den griechischen Archipel, das Mittelmeer, so wie Nord- und Ostsee befahren, vor der Seekrankheit, dieser, wie man sagt, nichtswürdigen, das Herz im Leibe unbarmherzig umkehrenden Empfindung freundlichst bewahrt, mich dafür aber auf der See mit vortrefflichem Appetit begnadigt. Wie dieser auf dieser Reise seltsam gestillt wurde, erlaube ich mir, nur in einigen Worten zu schildern und dabei meines, mich nährenden, alten Capitäns Stolz dankbar zu gedenken. Es wurde nämlich um 8 Uhr ein guter Kaffee getrunken, um 11 Uhr folgte ein Gabelfrühstück, um 1 Uhr erschien das kräftige Mittagessen, aus zwei bis drei Speisen bestehend, dem sich dann wieder Kaffee anschloß. Um 7 Uhr tranken wir Thee mit reichlichem Rum, und um 9 Uhr beendete die täglichen Mahlzeiten ein warmes Abendessen. Nach solchen physischen Genüssen hätte man ruhig die achte Stunde des folgenden Morgens erschlafen können. Aber Papa Stolz beruhigte sich dabei nicht! Um 12 Uhr des Nachts begann nämlich seine Wache auf Deck, und nun trat er um Mitternacht regelmäßig, aber nicht gespenstisch wie der Geist von Hamlets Vater, sondern wie ein derber Seemann an mein Bett und weckte mich mit den Worten, d. h. in plattdeutscher Sprache: „Lieber Herr, wie ist's? wollen wir nicht etwas zu uns nehmen?" Nolens volens mußte ich nun heraus, und mit ihm ein paar Gläser Punsch mit etwas Kuchen (womit ihn seine künftige Ehehälfte vor dem Scheiden reichlich versorgt hatte) vertilgen. Um 1 Uhr schlief ich ein, um 4 Uhr war des Capitäns Wache geendet, so wie meine Ruhe, denn es weckten mich wieder genau die obigen Worte, und so stand um 4 Uhr — sage um 4 Uhr Morgens! — ein gutes Ragout, Beefsteak oder „Königsberger Klopö" (eine delicate Fleischspeise) nebst einer Flasche Portwein auf dem Tisch, und mit schlaftrunkenem Auge mußte ich angenehm Gevlagter — essen und trinken! — Daß bei solch raffinirter „Mastfütterung" die andern Stunden kaum zum Verdauen hinreichten, kann man sich denken.

Wenn man Gothland links und den Riga'schen Meerbusen rechts passirt hat, gewahrt man nach dieser Seite, nämlich der russischen zu, die Inseln Oesel und Dagoe; das zu Liefland gehörige Oesel zeichnet sich durch seine Schafe aus, die freilich

Digitized by Google

eben so dumm wie das andre russische Vieh dieser Gattung sind, aber bessere Wolle haben sollen, und darum auch noch sorgfältiger geschoren werden, — eine Kunst, die man in Rußland versteht. Von der Hauptstadt Arensburg, in welcher außer 2000 Menschen auch noch der gesammte Adel der Insel lebt und die Frucht seiner Güter verißt, vertrinkt und verspielt, bekamen wir nichts zu sehen, da sie auf der andern, uns abgewandten Seite liegt, wo näher nach dem Lande zu auch noch die kleineren Eilande Mohn und Runö eine sehr schmale und klippengefährliche Durchfahrt — Mohnsund — für die von Reval nach Riga gehenden Dampfschiffe bilden, die ich später einigemal passirt habe. Der Sele-Sund trennt Oesel von dem nördlicher liegenden und schon zu Estland gehörenden Dagoe, eine wenig fruchtbare Insel, deren Vorgebirge Dagerorth und der sie umgürtende Klippengürtel von den Seefahrern als ein Verderben bringendes Terrain gefürchtet sind. Wir passirten es bei lustigem Sonnenschein und sanftem Südwest, der uns an diesem „Schandort," wozu Dagerorth vor ungefähr 40 Jahren durch einen esthnischen Edelmann, Baron Ungern-Sternberg, einen der nichtswürdigsten Schurken seiner Zeit, gemacht worden, vorüber trieb.

Die Canaillerie dieses „Ritters" ist so beispiellos, daß ich ihm und zweien seiner Standesgenossen und Landsleute weiter unten einen eignen kleinen Abschnitt widmen werde. — Von hier an, wo wir Freisaag uns befanden, zieht sich eine Reihe kleiner Inseln und Klippen, an dem Hafen Baltischport vorüber, bis zu Reval fort. Die Gefährlichkeit der Fahrt, die sich, statt wie bisher nördlich, jetzt fast ganz östlich wendet, wird durch eine Menge von Leuchtthürmen gemindert, welche ihr Licht theils aus steinernen, theils aus hölzernen Gebäuden dem Schiffenden warnend entgegen senden. Nimmt man noch die Leuchtfeuer auf der gegenüberliegenden finnländischen Küste dazu, und läßt dabei seine eigne Phantasie etwas kokossal emporflackern, so gestaltet sich der finnische Meerbusen wie eine Riesenstraße, auf beiden Seiten mit gigantischen Laternen beleuchtet, nach welchem Maßstabe freilich ein Dreidecker noch immer zum winzigen Pflastertreter hinabsinken dürfte.

Am vierten Tage nach unserer Abreise von Neufahrwasser, also Sonnabend, Morgens vier Uhr, weckte mich der Capitän mit gewöhnlichen Worten zum frühen Schmause, fügte aber noch hinzu: „Wir kommen auf zwei Meilen Abstand bei Reval vorbei; Sie können deutlich die Stadt sehen." — Diese Gouvernementshauptstadt Estlands war aber mein Bestimmungsort, und ich hatte mich nur deßhalb nach Kronstadt eingeschifft, weil in preußischen Häfen höchst selten ein direct nach Reval gehendes Schiff zu finden ist. Da schon zwei Monate früher meine Gattin die Reise zu Lande nach Reval gemacht hatte, so interessirte mich natürlich der Anblick der Stadt mit doppelter Sehnsucht. Der von außen so reizend anzuschauende Ort mit seinem hohen Domberge lag, von der Maimorgensonne beleuchtet, so nahe, daß der Wind den Glockenschall von den Kirchthürmen herüberwehte. Ich capitulirte mit dem Capitän, mich hier landen zu lassen, wozu ich leicht eines von den in unserer Nähe umherziehenden Fischerbooten hätte benutzen können, allein die bekannten strengen Paß- und Zollgesetze Rußlands verwehrten ihm, auf meine Bitte einzugehen. Was half also aller Fluch und in laute Worte verdolmetschte Aerger? Ich mußte mich in Geduld fügen, nahm Abschied von der Stadt, und begab mich, um nur nichts zu sehen, so lange wieder in die Kajüte, bis der Anblick entschwunden war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprachen in Abyssinien.

(Nach Lefebvre's Reise in Abyssinien.)

Bekanntlich liegt die Kenntniß der in Abyssinien gesprochenen Sprachen, und somit die Ethnographie des Landes noch ziemlich im Argen, und ehe nicht Abbadie mit seinen erlangten Kenntnissen und Hülfsmitteln mehr uns Tageslicht teilt, wird auch wenig zu hoffen sein. Indeß gibt Lefebvre über die Hauptsprachen im allgemeinen folgenden, wohl ziemlich richtigen Aufschluß. Diese Hauptsprachen sind: die Ghiz-, die Tigre-, Amhara-, Agao-, Adel- und Gallasprache. Die erste muß am meisten Aufmerksamkeit erwecken, weil sie die heilige und litterarische Sprache des Landes ist, die, in welcher die historischen Ueberlieferungen aufgezeichnet sind. Sie scheint mannichfache Umwälzungen erfahren zu haben wie alle Sprachen, an denen der menschliche Geist sich geübt hat. Die Schrift hat mehrmals gewechselt und in den verschiedenen Inschriften Abyssiniens finden sich deutliche Spuren, denn die älteste Schrift war die himjaritische, welche Sprache auch die Abyssinier während der Besitzung Arabiens redeten.[1] Das Ghiz ist nicht in Abyssinien heim sich gewesen. Die Tigresprache ist eine Corruption der Aethiopischen (der Ghizsprache) mit zahlreichen Agao- und Galla-Wörtern. Die Amharasprache scheint die einheimische zu sein, jedoch durch die Berührung mit dem Arabischen und Griechischen Veränderungen erlitten zu haben. Die Linguisten sind nicht einig, ob es eine semitische Sprache ist. Die Agao-Sprache scheint ihre Quellen im Sanskrit zu haben. Die Adel- und Gallasprache sind beide Dialecte, deren Formen sich von dem Semitischen gänzlich unterscheiden.

Scenen aus der Wüste und dem Leben von Mexico.

(Fortsetzung.)

Der Salteador.

Die grünen Hügel der Savanne bedeckten sich mit langen Büffelreihen. Es wäre für die beiden Jäger mehr als verwegen gewesen, diese dichtgeschlossenen Heerden geradezu anzugreifen. Um einen oder zwei Büffel ohne allzu große Gefahr zu tödten, gibt es nur Ein Mittel, indem man sie von der übrigen Heerde trennt, wobei dann Geschicklichkeit und Behendigkeit des Jägers das Uebrige thun müssen. Gegen die Erwartung meiner beiden Gefährten zogen die Cibolos brüllend vorüber, in gleicher Linie mit dem Flusse, und keiner wagte sich nach unserer Seite. Der erste Europäer, der einen Büffel sah, wußte nach meiner Meinung sehr darüber erschrocken sein. Der Büffel ist größer als ein gewöhnlicher Stier; eine dichte Mähne, schwarz oder rostfarb, bedeckt seinen Hals, seine Schultern, die Brust und fällt bis auf die Füße nieder. Der Hintertheil des Thieres, von dem Höcker an, ist mit borstigen steifen Haaren besetzt, und wird beständig von dem mächtigen Schweife der dem einer Löwen gleicht, gepeitscht. Sein schwerer Schritt erschüttert den Boden, sein Gebrüll durchschneidet die Luft; seine Augen, die nur stumpfe Wildheit ausdrücken, und die schwarzen spitzen Hörner auf seiner breiten Stirne, geben ihm ein schreckliches Ansehen.

Indem wir nicht ohne Verdruß die riesigen Heerden vorüberziehen sahen, prüfte einer der Jäger mit einem Kennerblick mein Pferd, das er in der Finsterniß der Nacht noch nicht bemerkt hatte.

Caramba! sagte er, diese breite Brust, die feinen Beine, die offenen Nüstern, die langen Seiten, fürwahr einen ungewöhnlichen Renner an.

Mein Pferd, erwiederte ich mit einiger Eitelkeit, wetteifert mit einem Hirsch an Gewandtheit und einem Maulthier an Ausdauer.

Und einem Büffel an Schnelligkeit, unterbrach mich der Jäger. Nun um zur Sache zu kommen, Herr Franzose, so könntet Ihr mir einen großen Dienst erweisen!

Redet!

Ihr seht doch da unten die Heerde Cibolos, welche uns auszuwechen

[1] Oder vielmehr umgekehrt: die Südaraber, die Bewohner Yemens, eroberten Abyssinien, dessen Name selbst „Habesch" arabischen Ursprungs ist. Die Ghizsprache ist rein semitisch, d. h. von den Arabern nach Abyssinien gebracht.

Digitized by Google

scheinen. Da Euer Pferd ein so guter Renner ist, so galoppirt herzhaft bis zu diesen Furchtsamen und schießt Euer Gewehr darauf ab, wenn es möglich ist; Ihr werdet mindestens Einen treffen; die ganze Heerde wird Euch verfolgen, aber Ihr werdet ihnen leicht entkommen; nur die Raschesten und deshalb auch die Stärksten werden Euch folgen, indem sie sich nem der Schaar trennen und diese nehmen wir auf uns.

Aber Ihr im Ernste? fragte ich. Der Jäger sah mich erstaunt an. Und wenn mein Pferd stürzt?

Es wird nicht stürzen.

Aber es könnte dennoch geschehen?

Dann blieb' Euch freilich wenig Hoffnung ihnen zu entkommen. Indeß hat man es schon erlebt; aber im Falle, daß Ihr so glorreich umkommen solltet, versprech' ich Euch, zu Eurer Ehre ein schrecklicheres Blutbad unter den Gibeloo anzurichten.

Hört, sagte ich dann zu dem Jäger, es gibt tausend Gefälligkeiten, die ich Euch lieber erweisen wollte, als diese da; ich war schon sehr gegen meinen Willen vor einigen Tagen auf der Tigerjagd, und in voriger Nacht auf Bären aus, und scheue mich blutwenig darnach jetzt meinerseits von den Büffeln gejagt zu werden. Ich habe nachgedacht und will lieber Euch mein Pferd leihen.

Ich wagte es nicht, Euch um diese Gunst zu bitten, und, fügte naiv der Jäger hinzu, glaubte Euch Vergnügen zu machen, indem ich Euch diese Zerstreuung anbot.

Ich danke ihm für seine gute Absicht, und sehr erfreut mich aus der Schlinge zu ziehen, sagte ich seufzend die Leine meines Pferdes in seine Hand. Der Jäger begann damit es abzusatteln, legte die Decke, die ihm als Nachtzeit diente, vierfach zusammen und befestigte sie mit der langen Schärpe Faja von Guineischem Kreppy, die er um den Leib geschlungen trug. Dann entledigte er sich sogar seiner Gaiseneros, seiner Halbstiefeln aus Dammhirschleder und seiner Jacke.

Da das Spiel, welches ich bezimmen werde gefährlich genug ist, sagte er, so kann ich mir selber und dem Pferde nicht genug Freiheit der Bewegung geben, und Ihr werdet sehen, welchen Vortheil man aus einem gehörig zugerichteten Thiere ziehen kann.

Er ausgerüstet, nachdem er eine kurze scharfe und spitze Lanze an den Sattel gehängt, schwang sich der Jäger auf das Pferd, versicherte sich daß die Faja im Nothfalle ihm als Zügel dienen, und das ganze Gewicht seines Körpers tragen konnte, indem dadurch den Seiten des Thieres alle ihre Ausdehnung gestattet wurde. Mit einer Behendigkeit die mindestens jener der alten Numidier zu vergleichen, hielt er sein Pferd an, sprengte vor, reellte in seinen linken den Gabrecke, der zugleich als Lazo und Halfter dient, flog wie ein Pfeil davon und kehrte mit derselben Schnelligkeit zu mir zurück.

Ihr wißt gar nicht, was ein solches Pferd werth ist! sagte er, und es thut mir faß leid, Euch die Gelegenheit zu entziehen, einsehen zu lernen, welchen Schatz Ihr in ihm besitzt.

Ich gestehe, daß unter der Leitung des wilden Führers mein Pferd mir nicht mehr daselbe zu sein schien; dennoch empfahl ich dem Jäger dringend, es nicht allzu sehr den Hörnern der Büffel auszusetzen.

Wir liefen eine und dieselbe Gefahr, versetzte der Jäger lachend; dann gab er uns seine Verhaltungsbefehle. Wir sollten uns platt auf die Erde niederlegen, mit dem Gewehr in der Hand, und von der Böschung des Flusses zwischen dem hohen Grase die Bewegungen der Thiere beobachten, die er nach uns hinzutreiben würde.

Uebrigens, fuhr er fort, habe Ihr Zeit, Herr Franzose, bevor Ihr Euch in den Hinterhalt legt, ein Rennen anzusehen, wie Ihr wohl selten Gelegenheit haben werdet Eines zu schauen. Ich will Euch zeigen, was man von einem guten Pferde zu erwarten hat, das von einem guten Jäger geritten wird. Fast augenblicklich sagte er fort in der Richtung der Gibeloheerde, deren feines Gebrüll uns der Wind zuführte. Ich blieb am Flußufer stehen, um nichts von dem anziehenden Schauspiel zu verlieren, das mir verheißen war. Der Jäger machte einen großen Umweg, indem er ganz leicht über die dornigen Rispels und die Unebenheiten wegsetzte, wemit die Ebene besät war; das Pferd schien mehr zu fliegen als zu rennen, und wirbelte freudig; dann verschwand der Jäger hinter einem Hügel. Indeß hatte der Gehörte des kühnen Jägers eine Verbrennthe in den Boden gesteckt, an welcher ein rothgewürfeltes Tuch befestigt war. Ich sragte ihn, ob es ein Wahrzeichen für seine Cameraden sey.

Nein, sagte der Jäger; die Büffel sind wie die Stiere und können die rothe Farbe nicht leiden. Wenn Jeaquin einen oder zwei auffagt, so wird sie das Tuch hier unfehlbar anziehen, und wir können sie alsdann tödten; nur müßt Ihr nach dem Kopfe zielen, wenn sie sich auf uns stürzen.

Ist es denn unumgänglich nöthig, fragte ich den Jäger, sie gerade hieher zu locken?

Es ist mein Handwerk, verletzte er, wie Matassete vergessend, daß ich kein Jäger von Profession war. Er endete kaum seine Rede, als wir eine Art von Aufruhr und Bewegung in der Büffelheerde bemerkten, welche den untern Abhang des Hügels bedeckte, hinter welchem Jeaquin verschwunden war. Der verwegene Jäger hatte die jenseitige Höhe erstiegen und eben angelangt, stieß er zweimal einen gellenden Schrei aus, welchem anhaltendes Gebrüll antwortete, stürzte sich den Abhang herab, wie ein Felsblock, der niederrollt und verschwand mitten in dem dichten Walde von Hörnern und schwarzen Mähnen. Die Heerde gerieth in Bewegung nach unserm Signale hin, und bob dann in zahlreichen Gruppen nach allen Seiten auseinander. Ich sah Jeaquin von neuem in dem freien Raume, den er sich erschaffen, wohlbehalten galopyiren. Zwei Büffel von ungeheurer Größe schienen die Anführer einer dieser Abtheilungen zu seyn, die sich von der Hauptheerde abgelöst hatten und gegen diese beiden Unthiere schien der Jäger seinen Angriff zu richten. Auf einem Flügel des Heerhaufens sich umherschwenkend ging und kam er mit einer Behendigkeit und Kühnheit, die uns Wunderbare gränzte, ohne daß jedoch die beiden Anführer von ihrer Schaar wichen. Endlich entstand eine faß unmerkliche Lücke zwischen der kleinen Heerde und ihren Führern. Schnell wie der Blitz stürzte sich der Jäger hinein; aber hatte er vielleicht zu sehr auf die Behendigkeit seines Pferdes vertraut, oder war es eine List seiner wilden Gegner, ich sah mit unaussprechlicher Angst die lebendigen Wogen, die einen Augenblick zertheilt waren, sich zusammenthun und den unglücklichen Jäger wie in einen Schlund begraben, dessen gähnender Rachen sich hinter ihm zuschloß. Ich vergaß das Pferd, um nur an den Mann zu denken, und verbiß einen Schrei voll Angst mit dem Gefährten des armen Jeaquin. Die braunen Wangen des Jägers waren mit Todesblässe übergogen: das Gewehr in der Hand, wollte er seinem Cameraden zu Hülfe eilen, als er ein Freudengeschrei ausstieß und stehen blieb. Zwischen die Hörner der beiden Büffel gepreßt, die sich endlich von der Abtheilung getrennt hatten, die sie anführten, stand Jeaquin aufrecht auf seinem Pferde, das durch die dichte Wollendecke, welche darauf befestigt war, gegen die Hörnerstöße geschützt wurde. Während so die Gruppe sich uns nahte, zog der Jäger seine Stoßwaffe, setzte einen Fuß auf den wolligen Rücken des Büffels, bohrte die mörderische Spitze in das Halsgelenk, mit in dem Augenblick als das Thier eine letzte Anstrengung machte nicht umgerechen zu sterben, ließ er sich rasch zur Erde gleiten. Es war Zeit, denn im selben Augenblick wurde mein armes Pferd von dem Büffel niedergeworfen. Dadurch wurde es gerettet und entging so seinen beiden Drängern; es erhob sich sogleich und floh, beständig von den beiden Gibeloo verfolgt. Jeaquin lief daneben her, indem er die Leine festhielt, nahte sich und schwang sich mit einem Steigerhereb auf seinem Rücken.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht von Layard. Botta theilte in der französischen Akademie der Inschriften einen Brief Layards mit, aus welchem hervorgeht, daß die beiden großen Gebäude, die er in Nimrud zu Tage legte, nicht aus Einer Zeit stammen, sondern daß das eine vor Alter in Trümmer fiel, und nur das neuere, wie das zu Khorsabad vom Feuer verzehrt wurde. Botta drückt die Ansicht aus, daß seine Entdeckung von Khorsabad nur der erste Schritt zu einer langen Reihe von Entdeckungen gewesen sey. (Revue arch. Mars.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 92. 17. April 1847.

Die Halbinsel Taman

welche der Ostspitze der Krim gegenüberliegt, ist südlich vom Kuban begränzt, und auf allen Seiten von Meerbusen und Limans durchschnitten; der von Taman oder Bosvor hat jetzt keine Verbindung mit dem Kuban mehr, der von Temrük ist von dem asowschen Meer durch eine Landzunge getrennt und nimmt einige Arme des Kuban auf, die früher schiffbar waren; außerdem sind noch der Liman von Bugas, der mit dem schwarzen Meere in Verbindung steht, der von Kisliasch oder der Liman des Kuban selbst und der damit in Verbindung stehende Liman von Zuruk beachtenswerth. Alle diese Gewässer erfüllen und durchziehen die tamanische Halbinsel, die bei den Alten keinen besondern Namen hatte und ihren jetzigen nach Pallas von dem russisch-tatarischen Wort „Tuman", der Nebel, erhielt, weil die Halbinsel fast immer mit Dünsten bedeckt ist. Der erste Anblick ist nicht geeignet, den Reisenden damit zu befremden, wenn er über das Land nach dem ersten Eindruck urtheilen soll. Die Halbinsel ist fast ohne Bevölkerung, öde, und man sieht hier auch nicht Einen Baum, mit Ausnahme der Gartenreste in der Nähe von Taman, die sich aus der Zeit der türkischen Herrschaft erhalten haben. Im Allgemeinen ist jedoch das Land fruchtbar, und besteht aus Ebenen, angeschwemmtem Land und kleinen Hügeln, welche manchmal durch vulcanische Ausbrüche oder durch die Ueberschwemmungen des Kuban und des Meeres wechseln. Der Theil der Halbinsel, welcher zwischen den Limanen des Kuban und von Temrük liegt, ist der höchste, fruchtbarste und weidenreichste. Hier waren die Nekrasowzer [1] angesiedelt, deren Dörfer, auf den verschiedenen Höhen am Kuban sehr vortheilhaft gelegen, eine reizende Aussicht auf das transkaukasische Land und den Kaukasus hatten. Alte Leute erzählen, daß man in diesen Gegenden sehr viele Alterthümer fand, was nicht unwahrscheinlich ist, denn der ganze Boden ist hier überstäet mit Bruchstücken von Backsteinen und zerschlagenen Töpfen, und zeigt Spuren alter Wohnungen. Indeß gibt es auf der ganzen Halbinsel wenig Stellen, wo sich solche Spuren nicht finden. Man muß annehmen, daß dieser Theil des bosvorischen Reichs in alten Zeiten, wenn nicht stärker, doch wenigstens eben so stark als die Krim bevölkert war. Jetzt bietet er der Neugier nur Kurgane dar, welche den Reichthum, den Ruhm und die Größe der alten Bewohner der Halbinsel in sich schließen.

Wandert man auf diesem mächtigen Todtenfeld umher, so überzeugt man sich unwillkürlich von der Schwierigkeit, die alte Geographie des Landes wieder herzustellen. Es ist nach der Bemerkung vieler Naturforscher kein Zweifel, daß die Halbinseln von Kertsch und von Taman unterwühlt sind von unterirdischen Feuern, was aus dem Daseyn der Naphtaquelle deutlich genug hervorgeht. Die Schilderungen Strabo's stimmen nicht mit denen Homers und Herodots zusammen, und eben so wenig mit dem jetzigen Stand der Oertlichkeiten, obwohl Strabo das Land als Augenzeuge beschreibt, und man ihn als den classischen und einzig treuen Geographen des Landes betrachten muß. Der Kuban hat seit den Zeiten Strabo's sein Bett gewechselt; da wo vor nicht mehr als 200 Jahren der Fluß noch schiffbar war, hat sich jetzt angeschwemmtes Land gebildet. Im Sept. 1791 stieg nach einer heftigen Erderschütterung in Jekaterinodar an dem Ufer der Halbinsel in dem asowschen Meer eine Insel empor, die über eine Werst lang, 40 Klafter breit und ein Klafter hoch war; im folgenden Jahr war die Insel wieder verschwunden. Eine andere Insel zeigte sich im Mai 1814, die eine halbe Werst im Umfang hatte und gleichfalls wieder verschwand. Alles dieß beweist, daß seit den Zeiten des grauen Alterthums das Land mehrmals und zwar bedeutend seine äußere Gestalt ändern mußte.

[1] Eine Anzahl Kosaken, welche unter einem Anführer Nekrasow sich der russischen Herrschaft entzog, und als die Halbinsel Taman in russische Hände fiel, sich nach Bulgarien begab, jetzt aber den Russen wieder unterworfen hat.

Reiseskizzen von der Ostsee, von der preußischen, russischen, finnländischen und schwedischen Küste.

2. Auf der Ostsee. — Insel Gothland. — Kronstadt.

(Fortsetzung.)

Kleine, aus dem Meere emporragende Flaggen bezeichnen übrigens hier einen, von den Schiffern besonders bei den Herbststürmen sehr gefürchteten Felsen, der sich ungefähr eine Viertel Quadratmeile zwei bis drei Fuß unter dem Wasserspiegel, vor dem Eingange der Revalschen Meeresbucht befindet und den Namen „Meerstein" führt. An dieser Stelle treten die estnischen und finnländischen Ufer so nahe zusammen, daß von einer Landspitze des ersteren in nord-nord-westlicher Richtung nach der finnländischen Landspitze Eteräs die Entfernung nur ungefähr sieben Meilen beträgt, wogegen das östlich gelegene Bisavis: Helsingfors, ungefähr das doppelte entfernt seyn dürfte. Mit dem Fernrohre kann man beide Küsten zu gleicher Zeit erblicken. Bald darauf aber wird das Wasserbecken viel breiter, und mitten im Meere erhebt sich die pittoreske Insel Hochland, auf der Nordspitze steil aus den Wellen aufsteigend und sich mit allmählicher Abflachung nach Süden hindehnend. Dem Anscheine nach

Digitized by Google

dürfte das Eiland ungefähr eine Länge von drei Meilen haben, und welch ein mächtiger Felskoloß es ist, geht daraus hervor, daß man Hochland schon auf eine Entfernung von wenigstens acht Meilen deutlich gewahrt. Nie habe ich in den Umrissen eine täuschendere Aehnlichkeit gefunden, als die zwischen dieser Insel und dem neapolitanischen Capri. Eine südliche Erinnerung bietet Hochland dadurch dar, daß die Ostseefahrer mit den Passagieren, welche diese Reise zum Erstenmale machen, einen Scherz, ähnlich der Linientaufe, auszuführen pflegen, von dem man sich aber mit einem Trinkgelde an die Schiffsmannschaft loskaufen kann.

Ob die Insel zu Finnland oder einem der gegenüberliegenden russischen Gouvernements gezählt wird, weiß ich nicht. So viel ich erfahren, sprechen die Bewohner schwedisch, sind als kühne Fischer und Schmuggler berühmt, und sollen sich, vermuthlich in Folge des letztern Gewerbes, im Wohlstande befinden, der sich besonders in ihrem Aeußern und in den behaglichen, reinlichen Wohnungen, ähnlich den Helgolandern, zeigt.

Bei Sonnenuntergang, als eben die Hochländer Leuchtflamme sich entzündete, passirten wir auf kurze Distanz das schroffe Nordcap der Insel. In der Nähe des Bogsfriets mit Capitän Stolz über Bord gelehnt und den Rauch der Cigarre in die laue Abendluft hinausblasend, erzählte er mir, daß von den Schiffen, die im Herbste im finnischen Meerbusen zu verunglücken pflegen, ein Drittel gewöhnlich ihr Ende bei dieser Felseninsel finden. „Wenn ich von meiner zweiten, alljährlichen Fahrt," — fügte er hinzu — „im November von Petersburg nach Hause segle, stoßen mir die finnländischen Schären und Hochland stets den ängstlichsten Respekt ein. Aus den erstern, wo vor meinen Augen im wüthendsten Sturme ein Holländer mit Mann und Maus an den Klippen verschwand, hat mich und mein „Jdachen" (so hieß nämlich unser Schooner), nur ein Wunder Gottes gerettet. Hab ich erst Hochland hinter mir, und kann beim Sturme nicht mehr hohe See halten, retirire ich mich gewöhnlich nach Baltischport, und warte dort gutes Wetter ab." — „Jdachen" war des Capitäns Eigenthum; vor drei Jahren hatte er das schmucke Schiff nach seiner Angabe in Elbing erbauen lassen, und ich konnte während unseres Zusammenlebens nicht entscheiden, ob Stolz seine Braut in Danzig oder seine hölzerne Jda mehr liebte. Es lag eine rührende Komik darin, wenn mir der Alte alle Tugenden und Vorzüge seines geliebten, in der Taille wohl etwas zu wanken und schlanken Schiffleins auseinandersetzte. Wenn es, die 13 Segel — denn bis zu dieser Menge wurde es einigemal ausgerüstet — entfaltend, vor dem Winde dahinsauste und die durchschnittenen Wellen uns vorne am Bugspriet regenartig besprühten, jubelte mein alter Capitän lustig auf: „Sehen Sie, Herr! wie die nette Krabbe läuft! — lauf, Jdachen! daß du den dickbauchigen Holländer dort überholst!" — und sich zu der Schiffsmannschaft wendend: „Jungens, noch ein paar Flick Leinwand heraus!" — Und wenn nun ein Nachbarsegler um ein paar Knoten Länge hinter uns blieb, so war auf dem Schiffe eine Freude, daß man unwillkürlich mitjauchzte.

Alles Ding hat aber sein Ende, und Capitän Stolz ist seit dem November 1846 betrübter Wittwer seiner Jda geworden. Baltischport, sein Schutz und Vertrauen, hat ihn grausam getäuscht. In Hamburger Blättern fand ich die Nachricht, daß seine „nette Krabbe" an der Vorrüste des genannten Hafens bei wüthendem Sturme gestrandet und zertrümmert, und der Capitän mit seiner Mannschaft nur durch große Anstrengung der Lootsen gerettet sey. Ich muß gestehen, daß diese Nachricht — obgleich der Verlust mich gar nicht materiell berührte — in mir eine ganz eigene schmerzliche Empfindung erregte, mag man es auch eine falsche Sentimentalität nennen. Man bedauert ja das abgebrannte Haus, in welchem man glücklich und zufrieden gehaust, warum nicht das zertrümmerte Schiff, auf welchem man glücklich geschifft?

Ueber Hochland, nach Petersburg zu, hinaus verengt sich der Meerbusen zum beschränkteren, auf beiden Seiten deutlich begrünten Becken, und hier ist die See überaus belebt. An dem Sonntage, den wir in dieser Region feierten, waren wir stets in großer Gesellschaft. Kauffahrtei-, Dampf- und Kriegsschiffe eilen zwischen Petersburg, Reval, Riga, Sveaborg, Helsingfors, Wiborg, Abo hin und her. Die Flottenabtheilungen, die den Winter hindurch in Kronstadt, Sveaborg und Reval vertheilt waren, vereinigen sich während des kurzen Sommers zum Manövriren, Kreuzen und zu Uebungsfahrten, die aber in der Wirklichkeit nichts weiter als Amusements sind — wie der Pferdeliebhaber sein Wochenlang im Stall gestandenes Roß dann eine Stunde lang spazieren zu reiten pflegt — und nur immer einige Tage dauern, bis der frische Proviant ein Ende erreicht hat und die stomachale Nothwendigkeit eingetreten ist, irgendwo wieder in den Hafen zu laufen, um Kälber, Hühner, Gemüse u. dgl. als zu vertilgende Fracht an Bord zu nehmen. Das Trinken, in welchem die russischen Flottenofficiere, mit einigen Ausnahmen, ihresgleichen suchen, und das auf den Winterstationen systematisch bis zur „Bestialität" getrieben wird, setzt man auf diesen Kreuzfahrten mit gleicher Virtuosität fort. Wie wenig das reelle Kennenlernen des seemännischen Berufs gefördert wird, zeigt deutlich die Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit der russischen Seemanöver. Habe ich doch mit eigenen Augen im Julius dieses Reisejahrs, also in der dem Seefahrer günstigsten Saison gesehen, wie man in den Reval'schen Hafen unter dem Hohngelächter der Kauffahrer ein Kriegsschiff von 80 Kanonen bevastirt, hereinbugsirte, das bei einem, nicht Sturm, sondern ganz gewöhnlich starken Winde die Obermasten und Segel, wobei noch mehrere Menschenleben zu Grunde gingen, nur durch die Ungeschicklichkeit des Befehlshabers verloren hatte, der vermuthlich mehr in den Wein als in das Wasser gesehen.

Da wir uns immer mehr dem Ziele der Reise näherten, Momente, wo die Sehnsucht nach Land die Ruhe verscheucht, so verbannte ich für die Nacht von Sonntag zu Montag den Schlaf, und las bis über Mitternacht hinaus auf dem Verdecke ohne Licht, da es die Zeit der längsten Tage war, in welcher so hoch im Norden bekanntlich keine Nacht existirt, sondern Abend- und Morgenroth in einem Glanzstreifen zusammenfließen und nur eine helle Dämmerung und eine gar nicht zu beschreibende wunderbare Stille und Ruhe der Natur auf See und Land jene andeutet. Beim ersten Aufblitzen der Morgensonne stieg Kronstadt mit seinen immensen Festungswerken, die sich alljährlich noch vermehren und sich immer weiter ins Meer, wo nur irgend ein Felsen eine Grundlage darbietet, hinausschieben, vor unsern Blicken auf. Nächst Gibraltar dürften wohl nur Sveaborg (dicht vor Helsingfors im Meere auf Granitklippen belegen) und Kronstadt so die Unüberwindlichkeit und den kriegerischen Trotz documentiren. Es muß wirklich unmöglich seyn, daß hölzerne bewegliche Festungen, wären sie auch Schiffe ersten Ranges, sich einen Eingang in diese stabile Granitwelt, garnirt mit 2000 Feuerschlünden, erzwingen können. Kronstadt ist wirklich der „Petrusschlüssel zu der Moscowiter

Digitized by Google

neuem Himmelreich St. Petersburg!“ Da vom schwarzen Meere aus, bei gut vertheidigtem Bosphorus, ein Eindringen in die südlichen, ebenfalls respectabel befestigten Häfen, auch fast unmöglich, so wäre, bei der Hülfsleistung der Natur, die in diesen nordischen Gewässern nur alljährlich ungefähr einen fünfmonatlichen eisfreien Seefestzug gestattet, die Unantastbarkeit Rußlands vom Meere aus entschieden, wenn der scharfzahnige Rachen dieses kolossalen Staatenungeheuers noch das schwedische Gothland (wie bereits die Alands-Inseln) verschluckt hätte, nachdem es, wie man sagt, bereits die lüsternen Krallen, freilich vor der Hand nur in diplomatischer Katzen-Sammet-Pfoten-Manier auszustrecken versucht hat. Gothland, Verzeihung, daß ich noch einmal darauf zurückkomme! ist ein wichtiger, politischer Punkt im nördlichen Europa; seiner geographischen Lage nach das Vorlegeschloß des finnischen und bothnischen Meerbusens, das in der Hand einer starken Macht die russische Flotte wie in einem Teiche einschließen und die freie Schifffahrt auf der Ostsee sichern würde. Schweden muß in immerwährender Furcht leben, sich diesen für Rußland und die übrigen europäischen Großmächte so bedeutenden Punkt über kurz oder lang aus der Hand gerungen zu sehen; freilich ist dieses Land gegenwärtig zu schwach, um sich vor dieser Furcht durch eine imposante, drohende Waffenmacht, die es auf diesen Punkt vorzuschieben nöthig hätte, schützen zu können. Es steht, meines Wissens nach, auf Gothland nur eine einzige Compagnie regulärer Truppen, wogegen freilich zur Zeit des Krieges die Landwehr der Insel, wozu alle Männer zwischen 15 und 25 Jahren gehören, auftreten würde, die aber wohl in dem flachen, offenen Lande gegen eine disciplinirte fremde Heeresmacht nichts ausrichten könnte. Der vor einigen Jahren in Stockholm gemachte Besuch des Kaisers Nicolaus soll, wie die Fama sagt, behufs der Recognoscirung des Meinungs-Terrains stattgefunden haben, und eine Besprechung des russischen und schwedischen Monarchen in dieser Angelegenheit erfolgt seyn, nachdem kurz vorher England eine Abtretung der Insel verlangt hatte. Irgend eine Veränderung gehört nicht zu den Unmöglichkeiten; Berufung auf garantirte Verträge würde Schweden nicht schützen, seitdem die Heiligkeit solcher Verträge, schlecht genug, aufgehört hat eine Wahrheit zu seyn. Der einzige Schutz besteht in der eigenen Aufrechthaltung der energischen Rechtlichkeit Schwedens, die so ehrenwerth im Volke begründet ist, und sich in dem trefflichen König Oscar concentrirt. Diese würde, wenn die Schamlosigkeit eines fremden Gewaltangriffs — sey's von welcher Seite er komme — die Gränzen Schwedens anzutasten wagte, doch hoffentlich in den Herzen anderer, für Rechtlichkeit nicht abgestumpfter Völker und Monarchen Sympathien erwecken und Anklang finden, und dem Machtlosen mächtigen Beistand gewinnen. Freilich sind in den neuern politischen Verhältnissen ähnlicher Art Thatsachen von so widerwärtiger und arger Natur vorgekommen, daß auch Schweden in solchen Hoffnungen sich leicht betrogen sehen könnte.

Am Montage, also den sechsten Tag nach unserer Abreise aus dem Danziger Hafen, um 6 Uhr früh, befanden wir uns auf der Kronstadter Rhede, und legten bei der Brandwache — wie das wachhabende Kriegsschiff genannt wird — bei. Es dauerte auch nicht lange, so langten Zoll- und Brandwachtofficiere mit ihrem Boote bei uns an und begannen ihre polizeilichen und commerciellen ersten Untersuchungen, nachdem sie aber vorher sehnsüchtig nach einem Frühstück umhergeschaut hatten, was ihnen auch vom Capitän, bestehend in Butterbrod, fettem Niederungskäse und Danziger Schnapps, dieses russische Magenalpha und Omega, beschwichtigend vorgesetzt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde auch meine angebrochene Viertteltausendkiste guter Cigarren, die mit wunderbarer Virtuosität in die Taschen der russischen Uniformen hineinglitten, ein Raub dieser privilegirten Piraten, aber kein gesetzlicher, da mir die Einfuhr dieser von mir benutzten Glimmstengel erlaubt war.

Alle Lucken und Oeffnungen des Schiffs wurden geschlossen und mit Siegeln belegt, die erst wieder in Petersburg abgenommen werden, wobei sich eine komische Scene ereignete, die kaum glaublich, aber dennoch wahr ist. Meine Koffer und Kisten erfuhren nämlich dasselbe Siegelschicksal, wie alles übrige. Ich führte zwei Hunde mit mir, einen großen Wolfshund und ein Wachtelhündchen; Hunde werden bei der Einfuhr in Rußland als Waare betrachtet und pro Stück mit drei Silberrubeln verzollt. Es entstand nun unter den Beamten ein Disputatorium darüber, wie man diese beiden lebendigen Waaren unter Siegel bringen sollte; ein „gelehrter Thebaner“ machte sogar den Vorschlag, sie in den zu verschließenden Raum des Schiffes mit einzuschließen, von wo ich sie dann nach acht Tagen — so lange dauert die russische Zollprocedur bis zur Freiwerdung — als verhungerte Leichen wieder bekommen hätte. Hiegegen opponirte ich nachdrücklichst. Da aber in Rußland bekanntlich alles „nach der Form“ geht, und von dieser nicht abgewichen werden darf, so drückte man auf die Halsbänder beider Hunde das kaiserlich-russische Zollsiegel, und übergab sie mit mit der Weisung, sie auf dem Zollamte in Kronstadt auszulösen, warnte mich aber dabei, das Siegel ja nicht zu verletzen, eine schwere Aufgabe für mich armen Thierfreund, da bekanntlich im heißen Sommer die Hunde gern mit der Hinterpfote am Halse zu kratzen pflegen, und in dieser Gegend der unverletzliche kaiserliche Adler thronte, den ich vor dem Kratzen schützen sollte! Es war eine Arbeit, die meine gespannteste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und Rußlands Wappen hat gewiß zu jener Zeit keinen sorgsamern Schützer gehabt, als mich. Nun soll man in die Zollbureaux aber keine Hunde mitbringen. Einen ganzen Tag wird man aber bei den Zoll- und Paßarrangements — denn ungefähr acht Kanzleien hat man von einem Ende der Stadt bis zu dem andern zu durchwandern — nach der Form abgehetzt, ohne ein Privathaus betreten und dort irgend etwas ablegen zu dürfen, und so erschien ich denn überall mit meinen beiden vierfüßigen Gefährten. Beim Eintritt in die Bureaux wollte man jedesmal meine armen Köter hinausjagen; trotzend auf mein Recht zeigte ich aber auf die Siegel der Halsbänder, und wie der Chinese vor seinem Idole, machten die Beamten dann gleich eine leichte Verbeugung gegen die lebendige Waare, wobei es unentschieden blieb, ob dieser Zeichen der Ehrfurcht den Hunden oder dem Adler des Siegels galt.

(Schluß folgt.)

Scenen aus der Wüste und dem Leben von Mexico.

Der Salteador.

(Fortsetzung.)

Jetzt ist es an uns, sagte der Jäger neben mir, indem er beim Anblick der beiden Büffel seinen Posten wieder einnahm, welche, den Reiter und das Pferd verfolgend mit ungleichen Schritten auf uns zurannten, während die Heerde ihrer beiden Führer beraubt, nach den Hügeln floh. Wir warfen uns platt an den abschüssigen Flußrand nieder und erwarteten die beiden Stiere, welche einen Augenblick anhielten und vor Wuth brüllend ihre Hörner in die Erde stießen. Der

Digitized by Google

Jäger schwenkte nun lebhaft das rothe Tuch an seiner Weidengerte. Beim Anblick der verhaßten Farbe stürzten die beiden Thiere mit wilder Lust auf uns zu. Joaquin hielt sich zur Seite, seine Reihe war zu Ende. Man kann sich nur schwer von dem schrecklichen Anblick des wüthenden und verwundeten Büffels einen Begriff machen. Bei jeder seiner Bewegungen strömte sein Blut nach rechts und links, röthete seine schwarze wogende Mähne; blutiger Schaum drang aus seinen Nüstern, deren furchtbares Schnauben uns immer näher kam. Der andere Büffel über holte ihn, mit seinem stumpfen Auge das Tuch anstierend, das der Wind vom Flusse her allein bewegte, denn der Jäger hatte gleich mir die Büchse in der Hand. Eine Minute weiter und wir mußten uns gegen die beiden wüthenden Thiere vertheidigen. Glücklicherweise stürzte der verwundete Büffel einige Secunden später schwer zu Boden und verschied. Feuer! rief der Jäger. Den drei Kugeln in den Kopf getroffen, hielt der andere Büffel an, fiel und erreichte den Boden fast an dem Rande der Böschung die uns schützte. Joaquin kam im furzen Trabe zurück, frisch und lächelnd wie der Reiter, der in der Reitbahn alle Eigenschaften seines Pferdes bewundern läßt. Er unterstützte den zuletzt gefallenen Eibelo.

So wahr Gott lebt! sagte er, Euer zwei Kugeln haben in den Kopf getroffen und das ist für einen Anfänger gut genug. Was mich betrifft, so will ich künftighin nur zu Pferde auf den Büffel jagen.

Aber nicht auf dem Meinigen hoffe ich, eilte ich hinzuzusetzen, denn es ist ein Wunder, daß das arme Thier den Hörnern der Eibelos entrennen ist.

Ich zählte indeß darauf noch mehr zu thun, und sobald ich gehörig breitten bin, soll es auch geschehen. Nun, bei Gott! ich glaube die Verfehmung hat meine Meinung erhört, denn hier schickt sie uns ein Pferd entgegen, das meinem Treu für mich gestattet und zuklimm scheint. Wir haben in der That ein gezähmtes gefangenes Pferd, das so rasch gegen den Fluß rannte, als hätte es vor einer Büffelbeerde. Die weiten hölzernen Bügel, welche seine Seiten schlugen, trieben es noch mehr an. Sein Lauf wußte übrigens schon lange dauern, nach dem Schaume und Schweiß zu schließen der von seiner Mähne troff. Der Reiter der allem nach abgeworfen worden war, kennte nur sehr weit von uns entfernt seyn.

Wenn ich mich nicht irre, rief Joaquin, so ist es das Pferd des Nei, sondern, der uns den Besuch des Bären angekündigt hat. Es wird ihm in der Savanna ein Unglück zugestoßen sein; denn wenn er auch nicht sehr muthvoll gewesen war, so schien er doch ein allzu guter Reiter, um sich abwerfen zu lassen. Ihr werdet mir erlauben wie ich hoffe, mich noch einmal Eures Pferdes zu bedienen, um mit dieses da zuzueignen.

Bei diesen Worten band der Jäger die Reata ab, welche um den Hals meines Pferdes geroll war, machte einen laufenden Knoten an das Ende des Seiles und sprengte fort, dem entlaufenen Thiere nach. Mit der Gewandtheit, welche die mexicanischen Reiter auszeichnet, hatte er rasch seine Schlinge über das flüchtige Pferd geworfen, das, als es sich gefangen fühlte, stehen blieb und sich ohne Widerstand fortführen ließ. Die Untersuchung des Sattels kennte uns nichts Näheres über das Schicksal des unglücklichen Reisenden mittheilen. Indeß kennte ein tiefer, frischer Riß im Leder, der am rechten Bügel begann, und bis lehten, daß der Reiter mit Gewalt herabgeworfen und auf dem Boden geschleift werden, und daß sein Sporn im Augenblick seines Falles diesen Riß verursacht hatte.

Uebrediest waren die Riemen, welche das Felleisen festhielten, entzweigeschnitten und nicht zerrissen oder losgebunden, und man wird sich vielleicht erinnern, daß selbes einen Sack mit Geld enthielt. Die Jäger schüttelten den Kopf.

Ich habe niemals den Tierra-Abentreäes getraut. Da Euer Weg Euch nach Tubac führt, Caballero, so will ich Euch begleiten; dieses Pferd kömmt von der Seite des Presidio her und ich möchte gerne etwas Näheres in der Sache erfahren.

Ich nahm den Vorschlag des Jägers gerne an. Ich badete mein Pferd um die blutigen Spuren von Joaquins Heldenthaten abzuwaschen; sattelte es, der Jäger band die beiden Hunde von einem Weidenbusche los, und nachdem ich von seinem Gefährten Abschied genommen, zogen wir weiter, ich auf meinem Pferde und Joaquin auf dem, das der Zufall ihm zugeschickt hatte.

Hundert Schritte von da sahen wir die Wasserschläuche im Grase liegen, welche die wilden Bewegungen des Pferdes vom Sattel losgelöst hatten.

Vielleicht, sagte ich zu Joaquin, finden wir auch des Reisenden Sack mit Golde? — Der Jäger antwortete mir nur mit unglaublichem Lächeln. Wir eilten noch eine Stunde im scharfen Trabe. Eine Meile ungefähr von Tubac schlugen die Hunde an und drangen in ein kleines Thal, wohin wir ihnen folgten; hier erwarteten uns ein schrecklicher Anblick. Mitten in einer Blutlache, das Gesicht gegen den Boden gekehrt lag der Unglückliche, den wir einige Stunden zuvor mit dem Flüchtlinge hatten fortgehen sehen.

Das Sprüchwort hat recht, sagte der Jäger bedrückt: der Schagnar und das Lamm ziehen nicht lange mit einander fort. Der arme Teufel! fügte er mitleidig hinzu, schüchtern und furchtsam wie er zu sein schien, kennte nur im Rücken getroffen worden sein, und sehr hier die Spur des Schagnars. Es ist der Abdruck seines Fußes, so wie ich ihn in der Asche unsers Herdes gesehen habe; aber andere Spuren mischen sich mit der Seinigen und diese kenne ich nicht.

Der Jäger prüfte die noch frischen Fußstapfen mit der Sorgfalt, die seinen Landsleuten bei solchen Untersuchungen eigen ist und worin die amerikanische Race Gelegenheit findet, ihren wundersamen Scharfsinn zu entwickeln. Voll Vertrauen in den fast hellsehenden Instinct des Prairiejägers hörte ich ihm mit lebhaftem Antheil zu; nachdem er sorgfältig den Boden untersucht und tief nachgedacht hatte, näherte er sich mir und sagte mit dem Ausdruck unerschütterlicher Gewißheit: Hört, was ich hier bezeugen will, vor Gott und den Menschen, wenn diese Leiche selbst die meines Bruders wäre; der Mann, den ich im Verdacht hatte, ist nicht schuldig an diesem Morde; das Verbrechen wurde gegen seinen Willen vollführt. Hier, und er zeigte die Spur der Knie, hat der Reisende um Gnade gefleht; der Mann aus der Tierra Aventre hat ihn mit seinem Körper gedeckt, wie es die Spuren seiner Fersen dicht bei denen des Knienden bezeugen, und hier, setzte er hinzu, indem er auf den Abdruck eines Fußspitze wies, hat ein Schakal von hinten den Unglücklichen getroffen, dem seine Gefährten vertheidigten. Der Schakal wird nun auch seinerseits getroffen werden! Amen.

Es war nun offenmale, daß ich einen Mexicaner sich so feierlich im Angesicht des Todes aussprechen hörte. Ich drückte schweigend Joaquins Hand. Einige Stunden später trennte ich mich von dem Jäger; noch ganz bewegt von diesem unglücklichen Auftritte kam ich nach Tubac, wo ich mich wohl hütete meines traurigen Begegnisses zu erwähnen. Uebrigens war alles im Presidio in Bewegung, denn was unerhört war, die vergangene Nacht ward ein Silbertransport angegriffen und eine beträchtliche Summe von Andelanten geraubt werden. Dieß war eben so begreiflich für mich, wie für den Büffeljäger die Umstände des Mendelmordes des unglücklichen Reisenden es gewesen waren; in beiden Fällen erkannte ich die Einmischung des Tierra-Abentreäe.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht aus Island. Die Berlingsche Zeitung vom 3 April meldet folgendes aus Island. Das Land war im vorigen Jahre mit verschiedenen auf einander folgenden ansteckenden Krankheiten geplagt. Nach den Masern im Frühjahr und Sommer 1846 folgt Blutdurchfall, welche von manchen als eine Folge des Ausbruchs des Hekla betrachtet wurde (Isländisch herrschten auf den Faröern gleichfalls die Masern, die man auch als eine nemliche indirecte Folge des Heklaausbruchs ansah) und dann rheumatisch-nervöse Fieber und Typhus. Die Sterblichkeit war überhaupt sehr groß. Diese Nachricht will auch wissen, daß fast den ganzen Winter hindurch aus dem Hekla Rauch aufstieg, und daß man am 15 Februar, so wie in den ersten Nächten des März Erdbeben verspürte. Auch führt man es nicht mit Unrecht als merkwürdig an, daß die, übrigens nicht in großem Umfang gebauten Kartoffeln ausnehmend gut geriethen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 93. 19. April 1847.

Literarische Nachricht aus Indien.

(Aus einem Briefe eines deutschen Missionärs Dr. H. in Calcutta vom Januar 1847.)

Für jetzt ist der älteste Sohn des bekannten und unlängst verstorbenen Dwarkanath Thakur, Gutsbesitzer und Kaufmann, nicht Prinz, wie deutsche Zeitungen angaben, der entschiedenste deistische Gegner des Christenthums, der in ganz Bengalen Schulen stiftet, und persönlich den Deismus als alte Vedalehre predigte. Dieser und andern Sekten können wir nicht begegnen, bis wir einmal die Vedas gedruckt besitzen. Da habe ich gerade etwas über die Hälfte der Vedas mit den ältesten Commentarien vor mir auf dem Tische liegen; die ganze Sammlung in mehrern Exemplaren — alle natürlich in Manuscript — liegt neben mir. Aber wo sollen die Mittel herkommen, sie zu drucken? Es würde wenigstens 100,000 Rupien kosten. Wenn dieß aber einmal geschehen wäre, so hätten wir die feste Burg des Hinduismus gesprengt. Der Name Veda schon ist ein Zauberwort bei gelehrten und ungelehrten Hindus, und es ist hohe Zeit, diese Bücher allgemein bekannt zu machen und wenigstens das Mysteriöse daran und helle Licht des Tages zu stellen. Werde ich wohl im Stande seyn, dieses Werk zu vollbringen? Ich selber zweifle daran, obschon ich es thun könnte, wenn die Druckkosten bestritten würden.

Meine Sanscrit-Anthologie ist heute fertig geworden. Sie enthält 53 der besten poetischen Werke, groß und klein, wie sie eben sind; der Autoren sind 30. Ich werde 50 Exemplare nach Deutschland spediren; der Preis ist freilich hoch, aber im Verhältniß zu Werken, die in Europa gedruckt werden, billig, 34 Bogen für 10 Rupien. Hier haben nun unsere Orientalisten Gelegenheit, mit der Sanscritliteratur — wenigstens in Einem Fach — bekannt zu werden. Jetzt werde ich schneller mit dem großen Werk der eigentlichen „Dharmasastras" fortfahren, welches 30 der ältesten Gesetzbücher enthalten soll. Ein Achtel ist bereits gedruckt. Diese Werke sind meistens so alt wie das Gesetzbuch des Menu, das bis jetzt allein bekannt ist; sie führen sämmtlich den Namen Smriti, d. h. Gedächtniß, Erinnerung, Jurisprudenz. Da lernt man die Wurzel des vielstämmigen Baumes kennen. Ich werde das Ganze in zwei Bänden in Octav drucken und für 20 Rupien verkaufen, so daß es für Gelehrte leicht seyn wird, sich das Buch anzuschaffen.

Reiseskizzen von der Ostsee, von der preußischen, russischen, finnländischen und schwedischen Küste.

Auf der Ostsee. — Insel Gothland. — Kronstadt.

(Schluß.)

Die Fahrt von Danzig nach Kronstadt, in kaum sechs Tagen zurückgelegt, war eine ziemlich günstige gewesen, als wir dicht vor dem sehr bevölkerten Hafen Anker warfen; hinein wollte der Capitän natürlich nicht, da er nach Petersburg hinauf mußte und nur einen etwas höhern Wasserstand in dem bei gewissen Winden seichten Fahrwasser abwartete. Eine Beschreibung der systematischen Abjagung von Zollstube zu Zollstube, die von Morgens 8 Uhr bis Abends um 7 Uhr, also volle elf Stunden dauerte, während welcher Zeit es mir nicht erlaubt wurde, den von dem heißen Junitage total ermatteten Körper mit Speise und Trank nur auf einen Moment zu stärken, wird mir der Leser erlassen, da mir noch jetzt die Erinnerung alle frohe Laune benimmt. Das Resultat unendlicher Schreibereien und Quälereien war, daß meine Effecten vom Schiff in das Packhaus des Zolls geschafft und ich nebst meinen Hunden, nach Erlegung von 6 Rubeln für dieselben, entlassen wurde.

Beyer's deutsches Hotel in Kronstadt war mir empfohlen worden, und so eilte ich auf schneller Droschke dem gastlichen Dache zu, das ich allen Landsleuten, die das Unglück haben sollten nach Kronstadt zu gerathen, bestens empfehlen kann. Wirth und Wirthin waren vor kaum einem halben Jahre gestorben, und zwei Töchter von 20 und 18 Jahren — bescheidne, streng sittliche und allgemein geachtete Jungfrauen setzten das schwierige Geschäft der Eltern fort. Sechs Tage, die ich bis zum Abgange des Dampfschiffes nach Reval hier zubringen mußte, wurden mir von den freundlichen Wirthinnen auf die zuvorkommendste Weise angenehm gemacht, und mit herzlichem Danke schied ich von ihnen. Vor wenigen Monaten ist, wie ich erfahren, die älteste der Mädchen-Wirthinnen die Gattin eines der Capitäne geworden, die die Dampfschiffe zwischen Kronstadt und Lübeck befehligen, dabei aber Verwalterin ihres Hotels geblieben.

Frühere Verbindungen hatten mir schon im voraus vom Handelsministerium die Vergünstigung verschafft, all meine Sachen, sofern ich sie nicht als Handelsartikel benutzen wolle, was ich gegentheils hinlänglich bewies, zollfrei in Rußland einführen zu dürfen. Wie lange aber die Bestchtigung von 14 großen Kisten (außer Meubel führte ich meinen ganzen Hausstand mit) in einem schikanirenden Zollamte, als welches Kronstadt in der ganzen russischen Monarchie bekannt ist, dauern,

Digitized by Google

daß darüber Wochen vergehen dürften, war mir bekannt. Die Bitte, meine Effecten plombirt nach Reval als meinen künftigen Wohnort gehen zu lassen, damit sie dort revidirt werden könnten, wurde mir von dem Chef der „Zöllner und Pharisäer" abgeschlagen, denn auf diese Art war ja von den Kronstädter Beamten keine Trinkgeld-Contribution zu erlangen. Rascher Entschluß, guter Entschluß! Am Morgen des dritten Tages meines Kronstädter Aufenthalts früh 9 Uhr setzte ich mich auf ein Dampfboot, langte um 12 Uhr in St. Petersburg an, bewirkte auf dem Handelsministerium durch den Stellvertreter des Ministers, den liebenswürdigen Fürsten Wjäsemski (einen der ausgezeichnetesten Dichter Rußlands) Erfüllung meines Wunsches bis 2 Uhr, dinirte auf dem Newsky Prospect bei Georges bis 4 Uhr, machte dann bei einem alten Gönner noch einen Besuch, fuhr um 5 Uhr wieder von St. Petersburg ab, und traf um 8 Uhr in Kronstadt wieder richtig meinen Thee.

Wer, wie ich, seit 10 Jahren Petersburg nicht gesehen hatte, seit 10 Jahren, in welchen sich die prachtvolle Stadt noch um so vieles verschönerte, und sich dann damit begnügt, dieselbe nur auf fünf Stunden wieder zu besuchen, um einen Blick auf die gewaltige Isaakskirche, dieses Weltwunder, — einen zweiten im Vorüberfahren auf das neue Leuchtenberg'sche Palais, und einen dritten auf die zweite, unverändert Auflage des frühern abgebrannten Winterpalastes zu werfen, dann aber wieder rubig abzufahren, kann sich als Seltenstück jenes Engländers betrachten, der von London kam, in seinem Boote die Newa bis zum Sommergarten hinaufuhr, das vergoldete Drachtgitter desselben anschaute, und dann phlegmatisch wieder nach London zurückkehrte.

Was ich vor zehn Jahren als 28jähriger, das Leben nur von der lachenden Seite kennender junger Mann mit Lust und ohne Prüfung betrachtete, hatte nun bei dem erfahrenern 38jährigen ein anderes Colorit angenommen. Mein letzter Aufenthalt in Rußland heilte mich durch die ernste, nackte Wahrheit in widerwärtiger Gestalt, wie sie mir überall entgegentrat von dem Augenblick an, wo ich den Fuß ans Land setzte, bis zu dem Moment, wo mich das Schiff wieder nach Deutschland zurückführte, wohl für immer von der übermäßigen Bewunderungswuth, die ich jahrelang für den Koloß des Ostens hegte. Mein früherer „russischer Rausch" möge darin seine Entschuldigung finden, daß ich damals in Petersburg lebte, wo sich alles im, wenn auch nur erborgten Glanze dem Auge neu, wunderbar und prächtig darstellte, — daß ich, begünstigt von äußeren Umständen, nur Gelegenheit hatte, immerfort die goldne Schale aber nicht den wurmstichigen Kern zu sehen, und daß der jüngere, durch prachtvolle Eindrücke geblendete Mann eben jenen Kern nach der Schaale beurtheilte. Das, was ich bei meinem letzten Aufenthalt in Rußlands Provinzen fern von dem drohenden, die freche Willkür in Schranken haltenden Auge des kräftigen Kaisers kennen lernen sollte, hat mich mit unaussprechlichem Widerwillen gegen die edle, moralische Atmosphäre erfüllt, die sich, je weiter von der Zaarenresidenz, desto stinkender über das jeder Gesittung und Rechtlichkeit abholde Verwaltungsgezücht ausbreitet. Daß es Ausnahmen, sehr ehrenwerthe Ausnahmen gibt, ist nicht zu läugnen, aber eben daß hier nur die Ausnahme und nicht die Regel vorherrscht, ist das Traurige bei der Sache.

Ich erwähne, da ich in Rußland bin, dem Lande, in welchem die meisten Beamten durch lächerlich kleine Gagen, die kaum zu der Bekleidung hinreichen mögen, geradezu aufs Geldprellen und Betrügen angewiesen sind, daß ich in Kronstadt für einen auf sechs Stunden zur Fahrt nach Petersburg zu benutzenden Paß (mein ausländischer lautete nur auf: „über Kronstadt nach Reval") drei Silber-Rubel dem dejourirenden Beamten zahlen mußte, obgleich ich wußte, daß die Taxe nur einen Rubel beträgt. Natürlich war ich aber nicht gesonnen mit vielleicht achtzäbiger Lauferei und Beschwerdebeführung zwei Rubel zu retten. Am unangenehmsten für das Publicum, für Einheimische und Fremde ist, daß gerade auch die Polizeiofficianten, mit denen man in Rußland in fortwährende Berührung kommt, so kleine Besoldungen erhalten, und deßwegen ihre bedeutende Beamtenmacht auf die lästigste, und ist der Beamte gewissenlos genug, manchmal auf die gefährlichste Art zu Erpressungen benützen müssen, wenn sie, im strengsten Sinne des Worts, nicht verhungern wollen. Ich will nur ein mir ganz bekanntes Beispiel aufführen. Ein Stadttheilaufseher in Reval (so viel wie ein Polizeicommissär in Berlin), mit dem ich in einem Hause wohne, und der den Rang eines Raths hatte, bezog eine jährliche Gage von 400 Rubel Banko, ungefähr 120 Thaler Preußisch. Davon sollte er sich anständig kleiden, seine Frau wollte modern auf den Bällen erscheinen, eine Wohnung von vier Zimmern war unerläßlich, und um die unzähligen täglichen Gänge des Beamten erledigen zu können, mußte ein Pferd nebst Droschke gehalten werden; Morgens wurde zur Stärkung in der Restauration wenigstens eine Flasche Wein getrunken, und Abends zur Erholung im Klubb eine Partie Whist gemacht; die Dienerschaft bestand aus einer Köchin, einer Kinderwärterin und dem Kutscher. Um dieß alles bestreiten zu können, reichen natürlich nicht 120 Thaler, sondern kaum das Zehnfache hin. Schuldenmachen und öffentlich Betteln ist aber den russischen Beamten bei Dienststrafe streng verboten, also müssen Erpressungen und Quälereien vom Publicum das Fehlende herbeischaffen. Mein Hausgenosse gerirte sich auch ganz und gar nicht, bei Erörterung dieser Angelegenheit gegen mich zu äußern: „Sie sehen, daß die Regierung uns darauf hinweist, Spitzbuben zu werden!" — Man verdamme und schimpfe also nicht diese armen Teufel, die gezwungen sind, sich durch Unredlichkeit von dem schrecklichen Hungertode zu retten. Eine Abhülfe dieses Mißverhältnisses, von dem der russische Monarch, der ja überall ins Detail zu dringen sucht, doch unterrichtet seyn muß, und dessen Worte wenigstens so oft seine Abneigung gegen jede Unrechtlichkeit aussprechen, wäre demnach meiner Meinung nach darin zu finden, wenn sich der liebe Gott einmal bewegen ließ, den Kaiser von Rußland auf ein Jahr durch ein Wunder zum „Polizei-Quartainik" mit 400 Rubel Banco Gehalt zu machen, und ihm die Aufgabe zu stellen, mit Frau und Kind von dieser Gage ein ehrlicher Mann zu bleiben. Ich glaube, daß dann vom nächstfolgenden Jahre die Besoldung steigen oder die Sache beim Alten bleiben würde!

Aber auch die Privatbeamten in Rußland machen keine Ausnahme von diesen Erpressungsregeln; es ist, als ob diese Seuche ansteckend wäre. Ich begab mich in Petersburg in das Dampfschiffcomptoir des Kaufmann Baird (eines Engländers, der in Rußland binnen 25 Jahren vom armen Mann zum Besitzer mehrerer Millionen avanciert ist), um mir für 6 Silber-Rubel ein Reisebillet nach Reval zu lösen. Der dejourirende Commis, ein Deutscher, erklärte mir, daß bereits alle Plätze zur nächsten Fahrt vergriffen; ein hinter ihm stehender College, den mein betrübtes Gesicht gerührt haben mag, machte mir eine heimliche Pantomime, die ich verstand und dem Billetverkäufer

Digitized by Google

nun eröffnete, ich wolle gern mehr als die Taxe zahlen, wenn ich nur ein Billet erhielte. Mit der kältesten Frechheit zog dieser nun wenigstens ein halb Dutzend Reisekarten hervor, mit dem Bemerken, nicht für sechs aber für zehn Rubel würde er mich bedienen. Ich that sehr erfreut, begann Geld aufzuzählen, nahm währendeß mit der Linken ein Billet an und stellte mit dem sechsten Rubel meine Zahlungen ein! Der Commis verlangte brutal den Rest, worauf ich ihm statt dessen ganz ungenirt einen Ohrlöffel, Schurken und dergleichen Ehrentitel an den Kopf warf, und mit nachdrücklicher Stockerhebung ihm erklärte, daß ich sofort Hrn. Baird seine Nichtswürdigkeit anzeigen würde. Er fluchte, und ich ging mit meinem Reisebillet ab. Eine solche Prellerei muß doppelt ekel erscheinen, wenn man weiß daß Commis dieser Art gewöhnlich jährlich mit 800 bis 1000 Silberrubeln honorirt werden.

Um aus einem russischen Gouvernement ins andere reisen zu dürfen, muß man stets von der Behörde einen neuen Paß entnehmen, der drei Silber-Rubel kostet. Drei Tage lang, bei mehrmaligem täglichen Antichambriren in der Kanzlei des Kronstadter Generalgouverneurs, wurde ich mit der Auslieferung meines Reisepasses von dem Vorsteher des Paßbureaus, einem zähnefschernden Tagedieb mit französischem Namen, hingehalten, mit der stereotypen Entschuldigung: „der Herr Gouverneur wäre gulaien, ich solle wiederkommen!“ — Unter gulaien versteht man in Rußland nämlich Spazierenfahren, Reiten und Gehen. Eine Stunde vor Abgang des Dampfboots mußte ich, wenn ich die Fahrt nicht auf acht Tage versäumen wollte, in den sauern Apfel beißen und dem Hrn. Kanzleivorsteher statt drei, sechs Rubel zahlen, wodurch (obgleich der Gouverneur vorgeblich wieder gulaite) ich in fünf Minuten die Paßunterschrift dieses letztern erlangte.

Da die Beamten diese Erpressungen ganz öffentlich practiciren, so läßt sich annehmen, daß die Vorgesetzten damit einverstanden, und also eine Beschwerde des Geprellten zu nichts als zu neuen Beschwerlichkeiten führen würde. In Rußland richte sich der Fremde, wenn er ohne Anstoß in und durch das, so wie aus dem Lande kommen will, nach der dreieinigen Lebensregel: „Dulden, das Maul halten und zahlen!“

Am Freitage, einem der ersten Junitage, Nachmittags zwei Uhr, fuhr ich auf dem Dampfschiffe Darja in großer Gesellschaft von Kronstadt ab und langte auf derselben Wasserbahn, die ich schon bei meiner Herreise kennen gelernt, am folgenden Tage gegen Abend nach 28stündiger Fahrt im Hafen von Reval an, traf also noch zu rechter Zeit ein, um an dem morgenden Sonntage Pfingsten noch einmal zu feiern, nachdem ich dieses Fest nach neuem Styl schon vierzehn Tage vorher in Danzig erlebt hatte. Ich erinnerte mich hiebei, daß ich elf Jahre früher, 1834, als ich von Nauplia in Griechenland nach Ancona auf der, seitdem, gleich meinem nordischen Schooner Ida, in den Wellen verschlungen königl. griechischen Kriegsbrigg Nelson, schiffte, in umgekehrter Weise ein Pfingstfest verlor, indem in Griechenland, ebenfalls nach altem Style seine Feste feiernd, Pfingsten noch nicht erschienen und bei meiner Landung in Italien derselbe Feiertag nach neuem Style längst vorüber war. So tödte sich also dieses seltsame Festexempel, und ich bin seitdem mit meines Lebens Pfingsten wieder vollkommen in Richtigkeit.

Scenen aus der Wüste und dem Leben von Mexico.

Der Salteador.

(Fortsetzung.)

Der Zweck meines Ausfluges nach Tubac war nun erreicht. Ich hatte die letzten Ueberreste primitiven Lebens, die sich noch in einigen Theilen der Republik erhalten, welche aber die Altersgestaltung, deren Sitz zu Mexico ist, nach und nach auszulöschen droht in der Nähe gesehen. Ich mußte nun darauf bedacht seyn, wieder das Innere des Landes zu erreichen. Einige Tage nach meiner Ankunft zu Tubac sollte eine Karawane von Arrieros nach dem Süden abgehen; ich schloß mich ihr an und glaubte nun mein abenteuerndes Leben beendigt zu sehen. Ich hatte übrigens Unrecht zu glauben, daß ich einige der Vertreter dieser barbarischen Bevölkerung, die sich in Mexico der vorgeblich civilisirten gegenüber erhält, nur in meinen Träumen wieder sehen würde. Unter den seltsamen Typen, welche vor meinen Augen vorübergezogen, gab es Einen, der Salteador oder Straßenräuber, der sich mir nur im Halbdunkel gezeigt hatte und den ich nun mit Gelegenheit bald so zu sagen am hellen Tageslichte beobachten sollte. Der unheimliche Geselle, der am Wachtfeuer mir und den Büffeljägern seine Händel mit der Gerechtigkeit erzählt hatte, belehrte mich, wie in Mexico der Lebenslauf eines Räubers beginnt; derselbe Mann sollte mir binnen wenig Tagen auch kundthun, wie er sich endigt, und zwar nicht durch das Gehängt werden, wie man zu glauben versucht ist. Mancher, der damit beginnt gegen seine Richter anzukämpfen, endigt gewöhnlich mit einem Vergleich, und sogar oft damit daß er ihnen Gesetze vorschreibt. Dieß ist das lustige Ende manches finstern Trauerspiels.

Ich muß vor allem einige Worte über einen Reisegefährten sagen, einen Landsmann, den der Zufall mir ganz eigens zugesendet zu haben schien, um beim Schlusse meines so geschwollen Umherziehens mich Fährlichkeiten kennen zu lehren, die ich nicht geahnt hatte. Am Abend unseres dritten Reisetages waren wir unsern eines Baches der in den Bacuache fließt, gelagert. Schallendes Gelächter lockte mich an den Rand dieses Baches, wo einige Weiber der Arrieros das Leinenzeug ihrer Männer wuschen. Ein Mann, der auf seinem Gesichte, das von der Sonne gebräunt war, den offenen und heitern Ausdruck trug, der so ganz französisch ist, merkte sich mit den Wäscherinnen und sein Roberdecken des mexicanischen Dialektes rechtfertigte vollkommen die allgemeine Heiterkeit. Man kann leicht errathen, wie bald ich mit dem Burschen bekannt war. H. D..... durchstreifte Mexico zu Fuß; er that es, weil es ihm so behagte, und da er wußte, daß in diesem Lande jeder, der nicht bereitten ist, verachtet wird, hatte er sich ein Pferd gekauft, aber nur um sich in Städten und Dörfern seiner zu bedienen. Die übrige Zeit führte er am Zügel. Als Sohn eines Fabrikanten in Paris war mein neuer Reisegenosse am Vorabend einer reichen Heurath, womit er das väterliche Anwesen erstehen sollte, vor der Verbindung zurückgetreten, die er eingegehen im Begriffe war. Er hatte Paris verlassen, um seine Freiheit nicht zu verlieren.

Seit sechs Jahren hatte er Süd- und Nordamerika durchzogen, indem er einige kurze Waaren von Haus zu Haus trug, deren Ertrag sein Lebensunterhalt war. Mäßig, geduldig, regeben, fühn genug um Amerika von einem Ende zum andern zu durchwandern, vermißte er nichts, was das Leben bequem macht und besaß eine Seelenstärke, die der Ausdauer seiner Körperkräfte gleich kam; zu jhole um im Unglück zu betteln, war er großmüthig genug in guten Zeiten die Hand auszuthun, und vereinigte durch eine sonderbare Mischung die ritterlichen Gesinnungen unserer Nation mit den engherzigen Ansichten eines Krämers, die man ihm manchmal zum Vorwurf anrechnen konnte; dieß war der Mann, den der Zufall mir in den merikanischen Wildnissen zuführte. Dieser Typus ist in den breiten Amerika's minder selten, als man es vermuthen sollte. Im Augenblick als ich H. D..... begegnete, war er einem französischen Hause verbunden, das seine praktische Geschäftskenntniß benützen wollte. Seine Sendung betief ihn auf den berühmten Jahrmarkt von San Juan de los Lagos.

Sein Reiseplan lief mit dem meinigen zusammen, und so kamen wir überein, in Gemeinschaft weiter zu ziehen. Ich machte indeß eine

Digitized by Google

Bedingung und zwar, daß H. D.... mir zu Liebe von seiner Gewohnheit abweichen und zu Pferde reisen sollte, und so gegen wir des folgenden Tages, nachdem wir uns von den Arrieros verabschiedet, weiter, indem wir uns beeilten, der Eröffnung der Messe von San Juan beizuwohnen zu können. In Gesellschaft von H. D.... sah ich Arispe, Hermosille, Guaymas wieder und schiffte mich dort aufs neue ein. Ich begrüßte von Ferne, vom Verdeck der Balandra, die mich weiter führte, die Küste von Californien, die mir wie ein blauer Nebel erschien; ich sah die Wogen sich an den Riffen der Inseln Peralde und Elysirlin Sancle brechen und schäumen; kaum warf ich von den Höhen der Sommanbanza von San Blas einen Abschiedsblick auf das Smaragdgrüne, das ich zum letztenmal durchirrt hatte und dessen schimmernde Fläche der erste Hauch des Cordonaze und die ersten Octoberwellen zu trüben begannen. Zu meinen Füßen begen ungeheure Windhöse, welche den Gewitterstürmen im Golf vorangehen, die Gipfel der Bäume. Die Sonne sog in langen Zügen die Dünste an sich, welche sich bald in Regenfluthen niederstürzen sollten. Krankheit und Tod schienen bereit sich auf die Stadt niederzulassen, die traurige und verlassene schien, als ob; denn beim Beginn der Regenzeit war die Stunde der periodischen Auswanderung für ihre meisten Einwohner schon gekommen.

Wir erreichten bald Tepic, eine Stadt von ungefähr 20,000 Einwohnern, das unter einem milden Himmel wie eine stets grüne und frische Terrasse sich über das ausgedrannte Küstenland von San Blas erhebt. Wir legten in drei Tagen die 60 Stunden zurück, welche Tepic von der Hauptstadt des Staates Jalisco, Guadalaraca, trennen, das 150,000 Einwohner zählt und in der ganzen Republik berühmt ist wegen seiner Fabriken und der Geschicklichkeit seiner Einwohner das Messer zu führen; kann zogen wir es zu sagen querselbein, um San Juan zu erreichen.

Auf diesen neuen Verbindungswegen ändert sich der Schauplatz; es erscheinen nicht mehr einzelne Reisende auf großen Entfernungen mitten in der Wüste; endlose Züge von Maulthieren erfüllen die Straßen; schwere Karren, deren Achsen ächzen, wühlen mit ihren Ochsengespann den Staub auf; die Saltradores, halb mit ihren seidenen Tüchern verhüllt, erwarten den Rand der ihnen bezeichnet worden und wechseln mit den Reisenden ohne Gepäck Grüße voll höflicher Uneigennützigkeit. Man fühlt daß das Leben thätiger unter den zerstreuten Gliedern des großen Körpers, der die Republik ausmacht, umläuft; aber es drohen uns auch bis jetzt unbekannte Gefahren. Mordthaten erheben sich da und dort; unheilvolle Geschichten werden in den Herbergen erzählt, und der Erzähler, der Euch ins Auge faßt, sucht aus Eurer Haltung zu beurtheilen, ob er Euch den Banditen auslisern soll, deren Verlässer es ist; dann bleibt noch die merikanische Gastlichkeit zu ertragen mit ihrem unausweichlichen Gefolge, von Elend, Schmutz und Armuth.

All diese Unbehaglichkeiten, welche ich so eben aufzählte, schienen sich in der Venta um uns zu häufen, wo wir am Vorabend unserer Ankunft in San Juan de los Lagos abgeliegen waren. Gegen fünf Uhr Abends, nachdem wir ungefähr 12 Stunden zu Pferde unter den Fluthen eines Platzregens zugebracht hatten, bemerkten wir durch einen Nebelschleier die weißen Mauern und rothen Ziegel dieser einsamen Venta. H. D.... ritt sogleich voraus, um uns in diesem elenden Neste ein Abendessen und Nachtlager zu sichern. Im Vorbeigehen ein Wort über die Gebräuche beim Eintritt in ein merikanisches Gasthaus. Man bringt zuerst umgehindert in den großen viereckigen Hof der Posada, nach welchem die Gemächer der Reisenden im Erdgeschosse sich öffnen. Meistens nimmt sich der Gastgeber, Hausherr, der abwesend oder im Hintergrund eines entfernten Pferdestalles damit beschäftigt ist, auf schmutzigem Papier seine Rechnung für das Pferdefutter zusammenzuzählen, nicht die Mühe, der Stimme zu antworten, die ihn ruft. Der Ankömmling hat nichts Besseres zu thun, als sein Pferd in alle die Gemächer zu führen, um zu recognosciren, denn die Thüren sind offen, und das zu wählen, welches ihm gefällt. Die Wahl ist gering, denn die Ausstattung ist in allen dieselbe; eine Bank und ein hölzerner Tisch, eine gemauerte Bettstelle, das ist alles. Der Preis wechselt auch nicht und beträgt einen Real (60 Centimes) des Tages. Dann satteln man selber das Pferd ab, bis der Wirth endlich kömmt, darüber murrend, daß man ihn nicht von der Ankunft benachrichtigt hat; dann beschäftigt man sich mit der Fütterung des Pferdes und endlich mit der eigenen Leibesnahrung, indem man ein Abendessen verlangt. Hier zeigen sich neue Unannehmlichkeiten: denn sobald der Herr des Hauses über Laune ist, ehe an seinem Gaste etwas ihm Mißfälliges bemerkt hat, so läuft man Gefahr nur Weigerungen zu finden oder den Abhub der bereiteten Speisen zu erhalten. Dieses Verfahren gegen Reisende wird in den Städten, wo die Posadas zahlreicher sind, nicht über gewisse Gränzen hinausgetrieben; aber in den Bentas, welche ihre Vereinzelung gegen alle Concurrenz schützt, verwandelt es sich in unerträgliche Willkür.

Im Augenblick, als ich durch vieles Bitten und nach tausend Scheltworten ein mittelmäßiges Abendessen erhielt, gab es in der Venta eine ungewöhnliche Bewegung. Ein schwerer Reisewagen mit acht Maulthieren bespannt war in den Hof eingefahren. Der durchlöcherte Koffer, das halbzerbrochene Wagengestell schienen den Büchsen der Wegelagerer zum Ziele gedient zu haben. Ein Reiter, dessen Pferd Ströme Blutes verlor, kam der schweren Kutsche voran. Ein Reisediener, der dem Tode nahe war, wurde aus dem fortgällig verschlossenen Kasten gehoben. Der mürrische Hausherr, der vorsichtig im Hofe umherging, empfing die Ankommenden. Mit einbrechender Nacht wurden die Thore der Venta mit einer eisernen Kette verschlossen und ich konnte von dem Reiter, der die Berline begleitete, die Lösung dieses schauerlichen Räthsels vernehmen. Sein Herr, der verdeckte Reisende, den man in ein benachbartes Zimmer getragen, war von Mexico abgereist, um zu San Juan eine Spielbank einzurichten. Dreißigtausend Piaster in Silber und Gold füllten die Wagenkoffer an. Einige Stunden von dem Gasthause hatten Räuber sie angegriffen, verwundet und ausgeplündert. Wenn man dem Erzähler glauben wollte, so waren es die gewöhnlichen Spieler an der Bank, die sein Herr zu Mexico hielt, welche sie von Venta zu Venta verfolgt und den Räubern ausgeliefert hatten, die nun auf offener Heerstraße die Bank sprengten. Ich vertraute Euch diese Erzählung unter dem Siegel des Geheimnisses an, denn ein weiteres Unglück kann uns treffen; wenn die Nachricht unsres Mitgeschickes zu den Ohren der Gerechtigkeit kommen, so würde die Dapwischenkunft des Alcaden uns gänzlich zu Grunde richten. Diese Besorgniß überraschte mich keineswegs; so groß ist der Schrecken, den die merikanische Justiz allen einflößt, die sie zu schützen vergibt. Ich versprach dem Manne tiefes Schweigen und es ging seinem Herrn beizustehen. H. D...., der diesem Gespräche beiwohnte, vermochte kaum seinen Unwillen zu bemeistern. Den der Erfahrung unterstützt, welche mir ein langer Aufenthalt in der Republik gegeben hatte, versuchte ich vergebens ihm begreiflich zu machen, daß, da die Federalregierung ihre Richter nicht belohnte, diese wohl geneigt seyen auf Kosten der Kläger zu leben, die ihrerseits auch nur sehr wenig Geschmack an dieser badgierigen Dapwischenkunft finden. Es war übrigens nicht die einzige Probe, welche mir H. D.... von seiner schwächlichen Unwissenheit in Beziehung auf merikanische Rechtspflege geben sollte. Dieser Vorfall in der Schenke war nun der Vorläufer von minder tragischen Auftritten, worin H. D.... nicht als Zeuge, sondern als unfreiwilliger Mitspieler auftreten sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Einströmen der Irländer in England. In welchem Grade England jetzt, abgesehen von der wöthig gewordenen Hülfe, durch die Armuth Irlands leidet, kann folgende officielle Angabe zeigen. Die Zahl hungriger Irländer, die im Laufe des Monats März in Liverpool landeten, betrug 50,000. Am Sonntag den 28 März kamen allein über 3500 an. Nahrung und Wohnung dieser Unglücklichen kosten der Stadt 6—700 Pfd. St. wöchentlich. Die Zahl der Fieberkranken ist so groß, daß das Spital nicht mehr hinreicht, und daß man einige Waarenmagazine miethen mußte, welche 4—500 Menschen fassen können. Die Zahl der Todten mehrt sich mit jedem Tag, und die Aerzte, deren Anzahl man verdoppelt hat, können den Dienste nicht mehr genügen. (Journal des Debats, 9 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 94. 20. April 1847.

Aus einem Aufenthalte auf den nikobarischen Inseln.

(Als Fortsetzung aus Nr. 49 und 50.)

Die Einwohner der nikobarischen Inseln gehören, wie früher erwähnt, ihrem ganzen physischen Charakter zufolge der malayischen Race an, obgleich sie sich in mancher Beziehung von derselben unterscheiden, wozu gewiß die abgeschiedene Lage und die geringe Zahl der Bevölkerung ein Wesentliches beigetragen hat. Bei der Nähe von Sumatra und der malayischen Halbinsel ist dieses allerdings weniger auffallend als die Bevölkerung der Andamaninseln durch einen Negerstamm. Allein wann und wie sich zuerst die Malayen auf den Küsten des nikobarischen Archipels niedergelassen haben, dieses wäre wohl eine schwer zu lösende Aufgabe. — Die Eingebornen selbst haben keine Sage von ihrer Herkunft; die ältesten arabischen und persischen Reisebeschreibungen von Schifffahrern, die die indischen Gewässer durchkreuzt haben, erwähnen einiger Inseln, die der Beschreibung zufolge mit den nikobarischen übereinstimmen; sie beschreiben dieselben aber nur als äußerst reich an Kokusnüssen und von nackten Wilden bewohnt. — Die Sprache der Einwohner ist eine von der malayischen grundverschiedene; es würde aber eine genaue Kenntniß der in Hinterindien und auf Sumatra von den wildern malayischen Stämmen gebrauchten Mundarten erfordert werden, um zu beurtheilen, in wiefern nicht Aehnlichkeiten zwischen ihnen und der nikobarischen existiren. Ich habe von der letztern nur wenige Worte aufsprechen gelernt, da es äußerst schwierig ist sie von den Eingebornen zu erforschen; indem sie nie ihre eigene Sprache zum Gegenstande der Verachtung gemacht haben, so müssen sie sich gewöhnlich erst lange besinnen, ehe sie einen aufgegebenen Begriff in derselben wieder geben können; daß sie übrigens von dem ursprünglichen Sprachstamm, aus dem sie sich entwickelt hat, ganz verschieden geworden ist, dieses scheint mir bei dem niedrigen Culturzustande nicht unwahrscheinlich zu seyn, auch ist sie wiederum auf den einzelnen Inseln sehr verschieden; daß sie dem trägen phlegmatischen Temperament der Einwohner entspricht und voll schnarchender Gutturallaute ist, das läßt sich leicht denken.

Bekanntlich ist vor der muhammedanischen Lehre der Buddhismus unter den Malayen sehr ausgebreitet gewesen, nur in einzelnen Gebräuchen bei religiösen Festlichkeiten, namentlich Begräbnissen, finden sich noch Spuren davon bei ihnen; ich habe allerdings eine auffallende Aehnlichkeit gefunden in der Art wie die Malayen und wie die Nikobaren ihre Gräber ausstatten, allein irgend eine sichere Erinnerung von einer buddhistischen Vorzeit ist gar nicht bei ihnen nachzuweisen. Eine solche religiöse Ueberlieferung wäre schon eher zu erwarten, wenn die ersten malayischen Colonisten Muhammedaner gewesen wären. Jedenfalls ist dieses Volk jetzt in Beziehung auf religiöse Begriffe fast bis zur niedrigsten Stufe herabgesunken. Ihre Vorstellungen von dem was nicht im unmittelbaren Bereiche ihrer Erfahrungen liegt, beschränken sich nur auf Furcht vor Wesen, deren Einflüssen sie solche unglückliche Ereignisse zuschreiben, die aus gewöhnlichen Ursachen nicht zu erklären sind, als gewisse Krankheiten, Mißlingen der Früchte ꝛc. Sie nennen diese Wesen Iel, und meinen, daß dieselben ihren Aufenthalt im Dickicht des Waldes, der größtentheils das Innere der Inseln bedeckt, haben. Nur einmal habe ich einen Nikobaren sagen gehört, daß diese Wesen auch gleichsam die Erhalter der Natur wären und die Pflanzen zum Wachsen brächten. — Zur Beschwörung und Vertreibung derselben wenden sie verschiedene Mittel und Ceremonien an, welche namentlich gewisse Individuen in jedem Dorfe verstehen; sie nennen sich Maluen und sind nicht bloß die Aerzte, Priester und Heerenmeister der Nikobaren sondern repräsentiren ihren ganzen Gelehrtenstand. In Krankheitsfällen wird ein solcher Maluen immer zur Hülfe gerufen und besitzt dann große Autorität; ein junger Nikobare, den wir lange an Bord hatten und der, vermuthlich wegen der veränderten Lebensweise erkrankte, wollte vom Rathe des Schiffschirurgen nichts wissen, sondern begab sich ans Land, um sich bei seinem eigenen Doctore, wie er ihn nannte, in die Cur zu geben. Die Mittel bestehen theils in gewissen Pflanzentheilen, theils in rein abergläubischen Ceremonien. — Auch wird beim Anfange einer jeden trockenen Jahreszeit eine allgemeine Ceremonie in dieser Absicht in jedem Dorfe vorgenommen: man trägt ein Schiff, welches nach dem Modell der europäischen gemacht ist, im Dorfe herum; die Bewohner einer jeden Hütte sagen die Iels aus derselben heraus und an Bord des Schiffes, welches dann zuletzt ins Meer gesetzt und dem Winde preisgegeben wird.

Während ich die Weihnachts- und Neujahrzeit auf Klein Nikobar zubrachte, hatte der Nordostmonsun und mit ihm die trockene Jahreszeit völlig die Herrschaft erlangt. Die Temperatur hielt sich auf 27 bis 32° C. bei Tage im Schatten so wie bei Nacht; allein da ich mich meistens an der Küste aufhielt und daselbst immer ein frischer Wind wehte, so war die Luft dennoch ziemlich leicht und angenehm. Die Berge der Insel so wie überhaupt der ganzen südlichen Gruppe bestanden aus einem Braunkohlen führenden, kalkreichen, welchen Sandstein und Mergelschiefer. Ueber denselben war eine mächtige Schicht, wie es schien, äußerst furchtbarer Ackererde gelagert, und das Ganze vom üppigsten Urwalde bedeckt. Am 11 Januar traf

Digitized by Google

das Dampfschiff „Ganges“ von Pulo Pinang aus in dem Hafen ein, und am 14ten ging ich mit demselben nach dem sogenannten Nangkovry Hafen, der von den beiden Inseln Nangkovry und Kamorta in der nördlichen Gruppe gebildet wird; hier trafen wir mit der Corvette „Galathea“ zusammen, welche auf ihrer Ueberreise von Calcutta die vulcanische Insel Barren Island angelaufen hatte. Die nördlichen nikobarischen Inseln sind in ihrer physischen Beschaffenheit von den südlichen etwas verschieden; die Zusammensetzung ihrer Berge aus serpentinischen Gebirgsarten und einem daraus gebildeten ältern Alluvium übt einen nicht geringen Einfluß auf ihre Vegetation und deshalb auf ihre ganze Physiognomie aus. Hier sind nämlich die Berge nur theilweise mit Urwald bedeckt und die Gipfel derselben tragen nur Gras. Doch trägt diese Abwechselung in einem nicht geringen Grade zur Verschönerung der Landschaften bei. Der genannte Nangkovry-Hafen ist bis auf zwei ziemlich schmale Oeffnungen gänzlich von Land eingeschlossen; die Hügel, die ihn umgeben, sind von einem eigenthümlichen, magnesiahaltigen, gewiß sehr unfruchtbaren Thon gebildet. An den Fuß derselben schließt sich ein schmaler Rand von Korallenland oder Salzwasseralluvium. Man sieht da erst von unten den Kokuswald oder an einigen Stellen das dem Erlenholze in der Ferne nicht unähnliche Mangrovegestrüpp, welches sich weit über die mit brackischem Wasser bedeckten seichten Stellen des Meerbusens hinausstreckt. Darüber erhebt sich der übrige dunklere Wald, der in verschiedenen Partien an die mit hellgrünem Rasen bedeckten Hügel hinanstiegt, während die schlanken höhern Palmen der Areca-Gattung theils ihre leichten Kronen über den übrigen Wald emporheben, theils isolirte Gruppen auf den Hügeln bilden. Kömmt noch hinzu, daß der Hafen wegen seiner eingeschlossenen Form den Charakter eines Landsees trägt und mehrere tiefe Einschnitte und hervorspringende Landzungen besitzt, so hat man eine große Abwechselung malerischer Durchsichten sowohl von den Gipfeln der Berge aus, als wenn man in einem Boote herumrudert.

Dieser Hafen ist auch früher von manchen Schiffen angelaufen worden, sowohl europäischen als auch malayischen und birmanischen, welche hier und besonders auf der nördlichsten Insel Kar Nikobar während der guten Jahreszeit Kokosnüße für Kleider und Eisenwaaren bei den Eingebornen kaufen und namentlich nach Hinterindien bringen; früher wurde Pulo Pinang, jetzt namentlich Rangun, von hier aus mit diesem wichtigen Artikel versehen. Auch trifft man hier die Spuren mehrerer frühern Colonisationsversuche, die sämmtlich an dem ungesunden Klima des Ortes gescheitert sind; nicht allein von Seiten der dänischen Regierung sind solche veranstaltet worden, sondern auch die Oesterreicher bildeten im Jahre 1778 auf Kamorta eine kleine Colonie, als Capitän Bennet mit einer Fregatte daselbst ankam. Die dunkle Sage, die darüber unter den Eingebornen herrscht, weiß nicht mehr genau den Ort anzugeben, wo ihre Häuser standen. Auf den Hügeln an der Nordseite des Hafens, wo jene Versuche alle gemacht wurden, wächst jetzt hohes Gras, und nur wenn man selbiges bei Seite drückt, entdeckt man Spuren von altem Gemäuer. Der letzte dänische Colonist und Missionär, Hr. Pastor Rosen, der mit einer seltenen Ausdauer seinen Zweck hier mehrere Jahre verfolgte, verließ den Ort am Ende des Jahres 1834. Auf der Südseite haben die mährischen Brüder von 1768 bis 1787 eine Niederlassung gehabt. Man sieht da noch zwischen zwei Nikobarendörfern die Reste eines Hauses mit einer steinernen Treppe und daneben einen wohl gemauerten Brunnen, der halb gefüllt ist mit Schlamm und herabgefallenen Zweigen; das Ganze liegt jetzt im dunkeln Walde von dichtem Gestrüpp umwachsen und macht einen höchst trüben Eindruck.

Die Eingebornen wohnen hier nicht wie auf den südlichen Inseln in zerstreuten Hütten, sondern selbige bilden zu 10 oder 15 beisammen Dörfer, deren man im Umkreise des Hafens vier zählt. Auch haben sie hier bestimmt geschiedenes Eigenthum in Beziehung auf die Kokosbäume. Die Hütten sind auf 5 bis 8 Fuß hohen Pfählen gebaut, ähnlich wie die der Malayen, kreisrund und mit einem kegelförmigen, aus Palmen oder Pandanusblättern sehr schön und zweckmäßig zusammengeflochtenem Dache versehen, so daß sie in der Ferne gesehen, an Bienenkörbe, die auf Pfähle gestellt sind, erinnern. Unter der Hütte kann man entweder zwischen den Pfählen frei gehen, oder es ist in der mittlern Höhe derselben eine Diele gelegt, die als Vorrathskammer für Früchte und Brennholz dient. Der obere Raum oder die eigentliche Wohnung, zu der man mittelst einer Leiter aus Bambus oder einer Balkens, in welchen Tritte gehauen sind, gelangt, ist ohne Scheidewände, obgleich für mehrere Unterabtheilungen einer größern Familie bestimmt. Auch ist das Ameublement sehr einfach; die Bewohner sitzen oder liegen auf der platten Diele, die im allgemeinen rein und nur wegen des vielfachen Gebrauchs der Kokosnuß vom Oel fettig glänzend ist; man sieht sie da den größten Theil des Tages bald schlafend, bald in phlegmatischer Ruhe ehander betrachtend, Tabak rauchend, mitunter ein Paar Worte mit einander wechselnd und lachend. Wenn man zu ihnen hineintritt, so bringt dieses sie auch gar nicht außer Fassung; sie bleiben fürd erste ruhig sitzen und kennen auch keinen „Guten Tag“ oder „Salam.“ Erst nach einer Weile bieten sie einem eine Erfrischung und nachgerade geht es an gegenseitige Höflichkeitsbezeugungen und Beschenkungen. Nur beim Abschiede sollen sie unter sich Höflichkeitsworten gebrauchen und wünschen „ihren Freund bald wieder bei sich zu sehen.“ Einige der wohlhabenderen besitzen wohl mitunter einen Koffer oder gar einen alten Stuhl, den sie sich auf einem Schiffe zu verschaffen gewußt. Im Hintergrunde der Hütte ist im Fußboden ein Herd gebildet, indem eine Vertiefung mit Sand und Steinen ausgefüllt ist. Hier wird namentlich eine Frucht zur Speise vorbereitet, die nächst der Kokosnuß ihre wichtigste Nahrung ist, nämlich die des Pandanus oder Kalderabaums, die Brodfrucht der Nikobaren. Diese zur Familie der Pandanen gehörende Pflanze wächst in großer Menge wild auf der Insel, theils eine größere Art an sumpfigen Stellen theils eine kleinere auf den Hügeln. Die Früchte, welche 1 bis 2 Fuß im Durchmesser haben, sind von der letztern Art hochroth und bestehen aus vielen einzelnen Früchten. Im rohen Zustande sind sie holzartig zähe und ungenießbar, durch Kochen und nachherigen Klopfen fließt ein mehlartiger Brei heraus, der gesammelt, als Pudding geformt und dann genossen wird; er hat einen faden Geschmack gleich kalten, gekochten Kartoffeln. Diese Puddinge werden unter dem Boden aufgehängt, und die Eingebornen genießen davon zu allen Zeiten des Tages, wenn es ihnen gerade einfällt, wobei sie nicht vergessen, den daneben hängenden, mit Palmwein gefüllten Kokosnußflaschen häufig Zuspruch zu thun. Zum Kochen bedienen sie sich irdener Töpfe; selbige werden von den Einwohnern der kleinen Insel Chowri verfertigt, sie besitzen bei ihrer Größe einen merkwürdigen Grad von Dünne und Leichtigkeit; es ist dieses fast der einzige In-

Digitized by Google

dustriezweig, der von den Nikobaren getrieben wird. Deßhalb ist jene kleine Insel auch die am meisten bevölkerte und verfteht all die übrigen mit diesem Artikel. Außer dem Kokosapparate steht man nun noch in der Hütte allerlei Geräthschaften, die unter dem Boden aufgehängt sind, als Harpune zum Fischfang, Wurfspieße, um die wilden oder halbwilden Schweine zu erlegen. Ein großes malayisches Messer, welches sie sowohl zum Oeffnen der Kokosnüsse und Kalderafrüchte als zum Bau der Häuser und Kanoes anwenden, ist ihr Hauptwerkzeug; sie verstehen damit sogar ohne Säge durch Spalten und Hauen aus Baumstämmen Bretter zu machen. Endlich steht man noch allerhand Symbole, um die bösen Geister zu beschwören und abzubalten.

Die Nikobaren leben in Monogamie, obgleich wohl mehr aus Zufall und Gewohnheit, weil ihre Gesellschaft so klein ist und alle Individuen gleiche Gerechtsame haben, als aus religiöser Ueberzeugung; denn ich kannte einen alten Malayen, der als Kind unter sie gekommen war und ihre Sitten angenommen hatte, der aber zwei nikobarische Weiber hielt. — Die Weiber genießen dieselben Gerechtsame wie die Männer, und wenn die Achtung vor den Frauen ein Maaßstab für den Grad der Civilisation ist, so zeichnen sich die Nikobaren vor den meisten Völkerschaften Asiens aus. Indem die Frauen der Hindus und Malayen theils nur als Gegenstände des Genusses betrachtet, theils mit Arbeiten belastet und in den Häusern versteckt gehalten werden, so theilen die nikobarischen Weiber Arbeit und Genüsse in jeder Beziehung mit ihren Männern. Der gedrückte Zustand prägt sich bei den hindustschen und malayischen Frauen in ihrem Aeußeren aus; sie sind klein von Wuchs und haben, scheint mir, eine weit gleichartigere Physiognomie als die Männer, dagegen sind die nikobarischen groß und von kräftigem Wuchs und, wie sich leicht denken läßt, über die erste Blüthe hinaus, unbeschreiblich häßlich. Sie beherrschen sogar theilweise ihre Männer und wenden dabei, wenns nöthig scheint, die handgreiflichsten Mittel an.

(Fortsetzung folgt.)

Xanthium spinosum L.

(Von Arthur Schott.)

Einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Verbreitung der Pflanzen über die Oberfläche der hiesigen Länder mag der Stepperndorn Xanthium spinosum Linne geben.

Wie mir mein jüngst verstorbener Freund, der verdienstvolle Botaniker P. Wierzbicki erzählte, sind es noch keine 15 Jahre, daß diese Pflanze nur etwa 1½ Stunden landeinwärts von der Donau aus im südöstlichsten Winkel des Banats angetroffen wurde. Es war dieß bei dem Grämphorse Wrasschewagai und gegen die Flugsandhügel bei Gredenacz zu. Von hier aus wanderte sie seitdem in nordwestlicher Richtung fort und man trifft sie jetzt bereits über Temeswar hinaus. Die Meinung des Banater Landvolks ist, daß sie durch die aus Serbien eingeführten Schweine auf das linke Donauufer gebracht worden sey und zwar durch die Samen, welche sich wie Kletten leicht in den wollwichen Borsten dieser Viehrace festlesen. Mit dieser Meinung übereinstimmend ist der Name, den dieser Pflanze die Bewohner der Walachei geben, indem sie dieselbe spinu muscalese (Moskowiterdorn) nennen und behaupten, daß sie auch ihnen erst durch die Kosaken während des letzten russischen Einmarsches in diese Provinzen gebracht worden sey. Die Schweine der Steppenyferde seyen damals voll davon gewesen. Somit wäre dieser Unkraut auch hierher aus den russischen Steppen gebracht worden. In bemerken ist übrigens, daß die Natur dieses Gewächs förmlich zu einer Wanderpflanze gemacht zu haben scheint. Da sie nur in lockerem Grunde fortkommt und diesen nur auf den breiten ungebauten durch Wagengleise zerschnittene Landstraßen oder auf Hutweiden findet, wo ihr der wühlende Zahn der Schweine vorarbeitet, so ist es natürlich, wenn man sie nur da und längs den Landstraßen antrift.

Scenen aus der Wüste und dem Leben von Mexico.

Der Salteador.

(Fortsetzung.)

Die Villa [1] San Juan de los Lages, wo wir nach zehn Reisetagen ankamen, ist im Hintergrunde eines runden und so tiefen Beckens erbaut, daß man kaum von ferne die Spitzen der beiden Thürme ihrer Kathedrale gewahr wird. Die Stadt selbst steht man nur von dem Gipfel der steilen Anhöhe welche sie von allen Seiten einschließt. Die Bevölkerung von San Juan besteht eigentlich nur aus einigen tausend Seelen; aber jedes Jahr im Monat December zieht die Messe, die in der ganzen Republik berühmt ist, ungefähr 30,000 Fremde an, welche darin wohnen, so gut es angeht. Die Meisten lagern sich auf den Höhen, welche die Stadt beherrschen, denn im Innern sind die Buden, Gasthäuser und selbst die Barracken während der vierzehntägigen Dauer der Messe zu ungeheuren Preisen vermiethet.

Der Ursprung dieses Marktes war anfangs ganz kirchlich. Unsre Frau von St. Johann am See war in großem Ansehen wegen der Wunder aller Art, die sie wirkte, sowohl in Heilung der hartnäckigsten Krankheiten, als auch der Bekehrung der verzweifeltsten Sünders. Eine Pilgerfahrt nach San Juan von reichen Opfergaben begleitet reichte im letztern Falle leicht hin, den gewünschten Erfolg zu erlangen. Der Büßende mußte unter anderm auch auf seinen Knieen den steilen Abhang herunterrutschen, der auf den Platz führt, diesen durchkreuzen und dann die zwölf Stufen der Kathedrale hinaufsteigen; hier wartete er in der Vorhalle mit blutenden Knieen, bis der Priester seine Opfergabe hinnahm und ihm die Absolution ertheilte. Noch jetzt steht man, wenn auch der religiöse Charakter dieser Messe sich einestheils verwischt hat, mehreremal des Tages Unglückliche sie die Vergebung der Sünden erflehen, wemit sie sich befleckt haben. Diese Buße muß, wie man leicht einsehen kann, das Gewissen endlich oben so hartbäutig machen wie die Knie. Das hindert die merikanische Einwohnerschaft keineswegs jenen einen lebhaften Antheil zu bezeugen, welche sich selbe auferlegen und auf dem Wege der Büßenden Teppiche, Mäntel und Sarapen auszubreiten.

Wie endlich die Wallfahrten nach San Juan sich in einen Jahrmarkt verwandelten, läßt sich leicht erklären. Die Handelsleute suchten bald ihren Vortheil aus den Pilgern zu ziehen, deren Angahl groß war; Spieler deuteten die Kaufleute aus; die armen Indianer liefen zu San Juan ihre Hühner, Esel und Hunde zeigen. Die Räuber brandschatzten ihrerseits die Büßenden, Kaufleute, Spieler, Indianer, und ein Schwarm von Freudenmädchen ließ sich gleich gierigen Heuschrecken auf dieses Gewühl von Betregenen und Betrügern nieder. Dieß war der Ursprung der gegenwärtigen Messe. In dieser Masse von Heimathlosen, liederlichen Mädchen, Spielern, Räubern, werden ungeheure Geschäfte gemacht, und so groß ist die beständige Gefahr bei dieser Zusammenkunft daß die Handelsleute, buchstäblich gerebet, nur mit Pistole oder Säbel in der Einen und der Waare in der andern Hand verkehren. Die Umgebungen der Stadt, nach allen Richtungen von umherziehenden Horden von (Rateros) Dieben und Salteadores betreten, bieten nicht mehr Sicherheit als das Innere derselben; wehe den kleinen Krämern, den einsamen Wallfahrern, welche ihre Unthern ohne Waffen diesen hungrigen Schakals Preis gibt! Des Abends, wenn die Stunde des Gebets geschlagen, verrammelt man sorgfältig die Buden, und während die Kaufleute ihren Gewinn bewahren bleibt die Stadt den Spielern, Curtisanen und den Räubern überlassen, welche in diesem fanatischen Lande die Entweihung der Kirche nicht abhält.

Dieß war die Stadt, worin ein felsfames Mitgeschick, das meinen Reisegefährten betreffen, mich meinen Aufenthalt zu verlängern nöthigte.

[1] Man nennt Villa jede Stadt, die keine Provincialhauptstadt ist, in welchem Falle sie dann Ciudad (Hauptstadt) heißt.

Digitized by Google

Ich erwähnte, daß der Pariser, nachdem er lange aus Neigung das Leben eines unbezahlenden Krämers geführt, der Vollmächtigte eines großen Handelshauses geworden war. Unglücklicherweise hatte D.... noch nicht Zeit gehabt, sich mit seiner neuen Aufgabe vertraut zu machen und brauchte nach San Juan eine Ladung kurzer Waaren, die er vortheilhaft abzusetzen hoffte. Er hatte gewisse Staaten Mexico's niemals besucht, worin, ungeachtet der Bemühungen der europäischen Diplomatie, der Detailverkauf den Fremden untersagt ist; er wußte auch nicht, daß zu San Juan dieses lästige Gesetz in Wirkung war. Schon hatte er einen Theil seiner Waaren zu guten Preisen abgesetzt. Als er mir den Erfolg seiner ersten Unternehmungen mittheilte, benachrichtigte ich ihn von der Gefahr, welcher er sich aussetzte, indem er damit fortfuhr. Es war schon zu spät. Eine Anzeige war gegen D.... vorgebracht worden. Die spanische Rechtspflege verurtheilte den armen Handelsmann mit einer Raschheit, die einen orientalischen Kadi würdig gewesen wäre, ohne ihn auch nur anzuhören, zu Verschlagnahme aller Verkaufsgegenstände, die er in Händen hatte und zu 18 Monaten Strafarbeit in den Lagunen von Ghevala, wohin er sogleich abgeführt werden sollte. Bei diesem Urtheil, dem die Vollziehung auf der Stelle folgen sollte, war das Geräthemiste vor allem der Raubgier der Justiz alles zu entziehen, was ergriffen werden konnte, und dann sich eine Art von habeas corpus oder persönlichen Sicherheitsbrief zu verschaffen. Ich bot H. D.... meinen Beistand an, um die nöthigen Schritte zu thun, die seine kritische Lage erforderte. Mein Gefährte hatte an den Assessor von La Barca, einer kleinen Stadt auf 40 Stunden von San Juan, einen Expressen auf dem besten meiner beiden Pferde abgeschickt, um den unentbehrlichen Geleitsbrief zu erhalten. Freiheit und Vermögen hingen für D.... von der Treue des Boten ab. Jeden Tag ging ich selbst auf die Straße um seine Rückkehr zu erwarten. Endlich kam er und übergab mir den Sicherheitsbrief, aber durch ein seltsames Mißgeschick war auch selben Tag, als ich ihm die gute Botschaft überbringen wollte, D.... eingeferkert worden; der Geleitsbrief kam eine Stunde zu spät. Ich mußte mich nun an den Alcaden von San Juan wenden, um die Freilassung meines Landsmannes anzuforschen.

Ich hatte schon Nachrichten mit den Alcaden Mexico's verkehrt, und jedesmal hatte das Anwerfgeheime ihrer Beschlüsse, die Einfalt ihrer Rechtssprüche, die Obrigkeiten ihrer Ungerechtigkeiten mich aufs neue überrascht. Ich gestehe indeß, daß ich, nach der Wohnung des Alcaden von San Juan gehend, wenig auf die neuen Aufklärungen gefaßt war, die ich bei dieser Zusammenkunft über mexikanische Sitten erhalten sollte.

Im Augenblick als ich in den Schuppen geführt wurde, der als Audienzsaal diente, sprach schon ein Besucher mit dem Alcaden. Nachlässig auf einer Butaca (ledernem Ruhbett) ausgestreckt, trug ersterer die malerische und kostbare mexicanische Tracht in ihrem ganzen Schmuck; [1] Gold, Sammet, Seide, prangten in Ueberfluß an seinen Gewändern; seine gesattelten Reitstiefeln waren gewiß auf 400 Fr. zu schätzen, und das Uebrige stand im Verhältniß dazu. Man wird mein Erstaunen begreifen, als ich in dieser so prächtig ausstaffirten Persönlichkeit den geheimnißvollen Flüchtling aus den Savannen von Tubac erkannte. Meine erste Bewegung war einem Ausruf der Ueberraschung auszuschließen; ich hielt mich aber zurück und wollte abwarten, ob der Bandit mich nicht von selber erkenne; aber sein Gesicht blieb so undurchsichtig, als wie meine. Der Alcade und er rauchten eine Cigarette, und es herrschte eine augenscheinliche Vertraulichkeit zwischen ihnen. Nur hatte sich der Alcade, wohl aus Höflichkeit gegen seinen Gast, auf einen einfachen Rohrschemmel gesetzt.

Herr Alcade, sagte ich zu ihm, ich habe die Ehre Euer Herrlichkeit die Hände zu küssen und Euch zu bitten, Kenntniß von diesen Papieren nehmen zu wollen; doch vielleicht komme ich ungeachtet der Dringlichkeit des Geschäfte, das mich herführt, in diesem Augenblicke ungelegen?

Keineswegs, sagte der Alcade, mit die Hand reichend, dieser Caballero und ich waren nur in freundschaftlichem Gespräche begriffen.

[1] Die mexicanische Kleidung mit Ausnahme des Pferdes ist wohl im Werthe von 10 bis 15,000 Franken.

Der Alcade überflog mit den Augen den Geleitsbrief, den ich ihm überreicht hatte, und gab mir ihn in einigen Minuten zurück, indem er sagte: Es thut mir leid, aber Ihr kommt zu spät; der Caballero, dessen Name in dieser Schrift erwähnt ist, befindet sich schon im Gefängniß.

Ich weiß es, sagte ich, aber es geschieht ihm Unrecht.

Und seit wann täuschte sich die Justiz? erwiederte der Alcade in feierlichem Tone. Es gefiel mir, in meiner Antwort die Unfehlbarkeit der mexicanischen Rechtspflege anzuerkennen, indem ich aber auf D.... 's Freilassung bestand.

Es ist unmöglich, versetzte die Gerichtsperson hartnäckig; folgt meinen Worten wohl. Dieser Geleitsbrief ist im Datum früher als die Verhaftung Eures Landsmannes; er ist daher rechtmäßig eingesperrt, und ungeachtet Eures Wunsches kann ich Euch nicht an seine Stelle setzen. Alles was ich thun kann, ist, Euch ihm nachzusenden. Ich versuchte dem Alcaden den Zweck meiner Verwendung begreiflich zu machen, als der Mann mit den goldenen Tressen geschäftig dazwischenrief.

Herr Alcade, sagte er, Ihr mißverstehet die Absicht dieses Caballero: sein Wunsch ist seinen Landsmann zu befreien, aber nicht sich an seiner Stelle ins Gefängniß setzen zu lassen, aber gar ihm dahin zu folgen. Das ist wieder ein Mißgriff Eurer Alguazils, die Ihr mit ihrem Sold fortjagen sollte.

Man müßte ihnen selben erst auszahlen, murmelte der Alcade. Ich kann die Leute ins Gefängniß setzen, aber sie nicht daraus entlassen. Was meine Alguazils betrifft, so gab ich ihnen freie Vollmacht jene einzusperren, die ihnen verdächtig vorkommen würden und wohlverstanden, ein Piaster auf den Kopf, den der Gefangene bezahlt, gibt ihnen während der Messe einen hübschen Verdienst. Dieses Mittel sie zu besolden ist von meiner Erfindung, setzte glorreich der Alcade hinzu.

Das Gesicht des Gräschleins schien sich zu verfinstern.

Ah! dieses Mittel ist von Eurer Erfindung, sagte er; dann wundert es mich nicht mehr, daß sie in ihrem Diensteifer den Jurde (Einkauf) und den Santucho (Scheinheiligen) verhaften haben, während sie ihre Andacht verrichteten.

Wie! stammelte der bestürzte Alcade, diese beiden Bursche gehören zu . . . Eurer Botannischaft.

Ja, und wen ihnen wollte ich Euch sprechen, als dieser Caballero, sagte er auf mich weisend, hereinkam. Kann ich erfahren, welchen Vergehens sie sich schuldig gemacht haben?

Ich wäre verlegen, sagte der Alcade, der sich zu rechtfertigen zu versuchen schien, die Thatsachen anzugeben, aber solche Burschi . . .

Nun! was weiter? unterbrach ihn der Flüchtling, indem er den Alcaden mit einem kalten Lächeln ansah, das ihn erstarren machte.

Nun! Meine Alguazils glaubten mit Recht, daß diese beiden Männer, welche täglich den Abhang von San Juan auf den Knieen herabrutschten, nichts anderes, als große Verbrecher sein konnten, und deßhalb haben sie selbe verhaftet.

Um zwei Piaster zu verdienen! Wohlan Herr Alcade, der Jurde und der Santucho sind rein wie Schnee!

In der That, sagte der Alcade, der nur der Form wegen gesprochen zu haben schien, wir sind in einer Stadt, die berühmt ist wegen ihrer Mirakel.

Der erstere, fuhr der Salteador fort, hat schon seit allzulanger Zeit alle die nöthigen Busen für sein vergangenes Leben angeäbt und seine Spaziergänge auf den Knieen hatten nur den Zweck etwas voraus abzumachen. Was den Santucho betrifft, so ist es ein einträglicher Erwerbszweig für ihn, die Sünden anderer abzubüßen, was ihm viel zu schaffen gibt. Ich hoffe, Ihr werdet für gut finden, daß ich die nöthigen Verkehrungen treffe, diese beiden empfehlenswerthen Bürger in Freiheit zu setzen.

Sicherlich! rief der Alcade, es wird mir sogar sehr angenehm seyn.

Was Euch betrifft, Herr Caballero, fuhr der Geächtete fort, wenn Ihr Euch unter meinen Schutz begeben wollt, so werde ich auch etwas für Euren Landsmann thun können.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 95. 21. April 1847.

Statistik der deutschen und dänischen Sprache in Schleswig.

(Aus Kohls: Bemerkungen über die deutsche und dänische Nationalität in Schleswig.)

Da die deutsche Sprache vom Süden herandrängt, die dänische aber im Norden in Jütland ihren Hauptstützpunkt hat, so kann man im Ganzen behaupten, daß, je weiter wir in dem von Süden nach Norden gestreckten Lande nach Süden kommen, alles um so deutscher wird, je weiter nach Norden dagegen dänischer; daß aber in der Mitte des Landes die Mischung beider Sprachen ihren höchsten Grad erreicht.

Nicht nur werden die Gebiete, in denen deutsch geredet wird, im Norden kleiner und die Anzahl der Deutschredenden sowohl in den Städten als auf dem Lande geringer, sondern auch das Deutsche selbst, was im Norden noch geredet wird, hat einen bedeutendern Einfluß von dem Dänischen erlitten, als im Süden.

So wie man im allgemeinen sagen kann, daß der Norden dänischer und der Süden deutscher, so kann man eben auch im ganzen sagen, daß die Mitte des Landes dänischer ist, und die Küsten deutscher. In der Mitte des Landes befinden sich die uncultivirten Heidegegenden, die schwach bevölkert sind, in denen wenig Verkehr statt hat, und in denen sich nicht eine einzige Stadt befindet.

Auf der Westküste dagegen streckt sich der schmale Saum der fruchtbaren Marschen hin, in denen sich die Friesen frühzeitig nach Norden ausbreiteten. Sie vertheidigten ihre Marschen gegen die Dänen, die nur im Innern des Landes die Dörfer auf der sandigen und heidigen Geest besetzten.

An der Ostküste hingegen erstreckt sich ebenfalls eine Menge anmuthiger, hügeliger und fruchtbarer Landschaften hin, und in diesen ergriffen die deutschen, aus Holstein kommenden Ritter Besitz. Eben so wurden nur an den Fürden der Ostküste und den Einlassen der Westküste Handelsstätten gebaut, in welchen der deutsche Handelsmann festen Fuß faßte.

Die beiden Hauptverkehrsstraßen, auf denen die deutschen Handelsleute ziehen, gehen von Süden nach Norden, eine auf der Ostküste, eine auf der Westküste. Durch die Heide in der Mitte dagegen führen nur Querwege, keine große Heerstraße.

Während daher in der Mitte in einzelnen einsamen Heidedörfern sich noch Spuren des Dänischen tief nach Süden herabziehen, sieht man dagegen das Deutsche an den Küsten im Süden überall in den Dörfern und dann bis ans Ende des Landes im Norden wenigstens noch in den Städten gesprochen.

Setzen wir den Osten mit dem Westen eben so im allgemeinen in Vergleich wie den Süden und den Norden, wie die Mitte und die Küsten, so kann man im Ganzen sagen, daß die Ostküste, obgleich Dänemark zugewandt, deutscher ist als die Westküste, obgleich diese dem deutschen Meere zugewandt ist. Dieß kommt daher, weil die Ostküste dem Verkehr mehr Vorschub leistet, als die Westküste.

Die fruchtbaren Marschen hören auf der Westküste schon in der Mitte des Landes bei Tondern auf, und mit ihr die deutschen Friesen. Im Norden dieser Gegend wird die Küste sandig und heidereich wie das Innere, auch bleibt sie so in ganz Jütland, daher auch dort an der Westküste wohl einige, aber nicht so bedeutende Städte liegen, und der Verkehr, der sich auf der Landstraße an dieser so wenig zugänglichen, so sandbankreichen Westküste hinzieht, ist deßhalb nicht sehr bedeutend.

Gleich im Norden von Tondern wird alles auf dem Lande wie in den Städten ganz dänisch, und die nördlichste Stadt im Süden der Königsau, Ripen, ist so dänisch, wie wenige in ganz Dänemark. Ja auf dieser Westküste greift sogar das Territorium von Jütland bedeutend in das des Herzogthums Schleswig hinein. Es gehören hier mehrere Land- und Inseltheile, kleine im schleswigischen Gebiet eingeschlossene Enklaven zum Königreiche Dänemark.

Auf der Ostküste dagegen erstrecken sich die fruchtbaren, belaubten, anmuthigen Hügellandschaften nicht nur ganz hinauf bis an die jütisch-schleswigische Gränze, sondern sie setzen sich auf der ganzen Ostküste Jütlands eben so fort. Auch ist die Küste hier nirgends verschlossen, sondern durch eine Menge trefflicher Meerbusen und -Häfen dem Verkehr von außen her völlig eröffnet. Es finden sich daher hier die blühendsten Handelsstädte des Landes, und es geht daher auf der Heerstraße, welche sich aus dem Norden nach dem Süden über diese Städte hinabzieht, der lebhafteste und wichtigste Verkehr herab und hinauf. Zugleich ist auch dieselbe Straße an der Ostküste der große Canal, der Kopenhagen und die dänische Insel zu Lande mit Deutschland verbindet.

Auf dieser anmuthigen Ostküste finden sich bis an die Gränze Jütlands die zahlreichen, von deutschen Adelsfamilien bewohnten Schlösser. Hier auf der Ostküste residirten zur Zeit der Theilung des Landes die kleinen deutschen Herzoge und Fürsten. Hier an der Ostküste legten sich in Aeckern, in Gütern und Handelsetablissements deutsche Capitalien an, welche beständig ins Land flossen.

Es mag nebenbei bemerkt werden, daß auch in Jütland noch die deutsche Einwanderung an der Ostküste hin sich fortgesetzt hat. Auch dort gibt es an den Fiorden der Ostküste

Digitized by Google

eine Menge Deutsche, die sich da angekauft haben, und diese Einwanderung geht noch jetzt immer weiter und findet auch selbst in den jütischen Städten auf dieser Seite des Landes statt[1], während auf der Westküste überall eine weit reinere und ungemischtere dänische Urbevölkerung wohnt.

Also ein deutscher Süden — ein dänischer Norden — dänische Mitte — deutsche Küsten, eine deutsche Ostküste — eine dänische Westküste. — Dieß gäbe und eine allgemeine Uebersicht. Es käme nun darauf an, die Verbreitungsgränzen der Sprachen etwas genauer nachzuweisen.

Aus einem Aufenthalte aus den nikobarischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Die Hochzeiten der Insulaner scheinen durch gar keine und die Geburten nur durch wenige Festlichkeiten gefeiert zu werden. Zu Ehren der Todten aber reißen sich diese Leute aus dem trägen Gange ihrer täglichen Lebensweise heraus, und durch die Feste, welche sie theils für jeden einzelnen Verstorbenen, theils für sie alle insgemein zu gewissen Zeiten des Jahres anstellen, beurkunden sie gleichsam einen Gedanken an etwas Uebersinnliches. Ein Glaube an Unsterblichkeit scheint ihnen jedoch wenigstens nicht deutlich bewußt zu seyn: denn als unser Schiffsprediger einen Nikobaren um seine Meinung in dieser Beziehung befragte, und ob er wohl glaube, daß er nach dem Tode seine verstorbenen Eltern wiedersehen werde, so betrachtete dieser ihn erst eine zeitlang schweigend und platzte sodann in ein lautes Gelächter aus. Die Todten werden erst auf einem gemeinschaftlichen Platze nahe beim Dorfe begraben, dann nach einiger Zeit wieder aufgenommen und in die Hütte gebracht, wo man die eigentlichen Festlichkeiten mit ihnen vornimmt; man putzt da das Gerippe aus, setzt ihm Speisen vor und steckt ihm eine Cigarre in den Mund. Ein englischer Schiffsjunge war vor mehreren Jahren seinem Capitän entlaufen und hatte sich unter die Bewohner des Dorfes Malacca auf Nangkovry begeben, wo er ihre Sitten angenommen und sich völlig eingebürgert hatte; er war kurz vor unserer Ankunft gestorben, und sie zeigten uns sein Grab eben hinter dem Dorfe, ein Stock war darauf gepflanzt und mit seinen Kleidern behangen, und daneben stand seine offene Schiffskiste mit dem übrigen was ihm gehört hatte. In einer Kiste desselben Dorfes sah ich einmal ein paar Schädel von den Verwandten des Besitzers, er hatte selbige auf einen Tisch in einer besondern Ecke aufgestellt und ihnen europäische Filzhüte aufgesetzt; die Ursache dieser grauenhaft komischen Sitte liegt in dem Hange, welchen dieses Volk gleich den Negern und mehreren uncivilisirten Nationen hat, der aber, wie ich glaube, den ernsten Malayen völlig fremd ist, nämlich den Europäern auf eine kindische Weise nachzuäffen. Europäische Kleider stehen in hohem Ansehen, namentlich scheinen sie diejenige aufgefaßt zu haben, welche am meisten charakteristisch und nicht affatisch ist, nämlich den Hut; oft sieht man Individuen, die, wenn sie sich ausgeputzt haben um an Bord eines Schiffes zu gehen, nichts weiter tragen als einen alten schäbigen Filzhut.

Die Einwohner der nikobarischen Küsten sind im allgemeinen als ein friedfertiges Volk bekannt, und von den grausamen Malayen Sumatra's sehr verschieden, obgleich sie mit jenen vielfach verkehren, da sie ihre Küsten theils auf Handelsreisen, theils wohl auch auf Raubzügen häufig anlaufen. Sie werden von den Nikobaren gehaßt und verabscheut. Im Gegentheil bildet eine mit der phlegmatischen Ruhe verbundene Gutmüthigkeit den Grundzug im Charakter dieses Volkes; selbige spricht sich auch in ihren Mienen und ihrem ganzen Wesen aus, und ist mitunter nicht ohne Laune und Sinn für das Komische. — Oft sind an den Küsten Schiffe gestrandet, und obwohl die Eingebornen sich dabei wohl manches von dem gestrandeten Gut mögen zugewendet haben, so sind die Schiffbrüchigen selbst mit Schonung behandelt und sogar mit dem Nothwendigen für ihren Lebensunterhalt versehen worden. Nur in den letzten Jahren hat man Beispiele vom Entgegengesetzten. In der Umgebung des Nangkovry-Hafens weiß man mit Gewißheit von 4 Schiffen, die von den Eingebornen überfallen und, nachdem die Mannschaft ermordet, geplündert und in Brand gesteckt worden sind. Diese Ueberfälle sind mit Gewißheit das erste Mal von der Schiffsmannschaft selbst durch ihr beleidigendes Betragen in Beziehung auf die Frauen der Eingebornen hervorgerufen worden; da den letztern ihre Rache glückte, so mag dieses wohl andern den Muth gegeben haben etwas ähnliches aus Gewinnsucht zu unternehmen. Die spätern Ueberfälle waren überlegt. Die Räuber fanden sich auf den vor Anker liegenden Schiffen in Masse ein, und zwar mit Geschenken unter der Maske der Freundschaft. Dann wurde dem Capitän, dem man eine Kokosnuß zu trinken gegeben hatte, mit dem Messer, womit selbige geöffnet worden, eine Wunde im Kopfe beigebracht. Dieses war das Zeichen zum Anfall. Die Mannschaft, welche aus den wegen Feigheit bekannten Laskaren bestand, wurde von panischem Schrecken ergriffen, und diejenigen, die nicht sogleich ermordet wurden, sprangen über Bord und ertranken. Nur in einem Falle ergriff der Strang (Bootsmann der Laskaren), ein Araber, als er seinen Capitän ermordet sah, eine Flinte, erschoß einen der Missethäter, jagte dadurch die übrigen in die Flucht und entkam mit dem Schiffe nach Pulo Pinang; und in einem andern Falle entkam ein Theil der Mannschaft im Großboote und war so glücklich außen in der See ein englisches Kriegsschiff zu treffen, welches bei dem Dorfe anlegte, allein alle Einwohner entflohen fand und sich damit begnügen mußte, einige Hütten abzubrennen und einige Schüsse aufs Gerathewohl in den Wald zu feuern. Während des Aufenthalts der Galathea im Nangkovry Hafen waren von zweien der Dörfer, gleichfalls wohl wegen bösen Gewissens, alle Einwohner in den Wald geflüchtet. Wir gingen da in den leeren Hütten herum und fanden viele curiöse Gegenstände, als Götzenbilder, in Holz ausgeschnitten und von sehr burlesken Formen, musikalische Instrumente der rohesten Art, theils Flöten nach Art der malayischen, theils Saiteninstrumente aus einem Stück Bambus mit Saiten von Rattan, welche die Besitzer in der Eile zurückgelassen hatten, nebst den Hühnern und Schweinen, die verhungert herumliefen und warteten, daß jemand die Kokosnüsse für sie öffne.

Es wurde erwähnt, daß die Nikobaren nur das Küstenland bewohnen, denn die Kokospalme, welche ihnen daselbe ist, was dem Grönländer der Seehund, wächst ausschließlich hier; und hätten die Korallenthierchen durch ihre Bauten nicht die ursprünglichen, bergigten Inseln mit einem Flachlande umgeben, an welches Kokosnüsse vom Meere angetrieben wurden und Wurzel schlugen, so hätte vielleicht nie eine malayische Race

[1] Fast nie kommt es vor, daß ein Jüte sich in den Herzogthümern etablirt oder ankauft, während beständig sich Deutsche in Jütland niederlassen und ankaufen. Der Jüte hat in den Herzogthümern alle Vorurtheile gegen sich, während in Jütland für den Deutschen sehr günstige Vorurtheile existiren. Auch haben die Deutschen gewöhnlich die größeren Capitalien und treiben den Jüten die Preise in die Höhe.

Digitized by Google

sich daselbst niedergelassen, und das Volk, von dem wir reden, gar nicht existirt, denn den Urwald des Innern lieben sie nicht, hier hausen nur die bösen Geister nebst Affen, Schlangen und Eidechsen. Doch gibt es hievon eine Ausnahme. Im Innern von Groß-Nikobar, der größten Insel der Gruppe und von etwa 20 Quadratmeilen, lebt ein von den Küstenbewohnern verschiedenes, allein wenig bekanntes und halb fabelhaftes Volk. Sie sind der Sage nach die Ureinwohner des Landes und von der Negerrace; dieses erinnert unwillkürlich an ähnliche Geschichten, welche die Malayen, die ebenfalls die Küsten und Ufer der Flüsse bewohnen, erzählen, wenn sie von Streifzügen in die Wälder des Innern zurückkehren und behaupten, daselbst nackte Menschen mit krausen Haaren gesehen zu haben, die mit leichtigkeit durch das Dickicht schlüpften, dem Tiger zu entlaufen wüßten und sich von Wurzeln und Eidechsen oder was sie sonst mit den Händen fangen können, ernährten. Theilweise mögen diese Behauptungen sich wohl auf Irrthum und Verwechselung mit andern wildern malayischen Stämmen gründen, theilweise sind sie auch von jenen Leuten erdichtet, die einen bekannten Hang dazu haben, etwas Seltsames und Abenteuerliches zu erzählen, wenn sie aus den Wäldern zurückkehren; denn mit Sicherheit ist wohl noch kein Negerstamm, weder in Hinterindien noch auf den atlantischen Inseln östlich von Manilla und Neu-Guinea, mit Ausnahme der Andaman-Inseln, nachgewiesen worden. Daß die Einwohner des Innern von Groß-Nikobar von den Küsten-Nikobaren verschieden sind, ist gewiß; denn letztere, die sich immer als ein Volk betrachten und nicht ohne Nationalgefühl sind, sprechen von jenen Orang Utangs (Malayisch: Waldmenschen), wie sie sie nennen, stets mit Verachtung, als ihnen weit untergeordnet, leben auch wohl in Feindseligkeiten mit ihnen. Sie erzählen fabelhafte, theilweise unglaubliche Geschichten von ihrer wilden Lebensweise. Ob sie aber zur Negerrace gehören, dieses muß fürs erste dahin gestellt bleiben, denn kein Europäer hat sie jemals gesehen. Was ich selbst über dieses Volk erfahren habe, will ich hier mittheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus der Wüste und dem Leben von Mexico.

Der Salteador.

(Fortsetzung.)

Durch das Beispiel des Alcaden belehrt, glaubte ich dieses Anerbieten mit einem höflichen Kopfnicken beantworten zu müssen.

Unter einer Bedingung jedoch; diese Freilassung wird Euch hundert Piaster kosten. Es ist die Ausgabe einer Reise zu dem Assessor; wenn der Preis Euch genehm ist, so dürft Ihr nur diesen Abend gegen zehn Uhr mit der Antwort zu mir kommen.

Ich glaubte mich sogleich zusagen zu müssen, und versprach meinem furchtbaren Beschützer ihn nach der Anweisung, die er mir gab, aufsuchen zu wollen, wenn ich mich zu diesem Opfer entschließen könnte. Der Geächtete entfernte sich nun alsbald.

Ist es ein vornehmer Herr? fragte ich sodann den Alcaden, indem ich hoffte, nähere Nachweisungen über den neuen Stand des Flüchtlings von Tubac erhalten zu können.

Es ist ein Viehhändler, erwiederte der Alcade mit lauter Stimme, dann nach einigen Minuten Stillschweigens: Er ist gelegentlich auch Anführer einer Bande, versetzte er leise.

Der Anführer einer Bande, welcher Art?

Ah! Caramba! von Straßenräubern: ich sag es Euch, weil Ihr es diesen Abend doch erfahren werdet und es nicht indiscret von meiner Seite ist, sonst kennt' ich leicht das Wohlwollen verlieren, das er mir stets bezeigt hat, denn wie Ihr gesehen, geht es mit mir ganz wie mit Seinesgleichen um.

Das ist viel Ehre für Euch, Herr Alcade. Ich betrachtete mit einem Stammen, das fast einer Betäubung glich, diese Gerichtsperson, die sich das Wohlwollen eines Banditen als ein Verdienst anzurechnen schien. In dem Zustand von Ohnmacht, worin sich die Rechtspflege in Mexico befindet, ist eine ähnliche Anomalie nur allzu häufig. Ein längeres Gespräch war unnöthig; der Richter vermochte nichts, der Räuber alles. Ich zog mich zurück und grüßte höflich den Alcaden, den ich nicht minder interessant gefunden hatte als seine übrigen Amtsverwandten von meiner Bekanntschaft.

In das Gasthaus zurückgekehrt, erhielt ich eine Botschaft welche D.... mir aus seinem Kerker zuschickte. Mein armer Gefährte sprach mir von geheimnißvollen Anerbieten, die man ihm gemacht; man hatte ihm versprochen ihn für hundert Piaster in Freiheit zu setzen. Ich erkannte die Einmischung des Alcaden und entschlossen, sein Anerbieten selbst im Interesse des Gefangenen anzunehmen, nahm ich mir vor, ihn sogleich aufzusuchen. Das Abendgebet hatte geläutet und die Nacht war angebrochen, als ich über den großen Platz ging, um mich an den Ort zu begeben, den mir der Viehhändler bezeichnet hatte. Es war auf einer der Anhöhen über der Stadt, nahe der Kathedrale, wo der Salteador sein Zelt aufgeschlagen hatte. Ich war wohl benachrichtigt und die Entfernung nicht groß. Ich ließ bald das lärmende Gewühl der Spaziergänger hinter mir und stieg den Hügel hinan, auf dessen Gipfel von Entfernung zu Entfernung Feuer brannten. Ich fand bald vor dem Zelt, das man mir bezeichnet hatte und das eine lange weiße Flagge leicht erkenntlich machte. Eine Menge anderer Baraken stand um dieses Zelt; Koppeln von Maulthieren waren zwischen denselben zerstreut und lange Reihen von Sattelzeug der Lastthiere zeigten das Lager der Maulthiertreiber an. Kaden unter freiem Himmel, Spielbuden ebenfalls ohne Dach, zogen den Abschaum der wilden Bevölkerung an, die sich auf dem Platze drängte, und man fand an diesem Orte im Kleinen die seltsamen Bilder wiederholt, welche sich im Innern der Stadt San Juan darboten. In meinen Füßen unter einer Wölbung von Rauch, dessen Wirbel benabe zu mir aufstiegen, schien eine neue Stadt sich in der alten zu erheben, eine Stadt aus Blechlaternen, Zelten von Laubwerk oder Tüchern und Decken in den grellsten Farben. Durch die Lücken, welche der Wind in dieses Dach von rußigen Dünsten riß, sah ich die bunten Wimpel der Spielbuden mit ihren Inschriften in großen weißen Buchstaben: Aqui hay partida. Diese beweglichen Wohnstätten erhoben sich dichtgereiht wie die Zelte eines Feldlagers. Alle Früchte der Tropenländer waren an gewissen Orten in Pyramiden aufgehäuft um die Raschdurstigkeit der Spaziergänger zu reizen. Neben diesen vielfarbigen Pyramiden prangten gigantische Kuben künstlich zu Blumen, Sonnen und Federbüschen ausgeschnitten über den Kochherden, worin Fleischwerk ohne Namen in prasselndem Fette schmorte.

In den Zwischenräumen zum Durchgehen trieben sich steif in ihre Lumpen gehüllt die Leperos, die mexicanischen Lazzaroni umher, denen Boden mit Steinen und Spießen hingeht, während sie bald die Mandoline, bald das Messer handhaben. Die einen, rund um einen auf die Erde gebreiteten Teppich sitzend, versuchten die Glückswürfe des Montespiels unter den Augen eines markigen Bankhalters, bereit bei beständigem Verlieren zum Messer zu greifen; andere drängten sich am Eingange der verschiedenen Buden, wo das Klirren des Geldes sich mit dem Lärm eines übeltönenden Orchester mischte. Die betreten Mäntel der Rancheros kreuzten sich mit den durchlöcherten Decken, den hanischerigen Kitteln der Maulthiertreiber und Gruppen halbnackter Indianer ketten schweigend mitten in diesem lärmenden Gewühle umher. Weiterhin, in den dunklern Straßen, wo das Leuchten der Holzfeuer erstarb, strahlte jeden im Schatten das Geld, die Flittern und die Seide der Gurtsäulen, während auf einige Schritte von ihnen die blanken Klingen der bepackten Geschütze dieser leichtertigen Scenen erblinkten. Endlich in den öden und finstern Gassen im Schatten der Thürme der Kathedrale verschwanden und leuchteten bald die Laternen der Nachtwächter und die Fackeln der berittenen Schutzwache. Tausendfältige beterminchte und verworrene Klänge. Flintenschüsse, Geschrei, Gesang, Castagnetten,

Digitized by Google

Freuden- und Angstgeheul erhoben sich gleich einem schrecklichen Concert aus dieser Stadt, die für einige Tage gänzlich dem Raube, dem Mord und der Ausschweifung preisgegeben war.

Ein Dutzend gesattelter und gezäumter Pferde waren an die Pfähle vor der Baracke gebunden, worin der Salteador mich erwartete. Ein Mann, der an der Thüre auf einem Steine saß, legte die Guitarre bei Seite, die er in der Hand hielt und unterbrach eine traurige Romanze, welche er mit lauter Stimme sang, um mich zu fragen, ob ich mit seinem Herrn zu sprechen habe. Auf meine bejahende Antwort bot er einen Thürvorhang von Leder auf und bat mich einzutreten. Zu einiger Beruhigung bei meinem Vorhaben bedurfte es meiner ganzen Kenntniß mexicanischer Sitten und der Unbesümmertheit, die ich in einem abentheuernden Leben errungen hatte. Der Salteador nahm seine Gheerlade und war allein.

Ich erwartete Euren Besuch, den Ihr mir im Interesse Eures Freundes vielleicht hättet früher machen sollen, sagte er; seyd willkommen, setzt Euch wie im eigenen Hause an. Ich danke ihm für seine Höflichkeit.

Ich frage Euch nicht, fuhr der Salteador fort, um die Beweggründe zu Eurer Reise nach San Juan; ich hätte Euch anderwärts darum befragen können.

Wo denn?

Ei zum Henker! in der Ebene von Tubac. Ihr habt also kein Gedächtniß für Gesichter?

Nein! wahrhaft nein. Obgleich nach Eurer Aussage ich schon das Vergnügen gehabt haben soll Euch zu begegnen, suche ich vergebens mir Euer Züge zurückzurufen, und habe sie Morgen vielleicht schon wieder vergessen.

Nun, das ist eine verschiedene Antwort und eine Verhaltungsmaaßregel, von der Ihr nicht oft abweichen sollt; aber längere Verstellung von Eurer Seite wäre beleidigend für eine alte Bekanntschaft, setzte er mit Herzlichkeit hinzu. Ihr dürft ohne Scheu mich gegenwärtig wieder erkennen. Seht Ihr mich nicht der Gerechtigkeit in ihrem Allerheiligsten Trotz bieten?

Ich konnte nicht umhin zu lächeln bei Erwähnung des Anfreitres, dessen Zeuge ich am Morgen gewesen. Der Räuberhauptmann sagte mit verächtlicher Miene:

Was will es auch viel heißen, einen elenden Dorfalcalden zittern zu machen? Mächtigere Richter werden an die Reihe kommen. Aber ich habe Euch gesagt, daß Ihr einen Tages vielleicht froh seyn würdet, mich daran zu erinnern, daß wir die Gastlichkeit desselben Heerdes geheilt haben; muß denn ich es seyn, der Eurem Gedächtnisse zu Hülfe kömmt? Und ist dieser Tag nun gekommen?

Ich erinnerte alsdann den Salteador an sein Erbieten, das er mir Morgens gemacht und erklärte ihm, daß ich bereit sey seine Vermittlung zu Gunsten meines Freundes für hundert Piaster anzunehmen, die ich erlegen würde, wenn H. D. . . . in mir zurückgekehrt wäre. Der Salteador ließ mich reden und lächelte, als wolle er mir sagen, daß ich ihm nichts neues mittheile. Als ich zu Ende war, sagte er: Ich kenne Euren ganzen Handel, und kenne ihn selbst besser als Ihr. Ein Mangel in der Form, woran die Justiz sich stieß, hat allein bis auf diesen Tag die Vermögensbeschlagnahme Eures Freundes verhindert. Diesem Verstoße verdankt er auch den Geleitsbrief des Assessors; aber von einem Augenblick zum andern kann das Hinderniß, welches die Justiz zögern macht, gehoben werden. Angenommen, daß Euer Freund heute aus dem Gefängniß komme und sich durch die Flucht dem Richterspruch entziehe, der ihn verurtheilt, so ist er keineswegs in Sicherheit, denn ein Auslieferungsbefehl wird ihn verfolgen, und kann ihn von einem Ende der Republik zum andern erreichen.

Es ist Noth zu rechter Zeit den Gang der Gerechtigkeit aufzuhalten. Zu dieser Stunde ist ein Courier unterwegs, um den Befehl augenblicklicher Beschlagnahme zu überbringen: ein Einziger vermag ihn aufzuhalten.

Und wer ist dieser Einzige?

Ich, antwortete der Räuber, aber nur gegen ein Lösegeld.

Ihr? Aber es fehlt mir an Geld.

Ich durfte meinen Argwohn nicht allzusehr zeigen, der mich hinderte dieses Lösegeld voraus zu erlegen. Der Salteador schien meine Gedanken zu errathen.

Um Euch mein Zutrauen zu beweisen, sagte er, will ich mich mit Eurem Worte begnügen; Ihr werdet mir den Rest meiner Bemühungen erst auf den Beweis eines vollkommenen und ganzen Inhalts entrichten und demjenigen, der ihn Euch übergibt, 700 Piaster bezahlen. Eure Angelegenheit, fuhr der Räuber fort, ist fast die wenige. Der Mann, der Euch angegeben hat, gehört zu meiner Bande und ist gerade der Elende, Santuche genannt, von dem ich diesen Morgen mit dem Alcaden gesprochen. Indem er der Gerechtigkeit das Vergehen Eures Landsmannes angezeigt hat, verfehlte er sich gegen die Gesetze der Saltcadores. Wir sind Räuber mit den Waffen in der Hand und seine Angeber, die sich im Dunkeln verbergen. Ich habe überdieß eine andere Rechnung mit ihm abzumachen. Ihr habt vielleicht den Reisenden nicht vergessen, der von einem Bären verfolgt uns um Schutz bat in jener Nacht am Feuer der Büffeljäger. Wohlan! dieser Unglückliche fiel gegen meinen Willen unter den Streichen meiner Bande, die der Santuche aufhetzte. So hat der Elende mir zweimal öffentlich Trotz geboten. Sagt Eurem Freunde, daß er mir nicht nur seine Freiheit, sondern auch eine glänzende Genugthuung verdanken soll.

Ich hatte nun nichts weiter als eine einzige Antwort für diesen seltsamen Menschen übrig, der so voll Verachtung gegen die Gesetze des Landes, die er besser als ein Alcade zu kennen schien, und so voll Hochachtung gegen das andere Gesetzbuch der Räuber war, dessen unbeugsame Vorschriften er gegen den Santuche anführt. Mein Beschluß zeigte sich willfährig und ich mußte seine Gefälligkeit benützen; ich kam überein, daß D. . . . einen Wechsel von 700 Piaster in die Hände dessen niederlegen würde, der ihm unter bezeichneter Adresse die Aufhebung der Beschlagnahme seiner Habe und seiner Freiheit überbrächte. Da diese Bedingungen angenommen waren und einer der Leute des Saltcador hereinkam und die Unterhaltung abbrach, so glaubte ich meinen Besuch nicht verlängern zu dürfen und ging weg. Die Nacht war schon weit vorgeschritten; Stille war dem Lärme gefolgt, der einige Stunden zuvor in der Stadt heerschte. Die Nachtwächter schliefen in ihre Mäntel gehüllt neben den räuchernden Laternen. Unglücklicke, die ihren letzten Real, der ihr Nachtlager bezahlen sollte, versoffelt hatten, lagen nachlässig auf den Stufen der„Kathedrale ausgestreckt, die ihnen Unterkunft gewährte und deren hohe Thüeme schwarz in den Himmel hinein starrten. Einige geheimnißvolle Lichter kamen und gingen über die Anhöhe; somit hatte die Bewegung allenthalben aufgehört und die letzten Schwärmgeister der Gleeke, an der die eilfte Stunde schlug, tönten ernst und streng in den traurigen Wehruf der Scenes, als ich ganz erfüllt von der Erinnerung meiner beiden Audienzen an diesem Tage in meine Wohnung zurückkam.

Der Alcade hatte mir die unverzeihende und verderbene Rechtspflege gezeigt, der Salteador das Räuberhandwerk zur Diktatur erhoben, die Gesetze gibt und fast eben so oft erscheint: dieser Gegensatz öffenbarte mir mehr als lange Untersuchungen über den sittlichen Zerfall des mexicanischen Volkes.

(Schluß folgt.)

Seltsame Mißgeburt. Das Journal des russischen Ministeriums des Innern hat unter anderm auch von allen Mißgeburten, gewaltsamen Todesfällen und sonstigen Unglücksbegebenheiten Bericht erstattet berichtet (Februar 1847) von einer Mißgeburt, „die so ungewöhnlich sey, daß man nicht wisse, was davon zu halten.“ Die Frau eines sibirischen Bauern im Kreise von Norrschinsk, Marina Kliutschewa, 22 Jahre alt, gebar am 23 October vor. J. ein Ding, das gar keine Menschen-ähnlichkeit mit einer Pferdsgestalt hatte, nämlich — einen Pferdskopf, Vorder- und Hinterfüße, einen kleinen Schweif, ungewöhnlich große Augen und 19 Rippen an jeder Seite.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 96. 22. April 1847.

Die Getreideausfuhr aus dem russischen Gouv. Wjätka.

(Nach dem russischen Journal des Minister des Innern. Febr. 1847.)

Da die Frage der Getreideausfuhr aus Rußland gegenwärtig den Westen Europas so ungemein interessirt, so entheben wir aus dem oben genannten Journal einige Angaben über die Verhältnisse eines im Innern gelegenen Gouvernements, welche für die Beurtheilung der Ausfuhrfähigkeit Rußlands von bei weitem größerm Interesse sind, als die Nachrichten aus den Häfen, indem hier auf die mannichfachen Schwierigkeiten hingedeutet ward, welche der Ausfuhr entgegenstehen, so reichlich auch manchmal der Ertrag ist.

Das Gouvernement Wjätka liegt zwischen 64 und 72° O. L. und 56° bis 60° N. B., und hat ein ziemlich rauhes Klima, indem die Kälte im Winter häufig auf 30 bis 35° R. steigt, während die Wärme des Sommers selten über 22 oder 23° R. beträgt. Das Land umfaßt 13,815,793 Dessj., wovon nur $3^1/_8$ aus Aeckern und Wiesen, dagegen über 10 aus sumpfigen Wäldern bestehen. Die zwei bedeutendsten Flüsse sind die Kama und die Wjätka, von denen namentlich die letztere, da sie die Mitte des Gouvernements durchfließt, von ungemeinem Vortheil wäre, wenn sie auf ihrem ganzen Lauf schiffbar gemacht werden könnte, denn dieß würde nicht nur die Verwerthung des Getreides, sondern auch den des Holzes erleichtern, und somit dem Anbau des Landes den größten Vortheil bringen. Das ist aber noch auf lange Zeit nicht zu erwarten. Der Boden trägt trotz des noch sehr rohen Ackerbaues reichlich, und man rechnete auf Privat- und Staatsgütern, — welche letztere etwa $^7/_8$ das Ganze ausmachen, — im J. 1844 über $20^1/_2$ Mill. Tschetwert Getreide. Da das Gouvernement von den großen Absatzorten fern liegt, so erreichen die Preise nie eine für die nicht Getreideproducirende Bevölkerung drückende Höhe, und sinken oft so, daß sie den Landbauer nicht mehr lohnen. Im Jahre 1817 zahlte man für Weizen bis 50, für Roggen bis 37 R. A., [1] während im Jahr 1821 der Weizen auf 12, der Roggen auf 8 R. A. sank. Diese Krisis ruinirte den Kornhandel, der von da an mehr nur zufällig wurde.

Der Wohlstand des ganzen nordöstlichen Rußlands hängt großentheils ab von der Entwicklung des Kornhandels nach England über den Hafen von Archangel, und ein regelmäßiger Absatz [2] würde namentlich Wjätka sehr zu gute kommen. Dieser Absatz würde namentlich in Weizen, Leinsamen und Hafer nach England, sowie Roggen nach Holland bestehen. Bei einem andauernden Begehr könnte nämlich der Hafer von keinem Orte her so wohlfeil bezogen werden, als aus Wjätka über Archangel, denn Petersburg, wo der Hafer ziemlich theuer ist, könnte mit Archangel nicht concurriren und eben so wenig Amerika, da die Fracht doppelt so theuer ist, und somit die Zufuhr nur bei sehr hohen Preisen möglich wäre. Gegenwärtig (1845) hemmen zwei Umstände diese Entwicklung: der erste ist, daß die Schiffe aus England mit Ballast kommen müssen, [1] was die Kosten sehr vertheuert, zweitens die schlechte Beschaffenheit der Wege, denn das Getreide muß von den Centralpunkten Wjätka, Slobodsk und Orlow etwa hundert und achtzig Werste weit zu Lande nach den Flußhäfen von Noschul und Bykow an der Luja gebracht werden, welche in den Jug fällt, der in Verbindung mit der Suchona die Dwina bildet. Jetzt gehen fast alle Landerzeugnisse nach Noschul, das 400 Werste oder Bykow gleichfalls an der Luja liegt, und von hier aus können dieselben nur nach aufgegangenem Eise fortgeschafft werden: wären Wege nach Bykow hergestellt, so würde man eine sehr mühselige und unsichere Flußschifffahrt von 400 Werften ersparen. Nach Bykow führt jetzt durch die Wälder kein Weg, sondern nur ein Pfad, wo kaum ein Pferd mit dem Schlitten fortkommt. Eine Herstellung der Straße wäre für den Handel und den Ackerbau von Wjätka und Perm von großer Wichtigkeit, scheint aber manchen, nicht bloß materiellen Schwierigkeiten zu unterliegen, wie denn der Verfasser mit deutlicher Hinweisung bemerkt, daß Noschul und Bykow nicht im Gouv. Wjätka, sondern in dem von Wologda liegen, wo man nicht geneigt ist, zum Vortheil eines andern Gouvernements große Anstrengungen zu machen. Die nähere Auseinandersetzung, wie sehr dieser ganze Landstrich durch den Mangel an Straßen leidet, scheint zu zeigen, daß der ganze Artikel hauptsächlich zu dem Zweck geschrieben ist, den Absatz der Naturproducte aus Wjätka und aus dem Nordosten Rußlands überhaupt zu fördern.

[1] Dieß macht etwa $25^1/_2$ Sr. der Hektoliter Weizen, den damaligen Papierrubel zu 1 Fr. gerechnet. A. d. R.

[2] Der Anstand ist im J. 1845, also vor der Aufhebung der Kornsetze in England geschrieben. A. d. R.

[1] Der Umstand, daß die russische Regierung allmählich so offen über das falsche Handelsverhältniß, in welchem Rußland durch sein unmäßiges Prohibitivsystem gekommen ist, schreiben läßt, die neue Eröffnung des Handels über Archangel nach Tilsit, so wie der Verschub, welchen der Kaiser in letzter Zeit durch die Unterhandlung mit der französischen Bank dem russischen Getreidehandel geleistet hat, lassen vermuthen, daß Rußland auf dem Punkte steht, von seinem zu starren System, das nur die Entwicklung seines Ackerbaus hemmte, allmählich etwas abzugehen. Bemerkenswerth ist auch, daß der Kiel in letzter Zeit sehr bedeutende Summen auf die Verbesserung der Communicationen verwandte. Summen, die sich nur durch Erweiterung und Ermöglichung des Absatzes, der sich am Ende durch Tausch gegen andere Waaren ausgleichen muß, wieder gewinnen lassen. A. d. R.

Digitized by Google

Aus einem Aufenthalte auf den nikobarischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun die „Galathea“ den Nangkowry-Hafen verlassen und mehrere andere Inseln angelaufen hatte, ankerte sie Ende Februar in einem geräumigen Meerbusen auf der Südseite von Groß-Nikobar; ein kleiner Fluß, der sich in denselben ergießt, wurde für passend angesehen, um darauf mittelst einiger Boote ins Innere des Landes zu gelangen. Er ist bei seinem Ausflusse gegen 100 Fuß breit und schlängelt sich durch ein 2 bis 3 d. Meilen langes Thal von Süßwasseralluvium, welches sich wie ein Dreieck zwischen zwei divergirenden Hügelreihen hineinschiebt und gewiß äußerst fruchtbar und culturfähig ist. Es wurde eine Expedition mit mehreren Booten arrangirt, und nachdem wir an der Küste übernachtet, gingen wir am frühen Morgen mit der Fluth flußaufwärts. Die äußern Theile des Flachlandes waren noch sehr sumpfig und wohl im Bildungszustande begriffen; Rizophoren oder Mangrovebäume waren hier ausschließlich vorherrschend und standen theilweise noch in brakischem Wasser. Etwas weiter hinauf stieg das Land zu beiden Seiten um einige Fuß, und wo der Boden ganz über dem Niveau des Wassers war, wuchs besonders die stammlose Palme, Nipa Fruticans; hier stand noch ein den Nikobaren an der Küste gehörendes Haus mit einer Pisangpflanzung. Jetzt nähern sich die beiden Hügelreihen, deren Fuß der Fluß mitunter in seinen Krümmungen berührte; die Vegetation zu beiden Seiten wurde mannichfaltiger; namentlich zeichneten sich die Gruppen der Pandanusfe durch ihre Größe aus. Gegen Abend waren wir bis zu einer Entfernung von etwa 2½ Meilen in gerader Linie von der Küste gelangt; das Flachland bildete hier ein von Bergen zu beiden Seiten eingeschlossenes enges Thal. Auf dem Flusse schwammen ein paar kleine, augenscheinlich für die Flußfahrt eingerichtete Canoes herum, und wir gewahrten am Ufer bald Spuren von Menschenfleiß. Ans Land gestiegen fanden wir hier mitten im Walde einen etwa 80 Schritt ins Gevierte messenden und von kleinen Palisaden eingezäunten Platz, in welchem 6 bis 8 höchst armselige Wohnungen, wenn man selbige so nennen könnte, zu sehen waren. Menschen waren nicht da, aber das eben erloschene Feuer und ein in einem kleinen Käfig eingesperrtes Schwein zeigte, daß die Bewohner nicht lange fort gewesen waren. Ohne Zweifel waren sie beim Hören unserer Schüsse geflüchtet, denn wenn ich früher die Nikobaren fragte, ob sie meinten, daß wir die Waldbewohner zu sehen bekommen könnten, so antworteten sie, daß daran gar nicht zu denken sey, denn schon wenn sie einen von ihnen sähen, ergriffen sie augenblicklich die Flucht.

Die Hütten, die sich hier befanden, waren kaum solche zu nennen; auf einigen Pfählen war in einer Höhe von 4 Fuß eine aus Latten gebildete Diele gelegt, und darüber aus Palmblättern ein mäßiges Dach gebildet, während die Seiten meist offen waren; sie waren auch sehr klein und schienen mehr dafür bestimmt, ein gegen Regen geschütztes Nachtlager zu bilden; außer denselben waren noch hin und wieder Dächer, scheinbar auch aus Nothdurft als Schutz gegen die heftigen Regengüsse auf Pfählen aufgeführt. Es war kein Zeichen vorhanden, daß die Bewohner von Kokosnüssen lebten, und dieses machte einen wesentlichen Unterschied zwischen ihnen und den Küsten-Nikobaren. Dagegen fanden sich Hühner und Schweine, so wie auch Kalderafrüchte; sie schienen diese auf dieselbe Weise zu bereiten, wie schon oben beschrieben; der Kochtopf war aus den Blattscheiden der großen Nibong-Palme, derselben, aus welcher die Malayen Wassereimer machen, zwischen zwei Pfählen unter freiem Himmel aufgestellt. Als wir einen derselben aufnahmen, ging er auseinander, worauf man sehen kann, daß er auf dem Orte wo er stand, gleichsam aufgebaut und nicht bestimmt war transportirt und am allerwenigsten für ethnographische Museen gerauht zu werden. Ein anderer wurde auf eine nicht weniger merkwürdige Weise unbrauchbar gemacht. Wir hatten einen jungen Nikobaren, der sich London nannte und einige Wochen bei uns an Bord war, mit auf diese Expedition genommen. Als wir die Hütten und die Kalderafrüchte sahen, machten wir ihn auf diese Aehnlichkeit mit dem, was wir bei seinen nähern Landsleuten gesehen, aufmerksam. Diese Zusammenstellung mit den Waldbewohnern erweckte aber seinen Zorn in hohem Grade. „Dieß sollte mein Volk seyn?“ rief er und jagte zum Beweis dagegen den hölzernen Speer, den er zufällig in der Hand hielt, auer durch den Topf.

Der abenteuerliche Anstrich, den dieser ganze düstere, von hohen Waldbäumen umschattete Ort hatte, wurde durch das Umwetter, welches uns hier überfiel, erhöht. Nachdem wir eben den Platz für unser Nachtquartier auserseehen und ein großes Zelt aufgeschlagen hatten, zog ein heftiges Gewitter auf, und nie habe ich den Donner dermaßen brüllen gehört und die Blitzstrahlen dermaßen auf einander folgen gesehen, als während jener ganzen Nacht. Wir hatten eben unsern Proviant, Waffen und Bagage aus den Booten gebracht, um uns einen gemürtlichen Abend zu bereiten, als der furchtbare Platzregen unser eben angemachtes Feuer löschte. Einige suchten in den Hütten der Waldbewohner Schutz, andere flüchteten in das große Zelt; das Wasser drang allenthalben durch und überschwemmte den Boden des Zeltes, auf dem wir lagen; endlich glückte es uns durch Hülfe eines Wachslichtes, das noch brannte, ein Feuer anzumachen, welches durch Baumstämme vermehrt und die ganze Nacht hindurch unterhalten wurde. Am nächsten Morgen gingen wir noch etwas weiter den Fluß hinauf, mußten aber bald wieder umkehren, da er durch die Menge des Regens angeschwollen und einen reißenden Lauf erhalten hatte, durch dessen Fülle wir in wenigen Stunden wieder nach der Küste zurückgelangten. Wir waren insofern in unsern Erwartungen getäuscht, als wir nicht die Waldbewohner selbst gesehen hatten; nach dem was die Nikobaren uns erzählt, und was ich selbst an jenem bewohnten Platze im Innern von Groß-Nikobar gesehen habe, möchte ich kaum glauben, daß sie der Negerrace angehören; sowohl auf der malayischen Halbinsel als auf Sumatra finden sich viele malayische Stämme, die sich durch ihre Wildheit von den übrigen Ackerbau und Fischfang treibenden Malayen unterscheiden, warum sollte nicht ein ähnlicher Stamm auf den nikobarischen Inseln existiren können.

Kurz nach dieser Tour ging die „Galathea“ nach Pulo Pinang, wo wir leider die schädlichen Folgen des nikobarischen Klima's, und namentlich jener Nacht, die wir durchnäßt im Walde zubrachten, erfuhren. Während des ganzen Aufenthalts auf den Inseln waren trotz der eisten Anstrengungen in der glühenden Sonnenhitze fast keine Krankheiten vorgefallen. In Pulo Pinang aber erkrankten plötzlich 19 Personen von den 27, die an jener Tour Theil genommen hatten, und vier von ihnen wurden von dem bizigen Fieber hingerafft. Ich verließ daselbst die „Galathea“ und ging, als ich eben das Krankenbett verlassen, mit einem englischen Schiffer, der Kokusnüsse auf

Digitized by Google

Kar-Nikobar holen wollte, nach Klein-Nikobar zurück. Während meines zweiten zweimonatlichen Aufenthalts auf den Inseln hatte ich theils Gelegenheit einige derselben, die bisher nicht besucht waren, zu sehen, theils die Eingebornen besser kennen zu lernen und entlehne deßhalb einige Bruchstücke aus dem Tagebuche, welches ich damals führte.

Wir brauchten eine ganze Woche, um die etwa 100 Meilen lange Strecke von Pinang nach Klein-Nikobar zurückzulegen, denn es war jetzt wieder im Wechsel des Monsuns von Nordost zum Südwest und häufig Windstille, namentlich unter den Küsten von Sumatra, dessen hohen Berg Ophir wir lange vor Augen hatten. Am 28 März erreichten wir den Hafen, wo das k. dänische Wachtschiff Flationirt war. Ich brachte daselbst die folgenden zehn Tage in der nächsten Umgebung zu. Auf der kleinen Insel Milu hatte ich mir eine Nikobaren-Hütte gekauft und mir darin ein Arbeitszimmer eingerichtet. Von dieser Hütte aus konnte ich auf einem von den Eingebornen gebahnten Fußsteige quer durch die dicht bewaldete Insel gehen und auf einer geringen Strecke die verschiedenen Arten des theils aus Korallentrümmern, theils aus Sandsteinhügeln bestehenden Erdreichs und die dadurch bedingten Vegetationsgürtel studiren. Die ersten hundert Schritte führten mich durch den Kokoswald; es ist schwer zu entscheiden, in wie weit dieser ursprünglich oder angepflanzt ist; so viel ist gewiß, daß die Nikobaren den größten Theil des Fleißes, den sie ihrer eigenen trägen Natur abgewinnen können, auf die Pflanze des Kokosbaumes verwenden; wo einer ausgegangen oder unfruchtbar geworden ist, pflanzen sie einen neuen und beschützen die zarte Pflanze durch eine Befriedigung gegen den Angriff der Thiere. Auch scheint er hier vorzüglich gut zu gedeihen: kaum sah ich ihn auf Pulo Pinang und Ceylon, wo er auch auf dem Flachlande an der Küste, aber nicht auf Korallenland wächst, Kronen entfalten von einem so saftigen Grün und so reich an schönen Früchten, obgleich er daselbst nach den Regeln der Kunst behandelt wird. Der Unterwald unter den hohen Kokospalmen war nur gering und bestand theils aus hohem Grase, theils aus kleinern Gesträuchen; namentlich war der äußere Rand gegen das Meer hin von einem Strauche des Geschlechtes Scävola gedeckt, dessen hellgrünes Laub über der weißen Sandbank einen angenehmen Eindruck aufs Auge macht, wenn man sich diesen Küsten nähert. Auf dem Uebergange vom Korallenlande zum Hügellande befand sich in der Mitte der Insel ein Sumpf, wahrscheinlich ursprünglich ein Meerbusen, der von den Korallenriffen, die im Innern desselben nicht gedeihen konnten, wie überhaupt nicht in brakischem Wasser, von außen umschlossen worden ist. Hier wuchsen die Pandanusfüße und Arecapalmen fast ausschließlich und ohne Beimischung von Unterwald. Sie waren nicht angepflanzt, wie man sonst glauben könnte, da die Eingebornen die Früchte beider benutzen, sondern die Natur selbst schien diesen Ort als den für ihr Wachsthum am meisten passenden äußerlichen zu haben. Die Pandanusfüße stehen in Gruppen; ihre an 30 Fuß hohen und auf Luftwurzeln gestützten Stämme zertheilten sich nach oben in Zweige, deren jeder am Ende eine aloeartige Krone mit spiralförmig gestellten Blättern trug, aus deren Mitte die kolossale Frucht herabhing. Kaum könnte man sich wohl einen bessern Anblick ächt tropischer Pflanzenformen verschaffen, als wenn man von einem der nabeliegenden Hügel dieses Thal überschaute.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben in der Kirgisensteppe.

Das russische Journal des Ministeriums des Innern (Februar) berichtet von einem Erdbeben in einer Gegend, wo man es der tiefen Lage nach nicht leicht vermuthen sollte, und die Nachricht, die dasselbe einhielt, wirft ein Licht auf die alte Frage über das Land und seine merkwürdig tiefe Lage unter dem Meeresniveau. Man hat schon früher auf dem Umstand aufmerksam gemacht, daß die Striche der Sandwüsten von der Sahara über Arabien, Persien und die hohen Gebi gegen Norden von einer Steinreihe begleitet werden, nämlich vom Mittelmeer, schwarzen, kaspischen Meer und Aralsee, von wo dann eingelne Seen sich noch weit gegen Nordosten erstrecken. Es ist kaum ein Zweifel, daß diese Doppelreihe in einem natürlichen Zusammenhang steht, und daß die Durchbrechung des Bosporus und die Trockenlegung eines großen Theils des Landes zwischen dem schwarzen, kaspischen und Eismeer wahrscheinlich in Einer Periode von Erdumwälzung fallen. Um so beachtenswerther sind Erschütterungen in diesem Erdstrich. Am 18 und 19 October (a. St.) vorigen Jahres fühlte man in der Kirgisensteppe beim Posten Aragus, in Kokdet und Korkali auf einer Ausdehnung von mehr als 200 Wersten bald kürzere bald längere Erschütterungen, die bald in aller Stille vor sich gingen, bald von einem furchtbaren unterirdischen Getöse begleitet waren. Die Richtung ging von Nordosten nach Süden und von Süden gegen Norden. Nicht außer Acht zu lassen ist, daß sich am 30 November vorigen Jahres in Lenkeran auf dem Westufer des kaspischen Meeres gleichfalls einige, wenn auch unbedeutende Erdstöße fühlbar machten.

Scenen aus der Wüste und dem Leben von Mexico.

Der Salteador.

(Schluß.)

Den folgenden Tag zur frühen Stunde klopfte D.... an meine Thüre, begleitet von dem Zurde, der zur Bande des Gefangenen gehörte und von Seiten seines Anführers kam, das Lösegeld abzuholen; er hatte Wort gehalten und erinnerte mich an das meinige. Der lange Bart, die beschmutzten Kleider, das abgemagerte Gesicht meines unglücklichen Landsmannes ließen mich nur allzusehr die üble Behandlung errathen, die ihm geworden war. Der Zurde verließ uns, indem er uns auf das Wort eines Räubers versprach, daß der Mann, dessen Verrath H. D.... diesen schlimmen Handel mit der Justiz zugezogen hatte, exemplarisch bestraft worden sollte. Die Versicherung tröstete uns nur mäßig. Das Erforderliche war nun ohne Hinderniß abzureisen und wir mußten die Nacht abwarten. Der Tag verfloß, ohne daß sich eine Gerichtsperson in unserer Wohnung zeigte. Als die Nacht kam, ließen wir die ersten Stunden hingehen, um den Augenblick abzuwarten, wo das zweifelhafte Licht der Morgendämmerung uns gestatten würde uns auf den Weg zu machen, ohne uns zu verirren. Endlich erhellte sich der Himmel ein wenig; wir sattelten in der Stille unsere Pferde und verließen ohne Bedauern eine Stadt, die uns beiden nur traurige Erinnerungen zurückrief.

Wir athmeten erst freier auf, als wir eine Stunde von San Juan entfernt waren und mit verhängtem Zügel unter dem kühlen Schatten einer Allee von Perubäumen hingaloppirten. Wir ahnten nicht, daß das kleine Drama, dessen unfreiwillige Mitspieler wir gewesen, uns seinen letzten Auftritt vorführen würde. Eine klägliche Stimme, die plötzlich durch das Schweigen der Nacht drang, schreckte uns sehr unangenehm aus der halben Sicherheit auf, die uns der schnelle Ritt gegeben hatte. Rasch voran! sagte ich zu D.... Wir sind gesehen worden, und ein Augenblick Zögern würde uns verderben. Wir trieben unsere keuchenden Pferde an; aber diese bäumten sich, ungeachtet unserer Sporenstreiche und weigerten sich vorwärts zu gehen. Sie schienen vor irgend einem drohenden Gegenstand zu erbeben. Dann, indem wir in die Tiefen der Steinwüsten blickten, wurden wir einige Schritte vor uns sechs unbeweglicher Männer gewahr, jeder vor einem Baumstamme. Es konnte eine neue Räuberrotte sein, die uns abpaßte um uns auszuplündern; aber die Gebräuche dieser Männer, die wir bald deutlicher hörten, beruhigten uns.

Digitized by Google

Um Gottes Willen! sagte der eine, wollt Ihr mir nicht beistehen! Im Namen der heiligen Jungfrau, rief der andere, kommt uns zu Hülfe, Herr Caballero! Wir haben alsdann, daß alle diese Unglücklichen, die wir für Räuber hielten, selbst fest an die Bäume gebunden waren und uns um Hülfe anflehten. Es waren ohne Zweifel Kleinkämmer, welche die Mateos beim Herauskommen aus San Juan geplündert hatten. Wir beratschlagten, was wir für sie thun könnten. Ich schlug vor sie zu befreien. Mein Gefährte erinnerte mich an das schlimme Abenteuer des Don Quixote, der von den Galerensklaven, deren Ketten er zerbrochen, mit Steinwürfen verfolgt werden war. Ich wollte seinem Rathe Gehör geben, als durchdringendes Geschrei meine Aufmerksamkeit auf einen lenkte, der am schlimmsten von der Bande mißhandelt schien. Ich konnte einer mitleidigen Bewegung nicht widerstehen, und vom Pferde steigend, hatte ich bald die Stricke entzweigeschnitten, womit der Unglückliche gefesselt war. Ohne sich Zeit zu nehmen mir zu danken, erreichte er bald die Höhe der Böschung an der Straße und kehrte mir dann ein wahres Galgengesicht zu.

Ah! Herr Caballero, sagte der Rest, Ihr habt mir einen sehr großen Dienst erwiesen, indem Ihr mir vor meinen Unglücksgefährten den Vorzug gebt! Die Leute, welche Ihr vor Euch seht, sind ehrliche Kaufleute, welche meine Freunde und ich zur Beschäftigkeiten, nachdem wir sie beraubt hatten. Wir fanden meine Freunde für gut, um mir einen schlimmen Streich zu spielen, mich mit ihnen festzubinden. Lebt wohl! Möge der Himmel Euren Scharfsinn belohnen! Und Ihr Herr Caballero, setzte er hinzu, sich gegen D.... wendend, erinnert Euch an das Schicksal, welches die Kaufleute im Detailhandel auf der Messe von San Juan erwartet.

Einen Augenblick später verschwand der Santuche, denn er war es, den ich in einer schönen Anwandlung von christlichem Mitleid befreit hatte, hinter dem Gesträuch. D.... und ich wechselten einen Blick höchsten Mißbehagens.

Gehen wir, sagte D.... nach einem Augenblicke Stillschweigens, und lassen wir die guten Leute sich aus der Sache ziehen, so gut sie können. Wir haben ohnehin bente seine glückliche Hand.

Ein Doppelschuß, der mich erbeben machte, verhinderte mich auf diesen Vorwurf zu antworten, den ich freilich etwas verdient hatte. Zwei Männer kreuzten zu selber Zeit die Straße und fanden vor uns. Der eine blieb ruhig die Zündpfanne seines Gewehres aus, der andere befestigte das seine an der Halfter seines Sattels. Ich erkannte beide, als zur Bande meines Freundes, des Sattelarbeit, gehörig.

Valga me Dios! sagte der eine, bei mir verübterweise, wer Teufel hätte geglaubt daß Ihr unter so vielen ehrlichen Leuten gerade den Santuche befreien würdet? Wir hatten ihn hier angebunden, indem wir die Stunde abwarteten auf ihn zu schießen, wie es unser Anführer befohlen hatte. Wir mußten es nun vor der bestimmten Stunde thun, um Euer Ungeschick gut zu machen. Lebt wohl! Ihr Herrn Caballeros, möge die Leetien Euch wohl bekommen!

Hinter den Banditen die sich entfernten, kam ein Reiter der uns bald eingeholt hatte. Die Kleidung des Neuangekommenen war eben so reich, als elegant. Ein Hut mit breitem Rande, eine Toquilla (Netz) von venetianischen Perlen, ein Dolman von Tuch, dessen reichgestickte Aermel aus den Falten der violetten mit Schmelz besetzten Manga hervorschauten, und weite Beinkleider die über den Bügeln flatterten, bildeten diese malerische Tracht, einen wahren Räuberanzug. Ein Pferd, eines Paschas würdig, mit funkelnden Augen, offenen Nüstern, geschwungenem Halse, den Schweif mit breiten rothen Schleifen geziert, machte bei jeder seiner Bewegungen eine lange biegsame Leibaccrlitinge erklieren, deren fein ausgravierte Scheide seine Seiten schlug. Ein kurzes Gewehr wiegte sich auf der andern Seite des Sattels. Die Banditen wurden nicht ab bis der Reiter die Falten der Manga niederfallen ließ, die sein Gesicht halb verhüllten, um die Hüte abzunehmen und ihren Anführer zu begrüßen. Sie gaben ihm Rechenschaft von dem was geschehen war, in reinem Castilianisch, denn das Kauderwelsch spanischer Buschleppen ist in Mexico unbekannt.

Es ist gut, sagte der Sattrador kalt; geht und holt den Körper herbei, wo Ihr ihn liegen ließt.

Einer der Banditen entfernte sich und kam einige Minuten nachher am Ende seines Lasso, die Leiche des Santuche herbeischleppend. Obgleich von zwei Schüssen getroffen, athmete der Unglückliche noch.

Durchsucht ihn, sagte der Anführer. Einer der beiden Männer stieg vom Pferde, der Santuche schien eine Bewegung zu machen, um ihn abzuwehren, aber sie war faß unmerklich. Zwei Handvoll Piaster, Realen, Scheidemünze wurden aus seinen Taschen gebolt; es war die Frucht seiner Diebereien in der Nacht, die ihm so theuer zu stehen kam. Der Mann, der ihn durchsucht hatte, sah seinen Anführer fragend an. Auf ein Zeichen dand er die unglücklichen Gefangenen los, welche der Schreck zu lähmen schien. Auf ein anderes Zeichen stemte der Bandit die Piaster vor ihnen aus, die er in den Taschen seines Cameraden gefunden hatte. Indem er die Kaufleute sich auf das Geld stürzen sah, das ihnen so zurückerstattet wurde, machte der Santuche eine convulsivische Bewegung und blieb dann starr. Diesmal war er wirklich todt; die Verzweiflung hab berandt zu sehen, hatte ihm den Gnadenstoß gegeben.

Labet diese Leiche auf Eure Schultern, sagte der Anführer gebieterisch zu den Kaufleuten, die noch in dem blutigen Sande nach den letzten Heilerstäuden suchten und übergebet sie von meiner Seite dem Akaden. Es wollte ihm lebendig, ich sende ihn todt und er kann seine Justiz mit der meinigen vergleichen.

Die Kaufleute gehorchten, und während der düstere Leichenzug sich langsam entfernte, sagte mir der Sattelador mit saß kaltem Lächeln: Ich hatte geschworen diesen Elenden zu bestrafen, gleichwie die Richter dieses verdammten Bandes exzittern zu machen, wo man mit der Gerechtigkeit Handel treibt; Ihr seht daß ich zwei meiner Schwüre gehalten habe. Ich habe einen dritten gethan, den Ihr kennt, Herr Caballero, setzte er hinzu, indem er D.... grüßte; ich wünsche Euch, daß Ihr eben so getreulich Euer Wort halten möget, als ich das meinige. Bei dieser Rede entfernte sich der Geächtete, um bald hatte die Schnelligkeit seines Pferdes ihn unsern Augen entzogen.

Acht Tage nach dieser beschleunigten Abreise sahen wir den ewigen Schnee der beiden Vulcane, welche Mexico beherrschen, in der Sonne erglänzen, und beinahe hätten die Freunde, welche mir entgegen kamen, in dem Reisenden mit zerrissenen bedeckten Kleidern mit Staub, struppigem Barte und sonnverbranntem Gesicht, der sich vor ihnen zeigte, irgend einen Wegelagerer vermuthet. Ich hatte Mexico seit 14 Monaten verlassen, während welchen ich zu Pferde im Innern der Republik mehr als 1400 Stunden zurückgelegt hatte, ungefähr die Entfernung zwischen Havre und New-York. In das civilisirte Leben zurückgekehrt, legte ich meine Reisetracht ab, wovon ich nur die langen Sporen aufbewahrte. die ich so lange getragen und die Sarape, welche mich vor dem Thau der kalten Nächte wie vor der Sonnenhitze so manchen glühenden Tages geschützt hatte. Zwei Monate waren vergangen, meine Einbildungskraft zeigte mir nur noch wie im Traume meine Wanderungen durch die Wildnisse von Senora, als ein letzter Zwischenfall die Erinnerung daran in mir auffrischte. Ein unbekannter überbrachte an D.... einen Insulte (Gleitsbrief), der vollkommen in der Regel war, und nahm dagegen einen Wechsel von 700 Piaster, sogleich zu bezahlen, auf eines der ersten Häuser in Mexico in Umpfang. Der Sattelador hatte sein drittes Versprechen eben so gewissenhaft erfüllt, wie die beiden andern.

Gabriel Ferry.

Ein historisch-archäologisches Archiv für nordische Alterthümer soll in Kopenhagen gegründet werden, und ein Local dazu ist im Schlosse von Christiansborg bestimmt, kann aber erst dann benützt werden, wenn die Sammlungen Thorwaldsens entfernt sind. Bedeutende Sammlungen sind vorhanden, und das Ganze soll in zwei Abtheilungen zerfallen, eine altnordisch-isländische, und eine antiquarisch-topographische. Man erwartet, daß namentlich die letztere von ungewöhnlicher Bedeutung werden würde. (Berlingske Tidende. 7 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 97. 23. April 1847.

Bibliotheken und Bücherhandel in Konstantinopel.

Der Baron Mac Guckin de Slane wurde von dem französischen Ministerium nach Algier, Malta und Konstantinopel geschickt, um die Bibliotheken zu untersuchen, und gibt in einem Schreiben vom 25 Jan. d. J. aus Algier seinem Freunde Reinaud Nachrichten über die Bibliotheken in Konstantinopel, die manches Interessante enthalten und im Journ. asiat. (Jan. 1847) mitgetheilt sind. Sie sind folgende:

„Ich kam im Monat August in Konstantinopel an, und da eben das Fest des Ramazan begonnen hatte, so mußte ich einen ganzen Monat unthätig bleiben, endlich aber erhielt ich die officielle Erlaubniß mehrere Bibliotheken der Stadt zu besuchen. Ich begann sogleich Kataloge zu entwerfen und Auszüge aus den seltensten, hier aufbewahrten Werken zu machen. Die Bibliotheken der Moscheen waren damals den Christen unzugänglich und sind es vielleicht noch. Ich erhielt jedoch Kenntniß von den Werken, die sie enthalten, und konnte vollständige Kataloge entwerfen. Die Orientalisten Europa's können somit jetzt zu Paris Einsicht nehmen von dem Stand der Bibliotheken Raghib Pascha's, Kyprilis, Bajesids, der Nauri Othmanie, Aascher Effendis, der Aja Sophia, der Jeni Dschame (neue Kathedrale), Abdel Hamids, Lateli's u. s. w.

„Nachdem ich das schwierige und manchmal gefährliche Unternehmen der Erforschung aller dieser Bibliotheken zu Ende gebracht, bemühte ich mich, ob es nicht möglich wäre, sie fernern Nachforschungen zugänglicher zu machen. Meine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, und eine geheime Note, die ich Ihnen als Conservator der orientalischen Manuscripte der k. Bibliothek zustellte, gibt an, wie man sich zu verhalten hat, um sich Abschriften oder Auszüge aus den Werken zu verschaffen. Indem ich Ihnen da den Schlüssel zu allen Bibliotheken Stambuls übergab, hoffe ich, daß Sie aus diesen Schätzen schöpfen lassen werden, und habe Ihnen selbst mehrere Werke angedeutet, von denen für die k. Bibliothek nothwendig Abschriften sollten gemacht werden. Die Notizen und Auszüge aus den Manuscripten Konstantinopels füllen mehrere Hefte und liefern ganz neue Aufschlüsse über Geschichte, Geographie, schöne Wissenschaften und Bibliographie. Ich bin gegenwärtig mit der Uebersetzung und Redaction derselben beschäftigt. Bei dieser Gelegenheit muß ich daran erinnern, daß ich für die k. Bibliothek ein Exemplar des 2ten Bandes des Fihrest zurückgebracht habe, so daß sie jetzt ein vollständiges Exemplar dieses eben so seltenen als lehrreichen Werkes besitzt. Das schöne alte Manuscript von Dschebari's Sabah verdient gleichfalls eine Erwähnung, und eben so das alte und vollständige Exemplar der Annalen Ibn al Athir's. Ich lege auf den Ausdruck „vollständig" einen besondern Nachdruck, denn nirgends, selbst nicht in Konstantinopel, findet sich ein Exemplar ohne Lücken.

„Die Bibliotheken Konstantinopels bestehen gewöhnlich aus zwei Zimmern, dem Studiensaal und dem Büchersaal. In dem ersten, der stets ziemlich geschmackvoll geziert und von schlanken Marmorsäulen gestützt ist, steht man weder Tische noch Stühle. Matratzen, die rings um den Saal laufen, bieten einen bequemen Sitz für diejenigen, welche gewohnt sind, sich auf den Fersen oder mit gekreuzten Beinen niederzukauern, und kleine Holzbänke, ähnlich den Bänken in einem Ballsaal, dienen als Pulte für die Bücher. Zahlreiche Fenster lassen die Luft eindringen, und die Bäume des kleinen Gartens, der gewöhnlich den Bibliothekbau umgibt, halten die Sonnenstrahlen ab. Der Boden ist aus weißem Marmor und mit Binsenmatten bedeckt, auf denen die in der Bibliothek arbeitenden Personen kleine Teppiche ausbreiten, um an den bestimmten Gebetsstunden darauf niederzuknieen. Der Anblick aller dieser Softa und Ulema, die ihre Arbeiten zu gleicher Zeit verlassen, um ihren religiösen Pflichten nachzukommen, ist sehr merkwürdig, und man kann nicht ohne lebhaftes Staunen den Ausdruck inbrünstiger Frömmigkeit, die sie zu beseelen scheint, betrachten. Der Büchersaal ist gewöhnlich dunkel; die Bücher ruhen hier sorgfältig in Gehäuse gesteckt und in vergitterten Schränken eingeschlossen. In der Bibliothek Raghib Pascha's sind die Bücher in einem ungeheuren, künstlich gearbeiteten und vergoldeten Eisenkäfig eingesperrt, der sich in der Mitte des Studiensaals erhebt. Natürlich muß man vor dem Eintritt in diese Anstalten die Pantoffeln an der Thüre lassen. Die Arbeitsstunden sind gewöhnlich von 9 bis 3 Uhr, aber Mittwoch und Freitag sind alle Bibliotheken geschlossen. In den bei den Moscheen befindlichen Bibliotheken ist der Eingang durch die Moscheen selbst. Uebrigens ist die Einrichtung ziemlich dieselbe, wie in den andern Bibliotheken.

„In der ersten Zeit hatte ich während der Arbeit in den Bibliotheken manche Unannehmlichkeiten zu befahren: die Anwesenheit eines Christen erweckte deutliche Zeichen der Unzufriedenheit, ein finsterer Ausdruck verbreitete sich über alle Gesichter, und mehrmals mußte ich mich auf den Rath einiger minder fanatischen Greise entfernen. Später als ich meine Leute besser kannte, ging ich überall hin, muß aber gestehen, daß bei solchen Fällen nichts in meinem Anzug und meiner Haltung den fränkischen Reisenden verrieth. Zu zwei verschiedenenmalen hatte ich aber förmliche Verhöre zu bestehen, durch

Digitized by Google

meine im voraus wohl überdachten Anworten aber gelang es mir allen Verdacht zu entfernen. Ich gewann selbst die Freundschaft von einigen, die gewöhnlich an diesen Orten arbeiteten, und werde mich stets mit Vergnügen der außerordentlichen Höflichkeit, der Würde und des Wohlwollens mehrerer Ulemas von Konstantinopel erinnern.

„Doch jetzt zur Serailbibliothek. Sie besteht gegenwärtig aus etwa 1500 Bänden arabischer, persischer und türkischer Werke, aber ich bemerkte nichts Ausgezeichnetes. Bald wird vielleicht diese Sammlung nach einer Moschee gebracht werden, wie dieß schon mehrmals der Fall war, und der regierende Sultan wird dann eine neue Sammlung bilden. Die griechischen, in dem Serail aufbewahrten Manuscripte befinden sich, wie man mir sagte, in einer unterirdischen Kammer. Die türkische Regierung ließ sie vor etwa anderthalb Jahren untersuchen, und die Liste dieser Trümmer der Eroberung wurde einem europäischen Botschafter mitgetheilt. Ein junger, sehr unterrichteter Türke, der bei der Untersuchung anwesend gewesen war, versicherte mich, daß nichts Bemerkenswerthes darunter sey, als ein schönes, altes Exemplar des Pindar, der Ueberrest seyen kirchliche Schriften. Ich weiß nicht, in wie weit man sich auf die türkische Gelehrsamkeit verlassen darf, es scheint mir aber außer Zweifel, daß im Serail noch griechische Manuscripte vorhanden sind.

„Auf meinen Spaziergängen im Bazar sah ich mit Schmerz, daß der Handel mit handschriftlichen Büchern sehr gesunken ist; im Anfang dieses Jahrhunderts zählte Clarke, der gelehrte und berühmte englische Reisende, in Konstantinopel etwa hundert Buden, in denen Manuscripte verkauft wurden; ich selbst zählte im J. 1846 nur 13, und von diesen verkaufte die Hälfte nur die von der Regierung gedruckten Bücher. In den einen sah man nur scholastische Werke, Abhandlungen über das Rechtswesen und Commentarien über den Koran; vergebens suchte ich nach Werken über die Dichtkunst, die Geschichte und schönen Wissenschaften der Araber. Später erfuhr ich, daß alles, was auf diese Gegenstände Bezug hat, sogleich weggekauft wurde; die Ulemas reißen sich so zu sagen darum, und zwar zu sehr hohen Preisen, so daß es mir fast unmöglich war, das mindeste Interessante zu finden. Sie werden nicht ohne Erstaunen vernehmen, daß die Pforte selbst den Buchhändlern verboten hat, Bücher an Franken zu verkaufen; auch fand ich nur mit großer Mühe Abschreiber, die für einen Unglübigen arbeiten wollten. Um mir die Bände zu verschaffen, die ich nach Frankreich zurückbrachte, mußte ich mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, und ehe ich den Ankauf des Ibn al Athir zu Stande brachte, hatte ich Schritte zu thun und Schwierigkeiten zu überwinden, von denen man sich in Europa keinen Begriff machen kann. Als die Präliminarien beendigt waren, sollte ich zahlen, aber das Geld, das die k. Bibliothek mir schicken sollte, kam nicht an. Ich wandte mich an einige europäische Bankiers, aber umsonst, und ich gestehe, daß ich endlich zu meinem Erstaunen einen armenischen Bankier fand, der mir auf mein ehrliches Gesicht und ohne Interessen 10,000 Piaster vorschießen wollte. Ich konnte leider von seiner Gefälligkeit keinen Gebrauch machen, denn der Eigenthümer des Manuscripts erfuhr kaum, daß der Käufer ein Christ sey, als er auch den Handel abbrach. Ich mußte jetzt ein anderes Manuscript desselben Werkes suchen und zwar mit der größten Vorsicht; das Geld kam dießmal zu rechter Zeit an, und ich konnte die k. Bibliothek mit einem Meisterwerk bereichern. Ich führe diese Einzelnheiten an, um zu zeigen, welche Hindernisse dem Ankauf von Manuscripten in der Hauptstadt des Islam entgegenstehen."

Aus einem Aufenthalte auf den nikobarischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Wegen der Windstille, die während des Monsunwechsels eintritt, liefen wir in jenen Tagen, da die Sonne auch nahe dem Zenith war, an der drückendsten Hitze. Namentlich war es am Ufer, wo man die senkrechten Sonnenstrahlen von oben und die von etwa 50 C. heißem Korallensande reflectirten von unten hatte, und wo kein Lüftzug die Transspiration erleichterte, kaum auszuhalten. Der 6 April war ein solcher Tag. Morgens lichteten wir die Anker, um die nördliche Inselgruppe zu besuchen. In der Mitte des etwa 6 Meilen breiten Sombrero-Canals, der selbige von der südlichen trennt, begegneten wir zwei großen Canoes mit Eingebornen von Klein-Nikobar, die von einer Handelsreise nach den nördlichen Inseln zurückkehrten, wo sie Töpfe zum Gebrauch bei einem nahe bevorstehenden Feste für die Verstorbenen gekauft hatten. Wir liefen von der westlichen Seite in den Nangkorro-Hafen hinein; innerhalb des engen, von dunkeln Felsenmänden begränzten Einfaufes liegt ein kleines Nikobarendorf, Namens Bajuga, ziemlich entfernt von den übrigen und von Leuten bewohnt, die wegen Theilnahme an Ueberfällen verdächtig waren. Es sah sehr ärmlich aus und bestand aus 6—8 Hütten, umringt von wenigen Kokos- und Pisangbäumen auf einem kleinen Flachlande, das von den dicht bewaldeten Bergen unmittelbar umschlossen war. Als ich das vorigemal da war, fand ich alle Hütten leer, da die Einwohner wegen der Anwesenheit des Kriegsschiffes in den Wald geflüchtet waren; jetzt ging ich mit einem Boote, das in dem beim Dorfe mündenden Bache Wasser füllen sollte, wieder ans Land und traf jetzt die ganze Bevölkerung an. Ihr Mißtrauen gegen uns war aber nicht zu verkennen; bei meiner Ankunft blieben sie alle in den Hütten, und erst später kamen aus Neugierde ein paar junge Menschen zu mir in den Wald um zu sehen, was ich da wohl vorhabe. Später ging ich nach einer der Hütten hin, und nachdem ich mehrmals gerufen, ob jemand da wäre, steckte ein alter graubaariger Mann seinen Kopf zur Thüre heraus, und nachher kamen mehrere. Ich redete sie freundschaftlich an, und um ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, handelte ich mit ihnen um Ambra, eine eigenthümliche harzähnliche Masse, die vom Meer an die Küsten ausgeworfen wird und in China als Räucherwerk hoch im Preise steht. Sie blieben aber mürrisch stehen, ohne sich mit mir einlassen zu wollen; kaum konnte ich durch Belohnung einen dazu bewegen, mit Kokosnüsse von einem Baum zu holen, eine Freundlichkeit, welche die Eingebornen einem Fremden sonst immer von selbst erzeigen.

Am nächsten Morgen verließen wir wieder den Hafen, um die kleinen Inseln Bambuka und Tillanschong, die noch nicht besucht waren, anzulaufen. Ich wurde in der Frühe durch einige Schüsse geweckt, und als ich aufs Verdeck kam, waren wir schon außerhalb des Hafens und diesen längs der Westseite von Kamorta hinauf. Hier war ein Canoe mit Eingebornen von dem ebenfalls sehr berüchtigten Dorfe Ulalla herausgekommen; als sie uns sahen, waren sie gleich wieder umgekehrt, und ungeachtet ihnen wiederholt zugerufen wurde, daß sie an Bord kommen sollten, hatten sie aus allen Kräften zugerudert. Der Capitän ließ deßhalb einige Schüsse nach ihnen feuern, und wir erfuhren später, daß ein Nikobare, Namens Tavenza, der einen englischen

Digitized by Google

Capitän ermordet hatte, durch einen derselben ums Leben gekommen war. Um 1 Uhr warfen wir Anker bei der kleinen Insel Bambuka, zwischen dieser und Teressa. Erstere sah einer vulkanischen Insel nicht unähnlich und erinnerte im kleinen an Madeira. Längs der Küste streckte sich ein Flachland von Korallenbildung bis etwa $^1/_3$ Meile gegen Süden, wo es durch die Hügel, die unmittelbar bis ans Meer gingen, unterbrochen wurde. Auf diesem Flachlande sah man überall Kokoswald, und an einem etwas offenen Platze in demselben ein Dorf von 8—10 Hütten, umgeben von Pisangpflanzungen; hinter dem Kokoswalde erhob sich der übrige Wald, und darüber der mit hellgrünem Grase bedeckte centrale Bergrücken der Insel, von welchem untergeordnete Bergrücken gleich Radien gegen den Umkreis ausgingen und Thäler einschlossen, in denen sich einzelne Partien des Waldes bis zu einer größeren oder geringeren Höhe hinauf erstreckten. Als ich die Insel von Süden betrachtete, zeigte es sich, daß zwei dieser divergirenden Bergrücken sich vereinigten und ein krateförmiges Thal bildeten. Dennoch habe ich keine Spur eigentlicher vulkanischer Gebirgsarten auf der Insel gefunden. Als ich ans Land kam, war es mein erstes einen Führer zu suchen. Der Ort sah freundlich und einladend aus; die Hütten waren geräumig und hübsch gehalten, auf den Räumen unter denselben lagen reichliche Vorräthe von Früchten und Brennholz; auch zeugten die umzäunten Gärten, die theils auf dem offenen Platze um die Hütten, theils halb versteckt lagen, von einem bei diesem Volke ungewöhnlichen Wohlstand und Fleiß. Die Gärten enthielten Pisangs, Popaya, Yams und Ananas. Letztere, die auf den Inseln, obgleich ohne Pflege wild im Walde wachsend, zu einem hohen Grade von Wohlgeschmack und Größe gelangen, werden von den Einwohnern wenig geschätzt, und ich habe sie selten von ihnen erlangen können, da sie es nicht der Mühe werth achteten in den Wald zu gehen um sie zu suchen. Auch sah ich Capsicum und mehrere andere Gewürz- und Gemüsearten. Ich überredete zwei der Einwohner mich längs der Küste nach Süden hin zu den steilen Felsenwänden zu begleiten. Ein bequemer schattiger Fußsteig durch den Kokoswald führte uns in einer halben Stunde dahin, ich erstaunte aber, den Felsen nicht aus vulkanischen Gebirgsarten, sondern aus Korallenkalkstein bestehend zu finden: während die Korallenbildung sonst auf den Inseln als ein Flachland vom Fuße der Berge ausgeht, so bildete es hier Hügel von 60—80 Fuß Höhe, die gleich Wällen unterhalb der centralen älteren Bildungen der Insel sich erstreckten. Unter den gewöhnlichen Verhältnissen kann das Land durch die Thätigkeit der Korallenthierchen nur insofern zunehmen, als die Brandung Bruchstücke aufwirft und der Wind den getrockneten Korallensand zusammentreibt, welcher dann durch kriechende Gewächse zusammengehalten wird, während zu gleicher Zeit der Wald vorwärts rückt, sich des neuen Landes bemächtigt und es durch herabgefallene Zweige und Blätter vermehrt. Auf diese Weise kann es aber nur wenig über den Bereich der höchsten Brandung steigen. Auf Bambuka war die Korallenbildung bis zu einer solchen Höhe gestiegen, daß die Unterlage von serpentinischem Gabbro, welche während des Lebens der Korallenthierchen den Boden des Meeres bildete, jetzt einige Fuß über dem Niveau des Meeres lag. Dieses läßt sich nur aus einer Hebung des Landes um etwa 100 Fuß seit der Zeit, in welcher die Korallenthierchen gelebt haben, erklären. Ich hatte übrigens schon früher erwartet. Beweise für eine Hebung des Landes auf diesen Inseln zu finden, da sie in der Linie liegen, welche die von Erdbeben heimgesuchte Küste von Arrakan und den Vulkan Barren Island mit der Vulkanenreihe von Sumatra verbindet, so wie auch wegen des Charakters der Korallenriffe, die zu den von Darwin unter dem Namen „fringing Reefs“ beschriebenen gehören. Auch hatte ich allerdings schon an andern Stellen Bruchstücke von Korallen in bedeutender Höhe gefunden, allein unter mehr verwickelten Verhältnissen, bei denen ich nicht wagte einen sichern Schluß zu ziehen. Ich verfolgte die steile Felswand eine Strecke am Meere entlang; hier machten mich meine Begleiter auf eine Höhle aufmerksam, die durch die Wirkung der Brandung entstanden war, so wie auch sonst allenthalben wo Kalkfelsen ans Meer gränzen. Sie war voll von den bekannten eßbaren Schwalbennestern, denselben, die sich sonst am meisten auf den südlichen Inseln finden, wo dergleichen Höhlen im weichen Sandsteine nicht selten sind. Auffallend war es, daß auf dem Gipfel des Korallenfelsens Kokospalme standen, ich sah sie sonst nie in der Höhe und es scheint mir dieses ein Beweis zu seyn, daß dieselben das Korallenland lieben, nicht allein weil es Flachland ist, sondern auch weil es Kalk als einen Hauptbestandtheil enthält. Auf dem Rückwege ruhte ich in einer Hütte aus, die abgeschieden von den andern im Kokoswalde lag, und dem einen meiner Begleiter, der sich Salimin nannte, gehörte. Der andere war von kolossalem Körperbau, und trug außer einem paar Beinkleider einen alten Strohhut, dessen breiter Rand über sein dickes, grinsendes Gesicht herabhing; er sagte, daß er Capitän auf der Insel sey. Als ich aber nachher einen anderen fragte, ob jener irgend etwas unter ihnen zu sagen habe, wurde mir geantwortet, daß man ihn nur insofern achte, als er ihnen allen an Kräften überlegen wäre und die beste Hülfe leistete, wenn die Bewohner der benachbarten Insel bei ihnen kämen um zu fischen. Ich hatte übrigens eine lange Unterredung mit ihnen, woraus es sich ergab, daß sie auf dieser Insel sehr isolirt lebten und von den übrigen wenig wüßten; auch sprachen sie nicht das Malayische so fertig wie ihre andern Landsleute, und ihre eigene Sprache war sehr verschieden von der, die beim Nangkory-Hafen gesprochen wurde.

Wir lichteten noch am selbigen Abend Anker und näherten uns am nächsten Morgen der unbewohnten Insel Tillangschong. Selbige zeigt gegen das Meer ein sehr steiles und wildes Aussehen; von zahlreichen kleinen Felseninseln umgeben hebt sie sich als ein langer und schmaler Kamm aus dem Meer bis zu einer Höhe von 500 Fuß. Der Gipfel ist überall mit Urwald bewachsen, allein an den Seitenwänden herab kämpft dieser vergebens mit der Steilheit des Bodens, so daß man einen allmählichen Uebergang hat vom üppigsten Urwald durch niedriges Gestrüpp und halb verdorrte Bäume bis zur nackten Felsenwand, wo nichts wurzeln, und die durch Verwitterung gebildete Ackererde, welche von den Regengüssen ins Meer herabgeführt wird, zurückhalten kann. Mit gehemmter Fahrt liefen wir längs der Westseite der Insel; vergebend wurde das Senkblei ausgeworfen, es war kein Grund auf 50 Klafter, obgleich wir nahe unter den Felsen waren. Endlich fanden wir einen Ankerplatz in einem kleinen Meerbusen, wo man ein wenig Korallenland sah, allein keine Menschenwohnungen; dennoch fand ich, als ich Vormittags ans Land ging, Spuren, daß Menschen da gewesen waren, nämlich ausgekochte Kalderafrüchte und geöffnete Kokosnüsse; und als wir Nachmittags längs der Küste weiter fuhren, sahen wir ein Paar verlassene Wohnungen, aber keine Canoes. Ich hörte später, daß die Insel von den Einwohnern der fünf Meilen entfernten Küste von Komoria besucht würde, um eßbare Schwalben-

Digitized by Google

nester zu suchen; auch ist behauptet worden, die Nikobaren gebrauchten selbige als ein Sibirien für böswillige Individuen unter ihnen; der öde, trostlose Anblick derselben mag vielleicht die Veranlassung zu dieser Sage gewesen seyn.

Als wir am folgenden Morgen, dem Gründonnerstage, in den Hafen von Klein-Nikobar einliefen, erschienen die Umgebungen desselben gänzlich verändert; es war, als wollte die nasse Jahreszeit sich jetzt auf einmal geltend machen. Schwarze dicke Wolkenmassen hingen überall über die Berge herab, kleinere Wolken oder Nebelpartien stiegen hin und wieder wie Rauch aus den Wäldern empor und schwebten über die düstern Thäler hin. Dieses Dampfen des Waldes zeigte sich immer, wenn regnigtes Wetter nach einer heißen Zeit folgte und rührt von der Temperatur des Innern derselben her, welche höher ist als die der umgebenden Atmosphäre. Die Luft war deutlich abgekühlt und in Verbindung mit einem leichten Südwestwind äußerst angenehm. Doch später erfuhr ich, daß diese Veränderung des Wetters nur eine vorübergehende gewesen und daß erst in der letzten Hälfte des Mai nach vielen Stillen Tagen mit glühender Sonnenhitze der Südwestmonsun und mit ihm die Regenzeit ihre Herrschaft behaupteten.

Auch die Nikobaren, die am Hafen wohnten, feierten in den Ostertagen ein Fest, nämlich für die Verstorbenen, wozu sie schon lange die Vorbereitungen gemacht hatten; es dauerte mehrere Tage und hatte einen sehr wilden, lärmenden Charakter. Ich ging am Abend vor dem Ostertage ans Land, um ihnen meinen Besuch abzustatten. Der schon früher erwähnte George Piggin, der sich König von diesem Orte nannte, kam mir am Ufer entgegen, in Gesellschaft von vielen andern Nikobaren. Er hatte an diesem Abende seine europäischen Kleider abgelegt und seine nikobarische Nationaltracht angezogen; ich folgte ihm gleich nach seinem Hause, vor welchem ein furchtbarer Lärm zu hören war. Als ich auf der Leiter zum Eingange hinaufkrochen, fand ich es so voller Menschen, daß ich kaum einen Platz zum Stehen hatte. Leute von den verschiedensten Theilen der Insel waren hier zusammengeströmt; sie saßen alle neben einander auf die Diele gekauert und heulten ununterbrochen eine gleichförmige Melodie, welche ein Klagelied für die Verstorbenen vorstellen sollte. Viele von ihnen hatten sich auf eine höchst abenteuerliche Weise herausgeputzt, indem sie ihre Gesichter roth gemalt und Kopf und Hals mit Kränzen von Laub und Korchylien behangen hatten. Der Boden und die Seitenwände der Hütte waren auf eine eigenthümliche aber nicht ganz geschmacklose Weise decorirt; sie waren mit Palmblättern und anderem Grün bekleidet, in welchem allerhand Früchte, hübsch geformte Kalebrapuddinge, so wie auch bunte Tücher und einiges Silberzeug angebracht war. Ich hätte gerne dieser Scene länger beigewohnt, allein mein Gespräch mit einigen der Gäste wurde von dem ohrenzerreißenden Geheul übertäubt, und die entsetzliche Hitze nebst dem Tabakrauche in dem engen Raum, wo so viele Menschen beisammen waren, nöthigte mich das Freie zu suchen. Der Hausherr, der mich mit großer Wichtigkeit auf alle ausgestellten Kostbarkeiten aufmerksam machte, hatte noch die größte derselben bis zuletzt aufgespart, nämlich eine Heerde Schweine, die er mit triumphirender Miene vor mir zählte; sie waren unter der Hütte eingesperrt, wo sie auch nach ihrer Weise Klagelieder anstimmten, vielleicht auch für ihre Verstorbenen, denen sie am nächsten Tage zu folgen bestimmt waren.

Ich hatte die Absicht, noch ehe das Wetter gar zu regnicht würde, eine Tour von dem eben beschriebenen Orte quer durch die Insel zu machen. Hier war nämlich ein Fußsteig von den Eingebornen gebahnt zur Communication mit dem Dorfe auf der andern Seite. Am zweiten Ostertage machte ich mich auf den Weg. Ich traf am Ufer die Festlichkeiten noch im vollen Gange; neben den Hütten war ein offener Platz, wo die Weiber Feuer angemacht hatten und in großen Töpfen Schweinefleisch kochten; sie hatten gleich wie die Männer ihre Gesichter roth bemalt und trugen Halsbänder von Kauchyllien und Perlen. Nachdem ich Tabak unter die Anwesenden vertheilt, bat ich einen alten Mann mich etwas in den Wald zu begleiten. Wir kamen zuerst am Begräbnißorte vorbei; hier waren Stangen aufgepflanzt und Querlatten darüber gebunden, an welche ähnliche Sachen wie oben in der Hütte gehängt waren. Auch gewahrte man da auf dem Grabe selbst einen Berg von jungen Kokosnüssen und darüber gebratene Hühner und Schweinsköpfe nebst Flaschen mit Palmwein und auf den Enden der Stangen alte Filzhüte und Streifen von Zeug. Mein Weg führte mich theils über flaches Korallenland, theils über Hügel; doch schien jenes sich hier auer durch die Insel zu erstrecken zum Beweis, daß selbige früher aus zweien bestanden hat, die durch die Thätigkeit der Korallenthierchen vereinigt worden sind. Nie vergesse ich die sonderbaren Pflanzengruppen im dichten Walde, bei denen der Fußsteig vorbei ging. Auf dem Hügellande zeichneten sich namentlich die großen Laubbäume vom Geschlechte Ficus aus; die horizontalen Aeste senden von der Höhe vertikale Seitenäste herab, die im Boden wurzeln und neue Stämme bilden, wodurch aus einem Individuum ein kleiner Wald entsteht; dazu verlängern sich die Wurzeln nach oben über der Erde und stehen durch plattenförmige Partien, zwischen denen sich mehrere Menschen verbergen können, mit dem Stamme in Verbindung. Lianen und Schmarotzerpflanzen schmiegen sich an diese schon sehr complicirten Stämme, und machen es schwer zu bestimmen, wo jeder einzelne Theil hingehört.

Auf der andern Seite der Insel kam ich an einem geräumigen Meerbusen heraus; außer dem Kokoswald standen hier baumartige Malven mit schönen rothen und gelben Blumen am Meeresufer. Indem ich die Küste verfolgte, fand ich mehrere Hütten, sie waren aber sämmtlich verlassen und einige halb umgefallen; es waren auch gar keine Früchte auf den Kokosbäumen, dagegen zeigten die vielen kleinen angebissenen Nüsse, die auf den Boden umher gestreut lagen, daß die Affen, von denen ich an demselben Tage im nahen Walde viele gesehen, von der Auswanderung der Einwohner Nutzen gezogen hatten. Erst gegen Abend kamen zwei junge Nikobaren zu mir, und luden mich ein mit ihnen nach dem südlicher gelegenen Dorfe zu gehen, allein es war zu spät, da ich nicht glaubte, im Dunkeln den Weg durch den Wald zurückfinden zu können.

(Schluß folgt.)

Arbeiterbeschäftigung bei den Eisenbahnen in Frankreich. Welche ungeheure Erleichterung dieser neue Erwerbszweig unter den gegenwärtigen Umständen der armen Classe gewährt, kann man aus folgender Berechnung sehen. Die Nordbahn beschäftigt allein 30,000 Menschen, die andern Compagnien im Verhältniß, und man kann als gewiß annehmen, daß im Ganzen genommen mehr als 300,000 Arbeiter bei den Eisenbahnen beschäftigt sind. Diese 300,000 repräsentiren wenigstens eine Million Menschen, die also gegenwärtig durch den Bau von Eisenbahnen gewährt werden. (Voleur. 10 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 98. 24. April 1847.

Die griechiſche Kirche auf Cypern.

(Nach Moslatrie. Bulletin de la Société de Géogr. Febr.)

Dieß Eiland, das 520 Quadrat-Lieues und nur etwa 100,000 Einwohner hat, worunter 70,000 Griechen, iſt in drei Bisthümer und ein Erzbisthum getheilt. Das Erzbisthum, welches die Hauptſtadt Nicoſia u. a. benachbarten Districten beſaßt, trägt jährlich 240,000 türk. Piaſter (24,000 fl. C. M.) ein, die namentlich von den Abgaben der einzelnen Kirchen der Diöceſe, ſowie der 27 Klöſter, von dem Zehnten der Bauern und einer beſondern Beſteuer jedes Dorfes für eine von dem Erzbiſchof abgehaltene Meſſe, endlich von den mannichfachen Diöpenſen wegen Verwandſchaft bei Heirathen und wegen Eheſcheidungen erhoben werden. Darunter ſind dann noch die Naturalabgaben nicht einbegriffen, welche die Griechen bringen, wenn ſie nach Nicoſia kommen, wo der erzbiſchöfliche Palaſt ihre Karawanſerai iſt, und eben ſo wenig die ziemlich ſtarken Summen, welche die Papas für ihre Weihe zahlen, denn die ärgſte Simonie herrſcht in der griechiſchen Kirche.

Die Ehrenvorrechte des Erzbiſchofs ſind faſt ſo groß als die des Patriarchen, denn der erſtere iſt von dem Patriarchen zu Konſtantinopel unabhängig, trägt Purpur, wie dieſer, und wenn er das Hochamt hält, iſt er von einem Leviten begleitet, der den zweiarmigen Leuchter trägt, ein Vorrecht, das ſonſt nur der Erzbiſchof von Bosnien mit ihm theilte. Statt des Biſchofsſtabs trägt er, wie die alten griechiſchen Kaiſer, einen Stock mit goldenem Knopf, unterzeichnet ſtets mit rother Dinte, und behält den zweiköpfigen kaiſerlichen Adler als Siegel. Dieſe Vorrechte erhielt die Kirche von Cypern einſt vom Kaiſer Zeno, als die Leiche des heiligen Barnabas, des cypriotiſchen Apoſtels, in den Ruinen der Stadt Salamis, wo er den Märtyrertod erlitten hatte, entdeckt wurde. Der Erzbiſchof wird direct von der Pforte ernannt, die ſelten des Capitel von Nicoſia zu Rathe zieht, aber die Diöceſancapitel ernennen unter Genehmigung des Erzbiſchofs ihre Biſchöfe, die, wie der Erzbiſchof ſelbſt, drei große Vicarien haben, einen Erzchen, der mit der Einſammlung der Zehnten und anderer Einkünfte der Kirche, einen Archimandriten und einen Archidiaconus, die beide mit den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung beauftragt ſind. Die Capitel der drei Bisthümer haben zuſammen etwa 50 Mitglieder, Canoniker, Vicarien, Diakone u. ſ. w.; das Capitel in Nicoſia iſt allein ſo ſtark. Faſt 400 Kalojers (Mönche) ſtehen unter 87 Igumenen, und 1200 in Armuth und Unwiſſenheit lebende Papas oder Dorfgeiſtliche bilden mit den Capiteln eine Geiſtlichkeit von mehr als 1700 Köpfen für eine griechiſche Bevölkerung von höchſtens 75,000 Seelen.

Aus einem Aufenthalte auf den nikobariſchen Inſeln.

(Schluß.)

Am 16 April beſuchten wir wieder den Hafen von Nangkoory. Die Luft war ſehr gemiſcht, und der bedeutende ſüdweſtliche Wellengang bei dem öſtlichen Winde zeigte, daß der Südweſtmonſun weiter außen im bengaliſchen Meerbuſen in Thätigkeit ſey. Wir hatten keine ſehr freundſchaftliche Aufnahme in ſeinem Hafen ſeit dem Ereigniſſe vom vorigen Beſuch zu erwarten. Erſt lange nachdem wir geankert hatten, kamen einige zu uns an Bord, unter andern ein alter Neger, der lange unter den Nikobaren gelebt hatte. So wie es an die Rede von jenem Tavenza kam, wurden ſie ſehr unruhig und verſicherten, daß er ein böſer Mann geweſen und ſeine wohlverdiente Strafe erhalten, und daß ſie nie mit den Leuten von jenem Dorfe im Verkehr geſtanden hätten. Aber der Sohn des alten Negers, ein Mann von herkuliſchem Körperbau und gewiß einer der ärgſten Theilnehmer an den Räubereien, zitterte am ganzen Körper und eilte von Bord zu kommen.

Wir liefen am nächſten Morgen wieder nach Bambuka hinauf und ankerten an derſelben Stelle vor dem Dorfe; durchs Fernrohr ſah ich ſchon meinen Freund vom vorigenmal, den dicken Capitän, unter ſeiner Hütte die Beinkleider anziehen und ſeine Toilette machen, und noch ehe wir ein Boot bereit hatten, um ans Land zu gehen, war er ſchon nebſt mehreren andern, die uns Früchte brachten, an der Seite unſeres Schiffes. Als ich ans Land kam traf ich einen Mann in blauer Jacke und Hoſe am Ufer, der ein mehr aufgewecktes Geſicht hatte als ſeine Landsleute im allgemeinen; er zeigte mir einige Empfehlungen von Schiffscapitänen, die er mit Kokosnüſſen verſehen hatte, und erbot ſich mich zu begleiten. Wir gingen wieder nach dem Korallenfelſen; als wir aber einen etwa 100 Schritt davon entfernten Bach überſchreiten ſollten, weigerte er ſich plötzlich weiter zu gehen indem er behauptete, daß es jenſeits nicht geheuer ſey, es wäre da voll böſer Geiſter, die ihn mit Krankheiten behaften würden ſobald er in ihr Gebiet käme. Er blieb taub gegen alle meine Einwendungen, verſprach aber, hier warten zu wollen. Er blieb auch ſeinem Worte treu, denn als ich nach einer ziemlich anſtrengenden Tour auf den Gipfel des Korallenfelſens zurückkehrte, traf ich ihn an demſelben Orte wieder. Er hatte unterdeſſen einige Kokosnüſſe geholt und zum Trinken für mich bereit gemacht; ich bot ihm von meinem Wein und Tabak, und hatte, während ich mich niederließ um auszuruhen, Gelegenheit ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen. Es ergab ſich daraus, daß er ein Sohn von einem Manne aus

Digitized by Google

Tranquebar sey, der mit den letzten dänischen Colonisten herübergekommen sey und eine nikobarische Frau genommen habe; auch deutete sein ganzes Wesen auf eine solche gemischte Herkunft. Er verband etwas von der hinduischen Höflichkeit und gewandten Gesprächigkeit mit der Unwissenheit und dem Phlegma der Nikobaren. Ich ließ mir alle bei den Inseln vorgefallenen Raubgeschichten weitläufig von ihm erzählen; auch sprachen wir von dem Tode Tarenzas, wovon schon ein Mann von einer benachbarten Insel ihnen Nachricht gebracht hatte. Er redete von allen diesen Gegenständen mit einer auffallenden Gleichgültigkeit und unter fortwährendem Gelächter. Auf der gegenüberliegenden Insel Teressa hatten sich drei französische Missionaire lange Zeit aufgehalten und selbige vor kurzem erst verlassen. Ich war sehr neugierig zu wissen, ob selbige in irgend einer Weise auf die Eingebornen gewirkt hätten. Er erzählte mir, daß er die Padre, wie er sie nannte, sehr gut gekannt habe, allein er hatte sehr verworrene Begriffe von dem was sie eigentlich beabsichtigten. Sie wären, erzählte er, vielfach in den Dörfern herumgereist, und hätten sich Mühe gegeben die nikobarische Sprache zu erlernen; auch sey einer von ihnen auf Bambuka gewesen und habe daselbst eine Rede gehalten. Er wußte mir aber auf meine wiederholten Fragen, was sie denn eigentlich gesagt hätten, sehr wenig zu antworten; was er davon aufgefaßt hatte, beschränkte sich darauf, daß die Menschen Kleider tragen müßten, allein, fügte er hinzu, seine Landsleute wären dazu gewiß bereit, wenn sie solche hätten und es wäre besser gewesen, wenn die Padre ihnen entweder solche gegeben oder gesagt, wie sie dieselben erlangen könnten. Dann hätten die Padre auch sehr über die Bosheit der Einwohner von Teressa geklagt, namentlich weil sie ihnen Tabak gestohlen, und sie hätten gethan, selbige, wenn sie nach Bambuka kämen, recht tüchtig dafür abzustrafen.

Am nächsten Morgen ging ich wieder ans Land, und traf da meinen Freund Salimin, bei dem ich das vorige Mal eingekehrt war. Er hatte es sehr übel genommen, daß ich ihn am gestrigen Tage nicht aufgesucht und bat um die Erlaubniß, nebst einem andern Nikobaren mich heute begleiten zu dürfen. Ich hatte die Absicht einen Gang ins Innere der Insel zu versuchen, und wollte dazu das Bette eines Baches, der beim Dorfe ausfließt, benutzen. Selbiges enthielt jetzt sehr wenig Wasser, trug aber die Spuren von der Heftigkeit der tropischen Regenzeit. Es hatte eine Breite von 10 bis 4 Fuß, war aber in die serpentinartigen Felsmassen bis zu einer Tiefe ausgehöhlt, die an den schmaleren Stellen senkrechte Seitenwände von gegen 20 Fuß darbot. Nach einer Wanderung von etwa 2 Stunden wurde der Weg sehr steil und beschwerlich wegen der vielen Gerölle; wir waren nicht weit von den innern waldlosen Hügeln entfernt, allein Mangel an Zeit nöthigte uns umzukehren. Ich hatte unterwegs Gelegenheit, die Fertigkeit zu bewundern, mit der die Nikobaren einige Schlangen entdeckten und fingen; die eine war klein und von der Farbe des Steins, auf dem sie lag, so daß ich sie gar nicht gewahr geworden wäre; die andere war prachtvoll hellgrün. Uebrigens beschämten meine beiden Begleiter diejenigen, welche die Eingebornen wegen Mangel an Gefälligkeit und Gastfreiheit beschuldigen: im Gegentheil trugen sie meine Sachen für mich und nahmen sie meinen Bedienten ab; und als wir nach der Küste zurückgekehrt waren, lud Salimin mich in seine Hütte, setzte mir alles vor, was ihm von seinem Vorrathe am besten schien, und als ich aus Land gehen wollte, hatte er ein Geschenk für mich bereit, welches in seinen Augen nicht gering war, nämlich ein Schwein, welches er mit Kokosblättern umwickelt und an einen Bambusstock gebunden hatte. Er verlangte für seine Dienste gar nichts, und erst als wir von einander schieden, überraschte ich ihn mit einem Kleidungsstück. Wir lichteten am Nachmittage Anker und verließen diese Insel, die sowohl in Beziehung auf ihre Natur als auf ihre Menschen die freundlichsten Erinnerungen bei mir hinterlassen hat.

Bei unserer Rückkehr nach Klein-Nikobar fanden wir viele von unsern dortigen chinesischen Arbeitsleuten vom Fieber angegriffen. Es waren namentlich die Opiumraucher unter ihnen, und ich hatte Gelegenheit die schauderhaften Wirkungen dieses Lasters zu sehen. Mehrere von ihnen waren schon lange demselben ergeben gewesen und hatten die tägliche Dosis, welche nothwendig war, um die ermünschte Wirkung hervorzubringen, dermaßen steigern müssen, daß ihr ganzer Arbeitslohn kaum hinreichte um diesen Hang zu befriedigen. Ihr Ansehen war dem der Branntweintrinker nicht unähnlich. Der ganze Körper war gelb und abgemagert, die Augen lagen tief in ihren Höhlen und drückten durch ihre Mattheit den Verlust der Reizbarkeit aus. Den furchtbarsten Eindruck machte ein alter Mann, der lange, fast wie ein Gerippe und halbnackt auf einer Bank unter einem Moskitonetze lag; er seufzte fortwährend und zitterte an den Gliedern, nach acht Tagen starb er mit der Opiumpfeife im Munde. Kein Wunder war es, daß ein Klima wie das nikobarische beim Arbeiten im dumpfigen Walde dergleichen entnervte Constitutionen hinraffen mußte, wogegen diejenigen, die das Opiumrauchen nicht kannten, einige geringere Fieberanfälle ausgenommen, sich während der ganzen Zeit munter und arbeitsfähig hielten. Wir machten jetzt noch eine Fahrt nach dem Nangkowry-Hafen, wo wir die Zeit vom 5 bis zum 16 Mai zubrachten. Es war nämlich den Erfahrungen zufolge um diese Zeit ein Sturm im bengalischen Meerbusen zu erwarten, und jener Hafen bot unserm Schiffe eine größere Sicherheit dar. Der Sturm traf freilich nicht ein, allein das Wetter wurde mit jedem Tage unruhiger. Der eine Platzregen folgte auf den andern, der Himmel war fast den ganzen Tag überzogen und man hörte fortwährend ferne Gewitter, nur mitunter theilten sich die dicken Wolkenmassen mit scharfen Umrissen, und die Küsten mit dem Kokoswalde und den von Pisangbäumen umringten Hütten der Eingebornen traten dann in einem prachtvollen gelben Lichte aus dem dunkeln Hintergrunde hervor. Wenn das Wetter es nur einigermaßen erlaubte, machte ich Excursionen in der Umgegend des Hafens. Ich benutzte dazu ein Kanoe, welches ich von den Eingebornen gekauft und äußerst zweckmäßig fand. Ein Mann konnte es rudern, und wir konnten damit über die seichtesten Stellen und selbst durch die Brandung gehen. Auch hatte ich während dieses längern Aufenthalts Gelegenheit einige weiter entfernte Dörfer außerhalb des Hafens zu besuchen; so ging ich eines Tages nach Unjoang auf der Ostseite von Nangkowry; da die Fluth und heftige Brandung mich verhinderte nach der nächsten Felsenspitze zu gelangen, so ging ich in eine Hütte hinauf, die durch ihre Größe und ihr reinliches Aeußere sich vor den andern auszeichnete. Ich machte daselbst die Bekanntschaft eines Mannes, der mir vieles von seinen religiösen Vorstellungen und seiner Furcht vor Geistern erzählte. Ich wollte nämlich von ihm erfahren, in wiefern er meinte, daß seine Landsleute bei uns in Dienst treten und den Wald für uns umhauen wollten. Er behauptete aber, daß sie gewiß gegen Belohnung andere Arbeiten für uns verrichten

Digitized by Google

wollten, allein daß die Geister, die den Wald bewohnten, es nicht erlauben denselben anzutasten. Ich suchte ihm zu beweisen, daß dieses nur in der Faulheit der Leute läge, und ergählte ihm, wie wir in meiner Heimath allen Wald ausgerottet hätten; und daß es uns nur dadurch möglich wäre, Kleider und dergleichen herbeizuschaffen: auch fügte ich noch etwas über allerhand Fabriken und sogar über Eisenbahnen hinzu. Er schien es alles recht gut einzusehen, hörte es aber ganz gelassen an und antwortete am Ende, daß dergleichen allerdings recht gut und schön sey, und daß es möglicherweise in andern Ländern sich thun lasse, daß aber hier auf den Inseln niemand es umgestraft anfangen könne. Ich fühlte, daß er nicht so ganz unwahr gesprochen, und verließ ihn mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Als ich am nächsten Tage ans Land ging traf ich ihn am Ufer wieder; ein Knabe saß da und war beschäftigt ein Huhn auf einem Stock in der Flamme zu braten, und als er mir auf meine Frage, für wen selbiges bestimmt sey, antwortete daß ein Geist, der sich in der Nähe des Dorfes aufhalte, täglich dieses Opfer verlange, so gab dieses Veranlassung obiges Gespräch zu erneuern.

Als die gefürchtete Zeitfrist vorüber war, gingen wir nach Klein-Nikobar zurück. Ich erfuhr jetzt was der Südwestmonsun, der lange gleichsam Spaß getrieben hatte, eigentlich bedeute. Fast jede Nacht wurde ich durch die heftigen Plagregen, die aufs Verdeck herabstürzten, geweckt. Die Tage brachte ich am Land zu, alle Augenblicke zogen schwarze Wolkenmassen auf, und die plötzlichen Windstöße sausten wie ein Sturm durch die Kronen der hohen Kokospalmen, die um unsere Häuser standen; die Nikobaren, die zufällig zugegen waren, zitterten vor Kälte, obgleich das Thermometer über 20° Reaumur zeigte. In der Nacht vor dem 22 Mai war der Regen heftiger als gewöhnlich gewesen, als ich ans Land kam war das Flachland fast ganz überschwemmt, der kleine Bach der bis dahin fast trocken gewesen, hatte jetzt die Sandbank, welche das Meer während der trockenen Jahreszeit vor seine Mündung aufwirft, durchbrochen, und führte mit reißender Gewalt die Wassermassen in den Hafen hinaus. Auch das Meer schien in Aufruhr gekommen zu seyn, denn das Wasser hatte fast den Fuß der Kokosbäume erreicht, und eine ungewöhnliche Wellenbewegung trieb sich durch den ganzen eingeschlossenen Hafen.

Um dieselbe Zeit war unsere europäische Schiffsmannschaft sehr vom bösartigen Fieber geplagt, obgleich wir so glücklich gewesen waren noch keinen Mann dadurch zu verlieren. Da uns zugleich Medicin fehlte, so meinte der Capitän, daß es der passende Zeitpunkt sey, die ihm besohlene Reise nach Pulo Pinang zu machen, um unsern Leuten durch frische Provisionen und veränderte Luft die Recreation zu verschaffen, die ihnen in einem hohen Grade nöthig war.

Am Sonntage den 24 Mai Morgens lichteten wir Anker bei erträglich gutem Wetter, Abends hatten wir noch klaren Himmel über uns, während dicke Wolkenmassen noch in der Ferne über den Bergen von Groß- und Klein-Nikobar ruhten, ich sah diese Inseln nicht wieder. Am folgenden Tage wurde ich von dem Nikobarenfieber in seiner ganzen Heftigkeit angegriffen, es war dieses mir nicht unerwartet, denn ich hatte mich seit meiner ersten Krankheit wieder zwei Monate auf den gefürchteten Inseln aufgehalten, und während dieser Zeit mich jeden Tag abwechselnd der glühenden Sonne und dem Regen ausgesetzt, und viele anstrengende Touren in den verpesteten Wäldern gemacht. In Pulo Pinang angekommen schleppte ich mich ans Land, sobald es mir einigermaßen möglich war, warf ich mich eines Nachmittags in einen Wagen, und ließ mich in der Umgegend der Stadt Georgetown herumfahren. Mein Weg führte mich über das reiche, eine Meile lange cultivirte Flachland bis zum Fuße der Berge hin, wo ein reizender Wasserfall sich von den Granitfelsen in das mit Muskatnuß- und Gewürznelken-Bäumen bepflanzte Thal herabstürzt. Ich kam durch die großen Dörfer der chinesischen Colonisten: Gärten und Plantagen umgaben sie von allen Seiten, daneben prangten die Felder im üppigsten Grün und Kühe grasten auf denselben gleich unsern heimathlichen Wiesen. Wo ich hinblickte, sah ich Arbeit und Verkehr, thätige und frohe Menschen. Diese Insel, die reichlich so groß ist als Klein-Nikobar, ernährt jetzt etwa 50,000 Einwohner; vor etwa 30 Jahren wohnten hier nur an der Küste einige ärmliche malayische Fischer, während, so wie jetzt noch auf jener, der Urwald das übrige bedeckte und aus seinen Sümpfen und morschen Baumstämmen den ersten Colonisten seine Todesluft zuathmete und viele von ihnen hinraffte.

Ueber die Schiffahrt auf dem Dniepr.

(Nach der Jekaterinoslawschen Gouvernementszeitung. E. Journal des Ministeriums des Innern. Februar 1837.)

Es ist unnöthig, etwas über die Bedeutung der Dniepr-Schiffahrt für das ganze südliche und westliche Rußland zu sagen, besonders wenn man die Nachtheile und Schwierigkeiten der Landverbindungen erwägt. Nach der Wolga nimmt der Dniepr unstreitig den ersten Rang unter den russischen Flüssen ein durch seine Lage, seine Größe und seine engen Beziehungen zu dem auswärtigen Handel des südlichen Rußlands. Nachdem er in seinem Oberlauf die fruchtbarsten Gouvernements durchlaufen, breitet er seine Gewässer weit aus über die steilen Ufern und großen Strypen Neurußlands, er verbindet so die wohlgesinnten mannichfachen Erzeugnissen reichen Provinzen des Westens mit den südlichen, und eröffnet einen breiten bequemen Weg nicht nur für den Absatz nach Innen, sondern auch nach Außen; wenn die Erzeugnisse durch die Limane des Dniepr und Bug Ebersen erreicht haben, gelangen sie nach den Häfen des schwarzen Meeres, welche mit allen Seestädten des Mittelmeeres in ununterbrochenen Verbindungen stehen.

Der russische Handel im schwarzen Meere verschickt über Odessa Getreide, Fett, Wolle und andere Rohstoffe. Diese Art von Handel zeichnet sich durch Massenhaftigkeit aus: im Laufe eines Jahres werden nicht Hunderttausende, sondern Millionen Tschetwerts mit Pude dieser Erzeugnisse in den Häfen des schwarzen Meeres verladen und nach den Seeplätzen von Europa und Asien geschickt. Diese ganze ungeheure Masse von Rohproducten aber muß, ehe sie über die Gränze versendet werden kann, zuerst nach dem Hafen selbst geschafft werden, und dieser ist von einigen Erzeugungsorten über 1000 Werst entfernt. Natürlich sind die Kosten des Transports in diesem Fall bedeutend und dem Landtransport setzen sich oft noch Schwierigkeiten entgegen, die aus localen Ursachen geraten unüberwindlich sind. Der Winter, die beste Jahreszeit zum Transport schwerer Waaren in den nördlichen Strichen Rußlands, bietet im Süden selten die gleichen Vortheile, ja es ist gewöhnlich die unvollendete Jahreszeit wegen der Unbeständigkeit des Wetters in diesigem Lande, weitens ist der Winter hier kothig, wenig schneereich und durch die häufigen Temperaturwechsel bildet sich ein langandauernder Glatteis, das für die Tschumaks oder Ochsenwagenführer eine furchtbare Geißel ist, und die Fortschaffung der Erzeugnisse lange Zeit aufhält. Wie sehr dieß dem Handel schadet, kann jeder leicht einsehen, auch wer nicht in die Handelsgeheimnisse eingeweiht ist. Bei der Unbeständigkeit des Wetters weiß man nicht, ob man auf Schlitten oder auf Wagen laden soll; häufig geschieht es beim Transport aus dem innern Gouvernements, daß die Fuhrleute ihre Pferde zu Grunde richten oder die Schlitten wegwerfen und die Reise mit dem Wagen fortsetzen müssen, aber auch das hat seine Schwierigkeiten: manchmal trifft

Digitized by Google

man Striche, welche 50 bis 100 Werste weit mit Schnee bedeckt sind, worauf der kothige oder trockene nackte Boden wieder beginnt. Diese Wechsel schrecken die Fuhrleute, welche entweder gar keine solche Transporte nach dem Süden Rußlands unternehmen oder es nur zu unmäßig hohen Preisen thun, was den Preis der Erzeugnisse verdoppelt oder verdreifacht. In der Nähe der Schiffsahrt besser Zeit ist es geradezu unmöglich eine genügende Anzahl Fuhrwerke zusammenzubringen, denn um diese Zeit fangen die Feldarbeiten an und der Bauer ist um keinen Preis dahin zu bringen, seine Wirthschaft zu verlassen und einem unsichern Gewinn nachzujagen. Diese und ähnliche Nachtheile schaden dem Handel nach dem Süden bedeutend; auf der einen Seite hemmen sie Schwierigkeiten des Absatzes auch die Erzeugung, auf der andern der schränkt die Höhe der Preise, eine Folge der hohen Transportkosten, den Handel. Darum glauben jetzt viele, daß der Handel Odessa's unfehlbar sinken würde, falls ein Freihafenrecht verloren ginge, dessen Privilegium in kurzem abläuft; indeß bietet der Hafen von Odessa durch seine günstige Lage so viele Vortheile, daß sein Handel mehr darauf, als auf einige temporäre Vorrechte sich gründen muß, die ihm zwar förderlich seyn, aber nicht über seinen Fall oder seine Erhebung entscheiden können. Alles hängt hier von der baueren Verbindung des schwarzen Meeres mit dem Innern von Rußland ab.

Der Dniepr bietet zum Theil diese Bequemlichkeiten und könnte der vortheilhafteste und vertrefflichste Absatzweg für die reichen Erzeugnisse der an seinem Laufe gelegenen Gouvernements seyn, wenn er nicht einige natürliche Hindernisse darböte. Die hauptsächlichsten sind die Schwellen oder Steinbänke im Bette des Stroms, welche 12 Werste unterhalb Jekaterinoslaw beginnen, auf der ganzen Strecke des Stromlaufs zwischen den Dörfern Kamenka und Kutschkas verstauen, und für alle den Dniepr hinabsteigende Schiffe und Flöße ein gefahrvolles Hinderniß bieten. Diese Schwellen folgen sich in nachstehender Ordnung. Sechs Werste von dem Dorfe Lopwanefaja Kamenka, dem Dorfe Keidak gegenüber liegt die erste Schwelle von Staroleidak (Alt Keidak.) Sieben Werste davon die von Suza am untern Ende der Insel dieses Namens, die an der Mündung des Flusses Suza liegt. Eine halbe Werst davon liegt die Schnelle Lachan dem Dorfe Woloschoi gegenüber. Fünf Werste weiter unten, neben dem Dorfe Swenetzke sind die Felsen der Schwelle von Swenetz auf 100 Klafter in der Breite des Flusses verbreitet. Sechs Werste von dieser dehnt die Schwelle von Menaschet die für die Schiffahrt gefährlichsten Felsen bis zu den Inseln Wiska und Tlatschew aus. Zwischen diesen und andern kleinen Inseln und dem hohen Bergufer der Kleeberinsel strömt das Wasser 400 Klafter weit in einem schmalen Bett durch eine Menge Felsen und erzeugt starke Brandung und Wirbel; unterhalb der Inseln Wiska und Tlatschew gerade in der Mitte bildet der Strom, der in seinem reißenden Lauf auf Felsen von 6 bis 7 Fuß Höhe trifft, einen Wirbel oder furchtbaren Strudel, Rk[1] genannt; ein Schiff kann hier unterzehen, nicht bloß wegen schiefer oder ungeschickt gelenkten Ganges, sondern auch wegen schwachen Windes. Dreizehn Werste von der Schwelle Menaschet liegt die Schwelle von Wolnitsch, dann die Budinische oder Budilsche fünf Werste weiter unten; endlich 14 Werste weiter unten die Schwelle von Lischen, gebildet durch die Felseninsel Kulnazur. Die letzte Schwelle, Welmy (die freie) genannt, befindet sich fünf Werste unterhalb der vorigen zwischen den Inseln Lantschewn und Gawin, und am Ende dieser Schwelle trifft man drei hohe, einzelne Granitfelsen, die Wolfskehle (woltschkoje gorlo) genannt, wo alle Kunst der Dnieprlootsen erfordert wird, um die Schiffe trotz der reißenden Strömung unzerschmettert durchzubringen. Außer und zwischen diesen Hauptschwellen liegen noch im Flusse sogenannte „Zäune" (sabory) oder kleinere Steine, theils einzeln theils in Reihen. Mehrere der obenerwähnten Schwellen durchschneiden den Strom fast querüber von einem Ufer zum andern in Geamtschichten. Die Schwellen von Wolnitsch, Lachan und Menaschtek sind die gefährlichsten, die Budinische und die von Lachan sind es in minderem Grade. Außer den Schwellen hindern die Schiffahrt auf dem Dniepr auch noch steil angehende, größtentheils mit Wald bewachsene Felseninseln, ferner Stromengen und die an verschiedenen Orten sich bildenden Untiefen.

Aber trotz aller dieser Hindernisse hat die Schiffahrt auf dem Dniepr in der letzten Zeit ungewöhnliche Fortschritte gemacht, was die Bedeutung dieser Wasserstraße deutlich zeigt. In früherer Zeit fuhr man gar nicht über die Dnieperfälle hinab, sondern die Flößer stiegen oberhalb der Fälle ans Land, und überließen die Flöße ihrem Schicksal, die ganz gebliebenen Balken sammelte man unterhalb der Fälle, verband sie wieder zu Flößen, und fuhr dann weiter. Jetzt bedient man sich dieses Mittels nur in den unglücklichen Fällen, wenn der Floß einzeln bald zerschlagen ist, und gewöhnlich geht jetzt bei hohem Wasserstand und stillem Wetter die Schiffahrt ganz glücklich von Statten. Dazu tragen die erfahrenen Dniepr-Lootsen, denen man beim Eintritt in die Region der Schwellen Schiffe und Flöße anvertraut, hauptsächlich bei; man macht sie für die Erhaltung derselben verantwortlich und sie führen dieselben bei hohem Wasserstande saft immer glücklich durch; Unglücksfälle werden allmählich seltener, und jetzt ist es schon nicht mehr nöthig zu dem frühern, bei den Flößen angewandten Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Jetzt werden auch noch jetzt Flöße, die aus dem Oberlauf des Dniepr in der ungeheuren Ausdehnung von 55 Klaftern abgesendet werden, beim Fallen des Wassers im Monat Julius, um sie desto sicherer über die Schwellen zu führen, in zwei und mehr Theile zerlegt und nicht die ganze Ladung darauf gelassen. Auf dem Dniepr gehen jetzt sogenannte Baidaken, Halbbaidaken, lüdeische Barken, weißrussische Barken, Luschwas und Berkinen; letztere gelten für die besten Schiffe und werden von den Anwohnern Paskewitsch-Berkinen genannt; außerdem gehen auch zwei Dampfboote, die einer Gesellschaft gehören, auf dem Dnieper. Die Ladung der Schiffe beträgt 10,000 bis 14,000 Pud; die weißrussischen, gewöhnlich mit Holz geladenen Barken, laden noch mehr.

Von der Quelle des Dniepr bis zur Einmündung des Flusses Swina, eine Strecke von 123 Werst, geht die Schiffahrt nur im Frühjahr. Von da an bis zu den Fällen ist der Dnieper zu allen Jahreszeiten schiffbar, so weit nämlich das Eis es nicht hindert. Gewöhnlich beginnt mit dem ersten Wachsen der Frühlingsgewässer die Absahrt der Schiffe über die Schwellen im April, seltener Ende März oder Anfang Mai. Nach den Berichten über den Beginn und Schluß der Schiffahrt von 1832 bis 1842 dauerte die Schiffahrt am längsten im Jahr 1837, nämlich vom 30 März bis 2 Juliuß, am kürzesten im J. 1835 vom 1 bis 31 Mai. Durchschnittlich dauerte in diesen zehn Jahren die Schiffahrt 62 Tage. In dieser Zeit fuhren über die Schwellen den Dniepr hinab 2986 Schiffe und 4939 Flöße, von denen 160 Schiffe und 841 Flöße dem Staat gehörten. Der ganze Werth der Ladung betrug 10 Millionen S. R.; dabei ist der Werth der Ladungen nicht eingerechnet, welche zu Lande nach der letzten Schwelle gebracht wurden. Diese waren in manchen Jahren wegen Sinken des Wassers und spätern Abgangs der Karawanen nach dem Hafen Kamenka sehr bedeutend. Im Jahr 1845 brach auf dem Dniepr das Eis etwas später als gewöhnlich, die Schiffahrt begann in den ersten Tagen Aprils und dauerte bis zum November; über die Schwellen begann die Fahrt am 7 April und endete am 17 August. In diesem Jahre beförderte der ungewöhnlich hohe Wasserstand im Dniepr die Schiffahrt außerordentlich, war ihr aber auch zugleich verderblich, denn von dem durch das Schmelzen des tiefen Schnees angeschwollen Wasser wurden die Dniepr-Häfen, und unter anderen auch der sehr wichtige Hafen von Krementschug unter Wasser gesetzt; selbst in den Betten der in den Dniepr mündenden Flüsse ergaben sich bedeutende Veränderungen. Nichtsdestoweniger ging die Schiffahrt in diesem Jahre, nach den Aus- und Einladungen auf den verschiedenen Punkten zu schließen, sehr schwunghaft.

(Schluß folgt.)

[1] Ab deißt im Russischen die Hölle.

Lebensmitteleinfuhr in Liverpool. Im vorigen Monat wurden in diesem Hafen, mit Ausnahme von 186,184 Buhsel Bohnen und Erbsen, 127 Millionen Pfd. an Getreide und Mehl eingeführt. (Shipping Gazette. 12 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 99. 26. April 1847.

Die Seinereiſe von Paris bis an das Meer.

5. Von Rouen bis ans Meer.

Sobald man die alte Hauptſtadt der Normandie hinter ſich hat, wird man mit jedem Ruderſchlag vorwärts mehr die Annäherung der See gewahr, obgleich ſich die Seine bis Caudebec nicht merklich verbreitert; ihr Waſſer iſt jetzt ſchon ganz ſalzig und die Farbe deſſelben wird immer meergrüner, auch laſſen ſich mehr und mehr Seefiſche in dem Strom blicken, und man verſpürt bald die Wirkung der Seeluft und des Wellenſchlags.

Der erſte Ort an den man Rouen verlaſſend kömmt, iſt das in der Mitte ſchöner Auen liegende Dorf Petit-Quevilly. Im Jahr 1160 ließ Heinrich II, König von England und Herzog der Normandie, hier einen Park und ein Luſthaus anlegen, das er dreißig Jahre ſpäter einer Gemeinde, die mit dem Ausſatz behaftet war, überließ, und dem man alsdann den Namen Notre-Dame und Sainte-Julien verlieh. 1366 wurde der Ort mit der Magdalenen-Probſtei vereinigt, 1500 erhielten ihn die Mönche vom Mont-Sainte-Katharine, und 1667 bewohnten die Carthäuſer das ehemalige Hoſpital der Ausſätzigen von St. Julien, und erweiterten deſſen Gebäulichkeiten. Während der Revolution wurden all dieſe Stiftungen zerſtört und die ſehr merkwürdige St. Julien-Kirche, eines der intereſſanteſten Bau-Denkmäler der Umgegend von Rouen, iſt jetzt eine Scheune! — Petit-Quevilly, das an 2500 Einwohner zählt, hat mehrere Fabriken und große Maſchinenbetriebe. Groß-Quevilly liegt eine Stunde davon und von dem Ufer der Seine entfernt; hier befand ſich eine große proteſtantiſche Kirche, die in Folge eines Beſchluſſes Heinrichs IV gegründet worden war und an 12,000 Perſonen faſſen konnte; ſie war ein Meiſterſtück der Baukunſt. Den 3 Januar 1685 wurde ſie auf königlichen Befehl geſchloſſen, und den darauf folgenden Monat Juli, noch vor dem Widerruf des Edicts von Nantes, bis auf den Grund niedergeriſſen. Klein-Quevilly gegenüber liegt, in einer geringen Entfernung vom rechten Ufer der Seine, Canteleu auf einer Anhöhe, von der man unſtreitig die romantiſchſte und mannichfaltigſte Ausſicht auf viele Meilen in der Runde hat. Dieſer anſehnliche Flecken iſt anderthalb Stunden von Rouen entfernt, und zählt nahe an 4000 Einwohner. Hinter demſelben dehnt ſich der Wald von Roumare aus, in welchem der tapfere Rollo häufig jagte, und wo er, wie die Chroniken erzählen, während der Jagd ſeine koſtbaren goldnen Armbänder an den Zweigen der Bäume aufhing, ohne Räuber zu fürchten, ſo ſicher hatte er die Gegend zu machen gewußt, und man fand drei Jahre ſpäter den Schmuck noch an derſelben Eiche hängend. Auf der Spitze des Hügels von Canteleu liegen viele Landhäuſer und ein ſchönes Schloß mit einem Park, der eine herrliche Lage hat. Hier ſchrieb Voltaire viele der Briefe die man in ſeinen Werken an ſeine Freunde gerichtet findet.

Von dem Gipfel des Hügels unter der Schloßterraſſe, erblickt man in einem Umfang von fünf Stunden Rouen mit all ſeinen Thürmen und Kirchen, die großen Krümmungen der Seine bis Elbeuf, die Stadt Deville, viele Inſeln und Wieſen, und das Thal in welchem das Flüßchen Cailly ſich in die Seine ergießt. An dem Flecken Petit-Couronne, der über 2000 Seelen zählt und an dem linken Ufer liegt, vorüberfahrend, kommen wir zu dem gegenüberliegenden Val-de-la-Haye, ein Dörfchen das ſeinen Ruf den in ſeiner Nähe liegenden verſchloſſenen Felſenkellern verdankt, in deren großen Räumen man die köſtlichſten Weine Frankreichs, wie den Burgunder, Champagner, Bordeaux, die Weine der Provence ꝛc. aufbewahrt, damit ſie hier noch beſſer, manchmal auch durch allerlei Miſchungen verdorben werden. An einigen unbedeutenden Orten vorüberſchiffend, erreichen wir nach einer Viertelſtunde Moulineaux, das eine hübſche Lage in der Nähe des Waldes von la Londe hat und vier Stunden von Rouen liegt. Hier ſtand auf einer das Dorf beherrſchenden Anhöhe das berühmte Schloß des berüchtigten Robert des Teufels, von dem nur noch mit Gras und Gebüſch überwachſende Ruinen vorhanden ſind; noch ſieht man die Spuren der Gräben und den Ort wo die Zugbrücke war. In einer geringen Entfernung von dieſem Ort liegt an dem nämlichen Ufer (dem linken) La Bouille, ein Flecken der 1200 Einwohner zählt und an einem ſteilen Hügel ſtufenweiſe erbaut iſt, ſo daß es ausſieht als ſtünden deſſen Häuſer eines über dem andern. Ganz nahe dabei iſt die berühmte Grotte Jacqueline, von der mehrere Säle beſtändig unter Waſſer ſtehen; die in Felſen eingehauenen Gewölbe ſind über 500 Fuß lang. Es ſind alte Steinbrüche, in die, wie die Sage will, Robert der Teufel ſeine ermordeten Schlachtopfer warf.

Zwiſchen La Bouille und dem Wald von Maunn, in dem Chlodwig ſo oft ſeine Zelte aufſchlug, ſteht man die hohen Felſen, in denen ſich die berühmten Steinbrüche von Caumont, einem großen Flecken, eine Stunde von La Bouille entfernt, befinden; ſie ſind zwei Stunden lang und hängen mit der Grotte Jacqueline zuſammen. Man ſteigt an 600 Fuß in dieſelben hinab, und würde ſich ohne Führer in denſelben verirren, wie es ſchon mehrern Waghälſen ergangen iſt, von denen einige den Hungertod in dieſem Labyrinth fanden; übrigens liefern ſie die beſten und dauerhafteſten Baumaterialien am ganzen Ufer der Seine. Wieder an mehrern unwichtigen Ortſchaften vorüberſchiffend, erblickt man nach etwa einer Stunde den Flecken St.

Digitized by Google

Martin-de-Boscherville, durch seine große und massive Kirche merkwürdig, die noch von einer Benedictinerabtei übrig ist, die Raoul von Tancarville, ein Kämmerling Wilhelm des Eroberers, im Jahr 1060 hier stiftete. Der Capitelsaal, der ebenfalls noch nahe bei der Kirche steht, ist eines der schönsten Baudenkmäler des Mittelalters. Im Jahre 1822 drohte ihm Zerstörung, da brachte ihn die Gesellschaft für Erhaltung der Alterthümer des Departements der Seine-Inferieure an sich, und er wurde erhalten und unterhalten. In dieser durch ihre Bauart so merkwürdigen Kirche sollte Wilhelm der Eroberer begraben werden, aber seine undankbaren Diener hatten den Sieger von Hastings in dem Augenblick verlassen, als er auf dem Schlachtfeld den letzten Seufzer ausstieß, und mehrere Stunden lag sein nackter Körper auf diesem kühlen Todtett, und wenig fehlte daran, so hätte der Fürst, der ein Königreich erobert hatte, nicht einmal einen Sarg erhalten. Ein Ritter Helluin übernahm es ihn begraben zu lassen, und die Mönche von St. Georges de Boscherville, wie der Ort auch genannt wurde, setzten die Leiche des Königs von England in ihrer Kirche bei.

Wir fahren nun, wieder mehrere Dörfer auf beiden Ufern unbeachtet liegen lassend, bis zum Flecken Duclair, der an dem Einfluß des Flüßchen Auffreberte an dem rechten Seineufer liegt, wegen seiner Fischereien berühmt ist und in dessen Nähe sich ein sonderbar geformter hoher Felsen befindet, den man die Kanzel von Gargantua nennt. Hier stand in frühen Zeiten ein reiches Kloster, das die Normännер zerstörten. Etwa tausend Schritte von Duclair ist ein unterirdischer Weiler, dessen Wohnungen sich die armen Leute in den Fuß steiler Felsen eingehauen haben. Das Dörfchen Menil-sous-Jumieges, an das wir jetzt kommen, verdankt seinen Namen dem Manoir oder Menil (Behausung, Wohnstätte), welches die schöne Agnes Sorel bewohnte, während sich ihr königlicher Geliebter, Karl VII, in der Abtei von Jumieges aufhielt, und wo den 9 Febr. 1449 „dieses edle Fräulein, Dame der Schönheit, mitleidig gegen jedermann, und welche die Kirche reich beschenkte," wie die Mönche des Klosters schrieben, in dem Wochenbett starb. Das Haus das sie bewohnte, steht noch, gehört einem Landmann, und hat noch die Spitzenfster, wie zur Zeit als es die „Schönste der Schönen" bewohnte; es ist von einem kleinen Gehölz umgeben, in dem sich ein uralter Kastanienbaum befindet, in dessen Schatten der König oft mit seiner Geliebten geruht haben soll. Der Flecken Jumieges, an dem wir nun vorüberkommen, liegt auf einer von der Seine gebildeten Halbinsel, unfern dem rechten Ufer, nahe an dem Wald du Trait, und hat eine herrliche Lage. Er ist sehr alt, und besonders wegen seiner prächtigen Abtei berühmt, welche zu verschiedenen Zeiten das Theater großer, historischer Begebenheiten war. Sein alter Name war Gemeticum, von Gemma, kostbarer Stein. Im J. 560 schenkte Chlodwig II diese noch wenig bewohnte waldige und morastige Gegend dem heiligen Philibert, der hier ein Benedictinerkloster gründete, dessen erster Abt er war. Bald kam die Abtei in die höchste Blüthe, und zählte nicht weniger als 900 Mönche und mehr als 1500 Laienbrüder, viele Dörfer und Weiler gehörten ihr an, nicht selten empfing sie Besuche von Königen. Sie hatte zwei schöne Kirchen, welche die Normännер in den Jahren 841 und 851 nebst den andern Gebäuden beide verbrannten. Wilhelm Langschwert, Sohn Rollo's, der normännische Lykurg, ließ sie 930 wieder aufbauen, und noch bewundert man ihre herrlichen Ruinen. Die Abtei erhielt wieder zwei Kirchen, von denen die eine, der Jungfrau geweiht, überaus prachtvoll war und einen bis in die Wolken ragenden Thurm hatte, den man 1573 abtragen mußte, weil er einzustürzen drohte. Als Karl VII schon fast sein ganzes Königreich verloren hatte, zog er sich nach Jumieges zurück, wo er lange Zeit wohnte, und seine theure Geliebte Agnes Sorel verlor, deren Herz in der Abtei aufbewahrt wurde, wo ihr die von ihr reich beschenkten Mönche ein prächtiges Monument in der Capelle der Jungfrau setzen ließen. Während der Revolution wurde das bischen Staub, Ueberrest dieses Herzens, in alle Winde zerstreut, nicht besser erging es den andern Gräbern, und die Bildsäulen Chlodwigs II, des Stifters dieses Klosters, der heil. Bathilde, seiner Gattin, des heiligen Philibert, Hugo's, Rollo's, Wilhelm Langschwerts, Karls VII ꝛc. wurden zertrümmert und die Mauern der ältesten Abtei Frankreichs aller ihrer Zierden beraubt, die zum Theil mit großen Kosten nach England transportirt wurden. Noch stehen majestätische Trümmer dieser Gebäude, die das Eigenthum eines angesehenen Mannes in Rouen sind, der sie vor weiterer Zerstörung zu bewahren sucht.

Vor dem kleinen Dorf Heurtauville angelangt, das an dem Saum des Waldes auf dem linken Ufer liegt, haben wir endlich die letzten ungeheuren Krümmungen der Seine überstanden, und befinden uns bald darauf vor dem herrlichen Park des Schlosses von La Mailleraye, dessen majestätische hochgewölbte Baumgänge und Wandalleen sich prächtig in den grünen Wellen des breiten Stromes spiegeln, an dessen Ufer ein Theil dieses schönen Gartens hinläuft, und den Vorüberfahrenden die Perspective unabsehbarer Baumgänge zeigt. In dem Flecken La Mailleraye werden die besten Kauffahrteischiffe für den Handel von Rouen erbaut, und alle leichtern Fahrzeuge, welche die Waaren der größern Schiffe von Havre nach Rouen bringen. Auf dem jenseitigen Ufer, in einiger Entfernung von demselben, etwa eine Stunde von La Mailleraye, liegt im Grund eines reizenden Thales das Dorf Saint-Vandrille, das seinen Namen von dem heiligen Wandrille hat, der 684, im eilften Jahr der Regierung Chlodwigs II, hier in der Stille der Wälder, die er trotz seiner Verbindung mit der Familie der Pepine dem Geräusch der Welt vorzog, ein Kloster gründete und eine Kirche baute, welcher das Volk lange Zeit eine große Verehrung bezeigte. Auch diese Kirche wurde mehrmals in Asche gelegt und zuletzt im vierzehnten Jahrhundert wieder aufgebaut, und zwar sehr geräumig und prächtig. Die Abtei von Saint-Wandrille, die früher auch die Abtei Fontenelle genannt wurde, ernährte in frühern Zeiten 300 Mönche. Theodorich, Childerichs Sohn, der letzte König aus dem Geschlecht der Merowinger, starb in derselben. Im J. 1631 stürzte der große Thurm derselben zusammen und zertrümmerte das ganze Schiff der Kirche und einen großen Theil des Chors; erst 16 Jahre später konnte man wieder Gottesdienst in derselben halten, und erst 1727 war sie wieder ganz hergestellt. Jetzt bietet sie nur noch majestätische Ruinen dar, und nur das Kloster und das Refectorium stehen noch ganz; es ist eines der schönsten Denkmäler dieser Art, das dem Vandalismus der neuen Zeiten entgangen ist. An der östlichen Seite des Klosters befindet sich noch eine sehr gut erhaltene bewundernswürdige, gothische Thüre, durch welche man in die Kirche ging; neben derselben steht eine große Bildsäule der Jungfrau, die einer nähern Besichtigung werth ist. Von den Capellen und Oratorien, welche das Kloster umgaben, ist noch die uralte Capelle des heiligen Saturnin vorhanden, in welcher zu den Zeiten tiefer Unwissenheit ein berühmter Mönch sich mit der Uebersetzung der heiligen Schriften beschäf-

Digitized by Google

tigte. Diese Capelle, welche noch Spuren römischer Baukunst trägt, steht auf der Spitze des nördlichen Thales von Saint-Wandrille, das man in einigen Karten Mont des Vignes (Weinberg) bezeichnet findet, weil ehedem ein berühmter Wein hier wuchs.

Kaum fünfzig Schritt von dieser Abtei erhob sich vor Zeiten die berühmte Kirche Notre-Dame von Caillouville, auf deren Stelle jetzt ein Calvarienberg errichtet ist; in dessen Nähe befindet sich ein wundertätiger Brunnen, der seit vielen Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag noch nichts von seinem Ruf und Credit verloren hat. Jeden ersten Freitag des Monats Mai versammelt sich hier das Volk von mehrern Meilen der Umgegend, um zu beten oder sonst ein Gelübde zu erfüllen, und den ganzen Sommer bis spät in den Herbst wird im Wasser dieses Brunnens gebadet; wer jedoch davon mit nach Haus nehmen will, muß für jede Kanne sechs Sous bezahlen.

Die Ruinen der Abtei von Wandrille sind äußerst malerisch und haben einen großen Umfang, allenthalben dringen Dornen und Gebüsch durch die noch vorhandenen Fensteröffnungen hervor und an Säulen und Mauern windet sich der Epheu hinauf; auf dem Friedhof derselben entdeckt man noch die mit Moos und Gras bewachsenen Leichensteine der Mönche, und in der ganzen Umgegend wissen sich die Frauen und Töchter der Landleute gar manche Spuckgeschichte von diesen Ruinen zu erzählen. Von der Höhe, auf welcher die Capelle des heiligen Saturnin steht, hat man eine vortreffliche Aussicht auf das Thal von Caudebec, und früher erblickte man von hier aus eine Insel Belcinac genannt, auf welcher sich noch im 14ten Jahrhundert die Thürme des Klosters von Saint Condé majestätisch erhoben. Eines Tages aber waren plötzlich Thürme, Kloster und das sie umgebende grüne Gehölz verschwunden, die Wellen des Stromes hatten alles verschlungen, selbst die Insel; die Meeresfluth hatte den Fluß hergehoch angethürmt. Zwei Jahrhunderte später kam die Insel wieder zum Vorschein und man sah noch die Ruinen der Klostergebäude; dieß war im J. 1641, aber die Sonne sollte nicht lange das verödete Eiland bescheinen, die Fluth überschwemmte abermals die Insel und jetzt ist keine Spur mehr von derselben vorhanden.

Das Städtchen Caudebec, die alte Hauptstadt des Landes Caux, liegt in einer kleinen Entfernung von Wandrille, an demselben Ufer hart am Strom. Sie liegt sehr malerisch von Gebüschen, Gärten, Landhäusern umgeben, amphitheatralisch am Fuß eines waldigen Hügels erbaut, und hat ganz das Ansehen der italienischen Seestädte. Ihr bequemer Hafen hat breite, schattige Kais, die nach der Versicherung von Horace Vernet, einer der schönsten Gesichtspunkte Frankreichs sind. Das kleine Flüßchen Caudebec oder Saint-Gertrude, wie es die Einwohner nennen, ergießt sich in der Mitte des Hafens, den es in zwei Theile trennt, in die Seine. Die Stadt Caudebec, deren früherer Name Loum oder Lotomagus war, ist schon im 9ten Jahrhundert bekannt; sie war ehemals bedeutend, stark befestigt und von hoher Wichtigkeit; noch sind Mauern und Thürme an einigen Stellen, welche Zeuge der alten Feste waren. Hier ging Wilhelm der Eroberer im Jahre 1047 über die Seine, um die Empörung des Grafen von Arquez zu bestrafen. Nachdem die Engländer 1419 Rouen weggenommen hatten, belagerte ihr Feldherr Talbot Caudebec, konnte aber erst sechs Monate, nachdem er die Laufgräben eröffnet hatte, Herr derselben werden.

Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts war die Stadt sehr blühend, sie hatte fast ausschließlich die Niederlage aller Fischereien der Seine, auch hatte sie drei silberne Stinte oder Spierlinge in ihrem Wappen, die jetzt durch drei Salmen ersetzt sind. Die Kirche von Caudebec ist ein merkwürdiges Gebäude aus dem 14ten Jahrhundert, ein wahrer Schatz gothischer Verzierungen; das Hauptportal ist ein Meisterstück von Eleganz. Der hohe, viereckige Thurm ist von drei Kronen umgeben, welche die römische Tiara vorzustellen scheinen. Heinrich IV sagte von dieser Kirche, daß es die schönste Capelle sey, die er je gesehen. Caudebec hat ein Hospital, mehrere Fabriken, treibt besonders mit Schiffszwieback, Getreide, Eider und Hülsenfrüchten starken Handel und hat drei besuchte Jahrmärkte, aber keine 3000 Einwohner mehr. Der Wiederruf des Edicts von Nantes hat die früher so blühende Industrie dieser Stadt zerstört, auch der alle Protestanten flüchteten. Besonders waren es ihre Hüte, die in ganz Frankreich berühmt und gesucht waren, und wer etwas rechtes vorstellen wollte, konnte sich nicht ohne einen „Caudebec" auf dem Kopf sehen. Volleau erwähnt dieser berühmten Hüte in seiner Epistel von Lamoignon. Die untergegangene Insel Belcinac lag Caudebec gegenüber.

(Fortsetzung folgt.)

Omoo.

Unter dem Titel Omoo, a Narrative of Adventures in the South Seas, being a Sequel to the „Residence in the Marquesas Islands" hat ein alter Bekannter unserer Zeitschrift eine neues Werk herausgegeben. Es ist dieß Herman Melville, der Verfasser des Buchs, aus dem wir im vorigen Jahre unter dem Titel: „Abenteuer zweier Matrosen auf den Marquesas-Inseln" zahlreiche Auszüge gegeben haben. Melville entfloh bekanntlich auf der Insel Nukahiva aus seinem Schiffe, irrte mit einem seiner Cameraden mehrere Tage in dem unwirthlichen innern Theile der Insel umher, bis sie endlich durch Hunger genöthigt in einen der Thäler und zwar ins Teipi-Thal hinabstiegen, wo sie gastfreundlich aufgenommen, aber dennoch bewacht wurden. Melville's Gefährte, Toby, entwischte, er selbst aber mußte geraume Zeit dort bleiben, bis es auch ihm gelang, sich zu entfernen. Mit dieser Entfernung beginnt die neue Erzählung und der Titel „Omoo" kommt daher, daß dieß Wort im Dialekt der Marquesas-Inseln einen Menschen bedeutet, der von einer Insel zur andern wandert. Der Zweck des neuen Werks ist, das wilde Matrosenleben auf den Südseeinseln zu schildern. „Die meisten Schiffe, sagte er, die in diesem entfernten Meere fahren, sind mit dem Tang des Spermaceti-Wallfisches beschäftigt, ein Geschäft, das nicht nur ganz besonders geeignet ist die rohesten Matrosen aller Nationen anzuziehen, sondern auch den Geist der gräßlichsten Ungebundenheit in ihnen zu nähren. Die Reisen sind ungewöhnlich lang und gefahrvoll. Die einzigen zugänglichen Häfen sind in den barbarischen oder halbcivilisirten Inseln Polynesiens oder längs der rohen Westküste Südamerika's. Daher kommen unter den Schiffsmannschaften in der Südsee die allerselstsamsten, mit dem Wallfischfang keineswegs in Verbindung stehenden Scenen vor." Wir haben also hier eine aus „Dichtung und Wahrheit" gemischte Schilderung des jetzigen Lebens in der Südsee vor uns.

Ueber die Schifffahrt auf dem Dnieper.

(Schluß.)

Der Hafen von Krementschug bildet die Gränze des Ein- und Ausfuhrhandels ebenhalb der Schwellen. Hieher führt man zu Lande eine bedeutende Menge Salz aus der Krim, das dann zu Wasser den Dnieper hinauf weiter verschickt wird. Aus den obern Häfen führt man nach Krementschug Ladungen aus den Städten Borissow, Binsk, Mozyr, Kiew, Bränsk, Nyshyczyn, Nowgorod Sjewerst, Tschetkas, Gomel u. s. w., die an den verschiedenen Zuflüssen des Dnieper liegen. Ein Theil der nach Krementschug von oben herab kommenden Erzeugnisse geht von hier zu Lande nach den benachbarten Gouvernements, der Rest wird den

Digitized by Google

Dniepr abwärts nach Jekaterinoslaw geschickt; namentlich wird viel Holz in den südrussischen Gouvernements verbraucht. Nach einer zehnjährigen Durchschnittsberechnung der Waaren, welche über die Fälle geführt wurden, beläuft sich der Werth derselben, die Schiffe, die nicht zurückkehrten, sondern als Holz, mristens als Brennholz verkauft werden, mit eingerechnet, auf mehr als 2 Mill. S. R. nach den mittleren Preisen an den Verkaufsorten.

Ein Aufenthalt zu Kamenka entsteht daraus, daß hier Maasregeln ergriffen werden, um Schiffe und Flöße mit voller Sicherheit über die Dnieperschwellen zu führen. Hier bestimmt man die Zeit der Durchfahrt, die Belastung der Schiffe u. s. w., die Schiffseigenthümer nehmen kaiserliche Lootsen, einen auf jeden Fluß, und zwei auf eine Barke; außerdem miethet man noch je nach dem Bestand des Wassers an den Schwellen auch Nebenarbeiter zu den gewöhnlichen Schiffsleuten. Hiezu kommen noch Ausgaben für eine Veränderung am Steuerruder und festere Verbindung der Flöße. Die Ladungen, welche man über die Dnieperschwellen schickt, bestehen größtentheils aus Bauholz, Brennholz, Doppelmatten, Theer, Glas- und Eisenwaaren, Fett, Hanfel, Stricken und Eisen; in geringerer Menge Branntwein, Malz, Leinsamen, Terpentinöl, Papier, Bretter, schwimmenden Mühlen, Mühlsteinen, Wagen, Schlitten und Erlenholzkohlen. Ein Theil der verschiedenen Lasten gehört dem Staat, und besteht namentlich aus Holz für die Werften von Nikolajewsk und Cherson, und aus Artillerievorräthen für die Flotte und die Festungen.

Die Gefahren der Schiffahrt über die Schwellen werden bei hohem Wasserstand durch die Geschicklichkeit der Lootsen fast ganz beseitigt. Da, wo die Schwellen brüllen, nimmt die Breite des Dnieprs merklich ab, und der Lauf wird so beschleunigt, daß das Schiff an Einem Tag über 60 Werste weit kommt. Die Barken halten beim Eingang in die Schwelle vom Ufer weg, weil hier die Gefahr zunimmt, und die Zahl der Schiffsmannschaft verdoppelt werden muß. Die Lootsen führen der Barke durch das ihnen bekannte Fahrwasser zwischen den Felsen der Schwelle, was bei dem fallartig reißenden Wasser und den unaufhörlichen Wirbeln ungewöhnlich schwierig ist. Der Uebergang eines Floßes oder eines Schiffs über diese Schwelle bietet ein ungewöhnliches Schauspiel, das bei jedem einen starken Eindruck zurücklässt. Den dem hohen Ufer herab bemerkt man einen Floß oder ein Schiff, die Schiffsleute werden alle Kraft ihrer eisernen Arme an, und der Lootse seine ganze Energie und sein scharfes Auge, um gerade in die bekannte Durchfahrt zu gelangen; inzwischen reißt sie die Strömung mit jeder Secunde schneller und schneller mitten in die Felsen hinein, wo eine faß unmerkliche freie Durchfahrt ist; man sieht nur einen tosenden Abgrund, Schaumwirbel, und ganze Springquellen, welche das unaufhörliche Zusammenstossen der Wellen mit den schroffen Felsen emporsendet. Wenn das Schiff dieser Stelle näher kommt, hört die Thätigkeit darin auf; die hier unnützen Ruder werden weggelegt, man bemerkt eine gewisse Unbeweglichkeit, alle bleiben in ersteben Lage, in welcher sie der Augenblick des Eintritts in die Schwelle getroffen hat. Feierlicher Schweigen herrscht auf dem Schiff, das in die furchtbare Mitte hinein schießt. Der vordere Theil verschwindet im Schaum, dann erhebt er sich in demselben Augenblick, in welchem der hintere begraben wird. Und nun tritt das Schiff plötzlich in die ruhige, ebene Stromfläche hinter der Schwelle und man sieht ein Dutzend Hände sich bewegen, welche das Zeichen des Kreuzes machen: die Schiffsleute danken dem Herrn, der sie aus der Gefahr gerettet. In den zehn Jahren von 1832 bis 1842 schritten 49 Schiffe, 107 Flöße und 30 Menschen kamen um. Das glücklichste Jahr in dieser Beziehung war 1836, wo nur Ein Floß zerschellte, das unglücklichste 1837, wo 19 Menschen ertranken, und 1839, wo neun Schiffe und 31 Flöße zerschellten.

Bei den Hindernissen, welche der Schifffahrt über die Schwellen entgegenstehen, hängt der Handel auf dem Unterlauf des Dnieprs sehr von zufälligen Umständen ab. Anschwellung oder unerwartetes Fallen des Wassers, das die Fahrt durch die Schwellen unmöglich macht, wirken auf den ganzen Schifffahrtsbetrieb ein. Wenn die Schiffe auf dem Oberlauf des Dnieprs auch gleich nach dem Aufgehen des Eises abfahren, so bleiben doch nur 30 Tage, um die Schwellen zu erreichen und das Hochwasser zu benützen, das gewöhnlich bis zum 9 Mai anhält. Aber die Erreichung dieses Zweckes wird unmöglich wegen der ungeheuren Einfernung und der Langsamkeit der Fahrt, namentlich zwischen Kremenschug und Jekaterinoslaw, wo die Schiffe, die auf Felsen unter dem Wasser stossen und durch widrige Winde aufgehalten werden, vierzehn Tage und darüber brauchen, um 150 Werste zurückzulegen. Zu diesen Schwierigkeiten der Dnieperschiffahrt kommen noch häufige Winde, die anhaltend zur Zeit des Hochwassers an den Schwellen wehen, so daß die Schiffe nicht das Fahrwasser einhalten können und darum keine Hoffnung haben, ungefährdet durchzukommen. Häufig ereignet es sich, daß Schiffe, welche Kamenka erreicht haben und sich zur Abfahrt rüsten, durch einen unerwartet sich erhebenden Wind einige Tage im Hafen zurückgehalten werden, während welcher an den Schwellen das Wasser so tief sinkt, daß es keine Möglichkeit ist, die Durchfahrt zu wagen. Dann ist der Schiffer genöthigt, seine Waaren auszuladen und zu Lande am Ufer bin 70 Werste weit zu führen, worauf die erleichterten Schiffe durch die Schwellen fahren und wieder geladen werden; manchmal muß er den größten Theil um einen geringen Preis verkaufen oder alles den Winter über liegen lassen und für die Aufbewahrung zahlen. Solcher Hindernisse untergeaben den Handel und benehmen den Unternehmern die Lust, sich mit der Dnieperschifffahrt zu befassen. Auch häufen sich wegen des Aufenthalts an den Schwellen die Schiffe in dem Hafen von Kamenka oft in bedeutender Anzahl an, und wenn stilles Wetter eintritt, eilen alle zugleich nach den Schwellen; darum müssen dann die neuankommenden Schiffe und Flöße erst den Lootsen abwarten, die nicht so schnell zurückkehren können.

Nicht nur die Schwellen, sondern auch einzelne Felsen unter dem Wasser beschädigen die Schiffe; bei stillem Wetter bemerkt man diese Felsen an der Bewegung des Wassers um sie her, und die Lootsen weichen ihnen leicht aus, wenn aber der Wind den ganzen Strom aufwühlt, so kann man die Stellen nicht unterscheiden, und die Schiffe oder Flöße werden nicht selten davon aufgehalten. Die Größe der Verluste hängt in solchen Fällen von der Ladung ab, die, wenn sie das Naßwerden nicht vertragen kann, großen Schaden leidet. Manchmal sitzt das Schiff so fest auf dem Felsen auf, daß man es auch nach geschehener Auslabung nicht wieder flott machen kann; schon die in solchen Fällen unerläßliche Verlabung macht dem Schiffer neue und unvorhergesehene Ausgaben. Alle diese Hindernisse der Dnieperschifffahrt sind für das ganze Land fühlbar; bei unglücklicher Schifffahrt steigt der Preis für das Holz so sehr, daß man in Cherson für einen schlechten Balken, wie man ihn für das gewöhnlichen Bauen braucht, über 5 und für das Klafter Holz über 12 S. R. zahlt; auch die Arbeiten der Admiralität von Nikolajewsk leiden bei unglücklicher Schifffahrt sehr. Der Mangel an einer bequemen Verbindung im südlichen Lande erzeugt auch den großen Unterschied im Preis der unentbehrlichsten Erzeugnisse: Weizen, der in den Gouvernements Kiew und Poltawa 1½ bis 2 S. R. gilt, wird zu gleicher Zeit in Odessa um 3—6 R. und darüber verkauft. Oberhalb der Fälle steht der Hafer weniger als 30 S. R. in Odessa 1½ bis 2 R., Roggen steigt in Odessa bis auf 3 S. R., während er in den Gouvernements Kiew und Poltawa oft gar keine Käufer findet.

Um den aus den mangelhaften Verbindungen hervorgehenden Schaden zu vermeiden und die Hindernisse der Schifffahrt über die Schwellen hinwegzuräumen, ist von Seite der Oberbehörde der Wegeverbindungen verordnet worden, daß das Fahrwasser von Felsen unter dem Wasser bis zu einer Tiefe von 6 Fuß unter dem niedrigsten Wasserstande geräumt werden soll, und um die Gefahr zu entfernen, womit der Hind Schiffe und Flöße bedroht, wird ein Steindamm aufgeführt. Diese Arbeiten sollen im J. 1849 zu Ende gebracht werden. So wird die Schifffahrt auf dem Dnieprs mit der Zeit von den Hindernissen befreit werden, welche die Schwellen ihr entgegenstellen, und sie wird zu der Blüthe gelangen, welche die Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes erfordern, das in der letzten Zeit in verschiedenen Beziehungen riesenhafte Fortschritte gemacht hat, und mit jedem Jahre weiter sich entwickelt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 100. 27. April 1847.

Die Missionäre in China.

(Aus Fortune's: [1] Three years Wandering in the Northern Provinces of China.)

Im Laufe meiner Wanderungen in China traf ich oft auf Missionäre, protestantische sowohl als katholische, welche Jahre lang unter den Chinesen arbeiteten. Bis vor kurzem noch beschränkten sich die Bemühungen der Protestanten hauptsächlich auf Canton und Macao, seit dem Kriege aber haben sie allmählich ihre Wirksamkeit ausgedehnt, und einige sind jetzt in allen den Häfen angesiedelt, welche für den Handel neu eröffnet wurden, so wie auf der Insel Hongkong, welche künftig ihr Hauptquartier werden wird. Die ärztlichen Missionäre handeln in Gemeinschaft mit den andern, und leisten hinsichtlich der im Lande herrschenden Krankheiten große Dienste, während sie zu gleicher Zeit ihren Patienten die Grundsätze des christlichen Glaubens beibringen. Dr. Lockhart von der Londoner Missionsgesellschaft, der sich in Schanghai niedergelassen, steht sein Spital täglich angefüllt mit Kranken, die zum Theil aus fernen Gegenden des Reichs kommen. Alle werden mit der größten Sorgfalt und Geschicklichkeit behandelt ohne Entgelt. Der bekannte Hr. Medhurst, der so lang und vielfach in Asien das Missionsgeschäft betrieb, war gleichfalls zu Schanghai; er ist als ausgezeichneter Kenner der chinesischen Sprache wohl bekannt, predigt dem Volk in seiner eigenen Sprache und hat eine stets beschäftigte Druckerei, um das Evangelium zu verbreiten. Mehrere andere Missionäre sind mit ihren Familien vor meiner Abreise zu Schanghai angekommen, und betrieben emsig das Studium der Sprache. Auch in Ningpo und Amoy sind Missionäre aus England und Amerika, und wie ich vermuthe, werden jetzt einige auch nach Fu-tschou-fu am Flusse Min gekommen seyn. Aus meiner eigenen Erfahrung des chinesischen Charakters und nach dem zu schließen, was ich von der ärztlichen Missionsgesellschaft gesehen, muß ich diese für eine sehr bedeutende Hülfe im Bekehrungswerk betrachten. Indeß scheinen bis jetzt nur geringe Fortschritte gemacht worden zu seyn. Ein Theil des Volkes, und zwar ein sehr großer, ist gegen jede Religion gleichgültig, und der übrige ist so bigott und ungebildet, daß es äußerst schwer seyn muß sie zu überzeugen, daß eine andere Religion besser und reiner ist, als die ihrige.

Die katholischen Missionäre gehen auf eine von der der Protestanten etwas verschiedene Art zu Werke. Sie beschränken sich nicht auf die Außenhäfen des Reichs, wo Fremde Handel treiben dürfen, sondern sie dringen ins Innere und verbreiten sich über das ganze Land. Einer ihrer Bischöfe, ein italienischer Edelmann, wohnt in der Provinz Kiang-su, in geringer Entfernung von Schanghai, wo ich ihn öfters sah. Er kleidet sich ganz nach Landesbrauch und spricht das Chinesische mit vollkommener Geläufigkeit. An dem Ort wo er lebt, ist er ganz von seinen Neubekehrten umgeben, und es ist in der That ein christliches Dorf, wo er vollkommen sicher ist, und so viel ich weiß selten oder nie von chinesischen Behörden belästigt wird. Wenn neue katholische Missionäre anlangen, geht ihnen einer ihrer Brüder, oder ein Neubekehrter, bis an den nächsten Hafen entgegen, und geleitet ihn insgeheim ins Innere; die chinesische Kleidung tritt an die Stelle der europäischen, der Kopf wird geschoren und in diesen Zustand gelangen sie nach dem Schauplatz ihrer künftigen Arbeiten, wo sie das Studium der Sprache beginnen, wenn sie solche nicht früher erlernt haben, und in etwa zwei Jahren sie hinreichend sprechen lernen, um das Volk zu unterrichten. Diese armen Männer unterwerfen sich vielen Entbehrungen und Gefahren, um ihrer Sache zu dienen, und ich muß ihrem Enthusiasmus und ihrer Aufopferung das höchste Lob ertheilen. Europäische Sitten, Gewohnheiten und Bequemlichkeiten lassen sie von dem Augenblick an im Stich, wo sie den Fuß an das Land von China setzen, von Verwandten, Freunden und Heimath hören sie nichts mehr; vor ihnen liegt ein heidnisches Land von Fremdlingen bewohnt, welche gegen die Religion, der sie alles opfern, kalt und gleichgültig sind. Sie scheinen viel von dem Muth und der Begeisterung der ersten Prediger des Christenthums zu besitzen; nach ihren Erzählungen ist die Zahl der Neubekehrten sehr bedeutend, ich fürchte aber, daß bei ihnen wie bei den Protestanten viele Täuschungen mit unterlaufen. Viele Chinesen sind gewissenlos und trügerisch genug, um Christen oder überhaupt was man nur will zu werden, wenn sie dabei nur ihren Zweck, den sie eben im Auge haben, erreichen; sie würden am nächsten Tage Buddhisten werden, wenn eine Lockung dazu sich zeigte. Allem Anschein nach ist der Tag noch sehr fern, wo die Chinesen als Nation zum christlichen Glauben bekehrt seyn werden. Könnten die, welche in unserer Zeit die Annäherung des tausendjährigen Reiches prophezeihen, die Länge und Breite dieses ungeheuren Landes mit seinen 300 Millionen Menschen sehen, sie würden sicherlich sich besinnen, ehe sie ihre abgeschmackten Prophezeihungen an den Tag geben.

[1] Von demselben Verfasser rühren auch die vor zwei und drei Jahren mitgetheilten Nachrichten aus einzelnen Städten Chinas her.

A. d. R.

Digitized by Google

Die Seinereise von Paris bis an das Meer.

5. Von Rouen bis ans Meer.

(Fortsetzung.)

Das Dorf Villequier, welches unweit Caudebec, an dem nämlichen Ufer liegt, ist durch seine Piloten bekannt, deren es nicht weniger als 39 zählt, nebst acht Aspiranten; sie führen die Schiffe von Villequier bis La Meillerage, weil diese Strecke der Seine sehr gefährlich ist. Hier bleiben auch die Schiffe halten, welche die Fluth des Meeres abwarten, um weiter fahren zu können. Auf den Schiffswerften von Villequier werden Fahrzeuge bis zu 800 Tonnen Gehalt gebaut. Hier ist der gefährlichste Punkt für die Schifffahrt auf der Seine, denn die vielen Sandbänke erheischen große Vorsicht. Von den Ortschaften, an denen man von Villequier bis Quilleboeuf vorüberkömmt, verdient nur das kleine Dörfchen Aizier oder Aisier, das sich an das Ende des in dem Ritterthum so berühmten Waldes von Brotonne anlehnt, wegen der vielen römischen Alterthümer, die sich in seiner Umgebung befinden, einer Erwähnung, es liegt gleich Quilleboeuf auf dem linken Seineufer. Diese letztere Stadt verdankt Heinrich IV ihre Erhebung; dieser König, dessen Namen sie eine kurze Zeit trug, vergrößerte und befestigte sie, aber kaum waren diese Befestigungen, die man für die Vertheidigung der Seine so wichtig gehalten hatte, vollendet, so ließ sie Maria von Medicis wieder zerstören. Als der Marschall von Anere im Jahre 1616 seine bevorstehende Ungnade voraussah und sich in seiner Statthalterschaft von Quilleboeuf festsetzen wollte, begann er die Festungswerke wieder herstellen zu lassen, wurde aber während dem auf der Brücke des Louvres ermordet. Noch sind einige Ueberreste vorhanden, die man die Tranchée des Marschalls von Anere nennt. Quilleboeuf liegt auf der Spitze einer Halbinsel, welche einen Damm gegen die andringenden Meeresfluthen zu bilden scheint. Die Stadt ist unansehnlich, klein und schlecht gebaut, aber der einzige Hafen, den das Departement de l'Eure besitzt. Es gibt nicht weniger als neun und neunzig Piloten hier, eine Zahl, die seit undenklichen Zeiten besteht und niemals das Hundert erreicht, warum sich sich nicht mit Gewißheit angeben, doch ist höchst wahrscheinlich irgend ein Aberglauben die Ursache. Bei Quilleboeuf ist zuerst die gefährlichste und auch die von den Schiffern gefürchtetste Fahrt auf der ganzen Seine. Diese Piloten welche die Schiffe von Havre und Honfleur bis nach Villequier und so umgekehrt leiten, müssen die genauesten Kenntnisse von allen Felsen- und festen Sandbänken, welche die Seine hier birgt, haben, und auch die sich neu anhäufenden Sandbänke wahrnehmen; ohne ihre Hülfe ist keinem Schiff zu rathen die gefährliche Fahrt zu wagen, und gar manches Fahrzeug scheiterte schon auf derselben. Die Fluthen häufen hier immer neue Sandmassen an und führen ältere mit fort, weßhalb der Strom beständig untersucht werden muß. Die ungeheuren Wassermassen, welche die Meeresfluth hier, wo sich das Bett der Seine plötzlich sehr verengt, anspült, und die an den schon stehenden Bänken Widerstand finden, verwandeln sich nun auf einmal in einen Wasserberg, den man: une vague transversale (die Querwoge), oder auch la barre nennt, die um so höher steigt, als das Flußbett enger und tiefer wird, und ihre furchtbare Wirkung bis Jumièges, ja manchmal sogar bis Rouen verspüren läßt. Diese ungeheuer breite und lange Welle dringt schäumend und mit großem Getöse den Strom aufwärts, und wälzt sich einem Berg ähnlich über die engsten Passagen hin. Schon vierzig Minuten vor ihrem Erscheinen vernimmt man das donnergleiche Toben derselben, und die kühnsten Schiffer fürchten ihre Kommen. Je enger das Flußbett, desto gewaltiger ihre Kraft, sie wirft und schlägt alles nieder und führt alles mit sich fort, was ihr in den Weg kömmt, überschwemmt alle Wiesen, reißt die Erdspitzen weg, zerstört Inseln und läßt neue entstehen, sie verbreitet Angst, Schrecken und Bestürzung in den Ebenen und auf dem flachen Land, und besonders heftig ist ihr Toben beim Vollmond, und zur Zeit der Tag und Nachtgleiche. Schon mehrmals konnten ihr die Kais von Quilleboeuf nicht widerstehen, und einen Theil der Stadt setzte das wüthende Element ganz unter Wasser und zerstörte mehrere Gebäude. Eine solche Fluthwelle war es, welche die Insel Belcinac sammt Kloster und Kirche wegspülte. Keine menschliche Vorsicht vermag hier zu widerstehen, und gar manches Schiff fand bei diesem Ereignis schon seinen Untergang mit Mann und Maus, und die Schiffer büßten Gut und Leben ein.

Quilleboeuf war vor Zeiten die Hauptstadt des Landes Roumois, das zwischen der Seine und dem Flüßchen la Rille lag, sich bis unter die Mauern von Elbeuf erstreckte und eine Unterabtheilung der Normandie ausmachte. Jetzt hat sie noch bedeutende Büffchereien, einige Fabriken, und handelt besonders mit Holz, Federvieh, Eier und Getreide.

Quilleboeuf gegenüber, jedoch eine kleine Stunde vom rechten Ufer entfernt, liegt die Stadt Lillebonne, das alte Julia Bona der Römer, welches Kaiser Augustus zu Ehren seiner Tochter Julia baute. Dieser jetzt noch 4000 Seelen zählende Flecken hat eine romantische Lage am Ende eines waldigen Thales und am Fuß eines steilen Felsens. Schöne Auen und der Weiler Menil trennen ihn von der Seine. Alle Tage fährt ein Schiff von Menil nach Quilleboeuf. Der römische Ursprung von Lillebonne ist erwiesen, Augustus machte es zur Hauptstadt der Caleter, die das Land Caux bewohnten, und es erlangte bald eine große Bedeutung. Unter den Franken war die Stadt in hoher Blüthe, aber unter den Normännern ging sie sehr zurück. Die Herzoge der Normandie machten später eine starke Festung aus ihr, welche auf den Trümmern der Werke Augusts angelegt wurde. Wilhelm der Eroberer hielt sich öfters hier auf, und ließ auch ein herzogliches Schloß daselbst erbauen, von dem noch Spuren vorhanden sind. Viele seiner Verordnungen sind aus dieser Residenz datirt. Von hier aus brach er, wie mehrere Geschichtschreiber melden, zu der Eroberung von England auf. Das Itinerarium Antonins erwähnt mehrerer römischer Straßen die von Julia Bona ausgingen oder durch diese Stadt führten, und von denen man neuerdings noch Ueberreste entdeckte. Zu Lillebonne selbst und in der nächsten Umgebung findet man täglich römische Alterthümer, Medaillen, Urnen, Gräber, Bäder, Fragmente von Sculpturen, von denen viele unverkennbar das Gepräge des Zeitalters Augusts tragen. Besonders hat man seit den 1826 veranstalteten Nachgrabungen viele merkwürdige Gegenstände des Alterthums gefunden, an welche sich zum Theil interessante historische Erinnerungen knüpfen. Hauptsächlich sind es die Ruinen eines prächtigen, vom Kaiser August erbauten Theaters, welche die Alterthumsforscher interessirten, die man jetzt wieder ausgegraben hat, und die einen Umfang von beinahe 700 Fuß in der Runde haben; eben so fand man ein Monument des Antonius Pius und die Bildsäule seiner Gattin Faustina, eine Statue des Herkules, fünfhundert silberne Münzen, welche die Bildnisse aller römischen Kaiser von Otho bis auf Probus in ununterbrochener Reihefolge liefern; Grabsteine, ungeheure Schwerter, Theatermasken und auch viele Gegenstände aus dem

Digitized by Google

Mittelalter. Einige Antiquare behaupten, daß Lillebonne eine der beträchtlichsten Städte Galliens gewesen und über 100,000 Einwohner gehabt habe. Die Herzoge der Normandie, welchen ohne Zweifel die schöne Lage der Stadt gefiel, machten am öftesten ihre Residenz aus derselben. Das Schloß von Lillebonne gehörte im 13ten Jahrhundert den Herrn von Harcourt, deren Vorelteru Grafen von Lillebonne waren, und kam durch Heurath an die Herzoge von Elboeuf, deren Familie im Jahr 1702 ausstarb. Noch sind die Ruinen der Burg der Herzoge der Normandie vorhanden, unter denen sich ein merkwürdiger noch fast ganz erhaltener dicker Thurm auszeichnet; auf einer steinernen Wendeltreppe, die durch drei hochgewölbte Abtheilungen desselben führt, gelangt man zu dessen Zinnen, und an dessen Fuß führt eine Zugbrücke über einen dreißig Fuß breiten, und ungewöhnlich tiefen Graben. Hier war das Hauptthor der stolzen Burg, im innern Schloßhof sind mehrere Terrassen. Wenn man den Gipfel des Hügels, an dem die Stadt liegt, diese und die mit Epheu und Gebüsch bewachsenen schwarzgrauen Ruinen des alten Schlosses der Beherrscher der Normandie betrachtet, macht dieser Anblick einen schwermüthigen Eindruck, und gern schweift das Auge über die gothischen Thürme von Lillebonne weg, um lieber auf den freundlichen Ufern jenseits des Stroms, wo es das Perspectiv des Hafens und der weißen Häuserreihe von Quillebeuf erblickt, zu ruhen.

Lillebonne ist indessen doch noch ein gewerbthätiger Ort, und hat über ein Dutzend Fabriken von Zitz, Calicots, Berliner Blau ꝛc. auch Baumwollenspinnereien, Ziegelbrennereien u. s. w. Sein Handel besteht in Tuch, Wein, Honig, Schlachtvieh, Branntwein ꝛc. Es hat zwei Jahrmärkte oder Messen.

Schon bei Quillebeuf hat die Seine eine ungeheure Breite, welche kurz darauf plötzlich außerordentlich zunimmt, und jetzt glaubt man sich fast auf einem der amerikanischen Riesenströme, denn nun kann man ihre Breite nach Stunden messen. Der erste Ort, den man Quillebeuf verlassend erblickt, ist das auf dem jenseitigen Ufer liegende Dörfchen Radicatel, das jedoch durch einen großen Morast von dem Fluß getrennt ist; in dessen Nähe erhebt sich an jähen Abhängen ein hoher, konisch gestalteter Felsen, dem man den Namen Pierre-Gante (Riesenstein) gegeben hat. Diese ungeheure Masse, welche jeden Augenblick bereit scheint sich loszureißen und in den Fluß zu stürzen, dient dem Schiffer zum Erkennungszeichen. Unterhalb des Pierre-Gante bildet das Seineufer ein Vorgebirge, welches sich der oft so verheerenden Sturmfluth und ihrem Wasserberg entgegen zu stemmen scheint. An der Westseite dieses Caps liegt das früher so berühmte Dorf Tancarville, und auf der Ostseite desselben sind mehrere Häuser und Hütten, in welchen sich in der guten Jahreszeit Pariser Künstler einfinden, um hier von dem so ermüdenden Winterleben der Hauptstadt auszuruhen. Ueber denselben erhebt sich die sogenannte „Nase von Tancarville," eine alte Ruine, deren graue Massen aus grünen Hügeln hervorragen. Dieß war vor Zeiten die Lieblingswohnung der Erbkämmerer der Herzoge der Normandie, und die Herrn von Tancarville hatten wegen der Nähe von Lillebonne und der dortigen Hofhaltung der normännischen Herrscher einen großen Einfluß, aber gerade deßhalb waren sie auch häufig dem Angriff der neidischen Burgherrn aus der Umgegend ausgesetzt. Ganz nahe bei Tancarville steht noch eine alte Mühle, die ein historisches Interesse hat, und Ursache zu einer solchen sehr merkwürdigen Fehde gab, die eine alte normannische Chronik mit folgenden Worten berichtet: „Zu den Zeiten Philipp des Schönen, nachdem der Ritter vom grünen Löwen den König von Arragonien besiegt hatte, entspann sich ein gewaltiger Streit zwischen zwei mächtigen Baronen der Normandie, nämlich dem Herrn von Harcourt und dem Erbkämmerer von Tancarville; die Ursache desselben war eine Mühle, von der die beiden Barone behaupteten, daß sie zu ihrer Herrschaft gehöre. Der Lord von Harcourt, so genannt weil er etwas ungestaltet war, kam mit 50 wohlbewaffneten Mannen, schlug die Leute des Herrn von Tancarville und nahm Besitz von der Mühle durch das Recht der Gewalt. Der Kämmerer, dessen Leuten so schlecht mitgespielt worden war, sammelte Mannen und kam mit seinen Freunden und 300 Bewaffneten wohl gerüstet nach Lillebonne, wo sich der Herr von Harcourt und dessen Bruder, der Lord, aufhielten. Hier rannte der Kämmerer von Tancarville auf ihn zu, schimpfte ihn weidlich und sagte ihm allerlei Schelchtigkeiten; der Herr von Harcourt aber nannte ihn ein Lügenmaul, und stellte sich ihm mit all seinen Leuten vor dem Thor entgegen, worauf man sich tapfer schlug und viele Streiter von beiden Seiten todt auf dem Platz blieben. Der König aber sandte den Messir Enguerrand von Marigny hinaus und gebot den Herren vor ihm zu erscheinen, aber der Herr von Harcourt rannte auf den Kämmerer zu und stieß ihm mit seinem eisernen Handschuh das linke Auge aus und kehrte dann zu den seinigen zurück. Als der Herr von Tancarville geheilt war, ging er vor den König, um den von Harcourt anzuklagen. Aber Karl von Valois, Bruder des Königs, hatte eine große Vorliebe für den Herrn von Harcourt, und gab diesem Recht; dessen ungeachtet sagte Messir von Marigny, Großrath des Königs, daß Harcourt einen Verrath begangen habe, Herr Karl aber behauptete, es sey nicht wahr, und Messir von Marigny strafte des Königs Bruder Lügen, was er sehr theuer mit dem Leben bezahlen mußte, denn er wurde gefangen, wenn schon er einer der königlichen Räthe war. Ein Kampf wurde nun angeordnet, und der Herr von Harcourt fand sich mit dem Wappen der Lilien versehen auf dem Kampfplatz ein. Die beiden Barone schlugen sich stolz und führten fürchterliche Hiebe. Die Könige von England und Navarra, welche zugegen waren, baten den König von Frankreich, er wolle befehlen, daß der Kampf aufhöre, da es Schade sey, daß sich so tapfere Männer tödteten, und der Herold schrie nun auf Befehl des Königs ein lautes Ho! und die Kämpfer mußten einhalten und waren durch den König gezwungen imm Jahr 1300 Frieden zu schließen; Harcourt war aber noch vor dem Frieden verurtheilt worden eine Strafe von fünfzig Livres Tournois jährlicher Renten an den Kämmerer zu bezahlen, worauf der König die Versöhnung veranstaltete. So wurde der Streit beendigt, dessen Ursache die unruhigen Herrn von Tancarville und Harcourt gewesen, und der mehreren Vasallen das Leben gekostet hatte. Noch steht der uralte Kastanienbaum zunächst der Mühle, unter dem der Herrscher gesessen als er das Urtheil sprach. Das alte Lehen der Herrn von Tancarville wurde im Jahr 1352 vom König Johann zu einer Grafschaft erhoben, später fiel es dem Hospital von Havre zu, das 350 Livres Rente bezahlte, unter Napoleon erhielt es der Herzog von Albufera, Suchet, dessen Familie noch der Wald gehört, der Tancarville umgibt, das Schloß aber und was dazu gehört, wurde 1825 wieder der Familie der Montmorency gegen eine Entschädigung von 6000 Franken zurückgegeben. Nur noch einige bewohnbare Theile sind von der alten Veste vorhanden, das übrige liegt in bemoosten Ruinen. Bei Tancarville war es, wo unter Karl VII tausend Bürger von Cau-

Digitized by Google

debre, welche das Joch der Engländer hatten abschütteln wollen, nach einer tapfern Gegenwehr unter deren Streichen fielen. Hier ist die Seine schon dritthalb Stunden breit. Tancarville gegenüber liegt das Dorf Marais-Vernier, an einem großen Morast, der ihm den Namen verliehen hat, und den ausgetrockneten und urbar zu machen, man schon mehrmals vergeblich versuchte. In der Nähe dieses Ortes sind die alten, Catacomben ähnlichen Steinbrüche, aus denen man die Steine zur prächtigen Kirche St. Ouen zu Rouen gebrochen, auch wird in diesen Felsen eine Grotte gezeigt, in welcher der heilige Berander, in den Legenden Gerenelnus genannt, als frommer Einsiedler lebte; wider seinen Willen ernannte ihn der heilige Ouen, Bischof von Rouen, zum Abt des Klosters Pentalle, um die Zucht unter den ausgearteten Mönchen desselben wieder herzustellen; aber noch bevor der heilige Mann sein Amt antrat, erwürgten ihn diese Mönche und warfen seinen Leichnam in das Wasser, verschärften aber dem den Eremiten hochverehrenden Volke, der heilige Mann sey lebendigen Leibes gen Himmel gestiegen, und das gute Volk glaubte und jubelte. Einige Zeit nachher fanden jedoch Fischer die Ueberreste eines menschlichen Körpers, und namentlich den grauen Bart des Eremiten in ihren Netzen.

An der äußersten Spitze der Felsen, die man Cap la Roque nennt, an dessen Seite das Dorf Marais-Vernier liegt, fällt der Fluß La Rille in die Seine, der bei Montfort für kleinere Fahrzeuge schiffbar zu werden beginnt. Er strömt durch das nahe Thal, in welchem man die Ruinen der schönen Abtei du Bec, die des Schlosses Montfort und des erwähnten Klosters Pentalle, äußerst romantisch gelegen, steht. Zwischen der Felsenspitze La Roque und dem linken Ufer des La Rille, hatte die Seine ein großes Wiesenthal, unter dem Namen der Nordbank bekannt, angeschwemmt, dessen Breite früher nicht weniger als anderthalb Stunden betrug, jetzt aber nimmt der Strom jeden Tag wieder mehr von dem Land, das er verlassen hatte, zurück, und diese herrliche Triften sind kaum noch 1200 Meter breit. Auf dem linken Ufer der Seine und des Flusses La Rille liegen in geringer Entfernung von Marais-Vernier die Dörfer Conteville und Berville, beide „sur Mer" genannt, hinter er Nordbank. Ersteres hatte früher seine eigenen Grafen. Einer von ihnen, Helluin genannt, verliebte sich in die schöne Arlotte, eine Gelieble Robert des Teufels (des zweiten dieses Namens der viel später lebte), heurathete sie, und wurde durch diese Ehe der Schwiegervater des Eroberers. Bei Berville fängt man eine so unermeßliche Menge kleiner, nicht sehr wohlschmeckender Fische, daß man das Feld damit düngt und das Geflügel damit mästet, doch hat man auch bessere Fische, namentlich Stinte, Heringe, Lampreten, kleine Aale, Lachse, Störe u. s. w. Vor mehrern Jahren wurde ein ungeheurer Wallfisch an diesem Ort gefangen. Die Kirche von Berville liegt dicht am Ufer der Seine. Der kleine Weiler Grestain, der eine kleine Strecke weiter nach dem Meer zu liegt, war ehedem ein großes und bedeutendes Dorf, in dessen Mitte eine prächtige Benedictiner Abtei am Fuß eines Hügels lag, die jetzt unter Sandbergen begraben liegt. Die ehemalige Geliebte Robert des Teufels, Arlotte, stiftete sie im Verein mit ihrem Gatten dem Grafen Helluin von Conteville, um ein Gelübde zu erfüllen, das beide gethan, als Arlotte tödlich krank darnieder lag. Diese Abtei wurde 1363 durch die Engländer zerstört und geplündert, fünfzig Jahre später aber von denselben wieder hergestellt und auf das reichste ausgestattet. Berühmt war sie durch das kunstliche Wohlleben ihrer Bewohner, namentlich erfreute sich ihre Speisekammer einer großen Berühmtheit, sie hatte künstliche Luftzüge, welche ihr immer frische Luft zuführten, damit das an Haken hängende Geflügel, Fasaneu, Rebhühner u. s. w. gehörig mürbe werden konnte; auch befanden sich zwei Wasserbehälter in derselben, in dem einen war beständig frisches Süßwasser, um Flußfische lebendig zu erhalten bis man sie verzehrte, und in dem andern Seewasser für die Seefische.

(Schluß folgt.)

Buddhistische Ueberreste in Indien.

Wir haben schon in Nr. 63 einiges über die Entdeckungen mitgetheilt, welche Capitän Kittor in Buddha Gaya gemacht hat. Derselbe besuchte Gaya mehrmals, seit er seinen ersten Brief schrieb, und fand mehrere Sculpturen, die wenigstens so alt sind als die Regierung Asoka, somit in das dritte Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen. Diese Sculpturen sind in denselben Stein ausgehauen, wie die Asoka-Pfeiler, von denen einer zertrümmert sich noch in Gaya findet. Eine der Gruppen stellt einen Haufen Menschen dar, der eine aus einem Felsen oder einer Wolke hervorgestreckte und eine Feuerflamme haltende, zudem auch noch von Flammen umgebene Hand anbetet. Der Berichterstatter gibt an, er habe alle interessanten Sculpturen copirt, und werde sie demnächst nach London senden. Er fand eine Menge von Buddha-Bildern, zum Theil sehr elegant, und meist mit Inschriften geziert, ebenso viele Abbildungen von Männern und Frauen mit Namen und zum Theil mit Zeitangaben. Mehrere derselben sind gekrönt und mit Juwelen geziert, andere ganz einfach. Diese letztere hält er für Grabdenkmale, die in großer Mannichfaltigkeit sich finden.

Die Höhlen und Inschrift en von Nagardschuni, welche Sir W. Jones besuchte, sind ganz flach und innen fein poliert, eine wegen der granitischen Beschaffenheit des Materials höchst mühseilige Arbeit. Die Thüren der Kammern sind alle von der allmählich schmäler werdenden längsten Form mit der Ueberschrift „Davasathena Dvoanamvipetna" von Davasatha, dem Gottgeliebten, in der Lat's-Schrift; es ergibt sich daraus, daß der Titel „Dvoanamvipa" nicht allein dem Asoka gebührte. Capitän Kittor ist der Ansicht, diese Höhlen seyen von dem berühmten Tschandragupta ausgehöhlt worden, dem Zeitgenossen Alexanders des Großen. Er schlägt, um die antiquarischen Forschungen in Indien zu fördern, vor, daß alle Landesvermesser in ihren Dorfkarten die Lagen aller Städte, Ruinen, Tempel u. s. w. eintragen und die Localnamen in Hindu- oder persischer Sprache beifügen sollten; eine Karte dieser Art von Behar wäre besonders wertlhvoll. Capitän Kittor ist der Ansicht, daß die Eingebornen niemals Nachricht von einer Merkwürdigkeit in ihrer Nähe geben werden, und daß es unerläßlich sey, an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen; als Beispiel führt er an, daß er nach zweijährigem Aufenthalt an seinem jetzigen Aufenthaltsorte zum erstenmal von Inschriften und den Resten einer großen Stadt innerhalb fünf Meilen (zwei Stunden) von seinem Wohnsitz hörte.

Das Litterarium. Unter diesem Titel soll, dem Athenäum vom 10 April zufolge, eine Anstalt errichtet werden seyn, wo man die Verfasserschaft jeder beliebigen Art von Werken gegen Geld erwerben kann. Alle litterarischen Erzeugnisse, von einem epischen Gedicht herab bis zu einer Quacksalberankündigung, soll man zu sehr billigem Preis und im strengsten Geheimniß erlangen können. Wenn der Handel ausschlägt, so möchten sich in dem Briefsaften freilich allerhand Curiositäten finden, als z. B.: „Fassen Sie mich ihre Bedingungen wissen für ein episches Gedicht in 12 Büchern; über den Gegenstand bin ich noch nicht mit mir einig, aber Sie könnten eine Liste senden, aus der ich dann auswählen könnte" u. s. w.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 101. 28. April 1847.

Reiseskizzen von der Ostsee, von der preußischen, russischen, finnländischen und schwedischen Küste.

3. Dieß und jenes aus der esthländischen Hauptstadt Reval. — Oeffentlich-sittlichtige Seereise nach Finnland.

Reval, die Hauptstadt des russischen Gouvernements Esthland, liegt recht romantisch an einer Bucht des Meeres. Jeder Schiffer, der von Süden oder Westen kommend vorüberseegelt, erschaut als Wahrzeichen Revals den schlank emporschießenden Thurm der Olaikirche, von dem die Stadtbewohner behaupten, seine Höhe wäre nach der des Straßburger Münsters die bedeutendste. Das ist nun aber ein patriotischer Aberglauben. Auf diesem Olai-Thurme thronte früher in höchster Spitze ein „Hahn," bekannt bei jedem Schiffer, so viel ihrer seit ungefähr 500 Jahren die Ostsee befahren, ein Hahn, wenn auch nur von todtem Metall, so doch lebend seit eben so viel hundert Jahren im Munde der Stadtbewohner. Alles irdische Ding in der Welt hat aber ein Ende, warum nicht auch der Blechhahn der St. Olai-Kirche zu Reval in Esthland? — Es war, glaube ich, im Jahre 1800 und einige zwanzig, als ein Blitz Thurm und Kirche in Brand steckte, und den guten „Hahn," wenn auch nicht braet, so doch schmolz und vernichtete. Also der Olai-Hahn in Reval ist todt, doch hört man noch oft von dem alten Jungen reden: denn so wie anderwärts oft das gute oder schlechte Wetter den Stoff zum Beginn einer geistreichen Unterhaltung liefern muß, so in Reval der Hahn.

Nicht Weimar, sondern Reval soll Kotzebue, der das Unglück hatte, dort mehrere Jahre zu verleben, in seinen „deutschen Kleinstädtern" covirt haben, wie mir noch vor wenigen Monaten sein Sohn, der Oberst von Kotzebue, mittheilte. Wenn ich nun auch nicht wie der Bürgermeister Staar „auf besagten Hammel" zurückkomme, so doch „auf besagten Hahn!" — Die abgebrannte Kirche sollte wieder aufgebaut werden, denn die Revalenser sind fromme Leute, wie mir dieß der dortige Civilgouverneur, Hr. von Grünewald, Hauptr der zahlreichen Musterhorde Revals, die zu ihrem Schaf- und Lämmleinstall gerade die Olai-Kirche erwählt hat, am besten bezeugen kann. Zum Bauen gehört aber viel Geld, und das vorräthige reichte nicht aus. Man ging den Kaiser um eine Beisteuer an, der sich auch willig finden ließ, jedoch mit der Bedingung, „daß der Hahn nicht als Phönix neu erstehen, sondern statt seiner ein Kreuz den Thurm zieren solle." Daß noch hinzugefügt worden: „Gottes Strafgericht hätte das Gotteshaus wegen des sündhaften Wahrzeichens erellt," ist nicht wohl denkbar, da der Kaiser von Rußland ein zu vernünftiger Mann ist, um solchen pietistischen Unsinn zu äußern. Es entstand darob bei den guten Revalensen ein completter „Hahnenkampf" und „Kreuzzug." Man deliberirte darüber heftig hin und her, ja die Chronik will behaupten, daß die Gesticulationen eines Hahnemanns und eines Peter von Amiens sogar in Handgreiflichkeiten ausgeartet seyn sollen. Se. Maj. der Kaiser aber blieben dabei: „Hahn und kein Geld!" oder „Kreuz und Geld!" Das Ende der Historia war die Annahme des letztern: „oder." Man griff zu, baute die Kirche wieder auf, und hoch vom Thurme leuchtet golden das flegende Kreuzeszeichen! — Manche Politiker haben sich vergebens bemüht, die Allerhöchste hartnäckige Proposition so und so zu deuten, ohne den Nagel auf den Kopf zu treffen. Mein Barbier in Reval aber — der nebenbei Beamter der 14ten Classe ist — hat mich im Vertrauen versichert, daß die ganze Hahnengeschichte ganz genau mit des Kaisers Abneigung gegen den französischen Dito zusammenhänge, und die jetzt par ordre de Mufti im sich greifende Bekehrung der esthnischen Bauern zum griechischen Kreuze eine Folge jener Kreuzerrichtung auf dem Olai-Thurme sey! Ich konnte mich nicht enthalten, diesen meinen Aufklärer zu versichern, daß er nicht so dumm sey, wie er aussehe, worauf er mir mit gekränktem, wehmüthigem Lächeln antwortete: „das hat mir noch niemand gesagt! die Bescheidung ist etwas stark!" in Folge dessen ich auch meine Bemerkung zurücknahm und ihn so dumm ließ, wie sein Gesicht es ausdrückte.

Deutsche und französische Zeitungen haben in neuerer Zeit öfter der bei den protestantischen Bauern der russischen Ostseeprovinzen mit List und Ueberredung versuchten Bekehrungen zur griechisch-russischen Kirche erwähnt; die Sache ist keine Fiction, sondern wahr. Der Adel Kur- und Livlands, mit ihren Gouverneurs an der Spitze unternahm es, durch eine Deputation dem Kaiser Vorstellungen zu machen und zu erklären, daß sie fest auf die Aufrechthaltung der ihnen von Rußlands Herrschern zugesicherten Privilegien und Rechte sich stützten. Obgleich, wie man sagt, der Großfürst-Thronfolger sich einverstanden mit den Ansichten der Deputation erklärt haben soll, wurde sie doch vom Kaiser mit einer derben Abweisung wieder sofort nach Hause gesandt. Wenigstens thaten diese Männer was in ihren Kräften stand, um ihre Rechte gegen die Gewalt aufrecht zu erhalten. Ganz im Gegensatz zu so ehrenwerther Opposition zeigte sich wenigstens größtentheils der esthnische Adel sehr fügsam, und ließ auf Zureden des schon genannten Gouverneurs v. G. die griechische Geistlichkeit ihre protestantischen Bauern taufen, so lange der heiße Sommer des verflossenen Jahres nur noch Wasser dazu herlieh. Dafür ver-

Digitized by Google

öffentlichen die ruſſiſchen Blätter „das Allerhöchſte Wohlgefallen, das Se. Majeſtät hiedurch dem Adel Eſthlands ausdrücken wolle!“ Die verſchuldeten Edelleute erhielten außerdem reichliche Unterſtützung, und der Gouverneur, ſelbſt in der Provinz reich begütert, für ſich einen Orden und eine Gratification von 5000, ſage fünftauſend Silberrubel. Die Sache iſt ſo, iſt wahr, und berufe ich mich hiebei auf die ruſſiſchen Zeitungen des vorigen Sommers, weßhalb, von dieſen Zeitungen ſanctionirt, auch kein Anſtand zu nehmen war, hier die Angelegenheit zu beſprechen. Nur eins bleibt mir ein Räthſel: „wie der Gouverneur, als Mitglied des dortigen proteſtantiſchen Muckervereins, ſich zugleich als ruſſiſch-griechiſcher Hülfsbekehrer hingeben konnte!“

Der Leſer wird über dieß Zuſammenwürfeln verſchiedener confuſer Geſchichtchen unwillig vielleicht fragen, ob wir uns noch nicht auf die Reiſe begeben wollen. Der Mittheiler bittet aber um ein wenig Geduld, und bemerkt, daß es in Rußland nicht ſo leicht iſt, eine Reiſe anzutreten, wie anderswo. Wir ſind im Lande der „Form!“ Der Officier z. B. ſchiebt raſch ſeinen dreieckigen Hut in die Quere, wenn er einem höhern Vorgeſetzten begegnet, denn ſo iſt es „nach der Form!“ Ein Proceß, deſſen Gegenſtand 50 Rubel ausmacht, und den die klarſten Beweismittel anderswo in vier Wochen enden laſſen, dauert hier ſiebzehn Monate! denn „ſo iſt die Form!“ Derſelbe Proceß koſtet mich 22 Rubel Gerichtsſporteln und 17 Rubel Gebühren fordert mir ein Advocat noch ab — „es iſt ſo die Form!“ — Glaube man nicht, daß ich übertreibe — ich ſelbſt bin ein ſolches Proceßopfer geweſen, und wenn ich jetzt noch in Acten „ſchwarz und weiß“ blicke, ſo wird mir „grün und gelb“ vor den Augen! — Beſtiehlt man mich, ertappe ich den Dieb, und wird er vor dem Gerichte ſeines Verbrechens auch überwieſen, ſo darf ich nicht eher die Stadt, viel weniger das Land verlaſſen, als bis vielleicht nach einem Jahr der Proceß entſchieden iſt. Meine mir geſtohlenen Sachen aber ſehe ich nimmer wieder; ſie ſind indeß durch viele Hände gelaufen, an jeder bleibt etwas kleben. Will ich endlich Rußland verlaſſen, ſo erfordert die Erlangung eines Paſſes gewöhnlich drei Wochen Zeit; die geſetzlichen Koſten betragen freilich nur drei Rubel, aber zehn dergleichen muß ich, um nicht ſechs Wochen gleich einer Kindbetterin zu halten, den Beamten in die ſtets begierige und ſchmierige Hand drücken; das iſt nun einmal ſo die „Form!“

Ich könnte dieſes „Formweſen“ noch bis ins Unendliche definiren, wenn man an dieſen authentiſchen Fällen nicht ſchon übergenug hätte. Vor allem aber bemerke ich, daß dieſe Formqualen beinahe weniger in der Reſidenz vorkommen, wo man des Kaiſers wachendes und ſtrafendes Auge fürchtet, als in der Provinz, wo die Gouverneure, größtentheils Tyrannen „en miniature,“ den Betheiligten dieſe Qualen „in Lebensgröße“ zu koſten geben. — Als ich vor Jahren längere Zeit in Petersburg lebte, ein geſtaltſeliger, nur von Vergnügen umgebener junger Menſch, war mir freilich von alledem nichts bekannt geworden; jetzt als Geſchäftsmann in der Provinz wurde ich eines Beſſern oder vielmehr „Schlechteren“ belehrt. Wenn ich nun hier meine eigenen Privatverhältniſſe berühren muß, ſo geſchieht dieß nur deßwegen, weil dieſe Verhältniſſe eben die Grundlage meiner faſt abenteuerlichen Reiſe bilden, die ich in dieſen Blättern mittheile.

(Fortſetzung folgt.)

Die Seinereiſe von Paris bis an das Meer.

5. Von Rouen bis ans Meer.

(Schluß.)

Dieß alles iſt längſt verſchwunden, und das Land, auf dem dieſe üppige Abtei ſtand, von der noch einige Ruinen übrig ſind, gehört einem reichen Mann in Havre, der ſich hier ein bequemes, bürgerliches Landhaus erbaut hat. Ganz nahe bei Grestain liegt das Dorf Fatouville, vor welchem mehrere alte Rieſentannen ſtehen, die ſehr gut unterhalten und die „guten Männer“ genannt werden. Sie dienen der Schifffahrt als Führer und ſind, ſo wie das bißchen Land auf dem ſie ſtehen, ein Eigenthum der Marine, die ſie gekauft hat und für den Nachwuchs ſorgt. An dem Flüßchen la Villaine, das hier ein anmuthiges Thal durchſtrömend in die Seine fällt, liegt das Dorf Carbec, in deſſen Nachbarſchaft eine viel beſuchte Quelle ſprudelt, zu der fortwährend gläubige Kranke aus der Umgegend wallfahrten und Geneſung für Körper- und Seelenleiden ſuchen. Gleich dabei iſt eine viereckige alte Verſchanzung, welche man den engliſchen Wall nennt, und welche die Engländer hier aufgeworfen haben, als ſie unter Karl VI von den Franzoſen geſchlagen wurden. Von da kömmt man immer auf dem linken Ufer an das Dorf Tiqueſſeur, das letzte des Departements de l'Eure, und an der Mündung des kleinen Fluſſes Orange, auf deſſen linkem Ufer das Departement Calvados beginnt; von der Höhe von Tiqueſſeur hat man eine herrliche Ausſicht, die ſich in die fernen Fluthen des Meeres verliert. In einer kleinen, benachbarten Ebene ſtrömt das Flüßchen Morel in die Seine, an deſſen Mündung ſich das Dorf St. Sauveur erhebt, das man beinahe als eine Vorſtadt von Honfleur betrachten kann. Längs dieſem Ufer ſind die fetten Triften, auf welchen die in ganz Frankreich, aber ganz beſonders von den Pariſer Gutſchmeckern ſo ſehr geſchätzten Hämmel von Beuzeville und Preſalé gemäſtet werden. Dieſe herrlichen Weiden dehnen ſich von den Thälern Morel und Orange bis nach Honfleur aus.

Der Urſprung dieſer Stadt, die beinahe am Ausfluß der Seine, Havre ſchief gegenüber liegt, iſt ſehr dunkel und kein authentiſches Document iſt vorhanden, welches Aufſchluß darüber gibt, und ſelbſt ihre Geſchichte bis zu den Zeiten der Religionskriege iſt in Finſterniß gehüllt. Honfleur, das ehedem ſo blühend, ſo wohlhabend war, nahe an 20,000 Einwohner zählte, und deſſen Schiffe Frankreich und Paris mit den Producten der afrikaniſchen Küſten verſah, iſt jetzt in gänzlichem Verfall, ſein Hafen iſt beinahe verſandet, und ſein Handel faſt auf Nichts herabgeſunken. Das ſo ſehr aufblühende Havre hat ihm den Todesſtoß gegeben und ihm den Welthandel entriſſen. Es iſt jedoch noch der Sitz eines Handelstribunals, eines Marine-Commiſſariats und hat eine Börſe. Die Abſchaffung des Negerhandels, und gleichfam als hätte ſich auch die Natur und das Reich der Fiſche gegen die unglückliche Stadt verſchworen, das viele Jahre lange Ausbleiben der Heringszüge trugen nicht wenig zu dem Herabkommen bei. Der Vorhafen iſt geräumig und ſeine beiden Baſſins können die größten Kauffahrteiſchiffe aufnehmen, der Zugang iſt jedoch etwas ſchwierig. Kurz vor ſeinem Tod hielt ſich Wilhem der Eroberer eine Zeit lang hier auf, die Engländer mußten die Stadt gegen das Ende der Regierung Karls VII, nach der Capitulation von Cherbourg, 1450 wieder verlaſſen; 1562 fiel Honfleur in die Hände der Calviniſten, ſpäter wieder durch die Ligue erobert, war ſie von allen

Digitized by Google

Städten der Normandie diejenige, welche dem König von Navarra zuletzt ihre Thore öffnete; sie hatte zwei Belagerungen gegen Heinrich IV bestanden, von denen die eine der König in Person leitete. Die damals bedeutenden Festungswerke, fast zerstört, wurden nicht wieder hergestellt, und noch sind Ruinen derselben sichtbar.

Honfleur ist schlecht gebaut und das Innere der Stadt gewährt einen traurigen Anblick, nur wenn man von Caen kömmt, ist der Zugang freundlicher. Auf einem der Hügel, der sich steil und gerade über der Stadt erhebt, liegt die berühmte Capelle Notre-Dame-de-Grace, welche vor der Revolution den Capuzinern gehörte und von diesen bedient wurde. Hier eilen noch jetzt die Matrosen her, um Gott und der Jungfrau zu danken, wenn sie einem Schiffbruch glücklich entgangen sind; vor ihrer Abreise legen auch die Schiffer hier ihre Gelübde ab, und versprechen der Jungfrau irgend ein Opfer im Fall einer glücklichen Rückkehr. Auf dem Gipfel dieses Hügels, in einer geringen Entfernung von der Kirche, steht auf einer freien Platte ein Riesen-Crucifix gegen das Meer zu, von dem man die unermeßliche und prächtige Aussicht auf die offene See, Havre, die Hügel von Ingouville u. s. w. hat. An dieser Küste hat man schon sehr merkwürdige Versteinerungen gefunden, unter andern auch das Skelett eines Krokodils. Ehemals war es gebräuchlich, daß wenn sich ein Schiff dieser Küste näherte, der Capitän alle Reisenden einlud den Hut zu ziehen und der Notre-Dame-de-Grace zu empfehlen, weil hier schon gar manche Schiffe gescheitert und viele Menschen umgekommen waren. Honfleur, das jetzt kaum mehr als 8000 Einwohner zählt, handelt nur noch mit Stockfischen, Fichtenholz, Getreide und besonders mit Obst, das in seiner Umgegend gezogen wird und von vorzüglicher Güte ist, namentlich Aepfel und Melonen.

Auf dem rechten Ufer der Seine, von Tancarville bis Havre oder bis zu dem Ausfluß des Stromes in das Meer treffen wir noch die Orte Saint-Vigor, in dessen Nähe eine berühmte Höhle ist, von welcher der Aberglauben mancherlei faselt; Sandouville, Oudales, im Mittelalter durch seine Weine sehr berühmt, von denen die Mönche zu Graville den Zehnten tranken und sich deßhalb mit manchen andern Klöstern der Umgegend freiten mußten, was jetzt nicht mehr nöthig wäre, da ein Paar Weinstöcke, die man hier antrifft, nur selten noch reife Trauben liefern, endlich Gonfreville-l'Orcher. Dieses Dorf liegt äußerst anmuthig nur noch wenige Stunden von Havre, dessen Einwohner sich bei schönem Wetter zu Tausenden hier einfinden. Auf einem nahen Felsen liegt das massive Schloß von Orcher auf der Stelle einer alten Burg, welche wie man sagt, die Behausung Roberts von Orcher war, eines der Ritter, die Robert den Teufel nach Palästina begleiteten. Von der westlichen Terrasse dieses Schlosses überseht man das ganze linke Seineufer von dem Morast Vernier bis an die See und den entfernten Horizont, der das Meer begränzt, eines der schönsten Gemälde, das sich der Pinsel eines Malers wünschen kann. Das Schloß Orcher erblickt man schon in großer Ferne von dem Meer aus, und sein schöner Park steht dem Spaziergänger offen. Es gehört jetzt der Marquisin von Mortemart, und war ehedem eine der vierzehn Besitzungen, welche sich der große Finanzkünstler Law zugeeignet hatte, der, nachdem er Milliarden verschwendet, zu Venedig im Elend starb.

In einer kleinen Entfernung von Gonfreville Orcher liegt die kleine Seestadt Harfleur am Ufer des Flüßchens Lezarde, das sich eine halbe Stunde davon in die Seine mündet und so den Ort mit der See verbindet. Die Stadt ist an dem Fuß eines Hügels erbaut, von dem man die lachenden Landschaften und den hier so majestätischen Lauf der Seine überseht. Kleinere Schiffe fahren bei der Fluth auf der Lezarde bis in den Hafen von Harfleur, dem es aber jetzt auch nicht besser wie dem von Honfleur ergeht; auch er steht leer und zeigt nur noch die Spuren vergangener Herrlichkeit und Lebendigkeit. Was ist aus der Stadt geworden, diesem Schlüssel Frankreichs, wie Monstrelet den herrschenden Hafen der Normandie nannte? die Römer bezeichneten Harfleur mit dem Namen Caracotinum, in neuern Documenten ward es Hardfleow, Hareflot, Harfleu geschrieben, Namen die einen scandinavischen Ursprung zu verrathen scheinen. Urkunden die zuerst mit Bestimmtheit dieses Ortes erwähnen, gehen nicht weiter als bis zum Jahr 1040 zurück. Seine Lage war geeignet diese Stadt schnell emporzubringen. Als im 14ten Jahrhundert die Franzosen unaufhörlich kriegten, mußten sie alle Bedürfnisse des Luxus, auf welche sie doch so sehr versessen waren, von dem Ausland beziehen. Die Portugiesen, die Castilianer und selbst die Italiener brachten ihre Erzeugnisse nach Harfleur, welches die große Niederlage der fremden Waaren wurde, und das Ziel der aus- und inländischen Schifffahrt war. Damals war Harfleur eine reiche Handelsstadt, und zu ihrem Handel kamen noch berühmte Tuchfabriken, welche aus allen Gegenden das Geld hieher zogen. Diese Wohlhabenheit sollte jedoch nicht von langer Dauer seyn. Den 14 August 1415 sandte Heinrich V, König von England, mit imponirenden Streitkräften vor Harfleur, das dessen Commandant 40 Tage mit 400 Mann vertheidigte, obgleich es ihm an Lebensmitteln und an Munition gebrach; er war endlich zu capituliren genöthigt. Heinrich, wüthend darüber, ließ sobald er des Platzes Meister war, alle seine Freiheitsbriefe, wichtige Documente und sogar diejenigen, welche das Privateigenthum der Einwohner beurkundeten, auf öffentlichem Markt verbrennen, und sandte 1600 Familien von allem entblößt und fast nackt gefangen nach Calais; jeder Kopf durfte nicht mehr als sechs Sous mitnehmen, die ärmsten Einwohner blieben in der Stadt und wurden gleich Sklaven mißhandelt und gemißbraucht. Zwanzig Jahre dauerte diese schreckliche Knechtschaft, welche in allen Herzen das nagendste Gefühl der Rache und der Erbitterung erzeugte. Eines Tages greifen vor Sonnenaufgang die Unglücklichen zu den Waffen, und machen innerhalb ihrer Mauern die ganze Garnison der Engländer nieder, während die Landleute der Umgebung die Wälle stürmen, und nun öffnet man Karl VII die Thore. Unglücklicherweise fiel jedoch die Stadt im Jahr 1440 wieder in die Gewalt der Engländer, sie hatten sie mit ungeheuern steinernen Kugeln so bombardirt, daß fast alle ihre Gebäude in Trümmer lagen, und noch jetzt sieht man viele von diesen Kugeln, welche an den Straßenecken zu Eckſteinen verwendet wurden. Die Eroberer hausten abermals mit einer viehischen Brutalität. 1449 nahmen Karls VII Generale die Stadt wieder ein, die sich nach und nach wieder erhob, ihre Verluste verschmerzte, und im 16ten Jahrhundert wehten die Flaggen ihrer Schiffe unter allen Zonen. Mit dem Beginn der Religionskriege kam sie jedoch neuerdings in Verfall, und der Widerruf des Edicts von Nantes gab auch ihr den Todesstoß. Auch die Natur verschwor sich gegen ihr Wiederaufblühen, die Seine die ehemals die Mauern der Stadt benetzte, zog sich immer mehr zurück, der Hafen vertrocknete, und ein eine halbe Stunde langer Morast trennte die Etablissements ihrer Marine von dem Ocean. Jetzt ist dieser Raum mit Gär-

Digitized by Google

ten und Wiesen bedeckt, und der Pflug und Heerden gehen über ein Land, auf welchem früher die Schiffe zweier Welten schwammen. Noch sieht man die verrosteten Ringe, an welchen die Taue der Schiffe aller Nationen befestigt waren. Ruinen von Mauern und Thürmen, ausgefüllte Stadtgräben sind alles was noch von ihren bedeutenden Festungswerken übrig ist, und die Zahl ihrer Einwohner ist auf den zehnten Theil reducirt, die nun größtentheils von Havre leben, wohin auch der fast gar nicht benutzte Canal Vauban führt. Die Stadt hat ein sehr melancholisches Ansehen, nur ihre Kirche, welche die Engländer zum Andenken an den Sieg von Azincourt erbauten, verdient die Aufmerksamkeit der Besucher. Noch bis zum Jahr 1830 fand hier alljährlich eine komische Ceremonie statt, welche man: „die Säge von Harfleur“ nannte. Jeden Fastnachtsdienstag gingen Arbeiter, von denen der eine einen Marschall von Frankreich und die andern dessen Adjutanten vorstellten, vor zwei Männern zu Pferde einher, die eine Säge trugen. Dieser Zug, von noch andern maskirten Handwerkern begleitet, begab sich nach der Citadelle von Havre, und zeigte dem Commandant derselben die Säge vor, welche dieser küßte. Von hier wurde sie weiter nach der Mairie, der Unterpräfectur, dem Arsenal gebracht, wo man sie allenthalben sehr wohl aufnahm, besonders aber deren Träger und Begleiter die vollen Becher trednzte.

Harfleur hat noch einige Fabriken, Spinnereien und Zuckersiedereien und ungefähr 2000 Einwohner. Vier nicht unbedeutende Jahr- und Viehmärkte werden hier gehalten.

An dem Ausfluß der Lezarde, in geringer Entfernung von der Landspitze Hoc, liegt das Dorf L'Heure, das ehemals ebenfalls ein wichtiger Hafenplatz war, jetzt nur noch wenige elende Hütten aufzuweisen hat, und von einer baldigen gänzlichen Zerstörung durch das Meer bedroht ist. Der Fluß hat sich nach und nach ganz zurückgezogen, und seine Mündung ist durch die Anschwemmungen die vom Cap Hoc, — ein altsächsisches Wort, das so viel als Haken bedeutet, denn die Landspitze hat diese Form — fast gänzlich versandet. L'Heure war so wichtig daß, als Philipp von Valois zweihundert Schiffe bemannte, um sich der Landung der Engländer an den Küsten von Flandern zu widersetzen, dieser Hafen zwei und dreißig Schiffe zu dem Contingent, also mehr wie Dieppe und sonst ein Hafen der Normandie, stellte. Ein Theil von L'Heure war früher mit in die Festungswerke von Havre eingeschlossen, und noch steht man einige Werke daselbst, welche die Engländer verwehrten, als ihnen durch Verrath jene Stadt in die Hände geliefert worden war. Jetzt befindet sich ein großer Auswanderhof zu L'Heure, wo man sich um wenige Sous mit dieser Lekerei den Magen überfüllen kann.

Wir kommen nun endlich vor Havre und folglich an dem Meer an. Eine Beschreibung dieser Stadt und ihrer herrlichen Umgebungen unterlassen wir, da eine solche schon ziemlich ausführlich in Nr. 187 des Auslandes vom vorigen Jahrgang geliefert wurde, und fügen hier nur noch hinzu, daß der Handel und die Blüthe dieser Stadt fortwährend im Steigen begriffen sind, woron wohl der beste Beweis der ist, daß sich selbst bei der diesjährigen ungeheuern Theurung, die hier mehr als an irgend einem Ort Frankreichs herrscht, auch nicht die leiseste Spur von Unruhen gezeigt hat, obgleich die Stadt fast ganz von Truppen entblößt war und noch ist, da das Regiment, welches hier garnisonirt, fast alle seine Compagnien nach Bolbec, Honfleur, Montivilier u. s. w. entsenden mußte, um die ernstlichen Unruhen, die an diesen Orten ausgebrochen waren, zu unterdrücken. Die hiesigen Arbeiter leiden keine Noth, sind fortwährend beschäftigt, verdienen mit leichter Mühe fünf bis sieben Franken und mehr noch in einem Tag, und für die Armen und bedürftigen Familien wird das Brod wie zu Paris und mehrern andern großen Städten Frankreichs fortwährend zu einem sehr mäßigen Preis, manchen umsonst, verabreicht.

Wir haben nun das Meer erreicht und somit unsere Reise auf der Seine von Paris aus glücklich zurückgelegt, und bemerken nur noch den Reisenden, die sich der Dampfschiffe von Rouen bis Havre bedienen wollen, daß sie weder die Eleganz noch den Comfort, noch die Bequemlichkeit der Dampfboote, welche den Rhein befahren, auf denen der Seine erwarten dürfen. Es sind nur zwei, welche den Dienst von Rouen nach Havre und zurück versehen, nämlich: die Normandie und die Seine, beide sind nicht sehr geräumig und nicht sehr reinlich, auch thut der Reisende sehr wohl, wenn er sich vor seiner Einschiffung mit den auf dieser kurzen Reise, — sie dauert in der Regel nur sechs Stunden, — nöthigen Victualien versieht, und nichts auf diesen Schiffen, wo bei sehr hohen Preisen die Speisen und Getränke doch unter der Mittelmäßigkeit und oft ganz schlecht sind, zu sich nimmt. Indessen wird in diesem Augenblick ein neues großes eisernes Dampfschiff erbaut, welches noch im Lauf dieses Frühjahrs mit den andern concurriren, und in jeder Hinsicht eine vortreffliche Einrichtung haben soll. Dieß that noth, besonders da jetzt die Eisenbahn von Rouen nach Havre eröffnet ist, und trotz ihres sehr gefährlichen und halsbrechenden Laufs, — sie hat lange und ungeheuer hohe Viaducte, auf denen man in den Lüften zu schweben scheint, und von denen der bedeutendste schon vor seiner Benützung einmal einstürzte, so wie manchen gefährlichen Tunnel, — doch sehr frequentirt werden wird.

Zwei vermählte Fichten.

Das russische Journal des Ministeriums des Innern (Februar 1847) erzählt folgende im Pflanzenreich wohl höchst seltene Erscheinung. Im Gouvernement Wologda, auf dem Wege von Nikolsk nach Groß-Ustiug steht man links vom Wege zwei neben einander emporgewachsene Fichten, an einer ziemlich hohen Stelle des Waldes auf einem Grund von Sand und Kies. Der eine Baum hat sieben, der andere fünf Klafter Höhe, und beide können etwa 40 bis 45 Jahre alt sein. Die Entfernung zwischen beiden ist eine Arschine 13 Werschok (etwa fünf Fuß) beide sind unter einander in einer Höhe von drei Arschinen 14 Werschok durch einen horizontal mit dem Erdboden laufenden Ast verbunden, der von dem einen Stamm ausgehend, in den Stamm des andern sich einbohrte, und mit ihm denselben verwuchs. Um diese Naturseltenheit möglichst zu erhalten, ließ der Gouverneur beide Bäume umzäunen und befahl streng sie nicht zu verletzen.

Paläontographische Gesellschaft. Die Wuth der Engländer neue Gesellschaften zu bilden hat eine neue unter dem Vorsitz von Sir H. de la Beche hervorgerufen, welche den Zweck hat, eine Reihenfolge britischer Fossilien in Abbildungen herauszugeben. Die Liter. Ganz. vom 10 April, der wir diese Nachricht entnehmen, kann selbst nicht umhin die Bemerkung zu machen, auf welche Weise würden die Gesellschaften für einzelne Zweige der Wissenschaft und der Literatur gar zu sehr vervielfältigt, und die Mittel, um etwas tüchtiges zu leisten, gar zu sehr zersplittert.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 102. 29. April 1847.

Das moderne Madrid.

(Nach Ch. de Mazade, Revue des deux mondes 15 April.)

Was Madrid gegenwärtig auszeichnet, und manche Täuschungen der nach malerischen Ansichten und Localfarben lüsternen Reisenden erklärt, ist der Umstand, daß es stark im Zuge ist, eine moderne europäische Stadt zu werden. Je weiter man geht, desto mehr offenbart sich dieser Charakter. Die Vergangenheit ist auf manchen Punkten noch sehr lebendig und mächtig, erleidet aber mit jedem Tage neuen Einbruch. Durchwandert man an einem schönen Sonnentag Madrid, so bemerkt man deutlich alle Zeichen dieses Uebergangszustands. Neben einigen Palästen spanischer Granden, die mit ihren Wappenschildern und ihrem äußern Schein feudaler Großartigkeit stehen geblieben sind, erhebt sich bereits eine Menge ganz moderner Bauten: es ist der glänzende Luxus der Jetztzeit neben dem strengen, großartigen Luxus der alten; neue Straßen sind eröffnet, alte vergrößert, verbessert und gerader gemacht worden. Zu dieser materiellen Wiedergeburt trug die Aufhebung der Klöster und die Mobilisirung der Nationalgüter wesentlich bei. Der Staat verlegte in manche religiöse Gebäude angemessene öffentliche Anstalten: der Senat hält seine Sitzungen im alten Kloster der Donna Maria de Aragon; an der Stelle des Heiligegeistklosters soll der Palast des Congresses aufgeführt werden. Andere sind ganz einfach rasirt worden, und man hat öffentliche Plätze und Märkte daraus gemacht. Andere sind der Privatindustrie übergeben worden, und diese hat sie nach ihrem Bedürfniß umgewandelt. Solche Veränderungen müssen einer Stadt ein ganz anderes Ansehen geben. Madrid besitzt gegenwärtig Quartiere, die sich mit jedem Tag verschönern, und mit den berühmtesten Quartieren anderer Hauptstädte wetteifern können: der Art ist die Straße Alcala, welche sich von dem Prado nach dem Sonnenthor erstreckt, und mit der Calle Mayor, in welche sie einmündet, die Hauptpulsader von Madrid bildet. Hiezu kommen noch die mit der Straße von Alcala parallel laufenden Straßen San Geronimo und die schöne große Straße von Atocha, die beide nach dem Prado führen, der ihren Endpunkt ausmacht. Hier ist Bewegung und Leben, die schöne Seite der Stadt. Will man die Kehrseite kennen lernen, so darf man nur das Quartier von Lavapies durchwandern, dessen ärmliche Häuser einen noch ärmlichern Zustand bergen und das spanische Elend in seiner Nacktheit darstellen.

Dieser Contrast findet sich indeß in allen großen Städten, was Madrid auszeichnet ist, daß sich zwischen diesen beiden Extremen noch kein Mittelschlag gebildet hat, daß man weniger als anderswo jene bequemen, reinlichen, anständigen Wohnungen sieht, welche das Daseyn einer thätigen, verständigen, wohlhabenden Mittelclasse anzeigt. Die Zahl solcher Häuser ist noch gering, und somit auch die Anzahl der mittlern Vermögen; diese Classe, welche die Mitte hält zwischen dem pomphaften Reichthum und der Noth der Masse, bildet sich nur mühsam im Schooße der Halbinsel. Das spanische Bürgerthum hat sich noch nicht hinreichend festgesetzt, daß sein Geschmack und seine Bedürfnisse Zeit gehabt hätten sich im materiellen Leben kundzugeben. Auch ist die Nationalindustrie noch nicht hinreichend entwickelt, um die Hülfsmittel des innern Wohlstandes in genügender Menge zu liefern, so daß bis jetzt bloß die Reichen sich den in andern Ländern so sehr erstrebten Comfort verschaffen können, da sie allein im Stande sind auswärts zu kaufen, ohne sonderlich auf den Preis Rücksicht zu nehmen.

Madrid hat indeß doch mit seinen vorspringenden Balconen, über welche undurchdringliche Jalousien herabfallen, und mit seinen überall mit zierlichen Brunnen geschmückten Straßenkreuzungen immer noch ein sehr malerisches Ansehen, und der Eindruck, den einige neuere Theile machen, ist nicht minder glücklich. Die Glorieta del Oriente, in der Nähe des Palastes, wird ein Platz von seltener Zierlichkeit werden, wenn die Bäume mit denen er bepflanzt ist, einmal groß sind, wenn der in der Mitte angelegte Garten seine Schönheit entfalten wird, und man auf grünem Hintergrund die weißen Statuen der Könige von Castilien betrachten kann, die im Kreise um die prächtige Reiterstatue Philipps IV gereiht sind. Aber das Sonnenthor ist einer der Mittelpunkte des Madrider Lebens, und doch ist es nicht der malerische Glanz, der hier anzieht. Das Sonnenthor ist kein mit Kunst angelegter, mit Prachtbauten ausgestatteter Platz, noch weniger ist es ein Thor, und ich weiß nicht, woher ihm der prächtige Name gekommen. Es ist ganz einfach eine Straßenkreuzung, wo sich die fünf schönsten Straßen Madrids ausmünden, aber diese Straßenkreuzung ist einzig in ihrer Art. Hier steht man Morgens alle Volkscostüme Spaniens sich mischen, von der Sammtweste und dem Spitzhut des Andalusiers bis zum braunen Wollkleid des Gallego, der seinen Kopf mit einem kleinen, runden, mit schwarzer Feder gezierten Hut bedeckt. Der Gallego namentlich findet sich in starker Zahl ein, wie natürlich, da fast alle Dienstboten in Madrid aus Galicien sind. Allmählich, wenn der Tag vorrückt, bevölkert sich das Sonnenthor mehr, und ist stets der Mittelpunkt der Bewegung, ein freilich sehr uneigentlicher Ausdruck, denn hier kommen alle diejenigen zusammen, welche nichts zu thun haben, und die Zahl derselben ist sehr groß. Müßiggänger,

Digitized by Google

Neugierige, Industrieritter, mißvergnügte Beamte, alle diese nach Neuigkeiten gierige Welt drängt sich in diesem engen Raum, und ist eine Ministercrise im Anzug, ein Pronunciamiento in den Provinzen ausgebrochen, an der Puerta del Sol laufen die ersten Gerüchte um, und wachsen allmählich an. Und doch ist in dieser wogenden Menge ein gewisses Schweigen und ine eigenthümliche Ruhe, wie überhaupt bei allen öffentlichen Versammlungen der Spanier, eine Bemerkung, die nur bei Stiergefechten eine Ausnahme leidet, denn hier wird der Spanier lärmend. In allen andern Fällen herrscht eine Ruhe, die bei einem südlichen Volk etwas auffallendes hat, und an das Schweigen und den Ernst des Orients mahnt. An der Puerta del Sol kann man anfangen, das Geheimniß der Madrider Denkungsart zu studiren, es ist dieß ein Theater, an dem alles, wenn auch nur flüchtig vorüberzieht.

Reiseskizzen von der Ostsee, von der preußischen, russischen, finnländischen und schwedischen Küste.

3. Dieß und jenes aus der esthländischen Hauptstadt Reval. — Oeffentlich-flüchtige Seereise nach Finnland.

(Fortsetzung.)

Die Pachtung des Theaters zu Reval, zu der ich durch schwindelnde und falsche Angaben verlockt worden, zog mir binnen 6 Monaten einen Verlust von fast 3000 Rubeln zu; eine Summe von wenig über hundert Rubeln konnte ich nur abzahlen, wenn ich nicht nach Petersburg persönlich hindurfte, wo mir mehr Mittel als diese geringe Summe zu Gebote standen. In solchen Fällen wird der Paß zur Reise im Inlande gewöhnlich nicht versagt. Der Gouverneur der Provinz versagte ihn mir aber doch; denn daß ich ihm einige Monate früher bei Gelegenheit einer geschäftlichen Differenz in einem sonst artigen Billette zu sagen mich genöthigt sah: „Ich müßte leider kennen lernen, daß, wie in Petersburg unter den Augen des Kaisers nur Gerechtigkeit geübt werde, hier in der nächsten Provinz die entschiedenste Willkür vorherrsche," das konnte mir vermuthlich die Excellenz nicht vergessen und wollte jetzt kleinliche Rache ausüben. Hinsichts meiner Reise beobachtete ich die gewöhnliche „Form" insofern, daß ich meinen Namen als Abreisender in die Zeitung setzen ließ, und nun noch einmal persönlich den Provinz-Machthaber ersuchte, mir den nöthigen Paß, wenn auch nur auf vierzehn Tage nach Petersburg auszustellen, indem ich ihm die gültigsten Beweise vorlegte, daß eine Verzögerung der Reise mich an meinem Vermögen gefährde. Seinerseits: süße Einladung mich zum Kamin neben ihn zu setzen, sogar Anbieten einer Cigarre, — dabei aber sanftes Augenverdrehen (das charakteristische der Frömmler), Redensarten, wie: „mir blutet das Herz, daß ich nicht darf — meine Pflicht — mein Gewissen u. s. w." Kurz! ausweichende Antworten. Worauf von meiner Seite die offne Erklärung folgte: „Ich würde in vier und zwanzig Stunden ohne Paß bei Herrn Gouverneurs reisen!" — Lächelnde Zweifel desselben. Von mir aber noch hinzugefügt: „und nicht nach Petersburg, wo ich nun durch meine Gattin das Geschäft arrangiren lassen würde, sondern direct ins Ausland!" — Des Herrn Gouverneurs Zweifel steigerte sich bei dieser kategorischen Erklärung bis zum bedenklichen Kopfschütteln und der ausgesprochenen Meinung: „Hm! Hm! das sollte Ihnen doch wohl schwer fallen!" — Wiederholte ganz offne Versicherung, daß es doch geschehen würde, — schloß die Geschäftsrede. Ein sehr humaner Abschied folgte und — wir beide haben seitdem nicht mehr die Ehre gehabt, uns wieder zu sehen! — Wortbrüchig und renommistisch wollte ich meinem Gegner doch nicht erscheinen, und nun war die Ausgabe das fast Unmögliche — denn wer die Strenge der russischen Paßgesetze kennt, wird hier das „fast Unmögliche" als richtigen Ausdruck erkennen — möglich zu machen, und das Ganze dabei zugleich als „öffentliches Geheimniß" erscheinen zu lassen. Bis jetzt hatte ich es wenigstens so behandelt: einmal durch die Anzeige meiner Abreise in der Zeitung, und der mündlichen Eröffnung gegen die höchste amtliche Person der Stadt und der Provinz!

Ich flanire also nach der Hafenvorstadt. Audaces fortuna juvat! — Ein Schiffer und Fischer — beiderd in einer Person — von einer der nahen Inseln kommt mir entgegen: einer der verwegensten Schmuggler der Umgegend — aber auf seinen Zügen noch nie ertappt, denn sonst würde er vermuthlich nicht mehr Fischer auf einer Ostsee-Insel, sondern Colonist in Südsibirien seyn. Dieser Bursche — es war ein Kerlchen von 23 Jahren, der außer seinem esthnisch auch noch schwedisch und deutsch sprach — hatte das ganze Jahr hindurch meinen Haushstand für billige Bezahlung mit geschmuggelten Colonialwaaren versorgt, was in Reval so Sitte ist. „Guten Morgen, Herr! brauchen Sie Zucker?" fragte er mich, als ahne er, daß man mir das Leben verbittere. „Nein, aber ein Boot nach Finnland — heute Abend! — Was kostet es?" — Mein Masaniello drückt pfiffig das eine Auge zu, steht mich lächelnd und forschend an — die Leutchen dieser Art sind Menschenkenner! — und antwortet dann ganz gleichgültig: „sieben Rubel, mit einem Paß, — vierzehn, ohne Paß! — Aha! das war mein Mann! Auf zwölf Rubel werden wir eins — die Sache ist abgemacht! — „Um zwei Uhr nach Mitternacht hole ich Sie ab, Herr! und da es doch nun einmal nach Finnland gehen soll, so werde ich noch etwad Branntwein mitnehmen!" — Branntwein ist nämlich der einzige Artikel, den man nach dem, sonst sehr schwach besteuerten Finnland einzuschmuggeln pflegt. Der Bursche gibt mir zum Abschied die Hand, und so bin ich seines Wortes sicher.

Mit mir in einem und demselben Hause wohnt — und zwar in derselben Etage — der Polizeiofficier des Stadtviertels — ebenfalls mit der Paßaufsicht und der Vigilance auf die Abreisenden streng beauftragt. Seit einem Monate, daß ich sein Hausgenosse, trinken wir gewöhnlich zusammen den Thee. Trotz seiner rauhen Charge ist er ein recht gemüthlicher Deutscher. Er besuchte mich auch an diesem Abende um sechs Uhr, wir tranken ein Stündchen unsern „Tschai" und rauchen dazu unsre Pfeife. Gegen acht Uhr meint er, er müsse aufbrechen, um noch eine Recherche in seinem Quartal zu machen, in dem ein Theil der in Reval überwinternden Flottenmannschaft einquartirt ist, und dieß die größten Spitzbuben und Diebe sind. Ich drücke Herrn „Quartalnik" W. abschiednehmend die Hand, und sage ihm, ich würde heut Nacht abreisen. Er starrt mich an, und bricht endlich in lautes Gelächter aus, indem er mich einen „spaßigen Mann" nennt. Ich versichere ihn meines Ernstes, er bleibt beim Spaß! — Ich lasse ihn bei seinem Wahn, denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich! sagt das alte Sprüchwort. Wir hatten uns an jenem Octoberabend zum letztenmal gesehen und zum letztenmale Thee mit einander getrunken — vermuthlich zum letztenmale in diesem Leben.

Schon seit Wochen auf eine ungehinderte, „nach der Form" vorzunehmende Reise mich vorbereitend, waren meine Sachen schon früher ins Ausland zu Schiffe gesandt. Jetzt wurde ein Träger von der Straße herbeigerufen, der ohne Scheu meinen

Digitized by Google

Reiſekoffer zu einem am Hafen wohnenden Freund brachte, den einzigen, den ich vor wenigen Stunden ins Vertrauen gezogen, was mir übrigens inſofern ſchwer gelang, da er meine improviſirte Abreiſe auch lange nur für einen Scherz halten wollte. Ich folge dem Träger mit meinem 10jährigen treuen Neufundländer, der den Ehrennamen Nelſon führt, und mich ſchon ſeit ſeinem vierten Lebensmonat — denn ſo jung trat er in meine Dienſte — auf allen meinen, oben nicht kleinen Reiſen begleitet hat. Auf dem Gange nach der Hafenvorſtadt beſuchte ich noch eine Reſtauration, fand dort mehrere Bekannte, mit denen ich Beefſteak eſſe und Grog trinke, und ihnen ebenfalls mittheile, daß dieß das letzte gemeinſchaftliche Souper ſey, da ich in wenigen Stunden abreiſe. Gott ſey Dank — auch ſie ſind Ungläubige! — Um zehn Uhr gelange ich zu meinem vertrauten Gaſtfreunde, der mir auf ſeinem Sopha ein bequemes Lager bereitet hat und ſchlafe ruhig ein. Da —

Jetzt komme ich nach beendigtem Cirkellauf meiner Feder wieder dahin, wo dieſe vorliegende Zeilen begann, nämlich zur Kirche des heiligen Olai —

Da ſchlägt es von ihrem Thurme (ohne Hahn) zwei Uhr, und zugleich weckt mich ein Klopfen an dem Fenſterladen des Parterrezimmers; indem ich aus dem Schlaf auf-, und von dem Sopha herabfahre, ſchießt mir der Gedanke durch den Kopf, ob ich vielleicht in ſo ſpäter Stunde auf den freundſchaftlichen Beſuch Sr. Excellenz des Gouverneurs oder meines polizeilichen Hausgenoſſen zu rechnen habe. Gott bewahre! die Beiden ſchlafen ſüß und träumen vielleicht von meiner ſcherzhaften Reiſeangige. Mein fixer Schiffer iſt's. Ich öffne die Thüre — Sturm und Regen wehen mir ſauſend entgegen. Und in ſolcher Nacht, in ſolchem Wetter auf offenem, kleinem Fiſcherboot, deſſen ganze Beſatzung aus einem Seemann und einem zwei-, nebſt einem vierbeinigen Paſſagier beſteht, eine 15 Meilen weite Fahrt über die offene See machen? im ruſſiſchen October, wo der Sturm nicht bloß mit Regentropfen, ſondern ſchon abwechſelnd mit Schneeflocken ſpielt? Mich überlief es etwas kalt, denn wenn ſich ſothanes Abenteuer auf dem Papier auch romantiſch machen mag, ſo war die Wirklichkeit doch wirklich klaſſiſch-unangenehm. Die Würfel waren aber gefallen, und, wenn auch nicht der Rubicon, ſo doch mußte die Oſtſee überſchritten werden. „Es iſt 2 Uhr, Herr! der Wind gut, wir müſſen fort!“ commandirte mein Schiffer. Meine Reiſeeffecten waren ſchon am Abende ins Boot gebracht und ich jetzt nur mit Pfeife und Tabaksbeutel bepackt. Herzlicher Abſchied von meinem Gaſtfreunde, und ſo gehen wir dann dem Strande zu. Die Nacht war finſter, nur ein ſchwacher Mondſtrahl brach durch die Regenwolken dann und wann auf kurze Zeit. Unter mehrern Booten zeigte mir mein Führer das unſrige, das aber, weil das Waſſer zu ſeicht, ungefähr fünfzehn Schritte vom Ufer, am kleinen leichten Anker befeſtigt lag; das Ding tanzte und bäumte vor den heranrollenden Wellen wie ein muthiges Röſſlein. Der Wind war bald, alſo günſtig. — Wo die Vorſtadt endet, ſenkt ſich das Ufer zur See hinab, und an dieſer Stelle begegnet uns ein Nachtwächter. Der ungeheure Gaſt fragt uns eſthniſch — er ſchien in ſeinen Sprachkenntniſſen nicht darüber hinausgekommen zu ſeyn — wo wir hinwollen? — „Wir wollen nach der Inſel Wulf, ſind Fiſcher von dort!“ war unſere dreiſte Antwort, denn eine dicke Matroſenpikeſche und eine leichte Südweſtkappe auf dem Haupt, die mir mein Führer geliehen, machen mich einen ſolchen ähnlich. — „Ihr ſeyd Schmuggler!“ gurgelt der nächtliche Regierungsbeamte, „marſch mit mir zur Thorwache!“ wobei er meinen Gefährten an einem großen Hornknopfe der Jacke feſthält. Eine ſolch gaſtfreundliche Einladung anzunehmen, hatten wir jetzt weder Luſt noch Zeit. Mein Gefährte ſucht den unwillkommenen Störer zu beruhigen, aber vergebens. Da flüſtert jener mir raſch in ſchwediſcher Sprache zu: „Geſchwind hinunter ins Boot, Herr! ich folge!“ — Ich gehorche, ſpringe das Ufer hinab, wate durch das Waſſer bis zu unſerm Boote, mein Nelſon, ohnehin ein Freund des naſſen Elements hinter mir, und ſpringe hinein, raſch ſchleppe ich dann den leichten Anker vom Grunde. Währenddeß hatte mein entſchloſſener Inſulaner ſchon dem Nachtwächter auf dem glatten, abſchüſſigen Boden ein Bein unterſchlagen, den Knopf ſeiner Jacke dem Hinſtürzenden als Andenken für ſein erwaniges Album in der Hand gelaſſen und traf nicht viel ſpäter als etwa zwei Minuten bei mir ein. Raſch hißten wir unſer einziges Segel auf. Während der Wächter hülferufend in ſein Horn bläst — bläst unſer Freund Aeolus in unſer Segel, und bringt auf dieſe Art und raſcher Hülfe, als der Gegner die ſeine erlangt. Zwiſchen den großen Steinen hindurch, an welchen die dort von ihnen befahr See brandet, fliegt unſer Boot hinaus. Es iſt keine Unwahrheit, wenn ich verſichere, daß mir in jenem Augenblicke Baumgartens Scene im Tell einfiel, und ich parodirend ausrief:

„Die See kann ſich — die Wache nicht erbarmen!“

Nach der erſten, nothwendigſten Arbeit ſtärkt und ein tüchtiger Schluck Portwein. Nelſon legt ſich brummend auf ein zerriſſenes Segel, und erhält zum Troſte den Flügel einer gebratenen Gans, nicht eines Hahns, denn der verſchwindet jetzt für immer, wie der Olai-Thurm ſelbſt allmählich vor unſern Blicken in Nacht entſchwand.

Eine Stunde war vergangen, und der Wind hatte uns ungefährdet ſchon faſt aus der Bucht hinausgetrieben, währenddeß unter dem Schutze ihrer Ufer die Wellen noch mäßig waren. Doch je mehr wir uns der letzten Landſpitze nähern und ſo bald das offene Meer erreichen, hüpft und rollt das kleine Fahrzeug immer ſtärker. Während ich das Segel beſchicke, hat mein Contrabandiſta ſeinen Poſten am Steuer; da auf einmal ruft er mir zu: „Herr! ein Boot, da hinter der Landſpitze hervor, und gerade auf uns zu!“ — „Was kümmerts uns? es ſind Fiſcher aus irgend einem nahen Strandborfe!“ — „Nein, es iſt ein Zollboot!“ antwortete er, „aber nur nicht ängſtlich!“ Und es war wirklich eines jener kleinen Wachtboote, freilich etwas größer, als das unſere, die namentlich in den dunkeln Herbſtnächten vor der Bucht zu kreuzen pflegen, weil dann das Schmuggeln am lebhafteſten betrieben wird. Nach zehn Minuten waren die Zöllner uns auf Ruderlänge nah; wir rufen, ohne unſer Boot beizulegen, ganz ungenirt einen „guten Morgen!“ hinüber. Einer der Beamten fragt: „Wohin?“ — Unſere Antwort: „Nach Hauſe, nach Nargen!“ dieß iſt der Name einer andern nahen Inſel, denn die richtige Heimath meines Schiffers zu nennen, hätte den braven Burſchen vielleicht bei künftigen Nachfragen compromittiren können. So rauſchen unſere beiden Boote an einander vorüber, das der Zöllner nach der Stadt, das unſere in die offene See. Von Menſchen war allem Anſchein nach jetzt nichts mehr zu beſorgen, jetzt drohte uns aber der Kampf mit dem wildbewegten, ſchäumenden Elemente.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein Zusammentreffen mit chinesischen Seeräubern.

Fortune, aus dessen „Wanderungen in den nördlichen Provinzen" wir schon vor einigen Tagen einen Auszug gegeben, fuhr auf einer chinesischen Dschunk von Fuschou-fu ab, um sich nach Schanghai zu begeben. Schon vor der Einschiffung hatte man ihn gewarnt, er könne mit Seeräubern zusammentreffen, er hatte aber diese Warnungen, die sich früher schon mehrfach eitel erwiesen hatten, in den Wind geschlagen, und war dennoch abgefahren; indeß sollte sich die Warnung gleichwohl bewähren. Seine Erzählung dieses Zusammentreffens ist äußerst charakteristisch und wir theilen sie deßhalb vollständig mit.

„Am folgenden Morgen fuhr unser Schiff zugleich mit mehrern andern ab, um gegenseitig einander Schutz zu gewähren. Wind und Strömung waren günstig, wir fuhren rasch längs der Küste hin, und verloren bald den Min und seine schöne romantische Landschaft aus dem Gesicht. Der Plan des gegenseitigen Schutzes schien bald aufgegeben, die Schiffe rennten sich zu dreien und vieren, und jedes suchte so gut und so schnell wie möglich fortzukommen. Gegen vier Uhr Nachmittags, als wir ſünfzig oder sechzig Meilen von dem Min waren, kamen der Capitain und Steuermann eilig in meine Cajüte mit der Nachricht, daß sie eine Anzahl Dschunken gerade vor uns bemerkten. Ich sagte darüber und sagte, sie hielten jede Dschunke für einen Seeräuber, sie aber behaupteten fest, es seyen solche, und ich hielt es deßhalb fürs Klügste, mich auf das Schlimmste gefaßt zu halten. Ich stieg aus dem Bette, so sehr mich auch das Fieber plagte, untersuchte sorgfältig meine Feuerwaffen, putzte die Löcher aus, und setzte frische Zündhütchen auf. Ich lud mein doppelläufiges Gewehr mit doppelter Kugel, steckte eine Pistols in jede Seitentasche, und wartete nun geruhig die Dinge ab, die da kommen sollten. Mit Hülfe eines kleinen Taschenteleskops konnte ich, als die nächste Dschunke herankam, sehen, daß ihr Deck mit Menschen angefüllt war, und jetzt hatte ich über ihre Absichten keinen Zweifel mehr. Der Steuermann, ein verständiger Alter, kam nun zu mir und sagte, er halte Widerstand für nutzlos; ich könnte vielleicht die eine oder auch zwei Dschunken zurückreiben, aber gegen fünf nichts ausrichten. Da ich nicht in der Stimmung war, Rath oder Vorschläge von irgend jemand anzunehmen, so befahl ich ihm mit kurzen Worten, seinen Geschäft obzuliegen. Ich wußte recht gut, daß im Fall der Wegnahme durch die Piraten ich selbſt nicht die geringste Aussicht zum Entkommen hatte; sie hätten mich zuerst vor den Kopf geschlagen und dann über Bord geworfen, da sie es für gefährlich gehalten hätten, wenn ich davon gekommen wäre. Zugleich muß ich aber gestehen, daß ich nur geringe Hoffnung hatte, mich einer solchen Anzahl zu erwehren. Das Schauspiel, das mich umgab, war seltsam genug; der Capitän, der Steuermann und einige chinesische Paßagiere boben die Bretter der Cajüte auf und suchten ihr Geld und ihre andern werthvollen Gegenstände unter den Ballast zu verbergen; selbſt die gemeinen Matrosen holten ihr Kupfergeld oder Taſen, um es zu verstecken, und das ganze Schiff war in Unruhe und Verwirrung. Als alles werthvollere Eigenthum versteckt war, machte man einige Anstalten zur Vertheidigung. Körbe mit großen Steinen wurden aus dem Schiffsraum heraufgebracht, und an passenden Stellen des Verdecks ausgelegt, um statt der Feuerwaffen gebraucht zu werden, wenn die Piraten näher kämen. Dieß ist eine gewöhnliche Vertheidigungsart an manchen Orten in dem chinesischen Meere, und auch wirksam genug, wenn der Feind nichts als ähnliche Waffen hat; an der Küste von Formosa aber, wo wir uns jetzt befanden, führten alle Piratenschunken Kanonen, und dagegen konnte freilich eine ganze Deckladung von Steinen wenig helfen.

„Während der allgemeinen Verwirrung vermißte ich meinen eigenen Bedienten eine Zeitlang; als er zurückkehrte, hatte er sein Aeußeres so sehr verändert, daß ich ihn einen Augenblick nicht erkannte: er war buchstäblich in Lumpen gekleidet, die er von den Matrosen entlehnt hatte, welche selbſt alle ihre schlechtesten Kleider angelegt hatten. Als ich ihn nach den Grund dieser Veränderung seines äußern Menschen fragte, sagte er mir, die Seeräuber machten nur diejenigen Leute zu Gefangenen, welche Geld hätten und ein tüchtiges Lösegeld zahlen könnten, an einen Mann in Lumpen würden sie nicht der Mühe werth halten Hand anzulegen.

„Ich war von mehrern Leuten der Mannschaft umgeben, die mir, der eine dieß, der andere jenes, vorschlugen; viele glaubten, wir sollten die Dschunke wenden und nach dem Min zurückkehren. Das nächste Seeräuberschiff war jetzt nur noch 2—300 Yards von uns, der Steuermann wandte das Fahrzeug, und eine volle Lage ward gegen uns gerichtet. Alles war jetzt voll Schrecken und Verwirrung an Bord unserer Dschunke, und jeder rannte hinab in den Schiffsraum mit Ausnahme der beiden, die am Steuerruder saßen. Ich erwartete jeden Augenblick, daß auch diese ihre Posten verlassen würden, wo wir dann eine leichte Beute der Räuber gewesen wären. „Mein Gewehr ist Euch näher als das Geschütz der Dschandaus," sagte ich zu ihnen, „und wer das Steuer verläßt, den schieße ich nieder!" Die armen Teufel sahen kläglich darein, sie schienen sich aber mehr vor meinem Feuer, als vor dem der Piraten, und blieben auf ihrem Posten. Große Bretter, Bündel alter Kleider, Matten u. dgl. wurden jetzt aufeinandergehäuft, um uns gegen die Schüsse zu schern, und da wir alle unsere Segel aufgesetzt hatten, und ein günstiger Wind wehte, legten wir 7—8 Meilen in der Stunde zurück.

„Die Schiffe der Räuber erreichten uns bei weitem nicht, und ich konnte mir deßhalb eine richtige Vorstellung machen, wie weit ihre Kugeln reichten, was mir sehr vortheilhaft war. Bisland von unserer feigen Mannschaft war gar nicht zu erwarten, denn nicht Einer von ihnen war muthig genug die Steine zu gebrauchen, die auf das Verdeck gebracht worden waren, und doch vielleicht dem Räuberkanonenmen der Piraten einigermaßen hätten helfen können. Der günstige Wind und die Segel, die wir aufgesetzt hatten, zeigten sich nunmehr, denn unsere Verfolger, die viel schnellere Segler hatten, gewannen mit jedem Augenblick uns mehr Raum ab. Noch einmal feuerte der nächste Pirate auf uns, und diesmal fielen die Kugeln hart an unserem Schiffe nieder. Ich blieb noch immer ruhig, da ich beschlossen hatte nicht einen Schuß zu thun, ehe ich des Erfolgs völlig sicher wäre. Die dritte Salve pfiff über unsere Köpfe und durch die Segel hin, ohne einen der Leute am Ruder oder mich selbſt zu verwunden.

„Die Piraten glaubten nun ihrer Beute sicher zu seyn, und näherten sich mit einem wahrhaft teuflischen Geschrei und Gebrul, indem sie zugleich ihre Kanonen luden, augenscheinlich entschlossen ihre Schüsse nicht zu sparen. Dieß war ein höchst spannender Augenblick. Jetzt mußte der Plan, den ich entworfen hatte, sich erproben, und waren die Piraten nicht die Feiglinge, wofür ich sie hielt, so waren wir ohne Rettung verloren. Ihr furchtbarer Geschrei glaubte ich noch in den Ohren zu hören, selbſt jetzt noch so geraumer Zeit, wo ich mich auf der andern Seite des Erdballs befinde. Die nächste Dschunke war nur 20 Yards von uns, ihre Kanonen waren geladen, und ich wußte, daß sie die nächste Salve unter Verdeck völlig bestreichen würde. „Jetzt, sagte ich zu den Steuermännern, seht auf mich, und im Augenblick, wo ihr mich sach auf's Verdeck niederfallen seht, müßt ihr dasselbe thun, oder ihr werdet erschossen."

(Schluß folgt.)

Ein seltsames Begräbniß zu Paris. Eug. Guinot erzählt in seiner neuesten Revue de Paris (1. Février. 15 Avril) die Leichenfeier eines ehemals berühmten Arztes, die ein merkwürdiges Beispiel und Umwandlung der Glückszustände in Paris gibt. Dr. G. war ehemals in der Welt gewesen, hatte eine große Praxis gehabt, war aber durch seine Trunksucht allmählich die zum Arzt der Ehrlosonniers hinabgesteigen, denen er seine Krankschläge im Wirthshaus ertheilte. Seine zahlreichen Kranken trugen seinen Sarg, den man in die gemeinsame Grube niederlegte, und mehrere Reden wurden gehalten von einem Cornetor, einem Crabocaten, und einem Krunkenpräfecten, welche jetzt sämmtlich Chiffonniers sind.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 103. 30. April 1847.

Die Eiszeit in der Schweiz.

Eine Abhandlung über die Eiszeit oder die „Gletscherperiode" in der Revue des deux mondes vom 15 April schreibt den ersten Gedanken der Eiszeit weder dem Hrn. Schimper, noch dem Hrn. Agassiz, nicht einmal Hrn. Charpentier, sondern einem alten Gemsjäger, Namens Jean Perraudin zu. Wie dem nun seyn mag, die Schlußdarstellung jener Gletscherperiode enthält ungefähr folgendes: der Rhonegletscher war der bedeutendste in der Schweiz; er entsprang in allen den Seitenthälern der beiden parallelen Ketten, welche das Wallis einschließen, dehnte sich über die ganze Ebene des Genfersees aus, und stieg selbst den Jura bis auf eine Höhe von 1040 Metres hinan, denn dort finden sich die zahllosen Blöcke die er mit sich forschob. Ein zweiter Gletscher war der der Isere, welcher über die Seen von Annecy und Bourget vordrang, und der Arvegletscher drängte sich wie ein spitzes Eck zwischen beide. Indeß ist der Rhonegletscher der bedeutendste, denn wie er mit dem Arvegletscher zusammenstößt, reagirt er diesen plötzlich zum Anhalten, während er selbst seinen Lauf fortsetzt, wie man dieß aus der Lage der Gletscherwälle (moraines) sieht.

Die übrigen untergeordneten Gletscher nehmen die Hauptthäler der Schweiz ein; die letzten Wälle des Aargletschers krönen die Hügel um Bern, der der Reuß hat die Ufer des Vierwaldstättersees bedeckt; der der Linth hielt am Ende des Zürcher-Sees an, und die Stadt ist auf dem Schluß des Gletscherwalls erbaut. Der Rheingletscher nahm das ganze Bett des Bodensees ein und erstreckt sich noch ins südliche Deutschland hinein. So war in der Eiszeit, welche der Erscheinung des Menschen voranging, die Schweiz ein ungeheures Eismeer. Auch nach der Ebene Italiens verbreiteten sich die Gletscher. Die am Südabhang des Montblanc bildeten vereinigt den Gletscher des Aostathals; sein Wall erhebt sich wie ein riesenhafter Damm in der Umgegend von Mrea; es ist dieß die Serra von Piemont. Die meisten Seen Oberitaliens verdanken ihr Daseyn den vordern Wällen dieser großen Gletscher; indem sie den Lauf der Flüsse sperrten, zwangen sie dieselben sich in breite Seen auszudehnen. Unter den auffallendsten Gletscherwällen bemerkt man die drei concentrischen Bogen, welche das Ende des Lago Maggiore in der Nähe von Sesto Calende umkreisen; die des Gardasees um Desenzano und Peschiera sind nicht minder gut charakterisirt.

Reiseskizzen von der Ostsee, von der preußischen, russischen, finnländischen und schwedischen Küste.

3. Dieß und jenes aus der esthländischen Hauptstadt Reval. — Oeffentlich-flüchtige Seereise nach Finnland.

(Schluß.)

Wenn der seeunkundige Leser sich keinen Begriff von den Dimensionen unseres, mit wenigstens lange unvergeßlichen Fahrzeugs machen kann, so werde hier in wenigen Worten angeführt, daß dasselbe 20 Fuß lang war, und in der größten Breite ungefähr 7 Fuß maß, dabei hatte es einen Mast, eigentlich nur ein „Diminutiv-Mästchen," mit einem für die ganze Nußschale fast zu großen Segel, das freilich die Schnelligkeit beförderte, aber auch leicht Anlaß zum „Kentern" hätte geben können. Von einem Verdeck war natürlich nicht die Rede; hinten am Steuer befand sich ein kleiner Verschlag, dazu bestimmt, Proviant und die vor Nässe zu schützenden Schmuggelwaaren einzunehmen. Wollte, wenn er leer war, ein Mensch darin Obdach gegen Wind und Wetter suchen, so konnte dieses höchstens dem Oberkörper gewährt werden, indeß die Beine außerhalb der kleinen Thüre bleiben mußten. Gegenwärtig war diese „Gaßüte" — mit diesem stolzen Namen belegte der Schiffer das Loch — angefüllt mit kleinen, für Finnland bestimmten Fäßern voll Branntwein. Wir beiden Menschen und mein Hund waren ohne Schutz also dem Wetter ausgesetzt, buchstäblich ein solches, von dem man zu sagen pflegt, „daß man keinen Hund hinaustagen möchte!" — Wir Zweifüßler hatten mit unserm „Schiffe" volle Arbeit; Nelson schlief, so oft ihn aber eine hereinschlagende Welle, was immer öfter vorkam, erweckte, schüttelte er das Wasser aus seinem Pelze und heulte ärgerlich die schäumenden Wogen an. Ich bin zu oft auf dem Meere, in Süd und Nord gewesen, als daß mich ein Sturm sehr decontenanciren dürfte, da muß ich aber ein Dampfschiff oder ein anderes tüchtiges Fahrzeug unter den Füßen haben. Wird einem in solchen Fällen die Sache auf dem Verdeck zu unangenehm, langweilt das Naßwerden vom Himmel herab und von der See herauf, so suche man, wie ich es thue, mit einem Buche in der Hand das Bett in der Gaüte, und lasse es draußen wogen und brausen.

Aber auf solch gebrechlichem, nur aus zolldicken Planken zusammengefügten Dinge, aus welchem man mit der Hand bequem schon die glatte See erreichen kann, während eines Octobersturms in dem nördlichsten Theile der Ostsee 14 bis 15 Meilen weit umhergeworfen zu werden, kein schützendes Land zu schauen, minutenlang zwischen zwei Wellen gedrückt, die dunkeln Wasser-

Digitized by Google

wände über unserm Haupte zu erblicken, von Zeit zu Zeit eine solche Woge als Gast in dem Boote zu erhalten, und diese dann wieder selbst mit dem Eimer in der Hand hinausschöpfen zu müssen, das ist wirklich ein Spaß, der über den Scherz hinausgeht. Und doch — ohne alles Prahlen sey's versichert — war ich dabei sorglos und munter, denn das Gesicht meines „Gavitäns" glänzte ganz behaglich und furchtlos, und so auf diesen Barometer bauend wußte ich, daß directe Gefahr gerade nicht vorhanden. Der Wind war freilich auf hoher See zum Sturm ausgeartet, aber zum günstigen für unsere Fahrt, denn unser Compaß und unsere diesen Theil der See betreffende Karte — denn daß wir damit versehen, ist kein Scherz zeigte, daß wir gerade auf Helsingfors zuseilten. Aber doch verschwand bald einigermaßen mein Muth, denn die für mich gegenwärtig erschütternde Katastrophe trat ein, nicht wie man glauben dürfte, die Seekrankheit, denn die verschont mich stets. Wir hatten gegen Mittag von dem reichlich mitgenommenen Proviant durch Speise und Trank uns gestärkt, kosteten nun die Pfeifen, eine meiner Hauptleidenschaften — und fanden die Zündhölzer durchnäßt. Ein Raucher mag meinen Schmerz ermessen!

Der Regen hielt an, obgleich man eigentlich nicht mehr recht wußte, ob er vom Himmel oder aus der See kam, wir waren bis auf die Haut durchnäßt, aber die Arbeit machte warm. Und nebenbei die wirklich grandiose Quantität geistiger Flüssigkeit, die wir zu uns nahmen, die aber keinen nachtheiligen Einfluß auf uns äußerte, da die unfreiwilligen kalten Sturzbäder die Wirkung des entgegengesetzten Fluidums wieder aufhoben. Die hohe See fanden wir sehr belebt, da wir den Lauf von wenigstens zwanzig Schiffen kreuzten, die in dieser Jahreszeit von St. Petersburg nach den heimischen Häfen rückzukehren pflegen. Mittags ließ der Regen nach, das Wetter aber wurde dafür „baaflig," wie die norddeutschen Seefahrer es zu nennen pflegen. Ein dichter, feuchter Nebel senkte sich aufs Meer herab, der uns kaum dreißig Schritte die Aussicht frei ließ. Dieß lief und das „Ueberseglewerden" fürchten, um so mehr, da wir gesehen, wie viele Schiffe unsern Cours kreuzten. Bei klarem Wetter hätten wir jetzt schon die finnische Küste, und besonders Helsingfors mit seiner neuen prachtvollen, auf hohem Granitfelsen mitten in der Stadt liegenden Kirche und der eben so weit hinausstehenden Sternwarte erblicken müssen, denn das seltsame Loben und Auftreiben des Wassers vor und neben uns, die Wirkung der dicht unter dem Meeresspiegel liegenden Felsblöcke, bekehrte uns, daß wir uns den Scheeren Finnlands genaht, jenem Granitinsel- und Klippenlabyrinth, das sich längs der ganzen Küste von Wiborg bis Abo, und von da nur mit sechs Meilen weiter Unterbrechung bis Stockholm ausdehnt, und in anmuthigen, grotesken und felsiamen Formationen abwechselt. Diese Scherenkette beginnt in der See ungefähr zwei Meilen, an andern Stellen noch weiter von dem Ufer des Festlandes, und dürfte vielleicht für den Seefahrer die größten Schwierigkeiten aller Meere darbieten. Wehe dem nicht ganz Kundigen, den der Sturm hier bei Nacht oder selbst bei Tage mit einem größern Schiffe hineintreibt! Nur ein Wunder kann ihn vom sichern Untergange retten, oder — ein alter, hier heimischer Lootse. Meiner Meinung nach können Karten hier nicht ausreichen, und nur sehr vieljährige praktische Localkenntniß dürfte über jede theoretisch-nautische den Sieg davon tragen. Denn es ist hier nicht die Rede von Hunderten von Inseln, Inselnchen, Felsen und Klippen, sondern von Tausenden. Weiß man doch aus jedem geographischen Lehrbuche, daß die Anzahl der von der Westküste Finnlands nach Schweden hinüber streichenden Alands-Inseln, die nur einen Theil des ganzen Scheeren-Archipels ausmachen, allein gegen zweihundert beträgt, worvon ungefähr 60 bis 70 bewohnt sind! — Den sichtbaren Klippen und Felsen auszuweichen, wäre allenfalls noch möglich, wie aber jenen Steinriffen und Granitspitzen, die sich schiau unter der Meeresfläche verbergen, und wohl eher beim Sturm durch das ganz eigenthümliche Aufspringen der Wellen sich kund geben, als bei stillem Wetter, wo das Verderben um so heimtückischer unter dem Schein der Ruhe sich verbirgt! — Die Kenntniß der hiesigen Küstenfahrer, und der Schiffer und Schmuggler von der jenseitigen esthländischen Küste, ist in dieser Hinsicht durch lange Uebung bewundernswerth. Mein Führer nannte mir im kleinen Umkreise wenigstens zwanzig jener unsichtbaren Felsblöcke, mit charakteristischen, vermuthlich von diesen Leuten erfundenen Namen, die auf keiner Karte zu lesen sein dürften. Dabei ließ er über einige derselben, mit einigem Schauder meinerseits, unser natürlich nicht tief gehendes Boot hinrauschen, so daß wir mitten durch die aufspringenden Fontänen der Brandung fuhren. Als etwa um 4 Uhr die Sonne sich zum Untergange rüstete, hatte sich der Sturm gelegt, der Nebel war verschwunden, und im letzten Abendglühen lag das wirklich prachtvolle, seit dem verheerenden Brande neu erstandene Helsingfors, die Hauptstadt des hyperromantischen Grauitlandes Finnland, ungefähr auf eine Meile Abstand vor uns. Noch wogte die See, wie dieß wohl noch mehrere Stunden nach einem Sturme zu seyn pflegt, aber hinter uns war ein harter Tag, und vor uns ein freundliches Reisejel. Der Gegensatz des heitern Abends zu dem sturmbezeigten Tage ließ erst jetzt die Erinnerung an den letzteren deutlicher hervortreten, als wir ihn mitten in dem Drangsal weniger empfunden hatten.

In der Gewißheit, nun direct an irgend einem der entferuteren Punkte der Stadt, bis in welche hinein das Meer in verschiedenen Armen sich windet, anzuiegen, berührte mich unangenehm die Aeußerung des Schiffers, daß er dieß meinetwegen und seiner übrigen Schmuggelwaaren wegen bei Tage doch nicht wagen wollte. Wir würden vorher eine Insel anlaufen (ich verschweige deren Namen, aus guten Gründen), und dort bis zu völliger Dunkelheit verweilen. Schon von einem früheren Ausflage her kannte ich das niedliche, waldbewachsene Gilaud, und fügte mich den Ansichten meines Führers. Von dort nach Helsingfors hinüber ist's nur eine halbe Meile. Wir legten bei dem Hause eines dort wohnenden Fischers, einer der bekanntesten Schmuggleragehülfen an, wo in einer kleinen Bucht schützende Tannen unser Boot verbargen. Und das war gut, denn eine halbe Stunde später schoß eines der kleinen Kronsdampfboote, die hier vier oder fünf an der Zahl im Dienst der Douane wachsamer als auf dem esthnischen Ufer die Scheeren durchkreuzen, vorüber. Unser Insulaner, bei dem wir eingekehrt, und der sich in der mir ganz unbekannten finnischen Mundart, die hier von den niedern Leuten neben der allgemein herrschenden schwedischen Sprache gesprochen wird, mit meinem Führer verständigte, verbannte das finstere Gesicht, mit dem er mich anfangs als unwillkommenen, muthmaßlichen Störenfried seiner Geschäfte betrachtet hatte, und schaute nun mich, die lebendige Schmuggelwaare, eben so freundlich an, wie die unterdeß ausgeladenen Fäßer mit unverzolltem Branntwein, die von hier, durch seine Hülfe, weiter ins Land befördert werden sollten. Angenehm fiel es mir auf, daß wir hier nicht auf russische Weise mit Schnaps, sondern mit Kaffee bewirthet wurden, der

Digitized by Google

hier, des sehr niedern Zolls wegen, so wohlfeil wie in Hamburg ist, und sich daher auch bei Bauern und Fischern vorfindet, wobei ich beinahe zu behaupten wage, daß diese vermuthlich auch nicht einmal den niedern Zoll dafür bezahlt haben mögen.

Wer aus Esthland nach Finnland kommt, findet zu seiner Freude eine sehr große Verschiedenheit in der Bauart und Einrichtung der Wohnung der niedern Leute. Ein esthnisches Bauernhaus ist von Holz mit einem Strohdache erbaut; man steigt von der Straße aus gewöhnlich einen Fuß tief in die Hütte hinab und betreibt sich nun in dem großen Raume, neben welchem, nur durch eine Bretterwand getrennt, der Pferde- und Kuhstall liegt, und dessen Boden ungeblelt nur den schmutzigen Erdreich zeigt; ein ganz winziges Fenster, in welchem gewöhnlich nur eine handgroße Scheibe von Glas, die andern aber von Schweinsblasen, erhellt den Raum in so weit, daß man einen Herd und einen damit verbundenen Kachelofen gewahrt, deren Rauch, da sich in keinem solcher Häuser ein Schornstein vorfindet, langsam seinen Weg durchs Fenster, die Thüre oder die Dachspalten sucht. In diesem Dunst und Nebel wohnen Mann, Weib, Kinder, Hühner, Schweine und Schafe — die kleinen Insekten nicht mitgerechnet — in patriarchalischer Eintracht bei einander.

Eine finnländische Bauernwohnung ist dagegen etwas ganz anderes. Sie ist freilich auch nur von dem hier so wohlfeilen Holze gebaut, aber gewöhnlich auf einem drei Fuß hohen Unterbau von Granitstücken, die mit dem ursprünglichen Granitboden, aus dem ganz Finnland besteht, fast eine Masse bilden. Das Aeußere, mit buntem Schnitzwerk an den Fenstern und am Dache versehen, ähnt dem der Schweizerhäuser, mit flach sich erhebendem Bretter- oder Binsendach. Unter einem kleinen Vordache führt eine Treppe mit zierlichem Geländer vier bis fünf Stufen empor durch die Haustüre in ein kleines Vorhaus; aus diesem gelangt man in einen größern Raum, der eine reinliche Küche und Wohnstube zusammen bildet, mit einfachen Holzstühlen und Tischen. An der Wand ist ein Repositorium befestigt, auf welchem neben englischem Steingut, wie es auf den Schiffen gebräuchlich, Teller, Tassen u. dgl. stets ein Gesangbuch und eine Bibel, beide in schwedischer Sprache zu finden sind. An diese allgemeine Stube gränzt ein Gastzimmer, gewöhnlich mit bunten Papiertapeten bekleidet, darin ein bunt gemalter Kachelofen, ein Spiegel, modern polirte Tische, Kommode, Stühle und ein breites Bett mit tüchtigen Seegras-Matratzen, darüber weiße Linnentücher und eine gesteppte Kattundecke zum Zudecken. Selbst die Betten in dem Wohnzimmer, die den Bewohnern zum Gebrauch dienen, sind stets reinlich, und — meinen Reiseerfahrungen nach — habe ich, wo das Bett reinlich, auch stets die übrige Umgebung so gefunden.

So war unser Fischerhaus auf dieser Insel beschaffen, und so, oft noch netter eingerichtet, habe ich auf meiner spätern Reise durch das Innere des Landes alle Dorfwohnungen gefunden. Neben dem Hause, aber abgesondert von diesem steht der Kuhstall und ein kleines Häuschen zur Aufbewahrung der mit eingesalzenen kleinen und großen Fischen angefüllten Fässer, ein Haupthandelsartikel dieser Classe von Leuten nach Esthland hinüber, wo der über alle Begriffe arme und von seinem deutschen Gutsherrn ärger wie ein räudiger Hund behandelte Bauer das ganze Jahr hindurch von dieser Speise, Kartoffeln und Branntwein lebt; denn Brod ist bei ihm selten zu finden, er verhandelt sein weniges Getreide gegen Fische und Schnaps.

Mein Fischer oder Schiffer, der seine verdächtige Waare hier ausgeladen, und, wie das gewöhnlich ist, einen, auf mehrere Wochen lautenden, richtigen Paß besaß, wollte nun nach Helsingfors aufbrechen, wo er eine Ladung Kaffee als Rück-Schmuggelfracht nach seiner Heimath einzunehmen gedachte. Er konnte, bei etwaniger Anfrage im Hafen von Helsingfors sich also legitimiren, ich aber nicht, und so hielt ich es für sicherer ihn mit meinem Koffer vorausfahren zu lassen, den er in der Schiffervorstadt in einem mir bekannten und ihm bezeichneten Hause abgeben solle. Ich nahm von dem treuen, verschwiegenen, rauhen Burschen auf immer Abschied, wünschte ihm blühenden Handel, seiner Art, und alles mögliche Glück, und so segelte er ab. Ich selbst wartete bis der Abend völlig hereingebrochen, nahm dann von meinem Wirthe Klute und Jagdasche, — die Jagd auf Enten u. dgl. wird hier stark und sehr ergiebig betrieben — und ließ mich und meinen Hund von ihm auf einem kleinen Kahne nach der Stadt hinüberrudern. Hätte man uns beim Landen „von Obrigkeitswegen" befragt, wer und woher? so war ich, der schwedischen Sprache mächtig, einer der 20,000 Einwohner von Helsingfors, der von der Jagd auf den Inseln zurückkehrte. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit! Aber ohnedringend einer menschlichen Seele zu begegnen, an dem Wachtschiffe vorüber, von dem uns niemand anrief, legten wir in einer kleinen Klippenbucht, zwischen den von Schiffern bewohnten Häusern der Vorstadt, „die rothen Berge" genannt, an; die auf- und absteigenden Straßen dieser Vorstadt bestehen nämlich aus rothem Granit, der, so wie ihn einst im Urbeginn eine Erdrevolution in mächtigen, geglätteten Stücken hinlegte, hier das Pflaster bildet. Mein Insulaner kehrte mit seinem, mir geliehenen Jagdapparat zurück, und ich betrat das „freie Finnland." — Wie es, ein Theil des russischen Reichs, ein freies Land seyn kann, werden die spätern Zeilen erklären.

Ein bitteres, dabei auch freudiges Gefühl übermannte mich. Ich hatte den Verlust eines Theils meines Vermögens zu beklagen, hatte mit der mir in frühern Verhältnissen nie bemerkbar gewordenen, raffinirtesten Willkür zu kämpfen gehabt, eine Willkür, wegen der ich, um ihrer fortgesetzten Qual zu entgehen, mein Leben in gefahrdrohender Reise auf's Spiel setzen mußte. Aber all dieß Bittere lag nun hinter mir; zu genau bekannt mit den Verhältnissen des jetzt betretenen Landes, so weit dabei meine eigenen Interessirt waren, wußte ich zu gewiß, daß der Arm des esthländischen Gewaltshabers hier gänzlich seine Kraft verlor, und in wenigen Minuten sollte ich die, sonst noch nie von mir getrennte Gattin, die wegen ihrer Kränklichkeit den Sommer hindurch das hiesige sehr besuchte Seebad mit glücklichem Erfolg benutzt hatte, wieder sehen. Durch die lang gedehnte Vorstadt gelangte ich bald in die breiten, eleganten Straßen der Stadt, und befand mich wohlbehalten in der Wohnung meiner Frau, die ganz unbekannt mit meiner Reise dieser Art freudig erstaunt war, mich glücklich aus Sturm und Wogen gelandet zu sehen.

Daß ich auch jetzt noch die Oeffentlichkeit mit der ich meine Reise behandelt, fortgesetzt, bewiest mein an demselben Abend noch unternommener Besuch des Helsingforser Theaters, wo ich in dem Polizeimeister, Baron C., der mich von früher her kannte, einen unterhaltenden Nachbar antraf. Daß ich in Helsingfors war, wußte er also, vielleicht auch, freilich nicht aus meiner Mittheilung, wie ich die Reise gemacht. Auch ist während meines dreiwöchentlichen Aufenthalts nie über das „Wie?" die Rede gewesen. Eine sehr lobenswerthe Discretion von beiden Seiten!

Digitized by Google

Werk über die Berbersprachen.

Ein dreisprachiges Wörterbuch wurde in letzter Zeit unter den Auspicien des auswärtigen Ministeriums in England gedruckt, und unter den gelehrten Gesellschaften Englands und des Continents verbreitet. Dies Wörterbuch umfaßt die Sprache der Tuarics, die in Ghadames übliche und die arabische Sprache, mit einer englischen Uebersetzung und einigen gleichbedeutenden Worten in Berbersprache. Es ist dieß das erstemal, daß ein Wörterbuch der Tuarik- und Ghadamessprache der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Es sind dieß Berberdialecte, Schwestersprachen, die nebst vielen andern Dialecten und einem gemeinsamen Stamm entsprungen. Das Wörterbuch wurde im vorigen Jahr von Hrn. Richardson nach seiner neunmonatlichen Reise in der Sahara mitgebracht. Bei dieser Nachricht, die wir dem Athenäum vom 3 April entlehnen, können wir nicht umhin auf einen Nebenumstand aufmerksam zu machen; Richardson reiste essentiell dieß in Auftrag der Antisklaverei-gesellschaft, um die Verhältnisse des Sklavenhandels aus dem Innern Afrika's nach der Nordküste kennen zu lernen. Dieß war jedoch ein sehr durchschlüpfter Schleier für eine diplomatische Sendung, um die Verhältnisse der Länder zwischen dem Tschadsee und Tripoli zu erkunden, und vielleicht um die Verbindung dieser Stadt mit dem innern Handel wieder herzustellen, der durch die Gewaltthätigkeiten der Türken in Tripoli gestört ist. Es handelt sich darum die Franzosen von dieser der wichtigsten Handelsstraße nach dem Innern so viel möglich auszuschließen; deßhalb schlug auch Richardson seinen Sitz in Ghadames auf, wohin die Karawanen gehen müssen, von da an aber liegt es in ihrer Wahl, nach dem Gebiet von Tripoli oder Tunis und zum Theil auch nach dem von Algier zu ziehen. Das Betreben der Engländer muß dahin gehen, die Verbindung der Franzosen mit den den Türken feindlichen Stämmen zu hindern. Richardson's auf Kosten des auswärtigen Amts erschienenes Werk beweist deutlich die Verbindung in welcher Richardson mit demselben stand.

Ein Zusammentreffen mit chinesischen Seeräubern.

(Schluß.)

Ich wußte, daß der Pirat, der jetzt an unserem Hintertheil war, seine Kanonen nicht auf uns richten konnte, ohne das Schiff zu wenden und seine lange Seite in rechten Winkel mit unserem Hintertheil zu bringen. Ich beobachtete deßhalb genau den Steuermann, und wie dieser das Steuerruder drehte, gab ich meinen Leuten ein Zeichen sich hinter einigen Holzblöcken flach auf's Gesicht niederzuwerfen, und that in demselben Augenblick ein Gleiches. Kaum hatten wir dieß gethan, so krachten ihre Kanonen, die Kugeln flogen über uns hin, und die Holzsplitter flogen in allen Richtungen. Glücklicherweise ward keiner von uns getroffen. „Jetzt, Herr, jetzt! sie sind nahe genug!" riefen meine Gefährten, die nicht noch eine solche Salve zu hören wünschten. Ich war derselben Ansicht, stieg auf den hohen Stern unserer Dschunke, und während die Piraten schreiend und heulend nicht über 20 Yards von uns waren, sagte ich ihr Deck mit den Kugeln meines doppelläufigen Gewehres.

„Wäre ein Donnerkeil unter sie gefallen, sie hätten nicht erstaunter seyn können. Ohne Zweifel waren viele verwundet und vermuthlich einige getödtet. Jedenfalls verschwand die ganze Mannschaft, nicht weniger als 40 oder 50 Mann, die sich vorher auf dem Verdeck gedrängt hatten, auf eine wahrhaft wunderbare Weise, indem sie sich hinter den Steuerwänden des Schiffes verbargen, oder platt auf den Boden niederwarfen. Sie waren so vollständig überrascht, daß ihre Dschunke ganz ohne Steuermann blieb; ihre Segel schlapperten im Wind, und da wir selbst noch alle Segel beigesetzt hatten, ließen wir sie bald weit zurück.

„Ein anderer Pirat kam jetzt gegen uns, so keck wie sein Gefährte, und begann auf dieselbe Weise zu feuern. Da es nun mit dem ersten so glücklich gerathen war, so beschloß ich denselben Plan auch gegen den zweiten auszuführen, und sein Feuer nicht zu beachten, als die er nahe herankäme. Die Gefahr wuchs jetzt, denn die erste Dschunke war wieder näher gekommen und folgte uns, obwohl in einer respectvollen Entfernung, und drei andere, obgleich noch ziemlich entfernt, näherten sich uns so schnell sie konnten. Inzwischen war die zweite ganz in die Nähe herangekommen und gab uns hie und da eine Salve. Wir beobachteten ihre Steuerruder wie zuvor, und schützten uns so gut wir konnten; zugleich forderte mich die armen Bursche, die am Steuerruder saßen, an, ich möchte doch auf die Bursche feuern, sobald wir möglich, oder wir würden alle miteinander getödtet. Sobald sie auf 20 oder 30 Yards nahe kamen, schoß ich meine beiden Läufe, wie zuvor, auf sie ab; diesmal fiel der Steuermann und mehrere andere wurden ohne Zweifel verwundet. In einem Augenblick sah man nichts als Bretter und Schilde, welche von den Piraten emporgehalten wurden, um sich gegen meine Schüsse zu sichern; ihre Dschunke wurde aus Mangel an einem Steuermann weggetrieben, und blieb bald weit hinter uns.

„Während ich dieß Schiff im Auge behielt, riefen unsere Leute mir zu, daß ein anderes hart an unserem Steuerbord sey; ihre hatte ich wegen unseres Hauptsegels nicht bemerkt. Zum Glück war es aber, wie unser eigenes Schiff, eine Holzdschunke aus Ningpo, welche die Piraten kurze Zeit zuvor genommen hatten. Die aber, obgleich von diesen Spitzbuben bemannt, und kein Leid zufügen konnten, da sie keine Kanonen hatten. Die arme Ningpo-Mannschaft, die ich deutlich an Bord sehen konnte, schien sehr niedergeschlagen und erschreckt. Später erfuhr ich daß, wenn eine Dschunke genommen wird, alle bedeutenden Leute, wie Capitän, Steuermann und Passagiere auf das eigentliche Piratenschiff gebracht, und das genommene Schiff mit Piratenmannschaft besetzt wird, um es in einem ihrer Zufluchtsörter an den Inseln zu führen, wo es zurückgehalten wird, bis für Schiffe und Mannschaft ein schönes Lösegeld bezahlt ist. Manchmal, wenn ein Lösegeld nicht zu erhalten ist, werden Matten, Sparren und alles was sonst von Werth sein kann, herausgenommen und die Dschunke verbrannt.

„Die andern vier Piratendschunken, welche uns einige Zeit gefolgt waren, trauten sich, als sie sahen, was vorging, nicht näher, und endlich entfernten sich alle zu meiner großen Freude. Jetzt kamen auch meine heldenmüthigen Gefährten aus ihrem Versteck hervor, mit großer Behendigkeit, schreiend und heulend, wie die Piraten selbst, und riefen diesen nun spöttisch zu, herbeizukommen und den Kampf zu erneuern. Jetzt griffen sie auch muthvoll nach den Steinen und warfen sie nach den sich entfernenden Dschunken, wobei die Würfe fast ein Zehntheil der Entfernung erreichten, und ein Fremder, der diese Leute nicht vorher gesehen, hätte glauben können, es seyen die tapfersten Männer von der Welt. Zum Glück hielten die Piraten nicht für geeignet die Ausforderung anzunehmen. Bei Capitän, Steuermann, Matrosen und Passagieren galt ich nun für den herrlichsten, größten Mann auf Erden. Sie kamen zu mir, knieten vor mir nieder, als vor einem höhern Wesen, und drückten mir ihre tiefe, dauernde Dankbarkeit aus. Diese dauerte indeß nicht allzulange; die Sonne sank eben in aller Pracht hinab hinter den Bergen von Fokien, und viele der Frömmern unter den Passagieren und der Mannschaft deuteten sich tief in Anbetung und Dank vor der vermeintlichen Gottheit für ihre Rettung aus der Hand der Piraten. Kurz nach Eindruch der Nacht erreichten wir einen sichern Ankerplatz, wo die Mandarinen zu stark für die gesetzlosen Schaaren sind, welche andere Theile der Küste unsicher machen."

Chinesischer Häuseranstrich. Eine englische Zeitschrift, the Builder (s. Athen. 17 April), spricht von einer Art Cement, der einem chinesischen Verfahren nachgemacht sein soll, und Zaphir, Porphyr, Agat und Marmor nachahmt, und nicht nur der Hitze der Sonne und dem Froste, sondern auch dem Regen Trotz bieten soll. Ein Hr. Couch, in seiner Jugend selbst ein Maurer, und durch allerlei Schicksale nach Südamerika, den Sandwichinseln und Canton verschlagen, der Besitzer des Geheimnisses, soll diesen Cement zubereiten, der noch überdieß nicht sehr theuer ist, indem ein Ueberzug — es sind jedoch davon drei erforderlich — nur 4 Pence das Quadratyard kostet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt: Nr. 4 und Umschlag zum Monat April.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 104. 1. Mai 1847.

Belgien und die Belgier.

Unter diesem Namen hat Major G. J. Poussin, bekannt durch sein früher schon erschienenes Werk über die Macht der Vereinigten Staaten, vor etwa anderthalb Jahren eine Schrift herausgegeben, welche bestimmt ist den Beweis zu führen, daß Belgien nichts besseres und klügeres thun könne, als sich immer enger und fester mit Frankreich zu verbinden, um desto leichter der englischen Handelsherrschaft Widerstand leisten zu können. Durchliest man das Buch, so ersieht man daraus den modern liberalen Franzosen, dessen Geschichtskenntniß nicht über Ludwig XIV oder höchstens Franz I hinaufreicht, wie er leibt und lebt, mit allen seinen Tugenden und Fehlern, seinem unverhehlten Haß gegen die katholische Kirche und gegen England, das alle Bestrebungen Frankreichs, eine dauernde Suprematie auf dem Continent zu gründen, vereitelt hat, mit seiner klaren, wenn auch vielleicht nicht immer richtigen Auffassung der Industrie- und Handelsverhältnisse und seiner gänzlichen Nichtachtung der geistigen Volkszustände. Von letzterem müssen wir gleich von vornherein eine Probe geben, die freilich zum Flachsten gehört, was das ganze Buch enthält, nämlich sein Urtheil über die flämische Presse, das (s. p. 266) wörtlich lautet: „Belgien, das ein Mittelgebiet zwischen Frankreich und den Nationen des Nordens einnimmt, ist in zwei große Abtheilungen gespalten, deren respective Bevölkerungen sich durch ihre Sitten und ihre geschriebene Sprache die eine Frankreich, die andere Deutschland nähern. Daher zweierlei Pressen, eine französische und eine flamändische. Die französische Presse überwiegt an Zahl und Macht die flämische bei weitem; darum hat sie auch einen allgemeinen und so zu sagen nationalen Charakter, während die zweite mehr local ist. Das Französische ist in der That die Sprache der Regierung, der Kammern, die officielle Sprache im eigentlichen Sinn, die der Künste, der Industrie, der gelehrten Körperschaften; das Flämische dagegen wird nur in einigen Localitäten gesprochen, wo das Französische von den wohlhabenden Classen nicht allgemein verstanden wird. Es darf darum nicht Wunder nehmen, daß die flämische Presse der französischen gegenüber in einem auffallend untergeordneten Zustande ist. Wir werden und deßhalb hier nur mit den französisch geschriebenen Journalen beschäftigen." Mit diesen Worten ist die ganze flämische Bewegung, obwohl diese mit der Zeit Belgien von Grund aus umgestalten muß, abgehandelt, und auf die französisch geschriebenen Journale alles Gewicht gelegt, obgleich diese, meist von Franzosen redigirt — da wenige flämische Belgier der französischen Sprache hinreichend mächtig sind, um sie mit Eleganz zu schreiben — zwar wohl in politischer Beziehung eine ziemlich bestimmte Richtung haben, sonst aber ganz charakterlos sind, da sie sich durch ihre natürlichen Neigungen immer zu Frankreich und seiner Literatur hingezogen fühlen[1], ohne doch dieser Neigung auch politisch folgen zu können, wie denn Poussin auch ohne Umschweife gleich in der Einleitung (p. 7) anerkennt, daß die Stimmung Belgiens gleich nach der Revolution Frankreich günstig gewesen, ihm jetzt aber fast feindselig geworden sey, was Hr. Poussin „weder gerecht, noch mit den wahren Interessen Belgiens verträglich findet."

Wir wollen über letzteres nicht mir ihm rechten, daß er aber die flämische Bewegung so gar leicht behandelt, ist ziemlich unverzeihlich, denn es beweist, daß es ihm an einem sehr wesentlichen Element zur Beurtheilung der belgischen Zustände fehlt. Anerkanntermaßen sind die flandrischen Provinzen in geistiger Entwicklung gegen die wallonischen zurück, und der Grund liegt wesentlich in der Sprache: die wallonischen Provinzen standen durch ihre Sprache mit der Entwicklung der französischen Literatur in Verbindung, und die allgemeine französische Bewegung hat auch sie ergriffen. Seit der burgundischen Herrschaft aber ist auch in den flämischen Provinzen das Französische großentheils die Sprache der Gebildeten geworden, und somit haben diese Provinzen an dem Aufschwung der deutschen und holländischen Literatur keinen Antheil genommen, und von dem der französischen ist ihnen wenig zu Theil geworden; so sind die flämischen Provinzen geistig verkümmert, und erst die jetzige mit jedem Tage stärker heraustretende flämische Bewegung kann dieser Verkümmerung abhelfen. Den jetzigen Führern der flämischen Bewegung ist die deutsche und holländische Literatur so wenig fremd, als die französische, und die Wirkung ihrer Schriften auf den Geist des Volks kann nicht ausbleiben. Allerdings ist bis jetzt der Versuch mißglückt größere flämische Blätter für allgemeine politische Zwecke zu begründen. Das hat aber seinen Grund in dem besondern Umstand, daß die Nation, als Ganzes

[1] Poussin sagt darüber: „man zählt bei den Journalen von Brüssel und einigen andern Hauptorten der Provinzen viele französische Redacteure, deren Wohnzeit seit langen Jahren in Belgien wohnt. Diese Schriftsteller haben in den Tagen der Unruhe und des geweihten Kampfes einen Muth in der Unterstützung der Sache des Fortschritts und der Civilisation gezeigt, der keinen Nebenbuhler hat, als den ihrer Brüder, welche für dieselbe Sache die Laufbahn der Waffen ergriffen haben. Durch dieses loyale Benehmen, wobei sie auch dem französischen Geiste getreu sich in allem, was die Freiheit der Völker und den Fortschritt der Gesellschaft betrifft, an die Spitze gestellt haben, erfüllten unsere Mitbürger jugleich die edle und heilige Pflicht gegen das Vaterland, die, den französischen Namen zu ehren; sie haben dadurch wahre Rechte an unsere Dankbarkeit erworben!" Ob die Belgier auch so urtheilen, ist freilich eine andere Frage.

Digitized by Google

betrachtet, gegenwärtig einen andern Gegenstand des Streits auszufechten hat, als die Sprache, und daß eine Nation gewöhnlich nicht von zwei Hauptrichtungen zugleich beherrscht wird, um so weniger, wenn diese Richtungen sich mannichfach durchkreuzen. Der jetzige Kampf ist gegen das Uebergewicht der Geistlichkeit gerichtet, und vor diesem tritt der über die Sprache als störend vorerst in den Hintergrund, wenn gleich im Schooß der flämischen Provinzen selbst die Bestrebungen für Förderung der Muttersprache keineswegs erwarten.

Die Geistlichkeit hat in neuerer Zeit in Belgien eine Rolle gespielt, wie in keinem andern Lande, und die Bewegung, welche jetzt in Belgien gegen sie vorgeht, hat eben darum auch eine ganz besondere Bedeutung, und ist für die Charakteristik unserer Zeit von besonderem Interesse. Seit die spanische Herrschaft der neuen Glaubenseinrichtung im Lande ein Ende gemacht, und den Protestantismus mit Feuer und Schwert ausgerottet, ist die katholische Kirche im Geiste des Volks die alleinherrschende geblieben, und vor der französischen Revolution war sie bekanntlich auch mit zeitlichen Gütern und Vorrechten reichlich gesegnet. Ihr Einfluß im Lande war so groß, daß sie den josephinischen Neuerungen sich mit Waffengewalt widersetzen konnte. Zwar mußte sie unterliegen, doch behielt sie einen um so größern Theil ihrer Rechte und ihres Besitzstandes, als Kaiser Joseph bald darauf starb. Nun kam die Revolution, die nach voltairischen Grundsätzen verfuhr und Josephs Maaßregeln verwanzigfachte. Vor der gewaltigen Fluth beugte die Geistlichkeit das Haupt, denn der Geist des Schwerts ist dem Krummstab von jeher feindlich gewesen. Güter und Vorrechte gingen verloren, aber der mächtige Einfluß der Geistlichkeit auf das Volk blieb, namentlich in Flandern, dessen Sprache gegen den Einfluß der französischen Grundsätze Schutz gewährte. Unterrichtete Leute behaupten, es sey zur Zeit der französischen Herrschaft in Flandern und Brabant weniger französisch gelernt worden, als später unter der holländischen Regierung.

Was sind 20 Jahre im Leben eines Volks? im Jahr 1792 begann der Franzosensturm, und im Jahr 1812 fing der Stern Frankreichs bereits an zu erbleichen. Von der Zeit, wo die Geistlichkeit noch unerschüttert im Besitz ihrer Vorrechte, Güter und ihres Einflusses da stand, bis zur Errichtung des niederländischen Königreichs verflossen kaum 25 Jahre. Eine Grundveränderung konnte um so weniger vorgehen, als die französische Revolution und das Kaiserreich weder Zeit noch Lust gehabt hatten, mit dem Volksunterricht sich nachhaltig zu beschäftigen; hatte die Geistlichkeit nun auch ihre Güter verloren, ihr Einfluß stand aufrecht und unerschüttert da, und wenn sich selbst in der gewaltthätigsten Zeit Napoleons Symptome des Widerstands ergeben hatten, [1] so kann man sich denken, daß die josephinische Richtung der niederländischen Regierung nicht gutwillig ertragen wurde. Damals herrschte in Frankreich eine der Priesterpartei günstige Richtung, welche in katholischem Sinn und unter Mithülfe der weltlichen Macht Frankreichs das große Reich wieder herzustellen suchte, weßhalb damals die Geistlichkeit Belgiens sehr französisch gestimmt war, und das Studium der französischen Sprache im Gegensatz der flämischen und holländischen beförderte. Ihr Bestreben kleidete sich in die Form der ausgesprochenen Abneigung der Belgier gegen die Holländer, und trug somit einen nationalen Anstrich. Die Union der liberalen Belgier mit der geistlichen Partei datirt, wenn wir Poussin glauben dürfen (p. 34) schon aus dem Jahr 1818, wenn sie gleich erst im Jahr 1828 sehr werkthätig auftrat. Daß die französische Revolution von 1830 gegen den König und die Priesterpartei ausfiel, konnte die belgische bereits angelegte Revolution nicht mehr aufhalten, gab aber dieser letztern sehr bald den gegen Frankreich gerichteten Charakter, über welchen sich Poussin so beklagt. Belgien behauptete seine Unabhängigkeit wie von Holland, so von Frankreich, auch auf diplomatischem Wege.

Poussin hätte jedoch die den belgischen Diplomaten gespendeten Lobsprüche (p. 25) ziemlich ermäßigen können, denn wenn man ihnen auch alles mögliche zugesteht, so wäre ihren Anstrengungen ohne Englands Beistand, das aus Handelsgründen, wie wir weiter unten sehen werden, Belgien von Holland eben so gut als von Frankreich losmachen wollte, ziemlich unwirksam geblieben. Die Furcht vor einem allgemeinen Kriege und die in Deutschland herrschende Abneigung gegen Holland legten einem bewaffneten Einschreiten die mächtigsten Hindernisse in den Weg. Daß aber Belgien die Unabhängigkeit wirklich errang, dankt es hauptsächlich nächst England, das seine Handelszwecke gegen Holland und Deutschland verfolgte und aus einleuchtenden Gründen Belgien nicht in die Macht Frankreichs fallen lassen konnte, der geistlichen Partei, welche eben so gewichtige, wo nicht noch gewichtigere Gründe gegen eine Vereinigung mit Frankreich, das eben eine liberale Revolution gemacht, als gegen eine Wiedervereinigung mit Holland hatte, die durch die ganze Sachlage unmöglich geworden war.

Jetzt stand also die belgische Geistlichkeit mit dem belgischen Staate allein, sie konnte jetzt zur Abwehr von Maaßregeln, die ihr mißliebig waren, nicht mehr die Antipathie gegen eine fremde Regierung anrufen, sie hatte selbst im Sturm der Revolution alles erreicht, was sie nach den Anforderungen unserer Zeit nur immer erreichen konnte, die möglichst große Unabhängigkeit vom Staat, und da sie noch die Herrschaft über die Gemüther besaß, auch in ihren Bestrebungen — einige bald unterdrückte demokratische Regungen des untern Clerus abgerechnet — wie Ein Mann handelte, so konnte sie über das ganze Land ein Netz des Unterrichts spannen und die Jugend in ihrem Geiste erziehen und lenken. Fand sie auf diesem Wege Gegner, so waren es nur Belgier selbst, und sie konnte keine fremde Regierung mehr anklagen. Hier liegt das Interesse des neuesten Kampfes in Belgien: die Geistlichkeit besitzt alles was sie in den neuern Verhältnissen Europa's erlangen kann, die große Mehrzahl des Volks ist ihr günstig und unterwürfig, es fragt sich also jetzt: kann sie ihre Bestrebungen den Anforderungen der neuen Zeit gegenüber durchsetzen? Wir sind sehr geneigt dieß, sobald die Bestrebungen dahin gehen, eine blindgläubige Menge zu erziehen, geradenwegs in Abrede zu stellen. Die neuere Zeit mit ihren dringenden materiellen Bedürfnissen, mit der Entwicklung des Handels und der Industrie, mit den Kenntnissen und der Verstandesbildung, welche diese Zweige der Thätigkeit jetzt erfordern, verträgt sich nicht mehr mit den Bestrebungen, den Menschen durch äußere Religionsformen zu fesseln und zu beherrschen, und dadurch eine äußere, wenn auch keine innere Religiösität zu fördern; man muß vielmehr durch Unterricht und Beispiel die innere Religiösität fördern, und die äußere nur als Träger der letztern betrachten. Wir möchten aus Mangel an einem bezeichnenden Worte das erstere Bestreben das jesuitische nennen, das die europäische Christenheit zu einem erstarrten Buddhismus führen müßte, während das letztere allein

[1] Ein geistliches Seminar rebellirte völlig gegen die Anordnungen der Regierung, wurde aufgelöst und die Seminaristen unter das Militär gesteckt, wo einige sich so ungebärdig zeigten, daß sie erschossen wurden.

Digitized by Google

der freien Entwicklung der europäischen Menschheit zusagt. So streng, wie es hier angegeben, scheidet freilich das Leben und die Praxis nicht, aber die allgemeine Richtung des jesuitischen Treibens — das allerdings keineswegs auf die katholische Christenheit beschränkt ist, so sehr man sich auch bemüht, Jesuitismus und Katholicismus unter einander zu verwechseln — das Streben den Geist der äußern Form unterzuordnen, und durch formellen Rigorismus den Menschen zu fesseln, bezeichnet den Geist, der nur allzu oft in der Religion und im Unterrichtswesen die schlimmsten Früchte getragen hat. Seit den letzten hundert Jahren findet diese Richtung ihren Widerstand hauptsächlich in den Regierungen: es ist dieß die josephinische oder vielmehr, wenn man will, illuminatische Richtung, welche durch mehr oder minderen Zwang von oben herab denjenigen Grad von Bildung zu erreichen und zu verbreiten sucht, welchen die Zeitverhältnisse fordern. In dem Maaße, als die Regierungen diese Richtung befolgten, hat sich der jesuitische Geist der Massen zu bemächtigen gesucht, um durch ihren Einfluß auf die letzteren der neuern Richtung entgegen zu arbeiten. Daraus sind so viele der wunderlichen Verwicklungen unserer Zeit entsprossen, Verwicklungen, deren Lösung noch immer nicht abzusehen ist. In mehrern Staaten, wo politische Freiheit herrscht, hat man sich vielfach der Massen bedient, um mit ihrem Uebergewicht diejenige Partei zu unterdrücken, welche auf der Bahn einer freien Geistesentwicklung fortschreiten will. Die auffallendsten Beispiele davon finden sich in manchen spanisch-amerikanischen Freistaaten, wo die politische Freiheit zum Hebel für die furchtbarste Intoleranz wird, aber auch in Europa und ganz in unserer Nähe lassen sich die Beispiele mit den Händen greifen, wenn auch nicht das Phantom der Freiheit des Unterrichts, dem die französischen Ultramontanen nachjagen, an sich schon hinreichend wäre über diese Tendenz aufzuklären. Indeß müssen wir es als einen wahren Fortschritt bezeichnen, daß dieselbe Partei, welche in Frankreich immer noch Freiheit des Unterrichts verlangt, und auf Belgien, als auf das gelobte Land hinsieht, in Deutschland geradezu das Monopol des Unterrichts für sich in Anspruch genommen hat, freilich eine in Deutschland verlorene Stimme, aber beachtenswerth durch den Rang desjenigen, der das Wort ausspricht. Mit der Freiheit des Unterrichts möchte in Deutschland von der ultramontanen Partei sehr wenig zu gewinnen seyn, wohl aber noch sehr vieles in Frankreich, bis auch dort die Bewegung sich entwickeln würde, die gegenwärtig in Belgien vorwaltet.

Belgien bietet jetzt das merkwürdige Beispiel dar, daß sich aus dem Schooße einer durch und durch katholischen Bevölkerung, deren Uebergewicht selbst die wenigen freieren Köpfe nöthigt, sich den allgemeinen Kirchenformen zu unterwerfen, eine Opposition gegen die jesuitische Richtung des Unterrichts und seines Einflusses auf das bürgerliche Leben entwickelt. Die Wehen der Zeit sind hart in Belgien: schon mehr als ein Ministerium ist an der kirchlichen Unterrichtsfrage gescheitert, die Leute, welche mit Mäßigung und Klugheit einen Compromiß in den Maaßregeln herbeiführen wollten, wie Rothomb, und die, welche den tiefen Riß diplomatisch verkleistern sollten, wie Vanderweyer, sind gefallen. Der Streit ist dahin gediehen, daß ein Ministerinisterium nicht mehr möglich ist: ein anerkannter Mitglied der clerikalen Partei, der Graf de Theux mußte an die Spitze der Regierung treten, und gegen dieses Ministerium sind jetzt die Angriffe gerichtet. Sollte dasselbe fallen, so tritt eine völlige Systemsänderung in Belgien ein, so sanft auch vorerst die Nachfolger aufzutreten sich veranlaßt fühlen mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseberichte eines russischen Arztes[1] in der Türkei.

Erster Brief.[2]

Konstantinopel, 22 Mai 1844.

Ich kam im verflossenen März nach Konstantinopel. Meine Anwerbung ist wurde vorzugsweise auf das ottomanische Quarantänesystem gelenkt, dessen Verwaltung in dieser Hauptstadt ihren Sitz hat. Außerdem suchte ich soviel möglich in das Verhältniß der praktischen Arzneiwissenschaft einzudringen und besuchte sorgfältig und wiederholt die medicinisch-chirurgische Schule in Galata-Serai, die türkischen und christlichen Spitäler und die bekanntesten Aerzte Konstantinopels, um so durch persönliche Erfahrung die hier herrschenden Krankheiten, den Einfluß des Klima's auf den Charakter und die Verbreitungsart derselben kennen zu lernen. Indem ich eine genauere Bearbeitung der gesammelten Materialien auf eine künftige freiere Zeit verschiebe, begnüge ich mich hier mit der Darlegung des Hauptresultats meiner bisherigen Beobachtungen.

Der russische Gesandte stellte mich auf meinen Wunsch S. H. Achmet Fethi Pascha, Schwiegervater des Sultans und Vorstand der hiesigen Quarantäneanstalten vor. Dieser versprach mir alle Mitwirkung von seiner Seite, und Gelegenheitsschreiben, um bei meinem Abgang von Konstantinopel auch die andern ihm untergebenen Anstalten zu besuchen; zugleich befahl er der hiesigen Quarantänenverwaltung mir alle Nachrichten mitzutheilen, die mir zu meinem Zweck nützlich seyn könnten, und dieß ist auch mit gutem Willen geschehen.

Die Einrichtung der Quarantänemaaßregeln in diesem Lande datirt sich vom Anfang des Jahres 1838. Damals wurde der Director des österreichischen Lazarethes in Semlin, Dr. Minas, hieher gerufen, und legte den ersten Grund zu den Einrichtungen, deren regelmäßige Entwicklung und festere Begründung bereits einen großen Einfluß gehabt hat auf einen noch größern haben wird, um die Pest von den ottomanischen Besitzungen und dadurch auch von dem übrigen Europa abzuhalten, und somit den Handel und den internationalen Verkehr zu erleichtern. Im Laufe der neun Jahre, welche seit Begründung der Quarantäne verflossen sind, hatte diese mit zahlreichen und mannichfachen Hindernissen zu kämpfen, die theils in den eingewurzelten Vorurtheilen der ottomanischen Regierung, theils in Geldinteressen und selbst in den politischen Ansichten der einander ablösenden Ministerien ihren Grund hatten. Dieser Kampf ist noch nicht zu Ende, aber bei dem Eifer des hiesigen Gesundheitsrathes, der sich auf die Beistimmung der fremden Gesandten stützt, hat die Quarantäne doch eine selbstständigere Entwicklung erlangt, welche ihrem Bestand auch für künftige Zeit sichert.

An der Spitze derselben steht der obere Gesundheitsrath, bestehend aus sieben Deputirten der vornehmsten europäischen Missionen in Konstantinopel (Rußland, England, Frankreich, Preußen, Oesterreich, Griechenland und Sardinien) und aus sieben von der türkischen Regierung ernannten Mitgliedern, drei Moslems und vier europäischen Aerzten. Dieser Rath entscheidet durch Stimmenmehrheit und in einigen Fällen durch Ballotirung. Die vollziehende Gewalt steht einer Generalintendanz der Gesundheit zu, welche die unmittelbare Aufsicht über die Quarantänen und ihre Beamten führt, die Beschlüsse des Raths ausführt und ihnen sowohl hierüber als über alles, was im Kreise seiner Geschäftigungen Wichtigkeit haben kann, Bericht erstattet. Die Intendanz besteht aus vier Mitgliedern (worunter drei europäische Aerzte), welche von der türkischen Regierung besoldet werden, und im Rathe zugleich mit den übrigen Mitgliedern desselben Sitz haben.

Die im Rathe vorgeschlagenen Maaßregeln werden im ganzen ottomanischen Gebiet von localen Gesundheitsämtern ausgeführt, deren zeht

[1] Wir haben früher schon aus den Mittheilungen dieses Arztes, Kasarowitsch, etwas über die Spitäler Konstantinopels aufgenommen, halten es aber für passend, einige weitere Mittheilungen zu machen, da der Verfasser nicht blos Konstantinopel, sondern auch Smyrna und Alexandrien besuchte, also alle die drei Orte, welche auch von französischen Aerzten zur Untersuchung der Pest und anderer dort herrschender Krankheiten besucht wurden. A. d. R.

[2] Die Mittheilung ist aus den österreichischen Memoiren B. 12. Jahrgang 1844 und N. 1. Jahrg. 1847 entnommen. A. d. R.

Digitized by Google

59 eingereichet sind, nämlich 13 auf verschiedenen Punkten der europäischen Ufer, 13 an den Ufern Asiens und 16 in den inneren Gegenden gleichfalls in Kleinasien, 4 Cree- und 4 Landquarantänen in Syrien, 7 auf verschiedenen Inseln (Chios, Rhodos, Cypern u. s. w.) 1 auf der Insel Samos, die dem Rath nicht unterworfen ist, und endlich zwei auf dem Ufer Afrika's in Tripoli und Bengasi. Jede besondere Quarantäne steht unter einem Director, der stets ein Türke ist, und einem europäischen Arzte; sie hat je nach den Umständen eine größere oder geringere Anzahl Unterbeamten und außerdem Gesundheitsaufseher, welche umherreisen und die Aufsicht über die Vollstreckung der Quarantänemaaßregeln führen. Die Directoren und Aerzte der besondern Quarantänen stehen unmittelbar unter dem Rath, und schicken alle 15 Tage, wenn es nöthig ist auch öfter, Berichte an die Oberintendantschaft nach Konstantinopel. Die Directoren von Cerigotto und Beirut führen den Titel Oberdirectoren und ihre Aerzte den von Inspectoren, weil sie wegen der Ausserordnung von der Centralverwaltung nicht bloß die Aufsicht über die besondern Quarantänen der beiden Städte, sondern auch über die der Provinz haben. Sie selbst hängen von dem obersten Rath ab, und schicken gleichfalls Berichte an die Intendantschaft.

Vor 1843 befand sich auf dem asiatischen Ufer des Bosporus in Kuleli, Konstantinopel gegenüber, eine Quarantäne, in welcher Schiffe und Passagiere ihre Reinigungszeit zubringen konnten. Seit dieser Zeit sind aber die dortigen Gebäude, welche früher eine Kaserne waren, wieder für die Unterkunft zweier reitenden Gardecorps verwendet, und die Quarantäne nach den Dardanellen verlegt. In der Hauptstadt selbst, in der Vorstadt Galata Serai, ist nur ein Frageamt, wo die Schiffer, welche bloß an Konstantinopel vorüberfahren wollen, ihre Gesundheitspatente abgeben und die zum nächsten Quarantäneamt einen Wächter an Bord nehmen.

Als Leitfaden für die Vollziehung der Quarantänemaaßregeln, werden von dem Rath zu verschiedenen Zeiten Verordnungen in französischer Sprache erlassen, und namentlich dient das Reglement Organique vom 27 Mai 1840 als Richtschnur. In der Theorie ist hier alles geschehen um die türkischen Quarantänen auf einen Fuß von Vollkommenheit zu stellen, welcher das Zutrauen der europäischen Mächte erwecken kann, insoweit aber diese Verordnungen in der Praxis vollzogen werden, namentlich in den einzelnen Quarantänen, ferne von der Oberbehörde in Konstantinopel, das ist eine andere Frage, die ich nur bei persönlichen Einsicht in die wichtigste dieser Anstalten werde lösen können. Viele der hiesigen fränkischen Einwohner drücken Zweifel über die wirkliche und pünktliche Beobachtung der vorgeschriebenen Vorsichtsmaaßregeln aus, auf der andern Seite läßt sich aber auch nicht läugnen, daß manch Umstände eine so strenge Aufsicht, wie sie in europäischen Quarantänen stattfindet, sehr erschweren, und bisher rechne ich, außer den Verurtheilten und der Sorgloseheit des größten Theils der türkischen Behörden und Beamten, welche an die Ansteckung der Pest und an den Nutzen der dagegen ergriffenen Maaßregeln nicht glauben, ersteres die ungeheure Ausdehnung der Ufer der türkischen Besitzungen in drei Welttheilen, die große Anzahl der Häfen und Städte in den bisher für verdächtig gehaltenen Gegenden und die Unmöglichkeit, allenthalben an der Küste Quarantäneliniem zur Verhinderung des Verkehrs zu errichten; zweitens die allzu bedeutende Anzahl der Quarantäneeinrichtungen, die zum Theil aus der ebenerwähnten Ursache entspringt, und zu deren vollständiger Einrichtung Ausgaben erfordertlich wären, welche die Mittel der türkischen Regierung weit übersteigen; drittens die Anwendung menschlemitischer und zwar freiwillig gemietheter und unbewaffneter Wächter, die von Seite der Schiffer und Passagiere nicht die unbedingte Unterwürfigkeit und den blinden Gehorsam finden, der mit der Anwendung von Militäre, die an strenge Disciplin gewohnt sind, verbunden ist; und viertens den Mangel an einem durchgestührten, wirklich Furcht einflößenden Strafsystem.

Nichtsdestoweniger muß man den Bemühungen des Raths und der Commandantschaft in Konstantinopel die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie den Zustand der türkischen Quarantänen zu befestigen und zu verbessern bemüht ist. Dringt man etwas tiefer in die hiesigen Verhältnisse ein, so kann man sich nicht genug verwundern, daß nur so viel geschehen ist. Die Seele aller Unternehmungen und Verbesserungen ist übrigens, nach einstimmiger Ueberzeugung, der Abgeordnete unserer Gesandtschaft bei dem Obergesundheitsrath, Hr. Pezzoni, der mit unermüdlichem Eifer auf diesem Felde arbeitet, dem er sich ausschließlich gewidmet hat. Wenn man das Ausbrechen der Pest seit 1835 — einige Pestfälle in der Quarantäne von Kuleli breiteten sich in Folge der ergriffenen Absperrungsmaaßregeln nicht aus — vielleicht auch zum Theil einem Zusammenkunft günstiger Umstände zuschreiben kann, so muß man doch auch anerkennen, daß die neuerrichteten Quarantänen trotz ihres kurzen Bestands und der Unerfahrenheit ihrer Beamten nicht ohne Einfluß auf den neunjährigen günstigen Gesundheitsstand geblieben sind. Schon das ist wichtig, daß die Regierung die Möglichkeit gegeben hat, jeden einzelnen Pestfall sogleich zu erfahren, und daß sie von der Nothwendigkeit überzeugt ist, sogleich auch die nöthigen Maaßregeln zu ergreifen; so wird die Pest stets schnell gleich im Beginnen unterdrückt werden. Führt die türkische Regierung auf diesem Wege fort, so wird es wenigstens für die europäischen Mächte möglich werden, die Quarantänezeit für die aus den türkischen Häfen kommenden Schiffe wesentlich abzukürzen, was auch in Frankreich (und Oesterreich) bereits geschehen ist.

Es wäre überflüssig hinzuzusetzen, daß aus dem, was bisher ermittelt wurde, noch keineswegs eine Entscheidung der Frage hervorgeht: wo der Sitz der Entstehung der Pest ist, und ob sie immer nur aus Aegypten und Syrien nach der Türkei kommt, oder ob sie hier auch selbstständig entzweigt? Diese Fragen werde ich im Laufe meines weitern Aufenthalts im Orient und namentlich in Aegypten untersuchen. Die Bebauptung der französischen akademischen Commission, die unter anderm in der Gazette médicale de Paris vom N. 11. 12 und 13. J. 1840 abgedruckt ist, daß die Pest in der Türkei, in Syrien und Aegypten endemisch sey, klärt die vorhandenen Zweifel keineswegs auf, vermehrt sie sogar noch, oder vielmehr, wie es mit solchen apodyktischen Behauptungen gewöhnlich geht, sie sagt gar nichts.

Mit dem „ultraliberalen" Bestrebungen der Pariserärzte steht die conservative Richtung der italienischen in auffallendem Contraste. So äußerte sich z. B. Professor Bo in einer italienisch geschriebenen im J. 1844 zu Genua erschienenen Broschüre, in welcher er die Ansichten des Dr. Jeffe (aus Genf) widerlegt, unter anderm folgendermaaßen: „Jetzt noch die Ansteckungsfähigkeit der Pest zu läugnen, ist reiner Eigensinn (capacbieta) von Seiten nicht weniger Aerzte, welche den strengsten Tadel verdient. Uebrigens darf man die Ansteckungsidioten nicht fürchten: keine Regierung, keine Quarantäneverwaltung wird je auf die unsinnigen Behauptungen einiger Fanatiker eingehen!" Bei diesen diametral entgegengesetzten Ansichten der Aerzte können indeß europäische Regierungen natürlich keine gleichgültigen Zuschauer bleiben: sie müssen mannichfache und gemeinsame Maaßregeln ergreifen, welche die von der Klugheit vorgeschriebene Vorsicht mit der von dem Handel geforderten Erleichterung des Verkehrs zwischen Europa und dem Orient verbinden. Ich werde im Lauf meines Aufenthaltes im Orient wiederholt auf diesen Gegenstand zurückkommen müssen, und gebe jetzt auf eine kurze Beschreibung der medicinischen Einrichtungen Konstantinopels, die in Europa mich sonderlich bekannt sind, über.

(Schluß folgt.)

Neuseeländische Vögel. Dr. Gould, der bekannte australische Zoologe, erhielt von einem Hrn. Strange ein Schreiben aus Neuseeland mit folgender Nachricht: „Es scheint daß der außerordentliche Vogel Kakapo, ein Nachtpapagai, von dem nur drei Exemplare in Europa sich finden, bei Tag in Löcher unter den Wurzeln von Bäumen oder unter Felsen sich verkriecht. Eine solche Wurzelhöhle soll Farrenwurzeln. Man hat ferner eine zweite Art Kiwi (Apteryx) entdeckt, welche die Wallroßjäger unter dem Namen Feuermann kennen. Er soll seine Eier, die faul so groß wie die des Emu, und schmutzigweiß wie die des Kiwi sein sollen, in Löcher legen. Seine Höhe beträgt drei Fuß." Wenn diese Angabe richtig ist, so kennte dieser Vogel wohl ein Dinermis sein. (Liter. Gaz. 17 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 105. 3. Mai 1847.

Madrid als Hauptstadt.

(Nach Ch. de Mazade, Revue des deux mondes 15 April.)

Madrid macht auf den ersten Augenblick keinen günstigen Eindruck; seine Umgebung hat nichts großartiges, nichts das eine bedeutende Stadt ankündigt, noch weniger den Sitz eines Reichs. Man scheint vielmehr in eine öde Gegend einzudringen; das Land ist kahl, unbevölkert, kaum steht man hie und da einige elende Dörfer, die in Staub zu verfallen scheinen, so sehr sind die ärmlich gebauten Häuser von der Sonne calcinirt. Je näher man Madrid kommt, desto öder wird das Land; selbst vom Hof des Palastes aus kann der Blick die unermeßlichen dürren Ebenen überschauen, die sich ähnlich den amerikanischen Rollprairien am Horizont verlieren; der Blick ist nur gehemmt durch die Kette des Guadarrama, dessen Schneegipfel sich in die Wolken erheben und die Winde, welche über Madrid hinstreichen, abkühlen. Kein Baum erfreut das Auge in diesem Zwischenraum, keine grünen Oasen enthüllen den Reichthum des Bodens und beleben die Landschaft.

Hat man indeß Recht, wegen dieser ungünstigen Lage zu behaupten, Madrid sey keineswegs in der Stellung, wie sie der Hauptstadt eines Landes zukomme? Dieser Gedanke kann wohl einen Augenblick aufsteigen, er hält aber nicht Stich, wenn man die einfache Frage anfwirft: welche andere Stadt hätte Spanien als Hauptstadt wählen können? Madrid ist von keinem Garten, keiner Huerta umgeben, wie Valencia, es ist nicht so günstig gestellt zur Erschaffung eines mächtigen ausgedehnten Handels wie Cadix, es zeichnet sich nicht aus durch die Thätigkeit seiner Manufacturen, wie das industriereiche Barcelona; es hat nicht die historischen Ueberlieferungen, wie Burgos und Cordova, nicht den Glanz der Monumente, wie Sevilla und Granada; vieles fehlt ihm, und dennoch, — wenn ich die Sache mehr noch aus dem Standpunkt der Zukunft als der Vergangenheit betrachte, — ist Madrid die wahre Hauptstadt Spaniens. Fast gleichweit entfernt von den Pyrenäen und Gibraltar, von Valencia und Galicien, ist es im wahren Mittelpunkt des Landes. Hat es nicht die Verdienste, nicht die scharfe, originelle Färbung der ebengenannten Städte, so hat es auch nicht ihren ausschließlichen Charakter. Madrid hat keine besondern Interessen, die es zu den andern Provinzen in einen Zustand von Feindseligkeit versetzen, seine Wohlfahrt hängt vielmehr mit der ihrigen zusammen, sein Uebergewicht wird wachsen mit ihrer gleichzeitigen Entwicklung, und seine Mittelstellung beruft es zum Schiedsrichter zwischen den mannichfachen, im Lande sich streitenden Elementen. Selbst der Charakter seiner Einwohner hat Eigenschaften, die es zu dieser Vermittlersrolle sehr befähigen. Der Madrilene hat nicht den schwerfälligen Ernst des alten Castilianers, nicht das anspruchsvolle Wesen des Andalusiers, nicht die Unruhe und den Ungestüm des Catalanen, nicht die bäurische Rohheit des Gallciers und Asturiers, noch den herben Stolz des Navarresen; er ist frei, offen, vielleicht nicht sehr tief, aber ohne alle Localvorurtheile, und leicht schmiegt er sich allen Geschmacksrichtungen und Gewohnheiten an. Der Madrilene hat die Ueberlegenheit, das Auszezeichnete, was sehr häufig den Bewohnern der Hauptstädte eigen ist. Wenn das politische Band, was die verschiedenen Theile der Halbinsel verbindet, manchmal zu locker, wenn die Centralgewalt fast illusorisch zu seyn scheint, so darf man nicht glauben, daß dieß daher komme, weil der Zufall einst in eine Einöde Neucastiliens eine Hauptstadt ohne alten Ruhmesglanz warf; der Grund ist ein viel bedeutenderer: die Provincialunabhängigkeit ist eine zu alte, in Spanien viel zu eingewurzelte Sache, als daß sie so leicht zu unterdrücken wäre: es ist nicht leicht, so viele widerstrebende Leidenschaften, die auf zahlreichen historischen Erscheinungen erwachsen sind, und später durch schwache Regierungen ohne Leitung gelassen wurden, unter Ein Gesetz zu beugen. So entspringt die in dieser Beziehung noch sehr reelle Schwäche Madrids nicht aus Ursachen, die ihm eigenthümlich sind, sondern aus dem allgemeinen Zustande des Landes, der mehr und mehr am Verschwinden ist; wenn die politische Erneuerung sich vollendet, so wird auch Madrid mehr und mehr zu der Stellung der übrigen Hauptstädte Europas sich emporschwingen. Schon spricht man von tausend kleinen Verbesserungen, die am Ende eine ganze Stadt umwandeln, von Versuchen, in die umliegenden Felder die Fruchtbarkeit zurückzuführen. Man braucht nur einige Tage sich innerhalb der Mauern Madrids aufzuhalten, um über die vor sich gehende Bewegung zu erstaunen, welche die materiellen Zustände, wie den Geist und die Gewohnheiten seiner Bevölkerung allmählich umwandeln. Man kann zuversichtlich behaupten, in zehn Jahren wird Madrid eine andere Stadt mit andern Gewohnheiten seyn.

Belgien und die Belgier.

(Fortsetzung.)

Eines der Schlagworte der vereinten katholisch-liberalen Opposition gegen die holländische Regierung war „Freiheit des Unterrichts.“ Diese erhielt Belgien in vollstem Maaße nach der Revolution. Unter der holländischen Regierung hatte der Staat den Unterricht ausschließlich geleitet, wenigstens in allen seinen

Digitized by Google

Theilen beaufsichtigt. In jeder Provinz bestand eine Commission unter dem Vorsitz des Gouverneurs, welcher die Leitung und Aufsicht des Schulwesens übertragen war. Nur der Staat hatte das Recht Volksschulen für den Primärunterricht zu errichten, keiner konnte als Lehrer auftreten ohne Ermächtigung der betreffenden Behörden, und diese Ermächtigung wurde in Folge eines von der Provincialcommission angestellten Examens ertheilt. Die Regierung hatte die Mittel in Händen, die Gemeinden zu nöthigen, die Mittel zur Unterhaltung einer Schule aufzubringen, und gab Zuschüsse zu dem Unterhalt der Lehrer. Um solche heranzuziehen hatte sie schon im Jahr 1819 eine Normalschule zu Lierre gegründet, und faſt in allen Städten sogenannte königliche Primärschulen, die den doppelten Zweck hatten als eigentliche Primärschulen zu dienen, und zugleich Landschullehrer zu bilden. Zur Beförderung des Schulwesens wurden in allen Städten Lehrergesellschaften gegründet, die periodisch zusammentraten, um sich über die besten Methoden zu besprechen. Der Unterricht hatte bei diesem eifrig betriebenen System vor der Revolution schon wesentlichen Fortschritt gemacht, und man zählte im Ganzen 4,047 Primärschulen, indeß waren von den 2510 Gemeinden noch kaum die Hälfte mit Schulen versehen; die Zahl der Schüler betrug im Jahr 1830 etwa 293,000 Kinder. Schlägt man die Bevölkerung in runder Summe auf 4 Mill., und nimmt die Zahl der Kinder von 6 bis 14 Jahren zu $^1/_6$ des Ganzen an, so war also noch nicht die Hälfte der Kinder mit Schulen versehen. Wenn man indeß erwägt, wie der Zustand des Unterrichts früher war, so muß man in diesem Ergebniß einen großen Fortschritt finden.

Die Revolution versetzte anfangs dem Primärunterricht einen harten Stoß, da nicht wenige Gemeinden, durch das Princip der Unterrichtsfreiheit sich selbst überlassen, seine Mittel zum Unterhalt der Schulen aufbrachten. Indeß nahm dieß, namentlich seit dem Jahr 1836, wo die ausgedehnte Gemeinde- und Provincialfreiheit durch Gesetze festgestellt wurde, bald eine andere Wendung: Provincialgesetze bestimmten, daß dieß Recht der Schlaufsicht denjenigen Behörden gebühre, welche Schulen gründen, unterhalten und unterstützen; die Gemeinden erhielten das Recht Schulen zu gründen ohne eine Oberbehörde zu fragen, der Gemeinderath ernannte die Lehrer, und obgleich jeder als Lehrer auftreten konnte, ohne sich einem Examen zu unterwerfen, so fanden doch manche Gemeinden und Provinzen in den Gesetzen von 1836 die Mittel, die Untersuchung der Fähigkeit der Lehrer nach gewissen gemeinsamen Regeln einzurichten. Die Geistlichkeit trug zur Verbreitung des Primärunterrichts in der Mehrzahl der Gemeinden wesentlich bei, und sie hat der Gesellschaft im allgemeinen, namentlich aber den Armen dadurch wesentliche Dienste geleistet.[1] Die Normalschule zu Lierre verfiel, weil die Lehrer bei der Revolution sich entfernt hatten, und nicht wieder ersetzt wurden, aber nach dem Jahr 1836 gewannen die oben erwähnten königlichen Normalschulen, die sich in den Jahren 1830 bis 1836 kümmerlich erhalten hatten, neue Kraft, und die Zahl derjenigen, welche in denselben sich zu Landschullehrern bildeten, und die im Jahr 1830 nur 557 betragen hatte, war im Jahr 1840 schon auf 837 gestiegen. Auch die Geistlichkeit gründete, namentlich neben den kleinen Seminarien, solche Normalschulen, und einige Provincialräthe thaten dasselbe. Die Regierung ermunterte alle diese Anstalten durch Ertheilung von Stipendien. Somit kann man sagen, daß der Primärunterricht nach kurzer Unterbrechung wieder gedeihliche Fortschritte gemacht hat. Ein Gesetz vom Jahr 1842 brachte Ordnung ins Ganze, und wurde von den Kammern, was beachtenswerth ist, fast mit Stimmeneinhelligkeit angenommen; nur drei Stimmen waren dagegen.

Diese Uebereinstimmung ist besonders merkwürdig, wenn man den Streit dagegen hält, der sich über dem mittlern Unterricht entsponnen hat, ein Streit, der mehrere Ministerien sprengte, und noch nicht entschieden ist. Ueber den Primärunterricht, der hauptsächlich nur Lesen, Schreiben und Rechnen umfaßt, konnte man sich leicht einigen, nicht so über den mittlern Unterricht, wo ganz andere Fragen zur Sprache kommen. Gleich nach dem Jahr 1830 gab ein großer Theil der Gemeinden freiwillig die Leitung der mittlern Schulen in die Hände der Geistlichkeit, andere erkannten wenigstens die Mitwirkung der geistlichen Behörde als unerläßlich an, wenn diese Schulen gedeihen sollten, in allen denjenigen Städten aber, wo die Gemeindebehörde den Unterricht nicht in die Hände der Geistlichkeit legen wollte, errichtete diese selbst Collegien aus eigenen Hülfsmitteln und machte den Unterricht so wohlfeil, daß die Concurrenz ganz zu Gunsten der Geistlichkeit ausfiel. Von 74 Anstalten für den mittlern Unterricht gehören jetzt 33 oder beinahe die Hälfte der Geistlichkeit, 29 sind Collegien,[1] welche seiner Art von bürgerlicher Aufsicht unterworfen sind, 4 erhalten Unterstützung vom Staat, und nur 8 andere werden ganz von demselben unterhalten. Der Artikel 84 des Gemeindegesetzes vom 30 März 1836, welcher das Recht der Lehrerernennung den Gemeinden ertheilt, gab den letztern Veranlassung die alten Einrichtungen aus der holländischen Zeit zum Theil wieder ins Leben zu rufen. Man sieht leicht ein, daß dieser Artikel die Gemeinden mit der Geistlichkeit in Zerwürfniß bringen mußte, wenn beide über die dem Unterricht zu gebende Richtung nicht eins waren, und dieser Artikel ist auch der Stein des Anstoßes geworden; der Staat hat wenig einzureden, denn außer den acht ganz von ihm unterhaltenen Anstalten unterstützt er nur vier, und nur auf diese dehnt sich sein Aufsichtsrecht aus.

Beiläufig müssen wir hier bemerken, daß der mittlere Unterricht seit der holländischen Zeit wesentliche Veränderungen erfahren hat, Veränderungen, deren Analoga sich auch in Deutschland finden. Die alten Sprachen hatten unter der holländischen Regierung für alle jungen Leute den Hauptgegenstand der Studien ausgemacht, und alles andere war ihnen untergeordnet; als die Zwangseinrichtung fiel, fand man es nöthig, Mathematik, Physik, neuere Sprachen u. s. w. beizufügen, und nun wurden der Unterrichtsgegenstände zu viel. Das rechte Maaß hat man dort noch so wenig gefunden, als in Deutschland, und es entsprang wohl aus diesem Mißstand die Einrichtung der Athenäen und der industriellen Schulen, die man nicht näher bezeichnen kann, als wenn man sie mit den höhern Bürgerschulen und Realschulen Deutschlands vergleicht. Die herrschende Begriffsverwirrung über das Wesen des Gymnasialunterrichts schadet den Schulen der Regierung bedeutend: man findet das Studium der alten Sprachen ziemlich schwach, das der Geschichte höchst unvollständig und außerdem den Unterricht in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften besonders unerfreulich. Dagegen traten die Jesuiten mit ihrer fest bestimmten Methode und ihrer anerkennenswerthen Ordnung auf, und ge-

[1] Preuſſin erkennt dieß ausdrücklich an. s. p. 217.

[1] Unter diesem Namen versteht man hauptsächlich die Jesuitenschulen, in denen die todten Sprachen und andere Vorbereitungswissenschaften für die Universität gelehrt werden.

Digitized by Google

wannen das Uebergewicht; in Namur haben die Jesuiten ein Collegium, das 150 bis 200 Pensionäre und 100 sogenannte Externen zählt; das königliche Athenäum, dessen Vorstand ein Pensionat zu halten berechtigt und gewissermassen angewiesen ist, zählt nur 15 bis 20 Pensionäre, dagegen 250 Externen; der Unterschied in den Externen kommt aber nur daher, daß der Unterschied in dem königlichen Athenäum unentgeldlich ist, während die Jesuiten von den Externen 60 Fr. jährlich verlangen.

Man ersieht aus diesem allem, daß die Einwirkung des Staats auf den mittlern Unterricht sehr schwach ist, sowohl was seine Befugnisse, als was seine eigenen Leistungen betrifft. Das Uebergewicht der Geistlichkeit, das im Primär- und Mittelunterricht so entschieden ist, zeigt sich auch nicht minder in den Universitäten; Lüttich und Gent sind die von der Regierung errichteten und bezahlten Universitäten, in Löwen hat die Geistlichkeit eine solche errichtet, und in Brüssel die Liberalen, namentlich unter Vorschub der Freimaurer. Im J. 1844 war der Stand dieser Universitäten folgender: Löwen 776, Lüttich 441, Gent 355 und Brüssel 322. Zeigt sich schon hier ein merkliches Uebergewicht der geistlichen Universität, welche von 1904 Zöglingen 776 zählt, so tritt dieß noch stärker hervor, wenn man weiß, daß auf den beiden Staatsuniversitäten auch Schulen sind, welche nach deutscher Ansicht nicht zum Universitätswesen gehören, in Gent eine Ingenieur-, und in Lüttich eine Minenschule; diese beiden zusammen haben etwa 200 Schüler, und zieht man diese von der Gesammtzahl von 1904 ab, so bleiben 1704, von denen also die Löwener Universität beinahe die Hälfte hat.

Der radicale Fehler der Organisation des öffentlichen Unterrichts in Belgien liegt, wie es bei der Freiheit desselben nicht anders seyn kann, in der Verschiedenartigkeit der Methoden. Der Staat hat diesem Uebelstand abzuhelfen gesucht durch die Einführung von Inspectoren für den Primärunterricht, durch die Errichtung allgemeiner Prüfungen für den mittlern und durch die Prüfungsjury für Ertheilung der akademischen Grade in dem höhern Unterricht. Die Einrichtung dieser Prüfungsjury war eine höchst mühselige Geburt, in der die widersprechendsten Anforderungen zu befriedigen waren. Nothwendig brachte eine Einigung zu Stande, scheint aber dabei seine Popularität vollends eingebüßt zu haben, indem sich ein heftiges Geschrei gegen den „liberalen" Minister erhob, der im Interesse der „Jesuiten" handle.

Ehe wir auf den hierüber ausgebrochenen Kampf kommen, wollen wir die mit Bezugnahme auf dieselben Fragen in Frankreich gefaßten Schlußbemerkungen Bouffnd, die noch vor dem vollen Ausbruch niedergeschrieben wurden, hier mittheilen. „Jeder Belgier kann sich bei den Universitätsprüfungen zur Erreichung der akademischen Grade stellen, gleichviel, welcher Anstalt er angehört oder wie er auch seine Studien gemacht haben mag. Das ist die breite Grundlage des Unterrichts in Belgien, und diese muß auch die logische Folge des Princips der Freiheit seyn, welches die Revolution von 1830 in allen Institutionen des Landes eingeführt und ohne Beschränkung in Wirksamkeit gesetzt hat. Indeß sind wir keineswegs Anhänger dieser unbeschränkten Unterrichtsfreiheit in Frankreich wegen der Gefahren, die sie in sich schließt, und welche daher kommen, daß in unserer Gesellschaft die religiösen Ueberzeugungen eine unermeßliche Veränderung erfahren haben, oder vielmehr weil der feste Glaube des Volkes, der die Grundlage desselben bildete, völlig verschwunden ist, um einem Geist des Zweifels, der Forschung Platz zu machen, der uns in dem Priester, welcher das Amt des Lehrers, des Gesetzgebers in Anspruch nimmt, den Menschen mit allen seinen Leidenschaften, das Werkzeug der Selbstsucht, des Stolzes oder des Ehrgeizes erblicken läßt. Was aber auch unsere Ansichten in dieser Beziehung seyn mögen, wir erkennen willig an, daß der Zustand der Dinge, wie er hinsichtlich dieses Gegenstandes in dem Königreich Belgien ist, als logisch und vernünftig angesehen werden muß. Wir läugnen aber, daß die Freiheit des Unterrichts in einem Staate wie Frankreich praktisch möglich ist wegen der tiefen Spaltung, die zwischen der menschlichen Freiheit, die wahrhaft göttlichen Ursprungs, und der priesterlichen Macht, welche es nicht mehr ist, wegen der widerstrebenden Tendenzen von Kirche und Staat, und weil sie endlich in unsere unglückliche Gesellschaft die blutigen Kämpfe zwischen geistlicher und weltlicher Macht zurückführen würde, die früher so viel Unheil anrichteten. Wir wagen nicht uns entschieden über den Punkt auszusprechen, ob diese Freiheit des Unterrichts auch nur für die belgische Gesellschaft paßt, wo doch der religiöse Glaube, wenigstens bei der großen Mehrzahl des Volks, weniger Veränderungen erfahren hat, als in Frankreich. Die Streitigkeiten, deren Zeuge wir selbst in vielen Fällen gewesen sind, die täglich sich wiederholenden Eingriffe der Geistlichkeit, ihr Streben nach einem Monopol, nach einer Censur der Journale, indem sie den Gläubigen das Lesen derselben verbietet, die stets erneuerte Gabe der Wunder, worvon sie so großen Gewinn zieht, alle diese Tendenzen wodurch sie täglich mit den Zeittendenzen in Zerwürfniß kommt, lassen erwarten, daß diese Forderungen der Priesterpartei mit der Zeit der liberalen Partei, welche selbst in den Provinzen, wo man vorher nie die Absicht der Geistlichkeit zu verdächtigen wagte, eine große Stärke verleihen werden." Der Kampf brach auch kurz darauf aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Witterung in Irkutsk.

Die nordische Biene vom 1 April dieses Jahres enthält ein Schreiben aus Irkutsk vom 23 Februar, worin nachstehende interessante Angabe über die Witterungsverhältnisse vorkommt. Der Verfasser, wahrscheinlich ein russischer Beamter, fand beim Durchblättern der Bibliothek seines Hauswirths in Irkutsk ein altes Buch, das an und für sich gar kein Interesse darbietet, auf dessen letzter Seite aber ein Register über die Kältegrade vom 7 bis 28 December 1819 (19 December 1819 bis 9 Januar 1820) eingeschrieben ist. Von diesen 22 Tagen sind weit über die Hälfte mit 40° Kälte und darüber, die meisten andern mit 38 und 39°, und nur ein einziger mit — 34° R. angemerkt. Die Zeit, wo der Thermometer zu Rath gezogen wurde, war zwischen 9 und 10 Uhr Morgens. Der Schreiber des Briefes bemerkt nun, daß der erste Winter, den er in Irkutsk zubringe, ganz erstaunlich von dem Winter des Jahres 1819 abweiche; er habe den ganzen Winter hindurch nie über 26° Kälte gehabt, fünf Tage im Februar ausgenommen, wo das Quecksilber auf 33° fiel. Die Einwohner von Irkutsk sollen behaupten, daß in den letzten zehn Jahren die Kälte kaum je auf 40° stieg, und auch dann nur auf zwei oder drei Tage.

Reiseberichte eines russischen Arztes in der Türkei.

Erster Brief.

(Schluß.)

Sultan Mahmud, der sich nach Vertilgung der Janitschaaren mit der Bildung eines regelmäßigen Heeres beschäftigte, fühlte die Nothwendigkeit einheimische Aerzte für dasselbe zu haben, und gründete zu dem Ende eine Anstalt, wo dreißig junge Türken unter der Leitung zweier

Digitized by Google

Professoren in der Medicin und Chirurgie unterrichtet wurden. Von einem so unbedeutenden Anfang ließ sich nichts erwarten, aber mit der Thronbesteigung Abdul Medschids wurde die Anstalt umgeformt oder so zu sagen neu errichtet. Man versetzte dieselbe aus dem alten Häuschen in Stambul nach der Vorstadt Pera, und verband sie mit dem großen Corps der Jschoglans (Pagen); man gab ihr eine militärische Organisation, berief einen Arzt aus Wien, Dr. Bernar, als Director, führte die französische Sprache zum Vertrag für alle Wissenschaften ein, und vergrößerte die Zahl der Zöglinge auf 500. Solchergestalt vervollkommnete sich die Anstalt trotz des Widerstrebens der Fanatiker und der sindern Angriffe der Intrigue, welche in dem classischen Lande des Orients so gewandt und allmächtig ist, mit jedem Jahr, und hat jetzt einen Grad der Entwicklung erlangt, welcher der Regierung so wie den Personen zur Ehre gereicht, die durch die zahllosen Schwierigkeiten nicht geschreckt, muthig zu dem edlen Ziele fortschritten.

Folgendes ist die jetzige Einrichtung der Schule von Galata Serai: die Zahl der Schüler beträgt 450, sie werden sehr jung und noch ganz unwissend aufgenommen, und müssen türkische Unterthanen seyn, jedoch ohne Ansehen des Standes und Glaubens, so daß unter ihnen gegen hundert Armenier und Griechen sich finden, die ganz friedlich mit ihren Gefährten leben. Sie werden alle auf Staatskosten in der Schule erhalten, tragen eine Uniform, [1] werden in Classen abgetheilt und die Trommel ruft sie zum Essen zusammen. Der Lehrcurs dauert zehn Jahre, vier in den Vorbereitungs- und sechs in den medicinischen Classen. In den ersten werden Lesen und Schreiben in türkischer, arabischer und französischer Sprache, allgemeine und ottomanische Geschichte, Arithmetik, die Anfangsgründe der Geometrie, Geographie und der Rechtschreibung gelehrt. Der medicinische Curs umfaßt folgende Gegenstände: Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Anatomie und Physiologie, Materia Medica und besonders Therapie, allgemeine Anatomie und Pathologie, Gesundheitslehre, die kleinen chirurgischen Operationen, medicinische und chirurgische Klinik, pathologische Anatomie, die Lehre von den Operationen und die Akologie. [2] Die Entbindungskunst wird den Studenten des zehnten Curses zugleich mit den Hebammen gelehrt. Bei der Schule findet sich ein pharmaceutisches Institut, um Apotheker für die Militärhospitäler zu bilden. Professoren an der Anstalt sind 17; dieß sind Europäer oder auf europäischen Universitäten gebildete Griechen und einige Türken, welche den Curs in der Schule selbst vollendet haben. Director des Unterrichtswesens ist seit dem Tode des Dr. Bernar der Professor der medicinischen Klinik, Dr. Spitzer aus Wien. Die Studenten bleiben nach Vollendung des zehnten Curses noch ein Jahr in der Anstalt, um sich zum Examen vorzubereiten, und nachdem sie durch Vertheidigung von Thesen in französischer und türkischer Sprache sich den Grad eines Doctors erworben haben — welches Wort jetzt auch in die türkische Sprache aufgenommen ist — werden sie mit dem Rang eines Majors (Bimbaschi) und 12,000 Piaster (1200 fl. C. M.) jährlichem Gehalt zum Dienst in den Armeen und den Spitälern angestellt.

Da ich die Anstalt sehr oft besuchte und in ihrem Zustand und ihre Lehrmethoden eindrang, so kann ich nicht umhin, über die raschen Fortschritte, welche im Laufe ihres siebenjährigen jetzigen Bestands gemacht wurden, zu erstaunen. Indeß finden sich viele Mängel: man sollte die Unterrichtsgegenstände, namentlich in den Vorbereitungsclassen, und die Geldmittel der Schule vermehren. Dennoch muß jeder, der den türkischen Boden kennt, auf welchem alle Neuerungen dieser Art in der Türkei stehen, über das was bereits geschehen ist, erstaunen. Ich kenne aus der Schule von Galata Serai hervorgegangene junge Leute, von denen die einen in der Schule als Professoren, andere als Aerzte an den Spitälern dienen, und die mit ziemlich umfassenden Kenntnissen und genügender Bildung ausgestattet sind. Die medicinische Klinik, welche hundert Betten umfaßt, wird alle Tage von Dr. Spitzer gehalten und ist sehr lehrreich. Es war mir angenehmend angenehm, türkische Jünglinge zu sehen, welche fertig französisch sprechen, Krankheiten des Herzens und seiner Klappen, die in Konstantinopel sehr häufig sind, mit dem Stethoskop untersuchen und regelmäßig abgefaßte Recepte schreiben. In der Chirurgischen und in der Augenheilanstalt sind fünftig Betten. Im verflossenen Monat April wurden zum erstenmal, seit das türkische Reich bestand, in meiner Anwesenheit zwei Leichen von Negerinnen eröffnet, die auf dem Sklavenmarkt starben, und auf Befehl des Sultan nach dem anatomischen Theater geliefert wurden. Der Sultan befahl auch künftig alle auf dem Sklavenmarkt verstorbene muselmännische Frauen dahin zu liefern. In Europa mag das als unbedeutend angesehen werden, hier in Konstantinopel ist es eine höchst wichtige Thatsache. Nämliche Leichen kommen auch den Lazarethen der Steäfinge im Arsenal. Die Anstalt hat nicht sehr große, aber gut unterhaltene anatomische und zoologische, wie mineralogische und physikalische Cabinette; ein kleiner botanischer Garten ist im Hof des Gebäudes; ferner findet sich eine Apotheke mit Laboratorium, worin die Arzneimittel für Spitäler zubereitet werden, eine Bibliothek und eine Lithographie, um Krankenlisten, Signaturen, Register u. s. w. zu drucken.

Täglich von 12 bis 4 Uhr nehmen die Aerzte der Anstalt Kranke an, die aus der Stadt kommen; dieß sind meistens türkische Frauen und Kinder, und die Studenten erhalten hier Gelegenheiten auch Krankheiten derselben kennen zu lernen, die sie in den Spitälern nicht zu sehen bekommen. Ich besuche sehr häufig diese Poliklinik, wo ich eine dem reisenden Europäer sonst nicht zugängliche Quelle zahlreicher pathologischer und ethnographischer Beobachtungen habe, die ich vielleicht mit der Zeit bekannt mache. Die Zahl der Kranken, welche täglich hierherkommen, um den unentgeltlichen Rath der Professoren zu benützen, ist ungeheuer, und betrug nach der Verschreibung des Dr. Spitzer im vorigen Jahr (1845) 17,500.

Der Sultan besucht regelmäßig die öffentlichen Prüfungen in der Schule, er nimmt häufig selbst aus der Urne die Fragen, auf welche die Docteranden antworten müssen. Die, welche Doctordiplome erhalten, leisten den Eid, die Muslems auf den Koran, die Christen aufs Evangelium. Außer einem vollständigen und guten Unterhalt empfangen die Zöglinge aus dem Schatze noch eine monatliche Besoldung, welche mit jeder Classe ansteigt, z. B. die Kinder erster Classe 20 Piaster, die Studenten des letzten Curses 150 Piaster (15 fl. C. M.) des Monats. Die Anstalt steht unter der Oberleitung des Hrfim-Baschi Ismael Effendi. Er kommt zweimal in der Woche in die Schule, wo er Bittgesuche annimmt, die laufenden Sachen entscheidet u. dgl. Zur Chrakteristik des hiesigen Verhältnisse kann auch dienen, daß dieser Beamte, welcher 32 Jahr alt ist, den Rang eines Generallieutenants (Ferik) und 12,000 Piaster monatlichen Gehalt hat, außer den Rationen, die seinem Rang gebühren. Früher beschäftigte er sich mit kleinen chirurgischen Operationen, worunter die Beschneidung die wichtigste war. Da er diese Operation an dem Thronerben, dem jetzigen Padischah, verrichtet hatte, wurde er von Mahmud nach Paris geschickt, wo er fünf Jahre blieb. Dann reiste er durch Deutschland, England und die Schweiz, kehrte endlich hieher zurück und erhielt im vorigen Jahre sein jetziges Amt.

Wenn diese und ähnliche Einrichtungen bei weitem nicht die Entwicklung und Vollständigkeit erlangt haben, wie in andern civilisirten Ländern, und wenn man eine ähnliche Schilderung stets nur in Anbetracht des frühern Zustandes und der Verhältnisse des Landes aufnehmen muß, so können sich dagegen die Spitäler (wovon wir schon früher berichteten) den besten ihrer Art in Europa vergleichen und bilden in der That den Glanzpunkt der hiesigen Verbesserungen. Was Reinlichkeit, Geräumlichkeit, Güte und selbst Luxus der Einrichtung betrifft, so würden sie vielleicht den ersten europäischen Hauptstädten zu Zierde gereichen.

Mißtrauen der japanischen Regierung. Die holländische Regierung hat der französischen in Folge des neuen Versuches des Contreadmirals Cecile von Seite der japanesischen Regierung die Anzeige gemacht, daß künftig japanesische Schiffbrüchige nur durch niederländische oder chinesische Schiffe nach Japan zurückgebracht werden können. (Journ. du Comm. d'Anvers. 24 April.)

---

[1] Einen kunstreichen Oberrock mit grünen Sammetaufschlägen, die auf jeder Seite mit dem silbernen Stabe und der Schlange Aesculaps gestickt sind.

[2] Kenntniß der Geburtsgliedern Heilmittel.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 106. 4. Mai 1847.

Religionszustände der Osseten, Inguschen und ihrer Stammgenossen.

(Nach Sjögren in der Zeitschrift „Kaukas." S. Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. Nov. 1846.)

Die Zeitschrift „der Kaukas" bemerkt, die nachstehenden Notizen seyen von dem bekannten finnländischen Gelehrten Sjögren während seines mehrjährigen Aufenthalts im Kaukasus gesammelt worden, und da sie besonders auch in ethnographischer Hinsicht ein Interesse haben, so theilen wir den kurzen Auszug, welchen das Journal des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts bietet, hier mit.

„Der größere Theil des Kreises von Wladikaukas, der aus zwei Hauptstämmen, dem ossetischen und tschetschnischen besteht, bekennt sich äußerlich zum christlichen Glauben, der kleinere zum Islam, und ein dritter endlich ist noch heidnisch. Nirgends im ganzen Kaukasus hat das Christenthum solche Fortschritte gemacht, wie in diesem Kreis, aber die Frömmigkeit ist auf einer sehr niedrigen Stufe stehen geblieben. Da die Bewohner dieses Kreises sich in der Mitte der kaukasischen Bergkette befinden, und mit Transkaukasien verkehren, so wirkte auf sie vor alter Zeit von Georgien her das Christenthum, und von Westen und Norden von den Kabardinern her der Islam ein. Die Eingebornen neigten sich bald der Herrschaft der Kabardiner, bald der der Georgier zu, nahmen abwechselnd bald die Lehren der einen, bald die der andern an, verwechselten endlich alle Begriffe und blieben in ihrer rohen Unwissenheit. Ihre Politik in diesem Falle war, wie sie gewöhnlich bei schwachen, besiegten Stämmen ist, sie nahmen je nach den Zeitverhältnissen die Formen der Sieger an, und blieben hartnäckig auf ihrer eigenen Ansicht. Jetzt bei unserer Glaubensbildung und bei unsern Bemühungen so viel möglich durch milde Mittel diese Wilden zu civilisiren, wurden die Eingebornen, welche den eigentlichen Zweck der Regierung schlecht begriffen, wahre Indifferentisten: der Mullah erhebt seine Stimme neben dem Glockenklang; Galierd, der Götze der Kisten, steht ruhig in dem Raum der alten verlassenen Kirche der Königin Tamar. Seltsam, niederschlagend ist es, diese Vermischung der Religionen und diese seltsame Nichtachtung gegen alle und jede zu sehen. Der Ossete z. B. hält sich für einen Christen, hat aber dabei unter mannichfachen Vorwänden und Benennungen mehrere Weiber, scheert sich das Haar und nimmt Waschungen vor: bei Begräbnissen und Heurathen vollzieht er heidnische Ceremonien, bringt dem Götzen Opfer dar, geht nicht in die Kirche, und zugleich verehrt er den Erzengel Michael und den Propheten Elias; seine Familie folgt seinem Beispiel. Uebrigens sind die Moslems nicht besser als die Christen; sie sind Sunniten, aber nur wenige kennen die vorgeschriebenen Gebräuche ordentlich, und eine noch geringere Zahl befolgt sie. Die Mollas selbst sind nicht sonderlich verständige Leute, und haben in der Meinung des Volks nur den Vorzug voraus, daß sie aus seiner eigenen Mitte gewählt werden. Und dennoch zeugen die Ueberreste einer großen Zahl von Kirchen in den Thälern der Kisten und Kurtaten, die daselbst gefundenen Bücher, Gefäße, Geräthschaften und Geld, die Verehrung christlicher Heiligen durch die Heiden, so wie die Benennung derselben, alles zeigt deutlich, daß die Bewohner dieses Kreises Christen waren, die bei der zwischen Kabardinern und Georgiern unaufhörlich wechselnden Herrschaft vom Glauben abfielen, und als endlich die Russen Herren wurden, diesen Umstand benützten, um zu ihren alten Götzen zurückzukehren. So waren die Inguschen, ein Zweig der Kisten, im J. 1810, als sie in den russischen Unterthanenverband traten, wiederum Heiden und schwuren Treue bei ihrem Götzen Galierd; in dem Vertrag, der bei dieser Gelegenheit abgeschlossen wurde, machten sie den Zusatz, daß ihre heidnische Gottesverehrung unangetastet bleiben solle, während doch die unter ihnen herrschenden Sagen und die aufgefundenen Denkmäler beweisen, daß sie ehemals Christen waren. Seit 1820 haben die russischen Missionäre angefangen die Inguschen zum Christenthum zu bekehren, und haben auch ohne große Mühe zwei Drittheile des Volkes zur russischen Kirche herübergebracht, aber auch jetzt noch verehren sie den Galierd und bringen ihm Opfer.

„Das ist der religiöse Zustand des Kreises von Wladikaukas: alle Stämme glauben an Gott, an ein zukünftiges Leben im Paradies oder in der Hölle, und an die Heiligen, die auch bei den Heiden christliche Namen tragen; ferner halten sie einige Orte für heilig, sie glauben, daß die Guten im künftigen Leben alle zu Einer Familie sich vereinen, der Vielweiberei pflegen, in schönen Gärten spazieren und gute Nahrung genießen werden; daß der Erschlagene seinem Feind gegenüber gerade ins Paradies eintreten, und daß seine Feinde ihm dienen werden; daß endlich der Erschlagene das beneidenswerthe Vorrecht genießen wird, sich von seinen Verwandten wen er will als Gefährten im Paradiese auszuwählen; darum beklagen auch die Verwandten einen Erschlagenen nicht, sondern preisen im Gegentheil sein Loos. Von der Erschaffung der Welt haben die Bergvölker durchaus keinen Begriff, doch kennen sie auch die Namen der beiden ersten Menschen Adam und Eva, — „Adan" und „Ame."

Digitized by Google

Belgien und die Belgier.

(Fortsetzung.)

Die Macht, welche die Geistlichkeit im Unterrichtswesen übt, ist nur der Ausdruck ihres Einflusses im bürgerlichen Leben überhaupt: darum wurde das Gesetz über den mittlern Unterricht das Stichwort des Streits gegen die Uebermacht der Geistlichkeit. Bis zum J. 1839 und 1840 war Belgien mit der Constituirung seiner Unabhängigkeit zu sehr beschäftigt, als daß der innere Streit stärker zum Ausbruch hätte kommen können, aber darum wuchsen die Parteien um nichts minder an: die Geistlichkeit suchte die gleich nach der Revolution gewonnene Stellung zu befestigen, und die Liberalen sammelten ihre Kräfte zum Widerstand und zum Angriff. Im Jahre 1841 bei den damaligen Wahlen zur halben Erneuerung der Kammern fand, und zwar eben in Bezugnahme auf den Stand des Unterrichts, eine Coalition aller Zweige der liberalen Partei statt, im Jahre 1843 wurden die Wahlen schon sehr heftig, im J. 1845 gingen dieselben in mehrern Städten, namentlich in Brüssel selbst, unter dem Ruf: a bas la calotte! vor sich, und da die Concessionen, welche die Regierung dem großen, im Senat repräsentirten Grundbesitz machte, [1] auch den Handelsstand, namentlich die Stadt Antwerpen verletzte, so fiel die Regierung auch dort durch. Die Folge war, daß Rothomb, der Mann der Mitte, aus dem Ministerium trat, und Vandenweyer, bisher Gesandter in London, berufen wurde. Vandenweyer stand in dem Streit keineswegs neutral da: abgesehen von seinen Antecedentien vor und während der Revolution hatte er auch kurz vor seiner Berufung auf den Ministerposten eine Broschüre gegen den um sich greifenden Einfluß der Geistlichkeit unter dem sehr durchsichtigen Pseudonym „du Fan“ [2] geschrieben, hatte also schon entschieden Partei ergriffen. Zwar suchte er eine Diversion zu machen, indem er zum Verdruß sehr vieler Liberalen, deren Ansichten fast durchaus auf der neuen französischen Bildung fußen, dem Flämischen Eingang in die Akademie verschaffte und überhaupt die flämische Sprache hervorhob, aber die Städtebevölkerung von Flandern und Brabant ist einestheils zu sehr französirt, um einen solchen Schritt als eine besondere Gunst anzunehmen, andererseits zu sehr von liberalen Ideen ergriffen, als daß er der Geistlichkeit damit hätte einen Dienst erzeigen können.

Wenn einmal die Aufregung sich eines Volkes bemächtigt hat, so läßt es sich nicht leicht durch solche Seitensprünge von seinem Ziele ablenken, und Vandenweyers Diversion verfehlte deßhalb ihren Zweck. Er mußte vielmehr bald über die ärgerliche Streitfrage sich aussprechen, und diese Nothwendigkeit führte ein sonderbarer Zufall herbei. Der Vorstand des Collegiums zu Doornyk, welches die Gemeinde auf ihre Kosten errichtet hatte und unterhielt, mißliel dem Bischof, der sich von dem Bürgermeister und den Schöffen der Stadt durch einen förmlichen Vertrag die Oberleitung des Collegiums übertragen ließ; die Gemeinde protestirte, und die Kammer der Repräsentanten ergriff begierig die Gelegenheit, um Hrn. Vandenweyer, der bisher noch ein diplomatisches Schaukelsystem befolgt hatte, zu einer definitiven Erklärung zu bringen. Vandenweyer versprach einen Gesetzentwurf vorzulegen, der den strittigen Punkt entscheide. Indeß lag die Entscheidung schon in dem früher erwähnten Art. 84 des Gemeindegesetzes, welcher die Ernennung von Lehrern an den von Gemeinden errichteten Lehranstalten den Gemeinderäthen zuertheilt; Bürgermeister und Schöffen üben nur eine übertragene Gewalt, konnten also das Recht des Gemeinderaths ohne dessen Zustimmung nicht an den Bischof abtreten. Vandenweyer hatte also seine Rechte, als sich in dieser Frage von seinen Collegen, die der Priesterpartei anhingen, zu trennen, oder sich ganz ihnen anzuschließen; das Verfahren Rothombs, der alle seine Nachgiebigkeit gegen die Geistlichkeit noch mit einem liberalen Firniß überkleistert hatte, und nur ein immer unfruchtbarer werdendes Princip zu wahren suchte, ließ sich nicht fortsetzen, und so trat Vandenweyer mit einem Gesetzvorschlag auf, welcher dahin ging, „daß die Gemeinden keinen dritten die ihnen vom Gesetz zugeschiedene Macht über die Anstalten des mittlern Unterrichts abtreten könnten, und daß jeder entgegenstehende Vertrag null und nichtig sey.“ Die liberale Partei hätte selbst nicht entschiedener sprechen können. Die Priesterpartei erkannte das Gefahrvolle dieser Erklärung für ihren Einfluß, und als Vandenweyer in Verbindung mit Hrn. Hoffschmidt seinen Vorschlag in den Ministerrath brachte, erklärten sich alle der Priesterpartei anhängenden Mitglieder, namentlich der Justizminister d'Anethan und der Finanzminister Malou, dagegen. Es erfolgten einige heftige Scenen, und das Ministerium erklärte dem König, daß es sich auflösen müsse.

Nun war die Verlegenheit groß, denn jetzt mußte eine Wahl getroffen werden zwischen einer der beiden Parteien: die Priesterpartei hatte durch ihr starrsinniges Beharren bei der Frage über das Collegium in Doornyk gezeigt, daß sie die letzten Garantien, welche ihrer Herrschaft über den Unterricht noch entgegenstanden, niederbrechen wolle; hätte sie in diesem Falle sich gemäßigt benommen, sie hätte sich selbst eine harte Nothwendigkeit erspart. Der König versuchte alles, um der bittern Wahl auszuweichen: er wandte sich an die HH. De Brouckere und Dumon, die aber auf dem Programm Vandenweyers bestanden, Liebte, ein Mann den die allgemeine Achtung beider Parteien jedes Jahr auf den Präsidentenstuhl der Repräsentantenkammer beruft, hatte schon beim Fall Rothombs das Ministerium ausgeschlagen, kurz kein Mann von Gewicht und Ansehen wollte es übernehmen das Schaukelsystem fortzusetzen. Unwillig über die Lage, in welche ihn der Starrsinn der Priesterpartei versetzt hatte, berief der König Hrn. Rogier, um ihn mit der Bildung eines Ministeriums zu beauftragen. Rogier war eines der Häupter der Union gewesen, war an der Spitze der Lütticher Freiwilligen vor den bekannten Septembertagen in Brüssel eingezogen, hatte später mehrmals das Ministerium des Innern geführt, und sich namentlich durch die Anlegung des Eisenbahnnetzes unläugbare Verdienste um das Land erworben; er und die ältern Liberalen Lebeau, Verhaegen und andere bildeten die sogenannte Partei der Doctrinäre, und suchten zwischen den Liberalen oder Radicalen, wie man sie jetzt nannte und der Priesterpartei eine billigere Mitte zu halten. Es ging aber dieser Mittelspartei, wie allen ihren Vorgängern, sie war machtlos. In den zehn ersten Jahren nach der Revolution, als das Schicksal Belgiens noch zum Theil von dem guten Willen fremder Mächte abhing, hatte die reichere Classe des Landes, die sich im Senat concentrirte, sich mit den Doctrinären eng verbunden, um der ultraliberalen und ultrakatholischen Partei, welche nur die äußern, damals so wichtigen Fragen verwirren konnten, die Spitze zu bieten; jetzt nachdem Belgiens Unabhängigkeit sicher gestellt war, stand die Sache anders und Rogier hatte seit dem Jahr 1841 erfahren, — und sollte später noch mehr erfahren, — daß er

[1] Darauf werden wir bei der Frage über den Handel näher eingehen.

[2] Eine Uebersetzung des flämischen Worts „Van de Weyer.“

Digitized by Google

ohne die radicale Partei keine Macht befäße. Rogier sollte ein Cabinet mit Ausschließung des radikal-liberalen Elements bilden.

Diese Aufgabe war, wenn man nur die Personen im Auge hatte, nicht eben schwer, so wie es sich aber um die Maaßregeln handelte, so änderte sich die Sache, weil er mehr auf die Stärke der Radicalen als auf seine eigene bauen konnte. In der Repräsentantenkammer hätte er sich allenfalls bis zu den neuen Wahlen im Junius 1847 behaupten können, weil Liberale und Clericale seit dem Siege der erstern in den Wahlen von 1845 sich so ziemlich das Gleichgewicht hielten, und eine flottirende, stets mit dem Ministerium stimmende Minorität ihm eine Mehrheit sichern konnte; aber anders war es im Senat, der bei dem Wahlbarkeitscensus von 1000 fl. directe Steuer sich hauptsächlich aus der Aristokratie recrutirt, welche in Belgien noch den großen Grundbesitz repräsentirt, und theils mit dem Mittelstande überhaupt, theils und besonders mit dem Handel in Kampf verwickelt ist; [1] stützte sich Rogier auf den radicalen Theil, so stand Aufhebung der Getreidegesetze u. dgl. vor der Thüre; darum verlangte der König Ausschluß des radicalen Elements, aber Rogier war nicht im Stande es auszuschließen, denn diese Partei gebietet über die Clubs, über die Freimaurerlogen, über die Mehrzahl der Journale, in einem großen Theil der Gemeinderäthe, kurz sie ist in wenig Jahren zu einer furchtbaren Macht herangewachsen. Namentlich in den Gemeinderäthen war eine große Veränderung vorgegangen: die Priesterpartei, welche früher nichts als Freiheit und Unabhängigkeit der Gemeinden gepredigt hatte, wandte sich seit einiger Zeit mehr und mehr zur königlichen Prärogative, der sie sich sicher glaubte, und die Liberalen ließen jetzt ihrerseits die Centralisationsideen fahren und wurden die Vorsprecher der Gemeindefreiheit. Demgemäß stellte Rogier sein Programm, welches gegenseitige Unabhängigkeit der bürgerlichen und religiösen Gewalt namentlich in Bezug auf den mittlern Unterricht, Zurücknahme des Gesetzes, welches zu einer willkürlichen Zerstückelung der Gemeindewahlcollegien berechtigt, und Beschränkung der für die Regierung stipulirten Freiheit, die Bürgermeister auch außerhalb des Gemeinderaths zu wählen, in Anspruch nahm. [2] Mit dieser letzten Forderung zeigte er, daß seine Verbindung mit den Radicalen nach wie vor bestehe, und da er somit nicht hoffen konnte, die Abneigung des Senats zu beflegen, so stellte er drei Fälle auf, in welchen ihm Auflösung der Kammer frei stehen müsse. Das war es aber eben, was der König um jeden Preis vermeiden wollte, denn damit hätte er zugleich die Aristokratie und die clericale Partei vor den Kopf gestoßen. Man fand also das Programm unannehmbar, und nun blieb keine Wahl, als ein ganz clericales Ministerium zu bilden. Graf de Theux trat an die Spitze, doch erst nach sechswöchentlichem Zaudern, was eben nicht für eine Zuversicht in seine eigene Kraft zeugte, und darum auch einen seiner Partei sehr ungünstigen Eindruck machte.

Der Entschluß des Königs erregte bei den Liberalen den heftigsten Unwillen, so daß sich der radikale Theil derselben selbst antidynastische Ausfälle erlaubte, ein Umstand, der wohl hauptsächlich dazu beitrug die Altliberalen, Lebeau, Rogier, Verhaegen u. s. w. zu bestimmen, sich von dem liberalen Club der Alliance zu trennen, und einen Club für sich, die „Association libérale" zu stiften. Es war dieß ein unglücklicher Schritt, der nur die Machtlosigkeit der Altliberalen zeigte, denn als sie in einigen Communalwahlen Brüssels der Alliance gegenüber Candidaten aufstellten, fielen diese mit großer Mehrheit durch, und man sucht jetzt eifrigst den Frieden zwischen beiden Theilen herzustellen, denn die Wahlen stehen vor der Thür und sollen am 10 Junius vorgenommen werden. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Liberalen, wie im Jahr 1845, den Sieg davon tragen werden; dann muß das Ministerium de Theux alsbald abdanken, und ein liberales an dessen Stelle treten, das, auf seine Mehrheit in der Repräsentantenkammer gestützt, auch dem Senat Gesetze dictiren dürfte. Viele scheinen indeß zu glauben, daß bei dieser Veränderung revolutionäre Plane und Auftritte nicht ausbleiben werden. Dieß ist aber ein starker Irrthum; das ganze Land ist der Ruhe und der Entwicklung der materiellen Interessen zu sehr beförtlig, als daß man es einer jedenfalls kleinen Zahl Unruhstifter gestatten werde, den gegenwärtigen Bestand der Dinge zu ändern. Was man von den Clubs und ihrer Gefährlichkeit sagt, ist alles eitel Täuschung, denn der gefürchtete liberale Congreß, dessen Zweck einzig dahin geht, die Wahlen nach Einem Ziel zu leiten, damit die Stimmen sich nicht zersplittern, besteht aus den angesehensten Personen der Städte und zum Theil auch des platten Landes, aus Bürgermeistern, Grundbesitzern u. s. w., die bei einem gewaltsamen Umsturz alles zu verlieren haben.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Sie hatte ein Getreidegesetz ähnlich dem englischen durchgesetzt, und auch in manchen andern Gegenständen, z. B. in der Besteuerung des Nationalzuckerrohrs stieß ihr Interesse hart mit dem der Handels zusammen.

[2] Auch die Prüfungsjury sollte künftig statt von den Kammern von der Regierung gebildet werden, ein wichtiger Schritt gegen die Geistlichkeit; der König schien indeß, in englischen Ansichten befangen, hauptsächlich auf die im Senat repräsentirte Aristokratie Rücksicht zu nehmen.

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Vierter Brief.

(Von J. J. Ampere.)

4. Das alte und neue Cairo.

Von den Pyramiden nach Cairo sind es zwei Stunden und sechs Jahrtausende: man kann keinen größern Sprung machen, als von dieser Urcivilisation in die neue, welche Mehemed Ali hier einzupflanzen sucht. Der Contrast ist groß zwischen dem Schweigen dieser Gräber, an denen ich zwei Tage zubrachte, und der lärmenden Bewegung, in welche man sich hier versetzt findet. In diesen Straßen, wo man sast mit den beiden Ellenbogen an den Mauern anstößt, galoppiren Esel daher, Soldaten laufen einem trabenden Pferde voraus und theilen Peitschenhiebe aus, Züge von Kamelen ziehen daher, beladen mit Brachtteinen oder mit querüberliegenden Ballen, groß genug, um die Verübergehenden zu zermalmen oder zu durchstechen. Die Entschuldigung der jungen Frau in Tausend und Einer Nacht, welche der Kaufmann in die Wange gebissen hatte, hätte sich in Cairo ebensowohl als in Bagdad anbringen lassen. „Um mit Beembely beladenes Kamel, sagte sie zu ihrem Mann, ist in dem Gedränge auf mich zugekommen und hat mich in die Wange gebissen." Wie oft ist mir beinahe dasselbe passirt. Büffel, die man mit Stockhieben antreibt, mischen sich ins Gewirre. Beileau hätte nie von dem Gedränge in Paris geschrieben, wenn er je zu Cairo gewesen wäre. Was am meisten hier in Verwunderung setzt, ist die Verschiedenheit der Straßen, von denen die einen belebt und lärmend, die andern schweigsam und fast verödet sind: wenige Augenblicke nach unserer Ankunft führte uns der Dragoman eine Viertelstunde weit durch ein Labyrinth von Sträuchen und Durchgängen; wir kamen durch Höfe und Ställe, jeden Augenblick mußte man eine Thüre öffnen, denn es war Abend und jedes Quartier sperrt sich ab. [1] Manchmal glaubte ich mich in einem Keller oder in einem engen, dunkeln Corridor. Als ich wieder

[1] Man weiß gewöhnlich Cairo in 23,000 Quartiere, obgleich Leute, die sehr unterrichtet scheinen, mich versicherten, es seyen nur dreißigtausend bestimmt geschieden. Man schließt sie alle Abends vermittelst gewisser Holzschlösser.

Digitized by Google

herausstrat, schimmerten die ersten Sterne am Himmel, die aufgegangen waren, ohne daß ich es beobachtet hatte. Ich habe oft im Orient diesen Contrast zwischen dem Schweigen und dem Lärm, zwischen der regellosen Bewegung und der gänzlichen Ruhe bemerkt.

Die verschiedenen Gewerbszweige sind in Cairo in besondern Quartieren vertheilt, wie es im Mittelalter in unsern französischen Städten, selbst in Paris der Fall war, wo man noch die Spuren dieser Vertheilung in den Namen mancher Straßen, wie Tisserandrie, Ferronnerie, der Maurer-, Stickerstraße u. s. w., in dem Kai der Goldarbeiter findet, der noch seiner ursprünglichen Bestimmung treu geblieben ist. Es war so, und ist noch so in manchen Städten Italiens. Kam diese Einrichtung aus dem Orient, oder hing sie, was wahrscheinlicher ist, mit der Einrichtung der Zünfte zusammen, die vielleicht selbst bis zu den Corporationen hinaufsteigen, welche die Römer Collegia nannten?

Der Anblick von Cairo ist sehr malerisch, und es ist viel mehr Architektur und Kunst da, als in Konstantinopel. Eine große Menge Häuser sind aus Stein aufgeführt. In jeder Straßenecke findet man ein Thor in arabischem Geschmack, einen zierlichen Brunnen, ein Minaret oder etwas ähnliches. Besonders reizend sind die Muscharabie, eine Art Balcone, die mit Gittern von geschnitztem Holz bekleidet sind, dessen Zierlichkeit die Blicke anlockt und die Fremden in Erstaunen setzt. In der Bezauberung, in welche man durch alle diese Dinge versetzt wird, ist man versucht, mit einer Person in Tausend und Eine Nacht auszurufen: „wer Cairo nicht gesehen hat, hat nichts gesehen, sein Boden ist von Gold, sein Himmel ist ein Wunder, seine Frauen sind wie die Jungfrauen mit schwarzen Augen, welche das Paradies bewohnen, und wie könnte dieß anders seyn, da Cairo die Hauptstadt der Welt ist!“

Solche Erinnerungen kommen hier ganz natürlich, denn wenn man die Straßen dieser Stadt durchläuft, glaubt man die Tausend und Eine Nacht zu lesen. Lane, welcher eine sehr genaue Uebersetzung derselben gegeben hat, und das arabische Leben, so wie das Leben in Cairo insbesondere besser kennt, als irgend jemand, erklärte in der Tausend und Eine Nacht seyen namentlich die Sitten von Cairo geschildert. Man hat über den Ursprung von Tausend und Einer Nacht viel hin und her geredet, einige Gelehrten haben behauptet, sie seyen indisch und persisch; einige Grundzüge dieser Sammlung finden sich wirklich in der Sanskritliteratur, die Geschichte Sindbads, des Seemanns, ist persisch, ein Abenteuer abgerechnet, das seinen Ursprung in der Erzählung von Polyphem in der Odyssee zu haben scheint. Indeß ist Lane der Ansicht, die Haupterzählungen, aus denen die Sammlung besteht, und die noch vor wenigen Jahren in den Straßen von Cairo recitirt wurden, seyen arabisch, oder wenigstens, was auch ihre ursprüngliche Heimath gewesen seyn möge, in den Schooß der arabischen Sitten verpflanzt und in der Gestalt, wie wir sie jetzt besitzen, gegen den Anfang des 16ten Jahrhunderts in Cairo redigirt worden; später kann man diese Redaction nicht versetzen, denn es ist weder von Pfeifen, noch Kaffee die Rede. Dieß abgerechnet, kann man sich unmöglich ein treueres Bild denken, bei jedem Schritt in den Straßen von Cairo findet man wieder eine alte Bekanntschaft aus den Erzählungen der Scheherazade. Nur haben Sitten, Wohnungen und Costüme in diesen letztern eine Frische und einen Glanz, den sie im Anfang des 16ten Jahrhunderts noch haben mochten, aber seit der türkischen Eroberung niemals wieder gewonnen haben. Es ist immer noch die Zierlichkeit der arabischen Baukunst, aber die Häuser sind oft verfallen, es ist noch die malerische Form der Kleider, aber der Reichthum ist verschwunden, überall im Turban und im Schleier zeigt sich den Blicken das Elend.

Das orientalische Leben mit seinem Glanze findet sich jetzt nur noch im Innern der Häuser, wohin die Reisenden nicht dringen können. Glücklicherweise haben die weiblichen Touristen, die mit jedem Tag zahlreicher werden, diese Lücke zum Theil schon recht angenehm ausgefüllt. Lady Montague hatte das Beispiel für Konstantinopel gegeben; Mistreß Poole that dasselbe für Cairo. Als Schwester Lane's, dem man das tüchtigste Werk über das „neue Aegypten“ verdankt, verwollständigte sie die Arbeit ihres Bruders mit vielem Glück. In einem hübschen kleinen Buch „die Engländerin in Aegypten“ findet man wieder die wunderbaren Anzüge, die Haufen von Juwelen und Schmuck, die feenhaften Gastmähler, die schönen Sklavinnen, überhaupt den ganzen Harem, denn hier birgt sich das Ausgezeichnetste und Glänzendste, was von orientalischem Leben noch übrig ist.

Man hat sich lange Zeit in Europa eine ganz falsche Idee von dem Leben der Frauen im Orient gemacht; man spricht von ihrer Einsperrung, während sie alle Tage ausgehen, um das Bad zu besuchen; die Bäder sind für sie, was die Clubs für die Männer in England sind; sie besuchen einander und bleiben ganze Tage lang aus. In Konstantinopel fahren die vornehmen Damen in Wradas aus, einem plumpen, von Ochsen gezogenen Wagen. In Cairo sieht man sie unter dem Vorwitt ihrer Sklaven, welche die Menge vor ihnen aus dem Wege treiben, auf prächtigen Eseln dahertreiten; denn diese Thiere sind schöne Thiere und gleichen ihren Brüdern in Europa so wenig, als ein arabisches Roß einem Fiakerpferd.

Die Temperatur von Cairo ist höher als die der meisten Orte unter gleicher Breite; die mittlere Temperatur ist 22° (wahrscheinlich Celsius, also 17½° R.). Ueberhaupt ist Aegypten im Verhältniß zu seiner Lage ein sehr heißes Land, und Assuan, fast unter dem Wendekreis gelegen, gilt für einen der heißesten Punkte der Erde. Man findet hier den jetzigen Winter sehr streng, — in Paris würde man ihn einen milden Frühling nennen. Die Jahreszeit ist regnerisch, d. h. wir hatten während mehrerer Tage einige Regengüsse. Man bekauptet die Pflanzungen, womit Mehemed Ali und sein Sohn Ibrahim den Umfang der Stadt verschönert haben, hätten bereits das Klima geändert, indem sie die Menge des jährlich fallenden Regens sühlbar vermehrt hätten.

Die Bevölkerung von Cairo wird auf 200,000 Menschen geschätzt, am Ende des vorigen Jahrhunderts auf 260,000. Somit hätte Cairo verloren, was Alexandrien gewonnen. Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Arabern, ferner aus Kopten, die davon ein Zwanzigstel, und aus Juden, die ein Fünfzigstel ausmachen. Hiezu kommen die Beamten der Regierung, welche Türken sind. Ein arabischer Schriftsteller schildert die verschiedenen Theile der Bevölkerung Aegyptens folgendermaßen: neun Zehntheile der Intrigue und Schlauheit in dieser Welt kommen den Kopten zu, neun Zehntheile der Hinterlist den Juden, der Härte den Türken und der Tapferkeit den Arabern. Die Kopten sind die Nachkommen der alten Aegypter und ihre Sprache ist von der der Pharaonen abgeleitet, so daß man mit Hülfe dieser Sprache sich einen Begriff von dem Sinn der in Hieroglyphen geschriebenen Worte machen kann. Unglücklicherweise lebt das Koptische nicht mehr, war aber im 16ten Jahrhundert in Oberägypten noch lebend. Ein Reisender des 17ten Jahrhunderts, der Pater Vansleb, fand in einem ägyptischen Kloster einen alten Kopten, der noch die Nationalsprache redete; man sagte ihm, dieß sey der letzte. Jetzt ist das alte Idiom nur noch für den Cultus üblich, wie bei uns das Lateinische. Bekanntlich sind die Kopten Christen und haben eine kirchliche Literatur, die aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums stammt.

Dieser Rest des Volks, für welches die Schrift etwas so bedeutendes war, das sein Denkmal bauen, nicht das mindeste Werkzeug machen konnte, ohne es mit Inschriften zu bedecken, und bei welchem fast alle bürgerlichen, militärischen und religiösen Beamten den Titel „Schreiber“ erhielten, wie ihre hieroglyphischen Brudergenossen tragen; dieser Ueberrest des Schreibervolks par excellence ist noch jetzt im Besitz der Schrift. Alle Schreiber, welche die Verwaltung verwendet, sind Kopten; man erkennt sie an dem Schreibzeug, das sie immer an dem Gürtel tragen, und welcher in seiner Form so ziemlich den Schreibzeugen gleicht, die man in den Gräbern der alten Aegypter findet.

(Fortsetzung folgt.)

Von den transatlantischen Dampfbooten Frankreichs sollen jetzt zwei den Dienst zwischen Havre und Neuyork übernehmen; man berechnet die Kosten jeder Reise — die Dampfboote sind von 450 Pferdekraft — auf mehr als 40,000 Fr., wovon die Kohlen allein 36,000 Fr. ausmachen. (Voleur. 20 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 107. 5. Mai 1847.

Erwerbszweige der mexicaniſchen Provinz Colima.

(Aus den Mittheilungen eines deutſchen Kaufmanns.)

Die nachfolgenden Schilderungen umfaſſen ſo ziemlich alle Erwerbszweige Colimas, die mit beſondern Eigenheiten in Betreibung verbunden zur Zeit meines Aufenthaltes in jener Provinz unter den unmittelbaren Bereich meiner Beobachtung gekommen ſind. Es konnte meine Abſicht nicht ſeyn, ein allgemeineres Gemälde der Betriebsfächer zu entwerfen, die vielleicht gerechte Anſprüche an die Aufmerkſamkeit des Beobachters haben dürften; aber nichtsdeſtoweniger glaubte ich es der Mühe werth, aufzuzeichnen, was ich im Verlauf meiner Eilttouren vom Hafen von Manzanillo aus bis Zonila und wiederum von der weſtlichen Abdachung der Vulcane bis zu den Ebenen von Coahuayana ſelbſt zu beobachten Gelegenheit gefunden. Vielleicht unternimmt es einer der vielen, die nach mir jenen ſchönen Küſtenſtrich beſuchte, auf dem Wege der Oeffentlichkeit alle Zweige jener gewerbfleißigen Provinz einer genauern und wiſſenſchaftlichen Beſchreibung zu würdigen, einſtweilen aber mögen diejenigen, welche dieſer Länderſtrich — vielleicht bald der Schauplatz weltgeſchichtlicher Entwicklungen — intereſſirt, einen Blick werfen in den Gewerbfleiß jenes entlegenen Abſchnittes der mexicaniſchen Südküſte, der mir mehr als einmal zum Aufenthaltsort beſchieden geweſen, und deſſen Naturſchönheiten, Sitten und Gebräuche ſeiner gaſtfreundlichen Bewohner ich bei andern Gelegenheiten ausführlicher berühren werde. Zur richtigen Beurtheilung des vorliegenden Gegenſtandes ſey jedoch hier einiger Zweige gedacht, die ihrer Wichtigkeit wegen eine beſondere Erwähnung verdienen, nämlich der wachſenden Cultur des Zuckerrohrs, des rothfarbigen Cacaos, des Kaffees in den reich bewäſſerten Thälern der Abdachungen am Fuß der Vulcane, der Reisfelder in den feuchten Niederungen der Küſte, der Bienenzucht, des Schneeverkehrs und der Schneegewinnung in den Zerklüftungen der Rieſenkuppel, auf deren Gipfel mich Neugierde ſelbſt einmal geführt, der ſehr beträchtlichen Schweinzucht, in Colima ſelbſt zum Behuf der Seifenfabrication betrieben, welche einen Hauptausfuhrartikel liefert, und endlich der Zucht von Hornvieh, ſowohl im Beſitz vieler Einzelnen, als im großen auf beträchtlichen Meiereien, die Jahr für Jahr das Feſt der berittenen Hirten, das Zuſammentreiben aller Heerden und Brandmarken der jungen Geburt, eine Scene ländlicher Luſtbarkeit und ritterlicher Gewandtheit, Kraft und Unerſchrockenheit darbieten. Und zuletzt noch das weitumfaſſende, obgleich allgemeine Fach des Maulthiertreibers, das in Mexico vorzugsweiſe einen hohen Grad von Vervollkommnung erreicht und beibehalten hat, und Tauſende und abermal Tauſende rüſtiger Arme beſchäftigt.

1. Mais-Bau.

Man unterſcheidet in Colima zwei verſchiedene Maisernten de aguas (Regenzeit), deren Ausſaat gegen Ende Julius und deren Ernte im November bis December ſtattfindet, und de riego (oder künſtlicher Bewäſſerung), die im Januar und Februar geſäet, und gegen Ende Mai geerntet wird; erſtere, auch de temporal genannt, iſt bei weitem die ergiebigere und naturgemäßere (ihr mittlerer Ertrag iſt in einem guten Jahrgang 200 Proc. gegen 70 Proc. de riego, obgleich auch dieſe Ausſaat in einigen Gegenden 200 Proc. erreicht, während ſie in andern Gegenden zuweilen ganz erfolglos bleibt), und dieſe Regenausſaat liefert gleichfalls den Mais beſſerer Qualität und Conſiſtenz, der gewöhnlich von einem Jahr zum andern für den Bedarf der Provinz ausreicht. Derſelbe gilt zur Zeit der Ernte gewöhnlich 3 bis 6 Realen der Fanega und ſteigt in gewöhnlichen Jahrgängen bis auf auf 12 à 16, wiewohl er hin und wieder ſogar auf 3 bis 4 Piaſter getrieben wird.

Die de riego-Ernte der Ausſaat in der trockenen Jahreszeit iſt weit geringer, das Korn leichter und aufgebunſener, und weit eher dem Verderben ausgeſetzt, weßhalb ihr Ertrag gewöhnlich ſogleich in den täglichen Verbrauch übergeht und etwas unter Marktpreis ſteht.

Der Mais von Colima im allgemeinen iſt von großem, weichem Korn, leicht von Gewicht und verträgt kein langes Lager, da er, beſonders auf den Ebenen von Valenzuela und in der Nähe des Fluſſes kaum 6 bis 8 Monate dauert, ohne dem Verderb ausgeſetzt zu ſeyn; derſelbe der Gegenden nördlich und nordöſtlich von Colima iſt haltbarer und ſolider, und dauert gewöhnlich ein volles Jahr. Der in Coahuayana gewonnene Mais ſcheint einer verſchiedenen Gattung anzugehören, die auch an den meiſten Punkten der Südküſte eigenthümlich iſt: das Korn iſt kleiner, gedrungener und ſchwerer, jedoch iſt dieſer Mais wegen der Hitze der Gegend gleichfalls baldigem Verderb ausgeſetzt.

Gewöhnlich einen Monat vor der Erntezeit wird die Maispflanze geſtutzt, d. h. ungefähr die halbe Höhe, welche die Spitze über der Fruchtkapſel bildet, abgehauen, und letztere durch Zerknicken des Halmes oder Stängels abwärts gebogen, wo alsdann das darüber hängende reiche Blätterwerk umgekehrt, ein natürliches Dach zum Schutz gegen den Regen gewährt und der Frucht Zeit gelaſſen wird, bis zur Ernte zu

Digitized by Google

trocknen, wo sie alsdann abgenommen und einige Wochen später geschält und vermittelst Schlägen entkörnt wird.

Die Furchen bei Aufsaat des Mais sind circa 1 Pferdschritt oder auch eine Vara von einander entfernt, und in denselben jede dreiviertel Vara entfernt werden drei bis vier Körner gesäet. Im allgemeinen ist der Maisbau in Collima sehr beträchtlich und so verbreitet, daß beinahe jeder einzelne sein Stück Feld zum eigenen Unterhalt und den Bedürfnissen des Haushaltes besäet, und obgleich eigentlich nicht bedeutend auf Speculation sondern mehr für den Bedarf im Haushalt und für den Unterhalt der Thiere gesäet wird, so hat der Ueberschuß gar manchmal dazu gedient, der Hungersnoth und Theurung der Nachbarprovinzen abzuhelfen.

Belgien und die Belgier.

(Fortsetzung.)

Wir haben oben des Vandeweyer'schen Versuchs erwähnt, mitten in den Kampf der Liberalen und der Priesterpartei die Sprachfrage hinein zu werfen. Der Gedanke war so übel nicht von dem Diplomaten ausgedacht, denn wäre der Plan geglückt, so hätte er den Bund der Liberalen getrennt, und das Divide et impera wäre dem diplomatischen Schaukler geglückt. Aber der Anschlag mißlang, weil kein dringender Grund vorhanden war, diesen Streit zu übereilen: die wallonischen Provinzen waren im Besitz der sprachlichen Uebermacht, sie hatten also kein Interesse einen Streit zu beginnen, der möglicherweise nur Verlust bringen und den Gebrauch der französischen als Staatssprache hätte beschränken können, die flämischen Provinzen aber hatten in ihrem Innern noch genug Eroberungen zu machen, noch genug Schwierigkeiten zu überwinden, ehe sie mit gesammter Kraft gegen die wallonische Sprachherrschaft auftreten können. So ward Vandeweyers Absicht vereitelt, der Streit blieb auf dem alten Gebiet, und nöthigte den Urheber des Vorschlags zum Rücktritt. Der Streit über die Sprache wird in die Kammern und die Regierung erst dann dringen, wenn der gegen die Geistlichkeit in der Hauptsache entschieden, und gar manche materielle Fragen, deren Dringlichkeit mit jedem Tage anwächst, abgemacht seyn werden.

Inzwischen geht die flämische Bewegung ihren steten Gang vorwärts; wollte man die Geschichte dieser Bewegung schreiben, so müßte man von den Zeiten der burgundischen Herrschaft anfangen, und zeigen, wie durch den französisch redenden burgundischen Hof zuerst die flämische Sprache in den höhern Gesellschaftskreisen zurückgedrängt wurde, wie dann die spanische Herrschaft den Verkehr mit Nordniederland abschnitt, und so durch die Französirung der höhern Classen auf der einen und die Absperrung von Deutschland und Niederland auf der andern Seite die flämische Bevölkerung dem Bereich der literarischen Bewegung Nordniederlands und noch viel leichter der erst später beginnenden Bewegung Deutschlands entzogen wurde. Die ziemlich gewaltsame Französirung während der Revolution und dem Kaiserreich führte zwar eine kurze Reaction herbei, aber in der Epoche von 1815 bis 1830 waren die Blicke, wie Europa's, so namentlich Belgiens auf den Kampf in Frankreich gerichtet, der jeden Augenblick einen Versuch zur Wiederherrichtung des napoleonischen Reichs herbeiführen konnte. Seit vollends in Frankreich die Priesterpartei, um die Ruhmsucht der französischen Nation zu befriedigen, sich mit der Eroberungspartei verband, und es sich nur noch um die Art handelte, wie diese Eroberung bewerkstelligt werden solle, ob durch die Revolutionspartei oder der mit dem alten Königthum verbündeten Priesterpartei, schloß die liberale hauptsächlich wallonische und darum mehr zu Frankreich hinneigende Partei ihren Bund mit der Priesterpartei gegen die holländische Regierung, unter dem stillschweigenden Vorbehalt sich nach dem Siege zu trennen und zu der ihnen verwandten Partei in Frankreich zu schlagen. Unter solchen Umständen, wo der politische Bestand des Landes auf dem Spiele stand, war für den Sprachenstreit kein rechter Raum, und er ward auch gegen die holländische Regierung ziemlich lau und nur als Mittel der Aufregung betrieben.

Nach der Revolution gestaltete sich die Sache anders: so sehr diese dem wallonischen und französischen Theile des Landes das Uebergewicht in die Hände gab, förderte sie doch auf der andern Seite durch die fast unbeschränkte Gemeindefreiheit die Sache der flämischen Sprache, denn wo man mit dem Volke verkehren, und dieses für sich gewinnen wollte, mußte man mit ihm in seiner eigenen Sprache reden. So ward die Gemeindefreiheit und der von der Geistlichkeit geförderte Primärunterricht eine breite Grundlage für die flämische Bewegung, auf der sie noch geraume Zeit fortbauen kann, sicher auf diesem Wege viel gründlicher, als durch übereilte Vorschläge in der Repräsentantenkammer ihr Ziel zu erreichen, obgleich es auch an diesen letztern nicht gefehlt hat. Im Jahr 1840 z. B. reichte eine große Anzahl flämischer Städte und Gemeinde an die Kammern Wirthschriften ein, daß künftig in dem flämischen Theile des Königreichs die Provinzial- und Localverwaltung flämisch geführt werden, und die Gerichtsverhandlungen gleichfalls in flämischer Sprache stattfinden sollten. Diese Bewegung blieb damals ohne Erfolg, es ist indeß bemerkenswerth, daß sie mit der Beilegung der Streitigkeiten mit Holland und der definitiven Constituirung des Landes zusammenfiel, denn so lange die Unabhängigkeit des Landes nur factisch, nicht auch rechtlich festgestellt war, machte man sich durch Beförderung der flämischen Sprache fast des Orangismus verdächtig; dieß war jetzt nicht mehr zu fürchten, und daß die flämische Bewegung schon im Jahr 1840 so schnell und stark ausbrach, zeigt ihre Bedeutung. [1]

Die Repräsentantenkammer hatte die flämischen Petitionen zurückgewiesen durch die Einrede, daß Einigkeit dem Lande noth thue; dieß war allerdings von Seite vieler nur ein Vorwand, von andern aber war es auch gewiß ernstlich gemeint, weil man die Kräfte gegen die Geistlichkeit nicht zersplittern wollte. Indeß kann das Zurückweisen von Seite der Repräsentantenkammer nichts an dem Sachverhalt ändern: etwa drittehalb Millionen Belgier sprechen flämisch, und wenig über anderthalb Millionen französisch; die flämischen Provinzen sind die reichsten und die

[1] Damals führte De Decker für sie das Wort in der Repräsentantenkammer, und setzte auch den Stand der Sache in der Revue de Bruxelles näher auseinander; letzterer Artikel wurde auch als besonderer Broschüre ausgegeben, und ist durch die darin ausgesprochenen Ansichten sehr beachtenswerth. Es heißt darin unter anderm (p. 42) »es ist noch allgemeiner Ausicht Zeit, daß wir uns zu Deutschland hinwenden, das wir bis jetzt zu sehr vernachlässigt haben. Wir sind nicht ungerecht gegen Frankreich, das uns anziehender sehr große Dienste geleistet hat, aber unser Dank darf nicht bis zum Selbstmord gehen. Durch die Entscheidung unserer Schiedsrichter ein neutraler Staat, müssen wir auch die wahren Bedingungen der Neutralität festsetzen, und den Einfluß unserer Nachbarn im Gleichgewicht halten, indem wir genau die darin ausgesprochenen Rechte der Conferenz und vorgeschriebene Ordnung befolgen. Die Wiederherstellung des germanischen Elements in Belgien wäre ein Pfand der Aufrichtigkeit für die freundschaftlichen Verhältnisse, welche wir mit unsern Gebiern jenseits des Rheins anknüpfen wollen. Darum haben auch die Petitionen in den flämischen Provinzen eine große Bewegung in der deutschen Presse hervorgerufen, viele Vorurtheile zerstreut und manche Sympathien geweckt.«

Digitized by Google

bedeutendsten Städte gehören gleichfalls Flandern an. Es ist gar nicht gedenkbar, daß in einem Lande, wo ein solches Maaß von politischer Freiheit herrscht, die Bevölkerung sich lange Zeit die Herrschaft der fremden Sprache in Gericht und Verwaltung werde gefallen lassen, und sobald die nächsten Wahlen entschieden zu Gunsten der Liberalen ausfallen, dürfte die Geistlichkeit sich, wie im wesentlichen auch bisher, in die flämische Bewegung werfen, da sie in den Flamändern noch stärkere religiöse Elemente, als in den Wallonen findet; dann erst wird der Streit auf das politische Gebiet kommen, und sich nicht bloß als eine Klage der Bedrückung von Seite eines Theils der Bevölkerung darstellen. Man hat in Deutschland die Sache zu sehr vom patriotischen Standpunkt aufgefaßt, so sehr, daß einige schlecht berathene Schriftsteller sogar den Flamändern zumuthen wollten, sich mit ihrer Schriftsprache alsbald dem Hochdeutschen anzuschließen. Das ist nichts als Unsinn: es handelt sich vorerst für die Flamänder um gar nichts, als um das Recht in ihrer eigenen Sprache gerichtet und verwaltet zu werden. Die literarische Frage ist eine ganz andere, deren Besprechung wir hier ganz umgehen müssen; sie stellt sich folgendermaßen: wird das Niederdeutsche, dessen geschriebene Repräsentanten jetzt bloß das Holländische und das Flamändische sind, sich der hochdeutschen Sprache gegenüber als Literatursprache erhalten? Wir sind der Ansicht, daß dieß, was auch die politischen Aenderungen seyn mögen, welche künftig mit diesen Ländern vorgehen werden, noch auf Jahrhunderte hinaus der Fall seyn wird, aber diese Frage steht mit der, welche Flandern in Bewegung bringt, zwar in natürlichem, aber sehr entfernten Zusammenhang.

De Decker sagt in seiner oben erwähnten Broschüre (p. 18): „Fast alle Actenstücke und Correspondenzen, welche von den Provincialbehörden an die der Gemeinden gerichtet werden, sind französisch abgefaßt. Im Enregistrement, im Zollwesen, in der Accise gebraucht man für Quittungen, Anzeigen u. s. w. fast ausschließlich die französische Sprache. Die Einnehmer im Enregistrement sehen auf flämisch verfaßte Actenstücke ihre Bemerkungen in französischer Sprache. Die Zollverwaltung achtete eine Zeitlang die flämische Sprache und ließ sie bei der Abfassung von Protokollen zu, aber durch ein Ministerialschreiben vom 26 Jul. 1833 wurden alle Zollbeamten gebeten, ihre Schriften künftig französisch abzufassen. Diese Protokolle werden Leuten zugeschickt, die kein Wort französisch verstehen, was zu vielen Kosten, Processen, Strafen und andern Nachtheilen Anlaß gibt. Alle Acten bei den Expropriationen für Eisenbahnen sind französisch abgefaßt und den flämischen Bauern zur Unterzeichnung vorgelegt. Es ereignete sich häufig, daß Geschworene, die nicht französisch verstehen, zurückgewiesen werden. Die Anklageacten werden in flämischen Gerichtshöfen französisch abgefaßt, der Staatsprocurator spricht französisch, die Debatten sind französisch und dieß auch in Angelegenheiten, wo Angeklagte, Zeugen und Geschworene nur flämisch verstehen."

Indeß hat das Flämische in den letzten Jahren nicht nur in den meisten Gemeinderäthen, sondern selbst bei einigen Gerichtshöfen den Sieg davon getragen, es ist in den Provincialrath von Antwerpen eingedrungen, die wenigen flämischen Zeitungen vom Jahre 1830, die noch überdieß mehr nur Local- und Anzeigeblätter waren, sind jetzt auf eilliche und dreißig herangewachsen, und wenn ein größeres für ganz Belgien bestimmtes politisches Blatt, „Vlaemsch België," aus Mangel an Geld zu Grunde ging, so muß man nicht vergessen, daß es dem vereinten Haß der „Franskquillons" und der Jesuiten, welche letztere das Blatt an sich brachten, aber um ihrer Grundsätze willen nicht behaupten konnten, erlegen ist.

Wie die Sachen jetzt stehen, muß man vor allem den Ausgang der nächsten Wahlen abwarten, die sehr hitzig zu werden versprechen; erst dann, wenn die durch den wahrscheinlichen Sieg der Liberalen bedingten Veränderungen durchgesetzt sind, wird auch die Zeit kommen, wo die flämische Bewegung sich geltend macht und die Flamänder ihr gutes Recht fordern. Sobald ihre eigene Sprache Gerichts- und Verwaltungssprache geworden ist, dann wird auch die flämische Presse einen andern und höhern Aufschwung nehmen, und dann wird auch die Verbindung mit Deutschland erleichtert und erweitert werden, denn mit dem Studium und der Kenntniß der eigenen Sprache muß auch die Kenntniß des Hochdeutschen wachsen; man wird bald erfahren, daß es weniger Mühe kostet, gut deutsch als schlecht französisch zu lernen, und dann wird es nur von der Stellung abhängen, die Deutschland politisch und commerciell einnimmt, ob die reichen Keime der Annäherung an den alten Stamm sich rasch entwickeln sollen. Die Sängervereine sind recht gut und schön, aber die Interessen sind in unserer materiellen Zeit ein festerer Kitt, als die schönsten Gesangesblüthen, deren Werth wir darum nicht gering anschlagen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Vierter Brief.

3. Das alte und neue Cairo.

(Fortsetzung.)

Es wäre anmaßend von mir, wenn ich die Sitten der Einwohner einer Stadt, in der ich nur 14 Tage zu bleiben gedenke, schildern wollte, da es schon von einem so befugten Beurtheiler, wie Lane, geschehen ist. Da ich indeß mitten in dem neuen Aegypten den Kopf von dem alten so voll habe, so werde ich gelegentlich einige Züge alter Sitten heraushoben, die noch mitten unter den neuen Sitten sich erhalten haben. Bei den alten Aegyptiern wurde die Mumie des Todten lange Zeit von der Familie in seiner Wohnung aufbewahrt, und noch jetzt bewahren die Einwohner Cairo's, namentlich die Kopten, die Todten oft längere Zeit in den Kellern auf. Der Gebrauch Klagweiber anzuwenden ist nicht mosleminisch, er findet sich nicht in Syrien, nicht in Konstantinopel, und Mohammed hat ihn verdorben; er ist vielleicht griechisch, kann aber auch ägyptisch seyn, denn Herodot spricht schon davon, und auf den Denkmalen, wo so häufig die Grabeceremonien dargestellt sind, sieht man immer neben dem Sarge mehrere Frauen, deren Stellung und Gebärden den Schmerz ausdrücken, und die ganz denen gleichen, deren seltsame Klagelaute, ähnlich dem Gluchsen einer Henne, die ihre Kleinen verloren hat, man noch jetzt beim Durchwandern der Straßen von Cairo hören kann. Einige der jetzt herrschenden abergläubischen Gebräuche scheinen in ein hohes Alter hinaufzureichen. So hat jedes Quartier in Cairo seinen Schutzgeist in Gestalt einer Schlange; die Schlange aber war bei den alten Aegyptiern das Symbol und die Hieroglyphe der Gottheit.

Von den Zaubereien, worin die Aegypter seit den Zeiten Moses berühmt waren, sind noch einige Spuren übrig. Mehrere Reisende haben von einer Art von zweitem Gesicht gesprochen, vermittelst dessen Kinder von Cairo in ihrer hohlen mit Dinte bestrichen Hand Personen, die sie nie gesehen hatten, bemerkten und beschrieben. Lane und Wilkinson haben den dabei unterlaufenden Betrug ziemlich deutlich aufgedeckt, und mir alle Lust benommen, diese kleinen Taschenspieler zu sehen. Auch findet sich, wie ich glaube, Betrug in der Herrschaft, welche gewisse, oft mit den Pfullen des Alterthums verglichene Leute über die Schlangen ausüben. Ich habe einen dieser Leute Schlangen handhaben und mit Scorpionen spielen sehen, ich sah ihn eine Viper auf eine Art reizen, daß sie sich aufbäumte und der Hals anschwoll, wie dieß auf den

Digitized by Google

Denkmalen und in den hieroglyphischen Inschriften dargestellt ist, wo die Schlange immer den Begriff der Gottheit ausdrückt. Diese lebende, zur Wuth gebrachte Hieroglyphe war schrecklich anzusehen, und ich begreife, daß sie in alter Zeit den Völkern einen abergläubischen Schrecken einflößen konnte. Dann faßte der Neger die Viper und biß im Zorn hinein; es war ein seltsames, schauderhaftes Schauspiel diese Wuth des Menschen im Kampf gegen die Wuth des Thieres; man verscherte mich jedoch, daß dieser Kampf mit stumpfen Waffen geführt werde, indem der Viper der Giftzahn ausgerissen sey. Uebrigens ist Aegypten nicht das einzige Land, wo das wunderliche Gewerbe der Psyllen noch blüht. Es ist davon in der heiligen Schrift, im Virgil und im Gregor von Tours die Rede. Einer der religiösen Orden in Algier, die Aissawa, besteht grossentheils aus Gaunlern, die mit Schlangen spielen; man hat Kinder dieser Secte Scorpionen essen sehen. Es ist dasselbe mit den birmanischen Zaubrern: sie erscheinen öffentlich mit Schlangen in den Händen und um den Hals, lassen sie unter einander kämpfen und sich beißen, stecken sie in den Mund u. s. w. Selbst das Uebermaaß dieser Kühnheit beweist, daß sie nur scheinbar ist, und daß die neuen Psyllen ihre Feinde zum voraus ausser Stand gesetzt haben, ihnen zu schaden. Wahrscheinlich thaten die Psyllen des Alterthums dasselbe.

Obwohl ich in Aegypten namentlich die Vergangenheit und zwar die älteste aufsuche, so kann ich doch der Gegenwart die Augen nicht verschließen. Ich lernte mehrere Landsleute kennen, namentlich Hrn. Linant, der die öffentlichen Arbeiten leitet, und mir viel von dem Canal zwischen dem rothen und mittelländischen Meer sprach, worüber er eine gründliche Abhandlung ausgearbeitet hat. Das Unternehmen wäre groß und neu, denn beide Meere waren nie direct verbunden, sondern nur durch einen Canal, der von dem rothen Meer nach dem Nil lief. Dieser Canal wird ohne Grund dem Sesostris zugeschrieben, Letronne hat aber bewiesen, daß er nicht über die Zeit hinaufsteigt, wo Aegypten mit Griechenland in Verbindung trat. Seiner Ansicht nach verfiel Necho auf den Gedanken in Folge der etwas früher unternommenen Versuche den Isthmus von Korinth zu durchstechen. Der Canal, der bald nicht mehr schiffbar war, wurde von den Ptolemäern wieder aufgenommen, und vor dem Ende des 2ten Jahrhundert n. Chr. nicht mehr aufgegeben. Die Moslems stellten die Verbindung zwischen Aegypten und Arabien gleichfalls wieder her, und gaben sie erst im 8ten Jahrhundert der Hedschra wieder auf. Stets fand aber die Verbindung auf dem Nil statt; nie wurde eine directe Verbindung vermittelst einer Durchstechung des Isthmus versucht, weil es sich für alle diejenigen, welche seit Necho's Zeit den Canalbau begünstigten, um die Verbindung Aegyptens mit Asien, nicht Asiens mit Europa handelte. Dazu war nichts passender als ein Canal durch das Delta nach der Umgegend von Memphis oder Cairo. Jetzt ist die Verbindung nicht bloß mehr eine ägyptische Angelegenheit, sondern umfaßt das gemeinsame Interesse aller Völker am Mittelmeere; darum ist jetzt die Durchstechung des Isthmus der natürliche Plan, den schon die französischen Ingenieure der ägyptischen Expedition ins Auge gefaßt hatten, und Linant in vollständigerer Weise wieder aufnahm.

Seiner Ansicht nach steht der Ausführung kein ernstes Hinderniß entgegen, und die Verschiedenheit in der Höhe des rothen und mittelländischen Meeres ist nur etwa 33 Fuß, was Linant eher für einen Vortheil als für einen Nachtheil hält, indem dadurch eine Strömung erzeugt würde, welche die im Wege stehenden Hindernisse fortschaffte. Die Furcht vor einer Ueberschwemmung hält Linant für eitel: denn die Wassermasse, die sich in den Canal ergösse, würde nur ein Neunzehntel betragen, was der Nil in seinem tiefsten Stand mit sich führt. Jetzt, wo Mauret durch den Canal von Languedoc den atlantischen Ocean mit dem Mittelmeere, und der König von Bayern den Rhein mit der Donau verbunden hat, sind für unser Jahrhundert hauptsächlich noch zwei große Werke der Art übrig: die Durchstechung des Isthmus von Suez und des von Panama. Mehemed Ali schien bestimmt, die erstere auszuführen, scheint aber darauf verzichtet zu haben. Was die Ausführung hindert und hindern wird, ist der Widerstand der englischen Regierung. Der Canal würde die Meere Indiens allen Nationen Europa's öffnen, und mehrere von diesen, namentlich die Griechen, könnten bei der Gewandtheit und Sparsamkeit, welche ihre Seeleute auszeichnet, England eine furchtbare Concurrenz machen. Deßhalb widersetzt es sich unter der Hand jedem Versuch einer Durchstechung der Landenge von Suez, wie es sich auch aus ähnlichem Grunde einer Durchstechung der Landenge von Panama widersetzen soll.

Wenn die Engländer den Canal nicht wollen, so würden sie dagegen eine Eisenbahn von Suez nach Gaire gerne sehen. Diese würde niemals eine große Handelsstraße werden, wäre aber sehr bequem für die Reisenden, welche den Weg nach Indien über Aegypten nehmen, und vielleicht für den Truppentransport. Nach Linant würde die Eisenbahn 13. der Canal, ein Werk, das eine Regierung unsterblich machen würde, nur 9 Mill. kosten. Nimmt man dazu die Schwierigkeit, die Schienen gegen den Sand der Wüste zu schützen und die Trägheit der Araber insoweit zu überwinden, daß sie die zur Unterhaltung der Bahn nöthige Aufsicht üben, so findet man, daß aller Vortheil auf Seite des Canals ist; in Triest soll auch eine Subscription eröffnet seyn, um die Kosten für ein solches Unternehmen zu decken.

Unter den bedeutendsten Franzosen, welche dem Pascha in Aegypten Dienste geleistet haben, befindet sich Dr. Clot Bey. Er hat in der Armee und in Cairo die Gesundheitspflege Europa's eingeführt, das Loos der Irren verbessert und eine Hebammenschule begründet; er hat während der Pest von 1834, die mehreren Franzosen das Leben kostete, ein wahres Muth bewiesen. Als guter Arzt und Operateur, als gewandter Mann und einschmeichelnder Redner hat Clot Bey das Vertrauen des Pascha und die Zuneigung der Franzosen in Cairo erworben. Er stellte seine Sammlung ägyptischer Alterthümer ohne allen Rückhalt in meiner Verfügung; hier sind Werkzeuge, Geräthschaften, kleine Meubles, Schmuckſachen aller Art, deren Aegypter und Aegypterinnen sich bedienten, geschmackvoll nebeneinander gestellt. Wenn man die Sammlung Clot Bey's und die des Dr. Abbot, von der ich alsbald sprechen werde, besucht, nachdem man die Pyramiden und die sie umgebenden Gräber gesehen hat, so ist es, als wandelte man in den Studirstuben von Neapel, nachdem man Herkulanum und Pompeji gesehen. Mehrere kleine Statuen in der Sammlung Clot Bey's sind von ausgezeichnet schöner Ausführung. Ein Volk muß die Neigung zur Kunst in einem sehr hohen Grade besitzen, wenn es solche auch auf die unbedeutendsten Gegenstände des täglichen Gebrauchs anwendet. Das war namentlich in der Periode der Renaissance der Fall, wo es ein Benvenuto Cellini nicht unter seiner Würde hielt, ein Salzfaß anzufertigen. Eben so sind z. B. die Holzſessel in der Sammlung Clot Bey's, deren Stiel eine stuirrich geformte menschliche Gestalt darstellt. In Zeiten, wo der Sinn für die Kunst sich auch der Gesellschaft zurückzieht, steht man nichts Aehnliches; jetzt braucht ein Löffel nur bequem zum Suppeneſſen zu seyn, höchstens will man ihn von Gold oder vergoldet. Eine Menge kleiner Gegenstände, die man in den Sammlungen unter dem Namen Amuletten findet, haben in meinen Augen ein großes, so zu sagen ein philologisches Interesse; es sind Worte, Buchstaben, ächte einzelne Hieroglyphen. Hier ist das Zeichen des Lebens, dort das Zeichen der Dauer, man kann, wenn man diese Figuren nebeneinander stellt, eine hieroglyphische Phrase in beweglichen Lettern schreiben; man kann, was noch wichtiger ist, klar die wahre Natur dieser Gegenstände, aus denen die Schrift Zeichen gemacht hat, unterscheiden, ja sie sind sogar noch deutlicher zu erkennen, als wenn sie geschrieben sind. Steigt man zu dem Ursprung dieser Zeichen auf, so kann man ihre Bedeutung durch eine Art Räthselrger, zu den Sinnen sprechender Symbolegie erklären, denn hier ersetzt die Form den Laut, und die Wurzel dieser Worte in Stein oder Porcellan ist nicht eine Silbe, sondern eine Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zahl der Matrosen und Schiffsjungen auf der englischen Flotte beträgt jetzt 34,196. (Engl. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 108 6. Mai 1847.

Das afrikanische Ringgeld.

Ein englischer Offizier, Major Smyth O'Connor, der sich längere Zeit im westlichen Afrika aufgehalten, brachte von dort einige afrikanische Ringe mit, die im Königreich Haussa gefertigt worden waren. Er zeigte sie einem irischen Freunde, einem Mitglied der irischen Akademie, der sogleich erklärte, sie seyen ganz ähnlich denen, die man in Irland manchmal in Torfgruben finde, und welche die irische Akademie als merkwürdige Schätze des Alterthums aufbewahre. Er forderte deshalb seinen Freund auf, einer Sitzung der irischen Akademie beizuwohnen und dort die Herkunft seiner Ringe und deren Gebrauch in Afrika zu erklären. Dieß geschah auch. Nach seinen Angaben sind im ganzen westlichen Afrika die Dinge, die als Münze dienen, äußerst verschieden, denn während auf der einen Seite Dublonen, Moidores, spanische Piaster u. s. w. circuliren, dienen auf der andern Tabak, Salz, Cauris, Pulver, Korallen u. s. w. als Werthmesser; nur Eine Münze hat überall Curs, von den Gränzen Algiers bis zum alten Calabarfluß und vom Cap Blanco, unter den verschiedensten Völkerschaften bis zum Cap Negro; dieß ist das Ringgeld. Bei den Joloffs vom Gambia, im Reiche der Fulah, der Ashantis und Fantis, in Haussa, Timbuctu, Sego ꝛc. circulirt das Ringgeld gleichmäßig, wenn auch verschieden in Gestalt und Form. In Gorée und am Gambia ist es eine dünne, zum Ring zusammengebogene Platte, zu Sierra Leone und am Cap Coast ein dicker, fester Ring, der in der Mitte anschwellt und gegen die beiden Enden schmal zuläuft; anderswo ist der Golddraht spiralförmig gewunden; die Seitenstücke hievon, die man aus irischen Mooräten aufgräbt, finden sich in den Glasschränken des Museums der irischen Akademie. Die Goldringhändler und Geldwechsler sind eine sehr wichtige Classe in Afrika und üben einen bedeutenden Einfluß aus, der sich selbst auf die europäischen Colonien am Westufer erstreckt.

Es ist gar nicht zu bezweifeln daß das Goldringgeld, das jetzt in Afrika umläuft, dem der ältesten Zeiten völlig ähnlich ist, und ich schließe dieß aus dem seltsamen Umstand, daß während alle andern Racen fortgeschritten sind, die Afrikaner, welche den Orientalen vor 3000 Jahren besser bekannt waren als uns im 19ten Jahrhundert, unbeweglich geblieben sind; sie haben keine Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften, in Manufacturen und Handel, in Regierungsform oder Religionseinrichtung — wenn man nicht etwa die Annahme des Islam dahin rechnen will — nicht einmal im Kriege gemacht. Die Kleidungen, Grigris (Amulette), Zierrathen, Zaubermittel und Waffen — mit Ausnahmen des ihnen von außen zugebrachten Pulvers — sind genau dieselben, wie vor Jahrhunderten. Die Sandalen, wie man sie zur Römerzeit trug, schützen noch jetzt des Afrikaners Fuß, Zeuge werden noch auf einem rohen Handwebestuhl nur 3—4 Zoll breit gewoben: selbst der lange Verkehr mit Europäern hat die neuern Fortschritte in Künsten und Gewerben nicht eingeführt; sie rücken nicht vor und lassen sich nicht unterrichten.

Ein barbarischer Aberglaube, die Verehrung des Teufels, des Feuers und der Götzenbilder herrschen noch in einem großen Theile des mittlern und westlichen Afrika's, und eine große Aehnlichkeit mit gleichartigen Gebräuchen der Phönicier; dieß ergibt ein seltsames Verbindungsglied zwischen diesem alten Volk und den eingebornen Afrikanern der Jetztzeit. Ist nicht das Ringgeld, das man noch jetzt in Irland findet, durch Phönicier dahin gekommen? Haben nicht diese und ihre Nachfolger, die Karthager, Niederlassungen in Irland unterhalten? Wenn ein andauernder Verkehr zwischen Phönicien und Irland bestand, so konnte das Ringgeld leicht aus Afrika nach Irland wandern und dort gleichfalls zur gangbaren Münze werden. Die Aehnlichkeit zwischen diesen irischen Alterthümern und dem noch jetzt in Afrika umlaufenden Ringgeld ist zu groß, um zufällig zu seyn. Als die Ashanti-Fürsten während ihres Aufenthalts in England auch die irische Akademie besuchten, erkannten sie sogleich diese Schmuckſachen und Ringe, und erklärten den Gebrauch derselben in ihrer Heimath.

Belgien und die Belgier.

(Fortsetzung.)

Die Handelsverhältnisse sind es, welche Belgien enger mit Deutschland verbinden, und von Frankreich entfernen, die Handelsverhältnisse sind es, welche von Seite Frankreichs den Ausruf veranlaßten (s. Revue des deux mondes 1 Dec. 1846), „für Frankreich und Europa ist Belgien mehr als ein kleines Königreich von 4 Millionen Einwohnern, Belgien ist nothgedrungen das Element der Lösung mancher Handelsfragen, der gemeinsame Punkt, wo das Zollsystem des Nordens (der Zollverein) und des Südens (Frankreichs) früher oder später sich brechen oder vereinigen müssen." Es ist noch mehr als das: in Belgien hauptsächlich liegt die Lösung der Handelsfrage zwischen dem Continent und der englischen Handelsübermacht. Um dieß zu zeigen, brauchen wir nur einen kurzen Blick auf die Entstehung des Königreichs der Vereinigten Niederlande und auf die Belgiens zu werfen.

Es ist eine durch alle Umstände gerechtfertigte Behauptung,

Digitized by Google

daß die Schöpfung des Königreichs der Niederlande minder aus der Nothwendigkeit hervorging, eine starke Vormauer gegen Frankreich zu bilden, indem man den alten Barriereontract verstärkte, als aus dem Streben der Engländer, das Königreich der Niederlande zu einem schwachen, den Wechselfällen des Continentalkriegs unterworfenen Staat zu machen, der ohne zu eigentlicher Größe gelangen zu können, seine Kräfte hauptsächlich auf seine am meisten bedrohte Landseite würfe, und zur See schwach und unbedeutend wäre. Zu diesem Ende wurden werthvolle Colonien Hollands zurückbehalten und dafür Belgien gegeben, in der geheimen Absicht den großen Colonialhandel Hollands nicht mehr aufkommen zu lassen. Belgiens Wohlfahrt beruhte auf Industrie und Ackerbau, Holland kann nur durch Schifffahrt und Handel gedeihen, und die ganze alte Handelspolitik Hollands war auf die Freiheit des Frachtfuhrhandels nach allen Seiten hin gegründet. Jetzt nach der Verbindung mit Belgien konnte man, ohne die neuerworbene Provinz nicht gleich vornherein unversöhnlich zu verletzen, die unter dem Schutze des Continentalsystems aufgekommene Industrie, welche Schutz gegen die englische Uebermacht verlangte, nicht sinken lassen, man entschloß sich also zu einem stärkern Schutzsystem, zum Nachtheil der alten holländischen Handelspolitik, worauf sich dann erklärt, warum man nach dem Jahr 1830 in Holland die Scheidung von Belgien so sehnlich wünschte, als in Belgien selbst. Als die Revolution ausbrach, glaubten die weniger Unterrichteten, überhaupt alle die, welche den Machiavellismus der englischen Handelspolitik nicht kannten, England werde zur Erhaltung des Friedenswerks von 1815 alle Kräfte aufbieten, und mehrmals ging zu jener Zeit im Haag und in Antwerpen das Gerücht, es sey eine englische Flotte an der Küste erschienen. Keineswegs: die Engländer hatten sich den Holländern und Belgiern gegenüber verrechnet; die belgische Industrie, durch die holländischen Capitalien ermuntert, hatte einen riesenhaften, für die Engländer beunruhigenden Aufschwung gewonnen, und Holland hatte für den Absatz der Erzeugnisse möglichste Sorge getragen. Daher das Benehmen Englands in den Jahren 1830 und 1831, daher die Fluth von Protokollen, deren Endziel war Belgien von Holland abzureißen.

Die Wehen dieses Bruchs lasteten hart auf beiden Ländern, namentlich auf Holland, aber hat England seinen Zweck erreicht? Keineswegs, vielmehr droht das Ergebniß mehr und mehr zu seinem Nachtheil umzuschlagen. Gerade vor der Revolution (1828) hatte der Zollverein seinen ersten großen Schritt gethan, einige Jahre nachher (1833) geschah der zweite und bedeutendere; der Rheinhandel, sonst durch Hollands Eifersucht gehemmt, mußte jetzt, wo Belgien gewähren konnte, was Holland abschlug, schnell einen Aufschwung nehmen, und was die Existenz der Vereinigten Niederlande für viele im Dunkeln gelassen hatte, machte die Nebenbuhlerschaft der getrennten Niederlande mit Einemmal sehr klar, daß der Handel und die Entwicklung derselben nicht ohne das Hinterland denkbar sind, daß eine Herrschaft, wie sie Holland in früherer Zeit über das Hinterland ausübte, nicht mehr möglich, und daß Holland und größtentheils auch Belgien zu dem deutschen Zollverein in dieselben Verhältnisse gekommen seyen, wie die Hansestädte und Hannover.

Diese Erkenntniß reifte schnell, und wir sehen deßhalb jetzt nicht nur eine Concession Hollands in Bezug auf die Rheinschifffahrt nach der andern, sondern auch gleich nach dem Jahre 1834 die ungeheuren Anstrengungen Belgiens sich ein Eisenbahnnetz zu schaffen und eine engere und raschere Verbindung mit dem Rhein herzustellen.[1] Dieß war natürlich: man suchte dem Hafen von Antwerpen, der durch die Entfernung der holländischen Rhederei so schwer gelitten hatte, wieder aufzuhelfen; indeß befand sich Belgien doch in weit bedrängterer Lage, wie Holland. Letzteres trat in seine alte feste Handelspolitik zurück und suchte den allmählich errungenen reichen Producten seiner Colonien immer neue Absatzwege zu verschaffen, wenn auch gleich das Verhältniß zu den Colonien auf eine Art gestellt war, daß früher oder später eine fast gewaltsame Auflösung nicht ausbleiben konnte. Belgien dagegen mit seiner reichen Industrie war eingekeilt zwischen das französische, deutsche und englische Mauthsystem, ohne daß es jetzt mehr einen Vorzug auf dem holländischen Markt ansprechen konnte. Belgiens Industrie gerieth in eine gefährliche Stockung und ist auch jetzt noch unter weit günstigern Verhältnissen bei weitem nicht so fortgeschritten, wie sein Handel. Wir können hier auf seine innern Industrieverhältnisse nicht eingehen, da wir es hauptsächlich nur mit seinem Handel, d. h. mit seinem Verkehr nach außen zu thun haben, weßhalb wir die Industrieverhältnisse nur in so weit berühren, als sie zur Erklärung der Handelsverhältnisse nöthig sind.

Es ist nicht zu verwundern, daß sich Belgien in seiner neuen Stellung nicht gleich zurecht finden konnte, die Industrie war die Hauptsache gewesen, jetzt mußte es der Handel werden, und nur der vermehrte Handel, namentlich der Eigenhandel, konnte dann mit der Zeit seine Industrie wieder heben.[2] Zu dieser Unsicherheit im Zweck kam noch in den ersten zehn Jahren nach der Revolution die Unsicherheit seiner Stellung nach außen, die ihm Rücksichten jeder Art auferlegte, namentlich gegen England und Frankreich, von denen hauptsächlich die Entscheidung seines Schicksals abhing. Man kann also von einem eigentlichen belgischen Handelssystem erst nach dem Jahre 1840 reden. Der erste bedeutende Schritt, der Linnenvertrag mit Frankreich, war nicht glücklich, und neigt sich darum auch sichtlich seinem Ende zu, worauf unzweideutige Symptome hinweisen. Der Verfall der Linnenindustrie Flanderns hat zwei Gründe, erstens den Bruch mit Holland, wodurch ihm eine Menge Absatzwege, die ihm der holländische Handel verschafft hatte, verloren gingen, und der zweite viel bedeutendere ist der riesenhafte Aufschwung der Maschinenspinnerei in England während der Jahre 1830 bis 1840, denn im Jahre 1831 führte England noch gar kein, im J. 1842 schon 29,400,987 Pfund Garn aus. Diese Concurrenz drückte auf Deutschland und Frankreich so gut wie auf Belgien, und wir sehen deßhalb Frankreich große Anstalten machen, sein Linnengewerbe gleichfalls zu heben. Schon im Jahr 1839 ließen sich in Frankreich englische Häuser nieder, und errichteten große Etablissements für mechanische Spinnereien und

[1] Hüffer hat in seinem Buche, „Belgien in seinen Verhältnissen zu Frankreich und Deutschland mit Bezug auf die Frage der Unterscheidungszölle für den Zollverein," Cotta'sche Buchhandlung 1845, vielleicht nicht Unrecht, wenn er sagte: „Was Belgien der Eisenbahn verdankt, kann wirklich nicht zu hoch angeschlagen werden; weit am wichtigsten war sie für den innern Verkehr gewesen sie hoch auch schon dem auswärtigen Handel einigen Ersatz für seine Verluste. Wer weiß, ob ohne die Eisenbahn äußere Zwecke nicht dem Belgien zu den verzweifeltsten Schritten, vielleicht in völlige Abhängigkeit von Frankreich getrieben hätte."

[2] Man vergleiche nur den Expose des motifs des Ministeres der auswärtigen Angelegenheiten über die beabsichtigte Gründung einer Ausfuhrgesellschaft vom 24 Dec. 1846. Was dort über die Ursachen der sollenden Ausfuhr namentlich nach den transatlantischen Ländern gesagt ist, liegt vielmehr in den Handels-, als in den Industrieverhältnissen des Landes. Belgien ist zu klein, um wie England ganze Schiffsladungen eigener Erzeugnisse fo leicht verkaufen zu können; nur wenn es möglich ist, leicht und vollständig Schiffe nach transatlantischen Häfen zu befrachten.

Digitized by Google

Weberein, aber sie thaten dieß nur gegen die bestimmte Versicherung der französischen Regierung, daß die Zölle auf englisches Linnengarn bedeutend erhöht wurden. Diesem entsprach Frankreich durch seine erhöhten Linnenzölle im J. 1841, die allerdings Belgien schmerzlich fühlte, aber der Vertrag vom 26 Jul. 1842, bekannt unter dem Namen des Linnenvertrags, konnte dem nicht abhelfen. Belgien erhielt keine Ermäßigung des Einfuhrzolls, sondern nur eine Befreiung von der gegen die englische Einfuhr vorgenommenen Erhöhung, unter der Bedingung gleiche Zölle, wie die französischen, gegen das Ausland zu errichten. Diesen schwachen Vortheil bezahlte Belgien mit ziemlich schweren Opfern, und mußte im vorigen Jahr die Fortsetzung dieses Vertrags wiederum mit Opfern erkaufen, die bereits sehr heftige Reclamationen von andern Industriezweigen hervorriefen, und jetzt zu dem Entschluß geführt haben, eine Ausfuhrgesellschaft namentlich für Linnenwaaren zu errichten, um den französischen Vertrag nach dessen Ablauf entbehren zu können.

Für Frankreich lag der Vortheil des Vertrags darin, daß ein Anfang gemacht war, das belgische Zollsystem mit dem französischen zu verschmelzen, [1] aber schon dieß erregte den Unmuth mancher französischen Fabricanten, namentlich der Eisenerzeuger, die eine nur von dem politischen Interesse Frankreichs gebotene Vereinigung mit Belgien, welche ihre Monopolinteressen in kurzem zu benachtheiligen drohte, mit Widerwillen sahen und deßhalb in Frankreich selbst einer solchen wesentliche Hindernisse entgegensetzten. Daraus erkannte Belgien, wessen es sich von Frankreich zu versehen habe, und wandte sich von nun an mehr Deutschland zu, mit dem es den Vertrag vom 1 Sept. 1844 abschloß. Ein einfacher Blick auf die Aus- und Einfuhrlisten zeigt, daß eine Verbindung Belgiens mit Deutschland ersterm viel vortheilhafter seyn muß, als mit Frankreich, denn nach letzterem führte es großentheils nur Rohstoffe aus, die Frankreich ohnehin nicht entbehren kann, während die Ausfuhr nach Deutschland zu mehr als zwei Drittheilen aus Fabricaten besteht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hügel Batus.

Eine halbe Werst von dem Dorf Borissow (unmittelbar östlich von Moskau gegen Wladimir hin) ist ein kleiner aufgeworfener Hügel, der in der Volkssage unter dem Namen „Batus Kurgan" bekannt ist. Seine Höhe beträgt nur fünf Fuß, und sein Umkreis 30 Schritt. Von diesem Kurgan haben sich zwei Sagen erhalten, die erste das Batu, in der Absicht Suzdal, wie Wladimir, zu vernichten, mit seinem Heere herauzog und auf der Ebene, wo jetzt das Dorf Batwoff steht, sein Lager aufschlug; der genannte Hügel ward aufgeworfen, um als Unterlage für das reiche Zelt Batu's zu dienen, das oben mit einem goldenen Dache bedeckt war. Der Name des Dorfs Batwoff könnte wohl daher kommen, daß die Einwohner, welche sich hier niederließen, den Ort so nannten zum Andenken an das hier aufgeschlagene Lager des ihnen so furchtbaren Eroberers. Eine andere Sage erzählt, daß in der Gegend, in deren Mitte der Kurgan sich findet, ein Gefecht der Tataren mit den ihnen hier entgegenziehenden Streitkräften der Suzdaler Gutland, welche ihr Land schützen oder vielleicht dem bereits unterlegenen Wladimir zu Hülfe ziehen wollten. Die Suzdaler fielen hier im ungleichen Kampf mit den Moskewa, und über ihren Leichen erhob sich das einfache Grabdenkmal. Nur eine Aufgrabung dieses Kurgans kann es aufklären, was an dieser verworrenen, im Gedächtniß des Volks erhaltenen Sage wahres ist, oder wenigstens die Zeit bestimmen, in welche man diesen Erdaufwurf versetzen muß. Die Archäologie hat schon so viel für die Geschichte gethan, und die allenthalben in Rußland zerstreuten Kurganen haben schon manche historische Frage gelöst, so viel auch noch zu thun übrig ist. (Nordische Biene. 7 April.)

[1] Einen andern Versuch, eine solche Annäherung herbeizuführen, machte der belgische Minister Merrier durch eine vorgeschlagene Tabaksteuer, die allmählich zum französischen Tabaksmonopol geführt und dadurch eine wesentliche Schwierigkeit eines Anschlusses an Frankreich beseitigt hätte. Zum Glück kei der Vorschlag unter dem Hohn und Spott der öffentlichen Blätter und der Repräsentanten.

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Vierter Brief.

3. Das alte und neue Cairo.

(Fortsetzung.)

Alles, was auf den Zustand der Künste und Gewerbe der Aegypter Bezug hat, bietet ein besonderes Interesse. Die in diesen Sammlungen sich vorfindenden Gegenstände vervollständigen die biblische Darstellung der Denkmale, und können zur Auflösung von Fragen dienen, worüber die Denkmale ungewiß lassen. Ist das Stück Zeug, welches ich berühre, von Baumwolle oder Leinwand? Das führt auf die Frage, ob die Baumwolle dem alten Aegyptiern bekannt war. Sie wuchs gewiß in Aegypten zu der Zeit des Plinius, denn dieser beschreibt sie auf eine Art, daß man sich nicht darüber täuschen kann, und sagt, daß man daraus Stoffe bereitete, welche sich durch Weichheit und Weiße auszeichneten und eine Lieblingskleidung der Priester waren. Herodot kannte eine vegetabilische Wolle, was nur die Baumwolle seyn kann, aber seiner Angabe nach kam sie aus Indien, er spricht von einem linnenen, mit Gold und vegetabilischer Wolle gestickten Panzer, der dem König Amasis gehört hatte, aber diese Baumwolle konnte selbst aus Indien gebracht worden seyn. Es gibt also kein sicheres Zeugniß, daß vor Plinius die Baumwolle in Aegypten selbst gewonnen wurde, und wenn man auch bis zu Herodot hinaufstiege, so würde dieß noch nichts für eine ältere Epoche beweisen. Was sagen dagegen die Denkmale? Auf keinem steht man den Bau oder die Einheimsung der Baumwolle dargestellt. Man hat nicht mit Sicherheit den Namen der Baumwolle in den Hieroglyphen aufgefunden; dagegen steht man mehrmals das Einsammeln des Flachses dargestellt, dessen Name stets neben der Pflanze angeschrieben steht.

Das spricht schon sehr zu Gunsten der Anwendung des Flachses im Gegensatz gegen die Baumwolle bei den alten Aegyptiern. Was die Zeuge betrifft, womit die Mumien eingewickelt wurden, so sind die Ansichten getheilt. Man hat behauptet, und Rosellini hat es wiederholt, daß die Zeuge an den Mumien Baumwolle seyen, mikroskopische Beobachtungen haben aber bewiesen, daß sie in den meißen Fällen von Leinwand waren. Das scheint erwiesen. [1] Es folgt daraus noch nicht streng, daß die Baumwollenzeuge, welche die Aegypter zu den Zeiten des Plinius und selbst zu denen Herodots kannten, ihnen in älterer Zeit ganz unbekannt gewesen, da ihr Land denen so nahe ist, wo die Baumwolle wild wächst. Gewiß ist, daß die Baumwolle viel seltener im Gebrauch war wie der Flachs. Diese Umstände machen die Fetzen von Baumwollenzeugen, die sich in den Sammlungen und namentlich in der Clot Bey's finden, noch beachtenswerther; sie sind indeß noch nicht mikroskopisch untersucht.

Eine andere Frage bietet sich dar; kannten die Aegypter das Eisen? bei Clot Bey findet sich eine kleine Axt und zwei kleine Hauen, die es zu beweisen scheinen, aber sind diese Instrumente wirklich ägyptisch? können sie nicht griechisch oder römisch seyn? Warum steht man keine Hieroglyphen daraus, welche die Frage über den Ursprung gleich entscheiden würden. Der Gebrauch des Kupfers ging allenthalben dem des Eisens voran, das schwerer zu gewinnen, zu schmieden und zu härten ist. Die Helden Herodots haben nur Bronzewaffen. In den mythologischen Sagen geht das Zeitalter des Kupfers dem des Eisens voran, wie das goldene dem silbernen. Das ist die historische Ordnung in der Reihenfolge der Metalle. Es ist gewiß, daß der Gebrauch des Kupfers bei

[1] Bowring behauptet, er habe bei den Mumien von Abydos eine große Menge roher Baumwolle gefunden, die um die Leichen von Kindern gewickelt gewesen.

Digitized by Google

den Griechen dem des Eisens voranging. [1] Nach Pallas und Gmelin ist es dasselbe bei den tatarischen Völkern. Ist es aber möglich, daß die alten Aegyptier das Eisen nicht gekannt haben, da sie den Granit und Basalt bearbeiteten, und zahllose Hieroglyphen mit einer solchen Zierlichkeit so tief einschnitten. [2] Ich gestehe, daß ich es kaum glauben kann. Ich vermag zwar kein eisernes Instrument anzuführen, das unzweifelhaft aus einem ägyptischen Grab kam, [3] aber man muß erwägen, daß das Eisen verrostet, in Staub zerfallen und verschwinden kann. Wo wären übrigens die Instrumente von Bronce oder irgend einem andern Stoff, dauerhafter als das Eisen, deren Nichtauffindung also noch unerklärlicher wäre? Ich bin also bis auf weiteres geneigt, anzunehmen, daß die alten Aegyptier den Gebrauch des Eisens kannten, und daß somit die Werkzeuge in Clot Bey's Sammlung ägyptischen Ursprunges sind. Außer den zahlreichen und merkwürdigen kleinen Gegenständen dieser Sammlung bemerkte ich auch eine Mandoline, auf welcher Namen und Beschäftigung des Besitzers in Hieroglyphen bezeichnet sind. Dieß Musikinstrument gleicht in der Form demjenigen, das man noch jetzt in den Straßen Cairo's sieht.

Clot Bey besitzt die Bretter zweier merkwürdigen Sarkophage, von denen der eine sich durch die Schönheit der ins Holz eingezeichneten und mit einer farbigen Incrustation ausgefüllten Hieroglyphen auszeichnet; es war das Grab eines gewissen Pefpanet. Die Ueberreste des andern Sarkophags haben ein noch größeres Interesse; man liest darauf den Namen Menes, des ersten Königs der ersten ägyptischen Dynastie, des Vorfahrers der Pharaonen der vierten Dynastie, welche die Pyramiden errichteten. Man stelle sich meine Freude vor, als Clot Bey diese kostbaren Ueberreste hervorzog, die Dupuis nicht gesehen hat, und als ich darauf in schönen Hieroglyphen den ältesten Namen Aegyptens und der Geschichte las. Indeß kann dieß Brett und diese Hieroglyphen nicht in die Zeit des alten Königs Menes hinaufsteigen, denn die hieroglyphische Inschrift besagt etwas anderes. Die Personen, welcher der Sarg angehörte, war Priester mehrerer Götter, deren Namen in der Inschrift aufgezählt sind; diese Götter sind Phtis, Thot, Phta und Menes. Menes, der somit nach den bekannten Göttern des ägyptischen Pantheons kommt, erscheint hier als eine Gottheit deren Priester der Sargbewohner war. Es ist dieß ein abermaliges Beispiel der Vergötterung der ägyptischen Könige, die auf den Denkmalen so häufig vorkommt. Uebrigens ist dieser Gründer der Dynastie hier nicht der einzige Gegenstand. In demjenigen Theil der Inschrift, welcher dem, wo vom König Menes die Rede ist, entspricht, wird der Verstorbene Priester derselben Götter und eines andern Königs genannt, dessen Titelnahmen somwetrisch dem des Menes gegenübergestellt ist. Dieser Name, den ich somit noch niegends veröffentlicht sah, heißt Sor, und Prisse glaubt den König Soris darin zu erkennen. So trägt zwar der Sargdeckel nicht in das Zeitalter des Königs Menes hinauf, ist aber nichtsdestoweniger sehr interessant, weil er den sehr seltenen Namen dieses alten Königs und noch überdieß einen bisher unbekannten Königsnamen darbietet.

Die Sammlung des Dr. Abbot steht der des Dr. Clot Bey gleich. Auch hier finden sich zierliche kleine Statuen. Die Sandalen mit hohen Schnäbeln zeigen daß diese bizarre Mode älter ist als das Mittelalter. Gallagnetten, falls ihr Ursprung unzweifelhaft ist, beweisen daß dieß Instrument, das jetzt die Tänze der Almée begleitet und durch die Araber zu den Spaniern kam, im alten Aegypten existirte. Ein eiserner Helm und ein Kettenpanzer bestätigen, was ich oben von der Anwendung des Eisens bei den alten Aegyptiern sagte. Vasen tragen den Namen des alten Königs Pasi mit der Inschrift auf seiner königlichen Fahne „der die beiden Landstriche liebt.“ Diese Formel ist wichtig, denn sie zeigt, daß Pasi schon über Ober- und Unterägypten herrschte und daß die Pharaonen der sechsten Dynastie, in die man ihn versetzt, nicht bloß einen Theil des Landes unter sich hatten.

Ich komme nun zu den zwei merkwürdigsten Gegenständen der Sammlung des Dr. Abbot, dem Ring des Cheops und dem Halsband des Menes. Der Ring des Cheops ist von Gold. Die Inschrift welche dem Königsnamen vorangeht, scheint zu bedeuten: „göttliche Gabe dem Lande des Anubis in der Gegend von . . . dargeboten dem Priester des Thrones des Königs Schufu.“ Wenn der Sinn richtig ist, so scheint er anzudeuten daß der Ring aus der Zeit von Cheops stammt und einem ihm zugegebenen Priester gehörte. Indeß ist die Uebersetzung nicht ganz sicher und die Inschrift hat Eigenthümlichkeiten, die vielleicht mit der alten Zeit, in die er hinaufreicht, zusammenhängen. Das andere Wunder der Sammlung des Dr. Abbot ist ein Halsband, das den Namen des Königs Menes trägt. Es ist damit, wie mit den Sargbretteren in der Sammlung Clot Bey's. Wäre man sicher daß es in die Zeit dieses Königs hinaufsteigt, so hätte man den ältesten Ueberrest des Alterthums vor sich. Da hier der Name des Menes von seiner andern Hieroglyphe begleitet ist, so kann man nicht bezweifeln daß das Halsband nicht in so hohe Zeit hinaufreicht, man kann aber auch nicht bezweifeln daß ihm diese Ehre wirklich gebührt. Vielleicht haben wir hier gleichfalls etwas vor uns, was einem dem Cultus des Königs Menes geweihten Priester oder seiner Gattin gehörte. Man kann nicht annehmen, daß im Ursprung der ägyptischen Geschichte Kunst und Luxus schon so hoch gestiegen waren, wie dieser Schmuck andeutet. Noch mehr, ich habe in der Sammlung Clot Bey's ein Goldplättchen gesehen, das augenscheinlich ein Bruchstück des Schmucks bildete, neuen Adler in dem Halsband das Hauptstück besitzt. Auf dem Goldplättchen steht wie auf dem Halsband der Name Menes, aber sonderbarerweise in Gesellschaft des Namens Amasis. Wenn es sich von dem ersten Amasis handelt, dem Haupt der 18ten Dynastie, so kommt das Halsband schon von 4500 v. Chr. auf weniger als 2000 herab. Vielleicht ist aber von dem zweiten Amasis die Rede, der kurz vor dem Einfall der Perser Apries vom Thron stieß, und dieser mochte wohl seine Usurpation mit dem alten Königsnamen Menes zu bedecken suchen.

Außer den beiden Sammlungen von Clot Bey und Dr. Abbot gibt es noch eine dritte, die des Hrn. Rosellini, so wie zwei ägyptische Gesellschaften; jede derselben hat eine Bibliothek, in welcher man die nützlichsten Werke über Aegypten findet.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition nach dem Ural. Die kaiserliche geographische Gesellschaft von St. Petersburg will eine Expedition zur Erforschung des nördlichsten Theils der Urals aussenden. Oberst Hofmann, der Gefährte von Oberst Helmersen auf seinen sibirischen Reisen, ist der Führer der Expedition und bereits auf dem Wege nach Perm, begleitet von Kowalefk als Astronom. In Perm wird Hr. Strazjewski zu ihm stoßen, der schon früher den Theil der Kette nördlich von Bogoslowsk erforschte und als zweiter Beobachter der Expedition dienen wird. Brandt, der treue Gefährte Middendorfs, ist der Naturforscher der Expedition, und zwei Topographen vom Generalstab werden das Land aufnehmen und Karten entwerfen, da die Expedition mit allen möglichen Instrumenten ausgerüstet ist. Die Nachrichten, die man aus dem nördlichen Theile des Landes erhielt, erwecken die Hoffnung, daß die Reisenden auf keine sehr großen natürlichen Hindernisse stoßen und daß sie Transportmittel in Menge finden werden. Die Expedition wird sich wahrscheinlich in zwei Theile spalten, von denen der eine von Tscherdyn aus in Booten die Kama hinauf, und dann den großen Beschwerasstrom hinabfahren will, wobei man möglichst oft die kleinen Flüsse, die vom Ural herabkommen, hinaufzufahren gedenkt. Die andere Abtheilung wird längs dem Kamm der Kette fortziehen, der überall gangbar sein soll. Zugleich wird man auch die Flüsse auf der Ostseite nicht aus der Acht lassen. Man hofft im Sommer den 65° N. B. zu erreichen, bis wohin Strazjewski auf der asiatischen Seite früher schon vordrang, und im Spätjahre hofft man bis an das Gismeer zu gelangen. (Liter. Gaz. 17 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

[1] Die Stadtdrrung ist jedoch in der Odyssee L. IX. v. 391 sehr deutlich beschrieben; sollte die Stelle interpolirt sein?

[2] Diese Frage ergibt sich auch anderswo. Die Steine am Amazonenstrom, sagt Condamine, unterscheiden sich weder in Farbe noch in Härte von dem orientalischen Porphyr. Sie widerstehen der Feile, und man kann sich gar nicht vorstellen, durch welches Mittel die alten Amerikaner sie schneiden, und ihnen verschiedene Untergestalten geben konnten.

[3] Perronne erzählte mir von einem Stück Eisen, das unter einem Sphinx gefunden worden sey.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 109. 7. Mai 1847.

Die Aphenen im Gouvernement Wladimir.

Wir haben im Jahre 1840 (s. Nr. 211) einige Bemerkungen über die aphinische Sprache in Rußland mitgetheilt, die namentlich im Nordosten von den herumziehenden Landkrämern gesprochen wird. Es wurde dort von uns unentschieden gelassen, ob ein Rest alter, vielleicht finnischer Sprache mit unterläuft, der allmählich nur völlig russische Formen angenommen, und wir können diese Frage auch jetzt noch so wenig wie damals beantworten, weisen aber auf jenen Artikel zurück, weil er zur Erklärung des Worts Aphenen dient, womit man nichts anders als herumziehende Landkrämer bezeichnet, welche bekanntlich in einer gewissen Periode der Entwicklung eines Landes eine bedeutende Rolle spielen, in Nordamerika gegenwärtig, wie in Rußland. Hinsichtlich des letztern ist es eigenthümlich, daß man diese herumziehenden Krämer auch Waräger nennen soll. Doch wir geben die Mittheilung der nordischen Biene über die Aphenen des Gouv. Wladimir, wie sie in der Nummer vom 7 April enthalten ist.

„Die Händler, welche sich Aphenen oder Ophenen nennen, bestehen schon seit alter Zeit in Rußland; woher die Benennung kommt ist unbekannt. Die gegenwärtigen Aphenen, wo ihrer zwei oder drei beisammen sind, nennen sich „Maskf.“ Im Gouv. Wladimir entstand der aphenische Handel vor anderthalb hundert Jahren im Kreise Kowrow. Die Ursache, welche die Bauern dieses Districts nöthigte, diesen Gewerbszweig zu ergreifen, bestand darin, daß sie sehr eng neben einander angesiedelt waren, so daß vier größere und 50 kleinere Dörfer auf einem Raum von nur 10 Quadratwerst zusammenlagen, wo der Boden noch überdieß ziemlich sumpfig und zum Ackerbau nicht sehr geeignet war. Daher litten sämmtliche Bauern große Noth, und verfielen endlich darauf, daß die überflüssigen Arbeiter von ihrer Familie sich trennen und in den benachbarten Gouvernements mit kleinen, für die Bauern passenden Waaren herumziehen sollten. Dieser Handel wuchs mit jedem Jahr mehr an, und im Jahre 1780 bildeten sie große Genossenschaften, wahre Handelscompagnien; das Capital war bei allen gemeinsam „„pajwoi,““ wie die Aphenen sagen. Die Häuser Dunajew, Sinilnikoff und Jussoff eröffneten zuerst einen Handel mit Waaren auch für Vornehmere. Im blühendsten Zustande war der aphenische Handel im J. 1820, seit dieser Zeit aber begann er allmählich zu fallen, weil die Bauern-Capitalisten sich größtentheils in die Kaufmannschaft einschreiben ließen und in verschiedenen Gouvernementsstädten ansiedelten. Gegenwärtig ist der Handel der Aphenen minder bedeutend, und ihre Zahl im Kreise Kowrow beläuft sich nur auf 4000. Der jährliche Handelsumsatz beträgt gegen 6 Mill. R.

„Die Art, wie der Handel gewöhnlich getrieben wird, ist folgende. Jedes Jahr kaufen sie auf den Jahrmärkten von Nishneinowgorod und Cholui, zum Theil auch in Moskau ihre Waaren ein, und vom 20 August bis 10 September beginnen sie sich von ihrer Heimath aus nach Kleinrußland, Polen, Litthauen und bis in die entlegensten Striche Sibiriens auf den Weg zu machen, indem sie ihre Waaren bald zu Wagen, bald auf dem Rücken überall herum in die Häuser und auf die Jahrmärkte tragen; gegen den ersten Mai und Junius kehren sie nach Hause zurück, und die letzten kommen gegen den 1 Jul. Nach der Rückkehr jeder Genossenschaft setzt der Herr einen Tag der Zusammenkunft für seine Rechnungsführer und Arbeiter an, und schließt mit ihnen der Reihe nach die Rechnung und den Lohn ab; die welche gut gedient haben, stellt er aufs neue an, die, welche mit dem größten Gewinn gehandelt, zeichnet er durch erhöhten Sold aus, die bessern Arbeiter macht er zu Rechnungsführern, die, welche schlechte Dienste geleistet haben, läßt er zu Hause. Dieser Tag der Abrechnung heißt bei den Aphenen „„Duwan.““ Wenn sie dem Herrn großen Gewinn gebracht haben, richtet er ihnen in freier Luft Festgelage an, die oft mehrere Tage dauern, und mit Wettrennen und Gesängen begleitet sind; wenn alles, was der Herr vorgesetzt hat, gegessen und getrunken ist, hat der „„Duwan““ ein Ende.

„Zur Zeit des Abzugs der Aphenen entrichten ihre Väter, Mütter, Brüder und Weiber alle Steuern an die Krone und die Gutsherren durch ihre Handelshäuser. Im Sommer beschäftigen sie sich mit häuslichen und Feldarbeiten, wie ihr Herr, der oft mehr als 100,000 R. im Vermögen hat. Ihre Söhne und Töchter kleiden sich sehr anständig, gehen an Festtagen in seidenen Kleidern in die Kirche und auf den Spaziergang, und tragen viele Perlen und Goldringe.“

Erwerbszweig der mericanischen Provinz Colima.

2. Die Pitayenwälder.

Die Pitaya ist die Frucht einer zum Cactusgeschlecht gehörigen säulenförmigen, gerieften, sechsseitigen und an den Kanten mit divergirenden Stacheln besetzten Pflanze, die hier zu Lande Organo (Orgelstaude) genannt wird, und die Höhe von 20 bis 25 Fuß erreicht. Anfangs aus einer einzigen, aufrechtstehenden Säule bestehend, bilden ihre in der Höhe von 6 — 8 Fuß hervorstehenden Warzen oder Auswüchse eine Anzahl anderer darauf ruhender senkrechter Säulen, die ihr das Aussehen

Digitized by Google

einer aufrechtstehenden Gabel geben; der Hauptstamm nimmt mit der Zeit die Zähigkeit und Härte eines Baumstammes an. Die Frucht gleicht der Juna (vom breitblättrigen Cactus des Inlandes) in Größe und Gestalt, nur daß ihre Farbe purpurroth statt grün, und die unter der äußeren fachligen Schale im Fleische befindlichen kleinen Kerne schwarz anstatt weißlich sind. Gleich der Juna ist die Petaya eine Frucht der Wüste, und es erregt Erstaunen zu sehen, welche Masse fühlenden Saftes die Pflanzen dieses Geschlechtes aus dem dürren steinigen Boden hervorzuziehen im Stande ist.

In den dürren wasserarmen Gegenden der Thalfläche von Colima wächst dieser Organo wild in unglaublicher Menge, und Hunderte von Menschen finden eine ganze Jahrszeit hindurch (vom März bis Mai oder Junius zu den ersten Regengüssen) in Einsammlung der Frucht ihren Unterhalt. Dieselbe ist von erfrischendem süßlichsäuerlichem Geschmack, und so nahrhaft und gesund, daß sich der ärmere Theil der Einwohnerschaft von Colima im buchstäblichen Sinne des Worts von ihr nährt, und es ist oft bemerkt worden, daß die allenfalls herrschenden Fieberkrankheiten augenblicklich abnehmen und ihre „Endschaft erreichen, sobald der Genuß dieser Frucht überhand nimmt. Der Consum hält mit der Production gleichen Schritt; die Straßen sieht man während dieser Jahreszeit oft mit Schalen bedeckt, und das zahme Hornvieh der Umgegend kömmt des Nachts bis auf den Marktplatz herein, um diese nahrhaften Ueberbleibsel zu verzehren.

3. Der Cicle.

Unter andern Baumgattungen der Sierra Calicuta sind in den Urwäldern am Rande des Flusses Coahuayana die verschiedenen Gattungen des Zapotegeschlechts sehr häufig, und wachsen in wilden Zustand ohne Beihülfe der Ausfaat. Die häufigste derselben ist der Zapote Chico, ein laubreicher Baum von 50 bis 60 Schuh Höhe, dunkelgrünem, glänzendem, zerbrechlichem Blatt, an dessen Zweigen es eine runde, inwendig röthliche und äußerlich graubedeckte Frucht von der Größe eines Apfels, und ungemein wohlschmeckend, in unglaublicher Menge, 3 bis 4000, ja 6000 an einem Baum, gibt. Diese Frucht wird im Mai gepflückt und eingesammelt, und die noch unzeitige durch zweitägiges Einscharren in eine Art von natürlichem Backofen (Höhlung mit ausgebranntem Grunde und ausgelöschter Asche) gezeitigt und gereift, und hierauf in große Becken mit lauem Wasser gelegt, worauf sich ein milchweißer Saft aus der Höhlung des Steines tropfenweise absondert, der in der Gestalt von Talg auf dem Boden des Gefäßes hängen bleibt; — dieser weiße zähe Saft, nach Art des Honigs oder Peches, wird vermittelst zweier Stäbchen durch Auseinanderziehen in lange Fäden gestreckt, und hierauf in Gestalt eines Geflechts als „Cicle" nach Colima gebracht, — der Preis ist circa 1 P. per Pfund in rohem Zustand, — wo er ungefähr nach Art des Beteis in Ostindien gekaut wird. Vorzüglich die Weiber in ganz Mexico schätzen diesen Artikel sehr und gewöhnen sich daran, wiewohl er unschmackhaft ist, und etwa wie Mehlzucker (jedoch ohne Süßigkeit) zäh an den Zähnen klebt, und sich in jede Form schmiegt.

In Colima bildet dieser Artikel einen Erwerbszweig, der Hunderte von weiblichen Händen beschäftigt. Das ursprünglich weiße Harz nimmt durch Zusammenkneten mit Carmin, Indigo und andern Farbestoffen mit Beihülfe des Feuers all' diese verschiedenen Farben so identisch an, daß es ohne im mindesten abzufärben, zum Behuf der Verarbeitung wie Wachs in Stäbe oder Fäden gelegt werden kann. Durch Eintauchen in lauwarmes Wasser leicht erweicht, bildet sich dieser Stoff fügsam in jede Form und erhärtet gleich darauf, und die Verschiedenheit der Farben erlaubt die Nachahmung der mannichfaltigsten Gegenstände, Thiere, Figuren, Pflanzen, Früchte u. s. w., welche durch ihre Zierlichkeit selbst zu porträtartigen Abbildungen geeignet den Werth vermehrt, und in der ganzen Republik ein sehr schätzbares Geschenk bildet.

Die Behandlung des Cicles ist mehr oder weniger in allen Familien Colima's bekannt und dient zur Unterhaltung, wiewohl solche auch für die ärmern Theile der weiblichen Bevölkerung eine Quelle anständigen Unterhalts bildet. Kaum irgend ein Fremder unterläßt ein Kistchen dieser Wachsfiguren gleichsam zum Angedenken mitzunehmen, und fast alle Läden der Hauptstraße sind mit Ausstellungen dieser Kunstwerke versehen, deren einige an Wahl der Gegenstände und in Ausführung sogar mit den bekannten Wachsfiguren der ingeniösen Bewohner der Hauptstadt wetteifern.

Belgien und die Belgier.

(Fortsetzung.)

Das Bündniß mit dem Zollverein und die Eröffnung der Eisenbahn zwischen Antwerpen und Köln machten in Frankreich einen sehr nachtheiligen Eindruck, um so mehr als einem belgischen Minister der Ausdruck entschlüpft war: Antwerpen ist ein Hafen des Zollvereins. Dieser Mißmuth machte sich in der Verhandlung vom 25 März 1845 gestend, wo die französische Deputirtenkammer erst dem im Julius 1842 abgeschlossenen Linnenvertrag seine Zustimmung gab. Die Erklärung war sichtlich auf beiden Seiten, [1] und die Stimmen in Belgien über das hinterlistige Verfahren Frankreichs, das Belgien in sein Zollnetz verstricken wollte, ohne ihm die Vortheile einer vollständigen Zollvereinigung zu gewähren [2] wurden immer lauter und entschiedener, wogegen die Septembervereinkunft und die Folgen der Eisenbahn von Köln nach Antwerpen — der Kranst stieg in dem Jahr 1844/45 gleich um 66 Proc., — allenthalben freudige, wenn auch minder laute Anerkennung fanden. Indeß blieb das System der belgischen Regierung vorherrschend, sich den guten Willen des Zollvereins und Frankreichs gleichmäßig zu erhalten, und nur gegen die Uebermacht der englischen Fabriken entschiedener aufzutreten. Der beste Beweis hievon liegt in dem Umstand, daß Belgien seine Zölle auf Baumwollenwaaren, insofern sie aus Deutschland kommen, wesentlich ermäßigte, denselben Vortheil vorläufig auch Frankreich gewährte, aber

[1] Höffken hat dieß in seiner schon citirten Schrift im siebenten Abschnitt näher nachgewiesen, weßhalb wir hier darauf verweisen.

[2] Die schon früher erwähnte und von Höffken umständlich aufgeführte Abnahme der Linnenexportation dauert in immer größerem Maaße fort. Das Journal du Commerce d'Anvers vom 29 März d. J. führt die Einfuhr von Linnenwaaren überhaupt in Frankreich während der zwei ersten Monate dieses Jahres in folgender Weise auf:

	1847. Ctr.	1846. Ctr.	1845. Ctr.
Zeuge aus Flachs und Hanf .	3,923	5,173	5,931
Garn	4,905	8,386	13,536

und macht dazu die Bemerkung: „eine so beträchtliche und so andauernde Verminderung im Verbrauch fremder Garne und Gewebe von Seite Frankreichs läßt die ungeheuren Opfer, welche Belgien für eine illusorische Gunst sich auferlegte, um so mehr bedauern, als diese Verminderung voraus gesehen war." Die Erneuerung des Linnenvertrags im vorigen Jahr hatte nämlich mit neuen Opfern, die namentlich der Wollindustrie Belgiens schmerzlich fiel, erkauft werden müssen, und es ist angreifbeinlich der Entschluß, den Vertrag nach der Bresselzeit nicht mehr zu erneuern.

Digitized by Google

gegen England seine hohen Zölle beibehielt. Wichtiger aber als alles dieses und folgenreicher war die Einführung der Differenzialzölle.

Es ist merkwürdig, wie in Belgien alles vom J. 1840 datirt, dem Jahr nach seiner definitiven Anerkennung auch von Seite Hollands; wie die flämische Bewegung, wie der Streit mit der Geistlichkeit, so auch die Frage über das System des Handels. Belgien hatte vom J. 1831 bis zum J. 1838 durch eine Reihe von Zollgesetzen seine Industrie zu schützen gesucht, aber alles reichte nicht hin, denn Belgien besaß schon eine Industrie, die es in vielen Beziehungen mit dem Ausland aufnehmen konnte, es handelte sich viel mehr um einen Absatz seiner überfließenden Producte. Diesen konnte es nur finden, wenn es durch Unterscheidungszölle andere Staaten zum Abschluß von Handelsverträgen nöthigte. Man kann die Schwierigkeiten sich denken: Unterscheidungszölle mußten hauptsächlich gegen England gerichtet seyn und auf dem Thron saß ein englischer Fürst, hauptsächlich hergesendet, um englische Interessen zu vertreten. Im April 1840 schlug Hr. de Foere in der Kammer vor, eine Untersuchungscommission zu ernennen zu dem Zweck 1) die Ursachen zu erforschen, welche die ungünstige Lage herbeiführten, in welcher sich die Industrie und der äußere Handel des Landes befänden; 2) die geeignetsten Mittel zur Abhülfe eines Uebels vorzuschlagen, worüber man auf allen Punkten Belgiens klagt; 3) der Kammer die Grundlage eines Handels- und Marinesystems vorzuschlagen, wodurch die Interessen der Industrie befördert werden konnten. Der Vorschlag ward einstimmig angenommen, eine Commission von 9 Mitgliedern niedergesetzt, und diese befragte nun die vornehmsten Industriellen und Handelsleute des Landes; am 22 Dec. 1841 legte de Foere seinen Bericht und einen Vorschlag zu einem Gesetz von Differenzialzöllen der Kammer vor. Der Handelsstand von Lüttich und Antwerpen erklärte sich dagegen, Charleroy und Verviers erklärten sich unschlüssig, aber zwölf andere Städte sprachen ihre Zustimmung aus. Indeß blieb in den Jahren 1842 und 1843 die Sache liegen aus Gründen, die nicht genau bekannt sind, die man jedoch, wenn man weiß, wer bei der Sache am meisten betheiligt war, ohne Mühe errathen kann.

Endlich aber ließ sich die Sache nicht mehr verschieben, und am 10 April 1844 ward die Verhandlung über die Differenzialzölle eröffnet; sie dauerte bis zum 11 Junius, nahm 29 öffentliche und 11 geheime Sitzungen ein, und das Gesetz ging endlich mit 43 Stimmen gegen 25 durch. Der Senat nahm es am 18 Julius mit 28 gegen 5 Stimmen an und der Datum des Gesetzes ist vom 21 Julius. Die lange Verhandlung zeigt deutlich, daß man sich die Schwierigkeiten der Sache in keiner Weise verhehlt hatte. Nothomb entwickelte den Grundgedanken ganz deutlich, indem er sagte: „die Handelswelt ist, wie die politische nach positiven Gesetzen eingerichtet; es ist keine Möglichkeit, daß sich ein Volk außerhalb dieser Gesetze stelle; der Austausch wird erleichtert durch gegenseitige Concessionen im Tarif, und es sind keine Concessionen möglich, außer durch etwas hohe Differenzialzölle. Die Entwicklung des Handels galt es hier, nicht die der Industrie, die Belgien hauptsächlich nur durch den Handel gewinnen konnte. Differenzialzölle waren die nothwendige Ergänzung dessen, was die bisherigen Schutzzölle gethan und ohne solche Differenzialzölle war an keine weitere Entwicklung zu denken.

Es könne auffallen, daß Antwerpen sich ziemlich hartnäckig diesem System widersetzte, aber Antwerpen hatte seine guten Gründe; abgesehen davon, daß der Uebergang aus einem freieren in ein strengeres System manche Ungelegenheiten mit sich brachte, mußte seine Lage in Vergleich zu den holländischen und deutschen Häfen ihm manche Bedenken einflößen. Antwerpen kann nicht, wie Havre und Bordeaux, Nantes und Marseille nur auf Frankreich, so nur auf Belgien Rücksicht nehmen, es muß sein Hinterland, die Versorgung Deutschlands mit in Betracht ziehen, denn hierin allein liegt seine Hoffnung einst seine alte Blüthe, wo es 200,000 E. zählte, nicht bloß wieder zu erreichen, sondern weit zu überholen; das kann es nur als Hafen Deutschlands, nicht als Hafen Belgiens, und nie als Hafen Frankreichs, das auf der atlantischen Seite immer leichter durch Havre als durch Antwerpen versorgt werden wird, so große Vorzüge auch der Hafen von Antwerpen sonst vor dem von Havre haben mag. Hamburg und Bremen sind wahre Freihäfen, neuerdings errichtet selbst Hannover auf seinem Gebiet zwei Freihäfen, um an dem Vortheile von Hamburg Theil zu nehmen, Holland gewährt in seinem Entrepotsystem alle Vortheile eines Freihafens, und wenn Antwerpen, das eine sehr schwache eigene Schifffahrt hat, durch Belastung fremder Fahrzeuge sich die Waaren vertheuerte, so mußte es gegen die holländischen und Hanseháfen zurücksthen.

Diese Befürchtungen waren auch insofern nicht eitel, als die Differentialzölle zwar ihren ersten Zweck, Abschluß von Handelsverträgen durch Gewährung besonderer Vortheile erreichten, Antwerpen aber seinen Consignationshandel nicht mit einem Schlag in einen Eigenhandel umwandeln konnte und die belgische Marine auch seit der Einführung des Differentialsystems nicht besonders gestiegen ist. Indeß darf man nicht vergessen, daß seit Erlaß dieses Gesetzes noch keine drei Jahre verflossen sind, und daß die Begründung einer großartigen eigenen Rhederei eine nothwendig sehr langsame Sache ist, da es sich hier nicht bloß um Capitalien und Schifffahrtsgelegenheit, sondern auch um Anlegung mächtiger Werften und Heranziehung einer mit allen Erfordernissen des Schiffbaues vertrauten stärkern Bevölkerung handelt. Demnach ist es nicht zu verkennen, daß Belgien auf dieser Bahn mächtige Fortschritte gemacht hat, und die nothwendig gewordene Vergrößerung des Entrepots so wie die Anlegung eines neuen dritten Docks beweist zur Genüge, daß man im Fortschritt ist. Die wohl bald bevorstehende Einführung der Warrants, welche gestattet, daß die Waaren während ihrer Lagerung im Entrepot von Hand zu Hand gehen, ist nur eine der vielen Verbesserungen, auf die man mit jedem Tage mehr dringt; die fortdauernde Klage in den Antwerpener Blättern über mangelnde Waggons[1] zum Verführen der Waaren nach Köln spricht gleichfalls für die stetgende Zunahme des Verkehrs, und bezeugt, daß die Differenzialzölle doch so bemessen sind, daß sie den Handel, den holländischen und Hanseháfen gegenüber, nicht benachtheiligen. Ein großes Desideratum Antwerpens ist übrigens eine Dampfbootverbindung mit New-York, und es hoffte eine Zeitlang, daß die Wahl der Vereinigten Staaten auf Antwerpen statt auf Bremen fallen werde; diese Hoffnung ward getäuscht, aber allem Anschein nach werden große Mittel in Bewegung gesetzt, um diese Verbindung, welche jetzt auch Havre zu gut kommt, dennoch zu erlangen. Augenscheinlich ist, daß Antwerpen seine Stellung in der Reihe der atlantischen Märkte des Continents völlig erkannt hat, und

[1] Der Minister hat kürzlich in der Kammer einen Antrag auf Anschaffung von 400 Waggons gestellt.

Digitized by Google

daß es alles aufbieten wird, um seinen Beruf, einer der Haupthäfen des Zollvereins zu seyn, so weit die Verhältnisse des belgischen Staats es zulassen, zu erfüllen.

(Schluß folgt.)

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Vierter Brief.

4. Das alte und neue Cairo.

(Fortsetzung.)

Die Sammlungen haben uns weit in das Alterthum hinaufgeführt, ein Besuch bei Hrn. Lambert führt uns in die Gegenwart und selbst in die Zukunft, denn Hr. Lambert, Director der polytechnischen Schule des Pascha, beschäftigt sich nicht mit dem alten, sondern mit dem neuen und künftigen Aegypten. Nachdem er früher mit großem Aufsehen den St. Simonismus gepredigt, hat er gutmüthig die Apostelrolle aufgegeben und sich begnügt, nur noch ein Mann von vielem Verdienst und vielem Geist zu seyn. Man spricht gerne mit diesem etwas kaustischen Enthusiasten, den die Uebertreibung entzückt, aber nicht abgekühlt hat; es war mir immer, wenn ich seinen spöttischen Ton hörte, als sagte er mir: „wenn ich anerkenne, daß wir etwas lächerlich waren, so muß man auch zugeben, daß andere es in sehr starkem Maaße noch sind.“ — Unter meinen Bekannten in Cairo erwähne ich noch den gelehrten Dr. Prumer, einen ausgezeichneten Orientalisten und Arzt, in welchem der ihm empfohlene Fremde einen Freund findet, und den bekannten Soliman Pascha (Sève) der trotz der Anfahme des Islams den Franzosen nicht ausgezogen hat. Mein sehr innompetentes Urtheil kann seinem Ruhme nichts hinzufügen, aber ich kann nicht umhin hier zu bemerken, daß derselbe von Soldaten, feindlichen wie freundlichen genugsam anerkannt wurde.

Der Wohnung Soliman Paschas saß gegenüber ist die Insel Rhodah. Dieß Wort bedeutet einen Garten, und es ist auch in der That ein reizender Garten. Man sieht hier eine Menge fremder Bäume, und ich ziehe diesen schönen Ort bei weitem den allzuberühmten Gärten von Schubrah vor, mit ihren regelmäßigen Pflanzungen, ihren mit Kiesseln bedeckten Gängen und ihren Kiosks, deren Anstrichung bald europäisch ist. Diese Vorliebe für den Garten der Insel Rhodah wurde mir vielleicht zum Theil durch den günstigen Zufall eingeflößt, daß ich hier einen ägyptischen Sarkophag mit Hieroglyphen fand. Ich sammelte hier einige mir unbekannte Zeichen, und fand einen merkwürdigen Titel, den einer „königlichen Tochter,“ den eine Frau aus dem Privatstand führte. Auf einem Grabdenkmal des Museums in Neapel hatte ich eine ähnliche Bezeichnung „königlicher Sohn“ in Bezug auf einen Privatmann gefunden. Woher kann dieser seltsame Gebrauch kommen, der an den Bettertitel mahnt, welchen die alten französischen Kriege den Herzogen gaben?

Die Insel Rhodah enthält ein merkwürdiges Denkmal, den berühmten Nilometer, den Mekjasch. Er wurde von den Arabern errichtet, aber ägyptische Nilometers waren ihm vorangegangen. Nach der jeder Jahr vom Nil erreichten Höhe wurden die Abgaben festgesetzt. Damit das Jahr gut sey, mußte die Ueberschwemmung auf 16 Ellen steigen; darum zwielen 16 Kinder um die Statue des Nils im Vatican. Eine wichtige, noch bestrittenere Frage knüpft sich an den Nilometer der Insel Rhodah: der Ursprung des Spitzbogens und der Bauart, die wir so unrichtig die gothische nennen. Man muß zuerst die Frage vereinfachen um sie aufzulösen. Ein anderes ist der vereinzelte Spitzbogen, ein anderes die gothische durch den Spitzbogen charakterisirte Baukunst. Zu allen Zeiten gab es Spitzbogen; es gab welche zu Persepolis und Theben; ich habe dergleichen in den pelasgischen Mauern von Tirynth und an dem einen Thore von Tusculum gesehen, aber alle diese Denkmale gehören nicht der gothischen Baukunst an: diese ist ein Ganzes, von dem der Spitzbogen nur ein Theil ist. Die Frage: „wie und in welchem Lande entstand die gothische Baukunst?“ ist verschieden von der viel speciellern, auf die es hier allein ankommt: „gab es Spitzbogen in der mosleimitischen Baukunst, ehe sich solche in der christlichen Architektur zeigten? Auf diese letztere Frage gibt der Bau des Mekjasch eine unbestreitbare Antwort. Man findet hier den Spitzbogen und eine arabische Inschrift dabei aus dem 9ten Jahrhundert, wo der Mekjasch aufgebaut wurde; bekanntlich erscheint die Baukunst in Spitzbögen in Europa nicht vor dem 12ten Jahrhundert. Ich komme bei Gelegenheit der Moscheen auf diesen wichtigen Gegenstand zurück.

Die Gründung des alten Cairo steigt in die Zeit der moslemitischen Eroberung hinauf. Während Amru eine Veste, Namens Babylon, belagerte, welche die Römer Memphis faß gegenüber zur Beherrschung des Stroms erbaut hatten, ließ sich nach der arabischen Sage eine Taube auf dem Zelt nieder und baute daselbst ihr Nest; Amru befahl das Zelt nicht abzubrechen, um die unschuldige Brut nicht zu stören, ein Mittel-den, das bei einem Mann der Tat und des Blute, wie Amru, in Erstaunen setzen kann, aber im moslemitischen Charakter liegt. Dieser Vorfall gab der neuen Stadt, die am Fuß der römischen Veste errichtet wurde, den Namen Fostat, Zelt, den sie im Mittelalter führte. Man nannte sie auch und nennt sie noch Misr, was der arabischr Name für Aegypten ist. Cairo kommt von Cahira, dem Namen des Planeten Mars, unter dessen Einfluß der Chalif Moez die neue Stadt gegründet wissen wollte. Cairo wurde am Ende des 10ten Jahrhunderts von dem Schwiegersohn dieses Chalifen erbaut. Diese Dynastie der Fatimiden, welche sich für die legitimen Nachfolger des Propheten ausgaben, herrschte über Nordafrika und Sicilien; das war der Antheil der ihnen bei der Zertrümmerung des Chalifats zufiel, deßen nomineller Mittelpunkt noch immer zu Bagdad war. Unter dieser Dynastie bildete sich die Secte der Ismaeliten, welcher der Alte vom Berge angehörte. Cairo war lange Zeit der Sitz dieser sonderbaren Freimaurerei, in der man endlich den Eingeweihten als höchste Offenbarung die Nichtigkeit alles religiösen Glaubens, den Nichtunterschied von Gut und Böse vortrug, welche Lehre sich endlich in die unglaublich freche Phrase aufhöre: „nichts ist wahr, alles ist erlaubt.“ Die große Lage, welche das Haus der Weisheit hieß, war zu Cairo; sie besaß unermeßliche Reichthümer und gebot über zahlreiche Heeren, die sie im ganzen Orient verbreitete. Diese seltsame Anstalt hatte den politischen Zweck, die in Aegypten herrschende Dynastie der Fatimiden zum Chalifat zu erheben. Es war ein ägyptischer Carbonarismus, gegründet auf einem philosophischen Atheismus. Hr. von Hammer steht darin einen Rest der alten ägyptischen Einweihungen, aber diese monströsen Lehren gleichen allzusehr denen, die in den ersten Jahrhunderten des Islam in mehreren Theilen Asiens von den Karmathen und andern Secktern bekannt wurden, und welche sämmtlich die Wahrheit des Islam und den Unterschied von Gut und Bös läugneten, als daß man nöthig hätte den Ursprung der ismaelitischen Einweihungen zu Cairo in den problematischen Einweihungen von Heliopolis zu suchen.

Auf die Fatimiden folgten die Ejubiden, im Occident durch den Namen Saladins berühmt, der in seiner Person die ritterlichen Eigenschaften mit den Sitten und dem Glauben des Islam verband. Saladin hat die Befestigungen und die Citadelle von Cairo gebaut und den berühmten Brunnen graben lassen, zu dem ein Esel hinabsteigen kann. Es gibt einen ähnlichen in Italien, zu Orvieto. Da Saladin auch Jusset hieß, so verwechselt ihn die Sage häufig mit dem alten Joseph, Jakobs Sohn und schrieb diesem zu, was Saladin gethan. Die Kunst blühte unter ihm zu Cairo. Er schickte eine Uhr mit Rädern an Kaiser Friedrich II.

(Fortsetzung folgt.)

Damenwagen auf der Eisenbahn. Die Times vom 20 April bringen folgende Anzeigen: „Die Directoren der Great Western-Eisenbahn haben die Absicht in jedem Zug eine Abtheilung eines Wagens erster Classe für den ausschließlichen Gebrauch von Damen, die ohne männliche Begleitung reisen, vorzubehalten. Somit können die Damen, welche die erste Classe nehmen ganz abgesondert bleiben, frei von den Unannehmlichkeiten denen sie manchmal auf den best geleiteten Eisenbahnen ausgesetzt sind.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 110. 8. Mai 1847.

Belgien und die Belgier.

(Schluß.)

In Frankreich hat sich neuerdings wieder eine Stimme aufgethan, welche mit dürren Worten erklärt, Belgien habe keine andere Aussicht, als sich in Frankreichs Arme zu werfen, und eine Zollvereinigung mit ihm einzugehen. Es ist dieß ein Hr. Gustave d'Allaur in der Revue des deux Mondes vom 1 December vorigen Jahrs. Er tritt mit einem Hohn und einer Härte auf, die den ganzen Ingrimm darüber verräth, daß Belgien noch immer Miene macht auf eigenen Füßen stehen zu wollen. Er glaubt, das herrschende Elend habe namentlich in Flandern die Idee einer völligen Zollvereinigung mit Flandern zu einer so populären gemacht, daß diejenige Partei, welche diese Fahne aufsteckt, gewiß bei den bevorstehenden Wahlen das Uebergewicht erhalte, die Liberalen meint er seyen nach den bisherigen Vorgängen ihres Siegs gewiß, wenn nicht die Priesterpartei die Fahne der Zollvereinigung mit Frankreich aufpflanze. „Diese Frage, welche durch stillschweigende Uebereinkunft der Partei in gemeinsamer Abneigung begraben wurde, wird vielleicht in fünf Monaten der Angelpunkt, an dem die innern Kämpfe der letzten 16 Jahre sich entwickeln müssen. Die Liberalen, welche, abgesehen von dieser Frage, ein vorherrschendes Uebergewicht im Lande ausüben, können hieran zu Grunde gehen. Die katholische Majorität, deren Existenz seit 1844 nur ein langsamer Todeskampf ist, kann hier ein neues Leben schöpfen. Das Königthum endlich, das sich die Liberalen, seine wahre Stütze, entfremdet hat, ohne die Zustimmung der Katholiken, seiner natürlichen Gegner, zu gewinnen, kann sich aus der Zollvereinigung mit Frankreich ein unerschöpfliches Pfand der Popularität machen." Stehe es wirklich so in Belgien? Wir zweifeln, wenigstens sind seit jener Zeit fünf Monate verflossen, und noch hat sich keine neuere Stimme für eine Zollvereinigung mit Frankreich erhoben, wohl aber die alten und zum Theil selbst neue Gegner. Und sind denn in Frankreich die Gegner einer Zollvereinigung mit Belgien plötzlich verstummt und umgewandelt worden? Keineswegs, man braucht nur die Abhandlungen der Protectionisten gegen den „Libre échange" zu lesen, um zu finden, daß hier noch alles im alten Rechte oder vielmehr Unrecht steht.

Der Verfasser wirft mit dem bittersten Hohne den Belgiern vor, daß ihr gerühmtes Differentialzollsystem kaum abgefaßt gewesen, als es noch nicht zwei Monate später durch den Zollverein umgestoßen wurde, der seinen Schiffen gleiche Rechte mit den nationalen verschaffte; daß anderthalb Jahre später Belgien durch Holland gleichfalls genöthigt wurde seinem System zu entsagen. Wir wollen dieß gelten lassen, aber was beweist es? Der Verfasser gibt selbst die Antwort darauf: „Holland, das auswärtige Absatzwege für seinen Colonialhandel nöthig hat, Preußen, das aus Mangel an Häfen seine Flußstraßen und den Ueberfluß seiner Manufacturerzeugnisse nicht nützlich verwenden konnte, waren beide durch den natürlichen Zusammenhang veritable point de cohésion) an Belgien gefnüpft." Frankreich, heißt es dann weiter, braucht bei seiner continentalen und maritimen Gestaltung in Belgien keine Begünstigung seiner Flagge und seines Transits zu verlangen. Das ist in der That ein sehr naives Geständniß, daß wohl der deutsche und holländische Handel in natürlicher Verbindung mit dem belgischen stehe, nicht aber der französische. Höchst sonderbar muß es aber erscheinen, wenn der Verfasser dann fortfährt, daß Frankreich für die Holland und Preußen zugestandenen Vergünstigungen sich, um das Gleichgewicht herzustellen, andere ausbedingen müsse, nämlich die zollfreie Zulassung seiner Weine, seiner Seiden-, Wollen- und Baumwollenwaaren. Dieser Vorschlag ist wahrscheinlich gemacht, um das furchtbare Elend zu lindern, das Belgien in die Arme Frankreichs treiben soll, indem man die Industriezweige, welche einem großen Theil des Volkes Arbeit und Brod verschaffen, der fremden Concurrenz ganz nutzlos opfern würde. Wenn Frankreich, nicht bloß einer seiner Schriftsteller, mit solchen Ansprüchen auftritt, dann muß es sich wohl rüsten, dieselben mit Waffengewalt durchzusetzen, denn gutwillig kann sich Belgien denselben nicht unterwerfen. Was soll dann aus dem belgischen Staatsschatz werden, wenn es den Zoll für alle diese Gegenstände, namentlich für den Wein opfern soll, oder wenn durch eine Zollvereinigung mit Belgien seine herrliche Eisenbahn, die Köln mit Antwerpen verbindet, so ziemlich nutzlos würde? Was soll überhaupt Antwerpen in Frankreichs Hand werden? Unmöglich etwas anders als ein Kriegshafen, und für diese Ehre wird sich Antwerpen bedanken. Die Frage, die sich über die Behauptungen des Hrn. d'Alaux aufwirft, ist also einfach die: hat die Noth in Belgien einen so hohen Grad erreicht, daß für Belgien gar kein Ausweg bleibt, als sich an Frankreich anzuschließen? Die wallonischen Provinzen, namentlich Lüttich und Namur, waren nie für einen solchen Anschluß, Antwerpen kann es nicht seyn und in den beiden Flandern, wo allerdings die Noth einen solchen Wunsch hervorgerufen hat, muß doch auch mehr und mehr die Ueberzeugung reifen, daß das Linnengewerbe, in so weit es auf Handarbeit beruht, in Frankreich eben so sehr als in Belgien leidet, und daß also eine Abhülfe für diese Uebel bei einer Zollvereinigung mit

Digitized by Google

Frankreich nicht zu finden ist; wäre ein solches Verzweiflungsmittel, wie der Anschluß Belgiens an Frankreich, so nah als es dargestellt wird, so könnte man durchaus nicht begreifen, daß man die Regierung Belgiens mit solcher Ernsthaftigkeit fortführt und die dem Anschluß an Frankreich widersprechendsten Fragen mit größter Ruhe bespricht.

Hr. d'Alaux scheint überhaupt die belgischen Verhältnisse aus einem sehr schiefen Gesichtspunkt aufzufassen. So schreibt er den Umstand, daß man die Einfuhr von Vieh aus Holland so stark besteuerte, Hollands Fische ausschloß, ja er schreibt selbst grossentheils die Einführung der Differentialzölle einem Streben der katholischen Geistlichkeit zu, Belgien von Holland und von andern Staaten abzuzäunen. Dieß scheint eine ganz verfehlte Auffassung. Die Maaßregeln, die holländischen Fischer vom belgischen Markt abzuhalten, hatte ihren Grund in einem etwas übereilten Streben, eine tüchtige belgische Fischergilde zu begründen, die Besteurung der Vieheinfuhr setzen wir, wahrscheinlich mit viel größerem Recht, auf die Rechnung der großen Güterbesitzer, welche sich die Fleischversorgung des Landes vorbehalten wollten, gerade wie es die großen Grundbesitzer in Frankreich thun und in England getan haben. Denn ließe sich auch die Steuer auf das einzuführende Vieh auf einem solchen Wunsch die Verbindungen mit Holland zu mindern, erklären, so gilt doch derselbe Grund nicht von dem Getreidezoll, der vor zwei Jahren so heftige Streitigkeiten erregte und in Folge der Theurung provisorisch aufgehoben werden mußte, [1] und noch viel weniger von dem Runkelrübenzucker, dessen Beförderung sich die Regierung eine Zeit lang so angelegen seyn ließ, daß Zollmaaßregeln ergriffen wurden, welche die Einfuhr des Rohrzuckers auf weniger als die Hälfte herabbrachten. Sofort begann aber die Reaction gegen die Anforderungen der großen Grundbesitzer, und im vorigen Jahr wurde ein Zuckergesetz erlassen, das dem Runkelrübenzucker noch immer einen schönen Spielraum läßt, aber doch auch die Einfuhr des Rohrzuckers hebt, so daß der Handel und die Beschäftigung der Raffinerien wieder bedeutend gestiegen sind. Ein Beweis dafür, daß die Beförderung des Rübenzuckers eine Begünstigung der Landaristokratie war, liegt in dem Umstand, daß der Finanzminister Malou, nachdem das vorjährige Zuckergesetz kaum ein Jahr in Wirksamkeit gewesen, schon wieder mit einer Aenderung desselben hinsichtlich des Runkelrübenzuckers umgeht, welche letzterem wieder größere Vortheile zuzuschieben verspricht; man bezeichnet diese beabsichtigte, aber noch nicht in Ausführung gekommene Maaßregel bloß als ein Parteimanöuvre der Regierung, um durch diese Begünstigung der großen Grundbesitzer einen Theil der Wahlen zu ihren Gunsten zu lenken.

Wir sehen also hier einen Kampf des Handels und der Industrie gegen die Sonderinteressen des großen Grundbesitzes, der sich im belgischen Senat concentrirt. Holland nahm die Zollerhöhung gegen seine Viehausfuhr schweigend hin, eben so remonstrirte es nur schwach gegen den hohen Zoll auf Fische, so empfindlich dieser den holländischen Fischerei fiel, und gegen die Differentialzölle, aber es sparte seine Rache gegen das anspruchsvolle System der Belgier auf einen Schlag auf, wozu sich die Gelegenheit bald genug darbot. Belgien hatte Holland die Zufuhr von einigen hundertausend Kilos Tabak und 7 Mill. Kil. Javakaffee aus seinen Entrepots zu gemäßigten Zöllen gestattet: diese wurden zum Vortheil der belgischen Schifffahrt am Ende des Jahrs 1845 ein wenig erhöht, und nun brach Holland los, verderblicher als mit einem Heere. Auf einmal wurden fast sämmtliche belgische Erzeugnisse mit höherem, fast doppeltem Zoll belegt, und der Handel zwischen beiden kam beinahe zum Stocken. Belgien mußte nachgeben, seine Differentialzölle gegen Holland sehr ermäßigen, eben so den Zoll auf Vieh, und noch mehr den auf Fische, kurz Holland machte Belgien fühlbar, daß es in seinem kleinen Umfreis nicht alles, Landbau, Industrie, Schifffahrt mit Schutzzöllen gegen ein benachbartes Land und einen so guten Kunden unmäßig schützen könne. Nur die Rücksicht, welche beide Theile auf Deutschland zu nehmen hatten, verschafte Belgien bessere Bedingungen, denn ganz sonderbarer Weise erblickt es Bevorzugungen für seine Industrieerzeugnisse im Gegensatz mit Deutschland, eine Folge der holländischen Handelspolitik, welche den Zollverein fühlen lassen will, daß er hinsichtlich der Frage über Differentialzölle zur See und über den Anschluß der Hansestädte zum Ziel kommen muß. [2]

Holland hat riesenhafte Anstrengungen gemacht, um nach den schweren Verlusten des Kriegs seinen Colonialhandel im Gegensatz gegen den englischen wieder emporzubringen; es hat, um diesen Zweck zu erreichen, sich mit Schulden belastet und seine Colonien in Ostindien in eine fast unerträgliche Lage versetzt, aber es hat mehr als irgend jemand dazu beigetragen, den Continent und namentlich Deutschland gegen die Handelsherrschaft Englands zu schützen. Gegen Hollands Bedeutung im Handel mit Colonialwaaren ist namentlich die Freihandelstheorie der Engländer gerichtet; sollte England der Mittelpunkt des großen Colonialhandels in Europa und der Welt bleiben, so durfte es nicht ferner sich durch die Rücksicht auf seine Colonien binden lassen, und mußte seinen ungeheuren Reichthum benützen, um aus allen Erzeugungsländern die Colonialwaaren an sich zu ziehen. Dagegen kann Holland nicht mehr allein kämpfen; es mußte Belgien an sich ketten, und hat dieß mit einem starken Ruck von Frankreich losgerissen. Bezeichnend ist die Schilderung, die d'Alaux von diesem Vertrage macht: „Holland verdoppelte die Zölle auf etwa 50 belgische Artikel, unter andern auf Eisen, Kohlen, Woll- und Baumwollenstoffe, Linnen, und erhöhte den Ausgangszoll auf Getreide. Alle belgischen Industrien, in ihrer Ausfuhr und dem Unterhalt ihrer Arbeiter betroffen, vereinigten sich dießmal gegen die Rheder. Die Maasschifffahrt, die namentlich durch den holländisch-belgischen Verkehr genährt wird, und allein eine siebenmal stärkere Tonnenzahl hat, als alle belgischen Seeschiffe zusammen, trat als eine bisher verkannte Macht auf, und kaum einen Monat nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten mußte die belgische Regierung die Gnade der Niederlande anrufen. Das Haager Cabinet ließ sich sechs Monate bitten. [2] Endlich wird ein Ver-

[1] Nachdem vor zwei Jahren noch 21 große Grundbesitzer in den beiden Kammern sehr unmäßige Ansprüche hinsichtlich des Zolls auf Getreide erhoben hatten, Ansprüche, die bald vor der allgemeinen Entrüstung verstummten, regt sich jetzt eine starke Partei, welche die gänzliche Aufhebung des Getreidezolls verlangt. Sie geht darin ganz von denselben Grundsätzen aus, wie die holländische Opposition gegen den Getreidezoll; es gilt den Getreidehandel möglichst in Antwerpen zu concentriren. Unterstützt ist diese Handelsbestrebung durch die demokratische, welche dem Kornmonopol der großen Grundbesitzer obenein abgeneigt ist, und es möchte auch keinem Zweifel unterliegen, daß die Kornzölle, nach deren Abschaffung in England, auch in Holland und Belgien und selbst in Frankreich nicht mehr zu halten sind.

[1] Könnte über diesen Zweck noch ein Zweifel seyn, so würde ihn der Vorrang mit Rußland heben, da man sogar diesem gegen die preußischen Ostseehäfen einen Vorzug in der Einführung des Getreides gewährte.

[2] Diesen höhnischen Ausdruck muß man nicht wörtlich nehmen, denn die Unterhandlung dauerte wenig über vier Monate, und vieles war zu regeln, viele Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen.

trag geschlossen, der die letzten Zäunonen der Antwerpener Rheder vernichtete. Gegen bedeutende Concessionen für die Hauptindustrien Belgiens wurden die Flaggen und Ladungen beider Länder, insofern sie direct aus einem oder dem andern Lande kommen, gleichgestellt, die Ausnahme zu Gunsten des außerhalb Europa erzeugten Tabaks und des Kaffees aus Niederländisch Ostindien wieder hergestellt, die Abgaben auf alle andern Erzeugnisse der Colonien, die aus den Niederlanden nach Belgien gingen, ermäßigt. Holland riß mit Einem Wort das Monopol der Transporte, welche Antwerpen eine transatlantische Marine schaffen sollten, an sich, das Monopol sage ich, denn wenn belgische Schiffe aus den niederländischen Colonien 8000 T. Colonialerzeugnisse (fast) zu denselben Zöllen wie die holländischen Schiffe ausführen dürfen, so wurde diese Concession illusorisch von dem Augenblick an, wo die holländischen Colonien der directen Einfuhr von Erzeugnissen Belgiens verschlossen blieben. Verliert Antwerpen dabei? Nein, zu viele Hindernisse setzen sich der Entwicklung einer transatlantischen Marine Belgiens entgegen. Statt unerfüllbarer Hoffnungen hat vielmehr die belgische Marine bei diesem Vertrag positive Vortheile für ihre Küstenschifffahrt errungen." Ziehen wir von dieser Darstellung die höhnische Einkleidung ab, so bleibt nichts übrig, als daß Belgien zu viel auf einmal erreichen wollte, darum der überlegenen Rhederei Hollands erlag, und commerciell ungefähr wieder in dasselbe Verhältniß zu demselben trat, wie vor der Revolution, so daß man beinahe sagen kann, durch diesen Vertrag sey der Wunsch des gemäßigten Theils der belgischen Opposition vom Jahre 1830, welche damals nur eine administrative Trennung von Holland wollte, in Erfüllung gegangen.

Holland hat somit auf dieser Seite Deutschland einen wesentlichen Dienst geleistet, indem es Belgien von Frankreich losriß, und eine commercielle oder politische Vereinigung mit demselben, außer durch einen vorerst nicht wahrscheinlichen Krieg unmöglich machte; Holland hat dadurch seine und Deutschlands Stellung gegen die Uebermacht des englischen Handels verstärkt, es hat, vorerst durch eine ertheilte Ohrfeige, dem Zollverein zu erkennen gegeben, daß er aus seiner Lethargie aufwachen und mit seinen Küstenländern zum Abschluß kommen müsse. Eine Verbindung des Zollvereins mit den Hansestädten und Hannover muß ein entscheidendes Uebereinkommen mit Holland, und in Folge dessen auch mit Belgien herbeiführen. Diese Reihenfolge von Ergebnissen knüpft sich an den ersten Schritt einer Uebereinkunft mit den Hansestädten, und so sehr man vor einem solchen Schritte jetzt noch zurückweichen mag, so wird er doch, und zwar in wenigen Jahren gethan werden müssen, wenn nicht alle Handelsstädte von Ostende bis Hamburg hinauf empfindlich leiden sollen.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob der Gang des Kampfes in Belgien nicht auf diese Berechnung einen störenden Einfluß äußern werde; wir glauben keineswegs, vielmehr halten wir die innern Streitigkeiten dieses Landes dem Gang dieser Handelsverhältnisse, welche Belgien wieder seinem alten Stammland zuführen müssen, für untergeordnet. Welche Partei könnte es wagen, dieser ausgesprochenen Richtung des belgischen Verkehrs, wie sie sich im holländischen Vertrag, in dem mit dem Zollverein und in der ungeheuren Zunahme des Transits kund gibt, geradezu mit einem Vorschlag zu einer commerciellen oder politischen Vereinigung mit Frankreich entgegen zu treten? D'Alaux hat ganz Recht: mit den bevorstehenden Wahlen von 1847 muß sich die Frage entscheiden; seiner Ansicht nach muß die eine oder die andere Partei — denn zwischen beiden gilt es die Entscheidung — die Fahne der Verbindung mit Frankreich aufpflanzen, als das einzige Mittel ihren Sieg zu sichern. Geschieht dieß nicht, so ist die Handelsfrage zu Gunsten Deutschlands entschieden, denn es ist dann klar, daß keine Partei das Heil des Landes in einer Vereinigung mit Frankreich sieht. Der Hohn, mit welchem d'Alaux die Belgier überschüttet, die von Unabhängigkeit sprechen, fällt dann auf ihn zurück: denn Belgien erklärt dadurch stillschweigend, daß es allerdings nicht die geträumte allseitige Unabhängigkeit erringen, solche aber nur nach der deutschen Seite hin aufsuchen könne, wobei ihm die Entschädigung und ein jedenfalls minder drückender Einfluß kommt. Läugnen darf man sich inzwischen nicht, daß in Belgien in den nächsten Jahren noch manche Veränderung vor sich gehen muß, die Abschaffung der Getreidegesetze, die Aufhebung des Zolls auf die Rheineinfuhr muß gegen den Senat, die Staatsaufsicht über das Unterrichtswesen gegen die Geistlichkeit, die Rechte der flämischen Sprache gegen das Heer wallonischer Beamten, die Abschaffung der Octrois gegen das Widerstreben der Stadtmagistrate durchgesetzt werden; lauter harte Aufgaben, aber nothwendig, wenn Belgien wirklich aufblühen soll.

Mittel den Pol zu erreichen.

Admiral Wrangel theilte der englischen geographischen Gesellschaft seine Ansicht über die beste Art mit, wie der Nordpol erreicht werden könne. „Meine Ansicht, sagte er gründet sich auf Thatsachen, die ich während einer dreijährigen Beschiffung eines Meeres sammelte, das nicht über 22 Faden Tiefe hat, und im Süden durch die sibirische Küste geschlossen ist, so daß es über einen Raum von 180° des Compasses nichts von Winden und Wellen zu fürchten hat. Der nördlichste Punkt von Grönland, Smith's Sound, den Cap. Roß sah, liegt unter 77° 55′ N. B., und unter 76° 29′ ist auf der Insel Wellesteyn ein Colimsdorf. Die Schiffe der Expedition sollten in diesen Nähe an der Westküste Grönlands überwintern, und zuvor sollte man eine besondere Abtheilung mit 10 Narien, Hunden, tüchtigen Führern und guten Lebensmittelvorräthen dahin senden. Im Herbst, sobald das Wasser gefriert, sollte die Expedition von Smith's Sound abgehen, unter 79° an den Küsten von Grönland einen passenden Platz suchen, um einen Theil der Vorräthe unterzubringen. Im Februar sollte die Expedition dahin gehen und im März eine andere Station zwei Grade weiter nördlich gründen. Von diesem Punkte könnte die Polarabtheilung der Expedition im März, auf dem Eise längs der Küste vorrücken; sie hätte etwa 1200 englische Meilen in gerader Linie, oder 1530 mit den Umwegen zu machen, was mit gut gebauten Schlitten, tüchtigen Hunden und Führern wohl zu machen ist. (Athen. 17 April.)

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Vierter Brief.

3. Das alte und neue Cairo.

(Fortsetzung.)

Zwei Mameukendynastien herrschten in Cairo. Mameluk bedeutet Sklave, denn sie wurden ursprünglich gekauft und bildeten die Leibwache der Sultane, denen sie den Thron endlich entrissen. Auch unter ihnen noch war Cairo der Mittelpunkt der Zweiligung und Literatur: die Schule von Cairo trat an die Stelle der Schule von Bagdad. Ein Observatorium wurde auf dem Berge Mokattam errichtet, eine öffentliche Bibliothek gegründet, und ein Sultan Aegyptens schien die Zeit der Ptolemäer wieder bringen zu wollen. Professoren waren an dieser Bibliothek angestellt, welche den Namen „Haus der Wissenschaft" führte. Nach dem wahrscheinlich übertreibenden Bericht der orientalischen Geschichtschreiber enthielt die Bibliothek von Cairo 1600,000 Bände; jedenfalls war sie sehr bedeutend.

Digitized by Google

Die Handelsblüthe Cairo's war groß unter den Mamelukен; „hier gibt es mehr Menschen, sagte der Reisende Fresenbahl, als in ganz Toscana, und so viele Schiffe, wie zu Genua, Ancona und Venedig.“ Cairo war damals in Berührung mit den fernsten Völkerschaften Afrika's und selbst Asiens, denn christliche Könige Abyssiniens hatten den Sultan Aegyptens um die Zusendung eines Abuna (Erzbischofs). Die Mameluken erhielten Gesandtschaften aus Indien und der Handel zog chinesische Kaufleute ins rothe Meer.

Unter den vier Dynastien, welche seit der Gründung von Cairo bis zur Herrschaft der Türken daselbst herrschten, wurden nach und nach merkwürdige Bauten aufgeführt, unter den schönsten Moscheen aber, die der Reisende bewundert, sind zwei, die der Gründung Neu-Cairo's vorangehen, die von Amru und Tulun. Die Moschee Amru's, gegründet im Augenblick der Eroberung, im 21sten Jahr der Hedschra, ist das älteste religiöse Denkmal des Islam. Hier ist die moslemitische Architektur in ihrem ursprünglichen Zustande; man hat dieß Muster in den andern Moscheen Cairo's nachgeahmt, in Spanien und Sicilien mehr oder minder modificirt. Die Moschee Amru's ist ein großer offener Raum, dessen Seiten aus mehrern Säulenreihen bestehen; in der Mitte ist ein Brunnen für die Abwaschungen. Diese Anordnung scheint, wie die des christlichen Kreuzganges, der innern Einrichtung der griechischen und römischen Wohnungen entlehnt, wenn sie nicht den innern Höfen der großen Denkmale des alten Aegyptens nachgeahmt ist. Uebrigens paßt eine Moschee ohne Dach vollkommen für ein Land, wo der Himmel fast immer hell und klar ist.

Der allgemeine Plan der Moschee Amru's ist derselbe, wie der der Moschee von Cordova, welche allen Moscheen Spaniens als Muster gedient zu haben scheint, nur ist in Cordova der bedeckte Theil des Baues weit größer als der unbedeckt gelassene; die Colonnade, welche eine der Seiten des großen Raumes bildet, hat statt fünf Schiffen, wie die Moschee Amru's, neunzehn, denn es regnet auch in Cordova viermal mehr als zu Cairo. Die Moscheen in Tanger und Fez erinnern gleichfalls an die Form der alten Moscheen in Cairo, eben so die von Aleppo und Damascus. Nach demselben Plan sind auch die Moscheen von Medina und Mekka gebaut. Die Moschee Amrus ist somit ein für die Geschichte der moslemitischen Kunst sehr wichtiger Bau, denn er zeigt den ursprünglichen, sehr oft wiederholten Typus. Die Seite des Gebäudes, wo die Säulen am zahlreichsten sind, ist von großem Effect; hier, wie zu Cordova und Tunis, hat man zum Vortheil des Islam die Denkmale der griechisch-römischen Baukunst geplündert. Capitäle, von verschiedener Form und aus verschiedenen Zeiten, zum Theil sehr schön, dienen als Sockel, und umgekehrt Sockel als Capitäle. Die Eroberung nahm was sie fand, und wie sie es fand. Da die Säulen nicht hoch genug waren, hat man die Bogen darüber unmäßig verlängert. Mit diesem Wort, die Moschee Amru's hat etwas großartiges, aber diese Großartigkeit ist barbarisch.

Ganz anders ist es mit der Moschee, welche 250 Jahre später von dem berühmten Achmed ibn Tulun in der Stadt gebaut wurde, die er nördlich vom alten Cairo gründete, und welche einen Theil des neuen Cairo ausmacht. Hier hat die Kunst Fortschritte gemacht: neben dem schweren Bogen in Hufeisenform zeigt sich allenthalben der schlanke Spitzbogen, der in der Moschee Amru's nur einmal erscheint. Die Zierrathen haben sich vervielfältigt und verschönert. Man bemerkt, daß der Bau aus den glänzenden Zeiten der Chalifen von Bagdad und der andere aus der rohen Zeit der Eroberung stammt. Nach einer Sage wurde der Plan zur Moschee Tulune diesem Fürsten durch einen christlichen Baumeister zugeschickt, der im Gefängniß schmachtete. Man könnte dieser Sage einen allgemeineren Sinn geben, und darin den Ausdruck der, wie ich glaube, sehr treffen Thatsache sehen, daß die moslemitische Architektur aus der christlichen hervorging. Christliche Künstler, die ein griechischer Kaiser sandte, arbeiteten an der Moschee von Medina, die Caaba selbst, das heilige Gebäude von Mekka, soll von zwei christlichen Baumeistern, einem Griechen und einem Kopten, aufgeführt worden seyn. Die byzantinische Kunst rief die Moscheen von Cairo, Cordova und Konstantinopel hervor, eben so wie sie, oder eine andere Veränderung der alten Baukunst, die renaissancen aber sächsischen Kirchen des Occidents hervorrief. Die arabische Kuppel stammt vom byzantinischen Dom, der Mihrab oder die Vertiefung in der östlichen Mauer der Moscheen, welche die Richtung nach Mekka andeutet, ist eine Apsis. Der Zickzack ist eine griechische Zierrath. Die treuzgangartige Anordnung, die in mehrern Moscheen von Cairo so merkwürdig ist und sich in dem Patio der Moschee von Cordova wieder findet, mahnt an das christliche Kloster, das selbst von dem griechisch-römischen Atrium stammt, wie man es noch in Pompeji beobachten kann. Man sieht selbst zu Cairo eine sehr schöne Moschee, die des Hafsan, deren Form selsam genug die des griechischen Kreuzes ist.

Nach den Moscheen von Amru und Tulun, die der Gründung des jetzigen Cairo vorangehen, kommt eine welche mit diesem Ereignis gleichzeitig ist, nämlich die Moschee El Azhar, die von Meez zugleich mit der Stadt erbaut wurde. Ein neuer Fortschritt machte sich bemerkbar. Die Hufeisenform herrschte fast ausschließlich in der Moschee Amru's, sie findet sich noch neben dem Spitzbogen in der von Tulun; in der Moschee El Azhar ist sie fast verschwunden. Die Hufeisenform ist der volle Bogen der orientalischen Baukunst. Die Spitzbogenform kämpft mit der Hufeisenform in Aegypten, wie gegen den vollen Bogen in Europa, aber sie verdrängte den ersten zwei Jahrhunderte früher als den zweiten. Um diese zwei Jahrhunderte ist die Spitzbogenarchitektur des Orients der unsrigen voraus, aber dieser frühere Sieg entscheidet meiner Ansicht nach die Frage über den Ursprung noch nicht. Man sieht an den Ufern des Rheins, in der Mark Brandenburg, in der Normandie und an andern Orten die Baukunst allzu natürlich und leicht von dem vollen Bogen auf den Spitzbogen übergehen, als daß man annehmen könnte, dieser stamme allenthalben aus dem Orient; vielleicht hat er mehrfachen Ursprung, hier aus der umgebalten römischen Baukunst, dort aus der von außen hereingekommenen arabischen, gerade wie der Reim, den man bei den Dichtern der spätern Latinität entstehen sieht und bei den Arabern wieder findet. Ich bedaure, nicht das Innere der Moschee El Azhar besucht zu haben, denn sie ist eben sowohl eine Lehranstalt als ein Gebethaus, ja sie ist eine wahre Universität, denn man macht zwölf Curse durch, theils über Religion, theils über Jurisprudenz, über mathematische Wissenschaften und über Literatur. Die Moschee El Azhar gleicht einem unaterenen Asyl, alle mohammedanischen Nationen haben darin ihre Wohnung in besondern Gebäuden. Die Zahl dieser Privatanstalten beträgt 26; in dieser cosmopolitischen Gastfreundschaft liegt etwas Großes, es ist eine Art moslemitischer Katholicismus.

Man sieht, daß eine Moschee oft aus einer Masse verschiedener Gebäude besteht, die zu mannichfachen Zwecken dienen. In den ersten Jahrhunderten der Hedschra ist die Kanzel der Moscheen stets die Tribüne für die Redner; man findet in der von Amru einen Obelisk für die Reisenden, Ställe für ihre Pferde oder Kamele und ein öffentliches Bad Mit der von El Azhar ist eine Schule, mit der Kalauns ein Spital verbunden, der Meristan, der namentlich für die Irren bestimmt ist. Tulun gründete neben seiner Moschee eine Apotheke und unentgeldliche Rathschläge für die Armen. Die Schönheit dieser Moscheen beweist, daß unter den Dynastien, von denen sie errichtet wurden, Cairo eine reiche und blühende Stadt war. Die Monumente geben stets das Maaß der Civilisation eines Volkes.

(Schluß folgt.)

Nachtigallen in Sibirien. Steyanoff behauptet, daß man nicht nur in den Wäldern der sajanischen Berge, sondern überhaupt in ganz Ostsibirien niemals den Gesang der Nachtigallen gehört habe. In den Jahren 1845 und 1846, welche beide Sommer sehr günstig waren, erschallten unerwartet die daurischen Wälder von den schmetternden Liedern der Nachtigall, dieses angenehmen Gastes aus den Eichenwäldern der Mongolei, die sich hier an der russisch-chinesischen Gränze auf weiten Strecken hin ausdehnen. Es ist dieß ein wahres Ereigniß in der Ornithologie Dauriens. (Nord. Biene. 10 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 111. 10. Mai 1847.

Erwerbszweige der mexicanischen Provinz Colima.

4. Die Salinen.

Ein Hauptverwerbszweig der Bevölkerung von Colima sind die Salinen, welche sich in fast ununterbrochener Reihe von der Rancheria de Cirueles, in der Nachbarschaft des Hafens von Manzanillo, bis Coahuayana zu die ganze Seeküste entlang erstrecken, und gleichfalls den nordöstlichen Uferrand des Sees von Cuyutlan einnehmen. Diese weit ausgedehnte, fast drei Viertelsjahre hindurch menschenleere und wegen der Ueberschwemmungen der weitaustretenden Lagunen unbewohnbare Gegend ist vom März an bis Eintritt der Regenzeit (im Junius) der Sammelplatz für Tausende von Menschen, theils von Colima selbst, theils aus verschiedenen Districten der Staaten von Jalisco und Mechoacan, welche alljährlich um diese Zeit aus dem Innern nach der Küste von Colima herabkommen und in Gewinnung des Seesalzes ihren Unterhalt suchen. Der Hauptvereinigungspunkt ist Cuyutlan, eine 10 Leguas östlich vom Hafen und 16 Leguas westlich von St. Elmo gelegene Ortschaft, oder vielmehr temporäre Niederlassung im Centrum der Salzwerke, links der Lagunen, welche sowohl wegen ihrer Anzahl und Ertragsfähigkeit als auch hinsichtlich der Qualität des gewonnenen Salzes die vorzüglichsten sind, und in einem günstigen Jahrgang bis 800 Pozos (Gruben) zur Bearbeitung, und als günstigen Ertrag derselben (100 Cargas von 12 Arrobas jede) ungefähr 80,000 C. aufweisen können. Diese Salzwerke sind ein Besitzthum der Condesa Da. Ma. Romero de los Terreros, welche solche vor Jahren für den Betrag von 70,000 Piastern käuflich an sich gebracht hat; früher gehörten sie einem gewissen Brizuela, der intestate starb, weßhalb diese Besitzungen als an den Staat anheimgefallen reclamirt und den Meistbietenden zugeschlagen wurden. Alljährlich Anfangs März, wo die zurücktretenden Gewässer der Lagunen (durch einen nach dem Meere zu eröffneten Desague abgelassen) eine hinlängliche Strecke Uferrandes trocken gelassen haben, füllt sich Colima mit Leuten aus den Nachbarstaaten, die diesen Erwerb als ihr Erbtheil betrachten, und auf diese Zeit gewöhnlich den Unterhalt für den Rest des Jahres bastren. An einem von dem Verwalter der Eigenthümerin festgesetzten Tage strömt diese ganze vorläufig in der Nähe angelangte und am linken Ufer des Flusses de la Armeria campirte Menschenmasse, mit Sack und Pack und Lebensmitteln versehen, nach dem eigentlichen Salzdistrict herein; mit vereinter Anstrengung wird ein über einen Arm der Lagunen führender Steg (den die Ueberschwemmungen alljährlich unpassirbar machen) wieder aufgebaut oder ausgebessert, und die endlose Karawane, den Verwalter in Begleitung eines Franciskanermönchs zum Einsegnen an der Spitze, überschreitet die solchergestalt geschlagene Brücke nach der Halbinsel von Cuyutlan. Die alljährigen Unternehmer eilen geradezu nach ihren verjährten Stellen, und allen andern werden, je nach der Anzahl tauglicher Gruben, neue Salzstellen angewiesen. Erstere haben verhältnißmäßig wenig Arbeit, weil sie ein bereits geordnetes, so zu sagen, in Ertrag befindliches Terrain vorfinden; letztere hingegen, die von vorneherein alle Schwierigkeiten der Säuberung des Unstersalzes, Unkrautes ꝛc. zu überwinden haben, verlieren oft mehrere Wochen in Vorbereitungen.

Die Einrichtung dieser Salzwerke ist sehr einfach; sie besteht aus einem flechartigen Geflecht aus Reitern und Binsen, das auf einigen 8 bis 10 Schuh hohen Pfählen ruhend, auf seiner Fläche die vom Boden abgenommene Salzerde empfängt und durch Aufschütten von Wasser die salzgeschwängerte Flüssigkeit in einen gerade darunter angebrachten in den Boden ausgemauerten Kessel, la tasa genannt, abtropfen läßt. Diese eingesammelte Salzlauge wird alsdann in eine mit erhabenen Rändern eingefaßte, sauber ausgemauerte Fläche übergeschöpft, in deren 12 bis 14 Abtheilungen von 12 Fuß Quadrat jede, sich die Salzbestandtheile durch die Macht der Sonnenstrahlen krystallisirt, einer Glokruste gleich, ablegen, und nach Verlauf einiger Stunden durch Zusammenscharren in einer Ecke des Viereks vereinigt und herausgenommen werden, um auf dem daneben befindlichen Asolcadero (freien Platz zum Sonnen) völlige Consistenz zur Aufbewahrung zu erlangen. Ein jeder dieser Pozos oder einzelnen Salzwerke hat ein gewisses ihm zugemessenes Grundrevier von etwa einem halben Morgen Land zur Ansammlung der Salzerde; die ausgemauerte Grundfläche hat gewöhnlich 12 bis 14 Eras oder Abtheilungen von etwa 4 Varas Quadrat jede, wovon 12 dem temporären Besitzer und die übrigen ein oder zwei dem Arbeiter als Privaterwerb gehören; ein Mann ist zur Besorgung eines solchen Salzwerks genügend, und der Proceß der Salzgewinnung erfordert nur 12 Stunden Zeit.

Des Morgens wird die Tags vorher in dem Trichterfaß aufgehäufte Erde durch Aufschütten von Wasser aus einer nahen Grube benetzet, einige Stunden nachher die abgetropfte Flüssigkeit in die Eras übergegossen, und die Zwischenzeit zur Reinigung der Pozos und Ansammlung einiger 20 bis 30 Häufchen Salzerde benützt. Die Mittagsstunden sind gewöhnlich der Ruhe geweihet, des Nachmittags wird der Pozo aufs neue geladen, und gegen Abend ist das Salz in den Eras bereits abgesetzt

Digitized by Google

und zur Abschöpfung bereit und liefert gewöhnlich 5 bis 7 Almudas per Tag. Der Erfolg hängt vorzüglich von der Heftigkeit der Sonnenstrahlen und ruhigem klarem Wetter ab, Nebel und Wind sind hinderlich und der tägliche Gesammtbetrag der Pozos wechselt von fast Nichts bis auf 2 Cargas (also drei Centner Salz). Der Grundeigenthümer ist durch verjährten Gebrauch zu sieben Cargas per Pozo als Rente für eine Saison berechtigt, und natürlich bleiben die besten Stellen der Bearbeitung für Rechnung der Hacienda vorbehalten. Die Arbeiter empfangen $1\frac{1}{2}$ Realen (27 kr. nach unserm Geld) Taglohn bei freier Kost, und haben entweder 1 bis 2 Pozos zur Bearbeitung für ihre Rechnung frei, oder sind für ein Sechstheil des Totalertrags betheiligt.

Die Arbeit in den Salinen erfordert eine kräftige Constitution, vornehmlich wegen des Tragens von Wasser und Erde, wird aber allgemein als zuträglich für die Gesundheit bezeichnet. Am Ende der Saison häuft sich natürlich das größte Quantum Salz in den Händen des Verwalters der Hacienda theils als Einsammlung der Rente, theils als Ertrag eigener Bearbeitung; die einzelnen Unternehmer oder Miethleute sind gewöhnlich Leute von Colima, die eigene Maulthierzüge besitzen, welche dann die ganze Jahreszeit über mit Wegschaffung des gewonnenen Salzes nach dem Innern beschäftigt sind. Die Masse der Arbeiter, gewöhnlich Arme aus den Nachbarprovinzen, führen ihre kleine Ausbeute nach ihrer Heimath gewöhnlich auf ihren Sattelthieren, die geladen vorangetrieben werden, während sie selbst nebst ihren Angehörigen zu Fuß den Nachtrab bilden, und in kleinen Tagereisen langsam ihrer fernen Heimath zuwandern.

Ich weiß nicht, welcher Zustand der Umgestaltung in diesen Salinen alljährlich im Stande ist einen tiefern Eindruck auf das Gemüth des Beobachters auszuüben, eine der Wildniß preisgegebene, vom Meere und den Ueberschwemmungen der See eingeschlossene Halbinsel plötzlich aus der Todesstille der Einöde zum Sammelplatz für Tausende von Menschen umgeschaffen zu sehen, deren Hauptmasse in Bearbeitung der Salzwerke ihren Erwerb sucht, während vielleicht eine noch größere Anzahl sich zum Vergnügen zusammen findet, so daß die erbärmlichsten Hütten 15 bis 20 Personen zum Aufenthalt dienen und die Zeit mit Spiel, Tanz, Pferderennen und Seebäder hingebracht wird, oder wiederum diese ephemere Ortschaft bald nachher ganz verlassen, den Raubthieren und dem Ungeziefer preisgegeben und die Gewässer des Sees über die Grundvesten der Salzwerke hinwegspülen zu sehen. Nur der Besuch in bedeutenden Jahreszeiten kann dem beobachtenden Reisenden den vollen Contrast fühlbar machen. Den Ausdruck des höchsten geselligen Treibens oder vielmehr der lautesten Lustbarkeit erhält die Scene während der Pfingstfeiertage, wo die meisten Familien von Colima herabkommen, um sich ein Paar Tage Bene zu thun: die Macht der durch Strahlenbrechung vermehrten Sonnenhitze, die Unbequemlichkeit des Gedränges von vielen Tausenden, die in erbärmlichen Hütten aus Binsen oder in Gebüschen und am Strande leben, das beständige Aufwühlen dichter Staubwolken durch die zahlreichen Züge von Maulthieren, die der Transport des Salzes hier vereinigt, hält die guten Leute nicht ab, sich auf ihre eigenthümliche Weise zu vergnügen; Spiel, Pferderennen und Seebäder füllen die Tageszeit aus, und des Nachts übertäubt das Jauchzen der Trunkenen und die wilden Tanzmusiken das feierlich-ernste Toben des Meeres. Des Nachmittags finden sich zuweilen 5 bis 6000 Menschen am Meeresstrand versammelt, und das Spiel der Trachten vom Arriero des Hochlandes in seiner Reittertracht bis zum leichtbekleideten Sohn der Küste, dem städtischen Zuschnitt der Besuchenden von Colima bis zum bunten Farbenspiel der losen Dirnen aus dem Innern, die mannichfaltigen Gruppen von Badenden im Schauer der Brandung, Schenkgelage im Freien u. s. w. ist imposant. Angenehme Erinnerungen letten sich für mich an diese Scene.

Eines Tages so eben von Colima angelangt, ritt ich ohne Aufenthalt nach dem Ufersand, um mich einen Augenblick an dem imposanten Schauspiel der untergehenden Sonne und der belebten Scene zu ergötzen. Die Menschenmenge glich einem Heerlager. Ein Taucher trat aus dem Gedränge hervor, leicht bekleidet sprang er an das Ufer, wo er seine Kleidung einem Gefährten übergab; aller Hindernisse entblößt, warf er sich nunmehr unerschrocken in die Brandung, um allen Hindernissen zum Trotz nach und nach die hohe See zu gewinnen. Alsobald verschwand er in dem brausenden Gischt, jeden Augenblick schien eine jener Riesenwogen den verwegenen Schwimmer für immer verschlingen zu wollen; wohl dreißigmal wiederholte sich die Aufgabe, die andrängende Brandung zu durchbrechen, mit Gewandtheit begrub er sich jedesmal unter dem hochaufspritzenden weißen Schaum, verschwand einen Augenblick und kam dann wieder unversehrt auf der jenseitigen Fläche zum Vorschein. In immer weitern Schwingungen, mehr dem Wallen eines Aehrenfeldes unter dem Einfluß des Windes gleich, erhob sich nunmehr die See in grünen Wellen; die größte Schwierigkeit war überstanden, und flegreich, obgleich sichtbarlich erschöpft, schwebte nunmehr der Waghals auf dem weiten Meeresspiegel, das Publicum begrüßend; mit leichter Mühe kehrte er auf den Flügeln der Brandung nach dem Strande zurück, wo die Beifallsbezeigungen der Menge und der wohl verdiente Lohn ihn für die überstandene Gefahr entschädigten.

Unvergeßlich ist mir die Erinnerung an jenen Abend, aber der Contrast gegen die Umstände meines nächsten Besuchs, etwa drei Wochen später, war schneidend; im Begriff die Küste zu verlassen, passirte ich Cuyutlan auf dem Wege nach dem Hafen um mich einzuschiffen. Die Ortschaft stand ganz verlassen, kein menschliches Wesen regte sich, die meisten der verwahrlosten Wohnungen waren bereits ein Raub der Stürme geworden; die kahlen Wände einer der besten dienten mir zum Absteigequartier mit einem kleinen Zug beladener Maulthiere und einer Rimesse Geld, ohne weitere Bedeckung als die der Arrieros; Krabben, Ratten und Fledermäuse hatten Besitz genommen, die Luft war von Schwärmen peinigender Insecten verfinstert, die uns wie entgegengestreuter Sand im Augenblick mit ihren Stichen bedeckten, und vergebens suchten wir Schutz gegen sie in einem Feuerrauch oder auf der Spitze der Bäume, die wir einem Feuerrauch oder auf der Spitze der Bäume, die wir erkletterten; unsere Thiere, gequält wie wir, und gleichzeitig den Stichen der Schnacken und den Bissen der Fledermäuse ausgesetzt, irrten unstät umher und ihre Sprünge und ihr Wiehern kündeten ihre Pein. Es war eine Nacht der Verzweiflung und das trübe salzige Wasser der mit Krabben und Unrath erfüllten Brunnen war unsere einzige Labung, die Brandung des Meeres an der nahen Küste unsere einzige Musik, und die Trümmer einer niedergewehten Ortschaft unsere einzige Umgebung. Kein Schlaf kam über unsere Augen; kaum hatte die Müdigkeit einen Augenblick ihren Taumel über unsere Glieder ausgegossen, so weckte und die Qual der Schnacken und Mosquitos, die Zudringlichkeit der über uns wegziehenden Scheerenkrebse, die drückende Schwüle, wildes Hornvieh, vom Durst getrieben, und von natürlichem Instinct

Digitized by Google

angetrieben, durchbrach die Hecken um in dem zurückgebliebenen Wasser der ausgehöhlten Baumstämme nächst dem Brunnen einen Schluck zu thun. Endlich tagte es, die Maulthiere und Pferde, gierig diesem Ort zu entfliehen, boten williger als je ihren Rücken dem dargebotenen Pack- oder Reitsattel, ihre Beulen und blutenden Wunden bezeugten ihre Qual, das abgenommene Strohdach eines Hauses hatte ihren Hunger nur gestäuscht! — Wir packten und sattelten und waren in wenigen Minuten zum Aufbruch bereit, — und die Stimmen der einzigen menschlichen Wesen, die für lange Zeit die Grabesstille dieser den Tigern und Krokodilen preisgegebene Einöde unterbrechen sollten, waren verschollen, so wie wir unsern Weg nach dem Hafen fortsetzten.

Die von Cuyutlan östlich gegen Coahuayana zu gelegenen Salinen längs der Meeresküste, die gleichfalls alljährlich von der Ansammlung des Regenwassers und der angeschwollenen Flüsse in den Niederungen überschwemmt werden, sind sowohl hinsichtlich der Menge als auch der Qualität des gewonnenen Salzes weit unbedeutender, und unter ihnen die Saline del Real die größte und ergiebigste zu nennen, die, nach Cuyutlan, die größte Menschenmenge anlockt, aber eine verschiedene Behandlung erfordert. In Cuyutlan reicht, wie gesagt, die Säuberung des Terrains und Abnahme des Salzes hin, in Huasango u. s. w. wo die Salzerde an und für sich nicht Stärke genug besitzt, bedient man sich der Arierros, Ausbreitung der ausgearbeiteten Erde von vorigen Jahren über den Erdboden, was um die Charwoche geschieht, um alsdann den Salzbestandtheilen Zeit zu lassen, unter Einfluß der Sonnenwärme hervorzutreiben, weßhalb die eigentliche Arbeit erst Ende April beginnt. Das Salz von Real ist berühmt wegen seiner Weiße, jedoch nehmen es die Arrieros nicht gern zur Ladung, weil das geringere spezifische Gewicht und das Volumen ihren Vortheil schmälert.

Die ersten Salzwerke, welche alljährlich zur Nutznießung gelangen sind jene von Ciruelos, die einige Wochen vor Cuyutlan beginnen, und während dieser Zeit bei reichlichem Ertrag guten Einkommen gewähren, so lange nicht die näher gelegenen Werke in Concurrenz treten. Auch bei Campos (dicht am Hafen von Manzanillo) ist der Grund längs der Lagune sehr geeignet zum Salzertrag, jedoch wegen der weiteren Entfernung und Kostspieligkeit des Transports (der leicht durch Schifffahrt im See abgeholfen werden könnte) nicht regelmäßig bearbeitet worden.

Hinsichtlich der localen Lage haben die Salinen del Real, Carrizal und Huasango den Vorzug, daß der Fluß Armeria nicht passirt werden muß, weßhalb der Transport fast in jeder Jahreszeit offen bleibt; während der drei Monate März, April und Mai jedoch, wo der Fluß noch keine Schwierigkeiten darbietet, ist immerhin Cuyutlan der beliebtere und besuchtere Punkt.

Der Eintritt der Regenzeit macht alljährlich der Bearbeitung all' dieser Salinen ein Ende, der erste heftige Regenguß stört den Proceß der Salzabsonderung unwiederbringlich, verwandelt die Zugänge der Lagune in bodenlose Moräste und nöthigt alle Salineros zum Aufbruch, weil keine der ephemer aus Binsen gebauten Hütten dem Andrang des Wassers und den gewöhnlich bald darauf folgenden Stürmen widersteht. Alles fertige Salz wird daher auch sobald wie möglich nach dem Innern versandt oder außerhalb des Meeresarmes in großen Vorrathskammern aufgespeichert, welche an der Landstraße gelegen, den Maulthiertrupps zugänglich sind. Uebrigens gibt es ein bekanntes Verfahren, um allenfalls noch im Freien liegendes Salz von dem Einfluß der Regengüsse zu befreien, nämlich durch Aufschichten von Bergen in der genauen Form von Kegeln, deren Außenwände sorgfältig geglättet und durch Schlagen von Keulen compact gemacht werden, während die Grundlage durch einen Laufgraben in der Runde vom Andrang des Regenwassers geschützt bleibt. Die ganze Oberfläche dieser Kegel wird alsdann mit trockenen Reitern bedeckt und Feuer angemacht, nach dessen Verlöschen das Salz ohne weitere Vorkehrung durch seine dichte glatte Kruste vom Schmelzen geschützt bleibt. Es versteht sich, daß dieses Verfahren nur ein Nothhülfsmittel bleibt, welches bedeutendem Gewichtsverlust ausgesetzt und nicht im Großen angewandt werden kann.

Der Hauptverbrauch des in dieser Gegend gewonnenen Salzes ist für die Minendistricte des Hochlandes, die jährlich zur Betreibung der Amalgamationswerke großer Quantitäten bedürfen. Von der größern oder geringern Seltenheit im Inland, von der Betriebsthätigkeit der Minen, und endlich der Werke in Cuyutlan selbst hängt der Preisstand ab, der großen Veränderungen unterworfen ist, in einem Jahrgang (1834), wo der Ertrag ziemlich reichlich gewesen war, und à 3 bis 4 R. die Carga an den Trockenplätzen zu haben war, stieg es gegen Ende der Saison bis auf 15 bis 20 R.; in andern hielt es fast das ganze Jahr hindurch auf 20 R. bis 4 Piaster; gewöhnlich ist jedoch im October (wegen der starken Ausfuhr nach der Jahrmesse von San Juan) und März (vor Eintritt der neuen Jahreszeit) der Preis am höchsten.

Ungeheurer Hanf der Barons-Insel in der Nähe von Vertschinsk.

(Nach Journ. Nordische Biene. 10 April.)

Im Jahr 1842 an einem der heißen heitern Septembertage, wie sie hier gewöhnlich auf die langen, regnichten Tage des August folgen, drang ich in das dichte Gehölz der Baronsinsel ein, die eine kleine, von niedrigem, damals zum zweitenmal blühendem [1] Hagebuttengebüsch bedeckte Anhöhe hat, und bemerkte in einer kleinen nur 10 Klafter großen Oase Hanfpflanzen, die durch ihre Höhe meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Als ich näher trat um meinen Fund zu betrachten, sah ich 15 Hanfstauden von 3½ Arschinen (11 Fuß) Höhe mit einem dicken geraden Stängel und mit Aeste langen dichten Zweigen, die der Pflanze nach mehr ein baumartiges Ansehen gaben. Ich rief drei der schönsten Pflanzen, die bei genauer Messung 3¼ Arschinen Höhe hatten, als eine riesgroßem Seltenheit aus, und kehrte im Triumph zu meinen Gefährten zurück, die über meinen Fund so erstaunt waren daß sie sich trotz des hereinbrechenden Abends, dem hier schnell die Dunkelheit folgt, noch an die bezeichnete Stelle begaben und fünf Pflanzen holten. Dieser Riesenhanf wächst seit langer Zeit hier ohne Pflege, und wird jährlich von den Einwohnern von Alt-Vertschinsk ausgerissen; Blätter und Samen sind kleiner als die gewöhnlichen, und der Boden ist ein lockrer Sandboden. Nach der Volkssage gehörte er einst einem Baron von Klokel, der am Ende der 70ger Jahre auf dieser Insel lebte, und hier ein Lusthaus, einen Wildpark, Ackerfelder und Gärten hatte, was auch der Name der Insel, die hie und da noch erhaltenen Kastenbäume und das dichte Buschwerk aus allerlei nicht gerade hier gewöhnlichen Büschen und Bäumen bestätigt. Ich bewahre die Hanfpflanzen noch jetzt auf als eine Seltenheit und als einen Beweis, wie groß hier manchmal die Vegetationskraft ist, wofür übrigens auch noch andere Beispiele von ungewöhnlich großen Früchten sprechen.

[1] In der warmen Septemberzeit blühen hier jedesmal die ersten Frühlingsblumen, fast alle Bäumen tragenden Gebüsche und selbst die fruchttragenden Bäume zum zweitenmal.

Digitized by Google

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Vierter Brief.

3. Das alte und neue Cairo.

(Schluß.)

Nach der türkischen Eroberung unter Selim im Anfang des 16ten Jahrhunderts baute man keine schönen Moscheen mehr. Die Dynastien, welche bisher Aegypten regiert hatten, waren mit demselben eins geworden, aber der Türke war stets ein fremder Herr und zwar ein sehr schlimmer, Aegypten aber eine von der Ferne her ausgebeutete und unterdrückte Provinz, welche dem Despotismus nur durch die Anarchie entging. In Cairo erbte der Sultan der Ottomanen die heilige Macht der Chalifen. Seit langer Zeit hatten die Sultane Aegyptens sich bemüht Cairo zum Sitz des moslemitischen Papstthums zu machen. Der Sultan Bibars hatte in dieser Stadt ein Phantom von Chalifen aufgestellt, und sich von ihm mit seinen Staaten belehnen lassen. Im 16ten Jahrhundert, als Selim Aegypten unterwarf, ließ er den letzten in Cairo residirenden abbassidischen Chalifen eine in aller Form Rechtens aufgezeichnete Auflagungsacte auf alle Rechte der geistlichen Herrschaft im Islam unterzeichnen. Seit dieser Zeit nahmen die Ottomanen dieses Recht in Anspruch, deren Ursprung, wie man sieht, nicht eben sehr ehrwürdig ist.

Die Mamelucken regierten Aegypten fortwährend unter der entfernten und stets schlecht befestigten Herrschaft der türkischen Sultane. Ein Umband kann das Maaß der Gewalt bezeichnen, welche sie ausübten: unter den Mameluken war ein Beamter mit einem besondern Titel, der den speciellen Auftrag hatte, dem von Konstantinopel geschickten Pascha seine Entsetzung anzukündigen, sobald er dem Diwan von Cairo nicht mehr gefiel. Diese unsichere, getheilte, unaufhörlich von der Hinterlist oder Gewalt bestrittene Macht der Mamelukenbeys, war für Aegypten höchst verderblich, und sie hatte beinahe drei Jahrhunderte gedauert, als Frankreich sie durch seine Expeditionen nach Aegypten zerstörte.

Man hat zwei arabische Berichte über die Eroberung Aegyptens durch die Franzosen. Es ist merkwürdig, das Gegenstück zu den officiellen Erzählungen kennen zu lernen, es ist pikant, in den arabischen Geschichtsschreibern zu lesen, wo aus dem Ei ein wilder Räuber wird, der Weiber und Kinder verbrennt, wo der heilige Ludwig und seine frommen Gefährten in Soldaten des Satans umgewandelt sind, oder in den griechischen Geschichtschreibern, wo die Eroberer Konstantinopels, die Blüthe der europäischen Ritterschaft, als ziemlich rohe Barbaren dargestellt werden. Ein solcher Contrast findet sich nicht zwischen den moslemitischen und den französischen Berichten über die Expeditionen nach Aegypten. In derjenigen dieser Erzählungen, welche mir der Augen liegt, und die freilich von einem katholischen Syrier herrührt, findet sich nur Bewunderung für die französischen Generale und ihren Anführer. Der Verfasser läßt von ihnen selbst die Mauern und die Veste von St. Jean d'Acre zerstören, die doch den Franzosen einen nur allzusauren Widerstand leisteten. Es ist unterhaltend zu bemerken, wie die republicanischen Generale durch die orientalische Einbildungskraft aufgeputzt werden. Ihre Namen sind von homerischen Beiwörtern begleitet. Der General Duranteau, welcher kahlköpfig war, heißt der Löwe mit dem schwarzen Kopf ohne Mähne, die Reiter Klebers gleichen den Teufeln der Hölle, oder den bösen Geistern unsers Herrn des Königs Salomo. Von Bonaparte spricht Rafaka-el-Turk — so heißt der Verfasser — in folgenden Worten: „Dieser erlauchte Krieger, einer der Großen der französischen Republik, war von kleinem Wuchs, schwachem Körper und gelber Farbe. Sein rechter Arm war länger als der linke, er war 28 Jahre alt, voll Weisheit und in einer glücklichen reichen Lage. Er soll selbst die Kunst beissen haben, nach den Gestirnen zu weissagen. Viele Aegyptier betrachteten ihn als den Mahadi, [1] und seine europäischen Kleider waren das einzige Hinderniß, daß sie seinen Worten seinen Glauben beimaßen. Hätte er sich in der Kleidung Freebleute gezeigt, das ganze Volk wäre ihm zugelaufen."

Diese letzte Behauptung kann man bezweifeln. Die Nachäffung moslemitischer Sitten gelang Abdallah-Menu schlecht; Bonaparte ging zu weit in solchen Gefälligkeiten, welche die Moslems nicht täuschten und die Franzosen in ihren Augen erniedrigten, namentlich wenn manche Aeußerungen, die man ihm in dieser Beziehung zuschreibt, wahr sind.

Die Ereignisse in Frankreich nach der Rückkehr Benaparte's tragen gleichfalls eine etwas orientalische Färbung. Nach der berühmten Rede Benaparte's ans Directorium, deren Inhalt ziemlich getreu wiedergegeben ist, heißt es: „einer der Vorsitzende der Republik erhob sich und fing an sich zu entschuldigen, aber Benaparte hörte seine Entschuldigungen nicht an, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, worauf ihn der Vorsitzende mit dem Säbel an den Kopf schlug. Benaparte, der den Schmerz fühlte, stürzte sich auf ihn wie ein wüthender Löwe, und schoß eine Pistole auf seine Brust ab die ihn todt zu Boden streckte, dann stürzte er sich mit seinen Gefährten auf die Uebrigen und verfolgte sie mit Säbel und Gewehr." Da ist der Tag vom 18 oder vielmehr 19 Brumaire in einen Mameluckenaufstand umgewandelt, den ein muthvoller Pascha zu Paaret treibt.

Cairo war einen Augenblick französisch. Unter Benaparte wehte die dreifarbige Fahne auf der großen Pyramide, alle Einwohner Aegyptens mußten die republikanische Cocarde tragen und die Behörden Cairo's feierten den Jahrestag der Gründung der französischen Republik. Ein anderwal feierte Ali Benaparte — denn diesen Namen hatte man ihm gegeben — in orientalischem Geschmack die Geburt des Propheten, aber wohnte den die zu den Zeiten der Pharaonen hinaufsteigenden Gebräuchen bei welche bei der wohlthätigen Mückenverscheuchung flattfanden, eine seltsam und manchmal nachtheilige Mischung ägyptischer und europäischer, orientalischer und occidentalischer Gebräuche, der es zwar zuweilen an Großartigkeit und Anschicklichkeit fehlte, die aber den Beden für die Zukunft ekenkt, und ohne die Vorurtheile der Moslems zu besiegen, ihre Augen an unbekannte Schauspiele, ihre Ohren an eine neue Sprache gewöhnte.

Frankreich trat in Cairo noch unter bessern Auspicien und mit sicherern Vortheilen auf, indem es die Kenntnisse und Künste, so wie die Polizei civilisirter Staaten dahin verpflanzte. Die Mitglieder des Instituts, unter denen so viele ausgezeichnete Namen, Fourier, Monge, Berthollet, Geoffroy St. Hilaire u. s. w. glänzten, hielten ihre Sitzungen in Cairo, und die Maschinenfabrik Conte's leistete Dienste welche den Ruf enthalt der Franzosen weit überdauerten. Der schöne Platz von Esbekieh, der jetzt einen fast ganz europäischen Anstrich hat, und um welchen her sich von Tag zu Tag mehr neue Europäische Häuser erheben, dieser Platz war ein See, die Franzosen haben ihn ausgefüllt und bepflanzt. — Noch muß ich eines wahrhaft komischen Andenkens an die französische Occupation „Cairo's gedenken, eines Vaudevilles aus jener Zeit. Die Pesse steht immer neben dem Ernsten und Großen, und ich wäre in der That undankbar, wenn ich nicht eine comische Oper erwähnen wollte, die mich ungemein ergötzte: Sie führt den Titel „Zelie und Valcourt, oder Benaparte in Cairo." Valcourt verliebt sich in die schöne Zelie, auf welche der wilde Pascha Abu Belir gleichfalls seine Augen geworfen. Benaparte erscheint, um dem wilden Abu Belir die schöne Zelie zu entreißen und sie Valcourt zuzuführen. Junge Moslems rufen: Vive la France! und schwören die Mameluken zu vernichten, während Zelmez zu Ehren der Freiheit tanzen. Dass das die Insignien der Vaudevillisten zu Cairo im J. VIII der Republik. Jedes Gedicht hat seine Parodie.

---

[1] Den sie für den letzten Imam der Secte Alis, welcher am Ende der Tage erscheinen soll, halten.

Der Suez-Canal. Das Portefeglio Maltese will wissen, daß zwischen England, Frankreich und Oesterreich ein Plan zur Ausführung des Kanals von Suez nach dem mittelländischen Meer im Werk sey. Der Nil soll von seiner Mündung bis Damiette schiffbar gemacht und letztere Stadt, wohin der Canal führen soll, ein zweiter Hafen werden. Dagegen soll Aegypten als neutrales Fürstenthum für alle Zeiten gelten. (Journ. du Comm. d'Anvers. 1 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 112. 11. Mai 1847.

Merkwürdige Delphinenart an der norwegiſchen Küſte.

(Den Norske Rigstidende, 12 April.)

In Nr. 27 von Bergens Stiftszeitung vom 4 d. M. hat Stiftsamtmann Chriſtie einige Nachrichten über eine merkwürdige Erſcheinung an der norwegiſchen Küſte einrücken laſſen, aus denen wir nachſtehenden Auszug mittheilen. Von Handelsmann Linkhauſen aus Nordland erhielt der Stiftsamtmann im vorigen September eine mündliche Nachricht folgenden Inhalts: „Im Junius 1846 kam in verſchiedene Fjorde in Helgelands Vogtei eine Menge Häringe und andere Fiſcharten. Mit dieſen folgten einige große monſtröſe Thiere, die mit außerordentlicher Schnelligkeit auf der Oberfläche der See hin und herſchoſſen, wo ſie ausſahen wie Heu- oder Torfſchober, einige Ellen hoch über dem Waſſer und ſchwarzbraun von Farbe. Sie verblieben einige Zeit ruhig und gaben dann einen pfeifenden Laut von ſich, etwa wie wenn ein Menſch pfeift. Sie ſanken unter und kamen dann an einer fernen Stelle wieder zum Vorſchein, ſchreckten ſich gar nicht vor Menſchen und Booten, ſondern blieben lange ruhig in der Nähe derſelben liegen. Wenn man ſie durch die See hinfahren ſah, ſchienen ſie von der Größe eines ſechs- oder achtrudrigen Boots. Da man bemerkte, daß ſie keinen Anfall auf die Boote zu machen ſuchten, ſo verſuchten nun die Fiſcher ihrerſeits eines derſelben zu fangen. Man näherte ſich dem Thiere mit Harpunen, und ſtieß zwei Harpunen in dem Thier feſt, jede mit ihrer Leine. Das Thier ſank ſogleich unter, und ſchwamm unmäßig raſch fort, mit den Harpunen und ſechs Booten, in welche die Leinen gelegt waren. Nachdem es mehrere Stunden die Boote fortgeſchleppt, riſſen die Harpunleinen ab. Man feuerte auch einige Büchſenſchüſſe auf einige dieſer Thiere ab, ohne daß man bemerken konnte, daß dieſe Kugeln einen ſonderlichen Eindruck auf die Thiere gemacht hatten. Nach mehrtägigem Aufenthalt im Fjord zogen die Thiere wieder hinaus ins Meer und trieben den ganzen Schwarm von Häringen und andern Fiſchen mit ſich."

Um nähere Aufklärung über verſchiedene Punkte in dieſer merkwürdigen Nachricht zu erhalten, wandte ſich der Stiftsamtmann an den Handelsmann Jäger in Selſöevig, der von Linkhauſen als mit der Sache genau bekannt bezeichnet worden war, und erhielt von ihm unter dem 4 März dieſes Jahres eine Anwort, aus welcher nachſtehender Auszug hier mitgetheilt wird: „In einem Fjord des Kirchſpiels Rödöe in Helgeland mit Namen Tangöfjorden, der eine Meile lang und eine halbe Meile breit iſt, zeigte ſich am 8 Auguſt v. J. eine unberechenbare Anzahl großer Seethiere, die von der See in raſcher Fahrt hereinſtrömten, bald darauf aber etwa eine halbe Meile innerhalb des Fjords anhielten. Hier zeigten ſich die Thiere aufrechtſtehend im Meere, ſo daß jedes etwa eine Elle hoch über der Meeresfläche hervorragte. So blieben ſie etwa eine Viertelſtunde und gaben einen harten ächzenden Laut von ſich. Dann ſanken ſie ruhig unter, und erhoben ſich in bedeutender Entfernung dann wieder in aufrechter Stellung. Wenn ſie ſchwammen, hielten ſie ſich gewöhnlich auf der Waſſerfläche und ſenkten ſich nie ſo tief daß ſie ganz verſchwanden. Sie machten keinen Anfall auf die ſich nähernden Boote, welchen ihnen aber auch eben ſo wenig aus, ſo daß die Leute in den Booten ſie mit Händen faſſen konnten, wenn ſie ſtill lagen oder langſam ſchwammen. Die Aufmerkſamkeit der Thiere auf einander war ſo groß, daß wenn eines derſelben ſich ein-, auswärts oder auer über den Fjord wandte, die ganze Maſſe ſtreks ſich in derſelben Richtung in Bewegung ſetzte, wie wenn es auf Befehl eines gemeinſamen Anführers geſchähe; und in ſolchen Fällen erhob ſich die ungeheure Menge aufrecht in der See, ehe ſie fortſchwammen. Gleich nachdem die Heerde eine halbe Meile in den Fjord hereingeſchwommen war, begaben ſich zwei Boote, jedes mit einem Mann beſetzt, hinaus, um wo möglich eines der Thiere zu harpuniren. Was ſich auch ſehr leicht thun ließ, da man ihnen ſo nahe kommen konnte als man wollte. Das Thier, in welches die Harpunen geſtoßen wurden, tauchte ſchnell 20 Faden tief ins Meer hinab, kam dann aber ſogleich wieder herauf und ſchwamm mit den andern fort, gleich als ob es durch nichts behindert wäre, obgleich es beide Boote nach ſich ſchleppte. Eine Stunde ſpäter fuhren noch zwei andere Boote hinaus, und ſtießen noch eine Harpune in daſſelbe Thier, das dennoch ſich verhielt, als wäre nichts geſchehen. Etwas ſpäter kamen zwei Boote, deren Beſatzung große, an Stangen befeſtigte Meſſer mit ſich führten, womit ſie das harpunirte Thier ſtachen, das nichts deſtoweniger ſich ruhig verhielt, ſich aufrichtete wie die andern, und fortwährend mit den andern ſeine Stellung veränderte. So ſchleppte das Thier dann 8 bis 9 Stunden lang 6 Boote nach ſich, folgte ſtets der Heerde in ungeſtörter Ordnung, obgleich ein nicht unbedeutender Wind vom Land her entgegenblies. Das Thier ſchwamm ſo ſchnell, daß die beiden vorderſten Boote am Umſchlagen waren, wenn das Thier ſchnell umwandte. Um dieſe Zeit wurden die an den beiden Harpunen befeſtigten Leinen, die fünfzig Faden Länge hatten, zerrieben, ſo daß ſie endlich beide abriſſen, und die Eigenthümer nicht bloß die Harpunen ſondern auch die erwartete Beute verloren. Während dieſes Kampfes zeigte ſich im Meere wenig Blut, man weiß aber nicht, ob dieß von dem harpunirten Thier, oder von einem andern kam, auf

Digitized by Google

das man eine Büchse abfeuerte, ohne irgend eine sichtbare Wirkung. Ungefähr zwei oder drei Stunden nach diesem Vorfall schwamm die ganze Heerde zum Fjord hinaus, und mit ihnen verschwand der große Schwarm von Fischen, der vor Ankunft dieser Thiere sich hier zusammen gefunden hatte.

Die ältesten Leute in der Bucht erinnern sich nicht, daß Thiere der genannten Art früher an der Küste des Amts Nordland erschienen wären. Dem Aussehen nach gleichen sie Delphinen (Mise); ihre Größe war verschieden, von dem eines erwachsenen Delphins bis zu einem kleinen Wallfisch. Das harpunirte Thier gehörte zu den kleinern, da man sich an die größern nicht wagte."

Stiftsamtmann Christie hält es nach den obenstehenden Berichten für ausgemacht, daß diese Thiere Delphine der Art waren, welche man Grindwallfische (delphinus globiceps) nennt, da diese Art sehr gesellig ist, sich in großen Heerden in der Nähe der Küsten aufhält, im ruhigen Zustand oft aufrecht gesehen werden mit einem Theil des Kopfes außer dem Wasser, und einen grunzenden Laut von sich geben. Diese Thiere gehören eigentlich den nördlichsten Meeren an, es gibt aber doch auch Beispiele, daß sie sich einzeln an den norwegischen Küsten gezeigt haben. Am 2 Julius 1844 wurde ein junger, kaum drei Ellen, sechs Zoll langer Grindwallfisch in Tellevaagen an der Westseite der Sartor-Insel etwa 5 Meilen von Bergen gefangen. Als man ihn ans Land zog, grunzte er stark, ungefähr wie ein Schwein. Er wurde für das Museum in Bergen angekauft, und sein Skelett befindet sich jetzt daselbst. Alte Fischer erzählen von ähnlichen Thieren, die sie da und dort gesehen haben wollen. Daß aber diese Thiere in großen Heerden in einem Fjord an der norwegischen Küste eingelaufen, davon liefern die obigen Nachrichten den ersten Beweis. Hätten die Fischer von Röbbe das einfache Verfahren gekannt, das die Bewohner der Faröer und der Orkney-Inseln anwenden, wenn Heerden von Grindwallfischen sich an ihren Küsten zeigen, so hätten sie statt Zeit und Mühe, Leinen und Harpunen zu verlieren, wahrscheinlich einen großen Fang gemacht; an den Farörn treffen sie fast jährlich, ja oft des Jahrs mehrmals ein. Wer sie zuerst bemerkt, hängt ein Zeichen an dem Mast auf, worauf alles Volk am Lande in die Boote eilt, und die im Meere befindlichen Boote herbeikommen um mitzuhelfen. Selbst wenn gerade Gottesdienst ist, verlassen alle augenblicklich die Kirche, und helfen beim Fang. Man bildet einen Halbkreis von Booten außerhalb der Wallfische, wirft mit Steinen, die an Fischleinen festgemacht sind nach den Thieren, und sucht die Heerde gegen das Land zu treiben. Oft dauert die Arbeit mehrere Tage und Nächte und mißglückt doch, indem die Thiere einen Ausgang ins offene Meer finden, und oft unter den Booten wegschwimmen. Gelingt es aber, die Thiere durch Steinwürfe und Lanzenstöße nach dem Land zu treiben, besonders wo die Küste flach ist, so stranden sie häufig, und werden nun von den am Land gebliebenen Fischern überfallen; diese suchen ihnen am Halse eine Wunde beizubringen, worauf die Thiere durch ihre gewaltsamen Bewegungen das Genick brechen.

Erwerbszweig der mericanischen Provinz Colima.

5. Baumwollen-Pflanzungen.

Nächst dem vorstehenden Betrieb ist der Baumwollenbau der ergiebigste Erwerbszweig von Colima, der früher sogar ersteren an Wichtigkeit übertroffen hat, und mit der Zeit (obgleich momentan durch örtliche Ursachen unbedeutender geworden) unbezweifelt wieder den ersten Rang unter den Producten jener Provinz einnehmen wird.

Obgleich dicht in der Nachbarschaft von Colima ziemlich viel Baumwolle gesäet wird, so ist doch der Ertrag (es scheint wegen der Trockenheit des Terrains) im Verhältniß gering, und somit gegenwärtig Coahuayana mit seinen der Seeküste nähergelegenen überaus fruchtbaren Niederungen von Chiquihuitlan bis gegen Sanct Elmo zu, als Hauptplatz der Baumwollencultur zu betrachten, wo dann alljährlich gleich allen Districten der Südküste (San Geromino, la Orilla u. s. w.) die Ernte alljährlich eine große Anzahl Krämer und Arrieros herbeilockt. Auch besteht eine beständige Auswanderung von jenen entfernten Punkten, welche größtentheils auf die Ansiedelung dort flüchtig gewordener Uebelthäter begründet ist, so wie denn auch Coahuayana als einer der gesetzlosesten Districte gilt, wohin der Arm der Gerechtigkeit sich nicht auszudehnen scheint. Wie an so manchen andern Punkten der Küste steht hier die Pracht der Natur und die unglaubliche Ueppigkeit der Pflanzenwelt im grellsten Contrast mit der Verwortenheit der Bewohner, deren Mehrzahl das Kainszeichen auf der Stirn trägt. Zu den angegebenen Ursachen dieser Verwilderung gesellt sich denn auch ein gefährliches, nur für Küstenbewohner und Abkömmlinge afrikanischer Abstammung erträgliches Klima, welches der Ansiedelung weißer oder farbiger Bevölkerung aus dem Inland hinderlich ist, und somit den anderwärts Verfolgten einen um so versteckteren Schlupfwinkel sichert.

Früherhin waren die ausgedehnteren Ebenen von Valenzuela ein Hauptsitz der Baumwollencultur, und der Ertrag fast das Dreifache von der jetzigen Production, aber ein mehrjähriges Mißlingen der Ernte trat ein; seit der letzteren Eruption des Vulcans, die eine Klimaveränderung hervorgebracht haben soll, haben jedoch die Bewohner dieses Districtes ganz auf diesen Erwerbszweig verzichtet, der erst jetzt wieder angefangen hat in Aufnahme zu kommen.

Die Baumwollenstaude ist hier im Süden von Mexico mehr wie irgendwo sonst als eine der delicatesten Pflanzen zu betrachten, und die unzähligen Wechselfälle, welchen solche unterworfen, machen das Gelingen einer Ernte fast zu einer Lotterie — so sehr daß die am meisten im Fach routinirten und ältesten Pflanzer zu dem Schluß gekommen sind, daß vieles vom Zufall abhängt, keine festen Regeln angegeben sind und irgend ein unvorhergesehener Umstand die besten Berechnungen oft am Vorabend der Ernte über den Haufen wirft. Heftige Windstöße und starke Regengüsse, und wiederum Mangel an Regen, Nebel, Hagel, Erdbeben, Wurmfraß und viele andere Ursachen wirken störend auf den Wachsthum der Pflanze ein, und der Aberglaube verschlt nicht diesen wirklichen Feinden auch noch erdichtete beizugesellen, wie z. B. die Sonnenfinsterniß und dgl. Absurditäten mehr. Was aber auffallend ist, ist die Thatsache, daß in einzelnen Jahrgängen allen angegebenen Hindernissen zum Trotz zuweilen eine ganz vorzügliche Ernte sich herausstellt und verwirklicht, als wenn ein Talisman all' diese Umstände bannte. In Coahuayana ist der Hauptfeind der Baumwollenpflanze eine Gattung großer Ameisen, die sich in solcher Menge und Hartnäckigkeit einstellt, daß anstatt solche zu vertilgen, unter den Landbauern allgemein die Nothwendigkeit anerkannt worden ist, die Gefräßigkeit dieses Insectes durch förmliche Fütterung zu neutralisiren. Es wird daher alltäglich länge der Hecken in kurzen Zwischenräumen eine Art Teig aus Vegetalbestandtheilen

Digitized by Google

bereitet und ausgelegt um den Verheerungen des Thieres in den Pflanzungen Einhalt zu thun; wird diese Vorsichtsmaßregel, die gewiß merkwürdig ist, versäumt, so erinnert in spätestens 48 Stunden die Verwüstung eines ganzen Abschnitts der Pflanzung die Eigenthümer an pünktlichere Einhaltung ihres Pactums mit dem Pogmäenvolk der unterirdischen Gänge.

Nach dem Vorausgesagten und bei der ungemeinen Verschiedenheit der Behandlung der Pflanze, nach Verhältniß der Güte des Terrains, Zustand der Feuchtigkeit u. s. w. kann ich es natürlich nicht auf mich nehmen, in genauere Erläuterung ihrer Cultur einzugehen, wohl aber mag hier die Beschreibung des üblichen Verfahrens bei der Aussaat und einige allgemeinere Bemerkungen über diesen Zweig mit Bezug auf den Verkehr dieser Provinz ihre Stelle finden.

„Eine „Fanega de Tierra" (Feld zur Aussaat), gemeiniglich 100 Pferdeschritt im Viereck (oder 150 Varas im Viereck), also 22,500 Varas Quadrat, bedarf zur vollständigen Aussaat mit Baumwolle $2^1/_2$ bis 3 Fanegas Samen von $2^1/_2$ Arrobas jede, also $7^1/_2$ Arrobas oder $1^7/_8$ Centner Samen. Die Zeit zur Aussaat ist vom 25 September bis 810 October, jeden halben Pferdeschritt also $^3/_4$ Varas Entfernung werden 6 bis 8 Samenkörner eingelegt und leicht bedeckt, die Furchen sind eine halbe Vara breit, demnach 300 Furchen zu 200 Stauden sind 60,000 Stauden. So wie die Aussaat hervorkömmt, nach etwa 8 bis 10 Tagen, wird zur Reduction der Stängel oder Stämme geschritten, und jeder Staude nur drei bis vier Stämme gelassen, um zu verhüten, daß die Staude, ohne in die Höhe zu schießen, sich zwecklos ausbreite. Die hier gezogene Baumwolle wird selten über drei bis vier Fuß hoch, und eine auf obige Weise besäete Fläche von 22,500 Varas, sage $2^1/_2$ Fanegas Aussaat, gibt in einem guten Jahrgang im Durchschnitt genommen 200 Arrobas (50 Ctr.) Baumwolle, demnach bringen 300 Stauden eine Arroba. Dieß ist das Verhältniß im Plan von Colima, wo der trockene Grund diese Norm als die paßlichste vorgezeichnet hat; in dem feuchtbärtern Theil der Ebene ist der Ertrag reichlicher als in den höher gelegenen trockenen, und mag sich wie 250 zu 130 Arrobas verhalten.

In Coahuayana, dieser südlichen Provinz (kaum 4 bis 6 Leguas von der Küste entfernt) mit weichem, ungemein fruchtbarem und feuchtem Boden beginnt die Aussaat früher, die Furchen sind eine Vara odde noch breiter und die Stauden $^1/_2$ bis $1^1/_4$ Varas von einander entfernt; man säet 5 bis 6 Samenkörner, läßt alles stehen wad emporschießt (sin desahijar), die Staude wird mehr als mannshoch, die Qualität ist besser als die von Colima und zur Aussaat einer Fanega von 22,500 Quadrat-Varas Land werden nur $1^1/_2$ Fanegas Samen erfordert. Der Ertrag ist sehr verschieden, übersteigt aber in guten Jahrgängen oft 400 Arrobas Baumwolle per Fanega Land. Daraus geht hervor, daß der Mehr- oder Minderertrag (abgesehen von der allgemeinen Ergiebigkeit des Jahrgangs) nicht sowohl von der Verschiedenheit der Qualität des Samens, als von der Beschaffenheit des Terrains abhängt.

Der Durchschnittspreis von Samen ist hier 4 R. pro Fanega von $2^1/_2$ Arroba; während der Aussaatzeit, wo jedermann sucht, steigt er zuweilen bis auf 3 P. Zum Ankauf des Samens ist Zapula ein vortheilhafter Platz, wo solcher gewöhnlich 3 à 4 R. steht und eine beliebige Quantität erlangt werden kann.

Die Baumwolle von Colima ist sehr gut von Qualität, kömmt jener der Südküste fast gleich und übertrifft jene von San Blas an Weiße und Reinheit. Der bei weitem größere Theil der Ernte wird im rohen Zustand nach dem Innern verführt und gewöhnlich nur der Theil, den die Colimenser zu Confignationen nach Mexico, Guanajuato ꝛc. bestimmt, wird gereinigt, wozu eine durch Wasserkraft getriebene Hechelmaschine in der Nähe von Colima besteht. Eine Arroba Baumwolle liefert gewöhnlich circa 8 Pfd. gereinigt, der Arbeitslohn beträgt circa 2 R. per Arroba. Der Preis der rohen Baumwolle wechselt in Colima von 12 bis 18 R. die Arroba: der Gesammtertrag der Ernte in einem guten Jahrgang mag sich auf 80,000 Arrobas belaufen.

Reiseberichte eines russischen Arztes aus der Türkei.

Zweiter Brief.

Konstantinopel, 20 Juius / 1 August 1846.

Ein vollständiges Gemälde der hiesigen Krankheiten zu geben, ist namentlich nach einem viermonatlichen Aufenthalt unmöglich, eine hinreichend befriedigende Lösung einer solchen Aufgabe würde viel Jahre erfordern. Zudem gestatten die besondern Umstände der Privatpraxis selbst den Aerzten, die sich lange hier aufhalten, selten eine genaue Ansicht von den zu jeder Jahrszeit herrschenden Krankheiten zu geben. Die Entfernung ist bei den auf beiden Seiten des Bosporus auf mehr als 20 Werst ausgedehnten Vorstädten, in denen der reichste Theil der Bevölkerung über 6 Monate des Jahres zubringt, so groß, daß der Arzt bei dem Mangel an Equipagen nicht viele Kranke sehen kann; zwei, drei Besuche nehmen nicht selten den ganzen Tag weg. Zu den Armen werden die Europäer selten gerufen. Die Armenier, Griechen und Juden der niedern Stände nehmen ihre Zuflucht zu Apotheken, Badern und Hebammen; die Moslems wenden sich an die Ämire, welche Verse aus dem Koran über sie lesen, oder für sie Amulette schreiben. In den höhern Klassen der Gesellschaft und namentlich unter den Türken werden zwar Frank-Doktors gerufen, aber es ist nicht Sitte den Arzt zu bitten, daß er den Kranken während des ganzen Verlaufs der Krankheit besuche, wie dieß in Europa der Fall ist; man bezahlt ihm wenig oder viel nach jedem Besuch, und verspricht es ihm im Rothfall in Kenntniß zu setzen. Geht es dem Kranken besser, so schickt man nicht nach dem Arzte, um ihn nicht ohne Noth zu zahlen; wird er schlechter, so wendet man sich an einen andern Arzt, oder der erste lehnt auch den Besuch unter allerlei Vorwänden ab, um nicht in seiner Praxis einen Todesfall zu haben, dessen seine Collegen sich bedienen um seinem Rufe zu schaden. So können die hiesigen Aerzte in der Privatpraxis selten vollständige Beobachtungen sammeln, und in vielen Fällen erfahren sie den Ausgang der von ihnen behandelten Krankheiten nur durch Hörensagen.

Daraus erklärt sich auch, warum so wenige von den alten Aerzten im Stande sind genügende Angaben über den Charakter und die Eigenschaften der herrschenden Krankheiten mitzutheilen, abgesehen davon, daß die mit der Privatpraxis sich abgebenden Europäer größtentheils bei weitem nicht die genügende Bildung erlangt haben, und durch allerlei andere Interessen, außer der Pflanzthierpie und der Wißbegierde, nach dem Orient getrieben werden. Es gibt indeß Ausnahmen und darunter rechne ich die HH. Spitzer, Riegler, Lage und noch einige andere, ihre Zahl ist aber nicht bedeutend. Mich betreffenden weniger setzten mich Privatgespräche mit den besten der hiesigen praktischen Aerzte und namentlich der Besuch der Spitäler in den Stand, mir eine Ansicht von den dieser Stadt eigenthümlichen Krankheiten zu bilden; indem ich das Resultat meine Nachforschungen hier mittheile, fühle ich wohl, wie ungenügend sie sind, kann aber versichern daß sie sorgfältig und gewissenhaft gesammelt wurden. Die häufigsten Krankheiten, namentlich im Sommer, sind Durchfälle, ideopatische und symptomatische: die ersten werden erzeugt durch den unverhältnißigen Genuß rother, unreifer Früchte, namentlich kleiner Pflaumen, die schon vom April an auf den Markt gebracht und ohne alle polizeiliche Aufsicht verkauft werden, so wie durch den Einfluß der heftigen Hitze, welche auf die Functionen der Leber ein-

Digitized by Google

wirkt, durch die plötzliche Unterdrückung der Ausdünstung, die bei den sehr häufig hier herrschenden Nordwinden unvermeidlich ist. Es ist kein Zweifel, daß der Genuß nicht ganz frischer Fische, Austern und anderer Muschelthiere, die an den sumpfigen Ufern des gedachten Horns gesammelt werden, ihrerseits zur Störung des Magens beitragen. Symptomatische Diarrhöen sind sehr häufig unter den Truppen, und gehen sehr leicht in Blutdiarrhöen über. In solchen Fällen entdeckt man fast immer in den Lungen weichgewordene Knoten, deren Dasein sich zuvor durch nichts kundgab, und die Kranken sterben, größtentheils, welche Heilmethode man auch eingeschlagen haben mag. In manchen Jahren wüthet im Sommer oft eine von Zwang begleitete Blutdiarrhöe, namentlich unter den Albanesen, und erzeugt eine starke Sterblichkeit; in andern Jahren ist diese Krankheit gutartig und weicht den gewöhnlichen europäischen Heilmethoden. Hier ist auch der Ort einer chronischen Entzündung der Kinnbackenknochenhaut, die man unter den fanatischen Soldaten trifft, zu erwähnen: unter dem Einfluß dieser Krankheit schwillt das Zahnfleisch und schreibt Blut aus, die Zähne wackeln und fallen aus; das Brennen mit Höllenstein wirkt günstig in dieser Krankheit, deren Ursachen nicht recht bekannt sind. Typhöse Fieber, die sich aus Störungen des Magens entwickeln, sind nicht selten, und ich sah einige Fälle eben im griechischen Krankenhaus von Balaffy, aber der eigentliche Abdominaltyphus ist nach dem einstimmigen Ausspruch aller Hospitalärzte äußerst selten. Dieser Umstand verdient die volle Aufmerksamkeit derjenigen welche in der Pest einen einfachen Typhus sehen, und Konstantinopel als einen der Gegenzugeörte der Pest betrachten. Manchmal, aber noch seltener und stets mit unglücklichem Ausgang kommt der Typhus mit gelber Hautfärbung (t. icteroides) vor. Die Unmöglichkeit, Leichen zu öffnen, erschwert die genaue Bestimmung der pathologischen Verhältnisse, welche dieser Krankheit die charakteristische Form geben.

Ich weiß nicht, ob man der Störung der Verdauungsorgane die hämorrhoidalischen und sogenannten hypochondrischen Zufälle zuschreiben muß, welche man sehr häufig bei den Türken trifft, und die von der sitzenden Lebensart und namentlich von dem unverschämten Gebrauch häufiger, schwächender Aderlässe und von dem Mißbrauch der Hydrodiäta herkommen, wovon die Türken große Freunde sind, und wofür jeder Apotheker sein Meerpf, einen schädlicher und gefährlicher als das andere, hat.

Unter den Krankheiten der Respirationsorgane nennen wir namentlich Lungenentzündungen, die hier im Winter und Frühjahr namentlich unter den Truppen sehr häufig sind, von denen ein Viertheil der im Winter Sterbenden von dieser Krankheit hingerafft wird. Gewöhnlich wird der rechte Lungenflügel und zwar der untere, hinterer Theil derselben häufiger als der obere und vordere ergriffen. Diese Entzündung erfordert gleich im Anfang zwei oder drei reichliche Aderlässe; im spätern Verlauf der Krankheit helfen sie nichts mehr, und da sind Brechmittel von wohlthätigen Folgen. Große Dosen von Brechweinstein werden hier nicht vertragen, namentlich darf man sie nicht den albanesischen Soldaten geben; sie führen Durchfall herbei, den man im Anfang mit Leichtigkeit stillen kann, der aber bei der geringsten Veranlassung sich erneuert, und den Kranken gewöhnlich nach zwei oder drei Monaten hinrafft. Die anatolischen Türken vertragen den Brechweinstein leichter, wegegen die hier ungewöhnlich häufigen tuberculösen Affectionen sehr schnell ins Grab führen. Die entgegengesetzte Erscheinung bemerkt man bei den Albanesen, bei denen der Verlauf der Lobenleiden langsamer ist, und die Störung der Verdauungsapparate schneller zur Auflösung führt. So erneuert sich bei ihnen nach der Sommer-Dysenterie der Durchfall unaufhörlich, die dicken Därme werden in Folge der örtlichen Reizung wund, und in den kleinen erscheinen tuberculöse Geschwüre.

Eine andere unter den Truppen, namentlich unter den Albanesen, die in Casernen wohnen, sehr häufige Krankheit, von der ich in allen hiesigen Spitälern zahlreiche Beispiele sah, ist eine Wassereregießung zwischen dem Brustfell gewöhnlich auf einer Seite. Sie bildet sich allmählich ohne alle vorhergegangene sichtliche Entzündung. Die Kranken klagen nicht über Schmerzen, weil sie wirklich keine haben, wohl aber über Mattigkeit; erschwertes Athemholen ist das erste objective Kennzeichen für den Arzt, aber bei der Auscultation und Percussion (die in allen türkischen Spitälern allgemein angewendet werden), zeigt sich alsbald die Anwesenheit von Wasser in der Brust; häufig erweitert sich die kranke Seite und wird aufgetrieben. Bei einem Kranken in Top-Kapu hörte ich ganz deutlich den Ton des Wassers, wenn er eine Seitenbewegung mit dem Oberleib in stypher Stellung machte. Die äußere Anwendung von spanischen Fliegen mit urintreibenden Mitteln stellte die Gesundheit wieder her, und wenn der Soldat entlassen wird und in seine Heimath zurückkehrt, so wird er auch vollständig wieder genesen; bleibt er aber in der Caserne, so erneuert sich die Anhäufung des Wassers, die Lunge füllt sich mit Tuberkeln und nach einem halben, vielleicht nach einem ganzen Jahre ist der Kranke fast unrettbar verloren. Wir erwähnen auch noch der Entzündung der Schleimgefäße in den Athmungsorganen, die durch die Kälte, und noch mehr durch die Feuchtigkeit und den Nebel, besonders in der untern Classe des Volks und bei den Bewohnern der Beeskäste, die in der unmittelbaren Nähe des Bosporus leben, erzeugt werden. Eine andere in Konstantinopel sehr häufige Affection der Leber entspringt aus einem zufälligen, aber mit den Volksgewohnheiten sehr eng zusammenhängenden Einfluß, nämlich eine Erweiterung des Lungengewebes (emphysema pulmonum) deren Ursprung von vielen Aerzten im Gebrauch des Rauchs gesucht wird, nämlich durch tiefgezogene Pfeifen, wo der Tabaksrauch durch ein Wassergefäß und ein langes Rohr läuft, was eine bedeutende Erweiterung der Brust und ein Einziehen des Rauches in die Lungen erfordert.

Lungenschwindsucht und namentlich eine tuberculöse Anlage sind hier außerordentlich verbreitet, und fordern mehr Opfer, als man nach der geographischen Beeite und dem angenehmen Klima der Stadt erwarten sollte. Nicht nur wird der größte Theil der Neger unvermeidlich eine Beute dieser Krankheit, wenn sie einige Zeit in Konstantinopel sich aufgehalten, sondern sie richtet auch Verheerungen in allen Classen der Gesellschaft an. Man muß, wie wir schrint, annehmen, daß die sitzende Lebensart, namentlich der Frauen aller Stände, die sich fast gar keine Bewegung machen, der unmäßig häufige Gebrauch der Bäderziehungen, worin es Konstantinopel selbst der blutgierigen Epoche Broussais in Europa weit voraus thut, verschiedene natürliche und unnatürliche Aufreizungen der Geschlechtsorgane, die Armuth, das elende Leben u. dgl., im Laufe vieler Generationen eine ziemlich allgemeine Anlage zu tuberculösen Formationen erzeugten, welche im Organismus schlummern, bis begünstigende Umstände plötzlich die Entwicklung derselben hervorrufen. Hieher gehören überhaupt die Krankheiten, welche den Menschen bedeutend schwächen, Durchfälle, Dysenterie, chronische Durchfälle, Masern und Pocken, die hier eine bedeutende Sterblichkeit veranlassen, nicht sowohl an und für sich, sondern auch durch die darauf folgende Entwicklung der Lungenschwindsucht; ferner directe Entzündungen der Respirationsorgane, Lungenentzündungen, Verklätungsfrühen u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Innerer Krieg in China. Das Chines Repository gibt eine Nachricht, die man kaum glauben sollte, wenn nicht die Berichte über die Dichtigkeit der Bevölkerung im Innern des Reichs jetzt so sehr beglaubigt wären. Nach diesem zu Canton von amerikanischen Missionären herausgegebenen Journale herrscht in den zwei Abtheilungen der Provinz Fokien, Schang Scha und Tsun Tschao ein Bürgerkrieg oder vielmehr eine Rauferei unter den benachbarten Ländern, in welcher schon 24,525 Häuser geplündert und verbrannt, und 130,638 Personen getödtet oder verwundet worden seyen. Solche Vorfälle scheinen häufig im Innern des Landes statt zu finden ohne daß die Regierung die Gewalt hat, solche zu hindern, vielleicht auch ohne daß sie die Regierung sich sonderlich darum kümmert, denn sobald ein solcher Aufstand keinen politischen Charakter hat, kümmern sich die chinesischen Behörden sehr wenig um die Unfälle, welche für die Bevölkerung daraus hervorgehen können. Sie ließen kürzlich die Mandarinen von Canton zwei Dörfer miteinander Krieg führen, weil es sich nur um gewisse Spielvorteile handelte. „Das Land, sagen sie, ist zu bevölkert, es ist kein Nebel, wenn die Unruhigen den ruhigen Leuten Platz machen.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 113. 12. Mai 1847.

Das alte Volk der Lycier.

Seit Jahren macht man Jagd auf lyciſche Alterthümer, um zu ermitteln, welches Stammes denn die ſo leicht mit den Griechen verſchmolzenen Lycier geweſen. Wir haben in einem frühern Jahrgang ſchon Auszüge aus Hamiltons Reiſen in Lycien mitgetheilt, und wollen hier aus einem neuern Werke einiges entlehnen. Dieß führt den Titel: Travels in Lycia, Milyas und Cibyratis. Die Verfaſſer Lt. Spratt und Prof. Forbes waren der eine als Ingenieur, der andere als Naturforſcher auf dem Schiff Beacon angeſtellt, das im Anfang des Jahres 1842 die Küſte von Lycien beſuchte, um die merkwürdigen, von Sir Ch. Fellowes aufgefundenen Ueberreſte des Alterthums zu Xanthus nach England zu bringen. Dazu war das Schiff nicht tauglich, wohl aber zu der gleichfalls ihm beſtimmten Aufgabe der Küſtenaufnahme. Während das Schiff ſich an der Küſte befand, erſchien der engliſche Geiſtliche Daniell, angezogen durch das Intereſſe der lyciſchen Alterthümer; im März mußte der Beacon nach Malta gehen, um ſich mit Lebensmitteln zu verſorgen, und mit Bewilligung des Capit. Graves blieben Spratt und Forbes zurück, um mit Hrn. Daniell eine antiquariſche Reiſe in Lycien zu machen. Alle drei, namentlich aber Hr. Daniell, waren Zeichner, und ſo hofften ſie die Materialien zu einer Monographie der bürgerlichen und Naturgeſchichte von Lycien ſammeln zu können. Vieles ward auch geſammelt, aber Daniell, der leitende Geiſt in dieſem antiquariſchen Feldzug, fand ſeinen Tod in den ſumpfigen Gegenden Pamphyliens. Doch ſollte ſo vieles nicht umſonſt geſammelt ſeyn, und die HH. Spratt und Forbes gaben das geſammelte Material heraus, wie ſie ſelbſt in der Vorrede ſagen, in ziemlich roher Form, aber reich ausgeſtattet mit Darſtellungen von Ruinen, Inſchriften u. ſ. w. Ein Abſchnitt dieſes Buches im zweiten Bande enthält eine Abhandlung „über das Volk, welches die Gräber baute, und ſich der gewöhnlich ſogenannten lyciſchen Sprache bediente,“ worauf wir zur Orientirung über den Zweck dieſer umfaſſenden antiquariſchen Forſchungen das Wichtigere ausheben.

*

Wir wollen hier einige Zeugniſſe der Geſchichte und andere noch vorhandene Dinge anführen, welche geeignet ſind, auf die Geſchichte und den Urſprung der Denkmale, namentlich der eigenthümlich gebauten Felſengräber, und auf die Sprache der darauf eingegrabenen Inſchriften ein Licht zu werfen. Wir folgen hiebei ſo weit dieß möglich iſt, vorerſt mehr der Anſicht derjenigen, welche die Denkmale und Inſchriften den eingebornen Lyciern und nicht fremden Anſiedlern zuſchreiben, wollen übrigens hier niemand vorgreifen, ſondern geben nur Anleitung, daß auch andere die Sache näher unterſuchen möchten. Es iſt nöthig, daß wir vorerſt eine kurze Geſchichte des Landes geben, wie ſie uns Homer und Herodot überliefert haben. Aus der Iliade iſt wenig mehr zu erſehen, als daß die Lycier, welche der Belagerung von Troja anwohnten, ein kriegeriſches, mächtiges Volk waren, das während des ganzen Kriegs den Trojanern große Dienſte leiſtete, unter ſeinen Führern Glaucus, Sarpedon und Pandarus. Herodot, der aus der benachbarten Provinz Carien ſtammt, iſt umſtändlicher in der Geſchichte der ältern Einwohner Lyciens, und vergaß nichts, was Sage und Geſchichte über ihren Urſprung beibringen konnten. Nur hinſichtlich der Lage des Landes in ſeiner eignen Zeit, iſt die Erzählung unglücklicher Weiſe zu kurz, denn damals wurden nach der Anſicht der Gelehrten, welche die Inſchriften unterſuchten, die ſogenannten lyciſchen Felſengräber erſt ausgegraben, die Inſchriften eingehauen; die Epoche iſt deßhalb die intereſſanteſte in Bezug auf die lyciſche Geſchichte. Herodot hat indeſſen kurz bemerkt, daß „dieſe Einwohner Lyciens, welche ſich jetzt Xanthier nennen, alle mit wenigen Ausnahmen Fremde geweſen ſeyen,“ weßhalb er vielleicht annahm, daß die von ihnen eingeführten Sitten und Gebräuche keine beſondere Aufmerkſamkeit verdienten, da ſie den eigentlichen Lyciern fremd geweſen.

Wir führen aus Herodot die Stellen an, welche ſich auf die frühere Geſchichte des Landes beziehen. „Die Lycier kamen in alter Zeit aus Creta unter Sarpedon, der von ſeinem Bruder verjagt ſich in dem Gebiet von Milyas niederließ; dieß war damals der Name des Landes, das die Lycier beſetzten; die Milyäer heißen jetzt Solymer. Einige Zeit lang wurden ſie von Sarpedon regiert, und hießen damals, wie noch jetzt bei einigen ihrer Nachbarn, Termilier. Aber Lykus, Sohn des Pandion, der von ſeinem Bruder Aegeus aus Athen vertrieben worden war, kam zu den Termiliern und wurde von Sarpedon aufgenommen; im Laufe der Zeit ereignete es ſich, daß das Volk den Namen dieſes Fremden annahm, und ſpäter Lycier genannt wurde; ihre Geſetze ſind theils kretiſch, theils cariſch; einer ihrer Gebräuche iſt ganz eigenthümlich, nämlich der, daß die Kinder den Namen der Mutter und nicht des Vaters führen.“ (I. 183.) Die Lycier bleiben ein unabhängiges Volk, bis Cyrus nach dem Fall von Cröſus die Waffen gegen ſie kehrte. „Die Carier wurden von Harpagus, dem Feldherrn des Cyrus, ohne daß ſie beſondere Tapferkeit zeigten, unterworfen, als Harpagus aber in den Ebenen von Xanthus erſchien, zogen die Lycier gegen ihn aus, und ſchlugen ſich mit ausgezeichneter Tapferkeit; als ſie aber geſchlagen und in ihre Stadt zurückgetrieben worden

Digitized by Google

waren, brachten sie ihre Weiber, Kinder, ihre Kostbarkeiten und Sklaven in die Citadelle, und steckten diese in Brand, so daß alles verzehrt wurde. Sodann verpflichteten sie sich durch einen furchtbaren Eid, sogen hinaus und fochten, bis sie alle erschlagen waren. Diejenigen Lycier, welche sich jetzt Xanthier nennen, sind mit Ausnahme von 80 Familien Fremde, welche sich seitdem an diesem Orte niederließen. So ward Xanthus von Harpagus genommen und ziemlich auf dieselbe Weise Caunus, denn die Caunier ahmten großentheils die Lycier nach." (I. 171. 174. 176.)

In der obigen Geschichtserzählung liegt kein Grund, um anzunehmen, daß eine Sprache, so verschieden wie diejenige wie sie jetzt auf einer gewissen Classe von Denkmalen eingegraben gefunden wird, und so verschieden von der damals in Kleinasien gesprochenen Sprache, die der Colonisten war, welche an die Stelle der Termilier und Solymer traten; im Gegentheil ist aus der Ilade zu schließen, daß ihre Sprache griechisch war, ähnlich der der übrigen Völker, mit denen und gegen welche sie Krieg führten. Auch ihre Religion war dieselbe, denn, wie wir aus Homer ersehen, verehrten die Lycier den Apollo. Herodot schweigt gleichfalls darüber, daß die Lycier eine ihnen eigenthümliche Sprache gesprochen hätten, und da er aus der benachbarten Provinz Carien stammt, und sich als einen gründlichen Erforscher des Ursprungs und der Sprache der Völker aller von ihm beschriebenen Länder zeigt, so kann man kaum annehmen, daß er hinsichtlich der lycischen Geschichte eine so wichtige Thatsache übersehen hätte, wenn es der Fall gewesen wäre. Seine Uebereinstimmung mit Homer in diesem Punkt spricht bedeutend gegen die Ansicht, daß vor der persischen Eroberung des Landes hier eine von der griechischen verschiedene und Lycien eigenthümliche Sprache gesprochen worden sey.

Herodot bezeichnet diese obenerwähnten Fremden nur mit dem Ausdruck ἐπήλυδες, was auf Ansiedler einer fremden Nation, so gut als auf Griechen anwendbar ist, und da die älteste in der sogenannten lycischen Sprache abgefaßte Inschrift nach Sharpe später als die persische Eroberung fällt, so ist anzunehmen, daß die Sprache nicht von der ganzen Bevölkerung Lyciens gesprochen wurde, was sich auch zum Theil aus dem Vorhandensyn von zweisprachigen Inschriften ergibt; diejenigen Einwohner, denen diese fremde Sprache zukam, waren also doch wohl dieselben Fremden, von denen Herodot sagt, daß sie nach der Vernichtung der ursprünglichen Besitzer des Landes, der ächten Lycier, sich in Xanthus niedergelassen hätten, und von denen wohl nicht mit Unrecht anzunehmen ist, daß diese Ansiedler die Eroberer selbst und sonach die sogenannten lycischen Denkmäler und Inschriften Ueberreste dieses Volkes seyen. Diese Ansicht wird noch einleuchtender, je tiefer wir in die Thatsachen eindringen, welche bereits aus den Inschriften, selbst bei der schwachen Kenntniß, die man bis jetzt von dieser Sprache erlangt hat, erhoben werden konnten. Aus der Art der Gottesverehrung, den Namen der Personen und anderen auch in der Inschrift auf dem Obelisk zu Xanthus erwähnten Worten scheint hervorzugehen, daß das Volk, welches ihn errichtete, Meder oder Perser waren. Darauf werden wir fortbauen, indem wir unsere Beweise aus Hr. Sharpe's Abhandlung über die Sprache entnehmen, welche dem zweiten Band von Sir Chs. Fellows Werke angehängt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Erwerbszweige der mericanischen Provinz Colima.

6. Die Oelpalme. Palma Real, oder Palma de Coquito de azeite.

Das ganze nördliche Ufer der Lagune von Cuyutlan, von Cuyutlancillo an bis nach Igualada, und von da bis nach dem Hafen von Santiago ist mit fast undurchdringlichen Wäldern der Oelpalme besetzt, die die ganze Breite zwischen dem Westrand und der Hügelreihe einnehmen, welche fast parallel in Entfernung von 1000 Schritt bis zu einer Legua oder mehr längs des Sees sich gegen den Hafen zu erstreckt. Diese während der Regenzeit wegen der Ueberschwemmungen der Lagune unbewohnte und unbewohnbare Gegend ist vom December an bis zu den ersten Regengüssen im Juniud oder Julius ein Sammelplatz für mehr als tausend Menschen, welche alljährlich die Ernte oder vielmehr Ansammlung der Oelnuß zusammenlockt, deren Anhäufung gegen Ende des Jahres zu fast die ganze Ausdehnung des Erdbodens bedeckt. Die verschiedenen Grundbesitze oder Gestücke werden alljährlich von den Eigenthümern an Unternehmer aus dem Inland (vorzüglich aus dem Dorf Jicolotlan in die Richtung gegen Jequila zu 60 Leguas nördlich von der Küste entfernt) verpachtet, die alsdann ihre Unterpächter mit einzelnen Distrikten versehen, und andere für eigene Rechnung ausbeuten lassen.

Der frühere Hauptpächter eines jener Distrikte von 2 bis 3 Leguas Ausdehnung (der Condesa Romero de los Jerreros gehörig) versicherte mich, daß er bei einer Miethe von 6 bis 800 Piaster des Jahrs seine Rechnung völlig gefunden habe.

Die Oelpalme, von faserig geringeltem, unter etwa $^{4}/_{5}$ Vara im Durchmesser messendem und nach oben hin allmählich abnehmendem Stamm, büschelförmiger, aus lange gefiederten, meist aufwärts stehenden Zweigen gebildeter Krone, trägt zwei bis acht Racimos oder Fruchtballen, deren jede mehrere Tausende einzelner Oelnüsse (Coquitos) enthält. Sie wächst in den Wäldern der Südküste (besonders am Rande von Seen) so dicht und üppig, daß ihre Kronen allenthalben sich berühren und ein den Sonnenstrahlen undurchdringliches Dach circa 30 bis 40 Fuß über dem Boden bilden. Ohne Zuthun der Menschenhände fängt die Palme alljährlich im Junius oder Julius an, sich ihrer reifgewordenen Nüsse durch Abfallen zu entledigen, die gegen Ende des Jahres zu den Boden buchstäblich genommen überdecken. Die Aufgabe der Arbeiter, die im Schatten dieser Palmweige ihre einfachen Hütten bauen, besteht darin, die zusammengelesenen Nüsse erst ihres faserigen Ueberzugs zu entblößen, und dann die ungemein harte Schale der Nuß zu erbrechen, wozu sie sich eines harten glatten Steines bedienen, und die Nuß mit einer Art von Fingerhut von starkem Leder festhalten, worauf der mit einer kastanienbraunen Haut überzogene und innerlich milchweiße ölige Kern hervorspringt. Diese Manipulation erfordert einen Kunstgriff und ungemeine Uebung, indem der Neuling kaum auf die wiederholten Schläge die Nuß zersprengt und dann den Kern zerschmettert, während der geübte Arbeiter nie den zweiten Schlag thut, den Kern jedesmal herauslöst und frühzeitig sein Tagwerk (zwei Körbe, jeder von 4000 Kernen) vollendet und seinen Lohn 1½ P. per Tag und freie Kost verdient. Eine Carga de coquitos besteht aus acht Körben, also 32,000 Kernen, und ihr Werth wechselt von 8 P. bis 7 P. an Ort und Stelle. Man unterscheidet mehrere Arten zu kaufen; die billigste, obgleich gewagteste ist gegen Vorschuß wobei à 3 bis 4 P. anzukommen ist, zur Zeit der Ernte gegen

Digitized by Google

baar Geld, à 4½ bis 5 P. und späterhin, wenn der Artikel einigermaßen seltener geworden ist, à 6 bis 7 P.

Die Art der Oelbrennung ist folgende: ein Haufen gewonnener Nüsse wird 24 Stunden lang bei einem leichten Feuer geröstet, bis dieselben auffspringen macht, nachher passiren solche die Mühle aus welcher sie in Gestalt einer teigartigen Masse hervortreten, die alsdann, in Kessel mit Wasser bei heftigem Feuer geworfen, alsbald die ölige Masse in die Höhe treibt, die auf der Oberfläche schwimmt, und in brauchbarem Zustand abgeschöpft wird. Dieses Oel wird vorzüglich zur Beleuchtung verwandt, und der Preis variirt von 20 R. bis 3⅓ P. die Arroba. — Von allen dagebenden Substanzen ist, nach meines Berichterstatters Verscherung, vielleicht keine weniger Verlust und Chancen unterworfen als die Nuß der Oelpalme, denn regelmäßig ergibt die in die Kessel geworfene Masse fünfzig Procent reines Oel.

Ein großer Theil der kleineren Unternehmer sind Oelbrenner aus dem Dorfe Zicolotlan, die den Ertrag ihrer respectiven Ernte für eigene Rechnung zur Verarbeitung in den dortigen Fabriken nach Hause nehmen. Andere verkaufen an Ort und Stelle an Käufer aus dem Inland, und die in Zgualada angehäuften Vorräthe liefern, bis die Regenzeit die Verbindung erschwert, den Arrieros des Hochlandes eine passende Retourladung, welche bis nach S. Luis und San Juan de los Lagos verführt wird. Zgualada steht so wie Cuyutlan während der Hälfte des Jahres verlassen, und seine nur provisorisch aus Palmzweigen aufgeführten Häuser bedürfen einer jährlichen Ausbesserung; — während der Temporada (Geschäftszeit) finden sich daselbst zuweilen 5 bis 600 Menschen zusammen.

Der Aufenthalt in diesen Palmenwäldern ist, wie mir versichert worden, ungeachtet des feuchten Grundes, nicht sehr nachtheilig für die Gesundheit; die Hauptbeschwerden bestehen in einer fast unerträglichen Hitze und einer Unzahl von Schnacken und Ungeziefer aller Art, die besonders den Neuangekommenen durch ihre Stiche mit Beulen bedecken und namenlose Qual verursachen.

Außer den Palmenwäldern am Rande der Lagune von Cuyutlan enthält der Süden der Provinz noch andere z. B. in der Nähe der Lagune von Menealia, zwischen dem See und dem Meere und dem Cerro de Sant Elmo, so wie überhaupt die ganze Südküste der mexicanischen Republik besonders in der Nähe von Seen diese Riesenpflanze erzeugt; jedoch ist zu bemerken, daß im rein natürlichen Zustand ohne alle Nutznießung und Reinigung des Bodens, die Palme, von andern Pflanzen verdrängt, sich weder in gleicher Menge und Dichtigkeit erzeugt, noch gleich viele Frucht erträgt; selten übersteigt sie so ein oder zwei Fruchtbüschel, und sogar die Frucht ist weniger ergiebig als da, wo das alljährliche Abhauen und Säubern des Unterwaldes das Wachsthum begünstigt.

Reiseberichte eines russischen Arztes aus der Türkei.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Auf die äußere Haut wirken unter andern die im Sommer sehr häufigen Sonnenstiche; sie erzeugen an den offenen Theilen des Körpers, die dem directen Einfluß der Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, eine helle Röthe mit Geschwulst, die einige Tage dauert, worauf die Haut in großen Fetzen weggeht. Nicht selten sind diese Sonnenstiche von starkem Zuströmen des Bluts nach dem Kopfe und ungewöhnlicher Neigung des Gefäßsystems, ja selbst von Wahnsinn begleitet. Blutentziehungen und der äußere Gebrauch von Molken, die bei der Bereitung des hier so beliebten Zagurt (sauren Rahms) übrig bleiben, thun solchen Zufällen gewöhnlich schnell Einhalt. Das gemeine Volk hält den innern Gebrauch des Knoblauchs für ein Schutzmittel gegen den Sonnenstich. Die Tataren, die im Sommer weite Reisen zu Pferde zurücklegen müssen, versehen sich stets mit Knoblauch, den sie mit Zagurt essen. Rothlauf ist hier eine ziemlich häufige Krankheit; das gemeine Volk nimmt hier einen vom Geschlecht der Kranken unabhängigen Unterschied von männlichem und weiblichem Rothlauf an, und ruft einen Emir oder eine Hebamme, um die Krankheit zu besprechen. Blattern und Röthseln zeigen sich hier häufig unter Kindern und Erwachsenen epidemisch, und entwickeln wie schon erwähnt, bei den letztern gern tuberculöse Affectionen. Die Blattern wütheten früher unter den Truppen, namentlich unter den Albanesen furchtbar; seitdem aber die Recruten gleich nach ihrem Eintritt ins Regiment geimpft werden, sind die natürlichen Blattern etwas seltener geworden, und zugleich bemerkt man auch in den Spitälern eine Beerminderung der tuberculösen Nachleiden. Ueberhaupt hat die Regierung in der letzten Zeit große Aufmerksamkeit auf die Einführung der Kuhpockenimpfung gewendet, und dieser wichtigste Zweig der medicinischen Polizei ist wenigstens in der Hauptstadt in sehr befriedigendem Zustande. In den Provinzen unterwirft sich die moslemitische Bevölkerung noch nicht gerne, und darum hatte der letzte Ausfluß des Sultans nach Kuschtschuk und Varna außer dem politischen auch einen philanthropischen Zweck: denn die bei ihm beständlichen fünf Aerzte impften 15,000 Kinder auf alle Glassen, und für jedes geimpfte Kind erhielten die Eltern noch 10 bis 20 Piaster Belohnung.

Das Scharlachfieber erscheint nicht oft; in manchen Jahren zeigen sich Carbunkeln und Anthraces nicht selten, namentlich im Anfang des Sommers, in andern Jahren treten sie gar nicht auf. Den chronischen Ausschlägen sind sehr verbreitet die Krähe, und mehrere scrophulöse und secundäre syphilitische Ausschläge, auch der Grind in verschiedenen Formen, die vielleicht von dem häufigen Genuß gesalzener Fische, gepreßten Caviars und namentlich grsalzenen Schaffetts herkommen.

Nervenfieber wie die Krankheiten der andern Systeme, namentlich des Muskel- und Gefäßsystems, so finden wir, daß rheumatische Leiden und Gliederschmerzen hier ungewöhnlich häufig sind; sie kommen von den plötzlichen Temperaturveränderungen her. Wenn bei 25° R. im Schatten — eine größere Hitze habe ich während meines ganzen Aufenthalte nicht bemerkt — der Südwind, Sciroco, weht, so ist die Schwüle unerträglich; der Schweiß fließt in Strömen, die Muskeln erschlaffen, und der Mensch geht in völlige Kraftlosigkeit über. Aber plötzlich wechselt der Wind, vom schwarzen Meer her weht ein nordischer Boiras, die Hautausdünstung hört auf, man fühlt sich von Kälte ergriffen und Rheumatismen stellen sich ein. Das ist die Ursache, weshalb die Eingebornen sich so warm kleiden; mitten in der Sommerhitze sieht man Leute in Pelzen, andere ziehen die Flanellsacken, die sie auf dem bloßen Leib tragen, das ganze Jahr nicht aus. Der Gebrauch warmer Bäder, bei völliger Vermachlässigung kalter Seebäder, der durchdringende Luftzug in allen Gebäuden, von denen alle Façaden mindestens zur Hälfte von Fenstern eingenommen sind, und die Umgestaltung des Nationalcostüms, namentlich in der Kramer, wirken ohne Zweifel zum häufigen Auftreten der Rheumatismen mit. In engem Verband mit diesen letztern stehen die Leiden des Herzens und seiner Klappen, deren zahlreiche Formen in den Spitälern und in der Stadt unter allen Classen der Bevölkerung mich sehr in Verwunderung setzten. Außer den Rheumatismen, die gewöhnlich von leichten Entzündungen der innern Oberfläche des Herzens (endocarditis) begleitet sind, tragen die unmäßigen Blutentziehungen, die hier von den Aerzten angewendet werden, nicht wenig zu den Herzkrankheiten bei, indem sie es durch die Verminderung der Blutmasse in den Gefäßen zu erhöhter Thätigkeit steigern. Eine andere sehr bedeutende Ursache derselben liegt in den sittlichen Verhältnissen; in einem Lande, wo alles von einer ungezähmten Willkür abhängt, wo das Schicksal und das Vermögen der Bürger in unaufhörlicher Gefahr sind, wo das Intriguenspiel aufs äußerste getrieben wird; wo es keine gesetzlichen Gewährleistungen, keinen Schutz gegen Mißhandlung gibt, und die unerläßliche Vorsicht jeden nöthigt zu schweigen, und alle seine Lei-

Digitized by Google

den und Beſtrickungen in tiefſter Seele zu vergraben, in einem ſolchen Lande und unter ſolchen Verhältniſſen darf man ſich nicht über häufige Herzaffectionen verwundern. Man muß einige Zeit im Orient gelebt haben und in die hieſigen Zuſtände eingedrungen ſeyn, um die ganze Wichtigkeit und die pathogenetiſche Bedeutung dieſes ſittlichen Elements der Krankheit zu begreifen und zu würdigen. Außerdem verdienen die allzuſtarke und häufige Reizung der Geſchlechtsorgane und die topographiſche Lage der Stadt beſondere Aufmerkſamkeit; dieſe beiden Umſtände ſind nach meiner Anſicht nach nicht ohne weſentlichen Einfluß auf die Entwicklung der Anlage zu Herzkrankheiten und Lungenſchwindſucht. Der Bosporus iſt auf zwei Seiten von ziemlich hohen Hügeln umgeben, die nach der Meerenge zu ſteil abfallen, und auf deren Abhängen und Höhen faſt alle Vorſtädte erbaut ſind: Buyukdere, Stenia, Jenikiöi, Bebek, Arnautkiöi, Orteköi, Pera, Galata, Kaſſim Paſcha, Tatawela, Buſuk Piali, Chaſi-Kiöi auf der europäiſchen, Kandili, Kalender und einige andere auf der aſiatiſchen Seite, ja Stambul ſelbſt liegt wie ihre weſtliche Schweſter, Rom, auf ſieben Hügeln. Bei den engen Straßen und ſteilen Abhängen gibt es faſt keine Wagen; Reitpferde ſtehen nur an drei oder vier Orten, daraus erſtreigt man dieſe Höhen gewöhnlich zu Fuße, und ich erſtehe häufig an mir und andern, wie dieß das Athmen erſchwert und das Herz zuſammendrückt.

Wechſelfieber gibt es in Konſtantinopel ſehr wenige und bösartige faſt gar nicht. Sie kommen nur in zwei Localitäten vor, in Kadiköi, dem alten Chalcedon, das auf der niedrigen Ebene des aſiatiſchen Ufers hinter und rechts von Skutari liegt, und in Belgrad auf der europäiſchen Seite hinter Buyukdere; an beiden letztern Orte bildet die Feuchtigkeit, welche durch ungeheure Wälder, Cisternen und Waſſerleitungen, die ganz Konſtantinopel und ſeine Vorſtädte mit Waſſer verſehen, die Urſache der häufigen Fieber. Nach einigen Beobachtungen möchte es ſcheinen — und hier beſtätigt ſich die Anſicht der franzöſiſchen Aerzte — daß die Entwicklung der Lungenſchwindſucht und das Vorwalten der Wechſelfieber oder vielmehr der ſie erzeugenden Urſachen, in einem gewiſſermaßen entgegengeſetzten Verhältniß bedingt ſeyen. Zum mindeſten ſchicken die hieſigen Aerzte ſchon von Alters her Kranke, die an der Schwindſucht leiden, nach Kadiköi. Es kommen nicht ſelten Miſchanſchwellungen vor, aber hauptſächlich an Leuten, die in Jomid, Bruſſa, auf einigen Inſeln des Archipels, in Angora u. ſ. w. an Fiebern gelitten haben. Mit der Heilung dieſer Anſchwellungen beſchäftigt ſich eine beſondere Claſſe Aerzte, welche Talakſtchi [1] heißen; ſie legen auf den Bauch des Kranken ein Stück von einer Ochſen- oder Hammelmilz, welche ſie hier zerſchneiden und dabei Gebete aus dem Koran leſen.

In den ſogenannten fachriſchen Krankheiten nennen wir zuerſt die Scroſeln, welche in Konſtantinopel ſehr verbreitet ſind und unter eigenthümlichen Formen auf der Haut, in den Schleimhäuten, an den Knochen, im Drüſenſyſtem u. ſ. w. in der Form von Ausſchlag, Beulen, Knochenfraß, Augenentzündung, Anſchwellung der Hals- und Ohrendrüſen u. ſ. w. auftreten. Die Syphilis trifft man ſehr häufig auch unter den Türken, namentlich in ſecundären Formen. Bei dem bedeutenden Zuſammenſtrömen von Fremden in der hieſigen Hauptſtadt ſowohl aus Europa als aus andern Theilen der Levante ſind öffentliche Bordelle ein unvermeidliches Uebel; einige Straßen in Pera, Tatawela und namentlich alle Quergäßchen in Galata, dem Mittelpunkte des europäiſchen Handels und dem Sammelplatz der Matroſen und Händler aus allen Ländern der Welt, ſind davon angefüllt und die Ausſchweifung zeigt ſich hier im widerlichſten Cynismus. Polizeiliche ärztliche Aufſicht über dieſe Quellen des Giftes gibt es gar nicht, zum Glück iſt die Krankheit in dem hieſigen Klima guartig. In Galata trifft man unter den Augen der Polizei Kaffeeſchenken, vor denen junge griechiſche Knaben mit bleichen hagern Geſichtern und weiten goldgeſtickten Hoſen ſitzen, unglückliche Werkzeuge unnatürlicher Wolluſt, die im Orient und namentlich hier ſehr verbreitet iſt. In Stambul ſelbſt finden ſich etwa 10 türkiſche Lupanaria, bekannt unter dem Namen Imam-Euler, Haus des Imams oder Geiſtlichen, wie lueus a non lucendo.

[1] Talak bedeutet die Milz.

Bei den Soldaten findet man nicht ſelten die ſogenannten kalten Abſceſſe auf der Bruſt, die man beim erſten Auftreten für Fettgeſchwülſte nehmen kann. Sie entſtehen unbemerkt aus einer langſamen Entzündung der Knochenhaut an dem Bruſtbein und den Wirbelknochen. Einſchnitte in die Haut oder Eröffnung vermittelſt der Mora u. ſ. w. helfen nichts und die Kranken ſterben unvermeidlich, wenn man ſie nicht zeitig in ihre Heimath ſchickt. Einige Aerzte ſuchen die Urſache dieſer Abſceſſe in einer ſeropyhuloſen Conſtitution. Sicherheit zeigt ſich manchmal auf den Schiffen, auf den Werften der Admiralität und im Matroſenſpital, aber nicht häufig, da die gute Geſchaffenheit der Speiſen, und der Ueberfluß an Grünem und Pflanzennahrung überhaupt eine bedeutendere Entwicklung verhindern.

Unter den Krankheiten der Empfindungsorgane erwähne ich namentlich der rheumatiſchen und katarrhaliſchen Augenentzündungen, welche namentlich die Muskelhaut des Augapfels und die Augenlieder ergreift, aber ſeine Geſahr darbietet, wenn nicht eine ſchlechte Behandlung oder Unverſchämtheit des Kranken dazwiſchentritt. Die agnyiſche Augenentzündung iſt hier ganz unbekannt, in den Militärſpitälern zum mindeſten hat man ſie nie geſehen. Dagegen trifft man eine andere ſehr merkwürdige Form, von der ich ſelbſt zwei auffallende Beiſpiele in Haidar Paſcha ſah. Dieß iſt eine tuberculöſe Erweichung und Zerſtörung der Hornhaut an einem oder beiden Augen, welche ſich bei den Kranken, die mit chemiſchem Durchfall behaftet ſind, zwei bis drei Wochen vor dem Tode zeigt.

Die Kenntniß der Weiberkrankheiten iſt bei den hier beſtehenden Geſellſchaftsverhältniſſen ſehr ſchwierig. Nichtsdeſtoweniger hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, wie gewöhnlich bei den Türkinnen Mutterkrankheiten und damit zuſammenhängende Umſtände ſind. Die Urſache hievon liegt vorzüglich in dem allgemeinen Gebrauch feuchttreibender Mittel, was hier weder für fündhaft noch für verbrecherlich gilt, und wozu man hier aus andern Grund als in Europa ſeine Zuflucht nimmt. Fehlgeburten werden hier von den verheuratheten Weibern bewirkt, um die allzu große Vermehrung der Familie zu hindern, deren Ernährung bei der ſich verbreitenden Armuth mit jedem Jahr ſchwieriger wird, oder um die Gunſt des Gatten feſtzuhalten zu genießen. Dabei ſind, wie allbekannt, zahlreiche Hebammen, Armenierinnen, Griechinnen und Türkinnen, mit den verderblichſten Mitteln behülflich. Die Folgen für die Frauen ſelbſt laſſen ſich leicht ermeſſen, und auch die Kinder, die von ſolchen Müttern geboren werden, tragen den Keim künftiger Leiden, Scroſeln, Schwindſucht u. ſ. w. in ſich. Hinſichtlich der Krankheiten der Weiber anderer Nationen kann ich nichts bemerkenswerthes mittheilen, und bemerke blos, daß im allgemeinen die Griechinnen durch Hagerkeit, kleinen Wuchs, feine Geſichtszüge, ſchmale Lippen und bleiche oder gelbliche Hautfarbe, die auf einen leidenden Zuſtand der reproductiven Verrichtungen hinweiſen, auffallen, während die Armenierinnen durch üppige Formen, hohen Wuchs, etwas grobe aber geſund beſtatthmende Geſichtszüge, blühende Röthe der Wangen und allgemeine Neigung zum Dickwerden ſich auszeichnen. Auch nähern ſie ſich in der Lebensweiſe noch weit mehr den türkiſchen Frauen, deren Geſtüm ſie auch tragen, als die Griechinnen, die eine weit größere Freiheit genießen. Die Jüdinnen, welche ich in Chaſi Kiöi auf dem rechten Ufer des goldenen Horns und in Galata auf der Höhe des von Stambul gebildeten Dreiecks — in den zwei von dieſer Nation bewohnten Quartieren — ſah, zeigen dem Beobachter die ihren Glaubensgenoſſen ſtets eigenthümlichen Kennzeichen, magere Formen, weiſe Farbe und frühes Alter, die Folgen früher und häufiger Geburten, ſchlechter Nahrung und eines harten Lebens.

(Schluß folgt.)

Marmor in Frankreich. In den Gebirgen des Dauphiné zu Valjouffroy hat man ein mächtiges, 10 Kilometer langes Lager von weißem Marmor gefunden, der zum Minderſten dem von Carrara gleich kommen und durch ſeine Schönheit an den pariſchen Marmor erinnern ſoll. (Journ. du Comm. d'Anvers. 2 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 114. 13. Mai 1847.

Erwerbszweige der mexicanischen Provinz Colima.

7. Die Perlenfischerei.

Obgleich die Perlenfischerei an und für sich keinen erheblichen Beschränkungen von Seiten der Regierung unterworfen und somit häufig von einzelnen Fischerleuten im Kleinen auf eigene Faust betrieben wird, so sucht doch ein jeder, der dieses Fach in etwas weiterer Ausdehnung zu betreiben wünscht, sein Unternehmen durch eine Art von Uebereinkunft mit dem Grundbesitzer des Theiles der Küste gleichsam zu sanctioniren, in dessen Gewässern gefahren werden soll, und eine unbedeutende Vergütung ist gewöhnlich hinreichend, ihm solchergestalt das Patronat über die zur Expedition gehörigen Taucher zu sichern. Eine solche Tauchercompagnie „Armada" genannt, besteht aus drei bis vier geräumigen, von dem Hauptunternehmer ausgerüsteten Kähnen von etwa 40 P. Kostenpreis jeder, und je nach Umständen 14, 20 bis 30 Tauchern, gewöhnlich Leute von der Küste selbst, vorherrschend von afrikanischer Abstammung, welche sich am besten zu diesem Erwerbszweig zu schicken pflegen. Der Unternehmer hat für einen hinreichenden Vorrath von Lebensmitteln zu sorgen, um den Tauchern die ihnen erforderliche nahrhafte Kost geben zu können, und da die Perlenfischerei fast ausschließlich in der Regenzeit betrieben wird, wo die Verbindung mit dem Innern erschwert und folglich die Expedition wochenlang auf sich selbst reducirt ist, so wird mit Eins ein hinreichendes Quantum getrocknetes Fleisch, Bohnen, indianisches Korn, Chocolade und Branntwein angeschafft, und nach dem Punkte der Niederlassung transportirt.

Die geeignete Jahreszeit für das Tauchen beginnt um Johannis, wo das Seewasser bereits den gehörigen Grad von Wärme erreicht hat, um das Verweilen unter dem Wasser zu begünstigen, ein Umstand, der der Regenzeit den Vorzug verschafft. An Ort und Stelle angekommen, müssen gewöhnlich erst 14 Tage zur Eingewöhnung der Leute bestimmt werden, indem solche sich tagtäglich baden, untertauchen und nach und nach von geringerer Tiefe in bedeutendere übergehen. Das Gewerb der Taucher ist ein sehr beschwerliches und unterwirft seine Jünger alljährlich gewissen Krankheiten, denen auch die geübtern und ältern Taucher ausgesetzt sind. Der Neuling hat überdieß den höchst empfindlichen Proceß des Eingewöhnens der Gehörorgane zu bestehen, welche nach dem ersten Versuche schwellen und nur durch wiederholtes Tauchen durch eine Art von Explosion des Ohrenbläschens oder Trommelfelles heilen; zugleich befindet sich der Patient in einem anhaltenden Zustand von Fieber, der nur nach und nach bei Fortsetzung der Uebung weicht, denn einmal begonnen bleibt beinahe kein anderer Ausweg, als die Schwierigkeit standhaft zu besiegen, da sonst bei Vermeidung des Elements Siechthum für längere Zeit zu erwachsen pflegt.

Einmal in Zug gekommen, begeben sich die Boote jeden Morgen nach den auserwählten Stellen, und jeder Taucher geht gewöhnlich zwei oder dreimal im Laufe des Vormittags in eine Tiefe von 8 bis 10 Faden Wasser und bringt in einem Korbe die auf dem Meeresgrund gesammelten Muscheln. Der Taucher hat das Vorrecht die ihm am besten dünkende Muschel, Concha de Mano genannt, für sich zu behalten, von allen übrigen gehört die Hälfte ihm selbst, die Hälfte dem Unternehmer, oder auch es wird ein für allemal ausgemacht, daß der Unternehmer alle gesammelten Muscheln ohne Unterschied für seine Rechnung behält, in welchem Falle die auserlesene Muschel des Tauchers für sich allein mit zwei Realen und die übrigen dem Taucher als seine Hälfte treffenden Muscheln ohne Unterschied zum halben Preis per Dutzend bezahlt werden.

Der anerkannt beste und erfahrenste Taucher wird zum Aufseher über die übrigen ernannt, er leitet die Arbeiten, bestimmt mit Berathung des Unternehmers die zu bearbeitenden Stellen, und versteht sich ausschließlich mit den übrigen, wogegen er Bevorrechtungen mancher Art genießt. Viel und beinahe alles liegt an der guten Auswahl dieses Hauptmannes (Raiz oder Wurzel genannt)[1] der die Seele des Ganzen bildet; der Eigenthümer selbst spielt eine mehr passive Rolle, und kann gewöhnlich nichts Weiteres thun, als Unterschleife möglichst zu verhüten; denn oft ist er den Umständen zufolge das Spiel der Willkür seiner Leute, die sich die bekannten Schwierigkeiten ihres Faches zu nutze machen, um höhere Bedingungen zu erreichen, überhaupt aber ihren Launen zu fröhnen.

Der Erfolg dieser Expeditionen, die gewöhnlich zwei bis drei Monate dauern, ist sehr verschieden, und hängt ganz vom Glücke ab; im allgemeinen genommen aber ist die Fischerei an den Küsten von Colima im Verfall, die Placeres, Taucherstellen, sind sehr erschöpft, und die Schwierigkeit gute Leute zu finden und deren Ansprüche so groß, daß nur wenige Unternehmer Aufmunterung finden, monatelang die fast unbewohnbaren, von Moskitos und Fieberkrankheiten heimgesuchten Küstenstellen in der Regenzeit unter dem unzureichenden Schutz leichter Hütten zu behaupten und die Launen der schwer zu befriedigenden Taucher zu ertragen. Oft sind die Ausrüstungskosten kaum ge-

[1] So erklärt es der Verfasser; wenn aber die Taucher meist der Negerrace angehören, so dürfte das Wort Raiz eher das arabisch sehr verbreitete Wort Reis, Anführer, seyn. A. v. H.

Digitized by Google

deckt, die Taucher haben faſt nie die erhaltenen Vorſchüſſe abverdient, und der Unternehmer ſelbſt kehrt erfolglos, krank und erſchöpft von ſeiner beſchwerlichen Tour zurück. Die Vortheile ſind faſt ausſchließlich und jedenfalls überwiegend auf der Seite der Taucher, die von früher Jugend auf an dieſen Erwerb gewöhnt und durch ihre Race geeignet, dem Klima der Küſten zu widerſtehen, mit allem Nöthigen im Voraus verſehen und hinſichtlich ihres Unterhalts gedeckt und geſichert, ſich wenig um das Schickſal ihres Patrons kümmern, gewöhnlich durch ihren guten Takt in Auswahl der Handmuſchel Vortheile erreichen, auch ſonſtigen Unterſchleif treiben und die beſten Perlen anderwärts verkaufen, um das Geld für ſich in die Hände zu bekommen, während der Unternehmer, ganz ihnen preisgegeben, ſich auf die Ehrlichkeit des Anführers verlaſſen und alle Anſprüche dieſer arbeitſcheuen und unabhängigen Menſchen befriedigen muß. Hat er nun auch wirklich eine erträgliche Ausbeute gehabt, ſo kann er den Werth der Perle nur durch langwieriges mühſames Sortiren in paarweiſer Abſtufung auf den rechten Standpunkt bringen, und findet am Ende der Rechnung, daß ſeine ſchweren Auslagen den beſten Theil des Verdienſtes aufgezehrt haben.

Es iſt hier nur von den kleinen Unternehmungen längs der Seeküſte von Colima die Rede, deren Hauptrevier der Hafen von Santiago bei Manzanillo iſt und ſich ſelten bis Sant Elmo ausdehnt. An andern Punkten der mexicaniſchen Küſte, namentlich im Golfe von Californien, wird die Perlenfiſcherei mehr im großen und unter günſtigern Auſpicien für den Unternehmer betrieben, wiewohl dieſe Beſchreibung nicht in den Bereich des gegenwärtigen Aufſatzes fällt.

Das alte Volk der Lycier.

(Fortſetzung.)

Unſere Anſicht über den perſiſchen Urſprung der in Lycien noch vorhandenen Denkmäler und der Inſchriften entſtand zuerſt während unſeres Aufenthalts zu Xanthus und begründete ſich täglich mehr, ſo wie die Skulpturfragmente, die jetzt im brittiſchen Muſeum ſich befinden, unter dem angehäuften Schutt der Jahrhunderte and Licht gebracht wurden. Neue Thatſachen kamen zu den bereits bekannten und zeigten den großen Einfluß und das Intereſſe, was die perſiſchen Eroberer zu einer gewiſſen Zeit im Lande gehabt haben müſſen. Einige dieſer Bruchſtücke zeigten Gegenſtände welche ſich durchaus auf die Eroberung des Landes bezogen, z. B. die Belagerung einer Stadt, auf andern erkennt man die Geſtalten, Pferde und Wagen als perſiſch, und in einem ſehr intereſſanten Basrelief iſt ein König oder Satrap dargeſtellt unter einem Sonnenſchirm, augenſcheinlich um eine Deputation der Einwohner zu empfangen. Unſere ſpätern Forſchungen im Lande trugen weſentlich bei, dieſe Anſicht zu verſtärken, da ſie und mit dem Diſtrict, auf welchen dieſe Denkmale und Inſchriften beſchränkt ſind, näher bekannt machten, und namentlich zeigten daß, wenn ſie den Xerxmilliern angehörten, welche vor der Ankunft der kretiſchen und athenſchen Colonien im Lande wohnten, dieß Volk in den Bergveſten, wohin es ſich zurückzog, die Sitte Inſchriften auf den Gräbern und Felſen auszumeiſeln nicht fortſetzte, denn in dem Gebiet der Solymer findet ſich keine Spur davon.

Forſchen wir weiter in der Geſchichte des Landes nach Herodot, ſo finden wir, daß „die Lycier bis zur Eroberung Alexanders unter der Herrſchaft der Perſer blieben, denn Thucydides erwähnt nichts davon, daß ſie an dem peloponneſiſchen Krieg Theil genommen hätten.“ (Sharpe p. 438). Der Marſch Alexanders ſcheint gegen dieſenigen Diſtricte gerichtet geweſen zu ſeyn, in denen die Perſer am zahlreichſten waren oder den größten Einfluß über den griechiſchen Theil der kleinaſiatiſchen Bevölkerung beſaßen, denn er fordert die letztere häufig auf, Beiſtand in dieſer nationalen Angelegenheit zu leiſten, d. h. das Land von dem gemeinſamen Feinde, den Perſern, zu befreien. Dieß war vermuthlich der Hauptgrund welcher ihn bewog, den ſo ſchwierigen Marſch nach Lycien zu unternehmen. Plutarch ſagt, der Führer, welcher Alexandern nach den Gränzen Lyciens geleitete, ſey ein eingeborner Lycier, von ſeiner Mutter Seite aber ein Perſer geweſen. Pharnucus war ein anderer in der barbariſchen Sprache gewandter Lycier. Dieß ſind geſchichtliche Thatſachen, welche zu einer gewiſſen Zeit auf eine enge Verbindung der Perſer und Lycier hinweiſen.

Hr. Walpole hat in ſeinem Appendix mehrere wichtige Angaben geſammelt, welche zeigen, daß die Carier eben ſo wohl die perſiſche als ihre eigne Sprache verſtanden; Eingeborne von Carien wurden bei mehreren Gelegenheiten als Dollmetſcher zwiſchen den Griechen und dem perſiſchen Hof gebraucht. Derſelbe Grund, den wir für die Einführung der perſiſchen Sprache in Lycien anführten und der zum Theil auch auf der Geſchichte beruht, erklärt auch deren Gebrauch in Carien, der Umſtand nämlich, daß die Eroberer ſich dort anſiedelten: denn Herodot ſagt ausdrücklich, daß die Caunier großentheils die Xanthier nachahmten, und Caunus gegen die Perſer vertheidigten, ſo daß es, wie Xanthus, als entvölkerte Stadt in den Händen der Eroberer zurückblieb. Es ſcheint ganz natürlich anzunehmen, daß die beiden verheerten Orte von den Perſern ſelbſt wieder bevölkert wurden. Mag man dieſe Annahme nun gelten laſſen oder nicht, ſo iſt es jedenfalls eine wichtige Thatſache, daß Caunus außerhalb Lyciens die einzige Stadt iſt, in welcher die ſogenannten lyciſchen Felſengräber ſich finden; ſie ſind hier ſehr zahlreich und danken ohne Zweifel demſelben Volke, das auch die Sprache einführte, ihr Daſeyn. Auch iſt der Umſtand bedeutend daß Herodot, wenn er von den Einwohnern von Caunus ſpricht, ſeine Verlegenheit über den Urſprung ihrer Sprache verräth, und glaubt, „die Carier hätten ihre Sprache der der Caunier ähnlich gemacht.“ (I. 172.)

Der Fluß Xanthus führte nach einigen alten Schriftſtellern zu einer gewiſſen Zeit den Namen Sirbe, ein Wort, das nach Bochart perſiſch iſt, und „Sandfarbe“ bedeutet. Sharpe bemerkt in ſeiner Abhandlung über die lyciſchen Münzen, Sirbe ſey wohl der älteſte Name und Xanthus nur eine Ueberſetzung davon. Nach dem Obigen iſt der Fall wohl umgekehrt, und da Sirbe ein perſiſches Wort iſt, und daſſelbe was Xanthus bedeutet, ſo möchten wir dieß wohl für eine wichtige Kette in unſerer Schlußfolgerung halten zu Gunſten der Anſicht, daß das Xanthusthal nach der perſiſchen Eroberung des Landes von Perſern bewohnt war, und daß dieſe Anſiedler mit einem Wort aus ihrer eigenen Sprache die beachtenswerthe Farbe des Fluſſes bezeichneten. Als ſpäter der griechiſche Einfluß wieder den perſiſchen überwog, und die Sprache durch Verheurathungen mit dem griechiſchen Volke nach und nach ſchwand, trat der urſprüngliche Name wieder an die Stelle des von den Perſern eingeführten Sirbe, das ſich aber in der Tradition erhielt, und als ein alter Name auch Strabo und andern Geographen zu Ohren gekommen ſeyn mag. Da aber weder Homer noch Herodot den Namen Sirbe kennen, ſo muß ſeine Anwendung zwiſchen Herodot

Digitized by Google

und Strabo fallen, also in die Zeit, wo die Perser das Land in Besitz genommen hatten.

Wir kommen jetzt kurz an die Stelle in Hr. Sharpes Appendix über die „lycische Sprache," worin er von den Worten der Inschrift auf dem xanthischen Obelisk handelt, die er übersetzen konnte, und die er als die früheste Probe dieser Sprache betrachtet. „So weit ich beurtheilen kann," sagt Sharpe p. 433, „scheint die lycische Sprache mehr Aehnlichkeit mit dem Zend als mit dem Persepolitanischen zu haben, aber alle drei gehören zu derselben Familie, die wir persisch nennen können, und es ist nicht unwahrscheinlich daß dieß Denkmal einer der fünf Altäre der persischen Religion war." Ferner heißt es p. 434: „aus der griechischen Inschrift auf der Nordostseite des Obelisk können wir entnehmen, daß es ein Befehl ist, den ein Herrscher an die Lycier erließ; die einzige genannte Person ist ein Sohn von Arpagus, von dem als von einem Fürsten oder Statthalter gesprochen wird, und dem vielleicht ein Theil des Königreichs von einem vorhergehenden Fürsten übergeben wurde. Die Zeile in lycischer Sprache, welche unmittelbar nach dem Griechischen folgt, bedeutet „Uebersetzung der höchsten Verordnung des Königs der Könige."* zum Zeichen, daß die Verordnungen auf dem obern Theil des Denkmals von dem König von Persien ausgingen. Der Ausdruck „König der Könige"* kommt häufig auf der Nordost- und Nordwestseite des Denkmals vor, und auf derselben Seite finden wir häufig den Namen Aura oder Aurumez, die oberste Gottheit der persischen Feueranbeter."

Später giebt Sharpe eine kurze Uebersicht der Schlußfolgerungen, die er aus einer Untersuchung der Inschriften gezogen hat. Diese theilen wir mit, als eine der besten Beweisführungen zu Gunsten unserer Ansicht über den Ursprung dieser Sprache. „Die wenigen Worte, die ich da und dort auf diesen zwei Seiten des Denkmals herausbringen konnte, führen mich auf die Vermuthung, daß es eine Reihe von Verordnungen enthält über die Anstedelungen im Lande nach der Eroberung durch die Perser, und über die Art, wie die Leute beider Völker und Religionen neben einander leben sollen. Die Meder und Lycier sind einander häufig gegenüber gestellt, und in einer Stelle ist ein Unterschied zwischen den Verehrern und Gegnern von Ormuzd gemacht, ich habe aber nicht herausbringen können, ob man ihnen auferlegt friedlich mit einander zu leben, oder ob die Verehrung von Ormuzd den bezwungenen Lyciern aufgedrungen werden soll."

Die obigen Auszüge enthalten die beste bis jetzt erlangte Kunde über die Sprache, und scheinen einen sehr starken, unwiderleglichen Beweis für die Ansicht zu liefern, daß diese Sprache die der persischen Ansiedler und nicht der Lycier war, welche die Eroberer bei ihrem Einfall im Lande im Besitz des Bodens fanden.

(Schluß folgt.)

Ein New-Yorker Laden.

Das Athenäum vom 17 April bemerkt: wir glaubten das Neueste in ausschweifendem Glanz der Buden und Waarenläden getham zu haben, was kaufmännische Speculation nur ersinnen kann. Aber der prächtigste Londoner Kaufladen verschwindet neben nachstehender Beschreibung einer Waarenhandlung, die wir dem New-York Herald entlehnen: die Fronte besteht aus weißem Marmor; der Eingang ist zwischen zwei Fenstern, von denen jedes aus einer einzigen Glasplatte 6' breit und 11' 2" hoch besteht. Die andern Fenster haben vier massive Glasscheiben in eisernen Rahmen. Man betritt eine geräumige Halle, die an jeder Seite niedere Mahagony-Tische und Fächer von Ahornholz hat. Aus diesem Vorzimmer tritt man in einen zweiten runden Saal über dem sich eine zierliche Kuppel erhebt, deren Schlußstein 90 Fuß vom Boden entfernt ist. In diesem kreisrunden Saal laufen Tische von hochpolirtem Mahagony- mit Fächern und Schubladen von Ahornholz. Die Mauer dem Eingang gegenüber ist bis zur Decke mit Spiegeln belegt. Die Decke wird durch Säulen getragen, deren Capitäle aus Stuck in ausgezeichnet schönen Formen bestehen. Der Hauptbogen, welcher das Eintrittszimmer von dem runden Saal scheidet, wird durch Säulen von italienischem Marmor gestützt, deren cannelirter Schaft aus einem einzigen Stück besteht, und vollkommen glatt polirt ist. Die Zeichnenmwürfe zu den Capitälen sind vom reinsten zierlichsten Geschmad und bestehen aus einem Füllhorn, das mit dem Stab des Mercurs verschlungen ist. Diese schöne Zierrath zeigt sich auch in allen andern gemalten und sculpirten Verzierungen des Gebäudes. Mauern und Decken sind al fresco gemalt. In dem Hauptsaal ist ein einziger Leuchter, der an Schönheit alles übertrifft, was wir je gesehen haben. Der Bau enthält, das Erdgeschoß mit eingeschlossen, fünf Stockwerke. Die Waaren, die bei der Eröffnung dem Publicum vorgelegt werden sollen', sind alle neu, und ihr Werth beträgt 600,000 Dollars. Um das ungeheure Geschäft zu leiten, sind 100 Commis erforderlich. Die neuesten Verbesserungen sind allenthalben bis aufs Kleinste hinaus angewendet, selbst die Schrankthüren hängen in Angeln nach dem neuesten Pariser Muster, um die Waaren vor Staub zu sichern.

Reiseberichte eines russischen Arztes aus der Türkei.

Zweiter Brief.

(Schluß.)

Ich kann diese Skizze nicht schließen ohne noch einige Worte über eine Krankheit zu sagen welche in den Ansichten der hiesigen Bevölkerung eine sehr wichtige Rolle spielt, die aber niemand mit Genauigkeit bestimmen kann, weil sie wie ein Proteus unter den mannichfaltigsten Gestalten sich zeigt; dieß ist der sogenannte Gelendschik, dessen Anwesenheit man allenthalben argwöhnt, wo irgend eine Krankheit sich unheimlich äußert oder den ärztlichen Bemühungen einen rationellen Heilmethode nicht weichen will. In den meisten Fällen, wo die Aerzte die vom Gelendschik ergriffenen Kranken sehen konnten, fanden sie eine ödematische Anschwellung der äußern Haut mit einem Zustand leichter Entzündung des Herzens; das erstere Symptohm ist unerläßlich, um das Dasein des Gelendschik zu erkennen, zu welchem auch noch die Phlegmatia alba der Kindbetterinnen, die Hautwassersucht, das Anschwellen der Füße bleichsüchtiger Mädchen und viele andere Krankheiten gehören. Mit der Heilung dieser Krankheiten beschäftigt sich, und zwar in der That sehr glücklich, eine besondere Classe Weiber, Gelendschikschi, zu welchen nicht nur das gemeine Volk sondern auch die Europäer der höchsten Stände ihre Zuflucht nehmen, und, wie ich zu sehen Gelegenheit hatte, selbst die Aerzte in ihrer eigenen Familie. Sie wenden sehr verschiedene Mittel an und geben unter anderem innerlich noch lumbricos terrestres cum ambra grisea. Zur Charakteristik der hiesigen Verhältnisse kann auch dienen daß, als vor zwölf Jahren bei dem jetzigen Sultan nach dem Scharlachfieber die Hautwassersucht sich zeigte, und viele zum Concilium berufene Aerzte sich über die Heilmethode nicht verständigen konnten, da sie erklärten, daß das Leben des Prinzen in Gefahr sey, Sultan Mahmud befahl sich an eine durch ihre Kunst bekannte Gelendschikschi, eine Armenierin, zu wenden, welche auch in der That den Thronfolger sehr bald herstellte. Seit dieser Zeit lebt sie im Palast, erhält 2000 Piaster monatlich Pension, führt den Ehrentitel Hekim-Kadyn (ärztliche Dame) und hat eine ungeheure Praxis.

Während ich den Charakter der hier herrschenden Krankheiten kennen lernte, in die Lebensart der verschiedenen Classen eindrang, die Volksgewohnheiten und Eigenthümlichkeiten des hiesigen Klimas beobachtete, legte ich mir mehrmals die Frage vor: muß man Konstantinopel als einen Erzeugungsort der Pest betrachten? Wenn ich die topographischen

Digitized by Google

Verhältnisse aller der Localitäten erwäge, die über dem Meere, an den Abhängen, auf dem Gipfel der Hügel liegen und der reinigenden Einwirkung der Nordwinde zugänglich sind, wenn ich die Architektur der Häuser betrachte welche alle fast ohne Ausnahme von Holz sind, drei bis vier Stockwerke und auf gegebenem Raum eine möglichst große Anzahl Fenster haben, in denen also die Luft unaufhörlich sich erneuert und erfrischt wird, wenn man dabei nicht vergißt, daß gewöhnlich jede Familie ihr besonderes Haus bewohnt, und daß also keine solche Anhäufung der Bewohner stattfindet, wie in europäischen Hauptstädten, wenn man ferner das häufige Baden, den Ueberfluß an Wasser, die Mäßigkeit der untern Classen, namentlich der Türken, im Essen und Trinken, die Wohlfeilheit der Lebensmittel, besonders des Gemüses, der Früchte u. s. w. in Anschlag bringt, so kann man meiner Ansicht nach mit der Meinung derjenigen übereinstimmen, welche diese Hauptstadt nicht für einen Sitz der Pestepidemie halten. Aber ich will noch nicht einmal eine entschiedene Meinung in dieser Beziehung aufstellen, und sage bloß, daß von den zahlreichen Localitäten, welche in ihrer Verbindung miteinander die Hauptstadt des ottomanischen Reiches bilden, nur zwei als der Gesundheit unzweifelhaft nachtheilig betrachtet werden können. Dieß ist a) die Vorstadt Galata, welche noch vor der Eroberung Stambuls durch die Genuesen erbaut wurde, und auch jetzt noch fast nur von Europäern bewohnt ist. Galata liegt am Fuße des Hügels, auf dessen Höhe Pera steht und der mit einem stumpfen Eck ins Meer vorspringt, das auf der einen Seite von den Wellen des Bosporus, auf der andern von dem goldenen Horn bespült wird, einer langen schmalen Bucht, welche den rigentlichen Kriegshafen von Stambul bildet. Die Häuser in Galata, in denen sämmtliche Waarenniederlagen, Magazine und Comtoirs der fränkischen Kaufleute sich befinden, sind fast alle, um den Bränden zu entgehen, von Stein, die Straßen ausnehmend schmal und dunkel, und wegen der Menschenmenge, der Menge von Buden mit Eßwaaren, Fleisch, Fischen und Austern, wegen des langsamen Ablaufes der Unrathe aus den Häusern, unreinlich, feucht mit einer gepreßten Luft gefüllt, welche den Geruch unangenehm afficiren. b) Der zweite Punkt, dessen Einfluß der Gesundheit gleichfalls sehr schädlich seyn muß, ist das rechte Ufer des goldenen Horns, wenn man von der alten Brücke hinter Galata nach der Mündung zweier Bäche zugeht, die im Allerstumm unter dem Namen Sidarie und Barbises bekannt waren, jetzt aber die europäischen süßen Wasser heißen und sich von Norden her ins goldene Horn ergießen. Längs dieses Ufers, auf einer Strecke von drei oder vier Werften auf einem angeschwemmten, schlammigen Boden sind zahlreiche zur Admiralität gehörige Gebäude aufgeführt: Werften, Seilerwerkstätten, Casernen für die Seetruppen u. s. w. Vor der Façade des Hauses eröffnet sich die Mündung eines breiten Abzugscanals, der die Unreinlichkeiten aus den von Türken bewohnten Vorstädten Kassim-Pascha und Piali, so wie aus Tatawila und den benachbarten Dörfern nach dem goldenen Horn führt. Diese Unreinigkeiten setzen ihre festen Theile längs dem Ufer an, von wo sie bei dem langsamen Lauf des Wassers nicht schnell fortgeführt werden; die Mündung des nirgends verdeckten Canals ist voll von einer schwarzen, verdickten Flüssigkeit, auf deren Oberfläche unaufhörlich aus der Tiefe Blasen aufsteigen, welche zerplatzen und ein auswehmend übelriechendes Gas von sich geben, wemit die Luft längs dieses ganzen Strichs gesättigt ist. Dennoch sind hart an der Mündung des Canals und quer über denselben auf leichten Brettergerüsten Kaffeehäuser erbaut, die vom Morgen bis zum Abend mit Volk, Soldaten und Officieren aus den benachbarten Casernen und mit Leuten die auf der Admiralität Geschäfte haben und hier die giftigen Ausdünstungen einathmen, angefüllt. Wenn die Pest aus solchen Einflüssen sich entwickeln kann, so vereinigt Galata und namentlich die Vorstadt Kassim Pascha, hinter welcher außerdem ein ungeheurer türkischer Begräbnißplatz [1] mit Tausenden von Gräbern sich befindet, alle zur Entwicklung der Pest günstigen Verhältnissen. Und in der That mehrere Pestepidemien in dieser Hauptstadt zeigten sich in Kassim Pascha sehr verheerend, und ein großer Theil der Grabsteine, unter denen sich jetzt ein gedankenloser Hause herumtreibt, deckt die Gebeine derer, die im J. 1837 an der Pest starben. Galata tagegen, das gleichfalls die ungünstigsten localen Verhältnisse vereinigt, wurde das einemal sehr heftig, das andermal sehr wenig, weniger als Pera und Stambul, von der Pest heimgesucht. Und wenn die Pest sich von selbst durch einen Zusammenfluß der obigen Einflüsse entwickeln kann, weßhalb erneuerte sich die Pest seit 1837 nicht mehr, da doch in diesen neun Jahren die bezeichneten schlimmen Einflüsse in gleicher Kraft fortdauerten? In der That, ich weiß auf diese Frage keine Antwort; klar ist aber, es ist etwas da, was eine wichtige Rolle bei der Erzeugung der Pest spielt, so daß, wenn es nicht da ist, alle anderen Ansteckungselemente zusammengenommen die Krankheit noch nicht erzeugen können; wer mag es aber zu entscheiden, worin dieß geheimnißvolle Etwas besteht?

[1] Nach unsern europäischen Begriffen muß die Anlegung so ungeheurer Begräbnißplätze, wie die in Stutari, Stambul, Pera und überhaupt in allen Vorstädten Konstantinopels sich in Menge finden, einen sehr verderblichen Einfluß auf die Reinheit der Luft und auf die allgemeine Gesundheit haben. Wenn wir in Lehrbüchern die Wahrheiten der Civilisation aufsuchen, so werden wir natürlicher auch auf die in unserer Zeit verbreitete Verwerfung der Begräbnißplätze und den Kirchen und den Städten überhaupt hin, als auf eine wichtige hygienische Verbesserung. Es scheint der Theorie nach richtig, und wirklich mag auch die Anwesenheit der Leichen unter den Lebenden in unsern feuchten, nördlichen Klima einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit haben. Aber zur Ehrere der Wahrheit muß ich bemerken, daß ich hier keineswegs einen so schädlichen Einfluß entdecken konnte. Ich wohnte vier Monate lang in der Nähe eines ungeheuren türkischen Begräbnißplatzes in Pera und noch dazu in der Nähe von Hassim Pascha, und ich sah in Verlauf von Sonnenuntergang, nach regnichten und nach trockenen schwülen Tagen, hundertlang auf Gräbern, nie bemerkte ich weder hier noch in Stutari, Eyub oder auf dem Campo grande am Bosporus, wo die schöne Welt Pera's Abends in Schaaren sich sammelt, um unter den Gräbern des armenischen Begräbnißplatzes spazieren zu gehen, oder auf den marmornen Grabsteinen sitzend Kaffee zu trinken oder Gefrornes zu essen; nirgends bemerkte ich unangenehme Ausdünstungen, dicke Luft u. s. w., wovon z. B. Brayer in seinem Werke spricht. Und doch befinden sich hier die Begräbnißplätze mitten zwischen den Straßen, so zwar, daß man sie nicht einmal durch eine Mauer oder ein Gitter getrennt sieht. Zudem sind die Gräber nicht tief, die Leichen, wenigstens die männlichen werden ohne Sarge begraben und die Gräber werden häufig an den Abhängen der Hügel durch den Regen aufgewaschen, so daß man den Inhalt sehen kann. Wie stehen hier auf einen der zahlreichen Widersprüche zwischen den speculativen Grundsätzen der Wissenschaft und der Wirklichkeit, welche uns so häufig im praktischen Leben in Verlegenheit setzen. Ich wiederhole jedoch: die Nähe von Begräbnißplätzen kann für die Gesundheit schädlich seyn, aber dieser Nachtheil gab sich mir durch nichts kund, und ich halte ihn vorerst noch für unerwiesen, derselbe sich in Smyrna auf Konstantinopel.

Erzeugung der holländisch-ostindischen Colonien.

Die holländischen Journale geben merkwürdige Nachweise über die wachsende Blüthe ihres Colonialhandels, indem sie den jetzigen Zeitpunkt mit den bedeutendsten Zeitpunkten der letzten 20 Jahre vergleichen. Ausgeführt wurden:

	1790	1827	1834	1839	1845
Kaffee . .	6 Mill. Pfd.	26 M. Pfd.	45,5 M.	68 M.	132 M.
Zucker . .	1 M.	7½	37 M.	75 M.	126 M.
Indigo . .	20,000 Pfd.	44,000	¾ M.	1,2 M.	1,65 M.
Pfeffer . .	0,6 M.	0,54 M.	0,8 M.	1,25 M.	8,5 M.
Zinn . .	nichts	2,4 M.	4 M.	3,6 M.	8,5 M.

Außer den obrn genannten Erzeugnissen, welche eine ungeheure Vermehrung über die frühern Jahren ergeben, hat man auch Erzeugnisse ausgeführt, die in frühern Jahren kaum genannt wurden, z. B. Reis 64 Mill. Pfd., Tabak 5,5 M., Zimmt 138,000 Pfd., Cochenille 52,000 Pfd., Muscatnüsse 817,000 Pfd., Gewürznelken 292,000 Pfd., Muscatblüthe 232,000 Pfd. Vor 60 Jahren schickte das Mutterland kaum 20 Schiffe nach seinen Colonien, im J. 1827 schon 45. Die Ausfuhr des Jahres 1845 fand unter 11 verschiedenen Flaggen Statt, darunter die fanden sich 209 niederländische Fahrzeuge, 62 englische, 18 französische 15 amerikanische, 12 schwedische u. s. w. (Journ. du Comm. d'Anvers. 20 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 115. 14. Mai 1847.

Ueber die geologische Beschaffenheit von Amerika.

Erste Mittheilung.

Während Alexander von Humboldt im Verlauf seiner denkwürdigen Reise in Central-Amerika seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die krystallinischen Gebirgsarten und die dort im großartigsten Maaßstabe auftretenden vulkanischen Erscheinungen wandte, ist uns in neuerer Zeit durch die Arbeiten von Lyell und Darwin ein Bild von Nord- und Südamerika geworden, das nicht nur auf das deutlichste dem geistigen Auge den Zusammenhang der äußerlichen Configuration des Bodens mit seiner innern Structur und der Art seiner Entstehungsweise vorführt, sondern auch vielfaches Interesse erweckt, indem es auf den innigen Zusammenhang hinweist, der zwischen der Art des Landes und der Entwicklung einer menschlichen Bevölkerung herrscht, wie sehr namentlich in Nordamerika die geologische Beschaffenheit, das Vorhandenseyn z. B. der Steinkohlenformation als Factoren bei der Betrachtung der wahrscheinlichen zukünftigen, politischen und industriellen Entwicklung in Anschlag zu bringen sind. Es wird wohl den Lesern des Auslandes nicht unangenehm seyn, wenn wir uns bemühen, in kurzen allgemein verständlichen Zügen denselben einen Theil der Resultate dieser beiden Männer vorzuführen. Geologische Darstellungen von Amerika sind schon aus dem Grunde leichter verständlich, wie solche von Europa, weil in dem letztern, mit Ausnahme des europäischen Rußlands, ausnehmend verwickelte Verhältnisse auf kleinem Raume die Untersuchung bedeutend erschweren, dagegen in dem ersteren eine ungemeine Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit der Bildung über unermeßliche Landesstrecken herrscht, und sich geschichtete im Wasser gebildete Gesteine finden, die nicht durch nachgefolgte Verwerfungen und Umstürzungen die Forscher irre leiten, sondern noch gerade so sind, wie sie dem Schooße des Meeres entstiegen. Wenn wir besonders Lyell und Darwin nennen, so geschieht dieß keineswegs, um andern ihren Antheil an dem Verdienste der geologischen Untersuchung des neuen Continents zu schmälern, denn Lyell stützt sich in seinen Arbeiten über Nordamerika hauptsächlich auf die schönen und genauen Arbeiten der Geologen der einzelnen Staaten, und die von denselben veröffentlichten geologischen Karten und Schriften, obgleich er allerdings einen großen Theil des Landes selbst bereist hat; Darwin dagegen schöpft, neben größern eigenen Untersuchungen über den Süden des westlichen Continents, auch vieles aus den Schriften von D'Orbigny, Lund, Meyen u. a.; es geschieht dieß vielmehr deßhalb, weil beiden das Verdienst gebührt, alle Beobachtungen in einen Rahmen gefaßt, über dem Speciellen das Allgemeine nicht vergessen zu haben, überall als geistreiche Beobachter der noch gegenwärtig vor sich gehenden Veränderungen der Oberfläche, wie sie namentlich in Südamerika als Erhebungen und Senkungen des Landes vor sich gehen, die Resultate dieser Beobachtungen auf die Gebirge und Hochthäler, auf die Ebenen und Flußgebiete selbst anzuwenden, und in dieser Weise, was eigentlich eine jede geologische Beschreibung sollte, eine Entwicklungsgeschichte des Festlandes selbst zu geben.

Es ist bekannt, daß man das relative Alter von Gebirgsformationen, die als Niederschläge aus dem Wasser entstanden sind, in der Weise bestimmt, daß man die in ihnen erhaltenen Ueberreste von Pflanzen und Thieren mit denen vergleicht, die noch gegenwärtig an dem Orte lebend gefunden werden, und man hat diese Art und Weise der Untersuchung, namentlich bei den Schalthieren, durchgeführt. Man hat sich dabei überzeugt daß, je jünger eine Formation, desto größer in ihr das Verhältniß von Versteinerungen ist, die mit den an der Küste oder in dem benachbarten Meer noch lebenden identisch sind, und daß je weiter die Zeit der Bildung einer Formation von der unsrigen entfernt ist, desto geringer die Zahl der letztern, desto abweichender ihre Gestalt und Organisation der Versteinerungen wird, hinweisend auf ganz andere geographische, physikalische und klimatische Verhältnisse. Darwin, in seiner Betrachtung der Geologie von Südamerika, besonders des südlich vom Wendekreis des Steinbocks gelegenen Theils, beginnt mit der Erhebung des Landes in der allerneuesten Zeit und den Veränderungen seiner Oberfläche durch die Einwirkung des Meeres, schreitet dann zu den Tertiärablagerungen und den ältern Schichtformationen, so wie zu den plutonischen und vulcanischen Gebirgsarten fort. Er beweist zur Genüge, daß die östliche Küste des Continents, südlich vom großen Plataſtrom, daß ferner die Küsten von Chili und Peru zu einer Zeit über den Spiegel des Meeres erhoben worden sind, in welcher die jetzt noch lebenden Schalthiere schon existirten. Unzählige Reste derselben finden sich nämlich in vielen Orten Südamerika's. Am Plata sind sie 12 bis 15 Fuß über dem Spiegel des Flusses, in Sand und Thonschiefer eingelagert. Der Sand ist oft in niedrige, gerade und lange Dünenreihen aufgehäuft, gerade wie sie das Meer noch jetzt an dem obern Theil mancher Buchten zurückläßt. Aus der Lagerung dieser Schalthiere ergibt sich, daß während dieser neuen Erhebung der Plataprovinzen die Umrisse des Landes nur wenig verändert worden sind, daß also die Küsten des alten Continents, als noch ein großer Theil desselben von dem Meere bedeckt war, den jetzigen sehr ähnlich

Digitized by Google

waren und durch die Erhebung die große Mündung des Plata nur in engere Schranken gedrängt wurde. Doch war das letztere nicht die einzige Wirkung, denn an den Ufern des Parana und Uruguay, und weit über die Pampas hin finden sich Sandhügel und Dünengruppen, die ihr Dasein nach D'Orbigny ebenfalls dem Meer verdanken, ehe sich die Ebenen über seinen Spiegel erhoben hatten. Es scheint auch daß die Küste von Brasilien an dieser ganz modernen Erscheinung Theil genommen hat, wenigstens erwähnen mehrere Beobachter Austernbänke, die sich auf dem Lande mehrere Meilen vom Ufer entfernt finden; auch wurden westlich von Rio de Janeiro Menschenknochen mit Seemuscheln inkrustirt zwischen 15 bis 20 Fuß über dem Spiegel des Meeres gefunden. Aehnliche Anzeigen finden sich in Bahia und Pernambuco.

Viel deutlicher indessen liefert die Küste südlich vom Plata die Beweise des Aufsteigens des Landes in einer geologisch neuen Zeit. Dort ist nämlich die Küste bis Bahia Blanca entweder aus einer horizontalen Klippenreihe oder aus ungeheuren dünenartigen Sandanhäufungen gebildet. In Bahia Blanca findet sich ein ungefähr 20 Fuß über den höchsten Wasserstand erhobenes kleines Stück eines Tafellandes, das aus Schichten von Grus und rothen erdigem Schlamm gebildet ist, und das außer etwa 20 Arten von Schaalthieren auch Knochen erloschener Säugethiere enthält. Alle diese Schaaltiere leben noch in dem benachbarten Meere, und fünf davon sind identisch mit denen, die sich auch bei Buenos-Ayres erhoben fanden. Das nördliche Ufer von Bahia Blanca ist hauptsächlich aus unermeßlichen Sandbünen gebildet, die auf Grus mit neuen Muscheln ruhen, und mit dem Ufer parallele Ketten bilden.

Diese Dünenketten sind von einander durch Flächen getrennt, die aus einem zähen rothen unreinen Thon gebildet sind, in welchem sich, eine Stunde von der heutigen Seekante entfernt, kleine Reste von Seemuscheln finden. Die Sandbünen erstrecken sich mehrere Stunden weit ins Land herein und ruhen auf einer Fläche, die zu einer Höhe von etwa 1 bis 200 Fuß ansteigt. Auf den Ebenen und auf den Sandhügeln findet sich viel Bimssteingerölle, das ohne Zweifel durch Flüsse, die den Continent durchschnitten, von den Cordilleren herabgebracht wurde, gerade so wie der Rio Negro früher und noch jetzt Bimsstein, der Fluß Gupat dagegen Schlacken mit sich bringt: war das Gerölle einmal an der Mündung des Flusses angelangt, so vertheilte es sich längs der Küste und wurde dann bei der Erhebung des Landes zu einer verschiedenen-Höhe emporgehoben. Der Ursprung der aus Thon bestehenden Ebenen, welche die parallelen Dünen trennen, scheint darin zu liegen daß an allen flachen seichten Küsten durch den Wechsel von Fluth und Ebbe etwas von ihnen entfernt und parallel mit ihnen eine Barre gebildet wird, die die Basis für die Anhäufung von Sanddünen darbietet; der seichte Raum innerhalb derselben füllt sich allmählich mit Schlamm an; die Wiederholung dieses Processes würde, selbst ohne daß das Land sich erhöbe, eine flache Ebene bilden, die von parallelen Reihen von Sandhügeln durchschnitten wird; erhöbe sich das Land langsam, so würden die Hügel auf einer sanft geneigten Ebene ruhen, gerade wie dieß auf der Nordküste von Bahia Blanca der Fall ist.

Die Höhe der Hauptebene, die Bahia Blanca umgibt, wird auf 200 bis 300 Fuß geschätzt; sie erhebt sich unmerklich nach einer Hügelkette zu, die Sierra Ventana heißt: es gibt in dieser Nachbarschaft noch einige andere und niedrigere Ebenen, aber sie stoßen nicht in Terrassen an einander, ein Umstand der für das ganze übrige Patagonien charakteristisch ist. Ueber die Ebene auf der die Niederlassung steht, ziehen sich viele niedrige Sandhügel, in denen noch gegenwärtig in der Bucht vorkommende Schaaltiere sich finden. Nach Süden wird die Ebene durch den etwa 60 Fuß hohen klippenförmigen Rand einer weiten Ebene begränzt, die aus der tertiären Pampasformation besteht, und auf dieser ruhen nach Osten und nach Westen, mehrere Meilen weit hohe Sanddünen.

Südlich von Bahia Blanca fließt der Colorado zwischen zwei Ebenen, die dem Anschein nach 30 bis 40 Fuß hoch sind. Von diesen Ebenen erhebt sich die südliche nach dem Fuß des großen Sandsteinplateau des Rio Negro, und die nördliche nach einer Böschung der Pampasablagerung hin, so daß der Colorado in einem zwischen den Thalgehängen 12 deutsche Meilen weiten Thale fließt. Die Thalgehänge bilden also hier die früheren Ufer eines ausgedehnten Meerbusens, denn am Fuß der nördlichen gibt es weite hohe Sanddünen, mit aus Thon bestehenden Zwischenräumen, dem Thale parallel, gerade so wie sie noch jetzt bei Bahia Blanca vorkommen. Es unterliegt keinem Zweifel daß die genannte Sandsteinformation des Rio Negro einen unerschöpflichen Vorrath von Sand darbot, der sich natürlich an dem nördlichen Ufer anhäufte, wie überall an der Küste zwischen Bahia Blanca und Buenos-Ayres, wo sie den Südwinden offen ist.

(Schluß folgt.)

Das alte Volk der Lycier.

(Schluß.)

Noch gibt es andere Beweise für die oben aufgestellte Ansicht, und diese sind aus andern Quellen entnommen als die Baudenkmale und Inschriften; dieß sind die lycischen Münzen. Die Beweise finden sich in den nachstehenden Bemerkungen Hrn. Daniells, unglücklicher Weise den einzigen über diesen Gegenstand, welche er vor seinem Tode zu Papier brachte. Das ursprüngliche Schreiben trägt das Datum: Adalia 24 Jun. 1842, und lautet: „da ich einmal eine bereits veröffentlichte Meinung auszusprechen wagte, daß die Inschriften welche sich in so großer Zahl auf den Denkmalen Lyciens und, wie es scheint, in keinem andern Theile Kleinasiens finden, nicht in der Sprache des lycischen Volks, sondern der seiner Eroberer geschrieben seyen, so werde ich jetzt die Gründe angeben, die mich während meiner Reise durch dieß Land auf diese Ansicht brachten. Wir haben die Ueberreste von drei verschiedenen Arten von Arbeit, die man hinsichtlich ihres Zeitalters und Ursprungs unmöglich von einander trennen kann: die Gräber, die Münzen, die man gewöhnlich mit dem Namen Triquetras bezeichnet, und die Inschriften selbst. Da man die Sprache mit einer oder zwei merkwürdigen und unerklärlichen Ausnahmen auf keinen andern Münzen als denen mit der Triquetra, und gewiß auf keinen frühern findet, da man sie auf keinen andern Gräbern als denen mit Querbalken versehenen und andern, in Wahrheit gleichartigen, wenn auch in der Form verschiedenen findet, wie das Grab von Payara zu Xanthus, und das große Grab zu Antiphellus, so können wir die Frage über die Sprache von der über die Gräber und Münzen nicht trennen. Wir fühlen daß das Volk, welches die Sprache redete, auch die Bauten ausführte und die Münzen schlug. Dieß sind die Grundlagen, die jeder zugeben muß, welcher beweisen will, daß die Sprache lycisch ist, und es scheint ganz unglaublich daß, wenn diese besondere Sprache seit vie-

Digitized by Google

len Jahrhunderten die Landessprache war, sie zuerst als Sprache der Inschriften von Leuten benützt worden seyn sollte, von denen sie nicht gesprochen wurde, und die, wie wir aus historischen Zeugnissen wissen, dem Lande fremd waren. Wir wollen jetzt die Frage über die Münzen mit in den Bereich ziehen. Diese Münzen gehörten augenscheinlich einer gewissen Reihe von Städten an, von denen viele durch ihre Aehnlichkeit mit den griechischen Namen schon bestimmt und bekannt sind, und welche sämmtlich so weit wir sie kennen längs der Küste Lyciens oder den Gränzländern Peräa und Carien mit der einzigen Ausnahme von Gagä liegen. [1] Gräber mit Inschriften in derselben Sprache finden sich an allen diesen Orten, und im Ganzen kann man sagen, daß die Zahl der Städte, in welchen Spuren des Volks sind, das diese Sprache redete und diese Gräber baute, dieselbe ist, wie die Zahl der Städte, welche die Triquetra münzten, nämlich: Cadyanda, Pinara, Tlos, Arsa, Xanthus, Patara, Telmessus, Araxa, Antiphellus, Pyrrha, Phellus, Candyba, Armutli (wahrscheinlich Pabalia), Cyanä, Dembra Gorge (Trabala?) Myra, Sura, Limyra, Corydalla, Rhodiopolis, Dädala und Caunus. Diese nach einer ziemlich genauen Aufnahme des Landes entworfene Liste enthält, so viel ich glaube, alle Orte, in denen sich Spuren der sogenannten lycischen Sprache oder Gräber finden, und mag ein bedeutendes Licht auf die Namen werfen, die sich auf diesen Münzen finden, wo nicht vollkommen sie erklären. Anwerden waren diese Münzen in Umlauf, ehe die Gräber mit Sculpturen geschmückt wurden, oder nicht. Ist es wahrscheinlich, daß das Volk, welches die Kraft hatte, Kunstwerke, so groteskk sie auch seyn mögen, auszuführen, wie wir sie selbst auf den ältesten dieser Triquetrad finden, es unterlassen hätte, dieselbe Geschicklichkeit auch auf die Sculptur des schönen Kalksteins zu verwenden, an dem ihr Land so reich ist, und den wir nach einer bestimmten Periode so schön bearbeitet finden? Ich bin überzeugt, eine Untersuchung dieser Denkmäler und der Münzen zugleich würde zu dem Schluß führen, daß sie beide ihren Ursprung demselben Volk und derselben Periode verdanken, das Wort Periode im strengen Sinn des Worts genommen von einem Zeitverlauf, der zu einem bestimmten Zeitpunkt beginnt und endigt.

„Es finden sich in Lycien wenigstens vier sehr bemerkenswerthe Stelen, von denen zwei Inschriften haben, und zwar der eine fast vollkommen, denn die Inschrift bedeckt die vier Seiten; dieß ist der Obelisk zu Xanthus. Zwei dieser Seiten enthalten nach der Ansicht Hrn. Sharpe's das älteste Denkmal der hier in Frage kommenden Sprache, und eine dieser Seiten eine zweisprachige Verordnung in 11 Zeilen; das Datum derselben ist bekannt durch die Nennung des Namens Harpagus oder seines Sohnes, so daß es zwischen 530 und 500 fällt; wir kommen also, den allgemeinen Inhalt der Verordnung ganz außer Acht gelassen, auf den Satz hinaus, daß keines der durch diese Inschriften ausgezeichneten Denkmale, nach der Ansicht des besten Richters über den Bau der Sprache, über die persische Eroberung hinausreicht. Schon dieß wäre ein starker Beweis zu Gunsten des persischen Ursprungs der Denkmale und der Sprache. Es scheint ganz unerklärlich, daß die Lycier, welche bisher ihre Todten ohne Denkmäler und Inschriften begraben hatten, auf einmal von einer Leidenschaft für den neuen Baustyl ergriffen worden seyn sollen und von dem Wunsch, die Namen der Todten und ihrer Verwandten der Nachwelt zu überliefern. Es ist ganz klar, daß die Gräber ohne Inschriften zu Xlos, Armutli und in dem Paß von Dembra nicht älter sind, als die mit Inschriften zu Pinara, Corydalla, Antiphellus und an andern Orten, und daß, in welche Zeit man auch die zahllosen einfachen Felsengräber in dem Berg oberhalb Pinara und an andern im Lande zerstreuten Orten hinaufsetzen mag, die künstlich aufgebauten doch nicht weiter als die ältesten copirten Keilinschriften hinaufgehen.

„Wir haben also jetzt eine Andeutung über das Beginnen der Gräber. Die älteste Inschrift in der Sprache der angelsächsischen Sculpturen dieser Gräber hat eine bestimmte Zeit ergeben, die, wie wir gesehen, nach der persischen Eroberung fällt und den Heerführer nennt, dem die Eroberung von Cypus aufgetragen wurde, und der sie auch bewirkte. Wir wollen nun sehen, ob sich nicht eine ähnliche Zeitgränze, abgesehen von aller frühern Wahrscheinlichkeit, durch die Münzen festsetzen läßt. Ein Mann, der sich viel mit den neuern Forschungen in diesem Lande abgab, hat die sehr sinnreiche Ansicht aufgestellt, daß das Instrument, dem man den Namen Triquetra gegeben, in Wahrheit ein Enterhaken, eine Harke, ἅρπαγος, sey, daß der persische Heerführer, um seinen Namen in einem Lande, das seine Sprache nicht redete, in allen Städten, die ihm unterworfen und in denen seine Untergebenen sich niederließen, bekannt zu machen, statt seines Namens oder seines Bildes ein Symbol auf seine Münzen setzte, das jeden mit der griechischen Sprache bekannten erinnern mußte, daß Harpagos der Befehlshaber sey. Diese Annahme erklärt genügend die mannichfaltigen Formen, die das Instrument auf den verschiedenen Münzen annimmt, manchmal ist es eine einfache, manchmal eine doppelte, gewöhnlich eine dreifache, in einem oder zwei Fällen eine vierfache Harke. Diese Mannichfaltigkeit der Form zeigt, daß der Haken, nicht der Umstand, daß es ein dreibeiniges Werkzeug war, wie man gewöhnlich annahm, das Charakteristische des Symbols ausmachte. Wie dem auch seyn mag, es ist jedenfalls klar, daß starke Gründe zu Gunsten des persischen Ursprungs dieser Münzen sprechen, indem die wahrscheinlichste Erklärung des Symbols genau auf dieselbe Zeit und denselben Ursprung hinweist, wie der Obelisk von Xanthus, welcher selbst die älteste Probe von Keilschrift in Lycien zeigt, wie die Münzen die älteste Probe der numismatischen Anwendung dieser Sprache sind."

Hr. Daniell theilte uns kurz vor seinem Tode schriftlich die Entdeckung eines andern merkwürdigen Umstands mit, welcher den Zusammenhang der Triquetra-Münzen mit Persien zu beweisen scheint. Unter mehreren Münzen, die er in dieser Nachbarschaft kaufte, befanden sich auch zwei oder drei Dariken, auf denen man einen Nebenstempel bemerkte, der augenscheinlich dazu bestimmt war, ihnen in einem andern Lande, als in dem, wofür sie ursprünglich bestimmt waren, einen Curs zu verschaffen, und bei näherer Untersuchung war er eben so erfreut als erstaunt, in diesem Nebenstempel die sogenannte Triquetra zu entdecken.

Die allgemein angenommene Meinung, daß die jetzt sogenannte lycische Sprache die des eingebornen lycischen Volks sey, beruht auf dem historischen Zeugniß, daß eine von der der Griechen verschiedene Sprache zu einer bestimmten Zeit von den Bewohnern Lyciens gesprochen wurde. Die Geschichte berichtet, daß vor der Ankunft der kretischen und athenischen Colonisten das Land von den Solymen bewohnt war, welche (nach Walpole) phönicisch sprachen. Sharpe begann seine Untersuchungen über die Sprache der lycischen Inschriften mit der Ansicht, daß die Sprache aus dem Phönicischen stamme, diese Ansicht ward

[1] Auch diese Ausnahme ist von Sharpe bestritten.

Digitized by Google

aber bald durch den Vocalreichthum erschüttert, indem er zehn Vocale zählte, welche so ziemlich mit den langen und kurzen Vocalen der persischen und indischen Sprachen übereinstimmen. Hiemit überlassen wir den Gegenstand der Entscheidung der gelehrten Philologen in der Hoffnung, daß in kurzem genügende Data werden gesammelt werden, um mit Sicherheit das Volk zu bestimmen, das diese Inschriften abfaßte, mögen es nun Perser oder Lycier seyn.

Erwerbszweige der mexicanischen Provinz Colima.

8. Der Indigo-Bau.

Der Indigo-Anbau ist eine jener Unternehmungen oder Erwerbszweige, die erst neuerdings in der Umgegend von Colima in Aufnahme gekommen sind und einer großen Ausbreitung fähig genannt werden können, da Ueberfluß an tauglichem Boden besteht.

Unter allen andern Gegenständen der Aufsaat ist die Indigopflanze ohne Zweifel diejenige, die bei geringer Capitalauslage und sehr mäßiger Sorgfalt den schnellsten Erfolg und reichlichsten Ertrag verspricht, weßhalb in neuerer Zeit viele Grundbesitzer sich auf dieses Fach verlegt haben.

Durch Bethülfe eines zweckmäßigen Verfahrens werden in Colima zwei Ernten erreicht. Die Aussaat geschieht im Mai, in leicht gefurchter und gekreuzter Erde (häufig der Samen mit Sand vermischt, um die Pflanze lockerer aufschießen zu machen) und der oben hingeworfene Samen wird durch ein nachstreifendes Bretchen nur leicht mit Erde überdeckt. Die Pflanze treibt schnell empor, und im August und September wird bereits geschnitten und die erste Ernte gehalten, während der Stamm der Pflanze oder des Strauchwerks zwei Fuß hoch stehen bleibt, um unter Begünstigung der noch fehlenden Regengüsse und nachheriger Beihülfe der künstlichen Begießung wieder nachzuwachsen und im Februar eine zweite Ernte zu liefern. Die Pflanze ist so wenig delicat, daß außer ihrer Aussaat und Begießung durchaus keine weitere Sorgfalt erforderlich ist und sogar das Hornvieh häufig in die Pflanzungen hereingetrieben wird, um sich von den Blättern der Staude zu nähren, indem nicht diese, sondern die Reißer den eigentlichen Farbestoff enthalten. Zur Zugutmachung bedient man sich geräumiger ausgemauerter Behälter, zwei oder mehrere in einer Reihe und terrassenförmig in Stufen unter einander angebracht, so daß jede obere Wanne einen Abzug in die entsprechende abwärts angebrachte hat. Eine Wasserleitung führt das Wasser nach dem obersten Behälter, welcher mit Reißern und Strauchwerk der Indigopflanze angefüllt, nunmehr das zuströmende Wasser empfängt, während oben aufgelegte Bohlen mit Steinen beschwert durch ihr Gewicht das Herausspülen der Reißer verhindern. Nach 24 Stunden wird das durch Pressen und Schlagen der Reißer mit Farbestoff geschwängerte Wasser nach dem darunter befindlichen zweiten Behälter abgezapft, während der obere gereinigt und aufs neue mit frischen Reißern geladen wird. Die im zweiten Becken angesammelte Feuchtigkeit, ein grünlich aufsehendes Wasser mit blauen Rändern, nimmt alsbald eine bläuliche Farbe an und läßt nach einigem Stehen den ihm innwohnenden Indigostoff als blauen Zeig auf dem Boden sitzen, worauf das immer klarer werdende, unnütze Wasser ohne im mindesten aufgerührt zu werden, nach dem nächsten dritten Behälter abgelassen wird und durch eine Schleuse seinen Ausweg nach den Niederungen des Terrains findet. Der im zweiten Behälter zurückgebliebene blaue Teig wird nun herausgenommen, auf eigens eingerichtete Trockenstellen von Ziegeln oder Holz gebreitet, und ist, so wie alle ihm innwohnende Feuchtigkeit ausgesogen und von der Sonne verdünnt ist, im Zustand der Erhärtung, Indigo, wie solcher ohne weitere Zugutmachung in Seronen verpackt in den Handel übergeht. Das Einfache des Processes gibt leicht zu erkennen, wie wenig kostspielig die Bereitung ist, und welchen Vortheil ein gleichbleibender Preis von 13 à 17 R. per Pfund darbieten müsse. Der Verbrauch im Innern von Mexico hält mit der Production gleichen Schritt, und verspricht somit diesem Zweig ein weites Feld zur Ausdehnung. Die Indigopflanze erfordert weder eine besondere Vorbereitung des Terrains noch überhaupt große Fruchtbarkeit des Bodens, vielmehr kömmt solche auf kargem, kahlem Grund am besten fort, und da die Indigofelder sogar als Weidegründe dienen können, so feuchtet ein, wie vortheilhaft dieser Anbau im Vergleich zu den meisten andern Fächern des Ackerbaues und der Landwirthschaft seyn müsse.

Zu den Trockenstellen im Freien (Asoleaderos genannt), sind Ziegelunterlagen vorzugsweise zu empfehlen, weil ihre Porosität zum Ausziehen der Feuchtigkeit besser geeignet ist als das Holz.

Entdeckungsnachrichten aus Australien.

Das Athenäum vom 1 Mai theilt folgende Nachrichten aus Australien mit, von denen nur zu bedauern, daß sie keine Grabenzahlen enthalten. Namentlich wäre es interessant zu wissen, ob der entdeckte Fluß sich näher an dem Ostküste Australiens befindet, und wie groß die Entfernung zwischen dem Darling und dem neuen Fluß ist. Darüber läßt uns indeß die Nachricht in Ungewißheit. Sie ist im wesentlichen folgende. Hr. Mitchell, der Generallandvermesser von Neusüdwales, berichtet, daß er in der Erforschung eines Ueberlandwegs nach Port Essington großen Forstheirt gemacht habe. Er zog über den Darling — an welcher Stelle ist nicht gesagt — entdeckte wohlbewässerte Weidegründe größer als alle die, welche bis jetzt von den Viehzüchtern besetzt sind. Das Wichtigste ist aber die Entdeckung eines nach Norden führenden Stromes. Er fand in einem Thale einen kleinen Fluß, folgte diesem und kam bald in offenes Land. Zehn Tage zog er in diesem weiten Thale fort so rasch als das Pferd ihn ziehen Tag tragen wollte, und näherte sich dem Wendekreis des Steinbocks. Das ganze Land ist besser bewässert, als er sonst eines in Australien gesehen; der Fluß erhielt von beiden Seiten nicht unbedeutende Zuflüsse. Ueberall fand sich Wasser, die Ebenen waren grün und allenthalben fand er den Weidegrund üppiger, als er ihn leicht irgendwo in Australien gesehen. Neue Hügel und neue Pflanzen bezeichneten diese von den bisher erforschten wesentlich verschiedene Gegend. Hr. Mitchell konnte zwar den Strom nicht bis an seine Mündung verfolgen, ist aber überzeugt, daß er sich in den Golf von Carpentaria ausmündet. „Daß der Strom, sagt er, der wichtigste Australiens ist, indem er durch allmählliche Zuflüsse verstärkt wird, und nicht vereinzelt aus fernen Ketten daher fließt, leidet keinen Zweifel, und die Hügel und Ebenen dieses Theils von Central-Australien, durch die er fließt, scheinen hinzureichen, um die ganze Welt mit animalischer Nahrung zu versorgen." Aus diesen Angaben verglichen mit denen über Sturts Reise kann man durchaus nur den Schluß ziehen, daß Hr. Mitchell seine Reise nicht weit von dem östlichen Ufergebirg unternahm, denn weiter westlich hätte er nothwendig auf Sturts große Steinwüste stoßen müssen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 116. 15. Mai 1847.

Die Finanzmaaßregeln Rußlands im weſtlichen Europa.

Die erſte Ankündigung, daß Rußland der Bank von Frankreich für 50 Mill. Fr. Renten abkaufe, hat maaßloſes Erſtaunen erregt, und man hat tauſenderlei politiſche Gründe dafür aufgeſucht; wenn wir nun auch nicht läugnen wollen, daß die Oſtentation, mit welcher die Sache betrieben wurde, ihre beſondere Zwecke hatte, ſo iſt doch die wahre, urſprüngliche Abſicht, wie ſie ſich jetzt bei dem Ankauf von holländiſchen und engliſchen Papieren, — ob unter den 30 Mill. Silberrubeln, (120 Mill. Fr.) von denen die Ukaſe ſpricht, die 50 in Frankreich verwendeten Millionen mitbegriffen ſind, iſt noch ungewiß, — unzweifelhaft die, den Ankauf ruſſiſchen Getreides zu befördern. Die 120 Mill. Franken repräſentiren, den Ankaufspreis des Weizens etwa zu 30 Franken den Hektoliter gerechnet, nur 4 Mill. Hektoliter, während unzweifelhaft iſt, daß vom September vorigen Jahrs bis zum September d. J. weit mehr als für 120 Mill. Fr. Getreide aus Rußland nach dem Weſten gehen wird. Schlagen wir das Quantum von Roggen und Weizen, das in der genannten Zeit aus Rußland ausgeführt wird, nur zu 200 Mill. Fr. an, ſo iſt kein Zweifel, daß die Bezahlung derſelben in Baarem eine ungeheure Störung des Geldmarkts in Europa hätte hervorbringen und am Ende den Abſatz Rußlands, deſſen Einfuhr von Fabricaten und Colonialwaaren in gewöhnlichen Jahren mit der Ausfuhr von Rohſtoffen nicht im Verhältniß ſteht, mit einer ſolchen Ausfuhr aber vollends außer allem Verhältniß käme, hätte ſchwächen müſſen. Die Maaßregel erſcheint alſo in ihrem weſentlichen Zwecke nur als eine Erleichterung ſeiner Ausfuhr, als ein Vorſprung, den Rußland im Abſatz ſeiner Rohproducte vor Nordamerika gewinnt.

Die Maaßregel iſt alſo weſentlich im Intereſſe der ruſſiſchen Gutsbeſitzer ergriffen, und deutet auf eine Aenderung des ruſſiſchen Handelsſyſtems hin. Seit dem Jahre 1822 hat ſich Rußland der Zufuhr weſteuropäiſcher Waaren mehr und mehr verſchloſſen: Englands Kornzeſetze hatten auf Rußland die nachtheilige Wirkung geäußert, daß ſein Kornabſatz zu einem Spiel wurde: in Jahren des Mangels forderte man von Rußland mächtige Getreidemaſſen, in Jahren guter Ernte hünfte ſich das Getreide in Rußland unmäßig an. Daher der für Rußland viel zu frühe Verſuch, ſich in der Fabrication vom Weſten Europa's unabhängig zu ſtellen. Zwar wird man das ſtarre Schutzſyſtem nicht ſogleich aufgeben, aber Ermäßigungen werden eintreten und ſind zum Theil ſchon eingetreten. Der Nachtheil, den man dem ruſſiſchen Handel nach Aſien beigefügt, daß man die weſteuropäiſchen Fabricate ausſchloß und ihn mit eigenen führen wollte, iſt durch die Fortſchritte der Fabrication nicht aufgewogen worden. Rußland wird darum dieß ſtarre Schutzſyſtem ermäßigen und jetzt, da ihm die Ausfuhr von Rohſtoffen, namentlich Getreide, nach England ſicher iſt, wird es ſeine Kraft wieder mehr auf die Förderung des innern Handels wenden, man wird die Dnieprſchifffahrt, die Dwinaſchifffahrt [1] von den ihr entgegenſtehenden Hindernißen allmählich befreien, und die Summen, welche für den Getreideabſatz ins Land ſtrömen, werden die Mittel zu dieſen Verbeſſerungen der Verbindungswege liefern. Die mächtige Geldſumme, die man in England niedergelegt, beweiſt daß man dieß Land, das die Freiheit des Getreidehandels nach langem Kampf durchgeſetzt, hauptſächlich im Auge hat; wollen Holland- und Belgien ihren Getreidehandel nicht größtentheils an England verlieren, ſo müſſen auch ſie die Freiheit deſſelben proclamiren, woraus ſich die unabläßigen Bemühungen der holländiſchen und belgiſchen Kaufleute erklären, und Frankreich wird — wie das Journal des Debats in ſeinen oft wiederkehrenden Artikeln deutlich zu verſtehen gibt — dieſem Beiſpiel folgen müſſen. Dadurch wird alles Beſtreben, die Getreidepreiſe im weſtlichen Europa ferner künſtlich emporzuhalten, vereitelt, bis aber dieſe Erkenntniß zur That geworden, wird noch mancher harte Kampf durchgefochten werden müſſen, denn die jetzigen Steuerſyſteme ſind mit dieſem freien Getreidehandel, der einmal eine unvermeidliche Nothwendigkeit geworden, nicht verträglich.

Ueber die geologiſche Beſchaffenheit von Amerika.

Erſte Mittheilung.

(Schluß.)

In San Blas ſüdlich von der Mündung des Colorado fand D'Orbigny 14 Arten von noch lebenden Schalthieren, die nach der Tiefe, in der ſie leben, 32 Fuß hoch erhoben worden ſeyn müſſen: ſolche finden ſich auch weiter nach Süden in San Antonio auf der Oberfläche des Landes zerſtreut, und Darwin fand in San Joſe noch weiter nach Süden eine Formation mit noch faſt unverſehrten Muſcheln 80 bis 100 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Eine Tertiärformation, die auf Hügeln von Porphyr und Quarz ruht, oder dieſelben umgibt, bildet die Grundlage der geologiſchen Zuſammenſetzung von Patagonien, ihre Oberfläche iſt in viele weite Thäler und horizontale tafelförmige Terraſſen ausgewachſen, die ſich eine über die andere erheben, und auf denen regelloſe, hauptſächlich aus Porphyr be-

[1] S. den Artikel: Getreidehandel von Wjätka Nr. 96, und „Über die Schifffahrt auf dem Dnieper" Nr. 98, 99.

Digitized by Google

ſtehende Schichten von Gerölle ruhen. Aus einer Höhenmeſſung dieſer Ebenen oder Terraſſen an verſchiedenen Orten, ſowohl barometriſcher wie trigonometriſcher, ergibt ſich ferner, daß die Erhebung des Landes in einer merkwürdig gleichförmigen Weiſe Statt gefunden hat. Solcher Terraſſen finden ſich z. B. um die ſüdlichen Theile des Nuevo Golfo, bis an den Fluß Gupat, von denen die öſtlichſte 80, die mittlere 200 bis 220, die oberſte und weſtlichſte 350 Fuß über dem Spiegel des Meeres erhoben iſt. Die oberſte Terraſſe bildet eine viele Meilen lange Klippe oder Böſchungslinie über einer darunter liegenden Terraſſe. Die unterſte entſpricht der Terraſſe von San Jose mit den neuen Schalthieren auf der Oberfläche. Zwiſchen der unterſten und der oberſten gibt es wahrſcheinlich mehr als eine ſtufenförmige Terraſſe, doch wurde nur die 200 Fuß hohe durch Meſſung beſtimmt. Weiter nach Süden, 20 deutſche Meilen vom Fluſſe Gupat, zeigt das nördliche Vorgebirge der großen Bucht von St. George zwei ausgezeichnete Terraſſen von 250 und 350 Fuß Höhe: ſie erſtrecken ſich um einen großen Theil der Bucht herum. An ihrem ſüdlichen Vorgebirge 25 deutſche Meilen von dem nördlichen entfernt wurde die 250′ hohe Terraſſe ebenfalls gemeſſen. In der Mitte der Bucht fand Darwin an zwei Plätzen eine noch höhere und zwar 580 Fuß hohe Terraſſe. Ueber der letztern, noch weiter nach dem Innern zu, gibt es noch mehrere andere terraſſenartige Ebenen, von denen die höchſte auf 1200 Fuß geſchätzt wurde, und ſich in derſelben Höhe 150 engliſche Meilen nach Norden hinzog. Alle dieſe Ebenen ſind von großen Thälern durchſchnitten, und auf ihrer Oberfläche hat die Wirkung des Waſſers ſtarke Entblößungen verurſacht, was beſonders weiter nach Süden Statt hatte, wo nur kleine ſtehengebliebene Stücke des Tafellandes die frühere Ausdehnung der Terraſſen beurkunden. Ohne auf die Beſchreibung ähnlicher grusbedeckter Terraſſen, wie ſie Darwin noch von mehreren Punkten der Küſte gibt, näher einzugehen, mag hier nur noch das Reſultat der Unterſuchung des Thals des Santa Cruz im 50ſten Breitegrade Platz finden, weil es ein deutliches Bild von der Beſchaffenheit des übrigen Patagoniens abgibt. Dieſes Thal läuft von Oſten gegen Weſten nach den Cordilleren zu und iſt ungefähr 36 deutſche Meilen lang. Es ſchneidet durch die große patagoniſche Tertiärformation, und in ſeinem oberen Theile durch ungeheure Ströme baſaltiſcher Lava: beide ſind mit Gerölle bedeckt, und mit dem Gerölle finden ſich eine Menge erratiſcher Blöcke. Eine 355 Fuß hohe Ebene, die man beim Eingang in den Fluß an ſeinem ſüdlichen Ufer bemerkt, zieht ſich, wenn man den Fluß hinaufſteigt, nach einer entſprechenden Ebene auf der nördlichen Seite hin, ſo daß ihre Böſchungen wie die Ufer einer frühern Flußmündungen erſcheinen, die viel größer war wie die jetzige; weiterhin erſcheinen die Böſchungen einer Terraſſe von 840 Fuß Höhe, die ſich höher hinauf auf beiden Seiten des Thales hinzieht, wie die Küſten eines ehemaligen noch viel größern Meeresbeckens. Noch weiter hinauf folgen ſich an den Seiten des Fluſſes mehrere kiesbedeckte Terraſſen, die ſich ſtufenweiſe über einander erheben. Die Entfernung zwiſchen den obern Böſchungen iſt in der Regel 1½ bis 2 deutſche Meilen; an einer Stelle indeſſen, wo der Strom die baſaltiſche Lava durchſchneidet, war die Breite weniger wie eine halbe Stunde. Zwiſchen den Böſchungen der zweithöchſten Terraſſe iſt die Durchſchnittsbreite ungefähr eine deutſche Meile. Der Thalboden in einer Entfernung von 22 deutſchen Meilen von der Mündung des Fluſſes erweitert ſich allmählich und bildet bald eine beträchtliche Ebene 440 Fuß über dem Spiegel des Meeres, durch welche der Fluß in einem 20 bis 40 Fuß tiefen Bett fließt. Auch hier finden ſich weit hinauf die Reſte von Schalthieren auf den Terraſſen. Im höchſten Theile des Thales iſt die Ebene ziemlich flach, aber augenſcheinlich dem Einfluſſe des Waſſers ausgeſetzt geweſen, und nur mit Sandbünen, wie an der Seeküſte bedeckt. An dem höchſten Punkt, an welchen Darwin gelangte, war das Thal von Norden nach Süden 3 deutſche Meilen weit und 9 Meilen lang von Oſten nach Weſten. Es wird dort von den Böſchungen von zwei über einander liegenden Ebenen begränzt, die ſich bei ihrer Annäherung an die Cordilleren ausweiten und folglich in zweierlei Höhen den Küſten großer Buchten ähnlich ſind, die ſich in die Berge erſtrecken, und in den Bergen ſelbſt findet ſich hier eine merkwürdige Oeffnung. Aus allem muß man den Schluß ziehen, daß in einer ganz neuen Zeitperiode der Lauf des Santa Cruz eine Meerenge war, die den Continent ſeiner ganzen Breite nach durchſchnitt, und daß in dieſer Zeit der ſüdliche Theil von Südamerika aus einem Archipel von Inſeln beſtand, da ſich auch zu beiden Seiten der Straße von Magellan ganz ähnliche topographiſche Verhältniſſe wiederfinden.

Aus dieſer Darſtellung hat man alſo geſehen, über wie weite Räume ſich die neueſte Erhebung des Landes und die Einwirkungen des Meeres auf das Land erſtreckt haben. Muſcheln der gewöhnlichſten Arten, wie ſie noch in dem benachbarten Meere leben, finden ſich bis zu einer Höhe von 410 Fuß von dem 34ſten bis 54ſten Breitegrade. Dieſes iſt etwa ſo weit wie von London nach dem Nordcap in Schweden, ja das Geröll findet ſich noch weit ſüdlicher als 54°, und die ebenen Pampas mit neuen Schalthierreſten gehen ebenfalls weit über den 34ſten Grad hinaus, ſo daß die Länge des in neuerer Zeit emporgehobenen Landes weit über 236 deutſche Meilen in reiner Nord- und Südrichtung beträgt. Neue Zeit heißt hier die, in welcher die jetzt lebenden Mollusken erſchaffen wurden; Säugethiere aber, die auch damals lebten, ſind bereits erloſchen. Bezüglich der Breite der erhobenen Aera iſt es wahrſcheinlich, daß die ganze Breite der Ebene bis an den Fuß der Cordilleren erhoben wurde, ja daß in dem ſüdlichen Theil des Continents die Erhebungsbewegung ſich unter dem Meere weit nach Oſten erſtreckt hat, denn auf den Falklandinſeln fand man Wallfiſchknochen weit im Lande und mehrere hundert Fuß über dem Meer. Es iſt außerdem wahrſcheinlich aus dem Vorkommen von vulcaniſchen Gebirgsarten an der Mündung des Plata, daß die Axe der Erhebungsbewegung nicht gerade die Cordillera geweſen ſeyn muß. Eben ſo ergibt ſich aus den Meſſungen der verſchiedenen Terraſſen über den ganzen Raum hin, daß die Thätigkeit, durch welche dieſe Ebenen in ihre gegenwärtigen Formen gebracht wurden, über den ganzen unermeßlichen Raum eine ungemein gleichförmige geweſen iſt.

Das Material, aus dem dieſe Ebenen oder großen Terraſſen gebildet ſind, kommt von der Entblößung der alten Patagoniſchen Tertiärſchichten und der Ablagerung auf ihrer Oberfläche von einer Maſſe wohl abgerundeten Kieſes, die nahe der Küſte 10 bis 35 Fuß dick iſt, nach dem Innern zu aber an Dicke zunimmt. Auf dem Kies ruht oft eine unregelmäßige Schichte ſandiger Erde. Die Ebenen erheben ſich ganz unmerklich von dem Rand der untern Böſchung bis an den Fuß der nächſthöhern. Betrachtet man die jetzige Küſte, die aus kühnen und nackten Klippen beſteht, ſo ſieht man welcher Art die entblößende Kraft des Meeres iſt, denn an einigen Stellen ſind ſie 800 bis 900 Fuß hoch, und ihre horizontalen Schichten ſind ſenkrecht

Digitized by Google

abgeschnitten, woraus sich ergibt, welche ungeheure Massen entfernt worden sind. Beinahe die ganze Küste besteht aus einer Reihe von größern oder kleinern Krümmungen, deren Hörner, so wie gewisse hervorspringende gerade Partien aus harten Felsmassen bestehen, deren concave Theile deßhalb offenbar die Wirkung und das Maaß der entblößenden Thätigkeit auf die welchern Schichten sind. An dem Fuß dieser Klippen wird das Meer allmählich weit hinaus seichter und der Grund, dessen Neigung ganz dieselbe ist, wie auf den oben geschilderten Terrassen, besteht aus Grus. Würde deßhalb die jetzige Küste mit dem benachbarten Meeresboden 100 oder 200 Fuß hoch erhoben, so würde eine Klippe im Lande d. h. eine Böschung gebildet werden, an deren Fuß sich eine mit Kies bedeckte Ebene sanft nach dem Meer hinabzöge. Allmählich würde diese Ebene durch die zerstörende Gewalt des Meeres in einer Klippe abgeschnitten werden; eine Wiederholung dieses Erhebungs- und Entblößungsprocesses würde eine Reihe von kiesbedeckten, geneigten Terrassen hervorrufen, die sich eine über die andere erheben, gerade so, wie man sie jetzt in Patagonien findet.

Eine Schwierigkeit bei dieser Ansicht ist die Thatsache, daß das Gerölle auf dem Boden des Meeres schnell und regelmäßig mit der Tiefe und der Entfernung vom Ufer an Größe abnimmt, während man in dem Gerölle auf den genannten Terrassen keine solche Abnahme bemerkt. Diese Schwierigkeit fällt aber weg, sobald man annimmt, daß das Land sich nur allmählich und dem Meere erhoben hat, wie wir dieß auch jetzt an der Küste von Schweden sehen. Nimmt man an, daß die gegenwärtige Küste sich in einer beinahe gleichmäßigen, langsamen Weise erhöhe und doch so schnell, daß die Wellen nicht immer wieder jeden hervorgehobenen Theil ganz entblößen können, so wird jeder Theil des gegenwärtigen Meeresbodens einen Strand bilden und auf ähnliche Weise vom Meere afficirt werden. In einem solchen Falle wird am Ende eine geneigte Ebene mit wohlgerundetem Kies von ungefähr derselben Größe gebildet werden. Auf den Kies würden Wellen und Wind bisweilen eine dünne Decke von Sand mit den gewöhnlichen Muscheln werfen, wie sie an der Küste leben.

Faßt man zum allgemeinen Verständniß noch einmal die Resultate dieser schönen Beobachtungen zusammen, so ergibt sich, daß die Oestküste von Südamerika wenigstens 250 deutsche Meilen weit, in den Provinzen des Plata bis zu einer Höhe von 100 Fuß, im südlichen Patagonien 400 Fuß erhoben worden ist, und zwar zu einer Zeit, als die jetzigen Schalthiere schon existirten, dagegen die jetzigen Säugethiere noch nicht vorhanden waren, und daß die Erhebung wahrscheinlich langsam und ruhig Statt gefunden hat. Es gab indessen lange Zwischenzeiten einer verhältnißmäßigen Ruhe, während welchen das Meer das Land an der Küste zerstörte und Klippen bildete. Die Zeiten der Erhebung und Entblößung hatten gleichzeitig über große Küstenstrecken Statt, wie sich aus der gleichmäßigen Höhe der Terrassen ergibt: es gab wenigstens 8 Perioden der Entblößung, und das Land wurde bis zu einer Höhe von 950 bis 1200 Fuß auf ähnliche Weise afficirt: im südlichen Theil des Continentes geht die erhobene Area bis zu den Cordilleren, und seewärts wahrscheinlich bis zu den Falklands-Inseln; weiter nördlich in den Platastaaten ist die Breite unbekannt, indem dort wahrscheinlich mehr als eine Erhebungsaxe war. Es ergibt sich ferner, daß vor der Erhebung des Landes dasselbe durch eine Meerenge getheilt war, dort wo jetzt der Fluß Santa Cruz fließt, und daß es weiter nach Süden noch zwei andere Meeresstraßen gab, die seither verschlossen worden sind. Die große Gleichförmigkeit dieser Bewegungen wird noch dadurch bewiesen, daß man nirgends, weder in den Pampas noch in Patagonien, die geringste Verwerfung oder Krümmung in den Schichten wahrnimmt.

In einer folgenden Mittheilung werden wir den Lesern des Auslandes die Beweise für die Erhebung der Westküste von Südamerika mittheilen, wo sie noch viel deutlicher sind, indem außer den geologischen Thatsachen dort wirkliche Beobachtungen dafür vorliegen, und sich in den gehobenen Schichten Ueberreste von Menschen und Erzeugnisse menschlicher Industrie finden.

Ein Ausflug von Görz nach Raibl in Kärnthen im October 1846.

(Von Wenzel Jos. Mengel.)

Es schlug zwei Uhr Nachmittags, wir krochen in die engen, niedrigen Räume des patriarchalischen Stellwagens von Tarvis, der mit uns gleich einem schwer befrachteten Sklavenschiffe dem nordöstlich von Görz gelegenen freundlichen Dorfe Salcano zusteuerte, welches die Freiherrn Attems, deren Pferde des Jesuzethales zu bewachen scheint, deren einen Flügel der Monte Santo, den andern der Monte di San Valentino bildet, zwei regsamen Athleten nicht unähnlich; jener mit einer frischen Siegeskrone, der freundlichen Marienkirche, dieser mit den weißen Resten seiner ehemaligen Herrlichkeit, den kahlen Ruinen der Wallfahrtscapelle der Heiligen geziert, dessen Namen er trägt. Zwischen beiden windet sich der Isonzo gleich einer grünen Schlange hervor, bald in beträglich harmloser Ruhe spielend, bald zerngebläht und entfärbt Tod und Verderben schnaubend. Das lachende Panorama von Görz schwimmt zwischen den grauen, geröllentheilt kahlen Felsenwänden zu einem weiten düstern Kerker zusammen. Erst bei dem Dorfe Plava nimmt der Gesichtskreis an Umfang und Freundlichkeit zu, und der Reisende würde sich von hier an durch die ununterbrochene Abwechslung romantischer Ansichten in die Schweiz versetzt wähnen, wenn diese Höhen statt mit niedrigen Gebäuchen mit Eichen oder Tannen geschmückt wären, wie sie es gewiß auch ehedem waren. Es ist in der That sehr zu bedauern, daß unsere guten Altvordern mit den Wäldern so arg wüsteten, als sollten ihre Nachkommen von rohem Fleische und Wurzeln leben, aber auch wir müssen uns an die Brust klopfen und bekennen, daß wir eben auch nicht sehr eifrig sind, die schlimmen Folgen ihrer Kurzsichtigkeit zu verbessern.

Die gleich Sturmesvogen sich bald hebender bald senkende, an jähen Abgründen dicht über dem Strombette schwebende Straße, welche alle im Wagen befindlichen Mitglieder des Vereins gegen Thierquälerei zu einem psychischmäßigen Mittels mit den Anstrengungen unseres wackern Dreigespannes bewog, veranlaßte mich an die eben angestellte mißfällige Betrachtung eine andere anzuknüpfen, daß nämlich unsere Alten zwar in moralischer Beziehung meidend den geraden Weg einschlugen, sich dagegen bei Anlegung der Straßen zu den ungeschicktesten Krummwegen verleiten ließen, während unser aufgeklärtes Zeitalter das Widerspiel zu dieser Verfahrungsart bildet. Wie leicht und zweckmäßig wäre es gewesen, die Straße etwas höher an der Berglehne zu bahnen, wo man allen Steigungen und Senkungen, allen Gefahren von Ueberschwemmungen hätte ausweichen können, welche an den tiefer gelegenen Stellen dann und wann allen Verkehr unterbrechen. Ueberhaupt ist diese Straße, welche vor Alters die einzige Commercialstraße von Kärnthen nach Italien war, gegenwärtig aber bloß wegen strategischer Wichtigkeit auf Staatsunkosten unterhalten wird, besonders von Canalr an häufigen Zerstörungen durch Gießbäche, Erd- und Schneelawinen ausgesetzt und darum eine der gefährlichsten, verlassensten und selbspielgiften. Nur dem unsichtigen Eifer des Görzer Straßencommissärs, Hrn. Kettner, in dessen Gesellschaft ich diese Reise unternahm, ist es zu verdanken, daß sich selten oder nie ein Unglück auf derselben ereignet; denn man fährt wie auf einem gebeilten Boden darauf. Noch einige Jahre und wir dürfen hoffen, in demselben Thale auf dem jenseitigen

Digitized by Google

Ufer den Gegensatz zu dieser altväterlichen Schneckenbahn mit ihren plumpen Stellwägen, die Nebendurchlerinnen der Windsbraut, die feuersprühenden Locomotiven dahinsausen zu sehen. Nach einer dreistündigen Fahrt bei ununterbrochenem Regen kamen wir nach Canale, einem zur Herrschaft des Herzogs von Blacas gehörigen Marktflecken mit einem herrlichen Schlosse, welches eine sehenswürdige, von dem Vater des jetzigen Besitzers angelegte Kunst- und Gemäldesammlung aufzuweisen hat. Eine schöne aus Quadersteinen erbaute, 50' lange, 17' breite Brücke schwingt sich in zwei kühnen Bögen über den Fluß um die Straße auf das rechte Ufer hinüberzuführen.

Es wurde inzwischen Nacht, die in diesen Bergschluchten, obnehin zeitlicher einbricht, diesmal aber von dem trostlosen Regenwetter noch früher herbeigerufen wurde. Es war mir in der That nicht sehr behaglich zu Muthe, wenn ich herausblickte und aus der Nähe der wirklichen Straßenmarken, die wie eine Saat von Leichensteinen am Rande schauderhafter Abgründe emporstarrten und deren Reihe bis und da durch Denkkreuze verschiedener Unglücksfälle unterbrochen war, merkte, wie uns oft kaum eine Spanne von der Gefahr trennte, in dem tiefen Felsenbecken des unterhalb brausenden Ifonzo zerschmettert und von seinen grimmigen Fluthen verschlungen zu werden. Doch den kräftigen Beinen unserer wackeren Rosse und der umsichtigen, ortskundigen Geschicklichkeit ihres Lenkers hatten wir es zu danken, daß wir Pharaons unheilvollem Verhängnisse entgingen und in dem Dorfe Woltschach (Volzano), dem Ziele unserer heutigen Fahrt, glücklich anlangten. Woltschach ist fünf Meilen von Görz entlegen und dient so wie Canale und das dazwischen liegende Neuschein den einer Luftänderung bedürftigen Görzern und Triestinern zu einem heilsamen, erfrischenden und ergötzlichen Sommeraufenthalte. Ersterer Ortschaft dürfte jedoch den andern auch aus dem Grunde vorzuziehen seyn, weil sich in der Nähe vier bis fünf Quellen befinden, deren verschiedene Farbe, Temperatur und heilsame Wirkung auf medicinische Kräfte schließen lassen.

Der anbrechende Morgen erfüllte uns mit fröhlichen Hoffnungen auf ein günstigeres Wetter; denn die trübe Wolkendecke zerriß und aus dem heitern Blau begrüßten uns die freundlichen Strahlen der aufgehenden Sonne. Wohlgemuth schwangen wir uns auf unsere leichte Britschka, die wir mit dem schweren Stellwagen vertauschten und vollen muntern Trabes an dem linken Ufer des Ifonzo entlang, der mir heute in seiner Einfaßung freischrünne Auen, unter dem mit Sonnengeld durchwebten Schleier eines leichten herbstlichen Morgennebels eben so lieb und reizend vorkam, als er mir am vorigen Abende in dem Dunkel schauderhafter Abgründe schrecklich geschienen hatte. Rechts in der Nähe winkten uns die Zinnen und Giebel des elisäischen Tolmein, einer Herrschaft des Grafen Anton Coronini mit einem schönen Schlosse, den freundlich gemischten Häusern, dem anmuthig zerstreuten Baumgruppen, den malerischen Burgruinen auf dem anliegenden bewaldeten Hasenberge, der diesen Namen nicht umsonst führt, dem majestätischen Kern und andern Alpen auf deren wellenumkämpften Kuppen die scheue Gemse weidet — ein kleines Neradies, ausgestattet mit allen Vorzügen und Schönheiten der Natur — kein Wunder daher, wenn dem Tolmeiner die kahlen Mauern einer Caserne und die Musik des Kalbfells minder behagt, als die grünen Gefilde seiner gesegneten Heimath, als das Singen und Schicken seiner hübschen, sehenswerthen Landsmännimen, mit denen er sich daheim allsonntäglich auf dem Tanzboden herumtummelt. Deßhalb sind auch die Tolmeiner weit unzuverlässige Soldaten, die nicht selten vom Heimweh befallen und verleitet werden, ohne Urlaub in ihr verlorenes Paradies zurückzukehren, dessen Zutritt ihnen der Eherub mit dem Haselstecke streitig zu machen sucht. Aber so herrlich und fruchtbar dieses Ländchen auch ist, so entbehrt auch hier, wie in der weitern Umgebung der Landmann theils auf Trägheit, die endemischen Seuche fruchtbarer Gegenden, theils aus übelverstandener Sparsamkeit, die dem Bedürfnisse entzieht, was sie dem Uebermuth opfert, manche Bequemlichkeit, die anderwärts selbst einem Bettler unentbehrlich däucht. So z. B. trifft man in vielen Hütten nicht einmal ein Bett an, sondern es schläft die ganze Sippschaft im Sommer auf dem Heuboden, im Winter aber auf dem breiten viereckigen Backofen, wo die armen Leute mehr selten den Vergeschmack der Marter des heiligen Laurentius verlosten und an manchen Stellen des Leibes halb gebraten aussehen. Man kann sich einen Begriff von der unreinlichkeit machen, die sich in einem solchen Familienlager einnistet, wo Eltern, Kinder, Brüder, Schwestern, Gesinde durcheinander gewürfelt schlafen. Wie viel Unkraut bleibt hier nicht für einen eifrigen Arbeiter im Weinberge des Herrn noch auszujäten übrig!

Tolmein ist übrigens auch noch durch eine in der Nähe befindliche Grotte merkwürdig, in der sich noch einer unverbürgten Ueberlieferung der große Dante während seiner Verbannung soll verborgen gehalten haben, und die unter dem Namen der Grotte des Dante die Neugierde durchreisender Fremden erregt. Wenn es dem großen Verwiesenen um ein schwer zugängliches Versteck zu thun gewesen wäre, so hätte er keine üble Wahl getroffen; denn man gelangt zu dieser Grotte über einen Felsenabhang, dessen Fuß das forellenreiche Flüßchen Lomingka beschäumt, auf einem ziemlich halsbrecherischen Pfade. Die Thüre die dem Verbannten den Eingang dieser Grotte entgegenwehrte, sind zwar idyllischen Ursprunges, da sie von den Spuren herrühren, welche die Hirten während ihres Verweilens bei stürmischem Wetter daselbst zurücklassen, aber nue insofeen banälich, als sie an gewisse Stellen aus der Hölle der großen Gibbellinenbarden erinnern. Das Innere selbst enthält wenig Räumlichkeit und lichtscheue Fledermäuse, die einzigen Nachfolger des Dichters in diesem seinem vorzüglichen Zufluchtsorte, wehren dem zudringlichen Besucher jenen Schauer zu, der ihn bei Lesung der divina comedia stellenweise überkömmt. Daß Dante sich während seiner Verbannung als Schützling des Patriarchen von Aquileja in dieser Gegend aufgehalten habe, scheint nach seinen Biographen ausgemacht, ob aber gerade diese Grotte ihm zum Zufluchtsorte gedient habe, läßt sich nicht mit Gvidemy nachweisen.

An Tolmein verüber gelangten wir zu dem freundlichen Marktflecken Cartreidt (Caporetto) hinter welchem allmählich unsere Straße in einen Felsenpaß schlüpft, in dessen Tiefe der Ifonzo gegen die möchtigen Gerimblicke wüthet, die hinwillen in sein verengtes Bett hinabrollen und seine ungeduldige Hast hemmen. Das zwischen hohe, die Kalkgebirge eingezwängte Auge erwidet an der trostlos düstern Umgebung, bis sich ihm näher gegen Flitsch wieder ein freierer, anmuthigerer Spielraum eröffnet, indem sich der Ifonzo mit der behaglichen Breite und Seichtheit einer ungewöhnten Normalthümers zwischen einer Menge epsodischer Eilänchen fortschleppt. Unzählige größere und kleinere Bäche, deren Zahl und Inhalt durch den vorhergehenden Regen bedeutend vermehrt worden war, führen ihm mit munterem Geschwätze in plätscherndem Wettlauf ihren Tribut zu. Die größern darunter, welche selbst im Sommer nicht versiegen, enthalten schmackhafte Steinforellen. Mehrere bilden pittoreske Wasserfälle, unter denen jener des Boccasfusses bei Saga einer der schönsten ist, die man irgendwo zu sehen bekommt. Von einer Höhe von 50 Klafter stürzt sich der schäumende Wasserstrahl gleich einem schneigen Milchstrom in graziosen, ewig wechselnden Schleierfalten in einen Abgrund, an dessen emporstarrenden Felsblöcken er in einen durchsichtigen, beim Sonnenschein in der Farbenpracht des Regenbogens schimmernden Duft zerstiebt. Hier sind auch die Felsgrotten, über welche das in den Buchenwaldungen an der italienischen Gränze gefällte Brennholz von Gießbächen herab- und dem Ifonzo zugeschwemmt wird, auf dem die angehäuften Vorräthe weiter bis nach Görz geflößt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sklavenhandel am Gambia.

St. Ingram fuhr fürzlich den Gambia hinauf bis drinabe zu den Fällen von Barraconda. Sein Zweck war, Handelsverbindungen mit den verschiedenen Häuptlingen anzuknüpfen, und den Sklavenhandel zu unterdrücken. Zu letzterem zeigten sich auch die Häuptlinge willig, nur fragten sie gleich, was sie als Belohnung dafür erhielten. Die Engländer haben befreite Sklaven am Ufer des Gambia angesiedelt, und diese scheinen sich wohl zu befinden. Diese Mittheilung wurde in der Londoner geographischen Gesellschaft am 26 April gemacht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 117. 17. Mai 1847.

Die Freiheit des Kornhandels in Frankreich.

Seit einiger Zeit predigt bekanntlich das Journal des Debats die Nothwendigkeit, das provisorische Gesetz für die freie Einfuhr von Lebensmitteln, namentlich Getreide, noch um ein Jahr zu verlängern, so daß es bis 1 Jul. 1848 liefe. Belgien hat wie man weiß bereits dasselbe gethan, und die freie Einfuhr bis auf 1 October 1848 gestattet. Für eine solche Maaßregel liegen in den Zeitverhältnissen sehr gewichtige Gründe, welche das Journal des Debats nicht ermangelt, mit gebührendem Nachdruck hervorzuheben: mehrere Jahre der Theurung sind aufeinander gefolgt, und wenn nicht die bevorstehende Ernte ganz überschwenglich glücklich ausfällt, — worauf man in keiner Weise zu rechnen befugt ist, — so müssen die Preise des Getreides im westlichen Europa auch noch im nächsten Jahre verhältnißmäßig hoch bleiben, ganz abgesehen von dem Umstand, daß Irland auch im günstigsten Fall das nächste Jahr noch große Zuschüsse bedürfen wird und daß wir über die Kartoffelkrankheit noch nicht hinaus sind. Der Vorschlag des Journal des Debats ist deßhalb sehr sachgemäß, und bei dem Zustande der ärmern Classen auch so einleuchtend nützlich, daß sich wenig vernünftige dagegen wird einwenden lassen; auch soll der Mehrzahl der französischen Minister, wie sich bei den entschiedenen Aeußerungen des Journal des Debats kaum anders erwarten läßt, durchaus für eine solche Maaßregel seyn.

In diesen einfachen, auf die Zeitverhältnisse gegründeten Vorschlag mischen sich aber manche Bemerkungen von größerer Tragweite: es fehlt nicht an Hinweisungen, daß Frankreich Jahrhunderte lang die freie Getreideeinfuhr gestattet habe, daß die Beschränkung derselben erst vom Jahr 1819 datire, also ganz neuen Ursprungs sey. Die Art der Beweisführung ist so, daß man den Verfasser dieser Artikel unschwer erkennen kann; es ist nämlich höchst wahrscheinlich Hr. Coquelin, der seit Jahren über Handelsangelegenheiten in der Revue des deux mondes gleichfalls einem den Ansichten der Regierung huldigenden Journal, sich vernehmen läßt. Da die Artikel Hrn. Coquelins in der genannten Revue vom 1 März, 15 August, 1 Sept. 1846, 10 Jan., 1 März und endlich 1 Mai 1846 alle auf Ein Ziel losarbeiten, und Hr. Coquelin wohl schwerlich ohne Auftrag eine solche mit so vieler Hartnäckigkeit durchgeführte Arbeit unternahm, überdieß das Journal des Debats selbst den gleichen Ton anstimmte, so verlohnt es sich wohl der Mühe, dieser Sache und ihrer Richtung etwas näher auf den Grund zu gehen, um so mehr als sichtlich viel Parteitaktik mit unterläuft. Es ist nicht außer Acht zu lassen, daß diese Artikel in dem Zeitpunkt beginnen, wo die definitive Abschaffung der Korngesetze in England keinem Zweifel mehr unterlag; hätte man aber ohne weiters gleiche Schritte in Frankreich vorgeschlagen, so hätte die Regierung eine sehr große, sehr einflußreiche Classe gegen sich aufgebracht, ohne dadurch die andere zu thätiger Hülfsleistung anzuspornen. Darum sprach man von allgemeiner Handelsfreiheit; Coquelin meinte (Revue des deux mondes. März 1846) „es wäre Zeit, den französischen Tarif einer allgemeinen Revision zu unterwerfen, wenn es auch noch nicht an der Zeit sey, den Grundsatz unbeschränkter Handelsfreiheit trotz seiner Kraft und seiner wirklichen Fruchtbarkeit in Vorschlag zu bringen.“ Das Journal des Debats sprach sich im Laufe des April in ähnlicher Weise, doch noch sehr vorsichtig aus, da die Kammerwahlen bevorstanden und man so viele einflußreiche Leute nicht zum voraus stutzig machen durfte. Als aber die Wahlen entschieden waren, erfolgten die famos gewordenen drei Artikel über Handelsfreiheit vom 9, 12 und 15 Sept. im Journal des Debats.

Nun brach der Kampf los, wie ein durch Regengüsse geschwelltes Wildwasser, und die Fabrikanten gerietben in ungeheure Aufregung. Hätten sie genauer überlegt, so würden sie in den Restrictionen, die den Artikeln des Journal des Debats eingeflochten waren, bald herausgefunden haben, daß der Schlag nicht ihnen gelte, und daß, wenn man dennoch auf sie losschlug, es nur geschah, um sie in Aufregung zu bringen und zur Untersuchung der Lage ihrer Gewerbe anzuspornen, wo sie dann bald finden mußten, daß die Vertheuerung der Rohstoffe, die ihnen der Ackerbau und die Mineinduſtrie lieferte, ihr bedeutendster Feind sey. Coquelin sprach dieß endlich ganz offen aus, indem er sagte: „Bei dem jetzigen Zustand unter der Herrschaft des sogenannten Schutzsystems, das den Verkaufswerth aller Bodenerzeugnisse auf eine künstliche Art in die Höhe treibt, wird das, was für die Industrie von Vortheil seyn sollte, für sie zum Nachtheil. Was hilft es den Rohstoff im Innern zu finden, wenn er mehr kostet?“ Dadurch scheinen den Fabrikanten allmählich die Schuppen von den Augen gefallen zu seyn, und das Geschrei in ihren Journalen hat nachgelassen, aber der Zweck ist erreicht; sie sind aufgeschreckt aus ihrer Sicherheit, und sie werden die Hand, welche ihnen die Regierung bietet, ergreifen, um mit ihr gemeinsame Sache gegen diejenigen zu machen, welche ihnen dauernd die Rohstoffe vertheuern wollen. Nachdem so viel erreicht war, ist zuerst das Journal des Debats und dann die Revue des deux Mondes offener mit der Sache hervorgetreten. Letztere hat, nachdem sie am 15 Januar die Verordnungen über den Kohlenhandel, die dieß nothwendige

Digitized by Google

Material ganz unnütz vertheuern, und die Eisenzölle, am 1 März die metallurgische Industrie überhaupt abgehandelt, und die Schädlichkeit der Vertheuerung der nothwendigsten Metalle für die Industrie und den Ackerbau nachgewiesen, endlich die Hauptsache in Angriff genommen, und (1 Mai 1847) den Ackerbau und die Ackerbauproducte besprochen, diesesmal aber mit dem directen Zweck, die Aufhebung der Getreidezölle zu bevorworten: „Die Klagen der Ackerbauern," sagt er, „sind in so weit gegründet, als der französische Ackerbau wirklich leidet, daß er nur vegetirt, und daß seine Fortschritte, trotz allem, was man für ihn gethan hat, fast null sind; aber woher kommt dieser Zustand von Stockung? Statt ihn, wie es geschieht, der angeblichen Sorglosigkeit der öffentlichen Gewalten zuzuschreiben, wäre es nicht billiger, sich an den mißverstandenen Eifer der officiösen Vertheidiger des Ackerbaus zu halten, an die restriktiven Maaßregeln, zu denen sie um ihn zu fördern unaufhörlich auffordern? Sie wollen nicht, daß der Ackerbau in freier Luft gedeihe, ein natürliches Leben lebe, indem er die Grundlagen seiner Wohlfahrt in seinem Nutzen suche. Sie bestreben sich nur ihn in ein Treibhaus zu versetzen, ihm eine mit Privilegien, Beschränkungen und Hindernissen umschanzte Ausnahmsstellung, die man Lande stets neue Opfer auferlegt, zu verschaffen, denn sie sind, wie es scheint, überzeugt, daß der Ackerbau nur dann gedeiht, wenn er für diejenigen, die er ernähren soll, lästig ist."

Damit ist also aller Beschränkung der Lebensmitteleinfuhr der Krieg erklärt, und das Journal des Debats arbeitet, wenn auch minder offen, doch ganz sichtlich auf denselben Zweck hin. Es ist vollkommen deutlich, die Maaßregeln der englischen Regierung haben den französischen das Gesetz dictirt: was in England durchgeführt worden, kann nicht ohne mächtigen Einfluß auf Frankreich bleiben, und die Gelüste, eine Territorialaristokratie zu schaffen und zu begünstigen, Gelüste, welche die Regierung der alten Bourbone hegte und welche die jungen Bourbone durch die Macht des großen Grundbesitzes gezwungen fortsetzte, müssen in Folge des Riesenschritts, den England gethan hat, ihr Ende erreichen. Die mangelhafte Ernte des vorigen Jahrs, die Nothwendigkeit das bisher geltende Getreidegesetz zu suspendiren, wurde mit Geschick ergriffen, um die Sache vor das Forum der öffentlichen Meinung zu bringen. Der Kampf ist nun förmlich eingeleitet, und muß durchgefochten werden, schwerlich in diesem Jahre, aber im nächsten wird er unfehlbar auf die politische Bühne treten, und es fragt sich: sind die Regierung und ihre Schriftsteller im Stande, die öffentliche Meinung so zu bearbeiten, daß die Rücksichten des Privatinteresses davor weichen müssen? das ist eine große Frage; denn wenn in Holland und Belgien das Handelsinteresse verhältnißmäßig leicht das der großen Grundbesitzer überwiegt, so ist dieß nicht in Frankreich der Fall, wenn gleich die Landherren (Landlords wie die Engländer sagen), in Frankreich keine so geschlossene Körperschaft bilden, wie in England.

Es ist merkwürdig, wie die Franzosen immer noch alle, auch so ganz praktische Fragen, wie die über die Korngesetze mit einem philosophisch seyn sollenden, aus den Urtiefen der Nationalökonomie geschöpften Schnickschnack behandeln. So beweist Hr. Ch. Coquelin höchst gelehrt, daß der Grund- und Bodenbesitz, den die Natur umsonst gibt, nicht wie der Besitz eines Hauses zu betrachten sey; ein Haus das 100,000 Fr. koste, müsse, wenn man nicht Verlust erleiden solle, 6000 Fr. auf die eine oder andere Weise als Zins eintragen; das Land aber, das die Natur selbst gegeben habe, müsse an und für sich nichts einbringen, und bringe nur etwas ein, weil der Anbau einen disponiblen Ueberschuß ergebe, und dieser Ueberschuß natürlich dem zukomme, welcher über das Eigenthum des Bodens verfüge. Darum sey auch die Klage, daß harte Abgaben auf dem Grund und Boden Frankreichs lasten, ganz unsichhaltig, die Steuer treffe weder die Arbeit, die den Boden befruchte, noch den Verkaufswerth der Erzeugnisse, sondern vermindere nur den Antheil des Eigenthümers um etwa ein Siebentheil; die Grundsteuer, welche schon seit langer Zeit und unwandelbar bestehe, nehme dem Eigenthümer nichts, denn er habe ja nur das reine Einkommen nach Abzug aller Kosten angekauft, und unter diesen Kosten sey auch schon von jeder die Steuer mit begriffen gewesen. Mit diesem „Schnickschnack," wie wir derlei Auseinandersetzungen zu taufen gewagt haben, wird wohl kaum irgend jemand und die Grundbesitzer von Frankreich selbst, welche so oft Eigenthümer und Bebauer in Einer Person sind, am wenigsten befriedigt werden. Weit einfacher und ehrlicher ist man in England verfahren, wo man ohne allen Umschweif geradezu sagte: die Korngesetze vertheuern der großen Masse der Bevölkerung das Brod, sie stören den Handel, mindern den Absatz der eigenen Natur- und Kunsterzeugnisse, und sind aus allen diesen Gründen dem Ganzen der Nation nachtheilig, folglich müssen sie nach dem Grundsatz, daß der Vortheil des Einzelnen dem des Ganzen weichen muß, aufgehoben werden. Der Einwurf, daß die übermächtige Einfuhr fremden Getreides den Ackerbau im eigenen Lande vernichten, und daß die Felder von ihren Arbeitern verlassen werden würden, ist nichtig: denn der Ackerbauer in einem Lande wie Frankreich und England hat durch den Absatz vor seiner Thüre einen so großen Vorzug voraus, daß die fremde Zufuhr durchschnittlich nur einen sehr geringen Antheil an der Versorgung des eigenen Landes haben kann. Man hat den Verbrauch in Frankreich auf etwa 1 Litre Getreide für den Kopf täglich berechnet; dieß würde einen Gesammtverbrauch des Jahres von 125 Millionen Hectoliters geben, und wenn hievon die fremde Zufuhr auch nur den zehnten Theil decken sollte, so würde dieser 10te Theil, sage 12½ Millionen Hectoliterö, etwa 1 Million Tonnen ausmachen, nicht weniger als 4000 Schiffe à 250 Tonnen erfordern, und somit die Zufuhr dermaßen vertheuern, daß sie schon von selbst auf ein geringeres Maaß zurückgeführt würde.

Dagegen hat Hr. Coquelin auf eine sehr scharfsinnige Weise die Ansicht durchgeführt, daß eben die Korngesetze durch den Zwang, den sie dem Handel auflegen, die Production vermindern. Indem die Gesetze den Preis des Getreides künstlich vertheuern, muß der Absatz nach Außen, der in manchen Localitäten sich ergeben würde, aufhören, während im Gegentheil die Einfuhr durch den gesteigerten Preis angelvornt und da, wo sie irgend nöthig ist, durch den Zoll nicht gehindert wird. „Gehe es," fährt der Verfasser fort, aus diesem Verhältniß nicht klar hervor, daß ein solcher Zustand zur Verminderung des Anbaues führen muß? Indem es den Ackerbau eines Theils seines Absatzes beraubt ohne ihm andere Absatzwege zu öffnen, muß er nothwendig sich vermindern. Der Anbau des Getreides, der nützlichste von allen Zweigen des Ackerbaues, leidet in einem solchen Fall stets zuerst, aus doppeltem Grunde, weil die Waare wegen ihres Umfangs schwer aufzuheben und weil der Verbrauch seine Gränze hat; was nach Befriedigung der innern Bedürfnisse übrig bleibt, findet nie einen Abzug, und wird weil der äußere Absatz fehlt zur Last. Deßwegen steht man allenthalben, wo

Digitized by Google

dieß Protectionssystem vorherrscht, den Anbau des Getreides sich auf das in gewöhnlichen Jahren streng nothwendige sich beschränken. Daher bei der geringsten Mißernte ein wirklicher Mangel. Seit die restrictiven Gesetze in Frankreich in Kraft sind, d. h. seit den ersten Jahren der Restauration, hat die Ausfuhr der Ackerbauerzeugnisse fortdauernd abgenommen, während die Einfuhr nicht minder ihren Gang fortging. Umsonst wird man behaupten, daß der innere Verbrauch im Verhältniß zum Fortschritt der Bevölkerung und des Reichthums gestiegen sey. Es ist nicht wahr, daß dieser Fortschritt so groß und so rasch war, um eine solche Abnahme der Ausfuhr zu rechtfertigen, ja man könnte selbst auf sehr positive Angaben gestützt behaupten, daß einige der bedeutendsten Producte des Ackerbaues, z. B. Vieh, Pferde, Flachs u. s. w., im Verbrauch abgenommen haben. Ueberdieß steht man keinen Grund ein, weßhalb die Erzeugnisse des Ackerbaues sich nicht mit dem Bezehr steigerten. Warum ist der Ackerbau nicht dem allgemeinen Fortschritt gefolgt? Hat er etwa schon seinen Culminationspunkt erreicht? Im Gegentheil, er ist stationär geblieben, und dieß Phänomen eines stationären und fast rückschreitenden Ackerbaues den wachsenden Bedürfnissen gegenüber wäre unerklärlich, wenn es nicht seine Erklärung in den gewöhnlichen Folgen der Zwangsmaaßregeln fände."

Wir haben diesen langen Auszug mitgetheilt, um zu zeigen, welchen Weg Hr. Coquelin in seiner Beweisführung einschlägt. Frankreich hat keinen so riesenhaften Handel in Rechnung zu bringen wie England, wo die Mißverhältnisse der unnatürlichen Kornge[illegible] weit greller und sicht traten, zudem steht der französische Ackerbau entfernt nicht auf der Stufe des englischen, und Hr. Coquelin sucht deßhalb nachzuweisen, wie die französischen Kornge[illegible] auf den Ackerbau und dessen Bestand nachtheilig gewirkt haben. Es kommen indeß noch ganz andere Dinge in Betracht: der Ackerbau liefert der Industrie den Hanf, das Leder, die Wolle zu bedeutend höhern Preisen, weil sie durch Zölle gegen die fremde Einfuhr geschützt sind, und die Industrie muß diese erhöhten Preise tragen, was freilich durch das Schutzzollsystem nicht schwer ist, insoweit der Absatz in Frankreich in Rechnung kommt, wohl aber sehr zu berücksichtigen ist, wenn die Waare zum Lande hinaus auf den Weltmarkt geschickt wird. Diese theurere Versorgung der Industrie und das theurere Leben der Arbeiter sind die zwei Punkte, welche aus dem Wege geräumt werden müssen, wenn Frankreich in höherm Maaße mit England concurriren soll. England hat seiner Industrie alle diese Schranken hinweggeräumt, Frankreich muß folgen, und auch Deutschland muß diese Bahn je bälder je besser betreten. England ist in seinen financiellen Reformen nur durch das entsetzliche Unglück Irlands aufgehalten worden, muß aber, sobald dieß vorüber ist, sich ernstlichst bemühen, die Lebensmittelabgaben, wohl vor allem die Ruyzteuer aufzuheben; anderes wird dann folgen. Schutzzölle für Industrie und Schutzzölle für die Erzeugnisse des Landbaues sind zwei sehr verschiedene Dinge. Erstere kommen wenn sie vernünftig und mäßig angelegt sind, dem Ackerbau indirect zu gute, letztere schaden der Industrie und dadurch am Ende dem Ackerbau selbst. Denn nur ein wohlhabendes, durch Arbeit reiches Volk wird die Industrie heben, und den Erzeugnissen des Ackerbaues reichlichen und guten, vor allem aber stetigen Absatz verschaffen, denn ein stetiger gesicherter Absatz ist mehr, als zufällig hohe Preise. Coquelin verspricht in seinem letzten Artikel die unvermeidliche Rückwirkung seiner Vorschläge auf das Steuerwesen zu besprechen, und hier wird sich, wie seit Jahren in England und mit jedem Tage mehr in Deutschland, die Nothwendigkeit herausstellen die Steuern auf Lebensmittel jeglicher Art aufzuheben, und auf anderem Wege einen Ersatz für den Ausfall zu suchen. Daß wird in einem hochbesteuerten Lande schwer seyn, aber der Weg muß betreten werden, denn es zeigt sich immer mehr die Wahrheit des Satzes, daß derjenige Staat der reichste und mächtigste seyn wird, in welchem man, wenn auch nur verhältnißmäßig, am wohlfeilsten lebt.

Ueber neuere Landsenkungen.

In der Versammlung der Londoner geologischen Gesellschaft vom 24 Febr. las Hr. J. Smith eine Mittheilung über diesen Gegenstand vor. Er gab die Resultate genauer Messungen der Stehöhe über dem Boden des berühmten Serapistempels bei Pozzuoli. [1] Diese Messungen fanden statt in den Jahren 1819, 1826, 1838, 1843 und 1845 von den Herren Smith, Prof. Forbes und Cav. Niccilini, und beweisen ein allmähliches Sinken des Bodens, auf dem der Tempel steht, um etwa einen Zoll jährlich. Hr. Smith gibt noch andere Beweise des Sinkens aus einer Zeichnung, die in der zu Rom im J. 1652 erschienenen „Vera antichità di Pozzuoli" mitgetheilt ist, und wo Kirchen zwischen den drei Säulen und dem Meere stehen. Diese Kirchen, so wie zwei Seemauern, die innen nach einander zum Schutze der Straße gebaut wurden, sind von dem Meere weggewaschen worden. Hr. Smith gab sodann eine Menge historischer und geologischer Beweise für das Sinken einzelner Theile der Küste der Normandie, der Bretagne und der Canalinseln. Die Stümpfe der Bäume stehen aufrecht im Meere an Stellen, wo bei Hochwasser das Meer 60 Fuß tief ist. Hr. Smith hat aus Manuscripten des neunten Jahrhunderts in der Bibliothek von Avranches gefunden, daß die Bäume um diese Zeit ganz ruhig ins Meer versanken. Auch sollen an der Küste der Normandie augenscheinlich künstliche Linien, wahrscheinlich Steinmauern sich zeigen, die unter dem Wasser fort in die See hinauslaufen, und das Senkblei bringe oft Bruchstücke von Backsteinen und Ziegeln herauf, die nur den Resten untergegangener Gebäude angehört haben können.

Ein Ausflug von Görz nach Raibl in Kärnthen im October 1846.

(Fortsetzung.)

Flitsch ist ein hübscher Marktflecken, 9½ Meilen von Görz, der Hauptort einer Cameralherrschaft mit 2100 Einwohnern, welche meist der slavischen auch durchgehends der deutschen Sprache kundig sind. Sie sind sehr betriebsam und nähren sich vom Fuhrwesen, Leinwandweberei, vorzüglich aber vom Haushandel. Merkwürdig ist das in der Nähe gelegene Dorf Zersetsche mit 1000 Einwohnern, welches beinahe acht Monate des Jahres von seiner Sonne beschienen wird. So werden die Menschen bei der Wahl ihres Wohnortes, wie bei jener ihres Berufes, öfter durch den vermeintlichen Zufall, als durch die Erkenntniß ihres wahren Vortheils bestimmt, und haschen blindlings nach dem was ihnen ihr kurzes Dasyn verbittert und verleidet. Während unserer Mittagsrast bedeckte der 8462 Fuß hohe Mangert oder Manhart, dessen Gipfel man von Flitsch aus wahrnimmt, sein graues Haupt mit einer Wolkenkapuze, was anzudeuten schien, daß der mürrische Alte an Bayeuns leide, und uns ein Douchebad auf die Köpfe herabzuschütten nicht abgeneigt sey. Unser Besorgniß war nicht ungegründet; Nacht und Regen überfiel uns am Fuße des Predil, über dessen 3718 Fuß hohen Rücken sich die nach Kärnthen führende Straße schlängelt. Eingeengt zwischen himmelhohen Bergwänden am Rande unermeßlich tiefer Klüfte, in denen

[1] Duell hat in seinem Lehrbuch der Geologie (Uebersetzung von Dr. E. Hartmann 1835) den jetzigen Zustand des Serapistempels als Titelkupfer mitgetheilt. In einer Höhe von etwas acht Fuß sind die drei aufrecht stehenden Säulen drei bis fünf Fuß weit von Pholaden durchbohrt, ein Beweis, daß diese Säulen sich zu einer gewissen Zeit 12 bis 15 Fuß tief im Wasser gesenkt und wieder gehoben haben müssen. Da der untere Theil bis zur Höhe von etwa acht Fuß nicht von Pholaden durchbohrt ist, so muß dieser wohl durch Trümmerschutt gehoben gewesen seyn.

A. d. R.

Digitized by Google

grimmige Wilddächse zwischen ihren bewaffneten Kerkerwänden fühnen, unter dem Trauerflor einer regnerischen Nacht fühlt man ein Alpdrücken im buchstäblichen Sinne des Wortes. Wie so winzig klein erscheint die zweibeinige Ameise, der Mensch, am Fuße dieser Erzgebornen Gaia's, die sich im wilden Titanenkampfe der Urwelt ihre gegenwärtige, Ehrfurcht gebietende Stellung erobérten.

Erst um 10 Uhr Abends langten wir in Raibl, dem Ziele unseres Ausfluges an. Dieser Ort, $12^1/_2$ Meilen von Görz gelegen, ist wegen seiner reichen Bleigruben und der wildromantischen Schönheit seiner Lage sehenswürdig. Es enthält in 68 Häusern 471 Einwohner, die sich durchgehends vom Bergbau nähren. Der Königsberg bildet gegen Mitternacht, wie der Prediel gegen Mittag, die Gränzmarke des Raibler Thales. Als ein Glied der karnischen Alpen erhebt er sich in Gestalt eines mächtigen vereinzelten Kegels, welcher nordwestlich durch das Kaltwasserthal, östlich durch das Raiblerthal von den nächsten Gebirgen isolirt wird. Nur im Süden hängt er mittelst einer schmalen Einsattelung mit der Hauptgebirgskette zusammen, deren Kamm die Gränze zwischen Kärnthen und dem Küstenlande bildet. Die höchste Kuppe dieses grotesken Felsenkegels erhebt sich 1007,79 W. Kl. über den Spiegel des adriatischen Meeres. Der Name Königsberg scheint ihm theils wegen seines Volzen, majestätischen Ansehens und seiner vereinzelten gebieterischen Stellung, theils wegen des Reichthums seiner Bleigruben beigelegt worden zu seyn. Seine Masse ist Kiesskalk, ruhend auf rothem Hornstein und grünem Diorit-Porphyr von ausgezeichneter Schönheit, und diese sind wieder aufgelagert dem Grauwackengebirge, welches in nördlicher Richtung gegen das Gailthal fortläuft. An dem südlichen Abhange des Königsberges befindet sich 310 W. Kl. über der Thalsohle ein Bergwerg, der Klein- oder Erzkönigsberg genannt, in dessen Schooße aller Metallreichthum abgelagert ist. Daß dieses Bergwerk schon vor Erfindung des Pulvers bearbeitet wurde, erkennt man aus mehrern Strecken, welche bloß mit Schlägel und Eisen betrieben wurden; seit wann es aber bestehe, läßt sich nicht genau erheben. Es gehörte früher Privatgewerken, von denen es das kaiserliche Aerar im J. 1762 käuflich an sich brachte. Gegenwärtig theilt sich der Bleibergbau in Raibl in den des Aerars und des Gewerken Struggel. Der Grubenbau erreicht eine Höhe von 250 W. Kl. über und eine Tiefe von 75 W. Kl. unter der Thalsohle. Die Bergbauyen, von denen 360 bis 370 vom Aerar, 100 bis 150 von dem Gewerken Struggel unterhalten werden, arbeiten in achtstündigen Schichten, deren sie in einer Woche sechs verfahren. Auch auf Galmei wird wieder seit dem Jahre 1843 nach einer Unterbrechung von 26 Jahren gebaut.

Die Menge des gewonnenen Bleies beläuft sich auf 7000 bis 8000 Centner. An Rohgalmei wurden seit 1843 bei 5000 Centner erzeugt. Das im tiefsten Punkte der Grube sich sammelnde Wasser, an 5000 Kubikfuß in 24 Stunden, wird durch eine Wassersäulenmaschine mit Kolbendämeerung mittelst eines doppelt wirkenden Saug- und Druckwerkes ohne Unterbrechung bis auf den 63 Kl. höher liegenden Kaiserfranz-Erbstollen gehoben, durch welchen dann das Grubenwasser gemeinschaftlich mit dem zum Betriebe der Maschine erforderlichen Aufschlagwasser zu Tage abfließt. Dieses Bergwerk liefert einen Reinertrag von 20,000 bis 30,000 fl. des Jahres. Die Ergiebigkeit desselben kann, wenn sich der jetzige Bleireis erhält, noch gegen 40 bis 50 Jahre dauern, wofern nicht neue Ermittel aufgeschlossen werden, wozu man aber viel Hoffnung hat. Die Stellen sind überall aus festem Gestein gebauen und bedürfen weder der Zimmerung noch Mäuerung. Darum hat auch der hiesige Bergmann nichts von den mannichfachen Gefahren zu befürchten, denen seine Zunftgenossen in andern Bergwerken, vorzüglich in dem Quecksilberbergwerke zu Idria ausgesetzt sind, wo noch im Monate November des verwichenen Jahres ein schrecklicher Grubenbrand ausbrach, bei dem drei Beamte und zehn Hauer das Leben einbüßten. — Neu und ergötzlich kam mir die hierorts gebräuchliche Grubenfahrt vor. Man rutscht nämlich sitzend auf zwei parallel einen Schuh weit auseinander stehenden Wellbäumen, die man mit den Füßen umklammert, unter einem Winkel von 50 bis 60 Grad von Stellen zu Stellen in eine Tiefe von je 15 Klafter wie von einem russischen Eisberge blitzschnell herab.

Die Heiterkeit des anbrechenden Morgens bewies mir, daß mein Glücksstern, der mich auf allen meinen früheren Reisen stets mit dem schönsten Wetter begünstigte, sich nur theilweise getrübt hatte, um mich mit der ganzen Pracht einer Schweizerlandschaft zu überraschen; denn der Regen war während der Nacht in Schneegestöber übergegangen und hatte dem Königsberge und seinem ganzen ansehnlichen Hofstaate in der Umgebung ein gletscherähnliches Ansehen gegeben. Der friedliche Weiler am Fuße desselben, sonderen die fünffach gezackte Felsenwand, die einer gezahnten Burgzinne ähnelt, und den Namen der fünf Spitzen trägt, der smaragdgrüne Spiegel des Raiblersees, mit dem ihm entsprudelnden Forellenbache, die am Fuße bewaldeten, am Gipfel greteek verklüfteten, mit Schnee verstiberten Alpen, deren Busen mit Spuren zerstörender Lawinen benarbt ist, hie und da malerische Wasserfälle — alle diese Reize im Abglanze des azurnen, fleckenlosen Himmels erfüllten mich mit einem unaussprechlichen Entzücken. Ungern nahm ich Abschied von diesem bezaubernden Thale, um den Weg über den Prediel, den ich im nächtlichen Dunkel zurückgelegt hatte, beim Tageslichte zu besehen. Meine Blicke schweigten im Anschauen der unendlich abwechselnden Mannichfaltigkeit dieser majestätischen Berge, um deren Silberscheitel zerrissene Gewölke gleich wehmüthigen Traumbildern aus ihrer Jugendzeit flatterten, und von deren tief gefurchten Wangen unzählige Bächlein gleich Thränen herabriefelten. Was könnten sie nicht alles erzählen, diese Altväter der Erde, von den zahllosen Geschlechtern, die an ihnen vorüberzogen und deren Staub und Name spurlos verschwand! — Diese Stelle ist auch ausgezeichnet durch eine denkwürdige Begebenheit, wovon eine kurze Beschreibung nicht unwillkommen seyn dürfte. [1]

(Schluß folgt.)

Rothes Wasser im See von Troki.

(Wiedrische Blene. 9 April.)

In den letzten Tagen des verflossenen Octobere erhielt das Wasser in der Bucht eines Sees in der Nähe von Neu-Troki, vier Meilen von Wilna, mit einemmal eine rothe Farbe. Alle Einwohner der Stadt waren über diese Erscheinung erstaunt, viele derselben füllten Flaschen mit diesem Wasser an, und schickten sie an ihre Bekannten. Einige derselben, welche Gelegenheit hatten das Wasser zu sehen und einer Untersuchung zu unterwerfen, behaupten diese ungewöhnliche Erscheinung habe keine Aehnlichkeit mit dem Blutregen (?) der kürzlich in Frankreich bei einem furchtbaren Sturme fiel, noch mit den rothen Flecken auf den Blättern der Bäume, die manchmal bei starem Wetter erscheinen, noch auch mit der Umwandlung des gewöhnlichen Wassers in rothes, wie man es in einigen südlichen Gegenden bemerkt hat. Das Wasser aus dem See von Troki hat wirklich eine rothe Farbe, doch ist sie nicht rein, und man kann sie mit der Farbe eines trübgewordenen rothen Glases vergleichen. Wenn man das Wasser in einer Flasche oder einem Glase schüttelt, so färbt es sich gleichmäßig mit dem rothen Stoffe, läßt man es aber nur eine halbe Viertelstunde ruhig stehen, so steigt er auf und bildet eine rothe Schicht, die sich in viele, gleichsam plötzlich an den Rändern sich bildende Anstöße theilt; diese Schichte zeigt eine dunkelrothe Färbung. Dieser Farbestoff löst sich nicht in dem Wasser auf, sondern schwimmt immer auf der Oberfläche; läßt man das Wasser durch ein Papier laufen, so wird es immer rein, und auf dem Papier bleibt ein blaulichrother Fleck zurück. Betrachtet man diesen durch ein Augenglas, so kann man leicht die faserige Structur bemerken, und durch ein 600fach vergrößerndes Mikroskop entdeckt man leicht seine Pflanzennatur. Es herrscht nicht der mindeste Zweifel, daß dieser Farbestoff, der sich in den Wassern des Sees von Troki zeigt, den Wasserpflanzen angehört.

[1] Diese Beschreibung ist ein Auszug jener, welche der kaiserl. kgl. Hauptmann Hr. Franz Plan vor vier Jahren in der Klagenfurter Zeitschrift Karinthia einrücken ließ.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 118. 18. Mai 1847.

Schilderungen aus Brasilien.

(Travels in the Interior of Brazil during the years 1836—1841. By G. Gardiner.)

1. Rio Janeiro.

Da ich während meiner medicinischen Studien einen großen Theil meiner freien Zeit dem Studium der Naturgeschichte überhaupt und namentlich dem der Botanik gewidmet hatte, und meine Einbildungskraft aufgeregt war durch die lebendigen Schilderungen, welche Humboldt und andere Reisende von der Schönheit und Mannichfaltigkeit der Naturerzeugnisse tropischer Länder, der Pracht ihrer Berglandschaft und dem Glanz ihres Himmels gegeben hatten, so ergriff mich der glühende Wunsch, solche Gegenden zu besuchen. Mein früherer Lehrer in der Botanik, Sir W. H. Hooker, schlug mir namentlich Südamerika vor, und ich wählte Brasilien als das beste Feld für meine Forschungen aus, da dieß ungeheure Reich zwar vielfach von deutschen und französischen Naturforschern, doch selten von englischen besucht worden war, ganze Provinzen, namentlich im Norden, lagen noch als jungfräuliches Feld dem künftigen Reisenden offen, und diese wünschte ich zu durchwandern. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, verließ ich Glasgow am 14 Mai 1836, schiffte mich am 20ten desselben Monats zu Liverpool ein, und betrat den Boden von Brasilien zu Rio Janeiro am 23 Julius.

War schon der Anblick des Landes und der Pflanzenwelt unendlich verschieden von dem der Heimath, so waren es noch mehr die Menschen, denn geraume Zeit sah ich kaum ein weißes Gesicht. Die zahlreichen kleinen Boote, die im Hafen den Dienst versahen, waren durchaus mit Schwarzen bemannt, die langen schmalen Straßen wiederum dicht gedrängt mit Schwarzen, deren Ausdünstung fast unerträglich war; die Buden, deren Fenster und Thüren den ganzen Tag offen stehen, waren mit Mulatten oder fast eben so dunkelfarbigen Portugiesen besetzt. Vom Schiff aus gesehen hatte die Stadt durch ihre Lage, die große Zahl der mit Kalk frisch geweißten Kirchen und Häuser etwas Imponirendes, aber der nähere Anblick zerstörte die Täuschung. Die Straßen sind nicht nur eng und schmutzig, sondern auch schlecht beleuchtet und noch schlechter gepflastert, obgleich die Berge in der unmittelbaren Umgebung aus dem schönsten Granit bestehen. Die Häuser sind sehr solid gebaut, meist aus Granit, gewöhnlich in zwei oder drei Stockwerken, auch scheinen die Einwohner sehr zu wünschen, der Stadt ein europäisches Ansehen zu geben. Dieß ist bereits in großem Maaße gelungen, theils durch das Einströmen von Europäern, theils durch diejenigen Brasilianer, welche Europa um ihrer Bildung oder um des Vergnügens willen besuchten; selten sieht man jetzt mehr die seltsame Kleidung von Damen und Herren, wie im Anfang des Jahrhunderts; nur noch einige alte Frauen, meist Mulattinnen, bemerkt man mit dem hohen Kamm und der Mantilla, und der Federhut so wie die Goldschnallen sind so gut wie verschwunden. Damen und Herren kleiden sich jetzt nach der neuesten Pariser Mode, und beide tragen außerordentlich gern Edelsteine und andern Schmuck. Eine der schönsten Straßen der Stadt ist die Rua d'Ouvidor, nicht als ob sie breiter, reinlicher und besser gepflastert wäre als die andern, sondern weil die Läden darin meist von französischen Modistinnen, Schmuckhändlern, Schneidern, Buchhändlern, Zuckerbäckern, Schuhmachern und Barbierern besetzt sind. Diese Läden sind mit einer Eleganz ausgerüstet, die der Reisende durchaus nicht erwartet; viele sind mit mächtigen Glasfenstern versehen, wie man sie jetzt in jeder größern Stadt Englands findet. Die Rua d'Ouvidor ist in der That die Regentstreet von Rio, und fast jede europäische Luxuswaare ist hier zu bekommen.

Von den vielen europäischen Kaufleuten, meistens Engländern, wohnen wenige in der Stadt, denn sie haben meist ihre Landhäuser in den Vorstädten.

Gleich nach meiner Landung wohnte ich in einem italienischen Hotel, verließ dieß aber bald, um mich bei einer alten englischen Frau einzuquartiren, die seit dreißig Jahren im Lande gelebt hatte. Die Wohnung lag anderthalb bis 2 Stunden von der Stadt in einem schönen Thale, das von der Vorstadt Engenho Velho nach dem Corcovadoberge sich hinstreckt, und von dem kleinen Bach, welcher durchfließt, Rio Comprido heißt. Hier schlug ich mein Hauptquartier für etwa fünf Monate auf, und machte während dieser Zeit Ausflüge in allen Richtungen um die Stadt, namentlich in die Gebirge, die alle mit dichtem Urwalde bedeckt sind, in die feuchten Thäler, in die sumpfigen Striche nördlich von der Stadt nach den Ufern des Meeres und auf die Inseln der Bucht. Von diesen Ausflügen kehrte ich zurück mit einer reichen botanischen Ernte, abgesehen von zahlreichen Beiträgen zu andern Zweigen der Naturgeschichte. Da ein ewiger Frühling und Sommer in diesem glücklichen Klima herrscht, und fast jede Pflanze ihre eigene Blüthezeit hat, so zeichnet sich jeder Monat durch eine andere Flora aus, so daß ein Aufenthalt von einigen Monaten nur eine unvollkommene Kenntniß der Reichthümer dieser Pflanzenwelt gewähren kann.

Das ganze Land um Rio ist wesentlich granitisch, und alle Felsen gehören zu derjenigen Art, die man Gneisgranit nennt,

Digitized by Google

weil sie entschiedene Kennzeichen der Schichtung an sich tragen. Die Berge laufen gewöhnlich in Ketten ohne besondere Richtung und sind von jeder Größe, kleine Hügel bis zu Bergen von 2 bis 3000 Fuß über dem Meere. Die Höhen dieser Berge, wie der Pic von Tejuca, der Corcovado und die Gavea, sind gegen Südost kahl und scharf abgeschnitten, während sie nordwärts allmählich ansteigen und bis an die Gipfel bewaldet sind. Obwohl diese Bergabhänge seit unendlich langer Zeit mit ihren mächtigen Wäldern bedeckt sind, ist doch die darauf ruhende Erdschichte sehr dünn, was aus den schweren Regen zuschreiben kann, welche die Erde selbst und die Materialien, aus denen sie sich bildet, in die Thäler hinabschwemmen, wo dann die fruchtbare Erdschichte oft viele Fuß tief liegt. Daher sind die tiefen Thäler, welche die Bergketten durchschneiden, die Hauptsitze des Ackerbaues, und einige derselben, namentlich in der Nähe der Stadt, sind dicht mit Wohnungen besetzt, welche mit Kaffee-, Orangen-, Bananen- und Mandioca-Pflanzungen umgeben sind. Viele der niedrigern Berge um die Stadt sind gleichfalls entholzt und mit Kaffeebäumen bepflanzt, aber diese Pflanzungen waren, als ich die Stadt verließ, zu jung, als daß ich mir einen rechten Begriff von ihrem möglichen Erfolg hätte machen können. Unter der Pflanzenerde ist ein Lager von röthlichem Thon, der sehr zäh ist, wenn er naß wird. Er ist oft 30 bis 40 Fuß dick und nicht dieser Provinz eigenthümlich, da ich ihn in allen Theilen Brasiliens, die ich durchreiste, gefunden. Er enthält häufig Rollsteine, die sowohl aus abgerundeten als eckigen Gneis-, Granit- und Quarzstücken bestehen und ist oft von Sand- und Kieslagern durchsschossen. Es geht hieraus hervor, daß der Boden um Rio an und für sich nicht besonders reich ist, und in der That, was dem Fremden bei seiner Ankunft zuerst auffällt, ist die anscheinende Armuth des Bodens neben dem Reichthum des Pflanzenwuchses. Ohne die Feuchtigkeit der Atmosphäre, den schweren Thau in der trocknen Jahreszeit und die Regen in der nassen, verbunden mit der Hitze einer tropischen Sonne wäre der größte Theil des Landes unmittelbar um Rio her nicht des Anbaues werth. Die geringe Menge Boden, die oft für eine Pflanze hinreicht, ist für einen Europäer in der That erstaunlich. Felsen, auf denen kaum eine Spur Erde zu bemerken ist, sind mit Velloziae, Tillandsiae, Melastomaceen, Cactus, Orchideen und Farnkräutern in voller Lebenskraft bedeckt.

Das Klima von Rio hat sich durch das Ausroden der Wälder in seiner Nachbarschaft sehr geändert: vorher konnte man die Jahreszeiten kaum, wie jetzt, in nasse und trockne theilen; Regen fielen so ziemlich das ganze Jahr hindurch und Gewitter waren nicht nur häufiger sondern auch heftiger. Die Feuchtigkeit hat sich so sehr vermindert, als die Wasserversorgung der Stadt dadurch litt, und die Regierung hat in Folge dessen die weitere Zerstörung der Wälder an der Corcovadoseite in der Nähe des Ursprungs der Wasserleitung verboten. Während der Monate Mai bis September, was sowohl die trockene als kühle Jahreszeit ist, zeigt sich das Klima gewöhnlich in seiner ganzen Annehmlichkeit. Die mittlere Temperatur des Jahrs ist 72° F. (17,°° R.). Obgleich während der trockenen Jahreszeit häufige Schauer fallen, sind sie doch nicht mit den fortdauernden Regen der andern Jahreszeit, die gewöhnlich im October beginnt, zu vergleichen. Die regenreiche Jahreszeit tritt gewöhnlich mit heftigen Gewittern ein, welche am häufigsten Nachmittags kommen.

Die Bevölkerung von Rio besteht hauptsächlich aus Portugiesen und ihren weißen und farbigen Nachkommen; die im Lande gebornen heißen Brasilianer, und seit der Gründung der Unabhängigkeit im J. 1820 herrscht zwischen ihnen und den gebornen Portugiesen eine böse Stimmung, die sich jedoch mehr in den untern als in den höhern Classen zeigt, und vielleicht in den innern Provinzen weit heftiger ist als an der Küste. Wo ein Tumult oder Auflauf im Innern statt findet, — und solche Vorfälle sind nur allzuhäufig, — fallen die armen Portugiesen als die ersten Opfer und werden mitleidslos niedergemetzelt und geplündert. Trotz dieser Mißhandlungen kommen jährlich Hunderte an, um ihr Glück in dem Lande zu machen, das einst der reichste Edelstein in der Krone Portugals war. Diese, die sich in Brasilien Weiße nennen, verdienen kaum diesen Namen, da wenige Familien, die lange im Lande waren, ihr Blut unvermischt erhielten. Die Bewohner von Rio sind im allgemeinen klein und schmächtig, und unterscheiden sich auffallend von den schönen, hochgewachsenen Leuten aus den Provinzen San Paulo und Minas Geraes, ja selbst von denen mancher nördlichen Provinzen. Der Brasilianer ist allenthalben sehr höflich und äußerst selten ungastlich, namentlich in den minder besuchten Theilen des Landes; er ist mäßiger im Trinken als im Essen, und dem Schnupfen und Rauchen sehr ergeben, daher das Vorherrschen der Dyspepsie und Nervenleiden. Die Ehe ist minder gewöhnlich in Brasilien als in Europa, ein Umstand, der die unter beiden Geschlechtern herrschende größere Sittenlosigkeit erklärt. Die Weiber sind gewöhnlich klein, in der Jugend hübsch und angenehm, in spätern Jahren aber werden sie sehr fett, eine Folge des guten Lebens und der geringen Bewegung, die sie sich machen. In Rio und andern größern Städten kommen sie stets mit Fremden zusammen, in den meisten Theilen des Innern ist dieß aber nicht der Fall, denn dort bleiben sie scheu, obwohl äußerst neugierig. Ich habe mehrmals wochenlang in Häusern gewohnt, wo ich wohl merkte, daß Frauenzimmer sich befänden, habe aber nie etwas anderst von ihnen gesehen, als ihre dunkeln Augen, mit denen sie durch die Thürritzen der innern Gemächer blickten. In den entlegenern Provinzen, wie Goyaz, Matto Grosso, Piauhy u. s. w. sind sie der Pfeife fast so sehr ergeben wie die Männer. Zu Rio sieht man selten eingeborne Indianer, und ich befand mich mehrere Monate im Lande, bis ich einen einzigen zu Gesicht bekam. Die braunen Bootsleute im Hafen, die man für Indianer hielt, sind, wie Spix und Martius schon bemerkten, Mulatten von verschiedenen Farbenstufen.

Viel ist über die Sklaverei in Brasilien geschrieben worden, es ist dieß aber ein Gegenstand, der viel größere und längere Beobachtungen erfordert, als die meisten darauf verwendet haben, die ein Langes und ein Breites darüber schrieben. Von europäischen Einwohnern werden den Fremden bei ihrer Ankunft, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, die lächerlichsten Geschichten erzählt. Eines der neuern Werke über Brasilien, das bei seiner Erscheinung am meisten Anklang in Europa fand, ist vielleicht am wenigsten verläßlich, und ich weiß aus guter Quelle, daß manche sich ein boshaftes Vergnügen daraus machten, den Verfasser mit den lächerlichsten Lügen vollzustopfen. Im J. 1825 schätzte Humboldt die Bevölkerung Brasiliens auf 4 Mill. darunter 920,000 Weiße, 1,960,000 Neger und 1,120,000 Mischlinge und Indianer. Das Verhältniß der farbigen Race zur weißen wäre also hier wie 3 : 1. Spätere Schätzungen ergaben fünf Millionen und das Verhältniß der Weißen zu den Farbigen stellte sich wie 4 : 1. Als die Einfuhr neuer Sklaven für ungesetzlich erklärt wurde, nahm man an, dieß Verhältniß würde sich schnell ändern, was auch, wenn nicht dennoch neue

Digitized by Google

Einfuhr stattgefunden hätte, sicherlich der Fall gewesen wäre, denn die Zahl der Todesfälle unter der Sklavenbevölkerung ist bedeutend größer als die der Geburten. Dieß kommt nicht von Mißhandlungen her, wie manche behaupteten, sondern von dem Umstand, daß stets weit mehr Männer als Weiber eingeführt wurden. Auf manchen Pflanzungen im Innern ist das Verhältniß der Weiber zu den Männern oft wie 1 : 10. Im Diamantendistrict sind die Weiber sehr selten. Die Einfuhr von Sklaven hat fortgedauert, und während der fünf Jahre, die ich in Brasilien zubrachte, war die Einfuhr dem Gegehr selbst in den entferntesten Theilen des Reichs so ziemlich gleich. Ich sah oft Ladungen von 100 bis 300 Sklaven ans Land setzen, und stieß während meiner Reise im Innern auf Transporte von Sklaven, die nicht ein Wort Portugiesisch verstanden; diese Transporte sind stets von Bewaffneten geleitet, und die bereits Angekauften tragen nicht selten kleine Lasten, meist von Ackerwerkzeugen. Aus diesen Transporten macht man gar kein Geheimniß, und die obrigkeitlichen Personen sind nicht selten selbst die Käufer; auch erhalten sie gewisse Procente, um ihr Stillschweigen zu erkaufen. Der hohe Preis der Sklaven ist eine starke Versuchung zur Einfuhr, und man behauptet, wenn von drei Ladungen nur Eine durchkomme, so ergebe dieß noch einen hübschen Gewinn.

Vor meiner Ankunft in Brasilien hatte ich nach den in England verbreiteten Gerüchten geglaubt, die Lage der Sklaven in diesem Lande sey die elendeste, die man sich denken könne, und gleich bei meiner Ankunft hörte ich manches, was diese Ansicht zu bestätigen schien. Aber während meines mehrjährigen Aufenthalts im Lande, wo ich mehr zu sehen Gelegenheit hatte als die meisten Europäer, fand ich Gründe genug meine frühern Ansichten zu ändern. Ich bin kein Freund der Sklaverei, glaube aber nicht, daß ein brasilianischer Sklavenhalter ein grausames Unthier sey. Trotz meiner vielfachen Erfahrung kamen mir nur sehr wenige Beispiele muthwilliger Grausamkeit vor Augen. Schon das Temperament der Brasilianer ist dem entgegen, denn er ist träg und indolent, so daß er manches an einem Sklaven übersieht, was Leute von thätigem und energischem Sinne streng bestrafen würden. Europäer von solchen Anlagen sind nicht selten die härtesten Herren.

Die Sklaven können nach Gefallen von den Herren selbst gezüchtigt werden, man schickt sie aber in Rio häufig nach der Calobouça, wo die Polizei gegen ein kleines Entgeld die Züchtigung vornimmt. Manche Vergehen, die nur mit wenigen Hieben bestraft werden, hätten in England Tod oder Deportation zur Folge; nur wegen sehr ernster Verbrechen werden Sklaven ganz den öffentlichen Tribunalen überlassen, da sie dann für den Eigenthümer völlig oder wenigstens für sehr lange Zeit verloren sind. Auf den weiten Pflanzungen werden die Sklaven sehr gut gehalten, und ich habe auf solchen gelebt, wo 3 bis 400 Sklaven waren, die ich, wenn ich es nicht vorher gewußt hätte, nie für Sklaven gehalten haben würde. Die Hausſklaven sind vielleicht noch besser daran, ihre Arbeit ist leicht, und sie werden gut gekleidet und genährt; die brasilianischen Frauen sind ich stets sehr freundlich gegen ihre männlichen und weiblichen Diener, namentlich gegen die letztern, wenn sie als Ammen gedient hatten. Auf Pflanzungen, die keinen Arzt haben, fand ich oft die Frau des Grundeigenthümers die Kranken selbst im Hofspital pflegen.

Die Sklaven haben indeß sehr verschiedene Anlagen: bei der Art des Negers, seiner hinreichend erwiesenen mangelhaften Fassungskraft, dem Mangel an aller Bildung, der Kenntniß seiner Stellung in der Gesellschaft und der fast unfehlbaren Sicherheit, daß er sich nie über dieselbe erheben kann, dürfen wir uns nicht wundern, daß sich unter ihnen einzelne finden, die gegen allen Zwang sich stemmen und allen Lastern ergeben sind. Die Nothwendigkeit, solche Uebelgesinnte im Zaum zu halten, hat zur Annahme geführt, daß die Peitsche überall und allgemein im Gebrauch sey. Vergleicht man die Fähigkeiten des Negers mit denen des eingebornen Indianers, so muß man zu Gunsten des letztern entscheiden. Es ist ein großer Beweis der mangelnden Begabtheit des Negers, daß selbst in den entferntesten Theilen des Reiches drei oder vier Weiße so viele Hunderte von Negern in einem Zustand gänzlicher Unterwürfigkeit halten. Mit den Indianern wäre dieß nie möglich, denn auch sie machte man einst zu Sklaven, und noch jetzt geschieht es manchmal an der nördlichen und westlichen Gränze, obwohl gegen das Gesetz. Bei dem Indianer sind die thierischen Neigungen minder stark entwickelt, als beim Neger, darum ist er sanfter in seinem Wesen, duldet aber zugleich auch weit weniger Zwang.

Der Charakter der Neger wechselt sehr nach den verschiedenen Nationen. Die aus dem nördlichen Afrika sind bei weitem die schönsten Racen; die Sklaven in Bahia sind schwerer zu leiten als die in irgend einem Theil Brasiliens, weil sie fast sämmtlich von der Goldküste sind; nicht nur sind Männer und Weiber schlanker und schöner geformt, als die von Mozambique, Benguela und andern Theilen Afrika's, sondern ihre geistige Kraft ist auch größer, was vielleicht eine Folge der nahen Verbindung mit Mauren und Arabern ist; viele unter ihnen können arabisch schreiben und lesen. Sie sind einiger unter einander als die andern Völker, und wenn sie einen Aufstand beabsichtigen, bewahren sie ihr Geheimniß besser.

Im allgemeinen muß ich noch sagen, daß ich bei Vergleichung der Lage der Sklaven in Brasilien mit der der Culis in Mauritius und Indien der erstern den Vorzug geben muß, so sehr ich auch immer noch mit Sterne ausrufen möchte: „Sklaverei, du bist ein bitterer Trank!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug von Görz nach Raibl in Kärnthen im October 1846.

(Schluß.)

Um bei dem im Jahre 1809 gegen Frankreich bevorstehenden Kriege die Gränzen Oberkärnthens zu sichern, wurden als Sperrpunkte der Hauptzugänge die Schlossbergshöhe von Sachsenburg, die felsige Bergabdachung von Tschalowai, oberhalb Malborghette und der höchste Straßenpunkt auf dem Berge Predeil zwischen dem Orte gleichen Namens und Oberdrevit zur Vertheidigung bestimmt. Der nahe bevorstehende Ausbruch der Feindseligkeiten gestattete nicht den mindesten Zeitverlust, und erlaubte daher auch keine soliden Befestigungen als die Erbauung von Blockhäusern. Das Blockhaus auf dem Berge Predeil befand sich dicht an der Straße auf einem Absatze des unbewaldeten Bergkammes, der Landshöhe genannt. Es maß 10 Kl. auf jeder Seite und wurde durch ein kleines Vorwerk auf der andern Seite der Straße unterstützt. Von diesem Punkte aus konnte die Hauptstraße nebst den nächsten Umgebung durch Geschütz und Musketenfeuer wirksam bestrichen und dem Feinde die Annäherung möglichst erschwert werden.

Befehlshaber der Verschanzung war der k. k. Ingenieurhauptmann Hermann. Er, so wie sein Waffenbruder Hauptmann Hensel, der in Malborghette befehligte, hatten sich freiwillig zur Vertheidigung dieser wichtigen Posten gemeldet, und leiteten selbst den Bau dieser ihnen anvertrauten Werke. Bei dem Rückzuge der österreichischen Armee im

Digitized by Google

Mai 1809 erließ der Erbprinz Johann die umständlichen Befehle über die Vertheidigung der Stellung von Tarvis unter dem Schutze der obenannten beiden Sperrpunkte. Die Garnison am Predil bestand aus einer Compagnie des Splinter-Gränzregimentes und der Geschützbedienungsmannschaft. Diese Compagnie zählte vier Officiere und 218 Köpfe vom Feldwebel abwärts. Schon am 15 Mai Nachmittags entspann sich ein lebhaftes Tirailleurgefecht zwischen der französischen Avantgarde und der Besatzung des Blockhauses, während dessen sich der Feind mit Aufsuchung der vortheilhaftesten Sammel- und Angriffspunkte beschäftigte. Wirklich gelang es demselben mit einer mächtigen Colonne auf einem beschwerlichen Fußsteige das Blockhaus zu umgehen. Am Morgen des 16ten sah sich die Besatzung von allen Seiten angegriffen, doch konnte der Feind durch das wirksame Feuer der Vertheidiger abgehalten nicht an die Verschanzung gelangen. Gegen drei Uhr Nachmittags forderte ein französischer Parlamentär die Besatzung zur Uebergabe auf, sie wurde aber durch Hermann kurz abgeschlagen und das Feuer die in die Nacht fortgesetzt. Am 17ten vor Sonnenaufgang erneuerte sich das Gefecht. Der feindliche Angriff war ungestümer. Das französische Geschütz (4 bis 5 Stück) war auf wirksame Schußweite vorgerückt, von wo es die Verschanzung unausgesetzt bestieß. Obgleich das Blockhaus schon sehr gelitten hatte und auch mehrere von der Mannschaft verwundet oder gefallen waren, so beseelte doch der beste Geist die Vertheidiger desselben. Sie gelobten sich brüderliche Unterstützung und Widerstand bis auf den letzten Mann. Nachmittag erschien ein zweiter Parlamentär, dessen Aufforderung mit gleicher Bestimmtheit abgewiesen wurde.

Mit grauendem Morgen des 18ten begann das lebhafte Feuer des Feindes aufs neue, wodurch das Blockhaus noch größere Beschädigung erlitt. Die Besatzung erwiderte dasselbe kräftigst. Gegen acht Uhr Abends kam ein dritter Parlamentär, er setzte den Besehlshaber desselben von der am Morgen des 17ten geschehenen Erstürmung der Verschanzung von Malborghetto und dem traurigen Loose der dortigen Besatzung in Kenntniß, und drohte jener des Predils mit gleichem Schicksale, wenn sie sich nicht unverzüglich ergebe, denn auf Rettung und Ersatz dürfe sie nicht zählen, da die Oesterreicher in ihrer Stellung bei Tarvis bereits angegriffen seyen. Er hatte einen Officier des Oguliner-Regimentes bei sich, der in Malborghetto gefangen die Wahrheit dieser Aussage seinen Landsleuten in kroatischer Sprache bestätigen mußte.

Herman blieb unerschüttert, und wurde durch den Tod seines Freundes nur noch mehr zur eigenen Hingebung angefeuert. Die Uebergenzung, daß aus der möglichst verlängerten Vertheidigung ein großer Vortheil für die eigene Armee erwachsen müsse, da das Vordringen der französischen Division unter Serras und des Artillerieparks dadurch aufgehalten wurde, ließen ihn den Werth jeder gewonnenen Stunde fühlen und befestigten seinen Entschluß lieber zu fallen, als sich zu ergeben. Ruhig hörte er den Parlamentär an und antwortete: die Vertheidigung des Blockhauses sei aufs äußerste sey ihm aufgetragen. Auf keinen Fall, unter keiner Bedingung werde er den ihm anvertrauten Posten übergeben, sondern denselben bis auf den letzten Mann vertheidigen. Diese Erklärung gab Hermann dem Parlamentär schriftlich, und die Mannschaft sprach sich mit gleichem Muthe gegen den Oguliner-Officier aus. Hierauf wurde das Feuer von beiden Seiten aufs heftigste fortgesetzt. Um zwei Uhr Nachmittags erschien ein vierter Parlamentär, um zum letztenmale die Uebergabe zu verlangen. Hauptmann Hermann gab bloß die Antwort: es bleibe bei seiner schriftlichen Erklärung. Das Feindes Feuer verdoppelte sich hierauf. Die Sturmcolonnen waren, begünstigt durch Felsenerhöhungen, die theilweise das Blockhaus beherrschten, dann geschützt durch die angränzenden Waldungen und die nahen Schluchten, die eine verdeckte Aufstellung zuließen, formirt worden und zum Vordrechen in Bereitschaft, da man den Gegner durch das Geschützfeuer hinlänglich erschüttert glaubte. An der Spitze dieser Colonne befand sich eine Anzahl Sapeurs. Als die letzte Aufforderung abgeschlagen war, sah man den Feind fünf bis sechshundert Mann stark von allen Seiten gegen das Blockhaus im Sturmschritte heranrücken. Entdeckt ward mit höchster Erbitterung gefochten. Endlich dringt der Feind bis an die Pallisaden, reißt dieselben nieder und der Kampf beginnt auf der Brustwehre. Glacis und Graben sind mit Leichen und Verwundeten bedeckt, aus dem Blockhause wird noch immer das Feuer fortgesetzt. Endlich gelingt es dem Feinde dieses in Brand zu stecken, der sich bei dem eben herrschenden Winde mit Schnelligkeit mehrt. Rauch und Flammen machen eine längere Vertheidigung unmöglich. Da stürzt Hermann den Degen in der Faust an der Spitze der noch kampffähigen Soldaten aus dem brennenden Blockhause, und sucht den ihn umzingelnden Kreis der Feinde durchzubrechen, um die zunächst liegenden Berge zu gewinnen. Er sieht ungeachtet der erhaltenen Wunden mit höchster Tapferkeit, bis er vom Blutverlust erschöpft zu Boden sinkt.

Von der Besatzung waren bis auf wenige Alle geblieben. Unter diesen wenigen ist noch ein Einziger am Leben, der k. k. Artilleriebedarf Rauch mit dem Beinamen von Mont-Predel, der damals das Geschütz befehligte. Das ausgezeichnete Corps, dem die beiden jungen Helden angehörten, hat die Erinnerung an sie durch die Gründung zweier Freistücke in der k. k. Ingenieur-Akademie für Söhne von Officieren desselben Corps unter dem Namen Hermann-Henselsche Stiftung verewigt.

Mit einem Gefühl von Ehrfurcht erstieg ich den hohen Rasenhügel, die kleine Bühne einst so geehrten Heldenmuthes. Noch läßt sich an seiner äußern Gestalt seine damalige Bestimmung erkennen; einige morsche Pfahlstümpfe, eine drei bis vier Schuh tiefe mit Quadersteinen eingefaßte Vertiefung auf der Abplattung sind die einzigen zurückgebliebenen Spuren des Blockhauses.

In ernste Betrachtungen versunken setzte ich meinen Rückweg fort und hielt mich nur noch bei der Klause auf, einem festen Schlosse in der Nähe der Dorfschaft Kerettnja, dessen schwarze, dachlose Mauern die enge Schlucht zwischen ungeheuern schroffen Gebirgswänden zu versperren drohen, wo sich die Kerettnja durch eine 80 Kl. tiefe und kaum über zwei Kl. breite Felsenspalte dumpf grollend fortwindet. Wierlich war dieses Schloß von den Venezianern zur Sperrung dieses Felsenpasses erbaut und im Jahr 1570 einer Staatsherrschaft einverleibt worden. Beim Einbruche der Franzosen im J. 1797 lag hier eine österreichische Besatzung von 500 Mann unter General Kinkel, welche sich drei Tage lang gegen zwei französischer Divisionen unter Augereau tapfer vertheidigte und sich erst dann ergab, als die Franzosen die schroffe, sich hoch über das Schloß erhebende Felswand von der andern Seite erkletterten und dasselbe von dort aus beherrscht hatten.

Es geht hierorts die Sage, daß die Besatzung des Schlosses die Franzosen jenseits der Kluft, in welcher die Kerettnja fließt, erwartet, sich dann bei dem Angriffe derselben zurückgezogen und die Brücke hinter sich abgebrochen hätte, worauf von den Franzosen, welche in der Hitze der Verfolgung die enge aber tiefe Kluft nicht gewahrten, einige hundert Mann hinabgestürzt seyn sollen; diese Sage scheint bloß erdichtet zu seyn.

Sehr naiv ist die Inschrift eines Denksteins, der an der Straße gleich neben dem Schlosse in die Felsenwand eingemauert steht, und wodurch sich der ehemalige Bewalter dieses Schlosses Herr von Geras verewigen wollte. Sie lautet: Der Wellgeborne Herr Georg Philipp Herr von Geras hat die Festung Täls Paut um Renovirt und die Baser Erkunten im 1613 Jahr.

Diese Erkennung der Wassers besteht sich auf eine von dem Genannten entdeckte Quelle. Die Schreibart Baser statt Wasser rührt daher, daß die Krainer das deutsche W noch jetzt größtentheils wie B aussprechen, weil das W im Krainischen mit dem englischen W gleichlautet, weßhalb ihnen die Aussprache des deutschen W nicht geläufig ist.

Die Schmelzung des Kupfers durch Elektricität wird in dem Kupferhandel eine gänzliche Veränderung hervorbringen. Durch diese Schmelzmethode erreicht man in zwei Tagen, wozu sonst drei Wochen nöthig waren. Die Ersparung an Brennmaterial ist, wie man sich denken kann, ungeheuer. Wahrscheinlich wird bei der Leichtigkeit des Verfahrens Kupferalien jetzt sein Kupfererz selbst schmelzen, und da man nicht mehr den ungeheuren Abfall zu transportiren hat, muß das Kupfer bedeutend im Preise sinken. (Athen. 1 Mal.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Eb. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 119. 19. Mai 1847.

Die Eiſenbahn von Rouen nach Havre.

Unter allen bis jetzt auf dem europäiſchen Feſtland vorhandenen Eiſenbahnen iſt wohl keine, die durch eine romantiſchere und maleriſchere Gegend führt, als die von Rouen nach Havre, aber auch keine, die hinſichtlich ihrer Anlage und ihres Baues größere Gefahren bietet. Auf dieſer kurzen Strecke, die man, die Anhaltspunkte — es ſind deren an 30 — abgerechnet, in kaum zwei Stunden zurücklegt wechſeln Tunnel mit Viaducten, ſchwindelnd hohe Fahrdämme mit tiefen Hohlwegen unaufhörlich ab. Kaum hat man den Bahnhof der Pariſer Eiſenbahn zu Rouen verlaſſen, ſo kommt man über eine 370 Metres lange Brücke, die über die Seine führt, und acht zwölf Metres hohe Bogen hat. Hier hat man eine bewundernswürdige Ausſicht auf das uralte Rouen, und bedauert nur, daß die Blitzesſchnelle der Fahrt kaum einen Blick auf dieſes herrliche Panorama geſtattet. Man verläßt dieſe Brücke, um ſogleich in den Tunnel zu fahren, der unter dem Sanct Catharinenberg durchführt. Es ſcheint, als fahre man in die Thorwölbungen einer alten, mit Zinnen und Thürmen verſehenen Veſte; dieſer Tunnel hat eine Länge von nicht weniger als 1065 Metres. Wenn man endlich wieder das Tageslicht erblickt, ſo befindet man ſich mitten in dem Thal von Darnetal, welches von Bächen, die alle Farben des Regenbogens, beſonders das Rothe und Blaue ſpiegeln, bewäſſert wird, und für die vielen hier befindlichen Färbereien von großem Nutzen ſind. Noch erblickt man einen Theil der alten Hauptſtadt der Normandie und viele anſehnliche Fabrikgebäude zur rechten Hand liegen.

Am Ende dieſes Thals geht es durch einen zweiten, 80 Metres langen Tunnel, und dann nach wenig Augenblicken durch einen dritten, der 1475 Metres lang iſt, und von dem man zur Station de la Rue Verte gelangt, von welcher es wieder durch mehrere Tunnel und über Rieſendämme geht. Wir ſind nun ſchnell in den durch ſeine Manufacturen ſo berühmten Thal von Deville, kommen an dem gewerbthätigen Maronne vorüber und in das Thal von Malaunay, welches durch das ſchreckliche Unglück von Monville, durch einen Windwirbel vor anderthalb Jahren verurſacht, eine ſo traurige Berühmtheit erlangte. Jetzt fahren wir im Sturm über den acht Bogen langen und 25 Metres hohen Viaduct von Malaunay, kommen dann gleich durch einen ſechsten Tunnel, den von Biſſi-Boville, dem bald darauf ein ſiebenter folgt. Jetzt ſind wir an dem Viaduct von Barentin, deſſen Zuſammenſtürzen die Möglichkeit einer Eiſenbahn von Rouen nach Havre beinahe in Zweifel geſtellt hätte.

Das ungeheure Bauwerk wurde indeſſen wieder hergeſtellt, und wie es den Anſchein hat mit großer Solidität, da es, ſo wie alle Viaducte dieſer Bahn, ſehr harte und ſchwere Proben zu beſtehen hatte, bevor man die Paſſage geſtattete. Es erhebt ſich in ſchauerlicher Höhe in 27 Bogen, von denen jeder eine Weite von 15 Metres hat, 33 Metres über den Boden, und ſein großartiger Anblick macht ſchwindeln; dabei bildet dieſer Viaduct eine Krümmung, die ſo bedeutend iſt, daß die Reiſenden in den Wagen die Bogen am Ende des Rieſenbaues bequem ſehen können. Von Barentin nach Yvetot geht die Bahn viel über hohe Fahrdämme, und man erblickt reizende Landſchaften im Flug, namentlich bei Pavilly und zu Motteville, deſſen Station mitten in einem ſchönen Park liegt; bevor man jedoch zu der letztern gelangt, hat man einen letzten Tunnel zu paſſiren. Alle dieſe Tunnels zuſammen bilden eine Strecke von 7000 Metres, alſo ungefähr den zwölften Theil der ganzen Bahnlänge; der größte, der von Poſſi-Boville iſt 2200 Metres lang. Jetzt befinden wir uns in den ſchönen Ebenen des alten Landes Caux, das mit Dörfern, Maiereien, Landhäuſern und Schlöſſern, die zwiſchen grünen Auen und aus dichten Baummaſſen hervorragen, überſäet iſt. Auf dieſen Fluren herrſcht eine ländliche Stille und wohlthuende Ruhe, und mit Fleiß liegt der Landmann ſeinen friedlichen Beſchäftigungen ob; jetzt aber unterbrechen die donnernden Eiſenbahnzüge dieſes Stillleben faſt von Stunde zu Stunde, und der Arbeiter im Feld kann nicht umhin, ſo lange auf ſeinem Spaten zu ruhen und zu gaffen, bis ſie vorüber ſind.

Yvetot verlaſſend und bei Valiquerville, Ecretteville, dem ſchönen Schloß von Alvimare, Bolleville und noch manchen andern, mit der Sylbe „Ville“ endigenden Oertern vorüberſauſend, kommt man zu dem Hauptwerk der ganzen Bahn, zu dem großen Viaduct von Mirville, der nicht weniger als 48 ungehenre Bogen zählt, 524 Metres lang und über 32 Metres hoch iſt. Es iſt ein wahres Gigantenwerk, dem man das Schickſal des Viaducts von Barentin prophezeiht hatte, das jedoch ebenfalls die ſchwerſten Proben auf das rühmlichſte beſtanden hat; freilich mußte auf Befehl der Regierung dieſes Bauwerk noch mit vielen Strebemauern und Stützpfeilern verſehen werden, beſtimmt die Grundpfeiler feſter zu machen und die alle wieder ihre beſondern Bogen haben, ſo daß dieſes Bogenlabyrinth ein ſehr pittoreskes Anſehen hat, obgleich dadurch das Ganze eben nicht verſchönert wird. Ein engliſcher Ingenieur, Namens Locke, hat den Plan zu dieſem Rieſenbau entworfen. Wenige Minuten, nachdem man den Viaduct verlaſſen, kommt man nach Harfleur, das ehemals die Wichtigkeit hatte, zu welcher jetzt Havre ge-

Digitized by Google

kommen ist, und bald darauf nach Graville und seiner Abtei, die Mündung der Seine in das Weltmeer zur Linken und die schönen Höhen von Ingouville, beide Orte jetzt nur noch Vorstädte von Havre, zur Rechten erblickend, und fährt sofort in den Bahnhof der großen Handelsstadt und des besuchtesten Hafens von Frankreich ein.

Schilderungen aus Brasilien.

1. Rio Janeiro.

(Fortsetzung.)

Ein allgemeiner Aufstand der schwarzen Bevölkerung wird in Brasilien sehr gefürchtet und, bei dem starken Verhältniß der schwarzen Bevölkerung zu der weißen, nicht ohne Grund. Wäre diese unter sich einig, so wäre der Aufstand längst eingetreten, aber die feindlichen Vorurtheile unter den verschiedenen afrikanischen Racen haben es bisher verhindert. In den nördlichen und innern Provinzen sind sie sehr zum Widerstand aufgemundert worden durch den Geist, der einen großen Theil der freien Classe meist Mischlinge belebt, die das Joch der Monarchie abzuschütteln und sie durch eine republikanische Regierungsform zu ersetzen streben, eine Gesinnung, die sehr allgemein ist, nicht bloß unter den höhern Ständen, sondern auch unter Magistratspersonen, Priestern, Officieren und Landrzeemthümern, weßhalb ich glaube, daß der Tag nicht mehr sehr fern ist, wo Brasilien das Schicksal der andern südamerikanischen Staaten theilen wird. In einem solchen Falle würde die weiße Bevölkerung sicherlich viel von der Raubsucht der gemischten Classe zu fürchten haben, denn die schlimmsten Verbrecher gehen aus dieser hervor, welche zum Theil die höhern Fähigkeiten der Weißen neben der Schlauheit und Wildheit der Schwarzen erbt; sie sind meist frei, und der an Zahl schwächern, weißen Bevölkerung abgeneigt. Es ist indeß zu bemerken, daß in der Classe der reichern Landbesitzer und Kaufleute, welche eine bessere Erziehung genossen haben, namentlich näher an der Hauptstadt und in den Küstenprovinzen, diese öffentliche Meinung, welche eine gewisse Zeit hindurch das Reich mit dem Untergang bedrohte, sich sehr verändert hat, und daß viele von denen, welche früher heftige Republikaner waren, jetzt die stärksten Anhänger der constitutionellen Monarchie geworden sind, überzeugt, daß diese ihnen die stärkste Gewähr bietet für die Sicherheit ihres Lebens und Eigenthums, so wie für die Entwicklung der innern Hülfsquellen des Reichs.

In Brasilien haben die gemischten Racen andere Namen, als in den spanischen Gebieten. Die Nachkömmlinge von Europäern und Negern heißen Mulatten, die von Europäern und Indianern Mamelucken, die von Negern und Indianern Cabocios, während die von Mulatten und Negern Cabras heißen; Creolen nennt man die Abkömmlinge der Neger.

Bald nach meiner Ankunft in Brasilien machte ich die Bekanntschaft einer Familie, die schon in vielen Theilen Südamerika's umhergereist war. Nur wer Tag für Tag seine einsamen Streifereien durch die dunklen Wälder, die schattigen Thäler, nach den Berggipfeln oder dem schäumbespülten Ufer eines solchen Landes, wie Brasilien forsetzt, wo alles neu, alles fremdartig ist, kann die Vortheile einer freundlichen Aufnahme in einer Familie, deren Mußestunden denselben Arbeiten gewidmet sind, ermessen. Viele meiner Ausflüge in der Nachbarschaft von Rio wurden in Gesellschaft mit diesen Freunden unternommen, und ihrer Localkenntniß verdanke ich einige meiner schönsten botanischen Erwerbungen. Um einen allgemeinen Begriff von dem glänzenden Bild der Landschaft und den Hauptzügen derselben in diesem Theil Brasiliens zu geben, will ich einige dieser Ausflüge schildern. An der Seite der großen Wasserleitung, die stets von den nach Rio gekommenen fremden Naturforschern vorzugsweise besucht wurde, läuft ein Weg hin, der an Insecten und Pflanzen eine ungewöhnlich reiche Ausbeute liefert. Wenn man das Ende des eine kleine Stunde langen Thals von Laranjeiras erreicht hat, geht es ziemlich steil empor. Es war etwa 9 Uhr Morgens, und die Strahlen einer am wolkenlosen Himmel flammenden Sonne waren sengend, doch bald kamen wir in den kühlen Schatten des dichten Waldes, der die Seiten des Corcovado begleitet. In dem Thale sehen wir einige sehr große Bombax-Bäume mit dornigem Stamm, aber ohne Blätter und Blumen, denn fast alle Bäume dieser Art lassen die Blätter fallen. Auch kamen wir unter den Schatten eines sehr großen einsamen Baums, der über die Straße hereinhängt, und unter dem Namen Pao Grande bekannt ist. Es ist der Jequetiba der Brasilianer und der Couratari legalis von Martius. Weiter hin am Ufer eines kleinen Baches, der vom Berg herab kommt, fanden wir einige merkwürdige Dorstenias, und viele zarte Farnarten. Auch sammelten wir hier schöne Proben des Baumfarrn (Trichopteris excelsa) der erste dieser Art den ich sah. Die Wälder tragen ganz das Gepräge tropischer Vegetation. Der reiche schwarze Boden, der sich Jahrhunderte hindurch in den breiten Thälern bildete, ist mit krautartigen Farrn, Dorstenias, Heliconias, Begonias und andern Schatten und Feuchtigkeit liebenden Pflanzen bedeckt, während über ihnen die schlanken, zierlichen Baumfarrn und die edlen Palmen sich erheben, deren große Blätter beim leichtesten Luftzug zittern. Den stärksten Eindruck auf den Fremdling machen aber die riesenhaften Waldbäume selbst. Wie fühlte ich die Wahrheit der Bemerkung Humboldts, daß wenn ein neu aus Europa angekommener Reisender zum erstenmal die Wälder von Südamerika betritt, sich ihm die Natur unter einer so unerwarteten Gestalt zeigt, daß er kaum weiß, was er am meisten bewundern soll, das tiefe Schweigen dieser Einöden, die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Formen, oder die Kraft und Frische des Pflanzenlebens in dem tropischen Klima. Die Größe, Dicke und Höhe der zweiglosen Stämme zieht zuerst die Aufmerksamkeit auf sich; statt der wenigen Moose, welche die Stämme der Bäume in gemäßigten Klimaten decken, sieht man sie hier von den Wurzeln bis auf die kleinsten Zweige hinaus mit Farrn, Aroideen, Tillandsien, Cacten, Orchideen, Gesneerien und andern Schmarotzerpflanzen überwuchert; viele große Bäume sind von den spiralförmigen Stämmen der Bignonien und ähnlichen Stauden umschlungen, deren Zweige häufig dick werden und den Baum so drücken, daß er in der Umarmung erstirbt. Die Kletterpflanzen, welche bloß am Stamm hinansteigen und sich durch ihre zahlreichen kleinen Wurzeln stützen, machen sich oft los, wenn sie das Buschwerk erreicht haben, und wo ihrer viele sind, sieht der Stamm aus, wie ein großer Mast mit seinen Stützen. Die strickartigen Schling- und Kriechpflanzen, die von Baum zu Baum laufen, setzt von den Zweigen sich auf den Boden niederlassen, und wieder zu andern Buschwerk aufsteigen, schlingen sich in tausendfacher Weise durcheinander und machen den Durchgang durch solche Waldtheile schwierig und mühselig.

Als wir um Mittag die Fläche erreicht hatten, wo die Wasserleitung das Wasser aus der Quelle empfängt, setzten wir

Digitized by Google

unsern Weg etwa eine Stunde weit fort, doch nur langsam, denn jeden Augenblick fesselte ein neuer Gegenstand unsere Aufmerksamkeit. An feuchten, schattigen Stellen neben der Wasserleitung fanden wir die gewöhnliche Wasserkresse Europa's, eine der wenigen Pflanzen, die wirklich kosmopolitisch ist, und auf Felsen wuchsen einige kleine europäische Moose, die als alte Bekannte mich an die Heimath mahnten. Während ich einige Moose sammelte, entging ich mit genauer Noth einer giftigen Schlange, ich faßte sie mit einer Handvoll Moos, die ich freilich im Augenblick fallen ließ, als ich die Schlange bemerkte. Giftige Schlangen sind in der Provinz Rio nicht ungewöhnlich, doch kommen Unfälle nicht so häufig vor, als man vermuthen sollte.

Gegen sieben Uhr Abends erreichten wir die Stelle, wo wir unsere Pferde, Diener und die Speisevorräthe gelassen hatten, und während wir unser Mahl einnahmen, war die Dunkelheit eingetreten. Da das Hinabsteigen keinesweges sehr leicht war, so wären wir nicht so lange geblieben, wenn wir nicht auf Mondlicht hätten rechnen können. Während der halben Stunde, die wir in Erwartung des Aufgehens des Mondes stehen blieben, horchten wir auf die mannichfachen Töne der Thiere, welche sich in dieser Abendstunde vernehmen lassen. Aus allen herauf hört man den Schmiedefrosch, dessen Laute in die Ohren klingen wie ein Schlag mit dem Hammer auf den Amboß, während die Laute seiner Verwandten auffallend dem Brüllen des Viehs in der Ferne gleichen. Außerdem bildete noch das Geschrei einer Eule, der schrille Ton der Cicade, das Zirpen der Heuschrecken ein fortdauerndes unharmonisches Concert von Tönen, während dazwischen hinein zahlreiche Feuerfliegen auf Augenblicke die Finsterniß zerstreuten.

Als der Mond aufging, setzten wir unsere Wanderung fort, aber aufsteigende Wolken und die dunkeln Schatten der überhängenden Bäume ließen uns wenig Vortheil aus seinem Licht ziehen. Als wir aus dem Walde heraustraten und den Horizont überblickten, verkündete alles einen nahenden Sturm. Gegen Norden lag eine finstere Wolkenmasse, aus welcher von Zeit zu Zeit Blitze hervorschossen. Dieß dauerte fort bis wir nach Hause kamen, und kaum hatten wir uns niedergesetzt, so brach auch der Sturm in aller seiner Wuth los begleitet von sündfluthartigem Regen.

Von mehreren Stellen der Wasserleitung hat man prächtige Aussichten auf das niedrige Land. Die schönste vielleicht ist die auf dem See von Rodrigo Freitas. Wir blickten gleichsam durch ein großes Thor, links ist der mit einem dichten Wald von mannichfach gefärbtem Blätterwerk bedeckte Corcovado, und rechts die fast senkrechte Seite eines andern Bergs, der nur mit wenigen Cacten und andern saftigen Pflanzen bedeckt, aber gegen den Gipfel reich bewaldet ist. Von diesem Punkte aus läuft ein langes, breites Thal, in dessen Grunde der botanische Garten und noch weiter hin der See liegt. An dem Ufer des Sees liegt eine Menge von bebauten Feldern umgebener Hütten, und weiter hinaus das Meer mit seinem breiten Gürtel von weißem Sand, an dem unaufhörlich eine starke Brandung anschlägt. Von da an breitet sich, nur durch eine oder zwei kleine Inseln unterbrochen das atlantische Meer aus. Oft saßen wir hier, um uns auszuruhen, und schweigend den vor uns liegenden romantischen Anblick zu genießen.

(Schluß folgt.)

Reiseberichte eines russischen Arztes aus der Türkei.

Dritter Brief.

Alexandria, $\frac{24}{12}$ Sept. $\frac{4}{16}$ Octbr. 1846.

Smyrna; Syra.

Ich verließ Konstantinopel am $\frac{5}{17}$ August um fünf Uhr Abends, und am andern Tag kam ich nach eingebrochenem Abend in Smyrna an, der Hauptstadt des alten Joniens, einst so berühmt durch ihre Tempel, Denkmäler und ihre prächtigen Gebäude, und jetzt ein trauriges Bild der Zerstörung, voll Trümmer noch von dem Brand her, der am dritten Julius 1845 den größten und besten Theil der Stadt zerstört hatte. Eine Fahrt von 30 Stunden bringt den Reisenden aus Konstantinopel nach Smyrna, aber welcher Unterschied zwischen diesen beiden Städten! Man ist nicht bloß nach Asien gegangen, alles was die Augen sehen, was einen umgibt, die topographischen und klimatischen Verhältnisse, die Naturerzeugnisse, der Charakter und die Kleidung des Volkes, selbst die Bauart der Häuser, der äußere Anblick der Straßen, die Lebensart und die Sprachen, alles ist anders als in Stambul. Die Gränzen dieses Briefs gestatten mir nicht, näher in die Einzelnheiten dieser Verhältnisse einzugehen, und ich beschränke mich auf eine kurze Schilderung dessen, was unmittelbar meinen Zweck betrifft.

Die Stadt liegt an einer weiten Bucht, die 45 Werste ins Land eingeschnitten, und von Norden, Osten und Süden durch eine Kette augenscheinlich vulcanischer Hügel umgeben ist, die einen ungeheuren Bogen bilden. Gegen Osten am getrümmertsten Theil dieses Bogens erhebt sich steil ein hoher von der Kette der übrigen Hügel völlig isolirter Berg, an dessen Fuße sich weite Ebenen ausdehnen, und auf der horizontalen Fläche, die gegen Norden zwischen dem Meerbusen und dem Westabhang eines Hügels liegt, der auf seinem Gipfel die Trümmer der alten Akropolis trägt, liegt Smyrna in Form eines großen Dreiecks, dessen Grundlinie vom Meere in der Bucht bespült wird, und dessen Spitze in den südwestlichen Bergabhang hineindringt, wodurch die Stadt in die untere und obere getheilt wird. In der untern siedelten sich die Christen an, etwa 60,000 an der Zahl, [1] und nehmen das fränkische, geschichtse und armenische Quartier ein. Die Türken, deren in Smyrna 42,000 sind, und welche nicht gerne die Giaur über sich haben, wählten, wie allenthalben im Orient, die obere Stadt; das südliche Quartier ist in die Gränzen des türkischen hineingedrückt und bildet den Uebergang aus der obern Stadt in die untere.

Der Brand des vorigen Jahres (1845), der einige tausend Häuser, namentlich in den christlichen Quartieren zerstörte, von denen der größte Theil noch nicht wieder aufgebaut ist, wurde dadurch nützlich, daß er den Einwohnern die Nothwendigkeit zeigte, steinerne Gebäude zu errichten, und sie in breite gerade Straßen zu ordnen. In der That entsprechen auch die neuen Quartiere nach Möglichkeit diesen beiden Anforderungen der Baukunst. Der Reichthum an Steinen jeder Art, Basalt und Granit für die Fundamente, weicherer Kalkstein für die Wände, Marmor zu Treppen, eine weiße, gleich Bimsstein poröse, aber sehr feste Art für Thüren und Fensteröffnungen, Marmor für Treppen, blauer Thon, der beim Brennen einen guten Backstein gibt, und Kalk, alles dieß Material ist leicht und wohlfeil zu haben, und die neuen Straßen Smyrna's zeigen den äußern Anblick europäischer Städte. Die Häuser sind meistens zweistöckig, indem nämlich das Erdgeschoß auch als Stock gerechnet wird; höher zu bauen ist gefährlich wegen der häufigen Erderschütterungen; die Straßen durchschneiden sich unter rechten Winkeln und sind ziemlich breit, wodurch sie freilich den Schatten verlieren, der in dem heißen Klima so nothwendig ist, dafür aber durch das leichtere Durchstreichen der Winde entschädigt werden. Das Straßenpflaster ist in der ganzen Stadt flach, aber allenthalben von Stein, und da durchaus keine Equipagen und Fuhrwerke sich finden, so erfordert es wenig Ausbesserung. Das türkische Quartier, das vom Brand verschont wurde, hat seine eigenthümliche türkische Physiognomie und Bauart behalten; die Häuser hoch und von Holz sind, wie in Stambul, nicht aus Brettern und Balken, sondern recht eigentlich aus Spänen gebaut; ein unvor-

[1] Nach den glaubwürdigsten Berichten wohnen in Smyrna an 60,000 Griechen, 15,000 Armenier beider Bekenntnisse und etwa 5000 Europäer verschiedener Nationen.

fächtig hingeworfener Funken setzt sie in Brand und verzehrt sie wie Schwefelhölzchen; während meiner Anwesenheit am achten September brannten zwanzig Häuser in Zeit von einer halben Stunde bis auf den Grund nieder. Die Straßen sind so eng, daß Kamele, welche unaufhörlich in langen Zügen durch die Stadt gehen, mit ihrer Last auf beiden Seiten so vollkommen ausfüllen, so daß Vorübergehende sich an die Mauern drücken oder eilfertig in eine Ladenthüre treten müssen, um nicht zermalmt zu werden. In der Mitte der Straße ist ein Wasserlauf, der durch die Röhren zahlreicher Brunnen gespeist wird und eine gewisse Feuchtigkeit, manchmal aber auch einen unbeschreiblichen Koth unterhält; indeß gibt die Abschüssigkeit der Straßen den Unreinigkeiten einen Abfluß, und eben so ist der Zugang dem kühlenden Westwind (embat) offen, der fast das ganze Jahr hindurch von Morgens 10 Uhr bis Abends weht und die Luft reinigt und erfrischt. In dieser Beziehung sind das lüderliche und jüdischer Quartier trotz ihrer sonstigen Nachtheile doch gesünder als die untere Stadt, welche auf der flachen, kaum über das Meer sich erhebenden Ebene liegt. Bei dieser Lage sind die Canäle in Folge der Sorglosigkeit der Localbehörden ohne allen Ablauf, nicht tief und meistens offen, oder nur leicht mit Brettern bedeckt. Unreinigkeiten jeder Art bleiben deßhalb darin stehen und verpesten die Luft in den beiden Straßen auf einen hohen Grad. Was wegen seiner gasförmigen Flüssigkeit auch die zum Meeresufer hinabläuft, wird durch die Gewalt der vom Westwind aufgeregten Wellen nicht zur Mündung des Canals hinausgelassen, so daß die von Griechen bewohnten und am Saume des Meerdusens liegenden Straßen, namentlich hinter dem sogenannten englischen Kai, wahre Kloaken darbieten. Der Geruch, den sie verbreiten, und die Millionen Fliegen, die sich in der Nachbarschaft entwickeln und alle Häuser in unglaublicher Menge erfüllen, sind eine furchtbare Geisel für die Einwohner. Es ist bemerkenswerth, daß man in Smyrna, das ehemals die Zierde und Krone Joniens und die Königin Asiens hieß, das sich durch seine Tempel, Theater und die Pracht seiner Bauten auszeichnete, jetzt den Ban von Canälen vergessen hat, wodurch die Luft ungesund wurde. Wie haben bei diesem Punkte deßhalb so lange verweilt, weil die Gesundheitsstation in Smyrna aus demselben Grunde zur Unterklärung ihrer Theorie ziehen, wie weiter unten angegeben werden wird.

Die Umgebungen Smyrna's, innerhalb des Bogens der vulcanischen Berge sind wild, malerisch, aber großentheils unfruchtbar oder unbebaut. Die Abhänge der Hügel sind fast alles Pflanzenwuchses beraubt, und an den nackten Seiten steht man nur Haufen von Granitfelsen, wie riesenhafte Pilze emporragen. Uebrigens zeigt die gegen Nordosten von der Stadt sich ausdehnende Ebene einen üppigen Pflanzenwuchs, und in drei die Stadt umgebenden Dörfern steht man schöne Gärten. Ueberall, wo die Hand des Menschen den Boden bearbeitete, überall, wo sie eine Schichte tauglicher Erde fand, lohnte sich die Mühe reichlich durch die Kraft der südlichen Sonne. Feigen,[1] Oliven und Trauben werden in außerordentlicher Menge gewonnen. Granaten, Limonen, Apfelsinen gedeihen ausnehmend, Myrthen und Lorbeerrosen (Nerium oleander) erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen, mächtige Maulbeerbäume und Platanen beschatten die Ufer des poetischen Meles, eines im Alterthum berühmten Baches, der die Stadt wie ein Gürtel umgibt; Cypressen, höher als unsere Pappeln, deren die Gräber der Moslems; die Zäune in den Dörfern werden aus einer ungewöhnlich kleinen Eichenart gefertigt, die sich durch die stechenden Ränder der Blätter auszeichnet und dem Schwarzdornbusch gleicht; sie trägt gesse Eicheln, welche als Färbermittel benützt werden. Die Lebensmittel sind wohlfeil und gut, namentlich das Gemüse und die Früchte jeder Art, aber unsere europäischen Früchte gedeihen schlecht; Pflaumen und Kirschen gibt es gar keine; Aepfel, Birnen, Pfirsiche sind nicht gut, Melonen mittelmäßig und nur die Wassermelonen, besonders die welche um das Städtchen Kassaba wachsen, sind vortrefflich. Das Brod ist besser als in Konstantinopel, das Wasser aus tausend Quellen, die man in den Bergen auf jedem Schritt trifft, ist herrlich und wird in alle Theile der Stadt geleitet. Mannichfaches Wild, besonders Vögel und Fische, daneunter Sardellen, gibt es in Menge. Industrielle Thätigkeit ist schwach, aber der Handel mit den reichen Naturproducten Kleinasiens und Syriens, trockenen Früchten, Baumwolle, Olivenöl, Opium u. s. w., gibt den Einwohnern leicht Gelegenheit sich ihren Unterhalt zu verdienen. Nichtsdestoweniger ist gegenwärtig die Armuth in den untersten Classen äußerst groß; die glühende Sonnenhitze stimmt den Menschen nicht zu großen körperlichen Anstrengungen, und auf der andern Seite haben die häufigen Brände, namentlich der vom vorigen Jahre, und in Folge desselben der Bankerott vieler Kaufmannshäuser den Handel von Smyrna zerrüttet, und vielen Familien den Unterhalt entrissen.

Auf den Straßen von Smyrna fällt der vollständige Mangel an Weibern auf. Die christlichen Smyrniotinnen verlassen sehr selten ihre Wohnungen, und nur am Abend sehen sie sich unter die offenen Hausthüren, um die Vorübergehenden zu sehen, und ihnen halb orientalischen, halb europäischen Putz zu zeigen. Diese ihrende Lebensweise bleibt nach dem Zeugniß der einheimischen Aerzte nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ihre Gesundheit. Die Türkinnen sondern sich noch strenger von dem öffentlichen Leben ab, und statt des schönen konstantinopelitanischen Costüms hüllen sie sich vom Kopf bis zu den Füßen in ein langes weißes Gewand, und verdecken das Gesicht mit einem Stück dicken schwarzen Krepps, so daß man nur an der Stimme erkennen kann, ob es eine alte Frau ist oder nicht. Nur die Jüdinnen zeigen sich auf den Straßen bei von ihren Glaubensgenossen bewohnten Quartieren, sie gehen mit offenem Gesicht, tragen übrigens das weiße Gewand der Türkinnen.

Hinsichtlich der Klima's bemerken wir, daß der Frühling in Smyrna schon früh, nämlich mit dem Monat Februar beginnt; um diese Zeit bedeckt sich die Erde mit einem reichen Pflanzenwuchs; es tritt jedoch bald eine fast unerträgliche Hitze ein, und nöthigt die reichen Europäer auf die Dörfer hinauszugehen. Der Sommer dauert vom Mai bis October, aber in dieser ganzen Zeit fällt fast kein Regen und der Thermometer steigt auf 27 bis 28° R. im Schatten. Der Herbst ist die angenehmste Jahreszeit, die Hitze mäßig, die Abende kühl; man bleibt auf den Landhäusern bis zur Regenzeit, die im December und Januar eine unangenehme Feuchtigkeit unterhält; in manchen Jahren fällt Schnee, der übrigens nicht lange liegen bleibt. Der Thermometer fällt selten auf Null; bei + 5° R. klagen die Smyrnioten über Kälte; Oefen gibt es keine, an ihre Stelle tritt der Mangal, ein kupfernes Gefäß mit glühenden Kohlen, und der Tandur, ein Tisch, der mit gefepptem Baumwollen- oder Seidenzeug bedeckt ist, der bis auf den Boden herabfällt; unter den Tisch setzt man einen Mangal, und Hausbewohner, wie Fremde setzen sich umher, und bedecken die Füße mit dem herabhängenden Tuche. Die Aerzte schreiben nicht ohne Grund den Tandurs die in Smyrna sehr häufigen Erkältungen und Stockungen der Geschlechtsorgane bei Frauen und Mädchen, so wie die Schwächung derselben bei jungen Männern zu.

Die stets in Smyrna herrschenden Winde haben einen großen Einfluß auf die Temperatur der Luft und die Gesundheit der Einwohner. Die Sommerhitze wird durch den Embat gemäßigt, der gerade von Westen her weht, und meiner Ansicht nach von der kühlen Luftschichte über der Meeresbucht herkommt, die den physikalischen Gesetzen gemäß nach dem Ufer hinströmt, wo sie an die Stelle der Luftschichte tritt, welche durch die von dem erhitzten Boden zurückgeworfenen Sonnenstrahlen erhitzt wird. Der Nordwind ist hier schwül, trocken und der Gesundheit schädlich; er kommt über Anatolien her, wo er alle Frische verliert und sich mit miasmatischen Ausdünstungen sättigt; unter dem Einflusse desselben entstehen bösartige kalte Fieber, und hitzige Fieber nehmen einen gefährlichen Charakter an. Der Südwind treibt Wolken herbei und vermehrt die Hitze nicht, da er durch den Zug über die Meeresfläche seine Trockenheit verliert. Gegen den Ostwind ist die Stadt durch den Bogen von Bergen, die den Meerbusen einschließen, gedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Ich konnte mich in dem Dorfe Gös-Tepe übergeugen, daß die künstliche Fruchtbarmachung der Feigenbäume mittlich von den Bärtnern bewirkt wird, durch das Anbinden männlicher Blüthen an die Zweige weiblicher Bäume, die sonst unfruchtbar bleiben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 120. 20. Mai 1847.

Die heraklеische Halbinsel.

(Nordische Biene 16 April.)

Nicht ohne Leidwesen verließ ich das romantische Bagtschisarai wo ich einige Wochen zugebracht hatte, bald in reichem Genuß, bald in trauriger Erinnerung an das, was einst diese Stadt gewesen. Der verödete prachtvolle Palast der Chane, das Plätschern der Brunnen in den ungeheuren Sälen, die geheimnißvolle Stille in dem zauberischen Garten, wo einst die Odaliken sich badeten, die stummen halb zerstörten Gräber der längst verwelkten Schönen, alles mahnt unwillkürlich den Reisenden an die einstige Größe von Bagtschisarai und seinen jetzigen Zustand. Ja ich verließ nicht ohne Kummer die Hauptstadt der Chane, um mich nach der mythologischen Halbinsel des Herkules zu begeben. Schmale mit sammetnem Grün bedeckte Thäler führten mich allgemach dem Meere näher, und in dem Maaße, als ich mich demselben näherte, kam ich ins Gebirge hinein: mit jedem Schritte vorwärts entfalteten sich vor mir die malerischen Umgebungen, und die blaue Ferne war hier von den abendlichen Strahlen der Sonne hell beleuchtet, dort von dem kalten Schatten eines undurchdringlichen Nebels bedeckt. An den Abhängen der Berge, welche die Thäler einschlossen, gruppirten sich malerisch kleine Wäldchen, da und dort vergoldete sich der sandige Abhang der Hügel, oder man erblickte unter dem Schatten der ästigen Bäume tatarische Hütten, weidende Schaf- oder Pferdeheerden.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang erblickte ich das malerische Dörfchen Dumanka. Schlanke pyramidale Pappeln, die um das Dörfchen her standen, erhoben hoch ihren spitzigen Gipfel, als wollten sie die Minarets nachahmen, die nadelförmig in den blauen Himmel emporstrebten. Der Weg nach dem Dörfchen selbst windet sich durch reiche Fruchtgärten, wo üppige Trauben an zarten Stengeln hingen, und Kirschen, Pflaumen, Aepfel und tausenderlei Arten von Beeren den durstigen Wanderer anlockten. Jenseits Dumanka verändert der Weg seine Richtung, und windet sich an dem Fuße des in Schluchten zerrissenen Berges hin, der fast senkrecht über das Flüßchen Balbek hereinhängt. Je weiter man sich von dem Dorf entfernt, desto schwieriger wird der Weg, namentlich am Abend; der schmale Durchgang zwischen dem Berg und dem durch die Frühjahrsregen eingestürzten Ufer des Balbek ist an einigen Orten sehr gefährlich; zweimal stieg ich aus dem Wagen und ging zu Fuße, jeden Augenblick befürchtend, daß der Wagen in den Fluß hinabstürze; zu andern Zeiten ist der Weg ziemlich gefahrlos. Die abendliche Dunkelheit entzog meinen Blicken die umliegende Gegend, die eben so reizend seyn soll wie jenseits Dumanka. Am späten Abend kam ich an den nördlichen Meerbusen Kteniss, der mit dem Meerbusen Symbolow die heraklеische Halbinsel umschließt. Die Landzunge zwischen beiden Meerbusen ist nicht über acht Werste breit; auf der äußersten Spitze der Halbinsel stand ein Dianentempel. Dahin zog mich meine Neugierde.

Ohne abzuwarten, daß man meinen Wagen auf ein Schiff bringe, setzte ich mich in einen leichten Kahn, fuhr über den Kteniss, und betrat das Ufer von Sebastopol. Am frühen Morgen begann ich diese Stadt in Augenschein zu nehmen, die sich an der Seite des Kteniss amphitheatralisch erhebt, und von hier aus sehr malerisch sich darstellt. Ich setzte mich in eine Schaluppe und fuhr ins Meer hinaus: der Mastenwald, die Menge der verschiedenartigen Schiffe, das Gedränge des Volkes, das am Ufer des Hafens sich sammelte, alles dieß mahnte mich lebhaft an einige Seestädte Italiens. Sebastopol liegt auf der Stelle eines ziemlich großen tatarischen Dorfes Ak-Jar, und sein Bestand datirt vom J. 1786. Es ist dieß in der Geschichte die dritte Stadt auf der heraklеischen Halbinsel. In der Nähe liegen die Trümmer nicht des ältesten, doch des alten Cherson, die zum Theil zum Bau des neuen Sebastopol verwendet wurden. Vor einigen Jahren noch standen zwischen der Artillerie- und der Schützenbucht die hohen und dicken Mauern der alten Befestigungen von Cherson, aber gegenwärtig sieht man nur noch Schutthaufen, und jetzt sind von Sary-Kerman, d. i. der gelben Veste, wie die Tataren Cherson nannten, nur noch wenig von den alten Befestigungen erhalten, größtentheils Mauern, an deren Ecken man die Grundlagen runder Thürme erkennt. Unter den Trümmern, theils nach Osten, theils nach Südwesten hin kann man in die ziemlich enge Oeffnungen sehen, die in unterirdische Gemächer führen, welche, wie zu vermuthen, unter der ganzen Festung ausgegraben sind. Beim ersten Blick auf diese Oeffnungen entsteht die Frage: waren dieß die Eingänge? Die Sache hat schon mehrere Reisende beschäftigt, welche, ihre Zweifel nicht abgelegt haben. Nach den verstreuten Rändern an den Steinen zu urtheilen, konnte man diese Oeffnungen mit Läden schließen, und sie dienten wahrscheinlich nur, um die Luft in den unterirdischen Gängen zu erneuern, und bequeme Eingänge fanden sich an der Nordmauer. Eingestürzte und jetzt verschüttete Gewölbe zeigen dieß deutlich.

Plinius sagt, daß Cherson sieben Werste im Umkreis hatte, gegenwärtig kann man weder die Ausdehnung, noch die Lage der Stadt mehr genau nachweisen. Das älteste Cherson, oder Chersonesus, wie Strabo es nennt, lag südlich vom alten, und

Digitized by Google

war vom Iiras, d. h. vom Dniestr 4400 Stadien entfernt; seine Trümmer sind jetzt kaum mehr bemerklich. Selbst von dem zweiten Cherson ist nur noch Weniges übrig, und dieß kann und nicht den geringsten Begriff von der Größe der alten Stadt geben. In unsern Chroniken trifft man wenig Nachrichten, und doch ist Cherson für die Russen ein heiliger Ort, denn hier wurde der Großfürst Wladimir getauft. In den alten Chroniken heißt Cherson Korsun, unter dem Jahre 945 ist von Korsunern die Rede, welche Fische im Dniepr fangen, und von einem Korsun'schen Land, wohin die schwarzen Bulgaren zogen. Die westlichen Geographen nennen Cherson die Stadt des Clemens und sagen, daß hier die Gebeine des h. Clemens aufgefunden worden seyen.

Nachdem ich die Trümmer des ältesten Cherson beschtigt, ging ich nach dem Vorgebirg Parthenion, oder dem heiligen Vorgebirg, Aja Burun, wo nach dem Zeugniß Strabo's ein Tempel (Fanum Damonis virginis) stand. Das Parthenion war 100 Stadien von der Stadt. Auf dem Wege dahin sieht man nur das Meer und an der Spitze desselben ist jetzt ein Leuchtthurm erbaut; im Alterthum erhob sich hier ein Dianentempel, in welchem Menschenopfer dargebracht wurden. Wenn man den Thurm erstigt, so hat man eine höchst malerische Aussicht, auf der einen Seite das Meer, auf der andern Sebastopol, links die grünen Ebenen, und gerade vor sich die bläulichen Berggipfel, unter denen sich der Tschatyrdagh hervorhebt.

Von hier wandte ich mich nach dem St. Georgenkloster, wohin ein unebener, bald ansteigender, bald abfallender Weg führt, längs dessen man wohl sehen kann, daß auch hier einst Gebäude standen. Jenseits des Klosters, in welchem ich die Nacht zubrachte, liegt der mythologische Hafen Symbolow, eigentlich der enge Eingang in den Hafen von Balaklawa. Hier hausten die Scythen und Taurier, und an dieses Ufer wurden die unglücklichen Seefahrer am häufigsten geworfen. Von dem Hafen Symbolow aus ging ich in der Richtung des ehemaligen Grabens und der Befestigung fort, welche die herakleische Halbinsel von dem übrigen Taurien schied. Die Strecke von Symbolow nach dem Hafen des Ktenus beträgt 8 Werst.

Mir blieben noch einige freie Stunden übrig und diese benützte ich um Inkerman d. i. die Höhlenstadt, oder wie die Griechen sie nennen, Theodora zu besuchen. Hier wählten im J. 1433 die Einwohner von Balaklawa den griechischen Großen Alexei zu ihrem Regenten. Inkerman liegt auf einem hohen Berge, der von einer zahllosen Menge Höhlen durchbohrt ist. Nach der Ansicht von Pallas verbargen sich an diesem Orte die arianischen Mönche, die wegen ihrer Ketzerei von den byzantinischen Kaisern verfolgt wurden. Gegenwärtig kann man nur noch in sehr wenige Höhlen eindringen, und jetzt sich der Gefahr aus durch die unaufhörlich einstürzenden Gewölbe erschlagen zu werden.

Schilderungen aus Brasilien.

1. Rio Janeiro.

(Schluß.)

Der Corcovado bietet dem Botaniker ein reiches Feld. Ich besuchte die untern Theile wiederholt, erstieg aber nur Einmal den Gipfel, auf den man von der Nordwestseite her zu Pferde gemächlich kommen kann. Einige Bäume am untern Theile des Berges sind sehr groß, gegen den Gipfel werden sie aber viel kleiner, und es finden sich zahlreiche Stauden von dem Crotongeschlecht und eine kleine Art Bambus. Der Gipfel selbst ist eine große Masse sehr grobkörnigen Granits. In den Felsenspalten wachsen einige kleine Orchidenarten und eine schöne Gesneria mit Knollenwurzeln und Scharlachblüthen. Von diesem Punkte auf hat man eine prächtige Aussicht auf die Bay, die Stadt und das umliegende Land. Die Temperatur auf dieser Höhe ist so niedrig, daß man sich in eine viel höhere Breite versetzt glauben könnte. Ein starker Wind erhob sich, und ehe wir den Gipfel verließen, hüllte er sich in eine der dunkeln Wolken die so oft vor Beginn der Regenzeit über ihn herumhängen.

Ein anderer interessanter Ausflug, den ich während meines Aufenthalts in Rio machte, ging nach den Tijucabergen, wo ich mich zehn Tage aufhielt. Statt des geraden Weges wählte ich den schlechtesten und weitesten längs dem Ufer. In der Nähe des Meeres, sechs Stunden von Rio erhebt sich die Gavea, deren flacher Gipfel zweitausend Fuß hoch ist. Gegen die See zu fällt sie fast senkrecht ab. Wir blieben über Nacht im Hause eines Franzosen, der hier eine kleine Kaffeepflanzung hat. Unter den losen Felsen am Fuße des Berges brachten wir eine schöne Sammlung von Landmuscheln zusammen, und auf den Felsen am Meeresufer fanden wir die schöne Gloxinia speciosa, die jetzt in allen Gewächshäusern Englands zu finden ist, in größter Menge und reicher Blüthe. Neben derselben wächst eine Art wilder Peterssilie (? parsley), und unter dem Gebüsch eine neue Art indischer Kresse (tropæolum orthoceras Gard.) Am Abhang des Berges in einer Höhe von mehrern hundert Fuß bemerkten wir einige große Stellen voll von den schönen großblumigen Orchideen, die in Brasilien so gewöhnlich sind. Ihre großen rosenfarbenen Blüthen stachen deutlich vor, wir konnten sie aber nicht erreichen. Einige Tage später fanden wir sie auf einem benachbarten Berg, und erkannten sie als Cattleya labiata.

Die Straße wendet sich um die Gavea, und endet in einem kleinen Salzwasserfee, über den die Reisenden setzen müssen, weil ein hoher, steiler Berg in denselben vorspringt und eine Umgehung längs dem Strande hindert. Wir fuhren in einem wurmstichigen Kahn über den See, und sahen auf einigen steilen Felsen viele merkwürdige Pflanzen, die wir jedoch nicht erreichen konnten. Der Weg nach dem Hause, wo wir unser Nachtquartier nehmen wollten, führt etwa eine Stunde weit durch ein flaches Wiesenland, das theils noch in ursprünglichem Zustand sich befindet, theils mit Mais, Mandioca und Bananen bepflanzt ist. Wir kamen an vielen kleinen Häusern vorüber, in denen arme Farbige, meist Fischer wohnten. Ehe wir an den Fuß des Berges gelangten, über den der Weg nach Tijuca führt, kamen wir an einen wandernden Zug kleiner schwarzer Ameisen. Die unermeßliche Zahl derselben kann man aus dem Umfand ermessen, daß die Colonne mehr als 6 Fuß breit war, und sich über 30 Yards weit ausdehnte. Der Grund war von den kleinen Geschöpfen buchstäblich bedeckt. Die Naturgeschichte der Ameisen ist bis jetzt wenig studirt worden, namentlich in Bezug auf die Aufzählung der Arten. Sie sind zahlreicher als die Naturforscher glauben. In denjenigen Gegenden zwischen den Tropen, wo Feuchtigkeit herrscht, sind sie weder so mannichfaltig in den Arten, noch so reich in den Individuen als in den trockenen Gegenden. Während ich zu Pernambuco war, beobachtete ich alle die verschiedenen Arten, die wir nur in einem einzigen Tage vorkamen, und sie beliefen sich auf etwa 25.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir das Haus, wo wir einige Tage zubringen sollten. Es lag in einer alten Kaffee-

Digitized by Google

pflanzung und gehörte einem Brasilier, der es an einige junge Engländer vermiethet hatte, welche es als einen Sonntagszufluchtsort benützten. Durch die Gefälligkeit des einen derselben konnten wir es etliche Tage bewohnen. Früh am nächsten Morgen machten wir einen Ausflug nach einem Berg, Pedra Bonita genannt, und beschäftigten auf dem Wege einige Kaffeepflanzungen, die für die best angelegten in der Nähe von Rio gelten. Das eigentliche große Kaffeeland ist viel weiter landeinwärts an den Ufern des Rio Parahyba. Die Bäume stehen 6 — 8 Fuß von einander entfernt. Diejenigen Pflanzen, welche aus der Baumschule mit Erdschollen um die Wurzeln eingesetzt werden, tragen nach zwei Jahren Frucht, während diejenigen, die man ganz von Erde entblößt, erst nach drei Jahren tragen und in größerer Anzahl absterben. Sie werden, wenn sie etwa einen Fuß hoch sind, an den Abhängen der Berge in den Alluvialboden eingesetzt, nachdem der Urwald entfernt worden; man läßt sie nur 10—12 Fuß hoch wachsen, so daß man die Früchte leicht erreichen kann. Bis die Bäume in vollem Ertrag sind, kann ein Neger 2000 Pflanzen besorgen und rein halten, nachher aber nur halb so viel. Große gesunde Kaffeebäume ertragen oft 8 — 12 Pf. Kaffee, der Durchschnitt ist aber nur 1½ bis 3 Pf. Wenn die Frucht reif ist, hat sie etwa die Größe und Farbe einer Kirsche, und von diesen Beeren kann ein Neger etwa 32 Pf. täglich sammeln. Es wird im Laufe des Jahres dreimal gesammelt, aber die bedeutendste Ernte reift in der trockenen Jahreszeit. Die Beeren werden auf leicht convexen Böden ausgebreitet, um in der Sonne zu trocknen, die trockenen Hülsen werden dann entweder durch Mühlen oder durch eine Reihe großer hölzerner Mörser entfernt. Die in Westindien und Ceylon so gewöhnliche Maschine, um die Hülsen von den frischen Beeren abzunehmen, steht man nur auf wenigen Pflanzungen in Brasilien. Nichts ist schöner, als eine Kaffeepflanzung in voller Blüthe, die Bäume blühen alle zu gleicher Zeit, aber die Blüthen dauern nur 24 Stunden. Von Ferne gesehen scheint die Pflanzung mit Schnee bedeckt, und die Blüthen geben einen köstlichen Geruch von sich.

An einem Bach, der durch das Thal fließt, in welchem die oben erwähnten Pflanzungen lagen, bemerkten wir einen nesselartigen Baum mit einem acht Zoll dicken Stamm, und fast 20 Fuß hoch, der sich als eine neue Art Böhmeria (B. arboreens Gardn.) auswies. Eine bedeutende Strecke weit war unser Weg mit bittern Orangenbäumen besetzt, deren Schatten uns nicht minder erfrischte, als die Früchte, denn der Saft ist obwohl etwas bitter, doch nicht unangenehm. Hier und in manchen Stellen um Rio wächst diese bittere Art Orangen augenscheinlich wild, und heißt darum bei den Brasilianern Laranja da Terra, ist aber doch gewiß nicht einheimisch. Von da kamen wir in einen Strich, wo der Urwald gefällt und durch einen dicken Wald junger Bäume ersetzt war, hauptsächlich mit baumartigen Solanums, Crotons, Vernonias u. s. w., während eine große Menge Cecropien (peltata und palmata) ihre Häupter über die andern erhoben, und sich in großer Entfernung durch ihre weiße Rinde, ihre Zweige, die in rechten Winkeln mit dem Stamm wachsen, und ihre großen lappigen Blätter bemerklich machten, deren schneeweiße untere Seite, wenn durch den Wind in Bewegung gesetzt, dem Baum das Ansehen gibt, als wäre er mit weißen Blüthen bedeckt.

Nahe am Gipfel der Pedra Bonita ist eine kleine Facenda, deren Eigenthümer eben den Urwald hinwegräumte und die größern Stämme in Kohlen verwandelte. An den massiven Stämmen, von denen einige eben erst gefällt waren, erhielten wir einige recht hübsche Orchideen. Man erstieg den Pedra Bonita von der Nordseite. Sobald man aus dem Wald heraus und den Gipfel betritt, bietet sich eine prachtvolle Aussicht über das umliegende Land dar. Es war nahe am Sonnenuntergang, somit hatten wir wenig Zeit zum Botanisiren, doch sahen wir genug, um uns zu überzeugen, daß die Vegetation auf dem Gipfel des Berges einen ganz andern Charakter trug, als auf den Bergen, die wir in der Nähe von Rio besucht hatten, denn sie glich mehr denen der Berge im Innern. Einige Tage später erstiegen wir noch einmal den Gipfel, diesmal aber war der ganze Berg in Wolken gehüllt, und wir konnten die kleinen Kügelchen, aus denen sie bestanden, ganz deutlich unterscheiden, wie sie von einem starken Nordwinde fortgetrieben wurden. Einen großen Theil des Gipfels fanden wir mit bedeckt mit der schönen lilienartigen Vellozia candida, auf deren Zweigen ein hübsches Epidendrum mit rosenfarbigen Blüthen wuchs. Neben der Vellozia wuchsen zwei schöne Echitesarten, eine mit großen dunkeln, violettfarbigen Blüthen, die andere mit weißen von gleicher Größe. Sie geben beide einen Duft nicht unähnlich der Schlüsselblume, aber weit stärker. Am Rand eines Abhangs auf der Ostseite fanden wir bedeckt mit ihren rosenfarbigen Blüthen die prächtige Cattleya labiata, die wir einige Tage zuvor auf der Gavea gesehen hatten.

Im folgenden Jahre besuchte ich nach meiner Rückkehr aus den Orgelbergen diese Stelle abermals und fand sie außerordentlich verändert. Der Wald, welcher früher einen bedeutenden Theil des Gipfels bedeckte, war jetzt niedergehauen und in Kohlen verwandelt, und die kleinen Stauden und Vellozias, die an freien Stellen wuchsen, durch Feuer zerstört. Der Fortschritt der Cultur auf neun bis zehn Stunden in der Runde um Rio geht so rasch, daß viele noch vorhandene Arten in wenigen Jahren verschwunden seyn, und die Botaniker künftiger Zeit, die das Land besuchen, sich vergeblich nach den Pflanzen umsehen werden, die ihre Vorgänger sammelten.

Andere Ausflüge auf die Inseln in der Bucht und nach Jurujuba auf der entgegengesetzten Seite derselben ergaben gleichfalls viele interessante Pflanzenarten. An letzterm Orte sah ich zum erstenmal auf trockenen buschigen Hügeln die wahrhaft schöne Bugineillea spectabilis wild wachsen. Sie steigt bis in die Gipfel der Büsche und Bäume, an denen sie wächst, hinauf, und bei der glänzenden Farbe ihrer Blüthen, die sie in wahrer Fülle hervortreibt, steht man sie in den Wäldern auf große Entfernung. Diese Pflanze, so wie die nicht minder schöne Bignonia venusta werden in den Vorstädten häufig als Zierkletterpflanzen gezogen.

Reiseberichte eines russischen Arztes aus der Türkei.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Die Krankheiten sind hier gänzlich verschieden von denen, die ich zu Konstantinopel sah, und zwei Formen verdienen wegen ihres häufigen Erscheinens besondere Aufmerksamkeit, dieß sind typhöse hitzige und Wechselfieber. Diese Fieber sind dem Ende des Sommers und dem Herbst eigenthümlich und die Negerzeit vermehrt schnell die Zahl der Kranken bedeutend. Die ersten sind entweder rein nervös mit starkem Delirium, das der Anwendung von Valeriana und ähnlichen Heilmitteln weicht, und ohne offene Theilnahme des Darmcanals, oder typhös-gastrisch mit Durchfall, schwarz belegter Zunge u. s. w. Sie verlaufen gewöhnlich gut, obgleich sie nicht selten von Petechien und selbst von kleinen Carbunkeln

Digitized by Google

begleitet sind; beide trifft man bei Erwachsenen und bei Kindern, aber seit einiger Zeit, d. h. seit sechs bis sieben Jahren sind die remittirenden Fieber seltener und die gastrischen häufiger geworden.

Eine andere wichtige Typhusform, die man in Smyrna trifft, ist die des sogenannten gelben Fiebers (febris flava, t. icteroides.) Sie erscheint jährlich, doch steigt die Zahl der Kranken, die den Aerzten bekannt werden, in der christlichen Bevölkerung nicht über 8 bis 12. Die Krankheit ist anfangs von Kopfschmerz und Schwindel begleitet, von Schmerz in den Waden und einem Gefühl des Drucks in der Magengrube und um den Bauch begleitet, welche letzten zwei Umstände als bezeichnend für die Krankheit gelten. Die Ausscheidung des Urins vermindert sich und hört manchmal ganz auf, eine Erscheinung, die ein Vorzeichen eines ungünstigen Ausganges ist; übrigens ist die Krankheit überhaupt fast immer tödlich. Um den siebenten oder achten Tag nimmt die Haut eine gelbe Farbe an, was am weißen Häutchen des Auges beginnt. Der Urin scheidet sich wieder klarer ab, mit der ihm bei der Gelbsucht eigenen Farbe. Dann erscheinen flüssige ziegelrothe Ausleerungen nach unten, und der Kranke stirbt um den 12ten Tag. Die Hitze ist anbedeutend, der Puls fast normal, die Zunge ist ziemlich rein, manchmal roth und trocken; in der Leber zeigt sich gar keine Empfindlichkeit. Genesungen sind sehr selten. Die Aerzte, welche das gelbe Fieber in den Antillen gesehen, versicherten mich, daß sich dieses gelbe Fieber nur durch das Ausbleiben des Erbrechens und durch seine vollkommene Nichtansteckung auszeichne. Im J. 1833 dauerte eine Epidemie des gelben Typhus zehn Monate lang und raffte viele Opfer hin. Fast immer erscheint vor dem Eintritt dieses gelben Fiebers die eigentliche Gelbsucht (icterus), an der ein erfahrener Arzt den Vorläufer erkennt. Die Ursachen dieses gelben Typhus sind unbekannt, er erscheint im Sommer nach einem eine Zeitlang anhaltenem Nordwind.

Ungewöhnlich häufig sind in Smyrna und fast endemisch auch in der Umgegend die kalten Fieber, einfache Wechselfieber in verschiedenen Formen, und bösartige Fieber. Sie sind dem Frühling und Herbst eigen, und man hat bemerkt, daß nach einem regnichten Winter, der das Wasser in den Seen um die Stadt anschwellt, diese Fieber so sehr anwachsen, daß die Europäer ihre Landgüter verlassen und in die Stadt zurückkehren müssen. Diese bösartigen Fieber ergreifen namentlich diejenigen, welche acht bis fünfzehn Stunden weit ins Innere reisen, in die jetzt unbewohnten, im Alterthum durch die berühmten Städte Cybelus, Magnesia, Pergamus u. s. w. geschmückten Gegenden. Wer dort und überhaupt im Innern Anatoliens eine Nacht unter freiem Himmel schläft, wird fast unfehlbar von einem kalten oder schleichenden (larvata febris) Fieber ergriffen. Obwohl es anfangs von Schauern und dann von Schweiß begleitet ist, zeichnet es sich doch aus durch das fast gänzliche Ausbleiben freier Zwischenräume. Dagegen erscheinen heftige Erhitzungen innerer Organe, furchtbares Delirium oder vollständige Bewußtlosigkeit, die manchmal 24 Stunden und darüber anhält; oder es zeigen sich Entzündungen an Leber, Lunge und Magen, je nachdem ein Krampfer zu Störungen dieses oder jenes Organs geneigt ist. Die Erfahrung hat die hiesigen Aerzte gelehrt, zu gastrischen Blutentziehungen ihre Zuflucht zu nehmen, und so wie der Puls langsamer geht, Chinin in starken Dosen zu geben. Gewöhnlich ist am andern Tage der Kranke besser und alle Anzeichen von Entzündung sind verschwunden. Erkennt aber der Arzt die Krankheit nicht, und wendet fortwährend antiphlogistische Mittel an, so ist der Kranke verloren. Sehr häufig trifft man auch Febr. intermitt. algidae, und der Einfluß der Sümpfe (influence paludéenne der französischen Nosographen) der in Smyrna diese Fieber erzeugt, hat sich mit dem allgemeinen Krankheitsgenius so verschlungen, daß nicht selten typhöse und andere continuirliche Fieber sich nicht anders heilen lassen, als mit Chinin, was man selbst während der Cholera im J. 1831 bemerkte. Die Seen, die sich auf der Nordseite der Stadt in der Nähe der Mündung der Meles bilden, erzeugen bei den in der Nähe wohnenden Arbeitern der Baumwollenfabrik, wie mich der Director in der Art dieser Anstalt versicherte, unaufhörliche Fieber.

Gewöhnliche und Blutdurchfälle werden bei Erwachsenen im Sommer durch die heftige Hitze und ohne Zweifel durch den Genuß unreifer Früchte erzeugt, welche von den Orientalen, wie es scheint, allenthalben den reifen vorgezogen werden. Der Verlauf dieser Krankheiten ist gewöhnlich günstig, außer bei denen welche ihre Dysenterie in Aegypten geholt haben; diese sterben häufig in Smyrna. Unter dem gemeinen Volk raffen die Sommerdiarrhöen eine ungeheure Menge Kinder hin, und darum ist das Durchbrechen der Zähne, wenn es im Sommer eintritt, hier sehr gefährlich. Rheumatismen erscheinen im Winter, namentlich unter den niedern Classen, in Folge der feuchten Kälte dieser Jahreszeit, doch sind sie nicht häufig; Krankheiten des Herzens sind hier selten, aber die Ursachen fehlen, welche sie in Konstantinopel entwickeln; die Gliederkrankheit mit ihren verschiedenen Formen ist fast unbekannt in Smyrna. Lungenschwindsucht dagegen kommt viel häufiger vor, als man bei dem warmen Klima der Stadt vermuthen sollte. Wenn sie einmal sich entwickelt hat, führt sie schnell zum Tode und die Kranken überleben selten den sechsten Monat. Diese Krankheit ist in Smyrna fast immer erblich und in manchen Familien werden 4, 5 bis 6 Glieder hingerafft. Einige Aerzte sanden sie namentlich bei den Armeniern, wo eine scrophulöse Anlage vorherrscht; sie haben eine feine zarte Haut, ein runzliges Gesicht und etwas aufgetriebene Knochenenden in den Gelenken. Die religiösen und nationalen Vorurtheile, welche die christlichen Bekenntnisse im Orient trennen, nöthigen die jungen Leute sich nur mit ihren Glaubensgenossen zu verheurathen. Bei der herrschenden Voranlage, der großen Selbstbefleckung bei den Männern, den Störungen der Gebärmutter u. s. w. bei den Mädchen, erzeugt durch die sitzende Lebensart, den Gebrauch des Tambus, die gänzliche Vernachlässigung der Waschungen, die in einem warmen Klima so unerläßlich sind, kann die Schwindsucht sehr häufig sich entwickeln und als trauriges Erbtheil auf die Kinder sich übertragen. Alles, was hier von den Armeniern gesagt ist, gilt auch in gleichem Grade von den Griechen in Smyrna. Dabei ist zu bemerken daß die Ursachen, welche die Bleichsucht erzeugen, die Entwicklung der Schwindsucht keineswegs hindert, ein neuer Beweis, wie vorsichtig man seyn muß, Beobachtungen die an dem einen Orte gemacht worden, auf die Beurtheilung von Erscheinungen anzuwenden, die einem andern Lande eigenthümlich sind.

In Smyrna gibt es keine öffentlichen Lustbäuser, aber Frauen, die dies Gewerbe treiben, gibt es genug, sie wohnen einzeln, ohne alle polizeiliche Aufsicht, werden angesteckt und stecken wieder an, ohne daß man sich darum kümmert; zum Glück mildert das Klima die Zufälle. Von der häufigen Erscheinung der Strafen war schon die Rede; sehr zahlreich sind die chronischen Hautausschläge, namentlich unter den armen Classen. Anonehmend häufig sind die Augenleiden, und namentlich sind chronische Ausflüsse aus den Augenliedern (blennorrhoea palpebrarum) außerordentlich hartnäckig. Bei dem gemeinen Volke wendet man folgendes Mittel an: auf den umgestülpten Augendeckel legen sie die rauhe Oberfläche eines Glastrauthblattes (parietaria officin). Die zarten Stacheln desselben erzeugen einen reichlichen Blutfluß, welcher die Entzündung vermindert. Dann waschen sie das Auge mit frischer Weidermilch und bedecken es mit Baumwolle, die mit Weihrauch durchräuchert ist.

Verstandesverwirrung erscheint seit den Unglücksfällen, die Smyrna in den letzten Jahren heimgesucht haben, und so viele Familien zu Grunde richteten, häufiger als früher; bemerkenswerth ist, daß in Smyrna jährlich einige Fälle von Wasserscheu vorkommen, obgleich die Anzahl herrenloser Hunde, die hier herumläuft, weit geringer ist, als in Konstantinopel, wo diese Krankheit fast unbekannt ist. Wie erklärt sich dieser Umstand?

(Fortsetzung folgt.)

Die skandinavische Naturforscherversammlung ist durch das in Kopenhagen zusammengetretene Comité, an dessen Spitze H. C. Oersted steht, auf den 10 Julius nach Kopenhagen eingeladen. In der darauf folgenden Woche sollen die Verhandlungen stattfinden. (Föderlandet. 1 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 121. 21. Mai 1847.

Skizzen aus Sicilien.

1. Einige Haupturſachen des unglücklichen Zuſtandes der Inſel.

„Einſt die Kornkammer Roms, jetzt oft ſelbſt Mangel leidend, Wüſten ſtatt bebauter Felder, fahle verbrannte Strecken ſtatt baumreicher Haine und umgeſtürzte Säulen und Tempel als einzige Gegenſtände der Aufmerkſamkeit, Forſchung und Bewunderung, während die Gegenwart nichts bietet als ſchwarze, ſich über das Ganze hinlagernde Schatten, damit das Bild durch den Gegenſatz nur noch dunkler und erſchreckender werde! Woher dieſer unſelige Verfall?“ — —

F. von Raumer's Italien.

Im leichten Morgennebel des Frühlings ſtanden wir auf dem Deck unſers kleinen Dampfers, der rüſtig die glatten bläulichen Wellen durchfurchte, unſere Blicke geheftet auf die am Rande des Horizonts ſcharf ſich abzeichnende Nordküſte Siciliens. Unſere Sehnſucht hätte ſo gern den Räderſchwung des Schiffes beflügelt, denn wir konnten den Augenblick nicht erwarten die ſchöne Trinacria, die „dreigezackte“ Wiege der helleniſchen Götter, die Ernährerin der weiterherſchenden Roma, die Geliebte der Araber, wie der deutſchen Hohenſtaufen, die heißumſtrittene Inſel zu erreichen und die Spuren zu verfolgen, welche die Herrſchaft von zwölf Völkern, dreien Weltheilen entſtammt, in den letzten drei Jahrtauſenden ihr hinterlaſſen hat. Bald hatte die Sonne die Nebelwolken verſcheucht, ihre Strahlen ſpiegelten ſich auf dem Meere wie Goldflitterei auf himmelblauem Gewande, bald war das letzte Wölkchen vom Aether verſchwunden, und die Gluth der ſüdlichen Morgenſonne machte jedes ſchattige Plätzchen auf dem Verdeck willkommen. Wir nahen uns der dunkelblauen Küſte, eine Bergreihe erhebt ſich hinter der andern, zur rechten tritt ein ſcharfgezackter ſchroffer Felſen weit hinaus ins Meer, es iſt das Cap Gallo, zur linken, aber entfernter das niedrigere Cap Lafarana, die Endpunkte eines Halbkreiſes von Bergen, welche die weite Bucht von Palermo umſchließen. Vom Cap Gallo herab ſenkt ſich ein ſteiler nackter Berg, ein Zickzackpfad zieht ſich daran hinauf, einſam ſteht auf deſſen Spitze ein Telegraph, die weißen geſpenſtiſchen Arme bewegend, es iſt Monte Pellegrino worin die berühmte Grotte der wunderthätigen Schutzheiligen Roſalia. Um die tiefblaue geräumige Bucht lagert ſich die weiße dachloſe Häuſermaſſe Palermo's, woraus moſcheenähnliche Kuppeln ſilberglänzend leuchten, umgeben von einem Meer dunkelgrüner Orangenbäume von ſtolzen Dattelpalmen überragt, worin Villen und Häuschen wie einzelne weiße Punkte erſcheinen; ſteile Berge begränzen das Halbrund des Thals, welche bald mit üppigen Weinranken bis zur Spitze bedeckt, bald nur mit dem ſpärlichen Grün des Carubenbaums, des rieſenhaften Feigen-Cactus, der ſtacheligen Aloe oder Zwergpalme, der Euphorbien, Ginſter und kriechenden Mesembryanthemen mit ihren großen violetten oder ſtrohgelben Blüthen nothdürftig bekleidet ſind. Der Blick verliert ſich in ſaftgrüne, ſchattige Seitenthäler, beherrſcht von den Trümmern der ſtolzen Burg, welche ein arabiſcher Emir auf jetzt unerſteiglicher Felſenſpitze gegründet hat, oder von der weißſchimmernden Kirche und dem Kloſter der Benedictiner zu Monreale, dem Prachtbau des Normannenkönigs Wilhelm II oder von der zierlichen Marmorvilla eines ſicilianiſchen Fürſten, welche aus duftigem Gebüſch kokett hervorſchaut. Wie zauberiſch Neapels Lage iſt, an Schönheit wenigen Städten der Welt weichend, das hatten wir oft empfunden; dieſen Eindruck bewahrten wir noch ſo friſch, ſo lebendig, denn erſt geſtern hatten wir die reizende Partthenope vom Meere aus entzückt angeſtaunt, aber faſt hätten wir ſagt Palermo den Vorzug gegeben, das mit ſeiner reichern Umgebung, mit ſeinen ſtolzern, grünen Bergen die ſpärliche Vegetation um Neapel überſtrahlt, Palermo, das mit ſeinen Moſcheenkuppeln und Orangenhainen, mit ſeiner faſt tropiſchen Vegetation eine weit originellere, man möchte ſagen orientaliſche Phyſiognomie trägt und an die Städte der nahen Küſte Afrika's erinnert. So ähnlich die Lage der Hauptſtädte beider Sicilien in vielen Beziehungen, ſo verſchieden iſt ſie doch wieder, aber von beiden entzückend ſchön, und Palermo wird nur weniger geprieſen als es verdient, weil nicht gar viele Verfaſſer von Reiſebeſchreibungen dorthin kommen. Zwiſchen niedrigen Forts am Meeresrande erbaut, fährt das Dampfſchiff in den geräumigen, wohlgeſchützten Hafen, in welchem eine geringe Anzahl Schiffe liegt. Sie zeigen faſt nur italieniſche Flaggen, höchſtens iſt ein Engländer oder ein Franzoſe darunter, welcher Schwefel ladet oder ein Luneſer, der Datteln gebracht hat, und vergebens ſpäht unſer Auge nach der Flagge der beiden Hanſeſtädte, die faſt in allen Häfen weht. Palermo, durch ſeine Lage zu einer bedeutenden Handelsſtadt beſtimmt, ſteht nur etwa 500 fremde Schiffe jährlich in ſeinem ſchönen Hafen einlaufen, es hat nur unerheblichen Handel, ſeitdem Neapel, wenn die beiden Reiche des Königs Ferdinand ſind commerciell von einander faſt getrennt, und die geſetzlichen Begünſtigungen des Handels von Sicilien in Neapel vor dem des Auslandes ſo gut wie illuſoriſch. Dieſe Trennung empfinden wir Reiſende bald ſelbſt, denn am Hafen nimmt und die Douane in Empfang und fragt nach Gott weiß welchen in Sicilien verbotenen Waaren, obgleich wir direct aus der Hauptſtadt des Reiches kamen, man begnügt ſich indeß höflicherweiſe mit einem bloßen Nein und einem kleinen Trinkgelde, ſo daß wir bald in dem vortrefflichen Hotel alla Trina-

Digitized by Google

cria von der Reiſe und Sonnengluth bei Signor Ragusas guter Küche, geſchieht von dem kühlen Seewinde, der von der nahen Marina in das Fenſter weht, und erholen und uns beſinnen können, daß wir wirklich in dem reizenden Palermo ſind.

Sicilien, von den Phöniciern, Griechen und Karthagern colonisirt und zum mächtigen Ackerbau- und Handelsſtaate geſchaffen, mit Cultur, Wiſſenſchaften und Künſten in herrlicher Ausbildung gezierk, ſtand in ſeiner ſchönſten Blüthe, als es die Beute der eroberungsſüchtigen Römer wurde. Dieſen aber war Sicilien nur die reiche, einträgliche und nützliche Provinz, welche wie Ciceros Anklageacte gegen den raubgierigen Präfecten Verres ſagt: „nicht nur die Kornkammer Roms und die Ernährerin des römiſchen Volks war, ſondern deſſen größte Heere kleidete, nährte und ausrüſtete.“ In jenen Zeiten war die Inſel überall angebaut und mit vielen blühenden Städten und Dörfern bedeckt. Ackerbau war ſtets die Hauptquelle ihres Reichthums, das bezeichnet deutlich ihr altgriechiſches, durch alle Stürme der Zeit geblieb'nes Wappen: ein Kopf mit drei Beinen und zwiſchen jedem eine Kornähre — die Gebirgszüge, welche Sicilien in drei Hauptthäler ſcheiden mit dem Symbol der überall ſprechenden Fruchtbarkeit. Nachdem die Inſel von den Römern faſt ſieben Jahrhunderte lang methodiſch ausgeſogen und verarmt, dann von den Vandalen erobert und verheert war, fiel ſie unter die ſchlaffe Herrſchaft der byzantiniſchen Kaiſer, deren beſpotiſche und habſüchtige Statthalter ihren Ruin vollendeten. Nun erſchienen die Araber, Saracenen genannt, das gebildetſte und geſittetſte Volk des früheſten Mittelalters, herbeigerufen von einem Chriſten zur Unterjochung ſeiner Glaubensgenoſſen und Landsleute. Sein Verrath durch Liebe erzeugt, ähnelt ſo ſehr der Treuloſigkeit, wodurch Graf Julian der Gothe Spanien den Ungläubigen überlieferte, daß wir uns nicht verſagen wollen, die Geſchichte des Verräthers von Sicilien nach den beſten Quellen kurz zu erwähnen und damit dem Novelliſten einen guten Stoff zu einem hiſtoriſchen Roman an die Hand zu geben. Euphemius, ein junger Grieche aus reicher und angeſehener Familie in Sicilien, liebte die ſchöne Anna, die Tochter eines mächtigen Hauſes und wurde von ihr eben ſo glühend wieder geliebt, als er von ihren Verwandten gehaßt wurde. Als dieſe deßhalb Anna in ein Kloſter geſperrt hatten, drang Euphemius dort mit Gewalt ein und entführte die Geliebte in die Sicherheit einer feſten Felſenburgen. Annas rachſüchtige Familie wußte aber durch ihren Einfluß am Hofe zu Konſtantinopel einen Befehl des Kaiſers Michael, der Stammler genannt, an den Statthalter von Sicilien zu erwirken, dem Euphemius als Kloſterſchänder die Naſe und dann den Kopf abhauen zu laſſen. Euphemius, welchem nun nichts übrig blieb als in offener Empörung ſein Heil zu verſuchen, ließ unterſtützt von Verwandten und Freunden ſich zum Kaiſer ausrufen, flüchtete aber, der Macht des Statthalters nicht gewachſen, nach dem nahen Tunis, wo Haſſan, der Sohn Ibrahims Ben Aglab, der faſt unabhängige Emir des Kalifen Mamun, des großen Harun Arreſchids Sohn, herrſchte. Der Emir von Tunis, welcher ſchon lange mit gierigem Auge die ſchöne Inſel betrachtet hatte, willfahrte gern den Bitten des Euphemius um Beiſtand, und übergab ihm 40,000 ſeiner Krieger unter Führung ſeines Feldherrn Abelcam (Alhakem), welche mit Hülfe ſpaniſcher Araber in wenigen Jahren ganz Sicilien eroberten. Allein Euphemius ſollte die Früchte ſeines Verrathe nicht genießen, ſeine übermächtigen Bundesgenoſſen hatten die lockende Beute nicht für ihn erobert, ſie wollten ungeachtet aller glänzenden Verſprechungen, aller Drohungen der Griechen nicht weichen, und nach einer ſcheinbaren Verſöhnung, bei der Belagerung der letzten Griechenfeſte Syrakus, wurde Euphemius von Abelcam hinterliſtig erdolcht. Nun war der Chriſten Herrſchaft in Sicilien erloſchen, und faſt drittha'b Jahrhunderte triumphirte dort der Halbmond über das Kreuz; aber man muß geſtehen, es war eine der glücklichſten Zeiten der Inſel, als ihre Herrſcher Gott und Mohammed feinen Propheten anriefen. Nach der reinen Lehre des Koran hatten die Araber den Griechen die Annahme des Islam oder Unterwerfung als Zinspflichtige mit Beibehaltung ihres Glaubens angeboten, und nur diejenigen getödtet oder zu Sklaven gemacht, welche in der Schlacht ihnen entgegntraten. Faſt alle Einwohner wählten Unterwerfung und leben ſortan ungeſtört in ihrem Glauben unter der milden und gerechten, dabei für ihr Wohl ſorgenden Regierung des Großemirs, welcher ſeine Reſidenz in Palirmu (Palermo), dem alten Panormus, gebaut hatte. Die fleißigen Araber, dem Ackerbau und der Viehzucht ergeben, bekannt mit vielen Induſtriezweigen und den ſchönen Künſten nicht abhold, liebten Sicilien als ein Land, das in Klima und Erzeugniſſen ihrer Heimath ähnlich war. Hier fanden ſie ihre Lieblingsgewächſe, die Dattelpalme, den Orangen- und Citronenbaum, die Roſe, den Jasmin und Oleander, hier fanden ſie die üppigen Kornfelder Nordafrika's wieder. Unter der Araber Herrſchaft hob ſich der Ackerbau Siciliens zu ſeiner frühern Blüthe wieder empor, gefördert durch das von ihnen eingeführte Syſtem regelmäßiger Bewäſſerung der Felder, und dieſer Segen beſteht eben ſo wie im Süden Spaniens, nach den von ihnen erlaſſenen Verordnungen, noch heutigen Tages unverändert fort. Sie führten zuerſt dort den Olivenbaum ein, und wenn jetzt der Fremde einen der uralten Olivenbäume in Palermos Umgebung bewundert, ſo wird der geringſte Mann ihm erzählen, daß dieſer Baum von den Saracenen ſelbſt gepflanzt ſey. So vergißt das Volk auch nach einem Jahrtauſend empfangene Wohlthaten nimmer, und die Araber ſind bei den Sicilianern im dankbarſten Andenken geblieben. Sie machten dort das Zuckerrohr und die Melone einheimiſch, führten ihr Lieblingsthier, das Kamel, und die Brieftauben ein, unter ihren Händen gedieh auf den fruchtbaren Weiden die Schafzucht, ſie gründeten viele Wollenfabriken und Färbereien, und belebten Handel und Schifffahrt. Straßen, Brunnen und Waſſerleitungen entſtanden unter ihrer Herrſchaft, ſtolze Moſchen, Burgen und Landhäuſer ſtiegen überall empor, die ſchönſten in und um Palermo, ihrem begünſtigten Lieblingsſitze; Gerechtigkeit wurde ſtreng, aber unparteiſch dem Moslem wie dem Chriſten, jedem nach ſeinem Geſetze geſprochen, Wohlſtand und Frieden kehrten zurück, eine Sicherheit des Eigenthums und Lebens herrſchte auf der ganzen Inſel, wie ſie weder vorher, noch ſpäter und jetzt gar nicht zu finden iſt, weßhalb Sismondi in ſeiner vortrefflichen Geſchichte der italieniſchen Freiſtaaten mit Wahrheit hervorheben kann: „daß Sicilien ſeit Beſtegung der Araber nie wieder eine wohlgeordnete Regierung gehabt habe.“ Die letzten Jahre ihrer Herrſchaft waren nicht ſo ſegenbringend; Zehden unter den Emiren zerrütteten das Land und waren die nächſte Veranlaſſung ihres Unterganges durch die abentheuernden Normannen. Hier findet ſich ein unwiderleglicher Beweis von Dankbarkeit der ſicilianiſchen Chriſten für die vielen Segnungen, welche die Araber ihnen gebracht, denn wir ſehen ſie die vielen blutigen Schlachten ihrer muhammedaniſchen Beherrſcher gegen die Normannen tapfer ausfechten, wie die Geſchichte bezeugt. Sie mochten ihr künftiges

Digitized by Google

Schicksal ahnen; die eiserne Faust des heftigen, raubgierigen Normann, die Einführung seines starren Feudalsystems mit harter Leibeigenschaft der Besiegten, nebst Unduldsamkeit gegen die Araber, zerstörten bald wieder die Blüthe und den Wohlstand Siciliens, welche die kurze Herrschaft der mildern und toleranten Hohenstaufen, besonders des großen, aber unglücklichen Kaisers Friedrich II, nicht wieder heben konnte. Unter der Herrschaft der Anjou und der Spanier kehrte, begleitet von der triumphirenden Geistlichkeit und Inquisition, die alte Anarchie und Verarmung zurück, den Oesterreichern und Bourbons war die Insel stets nur ein ungeliebtes, verachtetsfügtes Siefkind, oft der Laune und Willkür habgieriger Statthalter untergeben, und so ist es kein Wunder, daß Sicilliens unerschöpflich reicher Boden, theilweise verödet dallegend, jetzt das Volk nicht ernähren kann, und daß das Volk, wenn gleich von Natur intelligent und thatkräftig, verarmt, verdummt und entwürdigt uns entgegentritt.

Die Leiden, der Verfall Sicilliens sind hauptsächlich in dessen traurigen, politischen und socialen Verhältnissen zu finden, welche klar darzustellen schwer, sie unzugestalten und radical zu heilen aber wohl so gut wie unmöglich seyn möchten. Eine umfassende Darstellung aller dieser Verhältnisse würde der Raum dieser Blätter nicht gestatten, und wir wollen uns begnügen, einige der wichtigsten Grundursachen der Leiden Sicilliens anzudeuten. Daß dazu die Entvölkerung der Insel zu rechnen glauben wir nicht, indem durchschnittlich mehr als 3000 Einwohner auf die Quadratmeile kommen, auch die Bevölkerung, jetzt mehr als 2,000,000 Seelen, fortwährend zugenommen hat.

Vor allen wichtig sind die Verhältnisse des Grundeigenthums und der Landwirthschaft. Die Normannen theilten Sicilien nach der Eroberung in große Lehne für die Krone, den Adel und die Geistlichkeit, und knüpften daran Frohndienste, die von jeder der verschiedenen Nationen welche die damalige Bevölkerung bildeten (Griechen, Araber, Normannen) nach ihrem Brauche abgeleistet wurden. Die reichern und mächtigern Vasallen wußten die Zahl ihrer Güter im Laufe der Zeit zu vermehren, so besaß z. B. der verstorbene Fürst Butera, das Haupt der altnormannischen Familie Branciforte, 18 große Lehngüter, die Geistlichkeit verstand dieß nicht minder, und Anhäufung von Grundbesitz erzeugte in Sicilien wie saft überall eine Stabilität in der Art der Bewirthschaftung, welche Verbesserungen gewöhnlich ausschließt. Den Städten gelang es erst im spätern Mittelalter einiges Grundeigenthum zu erwerben. Die Normannen kannten nur Mannlehne, und von jeher erhielten die nachgeborenen Söhne des Adels Abfindungen aus den Gütern. Diese ergreifen höchst selten erzeugende Gewerbe, sondern werden in der Regel Advocaten, Mönche oder Soldaten, und bilden einen zahlreichen niedern Adel. Der gesammte Adel Sicilliens, welcher jetzt 127 Fürsten, 78 Herzoge, 130 Marquis und eine unendliche Menge Grafen zählt, worvon begreiflich die meisten unbemittelt, viele arm sind, wird auf 2500 Personen angegeben. Die Zahl der Geistlichen, der Mönche und Nonnen ist übermäßig groß und beträgt mehr als 40,000 wenn die Angaben statistischer Handbücher richtig sind, es würde also auf 50 Einwohner eine geistliche Person kommen, und alle leben auf Kosten der erwerbenden Bevölkerung.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herüberströmen irischer Armen nach England.

In der Sitzung des englischen Unterhauses am siebenten Mai bemerkte Sir H. Seery, daß officiellen Nachrichten zufolge seit dem 15 Januar bis Ende Aprils nicht weniger als 180,000 Arme aus Irland in Liverpool allein gelandet hätten. Davon wären 40 ober 50,000 nach Amerika ausgewandert, andere nach verschiedenen Theilen Englands: aber 80,000 waren in Liverpool geblieben, und fielen der Armencasse zur Last. Da auch viele Fieberkranke herüberkamen, so stellte die Regierung den Behörden zu Liverpool zwei Schiffe als schwimmende Lazarethe zu Gebot, und Dampfboote, die solche Patienten an Bord hätten, wurden angehalten die gelbe Flagge aufzuziehen und ihre Patienten an die Spitalschiffe abzugeben. Zugleich zeigte man den Dampfschiffen an, wenn sie ferner fernführen Fieberkranke herüber zu bringen, so werde man sie unter Quarantaine stellen. Ein Gesammtbestand der Regierung für Liverpool und anderer in gleichem Umfange bestimmte Häfen konnte der Minister nicht versprechen, Liverpool muß also sehen, wie es die 80,000, sage achtzigtausend Arme, die ihm zugetrieben sind, und die Tausende die ihm noch zuströmen werden, ernährt. Diese Steffäste, welche jetzt die Last der irischen Zustände zehnfach fühlen, dürften energische Maaßregeln gegen die Regierung ergreifen. Als der Minister noch sagte, man werde Anstalt treffen, solche Arme nach Irland zurückzuschicken, machte ein Sir B. Barron die spitzige Bemerkung, ob er auch Anstalt treffen werde, die sechs Millionen Pfd. St., welche jährlich von irischen Adligen in England verzehrt würden, dahin zurückzusenden.

Reiseberichte eines russischen Arztes aus der Türkei.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Smyrna zeichnet sich, was Krankenhäuser und andere wohlthätige Anstalten betrifft, durch den Geist der Menschenfreundlichkeit aus, welche die Glieder der verschiedenen christlichen Genossenschaften, und namentlich den höhern Stand der Kaufmannschaft beseelt, denn eine andere Reisekatalie gibt es hier nicht. Wie gehen nun eine Beschreibung der verschiedenen auf öffentliche Kosten unterhaltenen Anstalten. Unter diesen nimmt das griechische Spital zum heil. Charlampius den ersten Rang hinsichtlich des Umfanges, der Einrichtung und der guten Unterhaltung ein. In den Zeiten der Pest nahm es die Angestecken in eine besondere Abtheilung auf. Diese Anstalt wurde im J. 1784 auf Kosten reicher Griechen eröffnet, unter denen Dr. Michael Magzana die unentgeltliche Verrichtung eines Arztes auf sich nahm, zund diese Stelle ist erblich auf seinen Sohn und Enkel, den jetzigen Arzt des Krankenhauses, übergegangen. Sechs auf drei Jahre gewählte Administratoren, zur Hälfte türkische Unterthanen, zur Hälfte Fremde, aber alle griechischen Glaubens, leiten die Anstalt, deren Einkünfte sich auf 300,000 Piaster (30,000 fl. C. M.) belaufen, welche durch eine Steuer von 2 Procent auf die Kaufmannschaft und freiwillige wohlthätige Gaben zusammengebracht werden; übrigens ist der Arzt völlig unabhängig in seinem Verfahren, und alle seine Vorschläge werden unbedingt und willig vollstreckt.

Das Spital enthält in einem ungeheuren, von Mauern umgebenen Hofe, wobvech es von dem Verkehr mit dem volkreichen Quartier abgeschieden ist, viele zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Plänen gebaute Flügel. Das einstöckige steinerne Hauptgebäude enthält einen großen Saal für innerliche Krankheiten der Männer, in welchem zwanzig eiserne Bettstellen mit guten Betten sich befinden. Der Saal ist mit breiten Bachsteinen gepflastert und sehr reinlich gehalten. Ein großes Zimmer, in das man die Sterbenden bringt — eine nicht sehr philanthropische Maaßregel, obgleich sie auch den Zweck hat, den übrigen Kranken den traurigen Anblick des Todeskampfes zu ersparen — dehnt dieß Zimmer von einem andern kleineren, in welchem 12 hölzerne Bettstellen für chirurgische Krankheiten sich befinden. Ich sah hier einige Fälle von scrophulösem Knochenfraß, und von Wunden, die mit Messern beigebracht waren, zu denen die hitzigen Griechen, namentlich an Feiertagen, sehr gern greifen. In einem besondern Flügel sind zehn eiserne Bettstellen für Frauen mit innern Krankheiten und sechs mit äußerlichen Krankheiten. Selten ist dieß Zimmer voll, und man nimmt hier auch Mädchen auf, die außerordentlich schwanger wurden.

Für Alte, Schwache und Verstümmelte beiderlei Geschlechts ist hier

Digitized by Google

ein Spital von 25 Betten für Männer und 20 für Weiber eingerichtet. Hieher bringt man auch Frauen von schlechter Aufführung um sie zu bessern. In der Nähe in einem besondern Zimmer stehen sechs Betten für syphilitische Kranke, obgleich man nach der Bestimmung des Krankenhauses weder sie noch Schwindsüchtige aufnehmen sollte. Hinter allen diesen Gebäuden in einem besondern Hofe sind acht kleine Zimmer für wahnsinnige Männer. Sie werden zu vier in jedem Zimmer gehalten und schlafen auf dem Boden; Rasende tragen das Zwangshemd oder Fesseln an Händen und Füßen. Bei meinem Besuch fand ich hier 25 Männer so wie 20 Weiber, welche eine besondere Abtheilung in einem andern Hofe einnehmen. Unter ihnen sah mir eine 45jährige Griechin aus Rhodos auf, welche die Mutter mit einem langen schwarzen Bart ausgestattet hatte. Die hieher gebrachten Leute erhalten den Besuch des Arztes nur dann, wenn er ihren Irrsinn einer physischen leicht heilbaren Störung zuschreibt, im entgegengesetzten Falle werden sie bloß brausschigt.

Im Hofe, hinter dem Hauptgebäude, sind 12 Kammern in Einem Stockwerk; in jedem finden sich ein oder zwei Betten für bezahlende Kranke, welche jedoch keinen bestimmten Tare unterworfen sind, sondern nach ihrer Entlassung nur ein beliebiges Geschenk geben. Unvermögliche Kranke werden ganz umsonst aufgenommen. In diesem Hofe finden sich in dem Pflaster etwa 50 Steinplatten über Gräbern, in denen man frühre die Leichen begrub; jetzt sind sie fest verlöthet und aufgegeben; dagegen dienen jetzt die zwei benachbarten Höfe als Begräbnißplatz, nicht nur für die welche im Krankenhaus, sondern auch für die welche in der Stadt sterben. Diese Stitte herrscht von Aleppo her bei der christlichen Bevölkerung in Smyrna. Die Todten werden stets innerhalb der Stadt, in den Spitälern, in den Kirchen und in der Nähe derselben beerdigt. Der Wunsch, den Staub von Verwandten vor der Entwesung durch fanatische Moslems zu schützen, war vermuthlich in früherer Zeit Veranlassung zu diesem Gebrauch, jetzt besteht diese Veranlassung nicht mehr, aber die Gewohnheit ist geblieben. [1]

Da nach der Ansicht der Antiecntagienisten die Einrichtung der Begräbnißplätze innerhalb der Stadt zur Erzeugung der Pest mitwirken kann, so wandte ich meine besondere Aufmerksamkeit auf diesen Punkt, und muß nach meinem Gewissen versichern, daß ich in Smyrna nie den geringsten üblen Geruch bemerken konnte, weder von den Gräbern innerhalb der Kirchen, wo sie hermetisch verschlossen sind, noch in den bezeichneten Höfen, auf dem armenischen Kirchhof u. s. w. Im ersten der obenerwähnten Höfe des griechischen Krankenhauses besteht das Pflaster aus 150 numerirten Fliesen, die vermittelst eiserner Ringe aufgehoben werden können. Unter jeder Fliese ist eine aus Backsteinen aufgemauerte drei Arschinen lange, zwei Arschinen tiefe und anderthalb Arschinen breite Grube. In diese werden die Todten im Sterbekleid oder ohne Sarg eingeln, und nur bei großer Sterblichkeit zu zweien gelegt, und bleiben hier bis zur gänzlichen Auflösung, welche im hiesigen Klima sehr bald eintritt und nach acht bis zehn Monaten vollendet ist. Dann werden die Knochen herausgenommen, vom Spitalgeistlichen eingesegnet, und in die tiefe allgemeine Grube gesenkt, welche die Form eines ungeheuren bedeckten Brunnens hat, und sich im zweiten Hofe befindet. Hier sind die Ueberreste vieler Geschlechter aufgehäuft. Die Fliesen werden an den Rändern mit Kalk verstrichen, der aber sehr bald durch die Füße der darüber Hinschreitenden abgerieben wird. Auf meine Bitte ließ Dr. Mozgana die Grube unter N. 67 öffnen, in welcher zwei Monate zuvor eine Leiche niedergelegt worden war. Dieß geschah am $^{17}/_{31}$ August um Mittag bei einer Temperatur von + 24° R. Ich saß am Rande des Grabes und nahm mit meinem Stock den völlig abgelösten Schädel heraus; die weichen Theile waren verschwunden und nur Büschel grauer Haare hingen noch an den Knochen; von den übrigen Theilen der Leiche waren gleichfalls nur noch die Knochen übrig ohne alle Spur von Feuchtigkeit, obwohl der obere Theil des Sterbehemds, das die Brust des Todten bedeckt hatte, noch ganz war. So schnell geht die Verwesung vor sich unter der südlichen Sonne. Weder ich, noch der bei mir befindliche Stabsarzt Korobka und der Arzt des Krankenhauses bemerkten den mindesten Geruch. Hiemach ist alles, was Dr. Aubert [1] von den smyrnenischen Begräbnißplätzen sagt, entschieden übertrieben.

In dem an den ersten Hofenden Hofe sind die Gruben bloß in der Erde ausgegraben und werden auch damit bedeckt; man nimmt hieher seine Zuflucht, wenn alle andern Gräber gefüllt sind; aber das Volk liebt diesen Begräbnißplatz nicht, und zieht es vor, daß die Leichen in die sogenannten Cellen des ersten Hofs versenkt werden. Was die Klagen der Nachbarn über den unerträglichen Geruch, den die Spitalkirchhöfe verbreiten sollen, von denen Aubert spricht, betrifft hat man hier nie etwas gehört, übrigens verscherten mich einige smyrnenische Aerzte, daß auf dem türkischen Begräbnißplatz bei regnerischem Wetter frisch begrabene Leichen manchmal Leichenbünste verbreiten, aber keiner von ihnen hat je einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit bemerkt, eine Beobachtung, die sich mir in Konstantinopel vollkommen bestätigte.

Aus dem Begräbnißplatz führt eine Thüre nach der Pestabtheilung des Krankenhauses. In einem großen, durch eine Mauer in zwei Theile getheilten Hof ist auf drei Seiten ein zweistöckiges Gebäude errichtet, das in beiden Stöcken zusammen sechzig Zimmer von mittlerer Größe enthält, welche sich nach einer geräumigen Galerie öffnen. Hieher kommen zur Zeit einer Epidemie die Pestkranken, und die Pestverdächtigen in die von den Zirren jetzt eingenommenen Zimmer. Hier stellte im J. 1837 Bulard seine Beobachtungen an, kam aber bald mit Mozgana in Streit und verließ das Spital. In der Galerie zeigte man mir die in der Mauer angebrachten eisernen Ringe, an denen die Pestkranken im Delirium festgebunden werden. Jetzt ist diese ganze Abtheilung von armen Familien eingenommen, welche durch den vorjährigen Brand obdachlos geblieben sind. Der durch die Mauer abgeschiedene Theil des Hofes diente ehemals zum Begräbnißplatz für die an der Pest Gestorbenen; die Leichen wurden mit ungelöschtem Kalk bedeckt, der für die an gewöhnlichen Krankheiten Gestorbenen nie angewendet wird. Jetzt werden in diesem Hofe Schweine für die Anstalt gefüttert.

Das Spital hat seine Apotheke, ein gut eingerichtetes Bad und eine sehr reinliche Küche. Die Forderungen des Arztes hinsichtlich der Arzneien und Speisen werden so genau verlogen, daß trotz der Anwesenheit zweier Spitalgeistlichen den Kranken das ganze Jahr hindurch, selbst am Gharfreitag, Fleisch gereicht wird. Die Aufbereitung der Portionen wird je nach dem Stand und der Entwicklung der Krankheiten eingerichtet; bei hitzigen Krankheiten wird hier, wie in Konstantinopel schlanke Diät vorgeschrieben. Als Ausnahme diente hier unter anderm auch ein Ruffe, den im Jahr 1834 sein Schiff als hoffnungslosen Pestkranken im griechischen Spital zurückgelassen hatte. Er genaß aber und blieb im Spital, wo seine ordentliche Aufführung und seine Fürchtlosigkeit in Besorgung der Pestkranken ihm die Zuneigung der Verwaltung gewonnen hatte. Nach der allgemeinen Meinung der Smyrnioten und Levantiner bekommt einer, der von der Pest hergestellt wurde, sie nicht leicht zum zweitenmal; jenes zeigte man mir einen griechischen Diener, Namens Theodoro, der die Pest siebenmal gehabt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Polizei von Arles. Jebard sagt in einem Reisebericht aus dem südlichen Frankreich (s. Monit. industr. 2 Mai) in der Provence gelte das Sprüchwort: je me moque comme de la police d'Arles. Dieß gelte noch wörtlich, den ganzen Abend habe man in der Stadt Frösche u. dgl. losgelassen und es sey nicht selten, daß ein Schwärmer durch ein Fenster in eine Table d'hôte hereinfliegt und ihr plage; niemand nehme Aegis daran, man schließe die Läden und lumore sich weiter nicht darum

---

[1] Die türkischen Begräbnißplätze sind außerhalb der Stadt angelegt, und der größte, welcher mehrere tausend Gräber enthält, liegt am Ufer des Meeles, neben der sogenannten Karawanserdrücke. Der, wenn man nach der Anzahl der Gräber schließen darf, sehr alte jüdische Begräbnißplatz liegt am Abhang des Hügels in der Nähe der Bay, gleichfalls außerhalb der Stadt.

[1] De la peste on typhus d'Orient etc. Paris 1840 p. 105: J'ai senti à l'hôpital grec de Smyrne autour de moi une odeur cadavereuse „insupportable" und eben so p. 106 ff.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 122. 22. Mai 1847.

Ethnographische Forschungen in Nordafrika.

Ein Hr. Prar steht im Begriff eine Reise in die nördliche Sahara anzutreten, unter welchem Ausdruck die Franzosen das Land südlich vom Tell (Ackerboden) bis zur Oasenreihe verstehen, welche von Tuggurt bis Waregla sich hinzieht. Hr. Jomard hat für denselben Instructionen entworfen und darin namentlich auch die in diesem Landstrich gebräuchlichen Dialekte aufgenommen. So viel wir jetzt wissen, können die Sprachen dieses Landstrichs nur arabisch oder berberisch oder Mischsprachen zwischen diesen beiden seyn, wobei noch die Frage auftritt, welche von beiden Sprachen die grammatikale Grundlage bildet. Es ist jetzt eine ausgemachte Sache, daß die in den Oasen Siwah, Aubichellah, Sokna, El Ghat, im Osten südlich von Cyrenaika und Tripoli, gesprochenen Sprachen mit denen der Beni Mzab, der Tuarik, der Einwohner von Tuat u. s. w. die größte Aehnlichkeit haben. Wenigstens verstehen sich die Leute in ihrem Handels- und Geschäftsverkehr. Das Tarkiah, was die Tuarik [1] sprechen, wird von den Tuat verstanden, so wie von den Bewohnern der großen Oase Agadiy, deren Sprache Schenatiah und Schelhia heißt; das Mzabia wird von den Bewohnern von Waregla, Tuggurt und Ghadames verstanden. Die Namen Schellah, Schuwiah, Zenathia, Katholisch, Berberisch, Tarkiah u. s. w. bedeuten also wesentlich nur Eine Sprache, wenn auch dialektisch geschieden. Es ist also von Wichtigkeit, die schon vorhandenen Wörterbücher der berberischen Sprache durch Erforschung der verschiedenen Dialekte zu ergänzen. Was wir in neuerer Zeit über die Tuarik, diese Beherrscher der großen Wüste, erfahren haben, ist mehr geeignet, die Neugierde zu reizen, als zu befriedigen. „Die Geschichte schweigt über die Wanderungen dieses Stammes," bemerkt Jomard, „aber vielleicht wird man nach und nach entdecken, daß die Tuarik ursprünglich in den Provinzen Afrika und Mauritanien, vielleicht sogar in Cyrenaika und Marmarika wohnten, von wo die arabische Eroberung sie vertrieb." [2]

Jomard führt weiter fort: „Das Studium der Sitten und Sprache der Tuarik wird Hrn. Prar darauf führen, den Inschriften in libyschen Charakteren große Aufmerksamkeit zu schenken. Es finden sich sehr alte, wie zu Tugga, aber auch vergleichsweise neue, die nicht über 100 oder 200 Jahre alt sind. In Ghat wird diese Schrift wahrscheinlich noch jetzt gebraucht, und es ist also alle Aussicht vorhanden, sich neue Proben dieser Schrift zu verschaffen, sey es auf Felsen, wie die Engländer deren westlich von Fezzan fanden, sey es auf altem Denkmalen oder auf Papier im täglichen Gebrauch. Die Bewohner von Bilma und Tuggurt kennen noch die Schrift Tifinag, und die Zeichen derselben sind die nämlichen wie man sie zu El Ghat, El Kaf und südlich von Tunis findet. Der Commandant Delamare fand in einer Nekropole südöstlich von Ghelma zehn Steine mit dieser Schrift, neben punischen und römischen Gräbern, und es ist also anzunehmen, daß diese Schrift sich noch an manchen Orten in der Regentschaft Tunis, wie in Algier nach Tuggurt und El Agnat hin finden wird."

[1] Wir müssen hier nochmals bemerken, daß Tuarik die arabische Pluralform von Tarki, und Tarkiah die weibliche Endung von Tarki ist.

[2] Eine Andeutung, daß die Ansiedelung der Tuariks tiefer im Süden vielleicht nicht sehr alt ist, liegt in dem Namen Tuggurt, welches höchst wahrscheinlich Tou-jaggurt, die Stadt Jugurtha's ist, welche dieser Fürst nach Sallust in der Wüste anlegte, wo alle früher seine festen Ansetzungen dieses Stammes gewesen zu seyn scheinen.

Skizzen aus Sicilien.

1. Einige Hauptursachen des unglücklichen Zustandes der Insel.

(Fortsetzung.)

Obgleich in den neuern Zeiten das Lehnwesen sammt Majoraten und Fideicommissen gänzlich aufgehoben und unbeschränkte Veräußerung der Adelsgüter gestattet worden, so ist doch dadurch nicht so viel gebessert, als man auf den ersten Anblick glauben sollte, denn ein sehr großer Theil des Grundeigenthums ist als Krondomäne oder Gut der Kirchen, Klöster, milden Stiftungen und Städte in der „todten Hand" geblieben, und die häufig vorkommende gezwungene Veräußerung vieler tief verschuldeter Güter des Adels hat eine heillose Verwirrung durch unzählige Processe über den Werth des abgetretenen Guts erzeugt, welche von vorherrschender Processlust, übermäßiger Menge von Advocaten, langsamer, oft bestechlicher Justiz genährt, jetzt im lebhaftesten Gange sind und schwerlich jemals aufhören werden. Hiedurch, sowie durch Creditlosigkeit der Mehrzahl des Adels, ist der Werth aller Güter auf die Hälfte des frühern herabgesunken, indeß könnte ein Creditverein der Gutsbesitzer, freilich ein in ganz Italien unbekanntes Institut, oder eine Territorialbank helfen, welche in Sicilien oft zum Vorschlag gebracht, aber bis lang nicht zur Ausführung gekommen ist. Durch das Sinken der Güterpreise verringert sich die Abfindung der nachgebornen Söhne, denn die sicilianischen Barone theilen ihr Grundvermögen auch nach Aufhebung der Beschränkungen nie gleichmäßig unter ihre Kinder, sondern wenden alles dem ältesten zu, um den Glanz der Familie zu erhalten.

Die ökonomischen Verhältnisse Siciliens sind den irländi-

Digitized by Google

schen sehr ähnlich, denn auch dort verpachten die Grundeigenthümer stets ihre Güter einem oder etlichen Speculanten, diese verafterpachten solche an mehrere andere, und so geht Verafterpachtung herab, bis ein Gut von vielleicht hundert und mehr kleinen Pächtern cultivirt wird, welche die ganze Last dieses unseligen Verhältnisses tragen und froh seyn müssen, wenn nach Bezahlung des Pachtgeldes ihnen der nothdürftigste Lebensunterhalt übrig bleibt. So haben die Grundbesitzer, von welchen viele ihre Einkünfte außerhalb Sicilien verzehren, kein anderes Interesse an ihren Gütern, als daß sie von dem Generalpächter die Pachtsumme richtig erhalten, und letzterer so wie alle Zwischenpächter leben mehr oder minder einträglich von dem dem Schweiße des kleinsten Afterpächters abgepreßten Gelde. Dieser ist das ganze Jahr hindurch zum fleißigen Anbau des Bodens gezwungen, wenn er seine stets nur auf wenige Jahre zugestandene Pacht behalten und dabei nicht verhungern will, ein anderes Interesse knüpft ihn nicht an das Grundstück, welches er cultivirt oder an dessen Herrn. Obwohl nun der Boden ein so unerschöpflich reicher ist, daß er in vielen Gegenden 80fältiges Korn ergibt, so ist doch der Getreidebau wegen der seit Anfang dieses Jahrhunderts immer zunehmenden Concurrenz in allen Welttheilen und der dadurch gegen frühere Zeiten herabgedrückten Preise nicht lohnend. Deßhalb glaubt der sicilianische Unterpächter durch gemischten Bodenanbau sich helfen zu können, und baut jetzt gewöhnlich Weizen, Mais, Oel, Seide und Wein oft auf demselben Grundstücke durch seine und seiner Familie unablässige Spatenarbeit. Die Erfahrung hat zwar gelehrt daß bloßer Weizenbau eben so viel einbringt als jene fünffache Ernte, indeß bleibt der sicilianische Bauer bei seiner Ansicht. Ungeheure Striche durchgängig fruchtbaren Bodens, man gibt mehr als ein Drittel der ganzen Grundfläche an, liegen im Innern der Insel gänzlich brach und werden höchstens zu Viehweiden benutzt, weil sich keine Pächter finden, welche die nicht lohnende Cultur übernehmen wollen und weil bei dem Mangel an schiffbaren Flüssen und Fahrstraßen der Absatz der Producte aus dem Innern zu kostbar, oft so gut wie unmöglich seyn würde. Deßhalb die vielen Einöden im Innern Siciliens, wo man oft in 4 bis 5 Stunden weder Dorf noch Haus, noch Menschen sieht. Alle diese Verhältnisse zusammengenommen machen es erklärlich, daß während das übrige Europa überall Getreide in Menge erzeugt, Sicilien, welches einst Jahrhunderte lang die Kornkammer des römischen Weltreiches gewesen, jetzt bei günstigen Ernten bedeutende Getreideeinfuhr bedarf, ja oft Mangel leidet und so dem Auslande einen starken, jährlichen Tribut entrichtet. Die Küsten und die Umgebung der daran liegenden größern Städte sind fleißig angebaut, da dort allein vortheilhafter Absatz der Producte zu finden ist. Indeß sind bloß die größten Städte der Insel, Palermo, Messina und Catania durch eine Fahrstraße verbunden, und zwar die einzige der Insel, obwohl seit 1839 behuf Chausseeanlagen 1½ Procent der Grundsteuer bewilligt, auch die Erlaubniß ertheilt ist eine Million Ducati dazu anzuleihen. Wem die Schuld beizumessen, daß Straßen nicht gebaut worden, der Regierung oder den Sicilianern, wagen wir nicht zu entscheiden, anscheinend fällt die Schuld auf beide. Der Taglöhner in der Umgebung der größern Städte würde sich besser stehen als der kleine Pächter, weil der Arbeitslohn so hoch ist, daß er in zwei Tagen den Unterhalt für die ganze Woche ohne übermäßige Anstrengung verdienen kann; allein wenn er so viel erworben hat, so denkt er nicht daran noch mehr zu arbeiten, um sich etwas zu ersparen, wie der Nordländer thut, sondern er gibt sich der in dem heißen Klima so angenehmen göttlichen Faulheit hin, und weiß, daß die leichte Arbeit in der nächsten Woche ihm wieder so viel einträgt, als er zu seinem einfachen und mäßigen Leben bedarf. Jedenfalls bleibt ihm die Bettelei übrig, und eine Unzahl von Menschen fristet damit in Sicilien ihr Leben; man gibt gewöhnlich, aber gewiß übertrieben, ein Drittel aller Einwohner als von Almosen lebend an.

Nicht bedeutend und sehr vernachlässigt ist die Viehzucht der Insel; auf den herrlichsten Schafweiden geht nur ordinäres Wollenvieh, und alle feine Wolle wird aus Deutschland oder Frankreich eingeführt. Seide wird in Menge erzeugt, aber dort nicht verarbeitet, sondern ausgeführt. Die Ausfuhr von Oel, Wein, Reis, Safran, Manna, Flachs, Baumwolle und Tabak ist höchst unbedeutend, obwohl der Wein, dem besten spanischen und portugiesischen an Geschmack und Gehalt fast gleich, den Wein des italienischen Festlandes bei weitem übertrifft, allein dort kann er nur gegen unverhältnißmäßig hohe Steuer eingeführt werden und in andern Ländern ist er kaum bekannt. Wichtiger ist die Ausfuhr von Citronen und Orangen, obgleich diese Früchte so wohlfeil sind, daß in Palermo Tausend Stück 3 bis 4 Franken kosten; indeß erzeugen einzelne Bäume bis zu 10,000 Stück in einem Jahre. Die an den Küsten sich findenden Korallen werden im rohen Zustande ausgeführt und werfen nur einen unerheblichen Gewinn ab. Das wichtigste aller Ausfuhrerzeugnisse Siciliens, die Quelle des Wohlstandes einzelner, ist der Schwefel, welcher in so großer Menge sich findet, daß davon jährlich mehr als 700,000 Ctr. exportirt werden. Dieses Mineral ist erst seit wenigen Jahren der Insel von großen Nutzen geworden, nämlich seitdem das gänzlich unsinnige Schwefelmonopol aufgehoben und gegen eine nicht übermäßige Abgabe jedem gestattet wurde, Schwefel in beliebiger Menge auf seinen Grundstücken zu graben, und gegen einen Zoll von 2 Ducati (etwa 4 fl.) für jeden Cantaro (etwa 160 Pf.) auszuführen.

Da Manufacturen und Fabriken so gut wie gar nicht vorhanden sind, so müssen fast alle jenen Menschen nothwendigen Erzeugnisse des Kunstfleißes vom Auslande importirt werden, z. B. Kleiderstoffe, Eisen-, Stahl- und Kupferwaaren u. s. w. Ganz eben so ist es auch in Neapel, wo nur Kessel, Thürschlösser und Haspen, Messer, Gabel und Scheeren, Tischgeräthe von Fayence u. s. w. zu sehen, welche im Auslande, besonders in Deutschland verfertigt sind, während das rohe Material dazu in reicher Menge im eigenen Lande enthalten ist.

Den eigentlichen Handel von Sicilien betreiben vorzugsweise Engländer und Deutsche, und der Haupthandelsplatz ist Messina, wo gegen 80 deutsche Kaufleute leben. Ein eigenthümlicher und verhältnißmäßig gar nicht unbedeutender Ausfuhrartikel ist der Schnee, welcher von Catania nach Neapel gebracht wird; dieses anderswo oft lästige Product wird am Aetna gesammelt, in viereckige Stücke zusammengeknetet und mit Stroh umwickelt, auf Maulthieren bis zur Küste und dann im Schiffsraume nach der Hauptstadt des Reichs transportirt, wo es nach dem Gewichte, selbst in den kleinsten Quantitäten in den Läden der Gemüse- und Fruchthändler verkauft wird. Schnee oder Eis zur Kühlung der Getränke ist übrigens in Neapel nicht ein bloßer Luxusartikel, sondern ein zur Erhaltung der Gesundheit durchaus nothwendiges Bedürfniß, dessen Mangel epidemische Krankheiten unter dem zahlreichen niedern Volke erzeugt, wie die ärztliche Erfahrung hinreichend gelehrt hat.

Digitized by Google

Seit dem Jahre 1824 ist der Handel zwischen Neapel und Sicilien für frei erklärt, indem seit so manchen Beschränkungen zum größten Nachtheile Siciliens, daß diese angebliche Handelsfreiheit in sehr vielen und wichtigen Fällen nur illusorisch erscheinen kann. So dürfen alle Artikel, welche in Neapel Regierungsmonopol sind (Tabak, Salz, Schießpulver) dort gar nicht eingeführt werden, und sicilianischer Wein ist in Neapel mit hoher Steuer belegt, während neapolitanischer Wein in Sicilien steuerfrei eingehen kann. Die übrigen Hauptausfuhrartikel Siciliens als Schwefel, Südfrüchte, Oel, Seide u. s. w. finden sich in Neapel in genügender Menge und müssen ihren Markt auswärts suchen. Dabei ist die Verfassung der Eingangssteuern so verkehrt und unvernünftig eingerichtet, daß sie nichts weiter als die momentane Mehreinnahme in der Kasse im Auge hat, ohne die dadurch nothwendig erzeugt werdende Störung des Verkehrs zu berücksichtigen, indem z. B. alle Waaren des Auslandes, selbst wenn sie plombirt werden müssen, und von Neapel nach Sicilien oder umgekehrt gehen, in beiden Reichen dieselbe Steuer also doppelt zahlen, und diejenigen ausländischen Waaren, welche nicht plombirt zu werden brauchen, bei Versendung von einem Orte desselben Reiches zum andern, wie von Messina nach Palermo oder umgekehrt, an jedem Orte den vollen gesetzlichen Zoll erlegen müssen. Es ist gänzlich unbegreiflich, wie die Regierung nicht einsehen und berechnen kann, daß sie durch solche verkehrte Maaßregeln die Einnahme der Steuerkasse verringert, statt sie zu vermehren, daß sie dadurch ihre Unterthanen dort bedrückt, daß sie Verkehr und Handel lähmen, ja oft vernichten, daß Schmuggelei aber beleben muß. Die verschiedene Steuerverfassung beider Königreiche gewährt übrigens dem Reisenden den Trost daß, weil in Sicilien die Einfuhr fremden Tabaks gegen nicht unmäßige Abgabe gestattet ist, er wenigstens in den Hafenstädten ächte Havanacigarren und trefflichen holländischen Schnupftabak, freilich zu hohen Preisen, erhalten kann, aber doch nicht genöthigt ist die abscheuliche Waare der Regie von Neapel noch höher zu bezahlen.

Nun die politischen Verhältnisse! Mit vollkommener Wahrheit sagt Fr. v. Raumer darüber: „Wer die Leiden, das Verderbniß kennen lernen will, wad da entsteht wenn alle und jede Formen der Verfassung willkürlich bei Seite geworfen werden, und eine unverständige, eigennützige Bureaukratie sich auf den Thron setzt, der gehe nach Sicilien. Dazu rechne man, daß Abneigung, Haß und Verachtung zwischen beiden Hauptheilen des Reiches sich offenbart, welche ohne rasche, wesentliche Hülfe selbst den gesundesten Staat auflösen und zu Grabe führen müßten."

(Schluß folgt.)

Reiseberichte eines russischen Arztes aus der Türkei.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Das zweite Spital ist das österreichische oder katholische zum heil. Anton. Es steht in einer Reihe mit dem griechischen und nahm gleichfalls zur Pestzeit Pestkranke in eine besondere Abtheilung auf. Der letzte Brand zerstörte den größten Theil des Gebäudes, so daß die Zahl der Betten von 100 auf 60 vermindert werden mußte, welche in den schnell aus Holz aufgebauten Flügeln untergebracht wurden. Die seit jener Zeit in Oesterreich angestellte Sammlung und die milden Beiträge werden bald gestatten ein neues Spital herzustellen. Die Kranken werden ohne allen Unterschied der Religion, wenn gleich meist Katholiken, so wie auch ohne alle Bezahlung aufgenommen; doch bringen manche freiwillig zum Vortheil der Anstalt ein Opfer. Diese steht unter dem Schutz der österreichischen Regierung, und bei meinem Besuch fand ich einige Typhuskranke nebst zehn Irren beiderlei Geschlechts und einigen gebrechlichen Griechen, die hier verpflegt werden. Die von dem Brand zerschente Pestabtheilung besteht aus acht Zimmern und zwei großen Sälen in einem zweistöckigen Gebäude rings um einen besondern, von Maulbeerbäumen beschatteten Hof; jetzt sind hier Familien untergebracht welche durch den Brand im vorigen Jahre gelitten haben. Daneben befindet sich der Spitalkirchhof; die Begräbnißart ist dieselbe wie auf dem griechischen Kirchhof; Särge sind nicht im Gebrauch, mit Kalk bedeckt man nur die Leichen der an der Pest Gestorbenen; nach einem Jahre nimmt man die Knochen heraus und legt sie in die allgemeine Grube. Die Anstalt ist von Dr. Hochenberg geleitet, der früher auf der österreichischen Flotte gedient hatte, und seit 20 Jahren in Smyrna lebt.

Das englische Spital findet sich in geringer Entfernung von dem vorhergehenden, und wurde im vorigen Jahrhundert auf Kosten der Levanter Levantiner Compagnie gebaut, nach deren Aufhören die Anstalt in die Hände der Regierung übergieng. Sie enthält in zwei Sälen zehn eiserne Betten; die Kranken bestehen aus englischen und, nach einer wechselseitigen Uebereinkunft der beiden Consuln, aus amerikanischen Matrosen. Jedes Schiff dieser beiden Nationen, das in Smyrna einläuft, zahlt eine Kleinigkeit von der Tonne, und hat dafür das Recht seine Kranken unentgeldlich in dieß Spital zu schicken. Ich fand hier nur drei Kranke, in manchen Zeiten stieg diese Zahl bis auf 24. Die Sterblichkeit ist unbedeutend und übersteigt nicht 2 Procent des Jahres, was sich durch die Jugend der Kranken, die gute Pflege und selbst durch die Art der Krankheiten — die meisten Kranken leiden an Syphilis — erklärt. Der Arzt der Anstalt, Dr. Wood, einer der gebildetsten smyrniotischen Aerzte, erhält von der englischen Regierung 300 Pfd. St.

Das holländische Krankenhaus ist dem englischen gegenüber gebaut, und von einem schönen Garten umgeben, in welchem ungeheure Platanen Schatten und Kühle verbreiten. Zehn helle, geräumige Zimmer sind für die Kranken bestimmt, wovon es jedoch seit geraumer Zeit ganz schlte, weil die Zahl der Holländer in Smyrna sehr gering und die Zahl der Schiffe dieser Macht, die nach der Levante gehen, noch geringer ist. Im Garten finden sich marmorne Denkmäler über den Gräbern einiger Holländer, Engländer und Franzosen. Der kleine Hospitalkirchhof ist in einem besondern Hofe.

Das französische Spital hat eine günstigere Lage als alle die bisher beschriebenen Anstalten, da es sich in einem Garten nicht weit vom Meere und auf einem großen offenen Platze befindet. Hier sind fünfzig eiserne Bettstellen in den geräumigen Zimmern des ersten Stocks. Nur französische Unterthanen werden aufgenommen, und zwar aus den häufig nach Smyrna kommenden Kriegsschiffen, aus den Postdampfbooten, Kauffahrern und endlich aus Franzosen, die in der Stadt wohnen; die letztern werden im Fall der Armuth unentgeldlich aufgenommen, sind für die andern zahlt die Regierung. Indeß steht die Anstalt unter dem französischen Marineminister, von dem auch der Arzt Dr. Raceed bezahlt wird. Der Begräbnißplatz ist in einem besondern Hofe und man bereitet die Leichen gleichfalls ohne Sarg. Die am häufigsten behandelten Krankheiten sind typhöse Fieber, Wechselfieber, besonders unter den Arbeitern der Baumwollenfabrik am Dinnenbad, Durchfälle und Syphilis, gegen welche der Arzt Quecksilbereinreibungen anwendet. Im allgemeinen ist die Behandlungsart die französische der zwanzigr Jahre unsers Jahrhunderts, welche die zusammengesetzten und mannichfachen Stoffe der deutschen und englischen Schule nicht kennt. Reiswasser, Limonade, Gau gemmée, Tisanen, Klystiere, Umschläge, Blutegel, Aderlässe — die jedoch in Smyrna ohne Vergleich seltener und mäßiger angewendet werden, als in Konstantinopel — das ist der Kreis, aus dem der Arzt selten hinausgeht, und man kann in der That nicht sagen, daß die Kranken sich dabei schlechter befinden. Dr. Racord, ein geschickter Operateur, theilte mir einige sehr merkwürdige Beobachtungen mit; er lebt seit zehn Jahren in Smyrna und versicherte mich, daß er von dem Dasepn der Kirchhöfe innerhalb der Stadt nie einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit bemerkt habe.

Das armenische Krankenhaus ist in dem vom Brande faß völlig zerstörten Quartier unversehrt geblieben; es enthält dreißig eiserne Bett-

Digitized by Google

stellen in einem großen hohen Saale, der auf der einen Seite sich nach einem reinlichen, von Säulen umgebenen Hof öffnet, auf der andern Seite nach einem eingeschlossenen Garten. Licht erhält er nur durch diese zwei Thüren, weil in den Seitenmauern statt der Fenster Thüren angebracht sind, die nach kleinen Zimmern führen, in welchen die Kranken größtentheils auf dem Boden liegen. In dem Hofe steht eine Kirche, und einige abgesonderte Gemächer, die jetzt von abgebrannten Familien eingenommen sind. Ich sah keinen der Anstalt besonders zugegebenen Arzt, auch waren nur sechs Kranke da, und die Ordnung nicht eben sehr lobenswerth. Indeß ist die Lage des Krankenhauses bequem und freundlich, besonders wenn man den Saal von oben erleuchtet, was sehr leicht geschehen kann; es ist indeß klein, da auch die Zahl der Armenier in Smyrna nicht sehr groß ist.

Das jüdische Krankenhaus wurde vor drei Jahren auf Kosten des Wiener Hauses Rothschild gebaut, das zu dem Ende 200,000 Piaster beisteuerte. Die Anstalt liegt in einem Labyrinth enger Gäßchen des jüdischen Quartiers, aber noch in demjenigen Theil der Stadt, welcher den Abhang des Hügels einnimmt, der über die niedrigen Quartiere emporragt. Sie hat 24 Zimmer, die um einen mit Bäumen bepflanzten Hof herumliegen. Bettstellen sind hier keine, und die Kranken, die je eine oder zwei in jedem Zimmer sind, liegen auf Matratzen. Alles ist sehr reinlich gehalten; aber bei der Armuth der hiesigen Juden sind die Hülfsmittel so gering, daß die Kranken nach kaum begonnener Genesung entlassen und viele gar nicht aufgenommen werden, weil man sie weder unterhalten noch nähren kann. Der Arzt ist einer der levantinischen Empiriker, welche ohne alle theoretische Kenntnisse sich mit der Praxis abgeben; indeß kennt er die lateinischen Benennungen der Krankheiten und vieler Heilmittel, und bei seiner langwierigen Praxis muß er sich doch einige Kenntniß erworben haben. Er besucht die Kranken täglich und erhält dafür 200 Piaster (20 fl. C. M.) des Jahrs. Die am häufigsten behandelten Krankheiten sind, wie in den andern Spitälern, hitzige und kalte Fieber.

Abgesehen von allen diesen Krankenhäusern baut man jetzt auch noch ein neues katholisches, in einer guten Lage, vollkommen außerhalb der Stadt in dem sogenannten Gartenquartier. Um den Unstimmigkeiten über die Frage, welcher europäischen Macht man das Protectorat über tragen solle, auszuweichen, entschieden sich die Vorsteher, das Protectorat der Pforte zu übertragen, die den Vorschlag auch bereitwillig annahm. Der Bau soll 400,000 Piaster kosten, und trotz der bedrängten Lage des Handels, welche vielen Kaufleuten, die zusammen einen Verlust von 80 bis 100 Mill. P. erlitten haben, nicht gestattet, ihre Versprechungen zu halten, rückt der Bau doch rasch vorwärts. Das ganze untere Stockwerk dieses weitläufigen schönen Gebäudes ist vollendet; die Anstalt soll 48 Betten bekommen, darunter 16 für chirurgische Fälle, aber es wird Raum für eine weit größere Anzahl da seyn. Die Kranken werden völlig unentgeldlich aufgenommen, welches Standes und Glaubensbekenntnisses sie auch seyn mögen, und die Anstalt bemüht sich den Namen einer katholischen zu verdienen. Die Kaufleute steuern freiwillig ein Procent von ihrem Umsatz bei, und außerdem haben sich 200 Mitglieder, sogenannte Brüder, verpflichtet, jährlich wenigstens 20 Piaster beizusteuern.

Nachdem ich alle diese Krankenanstalten geschildert, muß ich auch noch einer andern erwähnen, die jetzt leer steht, aber in allen Pestperioden, welche die Stadt seit 1815 heimsuchten, eine sehr wichtige Rolle spielte; hier wurden die Verwandten und Hausgenossen der Pestkranken aufgenommen, und 21 Tage lang unterhalten, während die Kranken selbst zur Pflege in das österreichische Spital gebracht wurden. Diese Anstalt liegt völlig außerhalb der Stadt in dem Gartenquartier, und hat über dem Thore nachstehende Inschrift in französischer Sprache: Hospice, destiné pour les pauvres compromis de peste, catholiques et protestants. 1815. Sobald in einem Hause ein Pestfall entdeckt wurde, brachte man den Kranken ins St. Antoniusspital, und die Familie wurde in die obengenannte Anstalt versetzt. Hier machte jedermann besonders, die Männer unter Aufsicht eines Arztes, die Weiber unter der einer besonders dazu aufgestellten alten Frau, Speiglie, nahmen ein Bad, legten reinliche Kleider an, und warfen ihre Habseligkeiten durch die Fenster in eine steinerne Kufe mit Wasser, von wo sie durch Lazarethdiener herausgenommen und aufgehängt wurden. Dann kamen diese Personen in besonder mit Gittern verschlossene Häuschen, und blieben hier dreimal 24 Stunden auf Diät, ohne mit den übrigen Bewohnern der Anstalt zu verkehren. Wenn sich nach Verlauf dieser Zeit keine verdächtigen Zeichen bei ihnen ergaben, so brachte man sie am vierten Tage in andere Häuschen und hier vollendeten sie den 21tägigen Termin, der später auf 29 und zur Zeit der Epidemie von 1837 auf 17 Tage ermäßigt wurde. Speise und alles Nöthige erhielten sie unentgeldlich aus der Anstalt, und ihr Quartier in der Stadt wurde von Lazarethdienern sorgfältig gereinigt. Nach Beendigung des Termins lehrten sie in ihre eigenen Wohnungen zurück. Reiche wurden nicht in die Anstalt aufgenommen, sondern auf Landgütern außerhalb der Stadt oder in den benachbarten Dörfern der Beobachtung unterworfen.

Die Anstalt enthält 33 Häuschen, die an den Seiten eines ungeheuren Hofes errichtet sind, der mit Maulbeerbäumen bepflanzt ist und in vier Brunnen gutes Wasser in Fülle enthält. Im Jahr 1837 wurden 900 Menschen hier aufgenommen, unter welchen während der Beobachtungszeit sechs Pestfälle ausbrachen; in der Epidemie von 1836, bei einer geringern Anzahl von Contumittirten 16. Dr. Edwards, der mir die Anstalt zeigte, und in dem erwähnten Jahr Aufseher derselben war, schrieb diesen Unterschied der größern Strenge zu, womit im J. 1837 der Speglie vollzogen wurde. Verwalter der Anstalt war lange Zeit ein reicher Synyneiote, der von der Pest genesen war, und sich der Aufsicht der Kranken gewidmet hatte. Man berief ihn als Experten in die Häuser, wo Pestfälle vorkamen. Die Anstalt stand früher unter dem Kirchspiel St. Roch in Smyrna, aber die unaufhörliche Einmischung der katholischen Geistlichkeit in die innere Verwaltung veranlaßte die Aufseher sich gänzlich vom Kirchspiel zu trennen, und selbst die Benennung St. Roch, welcher Heilige als der Beschützer der Pestkranken gilt, abzulegen.

Jetzt sind alle diese Häuschen und viele andere, die man auf dem weiten, von der Anstalt im vorigen Jahr angekauften Platze aufgeführt hat, von Familien eingenommen, die durch den verjährigen Brand ihr Unterkommen verloren haben; es wohnen jetzt hier nicht weniger als 820 Menschen. Die Quartiere wurden ihnen unentgeldlich gegeben, und die Docteren vertheilten sogar an die Aermsten Kleider und Betten, die in Vorrathshäusern für die Pestverdächtigen (Compromittirten) aufbewahrt waren. Denn man glaubt, daß wenn auch die Pest ausbrache, die Regierung dann die Kosten der Vorsichtsmaasregeln tragen würde, wie sie auch die Quarantänemaasregeln einrichtete.

Die Familien der von der Pest ergriffenen Griechen wurden früher zur Stadt hinaus an die Ufer des Meles geschafft und hielten hier unter Zelten den Observationstermin aus. Aber die mit dem Bivouakiren ganzer Familien verbundenen Nachtheile veranlaßten die Gemeinde schon nach der Epidemie von 1837 dem katholischen Hofzig gegenüber eine ähnliche Anstalt für die Griechen zu gründen. Man schlug auf dem großen, von einem Zaun eingefaßten Platze aus Brettern Hütten auf, die mit Ziegeln gedeckt wurden. Allenthalben wohnen jetzt die Opfer des vorjährigen Brandes, aber der schlechte Bau dieser Hütten muß im Winter Kälte und Feuchtigkeit unterhalten und einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der hier lebenden Personen ausüben. Das aufgemergelte und kränkliche Aussehen vieler derselben machte mir diese Vermuthung sehr wahrscheinlich.

In Smyrna ist auch ein türkisches Militärspital das ich jedoch nicht zu Gesicht bekam; übrigens war im Augenblick auch kein Kranker darin, da die Garnison nach Syrien transportirt werden war.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Austernbank wurde kürzlich in der Nähe von Catania aufgefunden und von Naturforschern untersucht; man erkannte sie als diejenige Art, welche den Römern bekannt war, und zu den Zeiten Cicero's „Venusohren" genannt wurde. (Voleur. 10 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 123. 24. Mai 1847.

Der Scandinavismus in den gelehrten Gesellschaften Scandinaviens. [1]

Die neuere Belebung und Erweckung der scandinavischen Sympathien hat sich mit feinen Fäden und aus kleinen Quellen beginnend schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts entsponnen und verbreitet. Schon unter dem Könige Friedrich V begann in Kopenhagen sich ein größeres Interesse für nordische Geschichte zu regen. Es begann ein neues Geistesleben. Die dänische Sprache erhob sich rasch zu größerer Blüthe, und damals schon forderten auch viele Scandinavier von neuem eifriger auf, daß Dänen und Schweden ihre alten Streitigkeiten unter einander fallen lassen und sich „ihrer gemeinsamen Abkunft von einem Stamme" (vi, som ere udsprungene af een Stamme), „ihrer gemeinsamen, ihnen Allen verständlichen Sprache" (eet os alle forstaaeligt Sprog), „ihrer gemeinsamen ehrenvollen Erinnerungen aus alter Zeit" (faelleds aerefulde Oldtidsminder) sich besser bewußt werden sollten. Zu derselben Zeit schon erwachte die Furcht der Schweden vor den Russen und schon damals entwickelte sich nach dem Sturze Struensee's eine bedeutungsvolle Nationalreaction gegen die Deutschen in Dänemark. Schon damals äußerte sich überall das Streben und die Sehnsucht in den Schweden und Dänen nach scandinavischen Bündnissen. Aber erst nach dem Verstummen des letzten Waffengeräusches und nach der Ausgleichung der Stürme vom Anfange dieses Jahrhunderts, welche zum letztenmale Dänen und Schweden und Norweger mit einander in Collision brachten, konnte jenem Streben auf bedeutsamere Weise Folge gegeben werden.

Seitdem sind nun in Scandinavien eine Menge Unternehmungen ins Leben getreten, viele Gesellschaften gestiftet, Zusammenkünfte veranlaßt und patriotische Versammlungen gehalten worden, welche alle es theils unmittelbar zum Zweck hatten, die scandinavischen Sympathien zu wecken, immer lebendiger zu machen und in größeren Kreisen zu verbreiten, theils wenigstens mittelbar zur Erreichung dieses Zweckes mitwirkten. Wenn man einen Blick auf diese Unternehmungen, Gesellschaften, Zusammenkünfte, wie sie der Reihe nach ins Leben traten, wirft, so fällt es auf, wie zu verschiedenen dieser scandinavischen Vereine wahrscheinlich der Vorgang ähnlicher deutscher Verbindungen, die entweder gleichfalls direct auf eine Einigung Deutschlands hinarbeiteten oder wenigstens gelegentlich diese Idee lebendig erhalten halfen, oder doch ein Streben der Nation nach größerer Einigung beurkundeten, den Anstoß gegeben haben mögen. Und zugleich sieht man, daß wie bei den Deutschen die panteutonischen und bei den Slaven die panslavistischen Ideen, so bei den Scandinaviern die panscandinavischen ihre Wurzel vornehmlich in Einer Classe der Gesellschaft haben, nämlich in der Classe der Gelehrten, von denen die Hauptimpulse ausgehen.

Die Centralpunkte des Panscandinavismus sind das an Forschern reiche Kopenhagen und besonders die dortige Universität, dann Upsala, Lund und Christiania. Die scandinavischen Gelehrten, Historiker und Antiquare weisen durch ihre Forschungen die Einheit der gemeinsamen Abstammung specieller nach. Populäre Schriftsteller bringen diese Beweise in vielfachen Schriften unters Publicum und legen sie vielen Menschen ans Herz. Die scandinavischen Philologen zeigen, daß die Sprachen eines seyen, und verbreiten die Blüthen der verschiedenen scandinavischen Literaturen unter das Volk, übersetzen die alten isländischen Sagen und Historien ins Dänische und Schwedische, erwärmen die Gemüther der Schweden wie die der Dänen für diesen uralten Born scandinavischer Kunde. Die Geologen weisen sogar eine geognostische Einheit zwischen allen scandinavischen Ländern nach und — kurz die Gelehrten kämpfen mit der Feder auf alle mögliche Weise und in allen Richtungen für die geistige und nationale Union Scandinaviens; wie einst für die politische Union die Generale und Diplomaten der Königin Margaretha, zu deren Zeit die Hauptherde der panscandinavischen Ideen nicht auf den Universitäten, sondern im Heere und im königlichen Cabinet waren. Es ist eben charakteristisch für unsere Zeit der Aufklärung, der Forschung und der Geltung der Feder, daß solche bedeutende Bewegungen, wie es die panteutonische, die panslavistische und panscandinavische und ähnliche Bewegungen sind, nicht von denen, welche das Schwert, sondern von denen, welche die Feder führen, ausgehen.

Zwar hat es natürlich zu allen Zeiten in Dänemark und Schweden Gelehrte gegeben, welche sich um die Geschichte und die Zustände des scandinavischen Nordens bekümmerten. Wohl nie hat das Studium der alten gemeinsamen isländischen Geschichtsquellen völlig aufgehört. Fast jedes Jahrhundert erzeugte einen mehr oder minder wichtigen Geschichtsforscher. Allein entschieden die meisten Bestrebungen und Vereine für vaterländische und scandinavische Geschichte und Literatur fallen erst in die letzten 50 Jahre. So die Stiftung der scandinavischen Literatur-Gesellschaft ins Jahr 1797, die dänische Bibelgesellschaft ins Jahr 1814, die isländische literarische Gesellschaft ins Jahr 1816, die königlich nordische antiquarische Gesellschaft ins Jahr 1825, der Verein zur Förderung dänischer Literatur

[1] Aus Kohl's Bemerkungen über die deutsche und dänische Nationalität in Schleswig. J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1847.

Digitized by Google

ins Jahr 1827, die dänische genealogische biographische Gesellschaft ins Jahr 1839, der dänische historische Verein ins Jahr 1839.

Eine der interessantesten gelehrten Gesellschaften in Bezug auf Scandinavismus ist die genannte Gesellschaft der nordischen Alterthumsforscher in Kopenhagen, und sie bildet gewissermaßen unwillkürlich den Ausgangspunkt aller scandinavischen Bewegungen, so wie die isländischen Sagen, die Odinsreligion, das hohe scandinavische Alterthum, und die andern Dinge, deren Untersuchung sich jene Gesellschaft gewidmet hat, den Ausgangspunkt aller scandinavischen Einheit bilden. Sie hat eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt im Sammeln scandinavischer Alterthümer, in Publicirung für Scandinavien interessanter alter Schriften, in der Anregung zur Bildung ähnlicher Sammlungen an andern Plätzen, und in der Organisirung einer ganzen Schule begeisterter Alterthumsforscher durch alle Theile Scandinaviens.

Sogar die unter scandinavischen Gelehrten bestehenden Gesellschaften, welche zunächst nur solche Wissenschaften und Studien befördern wollen, die mit dem nationalen und politischen Leben nichts zu thun haben, wie z. B. die Gesellschaft der scandinavischen Naturforscher, suchen doch auch zugleich nebenher die scandinavische Einheit zu fördern. „Wir sehen," sagt Professor Oersted in seiner Rede bei der Zusammenkunft jener Männer in Kopenhagen im Jahre 1840, „in unserem Vereine zugleich eine große und bedeutungsvolle Aeußerung des an jedem Tage sich mehr und mehr entwickelnden nordischen Volksgeistes, welcher es deutlich einsieht, daß wir, die wir dieselben Vorräter haben, und die wir eine und dieselbe uns allen verständliche Sprache reden, unzweifelhaft auch einen gemeinsamen Bruder-sinn, ein gemeinsames großes Ziel vor Augen haben müssen." Durch die persönliche Bekanntschaft vieler Scandinavier, durch Begründung freundschaftlicher Beziehungen unter ihnen, durch den Austausch patriotischer Gedanken, durch die Gewöhnung an die verschiedenen Dialecte der scandinavischen Muttersprache wünscht man eine solche Annäherung hervorzubringen.

Bisher gab es eine besondere schwedische und eine besondere dänische Literatur, Wissenschaft und Kunst. Durch jene gelehrten Vereine, durch die Mittheilung der unternommenen oder zu unternehmenden wissenschaftlichen oder künstlerischen Arbeiten, soll Einigkeit und Harmonie in die wissenschaftlichen Bestrebungen aller Schweden, Dänen, Norweger, Isländer, Finnländer ꝛc. gebracht werden.

Skizzen aus Sicilien.

1. Einige Hauptursachen des unglücklichen Zustandes der Insel.

(Schluß.)

Schon gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts geriethen der Adel und die Geistlichkeit wegen ihrer alten Vorrechte in Opposition gegen die Regierung welche darin zeitgemäße Reformen einführen wollte, die freilich nicht ins Leben traten. Deßhalb wandte sich später, als England den Protector der Insel spielte, der Adel dorthin um durch eine der englischen ähnliche Constitution in einem mächtigen Oberhause Schutz gegen den König und dessen Minister und Erhaltung seiner Privilegien zu finden; die unter Englands Garantie im Jahre 1812 entstandene Verfassung mit einem Oberhause von Baronen und Bischöfen und einem Unterhause gewählter Deputirten entsprach aber in ihrer Wirksamkeit weder den Hoffnungen des Adels, noch des Volks. Das Parlament erklärte freilich die politische Trennung Siciliens von Neapel und die Aufhebung des Lehnwesens, allein sonst wurde dadurch nichts erreicht, denn verschiedene in Vorschlag gebrachte nützliche Gesetze blieben unausgeführt. Niemand fand in der Verfassung die geträumten Vortheile für sich, das Volk, anfangs derselben enthusiastisch ergeben, wurde immer gleichgültiger, weil zu seinem Wohle doch nichts dadurch geschah, und so wird es leicht erklärlich, daß der König im Jahre 1816 die Verfassung ohne den geringsten Widerstand zu finden aufheben konnte. Das kurze Zwischenspiel der Revolution in Neapel vom Jahre 1820 hatte in Sicilien noch schrecklichere Folgen als dort; Einkerkerung vieler Tausende, Gesetzlosigkeit, Stockung alles Wohlstandes, Vermehrung der Staatsschuld um mehr als 6,000,000 Ducati, Elend aller Art häuften sich hier, dazu kamen im Jahre 1823 die großen Zerstörungen, welche heftige Erdbeben und Ueberschwemmungen, und in Palermo eine furchtbare Feuersbrunst anrichteten. Der König erließ kurz nach der Rückkehr in seine Hauptstadt am 26 Mai 1821 ein Verfassungs-Decret für sein Reich, welches mit Aufhebung aller frühern Verfassungen indeß nichts mehr bestimmte als Einrichtung eines Staatsraths, besondere Staatsversammlungen (Consulta di stato) für Neapel und Sicilien, deren Mitglieder vom Könige ernannt wurden, um Gesetzentwürfe und financielle Maaßregeln zu berathen, und Provincialräthe behufs Repartition der directen Steuern. Zugleich wurde den Gemeinden die Verwaltung ihres Vermögens unter Oberaufsicht der Regierung gestattet. Ein königlicher Statthalter, stets ein Neapolitaner, wurde an die Spitze der Verwaltung Siciliens gestellt, allein ohne alle selbstständige Macht und einem besondern Staatssecretär in Neapel untergeben.

Dieses Schattenbild einer Verfassung, welches keinem einzigen der bestehenden unzähligen Mängel abhalf, kam erst am 14 Junius 1824 in Thätigkeit. In der Zwischenzeit war aber ein neues, von Geistlichen entworfenes Lehrsystem in allen Schulen eingeführt, Mönche und Jesuiten erhoben überall ihr Haupt, zahlreiche Klöster wurden wieder hergestellt, der Unterricht kam fast ganz in die Hände der Geistlichkeit, besonders der Jesuiten, strenge Censur und hohe Besteurung ausländischer Bücher gingen Hand in Hand mit obigen Maaßregeln, geistliche Uebungen, zumal der Jugend wurden eben so streng, als politische Gesinnung durch Spionenschaaren überwacht, daraus folgte eine Unzahl von Verhaftungen und Hochverrathsprocessen mit den grausamsten Bestrafungen, z. B. Todesstrafe durch Spießruthen, von dem Gesetze zwar nicht anerkannt, aber von der despotischen Willkür eingeführt. Fremde Soldaten, erst Oesterreicher, dann Schweizer mußten das überall murrende Volk im Zaume halten, dessen Erbitterung in mehrfachen partiellen Aufständen ausbrach. Zu allen diesen Leiden kam später der Zorn Gottes über das unglückliche Sicilien. Schrecklich wüthete dort die Cholera im Jahre 1837, so daß in den Städten ein Sechstel der Bevölkerung dadurch weggerafft wurde, in Palermo 26,000, in Messina 10,000 Menschen, und der zahlreiche Pöbel benutzte die Seuche zu einem furchtbaren Aufstande, welcher von den Vornehmen vergebens angefacht um Sicilien von Neapel loszureißen, nur Blutvergießen und noch größeres Elend zur Folge hatte. Die Regierung nahm daraus den Vorwand Sicilien noch mehr zu unterjochen, und dazu diente hauptsächlich die gänzliche Verschmelzung seiner Verwaltung mit der von Neapel. Damit verschwand der letzte Schatten jener sogenannten Verfassung von

Digitized by Google

1821, und das einst in seiner Verwaltung selbstständige Sicilien ist seitdem einer Schaar durch willkürliche Absetzung von der Regierung abhängiger Beamten übergeben. Für das materielle Wohl der Insel war unter den angedeuteten Verhältnissen seit 1816 von der Regierung nur wenig gesorgt. Seit 1819 wurde eine den französischen Gesetzbüchern nachgebildete Rechtsverfassung Codice per il regno delle due Sicilie genannt, mit öffentlichem Verfahren in Criminalsachen, jedoch ohne Geschworne, auch in Sicilien eingeführt, welche nach dem Urtheile dortiger angesehener Juristen sehr viele treffliche Bestimmungen enthält, aber durch Bestechlichkeit mancher Richter und vieler der unendlichen Menge von Advocaten ihren Zweck nicht immer erfüllt. Beiläufig haben dort die Advocaten, welche durchgängig gut plaidiren, die Gewohnheit, ihre wichtigsten Vorträge zur Vertheilung an ihre Bekannten drucken zu lassen, entweder aus Eitelkeit oder um sich mehr Clienten zu erwerben. Sodann ist an die Stelle einer frühern Local-Polizeimiliz die Gendarmerie eingeführt, welche höchst unvollkommen organisirt, der Unsicherheit, die besonders im Innern der Insel herrscht, nicht abhilft, wenn auch durchschnittlich 12,000 Menschen in den Gefängnissen Siciliens sich befinden, und welche vom Volke als Hauptwerkzeug seiner Unterdrückung bitterer als irgendwo gehaßt wird. Ferner wurde Sicilien Befreiung von Militärconscription gestattet, jedoch unter der Verpflichtung zwei Regimenter Infanterie zu stellen, welche durch Anwerbung, auch durch Pressen von Bettlern und Vagabonden und sogar durch den Auswurf der Gefängnisse mühsam zusammengebracht werden. Der neapolitanische Militärdienst ist zwar nicht schlimmer als mancher andere, aber die Sicilianer haben eine solche Abneigung dagegen, daß unter ihnen ein unhöfliches Volkswort sagt: „besser Schwein als Soldat.“ Natürlich garnisoniren die sicilianischen Regimenter in Neapel, wo häufige blutige Raufereien zwischen ihnen und den eingebornen Soldaten entstehen, und nur Neapolitaner machen jetzt die Garnison der Insel aus. Der übergroße Militärstand des Königreichs von mehr als 60,000 Mann einschließlich fünf sehr kostspieliger Schweizer-Regimenter bei etwa 8,000,000 Einwohner, ruinirt die ohnehin schon zerrütteten Finanzen, und ist die gerechte Veranlassung vieler Klagen der Unterthanen.

Wir haben die Aufhebung des Lehnwesens, der Majorate und Fideicommisse sammt den Folgen derselben, so wie die angebliche Handelsfreiheit Siciliens in Neapel bereits oben angedeutet und müssen gestehen, daß die Regierung in den letzten 30 Jahren für das materielle Wohl der Insel nur wenig gethan, ja solche in den wichtigsten Interessen geradezu vernachlässigt hat, während die unseligen Verhältnisse, von denen wir nur einige haben erwähnen können, alle bestehend geblieben sind. Jeder Billigdenkende wird aber dabei die Frage aufwerfen: ist der Regierung allein die Schuld des traurigen, fast hoffnungslosen Zustandes von Sicilien beizumessen? und diese Frage glauben wir verneinen zu müssen, wenn gleich die Regierung, so oft unbegreiflich in ihrem Verfahren, am schuldigsten erscheint; der Sicilianer ist im allgemeinen mäßig, thätig, ja oft fleißig, entschlossen und tapfer, wenn er die Sache liebt wofür er ficht, leidenschaftlich, daher die häufig vorfallenden Mordthaten; er ist mit schönen, geistigen Anlagen begabt, aber in den untern Classen wegen gänzlichen Mangels an Unterricht unwissend und bigott. Die höhern Stände streben eifrig nach Belehrung, sie sind fein, höflich und gegen Fremde außerordentlich zuvorkommend und gefällig. Dabei hat aber der Sicilianer doch etwas streng Abgeschlossenes, wie die meisten Insulaner, er will nicht Italiener, sondern Sicilianer seyn, er liebt sein Vaterland, vielleicht zu sehr, denn er verkennt dessen Mängel, und haßt Neapel und seine Regierung in dem Wahne, diese wolle Sicilien zu Grunde richten, um es leichter beherrschen zu können. Er scheut sich nicht diesen Haß offen zu bekennen, zumal gegen Fremde, und viele äußern, Sicilien würde schon längst das Joch Neapels abgeschüttelt haben, wenn nicht Furcht vor der eigenen unbezähmbaren Pöbelwenge davon zurückhielte, und daß solche Furcht vollkommen begründet ist, hat mehrfache Erfahrung bis zu den neuesten Zeiten gelehrt. Woher soll bei solchen allgemein herrschenden Gesinnungen Zuneigung zu der Regierung, zu dem Könige entstehen, wenn gleich dieser nach der Angabe vornehmer Sicilianer lebhaft die besten Absichten in Bezug auf das Wohl der Insel an den Tag legt, Absichten, welche seine Umgebung aber stets zu vereiteln wisse. Die Regierung dagegen klagt die Sicilianer der Abneigung, des Ungehorsams, der Widersetzlichkeit, der Sorglosigkeit für eigenes Wohl und wohl nicht ganz mit Unrecht an, denn sonst wäre es unbegreiflich, wie so vieles Gute, welches in die Hände Siciliens gelegt worden, zum eigenen Nachtheile unausgeführt bliebe. So mangelt es beiden Theilen an Liebe und Vertrauen zu einander, ohne welche kein Staat gedeihen, ja nur bestehen kann, und wir müssen Raumers Ansicht in aller Weise beitreten, daß Siciliens Zukunft noch weit hoffnungsloser als die Zukunft Irlands, daß eine so vielseitige gänzliche Umgestaltung und Wiedergeburt wie Sicilien erheischt, so gut wie unmöglich erscheine, indem Landvolk, Städter, Adel, Geistlichkeit, Klosterwesen, Verwaltung, Verfassung, kurz alles geändert und von Innen heraus erneuert werden müßte.

Reiseberichte eines russischen Arztes aus der Türkei.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Der größte Theil der Aerzte in Smyrna sind entschiedene Contagionisten und theilen mit allen Levantinern die Ueberzeugung, daß die Pest durch die Berührung des Kranken oder seiner Habseligkeiten mitgetheilt werde, und nicht anders; und zweifelnd, daß die beste und sicherste Art sich zu schützen in der Vereinzelung und strenger Beobachtung der Quarantäne bestehe. Sie verwerfen daher die epidemische Verbreitung und das epidemische Auftreten derselben, wenigstens in Smyrna und Konstantinopel. Der beredteste Vertheidiger dieser Theorie und der absolutete Contagionist in Smyrna ist der Dr. Maffinosi, ein sehr gebildeter, aufgeklärter Arzt, um dessen Fahnen sich die verschiedenen Schattirungen der übrigen Aerzte sammeln. Ich muß indeß gleich vornherein bemerken, daß keiner der smyrnaiotischen Aerzte je die Pest sah, und daß trotz des häufigen Auftretens der Epidemie in ihrer Stadt vor dem Jahr 1837 keiner praktische Erfahrungen in dieser Sache hatte. Aerzte, welche 20 Jahre und darüber in Smyrna lebten, sprechen von der Pest nur nach dem Hörensagen, und wissen von ihr nicht weniger und nicht mehr als andere gebildete europäische Einwohner. Das gestehen sie nun freilich nicht gerne, und sie sind nicht alle so aufrichtig, wie Dr. Macord, der auf meine Frage ob er an die Contagiosität der Pest glaube, mir erwiederte: „Ma foi, je vous avoue, que je n'ai pas d'opinion arrêtée là-dessus: j'habite Smyrne depuis dix ans, mais pas plus, que tous mes confrères de la ville, je n'ai eu l'occasion d'observer un seul cas de peste!“ Wenn irgend ein Arzt Gelegenheit hatte, einen Pestkranken zu sehen, so geschah es, weil man ihn rief, ohne den Charakter der Krankheit zu kennen; sobald man im geringsten argwöhnte, die Krankheit sey die Pest, so schickte man nicht nach dem Arzt, und dieser wäre auch, wenn man ihn gerufen hätte, nicht gekommen.

Die Ursachen dieses seltsamen Umstandes sind einfach und sehr natür-

Digitized by Google

lich. Wenn auch ein Arzt die ihm, wie jedem Smyrnioten, angeborene Ueberzeugung, daß die Pest absolut ansteckend sey, überwinden, und Pestkranke besuchen wollte, so würde die europäische Gesellschaft ihn nicht mehr zulassen. Die Familien, welche die Kundschaft eines jeden Arztes bilden, haben ihm geradezu alle solche Forschungen untersagt, und ihn im entgegengesetzten Falle bedroht, ihm nicht nur den Eingang in ihre Häuser zur Zeit der Epidemie zu verbieten, sondern ihm die Praxis unter ihnen überhaupt zu verlegen. Da überdieß Franken und wohlhabende Europäer Pest in ihren Häusern eine strenge Quarantaine halten, und mit keinem, der sich compromittirte, verkehren, so hätte der Arzt, der sich entschlossen hätte, seine Praxis der Förderung der Wissenschaft zu opfern, die ganze Zeit der Epidemie hindurch, welche oft viele Monate dauert, in völliger Vereinzelung und wie ausgeschlossen von der Gesellschaft leben müssen. Es versteht sich, daß bei der Vereinigung solcher Hindernisse keiner einen Versuch oder auch nur die Möglichkeit findet, sich allen zu widersetzen, und sich am Ende bei dem Gedanken beruhigt, daß die Pest doch ansteckend ist, weil sie alle davon überzeugt sind.

Sobald in Smyrna die Pest sich zeigt, hört die Pflicht der Aerzte in dieser Beziehung sogleich auf. In die Häuser zu den Kranken wird eine besondere Classe Leute jeden Standes gerufen, die früher einmal von der Pest hergestellt wurden. Diese „Experts" besorgen, einige aus Ehrgeiz, die meisten aus Gewinnsucht, die Kranken, und erscheinen, sie mögen von der Pest ergriffen seyn oder nicht, oft bei gänzlichem Mangel alle Krankheitszeichen, die für wesentlich (pathognomisch) betrachtet werden. In solchen Fällen verstehen sie, die Krankheit an der Zunge und an den Augen zu erkennen. Wenn man aber erwägt, wie leicht ein erfahrener und vorsichtiger Arzt sich in der Erkennung irgend einer schweren Krankheit irren kann, wenn man sich erinnert, daß in Smyrna bizige Fieber und Typhus mit Petechien und selbst mit Carbunkeln gar nicht selten sind, so kann man sich einen Begriff davon machen, welche Irrthümer diese Leute begehen müssen, unter denen der Jude Jsja Kaba Sakan — eine türkische Benennung, welche „dichter Bart" bedeutet — einst eine unbestrittene Autorität genoß, und dessen Andenken seit seiner Abreise nach Jaffa noch ruhmvoll im Volke lebt. Es ist kein Zweifel, daß in Zeiten der Epidemie viele Kranke, die bloß von gewöhnlichen bizigen und gastrischen Fiebern befallen waren, in die Pestspitäler geschickt wurden, wo der mörderische moralische Eindruck, die Berührung mit wirklichen Pestkranken, die sich mit ihnen in einerlei Zimmer befanden, und die verkehrte Behandlung durch jene Pestärzte (denen wirklich auch die ärztliche Behandlung übertragen wurde), sehr Krankheit bald und unvermeidlich tödlich machen mußten. Dr. Edwards erzählte mir, daß er im Jahre 1837 den Oekonomen aus dem katholischen Hospiz, trotz seiner unermüdlichen Dienstes und seiner Selbstaufopferung, entfernen mußte, weil er sich allzu eifrig mit der Heilung beschäftigte und unter anderm die Compromittirten in den ersten Tagen der Beobachtung mit Caviar nährte, um nach dem Volksaberglauben die Pest zu nöthigen sich äußerlich zu zeigen.

Jndem wir solchergestalt die Stellung schilderten, in welcher sich die smyrnietischen Aerzte hinsichtlich der praktischen Kenntniß der Pest befinden — wobei sie in Vergleich mit ihren ägyptischen Collegen in sehr ungünstiger Lage sind — müssen wir doch bemerken, daß die von ihnen beigebrachten theoretischen Beweise in manchen Beziehungen alle Aufmerksamkeit verdienen. Wir halten nicht für nöthig hier in ihre allgemeinen speculativen Ansichten gegen die anticontagionistischen Lehren, die sich jedem denkenden Arzt von selbst aufdringen, einzugehen, z. B. daß es seltsam sey, die Contagionisten der Albernheit zu beschuldigen, da es doch zuverlässig theils rein ansteckende Krankheitsformen, wie Syphilis und Krätze, Rog und Wasserscheue, die von Thieren auf Menschen übergehen, theils epidemisch ansteckende, wie Pocken und andere bizige Ausschläge, schwere Dysenterie und Spinalfieber gebe; wenn man hier die Ansteckung zugebe, warum sollten denn sie durchaus sich irren, wenn sie auf mehrhundertjährige Erfahrung gestützt sie auch bei der Pest annehmen? Auch wollen wir nicht näher eingehen auf die zwar grundliche aber nicht neue Jdee, welche Dr. Rauffnest mit besonderem Eifer vertheidigt, daß zur Erzeugung der Pest in einem individuellen gegebenen Falle drei Bedingungen sich vereinigen müssen, eine besondere Anlagsfähigkeit der Personen, die Anwesenheit eines lebenden oder unbelebten Gegenstandes, der die Krankheit mittheilen kann, und drittens das Nicht vorhandenseyn von Reinmachsmitteln, welche die Wiederkehr der einen oder andern dieser Verbindungen stören könnte, als ungewöhnliche Hitze oder Kälte. Damit sich aus dem einzelnen Falle eine Epidemie entwickelt, müsse noch ein weiterer Umstand hinzutreten, ein besonderer Zustand der Atmosphäre, der die Bevölkerung zur Aufnahme der Krankheit stimmt. Wo eine dieser Bedingungen nicht vorhanden ist, wird sich die Pest nicht entwickeln oder sie wird schlummern, bis sie sich vereinigt finden. Worin aber der erwähnte Zustand der Atmosphäre besteht, das weiß man nicht, daß er aber wirklich vorhanden ist, das fanden die Smyrnioten ersten darin, daß die Leute, welche von der Pest genesen sind in der Folge einen Schmerz unter den Weichen oder in den Achselhöhlen spüren, ehe die Epidemie eintritt, oder wenn sie sich einem Orte nähern, wo die Ansteckung wüthet, und zweitens darin, daß ihrer Versicherung nach die Pest, welche aus Konstantinopel nach Smyrna gebracht wurde, hier niemals eine Epidemie erzeugte (aber nicht umgekehrt); ein Kranker starb, manchmal auch mehrere, die mit ihm in dauernder und unmittelbarer Berührung waren; damit aber hatte die Sache ein Ende. Die Pestepidemien, welche Smyrna verheerten, kamen stets von Süden, aus Aegypten oder Syrien. Die Pest hörte in Konstantinopel im Winter auf und wüthete im Sommer, aber ihr Verheerungen nach Smyrna konnte keine Epidemie erzeugen, weil diese im Sommer stets aufhörte.

Die Anticontagionisten spotten über ihre Gegner, wenn diese von Krankheiten sprechen, die der Pest vollkommen ähnlich sind, und solche nur darum nicht für die Pest erkennen, weil „niemand durch den Kranken angesteckt würde (Aubert. l. c. p. 114)." Allerdings kann ein negatives Resultat kein großes Gewicht haben, kommen aber in der praktischen Medicin nicht viele Fälle vor, wo wir den Charakter einer Krankheit a posteriori, nach dem Richtgelingen der Heilmethode d. h. nach einem negativen Beweise beurtheilen? Zwei aus den örtlichen Verhältnissen entnommene Umstände dienen als mächtige Waffe in der Hand der smyrnietischen Contagionisten. Warum, fragen sie, ist die untere Stadt, welche 60,000 christliche Einwohner enthält, die in Quartieren wohnen, welche von Canälen, Begräbnißplätzen und durch die Anwesenheit der Hospitäler verpestet und dem reinigenden Einfluß der Winde unzugänglich sind, warum sind hier die Pestfälle unverhältnißmäßig weniger zahlreich als in der obern Stadt unter Türken und Juden, wo die beziehungen nachtheiligen Einflüsse in schwächerem Grade oder gar nicht vorhanden sind? Noch der Lehre der Nichtansteckung sollte hinsichtlich der Sterblichkeit gerade das entgegengesetzte Verhältniß stattfinden. Aber die Christen halten Quarantäne in ihren Quartieren, und so unvollständig auch die Jsolirungsmaßregeln sind, so vermindern sie doch nach Möglichkeit die Berührung unter den Einwohnern; die Kranken werden sogleich aus den Privathäusern in Hospitäler geschafft, und die Möglichkeit die Krankheit mitzutheilen entfernt. Türken und Juden bleiben in Berührung mit den Kranken, reinigen ihre Häuser und Habseligkeiten nicht, und sterben darum trotz der gesunden Lage ihrer Quartiere zu Tausenden. Darauf antwortet Aubert, daß die Türken, indem sie nicht von den Kranken sich entfernen, im Focus der Ansteckung bleiben und von ihr ohne Einwirkung der Berührung und des Contagiensprincips ergriffen werden: „dissipez ces foyers, et vous reduirez l'épidémie à une simple endémie," sagt Aubert. Diese Ansicht ist völlig irrig; alle smyrnietischen Aerzte behaupten mir, daß die Krankheitsherde vor der Zeit der Epidemie mit Pestkranken angefüllten Spitäler von St. Roch und St. Anton, die also zu ungeheuren Mittelpunkten der Ansteckung hätten werden sollen, nie den geringsten Einfluß auf die Gesundheit der Menschen hatte, welche in der Nähe dieser Anstalten wohnten. Diese Nähe erzeugte nicht nur nicht die Pest, sondern zuverlässig auch keine andere Krankheit, die man dem Daseyn dieser „foyers d'infection" hätte zuschreiben können.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 124. 25. Mai 1847.

Das Einstehersystem in Frankreich.

Die Frage über die Art der Zusammensetzung der stehenden Heere neuerer Zeit wird mit jedem Jahre wichtiger und mit dem wachsenden stadtbürgerlichen Element schwieriger. Gerade ist es vier Jahre her (s. das Ausland 1843 Nr. 143 vom 23 Mai ff.) daß wir das Recrutirungsgesetz in Frankreich besprochen, nachdem die Pairskammer, genau zu derselben Zeit wie jetzt, nämlich Ende April die Sache einer langen Discussion unterworfen hatte. Sie ist also seitdem nicht besser geworden, und man hat der Mängel so viele entdeckt, daß die Regierung wesentliche Veränderungen an dem frühern Gesetze vorschlug; was aber noch schlimmer ist, die Pairskammer hat dieß Gesetz nach langer Berathung verworfen. Gelegentlich müssen wir hier bemerken, daß in allen solchen durchaus praktischen Fragen die Pairskammer mit jedem Jahr eine wichtigere Stellung einnimmt, die vielleicht mit der Zeit die der Deputirtenkammer überflügelt. Ist auch die Ernennung der Pairs der Regierung vorbehalten, so ist diese doch durch die Kategorien, auf welche die Auswahl sich beschränken muß, so gebunden, daß sie im Durchschnitt nur Leute von erprobter Tüchtigkeit und Erfahrung im Staatsdienst zu Pairs ernennen kann. Die Folgen hievon können nicht ausbleiben, und die Ansichten und Abstimmungen einer solchen Versammlung müssen mit jedem Jahre an Ansehen und Bedeutung gewinnen. Auch scheint die Regierung, ob bewußt oder unbewußt, solche verwickelte, nur durch praktische Erfahrung zu lösende Fragen vorzugsweise gern zuerst an die Pairskammer zu bringen, und in dem vorliegenden Fall haben mehrere, sonst der Pairskammer eben nicht sehr holde Journale den Verhandlungen derselben eine ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit gezollt, wie es auch der Gegenstand verdient, denn es handelt sich hier um den physischen und moralischen Zustand der Bevölkerungen, und wenn die Geldfragen dabei eine große Rolle spielen, so sind sie selbst nur der Ausdruck viel wichtigerer moralischer Verhältnisse.

Die Frage über das Einstehersystem scheint sehr einfach, und ist es auch, wo es an waffenfähiger Mannschaft nicht fehlt, und für den Staat nur die Frage sich ergibt, ob er den einen Mann für den andern nehmen will; wenn aber, wie in Frankreich, ganze Departements ihr Contingent nicht stellen können, weil die Zahl der Dienstfähigen zu den Dienstpflichtigen unter ein Drittel herabsinkt, wenn die ganze Mitte Frankreichs (siehe Jahrgang 1843 Nr. 143) sich an brauchbarer Mannschaft so erschöpft, daß die Verkümmerung der Race zu besorgen steht, wie dieß Vicomte de Bondy im J. 1843 auf der Rednerbühne in der Pairskammer anerkannt hat, dann muß man bekennen, daß hier unter der Form von Reglements über das Einstehersystem, von Zahlung für Einsteher u. s. w. ganz andere und wichtigere Fragen behandelt werden. Um was es sich dabei handelt, zeigt das Vorspiel, welches der dießjährigen Verhandlung über den Gesetzentwurf voranging. Ein Hr. Joffres, Advocat am k. Gerichtshof in Paris, hatte zwei Broschüren, eine im J. 1843, eben in Folge der damaligen Pairsverhandlungen, und eine im J. 1845 herausgegeben, und einen Gesetzentwurf über das Recrutirungswesen in 73 Artikeln angehängt. Diese Broschüren übersandte er mit einer Petition der Pairskammer, damit diese den Vorschlag in Erwägung ziehe. Es handelte sich dabei um nichts geringeres, als um eine gänzliche Veränderung des französischen Heerwesens, und um die Ersetzung des persönlichen Dienstes durch eine Geldzahlung, deren Ertrag unter alle jungen Leute, welche einwilligen würden, in die Armee zu treten, vertheilt werden sollte. Dieß hieße nichts mehr und nichts weniger, als das Conscriptionssystem aufgeben, und dafür das Werbsystem wieder annehmen; die Ziehung durchs Loos sollte aufhören. Den wahren Zweck des Vorschlags erkennt man aber aus der Maaßregel, durch welche er den Uebergang vermitteln will; es sollen alle Dienstpflichtigen zahlen, und nicht bloß die Einzelnen, welche das Loos der Einreihung getroffen hat, und die sich der Einreihung durch Stellung eines Ersatzmanns entziehen wollen. Die Last der Stellung eines Ersatzmanns soll also vertheilt werden. Die Regierung selbst hatte schon im J. 1814 einen ähnlichen Vorschlag in einem damals niedergesetzten Kriegscomité berathen lassen, und er war auch zum Theil in das Gesetz von 1818 übergegangen. Mehrere Vorschläge machten sich damals und auch noch später geltend, die alle von dem Grundsatz ausgingen, daß der Staat, nicht der einzelne Einsteher, als Ersatz für den persönlichen Dienst eine Geldsumme solle annehmen können; endlich beschränkte man sich darauf, daß der Staat von denen die nicht selbst dienen wollten, eine bestimmte Entschädigung verlange, und diese anwenden solle, um alte Soldaten zu bewegen, eine zweite Capitulation einzugehen. Dadurch hoffte man das Einstehersystem allmählich ganz abzuschaffen. Diesen Vorschlag brachte auch Bugeaud, jetzt Marschall, Herzog von Isly, im J. 1836 vor die Deputirtenkammer, und Vicomte Duboughage im J. 1843 vor die Pairskammer. Diese Vorschläge drangen nicht durch, weil man dadurch den Grundsatz, daß jeder, den das Loos trifft, zum Eintritt ins active Heer verpflichtet ist, indirect angegriffen hätte. Dagegen ward die Wiedereinwerbung alter Soldaten sehr erleichtert, namentlich durch den alten Sold, und die Folge war auch, daß schon im J. 1841 unter sämmtlichen Einstehern

Digitized by Google

ein starkes Viertheil aus alten Soldaten (27,000 von 101,000) bestanden haben soll.[1] Die Beförderung dieses Systemes scheint auch der Hauptzweck des dießjährigen Regierungsvorschlags gewesen zu seyn, und der Bericht der Commission arbeitete ganz sichtlich darauf hin, jedes andere Einstehersystem abzuschaffen, allein dieß hat in Frankreich, wo namentlich in der Infanterie das Vorrücken aus der Linie sehr erleichtert ist, eigene Schwierigkeiten; denn wenn ein Soldat nach siebenjährigem Dienst noch nicht zum Unterofficier mit der Anwartschaft zum Officier vorgerückt ist, so muß es um seine Fähigkeiten schlecht stehen; solche Soldaten sind kein Gewinn für eine Truppe, und man ersetzt sie in den meisten Fällen besser durch neue. Somit war der Vorschlag der Regierung, der nur einige Aenderungen im Einstehersystem bezweckte, ein ungenügendes Flickwerk, und der Grund der endlichen Verwerfung desselben scheint hauptsächlich in dem Wunsche gelegen zu haben, die Regierung dadurch zu nöthigen, ein allgemeines verändertes Recrutirungssystem vorzuschlagen. Das wird wohl auch in wenigen Jahren geschehen müssen, denn die Mängel und Nachtheile des jetzigen sind zu offenkundig oder vielmehr man findet die strenge Anwendung der allgemeinen Militärpflichtigkeit zu hart, und das Bestreben sich ihr zu entziehen, hat eine Menge der ärgsten Mißbräuche nach sich gezogen.

Welche Wichtigkeit man dem anscheinend unbedeutenden Gegenstand — unbedeutend weil es sich nur um einige Aenderungen im Einstehenwesen zu handeln scheint — beilegt, kann man aus dem mühseligen Verlauf ersehen, den die ganze Sache erfahren hat. Im J. 1841 wollte der Kriegsminister den Einstehercompagnien, welche ärger als die alten Werber hausten, das Handwerk völlig legen, unter anderm auch darum, weil mehrere derselben bankerott gemacht und dadurch den Einstehern, die ihre Gelder bei ihnen hatten liegen lassen, einen Verlust von 2,777,000 Fr. verursacht hatten; hauptsächlich aber, weil sie manches Gesindel, oft sogar Fremde, ins Militär eingeschwärzt hatten. Die Deputirtenkammer verwarf diesen Vorschlag, und erklärte, daß sie die Einstehercompagnien völlig ignorire, daß das Gesetz sie weder anerkenne, noch zurückweise. Diese Erklärung war sehr natürlich, der Westen und namentlich die Mitte von Frankreich verlangen Einsteher, und der Osten, Elsaß, Lothringen und Franche Comté, liefert sie, wahrscheinlich zu neun Zehntheilen. Mittelsprechen sind also unerläßlich. Die Kammer votirte nun bloß einige Verbesserungen, namentlich daß die dem Einsteher bezahlte Summe in einer öffentlichen Kasse niedergelegt werden solle. So kam die Sache an die Pairskammer, welche jedoch zu keinem Beschluß gelangte, indem der Minister (Soult) erklärte, das ganze Recrutirungsgesetz verdiene eine neue Prüfung, zu welchem Ende eine Commission von Pairs und Deputirten niedergesetzt wurde; Soult war aber allzu naiv gewesen, denn ein Recrutirungsgesetz war eine question brûlante, wie die Franzosen sagen, und so kam es, daß diese Commission sich auch nur auf einzelne Verbesserungen beschränkte, z. B. daß der Vertrag zwischen dem Einsteher und dem, für welchen er einsteht, vor dem Notar vorgenommen und Nebenverträge verboten seyn sollten. Im J. 1843 kam dieser Commissionsbericht vor die Pairskammer, und hatte eine lange und hitzige Discussion zur Folge, die sich mit einer Annahme endigte; als aber der Vorschlag an die Deputirtenkammer kam, machte diese eine Aenderung in einem Punkte, der zwar hinsichtlich der Armee selbst eine Hauptfrage, hinsichtlich des eigentlich vorliegenden Punktes, einer Regelung des Einstehenwesens, eine Nebensache war, nämlich in Betreff der Dienstzeit. So brach die eigentliche Frage, um welche es sich handelt, die Constituirung des ganzen Heers und der Reserve insbesondere, immer wieder hervor.

Das Ministerium war nicht sonderlich gesonnen, diese umfangreiche Frage auf den Schauplatz zu bringen, und behalf sich mit militärischen Reglements, um die Einsteher hauptsächlich in den gedienten Soldaten zu finden. Das gelang aber schwach, denn die Zahl der militärischen Einsteher ist in den Jahren 1837 bis 1846 nur von 5000 auf 11,000 gestiegen, wie der Kriegsminister Moline de St. Yon in der Debatte (s. Moniteur p. 906) selbst erklärte. Dieser Vortheil war um so geringer, als in derselben Zeit (s. die Rede des Vicomte de Flavigny, Monit. p. 877) die Zahl derer, welche sich nach Ablauf ihrer Dienstzeit freiwillig wieder anwerben ließen, von 8000 auf 4000 sank. Mit allen den indirecten Beförderungen hat man also nicht mehr als 2000 Mann gewonnen, eine höchst unbedeutende Zahl, wenn man erwägt, daß die Gesammtzahl der Einsteher sich auf etwa 120,000 beläuft.[2] Da alle die in den Jahren 1841 bis 1844 debattirten Verbesserungen des Einstehenwesens zu keinem Resultat, d. h. zu keinem von beiden Kammern genehmigten Gesetzentwurf geführt hatten, so konnte das Kriegsministerium auch nicht die Deponirung des Einstandsgeldes und die gerichtliche Abfassung des Vertrages fordern, welche allein das Verhältniß der Einsteher und somit ihre Qualität bessern konnten. Darum wurde der dießmalige Gesetzentwurf vom Kriegsministerium ausgearbeitet, an die Pairskammer gebracht, welche sich beeilte in die Commission hauptsächlich Militärpersonen zu ernennen, und die Folge war, daß der ganze Gesetzentwurf rein aus militärischem Gesichtspunkte aufgefaßt wurde. Das wurde in der allgemeinen Verhandlung über das Gesetz sehr bitter bemerkt, und die Civilisten haben auch schließlich die Militärs geschlagen.

Es stimmten jedoch keineswegs bloß Militärpersonen für den Vorschlag, auch Civilpairs zeigten sich eifrig dafür, namentlich ein Elsässer, Baron von Schauenburg, der das Interesse seiner Landsleute vertrat, von denen jährlich zwischen 3 und 4000 als Einsteher in die Armee treten. Er wollte diese einer Seits vor dem fluchwürdigen Verhältniß der Compagnien schützen, welche die jungen Leute, gleich den alten Werbern, im Trunk zu Versprechungen bewegen und völlig Jagd auf sie machen, anderer Seits ihnen in der Armee selbst ein besseres Loos bereiten. Um was es sich für das Militär handelte, das sprach der General Preval, der Berichterstatter der Commission, sehr unverhohlen aus: „die Unterofficiere und Soldaten sagte er, bestehen aus dreierlei Classen, aus den vom Gesetz unter die Fahnen gerufenen, aus den Freiwilligen und aus den Einstehern. Die erste Classe seufzt nur nach dem Augenblick ihrer Befreiung, die andern bleiben, aus ihnen recrutirt sich die Classe der Unterofficiere, und diese wird mehr und mehr aus Einstehern und Freiwilligen bestehen. Erwägt man dann ferner, daß das Avancement Leuten, die sich gut aufführten und lange gedient haben, nicht verweigert werden kann, so geht aus diesen Unterofficieren eine große Zahl der

[1] So wurde im J. 1843 auf der Rednerbühne der Pairskammer behauptet; wir werden aber weiter unten sehen, daß der (jetzt abgetretene) Kriegsminister Moline de St. Yon diese Zahl auf 11,000 ansetzt; oder sollte dieß nur von Einem Jahre zu verstehen seyn.

[2] Die Angaben schwanken zwischen 100 und 120,000; aber 100,000 waren es schon vor 5 bis 6 Jahren, und nach den allgemeinen Angaben soll die Zahl der Einsteher fortwährend im Zunehmen seyn.

Digitized by Google

Officiere hervor. Aber diese Einsteher tragen die Epauletten nicht immer ohne Verlegenheit, ja nicht ohne Gefahr. Darum muß man die Einsteher in der öffentlichen Achtung und in der Achtung der Armee heben. Deßhalb wurde dieß Gesetz vorgelegt, und es ist, was auch seine Schwierigkeiten und Nachtheile seyn mögen, nothwendig, bis man das Recruirungsgesetz im Ganzen wieder aufnimmt."

Es ist also ein temporäres Gesetz, aber das gerade wollten die Gegner nicht, und wenn die Gründe, welche sie vorbrachten, vielfach kaum der Rede werth sind, so kommt dieß höchst wahrscheinlich nur daher, daß sie die wahren nicht sagen wollten, zum Theil nur andeuteten. Gegenwärtig kann man das Einstandsgeld durchschnittlich auf 14 bis 1500 Fr. annehmen; wäre dieser Gesetzentwurf angenommen worden, so hätte dieser Durchschnittspreis nothwendig steigen müssen. Die Compagnien schließen einerseits mit dem Ersatzmann, andrerseits mit dem, der sich ersetzen lassen will, ab; ist der Handel abgeschlossen, so gehen erst die Versuche an, dem Ersatzmann alle möglichen Abzüge zu machen, Versuche die nur allzu mannichfach gelungen sind. So wie nach dem Vorschlag des Gesetzes alle Verträge zwischen beiden Theilen von dem Notar gemacht und das Geld ohne Abzug in eine öffentliche Casse niedergelegt werden muß, so fallen alle Betrügereien, die bisher gegen den Ersatzmann gespielt wurden, weg, und die Compagnien, die sich nicht entbehren lassen, müssen sich für ihre Mühe an dem, der den Ersatzmann stellt, schadlos halten; der Durchschnittspreis eines Einstehers muß also bedeutend steigen, manche Redner sprachen von 3 bis 4000 Fr. Gegenwärtig macht die Summe, welche die innern Departements an den Osten, an Elsaß, Lothringen und die Franche Comté für Einsteher zahlen, etwa 24 Mill. aus, was 16,000 Einsteher zu 1500 Fr. gibt; hebt sich nun der Durchschnittspreis auf 2500, so steigt die Summe, welche die innern Departements zu zahlen haben, auf 40 Mill. jährlich, und drückt auf sie als eine furchtbare Last, die von vielen nicht mehr zu erschwingen ist. So wenig nun die sonstigen Einwürfe der Gegner des Gesetzentwurfs besagen wollen, so tristig war dieser, denn dadurch werden die innern Provinzen entweder zu einer unmäßigen Steuer an Geld, oder zu einer höchst lästigen Blutsteuer genöthigt, denn die ganze Mitte Frankreichs ist in einem Zustande physischer Herabgekommenheit, daß viele Departements unter 1000 Dienstpflichtigen nicht 400, ja mehrere nicht 300 Dienstfähige haben. Aller Widerstand gegen das vorgeschlagene Gesetz kann im Wesentlichen nur den geheimen Grund haben, das jetzige Recruirungsgesetz zu ändern, und bei dieser Gelegenheit wo möglich diese innern Provinzen, von denen mehrere seit Jahren ihr Contingent nicht stellen können, zu erleichtern.

(Fortsetzung folgt.)

Das St. Antonius-Kloster in Oberägypten.

(Nach Jigart und Huffon: Revue de l'Orient et de l'Algerie. Januar.)

Das ganze Kloster und der Garten bedecken etwa 6 Jeddane und sind von einer 40 Schuh hohen und 5' dicken bastionförmigen Mauer umgeben. Diese Mauer ist ohne Thore und äußere Oeffnung, wie die Mauern aller Klöster dieser Wüste, eine nothwendige Vorsicht gegen den Angriff der Araber. Das Innere gleicht einem kleinen Dorfe, mit kleinen Straßen, die an verschiedenen Punkten mit massiven eisenbeschlagenen Thoren geschlossen sind, und eben so viele Abtheilungen bilden. Man zählt etwa 30 ein- und zweistöckige Häuser, das Kloster könnte 200 Personen fassen, ist aber nur von 25 Mönchen bewohnt, von denen nur 6 die Weihen empfangen haben. Unter den Laienbrüdern finden sich einige junge Leute, die sich dem Diaconat widmen wollen. Von diesem Kloster gehen die koptischen Patriarchen von Caire und Abyssinien aus. Diese Mönche leben sehr ärmlich in der vollständigsten Unthätigkeit und Apathie, sie sind sehr unwissend, studiren und kennen nichts als das Evangelium. Von Kirchengeschichte haben sie keinen Begriff. Ueber den Ursprung ihres Klosters wußten sie nichts, und als wir ihnen antwortend die Zeit nannten, in welcher St. Anton sich in diese Wüste zurückgezogen habe, waren sie sehr erfreut über diese Nachricht, die sie wahrscheinlich bereits wieder vergessen haben. Sie thun gar nichts und ihre einzige Beschäftigung besteht in Beten und in der Bereitung ihres Brodes und ihrer sehr mageren Küche. Ihr Garten, der allein vier Feddans einnimmt, enthält mehrere tausend Bäume, größtentheils Palmen, von denen 150 Früchte tragen, und Olivenbäume. Nach ihrer Angabe besaßen sie eine große Menge koptischer Bücher, konnten sie aber nicht lesen. Der Ort, wo die Bücher sich befanden, ist ein einzeln stehender viereckiger Thurm, sie wollten uns jedoch nicht hineinführen.

Reiseberichte eines russischen Arztes aus der Türkei.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß weder die ägyptische Schule, noch die Commissen der Pariser medicinischen Akademie alle Zweifel und Einwendungen widerlegt hat, die sich gegen ihre Lehre erhoben, und daß es leichter ist, „die trancher la question," als vollkommen genügende Antworten auf alle vorliegenden Fragen zu geben.

Ich fand indeß in Smyrna einen eifrigen Anticontagionisten, den Arzt des griechischen Spitals Mazgana. Er hatte allerdings in demselben keine Pestfaenten beobachtet, aber er gründet seine Meinung darauf, daß im J. 1837 seine eigene Schwester, ein Mädchen von 20 Jahren, die mit der Familie auf einem Landgut in strenger Quarantäne lebte, und „die Ansteckung unaussprechlich fürchtete," in den Armen ihres Bruders und der übrigen Mitglieder der Familie, die sie bis zum letzten Augenblick nicht verließen, an der Pest starb; außer ihr erkrankte niemand im Hause. Daraus schließ Dr. Mazgana, „daß die Pest sich bei einem Menschen entwickeln kann, der eine strenge Quarantäne beobachtet, und ohne alle Verbindung mit Angesteckten ist, und daß auf der andern Seite durch die Berührung die Pest sich nicht mittheilt." Hierauf antworten die Contagionisten, daß eine einzelne Thatsache nichts beweise, daß Dr. Mazgana den Schrecken, der sich seiner Schwester bemächtigt hatte, gar nicht in Anschlag beinge, und daß endlich die Quarantäne, der sie sich mit der Familie unterwarf, nicht so streng gewesen sey, als der Doctor sich einbilde, daß das Mädchen jeden Tag in der Nähe des Hauses spazieren gegangen und mit Leuten zusammengetroffen sey, von denen sie ihrem Bruder nichts sagte u. s. w. Diese unermüdlichen Gegner machen noch einen andern Einwurf, und zwar einen allgemeinen, abgesehen davon, daß nach dem Tode der Kranken die Familie sogleich alle Maaßregeln der Reinigung an sich und ihrem Hause vornahm, und somit jeden Ansteckungsheim in der Geburt erstickten konnte. Sie fragen: gingen vor Entdeckung der Kuhpockenimpfung Aerzte und Verwandte nicht auch zu den Pockenkranken? Diese Krankheit ist im höchsten Grade ansteckend. Wurden sie etwa alle davon ergriffen, welche mit den Kranken in Berührung kamen? Nein; einige nur wurden angesteckt, aber dieß war der kleinere Theil der „Gempromittirten;" der weit größere Theil blieb unergriffen, selbst bei Nichtbeobachtung aller Vorsichtsmaaßregeln. Dasselbe sehen wir auch bei der Pest, und wenn niemand die Contagiosität der Blattern läugnen kann, die ja jeder Mensch einmal im Leben haben muß, warum erstaunt man denn, wenn die Smyrnioten an eine Ansteckung der Pest glauben?

Indeß protestirt Dr. Mazgana, zugleich mit allen smyrnaischen Aerzten, gegen die Behauptung der Anticontagionisten daß sich die Pest in Smyrna endemisch entwickle, wie Rubert behauptet („à Smyrne, comme à Alexandrie, la peste est sporadique, endémique, épidémique." Rubeet l. c. p. 116). Es mag hitzige Fieber mit Petechien oder selbst mit Carbunkeln, aber immer ohne Bubonen Pest nennen, das ist aber nach der Ueberzeugung der Smyrnioten nicht die Pest,

Digitized by Google

obgleich während einer Pestepidemie solche Fälle pflastig werden. Das kann man zugeben; ich selbst behandelte zu Odessa mehrmals Leute die an heftigen Fiebern litten, und bei denen vor dem Tode Petechien am Körper ausbrachen; niemand wird aber behaupten, daß in Odessa Pestfälle endemisch sind. Dasselbe gilt auch für die sporadischen und endemischen Pestfälle, welche Breyer in Konstantinopel sah; es waren ohne Zweifel ähnliche hitzige Fieber. Man muß nur den entsetzlichen Schrecken bedenken, den der bloße Name der Pest bei den Levantinern erweckt, und man überzeugt sich von der vollständigen Unmöglichkeit, daß endemische Fälle dieser Art in Konstantinopel oder Smyrna vorkommen „et y passent inapperçus," wie diese Schriftsteller behaupten.

Bei dieser Ansicht der Smyrnioten von der Pest mußte ihnen die Errichtung einer neuen Quarantäne als eine Wohlthat für Stadt und Land erscheinen. In der That ist auch diese Anstalt, die erst vor zwei Monaten beendigt wurde, im Wesentlichen alles Lobes würdig. Die neue Quarantäne ist drei oder vier Meilen von der Stadt gegen Südwesten am Ufer des Meeres erbaut. Die dazu gehörigen Gebäude stehen in einer geraden 296 Schritte langen Linie von O.N.O. nach W.S.W. und zeigen eine schöne Façade, welche die Sehne eines Bogens ausmacht, den die steinerne Mauer hinter derselben von einem Ende zum andern bildet. Das erste Gebäude gegen Norden ist einstöckig und enthält in einem besondern Hofe zehn Zimmer, die vorzugsweise für europäische Reisende bestimmt sind. Jedes Gemach besteht aus einem Vorplatz mit eigenem Eingang, einem kleinen Feuerherd, besonderem Abtritt und einem mäßig großen, reinlichen Zimmer, aber ohne Meubel, welche die Reisenden in der Stadt miethen müssen. Hier befindet sich ein türkisches Bad zum Behuf des Spoglio, und im Hof ein Brunnen, der gutes Wasser in reichlicher Fülle liefert. Für die moslemitischen Reisenden ist ein anderes zweistöckiges Gebäude bestimmt, das unten stehen, oben acht ähnliche Wohnungen hat, in jedes kommen zehn Menschen unter Aufsicht eines Wächters. Die Ausgänge führen auf zwei sehr geräumige Corridore, welche man durch Thüren von einander absperren kann, um die Passagiere von verschiedenen Kategorien zu trennen. Weiber und ganze Harems kommen in vier Gemächer in einem besondern zweistöckigen Flügel des Hauptgebäudes; sie haben einen besondern Ausgang in den Hof und einen besondern Brunnen. Zwischen den Hauptgebäuden für die Passagiere befindet sich ein schöner zweistöckiger Kiosk, in welchem unten der Director der Quarantäne wohnt, während oben drei reinliche meublirte Empfangzimmer eingerichtet sind. Hinter dem Kiosk sind sechs Parlatorien für die Passagiere des ersten Gebäudes aufgeführt, und sechs andere finden sich in einer Reihe mit dem für die Moslems bestimmten Gebäude. In einer Linie mit diesem letztern am Rande des breiten, vor der Façade liegenden Kais ist ein sechzig Schritt langes, durch hölzerne Wände in sechs Nummern getheiltes Magazin, wo die Ansteckung aufnehmenden und mittheilenden Waaren und Habseligkeiten gereinigt und gelüftet werden; Räucherungen finden in der Quarantäne nicht statt.

Der Raum hinter der Façade, zwischen ihr und dem steilen Hügel, an dessen Fuß die Quarantäne errichtet ist, wird von einer dogenförmigen Mauer umschlossen und zerfällt in drei große, durch perpendikulär nach den Wohnungen laufende Mauern abgetheilte Höfe. Im ersten Hof, welcher 126 Schritt Länge und 60 Schritt Breite hat, findet sich ein großer Brunnen, der die Anstalt mit Wasser versieht, und am entgegengesetzten Ende zwei kleine Plätze zum Begräbniß für Christen und Moslems. Hier will man die Truppen oder Pilger, die in die Quarantäne kommen, unter Zelten unterbringen. Im zweiten 104 Schritt langen und 78 Schritt breiten Hof, mit einem Marmorther nach dem Kai hin, auf dem eine vergoldete Inschrift in arabischer Sprache steht, ist ein einstöckiges Häuschen als Quarantänespital erbaut; hier sind drei Zimmer, in deren jedem man sechs Kranke unterbringen kann. Etwas weiterhin ist ein Stall mit Zimmern für die Wärter der Thiere. Der dritte Hof endlich, 104 Schritt lang und 97 breit, liegt hinter dem Magazin, von dem er durch eine steinerne Mauer getrennt ist, welche einen schmalen Durchgang längs dem Magazin bildet. Hier ist ein steinernes Häuschen für die mit Reinigung und Lüftung der Waaren beschäftigten Arbeiter, ein hölzerner Aufhängapparat für die Kleider, eine große Wasserkufe, die Wohnung des Magazinaufsehers und endlich ein kleines Zügel für diejenigen Arbeiter, welche den Quarantänemeister mit den Passagieren beemhigt haben, und in die freie Pratika treten; übrigens ist eine solche Unterbringung von Leuten mit freier Pratika neben Quarantänearbeitern unpassend. Der dritte Hof hat gleichfalls einen Ausgang nach dem Kai, in den meistens aber kommt man nur durch den Kiosk und einen kleinen 28 Schritt langen und breiten Hof zwischen den Gebäuden der Passagiere.

An beiden Enden des Kais stehen Wachhäuser, in welchen 20 Mann mit einem Officier den Eingang in die Quarantäne von der Landseite her hüten. Vor dem Kai sind zwei Anfahrten zum Ausladen der Waaren oder des Gepäcks der Reisenden; endlich steht auf jeder Seite des Kiosks ein hoher Mast, auf dem eine gelbe Flagge weht, im Fall in der Quarantäne sich verdächtige Passagiere und Waaren befinden. Alle Gebäude der Quarantäne mit Ausnahme des Kiosks sind von Stein und mit Ziegeln gedeckt. Der ganze, nach dem Plan eines türkischen Architekten ausgeführte Bau besteht nicht mehr als 500,000 Piaster (50,000 E. E. M.) und wurde in einigen Monaten vollendet. In der Quarantäne wohnen der Director, ein Türke, und sein Gehülfe, ein Grieche, der Magazinaufsehre mit seinen Gehülfen, der Pförtner und zwei Wächter; im Nothfall kommen zu diesen letztern noch gemeinere Leute.

Die Hauptverwaltung der Quarantäne (office de santé) befindet sich in der Stadt und besteht aus einem Director, Tefic Effendi, einer hinreichenden Anzahl Schreiber und zwei Aerzten Izard und Edwards, welche mir die ganze ihrer Obhut untergebene Anstalt mit ausgezeichneter Bereitwilligkeit zeigten. Die neue smyrniotische Quarantäne hat einen sehr bedeutenden Vorzug vor vielen andern ähnlichen Anstalten: alle Theile stehen miteinander in Verbindung und die Aufsicht über diese, wie über die darin wohnenden Leute ist sehr leicht; man darf also viel weniger, wie früher, die Uebertretungen der vorgeschriebenen Ordnung fürchten, welche sich in der alten Quarantäne die Passagiere, namentlich die Engländer, erlaubten, welche gewaltsam, seitener durch Bestechung, ihre Wohnungen verließen und in den benachbarten Dörfern herumspazierten. Der Mangel an festen Strafbestimmungen und die unangemessene Einmischung der europäischen Consuln, welche stets die Schuldigen unter ihren Schutz nahmen, hat bis jetzt immer noch der türkischen Regierung die Möglichkeit benommen solche Uebertretungen mit gehöriger Energie zu ahnden.

Damit die neue Quarantäne ihrer Bestimmung vollkommen entspreche, sind nachstehende Verbesserungen unerläßlich: a) die Einfassung der äußern Mauer, an welcher die große Straße und der Stadt nach dem Dorf Göz-Tepe vorüberführt, durch einen breiten Graben; b) die Vermehrung der Zahl der Wächter, die sich dauernd in der Anstalt befinden; c) die Einrichtung eines größern Krankenhauses; d) ein anderes Unterkommen für die Wächter, die in die freie Pratika treten, und nicht in Einem Hofe mit den Quarantäneleuten sein sollten, und e) die Einrichtung eines Quartiere für den einen Arzt in der Quarantäne selbst. Diese Verbesserungen würden nur unbedeutende Kosten verursachen, und nach ihrer Einführung würde ich meine Stimme mit der der Aerzte vereinigen, welche in Auftrag der österreichischen Regierung den Bericht über die Zweckmäßigkeit der smyrniotischen Quarantäne abfaßten; in diesem Document, worvon mir Dr. Kaffinos eine Abschrift mittheilte, wird die Quarantäne unbedingt gebilligt. In Aufforderung der höhern ottomanischen Behörden in Konstantinopel legte ich Achmed Zekki Pascha, dem Vorstand der türkischen Quarantäne, die „Beschreibung der smyrnioitischen Lazarethe" in französischer Sprache vor, und wandte in dieser Arbeit seine Aufmerksamkeit auf die obigen leicht einzuführenden Verbesserungen.

(Schluß folgt.)

Eine Eisenbahn um Paris herum. Man trägt sich seit einiger Zeit auf der Polizeipräfektur von Paris mit einem Project, eine Eisenbahn rund um die Stadt herum zu führen. (Monit. industr. 13 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 125. 26. Mai 1847.

Antiquariſche Forſchungen in Nordafrika.

Wir haben bereits (ſ. Nr. 122) der beabſichtigten Reiſe des Hrn. Prax in Nordafrika und der Inſtruction Jomards an denſelben gedacht, und kommen hier darauf zurück, um dieſe Inſtructionen, inſofern ſie Alterthümer und alte Geographie betreffen, ſo ziemlich vollſtändig mitzutheilen.

„In dieſen Ländern ſind drei verſchiedene Arten von Inſchriften zu ſammeln, die römiſchen, die puniſchen und die in der ſogenannten libyſchen Schrift. Bereits hat die wiſſenſchaftliche Commiſſion Algeriens eine bedeutende Anzahl römiſcher, meiſt lateiniſcher Inſchriften auf allen von der franzöſiſchen Armee beſuchten Punkten geſammelt, und der Reiſende, der auf dem Wege nach oder von der Sahara den von der Armee durchzogenen Theil des Landes betritt, wird nur eine ſpärliche Nachleſe halten können; dagegen kann man ihm nicht genug empfehlen, die Inſchriften auf entfernteren Punkten und an den Gränzen Algeriens ſorgfältig zu copiren oder durch Abklatſchen zu vervielfältigen. Die römiſchen Straßen gingen nach dem Süden der Mauretania Cäſarea bis an die Gränze der Wüſte, da wo zu allen Zeiten der Austauſch der Producte des Innern mit dem Korn des fruchtbaren Uferlands ſtatt fand. Die alten Itinerarien ſind alſo kurz, als daß man glauben könnte, ſie hätten alle an dieſen alten Straßen gelegenen Orte angegeben, übrigens hat man auch noch lange nicht alle in den Itinerarien bezeichneten Punkte beſucht. Man wird alſo wahrſcheinlich noch im ſüdlichen Algerien, an römiſchen Straßen, zu denen noch kein europäiſcher Reiſender vordrang, Steine mit Inſchriften finden. Wir nennen hier nur den ſüdlichen Theil der Straße, die von Cirta über Thebeſte oder Theveſte nach Thabudis lief. Man glaubt, dieſer letztere Ort entſpreche Tuggurt, obgleich dieſer letztere Punkt ſüdlicher liegt, als Thabudis in der Geographie von Ptolemäus im Verhältniß zu Lambeſa angegeben iſt. Thabudis ſcheint ein ſehr wichtiger Punkt geweſen zu ſeyn, und die Ungewißheit, die noch über ſeine wahre Lage herrſcht, iſt ein Grund mehr für den Reiſenden Tuggurt zu beſuchen, eine Art Freilager, wo noch jetzt ein ſehr bedeutender Handel mit der Küſte Afrika's getrieben wird. Zwei oder drei römiſche Straßen liefen ehemals nach Thabudis, von Thebeſte waren fünf, von Lambeſa neun Stationen, die noch nicht beſucht wurden, und wo man wahrſcheinlich Inſchriften finden wird.

„Es iſt ſogar möglich, daß in dieſen entlegenen, verödeten Orten ſich noch Reſte alter Bauten finden, z. B. Brücken über die Wildbäche, die ſich in den See Melghigh (Libya palus der Alten) ergießen, oder Ciſternen mit alten Einfaſſungen oder alte Säulenreſte. Daumas führt in der That eine alte römiſche Brücke über den Wad Dſcherdi auf an einem El Cantara (d. h. die Brücke) genannten Orte; die Ruinen zu Entila und 14 andere auf einem ſehr beſchränkten Raum befindliche römiſche Ruinen wurden noch nicht beſucht.

„Im Fall der Reiſende zu Tuggurt anhalten ſollte, wo noch bedeutende römiſche Ueberreſte ſich finden ſollen, ſo muß er dieſe mit Sorgfalt meſſen und zeichnen, namentlich aber die Inſchriften copiren, was das beſte Mittel wäre, um die Ungewißheit über die Stelle von Thabudis zu zerſtreuen. Fände er aber zu Tuggurt nur wenige Ueberreſte des Alterthums, ſo ſollte er ſich genau erkundigen, ob nicht in einem Umkreis von 12 bis 14 Stunden ſich alte Trümmer finden.

„Außer dieſer Lage von Thabudis, welches vermuthlich mit dem Thabudis des Ptolemäus eines und daſſelbe iſt, findet man in der Geographie dieſes letztern eine Anzahl Städte und Oertlichkeiten aufgezeichnet, deren Lage keineswegs beſtimmt iſt, namentlich im Süden der Mauretania Cäſarea und der Provinz Africa, z. B. Silici Colonia, nicht zu verwechſeln mit Sitifi oder Setif, Azama im Norden des Bujara Mons, Butburis am Bagradas, Galanus, Durga ſüdlich vom Zuchambari-Berg. Man könnte noch andere, ehemals bewohnte Orte in der Nähe der libyſchen Wüſte bezeichnen, deren Auffindung intereſſant wäre, eben ſo einige Berge, von denen, nach dem Geographen von Alexandrien, die Hauptflüſſe, die nach dem Mittelmeere gehen, herabkommen, ſo der Mons Usargala, weit im Süden, von dem der Bagradas, der Turdus Mons, von dem der Chyleumathfluß, der Madethubadus Mons, von dem der Saruſ, der Garas Mons, von dem der Arduſ und Gulus, der Thambes Mons, von dem der Rubricatus, der Bujara Mons, von dem der Ampſaga herabkommt; weiter im Oſten der Acabe Mons bei den Macaei-Syrtitae, die Quelle eines Zuflüſſes des Cynyphus, der ſelbſt von Girgiris Mons herabkommt; man hat ferner noch ſehr unvollkommene Begriffe von den Bergen, welchen die Namen Garaphi Montes, Cinnaba Mons, Phruräſus Mons, Balua, Mamyſarus, Uſalemä, Zuchambari zukommen. Alle dieſe Berge ſind auf der Karte des Ptolemäus zu weit ſüdlich geſetzt, aber die jetzigen, an Ort und Stelle geſammelten Benennungen könnten über die vergleichende Geographie Aufſchluß geben. Endlich führt Ptolemäus zahlreiche Völkerſchaften auf, die zum Theil die alten Gaetulier jenſeits des Atlas repräſentiren, und die ſich vielleicht mit den jetzigen Stämmen mit Hülfe der jetzt bekannten Namen identificiren laſſen.

„Wenn der Reiſende den ſüdlichen Theil von Algerien und der Regentſchaft Tunis durchwandern kann, ſo ſollte er ſeine

Digitized by Google

Aufmerksamkeit noch auf folgende Punkte richten. Die Lage von Lambosa nördlich vom Berg Anbud ist zuverläßig bestimmt zu Tzgut oder Tehuda, einer großen zerstörten Stadt nicht weit von El Akkar am Fuße der Kuresberge. Die jetzige Benennung El Akkar (die Soldaten) paßt um so besser auf Lambosa, als hier nach Ptolemäus eine römische Legion stand, und es ein guter militärischer Posten ist; übrigens passen auch die Entfernungen in den beiden Itinerarien. Man kann also die nach Süden ziehenden neun Stationen bis nach Thabudis mit Sicherheit verfolgen. Die Entfernung ist nach der theodosianischen Tafel 146 römische Meilen. Südlich von Bistra müßte man die römische Straße aufsuchen, und ihr wo möglich bis ans Ende folgen. Da die alten Bauten großentheils zerstört sind, und die Nachfolger der Römer ihre Gebäude auf den alten Grundlagen aufführten, so muß man den untern Theil der arabischen Bauten mit Aufmerksamkeit untersuchen.

„Die römische Straße zwischen Theveste (Tebessa) und Thabudis geht über fünf oder sechs Stationen; nach der Tafel beträgt die Gesammtentfernung 166 römische Meilen; es muß möglich seyn mehrere der Zwischenstationen aufzufinden, da der Ausgangspunkt Tebessa (oder Tibsa) gewiß derselbe wie Theveste ist.

„Die große Lagune, die den Namen Melgbigh führt, verdient in ihrem ganzen Umfang untersucht zu werden, so wie die Höhenpunkte, welche zur Zeit der großen Regen eben so viele Inseln bilden; an den Ufern, zu El Kriz, Rest u. s. w. müssen sich Inschriften, Münzen und andere Ueberreste des Alterthums finden. Man weiß daß der Melgbig-See verschiedene Namen „See von Libyen, See der Pallas, Lacus Tritonis“ führte, augenscheinlich weil er sich in der trockenen Jahreszeit in mehrere ganz verschiedene Bassins theilt; der große Fluß Wad Dschedbi scheint dem Triton Herodots zu entsprechen; sein Lauf ist nur unvollständig bekannt.

„Auf dieser Seite verdienen Gafsa (das alte Capsa) und El Kef (Sicca) besondere Aufmerksamkeit; der deutsche Reisende Honegger traf zu El Kef eine bedeutende Zahl von punischen Inschriften, und auch viele zweisprachige Inschriften, welche der englische Consul zu Tunis, Sir Th. Read, nach London transportiren ließ. Wir nennen hier nur die Punkte Hadrumetum, Vicus Augusti, Thysdrus, Sufetula u. s. w. als die bekanntesten, wünschen aber daß der Reisende die Lage des alten Nepte (jetzt Nefi) in der Nähe des Melgbigh-See's einer besonderen Aufmerksamkeit würdige, da hier Inschriften zu sammeln sind. Die beiden Berichte, welche der wissenschaftlichen Commission von Algerien als Instruction dienten und von Walkenaer, Raoul Rochette und Hase abgefaßt sind, sowie das gelehrte Werk Bureau de la Malle's über die Geschichte und Alterthümer der Provinz Constantine können dem Reisenden in allen diesen Forschungen als Leitfaden dienen.“

Das Einstehersystem in Frankreich.

(Fortsetzung.)

In der allgemeinen Berathung des Gesetzentwurfs machte sich eine gewisse Ungeduld geltend, an die einzelnen Paragraphen zu kommen, und dennoch dauerte diese allgemeine Berathung drittehalb Sitzungen hindurch. Da keine Abstimmung darauf erfolgte, so ließ sich kein Urtheil fällen über den in der Kammer herrschenden Geist, da sich die ausgesprochenen Ansichten nur als individuelle Meinungen kund gaben; indeß ist doch die Hitze bemerkenswerth, mit welcher man die Ansicht verwarf, daß der Staat in den Vertrag zwischen dem Einsteher und dem Ersetzten auch ein Wort mitzusprechen habe, bis endlich Baron von Schauenburg hierüber einige sehr ernste Worte aussprach, und nachwies, daß die Erlaubniß sich vertreten zu lassen, überhaupt eine Vergünstigung des Staats und dieser somit berechtigt sey, die Bedingungen seiner Vergünstigung festzusetzen. Dagegen ließ sich wenig einwenden, und so ging allmählich das Vorspiel der allgemeinen Berathung zu Ende. Was aber in dieser nur hie und da vorgetreten war, zeigte sich in der Berathung der Artikel auf eine sehr schroffe Weise, und auch ein gewisser unmilitärischer Geist, der in einer Rathsversammlung der par excellence militärischen Nation Europa's nicht wenig auffallen muß. Gleich der erste Paragraph gibt davon ein merkwürdiges Beispiel. In Frankreich gibt es zweierlei Einsteher, sogenannte Substituants und Remplaçants; die ersten sind solche, welche in demselben Kanton mit den andern wohnen, eine günstigere Nummer gezogen haben, aber gegen Entschädigung an die Stelle eines andern treten, der eine Nummer gezogen hat, die ihn zum Dienst verpflichtet. Es ist dieß die natürlichste Art des Einstehenwesens, indem ganz einfach ein Conscriptionspflichtiger an die Stelle des andern tritt. Auffallen muß es hiebei, daß die Zahl dieser Substituants so gering ist; im J. 1843 zählte man deren nur 1500, und auch dieß kann keine Durchschnittszahl seyn, denn in der ganzen Armee sollen nur 4 bis 5000 Substituants sich befinden (siehe Moniteur p. 907). Es ist dieß ein neuer Beweis von der Unmöglichkeit, an vielen Orten im Innern Frankreichs Ersatzmänner an Ort und Stelle zu finden; man muß sie aus weiter Ferne, wie schon bemerkt, meist aus dem Osten Frankreichs holen. Man suchte bisher diese Art von Ersetzung zu fördern, weil sie die meisten Garantien in moralischer Beziehung darbietet, deßhalb erhob sich ein hitziger Kampf, als die Regierung durch den ersten Artikel des Gesetzentwurfs diese Art von Ersetzung beschränkte. Nach dem bisher geltenden Gesetz vom J. 1832 konnte einer die Wahl eines Ersatzmanns bis zur wirklichen Abberufung zur Armee verschieben. Es werden nämlich in der Regel nur 40 bis 50,000 Mann von den 80,000 berufen, und die übrigen bleiben noch 1—2 Jahre in der Heimath. Die Erlaubniß, den Ersatzmann erst bei der wirklichen Einberufung zu stellen, war also für die, welche Ersatzmänner zu stellen hatten, eine große Erleichterung, für die Regierung aber eine große Unbequemlichkeit; denn wie die Ziehung vorüber und die Listen geschlossen waren, nahm der Revisionsrath die nähere Untersuchung der im allgemeinen tauglich befundenen und wirklich ausgehobenen Mannschaft vor, um sie in die verschiedenen Waffengattungen zu vertheilen. Wenn nun Leute zur Cavalerie, zu den Carabiniers, zur Artillerie u. s. w. bezeichnet waren, und sich später erst durch einen andern ersetzen ließen, der zu diesen Waffengattungen nicht taugte, so kam dadurch eine Verwirrung in den Dienst, abgesehen von dem Nachtheil, daß Frankreich mit Leuten, die zur Cavalerie, Artillerie u. s. w. taugen, ohnehin nicht allzureichlich ausgestattet ist. [1]

[1] Der Kriegsminister, Mollne te St. Yon, erklärte (s. Monit. p. 909): „durch diese Substitution verliert die Armee fortdauernd an Stärke und die Recrutirung der speciellen Waffen wird mit jedem Tag schwieriger.“ Baron von Schauenburg drückte sich (i. e.) noch kürzer aus: „das Zusammenstehen der Mannschaft für die speciellen Waffen wird mit jedem Tag schwieriger; dieß ist eine Wahrheit, die jedem in die Augen springt, der die Cuirassiers, Carabiniers, Artilleurs und Genietruppen inspicirt, er sieht, wie die Race (espèce d'hommes) für den Dienst dieser Waffen mit jedem Tag minder tauglich wird.“

Digitized by Google

Die Regierung schlug also in diesem Gesetzentwurf vor, die Substituirung nur bis zum Schluß der Liste des Departemental-Contingents bestehen zu lassen. Das wurde heftig bestritten, ein Amendement welches diese Verfügung aufheben sollte, erfolgte alsbald, und verneinigte so viel Stimmen, daß die Abstimmung das erstemal zweifelhaft war, und erst die Abstimmung durch Aufstehen und Sitzenbleiben eine Verwerfung herbeiführte. Ein zweites Amendement milderte die ursprünglich absolute Bestimmung des Regierungsvorschlags dahin, daß die Substitution auch bis zu dem Augenblick der wirklichen Einberufung der Conscribirten erfolgen könne, daß aber dann der Ersatzmann sich für dieselbe Waffengattung eignen müsse, wie der Ersetzte. Auch dieß Amendement erregte einen heftigen Widerspruch, um so mehr als auch für die eigentlichen Einsteher (remplaçants) die Norm gelten mußte, daß auch diese den zu Ersetzenden an Größe und Stärke gleich kommen müssen. Deßhalb rief Graf Pelet de la Lozere aus: „hier handelt es sich nicht mehr bloß um Substituenten und Substituirte, sondern um 15 bis 20,000 Contracte, welche durch diese ernste Neuerung betroffen werden." Der Refrain war immer: man darf die jetzige Gesetzgebung nicht in einem die Bevölkerung beschwerenden Sinne ändern. Fast vergebens ward das Interesse der Armee und der Regierung hervorgehoben, der Zusatz, obwohl eine Erleichterung des Regierungsvorschlags, ging nur mit Mühe durch.

Man hätte glauben sollen, daß die Verpflichtung der Substituants, nach Schließung der Liste und Vertheilung in die verschiedenen Waffengattungen einen Ersatzmann zu stellen, der in dieselbe Waffe eintreten könnte, von selbst die gleiche Verpflichtung bei den Remplaçants einschließe, aber keineswegs; derselbe Streit entspann sich bei der Verhandlung des zweiten Artikels von neuem und fast mit persönlicher Bitterkeit; aber- und abermals ward bemerklich gemacht, daß diese Verpflichtung den Preis der Ersatzmänner unmäßig steigern müsse, und Baulze d'Ivoy, der sich in dieser Beziehung besonders hartnäckig erwies, stützte seine Ansicht darauf, daß in sieben oder acht Departements, die er verwaltet habe, die Zahl der Mannschaft für die speciellen Waffen trotz aller Substituirung und aller Erleichterungen für die Einsteher nicht habe vervollständigt werden können. Die Mühe eine hinreichende Anzahl Leute für schwere Reiterei und Artillerie zu finden, muß in der That sehr groß seyn, wenn man ein so billiges Verlangen der Regierung auf solche Gründe gestützt abschlagen zu dürfen glaubt. Hierüber bemerkte General Preval: „man führt immer und immer wieder das Interesse der Familien an, man erlaube mir aber auch zu Gunsten derjenigen Familien zu sprechen, die sich nicht vom Zwang der Recrutirung lasskaufen können. Bereits hat man den Maaßstab der Größe niedriger angesetzt als in allen Armeen des Continents, jetzt will man auch noch, daß ein Soldat von ansehnlicher Körpergröße sich durch einen kleinen schwächern ersetzen lassen könne; die Felder von Algier verschließen nur all zu viele Thatsachen, welche unsere Ansicht bestätigen, und diese häufigen Verluste sind es, welche die Lasten der Bevölkerung vermehren." Das ewige Wiederkehren der Klage über das wahrscheinliche Steigen der Preise für Ersatzmänner, und über die Schwierigkeit die speciellen Waffen mit der nöthigen brauchbaren Mannschaft zu versorgen, ist ein unterscheidender Zug in der ganzen Verhandlung, und zwar ein Zug, der in der Bevölkerung selbst mannichfach wiederklingen muß, denn nicht nur bedroht man die Regierung mit dem wachsenden Unwillen des Volks, wenn sie solche Verfügungen treffe, sondern Graf Pelet de la Lozere bemerkt auch (Moniteur p. 920) „jetzt stellten sich von 80,000 Conscribirten 8000 nicht gleich bei dem Revisionsrath, weil sie bei der Eintheilung in die verschiedenen Waffengattungen nicht anwesend seyn, d. h. in keiner andern Waffe, als in der Infanterie dienen wollen; werde dieser Gesetzentwurf angenommen, so werde die Zahl dieser Leute auf 20 bis 30,000 steigen, und so der Erfolg sich völlig gegen die Regierung wenden." Hippolyte Passe, bekanntlich gewesener Minister, erlaubte sich noch stärkere Ausfälle: „was wären die Folgen, wenn die Ersatzmänner durch die auferlegten Beschränkungen fort und fort im Preise steigen? Man würde Leute in die Armee bekommen, die mit Unwillen dienten, die eine etwas bessere Erziehung erhalten haben und, mit ihrem Loos unzufrieden, schlimme Gesinnungen in die Armee brächten. Ich will mich keines schärfern Ausdrucks bedienen. Die Regierung täuscht sich vollkommen in dieser Beziehung: Leute in die Armee zu werben, die nicht geneigt sind zu dienen, die sich durch andere ersetzen ließen, wenn die Preise nicht gar zu hoch wären, das heißt in die Reihen der Soldaten Leute bringen, auf die man nicht mit Zuversicht rechnen kann." Das ist die Sprache, die man jetzt von Frankreich her über die Conscription zu hören bekömmt; so wurden bei jedem neuen Paragraphen immer und immer wieder die Grundlage des gesammten Conscriptionswesens aufgerührt, und es hat allen Anschein, als ob man die Conscription, eine der Grundsäulen des neuen Staats, wieder factisch, wenn auch nicht dem Namen nach aufgeben wolle.

Es ist in der That zum Erstaunen, und wurde auch im Laufe der Debatte vielfach bemerkt, wie sehr die öffentliche Stimmung sich hinsichtlich der Einsteher geändert hat. Während nur wenige, die der Partei des National angehören, noch die strenge Ausführung des alten Grundsatzes der Revolution, daß jeder zur Vertheidigung des Landes berufen sey, und an seiner Statt keinen andern schicken könne, vertheidigen, hat die Mehrzahl, welche noch vor fünf und sechs Jahren die härtesten Urtheile über die Einsteher fälte, und sie den „Auswurf der Bevölkerung," die „Schmach der Armee" nannte, ihre Sprache gänzlich geändert. Das ist die Macht der veränderten Verhältnisse. Seit acht Jahren, wenn wir von dem Einbruch Abdel-Kaders in die Metidscha im November 1839 an zählen, — führt Frankreich einen ernstlichen Krieg in Afrika; dieser Krieg mußte natürlich unter den Officieren eben so wohl wie unter der Mannschaft stark aufräumen, die alten Soldaten sind vorgerückt, Hunderte von ehemaligen Einstehern sind Officiere geworden, und somit kann man die Einsteher nicht mehr die „Schmach der Armee" nennen; sie haben sich die gebührende Achtung auf dem Schlachtfeld errungen. Die Sache droht nun ins Entgegengesetzte umzuschlagen. Alle Beschränkungen des Einstellerwesens werden beklagt, und das Schimpfliche, was an dem Handel klebt, wird auf die Compagnien geworfen. Die Regierung will dieser Gesinnung Rechnung tragen, und den Einfluß der Compagnien beschränken, aber indem sie dieß thut, beschränkt sie das Einstellerwesen selbst, und nun hebt die Klage an. Langweilige Tiraden von dem traurigen Loos dieser und jener Bauernfamilie, deren Sohn marschiren muß, werden in der ersten Versammlung des Staats vorgetragen; es ist allerdings hart, seinen Sohn zum Kriegsdienst hingeben zu müssen, aber die weichmüthigen Herren sollten doch erwägen, ob man nicht im ganzen genommen unter dem Bauernstand, dessen Lebensart und Arbeiten ihn zur Ertragung von Beschwerden am tauglichsten machen, noch immer die besten Soldaten findet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mythologie der Wotjäken.

(Wjerdskie Vjene. 15 Artik.)

Jetzt sind fast alle Wotjäken getauft, und ihre alten Ansichten, die Reste des Heidenthums, nur noch in ihren Sitten bemerkbar, die sich mit jedem Tag mehr verwischen. Um einen Begriff von ihrer alten Religion zu geben, theilen wir nur folgendes mit. Das höchste Wesen hieß Inmar, und wohnte in der Sonne; Mu-Kalgien oder Muyien, seine Mutter, sorgte für die Fruchtbarkeit der Erde, Menschen und Thiere; Schumbarummung war die Mutter der Sonne und anderer Götter; Saltan-die, der wohlthätige König, der Schutzgeist. Der böse Geist, Schetan, wohnte im Wasser, woher er auch Wu-murt, der Wassermensch hieß; in den Wäldern Palas-Murt, der Waldmensch und Alida, der Waldteufel; in den alten Häusern, in den Oefen und namentlich in den Bädern wohnte Albasi, der hier allerlei muthwillige Streiche verübte. Um ihn auszutreiben oder zu vernichten, mußte man die alten Häuser, und namentlich die unbewohnten Gebäude verbrennen. Die Gebetsorte hießen Keremeti oder Lud, wo man dem Saltan-dis die Gebete sprach; diese Keremeti mußten immer im Laubwald an einem hohen Orte seyn. Hier sprach man die Gebete vor und nach den Feldarbeiten, an bestimmten Festtagen und bei andern wichtigen Gelegenheiten. Als Opfer brachte man verschiedene Thiere, Meth, Bier, Backwerk und zum Schluß ein rothes Pferd dar oder noch besser einen jungen Hengst. Die Opferpriester hießen Tun; außer diesen gab es auch Zauberer Medun, welche die Menschen in wilde Thiere verwandeln konnten. Der Zustand der Seele nach dem Tod war doppelter Art, glücklich Düna-jyggit,[1] oder unglücklich Kuvaisku-inni. Sie hatten vier Feste: Butschum-Kunal, das neue Jahr fast mit der Tag- und Nachtgleiche zusammenfallend; Tulis-Kupal nach der Sommeraussaat, wo man namentlich zum Gott der Erde betete; Wiisesko-Kunal, den Tag vor der Ernernte, wo man um schönes Wetter bat, und Keremet-Kupal, am Schluß der Ernte und aller Feldarbeiten.

Reiseberichte eines russischen Arztes aus der Türkei.

Dritter Brief.

(Schluß.)

Nachdem ich in Smyrna meine Nachforschungen beendigt hatte, reiste ich am 7/19. September um fünf Uhr Abends auf dem Dampfboot des österreichischen Lloyd nach Alexandrien ab. Nach 18 Stunden warfen wir Anker in der kleinen Bucht, welche den Hafen von Syra bildet. Hier bestiegen die nach Aegypten gehenden Passagiere ein anderes Packetboot, gleichfalls von Lloyd, welches zweimal im Monat die Reise zwischen Syra und Alexandrien macht. Wir mußten 52 Stunden in Syra bleiben, ohne die Erlaubniß das Land zu betreten, da wir aus Smyrna kommend uns als in Quarantäne befindlich betrachten mußten; auf dem Dampfboot ward die gelbe Flagge aufgezogen, und ein Wächter aufgestellt, damit wir nicht mit Leuten in freier Pratika verkehrten. Durch Vermittlung unseres Consuls aber, Herrn Eberhard, an den ich mich in einem officiellen Schreiben wandte, wurde mir gestattet, die Quarantäne „unter den gebührenden Vorsichtsmaaßregeln" in Augenschein zu nehmen. Eine Barkasse dieser Anstalt kam ans Dampfboot und dugsfete den Kahn, in dem ich mit meinem Wächter saß, ans Ufer.

Eine Steintreppe führt vom Hafen nach der Quarantäne, welche der Stadt gegenüber liegt, die ihre nördliche Façade dem Meere zukehrt. Die Gebäude, aus denen sie besteht, bilden ein längliches Parallelogramm, das einen weiten Hof einschließt, welcher im Nordosten und Süden von 30 Gemächern umgeben ist; diese sind in einstöckigen steinernen Flügeln, die auf einem Grund von Schiefersels erbaut sind. Die westliche Seite des Hofes nimmt eine runde bedeckte Galerie auf Bogen ein, die ein besonderes Höfchen mit besonderem Eingang außerhalb des verdächtigen Theils der Quarantäne umschließt. Dieß ist das Parlatorio; die Leute mit freier Pratika befinden sich im Höfchen, und die Passagiere sprechen mit ihnen durch ein hölzernes Gitter oder vielmehr durch einen Stangenzaun, durch den man freilich alles, was man will, aus der Quarantäne hinauswerfen kann; man wollte noch ein anderes Gitter aus Draht machen lassen, fand aber, daß die Scheuk abstand den Draht zerstritt, und bei dem spärlichen Budget der Anstalt zog man vor, das Parlatorio in seinem jetzigen Zustand zu lassen.

Jedes Gemach hat einen besondern kleinen Hof, eine kleine Küche und einen Abtritt, und besteht aus einem großen Zimmer, das mit dem anstoßenden keinen Verkehr hat. Zu jeden Zimmer kommen fünf bis acht Passagiere mit einem Wächter, dem man anderthalb Drachmen des Tags und noch besonders für die Küchenausgaben bezahlt. Für die Frauen sind noch besondere Zimmer im untern Stock der nach dem Hafen gerichteten Façade erbaut; an beiden Enden dieser letztern ist ein kleiner oberer Stock aufgebaut, der gegen Osten für Passagiere von hohem Rang, der gegen Westen für die Kanzlei des Inspectors, Herrn Sawo, einer erfahrenen und gebildeten Beamten. Neben diesem Bureau, unten in zwei kleinen Cabinetten, stehen zwei Wannen für den Sprechlos, dem jedoch die Passagiere aus Schiffen mit Patente nette nicht unterworfen sind; ihnen gestattet man auch in Begleitung eines Wächters außerhalb der Quarantäne spazieren zu gehen oder auf dem Meere in einem Kahn herumzufahren. Die Passagiere zahlen zwei Drachmen des Tags für die von ihnen bewohnten Zimmer, die Meubel aber entlehnt man vom Marketender, dessen Restauration in dem freien Höfchen des Parlatorio errichtet ist; von ihnen erhält man die Speisen zu einer festgesetzten Taxe. Die Wächter aus jedem Gemach gehen an das Gitter des Parlatorio, und hier gibt man ihnen auf einem Brett das was die Passagiere verlangen. Die Quarantäne hat Mangel an Wasser; das was man aus dem daselbst befindlichen Brunnen erhält, taugt bloß zum Waschen; zum Trinken sammelt man Regenwasser in einer Cisterne, die mit einem Schlüssel verschlossen ist, und aus der man täglich Morgens für jedes Zimmer 45 Pfd. (15 Okas) herausleitet, eine für die Passagiere unzureichende Menge, namentlich im Sommer.

Etwas unterhalb der Quarantäne befindet sich der Steintreppe, die am Ufer hinaufführt, ist ein zweistöckiges steinernes Magazin, in welchem die anstecknngsfähigen Waaren auseinandergebreitet und gereinigt werden. Baumwolle, die in Schiffen mit Patente nette zugelassen wird, räuchert man nicht. Gerüste zum Aufhängen der Waaren und Haftpflichteten der Passagiere gibt es nicht, und alle Verstellungen der Localbehörden blieben ohne Erfolg. Das Ministerium zu Athen ist allzu sehr mit persönlichen Angelegenheiten beschäftigt, als daß es sich mit Verbesserungen dieser Art abgeben könnte.

Die Quarantäne von Syra nimmt jährlich 6000 Passagiere auf, die folgenden Terminen unterworfen sind: a) mit Patente Netta, sieben Tage ohne Spoglio und fünf mit Spoglie; b) mit Patente suspecte zwölf Tage und sieben Tage; c) mit Patente Brute, 21 und 17 Tage je nachdem Spoglio gemacht wird oder nicht. Die Schiffe sind einer 7, 12 und 21tägigen, die Waaren einer 11, 17 und 28tägigen Quarantäne unterworfen. Für die obige Zahl von Passagieren ist die Quarantäne in der That zu klein, und dieser Umstand muß in Verbindung mit der hier herrschenden Ueberzeugung, daß die Vorsichtsmaaßregeln entschieden nutzlos sind, Anlaß zu zahlreichen Uebertretungen der Ordnung geben. Ueber dieß verkehren der Wächter in den Zimmern der Passagiere verschiedener Kategorien hier unter einander, wodurch alle Unterscheidung zwischen den von den Passagieren zu beobachtenden Terminen völlig vergeblich wird. Auch der Hafen ist zu klein; die Schiffe mit freier Pratika liegen in einer Reihe mit denen in Quarantäne und die Wächter auf diesen letztern sind kaum im Stande den Verkehr zu hindern, so streng auch derselbe verboten ist. Indeß ist doch anzunehmen, daß im Fall auf einem Schiff oder innerhalb der Quarantäne die Pest wirklich ausbräche, die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln mit Pünktlichkeit ergriffen werden würden.

In meiner nächsten Mittheilung schreibe ich aus Cairo das Resultat meiner Forschungen in Aegypten.

[1] Ist Düna nicht das persische Dünja? auch das obige Murt, Mensch, klingt persisch an. A. d. U.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 126. 27. Mai 1847.

Mount Schank und Mount Gambier.

(Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand. By Angas.

Wir heben aus dieſen intereſſanten Schilderungen vorerſt als Probe eine Beſchreibung der beiden im Titel genannten Berge aus, welche in Südauſtralien in ſüdöſtlicher Richtung von Adelaide liegen, und deren Umgegend ein beſonderes geologiſches Intereſſe darbietet.

„Wir zogen in ſüdöſtlicher Richtung einige Meilen weit über einen mit Banksia und reichem Graswuchs bedeckten Boden. Stücke von dunklem feuerſteinartigem Opal lagen auf dem Boden, und das Land wurde je weiter wir vorrückten immer ſchöner. Die Sümpfe verſchwanden, der Boden wurde feſter. Zahlreiche ſchöne Schwarzholzbäume untermiſcht mit Eucalyptus und auſtraliſcher Mimoſa mit ihrem gefiederten zierlichen Blätterwerk zogen zum erſtenmal unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Das Gras ſtand hier ſehr dicht, glich einem grünſammtnen Teppich, und einzelne Pyramelen und andere kleine Thiere ließen ſich gelegentlich ſehen. Wir waren jetzt an die Marineformation gekommen, die durch vulcaniſche Kraft aus der See emporgehoben worden war; Korallenkalk erſchien an der Oberfläche in ſcharfen Spitzen, und an einer Stelle zogen wir über eine vollkommene, von Korallen eingeſchloſſene Bay, die ſich über dem Boden erhob, und ganz von Gras entblößt war. Eine Strecke weit war das Land vollkommen eben und ziemlich dick mit Bäumen beſetzt. Gegen Nachmittag entdeckten wir eine ungeheure runde Höhlung, deren ſenkrechte Seiten allenthalben von Löchern durchbohrt waren, und in der Tiefe, etwa 30 Fuß vom Rande, war ein See von einem friſchen Waſſer, das ſeiner Tiefe wegen ganz ſchwarz ausſah. Verſuche wurden gemacht ihn zu ergründen, aber bei 130 Fuß ward hart an dem ſteilen Rand noch kein Grund gefunden. Wir gaben der ſeltſamen Höhlung den Namen „des Teufels Punchbowle.“

Nachdem wir dieſen Strich von weißem Korallenkalk durchzogen, kamen wir plötzlich auf dunkeln vulcaniſchen Boden mit Stücken von feuerſteinartigem Opal. Dieß ſcheint ſich daraus zu erklären, daß die Korallenineln durch vulcaniſche Kraft mit ihren gewöhnlichen Lagunen in der Mitte aus der See emporgehoben wurden, während die Opale und die Lava aus den thätigen Vulcanen des Mount Schank und Mount Gambier ſie von allen Seiten umgaben. Eine Stunde weiter bin entdeckten wir ein zweites Korallenbaſſin, das durch eine Felſenwand quer in der Mitte geſchieden zwei halbrunde Seen bildete, an deren ſteilen Rändern Buſchwerk wuchs. Aehnliches Buſchwerk bedeckte nun auch meilenweit den Boden, der voll gefährlicher Löcher war, die durch das Buſchwerk halb verdeckt wurden. Die Oberfläche war bedeckt mit harten, weißen Korallen, die in kleinen in der Mitte hohlen Hügeln aufgeworfen waren, ſo daß das Regenwaſſer ſich in demſelben ſammelte. Dieſer Strich von Buſchwerk endete ſo plötzlich wie er begonnen hatte, und wir betraten nun ein weites ſchönes Land bedeckt mit üppigem Gras, und parkähnlich beſät mit Schwarzholz, Mimoſa- und Gummibäumen. Dieſe prächtige Gegend dehnte ſich aus, ſo weit das Auge reichte, nach der Mündung des Glenelg und Auſtralia Felix hin. Hier war eine Gegend friſch aus der Hand der Natur, in aller urſprünglichen Lieblichkeit mit grünen Weiden, ſchattigen Bäumen und klaren Waſſerquellen. Jenſeits erhoben ſich die maleriſchen Krater des Mount Gambier und Mount Schank; der letztere glich einem abgeſtumpften Kegel, und war nur drei bis vier Stunden entfernt.

Nach einer Stunde ſtießen wir auf eine Schaftrift und vernahmen auch bald das Blöcken der Schafe und das Bellen der Hunde. Zwei Hütten aus Korallenkalk aufgeführt und mit Rinde gedeckt ſtanden am Rande eines vulcaniſchen Baſſins, das mit herrlichem Waſſer gefüllt war, und Tröge, aus weichem weißem Korallenkalk gebauen, dienten als Tränke für Vieh und Schafe und wurden aus dem unerſchöpflichen Born daneben vermittelſt eines Ziehbrunnens gefüllt. Dieß war eine der Schafſtationen der HH. Arthur, die von Neuſüdwales her in dieß reizende Land eingedrungen waren und mehrere ihrer Heerden mitgebracht hatten, um ſie auf dieſen neuen Weiden zu füttern. Hr. Arthur, der mit Erſtaunen und Neugierde neun Reiter in einer Richtung auf ſich zukommen ſah, wo er bis jetzt noch keinen Europäer hatte herkommen ſehen, erſchien bald zu Pferde, und empfing den in unſrer Geſellſchaft befindlichen Gouverneur (Capitän Grey) mit großer Höflichkeit, führte uns in eines ſeiner Häuschen, und bat uns an ſeinem eben bereiteten Mahle Theil zu nehmen. Wir aßen mit gutem Apretit von den Hammelskeulen und einigen geſchmorten Gemüſearten, die in einem benachbarten kleinen Garten gezogen wurden, deſſen Zuſtand von der Fruchtbarkeit des Bodens und der Empfänglichkeit unſeres Wirths ein gleich gutes Zeugniß abgab. Hr. Arthur, mit einem Bart geſchmückt, der ſeit einem Jahr kein Scheermeſſer mehr geſehen, zeigte eine Freiheit und Unabhängigkeit der Haltung, wie man ſie in civiliſirten Ländern kaum kennt.

Am andern Morgen machten wir uns nach dem Berg Schank auf, an deſſen Fuße ſich mehrere Höhlen finden; in einer derſelben ſtießen wir auf zahlreiche organiſche Ueberreſte mit Knochen des Emu und einiger rieſenhaften Känguruarten: auch fanden wir einen Zahn, der einem Beutelthier von unge-

Digitized by Google

heurer Größe angehört haben muß. Haufen von schwarzer erdiger Lava liegen am Fuß des Kraters umher, der von der Ebene etwa 700 Fuß hoch schroff ansteigt. Die äußern Seiten waren mit Gras und hie und da mit weiblichen Eichen bewachsen. Als wir den Gipfel erreichten, eröffnete sich eine staunenswerthe Scene um uns her. Der Rand oder äußere Kranz des Kraters ist nur wenige Yards breit und das Innere ist eine unermeßliche, fast eine Stunde im Umfang haltende Höhlung von solcher Tiefe, daß die in dem reichen Boden des gegen alle Winde geschützten Thales wachsenden Bäume wie Stauden aussahen. Nach außen ist der Blick nur durch den blauen Nebel der unermeßlichen Ferne begränzt. Am Nordrand des Mount Schank sind noch mehrere runde Kalksteinbassins, aber ohne Seen; doch entspringt in einem derselben eine Quelle vortrefflichen Wassers.

Ein Ritt durch neun (engl.) Meilen reichen, dicht mit Bäumen besetzten Landes brachte uns an den Fuß des Mount Gambier, der aus den zusammenstoßenden Mauern dreier verschiedener Krater besteht, die alle einen See in der Mitte haben, und sich auf dem flachen, mit vulcanischem Boden bedeckten Lande in steilen Gipfeln erheben. Nachdem wir mühselig an der zugänglichsten Stelle hinaufgestiegen, blickten wir auf einmal ins Innere des größten Kraters, das unsere lebhafteste Bewunderung hervorrief: ein ungeheures, von der ganzen übrigen Welt durch Lavawände abgeschnittenes Bassin war mit dem herrlichsten, von wahrhaft metallischem Glanze strahlendem Grün bedeckt, und über diese Stelle, wo einst die unterirdischen Feuer tobten, ergossen sich in diesem Augenblick die goldenen Strahlen der Abendsonne. Kleine Hügel, wie Miniaturkratze, unterbrachen die mit dem reichsten Grün bedeckten Ebenen und Thäler, die nur hie und da mit Schwarzholz- und Mimosabäumen besetzt waren. Am westlichen Ende stieg Terrasse auf Terrasse an der Bergseite hinan, und Höhlen von schöner, rother Lava eröffneten hie und da ihren Mund. Der reizendste Anblick aber war der tiefe, stille See, der die andere Hälfte des Kraters ausfüllte; seine schwarzen, nie vom Winde gestörten, vulcanischen Gewässer lagen in stiller Ruhe am Fuße hoher, schneeweißer Korallenklippen, woron jede Linie in dem ruhigen Gewässer sich abspiegelte. Einige Meerschwalben strichen darüber hin, und einige kleine Teiche schmückten den übrigen Theil des grünen Thals. Der ganze Anblick glich mehr einem Zauberbild, hervorgerufen durch den magischen Stab eines Prospero, als einer gemeinen Wirklichkeit. Die sinkende Sonne wehte mit köstlicher Düfte zu, und wie ihr Licht vollends schwand, nahmen die steilen Kraterwände einen schauerlichen Ausdruck an, die kalten Nachtnebel lagerten sich über dem See, und der Schauplatz der Lieblichkeit ward verwandelt in ein Bild einsamer Größe. Alles war still, nur hie und da erhob sich Eulenruf, und als der Mond hinter den dunkeln Lavagipfeln emporstieg, war die Wirkung außerordentlich, das weiche Silberlicht tauchte alles in den nebeligen Glanz, der die Erhabenheit einer Landschaft noch erhöht. Wir blieben die Nacht innerhalb des Kraters.

Das Einstehenwesen in Frankreich.

(Schluß.)

Was in den vorhergehenden Verhandlungen nur einzeln vorgetreten war, brach bei Berathung der Artikel 8 und 9 völlig aus; diese besagen, daß der Vertrag zwischen dem Einsteher und dem den er ersetzen will, vor dem Notar gemacht, und die Summe in eine öffentliche Casse niedergelegt werden soll. Man bestritt die Nothwendigkeit des Notariatsacts als eine Beschränkung der Freiheit, eben so die Niederlegung des Geldes als einen Zwang gegen den Ersatzmann, dem man das Geld vorenthalte. Beide Einwürfe sind höchst unbedeutend, denn der Staat welcher das Einstehen gestattet, ist wohl berechtigt die Bedingung zu setzen, daß der Einsteher gegen Uebervortheilung der Compagnien gesichert, und dann daß er gegen sich selbst geschützt werde, und nicht sein mühsam durch siebenjährigen Dienst erworbenes Geld verschleudere. Man häufte indeß Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten. Gar erbaulich, wenn auch praktisch richtig ließ sich Hr. Vincens St. Laurent vernehmen. (Moniteur p. 978.) „Ihr wollt die Compagnien beschränken, nicht unterdrücken, ihr wollt sie zur Rolle bloßer Mandataire herabbringen. Das ist unmöglich. Denn ein Familienvater verlangt einen Stellvertreter erst in dem Augenblick, in welchem er ihn nöthig hat. Wenn die Compagnie sich nicht zum voraus der Leute versichert hat, die sie dem Gewissensrath vorstellen will, an der Stelle dessen der einen Ersatzmann verlangt, so wird ihre Intervention äußerst schwierig, manchmal für den Familienvater selbst unwirksam. Die Compagnie kann, selbst als bloßer Mandatar, nicht auf eine wirksame Art einschreiten, wenn sie nicht Stellvertreter bereit hat, über welche sie verfügen kann; sie muß also mit ihnen vorher unterhandeln. Man kann sie also nicht auf die bloße Rolle von Mandataren herabbringen, sie muß nothwendig zugleich als Speculant handeln." Der Menschenhandel ist also, wie man sieht, nicht zu vermeiden. Dieß spricht freilich vorerst nur für den Umstand, daß man im Innern Frankreichs wo möglich der Conscription sich entziehen will, und oft sich ihr durch alle möglichen Verhältnisse gezwungen entziehen muß. Das Uebel wächst aber schreckhaft an, wenn man erwägt, daß 100 bis 120,000 Einsteher, — Argout nimmt als Mittelzahl 110,000 an, — in der Armee sich befinden, und die Gegner des Gesetzentwurfs bedienten sich dieses Umstands, um den Vorschlag überhaupt zu verwerfen. Der Fürst von der Moskwa beschwor zu diesem Ende ein Schreckbild herauf: (Monit. p. 977) „der Staat würde sich durch die Uebernahme des Einstandsgeldes eine furchtbare Verantwortlichkeit aufladen; nehmen wir einen Feldzug an der Gränze an, wie leicht ist es, daß in einem solchen Falle eine politische Krise nachtheilig auf den Zustand der Finanzen einwirkt, und der Staat sich in die Unmöglichkeit versetzt sieht, die Interessen zu bezahlen; ein Drittheil der Armee wäre dann in Unruhe über die Summen, die in den Händen der Regierung liegen, und könnte Rechenschaft verlangen über die Nichterfüllung der von derselben eingegangenen Verbindlichkeiten." Es ist höchst unwahrscheinlich, daß in einem Augenblick, wo Tausende der Einsteher todt, andere Tausende in den Spitälern liegen, der Rest allen Anstrengungen und Beschwerden des Kriegs ausgesetzt ist, diese Leute sich aus einem augenblicklichen Unvermögen des Staats eine Waffe gegen denselben machen sollten, da sie wissen, daß mit der Rückkehr einer besseren Zeit alle solche Verbindlichkeiten heilig erfüllt werden, aber es ist charakteristisch, daß man in der französischen Pairskammer solche Schreckbilder heraufbeschwört, um einen Gesetzentwurf zu vernichten, der in der Hauptsache nur eine Besserung des Dienstes zur Folge haben muß.

Ein anderer Einwurf ist gegründeter: der Einsteher soll sein Einstandsgeld in der Staatscasse niederlegen, da aber sehr häufig dieß Einstandsgeld nicht gleich baar bezahlt wird, so müssen oft Klagen vorkommen gegen säumige Schuldner. Ueber-

Digitized by Google

nimmt der Staat auch diese Verfolgung der Interessen seiner Schutzbefohlenen? Nein, denn die Consignationscasse befaßt sich nie damit, und d'Argout gesteht selbst, daß hier eine große Schwierigkeit sich vorfinde; betrachtet man indeß die Sache genauer, so verschwindet ein großer Theil dieser Schwierigkeit. Die Mehrzahl der Einschandsgelder wird doch baar oder in gleich gültigen Papieren niedergelegt werden, und die nicht bezahlten die Minderzahl bilden. Das Einschandswesen wird dadurch allerdings beschränkt, und man warf mit Bitterkeit der Regierung vor, daß sie auf diesem Wege die Erlaubniß sich ersetzen zu lassen, nur den Reichen gestatte, die natürlich gleich mit baarem Geld bei der Hand sind. Es liegt also auch diesem Einwurf, so gegründet er auf der einen Seite seyn mag, nur die Befürchtung zum Grunde, daß die Stellung eines Ersatzmannes durch solche Einrichtungen allzusehr erschwert werde. Man mag die unmäßig langen Verhandlungen durchlesen wie man will, so ist dieß der ewige Refrain, der den Grundton aller Einwürfe ausmacht. Alle anderen sind bedeutungslos, oder lassen sich wenn auch nicht ohne Schwierigkeit überwinden, denn wenn der Vertrag zwischen dem Einsteher und dem der er ersetzen soll, gerichtlich, wenn das Geld wirklich deponirt wird, dann fällt der größte Theil der Schwierigkeiten von selbst hinweg; diese bestehen hauptsächlich nur da, wo Familien sich in Schulden stürzen, um einen Einsteher zu finden. Die Vertheidiger und die Gegner hatten nur Einen Kampfplatz: die ersteren wollten das Verhältniß des Einstehersesens bessern, und das war nur zu erreichen, indem sie das Einstehen erschwerten, die andern nahmen ihre Gründe gegen das Gesetz aus eben dieser Erschwerung. Die Minister und die Generale in der Kammer rückten nicht genau mit den Nachweisen heraus, wie viele Soldaten jährlich sich wieder zum Einstehen melden, und Hypolyte Passy's Angabe, daß es nur 2000 jährlich seyn, blieb unwidersprochen; auch stimmt sie zu der Angabe des Ministers selbst, daß sich etwa 11,000 militärische Einsteher in der Armee befänden. Erwägt man, wie sehr seit der Beförderung des Einstehens durch Soldaten die Zahl der freiwilligen Wiederanwerbungen abgenommen hat, so haben freilich die Gegner des Gesetzes Recht, wenn sie es eine Thorheit nennen, das Einstehen auf die schon im Dienst gewesenen Leute zu beschränken. So faßt H. Passy seine Einwürfe gegen das Gesetz in folgender Weise zusammen: (Moniteur p. 1036) „Wenn ich sehe, wie sehr das Einstehen von Nichtmilitärs durch Schwierigkeiten und Formalitäten beschränkt wird, so frage ich, wo ist der Ersatz? Wenn der Herr Minister uns erklären könnte, daß er sicher ist von den 15 oder 16,000 Einstehern 10,000 in den Reihen der Armee zu finden, dann würde ich das Gesetz begreifen, ich würde verstehen, was man erreichen will. Das aber wird man uns nicht sagen. Die Armee liefert höchstens 2000 Einsteher jährlich, und es ist wenig Hoffnung vorhanden, daß diese Zahl sich merklich vermehre. Warum? Aus dem guten Grunde, weil man sie zu theuer bezahlen müßte, weil es die Kräfte der Familien überschritte. Was geht also aus dem Gesetz hervor? Daß die Preise für Einsteher im Verhältniß der Anordnungen welche die Zahl der Einsteher mindern, steigen werden; nimmt man an, daß er auf 4 bis 5000 Fr. steigt, so wird man vielleicht einige Tausend militärische Einsteher mehr finden, aber die Mehrzahl der Leute, die Ersatzmänner stellen, wird den Preis nicht mehr erschwingen; die Erlaubniß, sich einen Ersatzmann zu stellen wird illusorisch, und der schwache Vortheil, den die Armee dadurch erlangt, wird auf Kosten eines weit bedeutendern Nachtheils für die Gesellschaft errungen. Glaubt man daß das hieraus entspringende Mißvergnügen nicht seine gefährliche Seite habe? Hat der Minister die Folgen für die Armee wohl berechnet? Weiß er nicht, daß es gefährlich ist, junge Leute, die sich hätten ersetzen lassen, zu einem siebenjährigen Dienst zu zwingen während der kostbarsten Jahre ihrer Jugend? Mißvergnügen unter den Bevölkerung und in den Regimentern, Erschaffung einer Classe Menschen, denen der Dienst zur Last ist, und die also unzufrieden sind, das ist es, was das Gesetz erzeugen wird. Ihr ruft Gefahren hervor, die nicht ohne bedeutende Folgen bleiben können."

Nach dieser Rede erfolgte die Abstimmung über den oben erwähnten Artikel 8, und dieser ward verworfen, mit ihm der Grundstein des ganzen Gesetzes, dessen einzelne Artikel zwar noch durchgegangen, dessen Ganzes aber noch in derselben Sitzung mit der ungeheuren Mehrheit von 116 gegen 40 Stimmen verworfen wurde. Jetzt bleibt der Regierung nichts übrig, als in wenig Jahren ein neues Recruitirungsgesetz vorzulegen, und dieß ist keine sehr leichte Sache. Eine wirkliche Ermäßigung der Last kann für die innern Provinzen Frankreichs, welche hauptsächlich klagen, nur dann gewonnen werden, wenn man die Ausbehnung nicht mehr nach der Zahl der Bevölkerung, sondern nach der Zahl der Dienstfähigen regulirt, aber auch dieß kann nicht auf die Länge ausreichen und wird zum Theil seinen Zweck verfehlen. Wenn man Elsaß, Lothringen und die Franche Comté im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung die doppelte Anzahl Soldaten zu stellen auferlegt, wie dem Departement der Dordogne, zu Lot u. s. w., weil in den ersten Gebietstheilen 650 von 1000 dienstfähig sind, in den letzten nur 270 bis 300, so muß ganz abgesehen von der Unzufriedenheit, welche eine solche Belastung im Elsaß, in Lothringen und der Franche Comté erregen müßte, auch die Einstehertaxe abnehmen. Wenn Elsaß im Jahre 1841 4000 Mann Conscribirte und eben so viel Einsteher stellte, wird es noch die Zahl der Einsteher stellen können, wenn man ihm statt 4000 Conscribirte 8000 abverlangt? Das ist unmöglich. Der Preis der Einsteher muß also auch in diesem Falle steigen, und zwar unmäßig steigen, es werden zwar dann im Innern Frankreichs weniger Leute ausgehoben, aber die, welche dennoch ausgehoben werden, müssen eine unverhältnißmäßig stärkere Summe bezahlen. Die Zeit ist gekommen, wo man dem Herabkommen der Race mit ernsten durchgreifenden Mitteln entgegenarbeiten muß, denn bis jetzt hat man vom Capital gezehrt, und dieses nimmt wie natürlich ab, kann also nicht mehr die alten Zinsen liefern. Das ist ein schlimmes Capitel für die Staatskünstler der nächsten Zeit, und verlangt andere Mittel und andere Hebel, als man bis jetzt anzuwenden gewohnt war. Noch steht es in dieser Beziehung in Deutschland ohne Vergleich besser, aber auch hier möge man sich vorsehen.

Skizzen aus dem Leben in Tasmanien und Australien.

(Nach Strzelecky, Stokes und King.)

Neu-Holland oder Australien ist, wie der jüngste, so der minder gekannte Continent. In diesem Lande ist alles paradox, alles in beständigem Widerspruch mit Europa. Im Pflanzenreich haben die Riesenstämme der Eucalypten oder Gummibäume senkrecht, nicht wagrecht stehende Blätter, und die blätterlosen Akazien sind in ihrem zahlreichen Arten von eben so verschiedener Organisation unter sich selbst, als ihre Vegetationsart von jeder andern in den übrigen vier Welttheilen abweicht. Der englische Botaniker Brown, der eine Reise nach Australien unternommen hatte um die dortige Flora genau kennen zu lernen, fühlte

Digitized by Google

Staunen und Betrübniß über das bizarre, traurige Aussehen von Wäldern und Ebenen: überall, auf einer unermeßlichen Küstenlinie, die ermüdende, eintönige Chlorophyllfarbe, welche der Frühling nicht in Grün, der Herbst nicht in Gelb verwandelt; überall der gänzliche Mangel an allen Naturreizen, an aller Mannichfaltigkeit. In der Vorrede zu seiner Flora von Neuholland spricht dieser Botaniker von dem schmerzlichen Gefühl, welches dem Reisenden die dumme, lautlose Physiognomie der Landschaft erregt, und drückt sich darüber folgendermaßen aus: „der Bau der Blätter, faßt alle Bäume und Gebüsche Australiens ist einförmig. Ihre senkrechte Stellung, ihre genaue Aehnlichkeit, ihre spitzigen, geraden, nebeneinanderstehenden Lamellen geben den Wäldern Neuhollands und Vandiemenslands einen harten, fremdartigen, ungastlichen Charakter."

Und diese traurigen Gefilde werden von England, wie durch eine besondere Schickung des Himmels, mit dem Abschaum seiner Armen und Verbrecher bevölkert. Allein trotz des kühnen Unternehmungsgeistes dieser neuen Colonisten haben sie erst einen kleinen Theil des Küstenlandes urbar machen können; das Innere ist noch beinahe unbekannt. Jedes Jahr werden neue Wanderungen in diese Einöden angetreten, gehen Menschen, Pferde, Maulthiere verloren, oder kommen abgemagert zurück, und haben ungeachtet all ihrer Mühsal keine große Entdeckung gemacht. Oden und den ödesten Naturerscheinungen schildern die von ihnen durchwanderten Steppen als entsetzlich traurig; man trifft keine Flüsse, sondern schreitet zuweilen durch einen aus hoher endloser Ebenen hin, die mit riesenhaften Binsen bedeckt sind, zwischen denen trägen Laufes schwarzes Gewässer dahinfließt, das weder Fluß noch Sumpf bildet. Während der Wegenzeit findet der Reisende kaum ein Erdhäuschen, auf dem er sein Zelt aufstecken könnte. Bei Umschiffung Tasmaniens ist man der Gefahr ausgesetzt bald da bald dort sein Leben zu verlieren, oder hat, wenn alles gut geht, ein Bild der schauerlichsten Unfruchtbarkeit vor Augen. Weite flache Sandwüsten erstrecken sich, so weit das Auge reicht, am Gestade hin in ununterbrochener Linie, und am fernen Horizonte noch, wo sie verschwinden, steht man ihnen in der Sonne funkelnden, weißen, von keiner Spur der Vegetation geschmückten Sand. Trauriger Anblick! Denn es ist nicht etwa eine fort und fort wachsende Sterilität, an die sich das Auge allmählich gewöhnen könnte, wie man sich an einen Feind gewöhnt, der einem entgegentritt — nein, es ist gänzliche Wüste, Tod, vollständige, allgemeine, unheilbare, unendbare Unfruchtbarkeit. Keine Spur von Rothwild, nicht einmal von Seehunden, die am Gestade ihres Schlafs gepflegt hätten; kein Vogel der sein Nest dem beweglichen Sande anvertraute — alles Leben ist verschwunden, und auch das Schiff, welches die Insel umsegelt, darf auf keine Zufluchtsstätte hoffen, wenn's die schaudervollen Stürme dieser Himmelsstriche an Klippen oder Felsen schlendern. Dazu die Reinheit des Dunkelrothes, wodurch diese grämzenlose Oede noch empfindlicher wird. Manchmal nimmt man in der Ferne eine kleine, in Krümmungen emporwirbelnde, dann verdünnende Rauchsäule wahr — ein Zeichen daß ein paar Eingeborne dort ihr Zelt aufgeschlagen haben, an einem Orte, wo kein lebendes Wesen sie zu stören wagt. Doch diese einförmige, schmerzliche Scene ändert sich bald aufs sonderbarste. Die Einförmigkeit verschwindet — an ihre Stelle tritt das Chaos. Aus dem Grunde des Meeres erheben sich gleich Ruinen bizarre Felsen; Gegengänge mit unermeßlichen Wölbungen thun sich auf und spitzige himmelhohe Felsen ragen empor. Gewisse Theile der Küste aber erwangeln sie sehr jedes geregelten Anhaltspunktes, daß ein dorthin verschlagener Matrose sie weder bei Tag noch bei Nacht zu finden vermöchte. Basaltfelsen ragen in schiefer Richtung aus dem Meer empor und überhängen die Abgründe. Strömungen und Widerströmungen, ewig sich prüfschend und zurückschleudernd, treiben mit den Trümmern zerschellter Schiffe unablässig ein endloses Spiel. Da gibt es in Wahrheit kein Gestade, sondern nur einen Haufen bunt übereinander gestürzter Felsmassen, in denen die Gewässer zischen und in bodenlosen Abgründen sich verlieren. Da ist kein Pfad, der zum festen Lande führte; nur mit Lebensgefahr kann man in Schlauchten gelangen, welche sich in Irrgänge verlieren, in denen schon mehr als ein englischer Schiffer auf ewig verschwunden ist.

„Selbst das Hinabsteigen in diese Höhlen ist gefährlich, sagt ein polnischer Reisender, Strzelezky; das Herauskommen beinah unmöglich: eng und tief sind diese grausenerregenden Erdrisse häufig von Kalkfelsmassen, die dem Bette der Ströme und ihren stillen Tiefen bald näher bald ferner stehen, ringsumgeschlossen, ja überdeckt. Ich hatte eines Tags das Unglück mich in einer dieser unterirdischen Schluchten zu verirren, so daß ich erst nach mehrtägiger Mühsal, Hunger und unaussprechlicher Gefahr mich und meine Leute aus ihren unentwirrbaren Krümmungen zu befreien vermochte."

Entrinnt man diesen Gefahren und gelangt bis ins Innere des Landes, so findet man, besonders nach den Westküsten Australiens hin, nur spärliche Grasstauden und Rührwurzeln; überall Gebüsche mit lauggetförmigen, dornbesetzten Spitzen. Kaum erinnern hie und da einige Feigenbäume und Sclanum an den Reiz und die majestätische Pracht der Wälder unserer Halbkugel. Kängurus sind die größten Vierfüßer die man trifft; dagegen hausen Aasseln von ungeheurer Größe, so wie die giftigsten Schlangen auf den kahlen Felsen und in den Strünken der Myrtenbäum. Plagen besonderer Art erwachsen aus der Beschaffenheit der Oertlichkeiten. Die Wirkungen der furchtbaren glühenden Windstöße, die alles, worüber sie dahindrausen, versengen und vernichten, schildert ein neuerer Reisender, ein sähiger Beobachter, folgendermaßen:

„Als wir, sagt er, von Neuseeland nach Sidney unter Segel gingen, überstiegen uns 60 Meilen vom Ufer die heftigen Stöße eines Windes, dessen Temperatur mehr als 60 Grade C. betrug. Zwei Tage lang konnten wir in Port Jackson nicht landen. Endlich legte sich der Sturm, und beim Landen sahen wir all unser Tauwerk, unser Segel und Masten mit rötlichem, ungemein feinem Sande bedeckt, welche sich bei näherer Untersuchung als ein mit Thonerde und zerriebenem Kiesseln vermischter Stand auswies. Der Wind, der seinen Weg über die weiten unerforschten Landstriche von Innernaustralien nimmt (Landstriche welche wahrscheinlich nur Sand- und Granitfelsen-Wüsten sind) führt einige der Steffe mit sich, aus denen diese Felsen bestehen. In die Luft emporgehoben, werden diese Kügelchen dann durch die beständige gewaltsame Reibung elektrisch und vernichten alles thierische und pflanzliche Leben: die Trauben gehen zu Grunde, Gemüse, Blätter und Grasspflanzen vergilben; die wässerigen Theile des Weinstocks vertrocknen; ganze Kartoffel- und Getreidefelder sind dem Verderben preisgegeben; das Athmen wird beschwerlich; das Blut strömt zum Kopfe; alle diese Symptome, das Aufhören der Hautausdünstung, die Beschwerlichkeit der Athmens, die Augenleiden, oft Ophthalmie, sind ganz dieselben, wie sie in andern Breitegraden der Sciroco und der Samum erzeugt. Bei Annäherung dieses Windes verschwinden Wolken und Dämpfe, eine brennende, trockne Luft lastet auf der Erde. Reste und Pflanzenstäube, welche die Strömung in Bewegung setzt, schweben in der Luft, werden hin und hergetrieben, und drehen sich manchmal sogar horizontal im Kreise herum, so daß sich gleichsam eine riesenhafte, elektrische Batterie bildet. Und wirklich haben die kundigsten Beobachter, z. B. Hr. v. Humboldt, die Electricität, welche sich durch Annäherung und Reibung aller dieser den australischen Felsen entrissenen, in der Luft in heftige Bewegung versetzten Theilchen entwickelt, für die Ursache dieser Naturerscheinung gehalten. „Die Luft, sagt dieser berühmte Gelehrte, ist beständig mit kleinen Erd- oder Metallkörnchen geschwängert, welche sich gewaltsam erhitzen und die Temperatur der niedern Schichten der Atmosphäre erhöhen."

Die Civilisation hat daher eine große Aufgabe vor sich, wenn sie ein Land, wie dieses, das mit so wenig Hülfsquellen ausgestattet und so voll von Gefahren ist, der Menschheit erobern will. Die von den englischen Colonisten in Neusüdwales angebauten europäischen Pflanzen arten schnell aus, wenn nicht für beständige Bewässerung und aufmerksamste Cultur gesorgt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Durchstechung des Mont Cenis, zum Behuf der Eisenbahn, welche Turin mit Grambery verbindet, soll, wenn wir dem Monit. industr. (13 Mai) glauben dürfen, jetzt entschieden seyn; die angestellten Proben seyen völlig gelungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 127. 28. Mai 1847.

Das Leben in den Harems muselmännischer Großen.

Nach eigener Anschauung geschildert von Amalia Nigoli, Gattin eines österreichischen Consularbeamten in Cairo und Nichte des Leibarztes des Defterdar-Bey.

Aus dem Italienischen.

I.

Während meines Aufenthalts in Cairo hatte ich Gelegenheit, die Bekanntschaft einiger Fürstinnen zu machen und in ihre Harems eingeführt zu werden. Unter jenen befand sich die Gemahlin des Defterdar-Bey, an dessen Hofe mein Oheim Leibarzt war. Die Veranlassung, in das Innere ihres Harems zu gelangen, war eine ganz besondere. Nachdem die Fürstin bei meiner ersten Ankunft in Cairo, als ich noch ein junges Mädchen war, erfahren, ihr Arzt habe zwei Nichten, kam ihr die Neugier, uns kennen zu lernen. Sie bat also meinen Oheim, uns zu ihr in den Palast auf dem Platze Esbekieh führen zu lassen. Ich begab mich dahin mit meiner Schwester, meiner Mutter und meiner Tante, und am ersten Hofe angelangt durchschritten wir eine zahlreiche Wache, die an dem Haupteingang des Harems lagerte, dessen äußere Bauart einem Kloster ohne Fenster glich, wenn man nicht etwa da und dort eine vergitterte Oeffnung im obern Theile desselben dafür gelten lassen will. Hierauf ging es durch viele andere Höfe, die sämmtlich mit bewaffneten Albanesen, Mameluken und andern im Dienste des Defterdar-Bey stehenden Wachen besetzt waren, der einen sehr zahlreichen und ganz von dem des Pascha unabhängigen Hof unterhält, obgleich er im Range unter demselben steht. Im letzten Hofe angelangt, fanden wir eine Menge weißer und schwarzer Eunuchen.

Hier stiegen wir ab und wurden von den uns umgebenden Eunuchen in einen sehr großen und prächtigen Saal im ersten Stocke geführt, wo eine Schaar Odalisken den Boden aufrauschi. Sie waren in einfache Spenzer und lange Beinkleider von weißer Leinwand gekleidet, trugen aber auf dem Kopfe ein rothes Barret mit einer Art goldenem Oradschild mit in Silber gefaßten Diamanten besetzt. Um den schneeweißen und schön geformten Hals trugen sie Schnüre von den feinsten Perlen, und dieser reiche Schmuck stach seltsam von dem Geschäfte ab, das sie gerade verrichteten. Von diesem Saale führte man uns durch viele andere; sie waren alle schön, sehr hoch, alle in gleichem Geschmacke gziert und verschwenderisch mit Gold ausgestattet. An den Decken befanden sich niedliche, vergoldete und mit den lebhaftesten Farben versehene Holzverzierungen in erhabener Arbeit. Prächtige persische Teppiche bedeckten den Boden der Säle; ein reicher Divan mit Kissen, die ganz mit breiten, seidenen Franzen besetzt sind, zieht sich rings an den Wänden her und bildet gewöhnlich das ganze Zimmergeräthe der türkischen Paläste, in welchen, wenn auch nicht gerade ein feiner Geschmack, doch Bequemlichkeit vorherrscht. Die Religion der Orientalen verbietet ihnen, Gemälde und Bildsäulen zu haben, und darum bleiben Gegenstände der schönen Kunst von ihren Gemächern stets ausgeschlossen. Endlich langten wir in dem Saale an, worin sich die Fürstin in Gesellschaft einer ihrer Tanten, einer Schwester des Pascha, befand.

Sie war von einem Doppelkreise zahlreicher Sklavinnen umgeben, die alle mit auf der Brust gekreuzten Händen in tiefem Schweigen dastanden. Die Fürstin selbst saß auf einem sehr großen viereckigen, ganz mit Gold gestickten Federkissen. Nach herrschender Sitte war es keiner sie besuchenden Dame erlaubt, sich neben sie zu setzen. Der für die Besuchenden bestimmte Divan stand ihr gegenüber, und die Schwester des Pascha saß bereits darauf. Beide rauchten aus langen Pfeifen, die mit außerordentlich großen mit Brillanten besetzten Mundstücken aus Ambra versehen waren. Die Fürstin hatte eine Art Mäntelchen von grünem Sammet über die Schultern geworfen; ihr Haupt war ganz mit Brillanten bedeckt, und ihr prachtvolles, schwarzes, über die Schultern lose herabwallendes Haar brachte eine bezaubernde Wirkung hervor. Sie hatte sehr schöne Augen, die, wie die Araber sagen, denen der Gazellen glichen; aber die allzuschwarz gefärbten Augenbrauen, die fast bis zur Mitte der Nase herabliefen, gaben ihrem Gesichte einen eigenthümlich strengen Ausdruck. Ihre Züge waren gleichwohl fein und anziehend und ihr Teint ausnehmend weiß; sie hatte sehr schöne Hände und Füße und streichelte sie mit den Fingern, deren rothgefärbte Nägel ihre weiße Haut noch mehr hervorheben. Die Sitte, die Nägel und die innere Fläche der Hand roth zu färben ist allgemein bei den Türkinnen und den morgenländischen Frauen, in Aegypten und fast im ganzen Orient. Als sie uns am Eingang des Saales erscheinen sah, gab sie uns sogleich ein Zeichen, uns ihr zu nähern, und reichte uns die Hand zum Küssen hin, wozu wir, meine Schwester und ich, uns verstanden. Meine Mutter und meine Tante thaten, als ob sie es nicht merkten und küßten sie nicht. Die Fürstin schwieg ein wenig und musterte und aufmerksam; hierauf wandte sie sich an meine Tante und fragte sie auf arabisch, welcher von uns beiden Schwestern die Mutter am meisten zugethan sey. Auf die Antwort, daß sie zwischen beiden keinen Unterschied mache, lächelte sie und erwiderte, es sey also wahr, was sie habe sagen hören, daß, je gebildeter die Leute seyen, desto mehr seyen sie auch zum Lügen geneigt. Dann

Digitized by Google

fügte ſie hinzu, ſie ſey vom Gegentheil überzeugt, daß nämlich eine von und beiden Schweſtern von der Mutter mehr geliebt werde, als die andere; hierauf zeigte ſie auf zwei Kinder, wovon eines ihr auf dem Schooße ſaß, das andere neben ihr ſtand. "Seh," ſprach ſie, "beide ſind Söhne meines Mannes, aber ich liebe den, welchen ich im Arm habe, mehr, und ich ſag' es aufrichtig." Hierauf wandte ſie ſich wieder zu meiner Tante und ſprach: „Welcher von den Sklavinnen hier im Kreiſe gleicht nach eurer Meinung dieſes Kind?" Meine Tante antwortete, ſie finde nicht, daß es einer von ihnen ähnlich ſehe. Dann wies die Fürſtin auf dieſenige der Sklavinnen hin, welche die Mutter beider Kinder war. Unterdeſſen wurden zwei ſchöne Pfeifen gebracht, eine für meine Mutter, die andere für meine Tante; da ſie aber nicht zu rauchen gewohnt waren, ſo mußten ſie dieſelben ausſchlagen, ſo ungern ſie es auch thaten. Hierauf brachte man Kaffee, ein Gebrauch, der von den Türken mit gewiſſem Getränke geübt wird. Vier Sklavinnen, alle zu dieſem Dienſte beſtimmt, traten nacheinander in den Saal; eine trug eine Art Rauchfaß, worin Feuer brannte, und worauf die Kaffeekanne ſtand. Eine zweite brachte das Kaffeebrett mit den darauf geordneten umgeſtürzten Porzellantaſſen. Die dritte trug ein Brett mit den aus goldener Filigranarbeit beſtehenden und mit Edelſteinen beſetzten Untertaſſen. Die letzte brachte ein anderes großes Brett, worauf kleine Teller mit eingemachten Süßigkeiten ſtanden, von denen man vor dem Kaffeetrinken einen Löffel voll nimmt. So viele Perſonen bedient werden ſollen, ebenſo viele Sklavinnen treten aus dem Kreiſe und reichen den Kaffee; jede von ihnen wartet ſtehend vor der Perſon, die ſie bedient, die Zurückgabe der Taſſe ab; ich könnte nicht ſagen wie oft, während wir ſprachen, der Fürſtin die Pfeifen gewechſelt wurden. Der Aufwand der Orientalen zeigt ſich gerade darin, daß ſie durch ihre prächtigen Pfeifen, die in der That von großem Werthe ſind, Bewunderung zu erregen ſuchen. Ein prächtiger Kaſchmirſhawl wallte von den Schultern der Fürſtin auf das Sopha herab, auch jede der Sklavinnen trug einen ſolchen als Gürtel. Bald darauf verabſchiedeten wir uns, wir mußten ihr aber auf ihr ausdrückliches Verlangen verſprechen, bald wieder zu kommen, was wir auch thaten, da ſie uns wohlwollend verſicherte, ſie werde uns mit großem Vergnügen wiederſehen.

Später machte ich eine Reiſe nach Mailand; von da wieder nach Aegypten zurückgekehrt, machte ich die Bekanntſchaft einer andern Fürſtin, Gattin des Abdin-Bey, eines türkiſchen Generals, deſſen Arzt mein Oheim ebenfalls war. Abdin-Bey war meiſtens im Lager und kam nur alle vierzehn Tage auf Beſuch zu ſeiner Gattin. Sie wünſchte mich zu ſehen. Ich begab mich demnach eines Morgens mit meiner Tante in ihren Palaſt. Wir wurden in einen Saal geführt, in welchem die Fürſtin nach türkiſcher Sitte auf einem Divan ſchlief, denn die Betten ſind dort unbekannt. Eine Menge Sklavinnen ſtanden wie gewöhnlich im tiefſten Schweigen um ſie herum und warteten, bis ſie aufwachte. Kaum ſahen ſie uns, als ſie uns lächelnd einluden, auf demſelben Divan Platz zu nehmen, auf welchem ihre Herrin ſchlief. Da die Türkinnen ein einförmiges Leben führen, ſo diente unſere Gegenwart dieſen lebhaften jungen Mädchen zu einem Zeitvertreib. Groß war die Ueberraſchung der Herrin, als ſie die Augen aufſchlug und zwei Europäerinnen neben ſich ſah. Sie konnte ſich bei dem Anblick unſerer Kleidung des Lachens nicht enthalten. Gleichwohl richtete ſie die höflichſten Worte an uns und ſagte und gleichſam zur Entſchuldigung, daß unſere Tracht ihr darum auffalle, weil ſie noch nie eine Europäerin in ſolcher Nähe geſehen. Dann fügte ſie hinzu: „Wenn wir euch häufiger ſehen, ſo wird eure Kleidung uns nicht mehr ſo ſeltſam erſcheinen, vielleicht ſogar gefallen. Aber bitte, ſagt mir doch, wie iſt denn dieſes Kleid gemacht?" Während ſie ſo ſprach, fing ſie an mein Kleid aufzuknöpfen. Ich mußte mich dem Willen der Herrin ergeben und das Kleid zeigen, das ſie nach Muße bis ins Einzelne prüfte. Damit war die Sache jedoch nicht abgethan. Die Gebieterin des Harems ſchickte nach ihrer Schweſter und einigen Verwandten und ließ ihnen ſagen, es ſey die Nichte und die Frau ihres Arztes da. Inzwiſchen hatte ſie, wiewohl ſie geſchlafen, nicht nöthig, lange Toilette zu machen, da die Türkinnen ſich vorſümiren und ankleiden, bevor ſie ſich niederlegen, indem ſie in den Kleidern ſchlafen. Sie nahm demnach nur ihre Nachtmütze ab, vertauſchte ſie mit einem reich mit Edelſteinen verzierten Barret und ließ ihr Haupthaar über die Schultern hinabwallen. Eine Sklavin trat herein und brachte ein ſilbernes Becken, eine andere eine große Kanne, aus welcher ſie Waſſer über die Hände der Herrin hinabgoß. Man möge es nicht für unbedeutend halten, ſich vor Fremden zu waſchen; es iſt dieß eine türkiſche Sitte, die auch vor und nach Tiſch ſtattfindet. Mittlerweile kamen ihre Verwandten, und ſo oft eine von dieſen erſchien, hatten wir jedesmal das Vergnügen uns zu entkleiden, um ihnen unſern Anzug zu zeigen. Dieß langweilte mich endlich, und von da an beſchloß ich zwar in den Harem zurückzukehren, um die beſondern Gebräuche desſelben kennen zu lernen, aber nicht mehr in europäiſchem Gewande.

Dieſe Art orientaliſchen, aus Frauen beſtehenden Hofes bot ein allerliebſtes Schauſpiel; es war da eine Geſellſchaft von 60 und mehr Sklavinnen aus verſchiedenen Völkern; Griechinnen, Georgierinnen, Tſcherkeſſinnen, alle jung, ſchön und anmuthig in prachtvolle bunte Kleider gehüllt, die mit Perlen und Edelſteinen beſetzt waren. Ihre Haare floſſen leicht über die Schultern herab und jede ihrer Bewegungen verrieth bezaubernde Anmuth. Dieſe von einem herrlichen Garten umgebenen, mit dem feinſten Marmor gepflaſterten Säle, erfriſcht von Waſſerſtrahlen, die aus einem zierlichen Becken in der Mitte hervorſprangen, und von ſo vielen ſchönen und lebhaften Mädchen belebt, erinnerten an eines jener Ballette, die zuweilen, doch bei weitem nicht ſo glänzend, auf unſern Theatern aufgeführt werden.

Kaffee mit Eingemachtem wurde gebracht wie gewöhnlich; dann bot man Pfeifen herum, die von der Herrin und den übrigen Türkinnen angenommen wurden, wir hingegen lehnten ſie ab, worüber ſich jene nicht genug verwundern konnten. Da aber die Gebieterin mich bat, ihr Geſellſchaft zu leiſten, ſo nahm denn auch ich eine Pfeife an, war aber damit, weil ich nicht rauchen konnte, außerordentlich verlegen. Der Rauch beläſtigte mich und erregte mir Huſten, worüber ſie in große Heiterkeit geriethen. Die reichen Pfeifen, die mit großen Ambraumundſtücken, Smaragden und allen Arten Edelſteinen beſetzt waren, wurden mit pomphaftem Getränke unendlichemale gewechſelt. Wir hatten vor uns einen kleinen Tiſch, worauf Tellerchen mit Piſtazien, Mandeln und Roſinen ſtanden, von denen ſie alle Augenblicke aßen. Aufs neue brachte man Kaffee, und das Geſpräch ward fortgeſetzt, bis der Muezzin von den Minaretten herab die Gläubigen zum Gebete ermahnte. Meine Wirthinnen nahmen jetzt eine andächtige Stellung an, ohne ſich von ihrem Orte zu bewegen. Es war erbaulich anzuſehen, wie ſie ſich plötzlich in religiöſe Gedanken vertieften, in beſcheidener und

Digitized by Google

ernster Haltung aufstanden und sich bald zur Erde warfen, bald die Arme ausbreiteten und die Hände zum Himmel erhoben, dann sie nach beiden Seiten ausstreckten und hierauf die Ohren damit berührten. Nachdem sie sich fünfmal gereizt, endigten sie ihr Gebet mit dem gewöhnlichen Ausruf: Es ist nur Ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet.

Ich und meine Leute betrachteten sie aufmerksam in dieser Stellung, und sie hielten uns schon für gerührt, oder besser, für bekehrt. Kaum war das Gebet beendigt als sie uns fragten, ob wir in unserem Herzen nicht eine Stimme vernommen, die uns zu ihrer wahren Religion berufe. Aus Klugheit beschränkten wir uns auf die Antwort, daß jedermann verbunden sey, die eigene zu halten. Hierauf traten sechs Sklavinnen ein mit silbernen Becken und Kannen mit Wasser und wohlriechender Seife für die gewöhnliche Händewaschung, die stets dem Mahle vorangeht. Sehr feine, mit Gold und Silber gestickte Handtücher wurden uns zum Abtrocknen gereicht. Zu bemerken ist, daß solche Waschungen im Orient durchaus nothwendig sind, wo man sich bei Tische statt der Löffel und Gabeln der bloßen Hände bedient. Ein großes, ebenfalls mit Gold und Seide gesticktes Tafeltuch wurde auf dem Boden über den Teppich von eben demselben Divan ausgebreitet, worauf die Herrin geschlafen und worauf wir alle saßen. Ein Tischlein, ungefähr eine halbe Elle hoch vom Boden, wurde auf genanntes Tischtuch gestellt, und um dasselbe eben so viele Kissen gelegt, als Personen eingeladen waren. Nachdem wir mit gekreuzten Beinen darauf saßen, wurde ein schmales und langes, ebenfalls gesticktes Tischtuch für uns alle auf unserm Schooße ausgebreitet. Nun begann die Mahlzeit ohne alle Umstände und mit der größten Vertraulichkeit wie in den patriarchalischen Zeiten. Mehr als 50 verschiedene Gerichte wurden nacheinander mit unbegreiflicher Schnelligkeit aufgetragen. Sie bestanden in auf verschiedene Weise zubereiteten Schafstücken, Geflügel, Süßigkeiten, Milch- und Reisbrome, Backwerk und köstlichem Hammelsbraten. Zuletzt wurde der Pilaf aufgetragen, eine Art Reispastete, mit gehacktem Fleische gefüllt. Die Türken trinken nie während der Mahlzeit; darum ward erst am Ende derselben einer jeden von uns ein schöner Krystallbecher voll des frischesten Wassers gereicht, das sogleich mit unsäglicher Gier getrunken wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Verhältniß der Fremden in China.

Seit langer Zeit sind die indischen Nachrichten voll von dem Hasse des Volks in Canton gegen die Fremden, während man aus den nördlichen Städten gerade das Entgegengesetzte meldet. So heißt es in einer Mittheilung des Gustlichen G. Smith in der R. Asiatic Society vom 17 April: „es ist erfreulich zu bemerken, daß in den vier nördlichen Städten die Stimmung für die Fremden immer günstiger wird. Die Mitglieder der Consulate, und die christlichen Missionäre, welche die Landesprache reden, werden mit großer Achtung von den Eingebornen behandelt, welche einem geselligen Verkehr gar nicht abgeneigt sind. Das bedeutendste Hinderniß einer größern Annäherung ist das manchmal übermüthige Benehmen einiger Fremden und die häufigen Ausschweifungen englischer und amerikanischer Matrosen. Die Gränzen, innerhalb deren die Europäer im Lande herumreisen dürfen, sind ziemlich eng, doch an verschiedenen Orten verschieden; in Ningpo können die Fremden den ganzen Distrikt, der sich auf einer Seite 50 englische Meilen weit ausdehnt, durchreisen; im Zwischen-su ist ein Distrikt von 20 engl. Meilen im Durchmesser offen; an den übrigen Orten sind die Gränzen enger gezogen." Der Unterschied der Behandlung der Fremden in den vier östlichen Städten im Gegensatz gegen Canton ist leicht erklärlich: Canton hat sein Monopol des fremden Handels verloren und haßt die Fremden, die es ihnen entzogen, in den östlichen Städten ist man ihnen für diese Veränderung dankbar, welche den ganzen Handel mit der Zeit durchaus umgestalten muß.

Skizzen aus dem Leben in Tasmanien und Australien.

(Fortsetzung.)

Die neue Gesellschaft, die sich auf einigen Küstenpunkten, in den östlichen Gewässern, in Sidney und Paramatta niedergelassen hat, ist des sie umgebenden Rahmens vollkommen würdig, und kein anderer Weltheil hat Aehnliches aufzuweisen. Sie zerfällt gleichsam in zwei Nationen: die Reinen und die Unreinen; beide hegen einen tiefen, von Jahr zu Jahr tiefere Wurzeln schlagenden Haß gegen einander. Die Colonisten oder Reinen heißen weiße Schafe, und heißen in feiner gesellschaftlichen Verbindung mit den Deportirten oder schwarzen Schafen, welche, die Verachtung heimgebend, die man ihnen zollt, mit grimmigem Hasse vergelten. Sie erhalten ihren gegenseitigen Zuwachs theils durch die freien Colonisten, deren Zahl im Zunehmen begriffen ist, theils durch die neuverurtheilten Verbrecher, deren Verderbtsay die schlechten Häuser und Tabernen Englands sind. Wenn die weißen Schafe jede Art von Verbindung, selbst in Handelsachen, mit den schwarzen von der Hand weisen, so wissen sich letztere dafür auf ihre Weise schadlos zu halten. Schon hat sich eine Diebesaristokratie, ein Adel von Räubern und Räuberhöhnen gebildet, der nur mit seinesgleichen Beziehungen haben will. Man trifft da alle Verurtheilte des europäischen Adels. Gewisse Clubs fordern das man seine Gauner-Genealogie beweise und durch ein geregeltes Wappenschild bezeuge; in den Adern muß das Blut eines Mannes fließen, der in London den Taschendieb gemacht oder wegen eines Fälschungsverbrechens zur Verweisung verurtheilt worden. Da die Beurtheilten durch Thätigkeit und Geschicklichkeit sehr häufig zu Reichthümern gelangen, so ist diese sonderbare Aristokratie nicht einflußlos; sie hat oft sogar den Vortheil über den reinen Adel, die moralische Aristokratie der Colonisten, geerntetere, tugendhaftere, sparsamere, oft aber auch minder thätige, minder geistig aufgeweckte und unternehmende Leute. Die Zukunft wird lehren wie sich die Verhältnisse beider Kasten ordnen; bis jetzt ist es unmöglich gewesen sie zu vereinmeigen oder einander zu nähern, und ihrem gegenseitigen Hasse Schranken zu setzen; vorgeboten hat man den unter dem Namen „Regierungsleute" bekannten Emancipirten vielfachen Rechte eingeräumt wie den neuen Colonisten; vorgeboten ist die Regierung damit umgegangen einen Bund zwischen beiden Classen zu stiften — alles ist an dem bodenlosen Unterschied gescheitert. Das ewige Verbrechen zeigte sich eben so widerspänstig wie die ewige Tugend.

Der letzte von dem Statthalter von Sidney angestellte Versuch hatte etwas romantisches und rührendes. Er suchte ein Mittel die Schranke dieser Trennung zu brechen oder wenigstens zu verkleinern, und glaubte es in folgendem Vorfall gefunden zu haben: ein junger Mann, Sohn eines neuen freien Colonisten, sonach in seinen Geldverhältnissen etwas beschränkt, verliebte sich in ein achtzehnjähriges, hübsches, unbescholtenes Mädchen, die Tochter eines der berufenen Gauner der englischen Hauptstadt. Letzterer, wegen eines der verzeihlichsten Vergehen, deren er sich schuldig gemacht hatte, zu einigen Jahren Deportation verurtheilt, blieb nach Wiedererlangung seiner Freiheit im neuen Vaterlande, wo er sein Glück machte — ein ziemlich häufiger Fall. Herr eines großen Gutes, vortrefflicher Weiden und vielen Viehs, war er einer der einflußreichsten und vermöglichen Männer der Straforbeilerung geworden. Seine sorgfältig erzogene Tochter hatte sich mit dem Sohn oder Abkömmling eines Verwiesenen verheurathen können, wenn nicht der Statthalter selbst sich ihrer Herzensfache angenommen hätte. Eine beträchtliche Ausbeutung war vom Vater, eine Stelle in der Verwaltung dem Ertsthaum vom Statthalter zugesichert, der nicht nur Zeuge und Beistand bei der Hochzeitfeier war, sondern auch die Brautleute zum Mittagmahl ins Schloß einlud. Die Dinge liefen gut ab; der junge Mann war schön, die Braut liebenswürdig und seiner werth. Man glaubte den gewünschten Erfolg erzielt zu haben — aber man täuschte sich.

Digitized by Google

Die Neuvermählten wollten die üblichen Besuche abstatten: man nahm sie kalt auf. Eine Freundin des Statthalters veranstaltete zu Ehren des jungen Paars, in der Absicht dasselbe in die Gesellschaft von Sidney einzuführen und das beide Glasen von einander entfernende Vorurtheil zu brechen, einen großen Ball. Die junge Frau erschien am Arme ihres Mannes, aber alles trat scheu vor ihr zurück.

„Die Fächer entfalteten sich, erzählt ein Augenzeuge dieser Auftritte; man hörte das Reiben der Atlasse, das Wogen der Kleider, und bald kündeten die zugeworfenen verächtlichen Blicke, das Achselzucken und Naserümpfen den allgemeinen Rückzug an. Die Gäste verschwanden allmählich, die Säle blieben leer. Die Herrin des Hauses, welche hochherzig die Einladung gewagt, schämte sich dieses Ausgangs, zog sich ebenfalls in ihr Boudoir zurück — auch Sidney besitzt seine Boudoirs — und ließ die jungen Eheleute allein im Ballsaal."

Solchergestalt ist englische Sprödigkeit und Ausschließlichkeit auch zu den Gegenfüßlern verpflanzt.

Diese Parodie der gesellschaftlichen Zustände Alt-Englands erstreckt sich auf alles. Die vier oder fünf Hauptstädte, oder die es sein wollen, haben jede ihr eigenes Journal, in welchem die Colonialinteressen frei, bitter und heftig besprochen werden. Sie suchen es in Ton und Form den politischen Blättern des Mutterlandes, Times und Chronicle, gleich zu thun, und ahmen sogar die Prätensionen des Hofjournals und der Modezeitungen nach.

Diese Gesellschaft von Pächterrevolutionisten und Deportirtenverbrechern besitzt ungemeinen Geschmack für Toilette, Moden und Etiquette. Die öffentlichen Blätter von Paramatta und Hobart-Town enthalten Schilderungen von Bällen, Trachten und Gelagen, welche Pächtereheme nicht Kammerherner für die Colonisten, Deportirte für Deportirte veranstalten — Berichte, nach denen es den eleganntesten Redacteur des Court Circular oder der Gazette of the Fashion gelüsten würde.

„Frau Stubbs, sagt einer dieser Artikel, trat ein in Begleitung ihrer Tochter Frau Theodorina Amelia Fredeeswa Scrubbs, die ein Musselinkleid mit großen Volants trug," welche das Blatt nun des näheren beschreibt und dann fortfährt: „Bei ihnen befand sich Mistress Maria Elfrida Jarvis, deren Caschmirshawl die Bewunderung der ganzen Versammlung erregte." Und die Beschreibung dieses Caschmirshawls mit seinen Palmen und Pälmchen nimmt zwölf Zeilen engen, kleinen Drucks ein, welche aber die Damen Paramatta's mit großem Vergnügen lesen.

Diese coloniale Carricatur der brittischen Hauptstadt hat jedoch auch ihre ernste Seite. Denn dem unnachgiebigen Eigensinn der angelsächsischen Race verdankt man es, daß sich die freien Uebersiedlungen und der Thätigkeitsdrang Europa's in den Strafcolonien, trotz der Entfernung und so vieler einer geregelten Entwicklung freier Staatseinrichtungen widerstrebenden Steffe, eine neue Stätte bauen. Am 4 August 1843 kündete die Colonialzeitung die Eröffnung des gesetzgebenden Raths von Sidney mit Trompetenschall an; man hätte meinen können, es gelte die Eröffnung der englischen Parlamente, so gewissenhaft hatte der Colonialzeitungsschreiber die gewöhnlichen Ordensearen nachgeahmt.

„Schon früh, sagte er, bot die Kammer (ein gewesener Saal mit einem weißholzernen Tisch in der Mitte und hölzernen Bänken rings herum) den glänzendsten und belebtesten Anblick. Die meißen Stze (die hölzernen Bänke) waren von früh Morgens an von elegant gekleideten Damen eingenommen, unter ihnen Lady Gipps und Lady Tennell. Eine Ehrenwache erwartete den Statthalter im Hofe (6 Milizsoldaten); sie präsentirte das Gewehr vor Sr. Ehr., den an der Thüre der Präsident oder Sprecher empfing. Die Fremdengalerie war voll Menschen und in den Gängen drängte man sich."

Man sieht die Parodie ist vollständig; dieses Parlament im verjüngten Maaßstab heißt, wie das Londoner, seine Fremdengalerie, seine Huissiers und seine Boxballen.

Man kann, wenn man auch über diese Parodie lachen muß, doch nicht umhin die ungeheure Spannkraft des Freiheitsgeistes, so wie diese berathenden Versammlungen zu bewundern, die, den alten sächsischen Versammlungen und Wittenagemots nachgebildet, jetzt die Reise um die Welt machen. Erst vor kurzem nöthigten die englischen Missionäre die Wilden Tahiti's kleine improvisirte Parlamente zu bilden und sich, halb gekleidet, niederzukauern um der Klugel eines politischen Präsidenten zu gehorchen. Dies ist eine sehr kindische Nachahmung der europäischen Formeln; indeß so haben es die Vereinigten Staaten gemacht, und so verbreitet sich der Same der Gesittung über die ganze Welt. Man erkennt hieran wieder jenen tief charakteristischen Zug des englischen, oder, wenn man will, des angelsächsischen Geistes, die Anhänglichkeit an das Hergebrachte, die Ausdauer in den alten Sitten. Die Dichter Southey und Thomas Hood erkrankten sich noch vor wenigen Jahren daran alliterirte Verse zu schreiben, wie man sie unter Karln dem Großen in Sachsen, vor Karln dem Großen in Scandinavien liebte. Nordamerika wird von allen Arten fremder Volksstämme überzogen, gedrängt und gleichsam überschwemmt, aber die slavische, wallische, iberische und irische Volkswoge, welche die Gestade des Mississippi und Ohio bedeckt, kann darum die Spur des alten Nationalgeistes nicht vertilgen. Jede amerikanische oder englische Frau, welche ihrem Mann in die Einöden von Illinois oder in die Engpäße des hindostanischen Pentschab folgt, wickelt ihr Kind ein nach altenglischem Brauche, nimmt ihren Thee wie es Sitte ist in Mayfair oder Holborn zur selbigen Stunde, mit derselben Anzahl Theepfessen, stets aufs genauste, und ohne sich um eine Minute zu täuschen. Schon Tacitus hat dieser tiefen Anhänglichkeit der Sachsen an ihre Gewohnheiten Erwähnung gethan, wie Cäsar der Flüchtigkeit des gallischen Charakters; beide Völkerstämme haben ihr doppeltes Gepräge treu bewahret. Die Anhänglichkeit der germanischen Nationalität an ihre alten Ueberlieferungen hat eben so wenig eine Aenderung erlitten wie der spanische Stolz und die französische Geschwätzigkeit. England hat, in Folge seiner geographischen Lage, unter allen teutonischen Stämmen die altheergebrachten Gewohnheiten am unerschütterlichsten bewahrt.

In Australien, wo nichts an Europa erinnert, bildet sich, wie wir gesehen, eine doppelte Aristokratie, und die Banditen halten eben so viel auf Etiquette, wie die andern. Die selchergestalt verpflanzte brittische Civilisation bleibt sich in allen Stücken vollkommen gleich, sie gibt keine Gewohnheit auf und macht kein Zugeständniß. Während alles ringsum sich ändert, will weder der Colonist noch der Dieb sich an eine Form gewöhnen.

Die Tabernen von Botany Bay gleichen auf ein Haar denen von London; die Gaunersprache ist dieselbe in Paramatta wie in Cheapside, die Fälschungen, die Prellereien werden mit denselben Umständen verübt in den Winkeln der australischen Küste wie auf Grosvenor-Square und Haymarket. Eitle Mühe die Gewohnheiten der Sträflinge beherrschen und zähmen zu wollen: sie süheen ihre frühere Lebensweise fort, tödten, morden, plündern, und retten sich wenn sie können. Man regreift sie wieder, um sie strengeren Gesetzen zu unterwerfen und ihren Widerstand zu brechen — umsonst; zwei und zwei aneinander gekettet, der Ungunst der Witterung ausgesetzt, einer unaufhörlichen, die Kräfte aufreibenden Arbeit unterworfen, bleiben sie die alten; und doch sind es gerade diese gegen alle Noth und alle Beeberden verhärteten Menschen, welche, der Tyrannei ihrer Aufseher entronnen, jene Sandwüste und Absätze, jene Eilande und schrecklichen Felsengipfel der Meerenge von Baß, die wir eben geschildert und wo niemand sie zu suchen wagt, bewohnen und bevölkern. Der Bericht über die Entweichung dreier dieser Menschen, die mit der langen Reihe ihrer Straf- und Verbrechensgenossen zum Steinbrechen bei Gisnagton, einem der traurigsten Orte in diesen Meeren, verwendet werden, ist der Wiederergählung werth, da er mehrere charakteristische Einzelheiten enthält.

(Fortsetzung folgt.)

Graf von Castelnau soll nach in Havre angelangten Berichten glücklich zu Para angekommen seyn, und es so wie Hr. Deville im Sinne haben unverweilt mit ihren großen Sammlungen nach Europa zurückzukehren.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 128. 29. Mai 1847.

Einige Nachrichten über China.

Sir G. Staunton, bekannt durch seine eigene Reise in China, hatte einigen Missionären Fragen über den Zustand des Landes vorgelegt, und von einem Geistlichen, Namens H. Smith, einige Berichte erhalten, die er in der asiatischen Gesellschaft am 17 April vorlegte. Der Verfasser begann damit die Küste zu schildern, an welcher die fünf dem europäischen Handel geöffneten Städte liegen. Diese Küste ist ein fortlaufendes Gebirg, das sich 1000 bis 3000 Fuß hoch erhebt, und nur an der Mündung des Mang-tse-Kiang unterbrochen ist, wo ein Alluvialland von bedeutender Ausdehnung sich findet, das auch die fruchtbare Ebene von Schanghai einschließt. In allen diesen fünf Städten sind europäische Manufacturwaaren sehr begehrt, und der europäische Handel könnte eine unbegränzte Ausdehnung gewinnen, wenn er nicht durch den Abzug des baaren Geldes gehemmt wäre, eine Folge der Einfuhr von Opium, die trotz des kaiserlichen Verbots fortdauert und von den untergeordneten Behörden begünstigt wird, fast so offen als jeder andere im Tarif verzeichnete Artikel. Opiumhäuser finden sich in den Städten, an denen die Ankündigung „hier ist drei Jahr altes Opium zu haben“ öffentlich an den Thüren ausgehängt ist. Zwölf Gran bringen bei einem Anfänger schon die Berauschung hervor, während bei dem, welcher daran gewöhnt ist, 60 Gran nicht mehr hinreichen. Eingeborne wenden sich oft an europäische Aerzte, um Mittel gegen den stets wiederkehrenden Hang zu dem furchtbaren Gift und gegen die Erschöpfung aller Kräfte, wenn dieser Hang nicht befriedigt wird, zu begehren.

Der Mord weiblicher Kinder scheint in der Provinz Fokien sehr häufig zu seyn, und der Verfasser des Berichts hörte selbst Bauern davon erzählen, wie viele Töchter von ihnen umgebracht worden seyen. Die vergleichungsweise geringe Anzahl von Weibern ist auch bei einem flüchtigen Gang durch die Dörfer sehr leicht zu bemerken. In andern Theilen des Reichs ist der Kindermord minder häufig, da ihm dort durch die Errichtung von Findelhäusern entgegengewirkt wird, wo Mädchen aufgenommen und erzogen werden, freilich oft um sie nachher zum Werkzeug eines schimpflichen Handels zu machen.

In den Provinzen Kwangtong und Fokien scheint die Regierung ziemlich schwach, und das Volk stets am Rande eines Aufstandes zu stehen; in den nördlichen Provinzen ist die Regierung stärker, das Volk fügsamer. Die Gerechtigkeit wird zwar manchmal verkauft, doch scheint die Käuflichkeit minder stark, als man gewöhnlich in Europa glaubt. Ein Widerstandsmittel liegt in der Sitte, anonyme Placate anzuschlagen, in denen das Verhalten der Behörden sehr frei besprochen wird. In den Dörfern ist der Grundsatz der Selbstverwaltung anerkannt: ein Vorsteher, der, wie es scheint, von den Bauern selbst gewählt wird, sammelt die Abgaben, und ist für die öffentliche Ruhe verantwortlich; seltene, wichtigere Fälle abgerechnet, wird nicht an höhere Behörden appellirt. Im Ganzen genommen glaubt der Verfasser, daß keine große Abneigung gegen die Regierung bestehe, obgleich literarische Amtscandidaten oft klagen, daß von zehn Stellen vier aus Gunst vertheilt werden, drei an Mandschus und eine durch Kauf an einen reichen Chinesen. Das Joch der Mandschus ist allerdings verhaßt, und die herrschende Nation verschmilzt nicht mit der beherrschten; im Grunde sind aber die Mandschus in den Garnisonsstädten vertheilt, wo sie von den Chinesen getrennt leben. Ihre Zahl im ganzen Reich beträgt jetzt über 60 bis 80,000.

Unterricht ist nicht so allgemein verbreitet, als man glaubte. Etwa die Hälfte der männlichen Bevölkerung erhält solchen, in den Dörfern kann unter 30 nur Einer lesen. Ein Register in dem Missionshospital von Ningpo zeigte von 25 nur Einen; diese waren aber sämmtlich aus den niedersten Classen. Religiöse Bigotterie herrscht keine. Christliche Bücher und Lehren werden offen von allen Classen angenommen und in freisinnigem Geiste der Forschung besprochen. Der einheimische Aberglauben scheint wenig Einfluß zu haben, und obwohl die Secten der Buddhisten und Taos einen gewissen Einfluß ausüben, so gehören doch nur wenige zu ihren erklärten und entschiedenen Anhängern. Geschmack an fremden Kenntnissen findet allmählich Eingang, und Uhren, Barometer, mathematische Werkzeuge, Karten u. s. w. sieht man jetzt im Besitz vieler Chinesen.

Das Leben in den Harems muselmännischer Großen.

(Fortsetzung.)

Bei einigen andern Mahlzeiten, zu denen ich in der Folge von derselben Frau eingeladen wurde, forderte sie mich auf, etwas Weniges von einem gewissen stärkenden Safte zu trinken, indem sie mich versicherte, es sey ein gutes Mittel für den Magen. Anfangs antwortete ich ihr in der Meinung, es sey eine Arznei für den Magen, ich befände mich wohl und verlange keine bessere Gesundheit; da sie aber in einige Becher Champagner hatte einschenken lassen, die sogleich herumgereicht wurden, sah ich wohl wovon es sich handelte, und trank gern etwas von dieser Arznei. Ich erfuhr in der Folge, dieß sey eine List der türkischen Großen, die, da sie sehr gern Liqueur und Wein trinken, die streng von ihrer Religion verboten werden, ihre Sklaven dadurch zu täuschen suchen, daß sie vorgeben, Wein und geistige Getränke seyen Arznei. So vermeiden sie zum

Digitized by Google

Theil das Aergerniß und die Folgen, die aus einer öffentlichen Uebertretung der Gebote des Korans entſtehen könnten.

Nach dem Mahle ward die allgemeine Händewaſchung erneuert. Hierauf ſetzten wir uns wieder gemächlich auf den Divan, wo uns abermals Kaffee und Pfeifen gebracht wurden, und ſo vergingen mehrere Stunden in einer langſamen und von Zeit zu Zeit von den unbedeutendſten Geſprächen unterbrochenen Unterhaltung. Ich betrachtete die im ganzen Morgenlande ſo gewöhnliche Unthätigkeit der Türkinnen, und ſah mit Erſtaunen die Herrin des Hauſes unbeweglich an demſelben Platze ſitzen, die wenigen Augenblicke ausgenommen, in denen ſie ihren Sohnlein im obern Stocke gerufen wurde, und dabei ſchien es, als bereite ſie ſich zu einer Reiſe vor.

Gegen Sonnenuntergang ſchickten wir uns an, in den Garten hinabzugehen, und es wurden hiezu ſo viele Vorbereitungen gemacht, als müßte man einen weiten Ausflug unternehmen. Die Kiaja, Vorſteherin des Harems, ein Amt, für welches gewöhnlich eine Frau reifen Alters und ſtrengen Charakters gewählt wird, die ſtets mit einem Stäbchen in der Hand, zum Zeichen ihrer Würde, umhergeht, von dem aber die armen Sklavinnen wiſſen, daß es nicht eine bloße Förmlichkeit iſt, trat aus dem Saale, um die Eunuchen zu rufen, denen ſie Befehl gab, den Garten zu unterſuchen, und die Männer zu entfernen, die allenfalls dort ſeyn mochten, entweder in der Eigenſchaft als Gärtner der Familie, oder als Fremde, die zuweilen von der Herrſchaft hiezu die Erlaubniß erhalten. Als die Eunuchen ſie verſichert hatten daß Niemand um die Wege ſey, ließ die Kiaja einer jeden von uns einen großen Schleier über den Kopf werfen, der von den Schultern bis auf die Füße hinabreichte; auf den Fall, daß wir, wenn wir etwa von Jemanden überraſcht würden, uns ſogleich das Geſicht bedecken könnten.

Nachdem wir einen kurzen Spaziergang im Garten gemacht hatten, verweilten wir bei einigen ſchönen Paradieſeigenbäumen. Ein reicher perſiſcher Teppich wurde auf den Boden gebreitet, und wir ſetzten uns darauf, um auszuruhen, weil die Frauen ſich beklagten, ſie ſeyen ſchon müde von dem zurückgelegten Wege. Eine Schaar jener lieblichen Sklavenmädchen, in verſchiedene bunte Stoffe gekleidet, lief unterdeſſen wie Rehe im Garten herum, das Haupt mit Jasminblumen und Blättern geſchmückt, die am linken Ohre befeſtigt waren. Es ward nun ein kleines Abendbrod aufgetragen, beſtehend aus friſchen Datteln, Bananen und Kaffee. Es ſcheint, daß die türkiſchen Frauen kein anderes Mittel kennen, ſich die Zeit zu vertreiben, als mit Eſſen, Rauchen und beſtändigem Kaffeetrinken. Ihre Unterhaltung iſt übrigens nicht frei von Klatſchereien und Verleumdungen; in einer Unterredung zwiſchen der Herrin und ihrer Schweſter bemerkte ich, daß die erſtere ſich ſehr über eine andere türkiſche Frau in Kairo wegen gewiſſer über ſie ausgeſtreuten falſchen Gerüchte beklagte.

Nachdem endlich der Abend angebrochen war, verabſchiedeten wir uns; die Herrin des Hauſes machte ſowohl mir als meiner Tante ein ſehr ſchönes mit Gold geſticktes Tuch von indiſchem Muſſelin zum Geſchenk, und nahm uns das Verſprechen ab, ſie recht oft zu beſuchen. Es fiel ihr aber über die Maßen auf, daß wir uns auf der Straße mit enthülltem Geſichte zeigten. „Schämt ihr euch nicht,“ ſagte ſie zu uns, „auf dieſe Weiſe öffentlich zu erſcheinen? Ich muß glauben, daß eure Männer euch nicht ſonderlich lieben, da ſie mit ſolcher Gleichgültigkeit euch erlauben, euch Jedem zu zeigen; ſehet dagegen unſere Männer, die uns lieben, mit wie viel Wachen ſie uns umgeben, wie ſie vor Eiferſucht zittern und bei dem geringſten Gedanken an Untreue beben!“ Endlich nahmen wir gegenſeitig Abſchied mit aufrichtigen Freundſchaftsbezeugungen, und traten aus dem Harem in Begleitung der Eunuchen bis zum letzten Thore des Hauſes. Es war mir, als ob ich von neuem auflebte und die Freiheit erhielte. Da übrigens die Fürſtin mir ziemlich wohl gefallen, und es etwas Anziehendes für mich hatte, ihr meine Beſuche zu erneuern, ſo nahm ich mir vor mich orientaliſch zu kleiden. Ich beſtellte alſo einen vollſtändigen türkiſchen Anzug, und begab mich nach etwa zwanzig Tagen in dieſem neuen Coſtüm allein in den Harem des Abdin-Bey, jedoch von meinem Manne und dem Janitſcharen bis zum Eingange des Palaſtes begleitet. Meine Tante, welcher jener Ort zuwider geworden, wollte von weiteren Beſuchen nichts wiſſen, während ich ſo viel möglich die Sitten und Gebräuche des Landes kennen zu lernen wünſchte.

Bei ſolchen Beſuchen konnte ich mich in der Folge ſelbſt überzeugen, wie irrig die Meinung einiger iſt, die türkiſchen Frauen ſeyen unglücklich: da ſie nichts beſſeres kennen, und an jene Lebensweiſe, in der ſie von Kind an erzogen werden, gewöhnt ſind, ſo können ſie auch keine unbekannten Vergnügungen wünſchen. Andererſeits fehlt es ihnen auſſer dem höchſten Glücke, das für ſie vernünftiger Weiſe darin beſteht, Kinder zu bekommen und zärtliche Mütter zu werden, auch nicht an mancherlei Zeitvertreib, Tanz, Geſang, Spazierritte in die Bäder, welche ſie für das größte Vergnügen halten, Spaziergänge in den Gärten, Fahrten auf dem Fluſſe in ſehr ſchönen Kähnen, Kleiderpracht; der Müſſiggang ſogar wird als eine der Freuden des Lebens betrachtet. Ich habe ſie oft gefragt, warum ſie ſich nicht mit irgend einer Arbeit beſchäftigten, und erhielt zur Antwort, daß ſie das ja nicht nöthig hätten. Wollte ich ihnen dann begreiflich machen, in Europa beſchäftigen ſich die Frauen ſogar, nicht weil ſie müſſen, ſondern, um gerade den Müſſiggang zu vermeiden und die Zeit nützlich zu verwenden, ſo erwiederten ſie mir, das ſchicke ſich nicht für Frauen. Deſſenungeachtet beſchäftigen ſich die Türkinnen zuweilen mit feinen Stickereien, die gar ſchön und ſorgfältig ausfallen.

Bald kehrte ich wieder in den Harem des Abdin-Bey zurück. Wie verſchieden war der Empfang, den mir Ibſmal der türkiſche Anzug bereitete! Sie liefen mir alle aufs eifrigſte entgegen, und die Fürſtin umarmte mich und gab mir Beweiſe der größten Vertraulichkeit. „O, ſeht gefallt Ihr mir!“ rief ſie aus, „ſchade, daß Ihr nicht auch innerlich eine Türkin ſeyd. Wann werdet Ihr endlich überzeugt ſeyn, daß wir die wahre Religion haben?“ Sie fügte noch vieles andere hinzu, worauf ich zwar höflich, aber zugleich mit einer Freimüthigkeit antwortete, wie ein ſo wichtiger Gegenſtand ſie von mir forderte. Die Fürſtin verſicherte mir ſpäter zu wiederholtenmalen, ich gefalle ihr ſehr wohl, und ſie wünſche, daß ich ihre Freundin werde. Sie fragte mich, ob ich in Italien noch Freundinnen habe, und fügte liebreich hinzu, wenn ich mich von einer getrennt habe, die mir ſehr lieb geweſen ſey, ſo möge ich über dieſe ihre Räume verfügen; „ich bitte Euch ſogar,“ ſagte ſie, „ihr in meinem Namen zu ſchreiben, daß ich ihr gern mein Haus, meinen Garten und alles anbiete, was ſie in dieſem Lande bedarf. Schreibt ihr, ſie müſſe Cairo ſehen, „die Mutter der Welt“ (ſo wird ſie von den Arabern genannt), und das gute Nilwaſſer trinken, das ihr vielleicht in eurem Lande nicht habt.“ Ich antwortete ihr, daß wir in der That kein Nilwaſſer hätten, aber anderes, was daſſelbe erſetze. Obgleich Korane,

Digitized by Google

denn dieß war ihr Name, der gewöhnlichen Erziehung der europäischen Frauen entbehrte, so fehlte es ihr doch nicht an Bildung, und sie urtheilte richtig und voll gesunden Verstandes. Sie wollte mich durchaus zu ihrer Vertrauten machen und mit ihre Lebensgeschichte erzählen; sie lud mich daher ein, ihr in den obern Stock zu folgen, und führte mich in ein schönes Cabinet, das gegen den Garten zulag. Palmen beschatteten die Fenster desselben und süße balsamische Düfte von Akazien, Rosen und Jasmin durchwürzten die Luft, die wir in jener heißen Jahreszeit athmeten. Als die Speise gebracht war, befahl sie ihren Sklavinnen, und allein zu lassen. Nachdem wir uns beide mit gekreuzten Beinen auf einem Divan nahe an einem großen Balcone niedergelassen, kam ich mit in dieser Stellung, zum erstenmal türkisch gekleidet, wie eine Odaliske vor, gegenüber der Herrin des Hauses, die mir in allem Vertrauen ihre Geheimnisse mitzutheilen im Begriffe stand. Meine neue Freundin begann mit folgender Erzählung:

„Ich bin die Tochter eines Kaufmanns aus Tscherkessien, wo ich geboren wurde. Schon als Kind ward ich von meinem Vater für das Serail des Großherrn verkauft. Ich war ziemlich hübsch, und da man auch Anlagen bei mir wahrnahm, so ließ man mich im Serail im Lesen und Schreiben unterrichten. Dem Mahomed sey es gedankt, daß ich jetzt an meinen Abdin schreiben kann, den ich, da er im Lager sein muß, nur alle vierzehn Tage zu sehen bekomme! Ich war kaum 15 Jahre alt, als ich zugleich mit einer andern Sklavin dem Pascha von Aegypten zum Geschenke bestimmt ward. Kaum waren wir in dieses neue Serail eingetreten, als ich gar wohl sah, welche Eifersucht unsere Gegenwart bei allen andern Odaliöken und und sogar bei den beiden Frauen des Pascha erregte. Alle blickten mit Aerger auf uns, und besonders auf mich, da der Pascha mich vor den andern um so mehr auszeichnete, als er meine Gewandtheit im Lesen und Schreiben gewahr ward. Welche Demüthigung und welche Verachtung, theure Freundin, mußte ich nicht von meinen Gefährtinnen ausstehen! Wie viele Thränen kostete mich nicht die Neigung meines Herrn! Ich mußte alles in meinem Herzen verschließen und mich darein finden.

„Der Pascha litt an Schlaflosigkeit, und um desto eher den Schlaf zu finden, war es ihm lieb, wenn ich ihm zur Seite war und ihm aus einem Buche vorlas, was beinahe jeden Abend länger als ungefähr eine halbe Stunde geschah. Zwei Sklavinnen standen neben dem Bette des Pascha, um ihn vor den lästigen Mücken zu schützen, während zwei andere ihm die Füße rieben. Wenn ich meinem Herrn mit Ausdruck und Anmuth vorlas, so geruhte er mich zu loben. Augenblicklich war das ganze Serail davon unterrichtet, und dieß gab den andern Sklavinnen immer größere Veranlassung zum Hasse gegen mich. Es war für meine Nebenbuhlerinnen allzu unerträglich, zu sehen, daß ich unter allen eine der unterrichtetsten war, und ihr Neid gegen mich erreichte am Ende einen so hohen Grad, daß es ihnen zuletzt durch Schlauheit und allerlei andere Mittel gelang, den Pascha zu überreden, daß er mich verbannte. Damals ließ Mehemed Ali seine Truppen auf europäische Art einrichten, und es handelte sich darum verschiedene türkische Generale zu ernennen, und da der Pascha Achtung und Liebe zu Abdin hegte, so ernannte er ihn zum Bey in demselben Augenblicke, als er ihm seine Absicht mittheilte, ihm eine Frau zu geben.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem Leben in Tasmanien und Australien.

(Fortsetzung.)

„Was galt uns, mit Einem Wort, sagte einer der Helden des Abenteuers, leben oder sterben? Wovor konnten wir uns fürchten? Unsere Portion schlechten Gerstenbrodes, die Ochsenzungenmetzuppe von unserm Aufsehern, unsere in den Sümpfen, die wir für die Regierung austrocknen mußten, durchnäßten Füße, das Fieber das uns schüttelte, der heiße Wind der uns blind machte, indem er unsere Augen mit rothem Staube füllte — die Ruhe- und Schlaflosigkeit (wir mußten unter Bäumen liegen, wo uns die Insecten unbarmherzig zerbissen), die vergebliche Hoffnung auf Milderung unserer Leiden, das Ausbleiben aller Nachrichten von dem Heimathlande — all das war die Hölle, und, was um so schlimmer, die langweilige Hölle. Eine solche Lage mit dem Tode vertauschen, hieß gewinnen. Um mit Freuden oder Ergebenheit ein solches Leben zu ertragen, müßte man ein Feigling seyn; wenige unter uns verdienten diesen Vorwurf.

„Ich will nichts gutes von denen sagen, deren sich die Gesellschaft mit vollem Recht entledigt, allein ausgemacht ist, daß sich unter ihnen sehr thatkräftige Charaktere befinden, muthige Männer, Eisenleiber, Personen, die unter andern Umständen dem Staate nützliche Dienste hätten leisten können. Menschen dieser Art waren zwei meiner Gameraden, John Anderson aus London, und Thomas O'Briar, ein Irländer aus Tipperary. John Andersen, schottischer Abkunft, besaß Vorsahren sparsame Leute gewesen und einen geordneten Haushalt geführt, hatte diese edlen Beispiele verläugnet und war ausgeartet. Ein kräftiger, rothhaariger Mann, wie er war, dessen auf allen Seiten hervorspringende Knochen von ungemeiner Kraft zeugten, zerbrach er mit seiner Faust eine Eisenbarre, und hätte mit zusammengepreßten Knieen einem Pferde leicht die Rippen eingedrückt. Tapfer, ungestüm, und sogar ziemlich edelmüthig wenn er nicht zu viel getrunken, war sein großes Unglück, daß ihm ein Menschenleben nicht mehr galt als eine Mücke. Zum Gefährten und Freund, wenn man dieses Wort gebrauchen kann, hatte er den kleinen Thomas O'Briar, eine winzige, schwarze, schmächtige Gestalt, fuchsartig, schlau wie ein Fuchs, und im Stand einen um des Gewinns zweier Pence willen in Stücken zu hauen. O'Briar war Kammerdiener gewesen, und hatte den nicht ungegründeten Verdacht auf sich geladen, das Haus seines abwesenden Herrn in Brand gesteckt zu haben, um es auf bequemere Art „aufzusacken" zu können. Man konnte ihm zwar dieses Verbrechens nicht überführen, allein er ward „einiger anderen Kleinigkeiten halber," dennoch beyertirt, und da er nach seiner Ankunft in Sidney die alten Gewohnheiten nicht lassen konnte, fand er, wie ich, seinen Platz bald in der Kette oder dem Gang, mußte Steine brechen, Bäume fällen und Sümpfe austrocknen bei Port Essington. Diese beiden Männer schienen wie die mindest verdammten unserer ganzen Truppe: der eine besaß gewaltige Körperkraft, der andere eine nicht minder bewundernswerthe Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit. Ich beyiert wir die Rolle eines Directors dieser beiden Kräfte vor, und hoffte wohl auch der Kopf ihrer Reise zu werden. Man wird sogleich sehen, wie ich meine Absicht ausführte, und auf welche Art ich mich dem schreußlichen Grab zu entziehen vermochte, in dem wir seufzten.

Was mich selbst betrifft, so hatte ich meine Strafe verdient. Ich hatte in London, Green Dale, gewohnt, ward zu nur zweijähriger Deportation verurtheilt und von meinen Verstehern, die mich in die Regierungsbureaux aufnahmen und hernach mit der Obrauffsicht über ein Tau-, Kabel- und Ankerlager betrauten, liebreich behandelt; allein ich ließ mich durch Glückseligkeitsoffnungen verführen, benützte meine Verbindungen einestheils mit den Matrosen, welche aus Europa kamen, anderntheils mit den rhum- und branntweingierigen Eingebornen, und hatte ein Schmuggelsystem für giftige Getränke organisirt, dessen Resultate mich binnen 6 oder 7 Monaten zum reichen Mann machten, — aber ich ward entdeckt. Man strafte mich streng. Man schmiedete mir Fesseln an die Füße, und reihte mich diesen erbarmungswürdigen aneinandergeketteten Menschen ein, die vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen fürchterliche Pein leiden. Tasmanien ist voll von diesen Leuten, denn dahin flüchten sich von allen Seiten die Seeräuber und Rebden-

Digitized by Google

schläger, welche die Meere und nahen Küsten befahren. Um sich dieser Sklaverei zu entziehen, trogen sie jeder Gefahr, und unternehmen jedes Wagestück. Man hat selbst Beispiele daß sie sich auf Baumstrunke setzen, die nicht einmal ausgebohlt waren, und so über Meere dahinfuhren, welche die kühnsten Capitäne nur zitternd durchsegeln. Offmals, wenn sie keine Gelegenheit zur Rettung finden, tödten sie ihre eigenen Cameraden, um ihrerseits gefressen zu werden. Dieß ist die einzige Art, wie sie ihrem Loose entrinnen können, und sie benützen sie. Solchen Genossen einmal zugefellt, wird man bald ganz so wie sie. Die meisten verlieren den Verstand in diesem viehischen Leben; die ihre Geisteskräfte behalten, erlangen eine ungemeine Kraft der Muskauer, der Kühnheit und Verschlagenheit.

Während unserer Eßzeit, die sehr kurz war und damit zugebracht wurde, das schlechte mit Sand gemischte Brod zu zermalmen, hatte ich mich mit Andersen und O'Briar verständigt; es ward ausgemacht daß, so lange unsere Cameraden im ersten Schlafe lagen, einer von uns, O'Briar, sich losmachen, sachte aufstehen und drei oder vier Klafter abseits, unter die Reste einer Klagte eine geladene Sattelpistole legen und stark daselbst befestigen sollte. Welches der Zweck dieser Pistole war, ergibt sich aus folgendem: da Nacht war dunkel; ein an den Hahnen befestigter Bindfaden reichte bis zu mir. Als O'Briar seine Bewegung ausgeführt und die Pistole an Ort und Stelle gebracht hatte, zog ich die Schnur, die Pistole ging los ohne Jemand zu verwunden, wie wir's voraus gesehen, und — was wir ebenfalls vorausgesehen — alles gerieth in Bewegung und Unordnung. Die Aufregung und die Besürzung der beiden Aufseher wollten wir, Anderson, O'Briar und ich, benützen. Die Aufseher und die Sträflinge eilten der Stelle zu wo der Knall erfolgt war; ich und O'Briar schlichen über den Rasen hin, erreichten bald den Rand einer uns bekannten Schlucht und liegen an den Gedüschen und Wurzeln der Wandung in dieselbe hinab. Hier machten wir Halt um uns der Fesseln zu entledigen, was bald geschehen war. Andersen, anstatt seine Flucht so langsam und verstehlen zu bewerkstelligen wie wir, stürzte mit so gewaltiger Eile der Schlucht zu, daß schon das Geräusch seiner Fesseln hingereicht hätte die Aufmerksamkeit der Aufseher nach dieser Seite zu lenken. Wirklich flogen die Kugeln von drei oder vier auf den Flüchtling abgefeuerten Flintenschüssen über unsere Köpfe weg; dann hörten wir, niedergekauert und zusammengedrückt, in einer der behoslten Vertiefungen der abschüssigen Wandung, die uns schützte, einen Körper erst fallen, dann sprungweise über die Reste, welche uns bargen, herabrollen und endlich geräuschvoll in das Wasser stürzen, welches in der Schlucht floß. Es war Andersen. In der uns unerlangenden tiefen Dunkelheit wurden unsere Verfolger durch die vom Fall hervorgebrachten Prallkiese geräuscht und zur Meinung verführt, sie hätten zwei Flüchtlinge erreicht, und da sie nicht daran dachten daß wir faß unter ihren Füßen hockten, so kehrten sie um und bekagten uns mit folgenden mitleidigen Worten, „Die Schurken sind hinunter gestiegen. „Ich habe zwei Körper nacheinander fallen hören. Und Ihr, Bryant? — Ich habe sie sehr gut gehört. — Die Hunde! — Wohlbehalten die Freiheit! — War Andersen dabei? — Ja, und O'Briar auch. Gute Nacht!“ Dieß war das einzige Lebewohl, welches wir von unsern Aufsehern bekamen.“ Nachdem die Polizeibeamteten dem felchergestalt, wenigstens wie es schien, „gelieferten“ Deportirten jenes rührende Lebewohl gesagt, war alles wieder ruhig und still geworden, nur ein leichtes Geräusch im Hintergrund der Schlucht hatte auf die Bewegung eines vielleicht tödtlich Verwundeten, in Todesnöthen Liegenden hingedeutet. Eine Stunde war verflossen, ehe seine beiden Cameraden die ihnen Schutz und Schirm bietende dornige Brustwehr verließen.

Als sie sich endlich in Sicherheit glaubten, schlichen sie aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Zerrissen und blutend krochen und schrepten sie sich da an die Ufer des Wisterhornes, der, vom Regen angeschwollen, mit Ungestüm in die Schlucht stürzte. Der eine, der Erzähler und Leiter des Unternehmens, hatte in der Hand einen Dick oder Matrosendolch mit sehr breiter Klinge; der andere hatte das Ende eines dornigen Akazienstocks mit einem Känguruhnschen bewaffnet. So ausgerüstet zogen sie dahin über Stock und Stein und kamen endlich an eine ihnen bekannte Furt, auf die sie zum voraus gerechnet hatten.

Diese Menschen, welche das Gesetz verfolgt, die Noth in die Schule nimmt, die Sonne brutet, der Frost durchfältet, erlangen mit der Zeit eine ganz eigenthümliche Organisation. Ihr Leib wird gleichsam zu Erz und Leder. Sie ertragen Hunger, Durst, Kälte und Hitze, und scheinen mit dem moralischen auch alles physische Gefühl zu verlieren. Es dauerte nicht lange, so überfiel die Flüchtlinge eine jener tropischen Sündfluthen, welche die trockensten und fruchtbarsten Felder spülsüß in ein Meer umwandeln. Zur Unterstütze hatten sie nur den nassen Boden, zum Lebensunterhalt blos Wurzeln, Eidechsen und das an Baumstämmen herabtriefende Harz. Andere wären unterlegen, sie aber ertrugen alles, und erreichten endlich den Fluß Grand-Pope, ein Name, den zu Ehren dieses berühmten Dichters englische Laune einem der traurigen Flüsse in diesen unwirthsamen Oeden beigelegt. Sie schwammen hinüber und vertieften sich in einen ziemlich dichten Eucalyptenwald.

Plötzlich erhoben sich, in einer Entfernung von 15 oder 20 Klaftern, zwei Menschen vor ihnen, darunter einer dessen Metallknöpfe in den Strahlen der untergehenden Sonne funkelten, und deren Glanz sie auf die Meinung brachte es seyen Aufseher, da diese auf ihren Uniformen ähnliche Knöpfe tragen. In der Hand hielt er ein Gewehr von kleinem Kaliber; die Stiefen war mit einem blutigen Tuchlumpen umbunden, und die Zehen seiner zerrissenen Beinkleider bildeten einen sonderbaren Gegensatz zu der neuen Uniform seines Oberkörpers. Neben ihm stand ein kleiner, olivenfarbener Knabe, in blauer Matrosenjacke und mit einem Beil im Gürtel.

Beide Gruppen, die eine aus zwei Entwichenen, die andre aus zwei Unbekannten bestehend, machten einander gegenüber Halt. Wir wem hatten es die Entwichenen zu thun? Mit Freunden oder Feinden? Sie wußten es nicht. Der Mann mit dem Gewehr rüstete seine Waffe und schrie mit starker Stimme: „Einen Augenblick! ich weiß nicht wer ihr seyd.“ Dann legte er an, und rief: „Geht aus Eurem Versteck hervor oder ich geb' Feuer!“ Schieß, wenn du willst, schrie der kleine Irländer.

Die Kugel pfiff, der Irländer fiel. Sein Camerad ergab sich. Lassen wir diesen Menschen, der alle diese Abenteuer erlebte, der sie anfangs gern ergählte mit dann drucken ließ, hier selbst sprechen.

„Ich mußte mich ergeben, sagt er. Widerstand mit meinem kurzen Dolch wäre unnütz gewesen. Ich schritt daher über den Leich, nam des Irländers, der über dem linken Auge getroffen worden war und sein Lebenszeichen mehr von sich gab, hinüber, und ging auf meinen Besieger zu, der, ruhig sein Gewehr abrockend, mir ebenfalls entgegen kam. Wir trafen aufeinander wenige Schritte vom Leichnam.

Ah, Bah! sagte er, seyd ihr's? Ich hielt euch von fern für zwei Aufseher, und hab' euch für den verdammten Gilkead angesehen. Se ist's also der irische Camerad den ich zu Boden gestreckt? — Ja. — Mein Besieger war — unser Fluchtgenosse; in die Schlucht gestürzt hatte ihm eine Kugel ein Ohr weggerissen, die andre ihn an der Hüfte getroffen. Im Sturz hatte er sich die Hirnschale zerschmettert, und doch lebte er noch immer. Am zweiten Tage seiner Flucht war er einem Aufseher begegnet, hatte ihn geröbtet, ihm sein Kleid genommen und mit der Pferde, die er in einer Tasche gefunden, von einem Staum der Küste das als Matrose gekleidete weiße Weib gekauft. Wirklich trug dieser angebliche Matrose auf seinem brenzleten Gesicht eine Menge Zeichen jener Tatuirung welche die Eeleiterie im Naturzustande lebender Völker als ihre schönste Zierde betrachtet.

Wir reichten uns also über dem todten Cameraden die Hand. Das war seine einzige Leichenrede — dann setzten wir zusammen unsern Weg fort. Die sehr gut gebaute Australierin, die aber ihren platten Nase wegen, in deren Knorpel Reif ein ungeheurer kupferner Ring balancirte, häßlich anzusehen war, war wohl das gehorsamste, nützlichste und geschmeidigste Hausthier das man sich denken konnte. Sie verstand die Küche, d. h. sie machte mit trockenem Reisig und Wurzeln Feuer an und zwar mit einer eigenen Geschicklichkeit.“

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 129. 31. Mai 1847.

Die weiße und die Arbeiterbevölkerung auf der Insel Bourbon.

(Voyage en Chine par Aug. Haussmann.)

Es wären allerlei merkwürdige Studien zu machen über die weiße Bevölkerung von Bourbon, die lüstern nach materiellen Genüssen jeder Art, leidenschaftlich dem Luxus, dem Spiel und den lärmenden Vergnügungen ergeben ist, den Ungestüm der südlichen Völker mit der Gewandtheit der Franzosen vereinigt, die ausschließlich ist in ihren Meinungen und Vorurtheilen, sich ganz nach den Localverhältnissen einen Moralcodex nach ihrer Art macht, und gar nicht begreift, daß das Mutterland den Einfall haben kann, über die Colonialangelegenheiten anders zu denken als die Colonisten. Wenn die Leidenschaft für Pferde und Spiel bei den Männern ungemein groß ist, so ist es die des Putzes bei den Frauen nicht minder, und dieser Geschmack ist der weißen Creolin und der braunen Mulattin gemein, welche nach Bällen und Schauspielen gleich lüstern sind. Unglücklicher Weise für die Frau von gemischem Blut besteht das Vorurtheil der Farbe auf Bourbon in seiner ganzen Stärke. Die Farbe wird einer strengen und genauen Prüfung unterworfen; man heftet forschende Blicke auf einen Unbekannten, man untersucht ihn bis aufs Weiße der Augen, bis auf die Fingerspitzen, und wehe ihm, wenn sich an der Wurzel der Nägel ein bläulicher Schimmer zeigt, denn dieß ist ein unseliges, unvertilgliches Zeichen, daß der Unglückliche trotz seiner weißen Haut und dem Mangel jeder andern Anzeige noch eine Spur von Negerblut in den Adern hat, wäre es auch in der vierten oder fünften Generation. Wer nicht einen ganz weißen Stammbaum aufzeigen kann, muß gewärtig sein, daß ihm anständige Häuser verschlossen bleiben, denn nähme man ihn auf, so würde man alle ehrenwerthe Leute verjagen, die sich entehrt halten würden, wenn sie dieselbe Luft einathmeten, und sich an demselben Tisch niedersetzten mit dem Nachkömmling eines Geschöpfs, das bei den Colonien für den Vetter oder Bruder eines Orangutangs gilt. .

Die Emancipationsfrage nimmt, wie man sich denken kann, die Bewohner von Bourbon sehr in Anspruch, und sie halten eine Emancipation für durchaus unnöthig, da es jedem Schwarzen ganz gut gehe; ein besonderer Umstand indeß macht die Leute nicht wenig stutzig: im Jahr 1836 besaß Bourbon 69,296 Sklaven, darunter 45,088 männlichen und 24,208 weiblichen Geschlechts. Die Ursache dieses Unterschieds, der sich überdieß in allen Sklavencolonien findet, lag in dem Umstand, daß man in den letzten Jahren, wo noch der Sklavenhandel gestattet war, eifrigst Männer einführte, um für die Bedürfnisse des Ackerbaues zu sorgen. Diese Männer standen in einem Alter von 12—25 Jahren, damit man sie sogleich zur Arbeit brauchen könne. Aber das mittlere Leben eines Sklaven auf Bourbon ist nur 31 Jahr. Nimmt man nun an, alle männlichen Sklaven auf Bourbon seyen am letzten Tage des Sklavenhandels, Ende 1830, und alle im durchschnittlichen Alter von 18 Jahren eingeführt worden, so kann man ohne alle Uebertreibung sagen, daß im J. 1851 die Hälfte der schwarzen Bevölkerung verschwunden seyn wird, besonders da die Sterblichkeit unter der weiblichen Bevölkerung aus einer Menge Ursachen noch viel stärker ist als unter der männlichen; statt 45,000 Landarbeitern werden also nur noch 22,500 übrig seyn, und die weibliche Bevölkerung wird sich noch stärker vermindert haben.

Diese Berechnungen wurden im J. 1840 dem versammelten Colonialrath vorgelegt, und seitdem ist man bemüht, dem Mangel an Arbeitern durch die Einführung von Chinesen abzuhelfen. Schon im Jahre 1844 sind zwei Schiffe, eines aus Singapur, ein anderes aus China selbst mit Arbeitern angelangt, die sich auf eine gewisse Anzahl Jahre zu sehr mäßigen Bedingungen verpflichteten, und vollkommen die Schwarzen ersetzen, die von Jahr zu Jahr theurer werden. So scheint sich das Problem der Emancipation nach und nach von selbst zu lösen.

Das Leben in den Harems muselmännischer Großen.

(Schluß.)

„Eines Abends als ich wie gewöhnlich mit Vorlesen beschäftigt war, sagte der Pascha genau folgende Worte zu mir: „Ungern, Roxane, verheurathe ich Dich, aber Du wirst glücklich seyn, und ich will, daß es Dir wohlgehe.“ Bei diesen Worten fing ich zu weinen an, denn ich liebte meinen Herrn sehr. Ueber ein Jahr befand ich mich bei ihm im Serail, und ich betrachtete ihn als einen liebevollen Vater, weit mehr als den meinigen, der die Grausamkeit hatte mich zu verkaufen; ich zweifelte, daß dieß wirklich der Wille des Pascha sey und vermuthete vielmehr darunter die Wirkung der Umtriebe von Seite meiner Nebenbuhlerinnen. Wer wird Euch von nun an vorlesen, Effendina, wagte ich ihn zu fragen. Er antwortete mit mit Güte: Es ist keine mehr hier, die dein Talent besäße, theure Roxane; aber du verdienst glücklich zu werden, und morgen wirst du die Gattin des Abdin Bey seyn. Ich hatte keine andern Männer gesehen, als den Großherrn, den Pascha und alle jene Ungeheuer von Eunuchen. Am folgenden Tage, an welchem der Hochzeitszug vorbereitet wurde, um mich in das Haus des Gatten zu führen, bgab ich mich zum Pascha, ihm Hände und Füße zu küssen. Alle Odalisken des Harems suchten

Digitized by Google

so viel als möglich ihre innere Freude zu verbergen und zeigten große Betrübniß und weinten und umarmten mich bei meinem Weggehen aus dem Serail. Es wurde mir ein Kaschmirshawl von großem Werth, den der Pascha selbst an seinem Gürtel getragen, über den Kopf geworfen. Dieser Shawl bedeckte mich dermaßen ganz, daß ich nicht genugt hätte wohin ich meine Schritte lenken sollte, hätte man mich nicht an der Hand geleitet. An Ihren des Harems erwartete mich ein Baldachin, unter welchem ich von zwei Sklavinnen geführt wurde. Musik, so wie die Tänzerinnen, die mich in die Kunst, meinem Gatten zu gefallen, einweihten sollten, schritten voran. Etwa fünfzig zur Hochzeit geladene türkische Frauen bildeten den Zug hinter mir, nach unserer Euch wohlbekannten Sitte; voraus gingen die gewöhnlichen Taschenspieler und Possenreißer.

„Der Zug machte einen langen Umweg durch die Stadt, durchschritt die vornehmsten Bazars und schlug endlich den Weg zur Wohnung meines Gatten ein. Als wir an der Thüre seines Palastes angelangt waren, lag dort ein geschlachteter, noch blutender Widder, über welchen ich nach Sitte der Bräute hinschreiten mußte. Nachdem ich im Gemache des Bräutigams angekommen war, nahm er mich bei der Hand, ohne daß ich ihn noch sehen konnte, weil ich noch immer mit dem Shawl bedeckt war, und führte mich in ein Zimmer neben dem, durch welches ich eingetreten war. Dort enthüllte er mir das Gesicht, und ich erblickte einen Mann, der mir ein Engel an Schönheit schien. Mit der süßesten Stimme sprach er zu mir: „Sieh mich an, o schöne Roxane, ich bin dein Gatte." Ich ergriff dann seine Hand, küßte sie und führte sie dann an die Stirne mit der Antwort: „Ich erkenne Euch als meinen Gebieter."

„Während ich mit meinem Gatten im Zimmer eingeschlossen war, machten die Sängerinnen und Tänzerinnen in den benachbarten Gemächern einen gewaltigen Lärm. Mein Gatte führte mich in den Saal ein, wo sich die Gäste befanden, bedeckte mich wieder mit dem Shawl, und stellte mich aufrecht in eine Ecke, während er ein silbernes Becken auf ein Tabouret neben mich stellte; in dieses Becken legten die Gäste die gewöhnlichen Geschenke, die bei solchen Gelegenheiten den Bräuten gemacht werden. Als die Stunde des Mahles gekommen war, trat ich mit allen geladenen Frauen in das mit bestimmte Gemach, und fand dort eine große Anzahl Sklavinnen, die sich alle bei meinem Anblick auf die Kniee niederließen. Mein Mann zog sich in sein Gemach zurück und speiste dort mit den ersten Herren von Kairo, die zur Hochzeit geladen waren, ich aber speiste mit den anderen Frauen, befreit von den Schleiern, die uns verhüllten, in großer Heiterkeit. Gesänge und Tänze vermehrten noch die reine Freude, die in meinem Herzen herrschte. O wie sehr war ich zufrieden, daß ich jenem Manne untergeben war, den ich fast als einen Gott betrachtete! Wie glücklich war ich, nicht mehr der stolzen Laune so vieler Herrscherinnen unterworfen zu sein! Der Gedanke entzückte mich, mit einem so theuren Jünglinge, schön wie die Sonne, verbunden zu sein. Sein voller schwarzer Bart, seine feurigen Augen, sein hoher Wuchs zogen mich auf unaussprechliche Weise an. Das Fest dauerte bis Mitternacht, die Tänzerinnen waren vertheilt, die eine Hälfte in meinem Gemache, die andere in dem meines Mannes.

„Nachdem sich endlich die ganze Gesellschaft zurückgezogen hatte, begab ich mich mit meinem theuren Abdin in das Hochzeitsgemach. Er blieb drei Tage bei mir, ohne ins Lager zu gehen, und als er wieder abziehen und mich verlassen mußte, war es mir als müßte ich sterben vor Schmerz. Diese herrlichen Räume, die ihr hier seht, scheinen mir eine wahre Einöde ohne ihn, und obgleich ich schon zwei Jahre vertheurathet bin, leide ich noch ebenso jedesmal, wenn Abdin fern von mir ist. Er besucht mich nur alle vierzehn Tage, aber wenn ich ihn kommen sehe, so bin ich die glücklichste Frau, und es ist mir gerade, als ob er mir das Leben gäbe. Habt Ihr unten auf dem Divan seine ausgebreiteten Kleider gesehen? Diese trug er das letzte Mal, als ich ihn in meine Arme schloß; und habt Ihr alle Billete, die ich seit seiner Abwesenheit von ihm empfangen, auf die Kissen des Divans gehestet gesehen? O, wenn ihr wüßtet, wie traurig ich werde, wenn er mir zuweilen einen weniger als gewöhnlich schreibt! Ich zähle sie immer. Aber mein ungetrübtes Glück währte nicht lange. Ihr müßt wissen, daß es bei uns Türken dem Herrn des Harems erlaubt ist, bei so vielen Sklavinnen zu schlafen als es ihm gefällt. Abdin verliebte sich in eine, und diese wurde schwanger, aber er wandte alles auf, mir es geheim zu halten, und die Sklavin selbst brauchte alle möglichen Kunstgriffe, ihren Zustand vor meinen Augen zu verbergen. Eines Tages saß ich in eben diesem Cabinette, und in dem Augenblicke, als ich eben freudetrunken an meinen theuren Abdin dachte, vernahm ich ein lautes Gewimmer, das von den benachbarten Zimmern herkam. Ich stand plötzlich auf, lief hinzu und fand die Sklavin, von welcher ich spreche, ganz allein sich auf einem Teppich am Boden herumwälzend, und ein Taschentuch im Munde, um ihr unfreiwilliges Geschrei zu verbergen. Ich fragte sie sogleich, was sie habe, sie antwortete mir, sie befinde sich unwohl und bat mich, sie aus Barmherzigkeit allein zu lassen. Wie ein Blitz fuhr mir der Verdacht durch den Kopf, sie könnte schwanger seyn, und ich täuschte mich nicht. Uebrigens gelang es mir, den Schmerz, den ich in diesem Augenblick empfand, zu unterdrücken, und wiewohl die Furien mich verzehrten, suchte ich dennoch die Sklavin zu trösten. Ja, ich wollte ihr selbst bei ihrer Entbindung behülflich seyn. Wäre sie von meinem Manne gekauft worden, so hätte sie nicht nöthig gehabt, sich so sehr vor mir zu fürchten; aber unter vielen Geschenken, die der Pascha mir gemacht hatte, gab er mir auch mehrere Sklavinnen, und diese war eine derselben. Der Mann einer Türkin kann nicht, wie ihr wohl wissen werdet, den Sklavinnen beiwohnen, die seiner Gattin gehören. Zuletzt, so hieß die oben erwähnte Sklavin, gebar ein männliches Kind, und ich empfand eine unerträgliche Eifersucht. Der Gedanke, daß sie das Glück gehabt habe, Mutter eines Sohnes von Abdin zu werden, ich aber nicht, bemächtigte sich meiner dermaßen, daß ich in meinem Herzen mir vornahm, mich zu rächen. „O die Treulose," rief ich, „ist also glücklicher als ich!" Ich wollte Roxane eine Bemerkung machen, aber sie ließ mich nicht zu Worte kommen, sondern bat mich, sie in ihrer Erzählung fortfahren zu lassen, was sie auch auf folgende Weise that.

„Ich ließ eine Sklavin als Säugamme für Abdins Sohn kaufen, und die Mutter Zuleika in eine Art Thurm hier in der Nachbarschaft bringen. Schon sieben Monate ist sie dort eingesperrt. Bald nach Zuleika's Entbindung kehrte Abdin-Bey vom Lager zurück. Kaum hörte ich die Tritte seines Pferdes, so verbarg ich mich im Garten, anstatt ihm entgegen zu laufen und die Hand zu küssen, wie es meine Pflicht war. Er war überrascht, mich nicht zu sehen, und nachdem er erfahren, wohin ich mich zurückgezogen hatte, suchte er mich alsbald auf. Es war schon Abend. Ich floh, sobald er sich näherte. Wenn ihr wüßtet, mit welch' süßen Namen und welcher Herzensergießung

Digitized by Google

jener Treulose mir rief! Er ließ Lichter kommen und fand mich weinend und trostlos neben einem Baume im Hintergrunde des Gartens, nahm mich bei der Hand und führte mich ins Haus zurück. Nachdem er die Sklavinnen fortgeschickt, wollte er erfahren, was mich betrübe und warum ich mich quäle. Er stellte sich, als wisse er nichts, war aber schon von allem durch die Kiaja des Harems unterrichtet. Nachdem ich ihm die Ursache meines Schmerzes mitgetheilt hatte, suchte er mich zu beruhigen mit der Bemerkung, daß, da ich ihm noch keinen Sohn geschenkt habe, das Verlangen, einen solchen zu bekommen, ihn der Zulekka genähert. Wir söhnten uns bald wieder aus, und diese Wiederversöhnung verschaffte mir neues Entzücken. Er fragte mich, was ich mit Zulekka angefangen. Ich erwiederte, ich habe sie verkauft, und er that, als ob er es glaube. Später erfuhr er, daß Zulekka in den Thurm gesperrt worden sey, aber jetzt denkt er nicht mehr daran. Uebrigens wüßt Ihr wissen, daß Abdin keine Gewalt brauchen kann, denn der Pascha machte ihn meinetwegen groß und reich, und ernannte ihn zum Bey. Dieses schöne Haus mit diesem Garten ist ein Geschenk, das Effendina, (der Pascha) mir machte. Unterdessen verging ich fast vor Sehnsucht, auch einen Sohn zu bekommen. Zu diesem Ende ließ ich die geschicktesten Hebammen Kairo's rufen und fragte sie um Rath, und durch ihre Mittel und die beständigen Gebete zum großen Propheten bekam ich endlich eine Tochter. Ich hätte freilich gewünscht, es möchte ein männliches Kind seyn, aber wer weiß, ob ich nicht in der Folge dieses Glück haben werde."

Während ich so sprach und ich ihr gerade einige Bemerkungen über ihre Erzählung machen wollte, vernahm man von außen eine Stimme, die da rief: „Der Hakim, der Hakim!" Es war die Kiaja, die durch Rufen und Händeklatschen das Zeichen gab, daß der Arzt in den Harem getreten. Alsobald mußten sich die Sklavinnen verbergen, und die Kranken einen Shawl über den Kopf werfen und sich ganz mit demselben bedecken, um so verschleiert vor dem Arzt zu erscheinen. Dieser nun war gerade mein Oheim, der, zwar insbesondere dem Hofe des Defterdar-Bey angehörend, übrigens auch von andern türkischen Großen des Landes gerufen wurde, und darum auch Abdin-Bey's Arzt war. Die Herrin befand sich an jenem Tage ein wenig unwohl und wollte die Ankunft des Arztes benützen. Da sie daher hinabgehen mußte, um sich ihm vorzustellen, und da mein Oheim nicht wußte, daß ich mich im Harem befand, schlug sie mir vor, ihr Gesellschaft zu leisten und ihm mit einander einen Streich zu spielen. Der Einfall gefiel mir, und ich verhüllte mich mit einem großen Kaschmirshawl. Die Kiaja, alt und häßlich, und die Eunuchen waren die einzigen Personen, die sich mit unbedecktem Gesichte in Gegenwart meines Oheims befanden. Er richtete verschiedene Fragen an die Herrin in Betreff ihrer Unpäßlichkeit, und die Antwort darauf wurde von der Kiaja gegeben, als ob die Stimme sogar ein Bewegungrund zur Eifersucht seyn könnte. Mein Oheim verlangte die Oberfläche der Zunge zu sehen, um den Grad des vorgegebenen Unwohlseyns zu erkennen; aber weder die Zunge durfte unversucht noch der Puls gefühlt werden, und die Sache endigte mit einem kleinen Recepte. Das Uebel bestand wahrscheinlich bloß in der Einbildung der Herrin. Hierauf sagte die Kiaja zum Arzte, daß ich etwas unwohl sey und ziemlich an Kopfweh leide, mit dem Besitze, daß sie ihm erlaube, mir den Puls zu fühlen. Der Oheim berührte demnach meinen Puls mit gewissenhaftester Zartheit und Leichtigkeit mit mit schüchternem Rückhalt. Ich wollte bersten vor Lachen und konnte mich nur mit der größten Mühe zurückhalten. Ich sah, daß er glaubte, er habe dadurch, daß er mir den Puls fühlen durfte, im Harem einen großen Beweis der Achtung und des Vertrauens empfangen; denn jenes war damals nicht gestattet, außer wenn die Gefahr sehr groß und der Doctor sehr alt war. Der Arzt fand meinen Puls regelmäßig, verordnete mir ein einfaches Mittel gegen Kopfweh, und nachdem er einige Recepte für verschiedene wirklich kranke Sklavinnen verschrieben, nahm er Abschied und ging. Diese kleine Anekdote wurde der Gegenstand der Unterhaltung im Harem für den Rest des Tages.

Skizzen aus dem Leben in Tasmanien und Australien.

(Schluß.)

Die sonderbare Irrfahrt dieser drei Personen dauerte 15 Tage, dann erreichten sie die Südküste Australiens. Am Morgen des 16ten Tages nahmen sie zu ihrer Freude ein am Ufer angebundenes Fischerboot wahr. Zwei Malaien schliefen ruhig darin. Unsere Flüchtlinge gingen auf sie zu; das Gewehr in der Hand, nahmen sie dieselben gewaltsam in ihren Dienst und ließen sich von ihnen in der Barke auf eine Insel der Meerenge von Banks überführen. Sieben Seehundsfischer oder Robbenschläger wohnten auf der Insel. Sie hatten keine Waffen. Trotz ihrer überlegenen Anzahl durch die Willenskräfte und die Feuerwaffe der beiden Deportirten bezwungen, führten die Fischer sie von Eiland zu Eiland, bis endlich unsere Banditen auf dem Vorgebirge Wilson abgesetzt und die Malaien verabschiedet wurden. Hierauf drangen sie in die vom Gestade bis an den Fuß der australischen Alpen sich erstreckenden, undurchforschten Wälder ein, legten zu Fuß binnen fünf Monaten mehr als 400 Meilen zurück und vermuthen sich in der Nähe von Sidney, wo der Ergänzer dieser Geschichte von einem Freunde aufgenommen und verborgen gehalten wurde. Sein Reisegefährte setzte die unstäte Lebensart fort, ward unter dem berühmten und gefürchteten Namen Michel Howe Seeräuber und endlich Hauptling einer ansehnlichen Bande von Räubern, die, aus den verschiedenen Strafkolonien entwichen, die weiten, wilden Landstrecken durchstreifen, in denen sie keine Bestrafung mehr zu fürchten haben. Die unbezähmbare Natur und der ungeübte Muth Michel Howe's sicherten ihm den Besitz dieser von ihm usurpirten klutigen Unabhängigkeit. Stets begleitet von dem eingeborenen Weibe, das er für eine Pfeife gekauft, und welche ihm die tiefe Anhänglichkeit, die er für sie hegte, zu erwiedern schien, baute er sich im Dickicht eines Waldes, im Süden Neuhollands, eine Hütte, wohin er sich mit ihr zurückzog, und wo er sich eines Tages überfallen ließ. Beim ersten Geräusche brechender Aeste und feindlicher Tritte stieß der Wüterich, aus Furcht seine Gefährtin möchte lebend in die Hände der Verfolger fallen, dem unglücklichen Weibe seinen Dolch ins Herz, und entfloh. Sieben Jahre lang sah man ihn nicht mehr. Er war ins Innere eines mit Buschwerk und Akazien bedeckten Thales gedrungen, wo noch kein menschlicher Fuß eine Spur zurückgelassen, hatte dort eine Lichtung ausgehauen, eine Hütte gebaut, einige mitgebrachte Körner gesäet und einsam gelebt. Dann plötzlich wagte er sich eines Tages aus seinem Schlupfwinkel hervor, und bezog einen Raub, der seine Erstlenz und seinen Aufenthalt offenbarte. Drei Colonisten folgten seiner Spur, und umstellten und tödteten ihn wie ein wildes Thier. In seiner Hütte fand man eine Art Apokalypse von ihm allein und ganz mit seinem Blute geschrieben und auf dieselbe Art mit rohen Zeichnungen ausgeführt, die zugleich Zeugniß gaben von der wüthenden Langeweile, der unheilbaren Verzweiflung und den gewaltsamen Anstrengungen des einsamen Mörders, um der einen wie der andern zu entrinnen.

Uebrigens ist diese Liebe zu einem einsamen Leben nicht ausschließlich die Erbschaft des Verbrechens, der Gewissensbisse oder der Verzweiflung. Mehrere freie Engländer, weder Verbrecher noch Verurtheilte, haben sich, ohne den Arm der Gerechtigkeit fürchten zu müssen, in die traurigsten Winkel dieser Eilande, die in den Meerengen von Bass und Banks dicht nebeneinander liegen, zurückgezogen. Die Préservation, eine kleine Insel im Osten, wird annoch von einem Greise Namens James Munroe

Digitized by Google

regiert, dessen aus Felsblöcken bestehender und durch einige Granithügel gegen die Winde geschützter Palast auf einer majestätischen Platteform sich erhebt. Er gebietet über die Fischer und Robbenschlägerbevölkerung dieses Theils der Meerenge; als Leibwache und unmittelbaren Hof hat er acht oder zehn Hunde, Ziegen, Hühne oder Hennen, acht eingeborne Weiber und einen Engländer.

Die erfolgreichsten in derartigen Lagen sind nicht die schwarzgalligen, menschenfeindlichen, sondern die thätigen, kräftigen, lebensfrohen, entschlossenen, um Hülfsquellen nie verlegenen, Oberhaupt gebietenden Männer, wie Munroe. Vor fünf oder sechs Jahren kam ein Capitän King, welcher der Welt und der gesellschaftlichen Bewegung müde war, auf den Gedanken den Dienst zu verlassen und sich mit seiner Frau, vier Söhnen und einer Tochter auf eine unbewohnte Insel der Meerenge von Baß zurückzuziehen, und seine Augen zu weiden an den wilden Wogen welche die kahlen Felsen zerreißen und Tasmanien von King-Eiland — der nach seinem Namen genannten Insel, trennen. An Luxus und Bequemlichkeit gewöhnt, hatte er das Naturleben zu seinem poetischen Ideal gemacht. Unter der Steinwölbung seiner traurigen Hütte, die aus Felsblöcken erbaut und zwischen Hausen rothen Sandes und ihren Gischt weitstin schleudernden Wellen errichtet war, sah er die Hoffnungen seiner Ackerwirthschaft durch die Unfruchtbarkeit des Bodens unaufhörlich getäuscht oder durch die Wetterwinde vernichtet, und suchte einen Trost in der von ihm mitgebrachten trefflichen Bücherssammlung, so wie in der Musik, deren Kenner er war. Manchmal veranlaßt durch auf den Gewässern von Franklins-Road herumschweifende Schiffer die klagenden Töne einer englischen Flöte, die sich in die feinen Seufzer des Seewindes verloren. Es war der arme Capitän King, der sich so gut als möglich die Langweile vertrieb. Endlich verfiel er in eine so bittere Traurigkeit, daß die britische Colonialregierung, deren Schiffe hin und wieder in King-Eiland beilegten, sich seiner erbarmte, ihn zur Ansiedlung in Tasmanien aufforderte und seine von einem glücklichen Erfolg begleiteten Anstrengungen begünstigte. Jetzt ist Capitän King, der auf sein Robinsen-Censer-Leben verzichtet und seine Insel verlassen hat, einer der reichsten Colonisten Neuhollands.

Die den Strafstetten entwichenen Banditen wissen sich recht gut in eine Lebensweise zu schicken, wie die, welche Capitän King so hart fand. Nur die unbedingt unzugänglichen Felsenspitzel sind es, denen sich diese verwegenen Menschen nicht bemächtigt haben. Selbst an den furchtbarsten Felsen der Meerenge, „die schwarze Pyramide," welcher den Namen seiner Gestalt und dem unaufbrechbaren wüthenden Wellenschlag an seinem Fuße verdankt, hat sich eines nahigen Tags ein Robbenschläger gewagt, der, hätte er sich nicht noch rechtzeitig zu retten gewußt, zu Grunde gegangen wäre. Die großen Inseln sind mit Dammerde bedeckt, deren Erzeugnisse, statt senkrecht emporzuklingen wie in andern Breitegraden, sich wegen der unaufhörlichen Windstöße der Meerenge in die Quere ausdehnen müssen. Diese Meerengen-Leute, zu arm um nicht nachdenken, zu nüchtern um nicht kräftig zu seyn, senden alljährlich einige nicht zu den Bedürfnissen gehörende Leute auf den Markt von Launceston (der Hauptstadt Tasmaniens oder Vandiemensland), um daselbst ansehnliche Quantitäten Seevogelfedern zu verkaufen, die ihnen etwas, wenn auch nicht viel Geld einbringen. Achtzehnhundert solcher Vögel wiegen ungefähr 60 Pfund, und füllen 30 Säcke, die auf zwei Fahrzeugen verladen werden — dieß ist der ganze Schatz der aufsteinenden Republik. Oft sind diese Fischer hülfreiche Retter der Schiffe, welche verschlagen werden oder an den gefährlichen Stellen der Meerenge vom Schiffbruch bedroht sind; wenn sich daher ihre Bevölkerung vermehrt, wenn keine schlechten Versuche ungeeigner Gesetzgebung den natürlichen Gang ihrer Entwicklung hören, so werden sie wahrscheinlich als Schiffsretter neue Hülfsquellen der Wohlstahrt finden.

Die Weiber holen sie sich bei den Tasmaniern und Australiern, und sie bildet sich seit bald zehn Jahren eine aus dem civilisirtesten Blute Europa's mit dem wildesten des ganzen bekannten Erdkreises gemischte Bevölkerung.

Diese beständige Erscheinung der Racenkreuzung gewährt aller Aufmerksamkeit werthe Resultate. In Hindostan mischt sich das englische Blut mit dem der Hindus; in Algerien fangen der arabische und der französische Volksstamm, trotz der Eindemitte welche der Mohammedanismus entgegensetzt, sich zu kreuzen an, und selbst in den schonerlichen Einoden, die wir geschildert, werden die wilden Töchter der eingebornen Stämme, die von ihren Vätern verkauft oder von den Matrosen und englischen Deportirten geraubt werden, Mütter einer neuen Familie, die in den Geschicken der Menschheit dereinst eine Rolle spielen wird. Ein merkwürdiges Gesetz regelt diese Heurathen und ordnet ihren Gang. Die schwachen Volksstämme gehen auf in den starken; in der ganzen physischen Natur wie im moralischen Typus der neuen Geschlechter ist die europäische Charakter der vorherrschende; es scheint daß eine gewisse unbezwingliche Reihwendigkeit des Fortschritts die eingebornen Völkerschaften zum Untergang verurtheilt und die thatkräftigen Eigenschaften neuer Racen zur Herrschaft bringt. Die Reihhäufe an den Ufern des Meeschafeld verschwinden und bleichen dahin vor der zurtlanischen Gestaltung; treu ihrer ungeheuren Uebergabl lassen sich die schwächlichen Abkömmlinge der Braminen von einigen Männern des Reedens regieren; in Madras und in Calcutta füllt eine ganze angloindische Bevölkerung junger, einsichtsvoller, geschmeidiger und thätiger Beamteten die Scheerstuben der ostindischen Compagnie und beseitigt die Herrschaft ihrer englischen Väter; endlich sehen wir in Neusüdwales jene hebridischen Colonien sich bilden, deren Bestimmung zu sein scheint alle Fehler der Meerenge zu verbessern. Es sind hier kühne, kräftig gebaute Männer, mit mächtigen Schultern, gelenken Lenden, blauen lebhaften Augen, Männer, die von ihren Müttern nur die rothe Haut und die rauhen Haare haben. Treffliche Matrosen, geschickte und verwegene Wallfischfänger, bilden sie bereits eine drei- bis vierhundert Seelen starke, unaufhörliche wachsende Bevölkerung. Von ihren Vätern erhalten sie eine Art roher Erziehung, lernen das Englische der Lowdener Boerstädte, das Meitwesisch der Diebe von Botany-Bay, Lesen, Schreiben, den Haß gegen Polizei, Jagd und Fischfang und, was inmitten solcher Sitten am auffälligsten, Achtung vor der heiligen Scheift. Ihre Mütter, jene Tasmanierinnen, deren Lage nicht besser ist als die der Sauvages von Nordamerika, und welche die aus der Gewohnheit des Duldens und der Erzeugung erwachsenden Eigenschaften besitzen, erweisen ihren Kindern die größte Zärtlichkeit und theilen ihnen den angeborenen Abergauben mit, dessenders aber den allen wilden Völkern gemeinschaftlichen Glauben an eine Seelenwanderung.

Die Gestalt dieser Weiber ist nicht ohne einigen Rudetzuck von Sanftmuth; bei manchen überwiegt die Weichheit der Formen und das Ebenmaß ihres Gliederbaues den Nachtheil der schwarzen oder bronzirten Haut. Ihre Gelehrigkeit ist rührend, ihre Thätigkeit oft nützlich und erstaunlich. Meistens, wie derreinst die Sabinerinnen, von diesen neuen Römern der Meerenge geraubt, oder für einige Seehunde oder Biberfelle gekauft, erwarten sie im Leben nichts als das Wohlwollen ihrer Herren, und um dieses Wohlwollen zu gewinnen, verabsäumen sie kein ihnen zu Gebot stehendes Mittel. An der Bolyganie, die in Tasmanien große Geltung genießt, weil sie ein Beweis des Reichthums ist, finden sie keinen Anstoß für ihre Hingebung. Einige der Flüchtlinge der Meerenge leben allein, umgeben von acht oder zehn Tasmanierinnen, und wie Könige ohne andere Unterthanen auf ihrer kleinen Insel. Am auffallendsten ist, daß derartige Heurathen nicht bloß das englische Blut in diesen fernen Einöden fortpflanzen und eine neue rasch anwachsende Bevölkerung schaffen, sondern jede Feindauer des einheimischen Volksstammes für die Zukunft unmöglich machen.

Wenn man neuern Beobachtern, unter andern dem Capitän Stokes und Hrn. Strzelecki, die sehr ausgebreitete naturhistorische und physiologische Kenntniß zutrauen, glauben darf, so werden die Weiber dieses Bodens, wenn sie englischen oder europäischen Kindern das Leben gegeben, untauglich zur Fortpflanzung des eigenen Stammes und sind, wenn sie Heurathen mit Männern ihrer Art noch eingehen konnten, unfruchtbar. Diese sonderbare Thatsache ist von großer Wichtigkeit; sie trifft mit andern Beobachtungen der neueren Physiologen zusammen, und scheint die Theorie zu bestärken, wonach die schwächeren Racen in den dürreren aufgehen und von diesen vernichtet werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Literarische Anzeige von Fr. Fleischer in Leipzig, und Intelligenzblatt: Nr. 5 nebst Umschlag zum Monat Mai.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 130. 1. Junius 1847.

Die Geldkrise und die Eisenbahnen in England.

Seit zwei Monaten nimmt die Geldnoth allmählich zu, und wenn auch hie und da eine kleine Milderung eintritt, so ist doch diese weder von Bedeutung noch von Dauer. Es verlohnt sich aber um so mehr der Mühe, die Ursachen dieser Geldnoth auseinanderzusetzen, und die Streitigkeiten, die sie hervorruft, klar zu machen, als dieselben Ursachen in Frankreich und Deutschland thätig sind, nur daß hier die Zustände minder klar hervortreten, weil theils die Verhältnisse keinen so riesenhaften Maaßstab haben, theils die öffentlichen Fragen ohne Vergleich minder durchgearbeitet sind als in England. Es ist in letzter Zeit, namentlich in der Sitzung des Parlaments vom 10 Mai, die herrschende Geldkrise von verschiedenen Seiten beleuchtet worden, bloß von Einer nicht, von Seite der Eisenbahnen, und nur der Rechenmeister Hume hat einen schwachanklingenden Vorschlag gemacht, den Eisenbahnencompagnien alle Anleihen zu verbieten, solange sie nicht ihr eigenes unterzeichnetes Capital vollständig eingezahlt hätten. Wir wissen nicht, weßhalb dieser Vorschlag so schwachen Anklang fand, vielleicht bloß, weil das Ungenügende ihm auf die Stirne gedrückt ist; dagegen hat der Kanzler der Schatzkammer, Sir Ch. Wood, in der Sitzung vom 17ten angekündigt, daß er demnächst auf Niedersetzung einer erlesenen Committee antragen werde, um verschiedene Fragen hinsichtlich der Eisenbahnen näher zu untersuchen. Es ist kaum zu zweifeln — namentlich da der Kanzler der Schatzkammer diese Ankündigung machte — daß die Fragen, die in dieser Committee besprochen werden sollen, financieller Art sind, und daß ihre Erledigung auf den Gang des Eisenbahnwesens den entscheidendsten Einfluß haben muß. Der wirkliche Antrag, wie er am 18ten gestellt wurde, geht auch durchaus dahin, alle Eisenbahnverwilligungen vorerst einzustellen, und den Compagnien zu gestatten den Bau aufzuschieben. Die ziemlich geschraubte Antragstellung läßt sogar vermuthen, daß man solchen Compagnien, die bereits ihre Arbeiten begonnen haben, falls sie es wünschen, eine Einstellung der Arbeit gewähren werde. Noch im vorigen Jahre rechnete man die monatlichen Einzahlungen, oder richtiger gesagt die Auszahlungen der Eisenbahncompagnien, auf höchstens zwei Millionen Pfund monatlich, seit dem Anfang dieses Jahrs aber ist die Summe auf mehr als vier Millionen monatlich gestiegen, und es liegt auf offener Hand, daß dieser ungeheure Abzug aller vorhandenen Baarmittel sehr erschwerend auf die Circulation einwirken und die herrschende Geldkrise zum chronischen Uebel machen muß, welche anderweitige Ursache diese Krise auch haben mag.

Diese Ursachen sind denn freilich nicht sehr weit zu suchen. Das Land hat durch das Mißrathen der Kartoffeln und die geringe Ernte des vorigen Jahrs einen auf 16 Mill. Pfd. St. berechneten Verlust erlitten. Was man auch von solchen allgemeinen Berechnungen halten mag, so ist jedenfalls so viel sicher, daß England bereits 6 Mill. Quarter Getreide eingeführt hat, und bis zur Ernte noch $1^1/_2$ bis 2 Mill. braucht. Schlagen wir nun den Quarter, alle Getreidearten durcheinander gerechnet, nur auf 2 Pfd. St. an, was jedenfalls zu wenig ist, so ergibt dieß eine Summe von 16 Mill.; sie beläuft sich aber höchst wahrscheinlich viel höher, weil die mangelnde Kartoffel durch eine theurere Frucht ersetzt werden muß; man darf also den Gesammtwerth der Lebensmitteleinfuhr von Anfang August 1846 bis dahin 1847 ohne alle Uebertreibung auf 18 bis 20 Mill. Pf. St. anschlagen. Den hohen Preis der Baumwolle werden wir hier gar nicht in Rechnung bringen, weil man die Einfuhr davon in demselben Zeitraum höchstens auf 1 Million Ballen anschlägt, während sie sonst in den letzten Jahren $1^1/_2$ betrug; ist nun auch die Baumwolle um gute fünfzig Procent im Werth gestiegen, so ist dadurch der Preis, den man für die gesammte Einfuhr gezahlt, nur unbedeutend höher, als sonst für die $1^1/_2$ Mill., und dieser Punkt ist ein Item in dem Zustand der Manufacturen Englands, die weniger arbeiten können, aber nicht in der Frage über die Geldkrise. Wir können also uns hier beinahe ganz auf die Lebensmitteleinfuhr beschränken, dürfen aber doch auch nicht vergessen, daß die Hunderttausende von Eisenbahnarbeitern in den letzten und in diesem Jahre weit mehr an Colonialwaaren verzehrt haben, wie sonst, weil der gute Arbeiterverdienst sie in den Stand setzte, solche sich anzuschaffen. Dieß wiegt auch in der Waagschale der Mehreinfuhr von Lebensmitteln und darf immerhin auf einige Millionen angeschlagen werden.

Nehmen wir diese Mehreinfuhr — gewiß mäßig gerechnet — nur zu 20 Mill. Pf. St. an, so ist, wenn wir die sonstige Ausfuhr Englands nach den Ländern, welche das Getreide liefern, nämlich Rußland und Nordamerika, in Anschlag bringen, die Bezahlung vermittelst Waaren kaum auf mehr als acht bis höchstens 9 Mill. Pf. St. anzunehmen; rechnen wir nun noch von den übrigen $11^1/_2$ Mill. 2 M. ab, welche durch den Ankauf englischer Fonds von Seite der russischen Regierung gedeckt werden, so bleiben immer noch $9^1/_2$ Mill. übrig, die vorerst nur mit baarem Gelde sich decken lassen. Man schätzt die Masse des in England umlaufenden Geldes auf 40 Mill. wahrscheinlich etwas zu niedrig, nimmt man aber auch 50 an, so müßte nach der obigen Berechnung England den fünften Theil

Digitized by Google

seiner baaren Umlaufsmittel verlieren. Dieser furchtbare Abzug an baarem Geld, dessen Wirklichkeit sich schon hinreichend darin gezeigt hat, daß die Bank seit dem Monat August vorigen Jahres 7 Mill. Pf. St. an baarem Gelde verlor, erklärt zur Genüge die jetzige Geldkrise, d. h. die großen Anstrengungen, die von allen Seiten her gemacht werden, um sich baare Zahlmittel zu verschaffen, und den hohen Zins, den man dafür bezahlt. Eisenbahncompagnien waren es, welche gleich im Anfang des Jahrs die kommende Krise klar genug erkannten, um sich vorzusehen, denn der Bankier Glyn, Vorstand mehrerer Directionen von im Bau begriffenen Eisenbahnen, machte schon im Januar oder Anfang Februar Anleihen von mehrern Mill. Pfd. zu 5 Proc. mit Sicherung gegen Rückzahlung binnen drei Jahren, ein sicherer Beweis von der Ansicht dieses ausgezeichneten Bankiers über den englischen und europäischen Geldmarkt in den nächsten Jahren. Die Regierungen mußten bald diesem Beispiel folgen: Frankreich, das noch im November vorigen Jahrs 2 Proc. für seine Bons Royaux bezahlte, gewährt jetzt für solche, die 11 Monate zu laufen haben, $5^1/_2$ Proc., und der Kanzler der englischen Schatzkammer hat selbst den Zins der Schatzkammerscheine à 100 Pf. St. im Laufe des Mai von 2 auf 3 Pence per Tag, d. h. von $3^1/_{13}$ Proc. auf $4^{13}/_{26}$ Proc. oder in runder Zahl von 3 auf 5 Proc. gesetzt, aus keinem andern Grunde, als weil am 21 Mai 9 Mill. Pf. St. fällig waren, die er unmöglich in baarem Gelde bezahlen konnte. Wenn die Regierungen, welche als die solidesten Schuldner gelten, solche Zinsen bezahlen müssen, so kann man leicht ermessen, zu welchem Preise Privaten das Geld zahlen werden; für längern Termin, für Wechsel von mehr als 3 Monaten, vermittelst deren das Manufacturgeschäft betrieben wird, war geraume Zeit gar kein, und ist noch jetzt sehr wenig Geld zu haben; ja die Geldnoth und die Einschränkung des Credits von Seiten der Bank waren so groß, daß, wenn wir einigen Angaben in der Parlamentsdebatte vom 10 Mai glauben dürfen, mehrere Bestellungen von Korn unterblieben, weil die Bank die Wechsel nicht discontiren wollte. Ein solcher Preis des Goldes drohte also die nöthige Einfuhr zu hindern, und noch mehr die Ausfuhr, die allein dazu beitragen konnte den Zustand zu lindern.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß man die Schuld dieses Zustandes auf diejenige Einrichtung warf, welche eine Erleichterung desselben unmittelbar hinderte. Vor Peels Bankbill hatten, wenn viel Geld aus dem Lande ging, sowohl die Bank von England als die Privatbanken mehr Noten ausgegeben, und so wenigstens im innern Lande mehr Umlaufsmittel geschaffen. Durch das neue Bankgesetz ist dieß unmöglich gemacht, indem die Bank von England auf den Grund einer von dem Staat der Bank schuldigen Summe für 14 Mill. Noten ausgibt, alle andern nur gegen Deponirung von Gold oder Silber; die Privatbanken in England dürfen nur für wenig mehr als 8 Millionen Pf. St. Noten ausgeben. Das „Geld machen" vermittelst Notenausgabe ist also beschränkt, und dieß ist der Streitpunkt zwischen Peel und den Bankiers. In einem ähnlichen Falle, wie der jetzige, im J. 1825, gab die Bank von England mit Einemmal für sieben oder acht Millionen Pfd. mehr Noten aus als sonst gewöhnlich, und es ist kein Zweifel, daß ein gleicher Schritt auch jetzt den Geldmangel vermindern und, so weit die Bezahlung der Einfuhr von Lebensmitteln betroffen ist, auch heben würde, Peel erklärte aber in seiner Rede vom 10 Mai zuvorsichtlich, daß diese Hülfe nur momentan seyn, und das Uebel vermehren würde, indem so der Wechselcours gegen das Ausland außer Acht gelassen und durch die Mehrausgabe von Papier fortwährend ungünstig bliebe, während die jetzige Theurung des Goldes Hülfe von außenher hereinziehe, indem Gold eine vortheilhafte Verwendung in England fände und somit hereinströme.

Gegen diese Schlußfolgerung läßt sich allerdings wenig einwenden, allein der Punkt bleibt übrig, daß die 14 Mill. Pfd. Noten, welche die Bank vorweg ausgibt, auch kein Gold, sondern nur den Credit der Regierung als Gewähr haben, folglich ein nationales Papiergeld sind, wobei man nicht einsieht, weßhalb dieß Papiergeld durchaus auf 14 Millionen beschränkt seyn soll. Diese Frage, welche kürzlich mit neuer Stärke in der Parlamentsdebatte vom 10 Mai besprochen wurde, ist seit Peels Bankbill vom J. 1844 das große Streitroß. Es ist merkwürdig, daß die wichtigsten unter dem Einfluß der großen Handelsleute Englands, so wie der Bankiers geschriebenen Blätter die Sache in einem Peel feindseligen Sinne commentiren. Als im Jahr 1844 die Bankbill vor dem Parlament war, reichte die Mehrzahl der großen Bankierhäuser Londons ein Memorial an die Regierung ein, worin sie voraussagt, die Beschränkung der Papierausgabe der Bank auf 14 Millionen, so wie auf so viel Papier, als Gold in die Bank gelegt werde, werde sich sehr nachtheilig erweisen und die Regierung möchte sich die Gewalt reserviren, solches im Nothfall zu vermehren. Peel lehnte dieß nach reiflicher Erwägung ab, aber die Geldmänner, oder richtiger gesagt die Leute, durch deren Hände der große Verkehr des Landes hauptsächlich vermittelt wird, sprachen sich in dem Circular to Bankers, in der Shipping and Mercantile Gazette, im Economist und im Bankers Magazine gegen Peels Ansicht aus.

Der Streit hierüber wird seit drei Jahren mit einer großen Heftigkeit, ja von mancher Seite mit Erbitterung geführt, und da derselbe kürzlich in das Parlament gedrungen ist, und man das „Mißlingen" des Peel'schen Plans bei der ersten Geldkrise voraussah, so rüstete man sich zu einem Generalangriff auf denselben; sobald nun das jetzige Parlament aufgelöst und ein neues zusammengerufen seyn wird, so muß die Sache vors Parlament kommen und eine Lösung erhalten, welche wenigstens auf einige Jahre wieder die Norm gibt. Wir unserer Seits sind keineswegs gesonnen, eine eigene Ansicht der von Männern, wie Peel und wie die Mehrzahl der großen englischen Bankierhäuser und der ausgezeichnetsten Schriftsteller Englands entgegen oder auch nur zur Seite setzen wollen, sondern wir beschränken uns auf die Berichterstattung über einen Gegenstand, der auf den politischen und national-ökonomischen Zustand der neuen Völker Europa's einen sehr großen, bisher vielfach nicht gehörig gewürdigten Einfluß ausüben wird.

Ohne also über die Frage von Geld und Werthzeichen, von Banken und deren Einrichtung im mindesten und ein Urtheil zu erlauben, schicken wir hier nur einige aus der Geschichte abstrahirte Bemerkungen voraus. Der Zufluß der edlen Metalle aus Amerika hat vor drei Jahrhunderten alle Werthverhältnisse umgestoßen, und eine große Verwirrung in die nationalökonomischen Verhältnisse in Europa gebracht, es fragt sich aber sehr, ob die Handelsbewegung, welche in Europa durch die Kreuzzüge geweckt worden war und im Laufe des 14ten und 15ten Jahrhunderts allmählich zugenommen hatte, nicht bereits von größerer Wirkung war, als das Hereinströmen der edlen Metalle, denn der Handel hatte solche auch aus dem Orient in nicht geringer Masse hereingezogen. Wir sehen im 14ten und 15ten Jahrhundert allmählich die wichtigsten Veränderungen im

Digitized by Google

nationalökonomischen Zustande der Völker vorgehen, das Uebergewicht der Städte über den kleinen Adel, ja vielfach selbst über den hohen Adel sich befestigen, und es stand eine Zeitlang sehr in Frage, ob nicht wie in Italien und in Flandern, so auch im übrigen Deutschland die Städtemacht, welche eben das bewegliche Vermögen repräsentirte, das Uebergewicht über den Landbesitz und die Fürstenmacht erringen werde. Daß die Fürstenmacht über die Städte den Sieg davon trug, entscheidet über die nationalökonomische Richtigkeit der Frage gar nicht, denn durch das Steuerrecht, welches die Fürsten nun an sich rissen, setzten sie sich in den Besitz der Geldmacht, und befestigten ihre Gewalt mehr als je zuvor. Dieß Uebergewicht des beweglichen Vermögens ward durch das Hereinströmen des amerikanischen Goldes und Silbers nur verstärkt, und ist seitdem im neuern Europa fortwährend gestiegen trotz aller Versuche, dem Landbesitz als einer politischen Macht ein künstliches Uebergewicht zu geben. Die Uebermacht des beweglichen Vermögens ist entschieden, und mit seiner Hülfe sind die Regierungen so mächtig geworden daß keine partiellen Aufstände mehr denselben schaden können, außer wenn sie den tiefsten Grad von sittlichem Unmacht erreicht haben, d. h. wenn sie die Angelegenheiten des Staats so schlecht leiteten, daß der Stand der öffentlichen Meinung sie hinderte, gegen Aufstände die in ihren Händen liegende Macht zu gebrauchen. Während aber die rohe Gewalt gegen Regierungen nichts mehr gewinnen kann, ist durch die Raschheit des Verkehrs die Frage über dem Einfluß, den derselbe auf das Wohl und Wehe der großen Masse ausübt, von entscheidender Wichtigkeit geworden, und diese Wichtigkeit scheint mit jedem Tage zu steigen. Mit Einem Wort, die Frage ist aus einer physischen eine wissenschaftliche und moralische geworden, und gerade in denjenigen Ländern, wo sich die Ideen und Verhältnisse der Neuzeit am schnellsten und fruchtbarsten entwickelt haben, sind sie am frühesten praktisch geworden und haben auf die politische Gestaltung der Dinge am entschiedensten eingewirkt.

Im letzten Jahrzehend spielte der Streit über die Banken eine Hauptrolle in der Geschichte der Vereinigten Staaten, und diese läßt sich ohne eine genaues Eingehen auf diesen Punkt gar nicht verstehen. Die amerikanische Krise rief den Streit über die Banken in England hauptsächlich hervor, und es ist charakteristisch, daß gleich in den Jahren 1838 und 1839 Committees über die Joint Stock Banks niedergesetzt wurden, und später eine Committee über die Banken überhaupt, aus deren Berathungen endlich der Entwurf hervorging, den Peel im J. 1844, als das Privilegium der Bank von England seinem Erlöschen nahe war, dem Parlament vorlegte und durchsetzte. Seit dieser Zeit war der Streit nicht etwa beschwichtigt, sondern entbrannte nur immer heftiger, und wenn wir alles, was über den Gegenstand verhandelt wurde, durchgehen, so finden wir am Ende immer, daß es sich um das Maaß der Aufsicht handelt, welches der Staat über das Bankwesen zu üben hat. Durch diesen Streit zieht sich wie ein rother Faden das Ergebniß der ganz exceptionellen Stellung Englands während der Kriege vom J. 1792 bis 1813. Damals hatte England den Welthandel an sich gerissen und gebot allein auf dem Meere, aber seine Kräfte ließen nach, es mußte zu künstlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen, es stellte die Baarzahlungen seiner Bank ein, statt des baaren Geldes, des Tauschmittels in der ganzen civilisirten und uncivilisirten Welt, trat das Papiergeld auf, und aller Reichthum Englands konnte nicht verhindern, daß dieß Papiergeld gegen Metallgeld um 33 Procent sank, und daß in Folge dessen die Preise aller Dinge, da nur in Papier bezahlt wurde, um eben so viel stiegen. Konnte dieß Verhältniß von Dauer seyn, als der Krieg zu Ende war, als auch andere Völker am Welthandel wieder Antheil nahmen, und ein Austausch zwischen dem Continent und England auf ruhigem Weg sich wieder einstellte? Diese Frage muß man stets im Auge behalten, denn sie liefert den Schlüssel zu allen großen Verhandlungen über das Geldwesen Englands, die seitdem vorgekommen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die sechzehn Tage von Triest über Aegypten nach Jafa in Palästina.

(Von Dr. Titus Tobler.)

Ich traf am Ende des Herbstmonates 1845 zur rechten Zeit in Triest ein, um ohne unnöthiges Säumen auf dem Dampfboote nach Syra, Smyrna und Beyrut abfahren zu können. Allein am zweiten Weihnachtstage sollte eine directe Fahrt nach Alexandrien, die erste der später so bekannt gewordenen Weltfahrten, wenigstens bewiesen werden, daß der Weg über Marseille für das englisch-französische Felleisen länger dauere, unternommen werden. Kurze Reise nach Afrika, der Reiz des Neuen — ich konnte den Anlockungen nicht Widerstand leisten. Doch setzte ich vorher noch eine Frage ins Klare, welche auf einer Reise nach und in dem Morgenlande immer und wieder sich in den Vordergrund drängt; es ist die über die Pestsperre. Auf dem Bureau des österreichischen Lloyd wurde mir als zuverlässig mitgetheilt, daß in Syrien der Ankömmling aus Aegypten keine Quarantäne zu bestehen habe. Am festgesetzten Tage, Morgens 8¼ Uhr lichtete man unter den Befehlen des Capitäns Gelcich die Anker des Impreatore, eines der pferdekräftigsten Dampfschiffe und der besten Läufer, welche der österreichische Lloyd besitzt. Bei der herrlichen Witterung, bei dem günstigen Winde, dem man wohl auch die Fronde, ein Segel bauchig zu blasen, und ein bischen von allem Rechte ließ, die Menschen auf der See vorwärts zu jagen, glich unsrer Fahrt in der That einer Spazierfahrt, bis sie in der Nacht vom siebenten auf den achten einigermaßen ins Stocken gerieth, weil die Maschine, in die man die nöthige Menge Oel zu gießen verabsäumte, sich erhitzte und später, weil man dem klippenreichen Alexandrien sich nahe glaubte. Der Erfolg lehrte, daß die letzte Besorgniß eitel war. Wie langten nicht in der Frühe des achten, sondern erst um zehn Uhr Vormittags, nach einer Fahrt von 146 Stunden, in Alexandrien an, und wie sonderbar wollte mir das Geschick, daß ich gerade zehn Jahre später, am achten des Weinmonats 1835, die gleiche Stadt zum zweitenmal erreicht hatte.

Aber Alexandrien ist in zehn Jahren viel anders geworden. Reihen von Häusern entstanden, ganz nach europäischem Vorbilde; wo schmale Gassen waren, wurde aus gesundheitspolizeilicher und andern Rücksichten niedergerissen, bis es breiter wurde. Den Platz des Ibrahim Pascha, wenn auch in seiner Mitte ein Brunnen nach Wasser lechzet, umgeben stattliche, in europäischem Baustyle aufgeführte Häuser. Zweispänner mit arabischen Kutschern rollen sanft dahin. An vielen Orten wimmelt es von Franken, und doch, — wenn die Nacht einbricht, ist das Leben der Araber die mit ihrem Geschirr und ihrer Polstermuth das Ohr schier betäuben und auf ihren sackelhellen Zügen nach unsern Begriffen närrisches Gaukelspiel treiben, allenthalben ein überwiegendes. Das arabische Volksleben scheint einen unsäglich reichen Fond zu haben.

Wie mag mancher zarten Leserin das Herz beinahe klopfen, wenn sie sich den Reisenden allein denkt in einem andern Weltheile, in einem Lande, wo die meisten Bewohner ausrufen: Es gibt nur einen Gott, und außer Gott gibt es keinen Gott, und Mohammed ist sein Prophet, wo rauhe Gutturallaute einer ganz andern Sprache angehören, wo die Hausfarbe sich schon jener der Mohren nähert, und wirklich quellen einer Europäerin, welche mit uns nach Alexandrien spazieren fuhr, beim Anblicke dieser Stadt und dieser Menschen Thränen aus den Wimpern, und sie war beinahe unverständlich — sie auf dem Verdecke des Dampfers

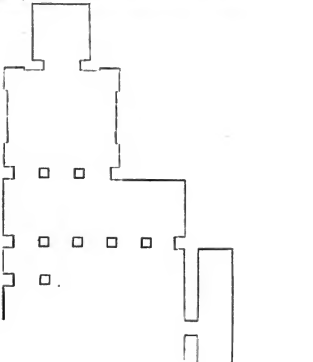
Digitized by Google

versunken in tiefe Trauer und unten in den kleinen Kähnen die Araber so lustig und leichtsinnig wie das erste beste paar Buben, unermüdlich im Herauffinden freundlicher Blicke und Winke. Es hält eben nicht im mindesten schwer, ans Land und in irgend ein Wirthshaus zu kommen, sondern es würde vielmehr beinahe Mühe kosten, auf dem europäischen Schiffe zu bleiben, da die Araber ohne Unterlaß, sogar ungefragt den Fremden, ihren „Siniur“ wenn nicht heradzerren, doch heradrufen. Je toller es zuging, desto mehr ergötzte mich das Schauspiel; mein Lehrjahr des Schauens war schon hinter der Schwelle eines Decemniums.

Ueberall in den namhaftern Städten der Türkei hat irgend ein barmherziger Bruder aus dem Abendlande fürgesorgt, daß den hülfsbedürftigen Fremdling weder Hunger, noch Geld, die er mitbringt, zu Boden drücken. So auch in Alexandrien, Dank dem Siege philanthropischer Ideen. Hier oder dort liest man fränkische Schrift, ein Anzeichen daß eine barmherzige Stiftung, ein gastlich Haus sich dem Wanderer aufschließe. Gratis athmet er auf dem Wege zum Zimmer, welches der freundliche Herr anweiset, die überschwenglich aus der Küche strömenden Gerüche, und wenn er den unverschämten arabischen Kostkreger los geworden, fühlt er sich ganz gemüthlich in dem europäisch-alexandreinischen Zimmer. Und Entzücken auf Entzücken: jetzt ergeht der Ruf zum Essen. Der Neuangekommene mischt sich in die bunte Gesellschaft an der langen Tafel, in dem schattigen Zimmer. Links plaudert ein Italiener, rechts, aber mäßiger, ein englischer Ueberlandreisender, vor ihm ein Franzose, und irgendwo sitzt vor dem Heere weingefüllter Flaschen auch ein Deutscher, der mit seiner Sprache etwas weniger herzhaft herausrückt, als dürfte sie nicht mit andern Idiomen auf das Recht der Ebenbürtigkeit Anspruch machen. Allein man hat nicht besonders viel Zeit mit den lieben Nachbarn anzuknüpfen; denn es folgen Trachten auf Trachten, und zwar 1) Fleisch, 2) Fleisch, 3) Fleisch und 4) wieder Fleisch. Der seltsame Franke meint, was Wunder er verrichte, wenn er nur alles fränkische nachmachen kann, ohne Rücksicht auf Himmel und Erde des fremden Landes. Ob auch die Erfahrungen seit Jahrhunderten dargethan haben, daß ein reichlicher Genuß von Fleisch im Negyptenlande der Gesundheit nicht zuträgt, wenn vermöge des heißen Himmelsstriches kaum oder nicht vermieden werden kann, daß das Fleisch, ehevor es nicht schnell abgesetzt und verspeiset wird, bald in faule Gährung übergeht, wenn das banach schmeckende Fleisch von seltenen Thieren, das sonst als Leckerbissen gilt und darum über Gebühr lange aufbewahrt wird, vollkommen geeignet ist, zu bewirken daß die Pflust vergeht, es muß dennoch auf die Tafel, welcher der Wein brüderlich mithilft, die Zahl fränkischer Unüberlegtheiten vermehren. Der Franke thut in Negypten in seiner Nationaleitelkeit und in seinem Eigensinne alles, um die so köstliche Gesundheit zu untergraben. Obschon vor zehn Jahren, da die Ueberlandreisenden sich noch nicht massenweise über Negypten warfen, die Gasthäuser beinahe um die Hälfte wohlfeiler waren, so kann man doch im Grunde die seltenern, in Negypten schwerer erhältlichen Fleischsorten berücksichtigend, nicht über gar zu hohe Preise klagen, sondern man muß es mehr darüber, daß man seine zweckmäßigere Nahrungsmittel, insbesondere mehr Mehlspeisen, z. B. Reis auswählt, wodurch es auch möglich wäre, zum Vortheil der Gesundheit eine bedeutend wohlfeilere Tafel zu bestellen, indem auf dem Markte wenigstens die Preise der Lebensmittel auf niedrigem Fuße standen.

Es ist nicht entfernt meine Absicht, eine Beschreibung Alexandriens oder doch seiner Alterthümer zu liefern. Wenn ich hier auf eine Antiquität der alten Christen, höchst wahrscheinlich aus der verneschammendanischen Zeit, eingehe, so leitet mich einzig die Hoffnung, daß ich sie der Vergessenheit entziehen könne. Ich meine aber nicht die interessanten Gräber alter Christen, welche unweit der Stadt, östlich vom Rosettethore, nicht lange vor meiner Ankunft aufgefunden und verschüttet wurden,[1] sondern Trümmer einer christlichen Kirche, sie etwa zwei Stunden südwestlich von Alexandrien. Man entdeckte sie beim Graben des Fundamente für die Festung Om Kubebeh. Ueber dem Altar las man:

IC + XC (Jesus Christus). Den Grundriß der Kirche, welchen ich hier beifügen werde, verdankt man der Aufmerksamkeit und der gütigen Mittheilung eines der am österreichischen Generalconsulate angestellten, des Hrn. Giulianĩ.



(Fortsetzung folgt.)

Religiöse Fortschritte auf Hawai. In einer Recension von „L. G. Simpsons Reise um die Welt in den Jahren 1841 und 1842“ führt das Athenäum nach Simpsen die Geschichte der Verfolgung der katholischen Priester und ihrer Anhänger durch die protestantischen Missionäre und die Bestrafung der Hawaier durch Capitän Laplace auf, der sie nöthigte, die französischen Priester in gleichem Maaße, wie die protestantischen Missionäre gewähren zu lassen. Dann sagt das genannte Journal (s. Nr. vom 15 Mai) bei: „aus neueren Nachrichten ersehen wir, daß die katholischen Missionen dort vortrefflich gedeihen, nicht bloß in Folge einer Reaction gegen die früheren Verfolgungen, sondern weil die Bemeinden des Katholicismus eine imponirendere Wirkung auf die Insulaner hervorbringen, als die strenge Einfachheit des Puritanismus, und weil die Priester nicht mit so finsterer Strenge namentlich die Heiligkeit des Sonntags fordern, wie die protestantischen Missionäre. Die letztern haben indeß einen entschiedenen Vortheil durch ihre Schulen, und wenn man sie bewegen könnte, die englische Sprache zum Gegenstand ihres Unterrichts zu machen, und diesen auf nützliche Gewerbe auszudehnen, so würden sie für den endlichen Triumph des Protestantismus mehr thun, als mit allen Controverspredigten, die sie noch bis ans Ende des Jahrhunderts halten werden. Es ist den protestantischen Missionären nicht länger möglich dem Handel Einhalt zu thun. Consuln sind jetzt auf Hawai, und der Handel der Insulaner ist in steter Zunahme. Sie haben somit eine Gelegenheit, ihre Ueberlegenheit über die französischen Priester zu zeigen, indem sie auf die Handelsthätigkeit und den Unternehmungsgeist der angelsächsischen Race hinweisen, ein Argument, das Leute von so praktischem Verstande, wie die Hawaier weit sicherer überzeugen wird, als alle Traktätchen und Controverspredigten.“

[1] S. Ausland, Jahrg. 1845. S. 856.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 131. 2 Junius 1847.

Die Wichtigkeit der ethnologischen Fragen.

Die ethnologische Gesellschaft zu Paris, welche fast noch mehr als ihre englische Schwester auf etwas schwachen Füßen steht, hielt am 26 Febr. d. J. ihre erste dreijährige Sitzung, welche von dem Secretär G. von Eichthal, bekannt durch mehrere ethnographische Schriften, mit einer Rede eröffnet wurde, aus der wir nachstehendes Bruchstück über die Wichtigkeit der ethnologischen Studien ausheben.

„Der Gegenstand unserer Studien ist unermeßlich: er berührt die heiligsten Interessen der Menschheit, das Geschick künftiger Geschlechter. Wir haben die Abstammung der Völker in ihrer physischen Gestaltung, ihren Sprachen, ihren Traditionen und Denkmalen zu untersuchen. Aber die Fragen der Zukunft haben noch ein ganz anderes Interesse. Die bedeutendsten socialen Fragen sind gegenwärtig ethnologischer Art. An der Spitze von allen steht die Verbindung zwischen der schwarzen und weißen Race. Sie ist schon der Gegenstand der lebhaftesten diplomatischen Streitigkeiten zwischen Frankreich, England, Spanien, Portugal, Brasilien und den Vereinigten Staaten geworden, sie ist Ursache der ernstlichsten innern Spaltungen zwischen dem Norden und Süden dieser Republik. Wie kann man sich eines Schauders erwehren, wenn man hört, daß jährlich an 100,000 Schwarze ihrem Geburtsland entrissen werden, um die amerikanische Cultur zu fördern, und daß ein Drittheil oder Viertheil dieser Zahl auf der Ueberfahrt ihr Leben unter Qualen endet. Bis jetzt ist die Lösung dieser Frage noch nicht gefunden, und man darf behaupten, daß nur die Ethnologie sie lösen kann.[1] In Nordamerika selbst geht die eindringliche Race mit raschen Schritten ihrem Untergang entgegen, während sie im Süden an Zahl zunimmt, und selbst an manchen von Spaniern und Portugiesen colonisirten Orten das politische Uebergewicht wieder zu erringen strebt. Im Süden und Osten Asiens hat die Berührung zwei Volksstämme von den entgegengesetzten Anlagen neben einander gestellt, den Hindu, der sich in die Betrachtung des intellectuellen Lebens und die Träume einer fieberischen Einbildungskraft vertieft, und den Chinesen, der ganz der Uebung der Handarbeit und dem Cultus der materiellen Interessen lebt. Die europäische Menschheit ist in fortdauernder Berührung mit diesen beiden Völkern, die in manchen Beziehungen seine Lehrmeister waren: was hat sie jetzt von denselben zu erwarten, und was kann sie ihnen geben? Welche Form wird unter diesen neuen Verhältnissen der metaphysische und poetische Geist der Hindus und die industrielle Thätigkeit der Chinesen annehmen? In Europa selbst sehen wir auf jedem Schritt die Kämpfe feindlicher Racen, der Griechen gegen die Türken, der Slawen gegen Deutsche und Magyaren, der Franzosen gegen Araber, der Iren gegen die Engländer. Ehemals entschied das Schwert über diese Fragen, aber das Schwert ist jetzt nicht mehr der oberste Gebieter. Der Unterdrückte ist zu mächtig oder der Unterdrücker zu furchtsam, das Gesetz tritt allmählich an die Stelle der Gewalt, und was ist dieß Gesetz in Bezug auf die Verhältnisse der Racen, als das letzte Wort der Ethnologie?

„Bei uns selbst, im Schooße Frankreichs, bieten sich zahlreiche interessante Gegenstände für unsere Studien dar. Wir vereinigen auf unserm Gebiet die Reste der ältesten europäischen Racen, die noch ihre physischen Eigenthümlichkeiten, ihre Sprachen, selbst ihre Sitten bewahrt haben. Wir haben Basken, Celten, Flamänder, Deutsche, Catalanen; ganz Frankreich zerfällt noch, wie im Mittelalter, in zwei mächtige Gruppen, die Völker der Sprache von Oui, und der Sprache von Oc, Gruppen die durch Gewohnheiten und Anlagen sehr verschieden sind. Welches ist der gegenwärtige Zustand dieser verschiedenen Racen? Welches sind die Gränzen ihrer Ausdehnung? Durch welche besondere Züge unterscheiden sie sich in physischer und intellectueller Hinsicht? Das sind Fragen, welche sich, ohne daß wir den Umkreis Frankreichs verlassen, den Forschungen der Ethnologen darbieten.

„Die Ethnologie muß ihre Nachrichten aus dem ganzen Gebiet menschlicher Thätigkeit, selbst aus den gesellschaftlichen Einrichtungen schöpfen, und deßhalb sich auf die Gesammtheit menschlicher Kenntnisse stützen. Sie muß die Sprachforschung, die Alterthumswissenschaft, die Sagenkunde, die verschiedenen menschlichen Werkzeuge, den anatomischen Bau zu Rathe ziehen; die Geographie und Geologie selbst müssen ihnen die Mittel liefern. Daraus erklärt sich, warum die Ethnologie sich so spät entwickelte. Die verschiedenen Menschenracen mußten genuglam gekannt, die unerläßlichen Hülfswissenschaften selbstständig begründet seyn und eine hohe Entwicklung erlangt haben. Die Ethnologie konnte nur die Krone der wissenschaftlichen Baues seyn, der seit drei Jahrhunderten mühsam aufgeführt wird."

[1] Das ist etwas zu viel von der Wissenschaft gefordert, sie kann den Stand der Sache aufstellen und die Entwicklung fördern, nicht aber sie herbeiführen. A. d. R.

Die Geldkrise und die Eisenbahnen in England.

(Fortsetzung.)

Man kann Peels Bill vom Jahr 1819 als von der Nothwendigkeit geboten ansehen, und sie dennoch nicht in allen ihren

Digitized by Google

Theilen billigen. Wir führen hier in Betreff des Fehlers, welchen Peel beging, um nicht in einer so wichtigen Sache bloß unsere eigene Ansicht geltend zu machen, eine fremde, an; das Banker's Magazine vom Mai 1846 enthält hierüber folgendes: „die meisten Schriftsteller stimmen in der Ansicht überein, daß Peels Bill dem Lande ernsten Nachtheil zufüge, indem sie die Wiederaufnahme der Baarzahlungen verordnete ohne Rücksicht auf bestehende Contracte, die in einem entwerthten Umlaufsmittel abgeschlossen, nicht in einem höher gewerthten Umlaufsmittel hätten festgestellt werden sollen. Ein großer Theil der Nationalschuld, zahlreiche Pfandschulden, Anleihen und andere Geldvorschüsse, welche zu einer Zeit gemacht worden waren, wo eine Pfundnote nur 13 Sch. 4 P. (d. h. 66 Proc. ihres Nominalbetrags) werth war, mußten jetzt von den Schuldnern in einem Umlaufsmittel bezahlt werden, wo das Pfund 20 Schilling werth war. Während der Einstellung der Baarzahlungen durch die Bank war eine Guinee 27 Schilling werth, und dieß kann man als den Maaßstab der Entwerthung in Folge der Einstellung der Baarzahlungen betrachten. Unter diesen Umständen war ein Gesetz, welches das Pfund, das früher nur $13^1/_3$ Sch. werth war, auf 20 Sch. erhob, eine augenscheinliche Ungerechtigkeit gegen Alle, welche Verpflichtungen zur Bezahlung einer bestimmten Summe in entwerthetem Papiergeld eingezogen hatten. Man hätte eine Clausel in das Gesetz einschieben sollen, daß alle bestehenden Contracte mit Einschluß der Nationalschuld nach dem entwerthten Papier hätten geschätzt werden sollen, und so wäre die Schuld um ein Drittel ihres jetzigen Belaufs reducirt gewesen. Dieß geschah, als man die irische Geldwährung der englischen gleich stellte, und wäre diese Clausel auch in Peels Bill von 1819 eingeschoben worden, so wäre dieselbe viel billiger gewesen als sie sich wirklich erwiesen hat."

Wir theilen hier bloß diese Ansicht mit, ohne zu entscheiden, ob der Vorschlag ausführbar gewesen, denn diese Ansicht darf man nicht aus dem Gesicht verlieren, weil sie in den öffentlichen Verhandlungen immer wieder als nie ersterbender Vorwurf gegen Peels Bill vorkommt, [1] und zweitens, weil sich eine ganze Schule von Staatsökonomen, die sogenannte Birminghamer Schule, darauf stützt. Diese wollen zurückkehren zu dem entwerthten Papier, sie behaupten, und zwar wie uns scheint ganz richtig, Peels Bill habe den innern Werth der Steuern des Landes sehr bedeutend erhöht, und da die Last am härtesten auf die industriellen Classen falle, so müßten die Umlaufsmittel wieder auf denselben Standpunkt herabgebracht werden, wie während der Suspension der Baarzahlungen der Bank, um den durch die Wiederaufnahme der Baarzahlung verursachten Schaden wieder gut zu machen. Es braucht keines Beweises, daß dieß nicht nur ein ganz unausführbares Ding ist, sondern daß es den beabsichtigten Zweck nicht einmal erreichen würde. Auch wird von den Sprechern der höhern Bankierclasse diese Ansicht durchaus verworfen, und Neubegate, der sich in der Sitzung vom 10 Mai zum Vertheidiger derselben machte, ward von Sir Robert Peel ziemlich cavaliermäßig abgefertigt. Daraus kann man wohl sehen, daß diese Meinung keine Aussicht hat, sich je praktisch geltend zu machen, und wir lassen sie deßhalb völlig bei Seite. Peels Bill ist seit 28 Jahren Gesetz, und die seitdem abgeschlossenen Geldverträge können nicht mehr umgewandelt werden; die Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit wäre noch weit schreiender, als die durch Peels Bill veranlaßte.

Indeß beruht die gänzliche Unausführbarkeit dieser Ansicht weniger auf den innern Verhältnissen Englands, als auf den äußern. England kann kein Geldsystem bei sich einführen, das mit dem aller andern Länder in Widerspruch steht. Man setze den Fall, England gebe wieder ein Papiergeld aus das in einem Werth stände, daß man 27 Sh. Papier für eine Guinee erhält, so werden alsbald die bedeutendsten Waaren, vor allen das Korn, dieser große Werthmesser, um ein Drittheil im Preise steigen; wenn England Korn bedarf, wird man es ein- und dafür nicht das Papier, sondern das Gold ausführen, und zwar nicht 20 Sh. in Gold, sondern 27, indem der Einführer einen Wechsel auf den Nominalbetrag des englischen Preises erhält, der ihm dann an dem fremden Orte, auf den der Wechsel ausgestellt ist, voll ausbezahlt würde. Um diesem Uebelstand entgegenzuarbeiten, müßte der Staat eine entsprechende Abgabe auf das Korn legen, um seine eigenen Ackerbauer gegen die übermäßige Concurrenz zu sichern, denn wenn durch die Geldwährung Englands die Kornpreise um ein Drittheil gesteigert würden, so wäre die Lockung zur Einfuhr zu groß. Hier hat man den Schlüssel, weßhalb die Kornzesetze in England vor Peels Bill so gut wie gar nicht angegriffen, und gleich nach derselben zur unerträglichen Last wurden; sobald die Geldwährung zwischen England und der übrigen Welt wieder gleichgestellt war, konnte man die Kornpreise nicht ausschließlich in der Höhe halten; von da an waren sie ein unbilliges Vorrecht einer Classe, und wenn Peel sie im J. 1828 noch als ein nothwendiges Mittel erklären durfte, um den Glanz des Adels zu erhalten, so kann man nicht umhin zu erstaunen, wie innerhalb 20 Jahren, gestachelt durch die nationalökonomischen Verhältnisse, der Volksgeist und die herrschenden Ansichten in England sich ändernten, denn es leidet keinen Zweifel, daß die aristokratischen Vorurtheile der Engländer seit 20 Jahren reißend abgenommen haben, und man darf nur die Reden Cobdens und seiner Freunde lesen, um die entschiedene antiaristokratische Gesinnung in Kirche und Staat darin deutlich und scharf zu erkennen.

Peels Bill beruhte auf der Einsicht von der Unmöglichkeit, in England einen von der übrigen Welt verschiedenen Geldcurs aufrecht zu erhalten. Diese Einsicht lag seiner Bill im J. 1819 und seiner Bankbill zu Grunde; er wollte nach der Ansicht handeln: daß der Werth der Waaren sich nach der Masse des vorhandenen Geldes richten müsse, daß dieselben gut bezahlt würden, wenn viel Geld vorhanden, und schlecht, wenn wenig Geld vorhanden sey; dieß Geld dürfe aber, wenn das natürliche Verhältniß zu andern Ländern bewahrt werden solle, nicht willkürlich vermehrt werden, d. h. man dürfe nicht, wenn es an baarem Geld fehle, ohne weiteres den Mangel desselben durch Creirung von Papiergeld ersetzen, weil dieß nur dem natürlichen Fallen und Steigen der Preise im Wege stehe. Hier ist der Punkt, wo Peel und seine Anhänger mit dem gesammten höhern Handelsstand in Conflict kommen. Das Circular to Bankers, das in seinen neuesten Blättern die heftigsten Angriffe gegen Peels Bankplan neuerdings anbebt, sagt hierüber (Nro. vom 14 Mai) sehr scharf, aber wahr: „Peel und seine Anhänger hielten sich an gewisse Theorien, die in abstracto ganz plausibel, auf die bestehenden Umstände und die gesellschaftliche Lage Englands aber durchaus unanwendbar sind." In der Theorie geben also selbst die Gegner Peel Recht, in der Praxis geben sie ihm Unrecht; dieser Punkt verdient sonach genauer untersucht zu werden, denn von der Art, wie man ihn auffaßt, hängt die financielle Zukunft Englands ab.

[1] Auch in der Sitzung vom 10 Mai d. J.

Digitized by Google

Die Uebereinstimmung sämmtlicher großen Handelshäuser über die Nothwendigkeit, der Bank von England oder den Privatbanken in gewissen Fällen eine größere Notenausgabe zu verstatten, verdient alle Beachtung, denn sie beweist, daß hier ein auf der Lage des englischen Handels beruhendes Bedürfniß besteht. Wie haben oben schon angemerkt, daß sich dieß Bedürfniß früher stets bei den durch die Korngesetze veranlaßten sehr unregelmäßigen Korneinfuhren kund gab, die, da sich nicht sogleich angemessen starke Ausfuhren finden konnten, durch Gold gedeckt werden mußten, und da sich diese Goldausfuhr mehr als einmal auf 8 bis 10 Millionen belief, so ward das Gegenmittel, die Vermehrung der Umlaufsmittel durch Notenausgabe, schnell ergriffen. Da die dießjährige ungewöhnliche Korneinfuhr dasselbe Bedürfniß hervorrief, und bei dem jetzigen Stande der Gesetzgebung das Gegenmittel nicht anwendbar war, so konnte die Krise unmöglich ausbleiben. Hier erwartete man den Peel'schen Bankplan, und bezeichnete das Eintreten einer solchen Krise als sein Ende. Die Krisis ist eingetreten und darum beginnen die Angriffe mit erneuerter Heftigkeit. Peel selbst hat in seiner Rede vom 10 Mai eine Bemerkung gemacht, welche diesen Einwurf gegen seinen Plan rechtfertigt. „Hr. Th. Baring," sagte er, hat die Bemerkung gemacht, Frankreich habe nicht in demselben Maaß wie wir gelitten; ich nehme die Metallgeldcirculation Frankreichs auf 80 Mill., seine Papiergeldcirculation auf 30 Mill. an; man nehme den Fall umgekehrt, die Papiergeldcirculation sey 80 und die Metallgeldcirculation 30, glaubt man wohl, der Minister jenes Landes hätte die Zuversicht gefühlt, die er im Verlauf der Krise zeigte?" Peel wollte dadurch die Nothwendigkeit beweisen, daß in England die Papiergeldausgabe eine metallische Grundlage haben müsse, wenn nicht das Mißtrauen auf die Zahlungsfähigkeit der Banken und somit der „run for gold" eintreten sollte, aber es läßt sich auch ein anderer Schluß für England daraus ziehen. Was England an Noten ohne metallische Grundlage ausgeben darf, beträgt zwar nur etwa 25 Mill. Pf. und das Metallgeld etwa 40; aber die Geschäftsausgleichung durch die Geldanweisungen (checks) der Bankiers ist unendlich entwickelter als in Frankreich, und man kann wohl annehmen daß diese Checks sich auf das Dreifache der eigentlichen Banknoten belaufen; man hat also hier einen Notenumsatz von 100 Mill. gegen 40 Millionen baares Geld, und ein Abzug von 8 bis 10 Mill. baares Geld muß ohne Vergleich empfindlicher wirken, wenn sie nicht momentan durch stärkere Notenausgaben, durch die „Elasticität des Creditwesens," wie man sich ausdrückt, ersetzt wird.

Ein besonderer Umstand ist noch hinzugetreten, dieß Verhältniß zu erschweren. Vor 20 Jahren noch gaben die Banken eine Menge 1 und 2 Pfd. Noten aus, und diese ersetzten nach mäßiger Berechnung etwa 10 Mill. Pfd. in Gold im Verkehr. Das natürliche und in manchen Beziehungen sehr gerechtfertigte Bestreben der Regierung ging dahin, die 1 und 2 Pfd. Noten nach und nach einzuziehen, und solche endlich, wenigstens in England — denn in Schottland dürfen die Banken solche noch ausgeben — zu verbieten; der Zweck ging einfach dahin, den gewöhnlichen Tagsverkehr durch baar Geld bewerkstelligen zu lassen, und die Noten für größere Zahlungen aufzusparen. Die natürliche Folge war, daß eine Masse Gold dadurch in den Provinzen sich verbreiten mußte, und nicht wie sonst in die englische Bank oder in Privatbanken eingelegt wurde. So viel wurde also den großen Handelsbedürfnissen entzogen, und dieß wurde um so schwerer gefühlt, als Silber bei seiner jetzigen Währung nur in geringer Menge gemünzt und in noch geringerer Menge in stetem Umlauf syn konnte. Das Gewicht dieses Umstandes ist so groß, daß schon im Laufe des Monats April in London Wetten angestellt wurden, daß die Bank binnen einer gewissen Zeit Einzahlungen ausgeben werde. In einer der gegenwärtig sehr zahlreichen Pamphletisten über das Geldwesen, ein Hr. Buchanan aus Glasgow, erklärt geradezu: „ich glaube nicht, daß die Bank von England im Stande seyn wird, Staatspapiere in hinreichender Menge zu verkaufen, um die im Julius fälligen Dividenden der Staatsschuld zu bezahlen, wofern nicht das Parlament, ehe es sich auflöst, zwei sehr durchgreifende Maaßregeln annimmt, nämlich daß Silberschillinge zu jedem beliebigen Betrag als gesetzliches Zahlungsmittel angenommen werden müssen, und daß die Bank von England und alle andern Zettelbanken Einzahlungen ausgeben." Diese Ansicht setzt die Nothwendigkeit einer solchen Maaßregel sehr nahe, und führt uns einerseits auf die Nothwendigkeit die Silberwährung Englands zu ändern, und andrerseits auf den Antheil, den das Verfahren der Regierung an der gegenwärtigen Krise hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die sechzehn Tage von Triest über Aegypten nach Jafa in Palästina.

(Fortsetzung.)

Ich kam nicht nach Alexandrien um Aegypten zu sehen, sondern um so schnell als möglich nach Jerusalem, meinem Bestimmungsorte zu gelangen. Ich glaubte Zeit zu gewinnen, wenn ich den Weg über Aegypten wählen würde. Uebrigens stellt man sich in Triest doch die Erreichung Jafas oder Jerusalems von Aegypten aus leichter vor als die Wirklichkeit lehrt. Hoffi man auf einem arabischen Küstenfahrer direkte nach der Hafenstadt Jerusalems hinüberfahren zu können, so wird man sich in der Regel getäuscht sehen; denn die Gelegenheit einer directen Fahrt bietet sich sehr selten dar, und vergeblich war auch mein Bemühen eine solche zu finden. Auf einem Dampfschiffe über Beyrut Kreboschütze zu thun, gelüstete mich eben nicht; das Miethdampfboot, welches nach Caire fahren sollte, wurde erst in acht Tagen erwartet, und so viel schien mir ein stabile perpetuum, dass für mich auch sehr wenig Anziehendes hatte. Es blieb noch eine andere Route übrig, die zu Land über Rascheh (Rosette) nach Damiat und zu Wasser nach Jafa. Dieser Weg aber oder wenigstens die Landroute wurde als selten, als langweilig, als beschwerlich bezeichnet. Gerade im letztern Punkte lag für mich viel Reiz. Ich unternahm meine zweite Reise nach Jerusalem nicht, um an den Beschwerden mit großer Bestimmtheit vorüberzugehen, sondern im Verhalten, ihnen und selbst Gefahren die Stirne zu bieten, falls sie von einer Ausbeute für die Wissenschaft unzertrennlich seyn sollten. Begierig ergriff ich den Anlaß, um mich verklaßig zu erproben, ob meine Erwartungen oder Hoffnungen von der Strapazenrüchtigkeit meines Körpers in Erfüllung gehen. Es war entschieden, die Gesellschaft der Franken verlassend mich auf selbstständigen Reisefuß zu setzen, und der Cultur mehr den Rücken zuzukehren, Streiche der Wüste zu durchmessen.

Am eilften Weinmonat in der Frühe verließ ich auf einem Maulthiere Alexandrien, geführt von einem Araber, Namens Ibrahim (Abraham), der etwas italienisch verstand, und ein mit meinem Gepäcke beladenes Pferd tritt. Nach einer Stunde hatte ich Kenetad Alley ein, das Thor der Alexandriner Franken, welches von diesen Namte genannt wird. Meine Phantasie hat diesen Ort, von dem ich längst schon so viel vernahm, aufs trefflichste ausgemalt; allein meine Malerkunst der Phantasie hätte ich dießmal füglich unversucht lassen können. Ein dürftiger Hain und dürftige Hütten auf einer Landwelle füllen den ganzen Rahmen. Da ich, gestützt auf grundsolche Berichte, keinen Mundvorrath bei mir hatte, so war mir Namte doch eine sehr willkommene Stätte: denn, nüchtern abgereist, plagten mich Hunger und Durst.

Digitized by Google

Eine Flasche voll vorzüglicher Milch stillte nun beides; ich trank mit solcher Lust, daß sie mir die Dienste einer Seihe auf das bereitwilligste verfah. Das war aber auch alles, was ich auftreiben konnte, und es gelang mir nicht, meinen Mundvorrath von Brod, Citronen, Kaffee und Zucker zu vermehren, der sich nicht am besten zur Wüste in ihrer Anderthnung vom Namle bis Raschid reimte. Ungeachtet die öde Gegend eine Reihe unangenehmer Erinnerungen aufsteichte, bot sie doch auch ihren eigenthümlichen Reiz dar, theils schon weil der Weg sich beinahe immer an der Meeresküste hinzog, theils wegen des Fischfanges, theils auch wegen des natürlichen schön weißen Kochsalzes, das unter den Füßen zu Tage bricht. Wie oft erklang schon das Wort Rhukir, und wie einsam stand da in einiger Ferne diese Festung mit dem Telegraphen. Mittags erreichte ich den einsamen Ort Marieh an einem Meeresarme, und ich machte hier Halt, um wenigstens mein Brod zu verzehren, und das schon gebrochene Ukrglas mit Papierkreisen, die ich mit Pappe befrich, zusammenzuflicken. Ich war überrascht, den Gruß: Buon giorno aus dem Munde einer unverschlierten Dirnenlain zu vernehmen, welche ganz allein, nur von Bedienten begleitet, gen Alexandrien reiste. Sie sah sehr jung aus, doch mehr plump als schön. Dieser Gruß und die schwarzen fränkischen Schuhe, die sie trug, gaben den Beweis, daß der Einfluß der Franken sich auch auf diese Dame erstreckte, von der übrigens mein Ibrahim nicht die günstigste Meinung zu haben schien. Wir setzten dann über den schmalen Meeresarm und den Weg fort, und auf diesem sah ich noch nie freudiger einen Derwisch mit seinen Biegenden Haaren mir nahen, als heute, da er, von einer kleinen Moschee herbeilaufend, zu Stillung meines brennenden Durstes Wasser darreichte. Gerade beim Einbruche der Nacht langte ich in Raschid an. Die Franken in Alexandrien flößen mir so viel Ehrfurcht ein, daß mich keine Lust anwandelte, bei einem solchen, der Fremde bewirthet, einzukehren, und ich zog vielmehr vor, in einem arabischen Kaffeehause zuzusprechen, das ohnehin weit mehr Bekehrendes darbieten muß, wenn man die Sitte und Lebensart der Morgenländer kennen lernen will. Freilich hat man auf eine ansehnliche Summe von Bequemlichkeiten Verzicht zu leisten. In einem solchen arabischen Kaffehause bekommt der hungrige Reisende nichts als schwarzen Kaffee und höchstens als Beigabe noch Brod, der durstige gutes Wasser, das er irgendwo in einem Winkel selber schöpfen mag, und der müde auch schlüpfige eine Schilfdecke auf einer Bühne. Eine solche arabische Herberge ist aber in der That ein vortreffliches Schulzimmer für den Franken, der da sieht und hört, was die Morgenländer in ihrer gefelligen Erholung treiben, der da selbst schmeckt und fühlt, was sie selber unter gleichen oder ähnlichen Umständen schmecken und fühlen. Außer der Sorge für die etwas dürftige Nahrung war meine angelegentlichste, das Bett einzurichten. Auf die Schilfdecke warf ich meinen dicken, wollenen Reck und darüberhin einen morgenländischen Wollenteppich. Binnen der zwei Feiertagen mit meinem Reiseredc gepeinigt, mußte mir als Kissen behilflich seyn, und mit einem Mantel deckte ich mich zu. Wen hier aus, auf der Bühne, beförderlich sie meine Schau- und Herrschaft. Auf dem Divan hockten die Araber ihren dampfenden Kaffee schlürfend und ein gargelndes Nargbileh rauchend, und um dem Bilde des morgenländischen Lebens in den Kaffeehäusern die ächte Garnatzen zu verleihen, kam noch ein Mährchenerzähler, den ich aber in meinem schlaftrunkenen Zustande nicht einmal sah. Wer sich das weblich an einem Pilarme angenehm gelegene Raschid als schön vorstellt, möge nicht zögern sich des Irrthumes zu entledigen. Schon bezeugen viele Ruinen von Häusern die Vergänglichkeit dieser sonst merkwürdigen acht saracenischen Stadt. Man verscherte mich daß Mehemed Ali einen Befehl ergehen ließ, Häuser, die tauglich Bauksteine zu seinen Zwecken hatten, niederzureißen, und diese Steine nach Alexandrien hinüberzuschaffen. Die Häuser, die noch stehen, sind von düsterer Farbe und hoch, so wie die Reihen einander nahe. Kaum erblickt man etwas Heiteres, mit Ausnahme eines Klosters gegen Mitternacht. Uebrigens ist die Stadt ziemlich groß.

Am 12ten. Gestern reiste ich se unpraktisch, daß ich mir Zwang anthun mußte, der Aufrichtigkeit in der Erzählung treu zu bleiben. Mir stand jetzt keine blendende Reisecanleitung eines Franken zu Gebote, und ich wählte das Sicherre: ich versah mich nämlich für die Weiterreise mit Lebensmitteln, mit Fleisch, Eiern, Brod, Käse und Citronen, daß es eine Freude war; auch mit Wasser gefüllte Krüge durften nicht fehlen. Dieser Einkauf, die Anschaffung von Futter für die Thiere und die Saumseligkeit meines Führers raubten se viel Zeit, daß wir erst gegen Mittag ausrückten. Kaum durchritten wir einen schmalen Uferstrich des Nils, als die Wüste begann, an der ich mich se herzinniglich labte, als an Confurküchen im Abendlande. Merkwürdig war am Abende der Anblick ganzer Schaaren von Seefyimen, die beim Herannahen des Reitthieres das Heil in der Flucht suchten. Dem Scheine des Mondes erhielten se eine gar schöne weißgelbliche Farbe, und se gemahnten mich oft an die Mäuse Pharao's. Nicht genug daß mein Maultier in der Nähe von Raschid stürzte, wobei ich nicht etwa bloß den müßigen Zuschauer machte, auch an der Küste des Meeres hatte ich mit demselben manches Unangenehme zu bestehen. Ich trieb das Thier dicht an daselbe, weil da der Weg härter und das Gehen leichter war. Se geschah es oft, daß die Brandungen heraufbrauschten; sobald aber das Wasser herauschäumte, wich der Maulesel vor Furcht ergriffen ab, und ich verschwendete viele Mühe, bis er willig in die Brandung ging. Jedoch weit mißlicher als dieß war die Gefahr, die meinen Handschriften und Zeichnungen drohte, indem die wassergefüllten und mit arabischen Beischriften verschenen Krüge (Bardaken) ihren Inhalt dem Fellleisen mitzutheilen anfingen. Dem Araber darf der Reisende nichts Rechtes anvertrauen; er ist ein Kind. Unmöglich läßt sich im Abendlande die genügenlose Nachlässigkeit und Leichtsinnigkeit der Araber begreifen. Ich will es nicht bergen, daß meine Geduld in seltenem Grade auf die Probe gesetzt ward, als ich Abends nach neun Uhr in der Nachtstation eintraf, die so unerreichbar schien, als die Thurmspitze für die empergezehrte Hand des Kindes. Man träumte sich aber hier sein Dorf zusammen aus dem Kleinen, von wenigen Kriegsleuten bewohnten, mehr dem Namen nach befestigten Orte mit zwei Kanonen, die auf Wagen geladen waren; er heißt Dyulo[1] nach dem alten Pharusion. Auf einem kleinernen Divan am Festungshause unter freiem Himmel breitete ich mein Nachtlager. Ich schiepte nicht umsonst Fleisch mit, und obschon ich in dieser Spöte meinem Ibrahim nicht mehr gerne plagte, so ließ ich dennoch daselbe kochen, was er nach einigem Anstand, immerhin aber ohne Widerspruch that; meine entschiedene Haltung beg dem letztern vor. Er fand übrigens einen treuen Gehülfen in einem Araber, der sich von Raschid aus uns anschloß, und zwischen Alexandrien und Damiat die Dienste eines Fußboten besorgt. Beinahe rührte es mich, wie ein Araber, welcher die Festung bewacht, in aller Stille und mit einer Miene von Gutmüthigkeit uns Wasser und süßer Datteln brachte. Schlafend konnte ich mir die Langeweile ersparen, mit der ich wachend auf das Fleischgericht erwartet hätte. Ich nährte mich wieder einmal vorzüglich, besser als in Alexandrien, und se nahmen an dem Mahle gerne Theil, beide Araber, die ich heute an Frugalität übertraf. Man hat oft gesagt und geschrieben, daß die Lastthiere in Aegypten weniger der Nahrung bedürfen als in Europa, das ist wahr, selbst daß se mit beinahe nichts gefüttert werden, daß ist aber unwahr. In Raschid sind unser Pferd recht munter, aber wen da sie Brules sehr wenig und das Maultier gar nichts. Außer der Zeit des Ausruhens über Nacht werden die Thiere im Tage nur einmal, höchstens eine Stunde lang gefüttert, falls se auch in dem angegebenen Zeitraume 12 bis 14 Stunden gehen oder laufen müssen. Die unreifen bekamen gedroschene Feldbohnen (Ful), Hafer und ziemlich klein gebackes Haferstroh.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Verpflanzung. Man sieht gegenwärtig im Jardin des Plantes zu Paris ein merkwürdiges Beispiel von heterogener Verpflanzung; zwei Zweige der Stechpalme mit Buschelblättern hat man auf einen Pfirsichbaum gepfropft. Alle Blätter des Pfirsichbaumes sind stachelig geworden und die Blüthen der Stechpalme haben sich rosenroth gefärbt. (Voleur. 20 Mai.)

[1] Nach der heutigen Volkssprache Dakuleh.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 132. 3. Junius 1847.

Ueber den Stand der französischen Literatur.

Die Nouvelles Annales des Voyages vom April d. J. enthalten als Eingang eine Threnodie über den jetzigen Zustand der französischen Literatur. Der Rothschrei ist sicherlich durch die Lage des Journals abgepreßt, das, um sich zu halten, seit einer Reihe von Jahren mehrere Wandlungen durchgemacht, und mehrmals die Redacteure gewechselt hat. Was an dem Journal besonders zu loben, ist der sichtliche Eifer seiner Mitarbeiter, wenn es auch den Anforderungen die man an ein solches, namentlich in Paris erscheinendes Journal machen könnte, keineswegs entspricht, und besonders mit der Mittheilung geographischer Nachrichten sehr im Rückstand ist. Die Klage aber, daß das Publicum gegen ernstes Wissen theilnahmlos sey, ist nur zu gegründet, wie wir neuerdings wieder an einem erst drei Jahr alten Journal erprobt haben, an der Revue de l'Orient, die, wenn auch einige sehr dünne Suppen mit unterliefen, doch im Ganzen sehr tüchtige Speise lieferte, und noch dazu in keinem gelehrten Ton, sondern auf eine Art verfaßt, daß selbst die bloße Unterhaltungslust dadurch angeregt seyn konnte. Das Januarheft dieses Journals erschien erst im Mai als „Revue de l'Orient et de l'Algerie" in sehr magerer Gestalt, schallich kränkelnd, und wird wohl bald das Schicksal aller der französischen Journale theilen, welche sich mit dem Orient und mit Afrika speciell beschäftigten. Diese Theilnahmlosigkeit des französischen Publicums ist ein politisches Uebel für Frankreich, wo eine lebendige Kenntniß der afrikanischen und orientalischen Verhältnisse sehr nöthig wäre. Doch dieß hängt mit der allgemeinen literarischen Richtung eng zusammen, und deßhalb wollen wir nach den Nouv. Ann. des Voyages eine Skizze derselben in kurzen Sätzen mittheilen, nicht als ob solche etwas besonders Neues enthielte, sondern nur als Probe der Selbsterkenntniß, welche aller gründlichen Besserung vorangehen muß.

„Wir sind noch lange nicht aus dem Zustand von Marasmus heraus, in den uns ein beklagenswerther Zusammenfluß von Umständen und Ereignissen geworfen hat. Der Geist schmutziger Speculation, der eine Zeitlang über ganz Frankreich eingebrochen, ist noch nicht allenthalben todt, und herrscht noch in der Presse in seiner ganzen Häßlichkeit. Die Kunst ist zur Trödlerin geworden, die Wissenschaft genießt nur Ansehen im Verhältniß zu dem unmittelbaren Gewinn, den man von ihr erwarten kann. Die Literatur, eine schamlose Dirne, hängt sich an die schlechtesten Seiten, an die rohesten Gelüste unserer Natur. Alles ist zum Gewerbe geworden, oder wird so angesehen. Hätte diese rohe Profanation alles dessen, was sonst achtungswerth war, nur die Folge, daß einige Leute, welche die edle literarische Laufbahn durch ihre Unverschämtheit entehren, sich selbst verächtlich oder lächerlich machen, so wäre das Uebel nicht so groß, aber das Unglück liegt nicht hierin. Wenn die Journale, mit wenigen Ausnahmen von Phrasenmachern ohne Geist und ohne Kenntnisse redigirt, die jetzt die schlechtesten Leidenschaften, von denen sie bisher gelebt haben, nicht mehr aufregen können, die Abonnenten aus ihrer gefährlichen Gleichgültigkeit aufzustacheln suchen, so geschieht dieß nicht durch eine solide, lehrreiche, mannichfaltige Redaction, sondern durch diese Feuilletonliteratur, die alles überwuchert hat. Wer wagt es zu läugnen, daß die öffentliche und die Privatmoral seit zehn Jahren nicht wesentlich dadurch gelitten hat! Wenn ein unmoralisches Werk aus einem franken oder verdorbenen Gehirn hervorging, so muß ein solches Buch doch nicht gerade die Heiligkeit des häuslichen Herdes angreifen, findet es sich aber in den Journalen, wie soll man ihm den Zugang in die Häuser verschließen? Ein Journalwechsel hilft nichts, denn das Uebel steckt in allen, und darum sind die öffentlichen Blätter, welche ein mächtiges Mittel des Unterrichts und der Sittlichung seyn könnten, in dem gegenwärtigen Zustand der Dinge das thätigste Mittel einer doppelten Verschlechterung, einer Verschlechterung der Sitten und des Geschmacks, denn auch der Geschmack, diese erhabene Eigenschaft, verkert seine Reinheit durch die wiederholte Berührung mit den oben bezeichneten Werken, wie der Gaumen durch den Gebrauch der Gewürze und starken Getränke."

Die Geldkrise und die Eisenbahnen in England.

(Fortsetzung.)

In England sind nur Gold oder Noten der englischen Bank gesetzliche Zahlungsmittel; Silber braucht man nur bei Zahlungen unter 2 Pf. St. anzunehmen, es ist also nur für den Kleinverkehr bestimmt, und kann auch bei der jetzigen Währung nicht in größerer Masse vermünzt werden, weil das gesetzliche Verhältniß zwischen Silber und Gold in England nur 1:14,287 ist, während das Verhältniß auf dem Continent durchschnittlich wie 1:15,5 sich stellt; so wie man also Silber in größerer Masse prägte, würde es schnell aus dem Lande gehen.[1] Im August vorigen Jahrs hatte die Bank über dritthalb Millionen Pfd. Sterling in Silberbarren und konnte diese auch verwenden, da sie Noten dafür ausgab; sie darf aber nur für den fünften Theil

[1] Dieß zeigt sich auch aus dem Umstand, daß am Ende vorigen Jahres und wohl auch noch jetzt, die Bank von England ihre Silberbarren um ½ Penny für die Unze höher ansetzte, als sie eigentlich nach englischer Währung werth waren, nur um den Abzug des Silbers zu verhindern.

Digitized by Google

des Goldes Noten für Silber ausgeben, und da sie damals fast 13 Millionen an Gold hatte, so konnte sie für den ganzen Betrag von $2\frac{1}{2}$ Mill. Pf. Silber Noten ausgeben; jetzt aber, wo ihr Goldvorrath auf 7 Mill. gesunken ist, wird ihr Silber zu einem größern Belauf als 1,400,000 Pf. unnütz, und ihr Vorrath ist auch auf diesen Betrag gesunken. Der Rest ist zweifelsohne auf dem Land nach dem Continent gezogen, während sie ihn hätte vermünzen lassen können, wenn sie nicht durch die gesetzlich bestehende Währung davon abgehalten worden wäre. Träte diese nicht entgegen, so würde sich das Silber in der Bank eben so wohl, wie das Gold anhäufen, es würde sich als Münze im Lande verbreiten, und bald einen, vielleicht nicht unbedeutenden Theil der Umlaufsmittel bilden. Vor der neuen Bankbill konnte die Bank gar keine Silberbarren annehmen, wenigstens keine Noten dafür ausgeben, — was sie freilich auch bei der unbeschränkten Notenausgabe nicht nöthig hatte; sie dienten einfach als Depot. [1] Bei der Bankbill wurde doch auch gestattet für das in der Bank niedergelegte Silber Noten auszugeben, jedoch nur bis zum fünften Theil des Goldes. Es war ein erster Schritt, weil man fühlte, das Silber nicht wie bisher ausschließen zu können; soll es aber wahrhaft nutzbringend werden, so muß man die Silberwährung ändern und es in größerer Menge als bisher im Lande als Zahlungsmittel zulassen. Erst dann können die in neuerer Zeit oft wiederholten Anträge auf Prägung von Zweischillingstücken u. s. w. Eingang finden, denn prägte man sie nach der jetzigen Währung, so würden sie nur nach dem Continent gehen, um dort umgeschmolzen zu werden. Der oft sehr empfindliche Mangel an Scheidemünze in England gibt den vorhandenen Münzen einen Gebrauchswerth, der ihre Ausfuhr in größerer Menge durchaus hindert. Die Regierung hat also hier ein Mittel an der Hand, das um so bedeutender werden kann, als eine Aenderung des Wechselcurses nicht mehr bloß das Gold, sondern auch das Silber nach England ziehen würde; ergreift sie dieß, so wird ein großer Theil der Krise, die jetzt auf England lastet, auf den Continent geworfen werden. [2] Wird die Regierung auf diese Aenderung des englischen Geldwesens eingehen? Wenn sie überzeugt ist, daß Peels Ansichten über die Bank die richtigen sind, so wird sie dazu genöthigt werden, und der Geldbruch in England wird sich durch das Hinüberziehen von 5 bis 6 Mill. Pf. St. in Silber bald ermäßigen.

Eine solche Veränderung im englischen Geldwesen wird zwar nur mit Widerstreben ergriffen werden, allein die finanzielle Lage der Regierung, die schon einmal am Ende April und Anfang Mai's so hart auf dem Handelsstand lastete, könnte sie dazu bestimmen. Der gegenwärtige Kanzler der Schatzkammer, Sir Ch. Wood, hat nämlich ein gewagtes Spiel gespielt, das ihm seine Stelle kosten könnte. Als im Februar d. J. das Anlehen zur Sprache kam, zu dessen Uebernahme Hr. Th. Baring und das Haus Rothschild sich entschlossen, fand zwischen dem erstern und Sir Ch. Wood eine Unterredung statt, worin letzterer erklärte, er brauche nur 8 Mill., und zwar nur alle Monate eine Million; selbst zur Bezahlung der Aprilzinsen brauche er nicht weiter. [3] Die Sache erwies sich anders, und Sir Ch. Wood wurde, wie es scheint, nicht bloß von Hrn. Baring, sondern auch von den Directoren der Bank gewarnt, daß er mehr, nämlich gegen 11 Mill. brauchen werde. Sir Ch. Wood wollte nicht hören, und soll selbst noch in der ersten Hälfte des März die Vorstellungen der Bankdirectoren zurückgewiesen haben; in der zweiten Hälfte des März lautete aber die Sache anders: Sir Ch. Wood erkannte seinen Irrthum, und wandte sich an die Bank, die ihm die Hülfe nur widerwillig gewährte. Daß sie gewährt wurde, davon liegt der Beweis in den wöchentlichen Bekanntmachungen der Bank, denn gerade in jener kritischen Woche vom 3 bis 10 April stiegen die Regierungssaluten in der Bank plötzlich um 1,584,365, während zugleich die Depositen bedeutend abnahmen; zum mindesten gerechnet hatte also die Bank den Kanzler der Schatzkammer mit mehr als $1\frac{1}{2}$ Mill. unterstützen müssen, und dieß entging dem Handel, der gerade eine Unterstützung höchst nöthig brauchte. In jener Woche fielen, weil die Bank keine Aushülfe gewährte, die Consols um $2\frac{1}{2}$ Proc., und die neue Anleihe Barings und Rothschilds auf $3\frac{1}{2}$ Proc. Disconto. Dieß wird diesen beiden einen Verlust von etlichen Hunderttausend Pfund verursachen, den sie verschmerzen können, und über den auch Baring selbst im Parlament scherzte, indem er sagte, niemand werde ihn deßhalb sonderlich bemitleiden, aber Baring schreibt mit Recht seinen Verlust dem Kanzler der Schatzkammer zu, und die zahllosen Verluste, welche durch die Entwerthung vieler Papiere und den unmäßig hohen Zins vielen andern großen und kleinen Handelshäusern zugefügt wurden, wird man Sir Ch. Wood nicht vergessen, und dieß könnte ihn vom Amte treiben, um so mehr als man noch gar nicht einsieht, wie er, ohne neuerdings die Bank anzugehen, die im Julius fälligen Zinsen bezahlen will. Die Noth hat die Hochpunkte erreicht und versichert selbst die Regierung nicht, es ist also vom höchsten Interesse, die Maaßregeln zu kennen, welche sie ergreift um derselben zu entgehen. An die Bank darf und kann sich die Regierung nicht mehr wenden; das hat Hr. Hume gleich von vornherein auf den Vortrag des Kanzlers der Schatzkammer bemerkt, als dieser vorschlug, denjenigen, welche ihm die Reste des Anlehens früher bezahlen, einen Disconto zu gewähren; wendet er sich aber nicht an die großen Häuser selbst, so wird ihm sein Vorschlag aus leicht begreiflichen Gründen wenig helfen, denn wenn man 8 bis 10 Procent gegen gute Wechsel erhalten kann, wird man nicht das Anlehen der Regierung gegen 5 Proc. Disconto voraus bezahlen; das läßt sich so ziemlich an den Fingern abzählen, und man wird um so weniger geneigt und im Stande sein dem Kanzler der Schatzkammer zu helfen, als im Junius die Verschiffung von Lebensmitteln aus Nordamerika nach England aufs neue in größerer Masse und in denselben Verhältniß auch die Zahlungen dahin wieder beginnen werden.

Wir haben somit gesehen, daß die jetzige Silberwährung Englands eine große Erschwerung der Krise mit sich führt, und daß ihre Aenderung gewissermaßen eine nothwendige Folge der Bill vom J. 1819, der Bankbill und der Aufhebung der Kornsetze ist, denn wenn man zu der Bill vom J. 1819 durch die Unmöglichkeit, eine grundverschiedene Geldwährung zwischen dem Continent und England aufrecht zu halten, genöthigt war, so

[1] Zuvor mußte die Bank einmal, wenn wir nicht irren im J. 1825, an Rothschild eine ziemlich runde Summe bezahlen, dafür daß er ihr für 400,000 Pf. Gold für ihre Silberbarren gab.

[2] Im Laufe der zweiten Woche des April kam der sonderbare Fall vor, daß ein Londoner Haus, das in seiner Casse für 60,000 Pf. Silberbarren hatte, sich kein Geld, d. h. kein Gold verschaffen konnte, weil im Augenblick niemand auch nur einen auf 14 Tage laufenden Wechsel discontiren wollte, denn so viel Zeit wäre erforderlich gewesen, um das Silber nach Hamburg oder Amsterdam zu schicken, und sich dafür Gold kommen zu lassen.

[3] Hr. Th. Baring erklärte dieß ausdrücklich im Parlament am 10 März: „er habe das Zimmer des Hrn. Schatzkammerrerärs verlassen mit der Ueberzeugung, daß derselbe zur Bezahlung der Dividende im April keinen Zuschuß von der Bank bedürfe."

Digitized by Google

muß man auch folgerecht das allenfalls mangelnde Gold durch Silber ersetzen können, weil der Continent nöthigenfalls dieses, nicht aber das Gold in hinreichender Menge liefern kann, um eine Ausgleichung hervorzubringen. Ferner geht aus dem Obigen hervor, daß die Regierung durch ein schweres Versäumniß und Nichtachtung der deutlichsten Warnungen die vorhandene Geldkrise fast muthwillig verstärkt hat, ja daß es nicht einmal gewiß ist, ob sie nicht zur Bezahlung der Julidividenden nochmals dem Geldmarkt sehr lästig fallen muß. Die Regierung hat also ihr gemessenes Theil von Bedrängnissen und Schwierigkeiten, auch wenn man bei näherer Untersuchung finden sollte, daß Peels Bankſystem, falls man eine andere Silberwährung einführt, nicht so unausführbar ist, als sie sehr vielen und sehr erfahrenen Leuten jetzt erscheint.

Die Gegner der Bankhill Peels, welche deren Schwäche und angreifbaren Punkt sehr richtig herausgefunden haben, sind nämlich selbſt keineswegs frei von Schwäche, und diese Schwäche ist um so auffallender, als sie derselben gar keinen Hehl haben. Sie verlangen, daß die Bank von England und die übrigen Zettelbanken ermächtigt würden, in gewissen Umständen, also während einer Krise wie die jetzige ist, eine größere Menge Noten auszugeben, d. h. das umlaufende Papiergeld zu vermehren. Wer soll aber darüber wachen, und wer vermag zu entscheiden, ob die Gränzen beobachtet werden, jenseits deren eine vermehrte Papierausgabe keine Sicherheit mehr bietet, also ein „run for gold“ veranlassen kann, dessen Folgen viel verderblicher sein müssen, als alle Geldklemmen, wie sie in den letzten zwei Monaten entstanden? Das Circular to Bankers, einer der entschiedensten und consequentesten Gegner von Peels Bankplan, spricht sich über den obenerwähnten Vorschlag J. Buchanan's, Silber zu einem gesetzlichen Zahlungsmittel zu machen und die Ausgabe von Einpfundnoten zu gestatten, folgendermaßen aus: „der Plan ist allen Vorschriften Sir P. Peels diametral entgegengesetzt, es ist eine Herabsetzung der Geldwährung (a depreciation of the standard) und dieß ist es wohin man früher oder später kommen muß. Kein anderes Mittel wird diesem mit Steuern überladenen Lande helfen, besonders nachdem man ihm auch noch die Last des freien Handels aufgebürdet hat. Hrn. Buchanans Plan wäre der unsrige, als ein Versuch und ein erster Schritt, — eine Silberwährung und Einführung des Silbers als gesetzlichen Zahlungsmittels nach seinem jetzigen Münzfuß [1] nebst unbeschränkter Freiheit für die Banken Englands, Noten jeder Größe auszugeben.“ Auf das „mit Steuern überladene Land,“ und die „aufgebürdete Last des freien Handels“ werden wir weiter unten zu sprechen kommen, hier heben wir nur die „unbeschränkte Freiheit Noten jeder Art auszugeben,“ und die als unvermeidlich geschilderte „Herabsetzung der Geldwährung“ hervor. Wenn dieß das Ziel ist, welches man in Aussicht stellt, so möchte nicht nur Peel, sondern alle die an den Grundsätzen von Treu und Glauben halten, und nicht durch die augenblickliche Noth sich die Sinne verblenden lassen, den ernstesten Widerstand leisten. Wird eine Regierung in England, welche es auch sey, eine solche Blöße geben, daß sie offen vor der Welt erklärt, England sey nur noch durch einen verkappten Bankerott, — denn dieß ist das wahre Wort — zu helfen? Das wollen auch die zahlreichen Bankierhäuser, welche das Memorial im J. 1844 an die Regierung eingaben, und verlangten daß die Bank unter gewissen Beschränkungen das Recht haben soll, Noten ohne metallische Grundlage über die 14 Millionen hinaus auszugeben, gewiß nicht, aber indem sie die eben genannte Forderung stellten, haben sie vergessen die Fragen zu beantworten, unter welchen Umständen diese weitere Notenausgabe eintreten, und wie weit sie sich ausdehnen soll. Ist nicht vielleicht diese Lücke durch eine veränderte Silberwährung und die Erklärung daß auch Silber ein gesetzliches Zahlungsmittel seyn solle, zu ergänzen? Und wird nicht England dieß Mittel ergreifen, ehe es an das gewagte Experiment geht, eine unbeschränkte Notenausgabe zu gestatten? Ermägt man alles dieß, so muß man erkennen, daß eine veränderte Silberwährung in England und damit eine folgenreiche Veränderung im europäischen Geldwesen vielleicht näher steht als man glaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Absichten der Engländer auf Japan.

Wir haben gelegentlich das Schreiben der Versuche der Nordamerikaner und Franzosen eine Verbindung mit Japan anzuknüpfen gemeldet, so wie die entschiedene Weigerung der japanesischen Regierung auf solche Versuche einzugehen, und die Bitte derselben an die niederländische Regierung dieß der französischen und englischen ausdrücklich mitzutheilen. Nichtsdestoweniger scheint es, daß England auf seinen Absichten beharrt. In dem Schreiben eines Franzosen aus Hongkong (s. Annal. Marit. et Colon. Mars) heißt es: „ich fand hier die Aufmerksamkeit sehr beschäftigt mit der Erschirmung des französischen und amerikanischen Geschwaders in Japan. Die Aufmerksamkeit der englischen Kaufleute richtet sich gegenwärtig auf dieß Land mit um so größerem Eifer, als sie hier eine Entschädigung für die Täuschungen hoffen, die ihnen der Handel in China bereitet hat, theils weil er trotz seiner Zunahme die Erwartungen täuschte, theils weil die große Zahl englischer und amerikanischer Concurrenten die Vortheile sehr verminderte. Nichts deutet darauf hin, was die Absichten der Engländer hinsichtlich einer Eröffnung Japans sind, aber es ist augenscheinlich, daß die Verwaltung von Hongkong das englische Ministerium antreibt, nach dieser Richtung hin einen kräftigen Schritt zu thun.“

Die sechzehn Tage von Triest über Aegypten nach Jaffa in Palästina.

(Fortsetzung.)

Am 13ten. In der Frühe schifften wir über den Meeresarm, der sich zum großen, vom Meere durch Landzungen getrennten See Brulos erweitert. In Alexandrien hat ich wohl daran, in der Uebereinkunft mit dem Said die Bedingung einzuknüpfen, daß in der Summe von zehn Thaler senthalern (200 Piaster) [1] für die Reise von Alexandrien nach Damiat die Ueberfahrtskosten indegriffen seyen; sonst würde ich einer Menge von Scheereien schwerlich entgangen seyn. Dieser Meeresarm war ungleich freundlicher als der gestrige. Bis Nachmittag führte der Weg durch bewohnte Ortschaften. Das Wasser, der auch vom Nil getränkte See Brulos, lag diesmal südlich oder rechts, und mehrwärdig war es in sehen wie viele Rinder, selbst ziemlich feine, in demselben baden, als wenn sie da ihre Weide fänden. Nahe am See in einer häuserlosen, aber nicht unfreundbaren Gegend hielt man im freien gerade Markt; doch war nicht viel Volk bei einander. Weiter kam ich zu einer großen Ortschaft mit zwei Moscheen, Baltim. Oestlich in der Nähe dieses Dorfes machten wir in einem Palmenhaine Halt, um zu frühstücken. Bald gesellten sich zu uns Leute, die sich sehr freundlich anstellen, und ich bemerkte überdauert eine größere Freundlichkeit als auf meiner ersten Reise, was ich meinem Mannesalter zum Theile zuschreibe. Eine ältliche Araberin stühte mir hier die Hand, und ein andreasmal bot mir ein Araber die Rechte, vergaß aber nicht sie so zu halten, daß ich nicht glauben dürfe, als sey er mir im Range untergeordnet. 2½ Stunden östlich von Baltim traf ich eine Art Wadi von der gelben Farbe der Wüste; er scheint mir ein eingetrockneter alter Nilarm zu seyn. Das

[1] Dieß scheint ein innerer Widerspruch, wie aus dem Obigen hervorgeht.

[1] Vor zehn Jahren würde ich hiemade die Hälfte minder Auslagen gehabt haben.

Digitized by Google

äußerste Grenzdorf gegen die Wüste war Hammad, wo ich mich nur kurz verweilte. In der Nähe desselben ist das Reisen beziehungsweise nicht ganz geheuer, weil man unversehens in einen Brunnen, welchen die Leute graben und der Wind mit Sand wieder überdeckt, fallen kann. So sank auf einmal Ibrahims Pferd bis an den Bauch. Der heutige Marsch war weitaus der strengste; denn erst 10 Minuten vor 10 Uhr, nach einem Ritte von 14 Stunden, erreichte ich, jedoch ohne eigentliche Mühigkeit, den Wasserarm, woran östlich El-Birjseh liegt. Ich war aus Lagern im Freien über Nacht schon gewöhnt, wenigstens in Gedanken, und ich kannte das widerwärtige Ueberschissen bei Tage, das zur Nachzeit wahrlich nicht angenehmer seyn würde. Obwohl die Araber sich gar nicht genau bezeichnen wollten ihr Hauptlager, den Stand der Wüste niederzulegen, machten sie es gleichwohl am Ende wie ich. Meine Schlafstatt bewährte sich auch diesesmal, und ohne von einem Kobold beunruhigt, einem Räuber angefallen, einem Schakal angebissen oder von einer Hyäne der Phantasie verschlucht worden zu seyn, erwachte ich erquickt beim Grauen des folgenden Tages. Aber ich danke Gott für das aufgehende Licht.

Am 14ten. In aller Frühe setzten wir über den Nilarm nach El-Birjseh, und ich frühstückte hier Brod mit Milch, welche ein wässeriger Mohammedanismus mir zu verderben keinen Anstand nahm, so daß ich von der belebenden Thierwärme des frisch gemelkenen Saftes nichts verspürte. Uebrigens kann ich den Genuß der Milch auf solchen Reisen nicht genug empfehlen. Sie stillt den Hunger und deugt zugleich dem Durste vor. Indeß in den frühern Tagen die Araber weit weniger trinken mußten, als ich, zeigte ich heute eine entschieden größere Anshaltigkeit, und hatte im Essen fortwährend sogar weniger Bedürfnis als sie, die Verschiedenes, wie Reitthier, Melonen, Tabak, was alles mich, aßen. Ich sage hinzu, daß ich alle Strapazen mit Leichtigkeit erlieng. Meine Leute sinnten natürlich, daß ich als Christ keinen Wein, kurz nichts Spirituöses zu mir nahm. Ich bestieß mich diesfalls der Enthaltsamkeit nicht blos darum, weil ich von der Entbehrlichkeit dieser Dinge, zu vorn beifammen Versuchten dazauf vollkommen überzeugt war, sondern auch um einen vortheilhaften moralischen Eindruck auf den Moslem zu machen, wenn er wahrnimmt daß ein Christ, seo es aus Gründen der Sparsamkeit, der Gesundheit oder Klugheit, so streng als es diesem Gebote des Koranes nachlebt. Will Jemand noch in den Schnapsjaad des DamiatteFußboten gusten? Das Verzeichniß der Speisen, Brod und Käse, die man da erblickt, hätte an einer Ecke des Tisels eines Kochbuches sehr beanemen Platz, und ich denke wohl daß er, wenn er ohne Gesellschaft den Botenweg wandelt, mich an Frugalität übertreffe; am allerwenigsten möchte ich mit ihm Beckenweise auf dem rutschenden Sande 14 Stunden in einem Tage in die Weite gehen oder was sehr oft geschah, laufen. Von der Reitkunst dagegen legte heute Ibrahim eine kleine Probe ab. Wir waren schon etwa anderthalb Stunden von El-Birjseh weggeritten, als ich den Mangel meines Regenschirmes gewahr wurde. Ich stellte den Führer deßwegen zur Rede und erklärte ihm, daß ich in Damiat das weitere schon verfügen werde. Der Kerl bekam Furcht, daß ich zu seinem Nachtheile Hrn. Dumreicher schreiben werde, welcher gebeten war, nur im Falle des Wohlverhaltens den deponirten Rest der Saadsbeute auszubezahlen, was eine ganz praktische Clausel war. Ibrahim eilte in sausendem Galoppe von hinnen, und in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit brachte der Brave den Regenschirm wie eine Trophäe zurück. Außer diesem Zauberritte erlebte ich heute noch einen andern Zauber, ich meine eine äußerst malerische Luftspiegelung, die einen Fluß vorgaukelte. Wie oft badeten sich meine Augen im Nile, und wie oft mußte der Beefand die Berichte von ihrer Anschauung falsch nennen. Die Minarets von Damiat erblickt man schon von weitem, und ich könnte einem Reisenden kaum verübeln, wenn er anriefe: Es ist ärgerlich, daß der nahe Nil in den Mund rinnen möchte, ohne Möglichkeit ihn zu erreichen, und daß die Stadt wie scheues Gewild sich immer mehr entfernt, ohne Aussicht, daß man das Ziel zu erstreben vermöge. Und doch heilte ich die Klebende, aber erst Mittags ein, mit einer Freude, die in eigenthümlicher Frische aus den Erlebnissen in der Wüste herausspreste.

In Damiat begab ich mich ins griechische Kloster. Da findet der Reisende einen freundlichen Popen, einen alten, schwerfälligen Klosterdiener, eine Thüre, die man selber mit einem Vorlegeschlosse sperren muß, wier Mauerwände, ein Loch mit einem eisernen Gitter und auf dem Boden einen Schilfstrohsack. Eine solche Zelle war nach meinen Begriffen vollkommen genügend; nue träumte es mir von Unsicherheit bei dem kümmerlichen Thürschlusse. Ich gerieth auf den Gedanken, mein Geld beim Popen zu hepmiren, der es nach einiger Weigerung zur Hand nahm, ohne daß er jedoch völlige Sicherheit verbrach. Wenn das Kloster auch die Kost dem Reisenden nicht zuspeist, so wird dieser darum nicht trostlos. Dort steht ein griechischer Kaffeewirth auf Bestellen sogleich ein Huhn; Brod und Eier bekommt man im Nebenhause und zu einem sehr niedrigen Preise, nichts mangelt mehr. Mit den Griechen ist hier überhaupt am meisten anzufangen. Es hatte einer derselben auch meine Uhr, die sich in den Kopf setzte in der Wüste nicht gehen zu wollen wie anderwärts, in der Arbeit. Die ziemlich große Stadt, die ich sehr flüchtig anschaute, hat ein ganz sonderbares Gepräge. Es triumphirt die Unregelmäßigkeit, der launige Bauthyl. Der Handel haucht Leben ein; das Fremende Wasser verleiht dem Ganzen an meisten Reiz. Es mag hier, wo der Orientale sich freier bewegt, manches Auffallende vorkommen. In den wenigen Stunden da ich in Damiat blieb, staunte ich nicht über eine junge europäische Närrin, die in ihrer kumpigen Kleidung auf öffentlicher Gasse dem Auge Abelle des Leibes nicht entzog, welche sonst selbst die Schamhaftigkeit vieler Völuben verdingt, sondern über die Verwünschungen, die so etwas zuzogen. Vielleicht hält der Moslem die Närrin für eine Heilige, an der alles recht sey, und an der auch niemand Aergernis nehmen könne. Weit mehr, als mit Anschauen der Stadt und seiner Bewohner war ich übrigens mit den Verhandlungen zur Feerreise beschäftigt. Das österreichische Consulat leistete mir die dankenswerthesten Dienste, da ich bei ihm erfuhr, daß ich heute Abend noch abreisen könne und daß auf Morgen, so Gott will, die Abfahrt nach Jaffa beschlossen sey. Ich war froh über die Botschaft; aber meine Uhr? Diese mußte in aller Eile wieder zusammengesetzt werden. Mein Wundvertrauß? Diesen mußte ich schleunig zusammenkaufen. In beinahe Ueberhaster Hast trieb ich mich in den Gassen herum. Bald war ich mit Nöthigkeit bereit, Damiat wohl auf immer verlassend, um in den Kahn zu steigen, worin mich ein lustiger Bursche so empfing als wollten wir geradenwegs ins Paradies fahren. Der Nachen glitt sacht hinab auf dem segnenden Strome; schon lag die Stadt eben im Rücken; auf einmal wurde, etwa zwei Stunden unter derselben, am linken Ufer bei zwei einsamen Wohnungen, in Eobieh, Halt gemacht. Man hatte mir in der Stadt von einer ordentlichen Unterbringung unter Dach und Fach ein weites und breites erzählt. Man warf aber das Gepäcke ans Land, wie an andern Orten der Fluß das Holz, aus Ufer hinlt. Kein Mensch nahm sich meiner an, weit man wahrscheinlich vermuthlicherweise dachte, daß ich mich meines selber annehmen werde. Und so geschah's. Der Herr Gott gibt allen Menschen einen Boden zum Liegen, und zum Decken ein Firmament, worauf seiner die Nacht aufhört. Ich kannte derlei Privilegien schon aus Erfahrung und ohne Zaubern vollstreckte ich den Sandsboden mit meinen Siebensachen; auf zwei Seiten verschanzte ich mich mit den zwei Felleisen. Wer leuchtete mir ins Bett? Kein geschniegelter Kellner, dem man das Trinkchen aus dem Munde riecht, sondern seine Durchlaucht der Mond mit dem großen, runden Leuchter, jener ehrwürdige Nile, welcher mit dem hehren Amte zum Frommen aller Menschenkinder seit vielen Jahrtausenden betraut ist. Ueber mir wolbte himmlische Ruhe. Niemand dampfte auf dem Boden über meinem Haupte; nicht eine Ziege, wie der Bewohner der Alpenhütte hört, teipvelte auf dem Dache, noch trommelten darauf die Millionen Wassertropfen den Generalmarsch des Regenwetters. Schlug ich meine Augen auf, so erblickte ich den schönen Wunderbau. Wer hält denn die Sterne, daß sie nicht auf und herabfallen? Kann ich aber nicht mehr betrachten und mich erzählen. Der Schlaf brachte mich von Sinnen.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 133. 4. Junius 1847.

Die Bewohner des Feuerlandes.

(Nach Peter Merlais, Missionär in Westpatagonien. Ann. des Voy. Märj.)

Die Feuerländer, welche man wegen des häufig bei ihnen gehörten Wortes „Pescherähs" mit diesem Namen bezeichnet, sind gewöhnlich nicht über 4′ 7″ bis 5″ hoch. Sie haben alle Kennzeichen, die von den Naturforschern der amerikanischen Race beigelegt werden: ihre Haare sind schwarz und schlicht, ihre Stirne sehr nieder und bei einigen bis an die Augenbrauen mit Haaren bedeckt; ihre schwarzen Augen, in denen sich Sanftmuth und Güte zeigt, sind ein wenig schief (inclinés), ihre Nase ist sehr abgeplattet, und ihr großer Mund läßt, wenn er sich öffnet, zwei Reihen gewöhnlich sehr schlechter Zähne sehen. Man kann dieß der Feuchtigkeit des Bodens und ihrer Lebensart zuschreiben, denn ihre Nahrung finden sie nur im Meere. Ihre Backenknochen sind sehr hervortretend, ihr Kinn ist rund aber ohne Bart, von dem man nur einige Härchen auf der Oberlippe bemerkt. Ihre Fußsohlen sind so hart, daß sie nicht nur auf spitzigen Kieseln laufen, sondern selbst über Feuer hinwegschreiten ohne sich zu verletzen. Alle haben einen Bauch von mehr oder minder unmäßiger Größe. Ihre Farbe ist ziemlich die des Kupfers, auch färben sie sich gerne Haare und Gesicht mit einem Stoff, der ziemlich dem Ocher gleicht. Ihre Kleidung besteht in einer Art Mantel aus Fellen von Seeküsibern, Guanacos [1] oder Fischottern; um den Hals tragen sie Schnüre von hübschen Muscheln und um Handgelenke und Fußknöcheln eine Art Bracelette aus Wallfischzähnen.

Wir konnten bei ihnen keine Spur von Regierung erkennen, jede Hätte scheint eine Republik, deren Oberhaupt der Vater ist. Die Eltern sind ihren Kindern sehr zugethan. Ein Officier der chilenischen Corvette, die wir zu Port Famine trafen, schlug einem Feuerländer vor, ihm einen seiner Söhne zu verkaufen; dieß erbitterte aber den Wilden so, daß er auf den Officier losſprang und ihm eine schwere Wunde beibrachte. Der Grund ihres Charakters scheint große Einfalt zu seyn, indeß sind sie äußerst gutmüthig und leisteten uns freundlich die kleinen Dienste, die wir von ihnen begehrten. Wenn wir über Flüsse oder schwierige Stellen zu setzen hatten, kamen sie mit ihren Pirogen herbei, oder die Männer trugen uns auf den Schultern. Alle kleinen Merkwürdigkeiten, die wir verlangten, gaben sie uns mit Vergnügen; auch waren sie in keiner Weise diebisch, und was uns noch mehr auffiel, durchaus nicht gefräßig: den Zwieback und andere Nahrungsmittel, die man ihnen gab, theilten sie einander freundschaftlich mit, ja sie sparten noch für die Abwesenden auf.

Ueber ihre religiösen Begriffe konnten wir zu keiner bestimmten Ansicht gelangen, und wir bemerkten bloß, daß sie die Worte Ara Ira mit einem geheimnißvollen Wesen aussprachen, die Augen gen Himmel erhoben, in die Luft bliesen, als sagten sie die bösen Geister weg, und noch andere Zeichen machten, welche Furcht andeuteten. Einer, den man einlud, ein Stück Brod zu essen, wandte sich gegen die Sonne, gleichsam um ihr seine Huldigung zu bringen. — Manchmal sind sie im Krieg mit den Patagoniern, die sich von ihnen nicht nur durch ihre Größe unterscheiden, sondern auch dadurch daß sie nicht aufs Meer gehen, und hauptsächlich von der Jagd leben, während die Feuerländer fast ihren ganzen Unterhalt im Meere finden.

[1] Eine Lamaart von der Größe eines Hirsches.

Die Geldkrise und die Eisenbahnen in England.

(Fortsetzung.)

Man hat, wie wir Eingangs erwähnten, die gewöhnlich anerkannten Ursachen der Geldkrise ganz richtig aufgezählt, und die starke Einfuhr von Lebensmitteln aller Art nimmt darunter eine alles überwiegende Stellung ein; aber schon Peel bezeichnete als die gleichwichtige Ursache derselben die Eisenbahnen. „Wenn das sonst in dem Handel verwendete Capital des Landes," sagt er in seiner Rede am 10 Mai, „in außerordentlicher Menge auf Eisenbahnen verwendet wird, so muß das Land in Folge hievon nothwendig großen Druck fühlen." Bekanntlich hat die Times in diese Klage mit eingestimmt,[1] und obgleich sie, wie man von einem solchen für das große Publicum bestimmten Blatt nicht anders erwarten kann, die Farben, um Eindruck zu machen, etwas grell aufträgt, so ist doch ihre Schilderung nicht unwahr, weßhalb wir den schlagendsten Artikel (aus der Nr. vom 19 Mai) hier auszugsweise mittheilen: „Jetzt ist," beginnt das Blatt, „noch einige Hoffnung für das Land: der Kanzler der Schatzkammer hat eine Committee beantragt, um zu untersuchen, ob man nicht alle oder einige der jetzt dem Parlament vorliegenden Eisenbahnbills suspendiren soll. Das ist wie ein erstes Symptom des Erwachens aus dem Dilirium. Wir gestehen indeß offen, daß wir in Bezug auf die Bills, die jetzt dem Parlament vorliegen, wenig Gewicht darauf legen; unsere Besorgniß liegt in den vorigen und vorvorigen Jahr angenommenen Eisenbahnbills; sie sind es die dem Lande die befruchtende Feuch-

[1] Der Circular to Bankers vom 14 August v. J. führt dieselbe Ansicht mit denselben Gründen aus, in neuerer Zeit ist aber dieß Blatt hierüber schweigsamer, weil es die Schuld des gedrückten Zustandes hauptsächlich auf Peels Bankbill werfen will.

Digitized by Google

tigkeit abzapfen und es trocken legen werden. England, so groß und reich es ist, kann und wird diese fortdauernde Abzapfung nicht länger ertragen. Wenn wir demnoch dem Lande zur Niedersetzung der Committee, welche es nur mit gegenwärtigen und zukünftigen Bills zu thun hat, Glück wünschen, so geschieht es darum, weil die einmal angeregte Frage in einem weitern Umkreis sich fühlbar machen wird. Bis zum Anfang dieses Jahres betrugen die Ausgaben für Eisenbahnen wöchentlich im Durchschnitt unter einer halben Million, und doch fühlte man den Abzug: er trug im vorigen Jahr wesentlich dazu bei die Theurung der Lebensmittel und der Materialien zu steigern, und brachte Staatspapiere und Privatactien zum Fall. Wenn dieß die Wirkung von Einzahlungen war, die nicht einmal eine halbe Million wöchentlich erreichten, was muß die Folge einer wöchentlichen Ausgabe von einer Million in diesem traurigen Jahr seyn? Korn ist doppelt so theuer, Fleisch ein Fünftheil bis ein Viertheil theurer, andere nothwendige Gegenstände sind noch mehr gestiegen. Das Land soll also doppelt so viel aufbringen und ist um die Hälfte minder fähig es zu thun. Die bereits bewilligten Eisenbahnbills sind eben so viele unselige Zaubermittel, kraft deren diese gebieterischen Geister, die Eisenbahndirectoren, in den Stand gesetzt sind, periodische Tribute an Gold, d. h. an dem Mittel die Nothwendigkeiten des Lebens einzufassen, einzufordern. Wer dabei auch verhungern mag, diese Geister müssen zufrieden gestellt werden. Die verzauberte Nation kann sich der Zahlung nicht weigern; die geheimen Mächte, denen sie ihre Freiheit verkauft hat, legen ein Embargo auf ihre Vorräthe. Die Manufacturisten und Handelsleute haben es mit Concurrenten zu thun, bei denen sie bereits in selbst erwählte Knechtschaft sich begeben haben. Mögen auch die Baumwollenspinnereien still stehen, die Eisenbahnen müssen fortgebaut werden. Wäre dieß in gewöhnlichen Zeiten geschehen, so wäre es eine höchst schädliche, vielleicht aber nicht eine verderbliche Thorheit gewesen. Aber ein Naturverhängniß hat das Uebel verschlimmert, eine reiche Nation findet sich plötzlich arm; sie hat nicht die Mittel für ihre gewöhnlichen Geschäfte, und hat herkulische Unternehmungen über sich genommen. Hier ist nur Ein Endergebniß möglich; die Sache wird zum Stillstand kommen; zwischen gewöhnlichen und außergewöhnlichen Speculationen, Manufacturen und Eisenbahnen, Handelsstredit und Einzahlungen werden wir gänzlich im Koth stecken bleiben."

Das ist die etwas blumige, aber nicht unüberlegte und mit dem allgemeinen Satze Sir P. Peels völlig übereinstimmende Sprache der Times. Die Sache wird mit jedem Schritt rückwärts, wenn man von einer Ursache zur andern hinaufsteigt, wichtiger und bedeutsamer: die Unzahl von Eisenbahnen und die großen Einzahlungen erhöhen mehr und mehr den Zinsfuß; warum hat man aber eine solche Unzahl von Eisenbahnen unternommen? weil der Gewinn eines Theils derselben so unmäßig ist, daß der Reiz desselben diese Speculation ins Ungeheure steigern mußte. Warum ist aber der Gewinn so groß geworden? weil der Staat sich nicht genug Rechte über die Eisenbahnen und deren Verwaltung vorbehielt, so daß das Publicum in die Gewalt einer Anzahl Monopolisten fiel, da bei Eisenbahnen von einer Concurrenz nicht die Rede seyn kann. [1] Die ganz politische und administrative Frage, unter welchen Bedingungen der Staat die Eisenbahnen verleihen soll, hat sich also jetzt in eine Geldfrage umgewandelt, deren Druck das ganze Land fühlt. Die Regierung und das Parlament haben die Eisenbahnen wie jedes andere Unternehmen zum öffentlichen Nutzen behandelt, und erst späte und sehr ungenügende Vorsichtsmaaßregeln zum Schutze des Publicums getroffen. Indem sie den Eisenbahncompagnien eine willkürliche Gewalt ließen, das Publicum zu besteuern, erreichten die Erträgnisse mancher Bahnen eine Höhe, welche nicht vorsehen konnte, ihnen eine Masse Capitalien zuzuziehen. Wenn man Eisenbahncompagnien 10 Procent vertheilen und neue Actien al pari an die Inhaber der Stammactien vergeben sah, wenn solche auf dem Markt das Doppelte werth waren, so hat also die Unterzeichner, außer den unmäßigen Zinsen, das ursprüngliche Capital zurückbezahlt erhielten, so ist es ganz einleuchtend, daß solche unmäßige Gewinne einer Menge Menschen die Köpfe verdrehen mußten. Daß das Parlament offiziell den Gewinn auf 10 Procent beschränkte, — eine Anordnung die oft genug umgangen wird, — konnte den Appetit des Publicums nur reizen. Die Erklärung ist also ganz einfach gegeben: der Mangel an Voraussicht von Seite der Regierung und des Parlaments bei Ertheilung der Erlaubnisse die Bahnen zu bauen hat die Unternehmungswuth hervorgerufen, und jetzt soll das Land, — ganz abgesehen von den dieses Jahr vorgelegten und zum Theil schon angenommenen Eisenbahnbills, — jährlich über 50 Millionen für diese Eisenbahnen ausgeben. Das übersteigt die Kräfte des Landes, namentlich jetzt, wo das Geld zum Ankauf der unerläßlichsten Lebensmitteln in großen Massen aus dem Lande geht.

Die Eisenbahnunternehmungen drücken indeß auf Handel und Verkehr nicht bloß durch die Masse des Capitals, welches sie für sich in Anspruch nehmen, sondern auch durch die Höhe der Zinsen, indem sie wegen der voraussichtlichen Gewinne weit höhere Zinsen bieten, als Handel, Industrie und Landbau zahlen können; und wollten und könnten diese sich auch dem temporären Druck unterwerfen, so stehen sie in dauernden Nachtheil gegen die Eisenbahnen schon dadurch, weil diese einen gesetzlichen Anspruch auf Zahlung haben: ist die Eisenbahn verwilligt, so kann die Direction die Einzahlungen fordern und gerichtlich betreiben; herrscht auch unter den Unterzeichnern große Noth — man führt Fälle auf, wo ein Paar reiche Lords mit mehr als 10,000 Pf. St. jährlicher Einkünfte zu 25 Proc. Geld aufnahmen, um die Einzahlungen für die Eisenbahnen leisten zu können — es hilft nichts, sie müssen zahlen, und dieses Muß lehrt Schwierigkeiten überwinden, an denen Handel, Industrie und Ackerbau scheitern müssen, weil sie ohne schwere Verluste solche Zinse nunmöglich zahlen können. Handel, Industrie und Eisenbahnen liegen also jetzt in einem tödlichen Kampf, bei welchem bis jetzt alle Mittel zum Sieg auf Seite der Eisenbahnen sind, und doch können nur Manufacturen und Handel das gestörte Gleichgewicht auf dem Geldmarkt herstellen. Die

[1] Wie sehr man dieß allmählich fühlt, geht aus einem charakteristischen Umstand hervor. In der Sitzung des Oberhauses vom 20 Mai war von einer Verlegung der Eisenbahn von Canterbury nach Dover die Rede, und es hatte einige Schwierigkeit, weil die Directoren dieser und einiger anstoßenden Eisenbahnen Verabredungen getroffen hatten, die auf eine unbillige Ausbeutung des Publicums hinauslefen. Bei dieser Gelegenheit fragte Lord Redesdale, ob es die Absicht der Regierung sey, mit der Bill, welche den Eisenbahncommissären große Gewalten verleihe, weiter zu gehen. Das nächste Parlament werde mit Personen angefüllt seyn, welche durch die bei den Eisenbahnen betheiligten Leute hineingebracht würden, und es sey deßhalb von größter Wichtigkeit, daß die Bill, welche den Eisenbahncommissären eine größere Macht verleihe, noch in dieser Session zum Gesetz erhoben werde." Dieß kann den Maaßstab geben, was man von den Eisenbahnmagnaten befürchtet, und kann zur Erklärung der früher schon laut gewordenen Ansicht dienen, daß das Land noch einmal in eine Anfregung, ähnlich der gegen die Kornzölle, versetzt werden würde, um das Monopol der Eisenbahncompagnien zu brechen.

Digitized by Google

Lebensmittelnoth hat unmäßige Einfuhren veranlaßt, diese müssen bezahlt werden, und zwar in Ausfuhrgegenständen, namentlich Manufacten, daß kann aber nur nach und nach geschehen, denn eine solche Menge Manufacte kann das Land auf keinen fremden Markt mit Einemmal werfen; geschieht dieß aber auch erst im Laufe einiger Jahre, immerhin ist es der Manufacturist, welcher das gestörte Geldverhältniß vielleicht durch verderblich niedrige Preise wieder herstellen muß. Und während der Manufacturist in der Lage ist, niedrig, sehr niedrig verkaufen zu müssen, um nur überhaupt zu verkaufen, vertheuern ihm die Eisenbahnen das Geld auf eine Weise, die ihn in kurzem völlig zu Grunde richten muß.

Den Zusammenhang und die Wechselwirkung von Manufacturen und Eisenbahnen in der gegenwärtigen Geldnoth finden wir vortrefflich geschildert in einem der Times (Nr. vom 21 Mai) eingesandten Artikel „die Handelsnoth," und wir entnehmen aus demselben den Schluß, der zugleich eine Hinweisung auf das Abhülfsmittel enthält, dessen Anwendung übrigens schwer genug seyn möchte. „Nachdem Regierung und Parlament, heißt es daselbst, die Eisenbahnen bewilligt, und ihnen freie Macht das Publicum durch ihre Fahrtpreise zu besteuern und durch die Aussicht auf Gewinn unmäßige Capitalien anzulocken ertheilt hat, ist es auch die Pflicht der Regierung und des Parlaments das Abhülfsmittel anzuwenden, denn sie können die Verantwortlichkeit in keiner Weise von sich abschütteln. Ohne Regierung und Parlament hätten die Eisenbahnen keinen Schritt thun können, das Land hat also auch ein Recht, Regierung und Parlament zu fragen, warum nicht in gehöriger Zeit Mittel gegen ein Uebel ergriffen wurden, das so große Noth herbeiführte? Wenn wir fortdauernd für Eisenbahnen mehr ausgeben, als das Land zahlen kann, so werden sich die Folgen in unsern Manufacturen in verderblicher Weise zeigen. Alle, welche mit diesem Gegenstand bekannt sind, wissen recht gut, daß die Zinsen für das Capital, welches der Manufacturist braucht, seine Hauptausgabe bilden. Bisher hatte der englische Manufacturist einen großen Vortheil über seinen fremden Nebenbuhler durch den niedrigen Zins, für welchen er Vorschüsse bekommen konnte; gestattet man nun den Eisenbahncompagnien durch fortdauernde unmäßige Einzahlungen den Zinsfuß zu steigern, so werden wir unfehlbar den Manufacturisten außer Stand setzen seine Waaren so wohlfeil zu liefern, daß er anders als durch eine bedeutende Verminderung des Taglohns sein jetziges Uebergewicht auf dem Markt behaupten kann. Wir müssen also jetzt in Erwägung ziehen, daß wir durch unmäßige Förderung der Eisenbahnen den Preis unserer Manufacte unfehlbar steigern, ihren auswärtigen Verkauf vermindern, und die größte Noth in den Manufacturdistricten hervorrufen werden."

(Schluß folgt.)

Bedarf der Mumientücher in Aegypten.

Das Spectatore Egiziano, ein italienisches zu Caire erscheinendes Blatt, kündigt an daß der ägyptischen Regierung nachstehender Vorschlag gemacht worden ist. „Wenn wir die Annalen der ägyptischen Geschichte nur bis auf Joseph zurückführen (2092 v. Chr.) und so mit der Geburt Christi schließen, so sind Alt-Aegypten als eine mächtige Nation über 2000 Jahre da. Die Zahl ihrer Städte und Dörfer betrug 2000 und ihre Bevölkerung mehre Millionen. Alles läßt vermuthen, daß die Gesetze der Lebensdauer damals dieselben waren wie jetzt, und daß die durchschnittliche Dauer des Lebens nicht über 33 Jahre betrug. Die Bevölkerung des Nilthals muß sich also in diesem Zeitraum von 21 Jahrhunderten etwa 60mal erneuert haben, so daß also im Laufe dieser Zeit 420 Millionen Menschen in diesem Lande lebten. Nun machte ein religiöses Gesetz, dem wahrscheinlich ein gesundheitspolizeiher Gedanke zum Grunde lag, das Einbalsamiren aller Leichen dieses großen Volkes von der frühesten Periode der ägyptischen Geschichte an zur Pflicht. Die alten Aegyptier müssen also in den Krypten der arabischen und libyschen Bergkette nach und nach 420 Mill. Mumien niedergelegt haben. Rechnet man die Tücher, mit denen sie umwunden sind, nur auf zwei Kilogramme per Mumie, so gibt dieß eine Masse von 840 Mill. Kilogrammen Zeug, die man zur Papierfabrication verwenden kann. Nach diesen Vorbedingnissen bleiben noch zwei Fragen zu lösen: 1) Wie viel Mumientuch mag sich noch jetzt in Aegypten finden? Ohne Zweifel kann durchwandert, ohne die, welche mit der Sache näher bekannt sind, befragt zu haben, wenn man nur erwägt, daß die Revolutionen jahrelang im Schooße der Erde verborgene Gräber verschont haben müssen, wenn man bedenkt, daß die Araber, welche jetzt diese Gräber verletzen, nur die Särge zerbrechen, und die Mumien nur so weit entrollen, um zu sehen ob keine Juwelen und andere Kostbarkeiten oder Merkwürdigkeiten zu finden sind, alles andere aber in der Tiefe der Mumiengräber als werthlos liegen lassen, erwägt man alle diese Umstände, so muß man einsehen daß der größte Theil der Tücher noch in den Grabkammern sich finden muß, da er durch die Zuberreitung, welche die Verwesung der Leichen hinderte, gleichfalls vor dem Zerfall geschützt war. Um indeß auch hier unter der Wirklichkeit zu bleiben, so wollen wir statt 840 Mill. Kilogramme nur die Hälfte annehmen. 2) Welchen Werth kann man nun diesen 420 Mill. Kilogrammen geben? Hier ist zu bemerken, daß das Tuch, welches die Mumien einschließt, größtentheils vom feinsten Linnen ist, woraus man bekanntlich das beste Papier bereiten kann. Die Lumpen kosten gegenwärtig in Frankreich 50 Fr. der metrischen Centner; zieht man davon die Hälfte für die Kosten ab, so bleiben noch immer 105 Mill. Fr., und nimmt man auch davon nur die Hälfte, so werden die Mumientücher doch immer noch eine Summe von mehr als 50 Mill. Fr. dem Schatz Sr. Hoheit des Pascha einbringen." Das Athenäum (15 Mai) dem wir diese Mittheilung entlehnen, macht dabei die trockene Bemerkung, die alten Aegyptier hätten sich wohl nicht träumen lassen, daß sie mit der sorgfältigen Aufbewahrung ihrer Todten in Höhlen und Gräbern einen Fond anlegten, der für die künftige Civilisation des Landes Früchte trage; in England gebe es auch allerhand Mumien von Institutionen; es wäre einmal Zeit die Lumpen abzuwickeln, und zum Wohl der künftigen Geschlechter zu verwenden.

Die sechzehn Tage von Triest über Aegypten nach Jafa in Palästina.

(Schluß.)

Am 15ten. Der Tag und ich erwachten miteinander. Das Zimmergeld war bezahlt; ich schlief es ins stille Gebet. Ich schüttelte den feuchtgewordenen Sand von mir und erhob mich von meiner Bettung und Verschanzung. Der Nachtstille folgte der Lärm der Araber, dieser halbverrückten Leute; eine Felucke nach der andern belebte sich; die lateinischen Segel an den leicht gebogenen, schief über dem Schiffskörbe hoch schwebenden Raaen flogen auseinander; kreuzend ward der Wasserspiegel in Eile durchschnitten, um zur Mündung des Nils zu gelangen; wir gendes bei den Mannschaften herrschte ein ruhiges Ueberlegen und ein gemessenes Hantieln, sondern alles schien in krampfhafter Bewegung: die Kehlen gewährten kaum Platz genug für die kreischenden Töne, und wäre das Schiff dem Untergange nahe, man würde schwerlich einen viel grellern Ausdruck finden können. So wenig die sindische Hastigkeit der Schiffsleute mich anfrrach, so hätte ich doch nun einmal gerne meinen Sonnstreck gegen einen Fleck auf einer der Felucken vertauscht. Mein arabischer Sprachtermiter war noch schlecht gefüllt, niemand verstand ein fränkisches Wort, und so setzte es Mis- oder Unverständnisse ab. Man forderte, nicht einmal von Seite des Nais (Capitäns), welcher in der Quarantaine sich aufhielt, von mir die Bezahlung einer Ueberfahrtskaleez; ich weigerte mich lange mit Hartnäckigkeit, weil ich wähnte, daß dieses Geld die Mauth bezöge. Ich übergezogte mich später, daß es mein

Digitized by Google

Schiffslohn war, den man zum voraus sich einrichten ließ. Ich gab endlich nach, man gestattete mir sofort mich an Bord einer Feluke zu verfügen, und ich erreichte bald die Rhmündung, wo die nach Jafa bestimmte Dschermeh vor Anker lag. In ein paar Stunden war diese mit Reis, der in Körbe gepackt worden und mit Seilen bestachtet, was wohl die Größe des Schiffes ahnen läßt. Es hatte eine Länge von 30' (Paris), bei der Cajüte des Rais, einem niedrigen Lecke, 8' 9" Breite, der Bord 20" Höhe. Das Bugspriet, der Fock- und große Mast trugen sieben Segel, das erstere zwei, der Fockmast drei und der große Mast das Giecksegel. Eigenthümlich schien mir die Stellung eines lateinischen Segels zwischen beiden Masten. Am Abende lichteten wir die Anker.

Ungeachtetet ich eine Mehrbezahlung versprach, wenn mir die Cajüte eingeräumt würde, so wurde mir dennoch die kleine Schaluppe inmitten des Schiffes als Lagerplatz angewiesen, und so verbrachte ich die Tage und Nächte unter freiem Himmel; dieß dürfte indeß in der Regenzeit, während deren übrigens die Ueberfahrten selten unternommen werden, nicht rathsam seyn. Peinlicher war es für mich, daß einen Tag später ein leckerer Reisegefährte, der von Fußschlenstreichen her geschwollene Füße hatte, und eben durch die Ahnahme der plump gearbeiteten, hölzernen Handklemmen (einer Art Schellen) im Schiffe die Freiheit erlangte, mir zugestellt wurde, und meinen Platz nicht wenig verkümmerte. Der Rais des Schiffes hieß Mahmud, war gebürtig von Saida und hatte sechs Matrosen. Er besetzte seine mit Waaren angeschoppte Cajüte nicht, sondern lagerte sich rechts neben dem Steuerraum auf einer Schifferdecke. Seine Geschäfte beschränkten sich nicht auf die Uebernahme des Schiffscommando, sondern sie bestanden sich weiter aus auf abwechselndes Handhaben des Steuers, auf Ziehen an den Tauen mit den Matrosen, auf Nähen für den Schiffsbedarf u. dgl. Drei waren besonders für das Steuer bestimmt, nahmen jedoch an andern Arbeiten auch Theil. Ein Junger besorgte vorzugsweise die Küche. Ich könnte nicht rühmen, daß die Leute dem Schiffswesen eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit zuknüpften. Am zweiten Tage der Fahrt bereitete sich nach einer schwülen Windstille bei + 24° R. im Schatten, im West ein Gewitter vor. Ich bemerkte leicht das gelinde Kräuseln des Wassers von der Gewitterwolke her, und es war kein Geheimniß; allein erst wie der Wind spürbarer wurde, richtete man darnach das Segelwerk, und wendete dann freilich, als er stärker zu werden anhob, die Vorsicht an, nicht die ganze Fläche der Leinwand der Kraft des Windes anzuvertrauen. Mich wunderte zumal auch, wie der Compaß beschaffen war, und was für einen Gebrauch man von ihm machte. Ich vergleich die fränkisch bezeichnete Windrose mit meiner Magnetnadel und fand sie richtig. Man benutzte meist Ost einige Grad Nord, hielte aber Ost ein wenig Süd. Jedenfalls kann von genauer Beobachtung einer und derselben Directionslinie keine Rede seyn. Als eines Abends die ungemeinen Abweichungen mir auffielen, stand ich auf um nachzusehen. Der Steuermann, von den Matrosen umringt, war eben im vollen Strome einer Erzählung, und achtete sehr wenig auf die Lenkung der Fahrzeuge. Wenn dieß allerdings auf den Reisenden nicht sehr beruhigend wirkt, so ist es insbesondere auch der Mangel eines Logs. Die Reisenden mögen sich die Mühe ersparen, einen fruchten Rais zu fragen, wie lange die Fahrt noch daure. Er weiß es, wenn der Horizont kein Land umfaßt, in der That nicht, und darf es als guter Moslem nicht wissen. Meine diesfällige Neugierde dachte ich indeß selbst zu befriedigen. Mit Compaß, Karte, ungefährer Schätzung des stündlich zurückgelegten Weges machte ich so gut wie möglich meine Berechnung, die sich, ob zufällig oder nicht, als richtig zeigte. Ließ die Steuermannskunst nicht das Beste voraussbliten, so wunderte ich mich um so mehr, daß Jafa richtig getroffen wurde, und ich mußte mir wenigstens gestehen, daß die Leute die Schiffahrtskunde praktisch weg haben. Die nautischen Knotenkt sind mit dem Compaß fränkischer Abkunft, was bewiesen mag, daß die Schiffahrtskunde der jetzigen Syrier als kein Erbe der alten Phönicier angesehen werden darf.

Das Leben der Schiffsbemannung schien mir ein friedliches; oft lachte man mit Herzenslust. Die Lebensart ist einfach. Man ißt des Morgens, Mittags und Abends warme Gerichte, nämlich in Wasser gekochte, mit Oel und Salz gewürzte Feldbohnen, die ich schmackhaft fand, item Reis, Zwieback, Datteln; Mahmud verzehrte auch Hühner. Wasser dient als Getränke. Die Matrosen schliefen in irgend einer Ecke, auch auf den Seilen in einen Mantel gehüllt. Reinlichkeit darf man aber bei ihnen nicht suchen. Bei aller Rahsamkeit kam es der Fall sehr, daß die Hand etwas Garstiges berührt, weil sie überall hinspucken. Ein Paar befolgten sehr strenge die Vorschrift der Abwaschungen und Gebete. Einer der Matrosen, Namens Abu Hisun, aus Tripolis in Syrien, verhann so weit italienisch, daß der Gedankenaustausch für das Wesentliche nicht schwer hielt. In dieser rein mohammedanischen Schiffsgesellschaft kam ich keine Behandlung, über die ich eigentlich klagen könnte. Man bot mir sogar Speisen an. Wenn ich etwas kochen lassen wollte, stieß ich nicht auf die mindeste Schwierigkeit, und meiner Meinung nach hat der Reisende gar nicht nöthig, in den Vertrag mit dem Rais das Kochen einzubedingen; er geht kurzen Weges mit der Nahrung die gekocht werden muß, zum Koch, verspricht ihm ein Geschenk, und der Morgenländer, bei dem, wenn er auch sonst zu den verworfensten Menschen gehört, die Gefühle der Gastfreundschaft leicht erwachen, hält dafür, es sey ganz in der Ordnung daß für jeden Hungrigen gesorgt werden müsse. Solche Gefühle sind beim Araber oder Moslem viel eher vorauszusetzen als beim Griechen, der vom Kopfe bis zu den Füßen ein Rechengerüst ist. Ich wollte mit diesen Worten ein Bild vom Leben am Bord einer syrischen Küstenfahrers geben, in dem schon manches Abendländer, so mancher Pilger fruhrte, und meine Aufschrftlichkeit wird wohl durch die verschiedenen Urtheile gerechtfertigt, welche die Reisenden fällten, gewöhnlich ohne in die Sache näher einzugehen.

Am 18ten. Die Schiffahrt zählt ich nicht gerade zu den schnellsten, aber doch zu den glücklichsten. Meist wehte günstiger Wind. Der heutige Tag war nun ein hoher Festtag des Herzens. Nach dem Erwachen erblickte ich mit unmenschaver Rührung Palästina, und Vermittags betrat ich gesund das Land meiner Sehnsucht, das Ziel meiner Bestrebungen. Das natürliche Entzücken aber sollte untergehen in dem Wermuth — der Quarantäne. So führte mich Unkenntniß oder Täuschung von Triest über Aegypten nach Jafa, und doch möchte ich sie nicht bereuen. Es gelang mir, wenn nicht die schnellste bisher bekannte, doch eine der schnellsten Reisen von dort oder Europa über Afrika nach Joppe. Vergleicht man meine Reise mit den ältern Pilgerfahrten, so stellt sich offenbar heraus, daß wir in einer beweglichern, mehr verwärts kommenden Zeit leben. Die Pilger des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts suchen gewöhnlich zu Venedig in die See. Wenn es gut ging, lief man mit seltenen Ausnahmen in den Hafen von Corfu oder Zante. Da ruhte man wohl auch so lang oder länger aus, als ich Zeit brauchte für die ganze Reise. Von dort richtete man sich entweder nach Candia oder Cypern, von jener Insel nach Joppe, von dieser bisher oder nach Sidon oder nach Tripolis in Syrien. Die Reise dauerte bis zehn, gewöhnlich aber ein bis zwei Monate; Johann Graf zu Solms vollendete sie im J. 1483 in 27 Tagen. Entschlösse man sich einmal versuchsweise zu einer directen Dampfschiffahrt von Triest nach Jafa, so könnte man in sechs bis sieben Tagen das Ziel der Seereise erreichen.

Assyrische Alterthümer auf Cypern. Die sprachforschende Gesellschaft hat kürzlich Nachricht erhalten, daß ein oben abgerundeter Stein 8' 2" hoch und 2' 3" breit und 1' 3" Dick in der Nähe der Stadt Tarsara ausgegraben wurde. Auf der Vorderseite ist in Basrelief ein Mann ausgehauen, der die rechte Hand erhebt, als wolle er sprechen, und in der linken einen Stab hält. Er trägt eine Tiara, die Art des Bars und der Haare gleicht derjenigen auf den Sculpturen, welche vor kurzem Botta bei Mosul zu Tage förderte. Den dem Gürtel die auf die Füße hinab ist das mit langen Franzen besetzte Gewand mit Keilschrift bedeckt, welche auf der hintern und den Nebenseiten fortläuft. Das Bild steht in einer begenförmigen Höhlung, in deren obern Theile gewisse Emblème denen der Felssculpturen an der entgegengesetzten syrischen Küste, am Nahr el Kelb, so genau gleichen, daß man kaum zweifeln kann, das Monument auf Cypern berichte dieselbe Eroberung wie die Sculpturen an der syrischen Küste. Zum Glück ist auf Cypern die Zuschrift weit besser erhalten, als die auf der syrischen Küste. (Athen. 15 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 134. 5. Junius 1847.

Die Geldkrise und die Eisenbahnen in England.

(Schluß.)

Wir haben also jetzt eine ziemlich vollständige Uebersicht über die Ursachen der Krise, ihren Umfang und das tiefe Eingreifen in alle Verhältnisse Englands. Bankverhältnisse, Freihandel, Geldnoth, Stand der Manufacturen, alles dieß sind nur verschiedene Seiten eines und desselben Gegenstandes. Die Regierung hat eine Committee zur Untersuchung der Eisenbahnangelegenheiten niedergesetzt, und von dem wahrscheinlich bald zu erwartenden Bericht derselben hängt sehr vieles ab. Der Zweck ist offenbar, und kann vernünftiger Weise kein anderer seyn, als dem Eisenbahnbau Zaum und Zügel anzulegen, und zwar dem Bau der vor einem und zwei Jahren verwilligten, nicht derjenigen Bahnen, die jetzt erst dem Parlament vorliegen, denn der Bau dieser Ältern, jetzt in Ausführung begriffenen Eisenbahnen ist es, welcher die Kräfte langsam erschöpft. Es ist schwer zu sagen, in wie weit das Parlament eingreifen wird, ja überhaupt nur eingreifen kann, aber daß etwas geschehen muß, scheint die ziemlich allgemeine Ueberzeugung; die Zusammensetzung der Committee, in welcher auch der Eisenbahnkönig Hudson figurirt, zeigt zur Genüge, daß man den Interessen der Eisenbahnen möglichst weiten Spielraum lassen und nur das Allernothwendigste thun will; aber selbst dieß Allernothwendigste dürfte ziemlich viel seyn.

Nach diesem Punkt der Eisenbahnen ist der wichtigste und folgenreichste, Silber zum gesetzlichen Zahlungsmittel in England zu machen: schon eine Erlaubniß an die Bank, Silbermünzen und Silberbarren zu jedem Belauf anzunehmen und dafür Noten auszugeben, würde eine wesentliche Erleichterung bieten, und ist ein Entschluß, zu dem die Umstände fast mit Gewalt hindrängen. Eine nähere Untersuchung der Bankfrage, über welche jedoch die Regierung mit sich einig scheint, kann vernünftiger Weise erst dann gestattet werden, wenn das Silber als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannt ist, mit andern Worten, wenn England vom Continent, dem es Waaren liefert, auch das Aequivalent in Silber, nicht bloß in Gold, das der Continent nicht in genügender Menge besitzt, beziehen kann.

Dieser letztere Umstand führt uns auf den freien Handel, der seit einigen Jahren das Schlagwort in England bildet. Sollte man es glauben, daß bereits der Vaterrsmuß im Umkehren ist, und selbst in England Dr. List als Autorität citirt wird. [1] Veranlassung zu diesem Umschwung gab der Versuch die Schifffahrtsgesetze zu sprengen — ein Versuch gegen dessen Gelingen von mehr als Einer Seite her alle Kräfte in Bewegung gesetzt werden. Die Freihandelspolitik, die Aufhebung der Korn- und Schifffahrtsgesetze und die Bankbill stehen zwar streng genommen in keinem unmittelbaren Zusammenhang unter einander, aber die Umstände haben nichtsdestoweniger bewirkt, daß sie alle aufeinander einwirken. Um dieß klar zu machen, müssen wir auf die eigentlichen Ursachen der Freihandelstheorie in England zurückgehen. Der Zustand der englischen Colonien und die ungeheure Entwicklung des holländischen Colonialwaarenhandels sind die wahren Ursachen derselben. Bis zum J. 1833 lieferten die englischen Colonien eine hinreichende Menge Zucker, daß England nicht nur sich selbst daraus versorgen, sondern noch einen Handel damit treiben konnte, der dann durch die Masse des aus den spanischen Colonien geholten und in Freilagern untergebrachten Zuckers vermehrt wurde. Nach der Emancipation der Sklaven sank dort der Zuckerbau und deckte den Bedarf Englands nicht mehr, so daß nicht nur die Zuckerpreise in England ungewöhnlich stiegen, sondern auch die Versorgung des Continents durch Englands Hände eine Einbuße erleiden mußte, die seinen allgemeinen Handel benachtheiligte; was England verlor, mußten die Hansestädte und Holland gewinnen. Dagegen mußte England ein Mittel finden, und dieß Mittel lag allein darin, daß es die Zuckerzufuhr nicht mehr auf seine Colonien beschränkte, sondern Zucker aus allen Erzeugungsländern bei sich einführen ließ und den Verbrauch desselben gestattete, da nicht aller Zucker sich lange aufheben läßt. Dieß war um so nöthiger, als es sich nur dadurch für seine Manufacte in Brasilien und den spanischen Colonien auf eine leichte Art bezahlt machen konnte. Geraume Zeit deckten sich die Monopolisten des Korns und des Zuckers gegenseitig und vereitelten die Bestrebungen der Freihandelsmänner, d. h. deren, welche einen unbeschränkten Handel mit Korn und mit Zucker verlangten; als aber England, um Nordamerika zu versöhnen, unerwartet schnell sein Korngesetz ganz fallen lassen mußte, war auch das Zuckermonopol der englischen Colonisten nicht mehr zu halten, und es fiel zu gleicher Zeit. Freiheit des Korn- und Zuckerhandels war der ursprüngliche wahre und ächte Sinn des Grundsatzes von freiem Handel in England.

Dieß war erreicht, aber nun ging es weiter. Nach dem Grundsatz der englischen Schifffahrtsgesetze sollen Waaren aus Asien und Amerika nur auf englischen Schiffen nach England gebracht werden. Da aber Nordamerika gleichfalls Zucker erzeugt, und sich ein nordamerikanisches Zuckerfaß von einem andern wohl kaum unterscheiden läßt, so mußte und muß auch

[1] In der Shipping and Mercantile Gazette vom 14 März d. J.

Digitized by Google

ferner hierin ein Unterschied gemacht werden. Anders aber steht es mit den übrigen Erzeugungsländern: diese haben mit Ausnahme Spaniens, das seine Schiffe durch hohe Begünstigungen schützt, so gut wie keine Marine. Sollte England, wie es die Absicht bei der Aufhebung des alten Zuckergesetzes war, das große Emporium für den Zuckerhandel, und damit fast für alle Colonialerzeugnisse werden, so reichte die englische Handelsmarine, so groß sie ist, nicht hin, man mußte, wie man dieß gegenwärtig für einige Zeit lang in Bezug auf den Kornhandel gethan hat, auf fremden Schiffen ohne Unterschied die Zufuhr gestatten. Dann konnte, was aus Amerika und Indien kam, alles nach England gehen, dort seine Ladung löschen, oder sogleich seine Versendung nach einem Hafen des Continents erhalten, besonders jenes Landes zwischen Schelde und Elbe, das mit wenigen Hemmnissen allen fremden Schiffen offen steht. Darum arbeitete man seit einiger Zeit auf die Abschaffung der Schifffahrtsgesetze hin; der Handel mit Korn und Zucker, diesen großen, vielen Umsang einnehmenden Waaren, an welche sich so viele andere leicht anhängen, sollte vermittelst dieser Schifffahrtsfreiheit sich in England concentriren.

In solche Verhältnisse aber taugte auch eine Beschränkung der Bankbefugniß hinsichtlich der Papierausgabe keineswegs. Die Ansichten hierüber sind sehr scharf entwickelt in der Shipping and Mercantile Gazette vom 1 Mai, wo die Meinungen der „Bullionisten“ [1], wie man die Anhänger Peels und seiner Bankbill nennt, und die der „Papierhändler“ (papermongers) in Birmingham gleich stark angegriffen und verworfen werden. Eigentlich werde, so lautet diese Lehre, welche den Bullionisten sehr viel zugibt, nur Gold als das gesetzliche Zahlungsmittel des Landes angesehen, Banknoten und Wechsel seyen gleichsam nur ein Tauschmittel, Anweisungen des Käufers auf eine künftige Zahlung, die sich der Verkäufer gefallen lasse. Diese Tauschmittel und diese Anweisungen dienten zur Erleichterung des Handels, und jede Beschränkung dieses Tauschmittels könne nur die Handelsthätigkeit des Volks lähmen. Deßhalb wird gegen all die Beschränkungen und Formalitäten, womit das Gesetz die Creirung dieser Tauschmittel umgeben hat, als gegen eine Beeinträchtigung des Handels greifert. Dagegen läßt sich nur einwenden, daß zwischen Banknoten und Wechseln, obgleich sie beide als Mittel zur Erleichterung des Tausches, d. h. des Handels dienen, doch ein wesentlicher Unterschied herrscht. Ein Wechsel ist ein Versprechen künftig zu einer bestimmten Zeit zu zahlen, eine Banknote ist der Repräsentant des Geldes im vollen Sinne des Worts; der Fall kann sich ergeben, daß man des repräsentativen Geldes zu viel, des wirklichen zu wenig hat, und dann wird man vorzugsweise das letztere zu erhalten suchen, d. h. das Papier wird gegen das wirkliche Geld verlieren. Darauf achtet aber diese Schule nicht; vorerst bei Mangel an baarem Geld wird man begierig nach dem Repräsentanten desselben greifen, und hat ihn nöthig, um riesenhafte Einfuhren, die sonst ihren Weg nach andern Ländern nehmen würden, zu zahlen. Erwägt man, daß gegenwärtig in England Getreidemagazine gebaut werden, welche 800,000 Quarter fassen, daß man darauf rechnet Vorräthe von 8 bis 10 Mill. Quarters anzuhäufen, deren Ankaufssumme auch in künftiger wohlfeilerer Zeit 12 bis 16 Mill. Pfd. in Anspruch nehmen würden, die vielleicht Jahre lang nicht wieder flüssig werden könnten; bedenkt man ferner, daß die englischen Colonien, namentlich in Ostindien, bis zum J. 1851 über 500,000 Tonnen Zucker liefern werden, so daß vielleicht mit Einschluß der Zufuhren aus andern Ländern manchmal zwischen 2 und 300,000 Tonnen Zucker lagern, anderer Waaren, wie Baumwolle, Indigo u. dgl. gar nicht zu gedenken, dann erkennt man, wie viel den großen Handelshäusern an einer möglichsten Vermehrung des repräsentativen Geldes gelegen seyn muß. So ist die Frage über die unbeschränkte Papierausgabe auch mit der des freien Handels verbunden.

Aber die Freihandelstheorie will nicht verfangen: die Grundlage derselben, daß alle Länder alsbald bereit seyn müssen, ihre Rohstoffe gegen englische Manufacte abzusetzen, ist eine eitle Täuschung, welche vor der Macht der Umstände zerrinnt: die neuen Nationen erkennen an furchtbaren Symptomen die Nothwendigkeit, ihre Nationalarbeit zu schützen; ob dieß Princip des Schutzes der Nationalarbeit in seinen obersten Sätzen richtig oder unrichtig ist, darauf kommt es gar nicht einmal mehr an, die Lage der Sache, wie sie sich seit den letzten drei Jahrhunderten in Europa gestaltet hat, schreibt das Gesetz vor, die Theorie mag dazu sagen was sie will. England selbst stößt mit seiner Freihandelstheorie gleich bei dem Schifffahrtsgesetz an praktischen Schwierigkeiten an, und man citirt Dr. List's Schriften, um die Nothwendigkeit der Schifffahrtsacte und des Schutzes der brittischen Schifffahrt zu beweisen. Mit Einem Wort, das Schemen des freien Handels verschwindet, die Hoffnung mit diesem Worte die übrige Welt zu ködern und England durch die Uebermacht seiner Capitalien und seiner industriellen Hülfsmittel zur „Werkstatt der Welt“ (workshop of the world) zu machen, geht unter, England muß die Ansprüche auf die Beherrschung des Welthandels aufgeben, und den übrigen Nationen auch ihren Antheil lassen. Daraus geht eine gegen früher völlig veränderte Stellung hervor: es kann nicht mehr, wie in den Kriegszeiten, den Handel mit Gewalt über seine Insel leiten, es muß sich auf einen Fuß allgemeiner Ausgleichung setzen. Darum kann es kein eignes Geldsystem aufrecht erhalten, und die allmählliche Herabdrückung aller Preise auf den continentalen Maasstab (to the continental level, wie man sich ausdrückt) ist eine Sache der Nothwendigkeit geworden.

Gegen diese, allerdings harte Nothwendigkeit sträubt man sich; daher die Bestrebungen der sogenannten „Birmingham Economists,“ die eine unmäßige Papierausgabe wollen, um in dieser Münze die Nationalschuld heimzuzahlen, und die untern Classen zu erleichtern; daher die minder weit gehende, aber doch im Wesentlichen auf denselben Grundlagen fußenden Leute, welche bloß in Zeiten der Bedrängniß eine stärkere Papierausgabe verlangen. Ob solche als temporäre Maaßregel nicht nöthig und nützlich seyn könnte, darüber wollen wir mit so erfahrenen Leuten, wie die Londoner Bankiers, nicht streiten; aber die unbeschränkte Papierausgabe müßte sich durch die Steigerung des Preises aller Dinge nothwendig sehr verderblich erweisen, und die Heilung der innern Schäden Englands erschweren, wo nicht unmöglich machen. Allerdings leidet die mit Steuern überladene (tax ridden) Bevölkerung Englands hart unter dem gestiegenen Geldwerth, und dieß wird in einigen Jahren, wenn die jetzige Theurung verschwunden seyn und der freie Handel die Kornpreise um ein Viertheil oder ein Drittheil ermäßigt haben wird, noch schlimmer werden; aber eine Entwerthung der Umlaufsmittel, wie das Circular to Bankers meint, wird hier nicht auf die Dauer helfen. Wer hat durch den Krieg, durch die

[1] Von Bullion, das ungemünzte Gold und Silber, das nach Peels Bill stets als Grundlage für die Notenausgabe dienen soll.

Digitized by Google

Anleihen, durch die Bill von 1819 und durch die Korngesetze am meisten gewonnen? Die großen Capitalisten und die Gutsbesitzer. Jetzt muß allmählich auf diese, wenn sie auch nur die Söhne und Enkel der eigentlich Gewinnenden sind, die Last fallen; ein anderes Mittel gibt es nicht. England kann die Concurrenz nicht mehr ausschließen, und somit muß es nach und nach mit den Nachbarländern auf einerlei Fuß kommen. Dagegen gibt es kein Mittel: alles Spiel mit vermehrten Umlaufsmitteln u. s. w. ist Quacksalberei.

Allerdings kann und wird England im Laufe dieser Umwandlung schwere Zeiten durchzumachen haben, und wir wollen hier nur zum Schluß einen Blick auf den Stand der Baumwollenmanufactur werfen, die durch einen Zusammenfluß von Umständen in eine sehr kritische, auch auf dem Continent wohl zu beherzigende Lage gekommen ist. In den Jahren 1835 bis 1840 förderte die Vereinigte Staaten-Bank durch ungemessene Vorschüsse die Baumwollencultur, belastete sich selbst mit dem größten Theil der Ernte, und suchte diese so theuer wie möglich an England abzusetzen, um so das Geld aus England mehr und mehr nach Nordamerika hinüberzuziehen. Während und zum Theil durch Schuld dieser riesenhaften Unternehmung fiel die Vereinigte Staaten-Bank, jedoch der Anstoß für die Baumwollencultur blieb, und ungeheure Massen strömten nach England. Aber seit 1839 gab es dort mittelmäßige und schlechte Ernten, die Manufactur konnte aus Mangel an Geld und an Absatz nicht dem riesenhaften Aufschwung der Baumwollencultur folgen, obwohl die Ausfuhr von Baumwollenwaaren in den Jahren 1837 bis 1844 von 20 auf 25 Mill. Pf. St. an Werth stieg. Das Mißverhältniß des Verbrauchs und des Angebots drückte den Preis der Baumwolle herab: die Zufuhr aus Ostindien, Westindien, Brasilien u. s. w. lohnte nicht mehr, und als aufs neue Peel durch seine Bankbill den Preis des Geldes steigerte, sank die Baumwolle auf die Hälfte des frühern Werths. Jetzt ging auch in Nordamerika eine Veränderung vor sich: die Erzeugung von Baumwolle nahm ab, und die Wirkung macht sich seit der Mitte des vorigen Jahrs fühlbar. Seit jener Zeit ist die Baumwolle um 50 bis 70 Proc. im Preise gestiegen, und was noch schlimmer ist, die Zufuhr betrug nur zwei Drittheil [1], und die Fabrication mußte also in gleichem Maaße abnehmen. Erwägt man, daß die Baumwollenmanufactur Englands, alles zusammen gerechnet, wohl 2 Mill. Menschen beschäftigt, und daß fe die Hälfte der gesammten Ausfuhr Englands liefert, so kann man ermessen, welchen Einfluß dieß auf die Verhältnisse der arbeitenden Classen haben muß. Rechnet man hinzu, daß die Eisenbahnen und die Lebensmittelnoth das Geld vertheuern, so kann man sich leicht denken, daß nicht bloß die Arbeiter, sondern auch die Manufacturisten selbst sich in schlimmer Lage befinden, und daß Nordamerika, seit zehn Jahren zum furchtbaren Nebenbuhler der englischen Baumwollenindustrie herangewachsen, nicht ermangeln wird, diese Lage der englischen Manufactur zu benützen. Wir wollen zwar nicht glauben, was Cobden und Bright in ihren Volksreden als Schreckmittel für die Menge benützen, daß Amerika schon im J. 1845 täglich 5000 Ballen Baumwolle verbraucht habe, was in 300 Arbeitstagen nicht weniger als anderthalb Millionen Ballen oder etwa den Verbrauch Englands ergeben würde; nehmen wir aber auch für das Jahr 1845 nur 3000 Ballen täglich an, so ist dieß doch schon drei Fünftel des englischen Verbrauchs, und Nordamerika schreint starke Schritte zu thun, die letzten zwei Fünftheile gleichfalls hereinzuholen. Bald wird also Nordamerika einen sehr großen Theil seiner erzeugten Baumwolle selbst verarbeiten, und darauf erklären sich die wiederholten Klagen über die schlechten Fortschritte des Baumwollenbaues in Ostindien.

Wir führen dieß nur als ein Beispiel dessen an, was England bedroht und zugleich als einen Beweis, wie wenig zur Abhülfe solcher Uebel Veränderungen, namentlich gefährliche Veränderungen im Geldwesen geeignet wären. Wir können deßhalb den Entschluß der Regierung vorerst bei der Peel'schen Bankbill zu verharren nur loben, sind aber sehr begierig, welchen Weg diese Regierung einschlagen wird, um der Geldnoth, welche Privaten und Regierung heimsucht, zu begegnen. Auf diese Abhülfsmittel und ihren Verlauf kommen wir vielleicht später zurück.

[1] Sie nahm nach dem officiellen Werth im Verhältniß von 23 zu 13 ab.

Ueber die Vulcane der Auvergne.

(Nach Poet. Lecons. 45 Mal.)

Die Region der erloschenen Vulcane der Auvergne hat ihr besonderes Interesse durch den Umstand, daß sie in der Periode, in welcher ihr geologischer und geographischer Bau, so wie ihre Thiere und Pflanzen eine große Reihenfolge von Veränderungen erfuhren, niemals von der See bedeckt war. Im übrigen Europa sind die vulcanischen Felsen entweder von vormherein unterseeischen Ursprungs gewesen, oder die Oberfläche hat seit ihrer Entstehung durch Einwirkung der Wellen des Oceans eine Entblößung erfahren, daß man die Art und Weise, wie die Ausbrüche Kattfanden, unmöglich mehr mit Sicherheit bestimmen kann. Wohl verweist namentlich bei dem Alter, das man dem Puy de Tartaret geben kann, einem der neuesten Ausbruchlegel in Mittelfrankreich. Der vergleichungsweise neue Ursprung dieses konischen Schlackenberge mit seinem Krater am Gipfel erweist sich aus dem Umstand, daß er im Grunde eines tiefen Thals steht, dessen abwechselnde Schichten von Dimosstein, Trachyt und Basalt dem ältern Bulcan von Mont Dore angehören und nebst der unteren granitischen Grundlage ausgebrößt wurde. Es ist dieß ferner bestätigt durch einen mächtigen Lavastrom, der von dem Fuße des Hügels ausläuft, fast sechs Stunden weit im Bette des Sioulflusses fortfließt, und erst an der Stadt Rechers in der Nähe von Isseire anhält. Die Lava nimmt das alte Flußbett ein, sie wird schmäler je nachdem die Schlucht enger wird, und steigt dann auch an, wie ein Fluß unter einem Brückenbogen, um sich wieder auszubreiten, wo das Thal sich öffnet. Obwohl aber die Lava allem Anschein nach strömte, wie sie heute wieder strömen würde, wenn sie nochmals flüssig wäre, so zeigt sie doch in manchen Theilen ihres Laufs Spuren eines sehr bedeutenden Alters. In einer der Schluchten ist die ganze Masse festen Basalts von dem Lavastrom fortgerissen, so daß der früher fortlaufende Steinwall auf mehrere hundert Ellen etwa in der Mitte zwischen dem Ausfluß des Lavastroms und seinem Ende unterbrochen ist. Dieß deutet auf eine sehr lange Periode der Ausbildung. Bei einem andern Orte, etwa eine halbe Stunde von St. Nectaire, führt eine alte noch brauchbare römische Brücke mit zwei vierzehn Fuß weiten Bogen über eine Schlucht, welche die Cenze mitten durch die Lava gesprengt hat, die hier von säulenartigem Bau ist. Die Brücke scheint nach der Ansicht der französischen Architekten und Alterthumsforscher etwa aus dem fünften Jahrhundert; indeß beweist die Sprengung der Bogen, daß die Schlucht zur Zeit der Errichtung so breit war, wie jetzt. Während man aber, seit die Lava sich und erhärtete, so viele Zeichen darauf hindeuten, daß eine ungeheure Masse harten Gesteins fortgespült wurde, blieb der gleichseitige Kegel aus losen, unzusammenhängenden Schlacken in seiner ausgezeichneten Lage im Grunde des Thals ganz und unverletzt, da das Regenwasser stets durch seine poröse Masse eingesaugt wurde und kein Bach sich an seinen Seiten sammeln konnte. Es ist klar, daß wenn irgend eine Wasserfluth über Auvergne hingeströmt wäre, wenn irgend eine Ueberschwemmung den See von Chambon um 30 oder 40 Fuß gehoben hätte, so wäre nothwendig der sehr vergänglichen Kegel

Digitized by Google

verschwunden. Der eben erwähnte See dankt seinen Ursprung dem Umstand, daß die Coupe durch den Vulcan und durch Landschlipfe, die den Ausdruch begleiteten, aufgestaut wurde.

Der entscheidendste Beweis aber über die uralte Zeit, in welcher der Kegel und die Lava des Tartarets entsprangen, kam erst seit kurzem ans Licht, seit Lyell nämlich im J. 1843 Recherchen besuchte, wo der Abbé Croizet ihm eine Stelle am unteren Ende des großen Stroms zeigte, wo fossile Knochen erloschener Thiergeschlechter in einer Wiese zwischen dem Fuß der Lava und dem Bett der Coupe, das jetzt zehn Fuß tiefer als die Lava liegt, sich finden. In Gesellschaft mit Hrn. Prevost untersuchte Lyell die Stelle und sie übergeugte sich, daß die Knochenschichte unter der Lava, welche hier eine dreißig Fuß dicke Masse bildet, fortlaufe. Spätere Forschungen haben nicht nur diese Ansicht bestätigt, sondern auch Prevost in den Stand gesetzt unter dem (oben erwähnten) Basaltstrom eine bedeutende Menge weiterer Knochen herauszuziehen, welche namentlich den Gattungen von Pferd, Schwein, Rennthier, Hirsch, Hund, Katze, Marder, Putorius, Spitzmaus, Maulwurf, Arvicola, Sustik, Pfeifhasen, Hasen, und wahrscheinlich auch dem Hamster u. s. w. nebst Fröschen, Eidechsen, Schlangen und mehreren Vögeln angehörten. Hr. Owen hat einige dieser Ueberreste untersucht und erkannte das fossile Pferd und das Rennthier der Vorwelt, beides erloschene Arten, die in den Höhlen in England vorkommen, mit denen die Fossilien der Auvergne im allgemeinen sehr nahe übereinzustimmen scheinen, indem Knochen nicht mehr vorhandener Thiere sich mit einigen nicht wohl zu unterscheidenden Knochen jetzt lebender Vierfüßler Europa's zusammenfinden. Unter den Landmuscheln finden wir Cyclostoma elegans, Clausilia rugosa, Helix hortensis, H. nemoralis, lapicida und obvoluta, die alle mit Ausnahme der letzten neu sind, und sich in unmittelbarer Nähe finden. Hr. Lyell ist der Ansicht, daß die Schichte des rothen thonigen Sandes unter der Lava, der diese Ueberreste enthält, hauptsächlich zu den Steffen gehört, welche durch die Ausbrüche des Tartaret herausgeschleudert wurden und daß die fossilen Thiere durch die Fluthen dieser Ausbrüche zu Grunde gingen. Daß eine ähnliche Fauna nach dem letzten Ausbruche in der Auvergne verstehe, schließt man aus der Entdeckung vieler Ueberreste derselben Thiergruppe, Spermophilus, Hase, Biber und anderer in den Spalten eines Lavastroms, der so neu ist, als der des Tartaret, und den man zu Rubiere bei Clermont beobachtete. Diese Fauna, als Ganzes von der jetzt in Europa lebenden so verschieden, bewohnte augenscheinlich die Auvergne, als das Thal der Coupe bis in dieselbe Tiefe ausgegraben war, wie die, über welche die Lava des Tartaret hinfloß, aber dieß muß in ein außerordentlich hohes Alter hinaufreichen, da das allmählige Ausströmen der Arten und die Einführung neuer ausnehmend langsam geht. Der Umstand, daß die Muscheln sämmtlich lebenden Arten angehören, liefert keinen Beweis gegen einen Ursprung, der über alle Geschichte und Sagen unendlich hinausreicht, denn Lyell hat z. B. nachgewiesen, daß die Schlucht des Niagara und das Delta des Mississipi, deren Bildung einen ungeheuren Zeitraum eingenommen haben muß, nichtsdestoweniger neuere sind, als manche Niederschläge Nordamerika's voll neuer Land- und Süßwassermuscheln, neben denen sich auch Ueberreste von Vierfüßlern finden, die jetzt fast alle erloschen sind.

Es wurde ferner gezeigt, daß alle Vulcane der neueren Classe, von denen der Puy de Tartaret nur ein Typus ist, nicht auf einmal entstanden, denn die Laven einiger derselben stehen, z. B. bei Chambeir in demselben Thale der Coupe, in größerer Höhe über dem jetzigen Thallaufe, und ruhen auf altem Alluvium, das zur Zeit, wo die Thäler seichter waren, gebildet wurde. Zur Emporhebung dieser zahlreichen Kegel und der Ausbildung dieser Lavaströme, deren sich mehrere Hunderte in Centralfrankreich finden, bedurften wir einer langen Reihe von Jahrtausenden nach der miocenischen Periode, welcher eine andere ältere Classe von Ueberresten alter Zeit angehört, z. B. die knochenführenden Alluvien, die mit den vulcanischen Formationen des Mont Perrier abwechseln, wozu eine besondere Fauna von Makrotherien, Elephanten, Flußpferden, Tapiren u. s. w. gehört. Einige der Thäler, welche in die noch älteren Süßwasserschichten eingeschnitten wurden, waren in der miocenischen Periode nur halb so tief ausgegraben, wurden sie und da mit miocenischen Niederschlägen angefüllt und dann wieder ausgegraben. Es ist möglich in der Auvergne das verhältnißmäßige Alter einer großen Menge von Alluvien, welche Knochen von Landvierfüßlern enthalten, zu unterscheiden, theils in Folge ihrer Erhaltung unter Laven aus verschiedenen Perioden, theils wegen ihrer Lage an den Seiten der allmählich ausgetieften Thäler; seine Flüsse, seine Rückkehr des Oceans hat hier die Oberfläche zerstört, und die Fossilien der einen Periode mit denen der andern durcheinander gemengt, wie dieß in England und in den meisten Theilen Europa's geschehen ist. Die älteste Fauna von Landvierfüßlern in der Auvergne, die man in Süßwasserschichten von Mergel und Kalk, älter als der Trachyt des Mont Dore, stellt findet, besteht aus verschiedenen Arten von Anoplotherium, Paläotherium, Anthracotherium, Oposthum u. s. w., und stimmen großentheils mit denen des Pariser Gypses, nebst einigen miocenischen Formen. Die neuer sind, als die der Pariser Tertiärschichten oder die obersten Süßwasserniederschläge der Insel Wight, zusammen. Daraus folgt, daß die ganze Reihe von Revolutionen der belebten und unbelebten Schöpfung, welche in Frankreich seit dem Aufsteigen des Landes aus dem Ocean eintraten, trotz ihrer in Vergleich mit den neuern Vulcanen ungemein langen Dauer doch bedeutend jünger sind, als der im Meere niedergeschlagene Thon, auf welchem London erbaut ist, und dieser selbst ist einer jener terstären Niederschläge, die selbst in dem großen Kalender der geologischen Chronologie nur als ein Erzeugniß des gestrigen Tages erschienen.

Miscellen.

Papier ohne Ende in Frankreich. Die erste Maschine um endloses Papier zu machen, wurde im J. 1823 in Frankreich aufgestellt; im J. 1827 waren es nur 4, im J. 1834 12, seit dieser Zeit stieg die Zahl sehr rasch und im J. 1844 zählte man 250, welche für 50 Mill. Franken Papier lieferten, von dem für 9 Mill. ins Ausland gehen. (Voleur. 20 Mai.)

•

Witterung im Norden. Wie lange dieß Jahr im Norden die Kälte anhielt, kann man aus folgender Nachricht entnehmen, welche das Ostenblad vom 21 Mai aus der Zeitung für Wärmeland aufstellt; im Lande entnimmt. Am 15 Mai war der Schnee um Umeå zwar größtentheils verschwunden, aber man fuhr noch am 11 Mai mit Wagen über den gefrorenen Fluß und noch täglich setzten Personen zu Fuß über.

•

Ueber den Humusstrich in Rußland. Der rohe schwarze Weizenboden, der sich von Polen aus durch das südliche Rußland hinzieht, hat von jeher die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Baron Meyendorf schlug deßhalb der russischen geographischen Gesellschaft vor, eine Commission von Geologen, Hydrographen, Landbauern und Forstmännern niederzusetzen, um den Humusstrich (tschernomsem, schwarze Erde, wie die Russen sagen) der sich von den südlichen Kreisen des Gouvernements Pensa bis in den Süden des Gouv. Kiew erstreckt, und zum Theil von einer Höhenkette eingeschlossen ist, die sich von Smolensk nach dem südlichen Theil des Gouv. Kursk, von da an den Jelez, nach dem Süden von Tambow, nach Pensa und Simbirsk hinzieht, genauer zu untersuchen. Dieser Strich ist der Hauptsitz des reichsten Ackerbaues in Rußland, in geographischer Beziehung jedoch minder wichtig als in landwirthschaftlicher. Man hofft, daß die Gesellschaft dem Vorschlag des Baron Meyendorf alle mögliche Berücksichtigung schenken werde. So berichten die Vaterländischen Memoiren vom Mai d. J. Es scheint überhaupt, seit die englischen Kornzesetze abgeschafft sind, in Rußland ein neuer Eifer für die größere Entwicklung des Ackerbaues erwacht zu seyn, und dieselbe Nummer dieses vielverbreiteten alten Privatjournals — es zählt fast immer über 30 Bogen — enthält den Anfang eines umständlichen Artikels über das Schwanken der Getreidepreise in Rußland, worauf wir vielleicht später zurückkommen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 135. 7. Junius 1847.

Das Leben in den Harems muſelmänniſcher Großen.[1]

II.

Mittlerweile — ſo fährt Amalie Nizzoli in ihrer Erzählung fort — lag mir am Herzen, den Faden der Erzählung der Herrin wieder aufzunehmen, da ich die Abſicht hatte, etwas für die unglückliche Zuleika zu thun. Ich ſprach ziemlich gut arabiſch, eine Sprache, die den meiſten Türkinnen ſehr geläufig iſt, und dieß gab mir Hoffnung, mich bei der Herrin einzuſchmeicheln. „Ihr,“ fing ich an, „die Ihr ein ſo gutes Herz habt, und die Ihr ſo viel Einſicht und Bildung beſitzet, verbunden mit andern ſchönen Gaben, die Euch allen Euren Bekannten ſo werth machen, ſollte Ihr nicht Mitleid fühlen mit der unglücklichen Zuleika? Ihr wißt beſſer als ich, hohe Frau, vergeßt meiner Freiheit, wie unterwürfig nach Euren Sitten der Wille einer Sklavin gegen ihren eigenen Herrn ſeyn muß. Wer möchte es wohl wagen, ihm zu widerſtehen! Ich übereilte es alſo Eurem eigenen Urtheil, welche Schuld der Zuleika zugerechnet werden kann, wenn ihr Stand ſie hinderte, ſich gegen ihren Verführer zu wehren. Erinnert Euch, daß Ihr mir geſagt habt, im Harem des Paſcha habet Ihr unſchuldig zahlloſe Demüthigungen erfahren müſſen, bloß weil Effendina Euch auszeichnete und mit ſeinem Wohlwollen beehrte. Auch Euch konnte ein gleiches Unglück zuſtoßen, wie das der Zuleika, und hättet Ihr darum eine gleiche Strafe verdient, oder beſſer, hättet Ihr ſie mit Ergebung ertragen?“

Ich glaubte wahrzunehmen, daß die Herrin durch dieſe Gründe gerührt zu werden begann, und ich fing mit größerem Muthe an, die Sache der Menſchlichkeit zu vertheidigen, bis ſie mir antwortete: „Wollet Ihr alſo, daß ich von neuem Zuleika neben mir dulde? Zwar ſind wir Türkinnen faſt immer der qualvollen Empfindung ausgeſetzt, mit unſern eigenen Nebenbuhlerinnen leben zu müſſen; aber ich, die ich es anders machen kann, will jene fern halten ſo lange es mir nur möglich iſt.“ „Ich habe nichts gegen dieſe Eure Bemerkung,“ erwiederte ich, „wenn Ihr aber Zuleika ferner im Hauſe behaltet, ſo könnt ihr, wie es mir ſcheint, Euch nicht einmal davor ſchützen, daß Euer Mann ſie hie und da wieder ſehe. Das Beſte ſchiene mir alſo, ſie in einem andern Harem unterzubringen. Ihr habt ſie ja ſchon die Wirkungen Eures Zorns fühlen laſſen, und Ihr ſolltet von nun an nicht mehr an ſie denken.“ Dieſe Bemerkungen, die ich mit der größten Schonung machte, brachten eine gute Wirkung auf das Gemüth der Herrin hervor, die ſogar erſtaunt war, daß ſie nicht eher daran gedacht habe. Nach Tiſch wagte ich es, auf das immer größere Vertrauen geſtützt, das Korane in mich zu ſetzen ſchien, ſie um die Gunſt zu bitten, Zuleika beſuchen zu dürfen. Sie gab ihre Zuſtimmung, und befahl ſogleich, daß zwei Sklavinnen mich in den ſogenannten Thurm begleiteten. Nachdem wir drei Treppen hinaufgeſtiegen waren, traten wir in ein abgeſondertes Zimmer, das auf eine Terraſſe hinausging und deſſen Schlüſſel ſtets von einer Sklavin bewacht wurden, die nur Befehle von der Herrin empfing. Ein ſehr ſchönes Mädchen ſaß auf einem niedrigen Divan, der ihr zugleich als Bett diente, und ſtickte in Seide und Gold ein Tuch, welches das Haupt derjenigen ſchmücken ſollte, die ſie in Gefangenſchaft hielt. Kaum gewahrte ſie mich, als ſie aufſtand, auf mich zuging und mir die Hände küßte. „Der Himmel möge Euch ſegnen, o Frau,“ ſprach ſie zu mir, „für die Gunſt, die Ihr mir gewähret, mich in dieſer Einſamkeit zu beſuchen. Schon ſieben Monate ſehe ich keine andere Perſon auf der Welt, als dieſe häßliche Mohrin, die Euch jetzt begleitet und die mir das Eſſen bringt.“ Aus dieſen Worten erſah ich, mit welcher Verachtung die weißen Sklavinnen auf die ſchwarzen herabblicken. Ich fragte ſie, ob ſie zufrieden wäre, in einen andern Harem zu kommen; ſie antwortete, wenn es ihr nicht weh thäte, ihren Sohn und den Vater ihres Sohnes zu verlaſſen. „Wiewohl ich niemanden ſehe,“ fügte ſie bei, „und von allen verlaſſen bin, ſo läßt mich doch das Bewußtſeyn, daß ich in demſelben Hauſe weile, in welchem mein Sohn und derjenige iſt, der ihm das Leben gegeben, mein Unglück mit Ergebung ertragen, in der Hoffnung, die Herrin werde mir einſt verzeihen.“

Aus dieſer Unterredung ſah ich, daß mein Plan ihr keine große Freude machen könnte. Ich fragte ſie, wenn ſie zufällig ihre Gebieterin ſähe, was ſie ſagen würde, um ſich zu entſchuldigen und ihren Zorn zu beſänftigen. Sie antwortete, daß ſie ihr nichts anderes ſagen könnte, als daß eine Sklavin nicht ungehorſam ſeyn und ſich dem Willen ihres Herrn nicht widerſetzen dürfe, und daß ſie ſich keiner Schuld bewußt ſey.

Nachdem ich dieſer Unglücklichen noch manches andere geſagt hatte, verabſchiedete ich mich von ihr wahrhaft betäubten Herzens. Kaum war ich von meinem Beſuche bei der Zuleika zurückgekehrt, ſo war die erſte Frage, welche die Herrin an mich richtete, ob ich ſie ſchön gefunden. Ich begriff wohl, welche Eiferſucht ich in ihr zum Nachtheil der Sklavin erregt hätte, wenn mir zufällig ein Ja entſchlüpft wäre, und ich benützte daher dieſe Frage, um ihr zu ſagen, es ſey augenſcheinlich, daß ihr Mann keine andere Abſicht gehabt haben könne, ſich jener Sklavin zu nähern, als die, einen Sohn zu bekommen, denn

[1] S. Nr. I. in Nr. 127 ff. vom 26. 29 u. 31 Mai.

Digitized by Google

es könne in Bezug auf Schönheit gar kein Vergleich stattfinden zwischen ihr und Zuleika. An jenem Tage sprachen wir nicht weiter von diesem Gegenstande, außer daß sie mir gelobte, die Sklavin nicht eher zu verkaufen, als bis ich sie wiedergesehen, und so verabschiedete ich mich.

Als ich nach mehrern Tagen meinen Oheim sah, fragte ich ihn über den Harem des Abdin-Bey, und er erzählte mir sogleich, er habe einer jungen Türkin den Puls gefühlt. Ich muß wiederholen, daß es für jeden Fremden sehr schwer, ja beinahe unmöglich ist, eine Frau in einem Harem zu sehen, die nicht verschleiert wäre, und noch weit mehr, einen Liebeshandel dort zu beginnen.

Schon war ungefähr eine Woche verflossen, als die Gemahlin Abdin-Bey's mich einladen ließ, mit ihr in das Bad zu gehen. Ein Ausflug ins Bad ist für die orientalischen Frauen ein wahrer Freudentag. Die vornehmern Frauen des Harems haben gewöhnlich ihre Bäder in der eigenen Wohnung; aber dennoch gelingt es ihnen immer, von ihren Männern die Erlaubniß zu erhalten, ein oder zweimal im Jahr die öffentlichen Bäder zu besuchen. Diese Gebäude sind drei Tage in der Woche für die Männer bestimmt, und zwei für die Frauen. Ich nahm die Einladung an und begab mich auch in einen schwarz seidenen Mantel gehüllt und mit dem Burgul versehen (eine Art Musselinmaske, die das ganze Gesicht verbirgt und nur die Augen unbedeckt läßt), auf einem Esel und von Janitscharen begleitet zu Rorane's Palaste, wo der ganze Zug schon bereit war, und wir begaben uns auf den Weg, so daß auch ich zu dem Zuge der Frauen aus dem Harem des Abdin-Bey gehörte.

Vier Eunuchen zu Pferde begleiteten uns und trieben alle, denen wir auf der Straße begegneten und die uns zu nahe kamen, aus dem Wege, und verfuhren dabei mit einem Ernste, als ob sie gegen diese Wanderer aufgebracht wären, die übrigens nicht einmal den Blick zu uns zu erheben wagten. Im Orient ist die Achtung gegen die Frauen so groß, daß die Türken, die zufällig auf einer einsamen Straße einer Frau begegnen, ihr Gesicht abwenden und den Blick zu Boden senken. Ein Harem hat für sie etwas Heiliges. Wir langten am Badeorteau, der, wie überall, in der Nähe des großen Bazars liegt.

Zwei bewaffnete albanesische Soldaten standen an dem Thor, durch das wir ritten und verschiedene Höfe durchzogen, in deren letztem die vier Eunuchen mit unsern Thieren zurückblieben. Eine Schaar in den Bädern dienender Frauen kamen uns entgegen und führten uns in einen großen Saal, wo wir ausruhten und uns entkleideten. Bevor man in die großen Badezimmer eintritt, schlüpft man in ein Paar sehr hohe Holzschuhe, die ringsum mit einem einzigen Lederstreif besetzt sind, und gürtet die Lenden mit einem kurzen Unterröckchen. Hierauf geht es durch eine Reihe Zimmerchen, die von einer Art da und dort an der Decke angebrachter Kristallkügelchen erleuchtet werden. In diesen Räumen herrscht eine ziemliche Wärme, die stufenweise zunimmt, so wie man von einem in den andern schreitet. Ich glaubte, man habe mich mit warmem Wasser begossen, ohne daß ich es merkte, so naß war ich von oben bis unten; bald aber nahm ich wahr, daß dieß von einem starken Schweiß herrührte, der durch alle jener übermäßigen Hitze ausgesetzten Poren rann. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich bei meinem Eintritt in einen großen, viereckigen, wie die andern erleuchteten Saale rings um eine Art Becken in der Mitte dreißelben eine Menge nackter Frauen bemerkte, die sich gegenseitig wuschen. Da waren denn Christen-, Juden-, Türken-, Araber-, Kopten-, Abyssinier- und Aethiopierfrauen; man konnte wohl sagen, daß es eine Versammlung von den verschiedensten Abstufungen der Menschenraces war; die Jüdinnen sind in Aegypten außerordentlich weiß, und sie schrinen fast gar kein Blut zu haben, denn auch nicht eine Spur von Roth ist an ihnen zu sehen. Die Koptinnen sind nicht so weiß als die Jüdinnen, und die Türkinnen nicht so weiß als die Koptinnen. Hierauf kamen die Araberinnen von dunkelröthlicher Olivenfarbe; die Aethiopierinnen, schwarz wie Sammet, standen im Hintergrunde des Gemäldes. Diese ganze Mischung von reichen und armen Frauen, Sklavinnen und sogar öffentlichen Dirnen brachte in ihrem Gegensatze eine seltsame Wirkung hervor. Einer jeden wallten ihre eingeseiften Haare über die Schultern herab, so daß es schien, als wäre Schnee auf die Köpfe der Mohrinnen gefallen. Ich glaubte wirklich im ersten Augenblick, ich sey im Fegfeuer; da schrie eine hier, da heulte eine dort, die eine beklagte sich über das zu heiße Wasser, die andere sang oder tanzte, und wieder eine andere zeigte durch die Windungen ihres Tanzes die zierliche Gewandtheit des Leibes. Welch ein seltsames Schauspiel war dieß für mich!

Rorane hatte schon am Tage zuvor ein besonderes Zimmer miethen lassen, da es aber ohne Ausgang und ohne Vorhang war, so standen wir in Verbindung mit der ganzen Gesellschaft des Saales. Wir traten mit einander ein, und zwei Sklavinnen mit uns, die uns zu waschen begannen. Jede von ihnen hatte einen stark eingeseiften wollenen Handschuh in einer Hand, und in der andern eine Art Metallbecken, aus welchem sie uns das Wasser über den Kopf und den Leib herabgoß. In demselben Augenblick geschah es, daß eine Dienerin, die sich in einem anstoßenden Zimmer befand, und die man mit so heißem Wasser begossen, daß es sie fast erschickte, bei dem Schmerze des Brennens eine unfreiwillige Bewegung machte, und mit ihren Holzschuhen auf dem glatten, mit Seife bedeckten marmornen Pflaster ausglitend, plötzlich zusammenstürzte. Zwei arabische, bei den Bädern beschäftigte Frauen liefen herbei, hoben sie auf und trugen sie, in der Meinung sie habe sich sehr wehe gethan, in den Saal, legten sie rücklings auf eine Marmorbank und eine von ihnen übergoß sie ohne Barmherzigkeit mit heißem Wasser, während die andere sie mit Reibungen bediente, die für ein Pferd zu stark gewesen wären. Die Arme mochte auch noch so sehr schreien und um Barmherzigkeit flehen, alles war umsonst; die beiden Araberinnen setzten ihr Verfahren mit der Behauptung fort, sie habe sich wehe gethan und wollten sie, koste es was es wolle, mit aller Gewalt heilen, so daß jene sich ihnen ergeben und sich noch bedanken mußte.

Außer dem Handschuh pflegen diese waschenden Frauen sich noch des eingeseiften Lifts zu bedienen. Dieses List ist aus der Dattelpalme, nämlich aus den Fäden ihrer Blätter zusammengesetzt; es wird wie Flachs, und hat, wenn es eingeseift ist, die besondere Eigenschaft, daß es die Haut vollkommen reinigt. Nach zwei Stunden Arbeit glaubten die Sklavinnen, wir seyen nun genugsam gewaschen; dann ließen und die Badedienerinnen aus dem Zimmer heraustreten und führten uns in den obern Stock. Dort bedienten und andere arabische Frauen. Wir mußten uns auf Teppiche ausstrecken, und sie fingen an, uns am ganzen Leibe zu reiben, dann an den Fingern, Füßen, Armen, Beinen und auch am Halse, indem sie uns beim Kopfe faßten, zu ziehen und zu zerren, daß alles krachte, mit der Ver-

Digitized by Google

scherung, dieses seltsame Verfahren bedürfte außerordentlich die Gesundheit. Dann fragten sie mich, ob ich irgend eine Arznei haben wolle, um schwanger zu werden, aber ich dankte den Frauen für ihre eifrige Dienstfertigkeit und lehnte sie ab. Nach Beendigung des ganzen Geschäftes brachte man die Kleider. Bei dieser Gelegenheit entfaltete die Herrin zugleich mit ihren Sklavinnen einen mir bis dahin unbekannten Luxus. Ich fragte woher es komme, daß sie sich so besonders prächtig und sorgfältig kleideten, und erhielt zur Antwort, daß das Bad der einzige Ort sey, an welchem viele Frauen zusammenkommen, und daß es daher Sitte geworden, die schönsten Kleider zur Schau zu tragen. Wirklich sah ich auch in allen jenen häuslichen Zimmern des obern Stockwerks Reichthümer zur Schau tragen, die mir im Innern des Harems noch nie zu Gesichte gekommen waren. Noch ein anderer Grund bestimmt in diesem Falle die türkischen Frauen sich besonders sorgfältig zu kleiden, und dieser besteht darin, daß die Männer am gleichen Abende, an welchem gewöhnlich ihre Frauen im Bade gewesen, beinahe gewiß bei ihnen schlafen, in der Hoffnung, daß wenn sie noch keine Söhne haben, das Bad etwas dazu beitragen könne.

Während wir uns ankleideten, gingen beständig nackte Frauen vorbei, die sich in andere Zimmer begaben, um zuerst das köstliche Vergnügen der Reibungen zu genießen und dann sich anzukleiden. Damit ihre Haare nach dem Bade nicht durcheinander geriethen, machen sie sich eine Menge kleiner Flechten, was gewaltig viel Zeit wegnimmt. Nach Vollendung des Anzugs begab man sich in den Versammlungssaal, in welchem sich ein ganz schmutziger und zerrissener Divan befand, und auf dem Boden ein Teppich von ähnlicher Art. Auf jenem saß mit gekreuzten Beinen ein Kreis schöner und häßlicher Damen, die sich mit Rauchen und Kaffee erquickten. Der Reichthum ihrer Edelsteine, ihrer Kaschmirshawls, der prächtigen, mit Gold durchwirkten Stoffe, der mit Gold gestickten Sammet- und Seidenkorsette flachen auf merkwürdige Weise von dem elenden Ort ab. In diesen Sälen waren meistens vornehme Damen, die armen, die keine Kleider zur Schau zu tragen haben, entfernen sich gleich nach dem Bade.

Wenn man auch nur einen etwas beobachtenden Blick hat, so nimmt man leicht wahr, daß im Gesichte dieser Damen gegenwärtig Neid und Eifersucht auf ihre Schönheit ausgedrückt waren. Die Morgenländerinnen sind gewöhnlich so arm an Gedanken, daß sie das größte Gewicht auf ihre Schönheit und ihre prächtigen Kleider legen, um ihren Männern zu gefallen und in den Herzen ihrer Nebenbuhlerinnen die größte Eifersucht zu erregen.

Es wurden uns Pfeifen und Kaffee gebracht. Auch ich nahm eine an, um nicht gegen die Sitte zu verstoßen, aber ich hielt sie bloß an die Lippen, da ich mich nie ans Rauchen hatte gewöhnen können, so frisch, angenehm und aromatisch auch der Rauch ist.

Nach einiger Zeit erhoben sich alle auf einmal zum Gebete, und da ich ihnen keine Gesellschaft leisten konnte, wie mit der Pfeife, so blieb ich ganz allein auf dem Divan sitzen. Der Zufall wollte, daß ich gerade am äußersten Ende saß, wohin sie sich wenden mußten, nämlich gegen Morgen. Es schien demnach, als sie sich zur Erde warfen, ich sey der Gegenstand ihrer Verehrung. Ich war so kindisch, ich bekenne es, daß mich in diesem Augenblick eine Lachlust anwandelte, und ich machte eine Bewegung, aufzustehen, um nicht gesehen zu werden, aber sie luden mich ein, meinen Platz zu behalten. Das Gebet dauerte ungefähr eine Viertelstunde, länger als gewöhnlich, weil es Freitag, das ist, ihr Festtag war. Die Pfeife, die ich fortwährend an den Mund hielt, machte es mir möglich, nicht in Lachen auszubrechen. Nach Beendigung des Gebetes sagten sie mir, auch dieses Mal haben sie für mich gebetet, ich möchte die wahre Religion annehmen. Es erschien nun die Stunde des Essens, und bemerkenswerth ist, daß jede Person oder jede Gesellschaft schon am Morgen den eigenen Koch abgesandt hatte, das Mahl nach bestehendem Gebrauch in der Küche der Bäder zu bereiten. So viele Tische wurden also hergerichtet, als verschiedene Gesellschaften da waren. Jede setzte sich an ihren eigenen Tisch, und da ich schon von den Mahlzeiten im Harem gesprochen, so will ich den Leser mit der Beschreibung dieser verschonen, da sie durchaus jenen gleichkam. Nach Tisch durfte Pfeife und Kaffee nicht fehlen, dann entstand ein gewaltiges Frauengeschwätz und Geklatsche. Die Eine tadelte, die Andere wünschte etwas; die Andere behauptete, eine Gewisse sey allzu mager, und mir schien sie gerade allzu fett; die Andere sagte, jene sey zu groß, jene Andere zu klein; eine Dritte habe immer dasselbe Kleid, eine Vierte wechsle zu häufig damit; der Mann jener Fünften sey zu alt, und so fuhren die Geschwätzchen mit der Unterhaltung fort, bis der Abend gekommen war. Man mußte nun zum Abzug aufbrechen, da aber die Bäder für diese Frauen ein Erholungsort sind, so machte sie der Gedanke, ihn verlassen zu müssen, sehr niedergeschlagen. Ich dagegen hatte bei mir den Entschluß gefaßt, nie wieder den Fuß dorthin zu setzen, so sehr hatte ich mich dort gelangweilt, und wenn ich an den Fall jener Sklavin dachte und das dabei gebrauchte Heilmittel, so vermehrte sich meine Abneigung gegen diese Art Zeitvertreib nur um so stärker. Endlich verließen wir Gott sey Dank jenes düstere Vergnügen, bestiegen unsere Thiere und begaben uns in der gewöhnlichen Begleitung der Eunuchen, die sich nie einen Augenblick vom Thore entfernt hatten, auf den Weg. Unterwegs verabschiedete ich mich von der Herrin und gelangte ohne Eunuchen jedoch von meinem Reitknecht und dem Janitscharen begleitet, die mir mein Mann gerade zur rechten Zeit entgegengeschickt hatte, nach Hause. Dort athmete ich wieder frei, und erzählte alles Vorgefallene meinem Mann, der nur darüber lachte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in der Mandschurei und Korea. [1]

(Schreiben Andrea Kimal-Kim's, eines koreanischen Diaconus, an Hrn. Ferréol, Bischof von Belline, apostolischer Vicar von Korea und den Liéou-Kieou-Inseln. Datirt vom 15 December 1844.)

Die letzten Nachrichten aus Korea zeigten uns Hr. Ferreol an den Thoren dieser Mission; er stand auf dem Punkte, die letzten Schranken, die ihn von seiner Heerde trennten zu überschreiten, als neue Hindernisse nochmals seine Erwartung betrogen, und ihm den Weg versperrten, der seine Vorgänger zum Märtyrerthum geführt hatte. Von Pien-men zurückgewiesen mußte der Prälat sich nach einem andern Punkte wenden; man hatte ihm gesagt, an den Ufern des japanischen Meeres, an der Mündung des Mikiang, welcher die Mandschurei von der Halbinsel trennt, liege ein tatarischer Ort, Hung-tschun, der mit Korea in Handelsverbindungen stehe; er ließ diesen Weg durch einen seiner Schüler untersuchen. Dieß war ein junger koreanischer Diaconus, der eben seine Studien zu Macao vollendet hatte: er spricht außer dem Koreanischen drei Sprachen, das Chinesische wie ein Eingeborner, das Lateinische mit Leichtigkeit und das Französische erträglich. Ein chinesischer Neubekehrter begleitete ihn; einige Christen, seine Landsleute, hatten ihrerseits versprochen sich

[1] Nouvelles Annales des Voyages. Januar-Februar 1847.

Digitized by Google

nach Hungtschun zu begeben, und ein Zeichen war verabredet worden, an dem sie sich mitten unter der Menge erkennen konnten. Im nachstehenden Briefe gibt der junge Koreaner dem Bischof Bericht von seiner Reise.

„Nachdem ich Ihren Segen empfangen und mich bei Ihnen verabschiedet, setzten wir uns in den Schlitten, glitten rasch über den Schnee hin, und kamen in wenigen Stunden nach Kuan-tschen-gtse. Hier beachten wir die Nacht zu. Am zweiten Tag überschritten wir die mit Pfählen bezeichnete Gränze und betraten die Mandschurei. Die ganz mit Schnee bedeckten Felder, welche allenthalben nur ein einförmiges Weiß boten, zeigten dann und wann ein unterhaltendes Schauspiel durch die Menge der Schlitten, in denen die Einwohner einander besuchten, und die das Feld mit einer Schnelligkeit, wie man es selten in China sieht, durchfurchten. Die erste Stadt, nach der wir kamen, war Ghirin, Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, und Wohnsitz eines Hiang-nun oder Herr befehlshabers. Sie liegt am Ufer des Sungari, den die Kälte des Februars noch gebunden hielt. Eine Bergkette, die von Ost nach West läuft, und deren Spitzen sich in einen leichten Wolkendunst verlieren, schützt die Stadt gegen den rauhen Nordwind. Ghirin hat, wie fast alle chinesischen Städte, nichts Bemerkenswerthes. Es ist ein unregelmäßiger Haufe von Häuschen aus Backsteinen und Erde, mit Stroh gedeckt und von einem einzigen Stockwerk. Der Rauch, der aus den Dächern senkrecht aufstieg und sich langsam in geringer Höhe ausbreitete, bildete sodann einen ungeheuren bläulichen Mantel, der die ganze Stadt einhüllte. Mandschus und Chinesen bewohnen sie gemeinsam, aber die letztern sind weit zahlreicher. Sie sollen eine Bevölkerung von 600,000 Seelen mit einander bilden; aber da man in diesem Lande seine Volkszählung kennt, und die erste Eigenschaft eines chinesischen Berichts Uebertreibung ist, so glaube ich, daß man drei Viertheile wegschneiden muß, um der Wahrheit näher zu kommen.

„Die Straßen sind, wie in den südlichen Städten, sehr belebt, und der Handel ist blühend, denn hier ist die Niederlage der Pelze von tausenderlei Thieren, der Baumwollen- und Seidenzeuge, der künstlichen Blumen, mit denen die Frauen aller Classen den Kopf schmücken, und endlich des Bauholzes, das man aus den kaiserlichen Wäldern zieht. Diese Wälder beginnen nicht weit von Ghirin, sie erheben am Horizont ihr schwarzes Haupt über die blendend weiße Schneefläche, und liegen zwischen dem himmlischen Reich und Korea wie eine ungeheure Gränzscheide, um allen Verkehr zwischen beiden Ländern zu unterbrechen, und wie es scheint, die haßvolle Trennung zu unterhalten, welche unter den selben besteht, seit die Koreaner in die Halbinsel zurückgedrängt wurden. Von Ost nach West nehmen sie einen Raum von mehr als 60 Lieues ein, ihre Breite von Süd nach Nord kenne ich nicht. Hätten wir hier durchreisen und gerade nach Korea vordringen können, so wäre unser Weg um die Hälfte abgekürzt worden, wir mußten aber einen langen Umweg nehmen, um einen gebahnten Weg nach Ningnütra zu finden. Eine Schwierigkeit hielt uns auf: wir kannten den Weg nicht der nach dieser Stadt führt; die Vorsehung kam uns zu Hülfe, und sandte uns zwei Kaufleute des Landes zu, die nach ihrem Vaterlande zurückkehrten. In ihrer Gesellschaft fuhren wir noch eine Zeitlang auf dem Eise des Jtuflus fort, seiner Quelle entgegen. Die Unebenheit der Bodens, die Berge, von denen das Land durchschnitten ist, die Wälder, die es bedecken und der Mangel an gebahnten Straßen bestimmen die Reisenden den Weg der Flüsse zu nehmen. Als wir den Sungari verließen, lenkten wir deßhalb in einen seiner Zuflüsse ein, der vom Norden her den Hauptfluß vermehrt. Die Chinesen nennen diesen Fluß Mu-tuan, auf den europäischen Karten ist er mit Hun-dia bezeichnet; ich weiß aber nicht, od dieß der tatarische Name ist. Herbergen finden sich längs seiner Ufer, und eines Tages waren wir angenehm erstaunt, eine christliche Herberge zu finden, wo man uns brüderlich aufnahm: nicht nur verlangte man keine Zahlung von uns, sondern nöthigte uns auch noch Lebensmittel anzunehmen. Man muß den Sinesischen Neubekehrten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie gegen ihre fremden Brüder die edelmüthigste Gastfreundschaft üben.

Wir eilten vorwärts, bald auf dem Eis des Flusses, bald auf einem der beiden Ufer, je nachdem der Weg uns besser schien. Rechts und links erheben sich hohe, mit riesenhaften Bäumen bewachsene Berge, in denen Tiger, Panther, Bären, Wölfe und andere wilde Thiere hausen, die sich vereinigen, um die Wanderer zu bekämpfen. Wehe dem Unglücklichen, der sich allein in diese furchtbare Einöde wagen wollte; er würde bald zerrissen werden. Man erzählte uns, im Laufe des Winters seyen gegen 80 Menschen und über 100 Ochsen und Pferde ein Raub dieser reißenden Thiere geworden. Deßhalb ziehen auch die Reisenden nur wohlbewaffnet und in starken Karawanen aus; was uns betrifft, so bildeten wir eine für unsere Feinde furchtbare Schaar. Von Zeit zu Zeit sahen wir eines dieser Thiere aus dem Dickicht hervorkommen, aber unsere gute Haltung schreckte sie und sie hüteten sich uns anzugreifen. Wenn diese Thiere gegen die Menschen kämpfen, so führen letztere dagegen einen Vernichtungskrieg gegen sie. Jedes Jahr schickt der Kaiser ein Heer von Jägern in diese Wälder, letztes Jahr waren es 5000. Diese bezahlen einige derselben ihre Kühnheit mit dem Leben. Ich traf einen derselben, den seine Geschäften 100 Lieues weit von dem Grabe seiner Väter zurückgeleiteten: er war auf dem Felde der Ehre gefallen; auf seinem Sarg waren stolz die Trophäen seiner Siege, ein Hirschgeweih und ein Tigerfell ausgebreitet. Der Ausführer des Leichenzuges freute sie und da auf dem Wege Papiergeld aus, das die Seele des Verstorbenen auffammeln muß, um sich seiner im jenseitigen Leben zu bedienen. Seine chinesische Majestät hat sich allein das Recht vorbehalten, in diesen Wäldern zu jagen, was indeß eine Menge chinesischer und koreanischer Wilddiebe nicht hindert, sie für sich auszubeuten.

„Ehe wir die Straße erreichten, welche den Wald bis ans Ostmeer durchzieht, setzten wir über einen kleinen, sieben bis acht Meilen breiten See, der gefroren war, wie der Fluß, der ihn nährt. Er ist im Lande berühmt durch die Zahl der Perlen, die man hier für den Kaiser fischt; er heißt Heitsu oder Hing-tschi-mmen, schwarzer See oder Thor zu den sostbaren Steinen. Der Fang geschieht im Sommer. Beim Austritt aus dem „Perlenthor“ traten wir in einen Gasthof. Der chinesische Neujahrstag, ein Tag großer Feste und Lustbarkeiten, näherte sich. Jeder Reisende mußte seine Reise unterbrechen, um ihn zu feiern. Der Gastgeber fragte, wo wir herkämen, und wo wir hingingen. „„Wir kommen von Khuan-tschen-gtse, sagten wir, und gehen nach Hung-tschun, wir kennen aber den Weg nicht, der dahin führt.““ — „„Dann sage der Wirth, bleibt ihr bei mir; es ist jetzt das Neujahrsfest; in acht Tagen gehen meine Wagen an denselben Ort; ihr legt Euer Gepäck und Eure Lebensmittel darauf, und reist dann mit ihnen ab; inzwischen soll ihr gut gehalten seyn.““ Das Anerbieten ward mit Dank angenommen, um so mehr, als unsere Pferde so erschöpft waren, daß ihnen eine Ruhe von etlichen Tagen nothwendig war.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Baumwollenwaarenausfuhr in England. Im Jahr 1832 war die Masse der Baumwolle, welche in England verarbeitet wurde 268,804,585 Pfd., im J. 1845 721,380,000 Pfd. oder beinahe dreimal so viel. Im J. 1832 betrug die Ausfuhr von Baumwollenwaaren 17,344,676 Pfd. St. erklärten Werthes, im J. 1845 26,119,331 Pfd. Wenn im J. 1845 der Werth der ausgeführten Baumwollenwaaren in demselben Verhältniß, wie im J. 1832 zu dem Rohstoff gestanden wäre, so hätte der declarirte Werth derselben nicht 26 Millionen sondern über 40 Millionen sem müssen. (Shipping Gazette. 25 Mai.)

Zahl der Armen in Paris. Der Voleur vom 20 Mai bemerkt: „die Zahl der eigentlich Bedürftigen in Paris ist 7 Procent oder 1 unter 14 Einwohnern, die Zahl derjenigen, welche gegenwärtig Bedkarten erhalten, ist 44 Procent oder fast die Hälfte.“ Das ist großentheils eine Folge des Segens der Octroi.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 136. 8. Junius 1847.

Die Dampfkraft im Mittelmeer beim nächsten Seekrieg.

Die Revue des deux mondes vom 15 Mai enthält eine Mittheilung über die Küsten der Provence in Bezug auf den Handel und den Anstalten für den Seekrieg. Wir entheben daraus vorerst eine Stelle, welche in kurzen Worten die Aus- und Ansichten zeigt, die man sich vom nächsten Seekrieg macht, so weit derselbe das mittelländische Meer betrifft.

„Es war eine Zeit, wo die Galeeren fast ausschließlich die Kriegsmarine bildeten; sie sind verschwunden vor den Fortschritten des Baues der runden Schiffe, und namentlich vor der Ueberlegenheit ihres Geschützes. Ein Land, das im 18ten Jahrhundert hartnäckig bei den Galeeren hätte verbleiben wollen, hätte seine ganze Seemacht verloren. Wird die Einführung der Dampfkraft minder bedeutende Folgen haben? Ein Dampfschiff von 450 Pferdekraft liegt auf der Rhede von Toulon, die Maschine ist geheizt, 1200 Mann Infanterie, die Tornister auf dem Rücken, stehen am Quai, in weniger als drei Stunden sind sie an Bord, und könnte das Schiff sich völlig dem Quai nähern, so würde die Einschiffung nicht viel länger dauern, als die Rückkehr in die Kaserne. Sechzig Stunden später sind zwei Bataillons an der Küste Afrikas. Was von Einem Schiffe und Einer Reise gilt, gilt auch von 10 und 20, keine Segelflotte kann den Gang dieser Landungstruppen aufhalten; die Dampfschiffe werden ohne Kampf, ohne Schwierigkeit ihr Ziel erreichen, die Truppen absetzen, und in gleicher Sicherheit zurückkehren. Dieß einfache Verfahren, das gegenwärtig alle Tage vorgeht, schließt allein eine völlige Umwälzung in der Kriegskunst in sich. Man erinnere sich an den ägyptischen Kriegszug: wären 20 Dampfschiffe in Toulon gelegen, so hätte man Malta verproviantirt und die Verbindungen mit Aegypten unterhalten, trotz der Flotte Nelsons, die immer zu spät von den Ereignissen unterrichtet worden wäre. Es ist also wahrscheinlich, daß im nächsten Kriege, dessen Schauplatz das Mittelmeer ist, der Sieg von einer innigen Verbindung zwischen der Land- und Seemacht abhängen wird; die Landungstruppen, durch die Dampfschiffe rasch nach den strategischen Punkten der Küste Frankreichs, Afrika's, Italiens, Spaniens versetzt, werden über einen Feldzug entscheiden. Welcher Art wird die neue Organisation der Armee seyn? Welche Aenderungen in der Taktik werden eintreten? Das ist das Geheimniß des Mannes, der zuerst dieß mächtige Werkzeug handhaben wird.

„Die Segelschiffe dagegen scheinen selbst durch die Fortschritte ihrer Bewaffnung dem Zeitpunkt, wo es mit ihnen wieder abwärts geht, erreicht zu haben. Sonst konnte man durch Kalfaterung die Schiffe gegen die Wirkung von Kugeln im Rumpfe schützen, jetzt öffnet eine einzige Bairhankugel, die an der Wasserlinie einschlägt, einen Riß von mehrern Metres Länge und das Schiff sinkt fast augenblicklich. Mit so mörderischen Waffen dauert ein Kampf zwischen Linienschiffen oder Fregatten nicht über eine Viertelstunde, und die Verluste wird man nicht mehr nach den einzelnen Leuten, sondern nach ganzen Schiffsmannschaften zählen. Wenn die Zerstörungsmittel diesen Grad von blinder Unfehlbarkeit erlangt haben, und doch nicht das Schicksal des Kriegs entscheiden können, so gehört ihnen die Zukunft nicht mehr an. Mit der Vervollkommnung der eigenen Artillerie auf der einen und der Concurrenz einer nicht mehr von den Launen der Winde abhängenden unabhängigen Marine auf der andern Seite werden die Segelschiffe noch auf den fernen Meeren herrschen, wohin die Dampfschiffe nicht wohl folgen können, aber in den europäischen Meeren und namentlich im Mittelmeer muß ihre Bedeutung gewaltig sinken. Frankreich hat diesen Stand der Dinge nicht zu fürchten. England ist ihm in den Segelschiffen überlegen, und eben so wenig ist zu hoffen, daß sich die französische Dampfmarine mit der englischen messen könnte; wenn aber die Landtruppen als Element in den Operationen der Flotte auftreten, so stellt sich das Gleichgewicht her, man kann in den französischen Soldaten finden, was an den französischen Matrosen fehlt. Auf dem Mittelmeer kann England nur mit dreifach höhern Kosten Truppen unterhalten, als Frankreich."

Das Leben in den Harems muselmännischer Großen.

(Schluß.)

Die Gattin des Abdin-Bey wünschte sehr, daß ich ihren Mann sehe, und ebenso wollte sie auch den meinigen kennen. Die Sache schien mir sehr schwierig, denn ein Europäer kann unmöglich die Schwelle eines Harems betreten, und ein Türke dagegen würde es nie wagen, in die Wohnung der Frauen zu gehen, wenn eine Fremde da ist. Roxane sagte mir jedoch, daß in Kurzem das Geburtsfest ihres Töchterleins würde gefeiert werden, und daß bei dieser Gelegenheit ich und mein Mann unter der Zahl der Eingeladenen seyn sollten. Sie hielt ihr Versprechen auch wirklich, ich ward benachrichtigt, mich früh Morgens zu ihr zu begeben, um das Fest des Tages mitzufeiern. Mein Mann dagegen ward auf den Abend beschieden, um sich an dem für die Männer bestimmten Orte an dem Anblick und dem Gesange der Tänzerinnen und Sängerinnen zu ergötzen.

Digitized by Google

Am festgesetzten Tage begab ich mich in Roxanens Palast und traf dort ungefähr zwanzig der vornehmsten Damen von Kairo (die Gattin und Tochter des Pascha nehmen nie Antheil an einem Feste), unter welchen sehr schöne sich befanden, aber meistens ohne Farbe und zu fett, und versteht sich alle verheurathet. Das Fest bestand darin, daß einige Sängerinnen abgesondert und wie unbeweglich auf einem Divan saßen, und mit Pauken und einer Combel ihre eintönige Stimme und die langweilige Leyer ihrer Lieder begleiteten, die dem Ohre der Anwesenden mehr als himmlisch schienen, und ihr Herz mit Wonne erfüllten. Hierauf tanzten alle Frauen nach einander bei dem Schalle jener Instrumente, und es fehlte diesem Tanz nicht an Anmuth, da er nur in gewissen Körperstellungen bestand, indem sie bald die Arme erhoben, bald sie sanft in einander verschlangen, bald zu Zweien einander gegenüber standen, bald wieder sich plötzlich von einander entfernten, als ob sie von einem verhaßten Gedanken gegen eine Nebenbuhlerin ergriffen wären, und tausend Pantomimen ähnlicher Art. So verhält es sich jedoch nicht mit den von öffentlichen Tänzerinnen ausgeführten Reigen, die sehr unanständig und anstößig sind. Das Fest nahm seinen Fortgang in wiederholtem Essen von Süßigkeiten und Backwerk, Tanzen, Singen, und einander Nachlaufen im Garten; dann im Niedersinken auf weiche Divans, Kaffeetrinken, Rauchen, Ausruhen und in sehr geistreicher Unterhaltung; kurz, dieß schienen mir Vergnügungen von Schulmädchen zu seyn. Gegen Abend wurden wir benachrichtigt, daß Abdin-Bey, der Herr des Harems, und die ganze Männergesellschaft sich in seinen Gemächern versammelt habe, und daß das Fest bald seinen Anfang nehmen werde. Wir verhüllten uns dann mit den gewöhnlichen Shawls und, von einem Eunuchen begleitet, durchschritten wir einen Hof, von welchem wir an einen Ort mit einer Galerie hinaufstiegen, in die wir insgesammt eintraten. Diese Galerie war in einem Theile des Saales errichtet, in dem sich die Männer befanden, aber die Gitter, innerhalb welcher wir streng abgeschlossen waren, entzogen uns ihrem Anblick, so daß wir bequem alles sehen konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Ungefähr fünfzig Türken lagerten da und dort im Saale auf schöne Divans hingestreckt; die einen aus langen Pfeifen, die anderen aus Nargilen rauchend, Eingemachtes essend, Kaffee trinkend, meistens ohne zu sprechen. Ein mattes Licht ließ kaum wahrnehmen was im Saale vorging, in dem sich auch mein Mann befand. Die eitrige Roxane zögerte keinen Augenblick, mir ihren Abdin-Bey zu zeigen, der in Wahrheit ein schöner Mann, aber außerordentlich fett war. Sie dagegen fand folgerecht meinen Mann allzu mager.

Ein Geräusch von Trommeln, Pauken und schrillenden Trompeten verkündigte die Ankunft der Tänzerinnen und Spielleute. Sechs Männer mit ihren Instrumenten nahmen Platz in einem der dunkeln Winkel des Saales, und vier Tänzerinnen und zwei Sängerinnen setzten sich, in ihre vielen seidenen Draperien tief eingehüllt, mit ganz verschleiertem Gesichte bequem auf einen Divan; man war versucht, diese Frauen für die anständigsten von der Welt zu halten. Sie wurden mit Kaffee und Liqueur bedient, von denen sie sehr viel hinabschlürften. Auf ein gegebenes Zeichen warfen die Tänzerinnen jede lästige Hülle von sich, und nur in sehr weite und lange Pantalons und ein Jäckchen gekleidet, die Lenden mit einem Kaschmirshawl umhüllt, der sehr gut und vielleicht nur allzusehr ihren Wuchs hervorhob, begannen sie ihren Tanz. Meine Feder sträubt sich, die Unanständigkeit dieses Tanzes und ihre schamlosen Bewegungen zu schildern. Die Herren Türken vergaßen indessen die religiösen Vorschriften Mohammeds, und tranken übermäßig alle Arten von geistigen Getränken, und Jeder mag sich leicht vorstellen, wie wenig Anstand in solchen Versammlungen herrschen muß. So oft eine oder zwei Tänzerinnen ihren Tanz vollendet hatten, traten sie zu den Zuschauern hin und verlangten Eine um die Andere das Geschenk, das ist Geld; zuweilen sind diese Gaben sehr werthvoll. Die Tänzerinnen gehen hierauf zu einem Manne, der sie begleitet und mit lauter Stimme das Geschenk ausruft, das Jede von Jedem empfangen. Aber aus einer den Orientalen eigenen Prahlerei und Großthuerei steigert der Ausrufer, wenn zum Beispiel eine Tänzerin fünf oder zehn Münzen empfangen, meistens in Gold, je ungefähr einen Viertelsthaler an Werth, die Summe derselben bis aufs Hundertfache. Für zwei oder drei soll sie fünfzehn oder zwanzig empfangen haben, und so im Verhältniß. Jeder Türke begleitet seine Gabe stets mit einem unanständigen Scherze, ohne daß die Gegenwart seiner freilich in einer Galerie eingeschlossenen Frau ihn davon abhielte. Es ist übrigens nicht möglich, die Wuth, den Verdruß der Frauen, in deren Gesellschaft ich war, und die Verwünschungen zu beschreiben, die sie auf die Tänzerinnen herabschleuderten; sie vergingen vor Eifersucht, und doch konnten sie sich nicht entschließen, jenen Ort zu verlassen, wie ich es gewünscht hätte, da auch ich entrüstet war, wiewohl ich mich nicht in ihrem Falle befand. Es schien, daß sie lieber ihren Mißmuth unterhalten wollten, da wir fast bis zum Anbruch des Tages verweilten.

Die Langeweile und die abgeschmackte Eintönigkeit eines Harems, der gänzliche Mangel an Bildung, die daraus entstehende unendliche Trägheit können ihnen allein ein abgeschmacktes Schauspiel angenehm machen, das die Beschreibenheit versetzt und die Sitten verwildert. Die Hauptkunst jener Tänzerinnen besteht nicht in der Gewandtheit der Füße, in der Leichtigkeit und dem Ebenmaße des Leibes oder in zierlichen Stellungen, sondern nur in ausnehmender Beweglichkeit der Hüften. Man kann sagen, daß jener Tanz nichts anderes ist, als eine unanständige Pantomime; der Ausdruck ihres Gesichtes begleitet jede ihrer Bewegungen voll Weichlichkeit und Wollust und abstoßender Schamlosigkeit. Dieß alles erregt bei den Zuschauern großen Beifall und Zuruf. Jene Tänzerinnen halten Castagnetten in der Hand, mit denen sie sich, von Zeit zu Zeit singend, begleiten; dann gerathen die Türken in Entzücken und rufen aus: Allah! dazwischen trinken die Tänzerinnen Branntwein, die Türken aber jeden Augenblick. Gegen Tag wurde das Abendessen aufgetragen, im Saale für die Männer und in unserer Galerie für die Frauen. Ich kann sagen, daß ich fast die einzige war, die mit gutem Appetit aß, während die andern sogar die Sprache verloren zu haben schienen. Mein Mann, der die ganze Nacht hindurch nur als Beobachter Theil genommen hatte, erregte bei diesen Frauen Bewunderung, die bald die europäischen Frauen beneideten, da sie sein Benehmen für einen Beweis vollkommener Treue hielten. Ich würde mich wohl, ihnen weis vollkommener Treue hielten. Ich würde mich wohl, ihnen weis zu widersprechen. Nach vollendetem Mahle befahl der Herr des Hauses den Frauen, sich in ihre Gemächer zurückzuziehen. Das Fest dauerte übrigens noch einige Stunden fort. Inzwischen legten wir uns in den Zimmern des Harems ganz angekleidet auf den Divan. Während die andern schliefen, unterhielt ich mich damit, den seltsamen, da und dort von einigen aufgehängten Lampen beleuchteten, in der Mitte mit einem Becken versehenen Saal zu betrachten, und dem sanften Gemurmel des plätschernden Wassers zu lauschen.

Digitized by Google

In Wahrheit fühlte ich eine Art Mitleid mit diesen schönen, jungen, so von ihren Männern verlassenen Frauen, die da anmuthig im Kreise herumlagen; da ich sie aber mit so großer Ruhe und solchem Vergnügen schlafen sah, dachte ich wieder, ihr Schmerz sey nicht sonderlich tief eingedrungen. Mit Anbruch des Tages, der nicht sehr entfernt war, standen wir auf, und nach brenhigtem Frühstück verabschiedete sich jede und zog in Begleitung der eigenen Eunuchen und der Dienerschaft ab. Mich hatten schon der Saló und der Janitschare seit Tagesanbruch erwartet, und der guten Rorane von Herzen dankend, brach auch ich auf, nachdem ich ihr hatte versprechen müssen sie wieder zu besuchen, weil sie mich gleichsam mit der Versicherung dazu verbindlich machte, sie habe die arme Zulekka in Freiheit setzen lassen.

Ich muß sagen, daß meine Worte in der That eine große Wirkung auf ihr Gemüth ausgeübt hatten; denn, nachdem sie mich nicht lange nachher wieder eingeladen, war die erste Person, die an der Thüre des Harems mir entgegenging und mir die Hand küßte — Zulekka. Rorane begrüßte mich lächelnd; ich dankte ihr sogleich herzlich für das, was sie gethan, und sie antwortete mir artig: „Ich muß Euch vielmehr danken, daß Ihr mich gelehrt habt, großmüthig zu seyn."

Ueber die Herausgabe von Beiträgen zur Kenntniß der altbolgarischen Sprache und Literatur.

Herr E. Kunik las in der Versammlung der kaiserl. russischen Akademie der Wissenschaften am 12 Februar d. J. eine Abhandlung über den im Titel besprochenen Gegenstand vor, aus welcher das Bulletin der russischen Akademie folgendes mittheilt: Ich habe die Ehre gehabt, der historisch-philologischen Classe die Wichtigkeit auseinander zu setzen, welche meiner Ansicht nach die altbolgarische Sprache und Literatur für die allgemeine slawische Philologie und Alterthumskunde, so wie für die Quellenkunde der russischen Geschichte hat. Es schreint mir jetzt an der Zeit zu seyn, die Abhandlung zu veröffentlichen, welche ich bei jener Gelegenheit der Classe vorgelegt habe und welche, wie ich schon damals andeutete, dazu bestimmt ist, in das Studium der altbolgarischen Sprache und Literatur einzuführen. Vorläufig wird dieses Studium, wenn man von den Bestrebungen einzelner Männer absieht, auf eine den Forderungen der heutigen Wissenschaft ungenügende Weise betrieben. Es dürfte daher ganz zeitgemäß seyn, wenn ich mit jener Abhandlung, die eine vollständige kritische Uebersicht der bisherigen Untersuchungen über die Genesis der kirchenslawischen Sprache und Literatur gibt, eine Reihe von „Beiträgen zur Kenntniß der altbolgarischen Sprache und Literatur" eröffnete, die in zwanglosen Heften erscheinen würden. Der Zweck dieser Beiträge ist ein doppelter: ein philologischer und ein rein-historischer. In philologischer Hinsicht sollen sie denjenigen, welche sich mit der slawischen Sprachforschung mit dem bekannt machen, was von einzelnen Gelehrten in Rußland auf dem Gebiete des Kirchenslawischen geleistet worden ist. Auf diese Weise würden endlich die deutschen Sprachforscher, welche schon seit einer Reihe von Jahren sich mit der Vergleichung des Kirchenslawischen und der übrigen urvorgermanischen Sprachen beschäftigt haben, einsehen, daß sie die Beschaffenheit des Kirchenslawischen in der ersten Periode seiner Entwicklung oder des Altbolgarischen ganz verkannt haben. Außerdem gedenke ich in den Beiträgen Proben von der neubolgarischen Sprache, wie sie nämlich noch im Munde des slawischen Volkes in der eigentlichen Bolgarei, Macedonien und Thessalien fortlebt, mitzutheilen, weil solche einst dazu dienen dürften, die verschiedenen alt- und mittelbolgarischen Mundarten besser und schärfer, als es bisher möglich war, zu charakterisiren. Wird dann, wie zu erwarten ist, der vorläufig mehr geahnte und angedeutete als nachgewiesene Zusammenhang der neubolgarischen Mundarten mit den mittel- und altbolgarischen von der Wissenschaft wieder entdeckt worden, so dürfte auch der Historiker sich von manchen Beklemmnis befreit sehen, in der er sich jetzt bei der Classificirung der altbolgarischen Handschriften nach der Zeit und dem Orte ihrer Entstehung befindet.

In historischer Hinsicht soll der Zweck der Beiträge vorzugsweise darin bestehen, aus der so umfassenden altbolgarischen Literatur das hervorzuheben, was bei der Beurtheilung der Geschichte der byzantinischen Cultur und ihres Einflusses auf die Süd- und Ostslawen berücksichtigt zu werden verdient. Insbesondere wären Fragen in Anregung zu bringen, die das noch so dunkle Verhältniß der süd- und ostslawischen Geschichtsquellen, wozu natürlich auch die zahlreichen Heiligenlegenden zu rechnen sind, zu den byzantinischen Quellen betreffen; die Nothwendigkeit einer kritischen Würdigung der letzteren vom Standpunkte der modernen Geschichtswissenschaft dürfte dann auch außerhalb Rußlands der gelehrten Welt mehr als bisher einleuchten.

Das erste Heft der Beiträge soll außer der von mir geschriebenen und oben erwähnten Abhandlung den im Jahr 1820 gedruckten und epochemachenden Aufsatz „A. Weskofow's über die slawonische Sprache" enthalten, da derselbe auch noch in Zukunft von allen denen benützt werden muß, welche in dem Chaos des Kirchenslawischen sich orientiren wollen. Darauf soll noch ein von mir verfaßter Aufsatz „über den Gebrauch der philologischen und historischen Termini: turkobolgarisch, altbolgarisch, kirchenslawisch oder slowenisch, und altslawisch" folgen. Es schien mir nothwendig, die bisher übliche Terminologie: bolgarisch, kirchenslawisch, altslawisch u. s. w. einer strengen Prüfung zu unterwerfen, da sie nicht wenig dazu beigetragen hat, die Gelehrten, welche nicht selbstständige Studien auf diesem Gebiete machen konnten, irre zu führen. Geleitet durch die Geschichte habe ich mich bemüht, das Schwankende und Willkürliche, welches bis jetzt im Gebrauch dieser Termini in den Schriften russischer und ausländischer Gelehrten zu bemerken ist, nachzuweisen.

Obiger Antrag ist von der historisch-philologischen Classe genehmigt worden.

Chronik der Reisen.

Reise in der Mandschurei und Korea.

(Fortsetzung.)

„Am Neujahrsfest treiben die Heiden allerlei sonderbaren Aberglauben. Die Leute der Heedege beachten die erste Nacht wachend zu. Gegen Mitternacht sah ich vom Khang oder Ofen, der mir als Lager diente, einen Teeremenienweiber in einer ganz sonderbaren Kleidung auf mich zukommen. Ich erriet seine Absicht und stellte mich schlafend. Er schlug mich einigemal leicht an den Kopf, um mich zu wecken, worauf ich, wie aus einem tiefen Schlaf auffahrend sagte: „„Was ists? was gibts!"" — „„Steht auf, die Götter nahen, man muß sie empfangen!"" — „„Wehee kommen sie? wer sind diese Götter?"" — „„Ja die Götter, die großen Götter kommen, steht auf, man muß ihnen entgegengehen."" — „„Mein lieber Freund, einen Augenblick Geduld, du siehst, der Gott des Schlafes hat sich meiner bemächtigt; ist unter den andern Göttern einer, der mir jetzt so angenehm seyn könnte! ich kenne die andern nicht, von denen du sprichst."" Der Teeremenienmeister ging beunmend fort; wahrscheinlich war er von meiner Frömmigkeit gegen seine großen Götter nicht sehr erbaut, und stellte meiner Reise ein schlechtes Prognostikon. Folgendes ist die Art, wie dieser nächtliche Empfang stattfindet. Um Mitternacht kommen Männer und Weiber, Kinder und Greise, alle in ihren schönsten Kleidern mitten in den Hof; hier bleiben sie stehen, und der Familienvater, der die Teeremenie leitet, bleibt nach den verschiedenen Himmelsgegenden. Er hat allein das Vorrecht, die Götter zu erblicken; sobald sie sich ihm gezeigt haben, ruft er aus: „„sie kommen, werft euch nieder!"" Alle werfen sich sogleich nieder in der ihnen angezeigten Richtung. Auch wendet man die Köpfe der Thiere, das Vorderrheil der Wagen dahin, alles muß die Götter in seiner Weise empfangen; es wäre unpassend, wenn diese sinnmlichen Gäste bei ihrer Ankunft das Hinterrheil eines Pferdes erblickten. Wenn die Götter so empfangen sind, kehrt alles ins Haus zurück, und überläßt sich der Freude eines reichlichen Mahles zu ihrer Ehre.

Digitized by Google

„Wir blieben acht Tage zu Hingtschumen. Am vierten des ersten Monats verließen wir unsern jetzt unnützen Schlitten, sattelten unsere Pferde, und reisten mit den Wagen des Gastwirthes ab. Seine Leute hatten sich gegen einen bestimmten Preis verpflichtet, unsern Pferden das Futter zu liefern, und während der Reise durch den Wald unsere Vorräthe zu fahren. Denn man findet hier nichts als Holz um sich zu wärmen und seine Speise zu kochen. Endlich kamen wir nach Mortiewho, bei Ningustra, wo die Straße begann, deren anderes Ende in einer Entfernung von 60 Lieues an das Meer erreichte. Vier Tage bis acht Entfernung von 60 Lieues an das Meer erreichte. Vier Tage bis acht Tagereisen sind man auf diesem Wege keine Wohnung, keine Hütte welche den Reisenden Schutz gewährte. Diese verreinigten sich in Karawanen, und campirten, wo die Nacht sie erreichte, wobei sie um die Tiger zu verscheuchen, die zum Morgen Feuer unterhielten. Gegenwärtig sind Gasthöfe längs der Straße angelegt; dieß sind große, nach Art der Wilden gebaute Hütten aus Zweigen und über einandergelegten Baumstämmen, deren Zwischenräume, so wie die größten Spalten, mit Koth verstrichen sind. Die Baumeister und Inhaber dieser räucherigen Karawanserais sind zwei oder drei Chinesen, die man in der Landessprache Kuang-kun-sse, Leute ohne Familie, nennt, weil sie meist aus dem väterlichen Hause entweichen sind und vom Raube leben. Sie bleiben nur während des Winters hier; sobald die schöne Jahreszeit zurückgekehrt ist, verlassen sie ihre Hütten, treiben Wilderei in den Wäldern oder sammeln den Ginseng, jene köstliche Wurzel, die man in China mit dem doppelten Goldgewicht bezahlt.

„Das Innere dieser Hütten ist eben so häßlich, als das Aeußere elend ist. In der Mitte ruht auf den Steinen ein großer Kessel, das einzige Geräth dieser Gastgeber. Man macht Feuer darunter an, und der Rauch sucht einen Ausgang wie er kann. Man kann daraus schließen, welcher Ruß an den Wänden sich festhängt. Gewehre und Jagdmesser, eingeräuchert wie alles Uebrige, hängen an den Baumstämmen, welche die Mauern bilden; der Boden ist bedeckt mit Baumrinde, und auf diesen Pfühl muß der Reisende seine ermatteten Glieder ausstrecken und seine Kräfte suchen. Wir lagen manchmal über hundert dunt durchmander in einer solchen Hütte, beinahe einer auf dem andern. Der Rauch erstickte mich fast, ich mußte von Zeit zu Zeit hinausgehen, um die äußere Luft wieder einzuathmen; am Morgen war ich dann den in der Nacht eingeschluckten Ruß wieder aus. Die Kuang-kun-sse bieten ihren Gästen nichts als ein Dach und Wasser; die Reisenden wüßten also, ehe sie in die Wälder eindringen, selbst ihre Vorräthe sammeln. Hier hat Kupfergeld seinen Curs, Silber ist fast unbekannt, die Gastbesitzer erhalten dshafür die gewöhnte Gastfreundschaft Reis, Hirse, Heine im Dampf gekochte oder unter der Asche gebackene Brode, Fleisch, Maiswein u. dgl. Die Lasthiere bleiben unter freiem Himmel, und man muß sie gegen die Gefräßigkeit der Wölfe und Tiger bewachen, deren Annäherung durch das Wiehern und Schnauben der Pferde angezeigt wurde. Dann bewaffnet man sich mit Fackeln, schlug auf den Tamtam, schrie, heulte und trieb so den Feind in die Flucht.

„Diese Wälder schienen mir sehr alt; die Bäume sind ungeheuer dick und von unglaublicher Höhe: nur am Saume schlägt die Art sie nieder, im Innern fallen sie nur durch das Alter. Schwärme von Vögeln nisten in den Zweigen, und es gibt darunter ungewein große, welche junge Hirsche entführen können; ihre Namen sind mir unbekannt. Die Fasanen sind in unglaublicher Menge vorhanden, obwohl Adler und Geier einen grausamen Krieg gegen sie führen. Eines Tags sahen wir einen dieser Raubvögel auf einen unglücklichen Fasanen stoßen; wir schreckten denselben und er flog weg, nahm aber doch den Kopf seiner Beute mit; der Rest diente uns zum Mahle.

„Als wir nur noch eine Tagreise von Hungtschun entfernt waren, ließen wir unsere schweren Wagen zurück, ritten voraus, und kamen endlich nach einer Monatsreise am Ziele unserer Wanderung an. Hungtschun, in geringer Entfernung vom Meere an der Mündung des Mistang, der Korea von der Mandschurei trennt, gelegen, ist ein kleines Dorf von etwa hundert tatarischen Familien. Nach Hung-yien-men im Süden ist es der einzige Berührungsort zwischen China und Korea. Ein Mandarin zweiter Classe, ein geborner Mandschu, hält unterstützt von 2 oder 300 Soldaten die Ordnung aufrecht. Eine Menge Chinesen kommt von weit her, um hier Handel zu treiben. Sie liefern den Koreanern Hunde, Katzen, Pfeifen, Leder, Hirschhörner, Kupfer, Pferde, Maulthiere und Esel; sie erhalten dagegen Kröbe, Küchengeräthe, Reis, Getreide, Schweine, Papier, Matten, Ochsen, Pelzwerk und kleine Pferde, die wegen ihrer Schnelligkeit geschätzt sind. Dieser Handel findet für das Volk nur Einmal alle zwei Jahre statt und dauert nur einen halben Tag; der Waarentausch geschieht zu Kiai-Wen, der nächsten Stadt Korea's, vier Lieues von Hungtschun. Wenn die Chinesen nicht mit Anbruch der Nacht die Gränze erreicht haben, werden sie von den koreanischen Soldaten mit dem Degen in der Faust verfolgt. Ein wenig mehr Freiheit herrscht für einige Mandarinen von Mukden, Ghirin, Ningustra und Hungtschun; denn diese können alle Jahre Handel treiben, und man gestattet ihnen sünf Tage um ihre Geschäfte abzumachen, aber sie werden streng bewacht und müssen die Nacht außerhalb Korea's zubringen. Jeder von ihnen hat fünf Officiere unter sich, und jeder von diesen fünf erste Kaufleute, was eine kleine Karawane ausmacht. Ehe sie sich in den Wald hineinwagen, schlagen sie ein Zelt auf dem Gipfel eines Berges auf, und opfern dem Gott der Wälder Schweine. Alle müssen Antheil am Opfer nehmen. Diese wenigen Stunden handel des Jahres sind die einzigen Verbindungen, welche beide Völker unter sich haben. Wer zu einer andern Zeit die Gränze überschreitet, wird zum Sklaven gemacht oder unbarmherzig niedergehauen. Es besteht ein großer Haß zwischen beiden Völkern, namentlich seit neuerer Zeit, wo die Chinesen in die Halbinsel einbrangen und Kinder und Weiber raubten. Ich habe in einer Herberge einen dieser Koreaner gesehen, der noch jung seinen Eltern geraubt wurde; er mochte zwanzig Jahre haben. Ich fragte ihn, ob er nicht zu seiner Familie zurückzukehren wünschte. „„Ich werde mich wohl hüten, sagte er, man würde mich für einen Chinesen halten und mir den Kopf abschlagen.““ Ich forderte ihn auf, koreanisch zu sprechen, er entschuldigte sich aber damit, er habe seine Sprache fast vergessen, und zudem würde ich ihn nicht verstehen. Er hatte keine Ahnung davon, daß ich sein Landsmann sey.

„Hungtschun ist auch berühmt im Lande wegen eines Handelszweigs, der sich über das ganze Reich erstreckt; dieß ist das Hai-schai (Meerthee), den man im japanischen Meer in geringer Entfernung vom Ufer sischt. Die Männer, die ihn sammeln, fahren auf Barken hinaus, gürten um die Lenden eine Art Sack, tauchen unter, füllen den Sack, leeren ihn ins Schiff aus, und tauchen wieder, bis das Schiff voll ist. Die Chinesen sind nach diesem Gewächs sehr lüstern, und der Verbrauch ist sehr groß; man trifft auf den Straßen ganze Züge von Wagen, die damit beladet sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Esche und die Eiche. Ein englisches Blatt, das sich gewöhnlich nicht mit naturhistorischen Gegenständen, sondern nur mit den Kornpreisen abgibt, die Mark Lane Expreß, enthält eine alte Wetterregel, die selten täuschen soll: wenn die Esche ihre Blätter vor der Eiche öffnet, so folgt gewöhnlich ein nasser Sommer; öffnet aber die Eiche ihre Blätter vor der Esche, so folgt gewöhnlich ein trockener Sommer. Diesmal hat die Eiche den Sieg davon getragen, was in dem feuchten England ein fruchtbares Jahr prophezeit.

*

Die Iren als Seeräuber. Wie sich doch alles in der Welt wiederholt! Schon so oft hat der Hunger und die Noth die Menschen zum Seeraub, wie zum Landraub getrieben, und jetzt beginnt mit den armen Iren dieselbe Geschichte. Sie bielten an der Nordwestküste Irlands ein Fahrzeug an, das, wie sie glaubten Lebensmittel führen; hierin täuschten sie sich, denn sie fanden nichts als Zucker und Melasse. Dagegen nahmen sie die Schiffsprovisionen weg. Sie hatten in ihren Köhnen Fische, die ihnen der englische Capitän abkaufen wollte, sie verschmähten aber das Geld. Der Fall muß keineswegs vereinzelt stehen, denn nach der Shipp. Gazette vom 25 Mai wurde ein Befehl an den Admiral Piget erlassen, diesem Unwesen möglichst zu steuern.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 137. 9. Junius 1847.

Ueber die geologische Beschaffenheit von Amerika.

Zweite Mittheilung.

In der ersten Mittheilung erschien als unumstößliches Resultat, daß fast der ganze Continent von Südamerika im Osten der Cordilleren in einer Zeit von Wasser bedeckt war und darüber erhoben wurde, als die Vertheilung und die Arten der Thiere in dem Meere dieselben waren, wie sie jetzt sind; gehen wir über auf die Westküste, so ergeben sich dieselben eben so auffallenden und sichern Beweise, daß ein großer Theil der Küste nicht nur zu einer Zeit dem Meere entstieg, als die noch heute existirenden Schalthiere sich in derselben Weise an der Küste vertheilten, sondern daß auch die bedeutendsten Veränderungen noch in historischer Zeit stattgefunden, d. h. zu einer Zeit als schon die Indier das Land bewohnten, daß diese Veränderungen noch unter unsern Augen vor sich gehen, und das Verständniß des Aeltern durch die Beobachtung des wirklich stattfindenden auf das Genügendste ergänzt wird. Man darf diese Beobachtungen der großartigsten Veränderungen der Erdoberfläche wohl mit Recht einer sehr weit verbreiteten Ansicht gegenüberstellen, nach welcher die Art der Aeußerung der Naturkräfte in Bezug auf die Bildung des festen Landes früherhin eine ganz andere, colossalere gewesen sey, nach der es ungeheurer Revolutionen, allgemeiner Fluthen, Störungen der planetarischen Gesetze u. s. w. bedurft hätte, um einen Continent entstehen zu machen: mit solchen Annahmen a priori schreitet die Wissenschaft nicht vorwärts; dagegen ist sie mächtig gefördert worden, als man endlich gefunden, daß alle diese unbegreiflichen Wirkungen durch eine lange fortgesetzte Thätigkeit jetziger Ursachen, zwar unter einigen Geburtswehen, doch im ganzen auf ziemlich ruhige und gleichförmige Weise ins Daseyn gerufen werden konnten. Daraus ergibt sich dann, daß man in der Geologie hauptsächlich beobachten soll, was unter unsern Augen vor sich geht; sie ist die Geschichte der Veränderungen des Erdkörpers in der Zeit, und wie als Grundlage der Geschichte des Menschengeschlechts vor allen Dingen eine scharfe Beobachtung der Gegenwart und des Menschen in seinen verschiedenen gegenwärtigen Culturzuständen das sicherste Geleit ist, so ist es auch mit der Geologie.

Auch auf der Westküste finden sich an vielen Stellen erhobene Seeufer mit Gerölen und neuen Schalthieren. Schon Byron fand südlich vom Vorgebirge Tres Montes auf den Gipfeln der höchsten Hügel 1 bis 2 Fuß dicke Schichten von Muscheln, und Darwin fand Gerölle und Schalthiere am Cap Tres Montes selbst, und zwar in der Christagsbucht in 46° 35′ Südbreite. In dem Chonos-Archipel wurde die Insel Lemus in 44° 30′ Südbreite, nach Coste, während des Erdbebens im J. 1839 plötzlich 8 Fuß über den höchsten Wasserstand erhoben, und Darwin fand noch an andern Stellen dieses Archipels unter 300 Fuß dicken Geröllschichten ähnliche Lager mit Schalthieren. Deutlicher sind die Spuren dieser neuen Erhebung auf der Insel Chiloe, wo weit über den höchsten Wasserstand erhoben im Hafen von San Carlos sich die Löcher von jetzt dort lebenden steinbohrenden Bivalven finden. Auch gibt es dort 20 Fuß über dem gegenwärtigen Wasserstand alte Seeufer mit Schalthierresten. Der Hafenmeister sprach seine Ueberzeugung aus, daß das Land in den letzten vier Jahren um 4 Fuß gestiegen, oder daß das Meer um eben so viel gefallen sey, und zwar scheint diese Veränderung höchst langsam und allmählich stattgefunden zu haben, da während dieser vier Jahre nur einmal ein starkes Erdbeben gewesen war, nach welchem keine Veränderung des Niveaus bemerkt worden sey. Auch finden sich noch mehrere Muschellager ähnlicher Art auf der Insel selbst 350 Fuß über dem jetzigen Wasserspiegel. Auf der östlichen Seite der Insel Chiloe und auf mehrern benachbarten Inseln finden sich Tertiärschichten und Findlingsblöcke von Grus bedeckt: auch sieht man dort alte Seeufer mit neuen Muscheln in einer bedeutenden Höhe über dem Meeresspiegel; mehrere Vorgebirge tragen den Namen Huape, was Insel heißt, und alle diese waren einst Inseln nach den Ueberlieferungen der Eingebornen.

Auch in Valdivia und in Impiral, 70 englische Meilen weiter nach Norden, finden sich die Anzeigen solcher Erhebungen: die Insel Mocha wurde während des Erdbebens im Jahre 1835 zwei Fuß erhoben. Aber am genauesten untersucht wurden die Folgen des großen Erdbebens von Concepcion in demselben Jahre in Bezug auf die Erhebung der Küste und einiger benachbarten Inseln. Das südliche Ende der Insel St. Mary wurde acht Fuß erhoben, ihr mittlerer Theil 9 und das nördliche Ende 10 Fuß, die ganze Insel mehr wie das benachbarte Festland. Große Bänke von Muscheln hingen an den Felsen, die über das Meer gehoben worden waren und verbreiteten einen verpestenden Geruch. Concepcion wurde nur 4 bis 5 Fuß erhoben, aber beide senkten sich nach einigen Wochen wieder etwas.

Ganz ähnliche Spuren früherer Erhebung finden sich auf der Insel Guiriguina in derselben Bucht von Concepcion, und zwar in verschiedenen Höhen bis zu 1000 Fuß; 160 englische Meilen nördlich von Concepcion und 60 Meilen südlich von Valparaiso an der Mündung des Napel fand Hr. Gay Muschel-

Digitized by Google

bänke 2 Leguas vom Ufer entfernt. Dort im Innern gibt es große, mit Gras bedeckte Ebenen, die von breiten flachgründigen Thälern durchschnitten werden, in denen jetzt ganz unbedeutende Bäche fließen, und deren Seiten übereinander folgende Terrassen bilden, die mauerähnliche Böschungen haben, in denen sich Höhlen mit Steintrümmern, hie und da mit zertrümmerten Schalthieren finden, gerade wie es noch jetzt am Seeufer vorkommt. Ganz ähnliche Beweise für die Erhebung finden sich in Valparaiso, wo fast jede Höhe zwischen 60 und 230 Fuß von zerkleinerten Muscheln bedeckt ist, von der Art und in dem Verhältniß der Menge der Individuen wie noch jetzt in der Bucht. Aber auch auf Höhen, die bis gegen 1300 Fuß über dem Meere liegen, finden sie sich noch, doch ungleich seltener. Alle diese Schalthiere leben heutzutage entweder an der Küste oder nur in der Tiefe von einigen Faden; da sie sich ferner am häufigsten auf den Gipfeln und Rändern entweder von abgesonderten Hügeln oder an kleinen flachen Vorsanden finden, die sich abschüssig gegen das Meer abgränzen, und zwar gewöhnlich in zerkleinertem Zustande, so läßt sich wohl nichts gegen den Schluß einwenden, daß sie während einer allmählichen Erhebung des Landes auf dem jedesmaligen Strand zurückgelassen wurden. Da indessen auch manche noch ganz und vollkommen sind, so muß man annehmen, da doch die Küste der ganzen Gewalt des offenen Oceans ausgesetzt ist, daß diese Schalen durch Sturmwinde über den höchsten Wasserstand geworfen und während der Erhebung des Landes niemals wieder von den Wellen berührt wurden, oder daß Felsenriffe, die mit Seethieren bedeckt waren, während Erdbeben auf einmal über den Bereich des Meeres erhoben wurden. Auch in Valparaiso hat man nach dem Erdbeben von 1822 wirkliche Beobachtungen über Landerhebungen gemacht; unmittelbar nach einer Erschütterung sah eine Schildwache einen Theil eines Forts, das früher nicht in seinem Gesichtskreis gelegen hatte, woraus sich ergibt, daß die Erhebung nicht allenthalben gleichförmig war. Auf dem ganzen Wege von Valparaiso nach Coquimbo gibt es bis zu einer Höhe von 200 Fuß terrassenförmige Ebenen an den Seiten der Gebirge, die mit Gerölle und Muscheln bedeckt sind; für Coquimbo selbst gibt es historische Beweise für die Erhebung innerhalb der letzten 120 Jahren, und zwar scheint dieselbe auf langsamem Wege vor sich gegangen zu seyn, da man nicht gefunden, daß die daselbst statt gehabten schwachen Erdbeben eine solche bewirkt hätten. Es gibt nämlich dort drei wohlbekannte Felsen, die Pelicane geheißen, welche im Jahre 1710 mit dem Wasser gleich standen, jetzt aber 12 Fuß über dem niedrigsten Wasserstand sind. Die Springfluthen haben dort nur 5 Fuß Höhe.

In dem Thale von Coquimbo finden sich an den Thalgehängen mehrere horizontale, sich an Höhe entsprechende Terrassen von verschiedener Breite, und zwar zählt man deren sechs, von denen die unterste 25, die oberste 364 Fuß hoch ist: alle sind mit Schalthierresten bedeckt, und jede bildet ein früheres Seeufer, und ihre fünf Böschungen bezeichnen Perioden einer relativen Ruhe in der Erhebungsbewegung, während welchen das Meer die Küsten annagte und zu Klippen bildete. Die Erhebung zwischen diesen Perioden kann plötzlich statt gehabt und im Durchschnitt nicht mehr als 72 Fuß jedesmal betragen haben, oder sie kann auch unmerklich langsam vor sich gegangen seyn. Da alle Schalthiere auf den Terrassen solche sind, wie sie nur am Ufer oder nicht weit vom Ufer leben, und da, wie oben bemerkt wurde, auch jetzt noch eine langsame Erhebung in Coquimbo statt findet, so ist es am wahrscheinlichsten, daß die Bewegung langsam war, und da die Terrassen sich etwas nach dem Meere zu senken, so scheint es, daß die Erhebung im Lande größer war wie am Meer. Aus einer in Chili im Jahr 1832 während des Erdbebens an einem Mühlbach gemachten Beobachtung ergab sich ein ähnliches Resultat, indem nämlich eine englische Meile im Lande die Erhebung beinahe das doppelte von dem betrug was sie am Meere selbst war. Auch in Scandinavien senken sich die alten Seeufer von den inneren Bergketten langsam gegen die Küste, und sind sich dort nicht einander parallel, woraus hervorgeht, daß der Unterschied in dem Betrag der Bewegung an der Küste und im Innern zu verschiedenen Zeiten wechselte.

Auf dem Wege von Coquimbo nach Guasco findet man wieder überall neue Seemuscheln bis zu einer Höhe von 300 Fuß, in Guasco selbst sind fünf alte Uferterrassen auf das schönste erhalten und geben der Landschaft ein ganz eigenthümliches Ansehen. Aehnliche Beweise finden sich bis nach Arica und Lima hin. Besonders deutlich sind sie in der Nähe von Callao, dem Hafen von Lima. Dort finden sich auf der Insel San Lorenzo, die über 1000 Fuß hoch ist, drei Terrassen. Die Oberfläche der unteren, die von einer die See überhängenden weiten Klippe ausgeht und sich bis zum Fuß der nächstoberen Böschung erstreckt, ist von einer ungeheuren Ablagerung von neuen Schalthieren bedeckt; ihr oberer Theil liegt 85 Fuß über der höchsten Fluthmarke. Die Schalen sind zusammengedrängt, aber nicht geschichtet, sind mit Erde und Steinen vermischt, und einige Zoll hoch von Detritus bedeckt: sie ruhen auf einer Masse von eckigen Bruchstücken des unterliegenden Sandsteins, die bisweilen von gewöhnlichem Salz zusammen verbunden sind. Das Verhältniß der Zahl der einzelnen Arten zu einander ist dasselbe wie an der jetzigen Küste. Viele von den einschaligen Muscheln sind hier mit gewöhnlichem Salz angefüllt und verbunden, das wahrscheinlich von der Verdunstung des Seewassers herrührte, als das Land langsam dem Meere entstieg. Mitten in diesen Schalen von San Lorenzo fand Darwin durch Anlegen eines Schachtes Korallen, hornige Fischalen von Mollusken, Wurzeln von Seegräsern, Vogelknochen, Maiskolben und andere Pflanzenstoffe, ein Stück durch Menschenhände gewobene Binsenmatte und ein anderes von fest zerspetzem Baumwollenzeug. Es war offenbar, daß alle diese Sachen sich zusammen mit den Schalthieren abgelagert hatten. Diese Ueberreste menschlicher Industrie waren mit denen aus alten indischen Gräbern identisch: die kleine Menge Sand und Grus, die sich bei den Schalthieren befand, die Abwesenheit großer Steine, die Breite und Dicke der Schichten bewiesen diesem Naturforscher, daß diese Reste nicht durch eine Erdbebenwelle so hoch hinaufgeschleudert wurden; auf der anderen Seite übergeugte er sich durch diese Thatsachen, neben der großen Zahl todter Muscheln und leichter schwimmender Gegenstände, sowohl aus dem Meer, wie vom Lande, natürlicher und künstlicher Dinge, daß dieselben auf einem wahren Strande sich abgelagert, der seit der Zeit 85 Fuß erhoben wurde, also seit der Zeit wo die Indier Peru bewohnten. Es gibt übrigens einige Anzeigen, daß auch in Callao eine Senkung statt gefunden hat, namentlich ist Herr von Tschudi zu diesem Schluß durch Vergleichung älterer Seekästen gekommen, und da die Insel San Lorenzo 85 Fuß erhoben wurde, seit die Peruaner das Land bewohnten, so muß die Erhebung um so viel mehr betragen haben, als Senkung statt fand.

Faßt man nun das Ganze dieser so merkwürdigen Erhebungen an der Westküste von Südamerika zusammen, so wird man

Digitized by Google

zugeben, daß die feste Erdrinde keineswegs in unserer Zeit zu dem Stillstand verurtheilt ist, den man sich gewöhnlich vorstellt; es ergibt sich ferner daraus, daß auch jetzt noch eben so extensive und intensive Veränderungen im Niveau statt haben, wie sie nur in irgend einer anderen geologischen Epoche statt gefunden haben. Und doch hat man kaum einen Namen für diese neugebildeten Formationen, die bald als posttertiär, als pleistocene, oder als quaternäre Formationen bezeichnet werden. Ueberreste von Seethieren finden sich also fast zusammenhängend längs der Küsten des stillen Meeres von 45° 35′ bis 12° Südbreite. Diese ist fast 500 deutsche Meilen, und es ist wahrscheinlich, daß dieselben Formationen sich auch nördlich von Lima finden. In dieser ganzen Länge gibt es außer den organischen Resten ausgenagte Klippen, Höhlen, alte Seeufer, Sanddünen und mehrere auf einander folgende aus Grus bestehende Terrassen, und alle diese sind über dem gegenwärtigen Meeresspiegel. Wegen der Seelthei dis Landes auf dieser Seite des Continents sind Muscheln selten weiter als 2—3 Leguas im Lande gefunden worden, aber die Zeichen eines früheren Standes des Meeres finden sich noch viel weiter von der Küste, z. B. in Gnadro in einer Entfernung von 30 — 40 englischen Meilen. Nach den erhobenen Schalthieren allein zu urtheilen betrug die Erhebung in Chiloe 350 Fuß, in Conception 625 Fuß, in Valparaiso 1300 Fuß, in Coquimbo 252 Fuß, in Lima 85 Fuß. Diese Erhebung hat nicht nur in der Epoche noch lebender Mollusken und Rankenfüßler stattgehabt, sondern ihre relativen Zahlen aus den verschiedenen Arten sind auch in dem benachbarten Meere dieselben geblieben. Die Höheverschiedenheit der Erhebung ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, wie verschieden an Stärke und Zahl die Erdstöße sind, die jährlich an den verschiedenen Theilen der Küste statt haben, und wie verschieden selbst in einer und derselben Fläche, wie z. B. in Concepcion, die Erhebung während eines und desselben Erdbebens war.

Es gibt noch andere Merkmale neben der Existenz noch lebender Weichthiere, nach denen sich die Niveauveränderungen an dieser Küste bemessen lassen. Zu Lima war die Erhebung innerhalb der Periode der Indier wenigstens 85 Fuß und seit der Ankunft der Spanier im J. 1530 hat dort eine Senkung der Oberfläche statt gefunden. Im Valparaiso muß die Erhebung in 220 Jahren weniger als 19 Fuß betragen haben; aber nach dem Jahr 1817 betrug dieselbe 11 Fuß, was nur zum Theil dem Erdbeben von 1822 zugeschrieben werden kann, und eine langsame und ruhige Erhebung geht in diesem Augenblicke noch vor sich. In Chiloe war die Erhebung allmählich und betrug ungefähr vier Fuß in vier Jahren.

(Schluß folgt.)

Die Vorstädte Haut Pont und Lyzel von St. Omer.

[Histoire des races mandites de la France par Fr. Michel.]

Die Bewohner der Vorstädte Haut Pont und Lyzel bilden eine von ihren Nachbarn ganz verschiedene Bevölkerung, die sich seit ihrer Niederlassung ohne Mischung mit einer andern Race erhalten hat. Eine Sage führt diese Niederlassung bis auf das Jahr 449 zurück oder auf die Zeit, wo die Sachsen zuerst in England sich niederließen, während eine andere Sage sie von einer Saracenenschaar abstammen läßt, die ihre Verheerungen bis nach Arteis ausgedehnt haben soll. Verschiedene Schriftsteller waren mit diesen beiden Erklärungen nicht zufrieden; die einen ließen sie von den Sachsen abstammen, welche Karl der Große in Arteis ansiedelte, andere behaupten, sie seyen von den alten Morinern entsprungen. General Ballengue aber ist der Ansicht, sie seyen eine Colonie Flamänder, welche sich in die Mauern von St. Omer flüchteten, um der Wuth der Normannen zu entgehen; ein Hr. Lestbeuf sart endlich steht in dieser Bevölkerung die Nachkommen deutscher Soldaten, welche Balduin V. Graf von Flandern, nach seinem Kriege mit Kaiser Heinrich III. entließ. Sie wollten mit ihren Weibern und Kindern nicht den Gefahren eines langen und mühseligen Rückzugs sich aussetzen, und sollen um Erlaubniß gebeten haben, die Sümpfe austrocknen zu dürfen, welche sich im 11ten Jahrhundert nach vom Meere bis in die Nähe der Stadt St. Omer ausdehnten. Wie dem auch seyn mag, die topographische Lage der Vorstadt Lyzel und die eigenthümliche Stellung der Häuser erklären wie es kam, daß die Einwohner nie in ihrem Besitz gestört wurden, und wie sie unter Beibehalt der Verschiedenheit der Sprache und Sitten sich nicht mit andern Racen vermischten. Diese Sprache unterscheidet sich, was die Aussprache betrifft, von dem was man niederdeutsch, holländisch, flamändisch u. s. w. nennt, hinreichend, daß die Flamänder von Lyzel und die eigentlichen Flamänder sich nicht leicht verstehen können, außer wenn sie einige Zeit mit einander verkehrt haben. Auch findet man darin eine Anzahl hochdeutscher und selbst eine Menge englischer Worte ohne alle Verschiedenheit der Aussprache. Simeon hat in den Memoiren der königl. Gesellschaft der Alterthumsforscher von Frankreich ein flamändisches Lied dieser Vorstädtebewohner von St. Omer mitgetheilt, das den flamändischen Ursprung dieser Bevölkerung unwidersprechlich zeigt. Bemerkenswerth ist, daß die Bevölkerung dieser beiden Vorstädte mit der Stadt selbst stets in gutem Vernehmen stand, daß nie besondere Gesetze gegen sie gegeben wurden, daß sie aber mehr als einmal mit einander in Fehde lagen, so daß der Magistrat dazwischen treten mußte.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Mandschurei und Korea.

(Fortsetzung.)

Als wir an der Gränze ankamen, mußten wir noch acht Tage lang die Eröffnung des Marktes abwarten. Vor meiner Abreise haben Sie mit aufgetragen, Nachrichten über das Land, das ich durchreisen mußte, einzuziehen. Folgendes ist das Ergebniß meiner eigenen Beobachtungen, meiner Nachfragen und meiner Jugenderinnerungen. Die eigentlichen Mandschu sind über einen weiten Landstrich verbreitet, doch ist derselbe nicht so groß als ihn die europäische Karte angibt, die ich vor Augen habe. Sie gehen nicht über 46° N. B. hinaus, sind im Westen durch die Pfahlgränze und den Sungari, der sie von der Mongolei trennt, im Norden durch die kleinen Staaten der Usin und Tsu-pi-lafe oder Tataren mit Fischhäuten, im Osten durch das japanische Meer beschränkt und gränzen im Süden an Korea. Seit sie China erobert haben, ist ihr Land verödet; einen Theil desselben decken unermeßliche Wälder, in denen der Reisende kein menschliches Wesen trifft; der Rest ist besetzt mit einigen Militärstationen, wenn man eine kleine Anzahl tatarischer Familien, die in bedeutenden Entfernungen von einander gruppenweis beisammen sind, so nennen will; diese Familien werden auf Kosten des Kaisers unterhalten, denn es ist ihnen verboten das Land zu bauen. Sie scheinen nur da zu seyn um sich den übrigens sehr furchtsamen Völkern des Nordens, die sich tief in den Wäldern aufhalten, zu zeigen, damit sie nicht tiefer herabrücken. Wenige Chinesen dauen den Gesetze zum Trotz einige Flecken Landes an, und verkaufen das gewonnene Korn an die nordischen Völker. Die Mandschurei scheint sehr fruchtbar; man erkennt dieß an dem üppigen Gras, das sich auf Manneshöhe erhebt. An den angebauten Orten erzeugt es Mais, Hirse, Buchweizen und Bohnen in geringer Menge. Wenn diese letztere Ernte nicht reichlicher ist, so muß man dieß, glaube ich, der Fruchtigkeit des Bodens und den Nebeln, die denselben häufig bedecken, zuschreiben.

Sie fragen mich vielleicht nach der Ursache der Oede, die in der Mandschurei herrscht. Es war die Politik des Oberhauptes der jetzigen Dynastie in China zur Zeit der Eroberung, sein Stammvolk in das eroberte Land zu verpflanzen. Als er in das Reich eindrach, führte er alle seine Truppen nebst ihren Familien mit sich, z. b. alle seine Unterthanen; einen Theil derselben ließ er in Leaoetung und vertheilte die übrigen in den bedeutendsten Städten des chinesischen Reichs. Er suchte

Digitized by Google

sich so den Besitz dieser Städte, indem er eine neue Bevölkerung in dieselben verpflanzte, die dabei betheiligt war, sie in der Pflicht zu erhalten, Aufstände im Gegum zu unterdrücken und seine Macht zu befestigen. Dieser Zustand der Dinge dauerte bis auf die jetzige Zeit. Chinesen und Mandschu, obgleich sie seit Jahrhunderten in demselben Umkreis wohnen und dieselbe Sprache sprechen, haben sich nicht verschmolzen; sie bewahren ihre besondere Abstammung. Wenn man in eine Herberge tritt, und einen Unbekannten anredet, so ist nichts gewöhnlicher als die Frage: Ni sche Ming dschö, Khi dschö? bist du Chinese oder Mandschu? Man bezeichnet die erstern mit dem Namen der Dynastie Ming, die zweiten mit dem Namen der Fahne, weil die Mandschu anfänglich in acht Stämme getheilt waren, die sich jeder um eine Fahne sammelten.

„Die Mandschu haben keine Nationalliteratur; alle in ihrer Sprache geschriebenen Bücher sind Uebersetzungen aus dem Chinesischen, die durch ein besonderes in Peking niedergesetztes Amt gefertigt werden. Sie haben nicht einmal eine eigene Schrift, sondern bedienen sich der von den Mongolen entlehnten Charaktere. Ihre Sprache stirbt allmählich aus, nur wenige sprechen sie noch, und in hundert Jahren wird sie nur noch in Büchern als ein Denkmal der Vergangenheit bestehen. Sie hat viele Verwandtschaft mit dem Koreanischen; dieß kann auch nicht anders sein, denn es ist nur wenige Jahrhunderte her, daß Korea seine Gränzen bis über das Land der eigentlichen Mandschu hinaus ausdehnte, so daß beide Staaten nur Ein von demselben Volk bewohntes Königreich ausmachten. Man findet in der Mandschurei noch einige Familien, deren sorgfältig bewahrte Geschlechtsregister ihren koreanischen Ursprung bezeugen, auch findet man Gräber mit koreanischen Waffen, Münzen, Vasen und Büchern.

„Ich habe oben von den Usin und Tu-pi-tiatse gesprochen, konnte aber über sie nur unvollständige Nachrichten erhalten. Die letztern heißen bei den Chinesen so, weil sie in Rücke von Tortscheffelan sich kleiden. Sie wohnen an den Ufern des Sungari und der in denselben sich ergießenden Flüsse, oder irren in den Wäldern umher, treiben Fischfang und Jagd, und verkaufen an die Chinesen die Pelze der Thiere, die sie getödtet, und die Fische, die sie gefangen. Der Handel findet im Winter Statt; die sodann gefrorenen Fische verbreiten sich auf den Märkten über 200 Lieues weit; die Tu-pi-tiatse erhalten dagegen Zeuge, Reis und Hirsebranntwein. Sie haben eine eigene Sprache, ihre Staaten sind unabhängig von dem Kaiser von China, und sie lassen auf ihrem Gebiet keine Fremden zu. Die Chinesen sagen sie seien eckelhaft unrein; um ihnen diesen Vorwurf mit Recht zu machen sollten sie selber die Wäsche öfter wechseln und das Ungeziefer vernichten, das sie verzehrt. Jenseits des Landes der Tu-pi-tiatse und die zur Gränze des asiatischen Rußlands hausen wahrscheinlich noch andere nomadische Horden; es ist dieß jedoch eine bloße Vermuthung, denn man weiß nichts gewisses darüber. Im Süden dieses Landes nach dem Meere hin ist ein Gebiet, das man mit Ta-schesse nannte, eine Art Freiland, auf dem sich seit einiger Zeit eine Menge Chinesischer und koreanischer Vagabunden sammeln, die einen vom Theil der Unabhängigkeit getrieben, die andern um der Strafe ihrer Verbrechen oder ihren Gläubigern zu entgehen. Gewöhnt an Raub und Verbrechen, kennen sie weder Sitte noch Gesetz; sie haben sich jedoch, wie man mir erzählte, kürzlich ein Oberhaupt gewählt, um die inneren Unordnungen zu unterdrücken, und die Ruhe zu sichern. Nach gemeinsamer Uebereinkunft haben sie beschlossen, jeden des Mords Schuldigen lebendig zu begraben; ihr Oberhaupt selbst ist diesem Gesetz unterworfen. Da sie keine Weiber haben, so franken sie solche, wo sie sie finden. Dieser kleine Staat gleicht dem Beginn des alten Roms; wird er sich in gleicher Weise entwickeln? Darüber wird die Zukunft entscheiden.

„Nicht weit von der koreanischen Gränze, mitten im Walde erhebt sich der Tao-pei-schan oder große weiße Berg, in die Wolken, in China berühmt als die Wiege von Han-Wang, Stammvater der jetzt auf dem Thron sitzenden kaiserlichen Familie. Am Waldhange desselben hat sich mit Hülfe einiger neuen Ausbesserungen seine alte Wohnung erhalten, ein in den Augen der Chinesen heiliger Ort, zu dem Pilger aus den fernsten Gegenden wallfahren, um hier im Staube anzubeten. Die Schriftsteller sind getheilt über das Herkommen Han-Wangs: die einen behaupten, er sey anfangs ein Räuberhauptmann gewesen, der das Land umher ausbeutete, und als er sich an der Spitze einer mächtigen Partei sah, die Grundlage zur königlichen Macht legte. Andere dagegen, um seine Ehre zu retten behaupten, er sey einer der kleinen Könige gewesen, wie es ihrer in der Tatarei viele gibt, und er habe nur das Erbtheil seiner Väter vermehrt. Wie es damit auch sich verhalten mag, gewiß ist, daß er gegen das Ende der Dynastie der Ming schon mächtig genug war um den Kaiser von China zittern zu machen. Damit, einer der letzten Monarchen dieses herabgekommenen Geschlechtes, bat ihn, unter dem Vorwand sich den Mongolen, die seine Staaten bedrohten, zu widersetzen, in Wahrheit aber um diesen gefährlichen Nachbar zu schwächen, ihm seine besten Krieger zuzusenden. Sobald er sie in seiner Macht hatte, ließ er sie alle umbringen, mit Ausnahme einer einzigen, der durch sein gutes Aussehen einen Mandarinen für sich gewann, welcher ihn unter die Zahl seiner Diener aufnahm. Er gewann dessen Vertrauen so sehr, daß er sein Hauptverwalter wurde. Nach einiger Zeit besuchte ein anderer chinesischer Beamter den Mandarin, sah den jungen Mandschu, und sagte seinem Amtsgenossen, wenn er diesen Geschöpfen bei sich behalte, werde er sich der Ungnade des Kaisers aussetzen. Der Mandarin antwortete, er werde sich seiner entledigen, inzwischen aber wollten sie die Freuden des Festes genießen.

„Indeß fürchtete der junge Mensch, der die Unterredung gehört hatte, für sein Leben und befahl einem Stallknechte das beste Roß seines Herrn zu satteln, indem er einen wichtigen Auftrag zu erfüllen habe. Er schwingt sich aufs Pferd, und eilt mit verhängtem Zügel nach dem weißen Berg, um Han-Wang den Verrath des Kaisers und das Schicksal seiner unglücklichen Waffengefährten anzuzeigen. Han-Wang kannte sich nicht mehr vor Zorn: er schickte den Aeltesten seiner zehn Söhne an der Spitze einer Armee aus, um sich Mukdens, der Hauptstadt von Leaotong zu bemächtigen, das die Chinesen den Koreanern abgenommen hatten. Han-Wangs Sohn kam vor Mukden an, ließ sich oder durch die Menge der Feinde schrecken, und kehrte ohne Schwertstreich um. Sein Vater, erbittert über die Feigheit, tödtete ihn mit eigener Hand, versammelte dann seine Familie und sein ganzes Volk, und erschien nochmals vor der Stadt, die ihm die Thore öffnete. Hier schlug er seinen Thron auf.

„Inzwischen spannen zwei Beamte des kaiserlichen Palastes, Namens Wang und Tu, eine Verschwörung gegen Tschung-tseng, den Nachfolger Wang-li's an, und wählten einen andern Fürsten an seine Stelle. Tschung-tseng, der den verzweiflungsvollen Stand seiner Angelegenheiten erkannte, erhängte sich auf dem Berg Mei-schan an einen Baum, den man bis auf den heutigen Tag erhalten hat; die Chinesen verehren denselben ungemein, in der Ueberzeugung daß er durch den Tod des Kaisers geheiligt worden sey. Sein Nachfolger hieß Tschung-Wang. Er hatte die Unvorsichtigkeit sich den Haß eines mächtigen Mandarinen zuzuziehen, indem er ihm seine Frau entriß. Usang-kui, der beleidigte Ehemann, verlangte Hülfe von dem neuen König von Mukden, um den Räuber zu verfolgen, der sich im Schrecken nach den südlichen Provinzen geflüchtet hatte. Während dieser Zeit (1644) schickte der schlaue Han-Wang seinen zweiten Sohn Schun-Tsche aus, der sich Pekings bemächtigte, und die Dynastie der Mandschu-Tataren einsetzte. Schun-Tsche war der Vater Khang-hi's, unter dessen Regierung man einen Augenblick die Hoffnung hegte, ganz China werde das zum christlichen Glauben bekehren, eine Hoffnung, die unter der Regierung seiner Nachfolger Jung-tsching, Kien-lung, Kia-King und Tao-Kwang, welche mehr oder minder das Christenthum verfolgten, ganz verschwand. Doch ich kehre zum Bericht meiner Reise zurück.

(Schluß folgt.)

Witterung auf den Faröern. Abermals meldet man, (siehe Fährelandet 15 Mai) aus den Faröern vom 8 März, daß der Winter ungewöhnlich mild war, daß die Kälte kaum in Einer Nacht 7°, sonst nur 3 bis 5 betrug. Der Gegensatz gegen den Osten ist noch immer sehr groß.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 138. 10. Junius 1847.

Etwas über Polen.

Es ist noch kein halb Jahr her, daß die polnische Angelegenheit und die Einverleibung Krakau's eine Menge Federn und Zungen in Bewegung setzte, und den Journalen sehr reichlichen Stoff zu langen Tiraden gab. Was ist aus den mündlichen und schriftlichen Tiraden geworden? Und zu was haben die Reden in der französischen Deputirtenkammer, im englischen Parlament geführt? Zu nichts. Wer nicht seit Jahren die volle Lächerlichkeit der stereotyp gewordenen Protestation der französischen Deputirtenkammer zu Gunsten Polens gefühlt hat, dem mochte der Zeitungs- und Tribünenlärm die Meinung einflößen, es sey wirklich etwas im Werke, aber was war es denn, was wirklich die Galle rege machte? Nichts als die verletzte Eitelkeit einiger französischen und englischen Staatsmänner, daß man sie nicht um Rath gefragt, daß man, wenigstens ostensibel, ohne alle Rücksicht auf sie gehandelt hatte. Dazu kam noch die etwas ungeschickte Vertheidigung Oesterreichs in einer deutschen Zeitung, welche ohne Umschweife erklärt hatte: „wenn sich die Franzosen nicht mehr durch die Verträge gebunden achteten, so ändere dieß am Stande der Dinge gar nichts, denn nicht die Uebereinkünfte von Paris und Wien, nicht die Achtung vor den Verträgen hätten den Franzosen eine Zurückhaltung auferlegt; hätten sie sich stark genug gefühlt, um sie zu brechen, sie hätten es längst gethan." Das hieß gar zu undiplomatisch die Wahrheit sagen, und erregte wie billig den Zorn der diplomatischen Herren in Paris, die sich alsbald vernehmen ließen: „wenn die Unverbrüchlichkeit der nordischen Mächte die Grundlagen des europäischen Gleichgewichts erschüttert und die Vertheilung des europäischen Gebiets unter den verschiedenen Reichen Europa's wieder in Frage gestellt hat, so wollen wir und für den Augenblick begnügen, diese Thatsache durch unsere Protestation anzuerkennen. Eine unerwartete Zukunft öffnet sich vor uns, wir wollen sie abwarten und uns darauf vorbereiten." Das heißt mit andern Worten: wir thun nichts, und die Sache bleibt im alten Recht, wir werden unsern Vortheil zu wahren wissen, wann und wie wir können, wie wir dieß schon vorher gethan haben.

Wir machen diese Bemerkungen keineswegs, um die Einverleibung Krakau's zu billigen oder auch nur zu beschönigen, sondern nur um zu zeigen, daß es mit aller Gefühlspolitik gänzlich zu Ende ist. Welche Sympathien das Schicksal Polens auch in Frankreich und England, in ersterem Lande namentlich auch unter dem vorzugsweise katholischen Theile erregt hat, so haben doch beide Staaten gar kein Interesse mehr an Polen, höchstens England noch ein sehr indirectes Handelsinteresse. Polen ist getheilt unter Rußland, Preußen und Oesterreich, die einzelnen Theile können somit, wie die Sachen jetzt stehen, von Seite fremder Mächte nicht als ein gemeinsames Ganze betrachtet werden, was aber die Verträge von 1814 und 1815 betrifft, so haben Frankreich und England solche durch die eifrig beförderte und bewerkstelligte Trennung des Königreichs der Niederlande noch weit mehr verletzt. Freilich war damals der remonstrirende Theil nur das schwache Holland, und mit diesem machte man um so weniger Umstände, als Englands und Frankreichs Vortheil in der Losreißung Belgiens zusammentrafen. Hätte bei der Einverleibung Krakau's wirklich für Frankreich und England ein praktisches Interesse vorgewaltet, so wäre nicht bloß eine dürre nutzlose Protestation erfolgt. Ein solches Interesse besteht aber nur noch für Rußland, Oesterreich und Preußen, und was den angeblichen Vortheil betrifft, daß die „noch gültigen Verträge von Wien und Paris den Ehrgeizigen im Zaume halten, den Schwachen schützen und die jetzige Territorialausgleichung (settlement) der Continentalstaaten aufrecht erhalten," wie das Edinburgh Review [1] rühmt, so können wir diesen nach allem, was wir seit 32 Jahren gesehen, nicht sehr hoch anschlagen, denn es ist jetzt doch wohl dem Blindesten deutlich, daß nur die gegenseitige Besorgniß der Mächte, die Ungewißheit dessen was aus einem allgemeinen Kriege hervorgehen kann, das Schwert so lange in der Scheide gehalten hat. Zudem gibt es zufälliger Weise ein Land in Europa, das bei den genannten und viel gerühmten Friedensschlüssen nicht sonderlich gut gefahren ist, hauptsächlich weil „die Mächte, deren vereinigte Streitkräfte Frankreich auf seine alten Gränzen reducirt und drei Mitglieder des Hauses Bourbon auf ihre respectiven Throne zurückgeführt hatten, zunächst auch berufen waren die großen politischen Institutionen Deutschlands zu reconstituiren, die Territorialtheilung Polens festzusetzen u. s. w." [2] Die politischen Vormünder verfuhren dann auch so sorgsam, daß sie das liebe Pflegekind in die Windeln so fest einpreßten, daß es immer noch ungewiß ist, ob dasselbe die Windeln im Laufe seines Wachsthum sprengen, oder ob die Windeln das Wachsthum hindern werden. Auch hat man es dem Kindlein an sehr scharfen Ermahnungen und Zurechtweisungen nicht fehlen lassen; was aber aus der Weisheit des Wiener Congresses hinsichtlich der „Festsetzung der Territorialtheilung Polens" geworden ist, haben die zahllosen Verschwörungen und Aufstände, die Erbitterung der Nation und der wenn auch

[1] April 1847 in einem Artikel betitelt „Krakow in 1845 and 1846."

[2] Siehe die genannte Nummer des Edinburgh Review, das gar nicht die Unverschämtheit zu fühlen scheint, welche in dieser politischen Somnambule liegt.

Digitized by Google

scheinbar ruhige, doch im tiefen Innern anarchische Zustand Polens zur Genüge bewiesen. Es darf also eben nicht verwundern, wenn Deutschland der fremden Bevormundung, und Polen der fruchtlosen Protestationen Englands und Frankreichs herzlich satt ist.

Erst auf dem preußischen Landtag wird die polnische Sache wieder eine praktische, und daß sie auf das Gebiet der öffentlichen Besprechung gezogen und nicht bloß in den Cabinetten behandelt wird, kann ihr nur zum Vortheil gereichen. In zweierlei Art ist sie zur Verhandlung gelangt, erstens in Folge einer Petition der Polen um Aufrechthaltung ihrer Nationalität und Sprache, und zweitens in Form einer Petition über die Handelsverhältnisse, welche durch die Einverleibung Krakau's einen neuen empfindlichen Stoß erlitten haben. Daß Rußland den letzten ärmlichen Rest einer polnischen Unabhängigkeit auszutilgen suchte, läßt sich aus dem ganzen bisherigen Verfahren desselben unschwer erklären; daß Oesterreich, welches durch den Aufstand des vorigen Jahrs am härtesten gelitten und die Einwirkung Krakau's auf das übrige Polen am schwersten empfunden, diese stete Quelle von Unruhen zu verstopfen und für künftige mögliche Fälle einen stärkern militärischen Stützpunkt zu erlangen suchte, ist gleichfalls natürlich; daß aber Preußen in die Einverleibung Krakau's willigte, dazu liegt gar kein augenfälliger, greifbarer Grund vor, als der, daß es seinen alten Verbündeten nicht entgegen handeln wollte.[1] Indeß ist es eine ausgemachte Sache, und auch ziemlich ohne Umschweife von der preußischen Regierung selbst anerkannt worden, daß die Handelsverhältnisse bei diesem Schritt unbeachtet geblieben sind, und daß Versäumte sich nachträglich nicht mehr einholen ließ. So leiden also jetzt alle Nebenländer Polens, Ost- und Westpreußen, Hinterpommern und Schlesien sehr wesentlich durch den Zustand von Polen, und so lange nicht dieser Zustand geändert wird, ist an keine innere Beruhigung der genannten Provinzen zu denken. Preußen steht hierin in einem ganz andern Verhältniß als Oesterreich: für letzteres ist Galizien eine Provinz weiter, deren Handel es einerseits gegen Osten, andererseits nach dem Westen in die kaiserlichen Erbstaaten ableiten kann, für Preußen, dessen Häfen die natürlichen Vermittler des polnischen Handels sind, ist der Zustand, in welchem Polen durch Rußland gehalten wird, viel empfindlicher, denn seine eigene benachbarten Provinzen, ein Drittheil der Monarchie, können nicht aufkommen.

Aber nicht bloß in passivem Sinne ist Preußen mehr bei dem innern Zustand Polens betheiligt, es steht ihm auch eine bei weitem größere Einwirkung auf Polen zu. Friedrich der Große erkannte zeitig, daß die Theilung Polens eine große Unklugheit gewesen sey, und als Rußland schon im J. 1782 — ermuntert durch den Krieg der westlichen Mächte, — die Theilung erneuern wollte, und der preußischen Regierung deßhalb Vorschläge machte, wurden sie von dieser entschieden zurückgewiesen, ja es wurde im Jahr 1788 ein Bund zwischen Preußen, Polen, England, Holland und Schweden angebahnt, und im J. 1790 auch wirklich ein Vertrag zwischen Polen und Preußen abgeschlossen, der die Erhaltung des polnischen Reichs zum Zweck hatte. Aber nach zwei Jahren war der preußische Hof wieder umgestimmt, und kurzsichtig gab am 8 Junius 1792 zu Warschau die famose Erklärung ab, welche den neuen Bund zwischen Rußland und Preußen ans Licht stellte. „Von diesem Augenblick an, sagt das Edinburgh Review, ward die zweite Theilung beschlossen, und es verdient hier bemerkt zu werden, daß Rußland, welches durch die temporäre Trennung des Berliner Hofs von seiner Politik belohnte die Frucht aller seiner Anstrengungen verloren hatte, keinen Anstand nahm den preußischen Hof durch bedeutende Gebietsabtretungen wieder für seine Ansicht in der polnischen Frage zu gewinnen." Die zweite und dritte Theilung Polens (1793 und 1795) waren entschieden zu Gunsten Preußens: es erhielt den ganzen schiffbaren Theil der Weichsel bis zum Meere, so wie die fruchtbarsten und bevölkertsten Theile Polens: Warschau, Graudenz, Thorn, Danzig waren wichtige und folgenreiche Erwerbungen, wenn Preußen sie hätte behaupten können, aber nach den unglücklichen Feldzügen von 1806 und 1807 ging der größte Theil wieder verloren, und ward als es im J. 1815 zu der geräumten Ausgleichung kam, nur sehr theilweise wieder gewonnen.

Man ersieht hieraus, welchen Werth Rußland auf die Mitwirkung Preußens in den neunziger Jahren legte: hätte Preußen die zweite Theilung Polens verworfen, so wäre sie von Rußland allein nicht durchzuführen gewesen, eben so wie Rußland im J. 1831 sich der Mitwirkung Preußens zur Unterwerfung der aufgestandenen Polen versichern mußte. Von Preußen hängt es noch bis auf den heutigen Tag ab, das Loos Polens wesentlich zu mildern, denn das harte Regiment Rußland läßt sich nicht behaupten, sobald es von Preußen nicht indirect unterstützt wird. So ist Preußen moralisch verantwortlich für das russische Regiment in Polen, und es hält dieß Regiment aufrecht zu seinem eigenen Schaden, zum Nachtheil seiner Provinzen, zum Verderben seines Handels. Viele haben die Eröffnung des Landtags ersehnt, nicht wegen der möglichen politischen Freiheiten, die zu erwerben wären, sondern weil sie die Stimme erheben wollen über die Nachtheile, welche den preußischen Landen durch die seit einer so langen Reihe von Jahren befolgte Politik gegen Rußland zugefügt wurden, und es ist gewiß nur ein leiser Anfang, daß man die Sache bloß in Bezug auf die Petition der Posener, und die hinsichtlich des schlesischen Handels, der durch die Einverleibung von Krakau so empfindlich beeinträchtigt wurde, eingebrachte Petition behandelte; sie wird und muß ernster, eindringlicher und directer zur Sprache kommen, denn hier ist das Lebenselement des östlichen Theils der Monarchie angegriffen. So ist hier die polnische Frage wieder auf den Schauplatz getreten, entschiedener, lebensvoller, als in den hohlen Declamationen und Protestationen Englands und Frankreichs, die nur ihrem Spleen, ihrer verletzten Eitelkeit den Lauf ließen, und vielfach die Protestation nur als ein Opfer beobachteten, das sie der öffentlichen Meinung ihres Landes brachten. Aus solchen Quellen kann kein thatkräftiges Handeln fließen, aber in Preußen, wo es die ganze Entwicklung eines Drittheils der Monarchie gilt, wird man derselben eine ernstere Aufmerksamkeit schenken müssen.

Diese Stellung droht sich ins Unerträgliche zu verschlimmern, denn wenn jede erwachende Stimme des Volksgeistes in Schlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen sich gegen das russische System in Polen erklären muß, weil man die schlimmen Folgen desselben in allen bürgerlichen Verhältnissen fühlt, so identificirt sie zugleich Rußland mit allen Bestrebungen derjenigen, welche einer Entwicklung der politischen Freiheit widerstreben, und stellt die letztern in ein viel verderblicheres Licht, als sie ohne diese Beigabe gestanden wären. Man kann über die Vortheile einer Entwicklung der politischen Freiheit in Preußen sehr abweichender Meinung seyn, und solche namentlich in

[1] Darum sagt auch das Edinburgh Review in dem angezogenen Artikel nicht unrichtig: Prussia wavered, lamented — and finally obeyed.

Digitized by Google

Betreff des Verhältnisses zu den übrigen deutschen Staaten für durchaus störend und nachtheilig ansehen, ohne im mindesten sich einer besondern Vorliebe für Rußland schuldig zu machen, aber die öffentliche Meinung, dieß launenhafte aber überwiegend mächtige Ding, wird beide in gemeinsamer Abneigung vereinigen und den Streit, der ohnehin Bedenklichkes genug darbietet, vergiften. „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebähren.“ Mit der ersten Theilung Polens hat Rußland Preußen und Oesterreich an sich gekettet, und obwohl noch Friedrich II wieder einzulenken suchte, so waren doch seine Nachfolger bis jetzt nicht im Stande sich der Umgarnung zu entwinden. Einzelne in den letzten sieben Jahren geschehenen Schritte schienen die Neigung dazu anzubruten, aber die Erneuerung des Cartellvertrags und die Einwilligung in die Wegnahme Krakau's haben die Illusionen bald wieder zerstört, und — wenn man billig sein will — so muß man zugeben, daß der Schritt gar nicht leicht ist. Er war im J. 1782 noch ziemlich leicht, im J. 1790 schien man völlig entschlossen, von dem verderblichen Wege abzulenken, aber im J. 1792 erfolgte ein gänzlicher Umschlag. Die Sibylle ist seitdem wiederholt gekommen und hat für denselben Preis immer weniger geboten, möge sie nicht zum letztenmal gekommen seyn, denn die Zeit schreitet fort, und wartet den Zögernden nicht ab.

(Schluß folgt.)

Ueber die geologische Beschaffenheit von Amerika.

Zweite Mittheilung.

(Schluß.)

Da sich Lima während der historischen Zeit 85 Fuß erhoben hat, so ist dieß um so merkwürdiger, als es Beweise gibt, daß zu einer Zeit, als im Hafen St. Julian in Patagonien auf der Ostseite des Continents das Land 90 Fuß tiefer stand, eine jetzt erloschene Lama-Art, die Macrauchenia, noch lebte, und daß in Bahia Blanca, als das Land nur einige Fuß tiefer stand wie jetzt, viele der erloschenen riesenhaften Vierfüßler das Land bewohnten. Aber die Küste von Patagonien ist etwas entfernt von den Cordilleren und die Bewegung in Bahia Blanca hängt vielleicht keineswegs mit dieser großen Gebirgskette zusammen, sondern vielmehr mit dem Aufsteigen tertiär vulcanischer Felsen in der Banda Oriental, und die Erhebung mag deßhalb dort viel langsamer stattgefunden haben, als an der Küste von Peru. Alle diese geologischen Speculationen bleiben indessen vag, denn da man fast mit Sicherheit weiß, daß die Erhebung der ganzen Küste von Patagonien durch viele und lange Pausen unterbrochen war, so kann man nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß nicht auch in solchen Fällen viele und lange Perioden der Senkung statt hatten.

Die Küste von Chili und Peru liefert den deutlichsten Beweis einer Wirkung des Meeres auf das Land in verschiedenen Höhen, woraus hervorgeht, daß die Erhebung von Perioden der Ruhe und der Entblößung durch die Thätigkeit des Meeres unterbrochen war. Am deutlichsten sind dieselben in Chiloe, wo sich in einer Höhe von ungefähr 500 Fuß die Böschungen finden, in Coquimbo, wo deren fünf, in Guasco, wo deren sechs vorkommen, von denen vielleicht fünf mit denen von Coquimbo übereinstimmen, in Lima, wo es in einer Höhe von 250 Fuß drei Terrassen und nach einigen Angaben noch andere in größerer Höhe gibt. Die Erhebung des festen Landes über das Meer scheint überhaupt ein intermittirender Vorgang, und die Perioden der Ruhe, wie sich aus der Menge der weggeschafften Gebirgsarten ergibt, sehr lang zu seyn. In Patagonien waren die Erhebung und die Perioden der Ruhe gleichförmig und gleichzeitig über einen großen Flächenraum; schwieriger ist die Beurtheilung an den Küsten des stillen Meeres, weil dort die Terrassen hauptsächlich in den Thälern sich finden: die verschiedenen Höhen der erhobenen Muscheln scheinen aber einer gleichen Schlußfolgerung entgegen.

Ob auf der Ostseite des Continents die Erhebung zwischen den Ruheperioden, während welchen die Klippen gebildet wurden, durch kleine plötzliche Stöße vor sich ging, wie sie die heutigen Erdbeben begleiten, oder durch Stöße in Verbindung mit einer allmähligen Bewegung nach oben, oder auch durch große und plötzliche Auftreibungen, darüber gibt es keinen directen Beweis. Aber wie auf der Oſtküſte die Gerölle über die ganze Breite der Terrassen fast von gleicher Größe, und die erhobenen Muscheln lauter Ufer arten sind, und sich daraus schließen läßt daß die Erhebung eine allmähliche war, so scheint auch aus der Analogie der heutigen Bewegungen auf der Weſtküſte und aus der großen Zahl von Muscheln auf der Oberfläche, die jetzt ausschließlich nahe am Strande leben, hervorzugehen, daß auch hier die Bewegung langsam und allmählich war und wahrscheinlich von kleinen Stößen unterstützt wurde.

Nach der Wirkung des Meeres auf seine eigenen Ablagerungen an der Küſte des stillen Oceans zu urtheilen, scheint in unserer Zeit die Aufrärtsbewegung vergleichsmäßig zu ruhen. Dieß ist unzweifelhaft der Fall längs der ganzen Küste von Patagonien. In Chiloe dagegen gewinnt das Land an Breite und Höhe. Es kann indessen nur von vergleichsweiser Ruhe die Rede seyn, und vielleicht trifft diese in manchen Fällen mit einer gewissen Senkung zusammen, wofür der Hafen von Callao ein Beispiel gibt.

Vergleicht man die Ausdehnung der erhobenen Fläche auf den beiden Seiten des Continents, so finden sich auf der Oſtseite Schalthiere von Feuerland an 1180 englische Meilen nach Norden, an der Weſtküſte auf 2075 Meilen. Auf einer Länge von 775 englischen Meilen finden sie sich in denselben Breiten auf beiden Seiten des Continents. Es ist wahrscheinlich, daß die ganze Breite des Continents im mittleren Patagonien in Masse erhoben wurde, aber es würde zu gewagt seyn, diesen Schluß auch auf die Plataprovinzen auszudehnen. Da der Continent in dem südlichsten Theil von Patagonien schmal ist und sich in den inneren Engen der Magellanstraße und eben so weit dem Thale des Santa Cruz entlang Schalthiere finden, die zu noch lebenden Arten gehören, so ist es auch wahrscheinlich, daß der bis jetzt noch nicht untersuchte südlichste Theil der Westküste erhoben wurde, und in diesem Falle sind also die Küsten des stillen Meeres in der neuern Zeit und in geologischem Sinne zu einer und derselben Zeit emporgehoben worden, von Lima an 2480 nautische Meilen südwärts, oder gerade so weit wie vom rothen Meere bis zum Nord-Cap von Scandinavien!

Die Chizerots und die Burins in Frankreich.

Franz. Michel führt in seiner großen schon erwähnten Geschichte der verbannten Racen von Frankreich und Spanien — ein Werk, auf das wir vielleicht umständlicher zurückkommen werden, auch — die Chizerots und Burins auf, die im Departement Ain, im Arrondissement Bourg en Bresse hausen. Eine Sage leitet ihren Ursprung, wie den mehrerer anderen in

Digitized by Google

ähnlichen Verhältnissen sich befindenden Menschenclassen von den Saracenen ab. Ein Pfarrer, der lange unter ihnen lebte, schildert sie und ihr Verhältniß in folgender Weise: „der Haß gegen diese Leute hat sich selbst bis auf unsere Tage fortgeschleppt, so hartnäckig sind die Vorurtheile der Menschen und namentlich der Bauern der Dörfer in der Umgegend; wenn sie von einem Einwohner der Gemeinden Sermeyer, Arbigny, Bey und Dyan sprechen, setzen sie immer ein „mit Erlaubniß zu sagen" hinzu. Diese Burins und Chipcrots, wie man sie nennt, können nicht einmal die Tochter einer Pächters oder auch nur eines halbwegs wohlhabenden Taglöhners zur Frau bekommen, sondern müssen immer, so weit sie sich nicht unter einander verheurathen, stets Mägde aus den benachbarten Dörfern nehmen; so sind die Burins, wenn auch nicht geächtet wie die Juden oder die Parias in Indien, doch tiefirt, wie die traurigen Reste der Waldenser, von denen man noch einige Familien in der Umgegend des Dorfes Bey findet. Und doch herrscht ein großer Unterschied zwischen dem arbeitsamen wohlhabenden Burin und dem ihn verachtenden Nachbar, der oft in Trägheit und Armuth bleibt. Die Burins sind seit undenklicher Zeit Feldarbeiter, Ochsenhändler, Fleischer u. s. w. Es gibt sehr schöne Leute unter ihnen; die meisten haben schwarze Augen; die Mädchen sind hübsch, weiß und voll, ihre Augen sind schwarz, lebhaft und groß, aber ein wenig rund. Burins und Chipcrots sind von ihren Nachbarn gehaßt, sie gelten für habsüchtig und boshaft. Da sie die reichsten Districte der Bresse inne haben, so wundre man das Sprüchwort: bona patria, mala gens auf sie an. Sie vergelten indeß den andern Bressianen ihre Verachtung mit gleicher Münze."

Chronik der Reisen.

Reise in der Mandschurei und Korea.

(Schluß.)

„Am 20sten Tage des ersten Monats schickte der koreanische Mandarin von Kien-Wen nach Hung-tschun die Nachricht, daß der Handel am fünften Tage frei seyn würde. Sobald der Tag anbrach, bestiegen wir uns, mein Gefährte und ich, nach dem Markt zu gelangen. Die Umgegend der Stadt war mit Menschen angefüllt; wir wandelten unter der Menge umher, unser weißes Sacktuch in der Hand und einen kleinen Sack mit rothfärbigem Thee am Gürtel; dieß war das verabredete Zeichen, an dem die coreanischen Boten uns erkennen sollten, übrigens mußte die Ruede von ihnen ausgehen. Wir gingen in die Stadt hinein, wir gingen hinaus, niemand zeigte sich. Mehrere Stunden verflossen so und wir begannen unruhig zu werden. Sollten sie der Verabredung nicht nachgekommen seyn, sagten wir einander. Endlich als wir unsere Pferde an einem Bache tränkten, welcher 300 Schritte von der Stadt läuft, sahen wir einen Unbekannten auf uns zukommen, der unser Zeichen bemerkt hatte. Ich rede ihn chinesisch an, er versteht mich nicht. „...Wie heißt du?"" sagte ich jedann auf koreanisch. „...Han ist mein Name."" — „...Bist du ein Schüler Jesu?"" — „...Ja."" Wir hatten uns also gefunden. Der Neubekehrte führte uns zu seinen Gefährten; sie waren zu vier gekommen, und erwarteten unsere Ankunft seit mehr als einem Monat. Wir konnten uns nicht lange mit einander unterreden, denn Chinesen und Koreaner umgaben uns von allen Seiten. Diese armen Christen schienen sehr niedergeschlagen. Das Geheimniß volle, was beim Austausch unserer Werte vorherrschte, regte die Neugierde der Heiden an. Nur wenn diese auf unsere Reden minder aufmerksam schienen, wagten wir einige Worte über unsere religiösen Angelegenheiten zu flüstern, und begannen dann gleich wieder den Austausch unserer Pferde, um die uns bedachtenden Heiden zu täuschen.

„Ich erfuhr von diesen Christen, daß seit der letzten großen Verfolgung die koreanische Kirche so ziemlich in Ruhe geblieben war; daß eine große Anzahl Gläubige sich nach den südlichen Provinzen gezogen hätte, wo sie den Stürmen weniger ausgesetzt zu seyn hofften; daß mehrere Familien sich neuerdings zum Glauben bekehrt hätten; daß es ihnen schwer seyn würde, einen europäischen Missionär lange im Lande zu behalten, daß sie aber alles, was von ihnen abhinge, thun würden um ihn aufzunehmen; Pien-wen würde hinlänglich des Hereinkommens minder gefährlich seyn als Hung-tschun, weil er, wenn er von Norden herein käme, nicht bloß die Schwierigkeit des Ueberschreitens der Gränze zu besiegen hätte, sondern auch das ganze Königreich der Länge nach durchreisen müßte. Als unsere Unterhaltung beendigt war, gaben wir uns zum Zeichen des Lebewohls die Hand; sie schluchzten und große Thränen liefen über ihre Wangen; wir selbst kehrten nach der Stadt zurück und verschwanden unter der Menge.

„Der Markt von Pien-wen bot uns ein merkwürdiges Schauspiel. Die Verkäufer haben nicht das Recht ihre Waaren gleich nach ihrer Ankunft auszubreiten, sondern sie müssen das Signal abwarten. Sobald die Sonne die Mitte ihres Laufs zurückgelegt hat, zieht man eine Fahne auf und schlägt den Tamtam; dann stürzt sich eine ungeheure dichtgedrängte Masse auf den öffentlichen Platz, Koreaner, Chinesen, Tataren, alles ist untereinander gemengt, jeder spricht seine Sprache, man schreit zum Ohrenzerreißen, um sich verständlich zu machen, und so stark ist das Getöse dieser wogenden Menge, daß die Echos der benachbarten Berge das mißtönige Geschrei wiederhallen. Nur vier oder fünf Stunden werden zum Kauf und Verkauf gestattet, darum geben aber auch die stattfindende Bewegung, die Streitigkeiten, die ausgetheilten Faustschläge und der fast gewaltsam mit den Waffen ausgeübte Raub der Stadt Kien-Wen nicht das Ansehen eines Marktorts, sondern einer mit Sturm eroberten und der Plünderung überlieferten Stadt. Gegen Abend wird das Signal zur Rückkehr für die Fremden gegeben, man zieht sich in derselben Unordnung zurück, und die Soldaten treiben die Säumigen mit Lanzenstößen an. Wir hatten große Mühe uns aus dem Tumult zu retten, und erreichten eben Hung-tschun, als die koreanischen Boten nochmals auf uns zukamen; sie konnten sich nicht entschließen uns zu verlassen, sie wollten noch einmal sich mit uns unterhalten, uns ein letztes Lebewohl sagen. Mein Gefährte sprang vom Pferde, um noch einige freundliche Worte mit ihnen zu wechseln, ich machte ihm aber ein Zeichen wieder aufzusteigen, aus Furcht, die Soldaten, die uns umgaben, möchten in uns Leute wittern, die andere Interessen als die des Handels hätten; wir begnügten uns den Stolzengel der koreanischen Kirche, empfahlen uns dem Gebet seiner Märtyrer, setzten über den Mittang und kamen nach der Tatarei zurück.

„Bei unserer Rückkehr fanden wir den Weg sehr verändert. Der Fluß, auf dessen Eise wir vorher dahin geglitten waren, war jetzt eben im Aufgehen. Die von den Bergen herabströmenden Bäche schwellten seinen Lauf und rissen alle Baumstämme und ungeheure Eisblöcke wild durcheinander fort. Unaufhörlich kamen neue Reisende mit ihren Wagen an; ihr Geschrei, das Geheul der wilden Thiere, das sich in das Tosen des Wassers mischte, machte das Thal zu einem furchtbar großartigen Schauspiel. Niemand wagte sich in die gefahrvolle Strömung; jedes Jahr fallen hier viele Menschen unter dem Eise umkommen. Voll Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die uns hieher geleitet hatte, suchte ich eine Furt, und ging aufs andere Ufer hinüber. Mein Gefährte war vorsichtiger, er nahm einen Führer und machte einen langen Umweg. Wir hatten nur den Verlust eines einzigen Pferdes zu bedauern."

Alterthümer in Neugranada. Ein Hr. Acosta hat Hrn. Boussingault, und dieser der französischen geographischen Gesellschaft (s. Ann. des Voyages April) Nachricht von Alterthümern gegeben, die sich in Neugranada, in der Nähe von Leyva, in dem Kupferminendistrict Moniguira nördlich von Bogota finden. Man hat an 40 in den Boden versunkene Säulen von 2' im Durchmesser entdeckt; sie sind von Sandstein und haben Einschnitte, die wahrscheinlich dazu dienten, sie an den Ort, wo sie sich senkten, hinaufschleppen. Die Indianer nennen sie Bigas del Diablo, Teufelsballen. Es wäre merkwürdig, wenn auch in dieser Gegend ein Mittelpunkt alter indianischer Cultur zu Tage käme.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 139. 11. Junius 1847.

Schilderungen aus Brasilien.

(Nach Gardner's: Travels in Brazil.)

2. Wanderung in den Orgelbergen.

Nachdem ich meine Ausflüge in der Umgegend von Rio vollendet, rüstete ich mich zu einer Wanderung in die Orgelberge. Die Gipfel, welche diesen Namen erhielten, bilden einen Theil der Bergkette, welche in mannichfachen Richtungen sich verzweigen und von Bahia (unter 12° S. B.) bis St. Katharina (unter 29° S. B.) sich ausdehnen. Der Name entspringt aus einer fernen Aehnlichkeit mit den Pfeifen einer Orgel, indem die Gipfel einer über dem andern sich erheben. Ungefähr 10 Jahr vor meinem Besuch war eine Gesundheitsstation etwa in einer Höhe von 3000 Fuß über dem Meere eingerichtet worden, in einem schönen Thale hinter den höhern Gipfeln. Ein großer Landstrich hier gehört einem Engländer, Namens March, der einen Pachthof zur Zucht von Pferden und Maulthieren, so wie einen großen Garten anlegte, aus dem Rio mit europäischen Gemüsen versorgt wird. Auch wurde eine große Zahl kleiner Häuschen erbaut, wohin englische Familien, die sich zu Rio aufhalten, während der heißen Monate sich begeben. Auch in seinem eigenen Hause nimmt er solche Gäste auf, und selten fehlte es an Besuchen. Ein Drittheil des Weges kann man zu Wasser zurücklegen, den Rest auf Maulthieren, die Hr. March von seiner Hazenda hersendet.

Da Hr. March sich gerade in Rio befand, als ich mich zu dieser Reise rüstete, so brachen wir am 24 Dec. zusammen mit einigen Familien, welche die Christfeiertage in den Bergen zubringen wollten, auf. Wir erreichten bei frischem Seewind den Landungsplatz Piedade, der 20 englische Meilen entfernt liegt, in sogenannten Faluas, die mit sechs Ruderern bemannt sind, in etwa dritthalb Stunden; diese Ruderer sind kräftig gebaute Neger, die während des Rudernd den Tact vermittelst eines melancholischen Gesangs unterhalten. Der Tag war köstlich, die Sonne schien hell am klaren Himmel, und ein frischer Seewind kühlte die Luft. Wir kamen an der Ilha do Governador vorüber, der größten Insel in der Bay, die acht Meilen lang aber verhältnißmäßig sehr schmal und schwach bevölkert ist. Die schlammigen Ufer der Insel, so wie die der ganzen Bay, sind reich an Krabben jeder Größe und von allen Schattirungen von beinahe Schwarz bis zum glänzendsten Scharlach. Als ich einmal die Insel besuchte, sah ich innerhalb eines kleinen Raums etwa acht Arten; sie leben geselig und jede Art bildet eine besondere Colonie, sie graben sich unter dem Schatten und den Wurzeln der Mangelbäume und anderer, die schlammige Ufer lieben, in den feuchten Boden ein. Hier sah ich auch zum erstenmal das seltsame Phänomen von Bäumen, welche Austern tragen. Diese Thiere hängen sich, so lang sie jung sind, an den untern Theil der Stämme und der langen hängenden Wurzeln der Mangel- und ähnlicher Bäume. Diese Austern sind klein und nicht sehr wohlschmeckend, andere finden sich in der Bay von ungeheurer Größe, indem einige ihrer Muscheln einen Fuß messen. Am Eingang der Bay sind viele kleine Inseln, von denen einige bewohnt und gut angebaut sind, andere aber nichts als Felsenmassen darbieten, in deren Spalten einige verkrüppelte Stauden und groteske Cactus wachsen.

Zu Piedade erwarteten uns Maulthiere, und nach kurzem Aufenthalte setzten wir unsere Reise zu Lande fort. Zu Piedade, das nur aus einigen zerstreuten Häusern besteht, baute ein Brasilianer, Oberst Leite, einen großen Gasthof, da er eben damals auf eigene Kosten eine neue Straße über die Orgelberge anlegte, welche in diejenige, die von Porto de Estrella, einem andern Landungsplatze an dem Eingang der Bay, nach den Minendistricten führt, einmünden soll. Porto Estrella war bisher der gewöhnliche Hafen zwischen Rio und dem Innern, der Oberst hoffte aber, daß man seiner neuen Straße den Vorzug geben werde, da sie viel kürzer ist. Vier Jahre später, als ich die Gegend wieder besuchte, fand ich die Straße noch unvollendet. Der Weg von Piedade nach Magé, einer kleinen etwa zwei Stunden entfernten Stadt, führt durch eine flache, sandige, zum Theil auch sumpfige Ebene, die mit niedrigen Bäumen und schönen blühenden Stauden bedeckt ist. Die Hecken sind mit zahlreichen Kletterpflanzen bedeckt, darunter eine kleine südbrasilische Art Jasmin, die einzige, die ich bisher auf dem amerikanischen Continent in wildem Zustande gefunden hatte. An feuchten Orten war die Dichorizandra thyrsiflora mit ihren Schooßen ajurblauer Blumen nicht ungewöhnlich, während die sandigen Felder mit einer großen Cactusart bedeckt waren, worunter viele von der aloeartigen Fourcroya gigantea, die ihre Blüthenstängel zu einer Höhe von 30' bis 40' emporstrecken.

Die Stadt Magé liegt angenehm an den Ufern des Magéflusses, eines der vielen kleinen Flüsse, die in den Orgelbergen entspringen und in den obern Theil der Bay fallen. Sie hat eine artige Kirche und eine Menge wohlversehener Läden. Der Fluß ist etwa 8 Meilen von seiner Mündung für Kähne schiffbar, und eine bedeutende Menge Farinha de Mandioca (Cassava) wird von hier nach Rio verschifft. Die niedrige Lage und die benachbarten Sümpfe machen den Ort in gewissen Jahreszeiten ungesund; Wechselfieber sind hier gewöhnlich, und gehen häufig in andere noch bösartigere Fieber über. Von Magé nach

Digitized by Google

Frechal, wo wir die Nacht über blieben, ist es etwa 14 Meilen; der Weg ist noch eben, wendet sich aber um viele niedere Berge herum, deren Seiten mit Mandiocapflanzungen bedeckt sind. Wir trafen mehrere Maulthierzüge, die mit Producten aus dem Innern beladen waren; der Europäer, welcher an diese Transportart nicht gewöhnt ist, sieht mit Erstaunen die große Anzahl von Thieren, die man hier braucht, um fortzuschaffen, was eigentlich nur eine kleine Wagenladung wäre. Beladene Maulthiere gehen täglich von Rio, Piedade und Porto Estrella ab, um Wanderungen von 500 bis 2000 englischen Meilen zu machen; sie gehen selten über 12 bis 16 Meilen des Tages mit einer Ladung von 6 bis 8 Arrobas (150 bis 200 Pf.). Man schützt die Waaren durch trockene Ochsenhäute, die leicht darüber hingespannt sind, gegen das Wetter. Frechal ist ein kleines Dorf von wenigen zerstreuten Häusern, eine kleine Stunde am Fuße der Berge. Wir hielten über Nacht in einer Venda, in der ein großes, offenes Zimmer zur Unterkunft der Reisenden hergerichtet war; rund herum lief eine Anzahl Betten, so daß es wie ein Spital aussah. Hier erhielten wir noch ein sehr gutes Mahl, was an andern Orten zwischen Rio und den Minendistricten nicht mehr zu bekommen ist.

Am nächsten Morgen setzten wir mit Tagesanbruch die Reise fort nach Hr. Marchs Fazenda. Der Weg ist sehr schlecht, und an manchen Orten so steil, daß die Maulthiere nur mit Mühe hinaufklettern konnten. Für den, der das Reisen auf solchen Wegen, die mehr dem Bette eines Wildbachs als einer Straße für Lastthiere gleichen, nicht gewohnt ist, müssen manche Stellen ganz unganghar erscheinen, aber der sichere Schritt der Maulthiere über die schlimmsten Stellen belehrt ihn bald eines andern. Der ganze Weg führt durch Einen zusammenhängenden dichten Wald, von dessen Pracht sich der, welcher ihn nicht gesehen und nicht ins Innere eingedrungen ist, keine Vorstellung machen kann. Die Reste von Urwäldern, die noch immer in der Nähe der Hauptstadt stehen, scheinen einem neuen Ankömmling aus Europa groß, verschwinden aber völlig, wenn man sie mit der Riesenvegetation an den Abhängen der Orgelberge vergleicht. So viel ich beurtheilen konnte, bestanden die großen Waldbäume aus verschiedenen Arten von Palmen, Borbeer, Feigen, Bignonien, Solanum, Myrtaceen und Melastomaceen. In gemäßigten Klimaten bestehen solche Urwälder meist aus Bäumen, die in großer Zahl gleichartig neben einander wachsen, in tropischen Gegenden aber steht man selten zwei Bäume von Einer Art neben einander. Viele dieser Bäume sind von ungeheurer Größe, und ihre Stämme und Zweige sind bedeckt von Myriaden derjenigen Pflanzen, die man gewöhnlich Schmarotzer nennt, die es aber in Wirklichkeit nicht sind, da sie aus Orchideen, Bromeliaceen, Farren, Peperomien u. s. w. bestehen, welche ihre Nahrung aus der Feuchtigkeit der Rinde und dem erdigen Stoffe saugen, der sich aus dem verfaulten Moose bildet. Die Stämme vieler Bäume sind von Schlingpflanzen umwunden, deren Stämme oft dicker sind, als die umschlungenen Bäume selbst. Dieß ist namentlich der Fall mit einer Art wilder Feige, die bei den Brasilianern Cipo Matador heißt. Sie läuft an dem Baum hinauf, den sie gefaßt hat, und streckt etwa alle zehn Fuß nach jeder Seite eine dicke Ranke aus, welche den andern Stamm umwindet. Da beide Bäume an Größe wachsen, so wird endlich der Druck so groß, daß der schützende Stamm in der Umarmung erstirbt.

Es gibt noch eine andere Art wilden Feigenbaums, von außerordentlicher Höhe und Dicke, dem die englischen Einwohner den Namen des Stützpfeilerbaums gegeben haben wegen mehreren großen Platten, die von dem Stamm aus nach dem Boden laufen. Sie schlagen vom Stamm in einer Höhe von etwa zehn oder zwölf Fuß vom Boden aus, und nehmen allmählich an Breite zu, bis sie den Boden erreichen, wo sie sich mit den Wurzeln des Baums verbinden. An dem Boden sind diese Platten oft fünf Fuß breit, und dennoch nicht mehr als einige Zoll dick. Die verschiedenen Arten Laurus blühen schöne Bäume, sie blühen im April und Mai, in welcher Jahreszeit die Atmosphäre von dem reichen Duft ihrer kleinen weißen Blüthe erfüllt ist. Wenn die Frucht reif ist, bildet sie die Hauptnahrung der Jacutinga (Penelope Jac. Spix), eines schönen großen Jagdvogels. Die schönen großen Cassien haben ein merkwürdiges Aussehen, wenn sie in Blüthe sind, und da eine bedeutende Anzahl großer Bäume wie Lasiandra Fontaneſiana und andere vom Melastomageschlecht zu gleicher Zeit in Blüthe sind, so bilden dann die Wälder durch die Anzahl dieser Blüthen fast eine einzige Masse von Gelb und Purpurroth. Unter diesen erheben sich die blaßrothen Blüthen der Chorisia speciosa, eine Art Seidenbaumwollenbaums. Dieser ist gleichfalls groß, hat einen mit starken Stacheln bedeckten, fünf bis acht Fuß im Durchmesser haltenden Stamm, der bis zu einer Höhe von 30 bis 40 Fuß keine Zweige hat. Weiter oben bilden diese Zweige einen halbkugligen Gipfel, der mit seinen Tausenden schöner, großer, rosenfarbiger Blumen unter den ihn umgebenden Massen von Grün, Gelb und Purpur einen ungemeinen Eindruck macht.

Viele dieser großen Stämme stützen zahlreiche Arten von Kletter- und Schlingpflanzen, die zu den Bignoniaceen, Compositen, Apocyneen und Leguminosen gehören, deren Stämme oft ein eigenthümliches Aussehen annehmen. Mehrere derselben sind oft zusammengedreht und hängen starken Stricken gleich von den Baumzweigen herab, andere sind flach und zusammengedrückt, wie Gürtel, und nicht über einen Zoll dick. Zwei der schönsten dieser Kletterpflanzen sind die schöne große Solandra grandiflora, mit trompetenförmigen Blüthen, die unter den größten Bäumen des Waldes verbreitet ihnen ein prächtiges Ansehen gibt, und eine glänzende Art Fuchsia (F. integrifolia Cambess.)[1] die sehr gewöhnlich ist, sich an alle Arten von Bäumen hängt, oft eine Höhe von 60 bis 100 Fuß erreicht, und dann in den schönsten Festons herunterhängt.

Am Fuße der Berge besteht das Unterholz hauptsächlich aus Stauden, die der Ordnung von Melastomaceä, Myrtaceä, Compositen, Solanaceä und Rubiaceä angehören, unter denen auch viele große Arten von Farren und Palmen sich finden. Um die Mitte sind Palmen und Baumfarren häufig, von welchen letztere einige eine Höhe von 40 Fuß erreichen. Diese Bäume sind allen andern Waldbewohnern so unähnlich, so seltsam in ihrem Aussehen und doch so zierlich, daß sie stets meine Aufmerksamkeit mehr als alle andern, selbst die Palmen nicht ausgenommen, auf sich zogen. In einer Höhe von 2000 Fuß zeigt sich eine große Bambusart (Bambusa Tagoara Mart.) Die Stängel dieses riesenhaften Rohrs haben oft 18 Zoll im Umfang, und erreichen eine Höhe von 50 bis 100 Fuß. Indeß wachsen sie nicht völlig gerade, denn ihre Gipfel bilden einen zierlichen Bogen abwärts. Auf der ganzen Strecke war der Weg besetzt mit den schönsten grasartigen Pflanzen und zierlichen Farren.

Wir erreichten Hr. Marchs Fazenda früh am Vormittage; sein Landgut umfaßt über vier Quadratlegnas und ist größten-

[1] Identisch mit F. affinis, pyrifolia und radicans, wie sie von mehreren genannt wird.

Digitized by Google

theils noch mit Urwald bedeckt; der gelichtete Theil besteht aus Weideland und mehrern kleinen Fazendas zum Anbau von Mais, Bohnen und Kartoffeln; die beiden ersten liefern reichliche Ernten, die letzten aber sind weder so reichlich, noch so gut wie in Europa. Hr. March hat neben seinem Hause einen großen Garten, unter Leitung eines französischen Gärtners, in welchem fast alle europäischen Früchte und Gemüse ziemlich gut gedeihen. Pfirsiche, Oliven, Feigen, Trauben, Aepfel, Quitten, Birnen, Orangen und Bananen kann man neben einander wachsen sehen, und alle mit Ausnahme der beiden letztern tragen reichliche Frucht. Auch die beiden letztern tragen, aber die Kälte läßt die Frucht selten vollkommen reifen. Die Erdbeere gibt wenig, die Stachelbeere gar keine Frucht; Aepfel sind so geschmacklos, wie die in England, aber Pfirsiche sind schlecht, und man gibt sie scheffelweise den Schweinen. Blumenkohl, Kohl, Spargeln, Artischoken, Steckrüben, gelbe Rüben, Erbsen, Zwiebel ꝛc. gedeihen gut und werden wöchentlich nach der Stadt gesendet. Der fruchtbarste Theil des Landguts ist ein breites Thal, in das sich mehrere kleine Thäler einmünden, die alle gut bewässert sind.

In dieser Höhe ist das Klima viel kühler als zu Rio, der Thermometer fällt im Monat Mai und Junius vor Sonnenaufgang manchmal auf den Gefrierpunkt, und ich habe selbst am 26 Mai um 8 Uhr Morgens 39° F. (+ 3° R.) gefunden. Die heiße Jahreszeit ist auch die Zeit der Regen, und heftige Gewitter kommen im Januar und Februar fast täglich vor; sie treten mit großer Regelmäßigkeit um 4 Uhr Nachmittags ein, und lassen, wenn sie vorüber sind, einen köstlich kühlen Abend zurück. Gleich den Bergen um Rio besteht das ganze Orgelgebirge aus Granit. Der Alluvialboden ist sehr tief und reich in den Thälern, und unter demselben liegt derselbe rothe eisenschüssige Thon, der um Rio fast gewöhnlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über Polen.

(Schluß.)

Abgesehen von diesen allgemeinen Verhältnissen, welche man die auswärtigen Verhältnisse Polens nennen könnte, steht es im Innern trüb genug aus. Zwar werden alle mögliche Mittel aufgeboten, um das Land fast hermetisch zu sperren, und keine Nachrichten über die innern Zustände nach außen gelangen zu lassen, aber alle diese Bemühungen können nur einen sehr mäßigen Erfolg haben, denn man erhält zwar über einzelne Thatsachen keine genauere Aufklärung, aber über den Zustand im Ganzen kann wohl kaum ein Zweifel seyn, und wo andere Nachrichten fehlen, helfen die officiellen Maaßnahmen selbst die Lücke ausfüllen. Mit dem Ende des vorigen Jahrs geht wiederholt das Gerücht, Polen solle definitiv dem Kaiserstaate einverleibt werden; das hat sich bis jetzt nicht bestätigt, aber zu läugnen ist nicht daß alle Vorbereitungen dazu getroffen werden: das aus dem Jahr 1818 datirende Strafgesetzbuch des Königreichs Polen soll umgearbeitet, und mit dem des Kaiserreichs möglichst in Uebereinstimmung gebracht werden; vom 1 Mai dieses Jahrs an sollte kein polnisches Geld mehr in den Cassen angenommen werden, und bedeutende Summen wurden, wie man behauptet, ins Ausland geschickt, um sich dessen zu entledigen. Andere Schritte scheinen noch entschiedener darauf berechnet, Polen zu schwächen, denn es wurden ungewöhnlich harte Recrutirungen ausgeschrieben, die, wenn sie fortgesetzt werden, das Land an kriegsfähiger Mannschaft erschöpfen müssen, gegen den Adel aber, den man nach den Reichsgesetzen nicht zum Kriegsdienst ausheben kann, wurde eine Maaßregel verfügt, die, ihre Veranlassung mag seyn welche sie will, für den letztern in hohem Grade verderblich werden muß; die Bank kündigt nämlich den größten Theil der auf Gütern liegenden Capitalien auf, deren anderweitige Herbeischaffung bei den herrschenden Creditverhältnissen schwer, wo nicht unmöglich seyn dürfte, so daß Zwangsverkäufe an die Tagordnung kämen, in welchem Fall gewiß nicht wieder Polen die Käufer wären. Daß zu gleicher Zeit die Nachwehen der vorjährigen Unruhen nicht ausbleiben, kann man sich leicht vorstellen; die Verschwörung, welche in Preußisch- und Oesterreichisch-Polen einen so bedeutenden Umfang genommen hatte, konnte in dem zwischenliegenden Russisch-Polen unmöglich ohne zahlreiche Verbindungen gewesen seyn, und wenn es hier gleich zu keinem größern offenkundigen Ausbruch kam, so konnte es doch nicht fehlen, daß die russische Regierung den Fäden nachforschte, und daß mancher nach Warschau in das Gefängniß wanderte; an Nachrichten darüber mangelte es denn auch keineswegs, so wenig als an Auslieferungen von preußischer Seite, die, so sehr sie auch vertragsmäßig seyn mochten, doch auf die öffentliche Stimmung einen sehr nachtheiligen Eindruck machten.

Faßt man alles dieß zusammen, so ist das Endergebniß kurz, daß die russische Regierung mit eiserner Faust jede Regung der Unbotmäßigkeit niederhält, und zugleich aus dem Lande an Geld und Menschen so viel wie möglich zu ziehen sucht. Ob es vollends auch dem Namen nach mit Rußland vereinigt wird, oder ob man, wie jetzt wiederum die Sage geht, einen polnischen Vicekönig ernennen wird, ändert an dem Stand der Sache selbst nicht das Geringste, denn das System wird dasselbe bleiben. Bemerkenswerth ist dabei nur Eins: bisher hatte es Rußland fast nur mit dem Adel — freilich in Polen ein sehr weiter Begriff — zu thun, jetzt aber treten auch die Bauern auf den Schauplatz. Die starken russischen Truppenmärsche nach Polen sind zwar mannichfach in Abrede gestellt worden, selbst halb offeriell,[1] unterliegen aber doch wohl, nach den vielfach zusammentreffenden Berichten, keinem gegründeten Zweifel, und wenn sie gleich nicht die Ausdehnung gehabt haben, von der man häufig fabelte, so ist doch die Thatsache an und für sich zu leicht aus den Umständen erklärlich. Galizien war noch immer nicht vollkommen beruhigt, eine Thatsache, die nach der fruchtbaren Aufregung des vorigen Jahrs niemand überraschen kann. Ein Theil des Landes litt durch Mißwachs, ein anderer durch die Nichtbestellung der Felder. Die Bauern, unter denen sich viele ehemalige Soldaten befanden, glaubten durch die Unterstützung, die sie der Regierung geleistet, zu einer Belohnung berechtigt zu seyn, und erwarteten nichts geringeres als eine gänzliche Abschaffung der Frohnen. Diese konnte die Regierung nicht gewähren, einerseits, weil ein großer Theil des Adels dadurch außer Stand gesetzt wurde seine Güter anzubauen, anderseits wegen des Beispiels für die Nachbarprovinzen

[1] In der Gazeta warszawska, nicht in der Gazeta rzadowa, der eigentlichen Regierungszeitung, demnach ist diese Berichtigung, die natürlich nicht ohne Vorwissen und Gutheißung der russischen Regierung statt finden konnte, sehr auffallend, da man seit geraumer Zeit, namentlich in Polen, die Berichtigung selbst ganz entschieden falscher Angaben fremder Blätter eingestellt hat; daß man in dem betreffenden Fall von dieser Regel abging, zeigt nur, wie unangenehm es war, diese Nachricht, die indeß durch alle fremden Blätter lief, so verbreitet zu sehen.

Digitized by Google

gen, die russischen nicht minder als die eigenen.[2] Das Robotablösungsgesetz zeigte sich für Galizien ziemlich unausführbar, ein Theil des Adels scheint die Regierung um Aufrechthaltung der Roboten bestürmt zu haben, während ein anderer die gänzliche Abschaffung derselben verlangte, da er auf anderem Wege kein Heil und keine Sicherheit für sich sah. Mangel und Noth steigerten diese schlimme Lage, und in einzelnen Districten sollen die Bauern die Roboten fortdauernd geweigert, halb als Bettler, halb als Räuber im Lande herumgezogen und mehrmals mit der neu errichteten Gendarmerie handgemein geworden seyn.

So vereinzelt auch solche Erscheinungen stehen mögen, so zeigen sie doch zur Genüge, daß die Beruhigung des Landes noch nicht vollbracht ist, und daß wohl mehrere Jahre noch darüber hingehen werden, ehe die Ruhe vollkommen zurückkehrt. Auch der Verschwörungsproceß verschlimmert die Sache und erhält die Aufregung der Gemüther. Zwar ist in Krakau eine theilweise Amnestie verkündet worden, aber der eigentliche Proceß soll zu einem Knäuel anwachsen, der sich gar nicht entwirren lasse. Man mag von der vorjährigen Verschwörung halten was man will, so hatte sie jedenfalls ihren Grund in dem Hasse der Fremdherrschaft. Wenige mögen vielleicht eigentlich thätig gewesen seyn, darum gewußt hatte wohl die große Mehrzahl, wie will man aber den Maßstab ausfindig machen, um die Strafbarkeit eines Beginnens zu ermessen, dessen erste Beweggründe selbst bei denen, gegen welche die Verschwörung gerichtet war, einen Entschuldigungsgrund finden? Es bleibt fast kein Ausweg als ein Gnadenact, aber wie soll man diesen Gnadenact in der billigen Ausdehnung angedeihen lassen, so lange Rußland jede auch die geringste Unbotmäßigkeit mit so furchtbarer Strenge ahndet. Der Gnadenact selbst ist eine Anklage gegen den Bundesgenossen, der nicht ohne Grund darauf hinweist, daß alle bisherigen Gnadenacte nichts gefruchtet, sondern immer noch umfassendere Verschwörungen herbeigeführt hätten. Das läßt sich nicht wohl läugnen, aber es ist nur das unglückliche Verhängniß, welches dem alten Unrecht der Theilung wie sein Schatten folgt. Liegt hierin keine Aufforderung, von dem bisherigen Weg abzugehen? Es bleibt durchaus nichts übrig, als die rohe Gewalt oder eine Milde, welche die Gemüther versöhnt. Oesterreich und Preußen sind durch ihre theuersten Interessen angezeordert, diese Milde eintreten zu lassen, auch auf die Gefahr hin mit Rußland in Conflict zu gerathen; denn der humane Geist unserer Zeit und unseres Landes macht es beiden Regierungen geradezu unmöglich — selbst wenn sie, was doch gewiß nicht der Fall ist, es thun wollten — die volle Strenge, wie es Rußland thut, in der Behandlung der Verschworenen eintreten zu lassen.

Oesterreich und Preußen haben dem Drängen Rußlands nachgegeben, sie haben den letzten schwachen Rest des ehemaligen Polens von der Karte vertilgt, aber sie haben die polnische Nation noch nicht ausgetilgt, und die polnische Frage kehrt immer und unter den mannichfachsten Formen wieder, ja man kann bis zu einem gewissen Punkte behaupten, gegenwärtig gebe es gar keine wichtigere Frage in Europa. Man mag diese Behauptung für übertrieben ansehen, untersucht man sie aber näher, so wird man finden, daß sie nur allzu begründet ist, und daß sich die allerernstesten innern und äußern Zerwürfnisse daran knüpfen.

[2] In Littbauen sollen sich die Bauern zusammengerottet und 13 Edelleute erschlagen haben; das Feuer glimmt sichtlich unter der Asche, und darum ist die russische Regierung so vorsichtig und streng; im Februar soll eine Angahl galizischer Bauern über die Weichsel gegangen, aber von den dort aufgestellten russischen Truppen überfallen, und 20, deren man habhaft wurde, alsbald aufgeknüpft worden seyn.

Begräbnißceremonien der Marquesas-Insulaner.

(Nach den Mittheilungen eines französischen Missionärs. Annal. des Voyages. April.)

Während meines Aufenthalts auf der Insel Tahuata hatte der alte König derselben. Am Tage nach seinem Tode brachte man die Leiche in die Hütte der Königin, welche ihn 30 Tage lang behält, und mit den Nägeln die Haut abnimmt, in dem Maaße als sie sich loslöst. Ich fragte sie um die Ursache dieser seltsamen Ceremonie, und sie erwiederte mir, dieß geschehe, um die Tätowirung zu entfernen, weil der Körper ihres Gemahls fleckenlos seyn müsse, damit ihm die Göttin Upü gestatte in ihrem Lande zu leben und sich in ihrem See zu baden. Die Insulaner glauben, daß die Seelen aller derer, die im Archipel sterben, sich auf dem Gipfel eines hohen Berges, Mamena Kinkin versammeln. Wenn eine große Anzahl hier beisammen ist, so öffnet sich das Meer und sie sinken hinab in ein glückliches Land, das mit allen Arten köstlicher Früchte bepflanzt und durch die stets ruhigen Gewässer eines azurblauen Sees verschönert ist. Dieß Eden steht unter der Göttin Upü, die nur denjenigen, welche in ihrem Leben viele Menschen zu ihrem Dienste gehabt, viele Schweine (das Lieblingsmahl der Insulaner) besessen haben, und nicht beobacht gewesen sind, hier zu wohnen, von den köstlichen Früchten zu essen, und sich in dem schönen See zu baden gestattet. Auch scheint es, daß sie, um zugelassen zu werden, keine Spur von Tätowirung tragen dürfen. Die Sklaven und die Armen gehen in ein düsteres Land, das nie von der Sonne beleuchtet ist, und wo sie nur schlammiges Wasser finden. Alle diese Seelen kehren, wenn sie eine Zeitlang an dem einen oder andern Orte sich aufgehalten haben, wieder zurück, um andere Körper zu beleben. Es ist Sitte, daß einige Tage vor dem Leichenbegängniß eines Häuptlings alle Frauen sich in der Nähe der Hütte versammeln, um seinen Tod zu bejammern; diese Trauer ist stets von zügellosen Ausschweifungen begleitet, und ich bewog deßhalb den Sohn des Königs, wiewohl nicht ohne Mühe, diese Sitte wenigstens für diesmal abzustellen.

Miscellen.

Die Bemannung der russischen Kauffahrteiflotte. Das Journal le Commerce vom 1 Junius erwähnt eines russischen Ukases über die Bemannung der Schiffe, der von besonderem Interesse ist. Die zum Jahr 1851 sollen die russischen Schiffe, welche aus dem baltischen und weißen Meere absegeln, ihre Capitäne, ihre Steuermänner und drei Viertheile der Mannschaft aus fremden Nationen nehmen dürfen. (Man sieht danach Schweden, Norweger, Dänen und Deutsche in den russischen Seedienst zu ziehen, denn auf andere kann es nicht abgesehen seyn). Gleiche Berechtigung wird auch den Fahrzeugen welche aus dem schwarzen und asowischen Meere abfahren, bis zum Jahr 1849 ertheilt. Diese Verordnung muß einen großen Theil der griechischen Schiffe, denen der Handel durch die türkischen Verordnungen erschwert ist, in russische umwandeln.

Eishandel in Indien und dem Archipel. Bekanntlich hat seit einigen Jahren die Einfuhr von Eis in Indien begonnen, und da die ersten Unternehmungen glücklich ausfielen, so dehnte sich der Handel bald aus, und hat sich jetzt auch über den Archipel und nach Java verbreitet. Er wird bekanntlich von den Nordamerikanern getrieben und ist jetzt von einer solchen überwiegenden Wichtigkeit geworden, daß ein einziges Haus in Boston in Einem Jahr 101 Schiff mit Eis nach Asien schickte. (Voleur. 30 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 140. 12 Junius 1847.

Lissabon.

(Nach Th. Pavie: Revue des deux mondes. 15 Mai.)

Die Natur scheint, indem sie an der Mündung des Tajo eine mächtige tiefe Rhede ausgrub, hier die Stelle einer großen Seestadt bezeichnet zu haben. Da wo der Tajo zwischen hohen Hügeln eingeengt ist, der alten Citadelle, Torre Velha, gegenüber erhebt sich der Thurm von Belem, der die Gränze des Ankerplatzes für die Schiffe bezeichnet; eingeengt zwischen den dürren Hügeln und dem Tajo sollte die große Stadt sich ausdehnen in der Richtung des Stroms und dem Meere entgegen ziehen. Der Boden ward Schritt für Schritt den Mauren abgenommen durch christliche Ritter; Lissabon erfüllte sein doppeltes Geschick, es wurde handeltreibend, wie Genua, und kriegerisch, wie Venedig, dem es den Handel des Orients entriß. Aber alles ist jetzt in Verfall. Das berühmte Arsenal, der Nebenbuhler dessen von Carthagena und Cadix, ist nur noch eine Caserne, wo man von Zeit zu Zeit Revolutionen vorbereitet, und wird mit jedem Tag ärmer. Man scheint es aufzugeben zu haben, Schiffe zu bauen oder wieder auszubessern, denn man hat das Bassin sich mit Schlamm füllen lassen. Keine Vorsichtsmaaßregel wurde angewandt, um zu verhindern, daß der vom Tajo herabgeführte Schlamm sich an den Ufern, ja selbst auf den Kais aufhäufe. Dem Staat fehlt es an Geld; die strengste Sparsamkeit wäre nöthig, um die Ordnung in den Finanzen herzustellen, und doch steht man von den Treppen der auf dem großen Platze vereinigten Ministerien ganze Bataillone von Angestellten herunterkommen. Sonst häuften fünfhundert Schiffe im Hafen die Waaren in dem mächtigen Zollhaus auf, wo das Aus- und Einführen derselben rasch von Statten ging, jetzt liegen in dem Zollhaus nur wenige Waaren, die man den Fingern der Zollbeamten nur nach tausend Schwierigkeiten entreißt.

Trotz dieses Herunterkommens hat Lissabon den Geschmack an Paraden und lärmenden Demonstrationen bewahrt, als ob es sich über seine gegenwärtige Lage betäuben wollte. Die Kanonen donnern ohne Unterlaß am Tajo und von den Forts, bald um die Geburt oder das Namensfest einer königlichen Person zu feiern, bald um eine Leichenfeierlichkeit anzukündigen ꝛc. Solche Ehrenbezeugungen werden hier verschwendet, weniger aus Servilismus, als aus Vaterlandsliebe, denn das Königthum ist für die ächten Portugiesen das Palladium, welches das Land vor dem Unglück bewahrt, eine spanische Provinz oder eine englische Colonie zu werden, es ist mit Einem Wort das Symbol der Nationalität selbst. Alles, was dem Thron naht, was von ihm ausgeht, hat in den Augen der Lissaboner etwas Großes. Die Könige von Portugal fühlten in ihren oft großartigen Unternehmungen das Bedürfniß sich auf das Volk zu stützen, dessen Ergebenheit ihnen auch nie fehlte, und das Volk, gewohnt Herrschern zu gehorchen, die auf den Glanz der Krone und den Ruhm der Nation eifersüchtig waren, vertraute dem königlichen Willen ohne Rückhalt. Durch die Macht der Umstände bewahrte so das absolute Königthum etwas Väterliches, es war nie sehr tyrannisch, und so sehen wir auch eine Reihe von Regierungen, welche durch keinen Bauern- und keinen Adelsaufstand, so wie durch keinen Krieg der Comuneros beunruhigt waren. Die Könige von Portugal hatten nie eine Schweizergarde, und noch jetzt versehen die kleinen Kaufleute der Hauptstadt, im Costüm von Hallebardiers, abwechselnd den innern Dienst im Palast.

Auch der portugiesische Adel bildet noch eine abgesonderte, mächtige Classe, die weder ihre Privilegien noch ihren Einfluß verloren hat; die Mittelclasse hat noch nicht Zeit gehabt, sich hoch genug zu erheben, um den Glanz der großen Namen der portugiesischen Geschichte zu verdrängen. Unter den Bürgerkriegen, Factionen und Provinzialaufständen kann auch die reiche Erinnerung der Vergangenheit ihren Eindruck auf die Gemüther nicht verlieren. Die unabhängigen Köpfe, welche weder nach der Hofgunst jagen, noch nach der gefährlichen Ehre eine Bande Populares zu befehligen, halten sich zur Seite und erwarten unter Studien die Zeit, wo sie sich werden Gehör verschaffen können. Die Fidalgos zeigen sich auf dem großen Platze, der die wichtigsten Staatsgebäude in sich schließt, und als Spaziergang dient, in großer Anzahl; in der Gold- und Silberstraße, die freilich ihren prächtigen Namen jetzt schlecht entsprechen, steht man andere Classen in größerer Menge; außerhalb der Kaufmannsquartiere, die sehr beschränkt sind, findet man nur noch Straßen ohne Ausgang, Vorstädte, die sich an den Hügeln hinauf verlieren, fast leblose Quartiere, die von Weingärten und Olivenpflanzungen umgeben sind. In diesen traurigen Straßen, welche Entblößung, welches Elend! Der arme Spanier ist noch stolz und glücklich auf seine Weise, der Zigeuner von Granada singt und tanzt in den Grotten, die er sich in dem Felsen von Albayzin ausgegraben hat, und wohin ihm die Polizei nicht zu folgen wagt, aber der Arme von Lissabon hat sich in sein Loos ergeben. Was soll er auch thun in einer Stadt, wo die Arbeit fehlt? Seine zahlreiche Familie wächst auf in tiefster Unwissenheit und Trägheit, der Bettel ist für sie ein Gewerbe. Allenthalben stößt man auf Bettler. Diese durch das Elend entartete Bevölkerung hat gar keinen Typus mehr; es ist eine Bastardrace, die sich in Folge der Eroberung mit den niedrigen Racen von vier

Digitized by Google

Welttheilen gemischt hat, und die Gesundheitszustände dieser verlassenen Menschen haben eine entsprechende Veränderung erfahren. Man muß nach der malabarischen Küste, nach Angola und Peru gehen, um den Keim der schrecklichen Entstellungen und der monströsen Krankheiten, welche der Bettler von Lissabon vor den Augen ausbreitet, aufzufinden. Bemerkenswerth ist, daß die hier ziemlich zahlreichen Neger meistens ihre Arme wohl zu verwenden wissen; Söhne von Sklaven, nach Europa versetzt unter ein Volk, das sie durch sein Beispiel in der Trägheit erhalten konnte, haben gerade für den ihrer Race eigenthümlichen Abscheu vor der Arbeit verloren.

Schilderungen aus Brasilien.

2. Wanderung in den Orgelbergen.

(Fortsetzung.)

Da es Christtag war, und somit ein großer Festtag, fanden wir sämmtliche Sklaven der Pflanzung, etwa hundert an der Zahl, im Hof vor dem Hause tanzen, alle in neuen Kleidern, die man ihnen den Tag zuvor gesendet hatte. Am Abend wurde eine Abtheilung derselben, welche sich am besten aufgeführt hatten, meistens Creolen, in die Veranda des Hauses zugelassen, wo ich gute Gelegenheit hatte, ihre Tänze zu sehen, von denen einige nicht sehr anständig waren. Einer der besten war eine Art dramatischen Tanzes, wo folgende Scene dargestellt wurde. An der Thüre eines Pfarrhauses beginnt ein junger Bursche zu tanzen und auf der Viola, einer Art Guitarre, zu spielen. Der Padre hört den Lärm und schickt einen seiner Diener hinaus, um nach der Ursache zu fragen, dieser findet den Musiker nach seinem eigenen Spiel tanzen, und sagte ihm sein Herr habe ihn gesendet, um ihn zu fragen, weßhalb er so gestört werde. Der Musiker sagte ihm, er mache gar keine Störung, sondern versuche nur einen neuen Tanz aus Bahia, von dem er Tags zuvor im Diario gelesen. Der Diener fragt, ob es ein guter Tanz sey. „Oh, sehr gut," erwiedert der andere, „wollt Ihr es nicht versuchen?" Der Diener klatscht in die Hände, ruft „der Padre mag schlafen" und schließt sich dem Tanze an. Dasselbe wiederholt sich, bis des Padre's Diener alle, Männer, Weiber und Kinder, etwa 20 an der Zahl, vor dem Hause tanzen. Endlich kommt der angebliche Padre selbst voller Zorn aus dem Hause in einem weiten Poncho als Ueberrock, einem breitrandigen schwarzen Strohhut und einer Maske mit einem langen Bart. Er fragt nach der Ursache des Lärms, der ihn, wie er sagt, hindert, seine Mahlzeit in Ruhe zu genießen. Der Musiker erzählt ihm dieselbe Geschichte, wie dem Diener, und überredet ihn endlich gleichfalls am Tanze Theil zu nehmen. Er tanzt so eifrig als die andern, ersteht aber die Gelegenheit, nimmt eine Peitsche, die er unter den Poncho versteckt hat, heraus, peitscht alles fort, und damit endet die Vorstellung. Auf dieser Pflanzung werden die Sklaven strenger in Zucht gehalten, als auf andern von gleicher Größe, die ich sah, dagegen werden ihre Bedürfnisse auch sorgfältig und freundlich befriedigt. Es ist ein Spital für die Kranken da, und der Aufseher hat große Erfahrung in den Krankheiten, denen die Neger unterworfen sind.

Obgleich es nicht so viele Arten giftiger Schlangen in Brasilien gibt, als selbst die Einwohner glauben, so sind doch namentlich bei den Sklaven, die auf Pflanzungen arbeiten, Schlangenbisse häufig. Auf allen meinen Wanderungen in Brasilien traf ich nicht ein Halbdutzend Arten, die der näherer Untersuchung Giftzähne hatten. Einige dieser Arten sind indeß sehr zahlreich. In der Provinz Rio und in den südlichen Provinzen überhaupt ist die Jararaca (Bothrops Neuwiedii Spix) eine der Klapperschlange nahe verwandte Gattung, sehr gewöhnlich. Vollkommen ausgewachsen ist sie etwa 6 Fuß lang. Man trifft sie häufig auf Pflanzungen, und an buschigen, grasreichen Plätzen am Saum der Wälder ist sie nicht selten, kaum je aber in den dichten Wäldern zu finden. Die in den mittlern und nördlichen Provinzen am häufigsten vorkommende Schlange ist eine ächte Klapperschlange (Cascavel), aber wahrscheinlich eine von der nordamerikanischen verschiedene Art. Am Tag vor meiner Ankunft bei Hrn. March war eine seiner Sklavinnen, etwa 32 Jahre alt und die Mutter von vier Kindern, beim Unkrautausraufen zwischen dem Mais, etwa drei Stunden vom Hause, von einer Jararaca zwischen dem Vorfinger und Daumen der rechten Hand gebissen worden. Der Vorfall ereignete sich um 8 Uhr Morgens, man entließ sie sogleich von der Arbeit, sie kam aber nicht mehr nach Hause, sondern blieb halbwegs vor Erschöpfung und Schmerz liegen. Sie sagte nachher, sie hätte einen unmäßigen Durst gefühlt. Einige Sklaven, die zufällig in der Nähe waren, machten bei dem Aufseher der Pflanzung sogleich die Anzeige. Als dieser ankam, fand er den Arm bis an die Schulter, unterhalb deren er einen starken Verband anlegte, geschwollen. Aus einer benachbarten Hütte erhielt er etwas Hirschhorn, von dem er ein wenig auf die Stelle des Bisses legte und ihr einen Theelöffel voll in Wasser zu schlucken gab. Da sie ein heftiges Fieber hatte, zapfte er ihr ein Pfund Blut ab, so daß sie fast in Ohnmacht sank. Man schaffte sie nach der Fazenda, gab ihr zwei Gran Calomel und etwa eine Stunde nachher eine große Dosis Castoröl. Als ich sie am folgenden Tage sah, klagte sie noch über heftige Schmerzen in der Hand und im Arm, und man machte ihr deßhalb einen Umschlag von geflossenem Leinsamen. Da der Puls 130 und sehr voll war, zapfte man ihr, dießmal aus dem andern Arm, noch ein Pfund Blut ab. Am nächsten Tage zeigten sich eine Menge kleiner Bläschen auf dem Rücken der Hand und etwas über dem Gelenk, die, wenn man sie öffnete, eine wässerige Flüssigkeit entluden. Die nächsten zwei Tage litt sie fortdauernd große Schmerzen, zu deren Erleichterung fortwährend Umschläge gemacht wurden. Mehr Bläschen bildeten sich, und die Haut begann in der Nähe des Bisses sich abzulösen. Am Morgen des 29. d. h. am vierten Tage nach dem Biß, klagte sie als man den Verband abnahm, über gar keinen Schmerz in der Hand, und bei näherer Untersuchung fand sich, daß der Brand aufgesetzt hatte und alles unterhalb dem Gelenk abgestorben war. An dem Arme zeigten sich deutliche Spuren, daß der Brand sich ausbreitete, und als ich in den noch lebendigen Theil des Arms oberhalb dem Gelenk einen Einschnitt machte, floß eine bedeutende Menge stinkender weißlicher Materie heraus; wenn man den Arm zwischen dem Finger und Daumen drückte, bemerkte man ein Zischen der Luft, die sich zwischen der Deckhaut gebildet hatte. Sie war jetzt sehr schwach, der Puls 136, klein und schwächlich, und die Kranke schien schnell dem Tode entgegen zu gehen. Amputation war jetzt das einzige, was sie retten konnte, und ich nahm deßhalb den Arm kurz unterhalb der Schulter ab. Nach vierzehn Tagen war der Stumpen fast geheilt und sie konnte im Zimmer herumgehen; vier Jahre später sah ich sie wieder, und ihr allgemeiner Gesundheitszustand hatte nicht im mindesten gelitten, sie war aber ausnehmend reizbar und launig geworden.

Weder die Eingebornen, noch die andern Brasilianer haben irgend ein Mittel gegen Schlangenbisse, in welches sie völligen

Digitized by Google

Glauben setzen. Dieß ersah ich daraus, daß sie mich häufig um Arzeneien angingen, wenn ihre Hülfsmittel völlig erschöpft waren. Wenn ein Fall dieser Art eintritt, wird der Patient, namentlich im Innern, einer Classe Leute zur Obhut übergeben, die man Curadores nennt, und welche ihre Heilmittel mit manchen geheimnißvollen Ceremonien anwenden. Das erste, was der Curador thut, ist die Wunde auszusaugen, was ich, wenn es sogleich geschieht, nach dem Ausschneiden und Cauterisiren für das beste halte. Dann wird der Kranke in ein dunkles Zimmer gebracht und dafür gesorgt, daß er keinem Luftzug ausgesetzt ist. Für eins der wirksamsten Mittel halten sie die in Minas und in andern innern Provinzen wohl bekannte schwarze Wurzel (raiz preto) und die Schlangenwurzel (raiz de Cobra). Es ist dieß die Wurzel einer gewöhnlichen Staude, die jetzt den Botanikern unter dem Namen Chiococca anguifuga bekannt ist, sie hat einen stechenden unangenehmen Geschmack, nicht unähnlich dem gewöhnlichen Baldrian. Ein Absud davon wird zu trinken gegeben, und Umschläge auf die Wunde gelegt. Die schwarze Wurzel wirkt als ein heftiges Brech- und Abführmittel, und bewirkt auch starken Schweiß. Das letztere sieht man als ein günstiges Zeichen für die Wiederherstellung des Kranken an. Außer dieser Pflanze brauchen sie noch viele andere. Schlangen haben gewöhnlich einen unangenehmen moschusartigen Geruch, und es ist eine herrschende Meinung unter dem Volke, daß eine jede Pflanze, die einen ähnlichen Geruch habe, ein gutes Heilmittel gegen den Schlangenbiß seyn müsse.

In der Provinz Pernambuco fand ich, daß sie als ein sehr gewöhnliches Heilmittel, dem Kranken Rum zu trinken geben, bis zur Trunkenheit, und dieß soll häufig helfen. Das außerordentlichste Heilmittel wurde mir aber von einem Zagendeiro mitgetheilt, der mich auf meiner Rückkehr aus den Bergen nach Rio begleitete. Nur drei Tage, ehe er sein Landgut verließ, war einer seiner Ochsen am Bein von einer Jararaca gebissen worden, da man aber sogleich das Gegenmittel applicirte, so wurde der Ochse, noch ehe der Zagendeiro abreiste, so gesund wie die andern. Dieß Hülfsmittel besteht aus dem bekannten lateinischen Akrostichon oder den Zauberworten, wie er es nannte:

S.	A.	T.	O.	R.
A.	R.	E.	P.	O.
T.	E.	N.	E.	T.
O.	P.	E.	R.	A.
R.	O.	T.	A.	S.

Jede Zeile wird abgesondert auf einen Streif Papier geschrieben, dann in Form einer Pille zusammengerollt, und alle fünf so bald wie möglich dem gebissenen Thier oder Menschen eingegeben.

Catesby erwähnt, daß er in Nordamerika gesehen, wie der Tod durch den Biß einer Klapperschlange in weniger als zwei Minuten erfolgte; auch hörte ich in Brasilien von Todesfällen, die sehr kurz nach dem Biß erfolgten, ich habe aber nie den Tod in weniger als 10 bis 12 Stunden eintreten sehen. In denjenigen Fällen, in denen das Gift so rasch wirkt, muß es so stark seyn, daß es die Nerventhätigkeit mit Einemmal lähmt. In denjenigen Fällen, wo der Patient einen oder mehrere Tage lang hinsiecht, findet der Tod meistens durch Entzündung oder Brand des Cellengewebes unter der Haut Statt. Während meiner Reise im Innern traf ich häufig Personen, die von Schlangenbissen genesen waren, aber fast alle litten an zerrütteter Gesundheit oder an Geschwüren. Nach allem was ich gesehen, muß ich offen bekennen, daß ich an kein Heilmittel als ein Specificum gegen den Schlangenbiß glaube, mag man es nun innerlich oder äußerlich anwenden. Darunter begreife ich natürlich diejenigen nicht, die man zur Verminderung der Entzündung und des Fiebers anwendet, welche man bei keiner Art von Behandlung entbehren kann. Ein festes Binden oberhalb der Wunde, alsbaldige Einschnitte in der Wunde selbst und die Anwendung eines Schröpfglases ist sicherer als alle andern äußerlichen Mittel.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

(Von J. J. Ampère.)

Fünfter Brief.

5. Mehemed Ali; Heliopolis.

Der außerordentliche Mann, der in diesem Lande auf die Franzosen folgte und das von ihnen begonnene Werk der Civilisation in seiner Weise fortsetzte, ist selbst einer der Hauptgegenstände der Neugierde für die Reisenden. Ein wohlgesegneter Tourist kann Cairo nicht verlassen ohne Mehemed Ali gesehen zu haben. Ich brachte ihm ein Schreiben von Reschid Pascha, einem Civilisirter, der weit mehr nach meinem Geschmack ist. Hr. Benedetti, französischer Consul in Cairo, stellte mich noch zweien meiner Reisegefährten, Hrn. Durand und Hrn. Artigues, dem Pascha vor. Er führte uns zu Wagen dahin. Ganz Cairo der Länge nach zu durchfahren, seinen engen Straßen trotz der mannichfaltigen Hemmnisse zu folgen, ist keine kleine Sache: mehr als einmal mußte man anhalten, während ein Zug Kamele vorbeiging, und Brustkräne oder Säcke mit Gyps sich durch eine Thür drängten um auszuweichen. Napoleon hat zuerst die Straßen von Cairo und zwar in einem sechsspännigen Wagen durchfahren: er hat manche ruhmwürdige Dinge in seinem Leben ausgeführt, gewiß aber wenige, die schweerer waren.

Mehemed Ali bewohnt die Citadelle, die Cairo beherrscht; hier war das Sprachschloß, von dem die arabischen Chronisten reden, und in dessen Mauern so viele blutige Tragerspiele aufgeführt wurden; hier fand auch noch in unsern Tagen die Niedermetzelung der Mamelucken Statt. Mehemed Ali hat gegenwärtig im Innern der Citadelle eine Moschee aus Alabaster. Der Stoff ist kostbar, man kann aber schon jetzt erkennen, daß der eigenthümliche Charakter und Reiz der arabischen Architektur dem Gebäude fehlen werden. Man kann im Orient keine wahrhaft moslemitischen Gebäude mehr aufführen, wie im Occident die christlichen Bauten nicht mehr gelingen wollen. Das Aegypten der Pharaonen fehlt in der von Saladin erbauten und von Mehemed Ali bewohnten Citadelle nicht ganz; es ist durch einige Trümmer repräsentirt. Champollion hat auf den Steinen, die zum Bau der Mauern dienten, den Namen Psammetichs II gelesen. Ich glaube denselben Namen in einer Straße Cairo's und außerhalb der Mauern der Stadt auf einem der Denkmäler gelesen zu haben, die man fälschlich mit dem Namen der Chalifengräber belegt; gegenwärtig ist aber für mich die interessanteste Hieroglyphe Mehemed Ali selbst. Was für ein Urtheil soll man fällen zwischen seinen enthusiastischen Bewunderern und seinen leidenschaftlichen Gegnern? Eine Unterredung von einer Stunde durch einen Dolmetscher gibt freilich noch kein Recht über einen solchen Mann ein Urtheil zu fällen, und was ich hier niederschreibe, ist vielmehr das Ergebniß dessen, was ich über ihn im Lande selbst hörte, und meines Nachdenkens über seine Handlungen, als das einer Unterredung, welche nothwendiger Weise nichtssagend seyn muß. Indeß liegt in dem Anblick eines bedeutenden Mannes, in seiner Physiognomie, seiner Haltung, seinem Blick, dem Ton seiner Stimme etwas, das eine Schilderung seiner Eigenschaften ergänzen kann. Man begreift einen Mann besser, wenn man ihn gesehen hat.

Mehemed Ali ist ein sehr rüstiger Greis; er stand, als wir eintraten, und schien mir sehr fest auf den Füßen. Er schwang sich sehr leicht auf den ziemlich hohen Diwan, auf dem er sich niederkniete, und auf dem wir an seiner Seite Platz nahmen. Sein Gesicht hat wenig ausgezeichnetes, verräth aber Verstand, und hat nicht den geringsten

Digitized by Google

Ausdruck von Wildheit. Unsere Unterhaltung bot nur einen einzigen etwas charakteristischen Punkt dar. Der Pascha lud mich ein seine polytechnische Schule zu inspiciren. Ich entwederte, daß mein Vater sich dieser Ehre auf eine ausgezeichnete Weise entledigt haben würde, daß ich aber derselben nicht würdig sey und Sr. Hoheit bäte, einen Auftrag ablehnen zu dürfen, auf den meine Studien mich nicht vorbereitet hätten. Er bestand dennoch darauf, obgleich ich es ablehnen mußte. Ich erwähne dieses kleinen Umstandes deßwegen, weil es einen allen orientalischen Regierungen gemeinsamen Zug herausbebt; alle, auch die reformirende Regierung Aegyptens, sind überzeugt daß jedermann, und namentlich jeder Europäer, zu allem tauglich sey muß.

Die politische Rolle Mehemed Ali's, als unabhängigen Oberhauptes von Aegypten, war seit Jahrhunderten angebahnt. Zu allen Zeiten suchte Aegypten für sich selbst zu leben. Gleich nach der Eroberung durch die Araber, als das alte Cairo noch kaum bestand, beunruhigten schon die Anstrebe Amrus, seines Gründers, den Chalifen Othman. Zwei Jahrhunderte später gründete Ahmed, Tulune Sohn, eine unabhängige Dynastie, und von dieser Zeit an erkannten die Sultane Aegyptens — denn so nannten sich die Herrer dieser Provinz — die Oberherrlichkeit der Chalifen nur noch dem Namen nach an, und sie suchten sie endlich nach Aegypten. So blieben die Sachen bis zur türkischen Eroberung. Die letzten Mamelukenfürsten vertheidigten die Unabhängigkeit Aegyptens heldenmüthig gegen Selim. Man zeigt noch an einem der Thore Cairo's den Galgen, wo Toman Bey, einer der tapfern Mamelucken, hie, obwohl aus fremdem Lande entsprossen, durch die Gewalt der Umstände zu Vertheidigern der ägyptischen Nationalität gewerden waren, aufgehängt wurde. Mehemed Ali ist nicht der erste, welcher sich gegen den Großherrn empörte; mehrere Mamelukenhäupter versuchten zu wie, berholtermalen daselbe. Der berühmteste und neueste derselben ist de, hochbetagte und unglückliche Ali Bey: auch er führte Krieg gegen den Sultan und eroberte für einen Augenblick Syrien. Ali Bey war der Vorläufer Mehemed Ali's, und dahnte ihm den Weg, wie die Reformen Selims IV zu denen Mahmuds führten.

Diese Rolle eines unabhängigen Herrn Aegyptens, welche so manche Kriegsthaten gekostet hatten, sollte in unseren Tagen der unbekannte Bewohner einer kleinen Stadt Macedoniens spielen. Mehemed Ali ist fast selig darauf aus demselben Lande, wie Alexander, bei den Orientalen als Iskander so berühmt, zu stammen, wie er sich auch um ein Jahr älter machen soll, um in Einem Jahr mit Napoleon geboren zu seyn. Ein Abenteurer, der mit 100 Mann ins Land kam, bedurfte einer großen Geschicklichkeit, um sich an die Stelle der Mamelukenbeys zu setzen und trotz der Pforte sich zu befestigen. Er wußte sich beliebt zu machen unter den Soldaten, während er zu gleicher Zeit die Ulemae und die Einwohner schützte. Mitten in der Anarchie ist jedes Princip der Ordnung ein Keim der Macht. Bald wurde die Pforte stutzig und wollte ihm Aegypten nehmen, indem sie ihn auf das Paschalik Arabien beschränkte. Mehemed Ali verandsaltete es, daß die Einwohner ihn zurückhielten und erkaufte die Erlaubniß in Cairo zu bleiben, d. h. daselbst zu herrschen. Von diesem Augenblick an ist seine Laufbahn bekannt: er vernichtet die Mamelucken, befreit die heiligen Städte und ganz Arabien von den Wahabiten, greift dann den Sultan an, schlägt dessen Truppen, bedroht die Hauptstadt, hält zum erstenmal an als Europa ihm entgegentritt, und wird das zweitemal von demselben besiegt.

Die Vernichtung der Mamelucken war ein Mord, und ein Mord ist immer ein Verbrechen, aber dieß Verbrechen beweist nicht, daß Mehemed Ali besonders grausam sey. Die Menschlichkeit hat unglücklicherweise mit den orientalischen Regierungen nichts zu schaffen. Der Pascha konnte glauben, daß der Mord der Mamelucken eine Wohlthat für Aegypten und eine Nothwendigkeit für ihn selbst sey. So vernichtete Peter der Große die Streliten und Mahmud die Janitscharen. Zudem konnte Mehemed Ali die Entschuldigung der Selbstvertheidigung für sich in Anspruch nehmen, denn die Mamelucken hatten seinen Untergang geschworen, und wateten mit der Ausführung ihres Plans nur, bis er sich in den Krieg gegen die Wahabiten verliest haben würde. Im Augenblick, wo er auf eine so gefährliche Expedition auszog, wollte er Cairo nicht seinen Feinden überlassen; er wandte eine furchtbare Kriegslist gegen sie an, und ließ im Hofe seiner Veste niedermetzeln, wie ein Wildes einen feindlichen Stamm in seinem Lager verbrennt. Man behauptet, im Augenblick wo der Anschlag zur Ausführung kommen sollte, sey Mehemed Ali sehr beunruhigt und in heftiger Aufregung gewesen, so daß er zögerte das Signal zu geben. Das ist möglich: Mehemed Ali ist hart, unerbittlich, aber ist nicht von Natur grausam; er soll sogar im Innern seines Palastes gutmüthig seyn, so daß, wenn eine seiner Frauen krank ist, man ihn unruhig und bekürzt sieht, wie den zärtlichsten, aufmerksamsten Ehemann. Ein solcher Vorfall ist übrigens nicht neu in den Annalen Aegyptens. Im J. 1704 ließ Bede el Dschemali die türkischen Anführer einer unbotmäßigen Soldateska bei einem Festmahl niederhauen. In neuerer Zeit versuchte der Pascha Ragbib Mehammed auf einen von Konstantinopel aus erlossenen Befehl alle Mamelukenbeys zu ermorden. Später nach der französischen Expedition hatte der Capudan Pascha vor, sie durch seine Artillerie niederschießen zu lassen, während er sie nach der englischen Corvette begleitete, die sie ausnehmen sollte. In den Sitten des Orients, die sich glücklicherweise zu ändern beginnen, liegt es, daß man einen Beamten erdrosselt, den man absetzen wollte, und eine Soldateska niedermetzelt, wenn man sie auflösen wollte.

Die Expedition gegen die Wahabiten, welche Mehemed Ali und seine beiden Söhne Tulun und Ibrahim zum glücklichen Ende führten, krönte seine Ansprüche auf die Macht, indem sie ihm zum Vertheidiger und Rächer des Islam machten. Bekanntlich waren die Wahabiten eine Secte, welche den doppelten Zweck hatte, den Islam zu reformiren und Arabien zu besreien. Diese puritanischen Beduinen, welche die Wallfahrten verdeten, sich den Gebrauch des Tabaks verjagten, und die zu Ehren moslemitischer Heiligen errichteten Grabkuppeln zerstörten, ohne auch nur die Mohammeds auszunehmen, hatten sich endlich sogar Mecca bemächtigt. Seit mehreren Jahren konnten die Pilger sich nicht mehr nach der heiligen Stadt begeben, aber Mehemed Ali öffnete den Pilgern der ganzen moslemitischen Welt wiederum den Weg. Dieß war ein großer Dienst, den er dem Islam leistete, und man begreift, daß er sich denselben gehörig zahlen lassen wollte. Mehemed Ali strebte Syrien zu erwerben, dieß Land, dessen Schicksal stets mit dem von Aegypten verbunden war und seyn wird. Die erfaunlichen Erfolge von 1833 und die noch erfaunlichern Unfälle von 1839 sind bekannt.

Nach der Schlacht von Nezib, dem letzten Sieg, den Mehemed Ali der Tapferkeit Ibrahims und der militärischen Geschicklichkeit Soliman Paschas dankte, schien sein Glück mit Einemmal wie vor einem furchtbaren, unsichtbaren Gegenstand inne zu halten; es war dieß die moralische Gewalt Europa's, die ihm von ferner ein Zeichen machte. Von nun an folgten Unfälle auf Unfälle. Beyrut, durch den Muth des Franzosen Soliman heldenmüthig vertheidigt, wurde beschossen, und die Engländer, welche St. Jean d'Acre, das Schwierige, wie es die Araber nennen, wegnahmen, entrissen Ibrahim die Ehre, daß dieser Ort, der Napoleon widerstanden, vor ihm allein kapitulirt habe. Die ägyptische Armee schmelz hin, wie durch Zauberei. Die geschickten und grausamen Manövrirer eines Deutschen im Dienst der Pforte, des General Jochmus, welcher die Trümmer der Armee von ihren Magazinen abschmitt, beschleunigten die Vernichtung; was aber die bisher siegreichen Truppen Mehemed Ali's mit Unmacht schlug, war der Wille Europa's. Man erkannte damals, daß die vom außerordentlichen Glück gehobenen Menschen des Orients sich nicht gegen den Willen der occidentalischen Civilisation halten könnten. Was wäre geschehen, wenn Frankreich Mehemed Ali unterstützt hätte? Ich weiß es nicht, bin aber überzeugt, daß in diesem Fall die Sieger von Nezib nicht vor dem General Jochmus hingeschwunden wären.

Dieß war die Laufbahn Mehemed Ali's, eine der außerordentlichsten dieses Jahrhunderts. Ueber die Regierung, welche er Aegypten gab, und was er für dasselbe gethan hat, nur wenige Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 141. 14. Junius 1847.

Die Malereien in der Laurakirche auf dem Berge Athos.

(Nach Dominik Papety, Revue des deux mondes. 1 Jun.)

Die Hauptkirche der Agia Laura wurde im Anfang des vierten Jahrhunderts von dem h. Athanasius gegründet, und im Jahr 965 von dem Kaiser Nicephorus bereichert. Die Thore, welche wahrscheinlich dieser Zeit angehören, sind von Kupfer, mit dem Auftiefmeißel gearbeitet und sehr schön ausgeführt. Sie erinnern an die der Kirche von Ravello bei Amalfi und mehrere andere religiöse Bauten Pugliens; der Rest des Porticus ist mit türkischen Zierrathen geschmückt, welche unsern Zierrahmen im vorigen Jahrhundert gleichen. Der allgemeine Plan ist der der St. Marcuskirche in Venedig; diese ganz symbolische Anlage ist allen Kirchen des griechischen Ritus gemein. Das Auge wird angezogen durch die Vergoldungen, welche den Altar verbergen, und bis an die Wölbung aufsteigen. Es ist dieß ein Gewimmel von Zahnschnitten und vergoldeten Ciselirarbeiten, untermischt mit sehr dunkeln enkaustischen Malereien; vorwärts sind die Pulte und andere Geräthe in äußerst reicher, eingelegter Arbeit. Die Mönche haben die massiven Emporkirchen der alten lateinischen Kirche durch diese tragbaren Geräthschaften ersetzt: fast alle welche sie besitzen, sind ihnen als Geschenk von der russischen Regierung zugeschickt worden.

Die byzantinische Schule, welche den Uebergang bildet zwischen der alten Kunst, die dem Schönen um der Form selbst willen nachstrebte, und der christlichen Kunst, welche sich nur der Form als Ausdruck für die Idee bedient, bereitete gleich im Beginne die Umgestaltung vor, welche dieser neue Zweck unvermeidlich nach sich zog. Von diesem Gesichtspunkt aus erhielten die byzantinischen Künstler eine Einheit, welche die christliche Kunst nach ihnen nicht mehr in gleichem Grade erreichen sollte, und von der unsere jetzige Zeit trotz aller Bemühungen, die in Frankreich und noch mehr in Deutschland gemacht wurden, entfernter ist als je. Die von byzantinischen Künstlern gefertigten Mosaiken Italiens können allein einen richtigen Begriff von der Umgestaltung geben, welche diese Kunst erfuhr, bis sie zu ihrer definitiven Festsetzung gelangte. Erst ein oder zwei Jahrhunderte vor (?) Constantin konnte man die Resultate dieser Veränderungen nach den früher von den großen Meistern der Schule ausgeführten Arbeiten würdigen. Aus Furcht, daß die Tradition sich verlieren möchte, wurden die Grundsätze der Kunst auseinandergesetzt und in Ordnung gebracht von einem Mönche, Namens Dionys aus Furna im District Agrapha, und dieß Manuscript, das in allen Klöstern abgeschrieben wurde, gab der byzantinischen Kunst jene unwandelbare Form, von der sie nicht mehr abwich, so daß man Gemälden, die um mehrere Jahrhunderte aus einander liegen, mit keiner Art von Sicherheit ein verschiedenes Alter anweisen kann. Dieser unwandelbare, mit dem Cultus eng verknüpfte Styl, der eben dadurch jede individuelle Begeisterung ausschloß, verbreitete sich endlich über alle Länder, in denen die griechische Kirche herrschend blieb, im Kaiserreich selbst, in Rußland, in Kleinasien und bis in die Umgegend des Sinai.

Die Klosterkirche der Agia Laura bietet in Bezug auf die Malerei eine ganz besonders authentische und vollständige Probe dieser Kunst dar. Die Kuppel ist ganz von einem kolossalen Christusbild eingenommen, das die hohen und reinen Züge trägt, welche die Maler der Renaissance angenommen haben. Der Teint ist getreidefarbig, wie sie sich ausdrücken. Er zeigt mit der einen Hand auf das Evangelium, das er mit der linken ans Herz hält; er hat blonde Haare, aber schwarzen Bart und Augenbrauen, was seinen halbgeschlossenen Augen zugleich Kraft und Milde gibt. Die Maler der byzantinischen Schule bemessen die Größe ihres Bildes nach der Wichtigkeit der Rolle, die sie den dargestellten Personen beilegen; deßhalb wachsen die Heiligen in dem Maaße, als sie näher an Christus stehen, und dieser überragt sie dermaßen, daß man stets nur die Büste sieht. Unten an der Kuppel sind die Erzengel aufrecht stehend dargestellt, in goldenen Dalmaticas und mit großen Scepteren in den Händen, auf denen ein Christusbild steht. Die glänzenden Farben des Costüms sind durch den schwarzen Grund noch mehr gehoben. Ihre Stellung athmet ruhige Majestät. Ueber ihnen bemerkt man kleine Engel, die gleich reinen Geistern, wie sie sich dem in der Mitte aufgestellten Christus nähern, sich mehr und mehr des Stoffes zu entledigen scheinen. Die Engel entnehmen von der menschlichen Gestalt nur den Kopf, der Körper ist durch mehr oder minder zahlreiche Flügel ersetzt. Man sollte meinen, Flammen schimmerten im Azur des Himmels, und mitten unter diesen Gestirnen erscheint auf Goldgrund das Christusbild, unermeßlich, die ganze Kirche beherrschend.

Die Strebebogen stellen die vier Evangelisten dar, welche nach den Angaben eines Apostels schreiben. Der übrige Theil der Kirche ist bedeckt mit Gegenständen die aus dem alten und neuen Testament gezogen sind. In den beiden Armen des Kreuzes sind die kriegerischen Heiligen und die, welche das werdende Christenthum schützten, abgebildet. Sie sind alle stehend mit vorwärts gekehrtem Gesicht, ohne Verbindung unter einander, und heben sich auf schwarzem Grunde. Diese Anordnung ist dieselbe für alle andern Klöster, wo man nach den unwandelbaren Re-

Digitized by Google

geln der byzantinischen Kunst dieselben Gegenstände auf dieselbe Art behandelte, und dieselben Personen in denselben Stellungen findet.

Gegen das Ende des großen Schiffs zur Linken schreint eine von fast unleserlicher Inschrift begleitete Malerei einen der fränkischen Fürsten darzustellen, die sich bei ihrer Rückkehr aus den Kreuzzügen in Griechenland niederließen. Er hat den Kopfputz der merovingischen Könige, und trägt eine Dalmatika, die gleich der Krone mit Lilien geschmückt ist. Er hält das Vorderbein einer Kirche in der Hand, die er wahrscheinlich auf seine Kosten hatte bauen lassen. Vor ihm steht sein Sohn in gleicher Kleidung. Es ist dieß meiner Ansicht nach einer der merkwürdigsten Ueberreste aus den Zeiten, wo die fränkischen Fürsten nach dem Orient zogen.

Unter dem äußern Porticus sind in Gebetsstellung die Asceten oder Anachoreten dargestellt, die gleich den Vätern der Wüste die Grotten des Bergs bewohnen, wo sie in der völligsten Abgeschlossenheit leben. Diese durch das Fasten fast zu Gerippen abgemagerten Einsiedler haben statt aller Kleidung nur einen Gürtel von Blättern. Der spitzzulaufende Bart reicht bis zu den Füßen herab; neben diesen Figuren ist eine Inschrift: „So war das Leben der Asceten. Es ist in der That das Ideal des ascetischen Lebens, das der Maler in diesen engen Gränzen dargestellt hat. Die Kunst selbst ist für den Asceten nichts anders, als der Ausdruck dieses Lebens, dessen erschreckende Strenge sich in den Malereien abspiegelt, die sie von einem Kloster zum andern ausführen. Dieselben Eremiten schnitzen auch kleine Kreuze von Holz, Meisterwerke der Geduld, die noch den Charakter ihrer alten Frosken bewahren.

Die Kalogers schreiben diese merkwürdigen Malereien einem Mönch, Namens P. Manuel Panselinos zu, wissen aber nicht, wann derselbe lebte. Die Figuren sind al fresco vermittelst kleiner Schraffirungen ausgeführt, die fein genug sind, daß sie in der Entfernung verschwinden. Die Töne sind sehr blaß und machen durchaus keinen Anspruch darauf, mit der Wirklichkeit sich um den Vorrang zu streiten; alles ist weit mehr colorirt als gemalt. Was die Zeit dieser Malereien betrifft, so kann man auf einige Gewißheit nur durch Vergleichung mit den italienischen gelangen, deren Entstehungszeit bekannt ist. Man kann in chronologischer Ordnung damit nur vergleichen die Mosaiks von Sta. Pudentiana zu Rom im zweiten Jahrhundert ausgeführt, wobei der noch halb heidnische Künstler dem Christusbild die Stellung und die Züge Jupiters gab; die von St. Paul außerhalb der Mauern und von St. Johann vom Lateran aus dem vierten Jahrhundert, dem Zeitpunkt des Triumphs des Christenthums, wo die byzantinische Kunst am hellsten erglänzte. In den Mosaiken von St. Cosmus und Damianus aus dem 6ten Jahrhundert machte sich der Verfall schon fühlbar, und in denen der Sta. Franjisca gebaut unter Leo IV im J. 847, von Sta. Praxedia aus dem 9ten Jahrhundert findet man nur noch gerade Linien. Man kann dieser Probe der byzantinischen Kunst in Italien auch noch die Mosaiken von St. Vitalis in Ravenna aus dem 6ten Jahrhundert hinzufügen; sie stellen die Einweihung der Kirche durch den Erzbischof Maximian dar, sind in barbarischem Styl, dem es aber nicht an Großartigkeit fehlt, und zeigen eine scenische Darstellung und einige glückliche Motive. Der Plan dieser Kirche, welche der Sophienkirche in Konstantinopel gleicht, zeigt ein Verhältniß zwischen diesen beiden Architekten, und zwar auch unter den Malern, die sie verzierten. Dieß innige Verhältniß wird allen denen gegründet erscheinen, welche sich in Gedanken in jene Zeiten versetzen wollen, wo die vollständigste Einheit in der religiösen Kunst bestand. Im J. 675 waren die Verbindungen zwischen Italien und Griechenland noch häufig, da die Hauptzierrathen von St. Marcus, unter anderm die Pala d'Oro zu Konstantinopel ausgeführt wurden.

Verglichen mit den Mosaiks Italiens nähern sich die Malereien der Agia Laura durch die Fülle der Umrisse denen, die bis zu den ersten Jahrhunderten des Christenthums hinaufreichen, in jene Zeiten, wo die griechische Kunst noch nicht erloschen war. Diese Fülle verschwindet seit dem 9ten Jahrhundert ganz und erscheint erst wieder mit der Renaissance; diese Rückkehr zu den antiken Formen verdankt man namentlich Michel Angelo. Man muß also den Malereien der Agia Laura ein sehr hohes Alter anweisen, oder annehmen, daß sie erst seit der Renaissance unter dem Einfluß der Schule Vasari's gefertigt wurden. Diese letztere Hypothese ist aber wegen des historischen Charakters und der scrupulösen Wahrheit, welche die Gemälde auszeichnet, durchaus unzulässig. Die Genauigkeit, mit der der Maler die Rüstungen, die Ketten, die Helme zeichnet, läßt glauben, daß er die Ritter sah, welche in den Gemälden figurieren, und daß er sie am Hofe der Paläologen und Komnenen sehen konnte. Erwägt man ferner, daß der Berg Athos eine Halbinsel ist, die stets von fremden Einbrüchen und politischen Erschütterungen frei blieb, so erklärt man sich leicht die vollkommen gute Erhaltung dieser Malereien, die zugleich an einem offenen Orte sich finden und vor dem Seewind geschützt ist, welcher die des Campo Santo von Pisa zum Theil zerstört hat.

Schilderungen aus Brasilien.

2. Wanderung in den Orgelbergen.

(Fortsetzung.)

Meinen ersten etwas bedeutenden Ausflug in den Urwald machte ich mit Hrn. Lomonossof, dem russischen Minister am brasilianischen Hofe, und Hrn. Heath. Hr. Lomonossof wünschte eine Jagd auf Tapirs (Anta) zu setzen, welche in dieser Kette sehr häufig sind. Es ist der größte südamerikanische Vierfüßler, jedoch ist der Leib nicht größer als der eines sechsmonatlichen Kalbs, und die Beine sind viel kürzer. Wir verließen die Fazenda um halb sieben Uhr Morgens in Begleitung von vier Negern, und nahmen Lebensmittel auf zwei Tage mit. Die erste halbe Stunde hatten wir einen ganz erträglichen Weg durch einen Wald von schönen Bäumen mit sehr wenig Unterholz, junge Palmen ausgenommen, von denen die Schwarzen, die und den Weg bahnten, viele Hunderte niederhieben. Im Thal des kleinen Flusses Imbuhy, über den wir wiederholt setzen mußten, vermehrte ich meine botanischen Sammlungen sehr ansehnlich. Der schwierigste Theil unseres Pfades führte etwa eine halbe Stunde lang durch einen dichten Bambuswald, wo der Durchgang erst ausgehauen werden mußte. Nachdem wir uns hindurch gearbeitet hatten, stießen wir auf eine Tapirspur, die aber mehrere Tage alt war, und uns tiefer in den Wald und endlich an einen Teich führte, wo augenscheinlich der Tapir sich häufig zu trinken und sich im Schlamm zu wälzen. Vergeblich suchten wir eine frischere Spur, und Nachmittags um vier Uhr begann der Regen in Strömen zu fallen. Die Neger bauten für uns eine Hütte, die mit Palmblättern so stark gedeckt war, daß wir wenig vom Regen litten, dagegen plagten uns Musquitos und eine kleine Sandfliege anfangs abscheulich, bis

Digitized by Google

ein großes Feuer, das wir vor unserer Hütte anzündeten sie zerstreute. Da am nächsten Morgen der Regen fortdauerte, mußten wir die Jagd aufgeben und umkehren.

Die Thiere, welche die ungeheuren Wälder der Orgelberge bewohnen, sind vielleicht nicht minder mannichfaltig, als die Formen der Pflanzenwelt. Früher war die Unze oder der Jaguar sehr gewöhnlich, jetzt hört man aber nur hie und da Nachts sein Gebrüll, oder die Heerden leiden durch seine Raubsucht. Die schwarze Varietät, welcher die Brasilianer den Namen Tiger geben, ist noch seltener. Die Wälder sind indeß reich an einer hübschen Art wilder Katze (felis pardalis). Affen sind sehr zahlreich, und am Morgen erschallen die Wälder von dem unheimlichen Geheul des Barbado (Myceles barbatus), welcher so groß ist als ein gewöhnlicher Hund, aber in Schaaren beisammen lebt. Mehrere andere sind eben so groß, lassen sich aber selten sehen. Der graue Marmoset, in den Wäldern der nördlichen Provinzen so gewöhnlich, ist hier nicht zu finden, doch sieht man zuweilen eine andere und noch schönere Art, den Jacuss auritus. Er läßt sich leicht von den andern Arten durch seine fast gleichförmige dunkle Farbe und die Büschel von langen weißen Haaren unterscheiden, welche aus seinen Ohren heraustehen. Das Faulthier sieht man zuweilen an den Blättern der Cecropia peltata, die seine Hauptnahrung bilden, sich laben; ein solches Thier, das ich eine Zeitlang gefangen bei mir hielt, war furchtsam und zänkischer Art. Gleich den meisten andern Thieren, bei denen das Gehirn im Verhältniß zum Nervensystem klein ist, hat es ein sehr zähes Leben. Obgleich langsamer in seinen Bewegungen als die meisten Vierfüßler, geht es doch sehr schnell von Zweig zu Zweig, wobei es stets an den Hinter- und Vorderfüßen hängt. In dem Fluß, der durch das Thal fließt, ist die brasilianische Otter (Lutra br.) und die Capybara (Hydrochærus cap.) noch manchmal zu treffen. Ein ziemlich hübsches Rothwild lockt häufig den Jäger in die Wälder, so wie zwei Pecariaten, welche in allen tropischen Theilen Südamerika's sehr gewöhnlich sind. Eine Art Opossum ist die Pest des Geflügelhofs, wie der Fuchs in Europa. Es hat ein sehr zähes Leben, und rennt noch fort, wenn man ihm durch Schläge jeden Knochen im Leibe gebrochen zu haben glaubt. Auch ein Armadill (Tatusia peba) ist in den Wäldern nicht ungewöhnlich, und liefert gekocht ein vortreffliches Mahl, ferner findet man eine Art Stachelschwein, das man am Schweife packen kann; sie graben sich beide in den Boden ein. Der große Ameisenbär (Myrmecophaga tamandua) ist selten zu finden. Ein kleines braunes Eichhörnchen sieht man oft mitten unter den Affen auf den Zweigen herumspazieren.

Außer den zahlreichen Fliegenfängern und andern kleinen Vögeln, den wilden Tauben, den Schaaren von Papagaien, den Habichten, Eulen, den durch ihre glänzenden Farben und ihre großen Schnäbel bemerkenswerthen Tucané, gibt es noch mehrere andere große Vögel, die von den Jägern aufgesucht werden, z. B. der Jacu, Jacutinga, Jacubemba, Jacuassu, lauter hühnerartige zum Geschlecht Penelope gehörige Vögel; zwei Arten Wachteln, den Macucu (Tinamus macaco) und den Nhamba (Pezus niamba), und endlich ein Rebhuhn, die Caporeira der Brasilianer. Von Reptilien finden sich zahlreiche Schlangen, darunter viele schön gefärbte, eine ungeheure Mannichfaltigkeit von Eidechsen, und zahllose Schaaren von Fröschen und Kröten jeder Größe, von der kleinen an Bäumen sich aufhaltenden Art, die nicht über einen Zoll groß ist, bis zu denen im Sumpf, die einen Hut ausfüllen. Die Töne, die sie ausstoßen, namentlich vor dem Regen, sind, bis man daran gewöhnt ist, wahrhaft betäubend. Während des Tags ist die Luft angefüllt mit schönen Schmetterlingen aller Farben; große Wespennester hängen von dem Laub der Bäume herab, und kleine sind oft unter den Blättern und kleinen Zweigen der Stauden versteckt, stürmen heraus, wenn man sie stört, und züchtigen den unvorsichtigen Störenfried unbarmherzig. An offenen Stellen sind Blätter und Blumen der Gebüsche und anderer Pflanzen mit Diamant- und andern Käfern überladen, während Nachts die Atmosphäre von Feuerfliegen verschiedener Größe erhellt ist, daß man durch ihren Glanz zur Ansicht verleitet wird, ein Theil der Sterne sey vom Himmel gefallen und schwimme nun ohne Ruheplatz umher.

Während ich bei Hrn. March wohnte, besuchte ich häufig einen Brasilianer Namens Joaquim Paule, der auf einem kleinen Landgute, vier Stunden entfernt, wohnte. Meinen ersten Besuch machte ich mit dem Aufseher der Pflanzung, Hrn. Heath, und da wir gerade kurz vor der Essenzeit einkrafen, so wurden wir eingeladen, was ich nicht ungern annahm, da es mir Gelegenheit bot den innern Haushalt eines brasilianischen Landhauses kennen zu lernen. Das Mahl war sehr substantiell und reinlich, aber jede Schüssel nach der Sitte des Landes stark mit Knoblauch versetzt. Der Tisch war mit einem reinlichen Tuche bedeckt, an dessen einem Ende ein Haufen gestoßener Cassava-Wurzel (Farinha de Mandioca), am andern ein Haufen gestoßenen Maismehls (F. de Milho) lag. Auf einem dieser Haufen stand eine große Schüssel gekochter schwarzer türkischer Bohnen (Feijoes) mit einem großen Stück fetten Schweinefleisches darin, während auf dem andern eine Schüssel gekochten Geflügels lag. Auch hatten wir gebratenes Schweinefleisch und Blutwürste. Von diesen Schüsseln und Haufen nahm sich jeder selbst. Als Gemüs hatten wir eine Schüssel Kohlpalme (Kuterpe edulis), die sehr zart und schmackhaft, den Spargeln nicht unähnlich war. Während des Mahls brachte man jedem ein Glas Lissabonner Wein und nachher verschiedene Arten Süßigkeiten. Außer uns war nur noch unser Wirth und zwei seiner Söhne am Tisch. Seine Frau und Töchter sah ich erst, als ich mehrmals im Hause gewesen war; die beiden Mädchen waren ziemlich hübsch, konnten aber weder lesen noch schreiben, der Vater wollte sie beides nicht lernen lassen aus Furcht, sie möchten Romane lesen und Liebesbriefe schreiben. Er selbst war ein eingefleischter Jäger und fast immer in den Wäldern; er war ein vortrefflicher Schütze und hatte mehr Tapirs mit eigener Hand getödtet, als irgend jemand in der Nachbarschaft.

Auch besuchte ich gelegentlich eine Kaffeepflanzung, Constantia genannt, etwa 7 Stunden von Hrn. Marchs Fazenda; sie gehörte einem Schweizer, Hrn. de Luze, der seit vielen Jahren im Lande war, lag in einem flachen, von sanft ansteigenden Hügeln umgebenen Thale, und war der lieblichste Ort, den ich je gesehen. In der Nähe sind zwei andere Kaffeepflanzungen im Besitz von Deutschen, sie haben aber alle die Erfahrung gemacht, daß die Lage für das gedeihliche Fortkommen des Kaffeebaums zu hoch ist. Hr. de Luze hat seitdem sein Landgut an Hrn. March verkauft und ein größeres in einem schönen Kaffeelande an den Ufern des Rio Parahyba erworben. In der Nähe von Rio gedeiht der Kaffeebaum in einer Höhe von mehr als 2000 Fuß nicht sonderlich; auf Hrn. Marchs Besitzthum wächst der Kaffeebaum ganz gut, aber die Früchte reifen nie vollkommen.

(Schluß folgt.)

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Fünfter Brief.

5. Mehemed Ali; Heliopolis.

(Fortsetzung.)

Es wäre einfältig, wenn man in dem Manne, welcher Aegypten so hart regiert, einen Befreier und einen Philanthropen sehen wollte; auf der andern Seite wäre es auch nicht billig, einen Türken mit europäischem Maaßstab zu messen, einen Mann, der sich den Weg zur Gewalt durch tausend Gefahren und Stürme gebahnt hat, nach unsern Begriffen von strenger Gerechtigkeit. Mehemed Ali hat im Anfang seiner Regierung, denn diesen Ausdruck kann man wohl gebrauchen, eine Maaßregel ergriffen, die uns unerhört scheint. Eines schönen Morgens konfiscirte er ganz Aegypten, erklärte sich als den einzigen Eigenthümer von Grund und Boden, regelte die Cultur und behielt sich das Recht vor, die Producte zu dem ihm angemessen scheinenden Preis zu kaufen. Das Handelsmonopol folgte natürlich der Besitznahme des Gebiets: wer allein besitzt, kann allein verkaufen, und wenn er kauft, was ihm selbst gehört, steht es ihm frei den Preis festzusetzen. Dieses Aufschreiben des Bodens ist allerdings eine empörende Maaßregel, aber man kann, ohne sie rechtfertigen zu wollen, sie erklären, wenn man erwägt was das Eigenthum vor Mehemed Ali in Aegypten war, und überhaupt im ganzen Orient ist.

Nach der allgemein angenommenen Ansicht gehört in moslemitischen Ländern das eroberte Land nicht den Einzelnen, sondern Gott, das heißt dem Staat; die Muktaïms, welche den Boden Aegyptens in Besitz hatten, als sich Mehemed Ali dessen bemächtigte, waren keine Eigenthümer, sondern nur erbliche Besitzer, und der Pascha konnte ihnen, ohne gegen die moslemitischen Ansichten zu verstoßen, im Namen des Staats den Besitz entziehen, indem er ihnen eine Rente als Schadloshaltung sicherte. Joseph that seinerseits dasselbe, als er dem Unterthanen Pharaos das Korn zur Aussaat gab, unter der Bedingung der jährlichen Abgabe einer Fünftheils. Die Lage der Fellahs unter Mehemed Ali ist dieselbe, nur zahlen sie mehr als ein Fünftheil; auch nahm Joseph die Götter der Priester aus, während Mehemed Ali die Götter der Moscheen confiscirte. Es ist darum nicht minder merkwürdig, daß der Grundbesitz Aegyptens in zwei von einander so entfernten Zeitpunkten zweimal ganz ähnliche Umwandlungen erfuhr.

Vergleicht man den Vorgang mit ähnlichen Verhältnissen in andern mohammedanischen Ländern, [1] so erscheint die Maaßregel keineswegs in einem so monströsen Lichte. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß Mehemed Ali's Herrschaft eine fremde ist; Mehemed Ali versteht das Arabische nur sehr unvollständig, und mag es nicht sprechen; er ist ein Türke, der türkisch spricht und durch Türken regiert. Die religiöse Antipathie der Türken und Araber ist einer Verschmelzung durchaus ungünstig. Die Aemter sind in den Händen der Eroberer, und so war es in Aegypten schon unter den Griechen. Der Vicekönig hat einen Augenblick versucht seine Beamten unter den Eingebornen zu wählen, das gelang aber durchaus nicht; die Fellahs im Besitze der Gewalt drückten ihre Landsleute noch unbarmherziger als die Türken.

Es ist ein Grundsatz der ägyptischen Verwaltung, daß die Regierung nicht verlieren kann. Daraus fließt der Grundsatz der gegenseitigen Verpflichtung, nach welcher ein Dorf oder eine Provinz, die genau ihre Steuern zahlt, manchmal auch noch für das benachbarte Dorf und die benachbarte Provinz zahlen muß, die ihre Steuer nicht abgetragen hat. Dieß System, das für die Steuerpflichtigen sehr entmuthigend ist, und das man auch in Frankreich wenige Jahre vor der Revolution anzuwenden wagte, [2] scheint nicht mehr in Kraft zu seyn. Mehemed Ali hat ein Problem gelöst das unlösbar scheint: er hat das Eigenthum unterdrückt und die Steuer beibehalten; die Länderein, die er den Fellahs lieh unter der Bedingung, daß er den Anbau regeln und die Erzeugnisse zu einem willkürlich festgesetzten Preise verkaufen werde, diese Ländereien sind besteuert. Die Grundsteuer, Miri genannt, bildet mehr als ein Fünftheil des ägyptischen Budgets, das im J. 1840 nach Bowring hundert Millionen überstieg — hundert Millionen! ungefähr so viel als Aegypten den Römern bei einer viersach stärkern Bevölkerung einbrachte.

Den Despotismus darf man Mehemed Ali nicht verwerfen, denn seit den Pharaonen hat Aegypten nie eine andere Regierung gekannt, und zudem ist eine sehr starke Centralgewalt eine Bedingung der Existenz für ein Land, das nur durch die Erhaltung der Canäle und ihrer Vertheilung mit dem Nil bestehen kann. Ich mache alle Mehemed Ali seinen Despotismus nicht zum Verbrechen, ich erklaune nicht über die Opfer an Menschen und Geld, zu denen er Aegypten verurtheilte. Mehemed Ali ist kein Weiser, sondern ein Ehrgeiziger der durch Gewandtheit und Talent zur Macht gelangte, er wollte groß werden und in der Welt etwas gelten, er brauchte eine Flotte und eine Armee, und dazu viel Geld. Er befreigte den Sultan und brauchte viele Soldaten. Er war in den Mitteln Geld und Soldaten herbeizuschaffen nicht sehr gewissenhaft, daher die unbarmherzigen Aushebungen, die übermäßigen Abgaben. Nur kann man, auch wenn die unselige Consequenz von Ehrgeiz zum Druck und zur Aussaugung angenommen wird, doch noch Mehemed Ali zwei gerechte Vorwürfe machen. Warum erschöpft er jetzt, wo er auf die Ausfuhr durch die Wüsten groß zu werden verzichten mußte, und seine Marine mehr zu schaffen hat, immer noch das Land mit einer Habsucht, die seine Entschuldigung mehr hat? Warum, und dieß ist die schwerste Anklage, und die, welche er selbst vielleicht noch am ehesten begreift, warum läßt er sein Volk unterdrücken, ohne auch nur selbst einen Vortheil daraus zu ziehen? Warum duldet er die Unordnung und die Bestechlichkeit in seiner Verwaltung? Warum läßt er einen großen Theil dessen, was man den Fellahs abpreßt, in den Händen seiner Beamten? Der Despotismus muß zu irgend etwas gut seyn. Wenn man die Mamelucken ausgerottet hat, so könnte man wohl auch einige Dutzend verbrecherischer Beamten aufmupfen. Die Fellahs würden viel gewinnen, wenn sie das behielten was der Pascha nicht einnimmt. Man hatte ein Recht von ihm eine Menschlichkeit zu erwarten die ihm nichts kostet, und eine Billigkeit die ihm viel einbringen könnte. Mehemed Ali treibt den Druck zu weit, er macht das Land arm, und möchte es einst noch bereuen, daß seine Regierung so schlecht war, daß sie eine schlechte Speculation wurde.

Man sieht, ich bin keineswegs enthusiastisch für Mehemed Ali. Wenn man den elenden Zustand Aegyptens, die Leiden und Entbehrungen der Fellahs sieht, so kann man, ohne wie gewisse edle Reisende von den Reizbarkeiten des Pascha gänzlich verführt zu seyn, unmöglich sich eines heftigen Unwillens gegen seine Regierung erwehren. Indeß muß man billig seyn: das ganze Uebel stammt nicht von Mehemed Ali her; der Fellah war unter den Mamelucken nicht besser daran, man muß alle Mehemed Ali nicht über alles Maaß hinaus anklagen, und ohne das Unrecht seiner Verwaltung zu beschönigen, das Gute war er that, anerkennen, wenn man auch nicht glaubt, daß es aus Uneigennützigkeit geschah. Wenn er Spitäler gründete, so geschah es ursprünglich allein aus dem Grunde, um weniger Soldaten zu verlieren; die Folgen dieser Einrichtung waren darum nicht minder glücklich, denn durch den Eifer der europäischen Aerzte, an deren Spitze man die Hrn. Clot und Perron nennen muß, folgten Civilspitäler, medicinische Schulen, das Institut der Hebammen und eine Gesundheitspolizei den Militärspitälern nach.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] Siehe über die Bedeutung der moslemitischen Ansichten vom Grundbesitzthum Ausland 1841. Decembet, wo die Folgen für die islamitischen Länder angedeutet sind.

[2] Auch in Indien, wo die gleichen Grundbesitzverhältnisse herrschen, wie in andern moslemitischen Ländern, kam es zum Vorschlag.

Krankheit des Cacaobaums. Nach Briefen aus Jamaica soll der Cacaobaum von einer Krankheit ergriffen seyn, eben so wie die Kaffeestaude in andern Ländern. (Voleur. 30 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 142. 15. Junius 1847.

Die Chuetas in Majorka.

(Nach Franc. Michels: Histoire des races maudites en France et en Espagne.)

Die Verfolgung hatte eine Anzahl Juden nach Majorka getrieben, wo sie im Jahr 1435 das Christenthum wenigstens zum Schein annahmen. Das Volk gab ihnen den Schimpfnamen Chuetas, weil sich nur mit dem Worte „Speckkein" übersetzen läßt.[1] Da sie, wie zu jener Zeit viele Juden und Mauren, nur zum Schein das Christenthum annahmen, um sich den Verfolgungen zu entziehen, vielfach aber insgeheim nach dem mosaischen Gebot lebten, so waren sie den Verfolgungen der Inquisition besonders ausgesetzt, und Fr. Michel führt vom Jahre 1488 bis ins 18te Jahrhundert hinein eine Menge Inquisitionsurtheile an, denen gemäß sie verbrannt, erdrosselt, ihres Vermögens beraubt, kurz mit allen möglichen Strafen belegt wurden. Noch im Jahr 1755 ließ die Inquisition einen Bericht drucken, worin Namen, Beinamen, Stand und Verbrechen aller in Majorka vom J. 1645 bis 1691 verurtheilten Leute verzeichnet waren; der größte Theil derselben waren Chuetas. Dieser abscheuliche Katalog schloß mit einem nicht minder abscheulichen Beschluß der Inquisition. Kurz zuvor hatte man sogar in dem Kloster der Dominicaner die Bildnisse aller derjenigen, die in den Flammen umgekommen waren, mit Angabe der Namen malen lassen, um den Schrecken der angeordneten Hinrichtungen zu verewigen; vergebens hatten die Nachkommen der Unglücklichen zum Theil sehr bedeutende Summen geboten, um die Austilgung dieser Malereien zu erlangen.

Bei diesen strengen Zwangsmaaßregeln sollte man glauben, daß die nicht betroffenen Chuetas, da sie sich stets durch ihre Frömmigkeit auszeichneten, dieselbe Achtung genossen hätten, wie jeder andere Einwohner, dem war aber keineswegs so. Ueber 300 Familien waren noch im Jahr 1782 der allgemeinen Verachtung ausgesetzt wegen ihres Ursprungs, und obgleich sie alle Steuern und Lasten trugen, waren sie doch von allen Ehrenstellen gänzlich ausgeschlossen; sie hatten sich unter dem 12 Febr. 1773 an den König gewandt, um aller Rechte, wie die übrigen Unterthanen, theilhaftig zu werden, aber die Stadt Palma selbst, die Geistlichkeit und die Universität gaben eine Remonstration ein gegen die Ansprüche der Chuetas. Nichtsdestoweniger erfolgte am 10 Dec. 1782 ein Decret, daß man diesen Familien nicht nur erlauben, sondern sie selbst auffordern solle, auch in andern Theilen der Stadt und der Insel, als in der Straße, die sie bisher bewohnten, sich niederzulassen, daß man das Thor, das sie einschloß, niederreißen, und jeden, der sie Juden, Hebräer oder Chuetas nenne, streng bestrafen solle. Dadurch hatten sie wenigstens erreicht, daß man sie nicht mehr verhöhnen durfte, und daß sie nicht mehr eine abgesonderte Bevölkerung bildeten, noch aber waren sie zu Aemtern nicht fähig, und wankten sich deßhalb abermals an den König, der durch Befehl vom 9 Febr. 1785 erklärte, daß sie künftig zum Land- und Seedienst, so wie zu jedem Amte fähig seyn sollten.

Diese Ordonnanzen hätten die Wirkung haben sollen, die Chuetas in den Besitz ihrer natürlichen Rechte, die man ihnen ohne Gewaltthat gar nicht rauben konnte, zu setzen, aber die Tyrannei des Vorurtheils weicht nicht so leicht. Am Ende des 18ten Jahrhunderts bestanden die Chuetas hauptsächlich aus Goldschmieden, Großhändlern oder Schnittwaarenkrämern. Man konnte sie wohl als solche behandeln, ein Caballero konnte sich herablassen, mit ihnen auf der Straße zu reden, in ihren Kaufläden zu kaufen, er konnte sie selbst in sein Haus eintreten lassen, wo er sie in derselben Art, wie jede andere Person desselben Standes empfing, aber er hätte keiner Magd in seinem Dienste, selbst nicht dem geringsten Küchenjungen gestattet, sich mit denselben ehelich zu verbinden; der niedrigste Spitzbube, die verworfenste Dirne hätten eine solche Verbindung mit Abscheu zurückgewiesen. Die Chuetas konnten nicht zu der Ehre gelangen, Mitglieder der Brüderschaft des heiligen Crispins zu seyn oder in die Fleischerzunft zu treten; Zunft und Brüderschaft hätten sich in demselben Augenblick aufgelöst. Man kann sich leicht denken, daß diese Sinnesart noch jetzt, wenn auch nicht mehr in der alten Stärke nachwirkt.

[1] Chuya heißt im majorkanischen Dialekt „Speck" und Chueta ist ein Diminutiv.

Schilderungen aus Brasilien.

2. Wanderung in den Orgelbergen.

(Schluß.)

Die weiteste Reise, die ich machte, war nach einem Landgut, etwa 9 Stunden nördlich von Hrn. Marchs Fazenda. In der Mitte Aprils erhielt Hr. Heath ein Schreiben von der Dame, der es gehörte, Dona Rita Tereza de Roza, die ihn inständig bat, mit mir herüber zu kommen, da ihr Töchterchen einige Tage zuvor von Schlag und Lähmung befallen worden war. Wir wollten am folgenden Morgen aufbrechen, aber ein heftiger Regen stürzte herab, und machte für den nächsten Tag den ohnehin schlechten Weg noch schlechter. Als wir nach dem Hause der Dame kamen, war das Kind den Abend zuvor gestorben, und lag bereits im Sarge in einer kleinen Capelle, die zur

Digitized by Google

Pflanzung gehörte, und in der es beerdigt werden sollte. Man wartete nur noch die Ankunft des Padre ab, der aus einer Entfernung von mehr als 20 Stunden geholt werden mußte. Das Kind war erst acht Jahr alt, war aber lange unwohl gewesen. Als ein Beispiel, wie früh in Brasilien die Frauen heurathen, kann ich hier anführen, daß die Dame selbst uns sagte, sie sey mit zehn Jahren in die Ehe getreten, und vor Vollendung des eilften Mutter gewesen. Sie war 45 Jahre alt und hatte nicht weniger als 25 Geburten gehabt, worunter zehn Zwillingeburten. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen, und sie dankte mir herzlich für meinen Besuch.

Da die Orgelberge sich auf etwa 4000 Fuß noch über die Wohnung Hrn. Marchs erheben, so wünschte ich ungemein etliche Tage unter den hohen Gipfeln zuzubringen, um botanische Sammlungen zu machen. Die einzigen Botaniker, welche Hrn. Marchs Landsitz besucht hatten, waren Hr. Langsdorff, der berühmte Reisende, damals russischer Generalconsul in Brasilien, Burchell, der afrikanische Reisende, und ein Deutscher, Namens Ybotsky. Der erste blieb nur einige Wochen, Burchell anderthalb Monate, und Ybotsky nur zwei oder drei Wochen. Keiner hatte höher als Hr. Marchs Haus botanisirt, und dieser Umstand erregte noch mehr meinen Wunsch, da ich mir auf diesem noch unerforschten Feld viel Neues versprach. Ich hatte den April dazu bestimmt, dieser Monat war aber so naß, daß ich meinen Ausflug auf den Mai verschieben mußte. Am 6ten Morgens brach ich auf, begleitet von vier Negern, worunter einer, Pai Felipe genannt, ein Creole von mehr als 60 Jahren, als Führer dienen sollte. Dieser alte Kerl war einer der rüstigsten Menschen seines Alters, die ich je gesehen; seit seiner Kindheit war er an die Wälder gewöhnt, und einer der besten Jäger der Pflanzung. Die andern drei sollten Lebensmittel tragen und meine Sammlungen mit zurücknehmen. Im Anfang ging es ganz gut, aber bald mußten wir durch Bambus und Unterholz höchst mühevoll uns den Weg bahnen. Einige der Bambus waren von ungeheurer Größe: mehrere die ich maß, hatten sechs Zoll im Durchmesser, und ihre Höhe konnte nicht unter 80 bis 100' seyn. Die Zwischenräume zwischen den Knoten waren gewöhnlich mit Wasser gefüllt, das Prinz Maximilian von Neuwied als ein köstliches Getränke für Jäger und andere Wahllente schildert; ich habe es aber häufig gekostet, und fand es stets so widerlich, daß nur der heftigste Durst mich bewegen konnte, davon zu trinken.

Nahe am Eingang des Waldes kamen wir an einer großen Art Copaifera vorüber, deren Stamm unten durchbohrt war, um den Balsam, den diese Bäume ausschwitzen, zu gewinnen. Meilen weit ging unser Weg einem kleinen Fluß parallel, längs dessen Ufern einige sehr große Bäume wuchsen, unter denen ich eine Art Lorbeer und eine Pleromaart, beide in Blüthe, beobachtete. Das Unterholz bestand aus einer großen Mannichfaltigkeit Farnenartiger Melastomaceen, Myrtaceen, Rubiaceen und einer halbstrauchigen Art Begonien. An andern Orten standen zierliche Baumfarren in Menge bedeckt mit zarten kleinen Arten dosselben Geschlechts, oder mit Luftpflanzen voll schöner Blüthen. Hübsche krautartige Farren und schönblühende Begonien wurden bei jedem Fußtritt niedergetreten. Die Stämme der großen Bäume waren bedeckt mit Bromelien, Tillandsien, Orchideen, Farrn und einer Kletterart von Begonien. Gelegentlich sah man einen großen stufigen Flügelcactus, bedeckt mit Hunderten schöner blaßrother Blüthen von einem Felsen oder dem Stamm eines großen Baums herabhängen. Beim Uebersteigen eines etwa fünfhundert Fuß hohen, im Thale stehenden Hügels fand ich den Gipfel mit mannichfaltigen Arten von Orchideen ganz wörtlich bedeckt, doch hatte ich mit Ausnahme einer schönen, kleinen, so eben blühenden Sophronites grandiflora alle schon in geringerer Höhe getroffen. Hier sah ich auch zuerst die Luxemburgia ciliosa, eine schöne Staude mit großen Doldentrauben von citronenfarbigen Blumen. Ferner bemerkte ich hier zwei Arten von Bambus, die von den großen Arten in den tiefer liegenden Wäldern abwichen. Der Raum zwischen den Knoten war viel kürzer, namentlich bei der einen Art, deren Stamm nur einen halben Zoll im Durchmesser hatte, diese Dicke aber bis zu einer Höhe von 15 oder 20 Fuß behielt. Durch diese Bambus durchzukommen war der schwierigste Theil meiner Tagreise. Gegen 4 Uhr erreichte ich eine Stelle, wo ich beschloß die Nacht über zu bleiben. Während die Neger die Hütte aufschlugen, machte ich einen Gang in die nächste Umgebung, da ich die Höhe des Orts zu 4500 Fuß anschlug. Die erste Pflanze, die meine Aufmerksamkeit lockte, war eine Fackeldistel, die ich für die stutzähnige (truncatus) ansah, die aber eine neue, und vielleicht noch schönere Art war, welche ich zu Ehren des ersten Beförderers meiner Mission nach Brasilien, des Herzogs von Bedford, Cereus Russellianus nannte. Etwas weiter oben an der Seite eines kleinen Wasserfalls wuchs eine schöne dunkelrothblüthige Amaryllis in großer Menge. Mit einbrechendem Abend begab ich mich ins Lager zurück, wo ich ein großes Feuer angezündet fand, gegen 8 Uhr streckte ich mich auf mein Lager von Palmblättern, hüllte mich in meinen Poncho, und schlief bis an den Morgen.

Als ich erwachte, fand das Thermometer auf 46° F. (etwas über + 6° R.). Jetzt begann das Bergsteigen, und nach halbstündiger harter Arbeit erreichten wir eine vergleichungsweise flache bewaldete Stelle. Hier pflückte ich an fruchten Orten ein Eriocaulon, eine kleine Jungfernblüthe (Drosera), eine neue Gentianenart; unter diesen wuchs auch die merkwürdige zweifarbige Burmannia. Auf meinem Gang durch den oben erwähnten Wald sah ich von der neu entdeckten Cactusart eine Menge auf den größern Bäumen wachsen, während die Felsen von Gesnerien und verschiedenen Orchideen bedeckt waren; auf einem fast nackten Theile des Felsens wuchs streckenweise eine große, krautartige Pflanze, die zum Geschlecht der Gentianen gehört; sie ist ein bis zwei Fuß hoch, hat dicke, fastige, blaugrüne Blätter, von denen die obern verwachsen sind, und aus denen ein halb Dutzend Blüthenstiele herausstanden, jeder mit einer einzigen großen Blume, deren Kelch stark aufgebläht und purpurroth gefärbt ist; es ist dieß die Prepusa connata (Gardn.). Die einzige, früher bekannte Art fand Martius auf einem breiten Bergstrich zwischen dem Diamantenland und Bahia; eine dritte wurde später auf dem Gipfel der Orgelberge entdeckt.

Wir kamen jetzt wieder in einen Wald, wo wir viele Jacarandapflanzen fanden, die unser Fortkommen sehr erleichterten. Nach der Menge der Pfade zu schließen, die wir hier trafen, muß der Tapir in diesem entlegenen, einsamen Theil des Gebirgs sehr häufig seyn; hier sind sie noch außer dem Bereich des Jägers, der unter denen in den niedrigen Waldungen starke Verheerungen anrichtete, und hier findet sich auch reichliches Futter für sie. Hinter dem Wald stießen wir auf ein Torfmoos, in welchem mehrere alpinisch aussehende Stauden wuchsen, namentlich eine Bacharis, ein Vaccinium, eine Andromeda u. s. w.; unter dem Moos wuchs ein Eriocaulon und eine schöne Utricularia mit großen herzförmigen Blättern und Purpurblumen in

Digitized by Google

reichster Fülle. Nach dem Gipfel des Berges zu schließen standen wir jetzt in einer Höhe von nahe an 6000 Fuß, und stiegen nun einen mit niedrigen Stauden bedeckten Abhang hinauf, wobei wiederum Tapirspfade uns den Fortgang sehr erleichterten. So erreichten wir endlich einen Punkt, von dem aus wir eine prächtige Ueberſicht über das tiefer liegende Land, namentlich gegen Oſten hatten, wo, ſo weit das Auge reichte, nur Eine Maſſe koniſcher Hügel ſich darbot, und nur Eine Kette ſich bedeutend über die übrigen erhob. Der erreichte Punkt war die Spitze eines der vielen Gipfel, welche die obere Kette der Orgelberge bilden. Etwa 500 Schritte von uns lag ein Gipfel, den ich damals für den höchſten hielt, und der nur drei bis 400 Fuß höher ſeyn konnte als die Stelle, auf der wir ſtanden, aber zwiſchen den beiden Gipfeln lag eine tiefe, dicht verwachſene Schlucht. Es war jetzt zwei Uhr Nachmittags und ſomit zu ſpät um ihn noch zu erſteigen, deßhalb beſchloß ich die Nacht hier zu bleiben und es auf den nächſten Tag zu verſuchen, aber die Neger weigerten ſich, indem kein Waſſer in der Nähe ſey, und da ich kein Mittel hatte ſie zu zwingen, ſo mußte ich ſehr gegen meinen Willen den Gedanken an eine Erſteigung aufgeben; vier Jahre ſpäter war ich während eines nur ſechstägigen Beſuchs glücklicher. Die Höhe des Gipfels, auf dem wir ſtanden, glich einem kleinen Blumengarten; eine hübſche Fuchſie in voller Blüthe zog ſich über den Felſen hin, in deſſen Spalten eine ſchöne Amaryllis wuchs; rings umher zahlreiche blühende Stauden. Die Kühle und Stille der Luft war ganz erfriſchend; nicht ein Ton ließ ſich hören, und die einzigen Thiere, etliche Vögel, die ich ſah, waren ſo zahm, daß ſie uns ganz nahe herankommen ließen. Nach einem ſpärlichen Mahl begannen wir unſere Wanderung abwärts, erreichten unſer Lager mit Einbruch der Nacht, und am folgenden Nachmittag um 4 Uhr ſeufzend unter unſrer Laſt die Fazenda.

Etwa eine Woche ſpäter machte ich einen zweiten Ausflug gleichfalls nach dieſem Lagerplatz, um weitere Exemplare der vielen neuen Pflanzen, die ich dort gefunden hatte, zu ſammeln. Pai Felipe und die drei andern Schwarzen begleiteten mich abermals, wir verließen die Fazenda um acht Uhr Morgens und kamen um drei Uhr Nachmittags an unſern Lagerplatz; am andern Morgen machte ich Ausflüge in der Nähe, und ſammelte eine große Menge Cereus Russellianus. Dieſe Pflanze bietet ein ſchönes Beiſpiel, wie nahverwandte Arten in verſchiedenen Regionen deſſelben Berges ſich repräſentiren: während meiner oftmaligen Wanderungen nach und von den Bergen fand ich Cereus truncatus ſtets auf den dichten Urwald unter 4500′ beſchränkt, während von da an weiter aufwärts in der offneren, kühleren Gegend nur Cereus Russellianus ſich fand. Der Tag war einer der lieblichſten, deſſen ich mich je erinnerte, der Himmel klar und unbewölkt, die Atmoſphäre frei von dem Nebel, der oft beim ſchönſten Wetter die fernen Gegenſtände undeutlich macht. Nachdem ich alle meine Pflanzen zwiſchen Papier geſchlagen, legte ich mich bald nach ſieben Uhr ſchlafen, und ließ mir nicht einfallen, was für eine elende Nacht ich zubringen würde. Ich war kaum am Feuer auf einem Bett von Palmenblättern eingeſchlafen, als ich plötzlich durch einen ſündflutharigen Regen aus meinem Schlummer aufgeſchreckt wurde; eines der plötzlichen und heftigen Gewitter, wie man ſie in gemäßigten Klimaten nie ſieht, zog über uns hin. Wären wir an einem freien Orte geweſen, ſo hätten wir das Herannahen deſſelben bemerkt und uns einigermaßen vorgeſehen, aber die Baumwipfel, unter denen wir uns befanden, hinderten es. Nie war ich bei einem ſolchen Gewitter unter freiem Himmel: das Leuchten der Blitze, das Rollen des Donners, das Brüllen des Windes in den Bäumen, das Fallen verſpallter Aeſte alles trug dazu bei, die Scene furchtbar zu machen. In wenigen Minuten war unſer großes Feuer ausgelöſcht und der Platz ſchwamm in Waſſer; ein dicker Poncho, den ich trug, war ein ärmlicher Schutz für eine ſolche Nacht. In einer halben Stunde kam der kleine Bach neben uns, der während des Tages nur einige Zoll Waſſer gehabt hatte, brüllend wie ein Waldſtrom daher. Die Nacht war pechſchwarz, ſo daß wir gar kein Mittel hatten unſerer Lage einigermaßen abzuhelfen. Welche Nacht ich zubrachte, kann man ſich denken, wenn ich ſage, daß ich von halb acht Uhr Abends bis drei Uhr Morgens unter einem unaufhörlichen Regenguß daſaß. Gegen 3 Uhr begann der Regen nachzulaſſen, und da ich vor Näſſe und Kälte ſchauerte, ſo machten wir mehrere, wirwohl erfolgloſe Verſuche ein Feuer anzuzünden; alles war zu naß zum Brennen und wir mußten die Verſuche einſtellen. Ich lehnte mich an die Wurzeln eines Baums und verſuchte wiederholt eine Stunde Schlaf zu gewinnen, ſchreckte aber immer wieder ſchauernd auf. Nie habe ich das Tageslicht mit größerer Freude durch die Bäume brechen ſehen, und ſobald es hell genug war um fortzukommen, traten wir den Rückweg an. Bald begann der Regen von neuem und dauerte fort, bis wir die Fazenda erreichten.

Die griechiſche Kauffahrteiflotte.

Das franzöſiſche Journal le Commerce vom 1 Junius entlehnt aus dem Moniteur Grec nachſtehende Angaben über die griechiſche Handelsmarine. Das griechiſche Marinedepartement beſteht aus vier Abtheilungen, deren Hauptſitze Hydra, Syra, Skiathos und Miſolunghi ſind. In der erſten zählt man gegenwärtig 1540 Fahrzeuge, in der zweiten 1200, in der dritten 560, in der vierten 520, alſo zuſammen 3820 Fahrzeuge von verſchiedener Tragfähigkeit. Im Laufe des Jahres 1846 wurde die Marine noch um 506 Schiffe vermehrt, trotz der Unfälle die jährlich eine Anzahl derſelben dienſtunfähig machen. Um ſich einen Begriff von dieſem Wachsthum zu machen, muß man die Werften von Syra beſuchen. Die Thätigkeit, welche hier herrſcht, ſetzte ſtets die Reiſenden in Erſtaunen: Rete ſind hier 60—80 Fahrzeuge im Bau, und kaum iſt ein Fahrzeug vom Stapel gelaſſen, ſo tritt ſchon ein anderes an die Stelle. Der Platz genügt nicht mehr, daher die Errichtung neuer Werften im Piräus, Galaxidi und auf Spezzia. Man arbeitet indeß nicht bloß für Griechenland, ſondern es laufen zahlreiche Kuſtrage von Aegypten, dem ſchwarzen Meere, der Türkei, Trieſt, Italien und ſelbſt aus Marſeille ein. In Europa muß ein Capitaliſt für den Bau, dann ein Rheder für die Ausrüſtung, für Lebensmittel und Sold ſorgen. In Griechenland iſt dieß alles anders: ein Capitän verbindet ſich mit etlichen Matroſen. Leicht erhalten ſie von einem Kaufmann Credit für die erſten Anſchaffungen von Holz, Stillwerk und für den Bau, und dieſer verſpricht auch das noch nicht gebaute Schiff zu beſrachten. Iſt das Schiff vom Stapel gelaſſen, ſo bemannen es diejenigen, die es bauen ließen. Von Lebensmitteln iſt weiter nicht die Rede, denn einige Oliven, Zwiebel, trockene Frigen, etwas Zwieback und Waſſer bilden die Nahrung von Capitän und Matroſen, bis die gemeinſame Schuld getilgt iſt, was nach drei bis vier Reiſen geſchehen iſt; bis dahin wird die Fracht in drei Theile getheilt, einer fällt an den Kaufmann, der das Geld herſchoß, einen für den Schiffsbauer, und der dritte für die Capitäne und Matroſen zum Unterhalt ihrer Familien. Gehört einmal das Schiff dem Capitän und Matroſen allein, ſo findet erſterer dalb Gelegenheit letztere hinauszuzahlen; ſo iſt er im Beſitz einer Goelette oder Brick, und die Matroſen im Beſitz eines kleinen Capitals, mit dem ſie alsdalb dieſelbe Laufbahn beginnen. So bemächtigt ſich die griechiſche Marine allmählich der ganzen Frachtſchifffahrt im Mittelmeere, ſchon haben ſie die

Digitized by Google

Frachtfahrern in vielen Häfen der Levante an sich gerissen und brauchen, wie man aus dem Obigen sieht, keine europäische Concurrenz zu scheuen.

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Fünfter Brief.

5. Mehemed Ali; Heliopolis.

(Fortsetzung.)

Die Pflanzungen Mehemed Ali's und seines Sohns Ibrahim sind Specialitäten, aber Specialitäten, die dem Land zum Vortheil gereichten. Alles was Mehemed Ali für den Ackerbau that, hat wahren Nutzen gestiftet; unglücklicherweise hat er zu wenig für den Ackerbau gethan, und zuviel für die Industrie thun wollen. Im fruchtbarsten Lande der Welt wollte er, statt dem Boden leicht zu gewinnende Reichthümer abzulocken, mit Gewalt eine industrielle Thätigkeit entfalten, für welche das Land nicht verbereitet war. Ein künstliches und, wie alles künstliche, ein gewaltsames und unfruchtbares Unternehmen.

Der wahre Dienst, welchen Mehemed Ali der Civilisation erzeigt hat, ist die Abschaffung der Unterschiede unter den Secten und Racen in seinen Staaten. Verschriften, die die zum Chalifen Omar hinaufreichen, befahlen den Christen ihre untergeordnete Stellung durch gewisse äußere Zeichen kund zu geben. Mehemed Ali hat diesem Gebrauch ein Ende gemacht. Uebrigens hatten die Christen schon im 13ten Jahrhundert von mehreren Chalifen die Erlaubniß erhalten sich zu kleiden wie sie wollten, und es herrschte völlige religiöse Freiheit. Im Mittelalter war die Toleranz in den mosleminischen Ländern größer als in den christlichen, weil die Civilisation in manchen Beziehungen weiter vorgeschritten war. Jetzt ist es umgekehrt: die Toleranz mußte aus dem Occident nach dem Orient kommen, der sie nicht mehr kannte. Die Franzosen legten dazu den ersten Keim in Cairo, Mehemed Ali hat denselben befruchtet: seine Toleranz ist freilich weniger aus wahrer Achtung vor der Denkfreiheit, als aus Gleichgültigkeit hervorgegangen, aber jedenfalls können jetzt die Fremden in den Straßen von Cairo umherspazieren, ohne die Beleidigungen fürchten zu müssen, denen sie noch vor kurzem ausgesetzt waren. Beispiel, der sich im J. 1815 zu Cairo befand, erhielt, als er vor einem vornehmen Türken nicht schnell genug zur Seite wich, einen Säbelhieb am Bein, der ihm ein Stück Fleisch wegnahm; jetzt würde derjenige, welcher einen Europäer so behandelte, aufgeknüpft.

Das System von Schulen, welches der Pascha entwarf, bildet ein zu großartige Ganze, als daß es vollständig verwirklicht seyn könnte. Als besondere gut organisirt nennt man die Reitercelschule des Oberst Varin, und die polytechnische Schule unter Hrn. Lambert. Da ich Sr. Hoheit mit einer Hartnäckigkeit, die ihn etwas in Erstaunen setzte, es abschlug die letztere zu inspiciren, so kann ich nichts darüber sagen; gegen die Schule der französischen Literatur hatte ich nicht die gleiche Einwendung, und diese kennte ich also näher beobachten. Die Zöglinge lasen und verstanden sehr gut das Französische, aber andere Fragen über den Werth des Inhalts dessen was sie lasen, setzten sie in Verlegenheit.

Ich besuchte auch die Uebersetzungsschule, an deren Spitze der bekannte Scheich Rifaah steht: eine große Anzahl junger Leute ist beschäftigt mehrere französische Werke über Geographie, Geschichte und andere wissenschaftliche Gegenstände ins Arabische zu übersetzen. Da ich selbst nicht arabisch verstand, so forderte ich die jungen Aegyptier auf mir Wort für Wort ihrer Uebersetzungen ins Französische zurück zu übersetzen, und verglich dieß mit dem Original. Es stimmte nicht immer zusammen, und der Sinn des Originals schien manchmal durch diese doppelte Uebersetzung ganz verloren zu gehen. Uebrigens erfuhr ich, daß diese Uebersetzungen nicht gedruckt würden. Es ist also auch hier, wie fast in allen ähnlichen Anstalten des Pascha, mehr Prunk als Wirklichkeit.

Scheich Rifaah ist ein Mann von sanften, angenehmen Sitten; er hat mehrere französische Werke ins Arabische übersetzt, unter andern die Geometrie Legendre's, und Ibrahim Pascha hat ihn beauftragt ein arabisches Wörterbuch nach dem Plan der Dictionnaire de l'Académie française zu verfassen. Scheich Rifaah, der in Paris war, hat seine Reiseeindrücke herausgegeben. Seit die Orientalen mehr Europa besuchen, hat man mehrere Werke dieser Art, die äußerst merkwürdig sind. Was uns das Merkwürdigste scheint, spricht sie oft gar nicht an, sie haben zu wenig Kenntnisse, um davon sehr in Staunen gesetzt zu werden; andererseits versetzt sie manches was uns ganz einfach scheint, in große Verwunderung, ja in Entzücken; manchmal ertappt man sie auch auf offenbarer Uebertreibung. Es ist jedoch für manche europäische Reisende ein Glück, daß die Völker, von denen sie sprechen, sie niemals lesen werden, sonst möchte die Genauigkeit ihrer Schilderungen auch manchmal nicht viel größer seyn, als der Bericht jenes chinesischen Reisenden, der, um seinen Landsleuten einen Begriff von der Höhe der Londoner Häuser zu geben, behauptet, die Einwohner könnten leicht die Sterne mit der Hand langen.

Trotz allem, was den wissenschaftlichen Anstalten Cairo's fehlt, kann man doch Mehemed Ali den Ruhm nicht versagen, daß er für die Einführung des Unterrichts in seinen Staaten etwas gethan hat. Ich weiß nicht, was aus dem meteorologischen und magnetischen Observatorium geworden ist, aber die orientalische Druckerei in Bulak ist in fortdauernder Thätigkeit, und hat unter andern eine vollständige, wo die Schicklichkeit dieß allzu vollständige Ausgabe der Tausend und Eine Nacht vollendet.

Alle diese Versuche haben ihre kleinlichen und ihre lächerlichen Seiten. Man schickt junge Leute nach Europa, läßt sie in allen Künsten unterrichten, und wenn sie zurückgekommen sind, stellt man sie gar nicht oder höchst unpassend an. Mehemed Ali's Werk ist sehr unvollständig und mangelhaft, aber doch nicht ganz unfruchtbar. Die Umgestaltung des Orients geht langsam und man macht oft ungeschickte, manchmal lächerliche Anstrengungen, aber dennoch geht es vorwärts. Welches wird die Zukunft der Familie Mehemed Ali's seyn? Ich glaube sie endet mit Ibrahim. Die fremden Racen gehen auf dem ägyptischen Boden unter oder entarten: die Kinder der Europäer oder Asiaten sterben fast alle in zartem Alter. Darum recrutiren sich die Mamelucken durch die Sclaverei. Selbst die fremden Vegetabilien arten aus. Die Familie der Ptolemäer ist von dem heldenmüthigen Ptolemäus Lagus an in wenigen Generationen gesunken bis zu dem gemeinen, mißgestalteten Ptolemäus Physcon, oder dem Aufgedunsenen. Die Familie Mehemed Ali's ist von gleicher Zukunft bedroht. Abbas Pascha, der bald zur Regierung gelangen wird, soll physisch und moralisch ein Ptolemäus Physcon seyn. Unter solchen Umständen kann man nur noch wünschen, daß Europa dem unglücklichen Lande zu Hülfe käme; es hätte keine Mühe sich desselben zu bemächtigen. Mehemed Ali hat durch Niedermetzelung der Mamelucken und durch Verjagung der Armauten Aegypten entwaffnet; seine Unterdrücker allein konnten es vertheidigen; die Fellahs, die man mit Stockstreichen unter die Regimenter eintreibt, sind für niemand furchtbar, und das Vornrtheil gegen die Christen ist geschwächt. Ich hörte aus dem Munde eines Arabers die Worte: „Dieß Land wird nie glücklich seyn, als wenn es den Europäern gehört.“ Zum Unglück für Frankreich scheint England diese Eroberung machen zu müssen. Aegypten ist für die Engländer eine Station nach Indien, und sie müssen suchen sich festen Besitz zu sichern. Die Reichthümer, die sie aus dem fruchtbarsten Lande der Welt ziehen könnten, muß sie locken. Bei einem Gastmahl, welches der Reformirte Ibrahim Pascha während seines Aufenthalts in England gab, erklärte Palmerston, England wünsche für Aegypten eine kräftige Regierung. Da nun nach Mehemed Ali und Ibrahim schwerlich eine solche sich in Aegypten festsetzen kann, so bewahrt sich England ohne Zweifel das Recht vor, Aegypten diese starke Regierung zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Journalismus in Italien nimmt einen starken Aufschwung. Am 1 Junius sollten zu Florenz nicht weniger als drei neue Journale: La Patria, L'Ercusco und L'Arno herauskommen. (Roman Advertiser. 29 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 143. 16. Junius 1847.

Indien.

Seit wir zum letztenmal uns mit diesem Lande beschäftigt, (s. N. 320 ff. 1846) ist eine wichtige, wenn auch ganz im Stillen bewerkstelligte Veränderung vorgegangen. England hat factisch, wenn auch noch nicht dem Namen nach das ganze Pendschab unter seine Leitung genommen, und somit seine Eroberungsperiode in Indien nahezu vollendet; wir sagen nahezu, weil noch einige der Fürstenthümer im Gebirg, Gholabs Gebiet vielleicht auch Nepal, in seine Hände fallen müssen. Dieß sind indeß Nebensachen, welche den allgemeinen Satz nicht umstoßen, daß jetzt Indien vom Cap Comorin bis zum Himalaya nur Eine Obergewalt anerkennt, die englische. Wenn man hinsichtlich des Pendschab noch Namen und Form der Sikhherrschaft bestehen ließ, so lag der Grund dieser halben Mäßigung weit weniger in der Lage und in den Verhältnissen des Sikhreichs selbst, als in dem herben Tadel, den man von Seite vieler Engländer in Indien und England befürchtete. Noch ist der Tadel gegen die Besetzung von Sind nicht verstummt, und Sir Ch. Napier, das Hauptwerkzeug dieser Besetzung, ist noch in der letzten Zeit bitterem Tadel ausgesetzt gewesen. [1] Das ist völlig thöricht, denn wer nur einigermaßen dem Gang der Dinge in Indien seit zwanzig Jahren gefolgt ist, muß sich erinnern, wie die englische Regierung — schon vor dem Zuge nach Afghanistan, — den Besitz von Sind erstrebte, aus sehr einleuchtenden Gründen. Einestheils mußte England wünschen, daß sein Besitzthum am Seitlesch die Vortheile des Handels auf diesem Fluß und auf dem Indus genieße, anderntheils aber hing die Sicherheit und Ruhe der innern Provinzen davon ab. Von dem Golf von Cambay bis nach dem von Bengalen hinüber zieht sich ein Hoch- und Gebirgsland, von welchem nur sehr weniges unter directer englischer Herrschaft steht. Gegen Osten ist der Abfall dieses Hochlands, durch den Lauf zahlreicher Flüsse bezeichnet, fruchtbar und ziemlich angebaut, gegen Norden schon wird er ziemlich dürr, und gegen Nordwesten und Westen wird das Land, einige Höhenzüge ausgenommen, fast völlig zur Wüste. Unaufhörlich entstanden in dem genannten Hochlande Räuberschaaren, d. h. kecke Häuptlinge, denen die träge Ruhe unter dem Einfluß der englischen Herrschaft nicht behagte, begannen den Krieg auf eigene Faust, und was die Sache verschlimmerte, diese Freibeuterschaaren standen mit den Parteien an den halb unabhängigen Höfen in Verbindung. Die überwiegende Macht und Entschiedenheit, mit welcher die anglo-indische Regierung in den letzten Jahren gegen Gwalior auftrat, erklärt sich hauptsächlich aus der Besorgniß, daß sich hier ein Kern tüchtiger Truppen mit all den Elementen der Unordnung und des Kriegs, die im Lande vorhanden sind, verbinden möchte. In den Jahren 1830 bis 1833 hatte ein Major Forster, Resident an einem der kleinen ränkevollen Höfe, mit den Freibeuterschaaren einen langen, höchst ermüdenden Kampf, eine wahre „Wildegänsejagd," wie die Engländer sagen, denn waren die Engländer mit ihren Truppen den Freibeutern zu hart auf der Ferse, so flüchteten sich diese nach Pikanir, Dschessulmir und andern benachbarten Provinzen in der Richtung nach dem Seitlesch und Indus hin, wo die Engländer sie nicht verfolgen konnten. Selbst in diesem Jahre ist wieder ein solcher Freibeuter aufgetaucht und hat 3 bis 4000 Mann um sich gesammelt, aber er wird sich nicht so lange behaupten, wie seine Vorgänger, denn er kann nicht nach der Wüste flüchten, weil er vom Seitlesch und Indus her keine Hülfe und Unterstützung mehr erlangen kann.

Wenn somit die Besetzung des Induslaufs schon um der innern Zustände des Hochlandes Malwa willen für die Engländer höchst wünschenswerth war, so wurde sie seit dem Kriege mit Afghanistan völlig unentbehrlich. War der Krieg gegen letzteres Land einmal beschlossen, so mußte die Besetzung Sinds als Angriffsmittel von selbst folgen, und daß aus der temporären Besetzung eine definitive wurde, war mehr eine Sache der Nothwendigkeit, als der Wahl. Wir wollen auf das hinterlistige, ja verrätherische Benehmen der Emirs von Sind keinen besondern Nachdruck legen; es war dieß immer die Waffe des Schwachen gegen den Starken, aber war die Besetzung einmal geschehen, hatte man den Emirs gezeigt, daß sie den Plänen Englands keine Hindernisse in den Weg legen dürften und könnten, so wäre es baare Thorheit gewesen, das Land wieder zu räumen, denn die Emirs, selbst Beluschen, sind die Repräsentanten des räuberischen, kriegerischen Volks in den Bergen, sie hätten fortwährend von da Verstärkungen an sich gezogen, alle Unruhen im Hochland Malwa direct oder indirect unterstützt, sie wären ein Stützpunkt für die Sikhs und deren Plane gegen Indien geworden, kurz die Verlegenheiten der anglo-indischen Regierung hätten sich ins Unerträgliche gesteigert, abgesehen davon, daß Englands Handel über den Indus nach Innerasien hinein fortdauernd in den Händen der Beluschen gewesen wäre. Es ist dieß keine Vertheidigungsrede für die Engländer, sondern nur eine Schilderung der Zustände, eine Erklärung des Verfahrens der anglo-indischen Regierung, der man wohl im vorigen Jahrhundert, nicht aber in diesem Ländergier vorwerfen konnte; sie hat stets nur à son corps défendant,

[1] Er hat sich darüber, seltsam genug, in einem neuerlichen Tagsbefehl gerechtfertigt.

Digitized by Google

wie die Franzosen sagen, Eroberungen gemacht, und wäre dieser, so wie jetzt des Pendschabs, gerne ledig gewesen, denn die Besetzung dieser Länder kann ihr nur Lasten bereiten.

Auf diese Lasten stützt man sich um gegen die Besetzung Sinds zu remonstriren; abgesehen vom Kriege, der nach zwei allerdings hitzigen Schlachten im allgemeinen zu Ende war, mußten sie hier vorerst 25,000 Mann, zu einem Drittheil vielleicht europäische Truppen, unterhalten, was nicht nur die Einkünfte des Landes weit überstieg, sondern auch durch jährlich wiederkehrende Krankheiten, besonders Cholera, herbe Verluste herbeiführte. Regimenter wurden nicht gegeben, das wäre erträglich gewesen, sondern zum dritten Theil oft zur Hälfte hingerafft; nur erst seit kurzer Zeit hat es die englische Regierung dahin gebracht, aus den vorher so widerstrebenden Belutschen selbst Regimenter zu bilden, und bald dürfte eine ziemliche Anzahl derselben den sichern Sold der Engländer dem unsichern Raub und dem herumstreifenden Leben vorziehen. Zudem geben, was man auch sagen mag, von Versen her — ob durch russische Veranstaltung müssen wir freilich dahin gestellt seyn lassen — allerlei Intrigunen vor, welche es der anglo-indischen Regierung unerläßlich machen, diese Gränzen zu decken. Politische Rücksichten sprachen also übermächtig für die definitive Besitznahme von Sind, und so wird England durch eine wahre Fatalität vorwärts getrieben, alles Land zwischen Cap Comorin, Himalaya und Hindukusch in Besitz zu nehmen. Dagegen gibt es kein Mittel, und manche anglo-indische Blätter, so wie mehrere ihrer Nachdeter in London, geben sich ganz umsonst Mühe, dagegen anzukämpfen.

Einen neuen Beweis hievon liefern die Zustände im Pendschab. Wir haben in den Rückblicken des vorigen Jahrs die damals noch drohend erscheinenden Aufstände gegen die Sikhregierung und gegen Gholab übersichtlich geschildert und gezeigt, wie es namentlich die afghanische Bevölkerung im Westen und Norden war, welche sich widerspänstig zeigte; alles deutete darauf hin, daß diese das Sinken der Regierungsgewalt benütze, um sich des verhaßten Jochs der Sikhs und des nicht minder unglaubigen Gholabs zu entledigen. So gewiß auch dieß Streben in der nächsten Zukunft vorherrschen wird, so war doch vorerst der Aufstand, namentlich des Scheichs Imam eddin in Kaschmir, ein wahres Trugbild, indem es sich herausstellte, daß Imam eddin durch die hinteristigen Aufreizungen Lall Singhs, des Westes in Lahor, zum Aufstand getrieben worden war. Die auffallenden Rüstungen, welche die anglo-indische Regierung anordnete, und die sich, die Truppen Gholabs, die Hülfstruppen der Sikhregierung und die englischen Streitkräfte zusammengerechnet, auf 50,000 Mann belaufen mochten, zeigen zur Genüge, daß man hinter dem Aufstande der moslemitischen Bevölkerungen afghanische Einflüsse witterte. Zeitig stieg indeß, — wie sich durch eine Privatsendung des Generalgouverneurs an Imam eddin ergab, — der Verdacht hinterlistiger Aufreizung auf; Imam eddin lieferte Lall Singhs Briefe aus, der Generalgouverneur ließ letzteren von einem Rath der vornehmsten Sikhs den Proceß machen, und ihn dann nach den englischen Besitzungen abführen. Dieß zeigte zur Genüge, daß sich England der Oberleitung des ganzen Sikhstaats bemächtigen müsse, wenn es Ruhe haben wollte, und demgemäß wurden denn auch die Maaßregeln ergriffen.

Daß die englischen Truppen länger in Lahore bleiben würden, ließ sich voraus erwarten, zudem sollten Sikhtruppen ausgeboben und von englischen Officieren befehligt werden, natürlich alles auf Kosten des Sikhstaats; die Rani ward nebst ihrem Sohn unter strenge Aufsicht gestellt, was indeß allerlei Intriguen selbst mit dem abgeführten Lall Singh nicht hinderte. Das sind indeß lauter Angelegenheiten, an welche die Engländer in Indien allzu sehr gewöhnt sind, als daß sie sich sonderlich darum kümmern sollten, sie kennen den verschlagenen Charakter der Asiaten zu gut, um sich durch irgend einen Schein täuschen zu lassen; deßhalb geht ein System der Spionerie durch alle die kleinen Höfe und wird wohl auch in vollem Maaße an dem Hof von Lahor eingeführt werden seyn. Dabei werden indeß vorerst die öffentlichen Vorsichtsmaaßregeln keineswegs vernachlässigt. Die Bergkämme, welche sich fortwährend über Gholab Singhs harte Herrschaft beklagten, erhielten von den englischen Agenten die Weisung, sie wüßten jetzt, an wen sie sich zu wenden hätten, wenn man sie zu sehr drücke; d. h. mit andern Worten, man werde Gholab Singh gehörig auf die Finger sehen, daß er nicht seine neuen ihm von den Engländern überlieferten Unterthanen allzu sehr aussauge. Gholab Singh, der verrufene Tyrann, war auch, was man sagt, um den Finger zu wickeln: er hatte seine Gefangenen freigelassen, Hunderte von Dschagirs (Landgüter) ihren Besitzern zurückgegeben, er that alles, um die Wittwenverbrennungen abzuschaffen, verbot den Kindermord durchaus, kurz zeigte sich der anglo-indischen Regierung auf alle Weise gefällig, so sehr, daß die Engländer aus gerechtem Mißtrauen in keiner Weise ihn aus dem Auge ließen: er sollte ihr eingeborner Gouverneur über ein Land seyn, das sie nicht in directe Verwaltung nehmen wollten. Innerhalb dieser Schranken muß er sich halten, oder sie werden das Werkzeug schnell zerbrechen.

Die Engländer wissen recht wohl, was die Hauptpunkte sind, auf welche sie ihre Aufmerksamkeit zu richten haben. Das Hauptquartier aller Unzufriedenen, aller deren, welche gegen die Engländer erbittert waren oder sich erbittert zeigten, war in den letzten Jahren Lahor gewesen, jetzt ward es nach Kabul verlegt, und Akbar Chan, der alte Gegner der Engländer, war natürlich das Haupt dieser Partei. Nicht nur war bereits eine Anzahl Sikhgenerale nach Kabul gezogen, und hatte trotz der alten Feindschaft gegen die Moslems Dienst genommen, sondern ein Theil der Sikhgarnison zu Peschawer war auch, wohl nicht ohne Zuthun der Officiere, entwichen und zu den Afghanen übergegangen. Daß solche Dinge vorgingen, wußten die Engländer längst; deßhalb erhielt auch Major Lawrence den Befehl, sobald er die Angelegenheiten von Lahor nur einigermaßen beendigt hätte, vier Sikhregimenter aufzuheben und mit diesen nach Peschawer zu marschiren, um einen andern Gouverneur einzusetzen; der alte Gouverneur ward sehr unceremoniös abgesetzt und erhielt gleich nach der Ankunft des Major Lawrence den Befehl, sich sogleich aus Peschawer zu entfernen, was er sich auch nicht zweimal sagen ließ. Der neue Gouverneur, ein gewisser Gholab Sing Provindia, hatte die Proben seiner Ergebenheit für England seit Jahren abgelegt: er war es gewesen, der im Auftrag Schir Sings, des vorigen Maharadscha in Lahor, welcher aus Erbitterung über seine Ergebenheit für die Engländer ermordet wurde, den General Sir H. Pollock auf seinem Rachezug nach Afghanistan durch den Khyberpaß begleitet hatte und dafür von seinen Soldaten fast ermordet worden wäre. Er war also den Engländern schon längst mit Leib und Seele verfallen, somit für sie das passende Werkzeug.

Dieser einzige Zug zeigt die Stellung der Engländer zur Genüge: sie haben es durchaus mit feindseligen Elementen zu

Digitized by Google

thun; der Stand der Ackerbauer und Kaufleute, die ihnen geneigt wären, ist völlig machtlos, über die andern Theile der Bevölkerung müssen sie durch die Ueberlegenheit ihres Geistes, ihrer Disciplin, durch die Einheit ihrer Maaßregeln und durch die Macht ihres Geldes herrschen. Das reicht auch für jetzt noch völlig aus, denn die Mittel, welche Asiaten gegen sie aufbieten können, vermögen keinen Vergleich mit den ihrigen auszuhalten. Aus dem Obigen ersieht man auch, wie sehr das Glück sie begünstigt; das Haupt der anti-englischen Verbindungen, Akbar Chan, verstirbt, dessen Muth und Entschlossenheit hauptsächlich den Aufstand der Afghanen geleitet und die Niederlage der Engländer in den Gurdebaul-Pässen herbeigeführt, starb — wenn die anglo-indischen Zeitungen recht berichten, — am 8 Febr., wie man sagt an Gift. Die englischen Blätter in Indien, selbst eine Regierungszeitung, entblödeten sich nicht das Gerücht auszustreuen, Dost Mohammed selbst, sein Vater, habe ihm das Gift beibringen lassen; man könnte mit eben so viel Fug behaupten, die anglo-indische Regierung habe ihn vergiften lassen, denn er konnte unmöglich zu einer gelegenern Zeit für sie sterben, wenigstens würde man der anglo-indischen Regierung um kein Haar mehr Unrecht thun, als sie selbst dem alten, dem Grabe nahen Dost Mohammed thut, indem sie ihn des Mords an seinem eigenen Sohn beschuldigt. Ueberhaupt ist das System der Engländer, auf das Haupt ihrer Feinde in Indien jede Art von Schmach und Schande zu häufen, eine Niederträchtigkeit, deren sich viele Engländer selbst schämen. Die englischen Regierungsjournale haben alles gethan, um den ihnen verhaßten Akbar Chan als einen gemeinen Trunkenbold und Mörder zu schildern, als ob die Schmach ihrer Niederlage dadurch vermindert würde, daß sie den Urheber derselben herabsetzen. Die Indian News (vom 25 März) sagen hierüber mit gerechter Entrüstung: „Die Delhi Gazette fährt fort, Dost Mohammed den Mord seines Sohnes Schuld zu geben, nachdem sie selbst zugestanden, daß nicht eine Spur von Beweis gegen ihn vorhanden ist. Die Ansichten einiger Journale hinsichtlich der moralischen Verantwortlichkeit scheinen sonderbar. Eine unwahrscheinliche oder unbewiesene Behauptung zu verbreiten, scheint tadelswerth nur dann, wenn ein Engländer oder ein Freund der Gegenstand ist, aber gegen einen Eingebornen kann man alles behaupten, auch auf die leichtesten Gründe hin, und selbst nachdem die Nichtigkeit der Anklage bewiesen worden." Wir führen um so lieber dieß englische Zeugniß an, als es zeigt daß es ein sehr gewöhnliches Verfahren ist, die Eingebornen, welche sich nicht der englischen Herrschaft sklavisch fügen, mit allen möglichen Schimpfnamen zu belegen und ihren Charakter zu verdächtigen. In dem vorliegenden Falle ist aber dieß Benehmen um so niederträchtiger, als sich Dost Mohammed, um nicht einen abermaligen Kriegszug gegen sein Land zu veranlassen, gerade als den Gegner der Plane Akbar Chans gegen die Engländer gezeigt hatte. Dieß geht wenigstens aus der fortlaufenden afghanischen Correspondenz eben der Delhi Gazette hervor, welche Dost Mohammed so unverantwortlich beschuldigte. Daß er mit seinem Sohn nicht im besten Vernehmen stand, scheint ganz richtig, denn Akbar Chan, ein junger, unter Stürmen herangereifter Mann, der aus politischen und religiösen Gründen stets einem Kriegszug gegen Britisch Indien geneigt war, und selbst noch auf dem Todbett seinen Vater dazu ermuntert haben soll, hatte dem alternden Dost Mohammed nach und nach den größten Theil seines Einflusses entrissen, und strebte sichtlich dahin die widerspenstigen Clanhäuptlinge seiner Führung fügerer zu unterwerfen, als dieß bis jetzt der Fall gewesen war. Daß er mit den Fürsten von Candahar und dieser mit Persien in Verbindung stand, scheint ziemlich gewiß, und da er seine Feindseligkeit gegen England nie verheimlichte, so läßt sich der Zorn vieler Engländer gegen ihn erklären, und ihre Maaßregeln in Peschawer,[1] so wie gegen jedes Auftreten der afghanischen Bevölkerung im westlichen Pendschab, sind sehr natürlich.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Fünfter Brief.

5. Mehemed Ali; Heliopolis.

(Fortsetzung.)

Eine gute Stunde von Cairo ist die Stelle von Heliopolis, der berühmten Stadt, wo Eudoxius und Plato studirten; von ihr ist nichts mehr als ein Obelisk übrig, auf dem man den Namen des Königs Osortasen I liest, der mehrere Jahrtausende vor Sesostris lebte. Der Obelisk von Heliopolis ist somit älter als der in Paris; ein solches Denkmal verdient also wohl besucht zu werden. Wenn man von Cairo nach den Ruinen von Heliopolis geht, kommt man zuerst zwischen Schutthaufen an einen Begräbnisplatz, dann auf eine dürre, unfruchtbare Ebene, wo sich mitten im Sande Denkmäler von ausgezeichnetem Geschmack erheben, die unter dem Namen der Gräber der Khalifen bekannt sind, die man jedoch Gräber der Sultane und Fürsten Aegyptens nennen sollte. Es sind zugleich Gräber und Gebetsorte. Die Verbindung dieser beiden Begriffe ist in Aegypten alt und dem Herzen des Menschen natürlich. Man bemerkt diese doppelte Bestimmung in dem Denkmal Barkuks und in dem Caid Beys; das erste ist aus dem 12ten, das zweite aus dem 15ten Jahrhundert, und dieß letztere gilt mit Recht als ein Muster des Zierlichsten, was die arabische Architektur hervorbringen kann.

Die muselmännische Architektur erinnert immer an die christliche, so sehr sie sich auch unterscheiden: der allgemeine Charakter der letztern ist Kühnheit und Großartigkeit, der Charakter der andern eine Art Koketterie und Laune. Beide entsprangen, wie ich glaube, aus der griechisch-römischen Architektur und modificirten sich nur, die eine nach dem strengen Geiste des Occidents, die andere durch den Sinn für das Zierliche. Die Kuppeln, die ich vor Augen habe, sind unzweifelhaft byzantinischen Ursprungs; dem Erste bemerkt mit Recht, sie kämen nicht von den Arabern stammen, da sein von den Arabern aufgeführtes Gebäude, die Kaaba mit eingeschlossen, ein rundes Gewölbe darbietet. Griechenland hat den Arabern die Grundsäge ihrer Architektur, wie ihrer Wissenschaften und ihrer Philosophie geliefert. Die Aehnlichkeit der Denkmäler des arabischen und des europäischen Mittelalters sind manchmal auffallend treffend trotz der Verschiedenheit im Geiste der Kunst und der Religionen. Manchmal weiß man in der That nicht, auf welcher Seite die Originalität, und auf welcher die Nachahmung ist. Die unglaublich zierliche Kanzel der Moschee des Barkuk scheint ihr Vorbild in den Emporkirchen der christlichen Basiliken zu haben, deren Nachahmungen sodann die orientalische Phantasie bis ins Uebermäßige auszuschmücken. Haben auf der andern Seite die zierlichen Minarets nicht den Gedanken zu den hübschen Campanile's Italiens angegeben, denen sie so sehr gleichen? Die Moschee Barkuks hat zwei Minarets, welche durchaus den Eindruck zweier Glockenthürme an einer Kirche machen. Die Mauern der Moschee bestehen aus regelmäßig mit einan-

[1] Es ist auch auffallend, daß sie Sultan Mohammed, Khan nicht haben zurückkehren lassen. Dieß ist ein Bruder Dost Mohammeds, und ihm war bei der Theilung des afghanischen Reichs unter den Brüdern der Bareseli-Familie Peschawer zugefallen; Runjeet Singh schickte ihn, als er sich Peschawers bemächtigt hatte, nach Lahor als Geisel, und er durfte auch unter den Nachfolgern Runjeet Singhs nicht zurückkehren. Daß ihm dieß auch von Seiten der Engländer nicht gestattet wurde, beweist, daß sie in die Fußstapfen der Politik Runjeet Singhs treten, und die Afghanen, die alten Feinde Indiens, auf jede Weise fern halten und schwächen wollen.

Digitized by Google

der abwechselnden Lagen weißer und rother Steine. Diese Anlage kennte wohl den Gedanken zu einer ähnlichen Abwechslung weißer und schwarzer Steine geben, wie man sie in mehreren italienischen Kirchen, zu Genua, Pistoja u. s. w. bemerkt.

Die Bemerkung, die ich schon zu Alexandrien machte, ergibt sich auch hier: der orientalische Charakter der venetianischen Architektur ist Aegypten entlehnt. Quatremère Quincy hat dieß vor mir bemerkt; er scheint die Gräber der Chalifen zu beschreiben, wenn er „von dem orientalischen Geschmack für Arabesken. Mosaïks, Marmorverkleidung, von der Stellung der kleinen Kuppeln spricht, die man in den Werken der Saracenen findet, und welche die Venetianer aus Aegypten herübergebrachten." Die Mosaïks und Kuppeln von St. Marcus erinnern im Großen an die, welche ich hier sah. Es ist etwas arabischen in der byzantinischen Kirche von St. Marcus, wie wir gesehen, daß sich in den arabischen Moscheen von Cairo etwad Byzantinisches findet.

Nachdem wir das arabische Mittelalter in seinen zierlichsten Bauten bewundert, wollen wir auch die ehrwürdigsten Ueberreste der Baukunst der Pharaonen, den Obelisken von Heliopolis, den ältesten der Welt begrüßen. Rechts am Wege, den wir verfolgen, ist eine angebaute Ebene, links ist die Wüste. In der Umgebung von Heliopolis wächst der Baum, der den Balsam liefert. Nach einer christlichen Sage entsprosse er an diesem Orte durch die Kraft des Wassers, in welchem die heil. Jungfrau auf der Flucht nach Aegypten die Windeln des göttlichen Kindes gewaschen: nach der Geschichte brachte Cleopatra ihn aus Judäa mit, wo sie ihre Verführungskünste an Herodes versucht hatte. Der Umstand, daß eine so bedeutende Stadt wie Heliopolis sich in solcher Nähe von Memphis erheben konnte, erklärt sich daraus, daß beide dem Punkt nahe lagen, wo der Nil sich in verschiedene Arme theilt, und daß alle Produkte Niederägyptens hier zusammenströmen mußten. Der Name Heliopolis ist die griechische Uebersetzung des ägyptischen Namens, da die Stadt dem Horus geweiht war. Die Schutzgötter der ägyptischen Städte waren für sie, was die Heiligen für unsere neuen Städte sind.

Schon zu den Zeiten Strabo's war Heliopolis von seinem alten Glanze herabgesunken; sie trug zahlreiche Spuren der Verwüstung durch Cambyses. Strabo nennt sie verödet. Dieser alte Schriftsteller fand hier schon Ruinen, und neugierig, wie wir es jetzt sind, fragte er nach dem Collegium der Priester, in deren Mitte Plato und Eudoxus Astronomie studirt hatten; niemand wußte, wo dieß Collegium war, nicht einmal der Cicerone Strabo's, der Aegyptier Chäremon, unwissend und geschwätzig wie die Ciceronés aller Zeiten. Später schrieb Manetho zu Heliopolis sein unglückselberweise verlorenes gegangenes Buch über die ägyptische Geschichte, von dem wir dieß das Inhaltsverzeichniß übrig behalten haben, ein kostbarer Ueberrest, der in Folge der Entdeckungen Champollions mit jedem Tage ein helleres Licht auf die ägyptische Chronologie wirft. Im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war alle Einsicht zu Heliopolis erloschen, und man weiß nur, daß Gallinikus dort geboren sein soll, welcher nach der Angabe byzantinischer Geschichtschreiber die Erfindung des griechischen Feuers nach Konstantinopel brachte. Dieß griechische Feuer soll in den Mysterien gebient haben, um durch Flammenerscheinungen, durch das wunderbare Schauspiel einer unter dem Wasser fortbrennenden Feuerei den Muth der Eingeweihten zu erproben. Es ist nicht unmöglich, daß das griechische Feuer und somit auch das Pulver ägyptischen Ursprunge ist. Indeß findet sich auf den alten Denkmälern, wo doch so viele kriegerische Scenen vorkommen, keine Andeutung davon, obwohl der Salpeter in Aegypten sehr gewöhnlich ist, und an der Oberfläche des Bodens und an den Ruinen hervorwächst. Indeß ist zu bemerken, daß im J. 670, zu welcher Zeit Callinikus, dessen griechischer Name schon jenen Gedanken an ägyptische Priesterweisheit schaft zu entfernen scheint, das Geheimniß einer dem Pulver ähnlichen Zusammensetzung besaß, die Araber schon seit 40 Jahren in Besitz des Landes waren, wo jetzt Cairo steht, und somit auch im Besitz von Heliopolis. Alles läßt vermuthen, daß die Araber die Kunst den Salpeter zu bereiten von den Chinesen gelernt haben, denn sie nennen ihn chinesischen Schnee. Es ist kein Zweifel, daß die Chinesen lang vor dem siebenten Jahrhundert das Pulver kannten, sie kennten bei den alten Verbindungen West- und Ostasiens die Erfindung den Arabern mittheilen, und so konnte sie nach Heliopolis und an Callinikus gelangen. Der Name „griechisches Feuer" beruht also, wie so manches andere, auf einem Irrthum. Das Feuer ist vielleicht ägyptischen, vielleicht arabischen, wahrscheinlich chinesischen, aber gewiß nicht griechischen Ursprungs.

Der Obelisk von Heliopolis erhebt sich in Mitte eines Gartens. Dieselbe Inschrift ist, einige leichte Veränderungen abgerechnet, auf allen vier Seiten eingegraben; die vierte ist ganz bedeckt durch die Arbeiten der Maurerbienen, und nur Eine ist ganz rein. Diese kurze Inschrift genügt, um uns zu belehren, daß Obelisken I den Obelisken errichtete. Der Titel, den er annimmt, „Beherrscher von Ober- und Unterägypten," ist seine grundlose Anmaaßung, denn andere Denkmäler, welche die Zeit verschont hat, beweisen die große Ausdehnung der Macht dieses alten Königs. Am andern Ende der ägyptischen Welt, in Nubien, nahe am zweiten Cataract fand noch vor wenigen Jahren ein Pfeiler mit einer Inschrift zu Ehren Osortasens, des Besiegers der mit Bogen bewaffneten Barbaren. Sein Name ist auch im Heiligthum von Karnac und auf dem Felsen des Berges Sinai eingegraben. Die Bildsäulen, die seinen Namen tragen, sind von ausgezeichneter Schönheit, und die Vollkommenheit der Hieroglyphen, mit denen sie geschmückt sind, zeigt die hohe Stufe der Kunste Aegyptens zur Zeit, wo Heliopolis blühte, das schon zur Zeit Strabo's in Verfall war. Der noch unvere letzt aufrecht stehende Obelisk ist ein Ueberrest, der die alten Herbeerungen der Hirtenvölker so wie die spätern durch Cambyses überdauerte; er stand vor dem Sonnentempel, und dem Gebrauch gemäß stand ein zweiter ihm gegenüber. Vorecke sah noch die Trümmer des Tempelthors. Andere Obelisken standen noch zur Zeit Strabo's; zwei derselben sind zu Rom, der eine auf der Piazza del Popolo, der andere hinter dem Plaze Antonine. Der erste stammt aus der Zeit des Sesostris, der zweite reicht nicht weiter als bis zu Psammetich hinauf; Augustus ließ sie nach Rom schaffen.

Im Mittelalter zeigte Heliopolis noch viel bedeutendere Ruinen; der Reisende Abdullatif fand noch die beiden Obelisken des Sonnentempels, von denen jetzt nur noch Einer steht; der andere war schon gefallen. Man weiß genau die Zeit seines Falls: er fand am vierten Ramadan des J. 656 der Hedschra statt; der welcher noch aufrecht stand, hatte zur Zeit Abdullatifs auf seiner Spitze ein Pyramidion aus Kupfer. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Merkwürdiger Fossilienfund zu Odessa. In der sinnischen Wissenschaftsgesellschaft wurde (am 29 Mrrh) ein Auszug aus dem Schreiben Staatsrath von Nordmanns in Odessa an Professor Ximoni mitgetheilt, worin es heißt: Im Laufe des verflossenen Sommers wurde in der Stadt Odessa selbst in dem nach der Quarantäne hinführenden Hohlweg unter einem mächtigen Lager von Muschelkalk im Diluvialsand ein reiches Lager von Fossilien gefunden, darunter 6 Arten Elephanten, 1 Rhinoceros, 1 Lophiodon, zwei Arten von Ochsen, 4 bis 5 Arten von Hirsch, Antilope und Schaf, ferner Bären, Hyänen, Hunde, drei sehr große Katzen oder Wiesel, ein unbekanntes wiederkäuendes Thier zwischen den Geschlechtern Bos und Cervus u. s. w. Es ist dieß das erstemal, daß man in Rußland ein so reiches Lager von fossilen Wirbelthierresten gefunden hat. (Akkonbl. 26 Mai.)

Neue Art Diamanten. In derselben Versammlung zeigte Staatsrath Nordenskjöld ein Mineral vor, das in den sibirischen Goldsandwäschereien bei Nishnetagilsk gefunden wurde. Es sind zwei kleine Krystalle, welche eine so frappante Aehnlichkeit mit dem Diamanten haben, daß sie selbst von einem gewöhnten Auge verwechselt werden könnten. Die specifische Schwere ist etwas geringer, als die des Diamanten, die Härte etwas größer als die des Granaten. Das Mineral besteht aus Silicaten mehrerer Erdarten; eine eigentliche Analyse ist aber noch nicht vorgenommen worden. Hr. von Nordenskjöld schlug vor das Mineral Diamantoid zu nennen. (ibid. 29 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 144. 17. Junius 1847.

Besuch des Athos. [1]

(Nach Dem. Papety. Revue des deux mondes. 1 Juinst.)

Ich bestieg zu Athen mit einem Dragoman die Brick Argos, um den Athos, den heiligen Berg, zu besuchen. Schon am dritten Tage nach meiner Abfahrt setzte mich der Commandant ans Land am Ostende der Halbinsel, wo das Kloster der Agia Laura nebst Vatopädi, Jeiron und Xylandari liegt. Er versprach mir nach Karies, der Hauptstadt der Republik, mit unserem Gesundheitspatent einen Boten zu schicken, der noch vor mir und meinem Dragoman eintreffen solle. Ich verließ mich darauf, betrat das Land, und ging geraden Wegs auf das Kloster Agia Laura zu, wo ich von dem Igumen aufgenommen wurde, der mir jedoch sagte, ich müßte mich zuerst in Karies zeigen, um die Erlaubniß zur Durchwanderung der Halbinsel zu erhalten. Inzwischen aber gestattete er mir das Agia Lauraskloster zu sehen. Das System des Baues ist in allen Athosklöstern so ziemlich daßelbe. Außen steht man nichts als eine Masse von ein- und ausspringenden Winkeln, in denen man vergebens einen architektonischen Zusammenhang sucht. Dieser Mangel erklärt sich aus der Art, wie diese Gebäude entstanden; kein harmonischer Plan konnte da existiren, wo man sich beschränkte neue Bautheile hinzuzufügen, in dem Maaße, als sich die Zahl der Mönche vermehrte. Jedes Kloster hat nur Ein Thor, das man beim Eintritt der Nacht schließt; die sehr kleinen Fenster sind gar nicht zu erreichen. Oben über den Mauern sind Holzbauten, die vorspringen, wie bei den türkischen Häusern, und blutroth bemalt sind. Im Innern ist der allgemeine Plan dieser Klöster ein Viereck, um welches sämmtliche Zellen der Mönche ohne alle Symmetrie und mit Verschränkung von Treppen und Kammern in mehrern Stockwerken über einander geschichtet sind. In der Mitte ist die Hauptkirche, umgeben von einer Menge Capellen, deren Bau nichts besonderes darbietet. Die meisten dieser Gebäude, welche nicht mit dauerhaftem Material, sondern bloß aus Backsteinen und Kalk aufgeführt sind, bekommen leicht Risse, was die Mönche zu häufigen Ausbesserungen nöthigt, und somit den ursprünglichen Styl vollkommen ändert. Man bemerkt auf diesen Mauern allenthalben steife, trübselige, strenge Bilder, die mit den schönen Köpfen der Mönche und ihrer trägen, einfältigen Miene einen seltsamen Contrast bilden.

Nachdem ich die dunkeln Gänge durchlaufen, deren Atmosphäre ekelhaft und deren Anblick widerlich ist, wurde ich in den Empfangsſaal geführt. Ehe die Mönche auf die Estrade stiegen, die sich in der Mitte des Saals erhebt, zogen sie ihre Pantoffeln aus, um barfuß auf den Matten zu gehen, und wir setzten uns auf die sehr niedern Divane rings um den Saal. In der Nähe der Ellenbogen und Küssen sind kleine Fenster, die auf das Meer hinausgehen, und von denen aus man die Insel Lemnos erblickt. Hier bringen die Mönche oft ganze Stunden zu ohne ein Wort zu sprechen. Die geistige Thätigkeit, welche einst Agia Laura, so wie die übrige Mönchsbevölkerung des Athos beseelte, ist längst erloschen. Die Bibliotheken sind gänzlich verlassen und die Mönche kennen nicht einmal mehr die Titel der Bücher, die darin sich befinden. Nur einige derselben, die in Klosterangelegenheiten nach Saloniki gehen, benützen ihren Aufenthalt in dieser Stadt, um hier einige unvollständige ärztliche Begriffe und etwas von der türkischen Sprache aufzuschnappen. Die uniformlichen Malereien, welche jetzt auf dem Berg Athos die byzantinische Kunst repräsentiren, zeigen nur, wie tief die geistige Thätigkeit der Bewohner des heiligen Bergs gesunken ist; in den ersten Jahrhunderten nach der Gründung der Athosklöster hatte die christliche Kunst hier ihren Mittelpunkt, und die Mönche bildeten die leitende Schule in ganz Europa.

Aber nicht allein Kunst und Wissenschaft, auch das materielle Leben liegt in kläglicher Erstarrung: der Ackerbau ist gänzlich vernachlässigt, die Verbindungen von einem Kloster zum andern sind höchst schwierig, und man thut nichts um die Pfade gangbar zu machen; das Land ist von zahlreichen und tiefen Schluchten durchschnitten, und durch die dichte Vegetation der Insel kann das roheste Fuhrwerk nicht durchkommen. Die Mönche haben indeß wenig Bedürfnisse, was ihre Neigung zur Trägheit nährt, denn sie leben ausschließlich von Gemüse und Fischen; Fleisch ist ihnen durch die Regel des h. Baßil, welche die Mönchsorden des Orients seit dem vierten Jahrhundert befolgen, verboten.

Ich beeilte mich auch die anderen Theile des Berges zu besuchen, da ich bei einem längern Aufenthalt in Agia Laura wenig mehr lernen konnte, und verließ demnach das Kloster. Die Mönche verlangen nichts für die Kosten des Aufenthalts, fordern aber, daß man beim Weggehen das Doppelte deſſen, was man sonst zahlen müßte, zur Förderung der Cultus zahle. Sie haben also das Mittel gefunden, unei genützige Gastfreundschaft zu üben und sich dennoch bezahlen zu lassen.

Wenn man den Weg nach Karies einschlägt, bemerkt man mehrere zerstörte Thürme. Dieser Theil des Berges ist sehr

[1] Wir haben vor einigen Tagen (s. Nr. 141) einiges über die Gemälde des Lauraklosters angezogen und geben hier eine abgekürzte Schilderung des ganzen Besuchs des Athosbergs.

Digitized by Google

bewaldet, und enthält Wild in Menge, das aber unnütz ist, weil die Mönche nicht jagen. Ich hielt mich an den Klöstern Caracallon und Philotheon, die nichts bemerkenswerthes bieten, nicht auf, und gelangte auf schroffen Pfaden nach dem Kloster Iviron. Die Gebäude, aus denen es besteht, sind etwas minder verwirrt durch einander als bei den andern Klöstern. Ein einziges Thor, das man Abends aus Furcht vor einem Ueberfall schließt, gewährt einen Eingang ins Kloster. An diesem Eingang findet man Läden, wo Mönche rohe, gedruckte Bilder aus Karlsr, in den Klöstern fabricirte Geräthschaften und Amulette aus Horn und Kupfer verkaufen, ferner Mönchskleider, Tunicas und Schleier von türkischer Fabrik, die aber von den Mönchen mit ausgezeichneter Geschicklichkeit gestickt werden und zum Altardienst bestimmt sind. Die Hauptkirche von Iviron wurde von einem georgischen Mönche, Namens Georg, gegründet, wie die Inschrift in der Mitte des Schiffs anzeigt. Der Hintergrund des Chors ist mit kleinen sehr kostbaren enkaustischen Gemälden geziert. Die Mönche haben deren aus allen Zeiten, aber sie sind sehr leicht zu verwechseln wegen der Gleichförmigkeit, die sie bei aller Seitsamkeit in ihrem Style haben. Die Thore, deren eingelegte Arbeit aus Perlmutter besteht, sind Meisterwerke. Von außen sind die Mauern braunroth bemalt. Ich besuchte in demselben Kloster noch zwei andere Kirchen, Prodramos und St. Johann genannt, ohne etwas bemerkenswerthes zu finden. Der Mönch, welcher der Arzt des Klosters war, führte mich sodann durch überkuppelte Gänge in das Innere desselben und nach seiner Celle, die er in eine Apotheke umgeschaffen hatte.

(Schluß folgt.)

Indien.

(Fortsetzung.)

Wie wir schon erwähnt, soll Akbar Chan auf seinem Todbette noch seinen Vater und seine Brüder beschworen haben, nie eine Verbindung mit den Engländern einzugehen. Seitdem sind Gerüchte gegangen, als beabsichtige Dost Mohammed einen Zug zu unternehmen, um die Päße, die nach Sind hinabführen zu besetzen. Die Sache ist in keiner Weise wahrscheinlich, denn der alte Dost weiß zu gut, daß auf diesem Felde für ihn keine Lorbeeren zu holen sind; er mag wohl mit seinem in der That angetretenen Zuge nichts beabsichtigt haben, als einige mit dem Tribut säumige Stämme zur Zahlung aufzumuntern, ein Geschäft, das sonst Akbar Chan verrichtet hatte, und das zu den ewigen Gerüchten von beabsichtigten Einfällen hauptsächlich Anlaß gab. So wenig aber Dost Mohammed einen Einfall in Indien machen wird, so wenig sind die Engländer zu einem Marsch gegen Afghanistan geneigt; ihre Absicht geht durchaus nur dahin das eigentliche Indien zu schützen, und in dieser Beziehung soll Pescharer nur als Brückenkopf dienen. Mit der afghanischen Bevölkerung außerhalb der Berge werden sie schon fertig werden, und die in den Bergen hausende werden sie, einige Rachezüge für geübte Räubereien abgerechnet, wohl in Ruhe lassen. Darauf deuten auch alle ihre Anstalten hin, es sollen 25,000 Mann entlassen werden, indem man die Stärke der Regimenter von 1000 auf 800 Mann bringt, und mehrere irreguläre Corps aufhebt. Da bei dem Mangel an Officieren diese nicht vermindert werden können, so hofft man damit nur auf eine Ersparniß von 3 bis 400,000 Pf. St., eine ungenügende Summe, denn nach der mäßigsten Berechnung hat, ganz abgesehen von den afghanischen Kriege, das jährliche Deficit seit dem Schlusse desselben anderthalb Millionen Pfd. betragen; ein andere Angabe besagt, das Deficit sey seit sieben Jahren 1½ Millionen gewesen, dieß würde zwischen 10 — 11 Mill. Pfd. ausmachen. Erwägt man daß seit einigen Jahren, wenigstens seit 1842, Sind allein 1½ Mill. mehr kostet als es einträgt — ein Verhältniß, das freilich in der Besserung begriffen ist — so kann man die genannte Summe kaum als die richtige betrachten. Ohne indeß weitere Gerüchte anzuführen, die, da keine genauen Rechnungen vorliegen, alles sichern Haltpunkts entbehren, bemerken wir bloß, daß die Regierung am 14 October vorigen Jahrs ein neues fünfprocentiges Anlehen eröffnete, das sogleich sämmtlicher Fonds um 10 Procent drückte. Bis gegen Ende März, also binnen fünf Monaten, waren nur etwa drei Millionen unterzeichnet, und noch immer steht das Anlehen offen, weil man immer noch einige Millionen zu erlangen hofft, gegenwärtig eine ziemlich eitle Hoffnung, da auf dem Markt das Geld 12 Proc. kostet und die Regierungspapiere im Fallen sind. Unter diesen Umständen ist Sparsamkeit an der Tagesordnung: die Entlassung einer Anzahl einheimischer Truppen haben wir schon erwähnt, aber auch königliche Truppen, die am meisten kosten, sollen zurückgeschickt werden; es fragt sich nur ob es mit Sicherheit geschehen kann. Wir erinnern uns wohl der Behauptungen aller indischer Officiere beim Beginne des Kriegs mit den Sikhs und nach den ersten glücklichen Schlachten: „wenn man den Pendschab besetzen wolle, so müßten 30,000 Mann dazu verwendet werden, von denen wenigstens ein Drittheil aus Europäern bestehen müsse.“ In Sind hat man am Ende vorigen Jahrs die aus 25,000 Mann bestehende Armee um 6 bis 7000 verringert, und der Befehl dazu traf gerade zu sehr unrechter Zeit ein: eben hatten 2000 Bugtis einen Einfall gemacht, ein ganzes Cavallerieregiment zum Rückzug genöthigt, eine Anzahl Dörfer geplündert und eine Menge Vieh vor den Augen der englischen Truppen nach den Bergen zurückgetrieben, wohin man ihnen nicht folgen konnte. Wäre dieß vier Monate früher in der Krankheit bringenden Jahreszeit vorgefallen, wo oft ein Drittheil, ja die Hälfte der Truppen im Spital liegt, so hätten die Folgen noch viel schlimmer seyn können.

Wir theilen hier, um eine Ansicht von Anglo-Indien zu geben, eine Stelle aus dem neuesten Overland Calcutta Star vom 7 April d. J. über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit afghanischer Einfälle in Sind und dem Pendschab mit; nachdem das Blatt den letzten Zug Dost Mohammeds besprochen, fährt es fort: „Diese letzte Maaßregel des Amirs läßt und die angeblichen Spaltungen unter den verschiedenen Stämmen mit einem gewissen Mißtrauen betrachten. Eine ähnliche Bewegung verschleierte vor kurzem noch einen politischen Bund, der enger war, als er unsrer Regierung lieb seyn kann, und es ist zum mindesten gesagt wahrscheinlich, daß unsere neuerlichen Siege im Pendschab und unsere gegenwärtigen Verhältnisse daselbst eine Reihe von Planen hervorgerufen haben. Wir können nicht sagen, wie bedeutend sie sind, glauben aber an ihren Bestand und an ihre antieuglischen Tendenzen. Angesehene Journale sprechen die Ansicht aus, daß diese Störungen an der Gränze keine andere Ursache haben, als die unabhängigen Bewegungen unruhiger Bergstämme, welche auf die Ebenen, die einst ihre gewöhnliche Beute waren, mit natürlicher Habgier herablicken. Die Delhi Gazette vom 17 v. M. bestätigte aber aus einer zuverlässig scheinenden Quelle, daß der verstorbene Akbar Chan in Uebereinstimmung mit den Sirdars in Candahar einen Bund mit Persien gegen unsere Regierung ein-

Digitized by Google

gegangen hatte; er selbst sollte Sind auf der Seite von Schikarpur her angreifen, wozu ihm Jar Mohammed Chan in Herat 3000 Reiter liefern sollte. Seitdem hat man ziemlich sichere Nachricht erhalten, daß starke bewaffnete Schaaren von Candahar her in den Bolan-Paß eingedrungen seyen und sich zu Sibi gelagert hätten. Dieß weckte starken Verdacht, daß wirklich ein Plan zum Angriff auf unsere Gränzen entworfen gewesen sey. Welchen Einfluß der Tod Akbar Chans auf die andern Verbündeten haben wird, muß man erst abwarten. Wird er ganz aufgegeben werden, aus Mangel an einem Oberhaupt, oder wird er sich in eine Anzahl gleichgeltiger, von einander unabhängiger Raubzüge auf der Gränze auflösen?" Es ist klar, was man in Indien fürchtet: einen Räuberkrieg mit den afghanischen Bergstämmen, der zur Aufstellung einer sehr kostspieligen Gränzwache führen müßte, wenn nicht jeden Augenblick der Einbruch einer Barbarenhorde ins innere Land die Sicherheit der Gränzen unterbrechen und eine viel weiter fühlbare Erschütterung hervorrufen soll. Die Spuren, daß einst die indischen Fürsten vor der mohammedanischen Eroberung ein völlig organisirtes Gränzwachtsystem mit kleinen Festungswerken längs dem Westufer des Indus herab aufgerichtet hatten, sind noch vorhanden, und die anglo-indische Regierung sieht sich bald zu einem ähnlichen kostspieligen Gegenmittel gezwungen sehen.

Man ersieht hieraus, wie das Finanzwesen der ostindischen Compagnie enger und directer mit dem Bestand ihrer Herrschaft zusammenhängt, als es in andern, mehr auf nationalen Grundlagen ruhenden Reichen der Fall ist. Dieser Stand der Dinge muß um so mehr Interesse erregen, als bei der früher oder später unvermeidlichen Eroberung Vorderasiens durch europäische Mächte sich dieselben Erscheinungen wiederholen werden. Alle diese halbbarbarischen, namentlich die moslemitischen Länder sind in eine Armuth versunken, daß sie eine kostspielige Verwaltung nicht ertragen können. Die gewöhnlichen Einnahmen werden weit hinter den Ausgaben zurückbleiben, welche die Erhaltung europäischer oder nach europäischem Fuße organisirter Truppen erfordert. Abgesehen von den moralischen Rücksichten, welche die Behandlung solcher fremdartigen Völker in Anspruch nimmt, muß man Geld aufwenden, um den Ländern wieder zur Blüthe zu helfen, die durch eine drückende rohe Verwaltung, durch Krieg und innere Unruhen erschöpft sind. Canäle, Straßen, Bewässerungsmittel, alles muß erst wieder in größerem Umfang geschaffen werden, ehe die Länder sich bezahlen. Mehemed Ali's Herrschaft liefert davon einen sehr schlagenden Beweis. England befindet sich jetzt in dem Falle, sein Geld auf Indien verwenden zu müssen, wenn dieses gedeihen soll. Es ist im vorigen Jahre zu London eine Schrift [1] von Saville Marriott, ehemaligem Beamten in Indien und Mitglied des Raths in Bombay, erschienen, welche diesen Gegenstand besonders behandelt. Es ist darin ohne Umschweife der Satz ausgesprochen, daß, während die Eroberungen Englands vorwärts gehen, die Civilisation des Landes im Rückschreiten begriffen ist; die öffentlichen Arbeiten seyen vernachlässigt, neue Straßen würden keine gebaut, und die alten aus Mangel an Ausbesserung nutzlos, an Volksunterricht werde kaum gedacht ꝛc. Wie sollen aber in einem so ungeheuer ausgedehnten Lande solche großartige Unternehmungen durchgesetzt werden bei einem Schatze, der im laufenden Deficit ist. Die Aufgabe ist, wie man sieht, nicht klein. „Es ist eine erschreckende, aber nur allzu notorische Thatsache," sagt Marriott, „daß das Land unter einheimischen Herrschern, obgleich mit einer nominell weit größern Masse von Steuern belastet, und durch mannichfache Thaten der Tyrannei und des Drucks gequält, doch in einem weit blühenderen Zustande war, als der, in den es jetzt unter der eingestandenermaaßen milden Herrschaft der englischen Verwaltung gefallen ist."

Hr. Mariott führt an, daß die indischen Landleute, denen keine Sparbanken zu Gebot stehen, alles Geld was sie erwerben, sogleich in Arm- und Beinringe und ähnliches kostbare Geschmeide umwandeln, das von ihnen und ihrer Familie getragen wird. Dieß ist ihre Schatzkammer, zu der sie nur, wenn es ihnen an allen andern Mitteln fehlt, ihre Zuflucht nehmen. Man kann sich denken, daß die Masse edler Metalle, die in solcher Weise über ein Land verbreitet seyn kann, sehr groß seyn muß. Hr. Mariott bemerkt aber — und sein Zeugniß als das eines Mannes, der vieles mit eigenen Augen sah, muß von bedeutendem Gewicht seyn — hierüber folgendes: „ich bin überzeugt, daß eine nähere Untersuchung die Thatsache herausstellen würde, daß dieß und anderes Besitzthum, selbst Vieh und Hausgeräthe fortwährend von den Eigenthümern veräußert wurde, um die Steuern zu bezahlen. Außer diesem beklagenswerthen Beweis der Armuth, kann man noch einen andern nicht minder starken in dem traurigen Umstand erkennen, daß zahlreiche Leute aus dem Bauernstande in allen Theilen des weiten Landes herumwandern und Arbeit suchen gegen die möglichst spärliche Bezahlung. Kurz alles drängt uns die Ueberzeugung auf, daß wir uns mehr und mehr einem Zustand von gänzlichem Pauperismus nähern." Diese Thatsache ist auffallend genug, und es ist augenscheinlich daß mit der Fortdauer des bisherigen Systems Indien in nicht sehr ferner Zeit eine schlimme Last in den Händen Englands werden muß. Deficit, vermehrte Ausgaben, Nothstand des Volks, das ist der fatale Kreis, in welchem sich gegenwärtig die englische Verwaltung Indiens dreht, und es ist gar kein Entkommen daraus, als durch eine sehr durchgreifende Aenderung des Systems und bedeutende temporäre Opfer.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien.

Fünfter Brief.

5. Mehemed Alis Heliopolis.

(Schluß.)

Die Alten berichten uns, daß die Sonne einen prächtigen Tempel zu Heliopolis hatte. Die Sonne bedeutet hier den Gott, den die Aegyptier mit einem Sperberkopf darstellten, und dessen Namen sie Har oder Hoe schrieben, woraus man Horus gemacht hat. Heliopolis war auch berühmt durch die Ankunft des Phönix, eines wunderbaren Vogels, der nach einer gewissen Anzahl Jahrhunderte dort erschien. Die Fabel des Phönix wird von den Alten verschieden erzählt. Die Griechen malten ihn, wie er seinen eigenen Holzstoß anzündet, und sich in Wohlgerüchen verbrennt, um aus der Asche wieder aufzustehen, ein schönes Symbol der Unsterblichkeit. Die fromme Ansicht der Aegyptier über die Todten gab ihnen den Gedanken ein, er bringe die Leiche seines Vaters auf den Altar des Sonnentempels zu Heliopolis. Hierdurch sagt, die Priester hätten ihm das Bild des Phönix gezeigt, er gleiche einem Adler. Dieser Adler war vielleicht der Sperber, der die Hieroglyphe der Sonne ist, denn der Phönix war augenscheinlich selbst ein Sonnensymbol. Er kam nach Aegypten, aus Arabien oder Indien, d. h. aus dem Osten, und was entscheidend ist, eine Stelle des Tacitus (Ann. VI. 28) belehrt uns, der Zwischenraum zwischen zwei Erscheinungen des Phönix habe 1461 Jahre betragen. Dieß ist gerade die Anzahl der Jahre einer großen aftronomischen Periode, an deren Ende das unbestimmte Jahr der Aegyptier sich wieder mit dem wahren Jahr vereinigt. Dieser

[1] India: the Duty and Interest of England to enquire into its State. Longman et Com. 1846.

Digitized by Google

Augenblick begrüßete eine neue ätherische Aera, eine neue Phase im Sonnenleben; dann waren die Jahreszeiten, nachdem sie den ganzen Kreislauf des unbestimmten Jahrs durchlaufen, wieder an ihrem natürlichen Platze. Dieß war ein feierlicher Zeitpunkt, ein Zeitpunkt der Erneuerung und des Glücks; er wurde bei der Thronbesteigung Antonins gefeiert und Münzen zum Andenken desselben geschlagen.

Heliopolis ist die Stadt On in der Genesis. On bedeutet im Koptischen, das was glänzt; es war der ägyptische Name für Heliopolis, die Sonnenstadt. Der arabische Name, „Quelle der Sonne" deutet noch auf denselben Ursprung hin. Joseph heurathete die Tochter eines Priesters von On, welcher Petiphrah (Potiphar) wie der erste Herr Josephs hieß. Petiphrah ist ein ächt ägyptischer Name; denn er bedeutet „der der Sonne angehört." Es ist eine mehreren andern Namen analoge Form, wie Pet-Osiris, der dem Osiris angehört. Viele Eigennamen im alten Aegypten bezeichneten, daß der Mann oder die Frau die sie trugen, dem oder jenem Gotte angehören, so Ammenius dem Namen, Thais (eigentlich Thot-Isis) der Isis. Alle diese den Stempel des Heidenthums tragenden Namen gingen auch noch auf Christen über; der Name des hl. Pachomius bedeutet, „der dem Chnef angehört," einer der Gottheiten des ägyptischen Pantheon. Was den Namen Petiphrah, oder Potiphar betrift, so ist es ganz natürlich, daß ein Priester einer der Sonne geweihten Stadt selbst der Sonne geweiht war. Die Namen von Männern, Frauen, Ortsſachen, welche in den Capiteln der Genesis vorkommen, wo von Aegypten die Rede ist, würden allein schon hinreichen, um die Wahrhaftigkeit des alten Textthiers zu beweisen, denn sie erklären sich alle aus dem Koptischen, was zugleich den Beweis liefert, daß diese Sprache wirklich aus dem Alt-Aegyptischen stammt.

Phraha, auch dem wie Pharao gemacht haben, bedeutet im Aegyptischen die Sonne. Dieß ist der Titel, den die ägyptischen Könige in den Hieroglyphen-Inschriften führen, wo sie dem Horus gleichgestellt werden. Der Joseph ertheilte Ehrennamne Pjontoyphanch [1] erklärte sich nicht aus dem hebräischen, sondern aus dem koptischen. Eben so ist es mit dem Namen Moses, was nach der Genesis, „der aus dem Wasser gerettete" bedeutet; Moscha bedeutet im Koptischen einen der aus dem Wasser herauszieht; der Name des von der Tochter Pharao's angenommenen Kindes mußte ein ägyptischer und nicht ein hebräischer Name seyn.

Es ist bekannt, daß das Abenteuer Josephs mit der Gattin Potiphars das Lieblingsthema der Liebespoesie des Orients geworden ist. Diese beiden biblischen Personen spielten schon Romanvellen zur Zeit, wo Mohammed das 12te Capitel des Koran schrieb. Seitdem wurde die Geschichte von Yussuf und Zuleika — dieß war der Name, den man ihr gab — wiederholt von den berühmtesten Dichtern Persiens besungen. Diese Geschichte ist der Triumph der Liebe. Nachdem sie sich in dem Bericht über die Versuchung in aller feurigen Gluth gezeigt hat, erschient sie wieder gereinigt durch den Schmerz und die Ausdauer. Die glänzende Gemahlin des Mirrhs von Aegypten ist eine arme Wittwe geworden, deren Schönheit der Kummer zerstört hat, und deren Augenlicht selbst in den Thränen erlosch. Aber Zuleika liebt Joseph immer noch und sie hat sich eine Hütte von Rosenblättern erbaut, wo sie statt aller andern Freude das Geräusch seines Wagens und seines Gefolges hört. Das Unglück erleuchtet den Sinn Zuleika's, sie entsagt der Anbetung der Götzen, und erschient vor den Augen Josephs, der sie nicht wieder erkannte. Sie nennt sich und verlangt von dem weisen Hebräer, daß er ihr die Schönheit und das Gesicht zurückgebe. Er erfüllt ihren Wunsch, heurathet sie und nach einem langen und glücklichen Leben sterben beide, wie Philemon und Baucis, an Einem Tag. In diesem Roman findet sich ein bizarrer Zug. Da die Freundinnen der Zuleika erstaunen, daß eine Frau ihres Standes sich in einen Sklaven verliebt habe, so lädt sie dieselben zu einem Feste ein, jede erhält eine Orange, und wie sie sich anschicken solche zu zerschneiden, tritt Joseph auf Zuleikas Geheiß ein. Er ist so schön, daß alle Frauen, durch seinen Anblick in Unruhe versetzt, statt in die Orange sich in die Finger schneiden, ohne es zu fühlen. Diese romanhaften Ausschmuckungen der Geschichte Josephs haben ihren Ausgangspunkt in den jüdischen Legenden, wovon ein unter den apokryphen Schriften des alten Testaments befindliches Bruchstück Josephs Liebe für Asseth schildert. Auch Moses hat seine Rolle in diesen apokryphen Berichte. Nach einer Tradition, welche schon zu den Zeiten des Geschichtsschreibers Josephus umlief, wäre Moses Priester zu Heliopolis gewesen. Auch Abraham soll nach Heliopolis gekommen seyn, und dort die Akkenomie gelehrt haben. Diese Fabeln entsprangen wahrscheinlich unter den Juden, welche sehr frühzeitig in Aegypten zahlreich sich sammelten.

Was diese Legenden namentlich an Heliopolis knüpft, ist der Umstand, daß an dem Thore dieser Stadt, so lange als zu Jerusalem, ein jüdischer Tempel stand, den ein Priester Namens Onias unter Ptolemäus Philometor errichtet hatte, und welcher auf Befehl Vespasians nach der Eroberung Judäas niedergerissen wurde. Es ist das einzige Beispiel eines jüdischen Tempels im Auslande, aber Aegypten war für die Hebräer so lange ein Land der Verbannung gewesen, daß es für sie zu einem zweiten Vaterland wurde. Dieser Tempel war der Mittelpunkt einer sehr bedeutenden jüdischen Bevölkerung. Man erkennt den Theil der Stadt, den sie bewohnten, an den Schutthaufen, die man noch die Schutthaufen der Juden nennt.

In der Nähe von Heliopolis will eine fromme Sage die Spuren der Flucht nach Aegypten wieder finden. Ich werde hier an diese Episode aus der Kindheit Jesu ohne Unterlaß gemahnt: ich begegnete so eben einer in blaue Gewänder gekleideten Frau, die auf einem Esel ritt und ein Kind in den Armen trug, während etwas hinter dem Thiere ein Mann von dem Alter und der Haltung ging, die man gewöhnlich dem heil. Joseph gibt; es war eine Scene aus dem Evangelium und ein Gemälde Raphaels. Dasselbe Gefühl und dieselbe Banksucht. Hinter den Personen erhob sich ein Palmbaum ähnlich dem, der nach der Legende seinen Stamm senkte, daß das göttliche Kind die Früchte mit der Hand erlangen konnte. Nahe bei Heliopolis fließt eine Quelle am Fuß einer Sycomore. Beide sind von den Pilgern verehrt: die Sycomore verbarg in ihrem Schooße Jesus und Maria; das Wasser der Quelle war bitter und wurde süß, sobald das Jesuskind es mit den Lippen berührte.

Minder anmuthige Einbrücke steigen in der Stele eines Franzosen auf beim Anblick der Ruinen von Heliopolis; er fühlt noch seinen Theil von dem Zorn, der Kleber und die Armee ergrift, als sie erfuhren, daß die englische Regierung der unterzeichneten Capitulation zum Trotz den Franzosen es abschlug, Aegypten mit Kriegsehren zu verlassen. Zum Sieg gezwungen durch den Meineid, schlugen 10,000 Mann 70,000 aufs Haupt. Bei Tagesanbruch sah das kleine französische Heer beim Erbleichen eines der Sandhügel plötzlich die ungeheure Armee des Großwesirs in Schlachtordnung vor sich. Ein lautes Ah! der Freude und Ungeduld stieg aus jeder Brust auf. Kleber durchritt die Schlachtordnung und hatte aller Rede sprach er bloß die Worte: „Wenn ihr um einen Fuß breit weicht, so send ihr . . . verlorene!" Keiner wich und die große asiatische Armee ward geschlagen von einer Handvoll Occidentalen, wie einst in den Kriegen der Griechen gegen die Perser.

Voll von diesen Erinnerungen und Eindrücken kehrte ich zurück nach Cairo. Ich hatte jetzt beiden Moscheen und den Pascha besucht, ich hatte die Vergangenheit und die Zukunft vor meinem innern Auge vorüber ziehen lassen, es ist Zeit und jetzt auf dem großen Strom einzuschiffen, und das Leben der Mikmodanen zu beginnen, das uns mehrere Monate lang unter lauter Ruinen hinführen wird.

Luftspiegelung bei Macon. Am 29 und 30 Mai sah man bei Sonnenaufgang in der Nähe von Macon eine Luftspiegelung, welche die Ebenen der Bresse den Augen entzog und dem Blick ein ungeheures mit grünen Inseln überstreutes Meer darbot. Manche wollen aus dieser Erscheinung auf lange Trockenheit und tropische Hitze schließen. (Voleur. 5 Juniu.s.)

---

[1] Eigentlich P-ionz-n-phonch, der Retter der Welt, aber wörtlich, derjenige der das Leben erhält. Die hebräische Uebersetzt hatte das Wort entlehnt, das in der Uebersetzung der LXX durch den griechischen Uebertiger, der in Aegypten scheint und ägyptisch verstand, wieder hergestellt wurde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 145. 18. Junius 1847.

Die Vaqueros de Alzada in Asturien.

(Nach Franc. Michels: Histoire des races maudites en France et en Espagne.)

Die Dörfer der Vaqueros oder Kuhhirten in Asturien, gewöhnlich unter dem Namen Brañas bekannt, liegen auf den hohen Gebirgen des Landes in ziemlich weiten Entfernungen von einander. Die Vaqueros beschäftigen sich ausschließlich mit der Zucht und dem Verkauf der Rindviehheerden, und verlassen jedes Jahr ihre Hütten, um in die noch höhern Berge von Leon hinaufzuziehen, wo sie von der Mitte Junius bis Ende Septembers oder Anfang Octobers bleiben, wahrscheinlich nur um immer frische Weide zu finden und ihre eigenen Felder ruhen zu lassen. Als Händler sind sie schlauer als die bloß mit dem Ackerbau beschäftigten Leute, aber eben darum auch zum Betrug geneigt, ein Laster, dem diejenigen, welche aus dem Handel ein Geschäft machen, selten ganz entgehen. Daher kommt es, daß die übrigen Asturier sie mit Verachtung ansehen und daß die Vaqueros dagegen ihnen mit Haß vergelten. Die einen wie die andern vermeiden gegenseitigen Verkehr, namentlich Verwandtschaft, und wenn trotz dessen das Interesse oder eine heftige Leidenschaft eine Heurath herbeiführt, so läuft es nie ohne Scandal ab, und ohne daß die Familie des Asturiers ihren Abscheu und ihre Mißbilligung kundgibt. Darum zahlen auch die Vaqueros mehr Geld für Dispensen nach Rom, als das ganze Fürstenthum, denn da sie wenig zahlreich sind und sich häufig mit einander verbindeu, so finden sie fast immer eine Verwandtschaft auf ihrem Wege, die eine Dispens nöthig macht. Alle sind Plebejer mit Ausnahme einer einzigen Familie, die seit mehr als einem halben Jahrhundert sich mit andern verbunden hat, und von der Kanzlei zu Valladolid ihre Adelsbriefe erhielt. Sie sind in der Kirche durch eine auf den Steinplatten befestigte Holzleiste von der übrigen Bevölkerung getrennt und in den untern Theil verwiesen, während der innere Raum von den andern Gläubigen besetzt ist; doch ist diese Trennung nicht allgemein.

Woher diese Abscheidung der Bevölkerung stammt, ist nicht ausgemacht, Hr. Fr. Michel konnte weder in den Geschichtswerken etwas näheres darüber auffinden, noch sich durch Erkundigungen bei unterrichteten Spaniern nähere Auskunft verschaffen; alles was er erfuhr läuft auf Sagen hinaus. Die gewöhnliche Behauptung, womit man die Abscheidung der Bevölkerung in Spanien zu erklären sucht, daß sie von Moriscos abstammen, ist höchst unwahrscheinlich, man sieht nicht wohl ein, wie sie hieher gekommen seyn sollten, und die Behauptung, daß sie von flüchtigen römischen Sklaven abstammen ist eben so wenig stichhaltig. Allem Anschein nach sind die Vaqueros durchaus desselben Stammes, wie die andern Asturier. Die Erklärung der Abscheidung ist wahrscheinlich in dem Umstand zu suchen, daß sie sämmtlich Plebejer sind. In Asturien gilt bekanntlich fast jeder Freie als Edelmann, seine Vorältern haben einst mit Pelayo und dessen Nachfolgern die Kämpfe gegen die Mauren durchgeführt; es wäre aber wohl möglich, daß die Hirten des Gebirgs, die ohnehin im Sommer nach Leon zogen, diese Kriegszüge nicht mitgemacht, ja vielleicht gar zwischen den andern Asturiern und den Mauren eine Mittelrolle gespielt hätten. Das Mißtrauen, die Abneigung und die Verachtung, die sich im Lauf der Jahrhunderten festsetzten, würden sich dann leicht erklären, ohne daß man nöthig hätte, eine fremdartige Abstammung zu Hülfe zu nehmen.

Indien.

(Fortsetzung.)

Diesen fatalen Kreislauf haben wir schon früher (s. Nr. 320 ff. vom vor. J.) besprochen, aber wir müssen hier darauf zurückkommen, weil die Ansichten in England und Indien darüber sich mehr und mehr aufklären, und die Nothwendigkeit einer Radicalveränderung klarer und dringender machen. Darum sucht man jetzt die Regierung zu einer durchgreifenden Untersuchung des Zustands von Indien zu bewegen, da es eben keiner sonderlichen Prophetengabe bedarf, um einzusehen, daß das jetzige Verhältniß nicht fortdauern kann. Die Engländer selbst legen allmählich den Finger auf die rechte Wunde des Landes: es ist die Fremdherrschaft, und sie sind auch bald vollends dem offenen Bekenntniß nahe, daß das englische Handelssystem die zweite nicht minder reichliche Quelle des Verderbens ist. Es ist ausgemacht, daß jährlich, abgesehen von den einzelnen Vermögen, die immer noch, wenn auch nicht mehr in gleichem Maaße wie früher, in Indien gesammelt werden, über drei Mill. Pfd. St. als Zahlung für Regierungskosten nach England gehen, und welches Land wird diesen Abzug in die Länge aushalten? Man macht nicht ohne Grund die Bemerkung: wie reich muß Indien gewesen seyn, daß es diesen Abzug so lange aushielt, und wie reich könnte es unter andern Verhältnissen wieder werden! Was die alten einheimischen Regierungen dem Lande, wenn auch zum Theil auf tyrannische Weise abpreßten, blieb doch wenigstens im Lande, denn es wurde hier wieder ausgegeben und nährte den Ackerbau und die Gewerbe, die englische Herrschaft aber zapft das Lebensblut ab, und dieß Abzapfen liegt in ihrem Wesen selbst. Die Regierung zahlt allerdings starke Besoldungen an ihre Beamten, aber der Zweck dieser

Digitized by Google

Beamten iſt ganz natürlich, ſo viel wie möglich davon aufzuſparen, um bald aus dieſem ihre Geſundheit untergrabenden Land zu entkommen, und in den ſpätern Jahren ihres Lebens von dem in Indien erworbenen Vermögen zu leben. Das kann nicht anders ſeyn, denn der Engländer wird nie heimiſch werden im Lande, wie es die Perſer und Afghanen geworden ſind; die Auflagung des Landes durch fremde Herrſcher kann alſo gar nicht aufhören, und England muß dieß nothwendige Uebel auf andere Weiſe erſetzen, wenn es ſich in ſeiner Herrſchaft befeſtigen will. Man glaubt gewöhnlich, Indien müſſe ſich glücklich ſchätzen, daß es durch die Engländer von den unaufhörlichen innern Kämpfen und Gewaltthaten befreit worden ſey, dieß iſt auch bis zu einem gewiſſen Grad wahr, aber Mariott ſchildert den Umſchwung, den die öffentliche Stimmung in dieſer Beziehung erfahren hat, auf eine ſehr bezeichnende Weiſe: „die ackerbauende Claſſe ſo wie die niedern Stände des Volks überhaupt waren entſchieden zu unſern Gunſten. Ich kann dieß perſönlich bezeugen aus den unzweideutigen Freudebezeugungen des Volks, als ich im J. 1817 im Auftrag der brittiſchen Regierung das abgetretene Gebiet an der Küſte übernahm, ſo wie aus dem, was ich ſpäter noch im Dekkan geſehen habe. Auch jetzt noch erkennt das Volk dankbar die Wohlthat an, daß es durch uns vor offenen Gewaltthaten geſchützt wurde, aber es weiſt nachdrücklich und unwiderleglich auf ſeine wachſende Armuth hin, als auf den Beweis, daß ein Krebsſchaden an ſeinem Leben nagt. So allgemein herrſcht dieß Gefühl vor, daß ich überzeugt bin, eben dieß Volk, das früher ſo günſtig für uns geſinnt war, würde jetzt jede gegen unſere Herrſchaft feindliche Demonſtration mit Freude begrüßen. Und ich glaube, daß ein Aufſtand eben keine ſchwierige Sache wäre, namentlich wenn er ſich auf die allgemeine Anſicht des Volks ſtützte, daß der Zorn des Himmels auf ihm laſtet, weil es ſich einer fremden Herrſchaft unterwarf.“ Hier haben wir den Schlüſſel, weßhalb die angloindiſche Regierung gegen jeden Aufſtand, ſo unbedeutend er ſich auch zeigen mag, gleich mit ſehr durchgreifenden Mitteln auftritt, damit er ſich nicht verbreite.

Ein ſolcher Zuſtand der Dinge iſt in die Länge nicht haltbar, denn mit dem Aermerwerden der Bevölkerung muß die Einnahme ſinken, und ſelbſt die Erſparniſſe der Regierung ſind verderblich, indem weniger Geld im Lande ausgegeben wird. Es iſt eine gewöhnliche Bemerkung, die man ſehr häufig in England hören kann: „Indien iſt nicht mehr, was es war; die Zeiten, wo man ein großes Vermögen dort ſammeln konnte, ſind vorbei.“ Das iſt bei der jährlichen Erſchöpfung nicht anders möglich und die Zeit muß kommen, wo dieſe Noth auch die Höhen erreicht, und ſelbſt der Regierung empfindlich fühlbar macht. Die jetzigen finanziellen Schwierigkeiten der Regierung ſind nur ein Anfang, und ſind weniger der allgemeinen Noth in Indien als den Ausgaben des afghaniſchen Kriegs zuzuſchreiben, welche die vorhandenen Hülfsmittel auf eine Reihe von Jahren hinaus aufzehren. Vor dem afghaniſchen Kriege war ein kleiner Ueberſchuß vorhanden, ſeit demſelben iſt die Regierung im Deficit, und nur daß ſie dieß Deficit nicht ausfüllen konnte, iſt dem Nothſtand des Landes zuzuſchreiben.

Das Verderbliche iſt, daß die Regierung den Zuſtand gar nicht beſſern kann, ohne auf die erſten Gründe des Uebels, das weit in die mohammedaniſche Zeit hinaufreicht, zurückzugehen. Alles Flicken und Stückeln, alle Aufſicht und alle Strenge gegen Unterbeamte erlahmt an der Maſſe des Uebels. Urſprünglich herrſchte in Indien ein ſehr freies Gemeindeweſen, und auf dieſes Gemeindeweſen war nicht nur die ſehr unkoſtſpielige Rechtsverwaltung, ſondern auch die Steuererhebung gegründet, welche urſprünglich ein Achtel und nur in Kriegszeiten ein Viertheil des Ertrags betrug. In den letzten Zeiten der mohammedaniſchen Herrſchaft wurden dieſe Steuern verpachtet, und nun begann das Elend, denn die Regierung erhielt ihr Geld, und die Pächter machten ſich zugleich für Mühe und Unkoſten reichlich bezahlt. Wir wollen nicht die Geſchichte des indiſchen Steuerweſens in der letzten mohammedaniſchen Zeit und in den erſten fünfzig Jahren der brittiſchen Herrſchaft ſchildern, es fehlen uns die Mittel, die Zeit und der Raum, ſondern wir bemerken bloß, daß die brittiſche Regierung factiſch, wenigſtens in Oberindien, das Pachtſyſtem fortſetzte, und daß dieß der Erhebung der Steuern durch die Gemeindebeamten ſelbſt durchaus ein Ende machen mußte. Jetzt ſind Leute mit der Steuererhebung beſchäftigt, die mit der Gemeinde in gar keinem Verband ſtehen; die Zemindars, welche die wahren Steuerpächter ſind, ſchicken ſie aus, und man kann ſich denken, wie dieſe hauſen. Dieſe Leute haben das Recht Geldſtrafen, ja ſelbſt körperliche Strafen zu verhängen; körperliche Strafen bringen in Indien unausſtilgbare Schmach über den, der ſie erduldet, man kann ſich alſo denken, daß die beſſern Claſſen ſich allen Erpreſſungen fügen, um nur ihren Ruf zu wahren und Körperſtrafen zu vermeiden. Man wird freilich fragen, weßhalb geſtattet die Regierung, daß dieſe Steuereinnehmer — natürlich lauter Eingeborne — ſolche Macht ausüben? Die Antwort iſt nicht ſchwer; die Zemindars erklären, daß ſie die Steuern nicht zuſammenbringen können, wenn nicht ihren Mandataren genugſame Strafgewalt geſtattet iſt, und die Regierung, ohnehin in Geldverlegenheit, widerſteht den Vorſtellungen einer ſo mächtigen Körperſchaft, wie die Zemindars ſind, nicht. Erwägt man nun, daß die Steuer ein Drittheil bis die Hälfte des Ertrags beträgt, ohne die Erhebungskoſten, ſo kann man ſich den Zuſtand des Landvolks namentlich in den reichſten Provinzen Bengalen und Behar ungefähr denken: ſie ſind kaum, wenn überhaupt, beſſer daran, als die ägyptiſchen Fellahs.

Es ergibt ſich aus dem Obigen ganz klar, weßhalb kein Flickeln und Stückeln helfen will, ſondern daß eine Radicalcur vorgenommen werden muß, und dieſe Radicalcur beſteht darin, daß man die alte Gemeindeverwaltung möglichſt wieder herſtellt, und den Gemeindebeamten die Steuererhebung übertrügt; jedes andere Mittel kann zu gar nichts führen, aber welche Rieſenarbeit damit der angloindiſchen Regierung zugemuthet wird, das braucht man gar nicht erſt näher auseinander zu ſetzen.

(Fortſetzung folgt.)

Beſuch des Athos.

(Schluß.)

In den höhern Stockwerken bemerkte ich kleine Kinder, die ſich verbargen, als ſie ſahen, daß ſie meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatten. Ich konnte im Vorübergehen nichts ſehen, als ihre niedlichen, mit prächtigen Lockenhaaren eingehüllten Geſichter. Da ich wußte, daß den Frauen der Zutritt auf den heiligen Berg verſagt war, fragte ich meinen Führer, woher dieſe Kinder kämen und erfuhr folgendes: die Mönche des Athosberges haben alle ihr Beſitzthum in der Moldau und Walachei, und von dorther beziehen ſie ihre nicht unbedeutenden Einkünfte. Sie gehen alle Jahre dahin, um ihre Renten zu erheben, und bringen die ſchönſten Kinder ihrer Pächter mit

Digitized by Google

sch, die dann im Kloster erzogen werden und später die Mönchsgelübde ablegen, während die in der Walachei zurückgebliebenen Brüder für sie arbeiten. So füllen sich die Lücken, welche Alter und Krankheit jährlich unter den Mönchen machen.

Die mehr als frugale Nahrung der Mönche, die nur aus rohem Gemüse, wie Liebes- und Melanzanäpfeln besteht, hatte mir endlich das Fieber zugezogen und ich reiste ab, in der Hoffnung daß mich ein tüchtiger Marsch vom Fieber befreien würde. Ich kam nach Eutlumusi, einem Kloster, das nur von Bulgaren bewohnt ist. Sobald die Mönche sahen, daß ich das Fieber hatte, wollten sie mich nicht aufnehmen und ich mußte mich also weiter schleppen. Ich setzte mich in den Schatten einer Eremitei, bis mein Anfall vorüber wäre, als der Aga von Karies mich auffuchte. Ich öffnete die Augen und sah mich zugleich von etwa 100 Mönchen umgeben, denen Schrecken und Neugier auf dem Gesichte standen, denn sie hielten mich für einen Pestkranken. Der Türke war sehr höflich, erklärte aber, ich müsse vorerst an dem Ort, wo ich angehalten hätte, in Quarantäne bleiben, bis man Nachrichten über mich eingezogen hätte. Ich weigerte mich, und der Ausdruck meiner Worte, die der Aga nicht verstand, schien Eindruck auf ihn zu machen. Trotz seiner Befehle raffte ich meine Kräfte zusammen, schritt unwillig an dem Aga und den verdutzten Mönchen vorüber, und stieg mit meinem Dragoman, der anfänglich mir nicht hatte folgen wollen, nach der Stadt hinauf.

Karies liegt in der Mitte des Athosberges und beherrscht ein sehr bewaldetes Thal. Die Stadt sieht aus, wie lauter türkische Landhäuser; die Bevölkerung beträgt etwa 1000 S. Die 23 Klöster des Athos schicken, um sie bei dem Protaton von Karies zu repräsentiren, einen Epistates ab, der gewöhnlich der zuletzt ausgetretene Igumen ist. Jeder Epistates bewohnt ein besonderes Haus, und sein Amt dauert vier Jahre. Aus ihnen wird auch jährlich der Vorstand der Republik gewählt, der die Einkünfte verwaltet und die widerspenstigen Mönche straft. Hier hat auch der Aga, der Repräsentant der türkischen Regierung, seinen Sitz; die ihm zu Gebot stehende Macht besteht nur aus 12 Janitscharen, eine hinreichende Macht, seit die Halbinsel nach dem blutigen Kampf der Mönche im Unabhängigkeitskriege entwaffnet ist.

Als ich in der Stadt ankam, empfing mich der Präsident der Republik, bei dem ich mich erkundigte, ob der französische Commandant der Brick Argus mein Gesundheitspatent eingeschickt habe. Er antwortete mir verneinend auf eine Weise, daß man wohl sah, er glaube mir nicht; deßhalb wies er mir auch die Ställe des Aga als vorläufige Quarantäne an. Hier hätte ich lange warten können, wenn ich nicht einen meiner Wächter bestochen hätte, daß er mir einen Brief an den Commandanten des Argus besorgte. Im Hause des Aga war allein gestattet Fleisch zu essen. Man tödtete in dem Stall, den man mir als Gefängniß angewiesen, täglich fünf Hämmel, was mich anfangs sehr Wunder nahm, da der Aga und seine Leute doch unmöglich so viel Fleisch verzehren konnten; ich bemerkte aber bald, daß man auch auf dem Berg Athos gegen das Fleischverbot sündigt, und daß die Epistaten bei ihren Besuchen, die sie dem Aga machten, nicht ermangelten auch in den Stall zu kommen, um ein Stück Fleisch zu kaufen, sichtlich eine gute Speculation von Seite des Aga.

Ich hatte einige Stunden ziemlich trübselig zugebracht unter der seltsamen Bevölkerung, die mich umgab, als ich vor den Rath der Republik gerufen wurde. Die Janitscharen geleiteten mich in einen großen Saal, wo die Epistaten rings umher auf Divans saßen. Im Hintergrund hing ein Bild der Panagia. Der Aga saß neben dem Präsidenten und neben mir schrieb ein Schreiber mit Brille in einem ungeheuren Registerbuch. Ich war durch meinen Platz auf dem Armesündersthüchen halb gedrängt, halb zum Lachen gereizt, mein Dragoman aber, ein Mann, dem es sonst nicht an Verstand fehlte, hatte seit unserm Eintritt in türkisches Gebiet völlig den Kopf verloren; er war blaß vor Schrecken. Nach kurzem Schweigen richtete jeder der Epistaten eine Masse unbedeutender Fragen an mich, aus denen ich schloß, daß man mich für einen russischen Spion hielt. Da die meisten Mönche Walachen oder Moldauer sind, so fürchtet der Aga stets eine Empörung, deren erste Folge eine Verweigerung der Auflagen wäre. Was ihn in dieser Ansicht bestärkte, war der Umstand, daß der Großfürst Constantin einige Monate zuvor den Athos besucht und bedeutende Geschenke dahin geschickt hatte. Ich war wüthend und namentlich gegen den versuchten Dragoman aufgebracht, der statt rund heraus zu antworten, wie ichs versuchte, sich in unendliche Phrasen verstrickte, und sich entweder mehr um sein liebes Leben als um mich selbst bekümmerte oder auch durch meine energischen Antworten sich zu compromittiren fürchtete, und kein Wort von dem wiederholte, was ich gesagt hatte.

Das Verhör dauerte seit einer Stunde, meine Richter waren mit ihren Fragen zu Ende, über die zu fassende Entscheidung aber sehr unschlüssig, ich verlangte deßhalb Erlaubniß mich zurückzuziehen und die Stadt zu besuchen, was mir gestattet wurde, unter der Bedingung, daß ich mich von zwei Janitscharen begleiten ließ. Der Anblick von Karies ist sehr merkwürdig. Die Stadt ist in mehrere Straßen getheilt, die von finstern Kaufläden mit niedrigen Eingängen fast angefüllt sind. Die Waaren, die man hier verkauft, sind auch von Saloniki. Man findet hier alle Arten Gaugerätche aus Holz geschnitzt, Panagias und Heilige aus ciselirtem Horn. Die Griechen behaupten, ein unfehlbares Mittel gegen das Fieber sey, diese Hornstücke zwei Tage lang ins Wasser zu tauchen, und dieß im Augenblick wo die Sonne aufgeht zu trinken. Auch gibt es zu Karies eine Druckerei, wo man unförmliche Bilder druckt, welche ausschließlich religiöse Gegenstände darstellen oder Ansichten von Klöstern, die mit dem, was sie darstellen sollen, nicht eine entfernte Aehnlichkeit haben. Diese Bilder erhält man nicht, wie in Europa, vermittelst flacher Platten, sondern wie in der Kindheit der Kunst, vermittelst eines zinnernen Cylinders, den man auf dem Papier rollen läßt. Von Buchdruckerei sieht man keine Spur, und ich glaube, daß man seit undenklicher Zeit in den 23 Klöstern des Berges Athos nicht ein einziges Buch gedruckt hat.

Der gänzliche Mangel an Frauen, der allen Theilen des Athosberges gemeinsam ist, wird zu Karies noch charakteristischer durch die Bewegung einer angehäuften Bevölkerung, wo man nur Kalojers, Kaufleute, Käufer und Spaziergänger sieht. Karies bietet das in Europa einzige Schauspiel einer Stadt von Mönchen dar, welche für sich allein alle Arbeiten des bürgerlichen Lebens treiben. Von Strecke zu Strecke findet man in den Straßen Holzbänke, auf denen die Mönche sich mit gefrenzten Beinen niederlassen, und mit einander schwatzen, während sie die langen Perlmutterrosenkränze durch die Finger laufen lassen.

Zu Karies gibt es eine sehr merkwürdige Tradition, welche beweist, wie lebendig die Antipathien sind, die durch theologische Zänkereien geschaffen werden. Die Bewohner behaupten, ein Papst, dessen Namen sie indeß nicht angeben, habe bei seiner

Digitized by Google

Rückkehr aus Konstantinopel, während darüber, daß die griechische Kirche seine Obergewalt nicht anerkennen wollte, allen Mönchen von Karies den Kopf abschlagen lassen, und mehrere Klöster niedergebrannt. Man sieht im Kloster von Zographu eine Fresko, die den Papst zeigt, wie er diesem Brande zuwohnt. Im Kloster von Xylandari ist man noch weiter gegangen: der Papst ist hier abgebildet in den Höllenflammen mit Mohammed und Arius. Die Mönche selbst sind keineswegs einig: die alten theologischen Subtilitäten des griechischen Kaiserreichs haben den Sturz desselben überlebt, und obwohl alle Mönche des Athos der griechischen Kirche angehören, sind sie doch durch zahllose Schismen unter sich getrennt. Die unbedeutendste Verschiedenheit in den Ceremonien entwickelt und unterhält unversöhnliche Feindschaft, und wenn der Hader heftiger wird, können wir eines Tags hören, daß die 23 Klöster des Athos in aller christlichen Liebe sich gegenseitig verdammen. Die Sagen und Bilder indeß, welche gegen den Papst und die katholische Kirche gerichtet sind, stammen aus nicht sehr alter Zeit. In andern Klöstern, deren Malereien älter als aus dem 10ten Jahrhundert sind, wo die griechische Kirche noch nicht so schroff von der lateinischen getrennt war, findet man die Bilder des h. Sylvester und des h. Leo mit dem Namen der Päpste in Rom bezeichnet, in demselben Sinne, wie das Wort Papas im Orient die Bischöfe bezeichnet. Dieß ist gelegentlich bemerkt, ein Beweis weiter für das Alter der Fresken von Paulelinos im A. Laura-Kloster.

Nach diesen Ausflügen mußte ich in mein Gefängniß zurückkehren, denn das Fieber war wiedergekehrt und verließ mich nicht. Tage vergingen in schmerzlicher Erwartung. Einer derselben, das Fest des h. Elias, war für mich länger und unangenehmer als die andern, weil ich von dem Gelärm in der benachbarten Kirche betäubt wurde. Die Mönche fangen damit an, mit einem hölzernen Hammer auf ein Brett zu schlagen. Dieß Gehämmer, anfangs unmerklich, nimmt allmählich an Stärke und Schnelligkeit zu, bis es mit einigen scharfen Schlägen ein Ende nimmt, worauf der Mönch einen eisernen Hammer ergreift, und dasselbe Gehämmer auf einem Kupferreif fortsetzt, den man an zwei Stricken in der Luft aufhängt; das Geräusch ist stärker als das einer Glocke und viel schärfer.

Die Seltsamkeit und Neuheit dieser Sitten und Gebräuche dämpften meine Ungeduld nur sehr unvollkommen. Endlich eines Morgens hörte ich in der Straße einen ungewöhnten Lärm und erkannte die Stimme des Lieutenants der Brik Argus. Ich trat sogleich aus meinem Stall, ging ihm entgegen und erklärte ihm in wenigen Worten meine Lage. Sie hatten mein Gesundheitspatent bei sich und traten sogleich in den Saal, wo man mich verhört hatte. Der Lieutenant schalt die Mönche über die gegen mich geübten Vexationen tüchtig aus, der Anblick der Waffen imponirte ihnen, und sie redeten sich sämmtlich auf den Aga aus, der sich im Augenblick nicht auffinden ließ.

Ich reiste nun nach Vatopädi ab, versehen mit Empfehlungsschreiben des Präsidenten der Republik, und wurde von den Mönchen ausgezeichnet gut aufgenommen. Die Hauptkirche von Vatopädi ist ganz von Panselinos gemalt. Das Bild des Kaisers Johann Cantacuzenos, der den Thron verließ, um ein halbes Jahrhundert in Vatopädi zuzubringen, sieht man auf mehrern Fresken der Kirche. Auf mein Verlangen führte man mich in die Bibliothek, die Zahl der Bücher ist aber nicht groß, und der Zustand, in welchem sie sich befinden, beweist wie wenig Werth die Mönche darauf legen. Minas, der diese Bibliotheken zum besondern Studium gemacht hat, fand wichtige Manuscripte, in Bezug auf Kunst aber findet man nichts bemerkenswerthes als einige Ausmalungen.

Der lange Aufenthalt in dem Gefängniß zu Karies nöthigte mich meinen Aufenthalt zu Vatopädi abzukürzen. Ich machte mich also auf den Weg, ließ das unbedeutende im 8ten Jahrhundert von Kaiser Theodos und seiner Schwester Pulcheria gegründete Kloster Simenu links, und ging nach dem Ufer, wo eine Barke mich aufnahm und mich nach der Brik brachte. In wenigen Tagen kamen wir nach Athen zurück; ich hatte, freilich nur allzu kurze Zeit, die merkwürdigsten und zuverlässigsten Ueberreste der byzantinischen Kunst studirt, archäologische Schätze, die unter der traurigen Sorglosigkeit unwissender Mönche mit jedem Tage mehr verschwinden. Dieser Besuch hatte mir einen klaren Begriff gegeben von den verschiedenen Wandlungen der byzantinischen Schule und ihrem Einfluß auf das Schicksal der Kunst. Sie hat ihr und dem Christenthum die wesentlichsten Dienste geleistet: so lange sie an dem geistigen Erbe des Alterthums zehrte, gestaltete sie die Elemente, die sie demselben entlehnen konnte, nach ihren Bedürfnissen um; sie erreichte ihren Hochpunkt im dritten und erhielt sich auf demselben bis zum 7ten Jahrhundert. Der Schutz der Kaiser von Konstantinopel beförderte ihren Fortschritt und erhielt sie in ihrem Aufschwung. In den folgenden Jahrhunderten, unter den Einfällen der Barbaren, sank sie, ihr technischer Theil entartete und trübte sich während der geistigen Nacht, in welche Europa versunken war, dennoch bewahrte sie ihre Traditionen, die, später dem Occident mitgetheilt, unter günstigern Verhältnissen herrlich sich entfalten sollten. Diese Ehre genügt für ihren Ruhm; damit haben aber auch ihre Verdienste ein Ende. Es fehlte der byzantinischen Kunst ein unerläßliches Element, die Freiheit. Der jetzige Zustand der byzantinischen Malerei bei den Völkern, welche ihrer unbeugsamen Tradition treu geblieben sind, bestätigt diese Ansicht. Zur Zeit, wo die Lehren Cimabue's auf eine so glückliche Weise von seinem Schüler Giotto umgestaltet wurden, beharrten die Byzantiner auf einer Bahn, wo die Kunst als Mittel und als Gegenstand des Cultus unter einem Joch erliegen mußte, das alle geistige Auffassung vernichtete, um einfache graphische Formeln an deren Stelle zu setzen. So sehen wir die neuen Maler des Athosberges, aller Idee des Schönen, dessen Wesen und Zweck sie nicht begreifen, entkleidet, die fortbarsten Fresken ihrer Klöster zerstören, um ihre eigenen unförmlichen Schöpfungen an deren Stelle zu setzen.

Seltsame Kleiderrevolution in Bayonne. Die Semaine des Pyrenées erzählt, daß in dem Costüm der Stiefelputzer zu Bayonne seit kurzem eine curiose Revolution vorgegangen: man sieht sie in neuen Sommerkleidern von weißem Grunde auf den Plätzen stehen und ihrer Kunden harren. Eine große Ladung Sommerkleider kam nämlich in Bayonne unvermuthet an: um 7 bis 7½ Fr. konnte man sich vollständig kleiden. Begreiflich war der Absatz unsäglich. Das behagte aber den Kaufleuten an Ort und Stelle nicht, und um der Phantasie, sich so wohlfeil zu kleiden, Einhalt zu thun, verfielen sie auf den Einfall alle Schuhputzer der Stadt ganz in ähnliche Kleider, wie die jungen Elegante, zu stecken. Diese hatten nicht alle den Muth dem Anschein von Lächerlichkeit zu widerstehen, und bereiten sich die unglückliche Kleidung, die sie auf einerlei Stufe mit Schuhputzern stellte, abzulegen; andere aber waren minder empfindlich und behielten die Kleidung, die ihnen zusage, sie spotteten über die, welche ihrer spotteten, und werden wohl am Ende die Lacher auf ihrer Seite haben. (Voleur. 5 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 146. 19. Junius 1847.

Die Kirche von Aladscha im Taurus.

Das neueste Heft der Revue Archéologique vom 15 Mai enthält ein Bruchstück aus der Reise de la Borde's in Kleinasien, das in dieser Revue besonders wegen einer bisher unbekannten griechischen Inschrift mitgetheilt wird, auf welche wir jedoch minder Werth legen, [1] als auf die Schilderung des Baues dieser Kirche, da derselbe auf die Zustände der Bevölkerung und der Kirche in Kleinasien in den ersten Jahrthunderten der christlichen Zeitrechnung ein nicht unbedeutendes Licht wirft, dem weiter nachzuforschen wohl der Mühe sehr verlohnen würde. Warum dieß Bruchstück einer Reise, die schon im J. 1826 unternommen wurde, jetzt erst zu Tage kommt, wissen wir nicht anzugeben.

„Am 4 Dec. 1826 verließen wir Caraman, die alte zierliche Residenz der Fürsten dieses Namens, und ließen seine malerischen Häuser und seine prächtigen Moscheen hinter uns, deren mit erstaunlicher Geschicklichkeit ausgehauener Marmor einer schönen mitten im reichen Grün der Gärten aufgegangenen Blume gleicht. Unsere Absicht war, nach Seleffeh (Seleucia ad mare) hinabzusteigen durch die Engpäße des Taurus, eine Straße, der die Kreuzfahrer und namentlich der würdigste und unglücklichste unter ihnen, der Kaiser Friedrich, folgte. Wir wollten sodann längs dem Meere nach Alexandrette gehen, ein Weg zu neuer wichtiger Forschung, der allerdings einige Schwierigkeiten bot, da diese Straße trotz ihres Interesses hinsichtlich der Geographie und der alten Denkmäler seit 20 Jahren von keinem Reisenden eingeschlagen wurde.

„Die Mitte von Kleinasien erhebt sich zu großer Höhe, die Ebene von Koniah ist eine Plattform, welcher der Taurus als Stützmauer dient, und ihre Widerlager gleichen einer riesenhaften und großartigen Treppe, deren Stufen sich majestätisch gegen das Meer hin senken. Unsere erste Tagreise führte durch eine Reihe von Alpenlandschaften, und nach sechsstündigem Marsch zu einem Chan, einem mächtigen, allerdings verödeten Gasthof, den aber die Sonne heiter beschien, und wo man sich mit Dank an die Stifter dieser großen Absteigequartiere auf den Straßen der moslemitischen Länder erinnert.

„Wir waren den ersten Tag während sechs Stunden aufwärts gestiegen, jetzt ging es rasch, ohne abzusetzen, dreißig Stunden weit hinunter. Dieß Verhältniß gibt einen Begriff von der Höhe der Ebene von Koniah über dem Meere; leider war unser Barometer zerbrochen und wir konnten sie nicht näher bestimmen. Nach sechs langen Marschstunden hielten wir am Chan von Aladscha an, da wir uns nicht getrauten, unsern Weg weiter fortzusetzen, weil wir mitten im Wald von der Nacht überfallen zu werden befürchteten: übrigens hatte unser Nachtlager einen ehrwürdigen Anstrich, und die an der Thüre fließende Quelle lockte zum Bleiben. Aladscha Chan hat trotz seines trümmerhaften Zustandes alle Kennzeichen eines christlichen Baues aus den ersten Zeiten erhalten. Wir saßen oder lagen vielmehr auf unsere Teppiche ausgestreckt an der Quelle, und genossen des orientalischen Kefé, bei dem der Reiter seine Rolle und seine Reise vergessen kann. Die Pfeife und das klare Wasser thaten das übrige, und es bedurfte eines mächtigen Anreizes, um uns aus unserer behaglichen Ruhe aufzurütteln; aber unsere Blicke, die über das wilde Land hinschweiften, hafteten auf einer langen, weißen, von zwei Mauerwerken eingefaßten Linie, die sich an dem dunkeln Föhrenwald hervorhob. Auf unsere Fragen hatte der Surihschi, d. h. der Mann, der unsere Führung von Caraman nach Seleffeh übernommen hatte, nur Eine Antwort: „das ist die Kirche von Aladscha." Ich verschone den Leser mit der Sage über ihren Ursprung und über die Volksmeinung, daß es unmöglich sey, durch die Dornen und das Gesträuch hindurch zu der Kirche hin zu gelangen und, wenn man auch hingekommen sey, wieder zurückzukehren.

„Der Weg ist allerdings mühsam: die Schroffheit des Pfades ist noch empfindlicher gemacht durch die Nothwendigkeit, das Gestrüpp hinwegzuräumen, und die herabgerollten Felsenstücke zu umgehen; endlich aber gelangt man doch an Ort und Stelle, und ich kenne in der That keine Ruinen, die mitten in einer ausnehmend malerischen Einöde einen staunenswerthern Eindruck machten. Hier nur einige Worte über dieß große Kloster, seine beiden Kirchen, seine zahlreichen Capellen. Hier steht man noch, wenn auch in Ruinen, ein mächtiges, an den Felsen angelehntes Gebäude, vorn mit einer langen Terrasse, die von Menschenhänden aufgeführt und gegen das Thal hin durch eine riesenhafte Mauer gestützt ist. An beiden Enden der Terrasse erheben sich zwei große Kirchen, die durch einen langen Säulengang mit einander in Verbindung gesetzt sind. Ueberall ist eine reiche Ausschmückung, eine Sculptur mit zahlreichen Mo-

[1] Die Inschrift ist auf dem Grabe eines Guardians (ταμιοφυλακος) des mit der Kirche von Aladscha verbundenen Klosters, und enthält die Angabe, daß der besagte Pater Guardian sein dem Konsulat von Gadalatyna sein Priesteramt versehen habe. Die zweite Zeitangabe ist die XIV. Indiction, was mit dem Jahr 161 zusammenfällt, wo Severinus und Tagalaipdus Konsuln waren. Hr. De la Berge freut sich über die Lesart Gadalatyna, und bringt in seiner teutonischen Gelehrsamkeit heraus, daß in diesem Wort das deutsche Wort Adel stecke. Wir brauchen unsern Lesern wohl kaum zu bemerken, daß diese teutonische Gelehrsamkeit fehl schießt, und daß Gadalatyna, wenn es wie kaum zu bezweifeln, ein deutsche Name ist, sehr wohl dem nordischen Gudleif entspricht.

A. d. R.

Digitized by Google

tiren, ein vollständiges Repertorium der christlichen Bildnerei: Engel mit sechs entfalteten Flügeln, welche in einem Medaillon das Bild Christi halten; hier die Evangelisten mit ihren symbolischen Thieren, dort der Kriegsengel, der die Füße auf Köpfe bärtiger Menschen setzt; weiterhin eine Reihe in Medaillons ausgehauener Figuren, überhaupt ein ganzes ikonographisches System zur Zierde eines Baues, der sich durch seine großartigen Verhältnisse, seine Säulen aus einem Block und seine großartige regelmäßige Bauweise ohne Cement auszeichnet. Wäre hier nicht der Hufeisenbogen, der in diesem Theil Kleinasiens gewöhnlich in Gebrauch war, wäre nicht in das Blätterwerk der Capitäle die Eule eingefügt, und nicht die Kreuze auf den Mauern ausgehauen, man würde glauben, einen römischen Bau aus den letzten Zeiten der großen Kunst vor sich zu haben.*

Indien.

(Fortsetzung.)

Hier kann nicht einmal ein Entschluß der Regierung helfen die Steuer wesentlich herabzusetzen; sie würde ohne allen Ersatz an die Harpiren der Steuereinnehmer alles verlieren, was sie den armen Landbesitzern erlassen wollte, wenigstens wäre dieß in ihren wichtigsten Provinzen, in Bengalen und Behar, der Fall; wirkliche Erleichterung würde dadurch nur in Madras und zum Theil in Bombay gewährt. Bei der Weitläufigkeit der Besitzungen und dem jetzigen gesellschaftlichen Zustande ist gar nicht daran zu denken, daß die Regierung eine hinreichend redliche Classe von Steuereinnehmern schaffe, nur die Gemeinden selbst kann sie dazu gebrauchen, weil diese ein Interesse haben, daß nicht zu viel erhoben werde; doch würde auch hier die Sache bei der jetzigen Zerrüttung des Gemeindewesens höchst schwierig seyn. Nichtsdestoweniger muß der Schritt geschehen, wenn gerade die reichsten Provinzen Bengalen und Behar nicht zu Bettlern werden sollen. Das Zemindarissystem ist gerichtet: es besteht ganz einfach darin, daß die Regierung ihren Steuerbetrag von den Zemindars erhebt, und diesen gestattet, sich bei dem Volke bezahlt zu machen. Wie dieß geschieht kann man sich denken. Im J. 1793 hatte Lord Cornwallis das System dadurch verschlimmert, daß er, von englischen Feudalansichten ausgehend, die Zemindars als Obereigenthümer des Landes ansah, während sie eigentlich nur Steuerbeamte waren, die durch Mißbrauch zu Steuerpächtern wurden. Schon im Jahre 1799 mußte ein neues Regulativ zur Erhebung der Steuern gegeben werden, im J. 1812 abermals. Endlose Processe zwischen Zemindars und Reiots (Landbauern) waren entstanden, worin die Gerichte keine Entscheidung geben konnten,[1] weil alles mehr auf unbestimmtem Herkommen beruhte. Im Jahre 1830 wurde eine Committee zur Untersuchung der unabsehbaren Klagen niedergesetzt, und diese that den Ausspruch, „daß die definitive Anordnung eines Steuerwesens unter Lord Cornwallis den Erwartungen nicht entsprochen habe," aber doch ward nicht die Art an die Wurzel gelegt, und die Zemindars und ihre Helfershelfer blieben mit unmäßiger Gewalt zur Bedrückung des Volkes ausgerüstet, warum? ist oben schon bemerkt worden. In vielen Districten ist das Zemindarissystem vollends in eine Unzahl von Afterpachte ausgeartet, alle diese Mittelspersonen wollen davon leben, und alles fällt am Ende auf den Reiot. Die Folgen werden in Indien seyn, wie in Irland, die Regierung wird bei ausbrechender Hungersnoth das Volk ernähren müssen, so weit dieß möglich ist; so weit dieß nicht möglich ist, stirbt es Hungers, wie dieß schon in mehr als Einem District der Fall war. Was in dem wunderreichen Bengalen, dem Paradies der Länder, wie es die Perser nannten (dschennet al belad) ja noch die Blutsauger dem Bauern gelassen haben, das nehmen vollends die Mahadschans oder Wechsler weg, denen die Dörfer so schwer verpfändet sind, als nur irgend wo in Europa den Juden. Kann man sich da wundern, wenn Mariott sagt, daß der größte Theil Indiens einem unverbesserlichen Pauperismus entgegengehe?

Das Zemindarissystem mit seinen Afterpachten drückt hauptsächlich auf Bengalen, Behar und Orissa, in Madras und Bombay ist man auf einen entgegengesetzten Fehler verfallen: man wollte, wie in Europa, die Steuer katastermäßig erheben. Das Dekkan ist es hauptsächlich, aus dem man Baumwolle zieht, welcher ohnehin das Land zur Bekleidung seiner Bewohner vielfach bedarf. General Briggs hat die Frage, ob nicht England seinen Bedarf an Baumwolle aus Ostindien beziehen könne, besonders behandelt, und führt dabei als ein Haupthinderniß die schwere Landsteuer an, deren System er in folgender Weise zeichnet: „Unbekannt mit den wahren Hülfsquellen der neuerworbenen Länderein, so wie mit der eigentlichen Art des Landbesitzes, unternimmt eine kleine Schaar fremder Eroberer, nachdem sie kaum Besitz von einem ungeheuren Gebiet genommen, das von mehreren in Sprache, Sitten und Gewohnheiten ganz verschiedenen Völkern bewohnt ist, eine Aufgabe, die selbst in den civilisirtesten Ländern Europa's, wo man alle statistischen Nachweise hat, ein herkulischer oder vielmehr ein ganz phantastischer Plan seyn würde, nämlich eine Landrente festzusetzen, nicht auf jede Provinz oder jeden District, sondern auf jedes einzelne Feld in ihrem Gebiet. Um diese vermeintliche Verbesserung durchzuführen, werden die unabsetzlich die alten Bande, welche die Republik jedes Hindudorfs zusammenbanden, aufgelöst, und durch eine Art von agrarischem Gesetz, durch andere Belastung und Vertheilung die Länderein, die seit unvordenklichen Zeiten der Dorfgemeinde gemeinsam gehörten, nicht bloß unter die einzelnen Mitglieder der höhern Stände, sondern selbst unter der niedern Bauerschaft vertheilt, und dann jeder einzeln besteuert und zwar zu einem unerreichbaren Maximum; wie von den vorhergehenden moslemitischen Regierungen wird der Landbauer mit Gewalt an den Pflug gefesselt, gezwungen, ein anerkannter Maaßen mit Steuern überbürdetes Land zu bauen, zurückgeschleppt, wenn er flüchten will,[1] die Anforderung an ihn nur aufgeschoben bis zur Ernte, dann alles genommen, was zu nehmen ist, und dem Landbauer nichts gelassen, als die Ochsen und das Saatkorn; ja vielleicht ist man genöthigt, ihm selbst diese zu liefern, um ihn nur in den Stand zu setzen, seine traurige Aufgabe, für andere zu arbeiten, von neuem zu beginnen."

Es gereicht dem General Briggs zur Ehre, dieß Verhältniß so rückhaltslos ans Tageslicht zu ziehen, und der anglo-indischen Regierung nicht minder, daß sie die Herausgabe eines solchen Buchs, dessen Verhinderung wohl in ihrer Macht stand, gestattete, aber geschehen ist seitdem nichts, um dem entsetzlichen Zustand abzuhelfen, und der Schluß, den man daraus ziehen muß, ist nur der, daß man einestheils wegen Furcht vor mangelnder Einnahme, anderntheils aus Scheu vor der riesenhaften Aufgabe der Sache ihren Lauf ließ. Indeß konnten die Folgen des Systems, das begreiflicherweise nicht auf alle Theile gleich-

* Sie erklärten geradezu, sie hätten kein Recht einzuschreiten.

[1] Man glaubt eine Beschreibung von Mehemed Ali's Regiment über die Fellads zu lesen.

Digitized by Google

mäßig drückte, nicht ausbleiben. General Briggs führt, um ein Beispiel zu geben, den District Bellary in der Präsidentschaft Madras an. Das Land ist ein reicher, schwarzer Humus, den man „Baumwollenboden" nennt. In den Jahren 1803 bis 1807 wurde die Steuersumme gemacht, und man fand hier 1,460,993 Acres Land, das zum Baumwollenbau sich eignete, davon waren 911,803 auch wirklich mit Baumwolle angebaut, welche nach dem in den dortigen Gegenden gewöhnlichen Ertrag nahe an 100 Mill. Pfund Baumwolle liefern sollten; schon im J. 1814 bis 1815 waren 740,845 Acres vorher angebauten Baumwollenbodens verlassen, der Rest ertrug nur noch 5½ Millionen Pfd. und es wurde Baumwolle aus andern Districten in Menge eingeführt. Die Ursache lag ganz einfach in dem, was die eingebornen Steuereinnehmer berichteten, „daß der Anbau in gewöhnlichen Jahren einen reinen Verlust ergebe." Vor kurzem kam die Sache im Parlament zur Sprache, niemand aber wollte darauf eingehen, der Economist dagegen hatte die Frage: „warum kann Indien nicht die gehörige Menge Baumwolle liefern," besonders behandelt, und sagte: „In dem brittischen Gebiet des Dekkan ist ein Strich von 30,000 Quadratmeilen durchaus zum Baumwollenbau geeignet (one great cotton field), und dennoch wächst hier nicht genug, um die Nachfrage der eingebornen Bevölkerung zu bedecken; dieß schreibt man bloß der abscheulichen Art und Weise zu, wie die Landsteuer umgelegt ist und erhoben wird. In dem benachbarten Lande des Nizam, das viel schlechter regiert ist, aber eine niedrigere Landsteuer hat, wird Baumwolle in hinreichender Menge gewonnen, nicht nur zum Verbrauch für die Bevölkerung, sondern auch zur Ausfuhr nach dem Ganges hin, nach Madras und nach Bombay durch das brittische Gebiet hindurch, um einen Absatz in (China und) England zu finden."

Die Klagen über dieß Verhältniß wiederholen sich unablässig seit Jahren, auch die neueste Post (s. den Mofussillite vom 26 März) brachte ganz Aehnliches, und es wird nicht mehr lange anstehen, so muß die Regierung ans Werk schreiten, koste es was es wolle. Die Aufgabe ist, wie schon bemerkt, eine ungemein schwere, und dürfte sich mit Nachstem noch viel mehr erschweren. Jetzt bezieht die Regierung eine Einnahme von 2 bis 3 Mill. Pfd. St. aus dem Opium, aber die Einfuhr in China kann in dem bisherigen Verhältniß nicht fortdauern, aus dem einfachen Grunde, weil die Chinesen sie nicht mehr zahlen können. Schon melden die Berichte aus China, daß man eine Erlaubniß der Einfuhr gegen Zoll erwarte, und sobald diese eintritt, kann auch die chinesische Regierung den Bau in den eigenen Provinzen nicht mehr hindern, sie hat vielmehr ein Interesse ihn zu fördern. Dann entsteht eine Concurrenz, bei welcher das fremde Opium aus dem Felde geschlagen werden muß, und diese Concurrenz scheint beinahe schon begonnen zu haben, denn das Opium gilt jetzt nur etwa zwei Drittheil dessen, was es noch vor vier oder fünf Jahren galt, ein Umstand, der nicht bloß von dem verminderten Zahlungsvermögen der Chinesen herrühren kann. Die Regierung sieht also ein Einkommen von drittehalb Millionen Pfund dahinschwinden, und hat ein eingestandenes Deficit von anderthalb, wo nicht von drittehalb Millionen. Dieser Stand der Dinge ist nicht lange mehr haltbar, denn er wäre nur dann haltbar, wenn man der Bevölkerung Indiens neue Lasten auferlegen dürfte. Die Unmöglichkeit dieß zu thun ist aber längst anerkannt.

(Schluß folgt.)

Der Bürgerkrieg in Catalonien. [1]

Das Hochgebirge Cataloniens. — Topographie des Krieges. — Borgo. — Spaltung der politischen Meinungen in Catalonien. — Geschichte des catalanischen Royalismus. — Die Urelemente der Banden. — Ihre Organisation.

Als ich im Monat September v. J. meine Forschungen anstellte über die Ruinen jenen Zeitalters, mit denen Spaniens Boden besäet ist, besuchte ich diesen Theil Cataloniens, den man gewöhnlich mit dem Namen Hochgebirge bezeichnet. Wie es dieser Name voraussetzen läßt, ist dieß die hochgelegene Gegend der alten Herrschaft der Grafen von Barcelona. Catalonien in den Kreis seiner Forschungen ziehen, heißt gemeiniglich so viel als den Weg einschlagen, der von den Gränzen des Königreiche Valencia längs den Gestaden des Mittelmeeres sich bis Reus, Tarragona, Barcelona zieht, von da durch die futter- und volkreichen Thäler nach Girona, Figueira und endlich nach Perpignan führt. Schon vor drei Jahren hatte ich diesen Weg gemacht und mich in den meisten eben genannten, durch die Erinnerungen aus der Vergangenheit, wie durch die Thaten der Gegenwart gleich anziehenden Städten aufgehalten. Ich hatte jetzt nur noch den entlegenern, wilderen Theil Cataloniens kennen zu lernen. Vom politischen Gesichtspunkt ausgedenk, hatte ich erst Eine Seite des Gebietes dieser Provinz betrachtet; ich mußte, auf einer zweiten Reise, die Spuren des Carlistischen Aufstandes aufsuchen, und auf dem Schauplatz des Lebens und Todes des Graf v. España die tragische Geschichte dieses Mannes studiren, dessen Name in alle Begebenheiten des letzten Krieges verflochten ist.

Als ich diesen Ausflug antrat, wußte ich noch nichts von der Vermählung der Königin Isabella; ich erfuhr sie am zweiten Tage meiner Wanderung auf spanischem Gebiete. Man machte damals keine andere Bemerkung darüber als die, daß diese Heirath das gute Einvernehmen unter den beiden Schutzmächten des verfassungsmäßigen Thrones unterbrechen würde. Alles deutete noch fortwährend auf Frieden, nichts auf einen im Gebirge ausgebrochenen Kampf. Allein in wenigen Tagen hatten die Dinge eine ganz andere Gestalt gewonnen. Unter dem begünstigenden Lügenbalsam Schutz Englands war Graf Montemolin aus seinem Gefängniß entflohen, und auf den düstern einsamen Felsen Cataloniens, auf denen ich umherwanderte, erschienen plötzlich wieder die alten Bandenführer, welche in deren Höhlen Schutz gesucht und gefunden hatten. Man hatte die Namen ein und derselben Männer umgetauft; man nannte sie jetzt Matinés, d. h. die zeitig oder vor andern Aufstehenden. Deutet man dieses Wort in letzterm Sinn, der mit Nachst synonym ist, so läßt sich denken, daß damit mehr noch eine Hoffnung als eine Besorgniß der Bevölkerung ausgedrückt ist. Dennoch gibt das bis jetzt Vorgefallene keinen Grund zu glauben, daß der Krieg dießmal dieselbe Ausdehnung gewinnen werde wie vor acht Jahren. Wie aber auch der Ausgang desselben für das junge spanische Königsthum sein mag, günstig oder verhängnißvoll, jedenfalls wird es interessant sein ein Land und Männer kennen zu lernen, welche von neuem die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Man wird zu wissen wünschen, welcher Art der erste Carlistische Aufstand in Catalonien war, um beurtheilen zu können ob der Geist der royalistischen Partei in dieser Provinz einigen Fortschritt gemacht, oder ob Niederlage, Leiden, Verbannung ihn einigermaßen geändert haben.

Das Hochgebirge Cataloniens ist in mehr als einer Hinsicht des Besuchs eines Reisenden werth. Derjenige Theil, dem dieser Name wirklich gebührt, erstreckt sich, parallel mit dem Kamm der Pyrenäen, von den Gränzen Aragoniens bis in die Umgegend von Figueira, d. h. bis fast an das mittelländische Meer. Die Pyrenäenkette, deren Höhepunkt, was Spanien anlangt, der Mitte der Provinz Aragonien entspricht, dacht sich nach ihren beiden Enden hin unmerklich ab und nähert

[1] Dem Umriß von A. de Blanche mitgetheilt.

[1] In der That so schreckt, daß der Fürst, die Minister und die Generalen fast im offenen Kampfe mit einander liegen und jede Post Ankündigungen berichtet.

sich den beiden Meeren, so zwar daß der Gipfel Catalaniens minder hoch sind als die Aragoniens, und daß man steht wir ihre wilde Größe sich allmählich mildert, jemehr man sich von dem Verbindungspunkt der beiden Provinzen entfernt. Von Viella und Val de Aran an, wo die Garonne ihren Ursprung hat, bis in die Berge von Andorre, wo die Ariège wie ein Silberfaden dem Boden entquillt, zeigt Catalonien Granitgipfel, die höchstens dem Adler und der Gemse zugänglich sind. Allein auf der Ostseite des Thales der Cerdagna zeigt sich die Natur schon weniger rauh. Schlägt man den Weg nach Ripoll und dem Kamprodon ein, so sieht man auf jedem Schritte das Gras höher an den Felsen hinaufreichen; die schauderenregende Einsamkeit der Gebirge verschwindet endlich, und das Auge weidet sich an lachenden Gefilden.

Vergleicht man die beiden Seiten der Pyrenäen in Frankreich und in Spanien, so zeigt sich ein ziemlich auffallender Gegensatz. Auf dem nördlichen, französischen Abhang verliert sich die Gebirgsketter vier oder fünf Stunden von den höchsten Gipfeln gänzlich, während auf der entgegengesetzten Seite, im Herzen Spaniens, ungeheure Gebirgsstöcke auf eine Entfernung von 20 bis 25 Stunden hin sich erstrecken. So reichen im Süden die Gebirge von Aragonien und Navarra bis an das Ufer des Ebro, während wir sie auf französischer Seite, am Laufe der Adour und der Gave, fast an der Gränze unseres Gebiete, endigen sehen. Eben so verhält es sich mit den östlichen Pyrenäen. Sieben oder acht Stunden von der Gränze, auf französischer Seite, bietet die ehemalige Grafschaft Foix weite von einem ruhigen Flusse bewässerte Ebenen, und Perpignan, am Fuße sogar des Canigou, liegt vor uns wie ein unermeßlicher Garten, in dem der laue Wind des Mittelmeeres ungehindert fächelt. Catalonien hingegen erscheint, von irgend einem mittlern Gipfel aus gesehen, in seiner ganzen Ausdehnung wie ein Ozean von Bergen, wo jedes Thal einer durch die Wellen gezogenen tiefen Furche gleicht. Wendet man den Blick nach Süden, so erscheinen die Wogen dieses Meeres ungeheurer und riesenhafter, wogegen sie nach Osten und Süden hin sich senken und in sanfteren wellenförmigen Erhöhungen im Horizont des Mittelmeeres verschwinden.

Von diesem Belvedere herab erkennt ein geübtes Auge jeden der Bezirke, in welche das Fürstenthum zerfällt. Hier, im Nordwesten, die Gebirgsstämme, welche die Ringmauer der Grafschaft Pailas bilden. Die minder hohen Berge, die wir im Westen sehen, umringen die Cenone de Tremp und Balaguer. Hinter diesen mehr dem Süden sich nähernden Gipfeln erstrecken sich die Gestade von Tarragona. Am südlichsten Punkt, in jenem tiefen Blau des Horizonts, wo Meer und Himmel in einander verschmelzen, ragt eine Art Krone in die Lüfte empor, das Diadem der heiligen Jungfrau von Mont-Serrat.

Die Region des Hochgebirgs reicht nicht so weit. Mißt man sie in der Richtung ihrer Breite, d. h. von Nord nach Süd, so umfaßt sie ungefähr den dritten Theil des Panorama's, das ich eben geschildert. Bich, Manresa, Cardona mit den reichen Salzwerken und der Herzogskrone bilden noch einen Theil der Gebirge, weil in Catalonien, außer dem Küstenland, alles Gebirg ist; allein diese drei Bezirke dürfen nicht mehr zu jener vorzugsweise „hoch“ genannten Gegend gezählt werden, die der Hauptschauplatz des Carlistischen Aufstandes ist. Um einen klaren Begriff über die Beschaffenheit des Bodens zu gewinnen, welcher der Schauplatz des letzten Krieges gewesen, denke man sich eine Linie, die, ausgehend von Puycerda, am Eingang in die spanische Cerdagna, sich nach Seu de Urgel hinabzieht, dann, ununterbrochen dem Laufe des Segre folgend, an Arfa, dem Engpaß der Drei Brücken, an Organa und Oliana vorbeikommt. Von hier nimmt diese Linie ihre Richtung nach Sessona und macht eine Rundung, um die Berge der Ribera Salaba in sich aufzunehmen. Dann verlängert sie sich nach Berga, zieht sich am Llobregat hinauf, an Berrada vorüber, und erreicht Ripoll im Thal des Ter. Von diesem Punkt aus wendet sie sich durch das Thal des Frager und mitten durch den Flecken Rivas nach Puycerda zurück. In diesem etwa 70 Stunden umfassenden Umkreis befindet sich das eigentlich Carlistische Gebiet. Zwar durchziehen die catalanischen Banden einen weit größern Landstrich und beunruhigen oft plötzlich die übrigen Bezirke des Fürstenthums; allein als es sich beim Aufstand darum handelte, ihm einen innern Halt und Stützpunkt zu geben, als der Krieg unter der Leitung des Grafen de España regelmäßige Formen annahm, erkannte man, daß man das wahrhafte Centrum der Operationen an die Punkte heften müsse, die wir so eben angedeutet. Diese Gegend wurde eine Art verschanztes Lager, wo die Carlisten ihre Freistätte, ihren Schießbedarf, ihren Ruhesitz und ihre Beute hatten. Von den Städten und Flecken, welche den Umfang dieser Ringmauer bezeichnen, entgingen bloß zwei beständig der Herrschaft der Banden, Puycerda und Seu de Urgel. Ripoll ward genommen und wieder genommen. Calsseua blieb mehr als ein Jahr lang in der Gewalt der Rußlandischen. Rivas, Berrada, Oliana, Organa und Arfa gehörten, da sie ohne alle Festungswerke sind, abwechselnd beiden Parteien; Berga, das schon im Monat Julius 1837 in die Hände Urbiondo's fiel, war die wahre Hauptstadt des catalanischen Royalismus.

Diese Stadt bot den Carlisten Vortheile wie keine andre, und diese bestimmten ihre Wahl. An die Region des Hochgebirgs sich anlehnend, steht sie nach Süden hin in Verbindung mit dem volkreichen und fruchtbaren Theile Cataloniens; sie ist so zu sagen das südliche Thor dieser Citadelle, auf welcher die Hauptmacht des Aufstandes ihren Sitz genommen. Geometrisch betrachtet, liegt Berga ungefähr im Mittelpunkt des Fürstenthums. Die Stadt ist in einer gewissen Höhe über den benachbarten Landschaften auf einer geneigten Bodenfläche erbaut, welche von Norden her durch schwer zugängliche Berge vertheidigt wird. Gegen Süden hin ist sie durch ihre hohe Lage und durch eine Ringmauer geschützt. Ihre vielen gedrängt neben einanderstehenden Häuser hängen wie ein Bienenkorb unterhalb eines Forts, dessen Kanonen sie zwar beherrschen, ihr aber der Nähe halber keinen Schaden zufügen. Von der Esplanade des Forts hat man über die Dächer Berga's hinweg die Aussicht auf einen weiten mit Dörfern besäeten Landstrich, über welchem der Llobregat gen Manresa dahinrauscht, um sich, nach einem schnellen aber für die Gewerbsamkeit fruchtbaren Laufe, nicht weit von Barcelona ins Meer zu ergießen. Von derselben Esplanade aus führt eine für Pferde gangbare Treppe den Weg, auf dem man von Puycerda und Ripoll nach der Stadt gelangt. Berga ist vollreich und gewerbsam. Das Geräusch der Hämmer und unterirdischer Gewässer belebt die langen, engen, besuchten Straßen. Hier hatten die Carlisten ihre Druckereien und Fabriken, so zwar daß diese Observatorium, von wo der Gebirgs-Guerillere seine Beute erspähte, gleichzeitig ein Hauptort war, wo der Aufstand, nachdem er sich geordnet, alle Hülfsquellen einer Regierung fand.

Der Krieg, welcher Spanien nach dem Tode Ferdinands VII verwüstete, hatte drei Hauptschauplätze: Navarra und die baskischen Provinzen, Catalonien und das Maestrazgo von Valencia oder Nieder-Aragonien. Auf jedem dieser Schauplätze nahm er einen besonderen Verlauf, der auch durch seine Verschiedenheit den verschiedenen Genius des alten Spaniens gut kennzeichnet; im allgemeinen aber läßt sich bemerken, daß der Bürgerkrieg gegen den revolutionären Staatsherrsch sich nur in den freien, westlichen Territorien gemeinsamen Provinzen mit Kraft organisirte. Jedermann kennt die Begränze in Navarra und dem Lande, dem unabhängigsten der ganzen Monarchie. Catalonien, das später in die Ordnung der Freiheit trat, behauptete auch diesen Rang in der Ordnung des Widerstandes. Was das Maestrazgo betrifft, das sich seiner besondern Freiheiten erfreute, so ward der Krieg daselbst von einem Catalonen geschaffen; Cabrera ward in Tortosa geboren. Uebrigens bestand das Heer, welches dieser wundervolle Guerillere organisirte, hauptsächlich aus Leuten der benachbarten Gegenden. Catalonien lieferte ein zahlreiches Contingent dazu. Das Königreich Valencia schickte seine grausamen, herumschweifenden Reiterhaufen, welche ein letzter Rest maurischen Blutes zu sein scheinen, das noch jetzt nach Rache dürstet. Aragonien endlich, welches dieses Heer voll machte, schien damit die Genugthuung an seine alte Unabhängigkeit ausdrücken zu wollen, die nicht untergehen konnte, ohne mindestens Groll im Herzen zu hinterlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 147. 21. Junius 1847.

Indien.

(Schluß.)

Wir haben nicht ohne triftige Gründe hier nochmals auf die Finanzen der oſtindiſchen Compagnie, die Nothwendigkeit der Erleichterung des Volks und die ungeheuren Schwierigkeiten, welche ſich der Sache entgegenſtellen, hingewieſen, denn wir müſſen zum Schluß noch einen Umſtand erwähnen, der dringend und immer dringender den Directoren ans Herz gelegt wird, und den ſie bis jetzt aus Noth immer verweigert haben. Wir haben im Eingang erwähnt, daß man 25,000 Mann verabſchieden, [1] jedoch die Officiere beibehalten will. Ueber das erſtere wird man die Achſeln zucken, über das letztere wird jeder Officier der angloindiſchen Armee nur bitter lächeln. England hat um von Pendſchab gar nichts zu ſagen, — darauf werden wir alsbald zurückkommen, — in neueſter Zeit Sind und das Dſchallinder Duab gewonnen, deren Beſetzung wenigſtens 15 Regimenter erfordert, aber die Truppenzahl iſt nicht vermehrt worden. Die vermehrte Arbeit, und darum Verminderung der Garniſonen kann man ſich daraus von ſelbſt abnehmen, aber ganz abgeſehen hiervon iſt noch die Zahl der Officiere zu berückſichtigen. Die Klage hat ſich immer und immer wieder erneuert, daß die einheimiſchen Regimenter Indiens zu ſchlecht mit Officieren verſehen ſind, aber die Directoren haben nicht hören wollen. Von dem etatsmäßig ihnen gehörigen Stand fehlen wenigſtens zwei Unterlieutenants im Regiment, oder in den 200 einheimiſchen Regimenter 400 Officiere. Das iſt aber noch das Wenigſte: die europäiſchen Regimenter im Dienſte der Compagnie haben 48 Officiere im Regiment, nämlich 10 Hauptleute, 20 Ober- und 10 Unterlieutenants, der Reſt bildet den Stab; die einheimiſchen Regimenter haben nur 24 europäiſche Officiere, und die Forderung geht dahin, daß man ſie in gleichem Maaße mit europäiſchen Officieren verſehen ſolle, wie die europäiſchen Regimenter. Wollte man aber dieß thun, ſo würde dieß in 200 Regimentern gegen 5000 Officiere erfordern, was den Officier durchſchnittlich nur zu 400 Pf. St., mit Einſchluß aller Bezüge, angeſchlagen, eine Ausgabe von 2 Mill. Pfd. St. machen würde. Das iſt eine Forderung, welche die angloindiſche Regierung bei dem jetzigen Stand ihrer Finanzen unmöglich erfüllen kann.

Während wir aber dieſe Unmöglichkeit erkennen und zugeben müſſen, können wir nicht umhin die Gründe anzuführen, welche die Officiere, von denen dieſe Forderungen geſtellt ſind dafür geltend machen. Die Zahl der Officiere in den europäiſchen Regimentern mag überrieben ſeyn, obwohl ſie in England die gewöhnliche iſt, erwägt man aber, daß immerhin auch einige durch Krankheit ausfallen, oder zu andern Dienſtleiſtungen berufen werden, ſo mag die gewöhnlich bleibende Zahl nicht eben allzu groß ſeyn. Was iſt aber das Verhältniß der europäiſchen Regimenter zu den einheimiſchen? Die erſtern, die ein viel zu koſtſpieliges Möbel ſind, um ſie viel hin und her zu ſchicken, werden für gewöhnliche, ſehr häufig zu regelmäßig wiederkehrende Dienſte, wie Transporte, Escorten u. dgl., ſelbſt zu gewöhnlichen Kriegsunternehmungen nicht verwendet, ſchon weil ein europäiſches Regiment auf dem Marſch das Doppelte, wo nicht das Dreifache deſſen koſtet, was ein indiſches Regiment erfordert. Die Hauptaufgabe der europäiſchen Regimenter iſt im Feld, wenn Forts zu nehmen oder beſonders ſtarke Stellungen anzugreifen ſind; dann wird europäiſche Disciplin und Ausdauer in Anſpruch genommen, ſonſt aber, wo immer ein einheimiſches Regiment ausreicht, wird nie ein europäiſches geſchickt. Die Letztern haben alſo dreimal und viermal weniger zu thun, ſie ſind ohne allen Vergleich geringern Strapazen ausgeſetzt, und da man auch den europäiſchen Regimentern natürlicherweiſe die geſündeſten Quartiere anweiſt, ſo iſt es ganz einleuchtend, daß die Zahl der Krankheitsfälle unter den Officieren der einheimiſchen Regimenter ohne allen Vergleich viel größer iſt. Rechnet man nun die große Anzahl Officiere, welche beim Stab und welche krankheitshalber abweſend ſind, ſo iſt es natürlich häufig der Fall, daß mehr als die Hälfte der Compagnien ohne einen einzigen europäiſchen Officier iſt.

Dieſe europäiſchen Officiere aber ſind es, welche den einheimiſchen Regimentern den moraliſchen Rückhalt geben, denn die einheimiſchen Officiere taugen im Durchſchnitt ſehr wenig. Warum? das iſt ein ſchlimmes Capitel, über das ſich die engliſchen Zeitſchriften mit ſehr anerkennenswerther Vorſicht äußern, denn es handelt ſich hier um die Sicherheit des angloindiſchen Reichs. Als man zuerſt indiſche Regimenter errichtete, ſtanden ſie gewöhnlich unter dem Befehl von Einem, höchſtens zwei europäiſchen Officieren, die einheimiſchen Officiere, ziemlich gut bezahlt, lebten mit ihnen auf vertrautem Fuß, und dienten der oſtindiſchen Compagnie eben ſo gut, als ſie einem einheimiſchen Fürſten oder Frankreich gedient hätten, das bekanntlich bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts herein ganz reſpectable Armeen in Indien hatte. Allmählich aber fing man an dieſen Officieren zu mißtrauen, und auf der andern Seite waren die Officiere der oſtindiſchen Compagnie ſelbſt nach den zahlreichen Stellen lüſtern, welche die wachſende Zahl indiſcher Regimenter ihnen

[1] Nicht durch Auflöſung von Regimentern, ſondern durch Verminderung derſelben von 1000 auf 800 Mann, nebſt Aufhebung einiger Localcorps.

Digitized by Google

in Aussicht stellte. Daher die am Ende des vorigen Jahrhunderts zum Theil durch eine Art Verschwörung der europäischen Officiere bewerkstelligte Umgestaltung der indischen Regimenter, die man jetzt ganz mit englischen Officieren versah, freilich nur mit halb so viel als die europäischen, die andere Hälfte sollte durch die einheimischen Officiere ersetzt werden, die aber nicht weiter als bis zum Hauptmann oder Subahdar, allenfalls noch zum Subahdar-Major steigen und 45 Rupien monatlich erlangen können, ein Nichts gegen die glänzende Bezahlung von Truppenanführern bei indischen Fürsten. Factisch waren sie also zu Unterofficieren herunter gesunken; die bessern, vermöglichern Classen zogen sich aus dem Dienst zurück und das moralische Ansehen sank mit der unbedeutenden Stellung, die sie gegen früher einnahmen. Die Beförderung der indischen Officiere geht jetzt so, wie in Europa die der Unterofficiere; sie stehen nicht mehr durch Erziehung über den Truppen, die sie befehligen, theilen oft deren Ausschweifungen, verschweigen es, wenn Meuterei in einem Corps brütet, und die Fälle sind nicht selten, wo sie solche selbst befördernten. Der exclusive Geist der Engländer hat auch hier seine Früchte getragen, er hat die einheimischen Officiere in eine untergeordnete Stellung hinabgedrückt, diese sind in keiner Weise gleich mit dem europäischen Officier gehalten, und jetzt beklagt man sich, daß man auf sie kein Vertrauen setzen könne. Jetzt ist es so weit gekommen, daß man vorschlägt, jedem einheimischen Regiment zwei Compagnien Europäer beizugeben, oder sogar jeder Compagnie einige Züge Europäer. Wenn die anglo-indische Regierung darauf eingehen will, so muß sie ihre europäischen Truppen, 10 bis 12,000 Mann, ganz auflösen und in die einheimischen Regimenter vertheilen, wodurch sie vielleicht die Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit der einheimischen Regimenter erhöht, aber auch der wichtigen Hülfe geschlossener europäischer Regimenter in sehr vielen Fällen entbehren muß, weil dann die königlichen Regimenter allein diesen Dienst versehen können. Die Directoren werden sich zweimal besinnen, ehe sie einen Schritt von so zweifelhaftem Werth thun.

Hier laufen also Forderungen und Bestrebungen weit auseinander. Die anglo-indische Regierung will sparen, und verabschiedet 25,000 Mann, während das Gebiet sich erweitert. Der Rath der Directoren sendet nicht einmal die etatsmäßige Anzahl Officiere, während Militärs von der höchsten Autorität behaupten, daß diese etatsmäßige Zahl nicht zureiche. Die Classe der einheimischen Officiere scheint mehr und mehr von einem feindseligen Geist beseelt zu werden, weil man sie zur Nichtigkeit und einem armseligen Auskommen verdammt hat, und die europäischen Officiere dringen nun auf Vermehrung ihrer eigenen Zahl, während die Regierung financiell ganz außer Stand ist, die Forderung, so wie sie gestellt wird, zu befriedigen. Die Stimmung gegen die „vierundzwanzig alten Herren, welche ihre Befehle 10,000 Meilen von dem Ort wo sie ausgeführt werden sollen, schmieden," wird deßhalb immer ungestümer, und diese alten Herren wissen nebenbei gesagt, recht gut, wo sie der Schuh drückt. Die Ansicht dieser letztern können wir zur Genüge aus dem Stand der Finanzen entnehmen, für die entgegengesetzte Ansicht führen wir eine der gemäßigsten Stimmen an, die man wohl darüber hören kann. [1] Sie ist aus der Naval and Military Gazette vom 5 Jun. entnommen und lautet folgendermaßen: „die Reduction der indischen Armee ist die einzige Maaßregel Lord Hardinge's, deren Richtigkeit wir und zwar in doppelter Beziehung in Zweifel ziehen, 1) in Bezug auf Zeit und Umstände, und 2) in Bezug auf die Art. Wir glauben es ist nach dem letzten furchtbaren Kampfe etwas zu früh, alles für so friedlich zu halten und zu entwaffnen, als ob gar keine Aussicht auf eine Erneuerung des Kriegs da wäre. Wir sollten die furchtbare Lection vom November und December 1845 (den Einbruch des Sikhs) nicht vergessen. Und was die Art anbetrifft, so halten wir sie für noch unpolitischer und am Ende auch für kostspieliger. Es ist vorerst, Leute von 15 Dienstjahren, die noch dienstfähig sind, vor der Zeit als Invaliden zu entlassen. Der Unterschied zwischen dem Regimentsold und der Pension wird zwar allerdings für den Augenblick gewonnen, aber auf Kosten einer unendlich langen und nutzlosen Last, denn im Orient wie im Occident hat man bemerkt, daß Invaliden gar nicht sterben oder wenigstens sprüchwörtlich lang leben. Die Reduction der Armee im Orient sollte nie durch zu frühes Invalidirlären, oder durch Entlassen junger Soldaten, was die andere Alternative ist, bewirkt werden, sondern durch Einstellung der Recrutirung, so daß die Reduction nach und nach von selbst eintritt. In dem Krieg von 1803 bis 1805 waren die Leute, welche so tapfer gegen uns fochten, und uns bei Affaye, Laswarrl u. s. w. so schwere Verluste beibrachten, gerade unsere eigenen frühern Soldaten, welche die Friedenspolitik Lord Wellesley's nach der Einnahme von Seringapatam und dem Sturze Tippu's entlassen hatte. Die Dienstzeit ist in Indien zu nieder angesetzt, nämlich auf 15 Jahre; die Leute treten gewöhnlich mit 18 Jahren ein, und können also mit 33 Jahren die Invalidenpension erhalten. Wenn man so fortmacht, könnte bald ein großer Theil der männlichen Bevölkerung Indiens in unserm Solde stehen." So urtheilen umsichtige Militärs, und verurtheilen die Maaßregeln selbst aus Rücksichten wahrer Sparsamkeit.

Indeß ist auch die Ruhe Indiens keineswegs so gesichert, wie manche glauben. Der unruhige Zustand des Landes in der Nähe des Kheiberpasses wurde für hinreichend bedeutend angesehen, um neue Truppen in den Peschawer-Distrlct zu ziehen. Der Aufforderung von Major Lawrence, der mit der Ordnung der ganzen Angelegenheit betraut worden war, wurde von Lahor aus sogleich entsprochen, und nicht weniger als 4 Compagnien reitender Artillerie, 1500 Mann regulärer Reiterei, 8 Regimenter Infanterie nebst 4 bis 5000 Mann irregulärer Truppen in Marsch gesetzt. Alles dieß sind Sikhtruppen, welche zwischen Peschawer und dem Kheiberpaß aufgestellt werden sollen. Indeß bringen die neuesten Nachrichten ein Gerücht, was einigen Wechsel in der Ansicht der Engländer voraussetzen würde. Wir haben im Eingang dieses Artikels bemerkt, daß die Engländer dem Sultan Mohammed Chan, Bruder Dost Mohammeds, ehemaligen Besitzer Peschawers, die Rückkehr nach diesem Ort verweigert haben; wenn den mit der neuesten Post vom 1 Mai angelangten Nachrichten zu trauen ist, soll Sultan Mohammed Chan jetzt diese Erlaubniß erhalten haben, was bewiesen würde, daß die Engländer sich nach dem alten Spruch bei divide et impera der afghanischen Aristokratie als Gegengewicht gegen die Sikhs bedienen wollen. Diese letztern hatten selbst in der Fülle ihrer Macht diese Aristokratie, wohl aus Besorgniß vor der afghanischen Bevölkerung in der Provinz Peschawer, nie ganz zu unterdrücken gewagt, und wenn sie jetzt durch die Engländer gestützt wird, so kann sie als Mittel dienen sich der Sikhs zu entledigen. Es wäre dieß, vorausgesetzt daß die Nachricht sich bewährt, ein auffallender Zug, welcher beweist, daß

[1] An sehr scharfen und dringenden fehlt es keineswegs.

Digitized by Google

die Engländer sich noch immer vor den Sikhs mehr scheuen, als vor den Afghanen, denn zu bemerken ist auch, daß die Ankunft von Major Lawrence in Peschawer unter den Afghanenhäuptlingen anfangs großen Schrecken erregte, denn man sah schon wieder die Engländer ins Land eindringen, was letztere gewiß zu unternehmen sehr fern sind.

Wenn aber auch kein ernstlicher Krieg nach der Seite von Afghanistan hin zu besorgen steht, so herrscht doch ein gegenseitiges Mißtrauen, welches starke militärische Vorsichtsmaaßregeln nothwendig macht, und wenn diese an der äußersten Westgränze nothwendig sind, so werden sie sich weiter im Innern gegen die Sikhs selbst nicht minder nothwendig zeigen. Es ist kaum zu erwarten, daß die Sikhs, kaum noch eine so furchtbare Macht, von welcher Millionen die Befreiung Indiens vom fremden Joche erwarteten, auf einmal so ruhig sich hinsetzen und den gänzlichen Zerfall ihres Staats über sich ergehen lassen werden. Sollen nicht unerwartete Ausbrüche erfolgen, die beim ersten Glücksfall 80 bis 100,000 Mann gegen die Engländer auf die Beine bringen könnten, so müssen die Engländer das Land sorgfältig, und nicht bloß mit einheimischen, sondern auch mit europäischen Truppen bewachen. Die halbe Auflösung des Sikhstaats, die faetische Absetzung der Rani, die Verwaltung durch Engländer unter Beibehaltung der alten Formen des Sikhstaats kann ohnehin nicht von Dauer seyn, sondern ist ihrer Natur nach eine vorübergehende Maaßregel, der über kurz oder lang die unmittelbare Herrschaft der Engländer folgen muß. Dann haben sie in den Ländern der Sikhs dasselbe Ungemach, wie in Audh und wie in den Staaten des Nizam von Heiderabad, welche beide letztern trotz der heillosen, die ganze Staatsordnung auflösenden Verwaltung nur darum noch nicht von den Engländern confiscirt wurden, weil man nicht weiß was man mit dem zahlreichen, zum Theil sehr mächtigen Adel anfangen soll, der jeden Augenblick zu Meutereien geneigt ist, jetzt in den mächtigen innern Intriguen dieser Staaten Beschäftigung findet, und den man nur durch zahlreiche stets bereite Mannschaft im Zaum halten kann. Wir führen als Beispiel nur einen neuen noch nicht beigelegten Vorfall in Bikanir und Schekawat an, wo, wie wir früher schon erwähnt, Major Forster in den Jahren 1832 bis 1834 einen höchst beschwerlichen Partisankrieg führen mußte.

Am Ende vorigen Jahrs wurde ein Thakor (Edelmann), der wegen Rubestörungen von den Engländern gefangen genommen und in Agra ins Gefängniß gesetzt worden war, wieder freigelassen. Kaum auf freiem Fuß sammelte er wieder eine Schaar um sich, mit der er bald in Bikanir, bald in Schekawat und Dschessalmir Räubereien beging, die Karawanen aufhob, und den Handel gänzlich unterbrach. Schon im Februar d. J. war seine Schaar auf 4 bis 5000 Mann angewachsen, mit der er ganze Dörfer überfiel und ausplünderte, und die Stadt Ramghar an der Gränze von Bikanir brandschatzte, — die Vorstädte wurden wirklich niedergebrannt, — als aber die Truppen aus Schekawat anlangten, war der Raubritter verschwunden. Bei näherer Untersuchung [1] zeigte es sich, daß derselbe, — sein Name ist Dungtschi, — als ein entschlossener energischer Charakter durch den Einfluß vornehmer Personen in Bikanir aus dem Gewahrsam der Engländer befreit worden war, und daß sein Auftreten den Zweck hatte, einen großen Theil des Adels gegen den Fürsten zu unterstützen, weßhalb er bei allen Thakors und Kamdars den bereitwilligsten Beistand fand, während die Truppenmacht, welche die Engländer bei Unterdrückung der Unruhen unterstützen sollte, nicht einmal zum zehnten Theil zusammenkam.

Die Geschichte ist durchaus von keiner Bedeutung für die brittische Herrschaft in Indien, sie zeigt aber, mit welchen Schwierigkeiten die Regierung zu kämpfen hat, und welcher Kreis von Ursachen und Wirkungen der Gegenstand ihrer steten Sorgfalt seyn muß: sie hat eine hinreichend starke Truppenmacht in allen Theilen Indiens zu unterhalten, um zu verhindern, daß schon partielle Ruhestörungen sich nicht über einen zu weiten Raum verbreiten; zu diesem Ende muß sie ihre Truppenmacht eher verstärken als vermindern, und namentlich auf die Zuverlässigkeit ihrer Truppen rechnen können. Daher die vorgeschlagenen Aenderungen im indischen Heerwesen. Diese doppelte Aufgabe erfordert aber sehr viel Geld, und um dieß zu erhalten, muß die Regierung den Wohlstand des Volks auf alle Weise zu heben suchen, da dieser auch noch den besondern Vortheil hat, die Zahl der Menschen, welche sich aus Noth solchen Räuberbanden anschließen, zu vermindern, und somit die Macht ehrgeiziger Häuptlinge im Keim zu brechen. Schreitet die Verarmung Indiens wie bisher fort, so steht die Unmöglichkeit hinreichende Summen aufzubringen in directem Verhältniß mit der Möglichkeit, daß unruhige Köpfe weitgreifende Ruhestörungen beginnen, die wenn sich entlassene Sipahis dazu schlagen, leicht von sehr verderblichen Folgen werden können. Mit der Möglichkeit, daß einheimische Fürsten einen flegreichen Kampf mit den Engländern beginnen, ist es längst vorbei, daß sie aber noch den Engländern an einzelnen Orten tüchtig zu schaffen machen können, das haben die Kämpfe in Sind, in Gwalior und zuletzt noch am Setledsch gegen die Sikhs zur Genüge bewiesen. Der Widerstand gegen die Engländer wird sich jetzt mehr in einen Partisankrieg auflösen, der ihre Kräfte langsam aufzehrt, wenn sie ihm nicht durch Hebung der allgemeinen Wohlfahrt den schärfsten Widerstand entgegensetzen.

[1] Die Sache ist umständlich auseinander gesetzt in einem Schreiben aus Nasstrabad vom 24 März d. J. in der Delhi Gazette.

Eine alte Moschee in Frankreich.

Der Flecken Buzanes liegt im Departement der Ardennen zwischen Vouziers und Stenay. In dem obern Theil desselben ist ein Gebäude, das die Landesbewohner Mahomet nennen, und das eigentlich eine Moschee ist. Ein Hr. d'Anglure, der in einem Kriege in die Hände Saladins gefallen war, wurde von diesem freigelassen, unter der Bedingung selbst die Loslassungssumme herbeizuschaffen: er that dieß, und kam zu Saladin zurück, wurde aber von diesem mit Geschenken entlassen, da der großherzige Mann das treu gebaltene Wort zu ehren wußte. Indeß hatte d'Anglure das Versprechen geben müssen sein Wappen zu ändern und eine Moschee zu bauen. Er that dieß nach seiner Rückkehr, wahrscheinlich ist aber nie Gottesdienst darin gehalten worden. Auch ist die Moschee, da d'Anglure keineswegs reich war, nicht sehr geräumig ausgefallen; doch ist sie von den Nachkommen des Ritters und später von den Ordensrittern erhalten worden, seit der Revolution aber hat man sie vernachlässigt, und jetzt soll eine Schule darin eingerichtet werden. (Revue de l'Orient. Februar.)

Der Bürgerkrieg in Catalonien.

Das Hochgebirge Cataloniens. — Topographie des Krieges. — Berga u. s. w.

(Fortsetzung.)

Das Ziel der Revolutionen in Spanien wie in Frankreich ist unablässig und gewaltsamerweise die Erstredung der Einheit in Staatseinrichtungen und Sitten gewesen. Man darf sich daher über den Wider-

Digitized by Google

stand, auf welchem sie in den freien Provinzen Fuß, nicht wundern. Zwar hatte Catalonien mehr noch verloren als Navarra, seine Gerechtsame als unabhängiger Staat; allein dennoch war ihm eines der wichtigsten Vorrechte verblieben, die Beförderung von der Quinta oder Militärconscription. Der Dienst in dieser Provinz war ein rein freiwilliger. Im Falle einer Gefahr nahm eine Art Landwehr oder Aufgebot in Masse, das unter dem Namen Somatenes bekannt ist, die Stelle des Heeres ein. Dieses Vorrecht war dem großen Haufen ihrer, besonders in der Gebirgsregion, wo die Anhänglichkeit an den Boden so allgemein verbreitet und so lebendig ist.

Man weiß übrigens seit drei Jahrhunderten, daß Unbeständigkeit und Widersetzlichkeit hervorstechende Züge im Charakter der Catalanen sind. Noch hat sich Barcelona, die im Mittelalter so stolze, glänzende, mit Italien um die Herrschaft des Mittelmeers kämpfende Stadt, nicht knechten lassen. Von diesem Punkt aus griff Frankreich im 17ten Jahrhundert, in seinen letzten Kämpfen gegen das Haus Oesterreich, unablässig Spanien an, und stets fand es, begünstigt durch den innech im Herzen des Fürstenthums lebenden stummen Unabhängigkeitssinn, diesen Punkt verwundbar. Mehr als einmal wurden die französischen Feldherren in Catalonien wie Besieger aufgenommen. Wenn diese Provinz dagegen, zur Zeit der Thronbesteigung Philipps V so lebhafte Partei gegen eine ergriff, so liegt der Grund darin, weil sie uns im Bunde sah mit der Monarchie, ihrer Unterdrückerin: den Enkel Ludwigs XIV mußte mit dem Degen in der Hand jeden Fußbreit Erde erobern. Benaparte war der erste Fremdling, der in den Catalanen eben so erbitterte Feinde fand wie in den übrigen Bewohnern der Halbinsel. Allein bald erwachte wieder der alte catalanische Geist in den innern Geschütteerungen Spaniens.

Wie sonderbar! Catalonien, das so einmüthig gegen die Generalbehörde ankämpft, ist in seinem eigenen Busen durch die verschiedenen politischen Meinungen tief gespalten. Während in Barcelona und den übrigen Küstenstädten kräftige republikanische Gesinnungen herrschen, hängt die Gebirgsbevölkerung mit angestammter Liebe am Königthum. Allein alle, Republikaner wie Royalisten, hegen insstinctmäßig die gleiche Gesinnung gegen die Gewalt welche sie unterjocht. Jedermann weiß wie viele Schmähungen das Königthum Isabellens in den Straßen Barcelona's zu erdulden hatte. Der Tag, an welchem die catalanischen Carlisten sich in ihren letzten Verschanzungen bezwungen sahen, war in dieser Stadt für Marie Christine, die man dahin geführt, der Beradend der Absatzung, welche sie zwei Monate früher unterzeichnete. Schon im folgenden Jahr gerieth Espartere seinerseits in Kampf mit dem catalanischen Stolze. Kaum hat man eine erste Bewegung gegen ihn versucht, so bietet sich, unter dem Vorwand ihn zu vertheidigen, unverschens ein Wohlfahrtsausschuß, und der Regent, fingreich über seine Feinde, steht sich unendlich furchtbarern Freunden gegenüber. Ein zweites Jahr ist vorbeigeflossen, und Barcelona hat eine Beschützung aufgehalten; allein seche Monate später schüttelt es sich und bricht Espartero's Macht — eine Macht die es selber geschaffen, vor der es sich aber nicht gebeugt hat. Eine in Barcelona's Mauern begonnene Restauration ändert die Gestalt Spaniens, allein für die Stadt ist diese Restauration nichts anders als eine neue Revolution, so zwar daß sie, die Stolze, unzufrieden über einen Teinmyh dessen Thuer sie nicht lenkt, schon folgenden Tags gegen die provisorische Regierung Verwahrung einlegt und einer Art Republik unter dem Namen einer Centraljunta das Uebergewicht zu verschaffen sucht. Eine dritte Beschützung ist nöthig um sie zum Gehorsam zu bringen, und von diesem Augenblick an feinmen sie sich unter dem eisernen Joche eines eigens für sie eingerichteten Regierungssystems.

In der Gebirgsregion, wo bieser Unabhängigkeitssinn mit dem Royalismus im Bunde steht, hat das catalanische Volk der Sache des unumschränkten Thrones seine Opfer und Maetyrer dargebracht. Im Jahr 1822 war diese Provinz eine der kampfmüthigsten und hartnäckigsten im Widerstande gegen das constitutionelle System. Die Regentschaft von Urgel, eine Junta die sich dem Herkommen in Spanien gemäß zur Ersetzung der abwesenden Regierung gebildet, übernahm die Leitung der royalistischen Angelegenheiten, und machte ihren Einfluß selbst auf dem Congreß von Verona, wo die französischer Dazwischenkunft beschlossen wurde, fühlbar. Während dieser Zeit standen der berühmte Trappist, ein Mönch, und viele andere als Guerillaführer im Felde. Die revolutionäre Gewalt mußte gegen Catalonien ihren geschicktesten Feldherrn, den General Mina, verwenden, der sich im Unabhängigkeitskrieg an grausame Großthaten gewöhnt hatte. Die Erbitterung der beiden Parteien hatte den höchsten Gipfel erreicht. So setzte unter andern Castell-Fullit, eine Stadt im Bezirk Calaf, den constitutionellen Truppen damals hartnäckigen Widerstand entgegen. Mina ließ diese Stadt dem Boden gleich machen und auf die Ruinen folgende Inschrift setzen: „Hier war Castell-Fullit: Völker, lernet daraus wie viel es kostet, wenn man den Feinden des Vaterlands eine Freistatt gibt.“ [1]

Als im Jahr 1823 Ferdinand VII seine volle Gewalt wieder erlangte, da hätte man meinen sollen, das Feuer des catalanischen Royalismus würde sich einigermaßen gelegt haben. Dieß war nicht der Fall: im Gegentheil, bald fand Catalonien seinen König zu wenig royalistisch, und dieß war die Ursache einer fonderbaren Ereignisses in dieser Provinz. Ein gewisser General Eroffered hatte im Jahr 1825 in Castilien eine ultraroyalistische Bewegung versucht; er ward gefangen genommen und erschossen. Zwei Jahre später erhoben sich in Catalonien 3000 Mann unter dem Vorwand Ferdinand VII sey von der liberalen Factien unterdrückt: In einem Augenblick ist dieser Aufstand organisirt und furchtbar. Der König ist genöthigt sich selbst in das Fürstenthum zu begeben; ein Beer — und die Waffen werden niedergelegt, und statt aller Züchtigung setzt er den Grafen v. España als Generalcapitän nach Barcelona. Dieß war genug, es war zuviel. Obwohl alles sich ohne Widerstand unterwirft, fließt doch Blut, die Royalisten fallen als Opfer. Auf dem öffentlichen Platze von Tarragona hängt man den Leichnam eines ihrer vornehmsten Führer an einem Mastbaum auf; als Schreckenszeichen wird ein schwarzes Banner aufgepflanzt, und dieses Trauerstück wiederholt sich an mehr als Einem Ort. Dieß sind die ersten Handlungen des Grafen v. España, dessen Leben insbesondere der letzte Theil dieses Aufsatzes schildern wird. Die Officiere, die er nicht erschießen läßt, werden zu Hunderten in die afrikanischen Presidios geschickt. Von diesem Augenblick an drückt sich der Name Carlos de España mit blutigen Zügen in alle Gemüther ein, und catalanischer Haß schleift das Messer, das vereinst diesen Unterdrücker opfern wird.

Wie nicht die Geschichte der Restauration in Frankreich wie die aller Bürgerzwiste Eigenthümlichkeiten hat, ähnlich dieser durch ungestümmen Royalismus hervorgerufenen Empörung, wie würden sie fast nicht begreifen können. Uebrigens läßt sie sich vollständig erklären, ohne daß man dem den Catalanen eigenen unruhigen Geist großen Werth beimißt. In den mehr als fünfzehn Jahre nach diesen Ereignissen in der Provinz herausgekommenen royalistischen Schriften lesen wir noch bittere Klagen über die Verblendung des Königs, der „eine die Rettung der Monarchie bezweckende Bewegung unterdrückte.“ Man möchte fast versucht seyn zu glauben, daß die damals verhängten Strafen eine der Hauptursachen gewesen seyen, welche die tiefe Anhänglichkeit an das Königthum in Catalonien schwächten. Zwar wußte bald mancher Liberale den Beifall, welchen er den blutigen Hinrichtungen des Grafen v. España zollte, mit seinem Kopfe bezahlen; allein der Streich war geführt, der Generalcapitän Ferdinands VII hatte die Begeisterung für den unumschränkten Thron ertödtet.

(Schluß folgt.)

[1] Aqui existió Castell-Fullit. Pueblos tomad ejemblo. No abriguels á los enemigos de la patria.

Der Landsknecht in Frankreich. Dieß Spiel, welches kürzlich durch die schändliche Unverschiedenheit des Commandanten Gudin eine traurige Berühmtheit erlangt hatte, scheint bestimmt ganz in der öffentlichen Meinung zu fallen, denn nachdem die vornehme Gesellschaft sich davon verstrickt, haben auch die „Griechen“ d. h. die routinirten falschen Spieler in Paris ihre Kunst darin abgelegt, und man hat kürzlich nicht weniger als elf verschieden an verschiedenen öffentlichen Orten in Verhaft genommen. (Voleur. 10 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 148. 22. Junius 1847.

Der Ackerbau in Sicilien.

Wir haben kürzlich eine kleine Abhandlung über die Ursachen des Verfalls der Insel Sicilien mitgetheilt, und führen hier eine von einem Sicilianer empfangene Mittheilung an, die uns unter dem Titel „Breve prospetto dell' agricoltura siciliana" zugekommen ist. Man wird hier die Ursache der Armuth der Landleute aus der Art des Betriebes sehr geschickt entwickelt finden, wir können jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Verfasser zu sehr an seinem einzelnen Gegenstand klebt, und die allgemeinen Ursachen, welche den Aufschwung hemmen, außer Acht läßt. Indeß nimmt dieß der Darstellung nichts an ihrer Wichtigkeit, und diese mag zugleich auch als ein weiterer Beweis dienen, wie man gegenwärtig in die gründlichsten und bis ins Einzelne dringenden Untersuchungen eingehen muß, wenn man sich die Gründe, weßhalb ganze Länder in der Entwicklung zurückbleiben, klar machen will. Alle verjährten Einrichtungen, unverständige Anordnungen der Regierungen und hergebrachte Gewohnheiten haben oft jeden Weg zum Besserwerden wie vermauert, und es bedarf solcher Einzeluntersuchungen, wenn man denen, von welchen das Besserwerden hauptsächlich abhängt, wirklich den Weg erleichtern will. Der mitgetheilte Artikel ist folgender.

Korn ist das Haupterzeugniß Siciliens, und zum Korn bestimmen die Ackerbauer alle Arten von Boden, er mag nun gut oder schlecht dazu passen. Der laufende Preis dieser Waare ergibt den der Pachtungen. Jede Salma Ackerland wird um das verpachtet, was eine Salma Getreide [1] kostet, etwas mehr oder weniger, je nach der Fruchtbarkeit, nach andern physischen Vorzügen und nach der Handelslage des Gutes. Die Eigenthümer von ausgedehnten Besitzungen (ehemaligen Lehen), bauen sie sehr selten auf eigene Rechnung, und verpachten sie fast immer. Die Dauer dieser Pachtungen übersteigt niemals 9 Jahr, und beträgt meistens nur 6 oder 4 Jahre. Seit der Herausgabe des jetzt gültigen Gesetzbuchs hat keiner der größern Pächter und Eigenthümer das sehr wohlthätige Gesetz benützt, welches temporären Erbzinspacht (enfiteusi) der einer langen Pachtung gleichkommt, gestattet. Der Pächter, welcher nichts anderes zu thun weiß, als was seine Väter auch gethan haben, wüßte aus einem langen Pacht nichts zu machen, und der Eigenthümer fürchtet einen kleinen Vortheil zu verlieren, den er immer vom Schwanken der Kornpreise hofft, welche durch zufällige Umstände wandelbar und unstät werden. Bei kurzen Pachtungen sind die Verbesserungen des Bodens, das Austrocknen der Felder, die Mergeldüngung, die lebendigen Hecken und die Bewässerungen im Großen von selbst ausgeschlossen, eben so die Anlegung künstlicher perennirender oder jährlicher Wiesen, der Bau von Viehställen u. s. w. Bei solcher Bewirthschaftung dienen Quellen, die man häufig trifft, zu nichts als das Vieh zu tränken, und dann ein Stück Land zu versumpfen. Hie und da bewässert man damit ein kleines Stück Garten, aber bei großen Gemeinden haben solche Quellen einen ungemein hohen Werth.

Auf fetten und fruchtbaren Ländereien ist die Abwechslung dreijährig: 1) von selbst wachsendes Gras, 2) trockene Brache, 3) Korn; oder man läßt das Feld zwei Jahre liegen und pflanzt im dritten Korn. Im sicilianischen Ackerbau kennt man keinen befruchtenden Anbau, als den von Hülsenfrüchten, und selbst diese sind viel minder häufig als sie seyn sollten. Neben den bevölkten Orten düngt man den Boden mit dem Dünger aus den Ställen, draußen auf den Feldern mit Schafdung, im allgemeinen aber ist der Anbau von Hülsenfrüchten aus Mangel an Dünger und wegen der Unvollkommenheit der Ackerwerkzeuge allzu kostspielig. Die sicilianischen Landbauer bereiten den Boden zum Säen des Korns durch die trockene Brache vor, wobei sie in folgender Weise verfahren.

Im vorigen Jahrhundert bauten die Pächter großer Güter dieselben fast ganz auf eigene Rechnung, bestimmten die Weiden ausschließlich für ihr Vieh, und der ganze Anbau der Brache geschah mit ihren eigenen Ochsen, und eben so der Anbau des Weizens und der Gerste. Und da alle Classen der Feldarbeiter abgesehen von ihrem Lohn ganz von dem Herrn ernährt werden, so wurde selbst das Brod von Bäckern gebacken, die jahrweise gemiethet waren. Diese fleißigen Landbauer sind nachgerade verschwunden; wenige, sehr wenige sind noch übrig. Die jetzigen Pächter bauen nichts auf eigene Rechnung; auf die Schäferei verzichten sie häufig ganz; der Lohnarbeiter bedürfen sie nicht, denn die Weiden verkaufen sie an die Hirten, und theilen mit vielen sogenannten „Bürgern" (borgesi) das Land, um im ersten Jahre Brache zu machen, und im zweiten Weizen zu säen. Bei dieser Art von Bewirthschaftung gibt der Pächter den Boden und die Aussaat und der „Borgese" bestreitet alle Kosten des Brachbaues, die Aussaat, und Einheimsung des Korns bis aufs Dreschen und Sieben in der Tenne; dann wird getheilt und jeder von beiden schafft seinen Antheil nach Hause. In dieser Art von ländlicher Handelsgenossenschaft sind aber die Antheile der beiden Contrahenten nicht immer genau gleich. Je nach der Fruchtbarkeit des Bodens und der Stärke der ackerbauenden Bevölkerung gibt der „Borgese" als seinen Antheil

[1] Es ist hier wahrscheinlich die Salma generale gemeint, welche = 2,76 französischen Hektolitres ist.

Digitized by Google

an dem Erzeugniß dem Bauer die Hälfte, und manchmal die ganze Aussaat, ja zuweilen sogar mehr, oder sie kommen überein dem Bauern zwei Drittheile des ganzen Erträgnisses zu lassen, so daß dem Borgese nur ein Drittheil bleibt.

Der Landbesitz eines solchen Borgese beläuft sich selten auf 20 Salmen, und meistens hat er nicht einmal zehn. Man nimmt die Brache als gehörig bestellt an, wenn man dreimal gepflügt hat, was 24 Tagwerke mit dem Pflug auf die Salme ausmacht, in hartem zähem Boden auch noch mehr. Der „Borgese-Pächter“ (mezzajuolo [1]), dem die Ausführung des Brachanbaues zukommt, kann aus Mangel an Weide keine Ochsen zur Arbeit bringen, und läßt den Pflug durch Maulthiere ziehen. Schon dieß beweist zur Genüge, wie unvollkommen die Arbeit ausfallen, und wie kostspielig sie seyn muß. Unsere großen Pächter (fittajuoli) glauben sich für die Kosten dieser Art von Brachbau oder Bau von Hülsenfrüchten zu entschädigen, wenn sie den Weizen in denselben Boden aussäen. Wenn der Boden kräftig oder der Pächter im letzten Jahr seiner Pacht ist, so säet er nicht selten zum drittenmal Gerste, Hafer oder auch Weizen.

Manche lassen auch diesen schlechten Brachanbau ganz bei Seite, und verkaufen die Weide des Bodens, damit dieser sich auf den Weizenbau vorbereite; bei den ersten Herbstregen reißen sie den Boden schlecht genug auf, und streuen den Samen hinein. Zur Bedeckung dieses letztern mit Erde kennt man bei uns die Egge kaum. Dieß vortreffliche Werkzeug kann man auch gar nicht anwenden, wo man mit einem Pflug wie der unsrige die Bearbeitung des Bodens so oberflächlich und unvollkommen ausführt. Der Samen wird vermittelst einer zweiten Pflügung unter den Boden gebracht, und dann wird mit der Harke (zappone) der Boden in roher Weise geebnet. Die Aussaat sollte eine Salme für jede Salme Boden seyn, aber die „Borgese“ verlangen mehr. Die Zahl der Pflugtagwerke um den Samen unter den Boden zu bringen, beträgt etwa sechs auf die Salma Brachfeld, etwas mehr oder weniger je nach der Art des Bodens und der Genauigkeit der vorhergehenden Arbeit. Die Zappatori, die auf den Pflug folgen, brauchen zwei Tage für jedes Tagwerk mit dem Pflug. Kurz die Unvollständigkeit der Ackerwerkzeuge und der absolute Mangel an befruchtendem Anbau machen die Weizenerzeugung so kümmerlich und kostspielig, daß der sicilianische Ackerbauer, wenn er nicht acht Salmen Frucht von der Salma Land erntet, und die Salma nicht zu 4 Unzen verkauft, [2] im Verlust bleibt. Als Ertrag des Weizens betrachtet man in ganz Sicilien das Sechs- bis Siebenfache der Aussaat und in ungünstigen Jahren auch weniger. Alle Classen von Ackerbauern müssen also unvermeidlich ihr Capital nach und nach schwinden sehen. Und wenn sie nicht wirklich Bankerott machen, so geschieht es nur darum, weil der Oberpächter (fittajuolo) im Frühjahr seine Unterpächter (mezzajuolo) mit Geld und Früchten unterstützt, und mit den Wucherzinsen aus diesen Vorschüssen sich für den Verlust an der Kornerzeugung mehr als bezahlt macht. Der unglückliche Unterpächter aber, welcher der eigentliche Ackerbauer ist, sieht sich bei der Ernte der Frucht seines Schweißes beraubt; er verlangt abermals Unterstützung und bleibt somit ewig arm. Und doch macht die Gewohnheit, daß er in dem Geschäft, in welchem er geboren ist, ausharrt.

Da Korn die Hauptwaare Siciliens ist, so wechselt der Preis der Arbeit je nach den Jahreszeiten, in welchen die Arbeiten des Anbaues ausgeführt werden, ungemein. Darum erhält der Taglöhner bald einen ziemlich starken Lohn, wie in der Ernte, bald einen weit mäßigern, wie bei der Aussaat und dem Umhacken, bald bleibt er wieder ganz unthätig. Der Mittelpreis der Arbeit unsers Landvolks ist der Maaßstab für den Lohn, den man den Knechten gibt, welche jahrweise gehalten werden. Diese erhalten 9 Unzen jährlich (ungefähr 53½ fl.) oder 15 Gran des Tags, außer dem Brod und Wein, und häufig auch das übrige Essen. Die Ochsenknechte, bei uns Curatoli genannt, der Ochsenhirt, ein tüchtiger Thierwärter, und die Pferdehüter, auch Campieri genannt, haben bis 12 Unzen nebst Brod und Wein. Die Hüter, wenn sie eigene Pferde reiten, haben 15 Unzen nebst einem Mondello (etwas über 8 Litres) Gerste des Tags für ein Pferd. Der Lohn eines Viehhirten ist nicht über 6 Unzen, aber der der Weingärtner ist der höchste von allen. Die Brodration für den Mann ist 4 Rottoli des Tags, was 3 Tomoli Weizen im Monat, und 2 Salme 4 Tomoli im Jahre ausmacht. Manche wollen an dieser Nahrung sparen ohne zu bedenken, daß die Verringerung der Nahrung auch eine Verringerung der Arbeit nach sich zieht, und sie der Mißachtung aussetzt.

Die künstlichen Wiesen sind völlig unbekannt in Sicilien. Wenn eine günstige Jahreszeit das Wachsthum natürlicher Gräser befördert, so sind unsere Thiere nur mittelmäßig versorgt; in minder günstigen Jahren aber geht es dem armen Vieh sehr schlecht, und noch schlechter dem Besitzer. Ställe für das Rindvieh kennt man nicht, noch sind die Schafhürden regelmäßig gebaut. Die Thiere haben statt aller Lagerstätte einen von Mauern eingeschlossenen leeren Platz, wo sie in dem mit ihrem Koth vermischten Schlamm das ganze Frühjahr herumtreten. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr dadurch ihre Gesundheit und die Wolle leidet. Kurz das große, wie das kleine Vieh frißt nur Wildgras, bleibt unaufhörlich auf dem nackten Boden und unter freiem Himmel, und kann spricht man noch von Verbesserung der Racen. Für jede zehn Stück Schafe gibt man das ganze Jahr hindurch eine Salme Land abzuweiden, und für jedes Stück Rindvieh ebenfalls eine Salme. Aber in Jahren, die den Weiden ungünstig sind, haben die Kühe keine Milch mehr, von den Ochsen kann man wenig Arbeit verlangen, und von den Schafen kaum die Hälfte der Wolle und des Käses; noch dazu sterben viele an Krankheiten.

Die Schafherden werden gewöhnlich nicht ganz auf Rechnung des Gutsbesitzers gehalten, sondern in Gesellschaft mit irgend einem kleinen Viehzeigenthümer, meist den Hirten selbst, die sie hüten. Die Verhältnisse dieser Genossenschaften sind sehr verschieden. 1) Jeder der Theilhaber, die man Prezzamari nennt, bezeichnet seine Anzahl Schafe an den Ohren, und übergibt sie so dem Oberhirten (Curatolo della mandra), der genaues Register darüber hält. Die Zahl der am 1 September bezeichneten Schafe entspricht genau dem Antheil an den Kosten und dem Gewinne. Die Sterblichkeit, die aufgezogenen Lämmer und die zum Verkauf gestellten Thiere kommen ganz auf die Rechnung des Theilhabers, dem sie gehören. Diese Theilhaberschaft nennt man à lu gurgu. 2) Eine andere Art von Gesellschaft ist von der ersteren nur darin verschieden, daß die Verwaltung der Heerden mit dem oben erwähnten, auf Halbschied unternommenen Landbau (borgesato) verbunden ist. Beide Verwaltungen theilen sich in so viele Actien, als Schafe da

[1] Augenscheinlich das französische metayer, da er auf halben Ertrag baut.

[2] Wenn dieß die Salma generale ist, so kommt die Salma auf 55 Fr. oder der Hektoliter auf 20 Fr.

Digitized by Google

sind, und alle Theilhaber haben so viel Actien in der Halbscheidwirthschaft (economia borgensatica) als sie Schafe im Anfang des Jahres besitzen. Diese Genossenschaften sind bei den sogenannten Mistretiest gewöhnlich und heißen darum auch „alla mistrettese.“ 3) Bei der dritten Bewirthschaftung liefert der Gutsbesitzer die Weide für die ganze Heerde, und besorgt alle Geschäfte, wofür er sämmtliche Erzeugnisse hat, mit Ausnahme der Wolle und eines Drittheils der Lämmer, welche für Rechnung der Genossen gezogen werden; alles andere kommt dem Grundbesitzer zu gut. Diese Art Genossenschaft heißt „per lo frutto.“

In allen diesen Genossenschaften sind die Theilhaber gewöhnlich Hirten, und außer dem Gesellschaftsinteresse sind sie auch in Lohn genommen und verwendet zum Dienst für die Heerde und in der Gutswirthschaft. Man nimmt die Zahl der für eine Heerde nöthigen Leute nur auf 6 oder 7 für 1000 Stück an. Das ist vielleicht hinreichend, wenn das Brennmaterial für die Käsebereitung reichlich in der Nähe vorhanden ist; wenn man dieß aber in einiger Entfernung sammeln und herbeischaffen muß, dann sind gegen 10 Leute für 1000 Stücke nöthig. Unter diesen begreift man den Curatolo, der sich nur mit der Leitung der übrigen abgibt, den Käsemacher, Zammataro bei uns genannt, mit so viel Gehülfen als bei der Menge der Milch und des daraus gewonnenen Käses nothwendig sind; einer oder mehr Wächter zu Pferde zur Hut der Heerden; der Maulthiertreiber, der das Korn für sämmtliche bei den Heerden beschäftigte Personen mahlt, alle diejenigen, welche die Lämmer, die trächtigen und die Mutterschafe, die Hämmel, die Widder u. s. w. auf die Weide führen.

Es gibt Heerden von wenigen Hunderten, aber auch größere und selbst sehr große bis zu 6 und 7000 Stück. Verhältnißmäßig sind die Kosten der großen Heerden geringer, aber dieser Vortheil wird hinreichend aufgewogen durch das entschieden höhere Erzeugniß kleiner Heerden. Wenn man von großen Heerden kaum 6—7 Mott. Käse vom Stück erhält, so gewinnt man von den kleinen über zehn. Bei gewöhnlichen Heerden hat man nicht über anderthalb Rotoli Wolle vom Stück, bei den besser verwalteten wohl auch zwei. Man glaubte eine Zeitlang, unsere Wolle lasse sich nicht gut zu Zeugen verweben, impannare, wie die Handwerker sagen, und so blieb der Verbrauch auf die innere Consumtion beschränkt. Und der schwarzen Wolle machte man eine Art grober Tuch; die weiße brauchte man zum Ausstopfen von Matratzen, webte Bettdecken, bei uns Frazzati genannt, und Sackzeuge daraus. Jetzt aber mischen die Weber in Neapel sie mit anderer Wolle, und finden Vortheil dabei; sie beziehen eine nicht unbedeutende Menge und der Preis hat sich merklich gehoben.

(Schluß folgt.)

Das Neujahrsfest in China.

Hongkong im Februar 1847. Die Vorbereitungen zum chinesischen Neujahrsfest gehen ununterbrochen ihren Gang. Auch wer das Geld sich erbetteln muß, kauft ein neues Wams und geht zum Barbier, um sein Haupthaar scheeren und den Zopf in Ordnung bringen zu lassen. Vielleicht das ganze Jahr hindurch hat man nie das Haus gereinigt; nun aber ist man ernstlich damit beschäftigt, so wie auch, den Körper zu waschen, was gleichfalls nicht oft geschieht. Bald fängt der Haushcer an, die alten Papiere, welche überall angeklebt sind, abzureißen und neue aufzustecken. Kein Volk ist so reich an Maximen, entweder vortrefflichen moralischen Sentenzen oder poetischen Aussprüchen. Beobachtete man nur den hundertsten Theil von dem, was man an allen Ecken lesen kann, so würde China das tugendhafteste Land der Erde seyn. Wo man sich auch hinwendet, begegnet einem der eine oder der andere Spruch, der wegen der Kürze und Schärfe des Ausdrucks gefallen muß. Da am Neujahr alles neu seyn muß, so wird das Haus auch mit neuen Sprüchen geschmückt, die Götzen, welche schmutzig geworden, werden gewaschen oder mit Flittergold verguert, und wo man nur den Namen Schin (Götter) hingeschrieben hat, da wird er erneuert. Sobald nun Weib und Kind, so wie der Hausherr, mit neuen Kleidern versehen sind, fängt das Kochen an. Der Aermste sucht wenigstens ein Stück Schweinefleisch zu kaufen, außerdem eine Ente, ein Huhn oder andere Kleinigkeiten. Ist alles fertig, so eilt er mit diesen Sachen, mit Lichtern und mit kleinen Kacketen nach dem Tempel. Dort verbrennt er seinen Weihrauch, setzt dem Koch mit dem Fleisch vor die Götzen und wirft sich dann nieder, das Haupt an den Boden schlagend. Ist ein Priester zugegen, der unterdessen die Kerzen anzündet, so bezahlt ihn der Laie für das Herumrennen von Gebeten; wo nicht, so läßt er es dabei bewenden. Nun naht der Abend heran, und überall brennen rothe Lichter, der Erde und dem Himmel zu Ehren, bis um Mitternacht. Während dieser Zeit ist die ganze Bevölkerung in der höchsten Spannung, um fröhlichen Muthes in das neue Jahr hinüber zu schreiten, denn es kommt dabei sehr viel auf den Gemüthszustand an. Sobald der wichtige Augenblick naht, bricht das Volk in Freudentumult aus, die Gong's werden tüchtig angeschlagen, die Leute stürmen nach dem Tempel, um dort durch Loosziehen alle künftigen Ereignisse zu erfahren; Jedermann überströmt von Wonne und begrüßt den Nachbar mit Ausdrücken des Wohlwollens; Raketen fliegen in allen Richtungen; die Nacht wird von tausend Kerzen erhellt; Gram und Kummer sind für den Augenblick vergessen; die Menschheit liegt in Anbetung vor den stummen Götzen. Am nächsten Morgen wird der Jubel fortgesetzt; von allen Seiten ertönen gegenseitige Glückwünschungen; man schweigt, man prahlt, man spendet den Armen, man spielt und erlandt sich alle Vergnügungen in den neuen Kleidern. Die Tempel sind nun für jeden Unfug offen; denn da man keine Lusthäuser hat, so begibt man sich des Genusses wegen nach diesen Gebäuden. So verfließt die Neujahrszeit; die Reichen können wohl zehn Tage nach einander sich dem Wohlleben hingeben; die Armen fangen vielleicht schon am zweiten Tage ihre gewöhnlichen Geschäfte wieder an.

Der Bürgerkrieg in Catalonien.

Das Hochgebirge Cataloniens. — Topographie des Kriegs. — Berga u. s. w.

(Schluß.)

Hieraus erklären sich die Langsamkeit, die Unentschlossenheit und all die anfänglichen unvollständigen Versuche, welche von den Royalisten Cataloniens nach dem Tode Ferdinands VII gemacht wurden. Indessen begann der Aufstand in dieser Provinz fast gleichzeitig mit dem in Navarra und im Basteland; allein er gewann weit nicht die furchtbare Haltung, welche Zumalacarregui gleich am ersten Tage den navarresischen Banden gab. Bekanntlich endigte die Laufbahn dieses carlistischen Helden, die er im Monat November 1833 begann, zehn Monate später unter den Mauern Bilbao's. Ein so kurzer Zeitraum genügte diesem bewundernswerthen Feldherrn ein Heer, eine Regierung zu schaffen, alle Streitkräfte der Revolution zu ermüden, den Ruf der feindlichen Feldherren abzunützen, sämmtliche Plätze von drei Provinzen wegzunehmen und endlich Castilien mit einem Kriegszuge zu bedrohen, der dem Don Carlos den Thron seiner Väter wieder hätte verschaffen können. Keines dieser Wunder des Genie's und der Disciplin geschah bei den Catalanen. Der erste Ruf: „Es lebe Karl der V.!“ ward im Fleken Prats de Lluçanes, im Hochgebirg, am fünften October 1833 gehört, sechs Tage nach dem Tode des Königs, und fünf Jahre nachher, im Monat Junius 1838, als Graf Espana an die Spitze der Angelegenheiten des Aufstandes trat, war alles noch schwankend, die Mannszucht nur nothdürftig hergestellt; fünf Generale, die nacheinander mit der Oberbefehlshaberstelle bekleidet werden, hatten fruchtlos ihr Ansehen erschöpft, umDen Anstrengungen von zwanzig zersprengten Cabecillas Festigkeit zu geben.

Dieser Contrast zwischen dem navarresischen und dem catalanischen

Digitized by Google

Aufstand ist ein ferneres Zeichen des höchst ungelehrigen Charakters der Bevölkerung Catalooniens. Die ersten catalanischen Insurgenten brachten überhängt, unter Don Carlos' Fahne Neigungen und Gewohnheiten, die sich nicht gut mit den Vorschriften der Mannszucht, noch weit weniger mit denen der Rechtlichkeit vertrugen. Jede Volksbewegung scheint das Schicksal zu haben, sich aus Landstreichern, Schlemmern und Wüstlichtern recrutiren zu müssen; allein man muß bekennen, daß diese Natur, nothwendigkeit insbesondere der Sache der Royalisten in Catalonien großen Schaden that. Die von dem Feinde gleich i. den ersten Tagen ergriffenen Schreckensmaasregeln hatten die Sympathie der Bevölkerung nicht auffommen lassen. Kalt und unsichtäßig gemacht schon durch die Regierung des Grafen v. España, besaß der Royalismus die Thatkraft nicht, um eine Erhebung in Masse hervorzurufen. Daraus folgt daß das Unternehmen, der allgemeinen Mitwirkung entbehrend, die es zu anderer Zeit gefunden hätte, sich auf diejenigen stützen mußte, welche die meiste Neigung zu Abenteuern hatten, die aber unglücklicherweise den minder ehrbaren Theil der Bevölkerung bildeten.

Als ich die malerischen Gegenden durchzog, welch sich von den „Drei Brücken" an bis nach Oliana längs dem Segre hinziehen, er, kundigte ich mich bei einem Reisegefährten nach der Geschichte jedes Weilers, jedes Daches das am Horizont auftauchte. Wir hatten eben Coll de Nargo verlassen, auf das wir im weiteren Verlauf unsres Berichtes wieder zurückkommen werden. In einiger Entfernung von diesem Dorfe tritt der nach Oliana führende Weg in den engen Paß welchen der Segre auf seinem Laufe durch die Gebirge hindurch sich überall bildet. Felsen von wunderbarer Höhe sperren Weg und Fluß; ungeheure viereitig gebauene Blöcke, an deren Fuß ein unedener Pfad sich hinzieht. Der Anblick dieses Landes ist ganz dazu geeignet die Bevölkerung, welche es bewohnt, zu rauhen Sitten zu führen. Hier ist das Ufer steinig und unfruchtbar; dort ist es mit Bäumen bedeckt welche ihr dürreres Blätterwerf über das Bett des Segre herabhängen. Der Weg steigt auf und ab; bald wird der Reisende, wenn er an das Bett des Stromes tritt, durch das von den Felsen niederfallende Gerölsch der Wellen betäubt; bald entrollen sich, wenn er an der Seite des Gebirge den Schluchten vorüber hinanklimmt, entlegene Fernsichten vor seinen Augen. Von einer dieser hohen Stellen aus zeigte mir mein Reisegefährte jenseits des Thales ein Haus, weiß [1] wie alle andern hier zu Lande und durch einen Hügel bald verdeckt. Hier ist, in einer mäßig reichen Bauernfamilie, einer der berühmtesten Führer der carlistischen Guerillas geboren, Bartolome Perreben, besser bekannt unter dem Namen el Nos de Grolee (der Rothe von Grolee), ein Beinamo, den er sich durch die Farbe seiner Haare und den Namen seines Hauses zugog.

Das Landvolk von Catalonien wohnt gleichfalls in einzelnstehenden Häusern. Selten trifft man diese ländlichen Wohnungen in Gruppen beisammen; häufig sogar sieht man auf einem oben Berggipfel ein Kirche, deren Thurm seine andre Nachbarschaft hat als die Behausung des Pfarrers oder dessen Stellvertreters. Die umliegende Gegend ist, so weit der Blick reicht, mit spärlichen Dächern überstäet, deren Bewohner in geistlichen Dingen von dieser einsamen Pfarrei abhängen. Catalonien bietet, wie man sieht, einen ganz andern Anblick als die übrigen spanischen Provinzen. Die Wohnungen welche dicht Berge bevölkern, sind manchmal, wie Burgen, mit Schießscharten versehen. Die vornehmsten darunter führen gewöhnlich einen Namen, der sich nach altem Feudalgebrauch in der Familie forterbt. Mehrere dieser Häuser haben im Krieg eine Rolle gespielt. Jede Partei hat sie abwechselnd genommen, überfallen, befestigt, niedergerissen oder verbrannt. Sie sind Zeugen zahlloser Trauerspiele, geheimer Versammlungen, Angeberein, Verrätereien und Meuchelmorde gewesen.

[1] Man sagte mir diese einsame Häuserfarbe sey ein Ueberbleibsel der Verwaltung des Grafen v. España, der unter Ferdinand VII Generalcapitain von Catalonien war und seine spanolische und despotische Laune auf zauberhafte Art ausübte. Bald wurde dieser oder jener Hauptort, als Emblem des Liberalismus, die Ursache der Aechtung: bald geschiere es ihm alle Häuser übertünchen zu lassen. Dies Gerüchten indeß war einer der unsichtigsten dieses sonderbaren Mannes.

Wenn eine dieser Wohnungen dem Aufstand einen Soldaten liefert, so war es gewöhnlich nicht der arbeitsame Sohn, der Obrem oder jüngere Sohn, denn diese waren die gelehrigen Diener des Familienhauptes geworden, sondern meistens ein durch seine ungemäßigte Lust zur Jagd, Vergnügen und Landstreichrei verderbenes Mitglied der Familie. Der zahlungsunfähige Schuldner, der Ausschweifling, der verwegene Mitschuldige nächtlicher Abenteuer machte sich daß zum Guerillero. Dieß findet zwar seine Anwendung auf Nos de Grolee, von dessen Auf als Bandenführer wir weiter unten sprechen werden; es ist jedoch eine allgemeine Bemerkung, die sich auf die ersten Zeiten des Kriegs bezieht und die freiwilligen Hülfstruppen der Königin eben so gut angeht wie die Freiwilligen des Don Carlos. Erscheinungen dieser Art finden sich übrigens in der Geschichte aller Bürgerkriege. In Catalonien sind sie kein eigenthümliches Kennzeichen der carlistischen Partei, sondern aller derer die von 1833 bis 1840 freiwillig zu den Waffen griffen. Zwischen beiden Partien herrschte hierin wenig Unterschied; dennoch zeigten die Freierers der Königin, die aus der Städtebevölkerung ausgehoben und von fähigern Führern beseligt wurden, im allgemeinen mehr Muth und Mannszucht. Sie brachten in den Krieg einen Enthusiasmus mit, der anzuerkennen schien, daß der Liberalismus von innen an in Catalonien dieselben feurigen Sympathien gewonnen, welche man einstmals dem Royalismus zollte. Aber gewiß hatten diese Meuchelmeuschaaren unter der Geisel Isabellens nichts voraus vor der Unredlichkeit gewisser Vertheidiger des Don Carlos. Nur das muß man einräumen, daß sie sich gewöhnlich besser schlugen. Ihre besseren Führer, Lieutenants und Hauptleute zur Zeit des Kriegs, sind jene unruhsüchtigen Generale geworden, Prim, Ameiller und einige andre, deren Namen in den inneren Kämpfen der Revolution so großen Lärm machten.

Während der ersten Jahre hatte der Aufstand eine sehr unregelmäßige Organisation. Jeder Bandenführer übte die Machtvollkommenheit, welche er über einen Theil des Gebiets errungen, je nachdem er eben gelaunt war; nur das ward ziemlich beobachtet, daß keiner von ihnen einen Eingriff machte in den Besitz des andern. Die Anzahl dieser Führer ward sehr berächtlich. Den der Unterordnung des einen unter den andern war fast keine Rede, so zwar daß man eine Menge Banden, aber kein Heer sah. Die Freiwilligen wählten diesen oder jenen Hauptmann, je nach Neigung oder Grille. Der Ausgang der einzelnen Streifzüge entschied häufig über die Anzahl der Soldaten, die der eine oder andere zu befehligen hatte. Manchmal war es die Tapferkeit des Führers, welche der Bande Verstärkung zuführte; manchmal vielleicht der Ruf seiner Klugheit und Umsicht, dem Soldaten, welche aus Liebe zur Landstreicherei oder auf Gewinnsucht zu den Waffen gegriffen, kümmern sich wenig um den teilstreiten Muth ihres Hauptmanns — sie wollen einen Führer der gesiunt ist wie sie selbst.

Ueber dieser Schaar von Gaberillas, welche die Provinz belästigten, stand dem Namen nach ein Oberbefehlshaber. Dieß war stets ein von Don Carlos dazichneter Officier, dessen Aufgabe sein sollte Mannszucht in den Banden, Ordnung in ihren Unternehmungen einzuführen. Allein der Wille dieser Befehlshaber scheiterte beständig an dem unbezwingbaren Ungehorsam der Bandenführer. Da diese Gaberillas Fürstenthumseingeborne waren, die Oberbefehlshaber dagegen aus den baskischen oder castilianischen Provinzen kamen, so übten jene auf ihre Soldaten einen Einfluß, den der Fremde auf einen Catalanen nie erlangt. Zwischen dem untergeordneten Führer, dem Sohne des Bodens auf dem er stand, und dem Soldaten hatte sich durch die Gemeinschaft der Sitten, der Sprache, der Leidenschaften eine Art Freundschaftsband geknüpft, während der von dem Fürsten aus einer Entfernung von mehr als hundert Stunden hergesandte Officier in den Augen des ersteren nur ein unbequemer Ueberwacher, ein Vermischer aller seiner Entwürfe, in den Augen des zweiten ein Unbekannter war. Graf v. España allein gewann, gegen Ende des Kriegs, auf einen Augenblick die nothwendige Macht, allein man weiß mit welchen Mitteln und um welchen Preis sbm dieß gelang.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 149. 23. Juniuſ 1847.

Mittheilungen eines deutſchen Naturforſchers aus dem Kaukaſus.

Aufenthalt in Wladi-Kawkas. — Geringe Fortſchritte der Ruſſen an der Nordſeite des Gebirges. — Reſtoroff. — Baldinin. — Ein oſſetiſcher Arzt. — Die Inguſchen. — Eine militäriſche Revue. — Ein polniſcher Jude als Gefangener bei Schamyl. — Fahrt durch den Kaukaſus. — Naturcharakter. — Der Krenzberg. — Aufenthalt in Mzkuur. — Ankunft in Tiflis. — Die Familie Kobebue. — General von Reibhardt. — Geſpräch über die Tſcherkeſſen.

„Wladi-Kawkas iſt immer noch wie früher der höchſt wichtige, unentbehrliche militäriſche Mittelpunkt, dem alles von allen Seiten her zuellt, was nach gefahrvollem Zuge den beſtändigen Nachſtellungen der Tſcherkeſſen und Kabardiner entgangen iſt, und um Wladi-Kawkas herum immer noch das alte wilde Leben, ſo daß auch die kleinſte Excurſion mit Gefahr verknüpft und deßhalb ſtreng verboten iſt.“ Vor neunzehn Jahren ſchrieb Parrot während ſeiner zweiten Reiſe durch den Kaukaſus dieſe Bemerkungen nieder, und ſie gelten noch ziemlich wörtlich für die Gegenwart. Die Straße von Jekaterinograd bis Wladi-Kawkas gehört noch heute zu den unſicherſten, und kein ruſſiſcher Soldat getraut ſich allein einen Büchſenſchuß weit über die Wälle der Feſtung in der Richtung des Gebirgs hinaus. Wer die Bedeutung kennt, die alle ruſſiſchen Heerführer auf dieſen Waffenplatz, ſeiner Lage als Beherrſcherin des großen Paſſes nach Georgien wegen, gelegt haben, wer ſich aus den verſchiedenen Reiſeberichten erinnert, welch' bedeutende Truppenmaſſen hier immer concentrirt ſtehen, welch' großartige Mittel durch Eiſen und Gold die Ruſſen angewandt, um die Nachbarſtämme zu unterwerfen oder ſich zu befreunden, und wer mit all' den mächtigen Anſtrengungen die geringen Reſultate vergleicht, welche Rußland nach mehr als halbhundertjährigem Beſitz an dieſem Hauptpunkt des Kaukaſus gewonnen, der wird das Vertrauen in die Widerſtandskraft der Bergvölker nicht verlieren, nicht, wie Neumann, jene für „Träumer“ erklären, die dem Kaukaſuskrieg und der Freiheit der dagheſtaniſchen und tſchetſchenziſchen Stämme noch eine Dauer von mehr als einem Jahrhundert verſprechen.

Es ſah während meines Aufenthaltes in dieſem großen Waffenplatz wieder ſo bewegt und kriegeriſch wie nur jemals aus. In dem Wirthshaus, das ein Pole eingerichtet hatte, fand ſich eine Anzahl ruſſiſcher Militärs ein, und das Tagesgeſpräch war die drohende Lage der Dinge. Man kannte bereits den verwegenen Angriff der Tſchetſchenzen auf die Vorſtadt von Mosdok, die Kundſchafter hatten von ſtarken Rüſtungen Schamyl's berichtet, einige Ruſſen glaubten* ſogar, der Feind habe es diesmal auf Wladi-Kawkas ſelbſt abgeſehen. Aber die Erfahrenern, beſſer Unterrichteten lachten dazu, ſie kannten die Schwäche des Feindes im Angriffskrieg, das Unvermögen der Kaukaſier gegen Wälle und Mauern, die durch die ehernen Rachen von Achtzehn-Pfündern und durch 4000 Bajonette geſchützt waren. Schamyl iſt ein kluger General, der beſſer zu calculiren, die Vortheile und Nachtheile ſeiner Unternehmungen ſeiner abzuwägen verſteht, als die meiſten ſtrategiſchen Schulmeiſter, welche bis jetzt Sanct Petersburg nach dem Kaukaſus geſchickt hat. Der berühmte Häuptling ſieht vollkommen ein, daß ein Angriffskrieg ſeinerſeits gegen die ruſſiſchen Feſtungen oder größere Unternehmungen gegen das Flachland jenſeits des Terek ihm ähnliche Verluſte bringen würden, wie ſie die ruſſiſchen Colonnen jedesmal im Innern der Wälder und Schluchten des Gebirgs erleiden. Er erwartet die Ruſſen lieber auf ſeinem Terrain, als ſie auf dem ihrigen aufzuſuchen, er hat ihren Kanonen und Koſakenſchwärmen nichts Aehnliches entgegenzuſetzen, vermag ſie nicht mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Ueberſchreitet er zuweilen Sunſcha und Terek, ſo merkt man es an ſeinen Bewegungen, an der Schnelligkeit ſeiner Märſche, daß ſein Plan lediglich darauf hinzielt, der Raubluſt ſeiner Stämme Nahrung zu geben, die Ruſſen aufzuſtören, die am Fuße des Gebirgs feſthalten, den Ruſſen unterworfenen oder befreundeten Stämme zu erſchrecken, zu züchtigen oder zum Abfall zu zwingen, und gelegentlich ſo viel zu plündern und zerſtören, ſo viel Beute heimzuſchleppen als nur immer möglich. Innerhalb der Feſtung ſind die Ruſſen zu Wladi-Kawkas vor jedem Angriff vollkommen ſicher, die Beſatzung iſt immer zahlreich. Um den Platz herum iſt ein kleines neutrales Gebiet von Oſſeten, Kabarden und Inguſchen eingenommen, die es halb mit den Ruſſen und halb mit Schamyl halten. Eine Stunde tiefer im Gebirge beginnen bereits die Wohnſitze der freien Stämme. Ruſſiſche Spaziergänger, die ſich zu ihnen wagten, würden als Gefangene zurückbehalten oder als Sklaven ins Innere der Tſchetſchnia verkauft werden. Selbſt in die dünnen Wälder, welche die nächſten Hügel im Oſten und Süden von Wladi-Kawkas bedecken, wagen ſich ruſſiſche Holzfäller nur in Begleitung ſtarker Detachements und ſind Angriffen unaufhörlich ausgeſetzt. Ein Gebirgskrieg gegen ein abgehärtetes, fanatiſches und freiheitliebendes Volk hat Schwierigkeiten, welche alle gelehrten Combinationen europäiſcher Taktiker zu Schanden machen, und die Ruſſen mit all' ihren Maſſen, ihren unermeßlichen Hülfsquellen, ihrer Standhaftigkeit und Tapferkeit ſind mit der Unterjochung des Kau-

Digitized by Google

kasus noch nicht viel weiter gekommen, als vor ihnen die Tataren, die Türken und die Perser. Damit wollen wir nicht sagen, daß der Tschetschenzenheld Schamyl oder sein Nachfolger berufen oder irgend fähig sey, Asien vor einer russischen Invasion zu bewahren. Die von der Natur so wundersam gebahnte große Kaukasusstraße, welche die Festungen Wladi-Kawkas und Dariel beherrschen, hat weder Schamyl noch seine Vorgänger, Chasi Mollah und Scheich Mansur, den Russen jemals zu versperren vermocht, und so lange ihm dieß nicht gelingt, vermag keine Macht der Welt Persien und ganz Central-Asien vor einer Invasion Rußlands zu bewahren, wenn einmal ein ehrgeiziger Kaiser den russischen Thron inne hat.

Obrist Nesterof war Festungscommandant, als solcher aber dem General Baldinin untergeordnet, welcher die Truppen befehligte. Beide sind merkwürdige Männer, die durch persönliche Bravour in allen Gefechten mit den Bergvölkern sich rühmlichst hervorgethan, durch Charakter und Bildungsstufe aber weit von einander geschieden sind. Nesterof [1] besitzt neben seinen militärischen Eigenschaften all' jene Vorzüge, welche die Kinder der der hohen russischen Aristokratie, die in St. Petersburg ihre Schule gemacht, charakterisiren: eine nicht gründliche, aber doch ziemlich umfassende Kenntniß der neuesten Geschichte und Literatur, die größte Gewandtheit und Artigkeit im Umgang und brillante Conversationsgabe. Baldinin dagegen ist zur größern Hälfte noch ein ächter Russe in der Art wie Jermoloff, spricht zwar französisch, haßt aber die „fashionable Gesellschaft" und trinkt lieber Branntwein als Thee, ist ein Freund des gemeinen Soldaten, wie Suwarow, und wird von ihm angebetet. Ich sah den General inmitten seiner Bataillone, wie er Schnaps austheilen ließ und die Leute zum Singen, zur Fröhlichkeit ermunterte, auch genau Acht gab, ob jeder Soldat die volle Ration des Gebrannten richtig und wohlgemessen durch die Gurgel expedirte. Im Wirthshaus war General Baldinin ein getreuer Gast, immer plauderselig und lustig angetrunken, Gesellschaft schien ihm Bedürfniß, selbst wenn sie aus Leuten tief unter seinem Rang bestand, und es störte ihn nicht im geringsten, wenn in der Kneipe subalterne Offiziere in seiner Nähe lärmten. Solche populäre Generale sind aber seltene Ausnahmen in der russischen Armee, und der Kaiser liebt und begünstigt dergleichen Männer nicht, weil er meint, daß sie die Subordination gefährden könnten. Personen, welche den russischen Soldaten durch jahrelangen, direkten Umgang kennen gelernt, meinen im Gegentheil, daß die Stärke der russischen Kriegsmacht sich verzehnfachen müßte, wenn ächte Russen vom Schlage Jermoloffs oder Suwarows, Ilzianoffs oder Baldinins in überwiegender Zahl die hohen Stellen in der Armee inne hätten. Zur Kraft, welche Disciplin, Abhärtung und langer Dienst den russischen Bataillonen verleihen, würde sich noch die abgöttische Verehrung der Soldaten für ihre Chefs und jene eigene Art von russischer Begeisterung gesellen, wie sie der alte Russe Suwarow in seinen Soldaten hervorzurufen wußte.

Als ich am zweiten Tag meines Aufenthalts dem Obristen Nesterof einen Besuch abstattete, fand ich ihn umgeben von etwa zwanzig kaukasischen Häuptlingen, die er nach einer langen Unterredung zu entlassen im Begriffe war. Es waren athletische Gestalten und charaktervolle Physiognomien darunter, doch keiner von der Schönheit Chora Beg's am Kuban. Ueberhaupt stehen die östlichen Kaukasier hinsichtlich vortheilhafter Körperbildung der rein tscherkessischen Race nach, auch die Kabarden sind hier weniger schön wie ihre Stammverwandten am Kuban und am schwarzen Meer. Am besten gefiel mir unter den anwesenden Eingebornen ein großer, hagerer Mann mit pechschwarzem Bart, Adlernase, ernster Miene und klugem Auge. Ich hielt ihn, da er prächtig bewaffnet war, für einen angesehenen Kriegshelden, und war nicht wenig überrascht, als Obrist Nesterof den imposanten Kaukasier als einen asiatischen Arzt mit vorstellte. Er war als gelehrter Heilkünstler nicht nur unter seinen Landsleuten im Gebirge berühmt, sondern hatte selbst unter den Russen seine Praxis, und die Regimentsdoctoren waren auf den barbarischen Collegen nicht wenig eifersüchtig. Eben hatte er einen russischen Obristlieutenant in der Kur, dessen gequetschten Arm kein russischer Wundarzt mit seinen Salben und Bandagen hatte herstellen können, während die Heilmethode des Offsten, der sich vegetabilischer Umschläge bediente, sogleich gute Wirkung hatte, wie mir der leidende Offizier wiederholt versicherte. [2] Die übrigen anwesenden Bergbewohner waren großentheils Inguschen von den sogenannten neutralen Stämmen. Die Inguschen sprechen wie die Tschetschenzen einen Dialekt der mythschegischen Sprache und scheinen gleichen Ursprungs mit diesem kriegerischen Volk, doch stehen sie nicht im gleichen Rufe der Tapferkeit, und unter allen Gebirgsstämmen des östlichen Kaukasus kann Schamyl am wenigsten auf sie bauen. Nur eine kleine Zahl der Inguschen scheint zum mohammedanischen Glauben sich zu bekennen, und auch diese sind nicht fanatisch wie Lesgier und Tschetschenzen. Gleich den Offseten, ihren nächsten Nachbarn, scheinen die Inguschen hinsichtlich des Glaubens ein gleichgültiges Volk, obwohl sie einige geheime religiöse Ceremonien üben. Klaproth, der sich kurze Zeit in ihrer Nähe aufgehalten, versichert, daß die Inguschen, welche er „ein freies, unabhängiges Volk" nennt, eine eigene Religion haben, und gegen Christenthum und Islamismus gleich sehr eingenommen seyen, ihr Gott heiße „Täle." Ihr Priester sey immer ein alter Mann von redlichem Wandel, den sie „Zamin-stag" d. i. „reinen Mann" nennen, und der die Opferthiere schlachte. Zuweilen stellen die Inguschen Wallfahrten nach den Ruinen der in ihren Bergen vorhandenen christlichen Kirchen an, welche der georgischen Königin Thamar zugeschrieben werden, wie alle christlichen Ruinen im Kaukasus, über deren Entstehung jede nähere Kunde mangelt. Ihre Namen entlehnen die Inguschen zum Theil von den Thieren; einige heißen Hund (Ton), andere Schwein (Khaka), und noch seltsamere Namen führen die Weiber, z. Offir wachara (die ein Kalb reitet), Affali wachara (die eine Kuh reitet). Stirbt einem Inguschen der Sohn, so kommt ein anderer, dem die Tochter geworben und spricht, „dein Sohn kann in jener Welt eine Frau nöthig haben, ich gebe ihm meine Tochter, zahle mir den Brautpreis." Ein solcher Antrag wird nie abgewiesen, obgleich der Brautpreis bis dreißig Kühe beträgt. Uebrigens besteht die schändliche Sitte des Mädchenverkaufs bei den Inguschen eben so wie bei den Tscherkessen. Ein glaubwürdiger Reisender, Graf Johann Potozki, erzählt folgende Geschichte: ein junges Mädchen ward von einem Inguschen nach Endery zum Verkauf gebracht; ein Jude aus Schirwan bot 240 Rubel in

[1] Nesterof ist seitdem zum General ernannt worden, und hat die Leitung des Krieges an der obern Sundscha in Gemeinschaft mit General Freytag übernommen. Beide gelten für die fähigsten Officiere am linken Flügel der Operationslinie.

[2] Einige Monate später begegnete ich dem Obristlieutenant in Tiflis wieder. Er trug seinen Arm noch in der Binde, und der Ton übertriebenen Lobes, das er in Wladi-Kawkas dem russischen Heilkünstler gespendet, war sehr herabgestimmt.

Digitized by Google

perſiſchen Stoffen für ſie. Während nun beide die Stoffe beſahen, ſagte das Mädchen zu den Umſtehenden: „Ich bin eine arme Waiſe, die jeder ungeſtraft beleidigen kann; mein Führer verſprach mir mich zu heurathen, und nun verkauft er mich, um ſeidene Kleider zu bekommen. Aber dieſe Kleider ſoll er nicht tragen.“ Das Mädchen ſchlich ſich in den Garten und man fand ſie erdroſſelt am Baum.

An einer großen militäriſchen Revue, welcher ich beiwohnte, ſchienen die Bergbewohner, deren täglich einige Hunderte nach Wladi-Kawkaſ zum Beſuch kommen, beſonderes Intereſſe zu nehmen. Ihre Ablerangen waren unverwandt nach den Mustetenreihen der ruſſiſchen Glieder gerichtet; die regelmäßigen Bewegungen Tauſender auf ein Commandowort, das gleichmäßige Klirren der Waffen beim Exerciren wie mit einem Schlag, Märſche, Schwenkungen, Trommelſchlag und Muſik, all' das war für ſie ein Schauſpiel, das ihre Aufmerkſamkeit in hohem Grade ſpannte. Das Exercitium war etwas anſtrengend, denn es dauerte lange, die Luft war kalt, auf dem Boden lag Schnee, und während der Tornifterexſtiation mußten die Soldaten auf dem Schnee campiren. Mir war der Vergleich zwiſchen den breitſchultrigen, ſtumpfnaſigen Ruſſen und den ſchlanken Kaukaſiern mit ihrem edlen Adlerprofil, hier wo ſie maſſenweiſe in dichter Nähe beiſammen ſtanden, überaus intereſſant. In den Geſichtern der einen ein gleichförmiger Zug von Geduld und Gehorſam, jeder Ausdruck, der auf ſelbſtſtändiges Denken hätte deuten können, ſchien ausgedrillt; auf der andern Seite kecke Haltung, kecke Mienen, jeder einzelne ein Mann, ein ganzer Kriegsheld. Was dieſe Inguſchen, dieſe Tſcherkeſſengen bei dem Anblick denken mochten? Auf zudringliche Fragen hätten ſie ihre innern Gedanken ſchwerlich geſtanden, man mußte ſie zu errathen ſuchen am Ausdruck der Miene. Vielleicht irre ich mich, aber ich glaubte darin wenig Günſtiges für das ruſſiſche Syſtem zu leſen. Dieſe Mienen voll Stolz, Haß und Verachtung ſchienen zu ſagen: „ſchaut ſie an die gartigen Sklaven, die uns beugen wollen unter ihres Gebieters Joch! Iſt ihr Loos nicht das elendeſte? Danken wir Gott, daß wirs noch nicht mit ihnen theilen, und kämpfen wir fort aufs äußerſte lieber als daß wir Sklaven werden wie ſie!“

Für die durchreiſenden Offiziere und Fremden iſt in Wladi-Kawkaſ ein beſonderes Haus eingerichtet mit einer Reihe kleiner Gemächer. Unter den Soldaten, die hier zur Bedienung der Reiſenden angeſtellt ſind, befand ſich ein polniſcher Jude, welcher deutſch ſprach. Die Bekanntſchaft mit dieſem Mann, deſſen Abkunft man auf den erſten Blick errathen mußte, war mir von großer Wichtigkeit, denn er hatte drei Jahre im Innern der großen Tſchetſchnia als Gefangener gelebt, dem Märtdenhäuptling Achmerdi Mahoma als Sklave gedient, Schamyl oft geſehen und konnte mir über die Vorgänge im Innern, über Schamyls Perſönlichkeit, die Mürtden über Sitten und Leben der öſtlichen Völkerſchaften mancherlei Auskunft geben. Leider war der Mann mit Beobachtungsgabe nicht überflüſſig ausgeſtattet, und ſeine Intelligenz beſtand lediglich in einem ziemlichen Grad von Pfiffigkeit und Verſtellungskunſt, die ihn am Ende auch aus der Sklaverei rettete. Auf die Kaukaſier war er übel zu ſprechen. Er hatte beſonders in der erſten Zeit ſeiner Gefangenſchaft, wo er die Sprache noch nicht verſtand, viel ausſtehen, viel arbeiten und Hunger leiden müſſen, und war ſo oft mit Schlägen tractirt worden, daß er ſich faſt glücklich ſchätzte, wieder unter den Ruſſen zu ſeyn. Als verheuratheter Soldat war ſeine Lage hier weniger unglücklich, als die der meiſten, denn das hübſche Geſicht ſeiner jungen Frau verſchaffte ihm die Protection einiger Stabsofficiere, und von Eiferſucht war der Muſketier Iſaak nicht übermäßig geplagt. Um ſeinem Gedächtniß etwas zu Hülfe zu kommen, und ſeiner ſchweren Zunge einigen Schwung zu geben, bewirthete ich den Juden mit ein paar Gläſern vortrefflichen Arraks. Dadurch wurde er in der That immer redſeliger. Die Einzelheiten, die ich durch ihn über die Zuſtände des feindlichen Landes und namentlich über das energiſche Oberhaupt deſſelben erhielt, wollen wir auf einen andern Artikel aufſparen. So viel wird jedem klar, der mit Leuten verkehrt hat, die Schamyl mit eigenen Augen geſehen, daß man dieſen kräftigen Anführer ſich keineswegs als einen edlen Helden von der Art des arabiſchen Salahin oder des ſchottiſchen rothen Robin denken darf. Mit Abd-el-Kader hat er den Fanatismus, den kriegeriſchen Geiſt, die prieſterliche Beredſamkeit, die genaue Kenntniß ſeines Volkes, die Standhaftigkeit und das Talent des Parteigängerführers gemein, ohne deſſen natürliche Milde, tiefe, innige Frömmigkeit und Maraburbildung zu beſitzen, auch ohne je Anwandlungen von Großmuth, von Ehrliſinn gehabt zu haben, wie ſie der arabiſche Häuptling bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt hat. Bemerkenswerth iſt, daß beide in Enthuſiaſmleid des Geſchlechtstriebes übereinſtimmen. Schamyl hat wie Abdel-Kader nur eine einzige Frau, die er ſelten heimſucht, von der er oft Monate lang entfernt lebt. Dieſer Charakterzug iſt beſonders jenem auffallend, der weiß, wie Keuſchheit zu den ſeltenſten Eigenſchaften des Orientalen gehört.

(Fortſetzung folgt.)

Der Ackerbau in Sicilien.

(Schluß.)

Man hat bei den Schafen bereits geſehen, wie wenig von Verbeſſerung der Race die Rede ſeyn kann. Dazu kommt noch, daß in Sicilien das Volk weit weniger Fleiſch und weit mehr Käſe verzehrt, als anderswo. Unſere Kühe, ſchlecht gehalten, wie ſie ſind, koſten viel und geben ſehr wenig Ertrag. Kuhkäſe wird bei weitem nicht genug für die Conſumtion gewonnen, und das Volk gewöhnt ſich leicht an den Schafkäſe. Der vortheilhafte Preis, den die Heerdenbeſitzer dafür erhalten, veranlaßt ſie mehr Werth auf die Milch, als auf die Aufziehung von Lämmern zu legen. Die Lämmer werden einen Monat nach der Geburt oder auch noch früher von der Mutter getrennt, und dieſe gemolken; ſelbſt diejenigen Lämmer, welche man aufziehen will, erhalten die Milch nur wenige Tage länger. Schon der Umſtand, daß man die von der Natur beſtimmte Nahrung den Lämmern entzieht, würde hinreichen, die gehörige Entwicklung zu hindern und die Race zu verſchlechtern. Unſere Schafraçen ſind deßhalb auch, wie ſie nicht anders ſeyn können. Mancher glaubte, ermuntert durch den hohen Preis der Merinowolle, ſolche durch die bloße Kreuzung unſerer Schafe mit einem Merinowidder zu erhalten. Die daraus hervorgehenden Miſchlinge, früh entwöhnt, ſchlecht genährt, noch ſchlechter in den elenden Hürden geſchützt und von Müttern geboren, die zur Fortpflanzung nicht einmal gehörig entwickelt ſind, müſſen ſelbſt entarten und ihre Abkömmlinge noch weit mehr.

Der ſtarke Gebrauch von Maulthieren bei unſerm Ackerbau und beim Tranſport macht die Erzeugung derſelben ſo vortheilhaft, daß unſere Pferdebeſitzer ihre Stuten bei weitem häufiger zur Erzeugung von Maulthieren, als zu der von Pferden beſtimmen. Dennoch fehlt es nicht an Dilettanten, welche ſehr

Digitized by Google

schätzbare Pferderacen besitzen; aber ihre kostspielige Ernährung und die Sorgfalt welche die Füllen erfordern, wird durch den Preis, um den sie im dritten Jahr verkauft werden, nicht aufgewogen. Darum hält die allgemeine Verbesserung der Pferderacen sehr schwer.

In der Umgegend von Dorfschaften wird, einzelne seltene Fälle abgerechnet der Boden auf Erbzins und zwar oft in ganz kleinen Stücken ausgegeben und vertheilt. Wohlhabende Personen machen, wenn irgend die Lage es zuläßt, ihre Lieblingsplätze daraus, welche dann natürlich keinen dem darauf verwandten Geld und Fleiß entsprechenden Ertrag abwerfen können. Alle andern Theile gehören den mittlern und den untersten Classen des Volks, meist den Landleuten. Diese kleinen und armen Grundbesitzer können die Arbeiten des Anbaues nur schwer gehörig ausführen, außer wenn sie anderswo keine Arbeit finden. Nichtsdestoweniger aber ist für sie ein kleines Besitzthum von Wichtigkeit, als ein wirksames Mittel, um von den Wucherern Vorschüsse auf den Preis der Producte zu erhalten, welche sie denselben verkaufen.

Auf allen diesen kleinen Grundstücken werden, was auch sonst Boden, Lage und dergleichen Verhältnisse seyn mögen, Weinreben, Oel-, Sumach- und alle andern Fruchtbäume gebaut. Und die Methoden nach denen sie bauen, sind nicht immer nach den vernünftigen Regeln der Kunst. Ferner müssen sie noch vor der Einheimsung ihren Antheil an dem Lohn eines Hüters bezahlen, der weit entfernt, die im ganzen Landstrich noch hängenden Früchte zu bewachen, ihnen das beste davon stiehlt oder stehlen läßt. So können die armen Landleute die Zeit der Lese nicht abwarten, auch wenn die Trauben noch so unreif seyn sollten. Außerdem sind alle diese Zinspächter, wenn sie nicht den Zins im August richtig bezahlt haben, zur sichern Erhebung dieses Zinses contracmäßig verpflichtet, die Trauben zum Auspressen nach der Centralpresse zu tragen, und zwar an dem bestimmten, einem jeden angewiesenen Tage. Ist dieser Tag gekommen, so müssen sie alle, die Frucht mag zur Lese noch so wenig zorgiget seyn als sie will, herbeilelen, ohne daß sie irgend eines der Mittel zur Verbesserung des Weins anwenden können. Kaum ist das Auspressen und Aufkeltern der Traube beendigt, so kommt ein anderer Zinspächter herbei, und nöthigt seine Vorgänger den Most anders wohin zu transportieren. Mitten in der heftigsten Gährung muß er ihn also auf Esel laden und schafft ihn fort, um ihm seinen Gläubigern zu überliefern. Und der unglückliche Landmann, das Opfer aller dieser Quälereien, ist weit entfernt darüber zu seufzen, unterwirft sich geduldig, da er überzeugt ist, daß die schlechte Beschaffenheit des Mostes auf seinen Gläubiger zurückfällt, der ihn, was auch die Qualität seyn mag, stets nach dem vom Magistrat des Orts jährlich festgesetzten Preise, was man bei uns „Meta“ nennt, bezahlt. Und auch der Gläubiger gibt sich damit zufrieden, da er bei seinen wucherischen Zinsen doch immer noch einen unmäßigen Vortheil hat. Darum erhält man so schlechten Wein von Weingärten, denen gar nichts fehlt, um vortreffliche Weine zu erzeugen.

Aus dem Obigen ergibt sich klar, daß in Sicilien auf den größern Gütern durch die Vertheilung an die Unterpächter, und in der Nähe der Gemeinden durch die Vertheilung an Zinspächter der Anbau nur in kleinem und kleinstem Maaßstab betrieben, und daß das Landbausystem und die dabei herrschenden Gewohnheiten im tiefsten Verfall sind.

Miscellen.

Die geschwätzige Krähe. Ein Hr. Gosse hat in England ein Werk über die Vögel Jamaica's herausgegeben, und führt darin auch eine Krähe auf, welche die Menschenstimme zum Verwundern nachahme. Die Stelle, die davon handelt, ist folgende: „In den wildesten Theilen der Berggegenden Jamaica's, wo der gefährliche Pfad sich auf der einen Seite um einen hoch sich aufthürmenden Felskegel windet, auf der andern Seite in eine tiefe schreckliche Schlucht hinabschaut, oder wo ein einsamer von Baumfarren fast versperrter Weg, den die senkrechte Sonne nur um Mittag beleuchtet, durch den dunkeln feuchten Wald zu einer einsamen Negerhütte führt, wird der Reisende durch die wilden Töne einer schwatzenden Krähe aufgeschreckt. So oft und doch so articulirt, so mannichfach in ihren Bewegungen sind diese Töne, daß der staunende Wanderer nue schwer glauben kann, daß er die Stimme eines Vogels hört, vielmehr glaubt er die rauhen Consonanten und tiefen Gutturaltöne irgend einer fremden Sprache zu vernehmen. Alle Krähen sind geschwätzig und manche können die menschliche Stimme ganz natürlich nachahmen, aber dieß ist das einzige Beispiel das ich kenne, wo die Sprache des Menschen von einem Vogel im Naturzustande so täuschend nachgeahmt wird. Die Aehnlichkeit ist mehr allgemeiner als besonderer Art, denn jeder, der den Vogel hört, staunt über die Aehnlichkeit des Tons mit der Sprache, obgleich er keine bekannten Worte entdecken kann; es ist wie die Sprache eines Fremden.“

*

Katzenmumien. Ein Correspondent der Liter. Gaz. (S. N. 5 Junius) berichtet, daß man kürzlich zu Cairo eine Mumiengrube gefunden habe welche Katzenmumien in einem völlig erhaltenen Zustand enthielt.

*

Steigende Wohlfahrt in Ceylon. Der Rede eines englischen Beamten in Colombo zufolge ist Ceylon (wahrscheinlich in Folge des steigenden Kaffeebaues) sehr in Aufschwung. Seiner Angabe nach ist in den letzten fünf Jahren der Werth der Gebäude und Ländereien auf das Fünffache gestiegen. Die Kronländereien, die vorher zu fünf Sch. der Acre unverkäuflich waren, werden jetzt zu Tausenden um fünf Pfd. gekauft. Die Zahl der einwandernden Arbeiter aus Indien ist von 2000 auf 50,000 gestiegen, und mehr Straßen sind in den letzten fünf Jahren eröffnet worden als in den frühern 50. Die Ausfuhr ist um die Hälfte gestiegen, und die Einfuhr von 700,000 auf 1½ Mill. Leider haben die Eingalesen selbst, namentlich die unteren Classen, sehr wenig Antheil daran genommen, und wollen sich noch nicht einmal herbeilassen, gegen Tagelohn zu arbeiten, wie das steigende Einwandern von Hindus bewiest, die nach einigen Jahren mit dem gemachten Gewinn wieder weiter gehen.

*

Moderne Kunstvasen. Die Töpfereien in Staffordshire beginnen allmählich kunstvolle Vasen zu verfertigen. Gegenwärtig macht eine zu Lenden Aufsehen, welche in etruskischem Styl gefertigt und mit Bildern, nach Zeichnungen Flarmans aus Aeschylus Tragödie „die Sieben gegen Theben“ verziert ist. Sie ist 4' hoch und hat 2' im Durchmesser. (Liter. Gaz. 5 Junius.)

*

Eine Albinenegerin in Caire. Kürzlich kam in dieser Stadt die merkwürdige Erscheinung vor, daß eine Negerin allmählich weiß wurde. Sie war an einen Negersoldaten, der zu Ibrahim Pascha's Wache gehörte, verheurathet, und nach dem vorgelegten Zeugnisse schälte sich während der letzten zwei Jahre ihre schwarze Haut allmählich ab, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit, und wurde durch eine weiße Haut ersetzt. Ihre Züge gehören deutlich der äthiopischen Race an: ihre platte Nase, dicke vorstehende Lippen, wolliges Haar, eigenthümliche Backenknochen und die Gestalt ihrer Füße, alles bezeugt ihren Ursprung. Fünf europäische Aerzte zu Cairo haben die obigen Thatsachen bestätigt. Die Frau ist etwa 40 Jahre alt, genoß stets einer ertraglichen Gesundheit und kommt aus Zanzibar in den Staaten des Imams von Muscat. (Times Corresp. 3 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 150. 24. Junius 1847.

Ueber die geologische Beschaffenheit von Amerika.

Dritte Mittheilung.

Ueber einen großen Theil des Ostens von Südamerika erstreckt sich die Pampasformation, ein dunkelrother erhärteter Schlammthon, der zuweilen mit festen Mergelconcretionen abwechselt und der die Grabstätte einer Unzahl sehr merkwürdiger, größtentheils riesenhafter Thiere geworden ist, welche durch die Eigenthümlichkeit ihrer Formen, neben einer allgemeinen Uebereinstimmung ihres Bildungstypus mit dem der jetzigen Säugethierfauna von Südamerika, seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit der Zoologen und Geologen auf sich gezogen haben. Ich erinnere nur an die gewaltigen Nagethiere, faulthierartige Thiere, deren Größe die des Nashorns überragt, an die riesigen zahnlosen Megalonixarten und Gürtelthiere oder Glyptodonten, deren Länge über 6 Fuß ohne den Kopf und Schwanz betrug und deren fester Panzer aus sechseckigen Schildern zusammengesetzt war; ferner an das Mylodon, ein plumpes, massives Thier, wie das Megatherium, das sich wahrscheinlich an den Bäumen aufrichtete und Aeste herunterriß, während das Megatherium mit noch größerer Kraft dieselben entwurzelte; an die Macrauchenia Patagonica, ein gigantisches Thier, das zwischen den Paläotherien und Wiederkäuern mitten inne stand, besonders aber den jetzt lebenden amerikanischen Kamelarten, den Lamas, verwandt war; dann an das Toxodon, das so groß war wie der größte Elephant, aber dabei ein Nagethier und nebenbei noch den Dickhäutern ähnlich, an die Mastodonten der Andean, an die, Löwen und Tiger an Größe übertreffenden Fleischfresser von Brasilien und andere mehr.

Diese Pampasformation hat eine große Ausdehnung: Darwin verfolgte sie auf eine Entfernung von mehr als 100 deutschen Meilen vom Fluß Colorado an bis nach Santa Fe de Bajada, D'Orbigny noch 50 Meilen weiter nach Norden. In dem Breitegrade des Platastusses untersuchte sie Darwin in einer Ausdehnung von 70 Meilen von Maldonado bis nach dem Fluß Carcarana, doch glaubt D'Orbigny, daß sie noch 25 Meilen weiter ins Land gehe, wahrscheinlich aber noch weiter bis Mendoza, denn hoch hinauf am Fluß Quinto sind fossile Knochen gefunden worden. Es ist ein Raum wenigstens so groß wie Frankreich, vielleicht zwei bis dreimal so groß, da auch im Hafen von San Julian, in Patagonien, 120 Meilen weiter südlich vom Colorado, Säugethierreste von Darwin entdeckt worden sind.

Man sieht, die Gränzen einer Formation im neuen Continent sind in größerem Maaßstabe angelegt, wie die kleinen Becken, die auch Säugethierreste enthalten, in dem in vielfache Flußgebiete getrennten Europa; doch scheint es, wenn man die ungeheuren Entfernungen zwischen diesen Gränzpunkten und ihre verschiedene Höhe bedenkt, viel wahrscheinlicher, daß diese Aehnlichkeit nicht von einem gleichzeitigen Ursprunge herrührt, sondern vielmehr von der Aehnlichkeit des Felsenrahmens des ganzen Continents: denn wenn in Brasilien ein ungeheurer Flächenraum aus Gneiß besteht, so blieben sich auch in den Cordilleren die plutonischen Felsarten, die Porphyre und Trachyte in weiter Ausdehnung fast ganz gleich.

Die Meinungen der Geologen, wie diese Formation gebildet wurde, sind verschieden; D'Orbigny denkt an eine große Fluth und stützt sich hauptsächlich auf die Abwesenheit der Schichtung und auf die große Zahl der Ueberreste vierfüßiger Landthiere. Aber eine Schichtung und eine Abtheilung der Formation in verschieden gefärbte und zusammengesetzte Lager ist allerdings wahrnehmbar; harte Mergelconcretionen liegen in horizontalen Linien, was gewiß nicht der Fall wäre, wenn eine gewaltige Revolution die Massen in Bewegung gesetzt hätte, auch weist das Ganze auf eine langsame und ruhige Ablagerung hin. Nach dieser Fluththeorie soll eine ungeheure Menge von Schlamm ohne ein einziges Gerölle über die weite Fläche der Pampas getragen worden seyn, als sie noch unter Wasser waren; ein andermal soll dieselbe oder eine ähnliche Fluth über ganz Patagonien nichts als Geröll und Gerölle geführt haben, wie dieß in den ersten Mittheilungen beschrieben wurde, und beides, der feine Schlamm und das Gerölle sollen auf gleiche Entfernung von den Cordilleren gebracht worden seyn, deren plötzliche Erhebung man als die Ursache dieser so gewaltigen Revolution ansah; gewiß allzu verschiedene Wirkungen, um einer und derselben Ursache zugeschrieben werden zu können! Wo sollte auch auf einmal die Menge seinen Niederschlags herkommen, um durch eine Fluth auf eine so weite Fläche und in so bedeutender Dicke ausgebreitet zu werden? Um wie viel näher liegt die Ansicht, daß ein großer Zeitraum erforderlich war, um diese Ablagerungen zu bilden, und daß man sie dadurch recht gut erklären kann, ohne der Natur Unerhörtes zuzumuthen.

Nach einer zweiten Theorie haben die Flüsse des Landes, ehe sie ihre jetzigen Flußbetten eingenommen, auf niedrigen Marschländern diesen Schlamm abgesetzt. Dem widerspricht aber die ganze Zusammensetzung der Ablagerung, die Art und Weise, wie sie sich um die Gebirgsrücken herumzieht und sich an dieselben anlehnt, dann auch die Natur der unter der Ablagerung liegenden Meeresgebilde so wie die Schaalthiere, die auf der Formation liegen und die, wie schon früher bemerkt wurde, sol-

Digitized by Google

chen Arten angehören, die jetzt am Meeresufer leben; auch ist noch kein Säugethierfelett in einer aufrechten Stellung gefunden worden, was gewiß der Fall gewesen wäre, wenn die Thiere im Schlamm gelebt hätten.

Die wahrscheinlichste Theorie ist die, daß die Formation der Pampas langsam an der frühern Mündungsbucht des Plata und in dem benachbarten Meere abgelagert wurde. Außer bloß geographischen Gründen deuten darauf die auf der Oberfläche zahllos ausgebreiteten und mit der Pampasformation vermischten Schaalen der Agara Labiata hin, eine Muschel, die noch heute in dem Brackwasser der Platamündung lebt. Südlich von Buenos-Ayres erhob sich die Formation aus einem Meer, das von mehrern Seemuscheln bewohnt war, deren Reste wir ebenfalls finden. Dann fand Ehrenberg, daß der die Säugethierreste einhüllende Schlamm vom obern Theil des Parana die Reste einer Menge von Infusorien einschloß, die ebenfalls im Brackwasser gelebt haben müssen. In diese Bucht wurde die große Menge von Thierleichen hereingewaschen, wie das selbst jetzt noch am Plata, besonders auch an den Mündungen mancher andern großen Flüsse geschieht.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen eines deutschen Naturforschers aus dem Kaukasus.

Aufenthalt in Wladi-Kawkas. — Geringe Fortschritte der Russen an der Nordseite des Gebirges ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zur beschwerlichen Fahrt über den Kaukasus hatten sich uns zwei neue Reisegefährten beigesellt, der eine ein deutscher Militärapotheker, der nach Schuscha gehen sollte, der andere ein junger Adeliger aus Esthland, welcher als Freiwilliger in der Garde gedient hatte, und in gleicher Eigenschaft dem kaukasischen Dragoner-Regiment in Karabag einverleibt werden sollte. Beide waren Männer von angenehmen Manieren und der russischen Sprache mächtig, uns also willkommene Gesellschafter; da sie überdieß gut bewaffnet waren, vermehrte dieß für uns das Gefühl der Sicherheit. Bis zur Station Lars benützte ich noch den schriftlichen Ebcortebefehl des Obristen Nestoroff; von da zogen wir in zwei Wagen ohne Bedeckung weiter über die große Alpenkette. Der Eintritt in den berühmten kaukasischen Engpaß, welcher ein paar Werste südlich von Wladi-Kawkas beginnt, gewährt dem Liebhaber wild romantischer Naturscenen großen Genuß. Die Felswände fallen meist steil, oft senkrecht, manchmal terrassenförmig, häufig in scharfen Zacken und immer in malerischen, mannichfaltigen Formen gegen den Engpaß ab; schöne Laubbäume, die aber in dieser Jahreszeit blätterlos, schmücken die Abhänge, doch werden die Wälder immer dünner, je höher man steigt, und mit ihnen verlieren die Felsen ihre schönste Decoration, welche durch die großartigen Formen der Berge in der Centralkette nicht aufgewogen wird. Mit geschichteten Formationen beginnt die Nordseite des Kaukasus: zuerst dichter Kalk in mächtigen Schichten als Conglomerate, die beide wohl dem Uebergangsgebirge angehören, dann Thonschiefer, dessen deutlich wahrnehmbarer Schichtenbau steil aufgerichtet ist mit starkem Abfall von Süden nach Norden. Vor der Station Lars erschienen bereits die mächtigen Bildungen der krystallinischen, massigen Felsarten: Granit, Syenit, Serpentin und Gabbro; von ihnen ist offenbar die erste Hebung des Thonschiefers, des Kalkes und der Conglomerate ausgegangen. Am Kasbek endlich erscheint der Trachyt-Porphyr, aus welchem der größte Theil der Centralkette und all die höchsten Gipfel des ganzen Kaukasus, der Elbrus, Kasbek, Pass-Mta, Jnal, Kinschal, Bermamuk, der Kreuzberg u. s. w. bestehen. Der Trachyt-Porphyr ist die jüngste unter den krystallinischen Felsbildungen des Kaukasus; man findet Stellen, wo er sowohl die Schiefer und Conglomerate, als den Granit durchsetzt. Die ganze Centralkette mit ihrer langen Reihe von eisgekrönten Kolossen, die jetzt die alte Spalte zwischen dem kaspischen und schwarzen Meer einnehmen, hat sich also viel später gebildet als die übrigen südlichen und nördlichen Ketten, und nach Beaumont's und Humboldt's Vermuthung vielleicht zu gleicher Zeit mit dem Himalaya, Hindukusch und Himmelsgebirge, welche die nordwestliche Richtung mit dem Kaukasus gemein haben. Es ist merkwürdig, daß auch im Kaukasus, gleich wie Humboldt von den größten Gebirgen Europa's und Amerika's bemerkt, die geognostischen Erscheinungen nicht auf eine Abnahme der Intensität der unterirdischen Mächte schließen lassen, und wir die fast zuletzt hervorgetretenen Gebirgssysteme der Alpen und der Andeskette im Montblanc und Monte Rosa, im Jllimani und Chimborazo, so auch der Kaukasus bei der zuletzt entstandenen trachytischen Centralkette im Elbrus und Kasbek seine größten Kolosse geboben hat.

Die Felsscenerie des kaukasischen Engpasses wird durch reiche Bewässerung gehoben; Quellen und Bäche stürzen tosend über die prächtigen Granitwände und bilden viele Cascaden, doch freilich nicht so schöne Wasserfälle, wie in der Schweiz und Tirol. Der Terek, hier schon ein ziemlich wasserreicher Fluß, rauscht durch den Paß im wilden Lauf und stürzt häufig wilddonnernd in kleinen Fällen von wenigen Metres herab; im Monat Junius soll er oft die ganze Breite des Passes einnehmen, die Brücken zerstören und die Passage kurze Zeit ganz unterbrechen; nur Kosaken wissen sich auf ihren trefflich schwimmenden Pferden den Weg immer zu bahnen und die Paßverbindung zwischen Transkaukasien und Rußland ist nie ganz unterbrochen. Das hochherrliche Schauspiel, welches der Eintritt in den Kaukasus gewährt, wurde durch die trübe Beleuchtung des Himmels am ersten Tage mehr erhöht als vermindert. Der junge Dragoner-Fähndrich und ich waren so hingerissen davon, daß wir es im Reisewagen nicht aushalten konnten, den beiden Kosaken, die uns escortirten, abzusteigen und unsere Wagenplätze einzunehmen befahlen, mit dem Versprechen eines bessern Trinkgeldes für den Fall ihrer Verantwortung. Wir nahmen die Lanzen, schwangen uns auf den Sattel der langhaarigen Bestien und ritten bald vor, bald hinter den Wagen, je nachdem die Schönheit irgend einer Stelle oder der Fernblick auf Gipfel und Schluchten uns anzog. Ob wir im Falle eines feindlichen Angriffs den Kaukasiern eben so imponirt hätten wie wirkliche Kosaken, ist etwas zweifelhaft; zum guten Glück zeigten sich keine Tschetschenzen.

Der Boden des ganzen Engpasses ist mit ungeheuern Rollsteinen überdeckt, welche fast ausschließlich den plutonischen Bildungen angehören. Blöcke von Granit, Serpentin, Porphyr und Trachyt sind die häufigsten; Felsarten von geschichteten Formationen sind als Rollsteine sehr selten. Nach diesem Umstand wäre zu schließen, daß fast all' die Gipfel der Berge, von denen die Bäche geschmolzenen Schnee's herunterstürzen und Gerölle mit sich wälzen, die hohen Kuppen, welche über Kalk- und Thonschiefer emporragen, den plutonischen Bildungen angehören. Auf den malerischen Charakter der Gegend haben die verschie-

Digitized by Google

denen Formationen eigenthümlichen Einfluß. Ueberall, wo Granit, Gabbro oder Serpentin die Wände des Passes bilden, welche bis auf den Grund dröselben reichen, sind die Felsformen wilder, phantastischer, prächtiger, als an Stellen, wo Kalk und Schiefer die abstürzenden Wände bilden. Von Basalt, den Hr. K—ch beobachtet haben will, ist durch den ganzen Gebirgsweg keine Spur zu finden. Bei Lard sind die Bäume bereits selten und klein, das Brennholz wird dem Reisenden theuer angerechnet. Wir übernachteten hier, besuchten die Burgruinen in der Nähe, deren Ursprung unbekannt ist, und plauderten am Abend bei der Theemaschine mit dem betrunkenen Posthalter, der etwas deutsch spricht, und von den Beschwerden des Weges über den Kreuzberg und eine furchtbare Schilderung machte. Tags darauf reisten wir ohne Escorte weiter. Die Gefahr eines Ueberfalles ist am größten in der Steppe und am Eingang des Gebirges. Je höher man durch den Engpaß emporsteigt, um so geringer wird die Gefahr, und in der eigentlichen Alpenkette des Kaukasus reist man fast so sicher wie in Georgien. Bei der außerordentlichen Steilheit der Abhänge des Passes wagen selbst die kühnsten Räuber des Kaukasus sich nicht leicht in die Nähe herab, um den Reisenden aufzulauern, denn der Rückzug über die fast senkrechten Felsen mit der Beute wäre ihnen sehr beschwerlich. In der Nähe des Kasbek aber, wo man in die eigentliche Centralkette eintritt, und wo der Paß sich beträchtlich erweitert, wohnen weder Tschetschenzen noch Inguschen, sondern größtentheils Ossetin vermischt mit wenigen Gruftern, sogenannte Christen. Diese christlichen Osseten haben mit den übrigen Kaukasiern Tracht und Bewaffnung gemein, sind auch eben so treulos, eben so lüstern nach fremdem Eigenthum, haben aber nicht die Energie, den religiösen Fanatismus, den stolzen, unabhängigen Sinn und den kriegerischen Geist der mohammedanischen Kaukasusvölker. Sie fürchten die Russen, und ihre Häuptlinge, die in russischem Sold stehen, halten es mit ihnen auf Furcht und persönlichem Interesse. Da die russische Regierung den größten Werth darauf legt, daß dieser große Verbindungsweg zwischen Cis- und Transkaukasien einer möglichst vollkommenen Sicherheit genieße, so würden Räubereien der Osseten die strengste Bestrafung von Seite der Russen nach sich ziehen, und die Bewohner der Alpen sind nicht wie die Völker der niedrigeren Ketten durch undurchdringliche Urwälder und unzugängliche Felsschluchten gegen den Ueberfall russischer Colonnen geschützt. Die Bergformen der Centralkette sind trotz ihrer beträchtlichern Höhe länge nicht so schroffweild, so zerrissen, so pittoresk wie in den ersten Ketten. Ker-Porter, der vielgereiste Britte, der dieselbe Fahrt am Kasbek vorüber machte, spricht von der Schönheit der Gebirgsscenerie mit überschwänklichem Enthusiasmus, und meint, kein anderes Gebirge, das er gesehen, halte mit dem Kaukasus den Vergleich wie der Größe und malerischer Schönheit aus. Diese Meinung scheint mit übertrieben. Dem Kaukasus fehlen die Seen der Schweiz, und man hat bis jetzt weder so großartige Gletscher wie im Chamounithal, noch Wasserfälle entdeckt, die dem Staubbach oder Gasteiner Wasserfall an die Seite zu stellen wären.

Der Gipfel des gewaltigen Kasbek war in Nebel eingehüllt als wir an ihm vorüberzogen. Die Dörfer an seinem Fuß, diesseits und jenseits des Terek sind von Gruftern bewohnt. Grusische Mönche bewohnen auch das Kloster auf seinem Abhang. In Kobi, das noch beträchtlich höher gelegen als das Dorf Kasbek, nahmen wir unser zweites Nachtquartier. Das kleine, schlechte Dorf liegt im Mittelgrunde eines Alpenthales, welches trotz der vorgerückten Jahreszeit noch von ansehnlichen Schneemassen überdeckt war. Wir vertrieben und mit der Vogeljagd die Zeit bis zur einbrechenden Dunkelheit. Zu unserm großen Verdruß schossen wir nicht eine einzige Vogelart, die nicht auch in Europa häufig anzutreffen wäre. Amseln, Drosseln, Stieglitze, Zaunkönige, Finken, und besonders große Schwärme von Staaren kamen vor, auch Unten und Tauben, die sich aber nicht auf Schußweite beschleichen ließen. All diese Vögel waren offenbar auf der Reise über den Kaukasus begriffen, denn das beschneite Hochgebirge bot ihnen in dieser Jahreszeit wenig für einen längern Aufenthalt. Gleichwohl suchten die armen hungerigen Thiere an jeder schneefreien Stelle gierig nach Futter. Emberiza Iza war der schönste Vogel, den wir erbeuteten.

(Schluß folgt.)

Der Bürgerkrieg in Catalonien.

2. Verzeichniß der Cabecillas. — Don Benito Tristany. — Seine Lebensbeschreibung. — Sein Charakter. — El Rod de Eroles.

Wenn die Liste der Cabecillas, welche im ersten Kriege eine Rolle spielten, der Reihenfolge des Mutes nach abgefaßt werden müßte, dann wären zuvörderst diejenigen zu nennen, die als Opfer ihrer Unerschrockenheit den Tod fanden. Die bekanntesten waren Miguel Tristany, genannt el Manco (der Einhändige), und Miguel Fons, zubenannt Langer (der Stehende, Geschwinde), welche gleich in den ersten Zeiten fielen; dann Antonio Torres, der in die Hände der Christinos gerieth und auf dem öffentlichen Platze von Jaca in Aragonien erschossen wurde. Ein andrer Cabecilla, Manuel Pbanez, genannt el Llarch de Copons (der Lange, der Große von Copons, sei ebenfalls, aber nicht von Feindshand. Eine ungeschickt von ihm gehaltene Pistole machte seinem Leben ein Ende. Er hatte es, während der ganzen Dauer des Aufstandes, mit einer Tapferkeit bloßgestellt, die man nicht immer bei seinen Kampfgenossen fand. Den Namen El Llarch de Copons bekam er wegen seiner kolossalen Körpergröße.

Unter denen, welche den Krieg überlebten, gehört in die vorderste Reihe Don Benito Tristany,[1] insgemein genannt Mossen Benet, d. h. Hr. Abbé Benedict. Aus dieser Benennung ersieht man den ursprünglichen Stand Don Benito's; er war wirklich Priester und Canonicus von Girona. Nach ihm nahm den ersten Platz ein Rod de Eroles, den zweiten Bep del Oli, Jose Pons. Den Clemente Sobrevias, dessen Kriegsname El Muchacho (Kind, Gassenjunge) ist, muß als der vierte aufgeführt werden, nicht wegen seines außerordentlichen Talents, sondern weil er einen Augenblick Oberbefehlshaber war; nach Verlauf weniger Tage sah er selbst ein, daß diese Würde über seinem Verdienst sey. Diesem ungefähr gleich, aber mit verschiedenem Charakteren, stehen in der Geschichte des letzten Krieges: Don Miguel Borges, der feinere Sitten hatte als viele seiner Kampfgenossen; Don Ignacio Brujo, Matias de Vall, Jacinto de Ortru, Castells, Zorilla; endlich auf der letzten Stufe dieses Namensverzeichnisses Grisel de Cabra, Vilella, Bequica und Mossen Tillet, diese beiden letztern Lieutenants und gewöhnliche Kriegsgefährten Mossen Benett's.

Getheilt unter diese verschiedenen Führer, gelang es den Streitkräften des Aufstands, obschon sie an Mannszucht und Zahl den Truppen der Königin nachstanden, den Widerstand in der ganzen Ausdehnung des Fürstenthumes fühlbar zu machen. Jeder Cabecilla hatte, wie gesagt, einen besondern Bezirk inne, denjenigen gewöhnlich, in welchem er geboren war, und wo seine Verwandtschafts- und Freundschaftsverhältnisse eine natürliche Grundlage für seinen Einfluß bildeten. So schienen die Berge von Bellsona das eigenthümliche Feld Don Benito Tristany's zu seyn. El Rod de Eroles hielt die Besitzung von Seu de Urgel im Schach; zwar verließ er manchmal das Ufer des Segre, allein dieß geschah nur, um in der Umgegend von Seet und der Graf-

[1] Vermuthlich vor kurzem erschossen

Digitized by Google

schaft Bailen, der rauhsten Gegend Catalaniens, einen Besuch abzustatten. Bey bel Oli überwachte den untern Theil desselben Gebiets. Seine Bande trieb sich in der Gegend von Cervera, Lerida und Balaguer umher. El Muchacho, geboren, glaub' ich, in der Nähe von Berga, hatte sich zum Ziel seiner Einfälle das Lampurdanthal und das gewerbreiche Land zwischen Ripoll und Girona ausersehen.

Castells beunruhigte die Nachbarschaft von Manresa; der Llarch de Copons, als der tapferste, trotzte mit schwacher Truppe in den offenen Feldern Tarragona's den Milizen von Reus und andern Küstenstädten, denen die Carlisten besonders verhaßt waren.

Es ist schwer zu sagen auf welche Weise Don Benito Tristany der berühmteste Führer des Aufstandes geworden. Seine Talente stellten ihn nicht über seine Cameraden, und unter seinen Truppen herrschte keine bessere Mannszucht. Wenn man das Geheimniß seiner Volksthümlichkeit nicht in einigen der Fehler suchen will, die man ihm insgemein beilegte, so muß man auf den Gedanken gerathen daß er den Ruhm und die Wichtigkeit die er erlangte, insonderheit den von ihm besetzten Ortschaften verdankte. Er befestigte, so zu sagen, das Centrum des carlistischen Heeres, so zwar daß die übrigen Banden die Vorhut, die Flügel, die Nachhut dieses Hauptcorps zu bilden schienen. Sobald ein Cabecilla im Umkreis geschlagen war, suchte er natürlich einen Stützpunkt bei den Streitkräften, welche unter Tristany standen. Die Umgegend von Solsona eignet sich vorzüglich auf bewundernswürdige Weise als Manövrirfeld für einen Guerillero. Auf diesem dem Rebellionswesen zugethanen Gebietsstrich war die Ergänzung seiner Bande für Tristany auch eine weit leichtere Aufgabe.

Vielleicht erregt es einiges Interesse, hier einzelne Züge aus seinem Leben erzählt zu finden. Sind indeß die folgenden Angaben theilweise unvollständig, so mögen sie mir dieß mit der Schwierigkeit entschuldigen, welche die Abfassung einer genauern Lebensbeschreibung hatte. Man hat nur wenige Schriften über diese ersten Zeiten des spanischen Bürgerkrieges; das glaubwürdigste, was ich davon berichte, verdankt ich der Gefälligkeit einiger meiner liebenswürdigen Gastfreunde an der französischen Gränze; das übrige sammelte ich nach der Volksage, die über Messen Benett wirklich sehr viel weiß.

Don Benito ist auf dem Lande südwestlich von Solsona aus einer Familie wohlhabender Ackersleute gebürtig. Von Jugend an bestimmte man ihn zum geistlichen Stande; allein sein Sinn für das thätige, herumschweifende Leben des Jägers war dem Gefolg seiner Studien nicht sehr günstig. Dennoch brachte er es zur Priesterwürde, geschichter hierin als ein andrer berühmter Guerillero, Cabrera, welcher ebenfalls die geistliche Laufbahn betreten hatte, aber keinen andern Nutzen daraus zog, als den Ruf eines lurbulenten Schülers. Man erzählt sich, daß der Student von Solsona, um am fichersten die Stimme seines Bischofs zu gewinnen, seine Gesuche mit einem Triolet begleitete, der, obwohl er ihn als geschichten Schützen zeigte, doch nicht hinderte ihn für einen eifrigen Theologen zu halten. Die lustig auf dem Gebirge erlegten und beschelchen angebotenen Rehhäuter gewannen ihm endlich das gute Herz des Prälaten.

Bei solcher Neigung konnte es nicht fehlen, daß Don Benito die Ereignisse von 1822 benützte. Welche Gelegenheit für einen Abbé seines Charakters! Der Krieg begann in den Gebirgen im Namen der Religion und des Königs: ein Trappist setzte Spanien durch seine Thaten in Erstaunen. Don Benito griff zu den Waffen. Die Dienste, welche er der Sache des Königthums leistete, verdienten eine Belohnung. Er hatte sich gewiß der doppelten Epaulette würdig gemacht; man verlieh ihm ein Canonicat. Das Capitel von Girona war es, welches diesen Canonicus den seinigen nennen konnte. Zehn Jahre lang mußte hier Messen Benett Gott loben. Verstund er wohl auch das Lateinische des Gottesdienstes? Viele bezweifeln es. Der Tod Ferdinands VII öffnete ihm seine wahre Laufbahn wieder. Er griff abermals zu den Waffen, und fand in einem Augenblick wieder den abenteuerlichen Humor seiner früheren Jahre.

Als Bandenführer trieb Don Benito Tristany, wie man sagt, die Erpressungen auf eine selbst für Spanien seltene Höhe. Ueberhaupt muß man den Catalanen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, selbst inmitten kriegerischer Abenteuer, stets trefflich ihren Nutzen im Auge zu behalten wissen. Der Guerillero findet in dieser Provinz gewöhnlich das Mittel seine Privatangelegenheiten erfolgreich fortzubetreiben. Er speculirt mit bewaffneter Hand auf das Vermögen des Feindes und weiß sich im allgemeinen schadlos zu halten für die Verluste, welche ihm seine Hingebung an die gerechte Sache verursacht. Der Navarrese schlägt sich aus Eigensinn, der Baske aus Menschenliebe, der Catalane aus Habgier, der Aragonese und Balencianer nur zu oft aus wildem Trotz. Hätte Tristany seinen Ruf in dieser Hinsicht nur seinen Gegnern zu verdanken, wir würden ungläubige seyn; allein selbst unter seinen Freunden herrscht nur Eine Stimme in Betreff seiner Erpressungen. Jedermann berechnet die Millionen, die er in den Höhlen gewisser Berge verdeckt hielt. Auch schien er sich die Sorge um diese Schätze wirklich mit angelegener seyn zu lassen, als selbst die um sein Leben. Während seine Kampfgenossen nach Verdingung des Kriegs Schutz suchend über die Gränze gingen, wollte Messen Benett, voll Andauer, an der Feuchte seiner Raubthaten nicht verzweifeln.

Der Reisende, welchen auf dem Wege von Solsona nach Berga seine Forschungen die in den Mittelpunkt der carlistischen Citadelle geführt, hat Gegenden durchwandert, die es nie aus dem Gedächtniß verlieren wird. An einem gewissen Orte besonders, in der Nähe von San Llorens des Pitheus, steigt der Schauer vor den Oeden Cataloniens bis zu einem Grade, dem kein Gemälde einen Ausdruck zu leihen vermöchte. Am Rande eines Pfades, der kaum so breit, ist daß ein Maulthier darauf gehen kann, fällt der Blick in Abgründe, deren Tiefe die Höhe dieser riesenhaften Berge erreicht. Es sind dieß Risse, deren Breite ihnen den Namen Thäler verschaffen würde, wenn man Abgründe Thäler nennen könnte. Der rauhe, nackte, zerrissene Fels bildet ihre Seitenflächen, den Hintergrund, den Umkreis. Das Auge entdeckt hier weder Erde, noch Pflanzenwuchs, noch Wasser. Da und dort sind einige kleine Kreuze zwischen den Steinen aufgerichtet und empfehlen die Seele einiger armen, vor kurzem ermordeten Hausirer frommem Gebete. Alles an diesem Ort athmet Entsetzen; jeder Buchstrauch scheint einen Mörder zu verbergen; selbst der Name dieser Wüste klingt düster: er heißt Barranca de Vilamala.

Darf es Staunen erregen, daß ein, selbst mit Gelt und Fluch beladener Guerillero sich in einem solchen Lande zu verstecken vermag? Tristany, der Auswanderung müde, kehrte bald nach Catalonien zurück, und blieb hier mehrere Jahre lang in der Umgegend von Solsona verstreckt. Sein Aufenthalt war für Niemand ein Geheimniß, weil man ihn von Zeit zu Zeit an der Spitze einiger hundert Banditen, welche den Namen Carlisten schändeten, wieder erscheinen sah; dessen ungeachtet wußte er seden Jahre lang den Ort seines Verstecks geheim zu halten. Zur Zeit, als ich diese Berge durchwanderte, zog ein sonderbarer Umstand von neuem die Aufmerksamkeit des ganzen Fürstenthums auf Messen Benett. In einem Bauernhause unweit Solsona hatte man hinter einem an der Mauer angebrachten gewaltigen Sieb die Thüre zu einem mit gewisser Zierlichkeit möblirten Gemach entdeckt. Man vermochte sich einen so ungewöhnlichen Luxus in einer solchen Behausung nicht zu erklären. Man gab nicht an, ob sich unter dem Schmuck dieses Verstecks das Breviarium des ehemaligen Canonicus von Girona oder die Stutzbüchse des Guerillero befand, und dennoch zweifelte Niemand, daß Messen Benett der geheimnißvolle Bewohner dieses Asyls sey.

(Fortsetzung folgt.)

Atmosphärische Eisenbahn in Frankreich. Man ist hier, wie es scheint noch unglücklicher mit der atmosphärischen Eisenbahn wie in England. Man hat bereits 5 oder 6 Millionen auf die atmosphärische Bahn von St. Germain verwendet und ist zu keinem Resultat gelangt. Seit mehrern Tagen hat die ungeheure Saugrumpe ihre Thätigkeit einstellen müssen, und die Bahn wird jetzt durch eine gewöhnliche Locomotive besorgt. (Monit. industr. 10 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 151. 25. Junius 1847.

St. Tropez und sein Handel.

(Revue des deux mondes. 1 Junius.)

Der Hafen dieses Städtchens liegt zwischen zwei vortrefflichen Rheden, les Canoubiers und les Mos genannt. Die Bevölkerung beträgt jetzt 3647 Seelen und die Bewegung im Hafen nahe an 3200 Tonnen. Einer der Hauptgegenstände dieses Handels ist Korkholz. Der Baum, welcher den Kork liefert (quercus suber) wird namentlich in der Umgegend von Garde Freinet gezogen, einem Flecken saracenischen Ursprungs, 20 Kilometres von St. Tropez. Man verbrannt und vernichtet alles Buschwerk, welches dem Baum die Luft und den Saft des Bodens entziehen würde; man lichtet selbst den Baum, um die Entwicklung der Rinde zu begünstigen, und dieser Betrieb ist zur wahren, kaum mehr einer Entwicklung fähigen Kunst geworden. Manches Gehölz in der Nähe von Garde Freinet, das vor 40 Jahren keine 4 bis 500 Fr. abwarf, trägt jetzt 4 bis 5000 ein; der Flecken selbst, der damals kaum 500 Seelen zählte, zählt jetzt über 1600, und sein Reichthum ist noch mehr gestiegen als seine Bevölkerung. Diese thätigen Leute sollte die Verwaltung nach Algier ziehen, um die an dem dortigen Ufersstrich sich ausbreitenden Korkeichenwälder auszubeuten. Abgesehen von dem altherkömmlichen Gebrauch hat jetzt der Kork im Norden Europa's allerhand neue Verwendungen; er ist ein schlechterer Wärmeleiter, als irgend eine andere Holzart, und diese negative Eigenschaft macht ihn gesucht zur Ausfütterung von Wagen, Schiffen und Zimmern, die man gegen die Kälte schützen will. Die Korkausfuhr aus Frankreich beträgt jetzt 4 Millionen, wovon drei Viertheile aus den Entrepote kommen, der Anbau im Lande hat also noch einen weiten Spielraum, und die Provence einen langen Strich trockner, bergiger, zu jedem andern Gebrauch untauglicher Ländereien, deren Bepflanzung nach einer kurzen Reihe von Jahren sehr bedeutenden Ertrag liefern würde.

Mittheilungen eines deutschen Naturforschers aus dem Kaukasus.

Aufenthalt in Wladi-Kawkas. — Geringe Fortschritte der Russen an der Nordseite des Gebirges ꝛc.

(Schluß.)

Tags darauf rüsteten wir uns zur Fahrt über den Kreuzberg. Sechs Pferde wurden an meinen Wagen gespannt, und doch rückten wir nur äußerst langsam vorwärts wegen der Steilheit des Weges und der Schneemassen, die zwar täglich durch viele Arbeiter weggeschafft, aber durch neue Schneefälle, Lawinen und den Wind, der bedeutende Massen des feinen Schnees von den Gipfeln herunterwehte, unaufhörlich wieder ersetzt wurden. Die Landstraße erhebt sich hier bis zur außerordentlichen Höhe von 7534 Fuß. Das Quecksilber des Thermometers sank auf — 22°, ein schneidend kalter Sturmwind jagte uns die Schneekörner ins Gesicht. Ich zähle diesen Tag des Uebergangs über die kaukasischen Alpen zu den größten Beschwerden, die ich jemals ausgestanden. Wir waren alle dem Erfrieren nahe trotz der Pelzmäntel, und mein ungarischer Begleiter erfror wirklich seine Fingerspitzen, die ihm noch längere Zeit nachher steif blieben. Eine Meile vor der Station Kreschaur war der Weg so beschwerlich, die Schneemasse so groß, die Gefahr am Rande eines Abgrunds von 2000 Fuß Tiefe so nahe, daß selbst die Wagenführer fast verzweifelten und zum Aussteigen riethen. Wir wateten hinter dem Wagen, welcher kaum eine Handbreit von der fürchterlichen Tiefe geschieden, im Schnee bis an die Schenkel. Wäre an dieser Stelle zufällig ein anderer Wagen uns entgegengekommen, ich weiß nicht was aus uns geworden seyn würde, denn ein Ausweichen oder Umwenden wäre bei der Enge der Straße ganz unmöglich gewesen. Merkwürdig war, daß wir auf dem Schnee dicht am Wege ein Dutzend Mäuse einer mir unbekannten Art fanden; sie waren erstarrt, doch nicht leblos, aber zur Flucht zu schwach. So großauch unsere Noth war packten wir doch diese interessanten Thierchen sogleich in unsere Spiritusflaschen, die wir immer in der Tasche mitführten. Als wir endlich das elende Posthaus der einsamen Station Kreschaur erreichten, überfiel mich ein heftiges Unwohlseyn, und ich warf mich erschöpft auf das Strohlager. Erbrechen und starker Schweiß stellten sich ein und verschafften mir Erleichterung. Abends tranken wir Thee zusammen. Der Muth und die gute Laune waren vor dem Kaminfeuer und Sonne war zwar wiedergekehrt, doch bedauerten wir nun alle, den Sterweg über Kekut-Kaleh nicht vorgezogen zu haben, und wünschten diese Aprilfahrt über den Kaukasus einstimmig und herzlich zu allen Teufeln.

Der südliche Abhang des Kreuzberges gegen Anur (Pas-Anur) ist minder steil als der nördliche, doch immer noch sehr beschwerlich und im Winter nicht ohne Gefahr. Die große Gewandtheit der russischen Postillone verhindert doch nicht immer Unfälle. Zwischen Pasanur und Ananur zerbrach die Axe meines Wagens, und dieser fatale Umstand zwang mich, in diesem zwar schön gelegenen, doch langweiligen Gebirgsneste mehrere Tage zu verweilen, denn im Ort selbst wohnte kein Schmied, und ich mußte einen Boten nach dem nächsten russischen Lager schicken. Die Bewohner von Ananur sind Georgier. Sie hatten eben strenge

Digitized by Google

Fasten, und mit dem Essen war's eine wahre Noth, denn diese bigotten Leute hielten es selbst für eine Sünde Fleisch zu verkaufen. Für den doppelten Preis waren sie zwar bereit einen halben Schinken abzugeben, doch mußten wir denselben selbst abschneiden mit unsern eigenen Messern. Die verbotene Speise auch nur zu berühren, kam ihrem empfindlichen Gewissen schon sehr bedenklich vor. Auf Fastenstrenge und Gebetbrummen beschränkt sich aber auch das Christenthum der Georgier. Denn im Handel und Wandel läßt sich sonst wenig Gutes von ihnen sagen. Mildthätigkeit und Nächstenliebe ist ihnen so gut wie unbekannt, mit Betrug und Diebstahl nehmen sie es nicht sehr genau, aber vor dem Ostertag einen Schinken anzubeißen gilt unter ihnen für ein fluchwürdiges Verbrechen, das mit ewiger Flammenqual nicht gebüßt werden kann. Am ersten Tag unsers Aufenthaltes fand eine Abendmusikt unter den Fenstern eines Kosakenofficiers statt, welcher sein Namensfest feierte. Die Georgier führten einen Nationaltanz aus, und als wir uns näherten, öffneten sich die Reihen um uns Platz zu machen. Der Hauptmusiktant, ein Kerl von 7 Fuß Höhe, begrüßte uns mit einer Verbeugung und gab zu verstehen, daß er ein Geschenk erwarte. Die Gabe einiger Kopeken ward mit einer Freudenexplosion aller Instrumente begrüßt. Ein junger Kosak mischte sich darauf unter die Tänzer, zeigte große Fußgewandtheit und hielt mit den übrigen völlig gleichen Schritt. Am folgenden Tag war ein ähnlicher Spektakel mit Tanz, Musik und Narrenpossen ohne besondere Veranlassung. Wie die Mohammedaner während des Ramazan Komödie und Fastnachtsschwänke aufführen, so die orientalischen Christen während ihrer Fastenzeit. Das Christenthum der Asiaten nähret sich überhaupt in der Praxis mehr dem Islamismus als der Religion der Europäer.

Wir setzten über Duschet und Mzchet die Reise nach Tiflis fort, und langten in dieser Hauptstadt Trans-Kaukasiens noch bei guter Tageszeit an. Ich meldete mich sogleich bei dem General-Gouverneur Herrn v. Neidhardt, welcher zugleich Oberbefehlshaber der kaukasischen Armee war. Empfehlungsbriefe von Hrn. v. Umarow und dem Grafen Woronzow sicherten mir eine gute Aufnahme, und mein Wunsch, einige Kosaken als beständige Begleiter und Diener während meines kaukasischen Aufenthalts zu erhalten, ward mir sogleich zugestanden. Der Gouverneur beauftragte auch Herrn Friedrich von Kotzebue als Rathgeber und Führer mir behülflich zu seyn, und ich habe aus dem Umgang mit diesem hochgebildeten, klugen und welterfahrenen Mann viel Belehrung gezogen. Hr. Friedrich v. Kotzebue ist einer von den zehn Söhnen des Dichters, welche sämmtlich in russischen Diensten stehen, und durch kaiserliche Gnade mit Aemtern, Titeln, Orden und Auszeichnungen aller Art verdienstmaßen reichlich bedacht worden sind. Zwei Kotzebue sind Generale, andere Obristen und Majore, mehrere haben die diplomatische Laufbahn eingeschlagen, sind von Hrn. v. Nesselrode ziemlich wohlgelitten, und die übrigen bekleiden einträgliche Civilämter. Hr. Friedrich v. Kotzebue, der an den General-Statthalter Georgiens für „besondere Aufträge“ attachirt war, gilt auch für einen großen Kenner der russischen Sprache, die er mit Mund und Feder gleich gewandt zu handhaben weiß. Neidhardt übertrug ihm vorzugsweise die schwierigsten Arbeiten. Sein älterer Bruder war Chef des Generalstabs, ein Mann von kleinem Wuchs und wenig imposantem Aeußern, aber voll Geist und Leben im Gespräch. Suzannet hat ihn nicht mit Unrecht als einen der ausgezeichnetsten Officiere der kaukasischen Armee bezeichnet. Nächst Kotzebue gilt der Spanier Espezo für einen der feingebildetsten und tüchtigsten Generale in Tiflis. Wie er durch Verstand und Kenntniß, so stand seine junge russische Gemahlin durch seltene Schönheit voran, selbst unter den Georgierinnen, welche die Neidhardt'schen Bälle zu besuchen pflegten, waren wenige, die mit ihr den Vergleich aushielten. Unter den übrigen Officieren der Kaukasusarmee, die sich damals Dutzendweise in Tiflis aufhielten, war keiner durch persönliche Eigenschaften sehr hervorragend. Vom Oberbefehlshaber, welcher allzu despotische Formen hatte, und deßhalb unter den Stabsofficieren wenige aufrichtige Verehrer zählte, war auch bekannt, daß er ausgezeichnete Generale nicht gerne neben sich duldete, und deßhalb hatte man den dornirten General Gurko, der sich in allen Dingen dem Willen Neidhardt's unbedingt fügte, zum Civil-Gouverneur ernannt; dennoch fehlte es nicht an Reibungen unter den höchsten Militärbeamten. Die schroffen Manieren des neuen Oberbefehlshabers waren um so mehr ein Gegenstand des Aergernisses, als sein Vorgänger Golowin durch Artigkeit und gefälliges Benehmen die Herzen zu gewinnen wußte.

Zur Ehre des Generals Neidhardt war aber auch bekannt, daß er dieses rauhe Wesen, welches halb natürlich, halb angenommen schien, gegen Personen des niedrigsten Standes mildere, ja in ganzen Stunden ganz ablegte, und dann auch äußerlich beinahe verglich war. Der Bedrückte, der Unglückliche fand bei ihm immer Hülfe, nur hielt es eben schwer bis zu ihm zu dringen. Die untergeordneten Beamten Rußlands, welche die Pest jener Provinzen sind, verstehen es meisterlich den Klagenden zur Ruhe zu bringen, und von tausend hülfesuchenden Stimmen gelangt kaum Eine bis zur obersten Region. Ohne eine radikale Aenderung des russischen Systems ist es fast unmöglich, dem Uebelstand abzuhelfen. Neidhardt hatte dazu guten, festen Willen, aber weder Talent noch Macht genug, auch Menschenkenntniß war leider nicht seine stärkste Seite, wie er in der Auswahl der Beamten öfters bewiesen hat. Gegen fremde Gäste war er stets höflich und gefällig, plauderte auch gerne vorzugsweise mit Ausländern, und zeigte in der Conversation mehr Offenheit als alle übrigen Generale, die seit den indiscreten Mittheilungen Suzannet's und Custines überaus mißtrauisch geworden sind. Glücklicher Weise hatte dieses zurückhaltende Wesen gegen Fremde die Officiere der übrigen Grade noch nicht angesteckt. Dem längern Umgang mit ihnen verdanke ich den besten Theil meiner Kenntnisse kaukasischer Verhältnisse. Viele besuchten mich öfters, besahen meine Sammlungen und schienen die feste Ueberzeugung zu hegen, daß ein Naturforscher nichts Politisches schreiben würde; selbst der vorsichtige Hr. von Kotzebue schien diese Meinung zu theilen. Oft führte dieser Herr bittere Klagen über den Grafen Suzannet, der durch seine infamen Ausplaudereien allen künftigen Fremden das Vergnügen des Aufenthalts geschmälert habe. Bevor seine Artikel in der Revue des deux Mondes, wo sie der Kaiser gelesen, erschienen, habe sich jedermann aufs offenherzigste gegen Ausländer ausgesprochen, ja mit ihnen vorzugsweise über die Landesangelegenheiten sich unterhalten, weil man es mit ihnen als unparteiischen Leuten rücksichtslos thun zu können glaubte. Seitdem aber der Kaiser selbst das betreffende Heft der französischen Revue an den General Golowin geschickt mit den Bemerkungen seines Unwillens über die darin mitgetheilten Aeußerungen russischer Obroofficiere, habe das ganze Verhältniß sich geändert. Hr. von Neidhart, dessen Haus ich oft besuchte, benahm sich allein ganz unbefangen, und gleich das erste Tischgespräch handelte von den Tscherkessen. Folgende Worte dieses hochgestellten

Digitized by Google

Mannes, den der Tod vor jeder Verantwortlichkeit seiner Rede bewahrt hat, finde ich in meinem Tagebuch als Conversationsfrucht des ersten Mittagessens, das ich in seinem Hause eingenommen, aufgezeichnet: „Die größte Schwierigkeit, die wir zu bekämpfen haben, ist der unversöhnliche, tiefwurzelnde, unauslöschbare Haß, den innerlich alle Eingebornen des Gebirges gegen die Russen hegen. Dafür wissen wir kein Heilmittel, denn alle Maaßregeln der Strenge wie der Güte hatten bis jetzt gleich wenig Erfolg. Einen Begriff von der Treulosigkeit dieses Volks mag Ihnen folgender Vorfall geben, der sich erst ganz kürzlich zugetragen. Ein Tscherkesse meldet sich bei einem Festungskommandanten am schwarzen Meer mit dem Anerbieten, daß er ihm Wichtiges vertrauen wolle, wenn er dafür ein Geschenk beköme. Man verspricht es. Der Tscherkesse sagt: morgen nach Sonnenuntergang wird eure Festung von Tausenden angegriffen werden. Man hält ihn zurück, schickt Kosaken und Scharfschützen in die nächste Gegend und erfährt bald, daß der Tscherkesse die Wahrheit berichtet hat. Der Feind zieht nach kurzem Gefecht wieder ab, als er die Besatzung wohl gerüstet und vorbereitet sieht. Dem Tscherkessen wird der versprochene Lohn gegeben, er nimmt ihn ohne Dank und verläßt die Festung; außerhalb der Mauern begegnet er einem unbewaffneten Soldaten, er kann der Mordlust nicht widerstehen, schießt den Soldaten nieder und jagt in die Berge davon."

Ueber die geologische Beschaffenheit von Amerika.
Dritte Mittheilung.

(Schluß.)

Der rothe Schlamm der Formation rührt offenbar von einer Zersetzung des Gneiß und Granits her, aus denen das benachbarte Brasilien besteht. Dieser Thon wurde während der Bildung der Pampasformation in der Mündungsbucht mehr nach Süden getrieben, weil damals wahrscheinlich die von Osten nach Westen laufenden Gebirgsrücken am Plata noch nicht erhoben waren. Die Pampasformation gehört nach ihrer Zusammensetzung und nach der Gleichheit der in ihr begrabenen Säugethiere derselben geologischen Epoche an. Die thierischen Ueberreste finden sich in allen Tiefen, von der Oberfläche bis an den Boden dieser Bildung; Darwin und andere fanden viele Knochen ganz nahe der Oberfläche. Das Glyptodon an dem Matanzas, 20 Meilen südlich von Buenos-Ayres, war fünf Fuß unter der Oberfläche; in Buenos-Ayres wurde ein Skelett 60 Fuß tief ausgegraben, und am Parana kamen zwei Mastodonfelette nur 5 bis 6 Fuß über der Basis der Ablagerung vor. Ueber das Alter der Formation gibt nur das Vorkommen in ihr noch jetzt lebender Schaalthiere Aufschluß, und wir folgern daraus, nach der Weise, wie man überhaupt in der Geologie vergleichungsweise Zeitepochen bestimmt, daß die Formation der Pampas eine ganz neue Bildung ist, daß also die Säugethiere noch lebten, als die noch jetzt die gegenwärtige Mündung des Plata und die Küste bewohnenden Schaalthiere schon existirten.

Unter der Formation der Pampas liegen erst Tertiärschichten mit Resten von Seethieren und ohne Säugethierreste; man sieht dieselben in Santa Fe Bajada und in der westlichen Banda Oriental. Als die Formation der Pampas anfing sich in der Bucht des Plata zu bilden, war die Sierra Ventana die Gränze derselben nach Süden, die Cordilleren, oder die vor ihnen liegenden Ebenen nach Westen, die ganze Provinz Corrientes nach Norden, denn nach D'Orbigny ist sie nicht von der Pampasformation bedeckt, und Brasilien nach Nordosten. Diese Länder bildeten gleichsam die Ränder des Beckens, in welchem die Thierreste abgelagert wurden, sie waren der Wohnort der Thiere selbst. Nach den merkwürdigen Entdeckungen von Lund und Clausen scheint es, daß einige Arten, die sich in den Pampas finden, die Hochlande von Brasilien bewohnt haben; das Mastodon der Anden hat sich in einer bedeutenden Höhe in den Cordilleren nördlich vom Aequator bis nach Tarija, etwa in 22° Südbreite gefunden; es ist in Neugranada und Quito entdeckt worden, und da es kein höheres Land gibt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß dasselbe auf den Ebenen und in den Thälern dieser großen Gebirgskette gelebt hat. Da aber diese Länder etwas fern sind von dem Ort in den Pampas, in welchem die Thiere begraben liegen, so muß man sich nach nähern Plätzen umsehen, z. B. wie bereits bemerkt wurde, ist die Provinz Corrientes nicht von der Pampasformation bedeckt, und hat deßhalb wohl schon damals als Festland existirt. Die Erhebung der Pampas, wenigstens ihrer südlichen Theile, ist langsam vor sich gegangen und von mehrern Ruheperioden unterbrochen gewesen, wie sich daraus ergibt, daß die Ebenen, Klippen und Dünen in verschiedener Höhe stehen. Die Ablagerung ging also fort, nachdem schon Theile von ihr erhoben waren, gerade wie fortdauernd Schlamm in die Bucht des Plata geführt werden würde, wenn sich auch die Untiefen an seinen Ufern jetzt erhöhen und in Ebenen verwandelten; es scheint deßhalb als wenn Theile der Formation, die sich um die hohen Punkte angelegt und festes Land geworden waren, ebenfalls schon zum Wohnort vieler dieser Thiere gedient hätten.

Das Klima hat sich ohne Zweifel seit jener Zeit etwas verändert, doch braucht dieses keineswegs bis zu einem Grade statt gehabt zu haben, wie man sich gewöhnlich vorstellt, denn auch ein verhältnißmäßig steriles Land ist im Stande, viele Arten großer Säugethiere zu ernähren, wobei man sich nur an das Cap der guten Hoffnung zu erinnern braucht.

Ein Umstand ist sehr merkwürdig, daß die verschiedenen Säugethiere, die in der Pampasformation begraben liegen, und die meistens zu erloschenen Geschlechtern und einige selbst zu erloschenen Familien oder Ordnungen gehören und welche so verschieden von den lebenden sind, mit noch in dem benachbarten Meere lebenden Mollusken zu gleicher Zeit existirt haben. Doch ist dieser Umstand nicht einzig in seiner Art, denn auch in England leben während der letzten Tertiärablagerungen ein Elephant, ein Rhinoceros und ein Flußpferd mit noch lebenden Land- und Süßwassermuscheln zusammen, und von Nordamerika wissen wir, daß ein Mastodon, Elephant, Megatherium, Megalonix, Mylodon, erloschenes Pferd und Ochs ebenfalls mit zahlreichen noch überlebenden Land-, Süßwasser- und Seemuscheln zusammengelebt haben. Zwischen Nord- und Südamerika war zu jener Zeit überhaupt in Bezug auf ihre geographischen Verhältnisse und ihre Thiere eine viel größere Aehnlichkeit wie jetzt. Daß dieselben Thiere tropische und gemäßigte Zonen bewohnt haben, ist indessen nicht sehr auffallend, da auch jetzt im südlichen Afrika der Elephant und das Flußpferd vom Aequator bis zum 35° Südbreite sich ausdehnen. Das erloschene Mastodon der Anden bietet größere Schwierigkeiten dar, doch darf man nicht vergessen, daß Dickhäuter überhaupt ein gar verschiedenes Klima ertragen können; auch am heutigen Tage lebt das Guanako in den heißen, niedern Wüsten von Peru, auf den hohen Gipfeln der Cordilleren und in dem feuchten Waldbotenland des südlichen Feuerlandes; auch der Puma findet sich

Digitized by Google

vom Aequator bis zur Straße des Magellan, und Darwin erzählt, daß er seine Fußspuren etwas unterhalb der Gränzen des ewigen Schnees in den Cordilleren von Chili wahrgenommen habe.

Verwandt mit diesen Thieren der Pampasformation und derselben geologischen Periode angehörig ist eine große Reihe anderer, die von den dänischen Naturforschern Lund und Clausen seit einigen Jahren in den Höhlen von Brasilien entdeckt wurden und nun in dem Museum von Kopenhagen aufgestellt sind.

Der Bürgerkrieg in Catalonien.

2. Verzeichniß der Cabrerillas. — Don Benito Tristany. — Seine Lebensbeschreibung. — Sein Charakter. — El Rob de Eroles.

(Fortsetzung.)

Aus dem hier Mitgetheilten schimmt hervorgehen, daß Berechnungsgeist einer der vorstechendsten Züge im Charakter Mossen Benets war, und daß er diesem mit äußerster Umsicht fröhnte. Demnach behauptet man sein Gesicht trage den Stempel der Offenherzigkeit. Wenn diese Gesichtsaudruck genau den Geist widerspiegelte, der in innerster Seele des Guerillere lebt, so darf man glauben — und diesen Glauben suchte er auch zu befestigen — daß die von ihm angehäuften Schätze einzig zur Stützung der Sache bestimmt seyen, die er zur seinigen gemacht. Jedenfalls hinderte ihn die Ehrlichkeit, welche sein Aeußeres kund that, nicht, je nach den Umständen, und mit einer etwas großen Freiheit, eine Haltung und verschiedene Trachten anzunehmen, wie sie zur Ausführung seiner Absichten eben taugten. So hatte Tristany um die Mitte des Jahres 1838 Befehl erhalten sich in das Hauptquartier des Don Carlos in den baskischen Provinzen zu begeben; er ging dahin ab, stellte sich aber dem Prinzen vor in seiner Suiane, seiner Tonsur, kurz in aller Demuth eines wohlgestifteten Geistlichen. Er erbat sich dann die Ernennung zum Oberbefehlshaber von Catalonien, wußte aber damals nicht, daß seine Abreise aus dieser Provinz auf Begehren des Grafen v. Espana erfolgt war, der bereits insgeheim das Vertrauen der Junta wie des Don Carlos genoß. Erst nach der Ernennung des Grafen wagte er es wieder auf dem Schauplatz seiner Thaten zu erscheinen.

Ein Jahr vor dieser Reise in die baskischen Provinzen, zur Zeit als der berühmte Zug nach Madrid das ganze navarresische Heer nach Catalonien geführt, hatte sich Tristany zum ersteumal in einem ganz andern Aufzuge seinem Herrn vorgestellt. Damals stand er im vollen Glanze seines Rufes. Fünf Bataillone folgten ihm über die Ebenen, welche Barcelona umgeben. Erklärter Feind Don Blas Rowe's, der im Namen des Don Carlos den Oberbefehl in Catalonien führte, hatte Tristany einen Befehl des Commandanten vielleicht umgangen, allein eine Aufforderung von Seiten des Prinzen, begleitet mit Complimenten, führte ihn auf der Stelle nach Solsona, wo das königliche Heer Halt machte. Don Carlos ernannte ihn bei dieser Gelegenheit zum Generalmajor und zweiten Befehlshaber von Catalonien, was dem Guerillere äußerst schmeichelte, denn es war einer seiner Charakterzüge, daß er für Ruhm und äußere Auszeichnung nicht unzugänglich war. Er schloß sich nun dem Gefolge des Prinzen an, und die navarresische Biederkeit konnte jetzt ganz in der Nähe die Sitten dieses neuen Kriegsgenossen studiren. Insbesondere erstaunt zeigte er sich, als er sah, wie der kleine residente Hof seine Bedürfnisse baar bezahlte. „Was mich betrifft, sagte er naiv, so ließ ich mir immer das Beste geben, und bezahlte dafür nur ein Ohies."

Ohne hier von dem Muthe Tristany's zu sprechen, wovon er viele Proben ablegte, muß jedermann anerkennen, daß seine Geschicklichkeit zur Kriegführung nur sehr gering war. Seine Versuche waren fast nur Handstreiche, ausgeführt in der Dämmerung, entweder durch Ueberfall oder gegen einen schwachen Feind. Durch eine seiner Unternehmungen, die er Angesichts unserer Gränze und unter den Augen unserer Soldaten ausführte, kann man ihn in dieser Beziehung ziemlich genau beurtheilen. Puycerda liegt einen Flintenschuß weit von der französischen Gränze, auf einer kleinen Anhöhe, welche den Eingang in die spanische Cerdagna beherrscht und dem reizenden Carolthal zugewandt ist. Es ist eine ärmliche, heruntgekommene, fast ganz in Trümmern liegende Stadt. Sie ist weder stark durch ihre Lage, noch durch die unbedeutenden Festungswerke welche sie vertheidigen. Die Besatzung war zur Zeit des Krieges so gering, daß ein gut ausgeführter Handstreich sie unfehlbar zu Fall gebracht hätte. Auf diese Stadt nun unternimmt Mossen Benett im November 1837 einen Angriff. Er kommt an mit seiner aus etwa 3000 schlecht bewaffneten, schlecht gekleideten Leuten bestehenden Bande, deren Muth noch weniger zu bedeuten hatte als ihre Ausrüstung. Er läßt seine Truppe vor der kleinen Holzbrücke, welche hier das französische mit dem spanischen Gebiet verbindet, defiliren. Der Canonicus-Guerillere trug eine glänzende Generalsuniform. Der französischen Posten, welcher Bourg-Madame besetzt hielt, sah Gewehr in Arm und mit lächelnder Miene dieser durlesken Parade zu.

Obwohl die Stadt zu ihrer Vertheidigung nicht mehr als drei oder vier Compagnien regelmäßiger Truppen und eine schwache Anzahl Nationalgarden hatte, dauerte die Belagerung doch mehrere Tage. Endlich beschloß der Cabrerilla einen Versuch zur Erstürmung zu machen. Eines Nachts, gegen 10 Uhr, hört man plötzlich in den Mauern Puycerda's entsetzliches, mit Flintenschüssen vermischtes Geschrei. Tristany hatte durch seine Kundschafter in der Stadt in Erfahrung gebracht, daß man ihm die Mauer an einem gewissen Punkt in die Hände spielen wolle. Er verspricht seinem hauptsächlich aus Verbrechern bestehenden Lieblingsbataillon die Plünderung, und führt — Dank diesen Köder — die nothwendige Anzahl Leute, um dieses Unternehmen zu beginnen. Unglücklicherweise ward die Mauer von einer Truppenabtheilung vertheidigt, auf die man nicht gerechnet hatte. Anstatt der Mitsen Puycerda's sahen sich die Stürmenden denen von Bava gegenüber, deren Muth und Freiinn etwas zäherer Natur waren als sie wünschen mochten — kurz nach fruchtenlanger Verwirrung, Geschrei und Flintenschüssen trat die Bande den Rückzug an, da sie den Preis für die Beute allzu hoch fand.

Unterdessen waren drei bis 4000 Mann unter den Befehlen Cardó's, eines Freischaarenführers der Königin, von Ripoll herangezogen. Nichts wäre leichter gewesen als diesen Zuzug durch Aufstellung einiger hundert Mann in den Engpässen von Ripoll aufzuhalten, welche Cardó durchziehen mußte. Daran schien Mossen Benett nicht zu denken. Er begnügte sich damit, als ihm der Feind schon auf dem Nacken saß, eine Demonstration auf die Gebirge zu machen, durch welche Cardó herangog, und ohne weitere Umstände den Rückzug anzutreten.

Drei Jahre später sah man in diesen selben Orten ein ganz anderes Schauspiel. Ungefähr ein Jahr nach dem Vertrage von Bergara suchte Cabrera, vom ganzen Heere der Königin verfolgt, eine Zufluchtsstätte auf französischem Gebiet. Er hatte 32,000 Mann bewaffnete, ausgerüstete und an Munnezucht gewöhnte Leute bei sich. Bis zum letzten Augenblick benahmen sich seine Soldaten als Tapferer: so viel vermag ein Feldherr über sein Heer. Die Berge, welche eine so schöne Landschaft um Ulldecas und Puycerda bilden, widerhallten von den letzten zwischen den Aragonesen und den Truppen der Königin gewechselten Schüssen. Unser Officiere, welche den Auftrag hatten den Degen des berühmten Cabrerilla in Empfang zu nehmen, bewunderten die stolze und regelmäßige Haltung seiner Truppen, ihr kriegerisches Aussehen, die mit seltschem Gleichmuth von ihnen ertragenen Leiden und Mühsale und den Heldenmuth ihres Führers, wie er sich mit einem Schwerte gewaert im Anblick auszureichte. Wir glauben nicht, daß sich im Herzen Tristany's jemals die hohen Leidenschaften erregt, welche den muthvollen Studenten von Greifstat zu Greifstat führten. Indem Cabrera den Ruhm der Tapferkeit sich und seinen Kampfgenossen rettete, rettete er seinen Hauptschatz; wahrscheinlich hatte der catalanische Führer hierüber anders geurtheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 152. 26. Junius 1847.

Der financielle Zuſtand Frankreichs und die Eiſenbahnen.

Wir haben vor einigen Monaten bei Gelegenheit der von Bankier Fould vorgeſchlagenen Rentenvernichtung einige Anſichten über die financielle Lage Frankreichs mitgetheilt, und ſehen uns veranlaßt jetzt darauf zurückzukommen. Was man damals offenleil nicht zugeben wollte, daß Frankreich ein Anlehen machen müſſe, das iſt jetzt eine conſtatirte Thatſache, und der arme Lacave Laplagne büßte ſeine Thorheit, den Finanzzuſtand günſtiger hinzuſtellen als er iſt, mit dem Verluſt ſeiner Stelle. Auch Hr. Dumon ſcheint uns keineswegs der Mann, in dieſer ſchwierigen Zeit den ſtets und jetzt doppelt ſchwierigen Poſten auszufüllen: fürs erſte ſetzt er den Betrag ſeines Anlehens zu niedrig an, nämlich wie man allgemein ſagt, auf 250 Mill. Franken, und zweitens bleibt er durchaus in dem alten breitgetretenen Geleiſe des Rentenverkaufs, an dem noch mehr als Ein Finanzminiſter ſich den Kopf einrennen wird. Man behauptet, Hr. Dumon wolle ſein Anlehen in 3 Proc. ausgeben und hoffe es zu 78 anzubringen: die 3procentigen zu 78, das iſt ſo viel als die 3procentigen zu 130, während ſie auf 117 ſtehen. Es iſt aber immer nur das Spiel, auf welches man rechnet, um die Käufer anzulocken, bei der Maſſe von Dreiprocents jedoch, welche bereits den Markt beſchweren, dürfte die Operation etwas ſchwierig werden, und da der Miniſter gegenwärtig noch immer durch ſeine Bons royaux, welche er zu 5 Proc. ausgibt, täglich etwa 2 Mill. Fr. am Geldmarkt erhebt, während ſein neues Anlehen zu 78 noch nicht einmal 4 Prorent trägt, ſo kann man ſich an den Fingern abzählen, daß die Unterbringung eines ſolchen Anlehens, zu einer Zeit wo andere Unternehmungen ſo viel Geld in Anſpruch nehmen, nicht mit rechten Dingen zugeht, d. h. daß ſie nicht nach den gewöhnlichen Regeln des Geldwerthes ſtattfinden kann. Es wird alſo wieder, wie ſchon oft, eine Uebereinkunft zwiſchen der Regierung und mehreren Häuſern ſeyn, denen unter der Hand noch andere Vortheile geboten werden, namentlich der, daß ſie aus der überreich dotirten Amortiſationscaſſe nach Gefallen ſchöpfen können u. ſ. w. Dabei iſt indeß nur zu bedenken, daß das Anlehen, welches Rothſchild im J. 1844 übernahm, noch zu 84,75 abgeſchloſſen wurde, die Anſprüche der Regierung ſich alſo ſehr gemäßigt haben; da indeß Rothſchild bei jenem Anlehen ſo wenig Seide ſpann als bei dem gegenwärtigen engliſchen, da die Zahl ſolider Schuldner, welche 5 Procent und darüber zahlen wollen, noch immer ſehr groß iſt, ſo ſteht man eigentlich nicht ab, wo es mit dieſen Finanzplanen endlich hinaus will. Der alte Uebelſtand zeigt ſich allmählich ganz offenkundig: man ſteigert von Seite der Regierung durch das Amortiſſement die Preiſe der Staatspapiere, und verlangt dann von den Capitaliſten, daß ſie zu dieſen Curſen Anlehen übernehmen; die Capitaliſten ſind allmählich bei dieſen hohen Curſen ſo betheiligt, daß ſie alle Kräfte aufbieten werden um ſie auf ihrer Höhe zu erhalten; da aber das gute Publicum doch am Ende, und nicht die Bankiers, die Anlehen zahlen ſoll, der Steigerung des Geldwerthes oder mit andern Worten des Zinsfußes in Europa aber noch kein Ende abzuſehen iſt, ſo verwickeln ſich die hohen Finanzmächte allmählich in einen ſchwer zu entwirrenden Knäuel. Wie lange die Bankiers den Karren fortzuſchieben vermögen, wenn das Publicum nicht mehr ſo willig zahlt wie früher, das iſt eine Frage, die ſich ſo leicht nicht beantworten läßt, die ſich aber in Folge der Anlehen, wie ſie ſeit drei Jahren abgeſchloſſen wurden, vielfach aufdrängt. Die Regierungen dürften übrigens die Folgen dieſes Finanzſyſtems noch auf eine andere Weiſe inne werden. Seit einigen Wochen lauten die Nachrichten vom Geldmarkt in London und Paris weit günſtiger, ja man ſchmeichelt ſich in beiden Orten mit einem fernern Steigen der Staatspapiere, ſo daß die Unternehmer der Anlehen vielleicht vorerſt ohne Verluſt durchkämen, aber wie fährt der Handel und die Induſtrie bei dieſer Börſenblüthe? Darauf mögen die wachſende Zahl der Bankerotte in Paris und die Klagen über immer ſtärkere Beſchränkung der Geſchäfte in London und England überhaupt die Antwort geben. Wo die Regierungen fünf Procent zahlen — und dieß thun England und Frankreich — kann für den einfachen Kaufmann der Zinsfuß nicht nur 6 ſeyn, er muß in der Regel weit höher ſtehen. Das muß der Kaufmann und der Fabrikant bei der durch die Theuerung ohnehin verminderten Kaufkräftigkeit des Publikums ſehr ſchwer empfinden. Die ſcheinbare Erleichterung des Geldmarkts und die Möglichkeit für die Regierungen, Anlehen vielleicht zu etwas vortheilhafteren Preiſen unterzubringen, dürften ſich für den Verkehr des Landes höchſt nachtheilig zeigen, um ſo mehr, als die Erleichterung des Geldmarkts mehr erkünſtelt als wirklich iſt.

Einen ungefähren Maaßſtab für dieſe Noth gibt der Zuſtand der Eiſenbahncompagnien. Daß die Eiſenbahnwuth, wie ſie vor zwei Jahren herrſchte, ihren natürlichen Rückſchlag haben mußte, iſt ſehr begreiflich. Daß aber Bahnen, die bereits ausgeführt ſind, und deren Einkünfte fortwährend ſteigen, eher im Preiſe fallen, das iſt ein Anzeichen, deſſen Urſachen ganz unverkennbar ſind. Wenige Beiſpiele werden genügen. Der Preis der Eiſenbahnactien ſtand

Digitized by Google

Paris-Orleans am 15 Junius 1844	950	Fr.
Paris-Rouen — — —	940	—
Paris-Orleans am 11 Junius 1845	1217,50	—
Paris-Rouen — — —	1106,25	—
Paris-Orleans am 12 Junius 1846	1245,75	—
Paris-Rouen — — —	1012	—
Paris-Orleans am 12 Junius 1847	1273,75	—
Paris-Rouen — — —	973,75	—

Es ließen sich aus dieser Liste allerhand Folgerungen ziehen: Paris-Orleand hat, seit es völlig eröffnet wurde (im Frühjahr 1845) sehr wenig geschwankt, Paris-Rouen etwas mehr, aber auch hier waren die Schwankungen nicht von Belang. Es ist nur ein Beweis des gestiegenen Geldwerths, daß die Curse nicht bedeutend gestiegen sind, denn die Erträgnisse waren auf Eisenbahn Paris-Orleans in der Woche vom 19/25 Mai 1847 204,200,55 Fr.
in der entsprechenden Woche 1846 171,274,84 —

Mehr im J. 1847 (beinahe 20 Proc.)	32,926,51	—
Eisenbahn Paris-Rouen 16/23 Mai 1847	210,491,50	—
entsprechende Woche 1846	151,663,10	—
Mehr im J. 1847 (etwa 26 Proc.)	58,828,40	—

Unter diesen Umständen, die freilich nicht in jeder Woche gleich glänzend waren, hätte man ein bedeutendes Steigen dieser beiden Bahnen erwarten sollen, dieß erfolgte aber nicht, vielmehr ist Paris-Rouen, dessen Compagnie besonders starke Auslagen hatte, sogar etwas zurückgegangen. Indeß sind dieß Wechselfälle, wie sie jedes Unternehmen darbietet und wie der wechselnde Markt sie immer bringt; sie mögen hier bloß als Beweis dienen, wie sehr das Geld gestiegen seyn muß, wenn eine gesicherte, um $^1/_2$ bis $^1/_4$ höhere Einnahme den Preis der Actien nicht wesentlich in die Höhe treiben kann.

Paris-Orleans und Paris-Rouen sind Bahnen, welche durch den Handel und Verkehr in hohem Grade belebt werden: Personen und Güterntransport greifen hier in einander. Vergleichen wir dagegen eine Bahn, welche mehr nur eine Vergnügensbahn ist, wie Paris-Versailles (R. U.), so wird sich dieß Factum anders herausstellen. Diese Bahn stand im Jun. 1844 365 Fr., im Jun. 1845 600, im Jun. 1846 475, im Jun. 1847 365, wie vor drei Jahren. Von neuern Bahnen ließen sich noch ganz andere Wechsel berichten, unter andern von der Nordbahn, welche auf 900 stieg, und jetzt nur mit höchster Anstrengung auf 600 erhalten wird. Diese Bemühungen den Curs zu halten, lösen sich in Ankäufen auf, und man behauptete, Rothschild habe von dieser Bahn zwischen 40 und 50,000 Actien in seinem Portefeuille; 40,000 Actien betragen freilich nur 8 Millionen (weil nur 200 Fr. eingezahlt sind) und haben einen Börsenwerth von 12 Mill., aber dieser Börsenwerth ist ein wahres Schemen, weil er durchaus nicht in größerem Umfang realisirbar ist. Die Mehrzahl der nicht vollendeten Linien ist unter Pari gefallen, die Einzahlungen sind sehr unsicher, und mehrere Compagnien, welche über die in einer Art Fieberwuth übernommenen Verpflichtungen jetzt erschrocken sind, drohen sich aufzulösen und 100,000 Arbeiter zu entlassen, wenn man ihnen nicht durch günstigere Bedingungen oder durch wirksame Geldhülfe unter die Arme greift. Ob die günstigern Bedingungen ausreichen werden, möchten wir sehr bezweifeln, denn so lange die Regierung selbst auf dem Markt ist, und das Geld gut bezahlt, so lange ist nicht zu erwarten, daß das Geld in größerer Menge und mit Leichtigkeit Unternehmungen zuströme, die zwar in Zukunft in ganz annehmbare, doch keineswegs übermäßige Einnahmen gewähren werden, abgesehen von dem Umstand, daß für die französischen Eisenbahnen der Tag der Abrechnung noch keineswegs gekommen ist, denn jetzt wo alles, Wege, Wagen, Gebäude u. s. w. neu ist, werden zum Theil Dividenden vertheilt, die mit der unvermeidlichen Abnützung und der nothwendigen künftigen Erneuerung des Materials kaum in richtigem Verhältniß stehen dürften. Was also über die französischen Eisenbahnen gekommen, ist nicht bloß die natürliche Abspannung, die auf die ueberhaufte Eisenbahnwuth gefolgt, sondern der Grund liegt noch etwas tiefer, wie die Forderungen der Compagnien, um bessere Bedingungen der Verträge deutlich genug beweisen; man hofft nicht, daß sie in der Form, wie die Verträge jetzt bestehen, eine genügende Rente abwerfen, um für Mühe, Arbeit und Capital zu entschädigen. Das Verhältniß stellt sich also in Frankreich ganz anders, wie in England: dort sind die Compagnien fast ungefesselt, gebieten über ungeheure Capitalien, und die Frage ist hauptsächlich, ob man sie zum Nachtheil der andern Geschäftszweige des Landes lange fortmachen lassen werde. Das ist die Folge der schwachen Beschränkungen, welche die englische Regierung bis jetzt über das Eisenbahnwesen ausübte, in Frankreich aber, wo die öffentliche Meinung den Kammern und den Eisenbahnunternehmern Bedingungen aufgenöthigt hat, wobei Privatleute höchstens einen mäßigen Gewinn davon tragen können, stellen die Compagnien der Regierung die Alternative, entweder ihnen den Contract wieder abzunehmen, oder aber nachträglich bessere Bedingungen zu gewähren. Während also in Frankreich die Compagnien als Bittende sich an die Regierung wenden, dictiren die englischen Compagnien ihrer Regierung beinahe das Gesetz.

Es ist diese Verschiedenheit beider Länder ausnehmend charakteristisch, und hat ihren letzten Grund in dem demokratischen Geist des französischen Volks, keineswegs bloß in der größern Geldmacht der Engländer. In Frankreich fängt der demokratische Geist stark an, sich gegen die Plutokratie zu erheben, in England haben vorerst nur die Geldmagnaten die Territorialmagnaten vom Thron gestoßen, um sich darauf zu setzen, die Erhebung gegen die Plutokratie muß erst folgen, und die Anzeichen sind bereits sehr bemerkbar. Das nächste Parlament dürfte in dieser Beziehung höchst merkwürdig werden, nicht als ob es von vorn herein gegen die Geldmagnaten auftreten würde, sondern weil diese selbst, und namentlich die Eisenbahnagnaten, darin die größte Rolle spielen werden. Aber eben die Macht, welche sie entfalten, ruft den Widerstand hervor. Ein merkwürdiger Vorgeschmack dessen, was das nächste Parlament in Bezug auf das Eisenbahn ergeben wird, bot das Ergebniß der zur Prüfung des Eisenbahnwesens niedergesetzten Commitee. Schon im Beginne des Jahrs war eine Bill zur strengern Beaufsichtigung beantragt, aber die mächtigsten Eisenbahnunternehmer begaben sich alsbald zu Lord John Russell und bewogen ihn, die Sache zu vertagen. Am 7 Junius sollte die Sache wieder aufgenommen werden, und die Eisenbahnmagnaten wußten abermals einen Aufschub zu bewirken,[1] während dessen aller Wahrscheinlichkeit nach außerparlamentarische Unterhandlungen stattfanden, denn am 10ten trat der Kanzler der Schatzkammer nicht mit einer Bill, wie vorher angekündigt war, sondern mit

[1] Ein von acht Eisenbahnbevertreten. König Hudson an der Spitze, unterzeichnetes Schreiben lud alle bei Eisenbahnen interessirten Mitglieder ein, sich bei der Debatte einzufinden. Der Ton des Schreibens gibt unwillkürlich das Gefühl, daß diese Herren sich in ihrer Macht sehr sicher fühlen.

Digitized by Google

einer Reihe von Resolutionen hervor, die mit wenigen Aenderungen angenommen wurden, während vorher die Eisenbahndirectoren jeden aufgefordert hatten, einer Bill, welche „die Sicherheit des Eisenbahneigenthums so wesentlich bedrohten und den Werth desselben verminderten werde," sich mit aller Kraft zu widersetzen. Die Stärke ist in England auf Seite der Eisenbahncompagnien, in Frankreich auf Seite der Regierung, und dieß muß auf die künftige Eisenbahngesetzgebung in beiden Staaten einen wesentlichen Einfluß ausüben, und hat auch schon indirect dazu beigetragen, daß die Engländer ihr Geld mehr und mehr auf den französischen Eisenbahnen zurückzogen, und die Franzosen also weit mehr wie früher auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sind.

Die Wandlungen, welche das Eisenbahnwesen in der öffentlichen Meinung Frankreichs durchgemacht hat, sind äußerst merkwürdig: während man in England an gar nichts als an ewige Verleihung der Rechte der bauenden Compagnien an die Eisenbahnen dachte, wurden in Frankreich nur wenige ganz kleine Eisenbahnen vor der Julirevolution auf ewige Zeiten verliehen. Kurz darauf erkannte man, daß der Staat ein so wichtiges Element der öffentlichen Wohlfahrt, wie den gesammten Transport, nicht für immer an Privaten abtreten könne man stellte deßhalb den Grundsatz auf, daß die Verwilligungen nur temporär seyn, und das Eigenthum später an den Staat zurückfallen solle; indeß hielt man doch eine sehr lange Verwilligung für nothwendig, und setzte 99 Jahre fest. Nichtsdestoweniger wurden vor 1837 nur vier kleine Bahnen gegen diese Vergünstigung gebaut, und dann kam das Eisenbahnwesen wieder ins Stocken. Jetzt sah der Staat die Unvermeidlichkeit der Eisenbahnen ein, und beschloß sie selbst zu bauen: der Plan wurde entworfen zu vier Hauptlinien, nach Havre, nach der belgischen Gränze, nach Bordeaux und endlich nach Lyon und Marseille; aber, über die Kosten der Eisenbahnen noch keineswegs im Klaren, verlangte die Regierung dazu nur einen Credit von 157 Mill. und als man ihr bewies, daß dieß bei weitem nicht hinreichen könne, daß wenigstens das Drei- bis Vierfache nöthig sey, schreckte sie vor der Ausgabe zurück und ließ die Sache wiederum fallen. Im J. 1838 ist die Stimmung zu Gunsten der Compagnien: man will den Associationsgeist wecken, und zwei Linien, die von Rouen und Orleans werden auf 70 Jahr verliehen. Aber auch die Geldmacht der Privaten ist unmächtig, die Capitalien ziehen sich zurück, man muß mehrere beschwerende Bedingungen wegschneiden, die Verwilligung auf 99 Jahr ausdehnen, die Fahrtaxen erhöhen, der Linie von Orleans ein Minimum der Interessen garantiren, und der von Rouen 14 Millionen zu niedrigem Zins leihen. Selbst diese Vortheile rufen noch keine weiteren Speculationen hervor, die Kriegsgefahr kommt dazwischen, und nun gerieth die Sache ganz ins Stocken; die Nothwendigkeit rascher und wohlfeiler Verbindungen macht sich aber mit jedem Jahr mehr fühlbar, und nun verfällt man auf das Mischsystem, wonach die Gemeinden den Boden, der Staat die Erd- und Kunstarbeiten, die Compagnie nur die Belegung mit Schienen und das Material des Betriebs liefert. Unter dem Einflusse dieses Gesetzes ward die Linie von Avignon nach Marseille auf 33 Jahre verwilligt, und da bei diesem Geschäft große Gewinne gemacht wurden, — die Linie hält sich noch jetzt etwa 15 Proc. über Pari — so fangen die Köpfe an sich zu erhitzen, und man drängt sich nach den Concessionen: die von Orleans auslaufende Centralbahn wird auf 40, die von Orleans nach Bordeaux auf 28 Jahre verwilligt; die erste hält sich etwa 12 Proc. über Pari, die letztere nähert sich dem Pari sehr und steht nur wenig darüber. Jetzt bricht aber die ganze Eisenbahnwuth los, die Agiotage bemächtigt sich der Sache völlig, und es handelt sich jetzt nicht mehr um die Anlegung der Bahnen, sondern um den günstigen Verkauf der Actien an der Börse.

Von nun an werden die Linien nicht mehr genau studirt, die fortschreitenden Einnahmen der Eisenbahnen verdrehen die Köpfe, man wirft in der Hitze die Mitwirkung des Staats über Bord, und die ganze Linie von Lille bis Avignon wird ohne diese Unterstützung des Staats unternommen, wobei noch die Concurrenz die Zeit der Verwilligung für die Nordbahn auf 38 Jahre, für Paris-Lyon auf 41, und für Lyon Avignon auf 45 herabdrückt. Von diesen drei Linien hält sich nur die Nordbahn durch die Macht des Hauses Rothschild und seiner Verbündeten und durch fortdauernde Anstrengungen auf 600 (50 Proc. über Pari). Die beiden andern stehen 25 Proc. unter Pari, und mußten die Regierung um Aenderung der Bedingungen bitten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Papyruspflanze.

In der Versammlung der foroägyptischen Gesellschaft in London las Hr. Bonomi eine interessante Mittheilung über den Papyrus der Alten, der selbst in architektonischer Hinsicht eine bedeutende Rolle spielt, jetzt aber im Nil nicht mehr wächst, obwohl wie man sagt in den benachbarten Sümpfen. Dieß Verschwinden altberühmter Pflanzen zeigt sich auch in der Neiumbie, die in alter Zeit aber jetzt nicht mehr in Aegypten sich findet. Um so auffallender ist die Wichtigkeit, welche die Papyruspflanze im Alterthum hatte. Nicht nur machte man Sandalen, Stricke, Körbe u. s. w. ferner Boote daraus, wie Jesaiad erwähnt, und wie sich aus den Malereien eines Grabs in der Nähe der zweiten Pyramide, aus Plinius und andern alten Schriftstellern ergibt, sondern sie diente auch als Modell für Säulen. In den ältern Tempeln stützen Säulen, welche die volle entwickelte Blume darstellen, die höchsten Theile des Dachs, in den Tempeln von Karnac und Luxor bilden solche Säulen den mittlern Gang in der großen Säulenhalle. Die Säulenform zur Stützung des niedern Dachs der großen Hallen und in den Höfen der ältern Tempel ist die der Knospe oder eines Bündels von Knospen. Die Säulen des Tempels auf der Insel Philä stellen Bündel solcher Pflanzen in mehrern Stufen des Wachsthums dar. Auch noch in den ptolemäischen Tempeln findet sich eine große Mannichfaltigkeit von Capitälern, welche Verbindungen von mehrern Stufen des Wachsthums darstellen. Bonomi schilderte auch nach ägyptischen Zeichnungen seine Ansicht über die Fabrication des Papiers aus der Pflanze, und ein Hr. Lee zeigte nicht nur Papyrusse aus verschiedenen Zeiten vor, sondern schilderte durch seine gelungenen Versuche, aus dem Häutchen zwischen dem Fleisch und dem dicken Theil der Rinde Papier zu machen (Liter. Gaz. 12 Junius.)

Der Bürgerkrieg in Catalonien.

2. Verzeichniß der Cabecillas. — Don Benito Tristany. — Seine Lebensbeschreibung. — Sein Charakter. — El Ros de Eroles.

(Fortsetzung.)

Wir haben gesehen auf welche Weise die Carlisten Puycerda angriffen; nicht besser vertheidigten sie Solsona. Diese Stadt, der Sitz eines Bischofs, war im Monat Mai 1837 von den Carlisten eingenommen, aber besser gesagt überfallen worden. Die Belagerung hatte lange gedauert. Endlich wußte man eine Schildwache zu gewinnen, welche den Dienst im bischöflichen Palast hatte. Ein außerhalb der Mauern nächtlicherweile geöffnetes Fenster gestattete den Zugang in den Palast. Schrecken bemächtigte sich der Besatzung. Die Stadt gehörte den Ausständischen. Einige Tage darauf hielt Don Carlos an der Spitze

Digitized by Google

jener Herrschaaren, die ihn nahes unter die Mauern der Hauptstadt führen sollten, seinen Triumphzug.

Eine Stadt wie Solsona verdiente, nach so glücklich erlangter Eroberung, sicherlich eine gute Bewachung. Nichtsdestoweniger blieb sie, in Folge der Unvorsichtigkeit oder Unthätigkeit der catalanischen Führer, fast nur ein Jahr lang in der Gewalt des Aufstandes. Am 23 Julius 1838 griff Baron de Meer sie mit einer Kraft an, welche unbestreitbar darthat daß die Officiere der Königin ihren Gegnern an Bethätigung weit überlegen waren. Prim insbesondere drang an der Spitze seiner Freiwilligen, den Degen in der Hand, durch ein Thor welches der Feind mit einem Hagel von Kugeln decken konnte. Tags darauf waren die Carlisten, die sich schlecht geschlagen hatten, in den bischöflichen Palast zurückgedrängt. Der 24 Julius ist im Kalender mit dem Namen der heiligen Christine bezeichnet. An diesem Tag nun setzte Baron de Meer das glänzende Treffen vom 23sten fort, und bot solchergestalt der Wittwe Ferdinands VII eine Treppe mit jener ritterlichen Oeffnung, welche stets seine Handlungen auszeichnete, und die ihn den Männern der alten Zeit an die Seite setzt.

Obwohl Baron de Meer diesen Erfolg davon getragen, nachdem Graf v. España den Oberbefehl über den Aufstand angetreten, so muß man deßhalb dennoch den Traditionen und Vorspielen der ersten Guerilleros alle Ehre widerfahren lassen. Der Gouverneur des Platzes hatte sich, ehe Gefahr eingetreten, durch eine unerklärliche Windbeutelei in Handlungen und Sprache ausgezeichnet. An verschiedenen Orten der Stadt, und namentlich auf dem Thurm der Kathedrale, hatte er schwarze Fahnen aufpflanzen lassen mit der Inschrift: Siegen oder Sterben. Die Uebergabe Solsona's machte ihn, und mit ihm die catalanischen Carlisten, zum allgemeinen Gespött.

Acht Jahre nach den Ereignissen, die ich so eben erzählt, besuche ich diese Stadt. Auf der letzten Stufe eines Berges gelegen der eine alte Burg trägt, ist Solsona anneh mit alten Mauern und Thürmen umgeben, aber voller Ruinen, über die man erst dahinschreiten muß, wenn man in die Stadt selbst gelangen will. Ganze Straßen und Stadttheile sind dem Boden gleich gemacht und zeigen die Verwüstungen der Brechwerkzeuge und des Brandes. Die Einwohnerschaft ist auf die Hälfte ihres dereinstigen Flächenraums angewiesen. Dennoch ist die Kathedrale, von allen geachtet, inmitten dieser Verheerung unversehrt geblieben, der bischöfliche Palast aber noch von Soldaten bewohnt.

Auf den äußern Mauern der Stadt bemerkt man, inmitten von tausend Kugellöchern, die schwachen Beschädigungen welche die carlistische Artillerie anrichtete; denn die catalanischen Insurgenten hatten Versuche gemacht Kanonen zu gießen, die minder gefährlich für den Feind als für die Schießenden selbst ausfielen. [1] Die Flintenschüsse waren vom besten Korn, und dennoch gleicht der Bericht über diese Belagerungen fast auf ein Haar denen, welche wir in den Chroniken der gothischen Zeiten lesen. Lange Monate hindurch kriallirte man, verhöhnte und beschimpfte man sich, und schmiedete Ränke; dann überkam plötzlich die eine oder andre Partei ein Schrecken; die Belagerung ward aufgehoben oder die Stadt genommen und Plünderung, Zerstörung hielten im Gefolge des Eroberers ihren Einzug in die Stadt. Der Kampf hatte keine besondere Heftigkeit gezeigt, allein der Sieg war grausam. Man erzählt daß, als die Carlisten sich Solsona's im Monat Mai 1837 bemächtigten, ein Soldat selbst die Frechheit hatte den Ring des Bischofs zu stehlen; Tristany soll ihn jedoch wieder zurückgegeben haben.

Diese Stadt, welche der gewöhnliche Schauplatz der Thaten Tristany's gewesen, ist auch der seines Todes geworden. Am 16 Mai v. J. im Flecken Paisenan de Llanera überfallen, ward er trotz muthigen Widerstands zum Gefangenen gemacht, nach Solsona abgeführt, und Tags darauf, Abends sechs Uhr, nach Empfangung aller Tröstungen welche die Religion in solchen Augenblicken ihren Gläubigen spendet erschossen. In der Stadt selbst, wo die Parteiwuth Tags zuvor noch die bittersten Verwünschungen gegen den Cabrelles ausgestoßen, herrschte jetzt nur Ein Gefühl der Bedauerung und des Mitleids. Von allen Seiten bat man um Gnade für Messen Benets, der Generalcapitän aber war unbeugsam.

Man hat bemerkt, daß der 17 Mai gerade der Tag war, an welchem Don Benito Tristany zum erstenmal mit bewaffneter Hand, inmitten der royalistischen Banden von 1822, seinen Einzug in Solsona gehalten. Fünfundzwanzig Jahre waren seit diesem Triumphzug verstrichen. Der Cabrelles hatte im Augenblick seines Todes das dreiundfünfzigste Lebensjahr erreicht.

Darf man dem Bericht eines Augenzeugen glauben, so konnte Tristany, bei der Ankunft auf dem Hinrichtungsorte, ein grausames Siegeszeichen der Rache des Feindes schauen. El Rey de Crotes, von einem der Seinigen verrathen, war Tags zuvor wie sein Kampfgefährte in einem Hause der Umgegend Solsona's überrascht worden. Von Kugeln durchlöchert war er gefallen; man hatte ihn noch nach Solsona führen wollen, allein er hauchte unterwegs sein Leben aus. Sein Leichnam lag neben der kleinen Bank, auf welche sich Tristany setzen mußte, um den verhängnißvollen Schuß zu erhalten.

Unter den alten Führern, welche den Krieg überlebten und ihn wieder beginnen konnten, verdiente nach Tristany keiner die Aufmerksamkeit in höherm Grade zu fesseln als El Rey de Crotes. Keiner zeigte in seinem Charakter eine vollkommnere Personification des Geistes, der im ersten Kriege herrschte. Muth im Bunde mit Rechtlichkeit, wie dieß z. B. bei El Clarch de Govens der Fall gewesen, war im wesentlichen sein Charakterzug des Aufstandes; in El Rey de Crotes zeigte sich wieder all' die Klugheit, all die Verschmitztheit, welche der catalanische Guerillero insgemein an Tag legt. Umsonst durchblättert man die Jahrbücher des Kriegs, nirgends erscheint El Rey de Crotes als Leiter einer jener glänzenden Thaten, welche Zeugniß ablegen von der Größe der Seele und von einer bis zum Wahnsinn getriebenen Liebe für Gefahren. Er und seine Soldaten schienen den Krieg mit einer Kunst zu führen, die sich ganz besonders darauf verstand jede unnütze Gefahr zu vermeiden. Gerade El Rey de Crotes verdankte es dem Zufall seiner Geburt, daß er in dem wilderen, unzugänglichen Theil des Fürstenthums an die Spitze des Aufstands gelangte. Die Felsen, welche das Ufer des Segre sperren, die beinahe unzugänglichen Berge der Pradaschaft Paillas, boten diesem Guerillero eine unendliche Reihe von Vertheidigungen, Barieren, gedeckten Wegen und Schießpunkten, hinter denen seine Gefährten ohne große Gefahr eine ununterbrochene Belagerung ausbielten. El Rey behielt seinen Ruf, solange der Krieg sich auf Ueberfälle und Scharmützel beschränkte, wozu er selbst den Plan ersann und den Schauplatz wählte; als er aber, in Folge eines peinlichen Gehorsams, sich im fachen Felde erproben mußte, war man über sein beschränktes Verdienst bald im Reinen.

Fürst Lichnowsky setzt in seinen Erinnerungen aus diesem Kriege die meisten Cabrellas auf schreckliche Weise herunter. Er zählt ausführlich manche Thaten Verredens. So hatte in einem der Treffen welche die große navarresische Expedition in Catalonien zu bestehen hatte, der Chef des Generalstabs von Don Carlos, Moreno, seinen rechten Flügel aus den Trupyen dieses Cabrella gebildet. Schon schien sich der Sieg zu Gunsten des carlistischen Heeres zu erklären, als der feindliche Führer, Oraa, mit seiner Reiterei gegen diesen Flügel anrückte. In einem Nu sind die Catalanen aufgelöst und stürzen sich in die Reihen der Hauptcolonne. Das Heer ist umzingelt, die Auflösung wird allgemein. Diese That vollführte Verreden vor dem Dorfe Guisena, am 27 Junius 1837.

(Schluß folgt.)

Fossiles Holz in großer Tiefe. Kürzlich wurde in einer Vorstadt von Brüssel ein artesischer Brunnen gebohrt, bei dem sich die merkwürdige Erscheinung ergab, daß der Bohrer kurz ehe er auf die Quelle stieß, ein Lager von verkleinertem Holz in unermeßlicher Tiefe — sie ist leider nicht näher angegeben — durchbohrt. (Journ. du Comm. d'Anvers. 13 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

[1] Fürst Lichnowsky erzählt daß man bei einer gewissen Gelegenheit, während des Kriegsrathes, an dessen Spitze sich der König selbst gestellt, von einer durch Tristany gegossenen Kanone Gebrauch machen wollte. Nach dem achten Schuß barst das Stück und riß dem Obersten des Geniecorps, Cordille, der das Feuer leitete, zwei Finger weg.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 153. 28. Junius 1847.

Besuch der Klöster Batalha und Alcobaça in Portugal

(Aus dem Athenäum 5 Jun.)

Ich ging von Lissabon mit dem Dampfboot ab, welches alle Morgen nach Villanova fährt, und kam zu Batalha am Abend des folgenden Tages an. Das Dorf ist nur wenig von der großen Straße entfernt, die von Lissabon nach Oporto führt, und ist ein sehr verödeter Ort. Die reichen Gärten und Olivenwälder umher sind nicht so gut unterhalten, wie ehemals unter den Mönchen, alles schien zerfallen und vernachlässigt, und selbst die prächtige Abtei schrint wegen des sich rings umher aufhäufenden Schuttes in den Boden zu sinken. Es war dunkel als ich ankam, da ich aber Musik in der Kirche hörte, so ging ich dahin, und fand sie düster von einigen wenigen Kerzen erleuchtet, deren schwache Strahlen kaum ans Gewölbe reichten und in den dunkeln Schatten der benachbarten Pfeiler sich verloren. Die Musik bestand bloß aus einer Gesellschaft junger Männer aus dem Dorf, welche, wie es schien, die Gewohnheit hatten, Abends in der Kirche zu singen. Seit der Vertreibung der Mönche dürfen nur drei Priester im Dorfe bleiben, und während der zwei Tage, die ich im Kloster blieb, hörte ich von keinem Gottesdienst. Das ungeheure Gebäude mit seinen langen Kreuzgängen und zahlreichen Räumlichkeiten steht ganz verödet.

Das Kloster Batalha wurde bekanntlich vom König Johann I in Folge eines Gelübdes gegründet, das er der heiligen Jungfrau gethan, als er sich zu Aljubarrota zur Schlacht gegen das castillianische Heer rüstete. Das Gebäude wurde um das Jahr 1386 begonnen, ist sehr groß und hoch, und in dem verzierten gothischen Styl erbaut. Die Einzelnheiten sind schön, doch in vielen Beziehungen von denen im östlichen Europa verschieden. Das Aeußere der Kirche scheint reicher ausgeführt als das Innere. Da die Dächer beinahe flach sind, so gibt es keine Giebelenden, und eine reich mit Blätterwerk verzierte Balustrade läuft rings umher. Es finden sich keine Holzdächer; die über dem Schiff und dem Chor bestehen aus großen Marmorplatten, oder aus einem andern harten marmorartigen Stein, der wie unsere Ziegel über einander gelegt ist, und so ein sicheres feuerfestes Dach bildet, das unmittelbar auf dem Gewölbe darunter aufliegt. Die Dächer der Flügel sind mit flachen Pflastersteinen bedeckt, und da hier also keine schiefstaufenden Dächer sind, so fehlt auch die Triforium-Galerie die einen so schönen Zug in den nördlichen Kathedralen bildet. Die Chor-Fenster sind unmittelbar über den Bogen, welche das Schiff von den Seitenflügeln trennen, und diese Bogen mit den Flügeln sind bedeutend höher, als es sonst in den Kirchen gewöhnlich ist. Dieß spricht gegen die Behauptung Murphy's, daß diese Abtei von einem englischen Baumeister aufgeführt worden sey — eine Ansicht, welche der Graf Raczynski in seinem Werk über die Künste in Portugal auch aus den Archiven widerlegte.

Das Innere der Kirche ist sehr schön, einfach in der Ausführung und sehr hoch. Nah am Eingang am Westende auf der Südseite ist das prächtige Mausoleum König Johannes I von Portugal und seiner Frau Philippa, Tochter Johannes von Lancaster. Der Plan des Mausoleums ist ein Viereck, in dessen Mitte sich wohl rückwärts an einander gestoßene Pfeiler erheben, auf dem ein achteckiger Balcon mit einem gewölbten Dach ruht. Die acht Bogen sind schön in ihrem Verhältniß, und an den Rändern mit reichem Blätterwerk verziert. Ein prächtiger Katafalk, auf dem die Bildnisse des Königs und der Königin liegen, nimmt die Mitte des Mausoleums ein.

Zu dieser Kirche gehören zwei geräumige Klostervierecke; das von der Kirche entfernteste ist einfach und zierlich im Styl, und datirt sich aus derselben Zeit, wie die Kirche. Das große Viereck mit dem Capitelhause ist sehr reich ausgeschmückt und scheint aus späterer Zeit. Ich glaube kein Kloster in Europa kommt diesem an Ausdehnung und Pracht gleich. Das Gewölbe ist einfach, obgleich auch schon ziemlich verziert, dagegen entfaltete der Architekt seine Erfindungskunst hauptsächlich an den Fenstern oder offenen Arcaden, welche das Kloster von dem grünen Rasen in dem eingeschlossenen Viereck trennen. Die Säulen, welche die Verzierungen stützen, sind spiralförmig canelirt mit zahlreichen Verzierungen. Diese in den verschiedenen Bogen verschiedene Verzierungen gleichen den Verschlingungen von Zweigen und Blättern mit hie und da eingeflochtenen Granaten und Blumen. Der Styl ist nicht streng rein, allein die Phantasie und Schönheit der Ausführung entschädigt reichlich für den Verstoß gegen die architektonische Regel. In einer Ecke des Klosters ist eine reiche Capelle mit offenen Verzierungen, die ins Viereck vorstehen und einen ungemein hohen aus Marmor gehauenen Brunnen decken. An der Ostseite des Klosters ist das Capitelhaus, ein prächtiges Zimmer, 64 Fuß im Geviert, gewölbt aber ohne Centralpfeiler, so daß das Gewölbe ganz auf den Seitenmauern ruht. Am Ostende der großen Kirche ist ein unvollendetes Mausoleum, das von König Emanuel im 15ten Jahrhundert begonnen wurde. Sieben von den acht Hauptbogen, welche die Laterne und das Gewölbe des mittlern Raums stützen sollen, öffnen sich in vieleckige gewölbte Capellen, der achte ist der Eingang und vielleicht das an Ausschmückung reichste Bauwerk in der Welt. Verschiedene Flächen von Zierwerk, eine über der andern, und eine unmäßige Fülle

Digitized by Google

von Figuren und Blätterwerk verzieren es. Die Ausführung der Zierrathen, sämmtlich in einem dem Marmor fast gleichen Stein, ist vollkommen zu nennen. Man sagt König Emanuel habe diesen Bau unvollendet gelassen (1513), um das Kloster von Belem bei Lissabon zu bauen; dieß steht aber in Plan und Ausführung weit unter diesem. — Die ungeheure Küche brauche ich nicht zu beschreiben; sie ist, so wie die Kornböden und die Gewölbe für Wein und Oel, jetzt bloß mit Gerümpel ausgefüllt. Die Regierung scheint indeß dem Gebäude einige Aufmerksamkeit zu schenken, denn ich fand mehrere Mauer mit Ausbesserungen beschäftigt.

Von Batalha nach Alcobaça ist ein freundlicher Ritt durch Hügelland und ein fruchtbares Thal. Der erste Anblick verspricht nicht viel, da er eine ungeheure, im allgemeinen Entwurf und in der einzelnen Ausführung ärmliche Façade darbietet, gleich einem Spital in dem neuen römischen Styl. Thürme in demselben Geschmack sind der alten Kirche beigefügt, welche in der Mitte des 12ten Jahrhunderts gegründet wurde. Der Styl ist der ältere gothische, nimmt sich aber nach dem des Klosters Batalha nicht sonderlich aus. Hier ist das schöne Denkmal der Inez de Castro und dort dabei das ihres rächenden Gemahls. Die Gräber wurden durch französische Soldaten arg verstümmelt. Das alte Capitelhaus und das Kloster sind aus derselben Zeit, wie die Kirche, sie sind nicht sehr ausgedehnt aber interessant in ihren Einzelheiten. Die neuen hinzu gefügten Höfe und Klostergebäude sind im größten Maaßstab; die langen Reihen von Zimmern und Galerien könnten einer sehr zahlreichen Brüderschaft zur Wohnung dienen. Ein großer Theil dieser Gebäude wurde durch Feuer zerstört, und die wenigen bewohnbaren Zimmer sind jetzt von Armen und Invaliden eingenommen, deren Lumpen herumhängen und die Verödung noch peinlicher machen.

Ich kehrte über Villa Nova nach Lissabon zurück, und besuchte am folgenden Tag Cintra, das gleichfalls, wie Torres Vedras und Mafra, wie Alcobaça, Batalha und Belam zu den größten Baumerkwürdigkeiten Portugals gehört. Man kann alle diese in Zeit von acht Tagen besuchen und wird sich für die Mühe mannichfach entschädigt finden.

Der financielle Zustand Frankreichs und die Eisenbahnen.

(Fortsetzung.)

Wenn somit die Compagnien eben nicht in den glänzendsten Verhältnissen sind, und der Grund davon zum Theil in den Bedingungen liegt, die sie sich in dem Taumel der Eisenbahnwuth auferlegen ließen, so wäre allerdings nichts einfacher, als diese Bedingungen zu ermäßigen, dem aber stellt sich ein sehr bedeutendes moralisches Hinderniß entgegen: die Börsenscandale haben diese öffentliche Meinung so erbittert, daß die Regierung für jetzt mit keiner wesentlichen Aenderung der Bedingungen einschreiten kann, ohne entweder ihre eigenen Fehler offen einzugestehen, oder gegen die öffentliche Meinung allzu hart anzustoßen: diese fordert nämlich, daß die Compagnien ausessen sollten, was sie eingebrockt, und daß sie nach den vorgefallenen Scandalen jetzt auch den Verlust tragen sollten, wie sie vorher den Gewinn eingesteckt. Wenn nur auch das Argument richtig wäre, darin aber eben liegt der Fehler und der gerechte Vorwurf, der man der Regierung macht. Die Bankiers, welche die Eisenbahn Paris-Lyon unternommen, haben zum Theil den Kopf aus der Schlinge gezogen: die Actien, welche im April vorigen Jahrs noch zu 380 standen und jetzt unter 450 stehen, sind gegenwärtig in Besitz von etwa 17,000 Personen, von denen 15,000 zusammen etwas über 100,000 Stück besitzen, also etwa 7 Stück die Person; jeder suchte seine kleine Ersparniß darin anzulegen, und jetzt erklärt die Compagnie, sie könne nicht bauen, wenn man ihr die Bedingungen nicht erleichtere. Die Regierung ist dadurch in einer doppelten Verlegenheit, erstens den Kammern und der öffentlichen Meinung gegenüber, welche gegen die Compagnien und deren Treiben erbittert ist, und zweitens weil, wenn die Compagnie ihre Arbeiten einstellt, in der jetzigen Theurung 100,000 Arbeiter mit Einemmal brodlos werden.

Es ergibt sich daraus wohl ziemlich deutlich, daß in Frankreich, wo die Zahl der großen Vermögen gering ist, und das Geld auf eine widernatürliche Weise an Einem Punkt sich anhäuft, der Staat auf seine Kosten hätte bauen sollen. Zwar wollen manche behaupten, daß dann dasselbe Spiel, wie mit den Actien, mit den neu zu creirenden Staatsfonds getrieben worden wäre, aber einerseits ist der Unterschied sehr bedeutend, indem das Spiel mit den Staatsfonds keinen solchen weiten Umfang und keinen solchen Einfluß auf die Einzelnen, die eine sichere und vortheilhafte Capitalanlage suchten, hätte erlangen können, andrerseits liegt aber der Grund des unmäßigen Spiels an der Pariser Börse in der gänzlich verfehlten Art Anleihen zu erheben, eine Art, deren Nachtheile wir schon wiederholt gerügt haben. Hätte die Regierung statt auf dem geschraubten System zu beharren, sich entschlossen dem wahren Stand des Geldmarktes zu folgen und höhere Zinsen als die in den gewöhnlichen Fonds zu zahlen, so wäre ihr das Geld in Masse zugeströmt, und sie hätte die übermäßig theure Hülfe der Bankiers nicht nöthig gehabt, das aber hätte den Curs der andern Fonds gedrückt, die Börse in Schrecken gesetzt und ein Heer wirklicher und eingebildeter Gefahren wäre drohend vor ihren Augen gestanden; die Regierung blieb also im alten Geleise, und weil die Börsenmänner den Regierungsfäckel nicht ausschöpfen konnten, so beuteten sie das Publicum aus. Das sind die leidigen Consequenzen eines völlig falschen Systems, zu dessen Aenderung man weder den Willen noch die Kraft hat.

Indeß müssen die Folgen dennoch auf die Regierung zurückfallen, wie sich eben aus dem Beispiel der Bahn von Paris-Lyon nachweisen lassen wird. Die Compagnie hatte sich nicht nur in der Größe der wahrscheinlichen Kosten verrechnet,[1] sondern durch die Vertheilung der Actien unter eine Menge Personen von sehr beschränktem Vermögen sich auch der Gefahr ausgesetzt, nicht einmal die Einzahlungen geleistet zu erhalten. Erklärte sie der Regierung, daß sie sich in der Unmöglichkeit befinde, das Unternehmen durchzuführen, so verlor sie nach dem Buchstaben des Gesetzes nicht nur die ziemlich bedeutende Caution — wenn wir nicht irren, 16 Mill. Fr. — sondern auch einen Theil, oder selbst alle auf den Bau bereits verwendeten Kosten. Die Regierung schlug in Anbetracht der Nachtheile, welche eine plötzliche Entlassung von 100,000 Arbeitern herbeiführen konnte, der Kammer vor, daß wenn die Compagnie die Arbeiten nicht vor Ablauf eines Jahres aufgebe, sie nur die Caution verliere, die Arbeiten aber alle ersetzt erhalten solle; so ward dem gänzlichen Verderben vorgebeugt, und in einem Jahre wird man dann weiter sehen. Die Engländer indeß wollen augenscheinlich mit der Bahn nichts mehr zu thun haben, und schicken ihre

[1] Eigentlich die Regierung selbst und ihre Ingenieurs; die Directen hatte aber deren Schätzung in gutem Glauben angenommen.

Digitized by Google

Actien nach Paris zurück. [1] Es fragt sich also sehr, ob die Compagnie, bei der notorisch zu gering angesetzten Berechnung der Kosten und bei den nicht minder notorisch schlecht effectuirten Einzahlungen überhaupt fortmachen kann ohne die Unterstützung der Regierung; der Vorschlag, den der neue Minister der öffentlichen Arbeiten, Hr. Jayr, in die Deputirtenkammer brachte, ist also wörtlich nichts anderes als eine Ermahnung an die Compagnie, vorerst dieß Jahr fortzubauen, und dann werde man weiter sorgen. Man ersieht hieraus, daß wenn die französische Regierung administrativ betrachtet in weit günstigerer Stellung ist als die englische, sie in financieller Beziehung weit schlechter steht: sie muß den Compagnien nach und nach immer mehr unter die Arme greifen, und zwar auf eine Weise, die den Besitz und die Verfügung über die Eisenbahnen factisch in ihre Hände bringt.

Auf solche vermehrte Ausgaben rüstet sich denn auch die Regierung ganz sichtlich: sie hat in der Commission, welche über das Ausgabenbudget niedergesetzt ist, eine Minderung von 86 Mill. an den öffentlichen Arbeiten (126 Millionen) vorschlagen lassen; sie scheint keineswegs geneigt, die Salzsteuer, für deren Abschaffung sich die Kammer der Deputirten zweimal mit großer Majorität ausgesprochen, für dieß Jahr herabsetzen zu lassen, [2] und ein neuer Gesetzentwurf ermächtigt sie, die Summe der in Umlauf befindlichen Bons royaux von 210 auf 275 Mill. zu erhöhen: bei dem hohen Zins von 5 Proc. und dem Aufgeld, das sie den Generaleinnehmern bewilligt, ist auch kein Zweifel, daß sie die Masse der auszugebenden Schatzkammerscheine auf die angegebene Summe erhöhen kann, und dann ist gewissermaßen das Anleihen schon gemacht, denn es braucht nur aus einer schwebenden in eine fire Anleihe umgewandelt zu werden. Indeß mindert dieß die Schwierigkeit, das Anleihen zu dem angeblich festgesetzten Preis unterzubringen nicht im Geringsten, [3] und die Herabsetzung der ursprünglich beabsichtigten und gewissermaßen nöthigen Summe von 400 Mill. auf 250, ist auch nicht geeignet diese Schwierigkeit auszugleichen, hauptsächlich weil die Nothwendigkeit neuer und bedeutender Ausgaben von Schatzkammerscheinen ziemlich zu dem gleichen Zins, wie bisher, immer vor Augen steht. Im Anfang Mai's gingen die Schatzkammerscheine so gut ab, daß man sicher hoffte den Zinsfuß auf 4 Procent ermäßigen zu können, aber diese Hoffnung ist wie ein Schemen verschwunden, und wird sich auch allem Anschein noch nicht so bald verwirklichen.

Um ein Bild zu geben, in welcher Art und Weise die Eisenbahnangelegenheiten, Geldmarkt und Staatsfinanzen stets wechselweise auf einander einwirken, wollen wir hier einige nähere Umstände über die letzte Versammlung der Nordbahn-Compagnie vom 24 April d. J. hier beifügen. Es ergab sich aus den vorgelegten Rechnungen, daß die Compagnie 80 Mill. eingeschossen hatte (200 Fr. per Actie sind gezahlt), daß sie aber schon 125 Mill. ausgegeben, und theils an den Staat theils an Rothschild etwa 60 Mill. schuldig war; sie mußte eine fünfte Schwelle zur Unterstützung der Schienen legen lassen, mit einem Aufwand von etwa 15 Mill., und die drei Zweigbahnen von Lille nach Dünkirchen, von Hazebrouck nach Calais und von Creil nach St. Quentin, zusammen nahe an 243 Kilometers wurden auf mindestens 60 bis 70 Mill. berechnet; ihr ursprüngliches Capital von 200 Mill., voll eingezahlt, war also um 50 bis 60 Mill. zu gering. Der Bericht gewährte den Actionären kein sonderliches Vergnügen, viele Klagen wurden laut, daß die Regierung die von ihr aufgerechneten Kosten ursprünglich auf 76 Mill. angeschlagen, nachher aber sie auf 79,260,000 Fr. geschätzt, daß die Stationen von dem Staat völlig ungenügend ausgeführt worden seyen, und große Kosten noch vorzuführend herbeiführten. Die Forderungen Rothschilds und des Staats müssen gezahlt werden, wahrscheinlich aus den demnächst zu machenden Einzahlungen, welche bereits wieder die Nordbahnactien tiefer als je gedrückt haben. Die Bedürfnisse Rothschilds, die Bedürfnisse des Staats und die Zahlungsfähigkeit des Publicums, das im Besitz der Actien ist, spielen also hier auf eine Weise gegeneinander, deren Balancirung eine Hauptaufgabe der großen Börsenmänner geworden ist. Rothschild oder der Staat müssen das Geld bekürfen, also muß das Publicum zahlen, und die schlechte Zahlungsfähigkeit desselben bringt wie vor einem halben Jahre die Actien zum Sinken. Sie sind nach der vorigen Einzahlung von 75 Fr. niedriger gestanden als vor derselben, obgleich sie mehr werth waren, und es wäre nicht unmöglich, daß sie nach der bevorstehenden Einzahlung abermals niedriger gingen. Wenn man die Anstrengungen erwägt, welche Rothschild gemacht hat um sie nicht unter 600 sinken zu lassen, so ist das jetzige Sinken bei der Nähe der Einzahlung höchst bezeichnend für den Stand der Eisenbahnsache überhaupt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kadpflanze.

Dr. Plate las in der Versammlung der syrisch-ägyptischen Gesellschaft am 28 Junius eine Abhantlung über die Kad oder Kadpflanze (Catha edulis nach Forskal) welche in Yemen wächst, vor. Diese sonst wenig bekannte Pflanze ist stark im Gebrauch in der arabischen Halbinsel, wo sie gekaut wird; sie hat eine aufregende Wirkung, und wird, wenn man mit dem Kauen fortfährt, leicht berauschend. Die Leute von Yemen sitzen oft kauend und schwatzend ganze Nächte zusammen. Die feinen Sorten sind sehr kostspielig. Der Gebrauch des Kad soll keine unangenehmen Folgen hinterlassen; auch ist er älter als der des Kaffees. Der Kad, welcher auf dem Berg Sabber wächst ist der beste, und eine Quelle großer Reichthümer für die Anwohner, da der Handel mit diesem Kraut sehr bedeutend ist. Die Bäume werden erst mit dem vierten Jahre abgetrieft, und die erste Ernte ist von geringer Qualität; die beste gewinnt man im sechsten Jahr. Das Erzeugniß des wilden Kadbaums ist rauher und sehr berauschend. Dr. Bete zeigte

[1] Sie stehen in England 3½, was einem Pariser Cours von 431½ entspricht. Bei dieser Gelegenheit müssen wir die verschiedenen Notirung der Pariser und Londoner Börse erwähnen, weil die der Pariser Börse ganz unverständlich ist, und dem Unkundigen nicht den wahre Verhältniß zeigt. Die Actien sind durchgehends zu 500 Fr. Nominalwerth, und zu diesem wird das Steigen oder Fallen zugeschlagen oder abgezogen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, wie viel bereits eingezahlt ist. Von den Nordbahnactien sind 200 Fr. eingezahlt; wenn sie also auf 600 stehen, so sind sie 50 Proc. über Pari, und sie sollten 300 weiter seyn; die Bons Paris-Lyon ist 450 und darunter notirt; da aber auch hier nur 200 Fr. eingezahlt sind, so sollte sie eigentlich 150 weiter seyn, und der Verlust ist 25 Proc. Die Engländer rechnen das Pfd. Sterling rund zu 25 Fr., zählen nur das wirklich Eingezahlte und berechnen also die Parität, wenn sie auf 600 in Paris steht mit 12, und die Bahn Paris-Lyon, wenn sie in Paris auf 450 steht mit 6; gegenwärtig gilt sie aber in London nur 5¼.

[2] Der Commentar des Journal des Debats über diese Abstimmung läßt darüber kaum einen Zweifel: der Inhalt desselben geht dahin, so sehr die Regierung auch fühle daß sie dem so entschieden ausgesprochenen Wunsch der Deputirtenkammer nicht auf die Länge widerstehen könne, so habe sie doch jetzt eine herte Pflicht zu erfüllen, die den Gang der Regierung nicht durch Mangel an Geld ins Stecken gerathen zu lassen, denn eine neue und nur vorübergehende Abnahme der Einkünfte um etwa 50 Millionen würde große Verlegenheit herbeiführen; das Prinzip der Gemäßigung dieser Steuer ist also zugegeben, und es handelt sich nur, wie schon oft, um die fatale „Opportunität.“ Die Regierung hat sich freilich durch den Mißbrauch, welche sie mit diesem Wort bei der sameten Rentenumwandlung getrieben, sehr wesentlich geschadet.

[3] Rothschild soll sehr unmäßige Forderungen machen

Digitized by Google

Proben der Pflanze aus Abyssinien, wo sie einheimisch seyn soll und Tschaat genannt wird, und beschrieb die Pflanze nach eigener Anschauung an den Ufern des Abla. Die Blüthe war weiß und glich im allgemeinen der abessinischen Rose, ist aber klein, und wächst in dicken Klumpen an sast unzugänglich schroffen Felsabhängen. Eine dieser Pflanzen war nahezu 20 Fuß hoch.

Der Bürgerkrieg in Catalonien.

2. Verzeichniß der Cabrerillas. — Don Benito Tristany. — Seine Lebensbeschreibung. — Sein Charakter. — El Rosa de Eroles.

(Schluß.)

Achtzehn Monate spätere wurde Perreden, den der Graf v. España an der Spitze einer Division behauptete, beauftragt sich ins Aranthal zu begeben und es vom Feinde zu säubern. Die Besatzung der Veste Libertad, von welcher das Städtchen beherrscht wird, hatte sich empört und ihrem Befehlshaber ermordet. Man schmeichelte sich daher sie werde geneigt seyn in die Reihen der Carlisten überzutreten. Dem war aber nicht so: bei Annäherung der Expedition setzte sich Stadt und Veste in Vertheidigungszustand. Perreden hatte den Auftrag sie rasch wegzunehmen und sich dann wieder mit dem Grafen v. España zu vereinigen, der zum Schutze der Operation zurückgeblieben war. Mit bewundernswerther Kaltblütigkeit geht der Cabrilla an die Einschließung der Stadt und schreibt, er könne nichts anderes unternehmen. Der General wird wüthend, und schickt den Fürsten Lichnowsky mit einer Truppenverstärkung und den dringendsten Befehlen dahin ab. In Einem Morgen ist das Städtchen beschossen, genommen und geplündert. Nun blieb noch die Veste Libertad übrig, wohin sich ein Theil der Besatzung geflüchtet hatte. Lichnowsky verlangt von Perreden die Aufstellung von Leitern. Der Cabrerilla weigert sich hartnäckig. Man kommt daher überein eine Bresche zu eröffnen, allein der fallende Schnee hindert diese Operation. Mittlerweile schickt Graf v. España in den bestimmtesten Worten den Befehl zur Erstürmung. Perreden läßt sich die Depesche mehr als einmal verlesen. Endlich ist man über die Maaßregeln einig. Die Commandanten Miguel Pons und Berges werden berufen, diese aber erklären: „daß sie keine Quadfalber seyen; an Leitern hinaufzuklettern sey nicht ihre Sache, überdieß würden ihnen ihre Soldaten nicht folgen wollen.“ Man muß sich wieder an die Batterien halten. Allein eine kostbare Zeit ist verflossen. Graf España, durch ansehnliche Truppenmassen bedroht, ruft eiligst die Expedition zurück. Im Augenblick, wo dieser Befehl eintrifft, ist die Bresche eröffnet; zwei Stunden wären genügend um die Erstürmung zu vollenden. Perreden bewilligt keine Minute; in einem Nu sind seine Maulthiere beladen, die Colonne setzt sich in Marsch und eilt davon. Allein man bemerkt, daß ein Bataillon fehlt — Perreden hat es Tags zuvor das Thal hinauf geschickt um Beanschatzungen beizutreiben. Man mußte zwölf Stunden warten. Diese Zeit war mehr als hinreichend um die begonnene Operation zu vollenden. Lichnowsky macht ihn darauf aufmerksam. „Hembre, antwortet' ihm sein Kriegsgefährte lachend, ich hatte auf Einmal so viel zu thun und zu denken, daß ich daran nicht gedacht habe.“

Die Expedition erlitt auf ihrem Rückzuge, inmitten der Schneemasse die im Thal de Benasque gefallen waren, grausame Verluste. Die Catalanen warfen mit Bitterkeit die Schuld davon auf den Grafen v. España. Gewiß ist, daß der Monat December für einen solchen Zug schlecht gewählt war. Wäre es auf Perreden allein angekommen, er würde ohne allen Zweifel seine Soldaten unversehrt ins Aranthal zurückgeführt haben, aber vielmehr nicht weggegangen seyn, denn er liebte daß man unter seinem klugen Befehl ruhig schlief.

Obwohl es traurig ist eine Horde der Ironie auf dem Bildniß eines Mannes zu finden, der eben erst als Opfer seiner Ergebenheit gefallen, so würde man es uns doch nicht verzeihen wenn wir in unserem Bericht einige jenem Buche der Erinnerungen entnommene Zeilen unterdrücken. Am 29 Mai 1837, saß unmittelbar vor dem Antritt des Kriegszuges, den Don Carlos nach Catalonien führte, hieß das navarresische Heer die Stadt Barbastro in Aragonien besetzt. Plötzlich sieht man auf dem Platze ein Dutzend Reiter in bizarrem Anzug anlangen, die einen auf schönen Pferden, die andern auf elenden Klepper. Etwa vierzig Mann zu Fuß, auf dem Kopf ihre lange catalanische Mütze, am Leibe ihre Decken, folgten ihnen. Es war das Geleite von Red de Eroles, der in diesem Buche folgendermaßen geschildert ist: „Er war ein Mann von fünfzig Jahren, rothhaarig; sein Aeußeres machte den Eindruck gutmüthiger Einfalt und des Phlegma's; er glich mehr einem bayerischen Bierbrauer als einem spanischen Bandenführer. Trotz der ungemeinen Hitze trug er einen mit Pelzwerk verbrämten, braunen, an den Aermeln wie Brigadiers-Uniformen gestickten Oberrock. Eine Anzahl Bänder und Kreuze hing auf seiner Brust; eine melonenförmige Fisch, ettermütze, ein langer Säbel und ein goldbeschlagenes Rehr vervollständigten diese sonderbare Tracht. Auf dem Sattel seines dicken Pferdes lag ein großes, mit einem Scharlachbande geschmücktes Bärenfell.“ An einer andern Stelle zeigt uns Fürst Lichnowsky den Perreden in Gegenwart des Grafen v. España. „In seinen kleinen beweglichen Augen lag ein Ausdruck von Mißtrauen; er hatte seine drei Söhne bei sich. Die drei kleinen Burschen, eben so schwerfällig wie ihr Herr Vater, und mit eben so feurig rothen Haaren wie die seinigen, machten mitten unter den schwarzen Köpfen der Spanier einen sonderbaren Eindruck.“

Das Aufsallende in der Schilderung dieses sonderbaren Brigadiers und Chefs der ersten Division der Armee von Catalonien verschwindet vielleicht, wenn man erfährt, daß Perreden seine ganze Jugend als Stallknecht in einem Wirthshause der Berge der Cerdagna verlebt hatte. Wir lassen sich daher von ihm die Manieren und die Haltung eines am Hofe aufgewachsenen Cavaliers erwarten? Dagegen hätte man allerdings ein wenig mehr von jener Unerschrockenheit verlangen können, welche den Gebirgsguerilleros kennzeichnet. Allein Perreden bezahlte sich mit einem seiner niedrigen Geburt entsprechenden Verdienst.

Unsere Leser dürften nun hinlänglich mit der Lebensgeschichte der berühmten Führer des Aufstandes bekannt seyn. Diese dem Leben der Feldherren entnommenen Züge werden einen Fingerzeig geben für die Gewohnheiten des Soldaten. Wir würden uns indeß gegen die Wahrheit verfehlen, wollten wir den Muth der catalanischen Insurgenten übermäßig rühmen. Sicherlich ist der Catalane, sey er Royalist oder Constitutioneller, heutzutage nicht minder geschickt ein eben so trefflicher, muthvoller, unselliger, kühner Soldat zu werden, als er es je zuvor gewesen; allein der Soldat braucht, mehr vielleicht als sonst jemand in der Welt, Führer welche sich auf Handhabung der Mannszucht verstehen. Dem General Zumalacarregui wäre es ohne Zweifel gelungen aus den Freiwilligen dieser Provinz ein bewundernswerthes Heer zu bilden: bis zur Ankunft des Grafen v. España bildete ein anderer auch nur ein mittelmäßiges daraus.

Als General Guergué während der ersten Zeiten des Kriegs an der Spitze einer navarresischen Expedition das Fürstenthum besuchte, waren seine an die Mannszucht Zumalacarregui's gewöhnten Soldaten erstaunt über die Schnelligkeit, mit welcher ihre catalanischen Kampfgenossen beim ersten Feuer auseinander liefen. Diese Art Taktik, die man unter die regelmäßigen Kriegsbräuche nicht wohl aufnehmen wird, soll dem Generalmajor Oriafa das Leben gekostet haben. Den Rafael Maroto war damals Oberbefehlshaber des Aufstandes. Das Treffen fand im Dorf Pasaran statt, und ist, je nachdem ein Berichterstatter sich lobend oder tadelnd über den Muth der Catalanen aussprechen will, auf verschiedene Weise erzählt worden. Eins ist unglücklicherweise nur zu wahr: daß Baron Oriafa als Opfer seines Muthes fiel, indem er, wenn man einem aus zuverlässiger Quelle geschöpften Bericht glauben darf, gleich im Anfang des Treffens von seinen Soldaten verlassen, oder, wie eine andre Erzählung besagt, von Maroto schlecht unterstützt wurde, der auch sofort die Verrichtungen eines Oberbefehlshabers niederlegte und sich nach Frankreich zurückzog.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 154. 29. Junius 1847.

Die literarische Bewegung in Cuba.

(Revue des deux mondes. 1 Juuius.)

Die Cubaner haben nach und nach der Regierung manche Freiheiten in Bezug auf den Handel abgewonnen, sie erkannten aber wohl, daß die Politik Spaniens dahin gehe, sie dem verhaßten Joch des Monopols abermals zu unterwerfen. Deßhalb trachteten sie ihre Freiheiten in anderer Beziehung weiter auszudehnen, und recht wohl wissend, daß eine Freiheit die andere stütze, machten sie sich rüstig ans Werk. Sie thaten für die Freiheiten der Presse und des Unterrichts, was sie für die Freiheit des Handels gethan, sie wollten sich denselben trotz der Gesetze erobern, mit dem Vorbehalt später das Mutterland zur Ratification zu zwingen. Ein oder zwei Blätter wagten sich verstohlen aufzutreten: alle Welt abonnirte sich um die Bewegungen des Handels und der Häfen kennen zu lernen; bald schlichen sich einige polemische Artikel zwischen die Berichte von der Rinthmark und den Einläufen an der Douane, endlich bemächtigte sich die Politik der neuen Blätter ganz, und die Regierung war noch nicht aufmerksam gemacht, als es schon zu spät war. Gegenwärtig kommen in Havana allein sechs tägliche Journale heraus, unter denen wir den Faro Industrial nennen, das größte aller Zeitungsblätter in den Staaten Ihrer katholischen Majestät, dann eine politische, industrielle und literarische Monatsschrift unter dem Titel: Memorias de la Sociedad. Alle täglich erscheinenden Journale veröffentlichen Nachmittags ein Supplement, das den Bewegungen der Häfen und den Handelsnachrichten gewidmet ist. Im Innern gibt es kaum ein Städtchen das nicht sein periodisches Blatt hat, welches die Bedürfnisse, Ansichten und Wünsche seiner Bevölkerung ausspricht. Die Behörden schreiten manchmal heftig gegen die Redacteure ein, da sie dieß aber nur thun, wenn sie sich direct angegriffen sehen, so läßt man sie in Ruhe und ihre selten eintretenden Launen hemmen den Eifer der Publicisten der Insel nicht.

Dasselbe geschah hinsichtlich des Unterrichts: neben der Universität gründete man anfangs sehr schüchtern einige Privatinstitute. Als die Regierung dazu schwieg, erhoben sich schnell andere ähnliche Institute, unter denen die von Carajuao und San Fernando mit den berühmtesten Schulen Europa's wetteifern können. Von Carajuao sind Männer ausgegangen, auf welche die spanische Literatur und Philosophie mit Recht stolz seyn können. Der Ruf dieser Anstalten zog bald Schüler, nicht bloß aus der ganzen Insel, sondern auch aus allen Theilen des amerikanischen Continents herbei. Die Regierung bemerkte bald, daß man die Universität verließ, um diese neuen Schulen zu besuchen, und rächte sich dadurch, daß sie die Kosten des Examens und der Diplome, deren Ertheilung die Universität behielt, steigerte; sie hoffte dadurch einer großen Anzahl junger Leute den Weg zu den Studien zu versperren, und alle Bildung auf den Handel hinzuwenden, wo sie ihr nicht sehr furchtbar schien. Bloß das Diplom als Advokat, abgesehen von dem Examen und der These, kostet 500 Piaster in Havana. Diese Strenge hinderte indeß den Nationalaufschwung nicht; ein ungeheures, nach den umfassendsten Grundlagen angelegtes Institut entstand durch Subscriptionen der vornehmsten Einwohner der Insel. Dreißig Lehrstühle, die fast alle Zweige des menschlichen Wissens umfaßten, wurden den jungen Leuten von Cuba eröffnet. Hier finden sich anatomische Säle und Malerwerkstätten, ein Conservatorium der Musik und Vorträge über einheimisches und fremdes Recht. Man fügte der Anstalt eine naturhistorische Sammlung, einen Lesesaal und einen Concertsaal bei. Havana erhielt sein Orpheon und seinen literarischen Cirkel, der einmal im Monat die Auswahl der creolischen Gesellschaft vereinigt, um sie mit den Fortschritten der einheimischen Kunst und Literatur bekannt zu machen.

Diese Beförderungen der Künste und Wissenschaften blieben nicht lange unfruchtbar. Die cubanische Literatur beginnt allmählich mit der gegenwärtigen Literatur des Mutterlandes zu wetteifern, ja die spanische Sprache, so reich in der Halbinsel, scheint sich jenseits der Meere noch mehr zu bereichern. Eine üppigere Natur als die des üppigen Andalusiens zeigt sich in der havanesischen Poesie. Liedt man die klangvollen Lieder von Palma, Valdes und namentlich die des unglücklichen Plaeido [1], so kann man sich des Bedauerns nicht erwehren, daß nicht noch mehr Insulaner diesen Träumereien sich hingeben, welche den goldenen Himmel und das Meer der Tropen so melancholisch affectiren; aber die Cubaner ziehen das Drama der Elegie vor. Die havanesische Muse liebt das Theater, malt gerne Sitten, geißelt die Lächerlichkeiten und schildert die Gewohnheiten und die malerische Sprache der verschiedenen Classen der Gesellschaft. Der Katalog der einheimischen Comödien und Sainetes ist schon sehr lang, und unter den Meistern dieser neuen Schule thun es mehrere in Originalität und Kraft den bewundertsten Dramatikern Spaniens zuvor. Man würde sich indeß täuschen, wenn man glaubte, daß der cubanische Geist nur solche leichte Waare zu Tag fördere, welche höchstens einige müßige Stunden

[1] Eines Mulatten, der in die Verschwörung von 1843 verwickelt, und von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt wurde. Vergebens legte die ganze Insel sich zu seinen Gunsten ins Mittel. Noch jetzt sprechen die Cubaner den Namen des originellsten ihrer Dichter nur mit Wehmuth aus.

Digitized by Google

ausfüllen. Der creolische Geist neigt sich im Gegentheil mehr zu den ernsten Studien der Rechtswissenschaft, der Philosophie und der Staatswirthschaft. Alle diese Zweige des menschlichen Wissens haben auf der Insel ihre Organe und Repräsentanten, welche den civilisirtesten Nationen Europa's keine Schande machen würden. Die Armas, die Saco und mehrere andere haben zur Genüge gezeigt, daß in politischen Wissenschaften die Colonie nöthigenfalls dem Mutterlande Lehren geben könnte.

Der financielle Zustand Frankreichs und die Eisenbahnen.

(Fortsetzung.)

Bei der Versammlung der Actienbesitzer am 24 April kam auch vor, daß die Gesellschaft sich nur dann anheischig machen könne, die kleine Seitenlinie von Fampour nach Hazebrouck zu bauen, wenn die Regierung die Concession auf 50 Jahr verlängere. Man ist mit dieser Forderung noch nicht aufgetreten, wahrscheinlich weil man erst sehen will, wie es mit den andern sich in weit üblern Umständen befindenden Compagnien geht. Die immer schwankendere Stellung des Ministeriums machte es nicht rathsam mit dem unpopulären Vorschlag einer Erleichterung der den Eisenbahnen bewilligten Bedingungen vorzutreten, weil zu befürchten stand, die zahlreichen Feinde des Ministeriums möchten die Gelegenheit ergreifen, ihm den Todesstoß zu geben, denn die Sache der Compagnien ist höchst unbeliebt in der Kammer, und ein schroffes Auftreten war deßhalb nicht zu wagen. Deßwegen zögerte das Ministerium, das die Verantwortlichkeit einer so wichtigen Sache nicht fort und fort auf den Schultern des Ministers der öffentlichen Arbeiten lassen konnte, und die Zeit, die bis zur wirklichen Einbringung des obenerwähnten Gesetzes zur Erleichterung der Paris-Lyoner und der Lyon-Avignoner Compagnie verlief, wurde wahrscheinlich zu eifrigen Unterhandlungen mit den Kammermitgliedern angewendet, denn als die Comités über diesen Gesetzentwurf zusammentraten, zeigten sie sich gegen alle Erwartung den vorgeschlagenen Aenderungen günstig. Die Drohung der Compagnie Paris-Lyon sich aufzulösen und somit 100,000 Menschen außer Arbeit zu setzen konnte nicht ernstlich gemeint seyn, denn sie würde von den 80 eingezahlten Millionen 60 verlieren, nämlich die Caution mit 16 Mill. und sehr bedeutende Summen für den Ankauf von Ländereien, welche die Regierung ihr keinen Falls zurückerstatten würde. Man wird also die gebotenen Erleichterungen annehmen, und hinsichtlich der übrigen auf bessere Zeiten warten, denn die Sache muß im nächsten Jahr wieder vorkommen, und vielleicht unter erschwerten Formen, da auch diese Compagnie so wenig wie die Nordcompagnie mit ihrem Geld, — vorausgesetzt, daß alles vollkommen eingezahlt wird, — reichen kann, sondern gleich eine Erhöhung ihres Capitals auf 250 oder 300 Mill. und dafür denn auch, wenn sie die Zweigbahnen ausführen soll, eine Verlängerung der Concession auf 99 Jahre verlangt hat. Zu letzterem dürfte sich die Kammer am schwersten entschließen, denn wenn gleich die Compagnien, da die ärgsten Börsenscandale doch vorüber sind, nicht mehr in gleichem Grade die öffentliche Erbitterung erregen, so erheben sich doch auf der andern Seite Klagen über Willkürlichkeit in der Beförderung der Waarentransporte,[1] Bestechung der Richter und Beamten, denen man Freibillete in reichlichem Maaße anbot, kurz man fängt an die Last des Monopols, das die Eisenbahnen factisch genießen, schwer zu empfinden.

Es ist deßhalb nicht ohne Interesse den Umstand zu verfolgen, daß die Idee, wenigstens einen Theil der Eisenbahnen durch den Staat ausführen und auch verwalten zu lassen, in neuester Zeit wieder aufgetaucht ist. Ende April und Anfang Mai war in Paris stark von einem Plan die Rede, daß die Regierung allen Compagnien, welche bis zur nächsten Kammersession ihre Geschäfte einstellen wollten, die bereits eingezahlten Summen — mit Ausnahme der Caution, die sie verlieren sollten — zurückbezahlen, aber die Rückzahlung in Schatzkammerscheinen erfolgen solle, welche Schatzkammerscheine später in fundirte Schuld zu 4 oder 3 Procent umgewandelt würden. Wir führen dieß nur an als ein Symptom, wie der Gedanke und die Nothwendigkeit einer Ausführung und Verwaltung der Eisenbahnen durch den Staat sich immer und immer wieder ausdringt. Die Sache ist freilich in keiner Weise wahrscheinlich, denn noch ist die Mehrzahl der Compagnien und zwar gerade der wichtigsten, noch nicht so gedemüthigt, daß sie sich solche Bedingungen als eine Gnade gefallen ließen, und andrerseits war das Ministerium nicht in der Fassung, die Frage über Ausführung und Verwaltung der Eisenbahnen durch den Staat abermals aufs Tapet in den Kammern zu bringen; der Plan wäre dort auf allzu viele interessirte Gegner gestoßen, welche die Lage des Schatzes dagegen geltend gemacht hätten. Diese ist nicht die allergünstigste: die Commission zur Begutachtung des Budgets hat heraus gerechnet, daß das Deficit am Ende dieses Jahres 655 Mill. und am Ende des nächsten 765 Mill. betragen wird. Die Commission hat sich zu diesem Ende für ein Anleihen erklärt, wohl in Uebereinstimmung mit dem Ministerium, das die Initiative in dieser Sache von der Kammer ergreifen wünschte, weil es selbst die Nothwendigkeit eines Anlehens noch vor wenigen Monaten durchaus bestritten hatte. Das Anlehen wird also stattfinden, und die Regierung ist wohl auch schon mit den großen Capitalisten über die Bedingungen übereingekommen, oder steht wenigstens in sehr vorgerückter Unterhandlung.

Da nun hinsichtlich der Eisenbahnen keine durchgreifende Maaßregel zu erwarten ist, und weder die financielle Lage des Staats noch die der Compagnien solche gestattet, so wird ein Markten um die Bedingungen stattfinden, in dessen innere Räthen freilich der Uneingeweihte nicht wird blicken können, da so viele große Bankierhäuser an der Spitze der Unternehmungen stehen und das Geldbedürfniß der Regierung dieser allerhand Rücksichten auferlegt. Zudem hat die Regierung Rücksicht auf den Handel und die Industrie zu nehmen, die durch den Geldmangel schwer leiden; erscheinen die Bedingungen, die man den Compagnien auferlegt, ungünstig, so werden die Compagnien nur mit Mühe sich Geld verschaffen, d. h. sie werden es sehr theuer bezahlen müssen, und gleiche oder noch schwerere Bedingungen werden der Industrie und dem Handel auferlegt werden. Darum neigt sich die Regierung sichtlich zu größern Concessionen an die Eisenbahnen, und wenn der neue Minister der öffentlichen Arbeiten sich etwas unfügsamer zeigt, als Hr. Dumon, so möchte dieß nur Maske seyn, um nicht von vorn herein die öffentliche Meinung aufzuregen. Zugleich wird man aber die Erleichterungen benützen, um der Regierung eine größere Gewalt über die Eisenbahnen auszubedingen, und namentlich die Preise zu regeln. Die Bahnen von Paris-Lyon und

[1] Es sind mehrere solche Klagen von Seite des Handelsstandes vor Gericht gebracht und die Compagnien zur Schadloshaltung verurtheilt worden, aber sie sind zu reich; sie zahlten und fuhren in der alten Weise fort. Auch in der Presse haben sie, wie leicht zu errathen, eine gute Anzahl erkaufter Anhänger.

Digitized by Google

Lyon-Avignon sind es namentlich, die eine Verlängerung der Concession ansprechen, damit es ihnen möglich werde ihr Amortissement zu vermindern: muß z. B. das Capital der ersten Bahn auf 300 Mill., also um 50 Procent erhöht werden, so müßte bei einer Concession von 43½ Jahr die Amortisationssumme 1 Procent oder 3 Mill. betragen von einer wahrscheinlichen Einnahme von 14 bis 15 Millionen, was den Actionairen nur 4 Proc. übrig ließe; verlängert man aber die Concession auf 78 Jahre, so reicht ⅓ Proc. hin um mit Zinseszinsen das Capital zurückzuzahlen. Dieß würde genügen um den Actionären einen anständigen Gewinn zu lassen, wenn der ursprüngliche Tarif beibehalten würde; da aber die Nothwendigkeit sich ergeben kann diesen Tarif fortdauernd zu ermäßigen, und es deßhalb wünschenswerth seyn muß, der Regierung das Recht vorzubehalten, dieß in gewissen Zwischenräumen zu thun, so wäre es angemessener, die Concession auf 99 Jahre auszudehnen, und dafür das Recht den Tarif alle fünf oder zehn Jahre zu revidiren in Anspruch zu nehmen. Die Regel, welche die Regierung dabei zu befolgen hätte, wäre den Reingewinn der Actionäre etwa auf 6 Proc. zu belassen, wie in dem ursprünglichen Contract angenommen ist. Das Steigen der Einnahmen würde somit zur allmählichen Herabsetzung des Tarifs führen.

Diese Argumentation ist aus einer der Regierung ergebenen Zeitschrift (Revue des deux mondes vom 1 Jun.) entnommen, und spricht wahrscheinlich in allgemeinen Zügen die Ansichten aus, von welchen die Regierung sich leiten läßt. Die Zeitschrift enthält sodann noch umständliche, ähnliche Berechnungen in Betreff der Lyon-Avignoner [1] und der Zweigbahnen der Nordbahn, Berechnungen, welche uns hier wenig interessiren können, da es sich nur um das Princip, wonach man verfahren will, nicht aber um die Aussichten dieser oder jener Compagnie handelt. Im Allgemeinen muß man sagen, daß sie nicht schlecht, aber auch nichts weniger als glänzend sind. Es entsteht also hierbei die wesentliche Frage: sind die Bedingungen und Aussichten der Art, daß sie viele Capitalien herbeilocken? Der Verfasser des obenerwähnten Artikels scheint selbst hierauf nicht sonderlich zu zählen, indem er die Aufgebung der Zweigbahn nach Grenoble bevorwortet, hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie 30 Mill. in Anspruch nehmen, und „um eben so viel die Masse der Papiere, welche den Platz (Paris) erdrücken, vermehren würde." Dreißig Millionen Franken sind aber bei der Masse von Papieren, welche in die Milliarden geht, ein Tropfen ins Meer, und können, da ohnehin diese Zweigbahn erst nach einigen Jahren gebaut zu werden brauchte, kaum in Betracht kommen; die Begierde aber, mit der der Verfasser nach allem Haschi, was möglicher Weise den Druck des Geldmarkts erleichtern könnte, beweist zur Genüge, daß man recht gut fühlt der Markt sey überladen.

Indeß ist die Sache wohl kaum so schlimm, als sie auf den ersten Anblick aussieht: sind die Verhältnisse, in welche die Eisenbahnen gestellt sind, nicht glänzend, liegt auch die Zeit, wo man sich goldene Berge für die Unternehmer versprach, weiter hinter uns, so sind sie doch sehr solid, und es ist kaum zu bezweifeln, daß es den Unternehmern nicht allzu schwer fallen wird, die Mittel herbei zu schaffen. Wer auf eine Reihe von Jahren hinaus fünf und sechs Procent mit Sicherheit versprechen kann, erhält noch immer Geld in Fülle, und wie der Bankier Gipan im Anfang dieses Jahrs gegen das Versprechen das Capital binnen 3 Jahren nicht zurückzuzahlen, mehrere Millionen Pfd. St. erhielt, so wird es auch in Frankreich nicht fehlen. Dieß stellt aber eine Steigerung des Geldwerths und ein Fallen der Staatspapiere auf geraume Zeit in Aussicht. Das Circular to Bankers vom 11 Jun. macht die namentlich von den Times verfochtene Behauptung, daß die unmäßigen Summen, welche von den Eisenbahnen in Anspruch genommen werden, hemmend auf die Industrie und den Handel einwirken würden, zum Gegenstand seiner Beobachtungen, und stellt die Richtigkeit derselben in Abrede. Wir wollen mit dem Blatte nicht darüber streiten, ob ein allgemeines Steigen des Geldwerths nicht auch auf Industrie und Handel seine Wirkung ausdehnen müsse, und führen hier nur die Stelle an, wo dasselbe von den Staatspapieren handelt. „Wenn wir es unbedingt in Abrede stellen, heißt es darin, daß die Einzahlungen für Eisenbahnen die freie und reichliche Verwendung des Capitals zu commerciellen Zwecken benachtheiligt habe, so müssen wir doch auf der andern Seite auch darauf hinweisen, in welcher Beziehung diese Einzahlungen einen drückenden Einfluß ausgeübt haben. Sie verhinderten das Steigen der Consols auf 100, und wenn die Eisenbahnen wie bisher fortdauern, so würden sie in Zukunft den Preis der Staats- und anderen öffentlichen Papiere noch mehr drücken. Sie haben ein Steigen der Güterpreise gehemmt, die Actien alter, mit Glück betriebener Unternehmungen gedrückt, und die Bildung neuer Gesellschaften mannichfach gehindert."

Ist es hieraus nicht ersichtlich, daß der Kampf der Eisenbahnactien und der Staatspapiere noch geraume Zeit fortdauern, daß die letztern sinken und die Anleihen zu immer ungünstigern Bedingungen geschlossen werden müssen. Schon haben die englische, die österreichische und einige kleine deutsche Anleihen präludirt, und der Abschluß der französischen wird in dieser Beziehung sehr lehrreich seyn. Im Jahr 1844 schloß die französische Regierung zu 84,75 ab, dießmal schmeichelt sie sich, daß sie zu 78 werde abschließen können, die Wahrscheinlichkeit ist nicht dafür.

(Schluß folgt.)

[1] Bei der Avignon-Lyoner Bahn ist namentlich hervorgehoben, daß sich sie der Handel des Orients zuwenden werde; es ist dieß die Bahn, welche hinsichtlich der Beförderung der Ueberlandpost von Wichtigkeit ist; man wird sich also mit Erleichterungen nicht spärlich zeigen, die Bahn aber vielleicht noch stenger als die andern beaufsichtigen.

Chronik der Reisen.

Castren's Reise in Sibirien. [1]

Jenisseisk, den 15. (27.) Mai 1846.

. . . . . Wie meine Reisen während des Sommers arrangirt werden sollen, kann ich vorläufig nicht bestimmen, weil es hier in Jenisseisk unmöglich ist, so genaue Aufklärungen zu erhalten, als es nöthig wäre um einen bestimmten Reiseplan zu entwerfen. Doch hat man mir von mehreren Seiten angerathen, Alles so einzurichten, daß ich im Anfange der Julisemonate zum Turuchanskischen Jahrmarkte eintreffen könne, wo Samojeden sogar vom Tas sich versammeln sollen. Mit Annahme dieses Rathes müßte das Studium des Ostjakischen bis zu meiner Rückkunft aus dem Turuchanskischen Gebiete aufgeschoben werden, was auch in der Hinsicht ganz zweckmäßig wäre, daß ich in dem Falle in ununterbrochenem Zusammenhange meine samojedische Studien fortsetzen und fast vollenden könnte. Bis weiter halte ich diesen Plan fest, behalte mir aber doch vor denselben nach Umständen umändern zu dürfen.

In meinem letzten Briefe dürfte ich bereits erwähnt haben, daß die sogenannten Raskolnikow-Pumpokolschen Ostjaken kein einziges von den Wörtern verstehen, die Klaproth in seinen Tabellen ihnen zugeschrieben hat. Im Gegentheil reden sie eine und dieselbe Sprache mit den weiter unten am

[1] Ehe wir die allgemeine Uebersicht der ethnographischen Verhältnisse so weit sie Castren bis jetzt schilderte, mittheilen, fügen wir hier noch die letzten Briefe desselben an.

Digitized by Google

Ket wohnenden Samojeden. Hätte ich dieses voraussehen können, so wäre es zweckmäßiger gewesen die Reise nach Makowskij aufzuschieben, und die Zeit der schlechten Bahn auf das Studium der Ostjakischen am Jenissej zu verwenden. Dadurch hätte ich vielleicht auch die Brust beschwerden vermieden, die mich in der rauhen Waldgegend angriffen, jetzt aber glücklich überwunden sind. Die Reise ist nun jedoch gemacht und ist nicht ganz fruchtlos gewesen, indem dadurch Klaproth's Mißgriffe berichtigt worden sind. Aber sollte man zu seiner Rechtfertigung annehmen können, daß die Ostjaken ehemals am Ket festhaft gewesen? Hierzu wissen die Ketischen Samojeden nichts zu melden, allein mein Reisegefährte Bergstadt[1] hat in der Anzigirow'schen Woloft eine Tradition annetirt, welche eine solche Vermuthung allerdings zu bestätigen scheint. Ein alter Ostjak hatte nämlich erzählt, daß unter den fünf Geschlechtern, die der Tymschen Woloft zugehören, vier von den Quellen des Jenissej-Flusses eingewandert seyen, das fünfte aber vom Ket, aus welcher Veranlassung auch dieses letztere Geschlecht sich Tymdie-gei d. h. Leute (gei) von Kel (Tym) benennt. Bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß die Ketischen Ostjaken von dem Namen Ratsch-Pumpokelei nichts wissen wollen, ja nicht einmal das letztere Wort aussprechen können. Da die Benennung auch nicht russisch zu seyn scheint, so bleibt kaum ein anderer Ausweg zu deren Erklärung übrig als es den Ostjaken zuzuschreiben. Auffallend genug ist es übrigens, daß man auf der Pesjankoschen Kaete auch die Dörfer Rakel und Pumpokelsk findet, obgleich sie in der Wirklichkeit gar nicht existiren.

Turuchansk, den 17 Julius.

Selten hat mich ein Brief in eine so fröhliche Gemüthsverfassung versetzt, als der letzte nebst dem Geldpakette von der Akademie. . . . . Ich ging schon mit dem letzten Rubel in der Tasche und meine Freude über das angekommene Geld war so groß, daß ich den ganzen Tag weder essen noch arbeiten konnte. Mehlen, Brennholz, den Samojeden, kaufte ich sogleich Branntwein und Taback, gab ihnen Rente und Begrafehen, und machte den Tag zu einem dies festus, obwohl derselbe für andere Menschen nur ein gewöhnlicher Werkeltag war. Außer den erhaltenen Geldern erfreute mich auch der Umstand, daß Sie mir wegen der ethnographischen Sendungen, der gar zu bunten, von Tomsk abgefertigten Reiserelation, noch für meine ausgeführten Reiseteuren und für künftige Reisen entwerfenen Plane keine Vorwürfe machen. In letzterer Hinsicht glaube ich auch in der That, daß ich nichts zu befürchten habe, da ich keineswegs als literarischer Miethling reise, sondern belehrt und durchdrungen von demselben Interesse, was auch das der Akademie ist — eine möglichst genaue Untersuchung des ganzen weit verbreiteten Samojedenstammes. Auch bin ich dessen gewiß, daß Sie volles Vertrauen zu meinem guten Willen in Bezug auf den mir gewordenen Auftrag haben. Wie es aber auch sey, so wünsche ich jedoch meinerseit selbst wissen für jeden Tag, den ich im Dienste der Akademie auf Sibiriens Erde zubringe, Rechenschaft abzulegen.

Bei meiner Abreise von Jenisseisk war ich noch unentschlossen, ob ich ohne Aufenthalt nach Turuchansk eilen, oder unterwegs verweilen und allmählich meine Bekanntschaft mit den Jenisseischen Ostjaken einleiten sollte. Meine Unentschlossenheit rührte von der in Jenisseisk erhaltenen Nachricht her, daß alle im Turuchanskischen Districte wohnhaften Ostjaken und Samojeden zu einer jeden anderen Jahreszeit als während der Sommermonate unzugänglich wären. Leicht sah ich die Unmöglichkeit ein, während des kurzen Sommers bei beiden Volksstämmen meine Geschäfte genügend vollenden zu können, allein es war mir anfangs zweifelhaft, auf welchen von den beiden ich zuerst meine Aufmerksamkeit richten sollte. Als indeß während der Reise selbst die Ueberzeugung sich bei mir befestigte, daß das Studium des Ostjakischen auch im Winter getrieben werden könne, so entschied ich mich endlich ohne alles Bedenken die Reise nach Turuchansk fortzusetzen, wo man glaubte, daß die Samojeden bereits versammelt wären. Nur um ethnographische Fonta zu sammeln, hielt ich mich einige Tage auf an den Versammlungsörtern der Ostjaken oder den sogenannten „fuglänischen" Dorfschaften. Unter den Nomaden, welche ihr Lager auf den gewöhnlichen Marktplätzen am Ausflusse des Sym, Dudtsches, Poblamennaja Tunguska und Jelogui aufgeschlagen hatten, bestand der größte Theil aus Ostjaken und Tungusen. Die ersten Samojeden traf ich am oberen Imdatel bei der Mündung des Jelogui an. Sie nannten ihren Stamm Jrgum (alte Leute), sagten aus, daß sie den Arm des Jelogui inne hätten, den sie in ihrer Sprache Köldu nennen, gaben ferner an, daß sie im Winter innerhalb des Tasowschen Gebietes jagen, und versicherten endlich, daß sie in Sprache, Sitten und Lebensart mit ihren Nachbaren am Tas-Flusse nahe übereinstimmen. Dieses alles habe ich später auch bestätigt gefunden. In Betreff des vorher zuweilen gehegten Planes, daß ich von Imdatel den Jelogui-Fluß aufwärts verfolgen und dann auf irgend eine Art zum Tas zu kommen suchen sollte, erhielt ich von den Jelogui'schen Samojeden die Aufklärung, daß eine solche Reise wenigstens im Sommer ganz unmöglich sey. Ich schlug alle diese Nebenentwürfen aus dem Sinne und setzte meine Reise längs dem Jenissej nach Turuchansk fort, wo ich am 7 (19) Junius eintraf. Hier lagen die Bajdschinschen oder Turuchanskischen Samojeden bereits gelagert in ihren Zelten; kurz nach meiner Ankunft fanden sich auch die Karasinschen und die Tasowschen oder Tymsko-Karakensschen Samojeden ein. Den diesem Volksgewimmel umgeben habe ich natürlich während meines Aufenthaltes in Turuchansk vollauf zu thun gehabt. Bisher habe ich mich jedoch hauptsächlich mit den Tasowschen Samojeden beschäftigt, weil sie die am wenigsten zugängliche sind, insbesondere aber weil sie eine reinere Sprache besitzen als die Bajdschinschen und Karasinschen Samojeden, wiewohl der Dialekt übrigens ein und derselbe ist. Klaproth hat von diesem einen Dialekte nicht weniger als fünf verschiedene Mundarten gemacht, welche man in seinem Sprachatlas unter den Rubriken: Mangaseja, Turuchanek, Tas, Karassen und Laaf findet. Bei dieser Eintheilung sind zwei wichtige Berichtigungen zu machen. Erstens sind die bei Mangaseja nomadisirenden Samojeden ohne Rücksicht auf Klaproth's Wörterverzeichniß reine Jnraken, denn die Gegend zwischen den Gebieten der Tymsko Karakenschen und Jurakschen Samojeden wird von dem Kubaseja Flusse oder der Tasowschen Kirche selbst gebildet, von wo man noch drei Tagereisen zu der ehemaligen Mangaseja oder der jetzt vorzugsweise sogenannten Kapelle rechnet. Ferner hat Klaproth darin einen kolossalen Mißgriff gethan, daß er von den Laaf- oder Gänse-Ostjaken einen eigenen Stamm gemacht und denselben einen Platz in der Gegend des Obschen Meerbusens angewiesen. Das wirkliche Verhältniß jedoch ist, daß alle am Tas, Jelogui und den Zuflüssen des Wach, Karalg (Kereika), Kuljegan und Sahun wohnenden Samojeden von den Jmdatschischen Ostjaken Laaf oder Gänseleute benannt werden. Zur Erklärung dieses Namens möge bemerkt werden, daß sowohl die Tymsko-Karakenschen, als auch die Bajdschinschen und Karasinschen Samojeden in zwei große Stämme: Limbelgum und Kafelgum zerfallen, von welchen der erste der Karakenschen, der letztere der Tymschen Uprawa angehört, insofern von dem Tasowschen Districte die Rede ist. Der Name Kafelgum (Barschvolk) bezieht sich offenbar auf den Tymfluß, Sam. Kafelli (Barschfluß), von welchem der Stamm der Sage nach zum Tas-Flusse eingewandert seyn soll. Die Karakenschen Samojeden sind, wie selbst die russische Benennung andeutet, vom Karalg oder Karrlgi, d. h. dem Flusse der Kraniche (von Kara Kranich) ausgegangen und haben ihren wahren Namen Karalgum Kranichleute in Limbelgum Narleute verändert. Es war wohl dieser Stamm, den die Jenisseischen Ostjaken zuerst kennen lernten und Gänseleute benannten, sey es um das hochtrabende Wort Narleute zu vermeiden, oder aus irgend einer andern Veranlassung. Von dem Stamme Kafelgum werden die gedachten Kar-Gänse- oder Krannichleute auch Auerhuhnleute (Sengelgum) genannt — alles Variationen einer und derselben weitläuftigen Vögelgeschichte.

(Schluß folgt.)

[1] Diesen hatte Herr Castren von Jenisseisk aus vorläufig zu den Jenisseischen Ostjaken abgeschickt, während er selbst nach Makowskij reiste. S.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 155. 30. Junius 1847.

Der financielle Zustand Frankreichs und die Eisenbahnen.

(Schluß.)

Eine Steigerung des Geldwerths, ein Sinken der Staatseffecten, somit die Aussicht nur zu höhern Zinsen oder eigentlich was noch schlimmer ist, zu schlechtern Coursen zu entlehnen, ist unter den gegenwärtigen Umständen ein sehr ernster Uebelstand für Frankreich. Der Bericht der Budgetcommission vom Jahre 1842, welchen der Minister Lacave Laplagne selbst ausgearbeitet haben soll, und welcher jedenfalls, als von einer Commission der Kammer ausgegangen, eine officielle Gültigkeit hat, schlägt die außerordentlichen Ausgaben, welche der Staatsschatz vom J. 1842 bis zum J. 1853 zu bestreiten habe, auf 1327½ Mill. an; darunter waren Defizits der Jahre 1840 bis 1842 und berechnetes Defizit von 1843 zusammen in runder Summe 350 Mill., für öffentliche Arbeiten 980 Mill., darunter für Eisenbahnen nach dem Gesetz von 1842, das den Staat zur Herstellung der Eisenbahnen, mit Ausnahme des Oberbaues und des Betriebsmaterials, verpflichtete, nicht weniger als 475 Mill. Indeß waren darunter mehrere andere noch in derselben Sitzung votirte Eisenbahnen mit circa 150 Mill., die Zinsen für die Anleihe von 450 Mill. in Belauf von mehr als 100 Mill., die fortdauernde Steigerung der Ausgabe für Algier nicht inbegriffen, und darum berechnet ein anderer Berichterstatter das Gesammtdefizit das im J. 1853 zu decken seyn würde, auf mehr als 2 Milliarden. Wenn auch die Ausgaben für Eisenbahnen vielleicht durch die Verleihung der Bahn von Lille bis Avignon, deren Unterbau der Staat nicht zu leisten hat, einige Verminderung erfuhren, so waren dagegen die außerordentlichen Ausgaben für die Marine (im vorigen Jahre wurden 93 Mill. verwilligt), die außerordentlichen Hafenbauten und Festungswerke nicht mit inbegriffen. Als Deckung für diese 2 Milliarden Defizit zählte man im J. 1842 auf: die Reserven des Amortissements, die vom J. 1842 bis 1852 897 Mill. betragen sollten und das Anlehen von 450 Mill., Summe 1347 Mill. oder zwei Drittheile des Gesammtdefizits.

Bleiben wir aber ganz einfach bei dem officiellen Ansatz von 1327½ Mill. stehen, wonach die Reserve des Amortissements und das Anlehen von 450 Mill. zusammengenommen 1347 Mill., also beinahe 20 Mill. mehr betrugen, so ist dieß Verhältniß seitdem gänzlich gestört worden: nicht nur hat die Regierung das Anlehen von 450 Millionen völlig aufgebraucht, sie hat auch im December 1844 ein weiteres Anlehen von 200 Mill. aufgenommen und steht jetzt am Abschluß eines dritten, dessen Belauf die einen auf 400, die andern auf 300, und wieder andere nur auf 250 angeben, welche letztere Summe jedoch bei dem am Ende dieses Jahres von der Budgetcommission constatirten Defizit von 655 Mill. nicht ausreichen kann. Nehmen wir aber auch nur die niedrigsten Ziffer an, so hat die französische Regierung seit dem Jahre 1842, also seit fünf Jahren 900 Mill. oder beinahe jährlich 200 Millionen entliehen. Ist auch nicht zu verkennen, daß für diese Summe sehr viel geschehen ist, daß ein großer Theil der Ausgaben nicht unproductiv ist, da die Eisenbahnen den Handel und Verkehr ungemein beleben müssen, so muß man immerhin nicht vergessen, daß ein ordentliches Budget von 1368 Mill. und ein außerordentliches von 161½ Mill., also eine Gesammtausgabe von 1530 Mill. Fr. eine furchtbare Last ist für ein Land, das entfernt nicht den Handelsreichthum und die industrielle Thätigkeit von England besitzt. Daher auch die gesteigerte Aufmerksamkeit in der Kammer auf die Budgetfragen, daher vielleicht auch die Spaltung unter den Conservativen selbst, von denen viele die Entdeckung machen müssen, daß man mit einem starren Festhalten an den bisherigen Mißbräuchen schnellen Laufes auf eine Krise losteilt,[1] die für Frankreich höchst verderbliche Folgen haben könnte, um so mehr, als dieß Theurungsjahr seine Wirkung auf die Staatseinkünfte zu äußern nicht verfehlen wird.

Es zeigt sich immer mehr, daß man es mit keiner vorübergehenden Theurung zu thun hat, sondern daß die Preise der Lebensmittel sich noch eine geraume Zeit über den frühern Mittelpreisen erhalten werden. Daraus entspringen für die Regierung zweierlei Folgen: sie muß die freie Einfuhr von Lebensmitteln auf längere Zeit, vielleicht auf immer gestatten, [2] und die Steuern, welche am härtesten auf den untern Classen liegen, wie die Salzsteuer, ermäßigen, und auf der andern Seite, da die Theurung stets auch Geschäftslosigkeit mit sich führt, außer-

[1] Es ist wohl nicht zufällig, daß die Regierung gerade jetzt, nachdem die Budgetcommission der Deputirtenkammer ein Defizit von 655 Mill. am Ende dieses Jahres und die Nothwendigkeit eines Anlehens constatirt hat, am 19ten in der Pairskammer den sehr günstig lautenden Bericht der Aufsichtscommission über die Amortisationscasse erstatten ließ. Er verbreitet sich über die ganze Zeit vom 1 Junius 1816 bis 31 Dec. 1846, welche in vier verschiedene Perioden getheilt ist. An Anmerkungen zu dem Text möchte es freilich nicht fehlen.

[2] Die Verlängerung der freien Getreideeinfuhr bis zum 31 Januar 1848, welche kürzlich von der Kammer verwilligt wurde, ist sehr bezeichnend. Es ist dieß gerade lange genug, daß die Kammern versammelt und die ersten Geschäfte abgemacht seyn können, so daß die Regierung sich dann wiederum wenn es nöthig ist, um eine neue Verlängerung an die Kammer wenden kann, ohne daß in die Verfassungen ein Stocken kommt, da sie im Januar und Februar doch gewöhnlich und auch dem schwarzen Meer unfehlbar eingestellt werden.

Digitized by Google

ordentliche Arbeiten unternehmen, um den unbeschäftigten Händen Arbeit und Unterhalt verschaffen. Es ist auffallend und für die jetzigen Finanzverhältnisse bezeichnend, daß die Regierung unter diesen Umständen das Budget der außerordentlichen Arbeiten für die Jahre 1847 und 1848 durch die Budgetcommission von 472½ Mill. auf 291½ herunterseyen ließ. Es ist dieß für diese beiden Jahren eine Verminderung von etwa 180 Mill.

Die Regierung muß zu der Verminderung des außerordentlichen Budgets für die Eisenbahnen durch Umstände bewogen seyn, welche nicht bloß ihren Grund in der fatalen Lage der eigenen Finanzen haben, sondern allgemeinerer Natur sind, denn sie hat eine gleiche Verminderung der Arbeiten auch bei der Lyoner Bahn zugelassen. Die Lyoner Compagnie hatte sich anheischig gemacht bis zum Julius 1848 120 Millionen auszugeben, was eine neue Einzahlung von 40 Mill. oder 100 Fr. von der Actie — bis jetzt sind 200 einbezahlt, — erfordert hätte. Die Regierung hat die Compagnie durch den neuen Gesetzvorschlag nur zur Verausgabung von 10 Mill. verpflichtet, wozu sie keinen andern Grund gehabt haben kann, als daß die Directoren ihr vorstellten, sie fürchteten, die Gelder würden nicht eingezahlt. Von Seite der Regierung und der Lyoner Compagnie allein werden also im Laufe dieses Jahrs bis zum Sommer 1848 um etwa 130 Millionen Fr. weniger für öffentliche Arbeiten, namentlich für Eisenbahnen ausgegeben, obwohl es erste Regel ist, wenn einmal eine Eisenbahn begonnen worden, sie möglichst schnell zu Ende zu führen, weil jedes Jahr einen sehr bedeutenden Zinsenverlust bringt. Hier zeigt es sich wieder, wie sehr die Regierung fehlte, daß sie nicht selbst die Eisenbahnen ausführte: sie hätte, wäre nicht ihr verderbliches Anlehenssystem im Wege gestanden, seit Jahren genug Geld zu 4 und zu 5 Proc. aufbringen können, Hunderte von Millionen wären ihr zu Gebot gestanden, und sie hätte ohne den Geldmarkt in ungewöhnlicher Weise zu stören, im Lauf von 4 bis 5 Jahren 1000 Mill. aufbringen können. Daß sie mehr als Einmal die Selbstausführung beabsichtigte, läßt sich aus der Geschichte des französischen Eisenbahnwesens bis zur Evidenz nachweisen, und wenn sie es nicht that, so waren nur die Interessen der großen Bankiers entgegen, die bei dem jetzigen Stand des Geldmarkts und der Fonds betheiligt sind. Die Folgen dieses Verfahrens sind durch die Theurung des letzten Jahres deutlich genug zur Sprache gekommen, und es möchte nicht sehr klug von der Regierung gehandelt seyn, daß sie die Ausgaben für öffentliche Arbeiten selbst so beschränkt und von andern beschränken läßt. Man hat in Frankreich dieselben Berechnungen wie neulich in Deutschland angestellt hinsichtlich der Verluste welche das Land durch die Theurung erlitt. Den Verbrauch Frankreichs schlägt man auf etwa 100 Mill. Hektoliters an Weizen an, die andern Kornarten nach Weizen berechnet; diese kosten in gewöhnlichen Zeiten 2000 Mill. Fr.; rechnet man nun auch die Hälfte ab, die von dem Bebauern des Bodens selbst verzehrt wird, so bleiben 50 Mill. zu einem Preis von 1000 Mill. Fr. übrig, welche aber in diesem Jahr das Doppelte kosteten; man kann sich denken, welche Nachtheile Fabricanten aller Art, namentlich die von ihnen verwendeten Arbeiter erleiden, welchen gerade zu der Zeit, wo sie es am nöthigsten haben, die Mittel des Erwerbs verkürzt werden. Der Staat muß hier auf mannichfache Weise ins Mittel treten.

Hinsichtlich der Getreideeinfuhr hat sich die Kammer bereitwillig bewiesen, in der Salzsteuer hat sie der Regierung ein hartes Gebot aufzuerlegen gesucht, aber in der Fleischeinfuhr, wobei mehrere der ehrenwerthen Herren selbst betheiligt sind, hat sie sich sehr hartnäckig erwiesen, so viele Gründe auch für eine Freigebung der Fleischeinfuhr sprechen. Die Regierung muß einen andern Weg einschlagen, nicht nur im Staatshaushalt, sondern auch in den Zöllen, so weit sie den Unterhalt und die Nahrung der Mehrzahl betreffen. Erleichtert sie die Ernährung der Menschen nicht auf diese Weise, so muß sie solche direct durch Geldunterstützungen nähren. England nimmt jährlich um 400,000 Menschen zu, welche etwa eine Million Hektoliters Getreide erfordern; Cormenin hat berechnet, daß Frankreich in den nächsten zehn Jahren um 10 Mill. Menschen zunehmen wird, und schreibt eine Preisfrage aus, wie die Ernährung dieser Menschenmenge, welche wenigstens 25 Mill. Hektoliters Getreide mehr brauchen werden, bewerkstelligt werden soll, wenn nicht dem Handel mit Lebensmittel die Fesseln abgestreift werden. Die französische Regierung ist, was die innern Fragen, das Verhältniß der Stände unter einander, strittige Interessen u. s. w. betrifft, gegen die englische ein wahres Kind, und man muß auch sagen, ein Mann von der unbeugsamen Willensstärke Sir Robert Peels, der gegen zahlreiche und sehr mächtige Feinde die Aufhebung der Kornsetze durchzwingt, ist unter den jetzigen Verhältnissen Frankreichs ein wahres Unding, denn die ganze gegenwärtige politische Maschinerie ginge auseinander; die Leute würden sich in der Kammer nach ihren Interessen, nicht nach ihren politischen Conveniengen gruppiren, es käme mehr Wahrheit und Leben in die Verhandlungen, und zwar ein ganz anderes, als jetzt sich zeigt, wenn das Ministerium und der lobesame Hr. C. de Girardin ihre schmutzige Wäsche vor aller Augen auswaschen. Indeß wird der Drang der Noth manches ändern und stärkere Charaktere an die Spitze der Geschäfte bringen, Charaktere, die nicht mehr in politischen Intriguen aufgehen, und ihren alten auf andern Feldern errungenen und wohlverdienten Ruhm in jener schmutzigen Atmosphäre hinscheiden sehen.

Welchen Anblick bietet die Kammer dar, wenn von Handels- und Ackerbauinteressen die Rede ist: alle Ordnung hat gewöhnlich aufgehört, es ist ein wirres Durcheinanderreden, und die persönlichen Interessen machen sich im Gegensatz gegen die conventionellen politischen auf eine widrige Weise geltend, so daß es immer noch das beste ist, daß die Regierung in allen staatsökonomischen Fragen die Initiative ergreift — wie dieß namentlich mit den wichtigsten Zollangelegenheiten mehr als einmal geschehen ist — und dann die einzelnen Kammermitglieder bearbeitet, damit die Aenderung in aller Stille und ohne sonderliche Widerrede nachträglich genehmigt werde. So kann und wird es aber nicht immer gehen, und namentlich hat sich die Regierung in den Fragen über die Lebensmitteleinfuhr entschließen müssen, eine regelmäßige Bearbeitung der öffentlichen Meinung zu beginnen. [1]

Wenn solchergestalt die Regierung sich auf der Bahn der Erleichterung des Volkes hinsichtlich des Preises der Lebensmittel fortgetrieben fühlt, so kann sie auch der andern Nothwendigkeit, in der jetzigen Zeit der Theurung für die Ausdehnung der Arbeit Sorge zu tragen nicht entgehen. Statt dessen beschränkt sie ihre eigenen Ausgaben und die der Compagnien, und munterd dagegen die Gemeinden zu allen möglichen Arbeiten auf, um die Bedrängten zu beschäftigen: der Moniteur stroßt

[1] Siehe die Freiheit des Kornhandels in Frankreich Nr. 117. Auch Mich. Chevalier setzt diese Bearbeitung in der Revue des deux Mondes vom 1 Junius eifrig fort.

Digitized by Google

von Gesetzentwürfen, wodurch Gemeinden ermächtigt werden sich zu dieser oder jener Unternehmung, die oft ziemlich nutzlos oder wenigstens nicht dringend nothwendig sind, außerordentlich zu besteuern oder Anlehen aufzunehmen; sie will dadurch der Beschäftigung des Volks eine breitere Grundlage geben, als dieß bei den Eisenbahnen möglich ist, sie erwägt aber nicht, daß die Eisenbahnen gegenwärtig die nutzbringendsten Unternehmungen sind, nicht bloß wegen der Hände, die sie im Augenblick beschäftigen, sondern wegen der großen Zahl Menschen, welche Beschäftigung und Unterhalt durch den erweiterten Verkehr finden, wenn sie ausgeführt sind. Die Sparsamkeitsmaaßregel der Regierung findet also sehr mittelmäßigen Beifall, und die natürliche Folge ist, daß man in den andern Abtheilungen des unmäßig hoch getriebenen Budgets Gegenstände heraus sucht, die eine Ermäßigung bedürfen. So fangen selbst die Freunde der Regierung an, ihr bittere Rechnungen vorzuhalten. Napoleon gab in den drei Jahren von dem Bruch des Friedens von Amiens an bis nach der Schlacht von Austerlitz, wo es sich darum handelte, Frankreich nicht bloß die Obergewalt zu Lande, sondern auch zur See zu verschaffen, 809 Millionen für das Landheer und 440 für die Marine aus, das macht im Durchschnitt jährlich 270 Mill. für das Landheer und 146 für die Marine; jetzt unter dem Napoleon des Friedens gibt man jährlich 370 Mill. für das Landheer, und ziemlich eben so viel als Napoleon für die Marine aus; in den Jahren 1841 und 1842 betrug die Ausgabe etwa 140 Mill., 1844 und 1845 kam man auf ungefähr 120 Mill. zurück, aber im vorigen und diesem Jahre wird man wieder 145 Mill., ungefähr die Höhe des englischen Marinebudgets, ausgeben. Gibt man auch zu, daß die Preise allerdings gestiegen sind, so ist das Verhältniß doch noch sehr nachtheilig für den jetzigen Bestand der Marine und des Landheers, und man darf sich nicht verwundern, daß die öffentliche Aufmerksamkeit sich mit einer Art Wuth auf die Scandale der Verwaltung wirft, die im Laufe der letzten Jahre zu Tage kamen. So wirken die Geldbedürfnisse der Regierung, der Stand des Geldmarkts, wie ihn die Eisenbahnen geschaffen und die Theurungszustände verschlimmert haben, wechselweise darauf hin, den alten Schlendrian der Finanzverwaltung unhaltbar zu machen und wichtige Aenderungen im Staatshaushalt vorzubereiten.

Vergebend hat die Regierung gesucht sich den Ausgaben der Eisenbahnen zu entziehen, sie muß einmal sumd andere Beisteuern leisten. Am 19 Junius legte Hr. Portalis seinen Bericht über die neuen Eisenbahngesetze vor, welche Zuschüsse des Staats bedürfen. Die an der Nordbahn vom Staate auszuführenden Arbeiten sollten 78 Mill. kosten und werden 82 kosten, also ein Zuschuß von 4 Mill. Bei der Bahn von Avignon nach Marseille zeigen sich die Schwierigkeiten größer als man erwartet hatte: man schlug den Ankauf des Bodens auf 5 Mill. an, er wird zehn kosten, die Commission will vorerst vier bewilligen. Die Eisenbahn von Orleans nach Vierzon hat im vorigen Jahr einen Zuschuß von 3½ Mill. erhalten, aber die Ueberschwemmungen der Loire und die geringe Festigkeit des Bodens haben neue Arbeiten nothwendig gemacht, welche auf 4,600,000 Fr. veranschlagt sind; sie werden verwilligt; also bloß für diese 3 Bahnen einen Zuschuß von 12½ Mill. Wie viele werden nachkommen!

Alle diese Ausgaben zusammengenommen werden die Regierung in diesem und den nächsten Jahren sehr belästigen, sie werden den Geldmarkt um so mehr in einer fieberhaften Aufregung erhalten, als die Theurung noch geraume Zeit, wenn auch nicht in gleicher Stärke anhalten wird[1]; sie werden die Aufnahme von Regierungsanleihen in der bisherigen Weise mehr und mehr erschweren, und vielleicht nahezu unmöglich machen; aber alle diese Ausgaben, alle diese Unterhandlungen der Regierung mit den Eisenbahncompagnien werden eine sehr wohlthätige, wenn auch etwas späte Folge haben, nämlich die: die Gesammtheit der Eisenbahnen in eine solche Abhängigkeit von der Regierung zu bringen, daß die Compagnien ihr Monopol nicht mehr so werden mißbrauchen können, wie sie theilweise schon angefangen haben. Die Regierung wird und kann sich eine periodische Revision der Tarife vorbehalten, und dann ist es am Ende gleichgültig, vielleicht sogar besser, wenn die Verwaltung der Eisenbahnen so beaufsichtigten Compagnien bleibt, und nicht einer Regierung, wie die französische, die nur allzu geneigt ist, die Zahl ihrer Beamten zu vermehren, und die Stellen nach Gunst und zur Beförderung politischer Zwecke zu verleihen.

Ein frühreifes Mädchen in Serbien.

(Mitgetheilt von Arthur Schott.)

Ein merkwürdiges Naturspiel von gewiß seltener Art bekam ich auf einer Rundreise durch Serbien, welche ich eben beendete, im Poscharewatzer Bezirke zu sehen. Es ist ein fünfjähriges Mädchen und so groß als zählte es die doppelte Zahl seiner Jahre. Bei ihr traten neun Monate nach seiner Geburt alle Zeichen sich entwickelnder Mannbarkeit ein, die Brüstchen fingen an zu schwellen und mit ihnen bildeten sich die Geburtsglieder so aus, daß das Mädchen im zweiten Jahre, als die Sache zu ärztlicher Kenntniß gelangte, vollkommen reif war. Es wurde förmlich unter gerichtsärztlicher Aufsicht gestellt, unter welcher es sich jetzt seit etwa drei Jahren befindet. Der Bezirksarzt, der besonders viel Interesse an dieser merkwürdigen Erscheinung zeigt, stellte neben seinen wissenschaftlichen Beobachtungen auch gründliche Nachfragen über die ganze Entwicklung derselben an. Außerdem, daß er bei dem Mädchen alles so fand, wie ihr der vorhergegangene Ruf berichtet hatte, erfuhr er auch bemerkenswerthe Umstände, aus denen er diesen Fall seiner Hauptsache nach wenigstens theilweise natürlich erklären zu können glaubt, ohne ihm jedoch etwas von seiner außerordentlichen Seltenheit zu benehmen. Jetzt, da ich die Sache theils aus des Arztes eigenem Munde, theils durch die Erzählungen anderer Begierdsamten, dann aber auch durch eigene Anschauung, wozu ich Gelegenheit hatte, näher kennen lernte, dürfte weiteres darüber hier nicht ohne Interesse sein.

Nach des Arztes Erfahrungen herrscht in manchen serbischen und walachischen Dörfern des Poscharewatzer Bezirkes noch immer die seltsame Sitte, neugeborne Mädchen zu entmelken, eine Verrichtung welche stets die kundigen, Hebammendienst verrichtenden ältesten Weiber (Prieftinnen der Diana Lucina?) vornehmen. Welcher Zweck diesem gewiß sehr alten Brauche zu Grunde liegt, konnte ich nicht erfahren, doch besteht er einfach darin, daß die Brüstchen dieser Neugeborenen so lange gerieben und gedrückt werden, bis aus den Wärzchen ein die zwei Tropfen lymphatischer Flüssigkeit quellen. Als genanntes Mädchen bei seiner Geburt auch entmelken werden sollte, wollte dieß nicht recht gelingen, so daß diese Operation wahrscheinlich verfehlt wurde. Dieß mußte, wie die Mutter des Kindes nachher selbst meinte, die Ursache sein, daß die Brüstchen aufschwollen, was die Weiber zusammen veranlaßte, den angerichteten Schaden durch Schmieren, Salben und Einrei-

[1] Gegenwärtig werden monatlich etwa 1,600,000 Hektolitres zu einem Werth von 50 bis 60 Mill. eingeführt. Das wächst jetzt nach der Ernte, wenn diese so günstig ausfällt, wie man hofft, aufhören, aber die jetzt in England stets offene Zufuhr und das Bedürfniß Irlands, wo England vielleicht noch für einige Jahre zwei Millionen Menschen ernähren muß, wird die Preise im allgemeinen höher halten, als sie in den letzten Jahren gewesen sind, es müßten denn ganz überschwängliche Ernten kommen, die nicht in eine gewöhnliche Wahrscheinlichkeitsberechnung aufzunehmen sind.

Digitized by Google

hungen wieder gut zu machen. Statt daß aber bei den angewandten Mitteln ihr Geschwulst gefallen wäre, schien sie eher zuzunehmen und endlich bekam die Brust das Ansehen eines mehr und mehr herumreifenden Busens, worüber denn die von neunten Monate an regelmäßig eingetretene Menstruation keinen Zweifel mehr übrig ließ. Alle in die Sache Eingeweihten verschwiegen treu ihres Stammens den Umstand aufs tiefste, so daß er erst bekannt wurde, als das Mädchen sein zweites Jahr erreicht hatte.

Alle Beobachtungen und Erfahrungen über diese seltene Erscheinung schreiben sich erst von diesem Zeitraum her. Der Arzt fand außerdem, daß das Mädchen über sein Alter groß war, die Brüste faßt zu vollkommener Reife gelangt, eben so die Geburtsglieder, einen Umstand, welchen er dem nervös-magnetischen Reiz und dem fast unmittelbaren Verkehr, in welchem diesem Theile mit den stets geriebenen Brüsten standen, zuschreibt. Durch die Gefälligkeit der betreffenden Herren Kreisbeamten wurde mir und meiner Reisegesellschaft die Gelegenheit das Kind selbst zu sehen. Es hat die Größe von einem 8— 10jährigen Mädchen, ist rund gebaut und hat ein gewöhnliches rundes Gesicht. Als dessen Vater, der es uns vorgeführt hatte, eine seiner Brüste zur Anschauung entblößte, benahm sich die Kleine so sünfjährig anschuldig und willenlos, daß ich nicht annehmen kann, es zeigen sich bei ihm schon ebensalls vorgerückter moralische Regungen, die im Verhältniß zu seiner weit vorgeschrittenen physischen Ausbildung ständen. Nach des Arztes Ausage sollen Hals, Brüste, Hüften, Arme und Beine alle vollkommen gebildet und wie bei einer reifen Jungfrau seyn.

Sollte auch die Erklärungsweise des Arztes, der diese seltene Erscheinung von Frühreife näher beobachtete, nicht ganz gegründet seyn, so ist doch wohl anzunehmen, daß bei aller natürlichen Anlage zu solch wunderbar schneller Entwicklung das Entwelken des Kindes einen ersten Anlaß gegeben haben mag.

Chronik der Reisen.

Castren's Reise in Sibirien.

(Schluß.)

Mit Ausschließung der verwirrlichen Mundarten der Laaksojaken und der Mangasäischen Juraken reduriren sich Klaproth's fünf Dialekte auf folgende drei: der Tymsko-Karakenschr, der Yajschinsche oder Turuchanische und der obere Karasinsche. Aber auch diese Eintheilung kann nicht bestehen, denn da die Yajschinschen und Karasinschen Samojeden vom Tas-Flusse ausgewandert sind, so haben sie einen und denselben Dialekt mit den Tasoschen, falls man auf die hie und da eingeschlichenen Russicismen nicht Rücksicht nimmt, oder auf geringfügigere Lautverwechselungen, welche letztere saft in jedem Zelte wahrgenommen werden können. Wen allem dem hatte Klaproth natürlich keine Ahnung, sondern die meisten von ihm angegebenen Verschiedenheiten gründen sich theils auf Schreibfehler (z. B. sense statt kuese, boggo statt korgo), theils auf unrichtige Zusammenstellungen von Wörtern (z. B. Arm und Zeigefinger), theils auf Verwechslung von Wortformen u. s. w.

Was ich längst vor diesem muthmaßlich von einem möglichen Zusammenhange zwischen den Tasoschen und Temschen Dialekten angeführt habe, bestätigt sich nun in weit höherem Grade, als ich einmal zu hoffen gewagt hatte. Es mag Ihnen unglaublich erscheinen, ist aber nichtsdestoweniger vollkommen sicher, daß der Tasoschr Dialekt sich wenigstens eben so nahe, wenn nicht näher, zu dem Narymschen anschließt, als dieser zu dem Tschulymschen. Mit Kenntniß der sämmtlichen Dialekte in dem Tomskischen Gouvernement findet man hier wenig Neues und Abweichendes. Dessen ungeachtet habe ich geglaubt ein Paar Monate auf das Studium des nördlichen oder Tasoschen Dialektes verwenden zu können und müssen, um mich in der Sprache noch mehr zu vervollkommnen. Mit dem erwähnten Dialekte habe ich mich nun schon in sechs Wochen jeden Tag vom Morgen bis zum Abend beschäftigt. Nach einigen Tagen reisen alle hier anwesenden Samojeden ab, und da bin ich denn auch gesonnen aufzubrechen. Ohne Bedenken nehme ich die Richtung noch fortwährend abwärts längs des Jenisei-Flusses. Ein Abstecher nach Tas wäre jetzt ganz zwecklos, nachdem ich in Turuchansk Samojeden nicht nur von dem Hauptstuße, sondern auch dessen entlegensten Zuflüssen, wie Pokolv, Karaiq, Schtita, Natta u. s. w. kennen gelernt habe. Auf Jurasen bin ich zwar noch nicht gestoßen, ihretwegen aber eine Reise zum Tas zu unternehmen, würde wenig lohnen, da die Juratolsche Mundart mit der von mir bereits untersuchten nahe übereinstimmt und außerdem mit besserem Erfolge hier am Jenisei studirt werden kann, als in den Juratolschen Zelten am Tas-Flusse. Abgesehen von den unerhörten Mühen und von dem großen Zeitverluste, den eine solche Reise verursachen würde, habe ich aus sünftig nahe anzugehenden rein wissenschaftlichen Gründen geglaubt, wenigstens die weiter darauf verzichten und statt dessen die Reise den Jenisei herab fortsetzen zu müssen, um 1) meine bereits hier gemachte Bekanntschaft mit den Karasinschen Samojeden in ihren eigenen Wohnsitzen in der Gegend des Karasinschen Winterlagers zu erneuern, 2) von dem Juratolschen Dialekte bei dem Plachinschen Winterlager Kenninsk zu nehmen und 3) das eigentliche sogenannte Samojedische bei Dudina und Teiksi Nest zu studiren. Ob dieses Studium am Jenisei absolvirt werden könne, oder etwa eine Excursion ostwärts bin erheische, kann ich noch nicht entscheiden. Auf jeden Fall bitte ich davon überzeugt zu seyn, daß ich keine Mühe sparen werde um meinen Auftrag redlich zu erfüllen.

Meine Gesundheit ist während des Aufenthalts in Turuchansk ganz erträglich gewesen, obgleich ich feuchte Zimmer bewohnt habe und meine Diät nicht die beste gewesen ist. Gegessen und gearbeitet habe ich zwiel, dagegen zu wenig Bewegung gehabt. Die Mücken sind hier so beschwerlich, daß man trotz des besten Willens sich nicht im Freien bewegen kann, ohne sich in die gewöhnlichen Hauben von Pferdehaaren einzuhüllen, welche ich durchaus nicht vertragen kann, da die Luft auch schon ohnedem gar zu schwül und drückend ist. Das Thermometer zeigt hier nicht selten 26—30° R., es muß aber bemerkt werden, daß wir nach einer Hitze von nahe an 30° am 13 Julius Tages darauf, am 14., wieder Schneewetter hatten, und die Luft so kalt war, daß man überall die Zimmer heizte und sich in Pelzen einhüllte.

Die Samojedischen Studien haben soviel Zeit hingenommen, daß ich bis jetzt an keinen ausführlicheren Reisebericht denken konnte. Da es nicht möglich seyn dürfte, während der Herbstzeit von Dudinka irgend etwas abzufertigen, so werden Sie wohl nun in einer längeren Zeit von mir nicht benachrigt werden können.

Mit der umgehenden Post sende ich unter den Nummern 18 und 19 an die Akademie zwei Kisten mit verschiedenen Sachen für das ethnographische Museum. Die eine, oder Nr. 18, enthält einen Tungusischen Bogen und zwei Ostjakische Pfeile, einen von Bein und den andern von Eisen. Die Pfeile habe ich bei den Jenisseischen Ostjaken überkommen; aber sie sind übrigens gemeinschaftlich für Ostjaken, Samojeden und Tungusen nebst anderen sibirischen Völkern. In Betreff des Bogens muß ich noch bemerken, daß derselbe, ob zwar steif und vortrefflich, den Fehler hat, daß der Abstand zwischen dem Bogen und der Sehne zu klein ist, wodurch die Hand bei dem Schießen leicht beschädigt wird. Nach den Kunstregeln muß ein Bogen so eingerichtet seyn, daß die Querhand selbst auf der schmalsten Stelle zwischen dem Bogen und der Sehne unbehindert passiren kann.

Naturhistorischer Fund auf den canarischen Inseln. In einem Steinbruch auf den canarischen Inseln hat man vor kurzem zufälliger Weise ein ganz wohlerhaltenes Skelett eines ungeheuren Hunds gefunden. Der französische Consularagent kaufte und schickte es ans naturhistorische Museum in Paris. Dieß Skelett ist von sehr großem Interesse für die Wissenschaft, da es dem riesenhaften Hundsgeschlecht angehört, von dem die canarischen Inseln nach Plinius ihren Namen erhalten haben sollen, und das nun seit vielen Jahrhunderten von der Erde verschwunden ist. (Fr. Blätter.)

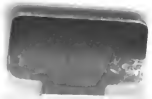
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.
(Beilagen: Intelligenzblatt: Nr. 6 nebst Umschlag zum Monat Junius.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inv. Nº 41238.



Digitized by Google

Digitized by Google